



<36602733270013

# Der Gesellschafter

oder

# Blätter für Geist und Herz.

Herausgegeben

von

F. W. Gubitz.

Vierter Jahrgang.

Mai.

Berlin, 1820.
In der Maurerschen Buchhandlung,
Poststraße No. 29.

# Der Gesellschafter
oder
# Blätter für Geist und Herz,

**herausgegeben vom Professor Gubitz.**

**Preis des Jahrgangs mit Kupfer und Beilagen aller Art, 8 Rthlr.**

Diese Zeitschrift beginnt mit 1820 ihren 4ten Jahrgang. Die Theilnahme für sie hat sich mit jedem Jahre vergrößert, und der Herausgeber sucht sie immer mehr durch die Mannigfaltigkeit der Gegenstände, welche die Zeitgenossen interessiren, und über die mit großer Freimüthigkeit gesprochen wird, zu verdienen.

So enthält der erste halbe Jahrgang von 1819: 38 Erzählungen, ernst und launig, 80 Gedichte und 169 Aufsätze allgemein wissenschaftlichen und satyrischen Inhalts; viele derselben sprechen über Erscheinungen der Zeit. Verfasser aller dieser Gegenstände [illegible]: Achim v. Arnim, Bertram, A. O. Blumenthal, Bondi, Clemens Brentano, Gottfr. Bueren, Bonafont, Büsching, H. Clauren, Johannes Didymos, Carl Dielitz, K. Förster, Gerle, L. v. Germar, v. Göckingk, Grävell, die Brüder Grimm, G. W. Groke, v. Grunenthal, F. W. Gubitz, Haug, Heinsius, F. K. Hermann, Franz Horn, Ister, Kapf, Kronos, Julius Körner, Kreuser, Fr. Kuhn, A. F. E. Langbein, Fr. Lange, Joh. Langer, K. Lappe, Fr. Laun, Leander, Lindau, C. F. E. Ludwig, A. v. Maltitz, K. Müchler, Karl Müglich, Wilhelm Müller, A. Münde, Fr. Krug v. Nidda, J. Polt, Raßmann, Ed. Rolle, Richard Roos, G. Schadow, G. W. Schießler, Franz v. Schlechta, Carl Seidel, Seifried, K. Sondershausen, Karl Stein, Stuhr, Tauscher, Vulpius, G. M. Walter, Weisser, Fr. Wendel, K. Witte, Zunz und der Verfasser von „Wahl und Führung"; ferner die geachteten Frauen: Luise Brachmann, Therese Huber, Amalie Schoppe geb. Weise, Henriette S. geb. H., Caroline Stahl, Caroline Stille u. s. w. Auch bisher noch ungedruckte Reliquien von Fichte, Forster, Gleim, Gellert, der Karschin, Klopstock, Seume, Schiller, Wieland u. s. w. erfreuen die Leser. — Außer diesen Aufsätzen hat die Zeitschrift eigene Correspondenten, welche Berichte gaben aus Baireuth, Berlin, Breslau, Copenhagen, Dresden, Erfurt, Erlangen, Königsberg, Leipzig, Mietau, München, Münster, Petersburg, Pesth, Pommern, Prag, vom Rhein, Rom, Stuttgart, Weimar, Wien u. s. w.; und es sind z. B. in sechs Monatsheften noch mehr als 500 interessante Notizen aus englischen und französischen Zeitungen (Times, Morn. Chronicle, Courier, Morn. Post, Indépendant, Constitutionel, Vrai Libéral, Journal de Paris, Journal de Francfort, Gaz. de France, Gaz. de Gant, Gaz. de Liége etc.) übersetzt. — Ein Beiblatt „Bemerker" enthält die literarischen Fehden; artistische Beilagen (im Jahr 1819 eine vervielfältigte Zeichnung von Goethe, das Bildniß Kotzebue's, eine Maria mit dem Kinde, Holzschnitt von Gubitz u. s. w.) und allmonatlich eine neue Vignette sind gefällige Zierden, und ein „Blatt der Ankündigungen" verbreitet das Neueste im Literatur-Gebiete u. s. w.

Wenn übrigens Göthe den Gesellschafter, ihn allein neben dem Morgenblatt nennend, als schätzbares Tagesblatt erwähnt (Westöstlicher Divan S. 51[illegible]); Kotzebue ihn als eine Zeitschrift bezeichnet, die ihren Ruf begründet habe, (Literarisches Wochenblatt 1819 März); und Franz Horn auch in den „Umrissen zur Geschichte und Kritik der schönen Literatur" schon empfehlend von ihm spricht, so wird es jedem einleuchten, daß diese Zeitschrift in keinem Journal-Cirkel fehlen darf.

Wer sich darüber in Kenntniß setzen will, wird gewiß gern zugestehn, daß der „Gesellschafter" in jedem Familienkreise auf höchst angenehme reichhaltige und wahrhafte Weise seinem Titel entspricht.

Von mehreren Seiten aufgefordert, die früheren Jahrgänge zu einem geringern Preise als den Ladenpreise zu lassen, bieten wir

den 1sten Jahrgang zu . . . . 3 Rthlr. (sonst 8 Rthlr.)
den 2ten — — — . . . . 3 Rthlr. (sonst 8 Rthlr.)
den 3ten — — — . . . . 5 Rthlr. (sonst 8 Rthlr.)
Alle 3 zusammen genommen aber zu 10 Rthlr. (sonst 24 Rthlr.)

an, zu welchem Preise man sie durch alle Buchhandlungen und Postämter erhalten kann.

Es befinden sich in diesen 3 Jahrgängen schon allein über 18[illegible] Erzählungen, größtentheils von den ausgezeichnetsten Schriftstellern Deutschlands, die Menge anderer trefflicher Aufsätze, Gedichte, Anekdoten etc. nicht mitgerechnet.

Vorzüglich machen wir die Bewohner kleiner Städte, so wie des Landes auf diese 3 Jahrgänge aufmerksam, sie können sich für diesen so äußerst billigen Preis eine höchst angenehme unterhaltende und nützliche Winterlectüre verschaffen.

Man kann den „Gesellschafter" entweder in wöchentlichen oder monatlichen Lieferungen (in letzterem Falle jeden Monat geheftet) erhalten, welches man nur der nächsten Buchhandlung oder dem nächsten Postamt, von wo man ihn sicher erhält, anzuzeigen hat.

Berlin.



**Maurersche Buchhandlung,**
Poststraße, No. 29.

# Inhaltszeiger für den Monat Januar 1820.

Berlin, gedruckt bei G. Hayn.

# Inhaltszeiger für den Monat Februar 1820.

---

Berlin, gedruckt bei G. Hayn.

## Inhaltszeiger für den Monat März 1820.

---

Berlin, gedruckt bei G. Hayn.

# Inhaltszeiger für den Monat April 1820.

---

Berlin, gedruckt bei G. Hayn.

# Inhaltszeiger für den Monat Mai 1820.

---

Berlin, gedruckt bei G. Hayn.

# Inhaltszeiger für den Monat Juni 1820.

---

Berlin, gedruckt bei G. Hayn.

# Inhaltszeiger für den Monat Juli 1820.

---

Berlin, gedruckt bei G. Hayn.

# Inhaltszeiger für den Monat August 1820.

---

Berlin, gedruckt bei G. Hayn.

# Inhaltszeiger für den Monat September 1820.

---

Berlin, gedruckt bei G. Hayn.

# Inhaltszeiger für den Monat Oktober 1820.

---

Berlin, gedruckt bei G. Hayn.

# Inhaltszeiger für den Monat November 1820.

---

Berlin, gedruckt bei G. Hayn.

# Inhaltszeiger für den Monat Dezember 1820.

---

Berlin, gedruckt bei G. Hayn.




# Der Gesellschafter
oder
# Blätter für Geist und Herz.

1820. Sonnabend den 1. Januar. 1stes Blatt.


## Vater Peter.
### Erzählung von Fr. Laun.
(Zur Monats-Vignette.)

Es war einmal Einer, der Peter hieß und der just so aussah, wie die Andern auch, nur daß er einen kurzen Fuß hatte und einen langen; daher wurde er denn der lahme Peter genannt weit und breit. Er hätte aber eben so gut der gescheidte Peter heißen können, denn er hatte so viel Bücher gelesen und so viel Lehrer gehört, daß Mancher an seiner Stelle dubiös geworden wäre: ob es wirklich für ihn noch etwas zu lernen gäbe in der Welt. Gleichwohl ging es Petern mit Allem kontrair. Erst hatte er die Rechte studirt und sie gefielen ihm ungemein; wie es jedoch zur Ausübung kam, da sah er sie zuweilen durch so viel krumme und unreinliche Nebengäßchen schleichen, daß ihm davor zu grauen anfing. Er sprang daher ab vom Wege, um in einer Kirche frische Luft zu schöpfen. Alle Gesichter der zahlreich versammelten Gemeinde zeugten von dem Beifall, welchen der kleine schwarze Mann auf der Kanzel hatte. Peter hielt diesen Beifall mit der Rede des Mannes zusammen und dachte: Man brauche eben kein Hexenmeister zu seyn, um eine christliche Versammlung wie diese noch einmal so sehr zu erbauen. Fehl geschossen! Zwar schwang sich Peter mittelst seines guten Willens und Fleißes in Kurzem auf die Kanzel; wie er aber droben stand und die erwartungsvollen Gesichter von Jung und Alt sich ihm zukehrten, da trat der Versucher heran und sprach: „Eingebildetes Menschlein! Siehst Du den kleinen Mann, der sonst immer hier auf Deinem Platze steht und jetzt seine Blicke, so gut wie die Uebrigen, nach Dir richtet? Es ist doch wohl nicht allzu leicht, also zu reden, daß die hier versammelten vielen Köpfe und vielen Sinne keinen Anstoß daran nehmen!“ — Und wie der unsichtbare Versucher Petern das ins Ohr raunte, da flimmerte das Konzept ihm so vor den Augen: daß er seine eigene Handschrift nicht lesen konnte, und nach wenigen wunderlichen Worten die Kanzel-Treppe mit dem Vorsatze hinab stieg: sie sein Lebtage nicht wieder zu betreten. — Die Heilkunde war nun freilich noch ein weites und um so anziehenderes Feld, je weniger von den Lorbeern eingeerndtet sind, welche darauf so herrlich empor wachsen. Er gab sich ihr auch mit allem Fleiße hin. Weil er aber gerade durch seinen übertriebenen Fleiß mit jedem Tage zweifelhafter wurde in den Arzneimitteln und in den Krankheiten, so zog er sich von dieser Wissenschaft ebenfalls zurück. — Die Philosophie, mit der er seine Studien angefangen hatte, blieb ihm noch übrig. Weil aber heut zu Tage jeder Philosoph sich ein eigenes System machen muß, wenn man aus ihm etwas machen soll, dies ihm aber zu weitaussehend war, da der medizinische Doktorhut den Rest seines Vermögens erschöpft hatte, so glaubte er sich damit nicht einlassen zu können. — Sonach wußte er bald nicht, was er anfangen sollte. Ein Handwerk erlernen hielt er für das Gescheidteste; er dünkte sich aber doch schon zu alt und der Doktorhut genirte ihn dabei ungemein. — Der Wehrstand wäre vielleicht am passendsten

gewesen für ihn. Denn damals hatte er noch ein Bein so kurz oder so lang wie das andere und vieles Lernens bedurfte es nicht bei diesem Stande. Peters Neigung aber lehnte sich dagegen auf. Zum Glück wurde diese Neigung durch einen feindlichen Einbruch ins Land und die daraus folgende gewaltsame Werbung überwunden. Selbst der Doktorhut war kein Hinderniß, da Peter den Beweis: daß er von ihm oder wovon er sonst lebe, aus den hinreichendsten Gründen zu führen unterließ; und Petern ging das Exerziren bald so flink von der Hand, daß sein Korporal sagte: „Wollte Gott, alle meine Rekruten wären Doktoren; die könnten es leicht bis zum Korporal bringen!"

Dazu kam es jedoch mit Petern nicht. Als er nämlich am Tage der Schlacht mit seinen Kameraden in Reihe und Glied stand, und die Bleichheit ihrer Gesichter und das Zittern ihrer Glieder bemerkte, da rieselte ihm selber ein Fröstеln durch den ganzen Körper. Als aber nun vollends die feindlichen Reihen gegenüber traten und die Mündungen ihrer Schießgewehre sich zu ihm herüber kehrten, wie vormals die Blicke der Andacht nach der Kanzel, da überfiel ihn ungefähr dieselbe Laune wie dort. Als nun kurz darauf einen großen Theil seiner Kameraden das Ausreißen anwandelte, da würde die Furcht vor der Schande ihn doch vielleicht auf dem Platze erhalten haben, wären nicht alle vier Fakultäten, denen er gehuldigt hatte, auf einmal ihm mit ihrer vereinten Weisheit über den Hals gekommen. Die philosophische taxirte es für offenbaren Unsinn: in den leidigen Kugelregen hinein zu treten, während man sich durch Schirme gegen den gewöhnlichen Regen zu schützen suche. Die juristische sagte: daß es allen Rechten zuwider laufe, wenn das Leben der Unschuld so unverantwortlich exponirt werde. Die theologische führte Petern zu Gemüthe: daß er sich das Leben nicht selbst gegeben, folglich es auch nicht wie ein Kleid ausziehen und hinwerfen dürfe; die medizinische endlich hieß ihn erwägen: wie viel kostbare Mittel oft vergebens aufgeboten würden, einen bereits ganz wandelbaren Leichnam vom Tode zu erretten, indeß er seinen kraftvollen Körper letzterem geradezu in den Rachen werfen wolle. Dieser vereinten Weisheit war nicht zu widerstehen. Um jedoch zugleich der Schmach des Ausreißens zu entkommen, dachte er, nur mit dem Tode Versteckens zu spielen, und begab sich schleunigst hinter eine benachbarte dicke Hecke. Hier schien der Kugelregen sich abwarten zu lassen. — Das Gefecht entfernte sich auch immer weiter. Um jedoch nicht zum zweiten Mal muthwillig in das Verdrüßliche desselben hinein gezogen zu werden, nahm sich Peter vor: den Abend hinter der Hecke zu erwarten. Als er aber in der Dämmerung eben sich aufrichten wollte, schoß es von Neuem und sogleich duckte er sich wieder zu Boden. Er merkte indessen bald: daß der Schuß aus keinem Soldaten-Rohr, sondern aus der Flinte eines Jagd-Dilettanten gekommen, welcher in heimlicher Hasenjagd begriffen war. Als nun jetzt der verfolgte Hase sich gerade nach Peters Hecke zurück zog, fühlte Letzterer auf einmal die Ladung eines zweiten Schusses so fest im Kniee sitzen, daß er nur mit Mühe seinen Schmerz verbiß. — Darauf kam der Jäger wohlgemuth heran, um zu sehen: ob er seinen Hasen erlegt habe. Allein der Verwundete reichte ihm einen solchen Backenstreich aus der Hecke heraus, daß er laut aufschreiend davon eilte: hauptsächlich wohl darum, weil er dieses lebendige Hasen-Surrogat für einen lauernden Forstmann hielt, sein Dilettantismus aber von dortiger Obrigkeit mit Zuchthausstrafe belegt zu werden pflegte.

(Die Fortsetzung folgt.)

## Ein Brief C. M. Wieland's an Sophie von La Roche.

### Mitgetheilt von Franz Horn.

Verzeihen Sie, theure Sophie, daß ich Ihnen auf Ihr letztes Briefchen (das mit dem hiemit zurück folgenden der Fräulein Mariane ** begleitet war) erst im Jahr 1788 antworte. Mein „Lucian" beschäftigt mich so stark, daß er beinahe alle meine Zeit wegnimmt; dazu kommen noch (außer der Aufmerksamkeit, die meine Verhältnisse und Pflichten fordern) hundert unvermeidliche Zerstreuungen, die zum Theil die bitteren Früchte der leidigen Celebrität sind, deren Beschwerden Ihnen nur zu sehr bekannt seyn werden.

Ich danke Ihnen recht sehr für die Mittheilung des Briefes Ihrer Freundin. Wenn noch etwas fehlte, mich nach meiner inneren Verfassung zu einem der glücklichsten, d. i. mit ihrem Schicksal zufriedensten und vergnügtesten Sterblichen zu machen, so wäre es der persönliche Umgang mit M. Wollte der Himmel, daß Sie die Anzahl der vielen Fremden vermehren könnte und wollte, welche nach Weimar ziehen, in der für diesen Ort höchst verbindlichen persuasion: daß es hier leichter und besser leben sey, als anderswo. — Wahr ist's, daß dieses Weimar einige Besonderheiten hat, unter denen wohl die große und fast unbeschränkte Freiheit zu denken und zu leben (die wir, ich weiß nicht recht warum, pour le moment besitzen) nicht die geringste ist: aber bei dem allen würde ich es doch, wegen des Klima's und der rauhen Luft keiner Person von zarter Complexion und die eines milderen Klima's gewohnt ist, zu rathen wagen, in einem gewissen Alter den Versuch zu machen, wie ihr die Weimarsche Luft bekommen möchte.

Das viele Gute, so unsre liebenswürdige Freundin vom „Agathon" urtheilt, macht mich beinahe gelüstig, dieses Buch selbst wieder zu lesen, von dem ich seit

den 15 Jahren, die zwischen jetzt und der Ausgabe von 1773 verflossen sind, nur noch eine schwache und beinahe ganz erloschene Idee habe. Wirklich bin ich willens, die nächsten Stunden von Muße, die mir zu Theil werden sollten, dieser Lektüre zu widmen, um zu sehen, ob der Effekt, den dieses mir wie fremd gewordene Werk auf mich machen wird, mit dem milden Urtheil unsrer Freundin überein stimmt. Sagen Sie ihr indessen gelegentlich, daß die Horazischen Briefe und der Commentar darüber, unter allen meinen Schriften diejenigen sind, auf die ich den meisten Werth lege, und woraus man mit meinem Kopf, Herzen, Geschmack, Vorstellungsart und Individual-Charakter am genauesten bekannt wird.

Ihr Journal der Reise nach Frankreich, meine Freundin, habe ich leider! noch nicht zu sehen bekommen. Ihr Verleger hätte, denke ich, mir gar wohl ein Exemplar davon schicken können.

Meine zahlreiche Familie, von der 73jährigen Urgroßmutter an bis zu einem höchst lieblichen und holden kleinen Carolinchen, wovon meine älteste Tochter, Sophie Reinhold, seit 14 Monaten Mutter ist, befindet sich in allen ihren Gliedern wohl, und in der That, liebe Sophie, wir machen zusammen eine glückliche Familie aus; wenigstens sind wir es unserm eigenen Gefühl nach, und wiewohl wir, nach dem Maaßstab des Glücks, der in London, Paris, Amsterdam u. s. w. angenommen ist, nur sehr arme Leutchen sind, so würden uns doch die Socraten und Epaminondas und Phocion und Epiktete, und der Schwiegersohn des großen Paul Aemil, Aelius Tubero, der mit 16 Vettern und ihren sämmtlichen Weibern und Kindern von einem einzigen kleinen Gütchen lebte, unfehlbar für eben so glücklich gehalten haben, als wir uns selbst. *** ist es auf eine andere Manier, die auch ihren Werth hat, wenn man sich recht darin zu finden weiß. Schreiben Sie mir doch etwas von ihm, liebe Sophie, denn ich nehme sehr lebhaften Antheil an ihm, wiewohl er mich ganz vergessen zu haben scheint. Ich umarme unsern verehrungswürdigen La Roche und meine liebe Freundin von 37 Jahren her und bleibe so lang ich athme

Ihr alter Freund und Verehrer

Weimar, den 2. Januar 1788. Wieland.

## Aufrichtigkeiten.

In der Bibl. historique giebt man folgende Tiraden eines Abts, welche er am Charfreitage (1819) während der Communion aussprach: „Väter und Mütter! Euer gehört die Schuld unserer Aengstlichkeit, unserer Hoffnungslosigkeit. Seht eure Kinder! Wir entrissen sie dem Teufel und erschrecken, sie nun wieder in eure Macht geben zu müssen. Kinder! Ihr kehrt zu euern Eltern zurück, vielleicht führen sie euch in fluchwürdige Gesellschaften, vielleicht gar ins Schauspiel — Kinder, ihr sollt den Eltern gehorsam seyn, mehr aber Gott. Weigert euch demnach, wenn ihr auf Bälle und in Komödien gehen sollt, sprecht: Nein, wir thun es nicht! denn ihr habt das Recht dazu. Thut ihr's nicht und steht einst vor Gottes Thron, werdet ihr sagen müssen: Nicht wir, unsre würgenden, verfluchten Eltern haben uns zu jenen Ausschweifungen erzogen, räche uns, o Gott! Verflucht sind Eltern, welche einem Körper das Leben gaben und einer Seele das Leben nahmen!" — Nichts ist wohl abscheulicher, als eine gute Lehre, die zum allerschlechtesten Beispiel gemacht wird. Bleibt es unumstößlich wahr, daß Feststellung der Sitten mehr wirkt, als der dienstwilligste Glaube, so sollte man es doch fast für unmöglich halten, daß ein Volkslehrer, noch dazu ein Abt, für das sittenloseste Geschwätz den blinden Glauben in Anspruch nähme. Im Irrthum kann Jemand seyn (obwohl man das Sprüchwort: „irren ist menschlich!" gar zu gern so weit ausdehnt, daß man hinzu setzt: je mehr irren, je menschlicher!); aber, angeblich zur Ehre Gottes, die Kinder in den gemeinsten Ausdrücken gegen die Eltern aufhetzen, das heißt die Schmach, die man der Vernunft anthut, überbieten und selbst dem kraftlosesten Gläubigen einen Leuchtthurm bauen, damit er sich aus der stürmischen, grundlosen Wogenmasse, wozu diplomatische Religiosität den einfachen Pfad des Guten und Rechten gemacht hat, endlich wieder zu diesem rette. Wie gut ist's, daß die Verfechter des Unsinns — welche kecklich wähnen, prunkend an der Spitze der alten Finsterniß, sie von neuem über den Erdball verbreiten zu können — ihre Aufgeblasenheit unvorsichtig auf jeden morschen Stab stützen wollen; so fallen nur sie in den Staub, zu welchem sie die Menschheit nieder ziehen möchten. Glück auf! alle ähnlichen Bestrebungen unserer Zeit scheinen als Motto die Worte Lukans zu verdienen: „Unsere Irrthümer steigern wir zu Verbrechen, vergreifen uns in den Mitteln und stürzen uns durch die eigenen Waffen!"

Fr. Wendel.

## Denksprüche aus Minnesängern.

1.

Man soll um Güter werben,
Als solle man nimmer sterben;
Doch auch sie so vergeben,
Als gält's keine Woche leben.

2.

Die Fürsten zwingen mit Gewalt
Feld, Steine, Wasser, Feu'r und Wald,
Dazu nicht minder Wild und Zahm —
Gern thäten sie's der Luft alsam,
Doch muß uns die Gemeingut seyn;
Könnten sie aber Sonnenschein
Verbieten, Wind und Regen,
Man müßt's mit Golde wägen!

Krug von Nidda.

## Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

Karlsbad. Von hier nach Franzensbad führet auch über Hartenberg ein Weg. Nicht fern von Zwodau leitet er auf eine Schwefelhütte, wo eine gelb und roth gewundene hohe Straßensäule die Herrschaften Falkenau und Hartenberg scheidet. Hier fängt nun eine prächtige, mit schönen Brücken, unterirdischen Wasserleitungen, gelb und roth gewundenen Straßensäulen und mit Alleen von Pappel- und Vogelbeer-Bäumen gezierte Straße an, die gerade zu dem Schlosse Hartenberg hinführt. — Die Lage dieses Schloßes, das schon zu Kaiser Karls IV. Zeiten als eine ausgezeichnete Burg prangte, ist äußerst romantisch. — An der Morgenseite des auf einem sehr hohen Berge stehenden Schlosses fließt der Waldstrom Zwodau. Diese höchst reizende Parthie ist mit vielen Gängen im Walde durchschnitten, so, daß man sehr bequem zu einer am Strome gelegenen Papiermühle — deren Inhaber sein Fabrikat beinahe ausschließend nach Sachsen absetzt — gelangt, und eben so bequem den hohen Berg zum Schloße wieder hinauf kommt. — Auf der Abendseite durchkreuzen gleiche Spaziergänge den hohen Berg, deren Alleen von Stachel-, Johannis-, Himbeer- und Brombeer-Stauden und mannigfaltigen Blumen zu einem ziemlich großen Teiche führen, der eigens angelegt und durch einen sehr starken Damm mit dem gegen Mittag gelegenen steilen Berge verbunden wurde, auf den man Apfel- und Birnbäume von guten Sorten pflanzte. Den mit Karpfen und Forellen besetzten Teich ziert eine niedliche Insel, ein elegantes, grün und weiß angestrichenes Doggenhaus, und ein auf der Anhöhe angebrachtes zierliches Gebäude, die Wohnung des herrschaftlichen Fischer-Meisters. — Durch die Alleen von Obstbäumen gelangt man in eine mit den Anlagen verbundene, auf der Fläche gelegene Landwirthschaft, von ungefähr 10 Joch Aussaat, bloß zu landwirthschaftlichen Versuchen bestimmt, mit einem kleinen Garten, in welchem eine geräumige Hopfen-Laube mit der Aussicht auf das Schloß einen der schönsten Ruheplätze umschließt. — Bemerkenswerth ist auch das vortrefflich eingerichtete, große Brauhaus, und einladend die romantische Gegend, durch welche man in drei Stunden Franzensbad erreicht. — Der Freund der Natur wird hohen Genuß finden! Doch noch ein höherer harret des Menschenfreundes; denn Hartenberg besitzt einen Schatz, der selten war und ist unter jeder Zone und in jedem Lande. — Dieser Schatz ist — der hochherzige Grundherr, ein Graf Auersperg. — Der Graf, ein rühmlichst bekannter Schriftsteller, ehedem Appellations-Gerichts-Präsident in Mähren und Schlesien und Ober-Landes-Kämmerer in dem Markgrafthum Mähren, lebt hier — nicht sowohl sich und der Natur, als dem Glücke seiner Unterthanen — das wahre, schöne Leben des Edeln und Weisen. — Schon die Verschönerung der so romantischen Gegend muß den besten Einfluß auf die zweckmäßige Bildung der Landleute äußern; selbst das roheste Gemüth schmilzt endlich unter dem Eindrucke des Schönen! — Die lediglich für Versuche bestimmte Landwirthschaft muß äußerst wohlthätig wirken; denn einer Seits wird dem Landmann das mit zu vielen Kosten verbundene und eben deswegen für ihn unausführbare Versuchen erspart, und anderer Seits doch das Nützliche derselben um so sicherer verbreitet, als es ihm schon bewährt — unter seinen eigenen Augen bewährt — überliefert wird. — Und welchen Gewinn bieten für die Kultur der Gegend die von dem großmüthigen Grafen angelegten Straßen? — Durch eine hat er Zwodau, durch die andere Gossen und Oberschossenick mit Hartenberg verbunden, und durch eine dritte über 4000 Klafter lange Straße gegen Frankenhammer sucht er seinen Unterthanen die Vortheile des Getreidehandels, der beträchtlich in das Gebirge getrieben wird, zu verschaffen. — Ist die Erbauung dieser Straßen schon an und für sich ein bleibendes Verdienst, so wird dieses durch den Zeitpunkt der Erbauung und die ihr gebrachten Opfer noch unendlich gesteigert. — Wie ein glaubwürdiger Zeuge versicherte, so hat der Graf alle diese Anlagen in dem Jahre 1817 bewerkstelligt, um seinen, von der damaligen Theuerung und Noth gedrückten Unterthanen auf zu helfen, und sie vor Müßiggang, Verarmung und Ausartung zu bewahren. — Sich selbst aber hat er, um diese große Ausgabe bestreiten zu können, eine bis zur höchsten Einfachheit reichende Entbehrung auferlegt. — Allein nicht nur Wohlthäter der Gegend ist der Graf, auch Wohlthäter vieler Einzelnen. — Sein und seiner Unterthanen Verhältniß zu einander bietet überhaupt etwas Patriarchalisches dar. — Er ist Vater, sie sind Kinder! — das Band der Liebe verbindet sie! — Zum Beweise dient, unter Anderem, der Fall: daß Rechtsstreite auf dieser Herrschaft äußerst selten sind. Es ist der Graf, der die Streitenden belehrt und versöhnt! — Dies sind Thaten, die nie untergehen! von Geschlecht zu Geschlecht reifen voller ihre Früchte! Dies ist Verdienst, gesäet auf das Feld der Unsterblichkeit! denn es ist Glied an dem ewigen Bande, an welchem die Menschheit zur Humanität vorschreitet! Dies ist Verdienst, das einst der Ewige wägt! denn es ist das Resultat der reinsten Liebe! Solcher Edeln leben zwar wenige, aber sie leben doch. Sie auf zu finden und hin zu stellen — ein Muster ihrer und der folgenden Zeit — ist Desjenigen Beruf, der es unternimmt, das Merkwürdige einer Gegend auf zu zeichnen; denn wie groß auch der Reiz der Natur sey, und wie hohen Werth auch manche andere Merkwürdigkeit für ihn habe, der größte Reiz und die höchste Merkwürdigkeit ist für den Menschen doch der Mensch! Johann Gunz.

In der „Bibliothèque universelle" (Genf 1819) erzählt der Professor Pictet folgende Anekdote von einem musikalischen Hunde: „Einer meiner Freunde, der ganz in meiner Nähe wohnt, hat einen Hund, der gegen alles, was Vokal- und Instrumental-Musik heißt, vollkommen gleichgültig ist. Wird aber die alte bekannte Volks-Romanze: „L'âne de notre moulin est mort, la pauvre bête!" (ein erbärmlicher Gassenhauer) in seiner Gegenwart gesungen oder gespielt, so fängt der Hund damit an, den Sänger oder Spieler mit flehendem Auge an zu blicken, gähnt dann immer fort, giebt Zeichen von Ungeduld und Mißbehagen von sich, springt auf, setzt sich auf die Hinterfüße, fängt an zu heulen und immer lauter zu heulen, bis er die Stimme oder das Instrument nicht mehr hören kann und beide überheult. Unterbricht man das Lied, so hält er mit Heulen ein. Es sind mehrmals Versuche gemacht worden, andere gleichgültige Sachen aus zu führen, und mit einem Male, ohne Pause, in das bekannte Lied ein zu fallen; der Hund bleibt ganz ruhig, ohne Theilnahme, bis der erste feindselige Laut sein Ohr trifft; dann aber macht er seine ganze Schule durch, und wiederholt sie, so oft man will." (Courier.)

Montesquieu spricht sich in seinem „Geist der Gesetze" über die englische Constitution also aus: „Die politische Freiheit der Unterthanen besteht in derjenigen Geistesruhe, die aus der Meinung entspringt, die ein Jeder von seiner Sicherheit hat. Um eine solche Freiheit zu bewirken, muß die Regierung so beschaffen seyn, daß Keiner sich vor irgend Jemand zu fürchten hat." — Er setzt hinzu: „Ich will nicht untersuchen, ob England einer solchen Freiheit genießt oder nicht. Es reicht zu meinem Zwecke hin, daß die Gesetze sie den Engländern einräumen und zusagen." — Dann schließt er die Untersuchung über Großbritaniens schönes Gesetz-System (wie er es nennt) mit den bedeutungsschweren Worten: „So wie alles auf der Welt ein Ende hat, so wird auch dieser Staat, von dem ich spreche, seine Freiheit verlieren und untergehen. Sind nicht Rom, Sparta und Carthago untergegangen? — Er wird untergehen, sage ich, wenn einst die gesetzgebende Gewalt verderbter seyn wird als die ausübende." (Morn. Chron.)

Die Aushängeschilder zu Paris müssen jetzt durchaus eine hohe Beziehung haben. Es giebt einen „Graveur des Malteser-Ordens," einen „Regenschirm-Verfertiger der Herzogin von Angoulême," ja sogar einen „Hosen-Fabrikanten der Herzogin von Berry." (Indep.)






# Der Gesellschafter
oder
# Blätter für Geist und Herz.

1820. • Montag den 3. Januar. 2tes Blatt.


## Herrn Ottberts Dienstag-Blättlein.

(Von dem Verfasser von „Wahl und Führung.“)

### Seltsame Nahrungsmittel.

Je kultivirter ein Volk wird, in dem Grade vergrößert sich auch die Zahl und Mannigfaltigkeit seiner Nahrungsmittel und um so sorgfältiger ist es darauf bedacht: dieselben durch künstliche Zubereitung für den Genuß zu veredeln und den rohen Stoff zarter und für den Gaumen annehmlicher zu machen. Dagegen je tiefer das Volk noch steht, je instinktartiger noch alle seine Begierden in ihm sind, um so mehr auch hält es sich an einzelne bestimmte Nährstoffe, und um so mehr verschwindet zugleich bei ihm der Abscheu vor Dingen, die man bei uns Vielen nur zu nennen braucht, um ihnen in diesem Augenblick überhaupt die Lust an jeder Speise zu verderben. Und wie verschieden ist nicht die Sitte darin, was man in dem einen Lande genießt, und in dem andern zur Speise ganz unbenutzt läßt. Hunde und Pferde werden bei uns gar nicht, Schweine mit großem Wohlgeschmack gegessen; diese dagegen sind von großen Nationen des Orients als unreine Thiere verabscheut, während ganze Volksstämme, wie z. B. die tatarischen und mongolischen, hauptsächlich von Pferden sich nähren, und der Hund auf den Inseln der Südsee und bei einigen nordost-asiatischen und amerikanischen Stämmen ein bedeutendes Nahrungsmittel darbietet. Aber auch welche abscheuliche Dinge werden von wilden und halbkultivirten Nationen mit dem besten Appetit genossen. — Von den Tunkinesen erzählt Bissachère: daß sie vor der Milch der Thiere einen solchen Widerwillen hegen, wie wir vor dem Trinken des Blutes, welcher so weit geht, daß sie sogar Butter und Käse verschmähen; dagegen sie die Nachgeburt der Thiere genießen, ja sogar die der Frauen als ein Arzneimittel verschlingen.

Die Ostiaken um den großen Ob-Fluß haben — nach Pallas — im Sommer einen solchen Ueberfluß von Fischen, daß sie einzig und allein davon leben. Sie geben sich dann selten die Mühe, dieselben zu kochen oder zu braten, sondern schneiden dem Fische am liebsten, so wie er aus dem Wasser kommt, das Fleisch riemenweise vom Leibe, netzen es mit Blut, welches aus den Stichen, die am Schwanze gemacht werden, häufig hervor quillt und verzehren es so aus der Faust, indem sie mit den Riemen in den Mund fahren und die Bissen mit dem Messer von unten herauf vor den Lippen sehr geschickt abschneiden. Kein Wunder daher, wenn diese Leute zur Sommerszeit eine Atmosphäre, wie die eines Fischmarktes, um sich verbreiten. — Nach eben diesem Berichterstatter sengen die Samojeden, wenn die Rennthiere im Frühling junges Geweihe aufsetzen, nur die Haare davon ab, und verzehren solche Geweihe, die noch rauh und knorpeligt sind, roh.

Was uns aber vollends ganz ungenießbar erscheint, sogar Letten wird in den Tropen-Ländern genossen. Die Indianer (die amerikanischen), erzählt uns Herr von Humboldt, verzehren große Quantitäten Letten, ohne ihrer Gesundheit zu schaden; sie halten diese Erde für Nahrungsmittel, d. h. sie fühlen sich durch ihren

Genuß auf lange Zeit gesättigt. Sie schreiben diese Sättigung dieser Erde, nicht der anderweitigen sparsamen Nahrung zu, welche sie sich neben dem Letten hier und da zu verschaffen wissen. Befragt man den Otomaken nach seinem Winter-Vorrathe (Winter heißt hier die Regenzeit), so zeigt er auf die Erdhaufen in seiner Hütte. In allen Tropen-Ländern — fährt der Erzähler fort — haben die Menschen eine wunderbare, fast unwiderstehliche Begier, Erde zu verschlingen, und zwar nicht sogenannte alkalische (Kalkerde), um etwa Säure zu neutralisiren, sondern fetten, starkriechenden Letten. Kinder muß man oft einsperren, damit sie nach frisch gefallenem Regen nicht auf das Feld laufen und Erde essen. Die indianischen Weiber — die am Magdalenen-Fluße, im Dorfe Banco, Töpfe drehen — fahren, wie ich mit Verwunderung gesehen, während der Arbeit mit großen Portionen Letten nach dem Munde. Außer den Otomaken erkranken die Individuen aller andern Völkerstämme, wenn sie dieser sonderbaren Neigung für den Genuß des Lettens nachgeben. — Hiermit stimmt auf das Vollkommenste Depons überein. Von allen Indianern — erzählt er — sind die Otomaken, welche am oberen Orinoko wohnen, die stärksten Esser. Wenn sie aber, wie das wirklich der Fall ist, auch Erde essen, so geschieht dieses mehr aus Geschmack, als aus Nothwendigkeit. Der Pater Gumilla erzählt: sie gebrauchten hierzu eine besondere Art, die mit Krokodillfett oder anderem Fett vermischt ist, wodurch sie ihre Schädlichkeit verliere. Er hätte hinzu setzen sollen, daß nur jene Erde, die für die Häuptlinge bestimmt ist, mit Fett vermischt wird. Alle nomadischen Völkerschaften an den Ufern des Meta essen ebenfalls Erde. Giebt es doch sogar Stämme an dem Fluße Casiquiare, deren Nahrung großen Theils aus Ameisen besteht. — Daß aber die Gewohnheit des Erde-Essens auch bei den Negern herrsche, bemerkt Mungo-Park, wobei er es unentschieden läßt: ob diese von einem verdorbenen Appetit, oder dem festen Vorsatz: sich selbst zu zerstören, herrühre.

Die menschenfressenden Neu-Caledonier verschmähen — nach La Billardière — auch eine Art von großen Spinnen — die sie, auf Kohlen geröstet, verzehren — ja sogar einen grünen, ziemlich weichen Speckstein nicht, wovon jener Reisende einen Wilden ein Stück, zwei Fäuste groß, verschlingen sah. Hier haben wir also eine wilde Nation, die zugleich Menschen, Spinnen und Specksteine verzehrt.

Salz, das uns zu jeder Speise unentbehrlich scheint, haben — nach Wilson — die Pelew-Insulaner gar nicht, bedienen sich auch keiner Brühe oder Gewürze. Auch die Kaffern entbehren desselben — nach Alberti — ohne es auf eine andere Weise bei ihren Speisen zu ersetzen. In dem inneren Afrika gehört es zu den ersten Luxus-Artikeln, und — sagt Mungo-Park — man sieht Kinder an einem Stücke Steinsalz, als wäre es Zucker, saugen. Der Mann ißt Salz zu seiner Speise, bedeutet dort eben so viel, als: er ist ein reicher Mann.

Den wilden Charrua's (an dem östlichen Ufer des Uruguay), die an Ungeziefer reich sind, gewährt es, besonders den Frauen, einen ganz besonders angenehmen Reiz, daß sie diese Thierchen einige Augenblicke lang auf der Spitze der Zunge herum krabbeln lassen, und sie alsdann zerbeißen und essen. Das Nämliche thun sie auch mit den Flöhen. Dieser ekelhafte Gebrauch herrscht übrigens — nach Azara, der auch jenes berichtet — durchgängig bei allen Indianern, ja sogar bei den Mulattinnen und der ärmeren Klasse der Einwohner von Paraguay.

Doch die alleraußerordentlichste Speise von allen wäre, wenn wahr ist, was man von dem großen Dalai Lama lieset: daß aus dem Abgange dieses Gottmenschen, mit Moschus vermischt, vergoldete Pillen bereitet, und diese von seinen Verehrern nicht bloß als Amulette am Halse getragen, sondern sogar auch als heilige Würze gerieben über die Speise gestreuet werden. — Und man könnte in der That fragen: was giebt es auf der Erde, das am Ende, wenn nicht von Thieren, doch von thierischen Menschen aus unnatürlicher Gierde oder gar aus abergläubischem Wahn nicht verschlungen wird?

## Vater Peter.

(Fortsetzung.)

Der arme Peter hatte das Recht, wieder existiren zu dürfen, theuer genug mit seinem zerschossenen Kniee erkauft. Auch war es noch sehr zweifelhaft: ob man es wegen des Schrots, mit dem der Schuß geschehen, unangefochten lassen würde. Er wagte es indessen, aus der Hecke nach der Straße herüber zu kriechen, wo ihn ein vorbei fahrender Bauer fand, der den Bittenden auf seinen Wagen lud. — Der Bauer führte der Armee Proviant nach, daher kam der Verwundete sogleich an den rechten Ort. Der Arzt verband ihn, und die Bemerkung in dessen Bericht: daß er mit Schrot geschossen worden, gefiel dem Regiments-Kommandanten ungemein; erstens: weil sonach der Chirurg die Aufmerksamkeit mit auf alle Nebendinge richtete, und dann: weil er aus dem Schrote den Schluß zog: daß der Feind mit gehöriger Munition nicht hinreichend versehen sey. Da der Chirurg zugleich bemerkte: der Verwundete werde nie wieder dienstfähig werden, so empfahl der Kommandant den armen Peter, unter vielen Lobeserhebungen seines guten militairischen Benehmens, und bat, wegen des Beispiels für Andere: daß ihm seine zeitherige Löhnung als Ruhegehalt auf Lebenszeit gegeben werden möchte; und die

Genehmigung erfolgte. — Peter ward hergestellt. Sein merkliches Hinken sprach ihn für immer vom Soldaten-Dienste los. Heirathen aber, meinte er, könne er darum doch. Mit diesem Gedanken kehrte er zurück in seine Vaterstadt. Schon sehr frühzeitig hatte er sich ein Ideal von Mädchen ausgesonnen; damals reichten für dieses alle Mädchen, die er antraf, nicht aus: damals aber war er freilich noch wohlhabend und wohlgewachsen. Jetzt war das ganz anders geworden; jetzt hatten die Mädchen billige Bedenken gegen eine Heirath mit ihm. Umstände verändern die Sache. — Letztere Bemerkung theilte die bereits seit einiger Zeit aus den Jahren des Wachsthums getretene Jungfer Thymiane, welche einem bejahrten Herrn die Wirthschaft führte. Der war auch früher Keiner recht gewesen von Allen, welche kamen; jetzt wäre ihr so ziemlich Jeder recht gewesen, aber jetzt kam Keiner. Das mochte sie denn veranlassen, dem lahmen Peter, der im Dache des Hauses wohnte, wo sie Ausgeberin war, auf sein Grüßen freundlich zu danken. Vom Grüßen kam es zum Küssen und von da zum Heirathen. Erst am Hochzeitstage fiel Petern ein: daß er und sie schwerlich durchkommen würden, wenn Thymiane nichts gesammelt hätte; zaghaft äußerte er ihr das. Darauf führte sie ihn lächelnd zu ihrer Lade und wies ihm die Röllchen Goldstücke, welche sie theils während des Dienstes zusammen gebracht, theils geerbt hatte. Da war denn sein Kummer mit einem Mal gehoben.

Jetzt gerieth er zuerst auf den Grundsatz: Je unüberlegter, je besser. Sein ganzes Leben, glaubte er, zeuge von dieser Wahrheit; denn alle die Handlungen, über die er zuvor lange nachgedacht, waren ihm mißrathen, und alle, die er frisch von der Faust abgethan hatte, waren ihm gelungen, und wenn er sich, wie er meinte, nur von der gottlosen Maxime: daß das nicht so seyn dürfe, losmachen könnte, so würde er bald ein ganz anderer Kerl seyn. Immer aber fragte er die Vernunft und die Klugheit um Rath und immer kam er nicht damit fort. Exempli gratia bei dem Heirathen! Auf Schönheit hatte er nicht mehr gesehen, auf Jugend auch nicht; wer seine liebe Frau ins Gesicht faßte, der mußte ihm dieses Zeugniß geben. Bloß ihre Bescheidenheit, ihre Reinlichkeit, ihre Freundlichkeit hatte er berücksichtigt. Und kaum waren seit dem Hochzeitstage vier Wochen ins Land gegangen, so war die Reinlichkeit zu einer solchen Wasch-Leidenschaft ausgeartet, daß nichts im ganzen Hause ungewaschen blieb, kaum sein Kopf, und die Bescheidenheit und Freundlichkeit dabei völlig umkamen. Fand doch Peters Tröster in mannigfacher Noth, die Tabackspfeife, nicht einmal einen Platz mehr in seinen eigenen vier Pfählen, ja, er selber nicht, sobald er sie im Munde hatte. Und wie er, der Verfolgung zu entfliehen, eines Tages auf den Oberboden gelaufen war und dort zum kleinen, runden Fenster hinaus seine Rauchwolke recht behaglich blies, da schlug ihn plötzlich Jemand auf die Schulter. Es war der Wirth, der ihm einen großen gedruckten Bogen vorhielt, wodurch das Tabacksrauchen auf den Böden bei ansehnlicher Strafe verboten wurde.

So kontrair ihm aber auch fortdauernd Alles ging, so bemerkten doch seine Nachbarn: daß die Ursache bloß in seinem Unglück lag, und die gute Art, mit der Peter die Sachen gemeiniglich an zu fangen pflegte, wohl einen besseren Erfolg verdient hätte. Die Nachbarn theilten das ihren Basen und Gevattern mit, daher kam es denn bald herum in der ganzen Stadt. Und wenn Einem oder Einer ein verwickelter Kasus vorkam, so sprachen sie: „Werde wohl zum lahmen Peter müssen und hören, was der dazu sagt!“ — In der Regel kehrten sie auch recht zufrieden von ihm nach Hause. Bekam ihnen nun die Befolgung seines Rathes gut, so dachten sie nicht weiter an Petern; im Gegenfall aber wußten sie sein Häuschen recht gut wieder zu finden, und machten ihm entsetzliche Vorwürfe: daß er ihnen so schlecht gerathen habe.

Thymiane sagte daher auch zu ihm: „Bist mir ein rechter Hanswurst, Peter, nimm mir's nicht übel. Was hast Du nun davon, daß solch Volk uns die Stube fast einläuft und uns plagt und plagt, nur um Dich späterhin aus zu schelten? Und ich meines Orts, ich möchte immer draußen stehen, daß sie sich auch die Schuhe an dem Eisen abstreichen; denn den großen Zettel an der Thür, der sie darum bittet, liest kein Mensch.“ — „Freilich wohl!“ sagte Peter. — Und so viel sie auch weiter noch redete und brummte aus Aerger: daß er ihr nicht einmal widersprechen wollte, Peter sagte kein Wort mehr. Er nahm seinen Hanswurst gelassen hin und dachte: Gar Mancher ist ein Hanswurst, dem bloß der Titel fehlt, um auch dafür zu gelten und manch Anderer ist kein Hanswurst, dem man diesen Titel zukommen läßt. Das ist so der Lauf der Welt und an den muß man sich gewöhnen.

(Die Fortsetzung folgt.)

## Schmerzeslaut.

Triolett; nach dem Spanischen.

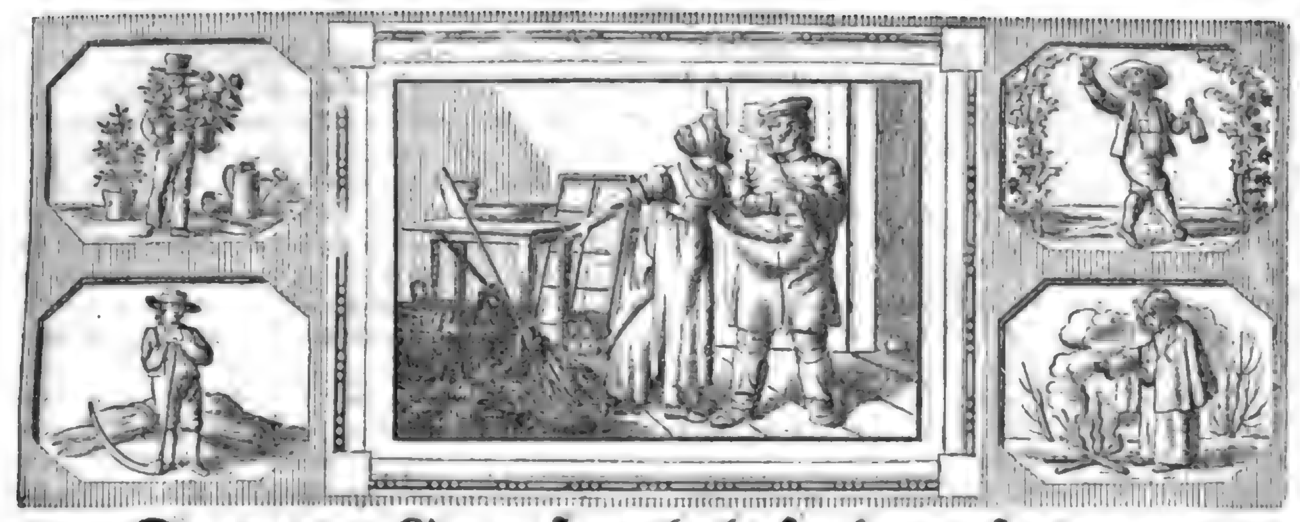
Ach, wie schwer ist's, Kränkung tragen!
Da fühlt Reichthum, selbst Erbarmen,
Sich im Echoruf verarmen:
„Ach, wie schwer ist's, Kränkung tragen!“
Heldenkränz' Ihm, der mit Sorgen
Schmerz der Ehre so verborgen,
Daß auch Blicke Keinem sagen:
Ach, wie schwer ist's, Kränkung tragen!

Bertram.

## Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

Hamburg. Sie wollen über die innern Verhältnisse und das gesellige Leben unserer Stadt Einiges wissen, und ich werde Genüge leisten, so weit es meine Kräfte gestatten. — Das Leben und die Verfassung in Hamburg müssen durchaus ungetrennt seyn, da Diejenigen, welche die Behörden bilden, den Ton angeben. Hier, wie überall, giebt es freilich eine Opposítions-Parthei, im Ganzen wird sie aber nur wenig und dann oft nur in Zufälligkeiten entdeckbar. Ein kleiner Vorfall nöthigte mir vor einiger Zeit selbst ein Lächeln ab. Der Wall, der nach Kräften wieder verschönt wird, dient besonders den niedern Ständen zum Orte, wo das gewaschene Zeug gebleicht und getrocknet wird, welches denn freilich eben nicht zur Verschönerung desselben beiträgt. Dies erkennend, ergriff man Maaßregeln dagegen, und man fand aller Orten Pfähle mit Tafeln, die da enthielten: „Das Zeugtrocknen auf dem Wall wird bei Strafe verboten." Nach einigen Tagen führte mich mein Weg über den Wall von einem Thore zum andern, und was erblickte mein Auge? Man hatte an diese Strafe verkündenden Pfähle die Zeug-Leinen zu größerer Bequemlichkeit gebunden, und lustig flatterten zerlumpte Hemden und Kleider, den Winden ein Spiel, um das Mandat herum. — Die öffentlichen Sicherheits-Anstalten sind gut, wenn sie gleich noch manchen Wunsch übrig lassen; aber wobei wäre das nicht? — In Hinsicht der Wohlthätigkeit wird Hamburg schwerlich von irgend einer andern Stadt oder einem Reiche übertroffen; es giebt fast kein öffentliches Vergnügen, wobei nicht zuerst der Armen und Leidenden gedacht würde, und das mit einer fast rührenden Sorgfalt. Sehr vortheilhaft hat auch der Zeitgeist auf die hiesigen öffentlichen Wohlthätigkeits-Anstalten, z. B. auf das Waisen-, Armen- und Werk-Haus gewirkt. Es ist nicht zu verkennen: wie viel munterer und frischer die hiesigen Waisenkinder im Vergleiche mit vordem aussehen; sie werden jetzt besonders zu körperlichen Uebungen angehalten, die früher außer Acht gelassen wurden, weshalb die armen Kleinen sonst sehr unbehülflich und ungesund aussahen. An Pflege und guter Nahrung hat es ihnen nie gefehlt, indem es zu den Ehrenämtern der edlern und ausgezeichneten Mitbürger gehört, Vorsteher des Waisenhauses zu seyn: ein Posten, der wohl Mühe und Beschwerde, aber nur den süßen Lohn der heilig erfüllten Menschenpflicht einbringt. Unter gleicher Aufsicht, und nicht unter besoldeten Männern, stehen alle ähnlichen Anstalten, sogar die, welche zur Korrektion gehören; das, denk' ich, giebt ein freundliches Bild von der hiesigen Verwaltung. — Die Armen-Anstalt, welche jährlich so viele Hunderttausende durch öffentliche Sammlungen und Privatgaben empfängt, kann bei dem regsten Eifer und der edelsten Anstrengung doch nicht der steigenden Noth wehren, da die inländischen Fabriken durch Ueberschwemmung von englischen Manufaktur- und Fabrik-Waaren gänzlich darnieder liegen, und besonders die Zuckersiedereien und Kattundruckereien, die sonst viele Tausende, wenigstens nothdürftig, ernährten, ganz eingegangen sind. — Die Armenschulen sind zum Theil vortreflich eingerichtet, und die hiesige öffentliche Lehr-Anstalt, das Johanneum, verbunden mit einem Gymnasium, beginnt unter der Leitung ernster und treflicher Lehrer sich aus dem Todesschlummer zu erheben, welcher in der französischen Zeit ihm drohte. Unter den öffentlichen Anstalten erwähne ich noch die herrliche Stadt-Bibliothek, die in der That jede Auszeichnung verdient, und auf deren Benutzung jeder ansäßige Bürger, ohne weitere Bürgschaft als die seines unbefleckten Namens, Ansprüche machen darf. Sie enthält die seltensten und schönsten Werke, und hat jetzt an dem verdienstvollen Professor Lehmann aus Berlin einen geschickten Vorsteher. — Das gemeinnützige und verdienstliche Wirken der hiesigen Patriotischen Gesellschaft (deren Stifter der berühmte Büsch war), wozu die edelsten Männer der Stadt gehören, ist zu bedeutend und erfreulich, als daß ich es mit Stillschweigen übergehen konnte und möchte. Nicht allein sucht diese schöne Verbindung der Besseren und Geistreicheren das aufkeimende Talent zu heben und zu bilden, indem sie ihm Unterstützungen aller Art, sowohl durch zweckmäßig geleiteten Unterricht, als durch Geld zukommen läßt, sondern sie belohnt auch liebreich die stillverborgene Edlen, z. B. Retter bei Feuers- und Wassers-Gefahren; und selbst langjährige, als besonders treu erprobte Diener empfangen ehrenvolle Preise, die ganz dazu geeignet sind, zu ermuntern und zu belohnen. Die öfteren Versammlungen dieser Gesellschaft geschehen in dem Lokale der Harmonie, wo den Mitgliedern auch eine ausgewählte Bibliothek zu Gebote steht. — Jetzt wollen wir einige Blicke in das Familienleben unserer guten Stadt thun! — Wie in allen ähnlichen Orten, wird der Sommer meist auf dem Lande in eben so schönen als anmuthig gelegenen Landhäusern von den Begüterten zugebracht, und wer sich hiezu nicht rechnen darf, fühlt doch, wie die Schwalbe, den Wandertrieb, und miethet sich ein Stübchen vor einem der Thore, wo die Familie nur den Tag zubringt und Abends vor der Thorsperre wieder zur Stadt zieht. Diese Gewohnheit ist eben so zweckmäßig als heilbringend und bewahrt die Bewohner der Stadt vor vielen schädlichen und ansteckenden Seuchen, die sich ohnehin in den engen und dumpfen Gassen leicht einfinden würden. — Die Landhäuser bieten die größeste Mannigfaltigkeit dar, indem der Eine unter einem stolzen, säulengetragenen Dache, der Andere unter dem von Stroh sich wohler fühlt. — Große Gesellschaften werden immer seltener, dagegen nimmt die Geselligkeit zu, indem man sich zwanglos besucht. Die Einrichtung einiger Familien, die nach dem Beispiele St. Petersburgs und anderer großen Städte an bestimmten Tagen sich darauf einrichteten, zahlreichen, doch uneingeladenen Besuch zu empfangen, fand weder Beifall noch Nachahmung, und mußte bald wieder aufhören, weil sich Niemand einfand. — Das zeittödtende Kartenspiel nimmt immer mehr ab, auch gehört es nicht mehr zum guten Ton, die heranreifenden Söhne und Töchter in dieser edlen Kunst zu unterrichten, damit sie wenigstens Lückenbüßer abgeben können; vielmehr wird es verspottet, wenn man junge Personen am Spieltische findet. Auf die Musik legt man hier, wie überhaupt mehr auf sinnliche Kunst als auf Wissenschaft, einen großen Werth; es gehört vorzüglich mit zur Bildung der weiblichen Jugend, ein, wohl gar zwei, drei Instrumente zu spielen, auch findet man einige trefliche Klavierspielerinnen. — Für die Ausbildung des Gesanges wird durch Privat-Unterricht, den die Herren Schäfer, Schwenke, Grund und Clasing, so wie Demois. Louise Reichard ertheilen, und mehrere Sing-Akademieen, die besonders dahin streben, den fast ganz erloschenen Sinn für die alte und Kirchen-Musik zu wecken und zu beleben, gesorgt. — Oeffentliche Clubbs und Bälle werden nur zu Anfang ihres Entstehens besucht, indem es unvermeidlich ist, daß bei aller Sorgfalt nicht die Gesellschaft doch gemischt werde, und sich Personen einschleichen, die man in guten Gesellschaften nicht dulden würde. In Hinsicht des Umgangs und der Forderung an reine, untadelhafte Sitten ist man löblich strenge, strenger als man im Auslande glaubt. Wer so unglücklich war, seinen Ruf zu beflecken, sieht sich bald von allen Familienkreisen ausgeschlossen; ich rede hier besonders vom weiblichen Geschlechte. — Verheirathete Männer besuchen nur selten die öffentlichen Belustigungs-Orte, dahingegen die männliche Jugend sich dort öfter einfindet. Besonders sind die beiden Pavillons im Jungfernsteig am Alster-Bassin, sowohl im Sommer als im Winter, übervoll; freilich wird hier auch Alles aufgeboten, um für die Unterhaltung und das Vergnügen zu sorgen. (Der Schluß folgt.)

Als Fernando Cortez im Jahr 1513 Besitz vom Südmeer nahm, veranstaltete er folgende Feierlichkeit: Er stieg bis zum Gürtel in das Meer, hielt mit der Rechten seinen gezogenen Degen und mit der Linken sein Schild empor, und sprach, so laut er konnte: „In Gegenwart von Euch, Ihr Zeugen, nehme ich, Namens der erhabenen Krone von Kastilien, hier Besitz, und dieser Degen soll ihr die neue Domaine bewahren!" — Jetzt sucht man sehr nach diesem Degen des Fernando Cortez. (Independ.)




# Der Gesellschafter
oder
# Blätter für Geist und Herz.

1820. Mittwoch den 5. Januar. 3tes Blatt.


## Der Schwur.

Auf der Wiese zartem Teppich
Saß ich jüngst mit meiner Kleinen
In dem Schatten einer Linde.
Und ich pries die seid'nen Locken,
Die ihr von der Schulter wallten,
Und ich pries die schönen Wangen:
Daß sie immer schöner wurden;
Und ich scherzte und ich kos'te,
Wie ein sel'ges Kind der Götter.
Aber sie, das Köpfchen neigend,
Nur verstohlen aufwärts blickend,
Sagte flüsternd diese Worte:
„Wirst Du stets mein Lieber bleiben?"
Und da war ich aufgesprungen,
Pflückte mir ein Blatt der Linde,
Und gewandt mit spitzer Nadel,
Die mir ward als werthe Beute,
Schrieb ich in des Herzblatts Adern:
„Ewig Dein!" — und senkt' es nieder,
Daß, vom lauen West getragen,
In den Schooß ihr's gaukelnd sinke.
Ach! da ward des Westes Säuseln
Schnell zum Winde, fort getragen
War das Blatt mit zartem Schwure;
Und ich lief, das Blatt zu haschen
Und den Schwur ihr ein zu holen. —
Ueber'n Quell trieb mich der Flüchtling,
Nahe, wo die Schäferhütte
Des beglückten Procris stehet,
Dem Miranda blüht, die Tochter;
Sieh, auf einmal aus dem Sinne
War mir da das Blatt entschwunden,
Und, das Herz gar schwer belastet:
Neigend tief mein Haupt und seufzend,
Wandert' ich nach meiner Klause,
Hatte ganz den Schwur vergessen,
Und vergessen meine Kleine.

Wilhelm Smets.

## Vater Peter.

(Fortsetzung.)

Die Kinder, deren sich nach und nach sieben einfanden, wurden zu eben so vielen Zankäpfeln zwischen dem Ehepaare. Wenn der Vater sie gescholten oder gar geschlagen hatte, so gingen sie zur Mutter; die beklagte die armen Kinder und ärgerte sich über den Vater: und wenn die Mutter sie gescholten oder gar geschlagen hatte, so kamen sie zu dem; der beklagte sie zwar nicht, ärgern aber mußte er sich auch in der Regel, weil der Gegenstand ihrer Bestrafung gemeiniglich das Zerreißen oder Beschmutzen eines Kleidungsstückes, oder etwas Aehnliches war, und er doch unter vier Augen der Mutter schon oft gesagt hatte: daß der Anzug der Kinder unmöglich ewig halten oder neu bleiben könne. — Trotz dem Allen geriethen die Kinder ziemlich gut. Daher sagte denn auch, als von ihnen die Rede war, Peter eines Tages: „Ja, gewiß, Kinder sind große Schätze, wenn sie gut geartet sind; aber ein Schatzkasten gehörte nothwendig zu so vielen Schätzen, und zwar ein voller." — Der Umstand, daß je weiter er im Leben vorrückte, diese Bemerkung sich immer mehr bewährte, machte Petern einige Unruhe; gleichwohl betrübte es ihn sehr: daß die große Hälfte seines freßenden Kapitals, wie Thymiane die Kinder, vielleicht mehr richtig als manierlich, nannte, nach und nach mit

Tode abging. — Die beiden ältesten der, Petern übrig gebliebenen drei Knaben waren Zwillinge, und hießen Thaddäus und Zachäus. Der Vater würde herzlich gern gesehen haben, wenn sie sich zur Erlernung eines Handwerks entschlossen hätten; allein die Mutter hatte ihnen zu oft vorgesagt: daß ihr seliger Großvater fürstlicher Supernumerar-Copist gewesen sey, daher wollten sie gleichfalls hoch hinaus. — Wäre es Thymianen nachgegangen, so hätten sie auf der Stelle fürstliche Dienste gesucht. Das paßte indeß nicht in den Kram der jungen Leute. Der Eine hatte vielmehr die Kunst, wie er sagte, im Auge, und der Andere wollte sich der Sternkunde widmen. Große Hoffnungen setzte der Vater auf Beide nicht; denn in den letzten Jahren hatten sie sich zu sehr auf's Spazierengehen gelegt und ihrem Vater und Lehrer, denn das war er auch, manche Sorge damit gemacht. Da nun die dortige Stadt weder für Künstler noch für Astronomen viel Lehrreiches darbot, so sollten Beide im Auslande das Heil ihrer Zukunft besorgen.

Am Abschieds-Morgen schluchzte die Mutter; der Vater aber sprach: „Thaddäus, es gefällt mir freilich nicht an Dir, daß Du auf die Frage: was Du zum Fortkommen in der Welt gewählt hast? immer nur so im Allgemeinen: die Kunst, die Kunst! antwortest. Denn die Kunst zerfällt in gar mannigfache Strahlen, und ein Menschenleben reicht kaum aus, sich in einem derselben recht zu vervollkommnen. Indessen will ich darüber nicht rechten mit Dir und über nichts; trachte ernstlich danach, ein Shakspeare oder ein Raphael, oder ein Mozart und so weiter, zu werden, so sollst Du mir bei der Rückkehr willkommen seyn. — Und Du, Zachäus, Du hast ein so herrliches Theil erwählt, daß ich Dich beneiden könnte darum, wenn ich wollte. Der Himmel ist eine trefliche Region für uns arme, von der kalten Erde zerquälte Menschen. Seine Sterne müssen uns erleuchten, wenn wir im hiesigen Dunkel nicht fortdauernd straucheln und fallen sollen. Kehre als ein neuer Herschel zurück zu uns und ich lasse Dir — falls ich dann vielleicht mehr bei Gelde seyn sollte, als jetzt — eine eigene prachtvolle Sternwarte bauen. Da verschließen wir uns, wenn die Nacht und der böse Steinkohlendampf der Erde unsere Brust beengt und blicken hinauf zu dem ewigen Vater und kehren, erquickt von der endlosen Zahl seiner leuchtenden Augen, zurück in die Welt, um das neue Tagewerk im recht innigen Andenken an ihn freudiger zu beginnen. — Uebrigens, Kinder, nehmet hier Alles, was wir Euch geben können, und geht in Gottes Namen. Einen besonderen Rath zur Lebens-Richtschnur gebe ich Euch nicht mit: denn ich habe gefunden, daß der Rath dem, der ihn bekommt, allzu häufig in Unrath ausartet!" — Damit drückte er sie an seine Brust und wischte sich, wie sie hinaus waren, eine Thräne aus dem Auge. Dann folgte er der Mutter, die ihnen nachschluchzte und noch unten im Flur zusah: ob die Brustlätze auch gehörig zugeknöpft und ihre Taschen mit Schlackwürsten und Semmeln geziemend vollgestopft waren. — Der kleine Alcäus, der drei Jahre jünger war, wartete schon an der Thür, und da er die Mutter so gar sehr weinen sah, und er just auch nichts Besseres zu thun wußte, so weinte er gleichfalls mit.

Dem Thaddäus und dem Zachäus ging es recht wohl in der Welt; ihre Briefe zeugten davon. Nur das ärgerte den Vater: daß Thaddäus immer noch in jedem Briefe von der Kunst im Allgemeinen sprach und der Zachäus ihm auch nichts Näheres von seinen Fortschritten in der Sternkunde zu wissen that. — Unfehlbar, schloß Peter, nehmen sie sich nicht die Mühe, mir mehr davon mit zu theilen. Die Wetterjungen werden mich vermuthlich für dümmer halten in ihren Fächern, als ich solches bin. Thut auch nichts! —

Endlich kam die Reise in die Welt an den Alcäus ebenfalls. Da weinte denn die Mutter noch viel mehr, als bei dem Scheiden der beiden Aeltesten; denn erstens war nun gar Keiner mehr zu Hause, und zweitens war Alcäus der Jüngste, und drittens weinte sie auch mit darüber, daß er aus der Art schlage, und statt, wie seine Brüder, nach hohen Dingen zu streben, lieber das Schuhmacher-Handwerk erlernen wollte. — Dem Vater hingegen war letzteres gerade recht, und er sagte zu ihm: „Mein lieber Sohn Alcäus! Du bist ein neuer Beweis, wie der blinde Zufall die Namen wunderlich austheilt, Du und Dein Bruder Thaddäus. Nimmermehr hätte ich ihn Thaddäus genannt, wenn ich voraus sehen können, daß er sich der Kunst widmen werde; denn bei seinen erhabensten Schilderungen in Erz oder Marmor oder Schrift, oder, oder — — kann nun leicht manchen Leuten der Wiener Thaddädl einfallen und mitten auf dem Wege zu seiner Bewunderung das Lachen sie in Beschlag nehmen. Eben so hätte ich Dich nimmermehr nach jenem hohen Dichter genannt, wenn ich bei Deiner Geburt schon den künftigen Schuhmacher-Meister in Dir wahrgenommen. Das sind aber kleine Schabernacke des Schicksals, die den Menschen alle Tage begegnen. Uebrigens mißbillige ich Deinen Vorsatz gar nicht. Die Kunst, nach welcher Thaddäus auslief, ist etwas Hocherhabenes; aber eben darum sind nicht Jedem die Arme lang genug gewachsen, um sie erreichen zu können. Mit der Sternkunde unsers Zachäus hat es ohngefähr dieselbe Bewandniß. Ich sage mit gutem Bedacht: ohngefähr, weil das Wort eine wächserne Nase ist, aus der sich Alles drehen läßt. Wollen einmal sehen: ob Zachäus sich zu den kleinen Sternen so gut hinauf schwingen werde, wie sein seliger Namensvetter auf den Maulbeerbaum, der ihn

berühmt gemacht hat. Aus diesem Maulbeerbaum allein, lieber Alcdus, kannst Du abnehmen, welch ein eitles Ding aller menschliche Ruhm ist. Eben darum hast Du, Philosoph ohne es zu wissen, Deine Bahn nicht weiter, als in das Schuhmacher-Gäßchen hin verlegt. Ich lobe Dich, Alcdus; ein Handwerk, heißt es, hat einen güldenen Boden und das Schuhmacher-Handwerk ist aller Ehre werth. Wer nur weiß, was ein gutes Fundament zu bedeuten hat, der weiß auch: wie noth dem Menschen ein guter Schuh thut. Wen der Schuh drückt, der ist bekanntlich recht übel daran. Werde daher nur ein guter Schuhmacher und es wird Dir schwerlich an gutem Verdienst fehlen. Schuhe braucht Jedermann, ist's nicht in der Woche, so ist's doch in der Kirche oder auf dem Tanzboden.

(Die Fortsetzung folgt.)

## Der Ackerbau der Römer.

Die Campagna di Roma in weiterer Bedeutung, das heißt, die Ebene zwischen dem Vorgebirge von Terracina und dem Tiber-Ufer in der Länge und von der Meeresküste bis an die Sabinerberge in der Breite, mißt gegen 1000 römische Quadratmiglien oder etwas mehr als 60 deutsche Quadratmeilen. Hundert Eigenthümer, um bei runden Zahlen zu bleiben, theilen ihren Besitz: ein Zehntheil mag der Kirche angehören, das Uebrige dem Adel. Für diese hundert Güter kann man nicht mehr als einige dreißig Pächter rechnen, also im Durchschnitt drei Besitzungen auf eine Pacht. Die Pächter heißen Mercanti di tenute (Acker-Kaufleute) und leben in der Stadt, wo sie ihr Bureau halten. Sie besolden einen Oekonomen, der in dem Casale oder dem Vorwerke, wenn man eine deutsche Benennung verlangt, mit wenigem beständigen Gesinde und ohne Familie wohnt und Land und Heerden auf Rechnung des Kaufmanns verwaltet. *)

Die Oekonomie theilt sich in Getreidebau und Viehzucht; das Pachtgeld wird aber nur nach dem pflugbaren Ackerbestand berechnet: die dürren Hügel, die sumpfigen Niederungen und die waldigen Meeresküsten kommen in keinen Anschlag. Ein großes Feldstück wird mit dem Anfange des Frühlings zur Saat abgesteckt und der Rasen durch den ersten Pflug-Uebergang umgeworfen. Nach einigen Monaten hat die Sonne den Rasen verbrannt und der Pflug wird zum zweiten Mal in entgegen gesetzter Richtung über das gebrochene Feld geführt. In der heißen Zeit folgen dann noch zwei Auflockerungen in kreuzweisen Diagonalen, so daß, nach Virgils Regel, die Schollen von der Sonne durch und durch gekocht werden. Sehr zäher, scholliger Acker fordert wohl noch einen fünften Pflug-Uebergang, und Bonstetten führt ihrer sechs mit Namen an, deren Richtigkeit ich aber nicht verbürgen kann. **) Der Pflug besteht aus einer einfachen Deichsel, an derem Ende das gekrümmte Eisen befestigt ist, das die Erde umwirft. Darüber ist ein hoher Stock angebracht, der die ganze Maschine lenken muß. Vier bis sechs Ochsen oder Büffel, mit einem starken Stirnholze zusammen gejocht, ziehen den Pflug, und der Führer regiert den Lenkstock mit einer Hand. Die zahlreichen Heerden der Pachtung liefern den erforderlichen Dünger und mehr; dazu wird das ausgedroschene Stroh auf dem Acker verbrannt und die Asche darüber ausgestreuet. Gegen das Ende der heißen Jahreszeit, im September, wird gesäet und der Saat folgen in Kurzem die Regen-Monate. Nach der Erndte, die der unsrigen mehr als vier Wochen vorläuft, wird die Erde einer einjährigen Brache überlassen und überwächst mit Rasen und Wuchergesträuchen. Das Dreschen geschieht auf folgende Weise: es wird ein runder, harter und trockener Platz auf dem Felde zur Tenne ausgewählt und mit Garben belegt; dann wird eine Reihe von drei bis sechs Pferden, je nachdem der Durchmesser des Kreises länger oder kürzer ist, vom Mittelpunkte aus in die Runde darüber hingetrieben, bis die Aehren ausgetreten sind. Nicht selten wählt man die glatten Landstraßen zur Tenne, wo alsdann die Reiter und Wagen auch mit dreschen helfen. Der Erndte-Ertrag ist im Durchschnitte Zehn für Eins: in den Pontinen steigt er aber bis über Funfzehn.

(Der Schluß folgt.)

*) Er heißt auf römisch il fattore.

**) Sie sind nach der Zeitfolge: rupitura, reconditura, refenditura, rinquartatura, rinfrescatura, sematura.

## Anklänge.

1.

Wie wähnt ihr, wenn ihr Hader treibt,
Daß Euch die Gottheit nahe bleibt?
Sie hat sich ja von euch entfernt,
Bis ihr erst wieder Fried' erlernt:
Und seyd und bleibt ihr ewig Streiter,
So flieht die Gottheit immer weiter.

2.

Den Wunsch nach Reichthum unterdrücke,
Sonst sucht Erfüllung er sogleich:
Und in dem Drang nach eit'lem Glücke
Wirst leichter du dann schlecht als reich.

3.

Vernunft soll wahrlich nie
Die Gottheit euch entwehren,
Nein, immer schöner sie
Und leichter finden lehren.

4.

Hast stets Gerechtigkeit und Milde
Mit Glaub' und Hoffnung freudig du
Geübt auf diesem Erdgefilde:
Drückt auch gewiß, zur ew'gen Ruh',
Einst Liebe noch dein Auge zu.

Ed. Rolle.

## Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

**Wien.** Auf dem Theater in der Leopoldstadt sahen wir, zum Vortheil der Demois. Benda, „Alte Freundschaft auf der neuen Brücke," eine Kleinigkeit von Hrn. Gleich. Der Verf., dem es wahrscheinlich nur am Herzen lag: die hier neuerbaute Schlagbrücke in sein Duodez-Stückchen zu bringen, hat seinen Titel gerechtfertigt, und viel läßt sich ja von einer Kleinigkeit nicht verlangen. — Herr Reimund gab zu seinem Besten eine Zauber-Oper, genannt: „Der Hölle Zaubergaben." Der Verfasser (wieder Hr. Gleich) nennt es ein Seitenstück seines „Berggeistes;" ein Zeichen, daß er jene gelungene Arbeit selbst nicht nach ihrem Werthe zu schätzen weiß, da er diesen mit fremden Federn geschmückten Vogel für einen Zwillingsbruder desselben erklären konnte. Hr. Reimund that sein Möglichstes, und auch der eigensinnigste Kritiker muß seinem komischen Talente und seinem großen Fleiße gerechte Lobsprüche ertheilen. Nur liegt es keineswegs in der Natur des wirklichen Schauspiels, daß Hr. R. durch vielfältige Beziehungen dem Publikum zu schmeicheln und es gleichsam zum Beifall auf zu fordern sucht. Die Lampen scheiden die Theaterwelt von der bürgerlichen, und was darüber hinaus ist, darf der Schauspieler nicht wissen wollen; er muß sich bloß in dem vom Dichter vorgezeichneten Raum bewegen, und nur die Bilder, die auf der Bühne ihm vorüber schweben, müssen ihn interessiren, wenn nicht der magische Schleier, den der Dichter über die Versammlung aus zu breiten sucht, zerrissen werden soll. Außer dem Benefizianten, war Demois. Gleich in ihrer nicht bedeutenden Rolle eine recht liebliche Erscheinung. — Mit dem Deckmantel einer Krähwinkliade schwärzte Hr. Meißl eine bittere Satyre auf ein bekanntes Frauenzimmer in den Tempel Thaliens ein, ohne daß der censirende Wächter diesem antimoralischen Bastard den Eingang verweigert hatte. Eine unter dem Namen „Tausendgüldenkraut" hier existirende Lais führt der Verfasser bei den Krähwinklern als **Aloe** ein, die ein reisender Botaniker dem Sperling für 300 Dukaten verkauft! — Von der Bühne, in so fern sie ein Tempel der Sittlichkeit und Bildung ist (aus welchem Gesichtspunkte sie jeder Schriftsteller betrachten muß), soll jede **Persönlichkeit** entfernt werden, um so weniger darf ein ehrliebender Dichter es wagen, einen höchst unmoralischen Charakter dar zu stellen, da alle sich hierauf beziehenden Reden nothwendig das feine Gefühl der Zuhörer verwunden müssen. — Unter den Spielenden konnte sich außer Hrn. Ignaz Schuster („Bürgermeister"), Madame Sartori („Frau") und Herr Fermier („Sperling") Niemand auszeichnen. Die „Aloe" (Demois. Böhm) ließ durch ihr Spiel selbst dem Publikum merken: wie wenig solche Rollen eine Schauspielerin zieren. — Die Fritziade ist nun zur Trilogie heran gewachsen. Auf den „lustigen Fritz" folgte der „traurige" und nun gar ein „närrischer Fritz," dessen Vater Hr. Wimmer ist, und der auf dem Josephstädter Theater sein Wesen, oder besser, Unwesen treibt. Närrische Leute unterliegen keiner Kritik, mithin ist weder Fritz noch sein schreibseliger Vater vor das Tribunal der Vernunft zu ziehen. — L — r.

**Hamburg.** (Schluß.) Nach meiner Ansicht sind die Unsittlichkeiten — Andere behaupten, das Uebel schleiche furchtbar im Finstern fort — und die Gelegenheiten dazu nicht mehr so häufig als früher, wo sich z. B. kein gesittetes Frauenzimmer aus Furcht vor Mißdeutungen im Jungfernstieg sehen lassen durfte, weil dieser mit den Priesterinnen der Schamlosigkeit übersäet war. Jetzt ist das ganz anders, und man kann angstlos dort herum wandeln, ohne solche an zu treffen. Selbst im Theater erblickt man nicht mehr den vierten Theil jener Unreinen, die es sonst erfüllten und einige Logen für anständige Frauen ganz unzugänglich machten. — Das häusliche Leben von Hamburgs Bewohnern — ich rede hier natürlich immer nur von den Begüterten, denn die andern Klassen müssen leben wie sie **können** — ist im Ganzen frugal und einfach, wenn gleich fern von jeder armseligen Einschränkung und Knickerei. — Daß stets ein guter Wein im Keller sey, ist die vorzüglichste Sorge des Hausherrn, weil er täglich von der ganzen Familie genossen wird. — Zur besondern Zierde der Stadt gehört auch noch die Vorliebe, die man für die edle Blumenzucht hat; selbst die Fenster niedriger Häuschen gleichen oft blühenden Gartenbeeten, und vor den Fenstern der Reichen prangen die schönsten Kinder aller Zonen. Um diesem Triebe, der ungeheure Summen verschlingen könnte, mit geringen Kosten zu genügen, ist man auf den Einfall gekommen, Blumen von den Kunstgärtnern für die Zeit der Blüthe zu miethen; für 10 Thaler hat man das ganze Jahr hindurch seine Fenster mit den köstlichsten Blumen geschmückt, die der Gärtner wegnimmt und durch frische ersetzt, sobald sie zu welken anfangen; diese Einrichtung scheint mir eben so zweckmäßig als nachahmungswürdig. — Die Kleiderpracht nimmt leider! man mag schreien und schreiben wie man will, täglich zu. Dienstmädchen sind kaum von den Herrschaften in Hinsicht des Anzugs — nur der Anstand unterscheidet sie — zu erkennen, indem sie die feinsten Baumwollenzeuge, ächte Shwals und theure italienische Hüte tragen. Die Damen, denen es darauf ankommt, auch äußerlich ausgezeichnet zu seyn, müssen sich daher zu den besten seidenen Stoffen bequemen, die ungeheuer kostbar sind, da man zur Zeit noch nicht die Erfindung machte, Seidenwürmer, und vorzüglich deren Cocons, durch Dampfmaschinen zu verfertigen. Die armen Männer aber, die mit der Herbeischaffung dieses Putzes beauftragt sind, spinnen dabei keine **Seide**, oft aber wohl recht trübe Gedanken hinter ihren Comptoirpulten. — Hier haben Sie nun eine Skizze, von der ich wünsche, daß man sie gern lesen möge. — A —.

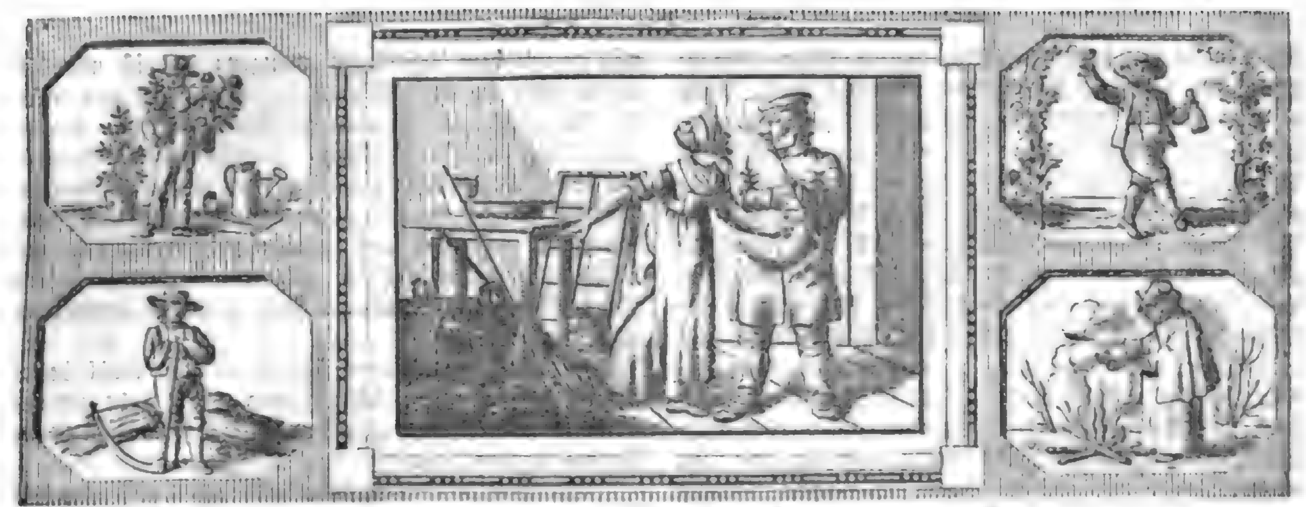
Als der persische Prinz Mirza Aboul Taleb Khan England besuchte, war er von den hübschen Engländerinnen so entzückt, daß er Oden an sie dichtete, und sie darin „himmlische Houri's, Schwestern der Engel, Tulpen des Aethers, Rosen der Sterne und Büsche von Ambra" nannte, ja er rief zuletzt aus: „Verbürgt mir einen Lichtstrahl aus solchen Augen, und mein Prophet ist verabschiedet, da ich den Himmlischen diene." — Als er nachher Frankreich besuchte, war ihm nichts recht, auch keine der Französinnen. Er fand an ihnen durchaus nicht die Anmuth der Engländerinnen; sie schminkten sich (meinte Mirza!), ihr Haarputz machte sie zu indianischen Tänzerinnen und in ihren kurztailligen Kleidern glaubte er sie sämmtlich bucklicht. (Journ. d. Par.) Wie wird es die Französinnen verdrießen, daß sie besonders den Mirza mit Applaus empfingen, als er das Theater zum ersten Mal besuchte!

In Paris sollte neulich der Pallast einer Excellenz mit Gas erleuchtet werden. Die Anstalten waren sämmtlich getroffen, da versicherte ein Freund: der Koch einer andern hohen Person verwerfe die Gas-Erleuchtung als eine der nachtheiligsten Einrichtungen, denn ihm schlügen dadurch fast täglich Saucen um. — Augenblicklich ließ die Excellenz die Anstalten unterbrechen. „Saucen umschlagen!" rief sie aus, „das fehlte noch in einer Zeit, wo alles umschlägt; fort mit der neuen Erleuchtung!" (Gaz. d. Fr.)

In London ist folgendes Impromptü gemacht worden:

„Was hilft uns wohl" — sprach Eldmouth Quack<br>
Zu einem Freund — „in diesen Tagen,<br>
Wo radikales Lumpenpack<br>
Es waget, Schnippchen uns zu schlagen?" —<br>
Der Freund sagt d'rauf, im Klagetон:<br>
„Uns hilft wohl nur — Resignation!" *) (Morn. Chron.)

*) Ein Wortspiel mit: sich resigniren und resigniren (sich in die Zeit schicken und seine Entlassung nehmen).




# Der Gesellschafter
oder
# Blätter für Geist und Herz.

1820. Freitag den 7. Januar. 4tes Blatt.


## Der Ackerbau der Römer.

(Schluß.)

Alle Geschäfte des Ackerbaues in der Kampagne werden schnell und durch eine große Zahl von Arbeitern und Zugthieren betrieben. Die Taglöhner kommen aus den Abruzzen und den Sabinerbergen, wo sie ihre Familien zurück lassen, um für ihren Unterhalt Gesundheit und Leben zu verdingen. Sie werden schlecht bezahlt und bringen den kleinen Verdienst oft krank nach Hause: Andere sterben während der Erndte. Die Pachtungen haben nur ein enges Casale, das kaum den Fattore und sein Gesinde faßt: die Arbeiter müssen auf dem Felde schlafen, und obschon sie sich gegen Annäherung der Nacht in dicke Schafpelze hüllen und flackernde Strohfeuer um ihren Lagerplatz anzünden, weiß die böse Luft und der kalte Thau sie dennoch zu erreichen. — Der größte Theil einer Kampagnen-Pachtung besteht aus Viehweiden. In den kleinen Eichenwäldern, zunächst dem Meeresufer, werden besonders Schweine gemästet. Die Stutereien der römischen Ebenen waren ehemals berühmt: jeder Signore ließ die seinige für eigene Rechnung verwalten und hielt auf unvermischte Race. Jetzt liefern diese Stutereien unscheinbare, aber ausdauernde Zugpferde. In den Pontinen laufen sie halb wild neben den Posthäusern umher: man fängt sie ein, indem man ihnen eine Schleife geschickt um den Hals wirft, und so werden sie an den Wagen gespannt, mit dem sie ungemein schnell über die ebene Straße fliegen. Jeder Hirt hat ein Pferd zu seinem Dienste, worauf er, mit einer langen hölzernen Lanze und zuweilen noch mit einer Büchse bewaffnet, seinen Distrikt umreitet. — Das Rindvieh der Kampagne ist groß und stark, hat lange breite Hörner und ein graues oder weißliches Fell. Die Race ist wenig ergiebig an Milch, aber vortreflich zur Arbeit und zum Schlachten. In den Melkereien findet man fast durch ganz Italien die lombardische Race, ein Gemisch des Schweizerviehes mit ungarischem: sie ist kleiner, schwachfüßiger und von röthlicher Farbe. In der Kampagne sind keine Melkereien von Umfang.

Die Büffel waren den alten Römern unbekannt. Erst im siebenten Jahrhundert sind sie aus Afrika nach Italien gekommen. Sie weiden in großen Heerden auf den römischen Niederungen und Meeresufern, besonders in den Pontinen und auf der heiligen Insel bei Ostia. Sie sind wild und greifen auch ungereizt den Fußgänger an: aber das Pferd fürchten sie und kennen auch die Stimme ihrer Hirten. Diese haben jedem seinen Namen gegeben, womit sie ihn rufen. In der Hitze des Tages steigen die Büffel in die mit Schilf und anderen Wasserpflanzen bedeckten Kanäle hinab und versinken allmählig so tief in den Sumpfgrund, daß nur der aufgereckte Kopf noch heraus sieht. So stehen sie bis zur Nacht unbeweglich; dann reiten die Hirten mit hellem Geschrei durch die Weiden und schlagen mit der Lanze in das Wasser, worauf die schwarzen Thiere, ganz mit Schlamm und Sumpfblättern überdeckt, langsam hervor steigen. Sie werden wie die Rinder an Pflug und Wagen gespannt, und ihre

Milch giebt den beliebten Käse, der, in kleine Blasen geschlossen, bis nach Deutschland versendet wird. Frisch ist er, zwischen Semmelscheiben geröstet, eine der angenehmsten Fastenspeisen. — Neben diesen großen Heerden irren auch Schafe und Ziegen auf den weniger ergiebigen Hügeln umher. Die Hirten kommen, wie die Feldarbeiter, von den Abbruzzen und den Sabinerbergen, und dienen großen Theils den Winter über ohne Lohn, bloß um tägliche Nahrung und für die Erlaubniß: ein Paar eigene Ziegen oder Schafe mit auf die Weide gehen zu lassen. Im Sommer muß, bei wachsender Hitze und Dürre, das große Vieh abwechselnd auf die Berge getrieben werden, theils weil Nahrung in der Ebene mangelt, theils weil die böse Luft in der Dauer auch auf die Thiere nicht ohne Wirkung bleibt. Die Gipfel der Apenninen, von denen der Schnee eben herunter geschmolzen ist, geben dann frische, grüne Moosweide. — Es ergiebt sich, auch ohne meine Hinweisung, daß der Getreidebau und die Viehzucht der Kampagne mit ihren Unzulänglichkeiten und Mißbräuchen in der Natur ihres Lokals bedingt sind, wodurch man genöthigt ist, mit Hintansetzung kleiner Vortheile und Nebengewinne, das Augenmerk auf große Massen und Räume und deren möglichst einfache und schnelle Benutzung zu richten. Eine gleiche Ansicht gewähren die jenseitigen Tiber-Ufer bis gen Civita vecchia, und die erfindungsreiche toskanische Oekonomie, noch dazu von der Landes-Regierung angeregt und unterstützt, kann aus den Marennen, welche die Hälfte des wohlgeordneten Staates einnehmen, kein besseres Ergebniß ziehen, als das vielverschrieene, faule, liederliche Rom aus seiner Kampagne. **Wilh. Müller.**

## Vater Peter.

(Fortsetzung.)

Und nun gab Peter dem Alcäus auch sein Theil Vermögen und verweigerte ihm auch seinen Rath gerade so wie seinen Brüdern; und was die Maaßregeln der Mutter betraf, so ging es im Hauptwerke auch just so zu wie damals, als die beiden Aeltesten den Wanderstab ergriffen. — Kaum aber war Alcäus hinweg, da hatte Peter sein Kreuz mehr als zuvor. Thymiane behauptete nämlich in ihrem Schmerz: daß er den guten Jungen wohl auch zu einem Schuhmacher in dortiger Stadt hätte auf die Lehre thun und nicht so in die Fremde hinaus stoßen sollen. — „Warum denn nicht hinaus?" fragte Peter; „der Junge ist gerade der ordentlichste von unsern drei Kindern. Er führt sich gewiß so gut auf bei dem Schuhmacher im Auslande, daß er nicht schuld ist, wenn sein Hofmeister, der Knieriem, keinen faulen Tag hat. Aber darum eben macht mir der Junge bange. Er ist gar zu gut und wird daher am Ende nicht fortkommen. Er denkt immer: er will es mit dem Ueberlegen zwingen; das ist mir die rechte Höhe in der Welt!!" — Bald trat nun eine für die guten Eltern recht betrübte Zeit ein. Thaddäus hörte auf zu schreiben, Zachäus gleichfalls, und die Briefe des Alcäus konnten ihnen auch keine völlige Entschädigung gewähren; denn sie waren kurz, wie die Zeit, welche er auf das Briefschreiben verwenden durfte. Dazu hatte er sich unter den übrigen Schuster-Jungen den etwas trockenen Styl derselben angewöhnt und schrieb:

„Liebe Eltern! wenn Ihr Euch fein wohl befindet, so freut es mich; ich bin noch, Gott Lob! gesund, auch ist der Meister zufrieden mit Euerm dankbaren Sohne Alcäus Peter."

Die Mutter äußerte besonders ihre Unzufriedenheit über diese Briefe, welche insgesammt, wie mit Stereotypen gefertigt, einer gleich dem andern waren. Der Vater sagte freilich: „Gleichwohl enthalten diese Paar Zeilen doch das Nothwendigste, und das ist mir bei allen Ausarbeitungen von den Schulexerzitien bis zu den wichtigsten Abhandlungen genug." — „Wenn nur wenigstens" wendete sie ein, „nicht in jeder Woche gerade der nämliche Brief einträfe, der die Woche zuvor schon da gewesen ist!" — Auf ihr Bitten schrieb Peter auch dem Alcäus: daß er doch künftig Abänderungen in seinen Briefen machen und etwa statt „liebe" **gute** Eltern, und statt „fein wohl" **hübsch wohl** setzen möchte. — Durch des Alcäus Antwort aber kam's heraus: daß er einmal Sonntags nach der Kirche, wie er gerade Zeit gehabt, zwei Dutzend solcher Briefe zugleich geschrieben und gesiegelt habe, von denen er nun alle Sonnabend einen abschicke, weil er der Mutter versprechen müssen: bestimmt in jeder Woche zu schreiben, und es ihm doch sehr oft, selbst Sonntags, an Zeit dazu fehle. Uebrigens, fügte er hinzu, würde er die Briefe gewiß ab zu senden unterlassen haben, wenn das darin Gemeldete nicht noch immer der Wahrheit völlig gemäß wäre. — Peter stampfte mit dem Fuße bei der Nachricht. „Wahrhaftig, Mutter!" sagte er, „der Junge ist viel zu gescheidt für die Welt. Er kann darin gar nicht fortkommen!"

Eines Nachmittags saßen Peter und Thymiane am Tische. — „Es ist doch wieder einmal recht kalt bei uns!" sagte Peter, zwischen Seufzen und Gähnen. — „Schaffe nur Holz oder Kohlen, dann soll's anders werden!" antwortete sie barsch. — „Ja so!" sprach er, wie beruhigt. — Aber Thymiane nahm diese Ruhe übel auf und verlangte nun mit Gewalt Feuerungsmittel. Er zeigte seine leeren Taschen vor. — „Ey!" rief sie aus, „was geht mich das an? Holz oder Kohlen muß ich haben, denn die bedürfen wir!" — Schweigend schob Peter seinen Stuhl zurück und ging vor die Hausthür. Wenn es hier auch nicht wärmer war, so

war es doch ruhiger. — Bald aber belebte sich die Straße mit einer Reihe von Wagen; die beiden ersten waren mit vielen Menschen besetzt, deren Habe dem darauf folgenden aufgepackt schien. Noch war Peter ungewiß: was er aus dem Zuge machen solle, als ein langer Herr vom ersten Wagen herab sprang und zu halten befahl, gerade vor Peters Wohnung. — „Ah, mon chèr père!" rief er, Petern in die Arme schließend. — Freudig erwiederte der die Herzlichkeit und rief dann zur Stubenthür hinein: „Thymiane, liebe Thymiane! unser Thaddäus!" — „Ach, mein herzliebes Thadderl!" Mit diesem Jubelruf stürzte die Mutter über den Angekommenen her.

„Und diese Wagen, mein Sohn?" fragte Peter. — „Sollen Euch nicht im mindesten belästigen, lieber Vater!" — „Was aber enthalten sie?" — „Rathet einmal! Doch ich will Euch dessen überheben. Die Kunst, wisset Ihr, trieb mich in die Welt. Sie wollte ich erbeuten und es ist mir gelungen. Ich bin der Vorsteher einer Seiltänzer- und Luftspringer-Gesellschaft, habe nebenbei eine auserlesene Sammlung wilder Thiere an mich gebracht und kann sagen: daß das Glück mich in seinen Schooß aufgenommen." — Petern mußte letzteres freilich angenehm seyn. Wenn ihm auch der Kunstzweig nicht gefiel, den sein Thaddäus ergriffen hatte, so fand er doch seinen Satz: daß das Glück die wunderlichsten Launen habe, bestätigt, zumal als der Zurückgekehrte in Kurzem erzählte: wie er ganz sorglos, mit der Angelruthe an einem Flusse sitzend, von ihm aufgefunden worden. — Thaddäus beklagte sehr das Elend, mit dem sich seine guten Eltern behelfen mußten, und gab sogleich einige Hände voll Geld zu den ersten Bedürfnissen. Darauf kehrte er im benachbarten Gasthof ein, erhielt am folgenden Tage Erlaubniß, seine Künste und seine Thiere sehen zu lassen und erndtete während zweier Wochen so viel Geld und Ehre ein, daß Mancher viele Jahre daran vollauf haben würde. — „Ach Du guter, lieber, großer Sohn!" rief die Mutter oft bewundernd vor ihm aus. Das schmerzte sie aber, daß er ihr von ihrem Sohne Zacherl, der doch zugleich mit ihm in die Welt gegangen, wie er zugleich mit ihm auf die Welt gekommen war, auch gar nichts Erhebliches zu sagen wußte. — An die Sterne, versicherte übrigens der Zurückgekehrte, habe Zachäus in dem Jahr, welches sie gemeinschaftlich durchlebt hatten, nicht im mindesten gedacht; ein Umstand, der Petern viel Hoffnung erweckte: daß aus diesem Astronomen wohl auch ein recht glücklicher Erdenbürger werden oder schon geworden seyn würde.

(Die Fortsetzung folgt.)

## A n e k d o t e n.

Ein junger Mann von vornehmer Geburt war Ludwig XV. vorgestellt worden; nachher fuhr sein Oheim mit ihm zu dem Kardinal von Richelieu. — Der Minister empfing den jungen Mann sehr freundlich und sagte zu ihm: „Sie sind in der Equipage des Königs an den Hof gefahren, Sie gehören also zu den Unsrigen. Aber Sie haben ein unbekanntes Land betreten, ich muß Ihnen deshalb sagen: wie Sie sich zu benehmen haben. Es kommt dabei hauptsächlich auf drei Dinge an: Setzen Sie sich, wo Sie es irgend können, denn Sie werden länger stehen müssen, als Sie es wünschen; sprechen Sie von Jedermann gut, und bitten Sie um jede erledigte Stelle."

Der Baron von D... kam in die Residenz des Herzogs von S—G. Da er sehr reich war, so wünschte man, ihn an den Hof zu fesseln. Der Herzog war daher stets zuvorkommend. — Einst wählte der Letztere den Baron zum dritten Mann bei einer L'Hombre-Partbie. — „Solo!" sagte der Baron. — „In welcher Farbe?" fragte der Herzog. — „In welcher Ew. Durchlaucht befehlen!" antwortete der Ueberhöfliche.

De la Mothe sagte einst zu Fontenelle: „er habe keinen einzigen Feind unter allen Gelehrten." — „O!" entgegnete dieser, „das sollte mir Ihrentwegen sehr leid thun! Sie lassen ihnen zu viel und sich zu wenig Gerechtigkeit widerfahren." K. Müchler.

## B u n t e s.

Ein gescheidter Mann sagte neulich: „Wenn man Jemand das Zeitwort: „Ich liebe" dekliniren gelehrt hat, so ist er deshalb noch nicht liebefähig gemacht; und wenn man Jeden sagen läßt: „Ich bin frei!" so ist deshalb noch Keiner freiheitsfähig. Freiheitsfähig kann nur der werden, der das Recht, den Muth und das Vertrauen gewinnt, Alles heraus zu sagen, was er auf dem Herzen hat. Nur dadurch läßt sich seine Fähigkeit begreifen, sein Wünschen ermessen, sein Fehlen hindern."

Die Lyra war ursprünglich ein Ochsenschädel, zwischen dessen Hörnern man vier Saiten spannte. Später erst gab man diesem Instrument eine zierliche Form und es wurde dann das schönste Attribut Apollo's und das Symbol dichterischer Begeisterung. Möchte Niemand sie so benutzen, daß man an die erste Form erinnert wird! Th. Laurin.

## Die beiden Pflugscharen.

Die Erste.

Ey, Schwester Pflugschar, deut' es mir!
Von gleichem Stoffe sind ja wir;
Der gleiche Schmid schuf uns schon lange;
Doch strahlst du, wie von höher'm Range:
Unedler Rost bedeckt mich ganz.

Die Zweite.

Dein Rost entspringt vom Müßiggange;
Der Arbeit dank' ich meinen Glanz.

Haug.

# Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

Florenz. Ich muß Ihnen etwas von dem Werke eines Mannes berichten, der unserem Deutschland bekannt und bedeutend ist und war. Ich meine den Marchese Lucchesini, der ohne Nennung seines Namens (in Molini's Verlage) so eben folgendes Werk heraus gegeben hat: „Su le cause egli effetti della confederazione renana (Ueber die Ursachen und Wirkungen des Rheinbundes).“ Der Name und der ehemalige Wirkungskreis des Verfaßers sichern den Leser schon, daß er in diesem Buche keines der kurzsichtigen, übelbedachten Urtheile finden wird, mit denen viele unsrer politischen Schriftsteller, wegen der Entfernung ihres Standpunktes, ihre Arbeiten anfüllen. Man erkennt hier, wie aus Uebermuth, Eigennutz und traurigen Irrthümern jenes fürchterliche Gebäude empor wachsen konnte, das, kaum vollendet, diejenigen erschreckte, die es gewünscht und gebaut, und aus dessen heimlichen Früchten noch täglich neue Keime des Uebels hervor schießen wollen. In aller Unbeständigkeit steht nur Einer sich selbst getreu da, und es scheint mir kein geringes Verdienst dieses mehrfach bedeutenden Werkes, daß daßelbe, ohne es aus zu sprechen, stets darauf hin deutet: wie dieser Eine wieder in fast allen seinen Handlungen den Grundsätzen des großen florentinischen Staatsschreibers Macchiavell getreu blieb, und wie er immer sich schadete, wo er ihnen entgegen zu handeln sich erlaubte. — Mit Recht nennt der Verfaßer in einer Vorbemerkung den rheinischen Bund diejenige Folge der Revolution, welche am auffallendsten die Ueberlegenheit der Gegenwart und die Nichtachtung der Zukunft ausspricht; mit anderen Worten: er stellt uns denselben als eine neue Revolution dar, in der es nur in so weit anständiger zuging, als die handelnden Personen selbst anständiger waren. — Die Unzufriedenheit mit dem Alten hatte durch den westphälischen Frieden wieder ausgeglichen werden sollen, Schwedens und Frankreichs Obmannschaft (Garantie) sollten die Stätigkeit der Beschlüße sichern. Seit aber Frankreich auf Deutschlands Kosten sich vergrößerte, und seit Schwedens Stimme, nicht durch die Kleinheit seiner deutschen Besitzungen allein, unbedeutender als zu Gustavs und Christinens Zeit geworden war, fiel diese äußerliche Einschränkung der Neuerungen weg. Preußen zeigte (unter Friedrich dem Großen): daß zu den letzten Macht und Willen hinreichen; doch die Furcht vor eigenem innern Verluste (wegen der vom Westen verbreiteten Ideen) hielt Deutschlands Mächte zurück, allein ihr Glück zu suchen. So lange die Höfe von Berlin und Wien sich unfreundlich gegenüber standen, glaubten die kleineren Fürsten, unter den Flügeln des Einen oder des Anderen dieser Beiden Schutz und Vertheidigung zu finden. Doch als eine nachtheilige Politik jene Höfe gegen ein, seinem Könige entwachsenes Volk verbündete, und als ein unglücklicher Erfolg das unglückliche Unternehmen endete, war Mißtrauen und Unzufriedenheit der früheren Schutzergebenen die Folge. Um diese aufzuheben, schließt Preußen, auf besondere Veranlassung von Haugwitz, den Separat-Vertrag von Basel (5. April und 17. Mai 1795), und beginnt so die lange Reihe der Verträge, die durch Vereinzelung den Franzosen unser deutsches Vaterland eröffneten und überließen. Mit der vorläufigen Abtretung der überrheinischen Provinzen und Hollands, das die, Preußens Königshause verwandte Familie Oranien vertrieb, beginnt der Zankapfel der Entschädigungen; mit der bewaffneten Neutralität (die Frankreich begünstigt, um Oestreich, als die einzige Macht, durch die England auf dem festen Lande den Krieg fortführen kann, so viel als möglich zu entkräften) der Haß und Neid Süd-Deutschlands gegen Nord-Deutschland, und zugleich auf 10 Jahre die Schwächung Deutschlands um die beste Hälfte seiner Kräfte; mit der vorgeschlagenen Säkularisation völlige Störung des Gleichgewichts in den Verhandlungen der Reichsstände zwischen der katholisch-östreichischen und protestantisch-preußischen Parthei. — Unterdeßen bewirken Moreau's glänzende Fortschritte Waffenstillstand mit Baden, Würtemberg und Baiern, welchen die Bevollmächtigten dieser Höfe zu Paris bald in Frieden verwandeln. Oestreich führt mit geringem Glücke den Krieg gegen Frankreich (Buonaparte) allein fort; der Waffenstillstand von Leoben (7—18. April 1797) und, nach vergeblichen Versuchen in Mailand und Udine, der Friede von Campoformio (17. Okt. 1797) endigen ihn unter vortheilhafteren Versprechungen, als Buonaparte, ohne den Wunsch, seine italienischen Eroberungen einstweilen zu sichern, und ohne den Vorsatz, sie nicht zu erfüllen, gegeben hätte. Allein die für die östreichischen Niederlande und die Lombardei in geheimen Artikeln dem Kaiser gegen Baiern angewiesenen Entschädigungen, und die ihm und seinem Bruder, dem Großherzog von Toscana, durch die Säkularisation versprochenen, bringen das Geheimniß dieser Verträge, bis zu der, mit Frankreichs Hülfe auf dem in Rastadt festgesetzten Kongreß zu bestimmenden endlichen Anordnung hervor. Alles aber wird von französischer Seite schlecht beobachtet, denn während der Kaiser zu Regensburg den Deputirten des Reichs Integrität zusagen läßt, machen die französischen Zeitungen den Bericht an den Rath der Fünfhundert und mit ihm das Wesentliche des Waffenstillstandes von Leoben bekannt. Hierdurch und durch die Besetzung Venedigs, Salzburgs und eines Theiles von Baiern erweckt Oestreich bei den deutschen Fürsten Verdacht, so, daß es aus Furcht, die geheimen Artikel des Friedens aufgedeckt zu sehen, gegen die Direktoren sich zu beklagen unterläßt, die (um vermittelst der Expedition nach Egypten sich Buonaparte's zu entledigen) den Frieden von Campoformio zwar genehmigt haben, aber seine Bedingungen nicht erfüllen: ja, unter dem Vorwande, Baiern nicht der östreichischen Macht zu öffnen, den abgetretenen Theil des ersteren Landes und Salzburg nicht einmal überliefern. — Während indeß Frankreichs gebieterischer Ton die zu Rastadt sich gegen die Abtretung des linken Rhein-Ufers erhebenden Stimmen zum Stillschweigen und zur Einwilligung in die Säkularisation geistlicher Besitzungen nöthigt, erscheint daselbst erzürnt der französische Gesandte aus Wien, der, durch das vor seiner Wohnung aufgepflanzte Wahrzeichen der Republik, den Pöbel zu einem Aufstande gereizt, und dann, trotz aller Versuche, ihn durch Genugthuung zu begütigen, die Hauptstadt verlaßen hatte. Zwar wird Baierns und Anderer selbstische Eile: schnell für sich ab zu schließen, durch die Festigkeit entkräftet, mit der die Stände Sachsens, Hannovers und Oestreichs sich den unverschämten Forderungen, sowohl des Direktoriums, als Anderer, entgegensetzen; und zwischen dem Grafen Cobenzl und Neufchateau zu Selz neue Verhandlung eröffnet; aber während Paul im Norden den Ausbruch der Feindseligkeiten mit Frankreich zu beschleunigen und Preußen mit hinein zu ziehen wünscht, wird der Kampf in Italien, nach einer Reihe von Gewaltschritten Frankreichs, von einer neapolitanischen Heeresmacht unter General Mack angefangen, und durch die Kriegs-Erklärung des Direktoriums alle Verhandlung aufgehoben. Obgleich Buonaparte seinen Vertrauten Duroc nach Berlin schickt, um mit Preußen den Definitiv-Frieden ab zu schließen, so vertheidigt daßelbe doch, unter seinem neuen Herrscher, gegen beide streitende Theile gleich nachdrücklich seine bewaffnete Neutralität, welche alle in die Demarkations-Linie eingeschloßenen Landstriche von den Lasten, welche das in Krieg verflochtene Süd-Deutschland drücken, befreit. (Der Schluß folgt.) — T —.

Paris. Wenn alle Franzosen vor dem Gesetze gleich sind, so müssen sie es ja wohl zuerst vor dem Altare dessen seyn, der da sagte: „Die Letzten sollen dereinst die Ersten werden!“ Dennoch sieht man täglich in unsern Gotteshäusern das erste geweihte Brod, Weihrauch und Weihwaßer für den Maire, Marquis, Gerichtsherren und die Gerichtsfrau aufheben, wobei man die nachtretenden Kammerdiener und Kammerzofen nicht vergißt; das Uebrige ist dann gut genug für die gemeine Christenheit. (Constitut.) „Die Letzten sollen dereinst die Ersten werden!“




# Der Gesellschafter
oder
# Blätter für Geist und Herz.

1820. Sonnabend den 8. Januar. 5tes Blatt.


## Bei dem Bilde der Ungetreuen.

(Frei nach Byron.)

Du all mein Lebensglück, du all mein Leiden!
Seit du mich meidest, sah die Lieb' ich scheiden;
Und daß mich Qualen nicht zum Wahnsinn trieben,
Sind Thränen mir und dieses Bild geblieben.

Es soll den tiefsten Schmerz die Zeit uns lindern,
Warum muß meine Seel' allein sie hindern?
Denn, daß mein Hoffen all in's Grab getrieben,
Das ist unsterblich mir im Sinn geblieben!

Fr. Lange.

## Vater Peter.

(Fortsetzung.)

So fand es sich in der That. Einmal Abends, als Thaddäus eben in seiner Eltern Wohnung mit diesen zu Tische saß, rollte eine Extrapost mit sechs Pferden vor das Haus. Alles erstaunte, wie das kleine Häuslein zu der großen Extrapost und dem stattlichen Wagen gekommen war. Da stieg Petern plötzlich der Gedanke auf: ob vielleicht doch einem Minister oder einem andern Großen von seinen Geistesgaben etwas hinterbracht worden sey und er sich nun spornstreichs aufgemacht habe, um des Schicksals langjährige Schuld endlich bei ihm ab zu tragen? — Der wohlgenährte Herr, welcher ausstieg, zeigte auch wirklich alles Ansehen eines ganz vornehmen Mannes. Warum aber hatte er zu dem Zwecke, welchen Peter ihm zutrauete, seine Gemahlin mitgebracht? — „Liebe Eltern!" — so sagte hierauf der Fremde, sich schüchtern umsehend: ob auch seine Diener gewiß nicht da wären — „kennt Ihr denn Euern Sohn Zachäus gar nicht mehr?" — „Ih, Zachäus!" rief Peter, und Thymianen blieb der Mund weit offen stehen. Gern hätte sie den stattlichen Herrn an's Mutterherz gedrückt; aber sie wußte nicht: ob man so vornehme Personen angreifen dürfe. — „Ja, ja, Kinder!" so sagte Zachäus zu seinen Eltern, und strich sich dazu recht behaglich den Backenbart; „solch ein Mann ist wirklich aus Euerm Sohn geworden. Das hier ist meine Lebensgefährtin, oder das, was gemeine Leute ihre Frau zu nennen pflegen." — Peter sah ihn mehrmals an, aber immer sogleich wieder hinweg. — Die Mutter erschrack nicht wenig, als jetzt ihr Thadderl, der bis dahin am Tische sitzen geblieben war, sich erhob, auf seinen vornehmen Zwillingsbruder zutrat, ihm starr in's Gesicht sah und dazu fest an den Schultern packte. — „Was soll das seyn?" fragte Zachäus erschrocken. — „Meine Verwunderung über den plötzlich so vornehm gewordenen Herrn Bruder!" — Nachdem Thaddäus sich recht satt gelacht und den vornehmen Mann etwas in seine Schranken gewiesen hatte, verständigte man sich. Zachäus nahm Platz am Tische nebst seiner Frau. Er zeigte seinen Eltern eine große Schatulle voller Goldstücke. — Peter kam vor Verwunderung lange nicht zu sich selbst. Endlich aber sagte er doch: „So hast Du also wirklich aus den kleinen goldenen Sternen am Himmel so viel massives Gold heraus pressen können? Unbegreiflich!" Dazu nannte er einige der größten Sternkundigen, denen es nicht gelungen seyn sollte, ihre vielen Kenntnisse so vortheil-

haft in's Geld zu sehen. — Aber Zachäus bat sehr: daß man die niedere Wissenschaft dieser Männer nicht mit seiner hohen Weisheit vergleichen möge. So kam es denn bald heraus: daß er kein Astronom, sondern ein Astrolog war, und also den Menschen ihre Zukunft aus den Sternen zu weissagen verstand. — „Das Wichtigste nicht zu vergessen, liebe Eltern!" sagte Zachäus, ehe er sie verließ; „Ihr sehet wohl, daß mein Ruf ganz herab käme, wenn mein köstlicher Wagen bei Tage vor diesem kleinen Hause halten sollte. Daher deutet es nicht übel, wenn ich Euch morgen mit dem Frühesten ein schönes Haus kaufe, welches Ihr Abends sogleich beziebet. Da seyd Ihr denn auf einmal ganz andere Leute geworden und wenn Ihr in prächtigen Kleidern mit mir ausfahrt, so wagt keine Seele, zu glauben: daß Ihr, Vater, jemals der bekannte" — hier hustete Zachäus — „Peter, und Ihr, Mutter, die weniger bekannte Thymiane gewesen." — Als späterhin Peter mit seiner Frau wieder allein war, da hätte man meinen sollen: bei dem vielen Kopfschütteln, welches ihn anwandelte, müßte wenigstens ein und das andere Wort heraus geschüttelt werden. Aber nein! Und Thymiane wußte auch nicht, was sie sagen sollte. Am Ende fing Peter noch an: „Es ist doch ein wahres Glück, daß ich damals den beiden Jungen keinen guten Rath mit auf den Weg gab. Zwar hätten sie ihn gewiß nicht befolgt: sicherer aber bin ich auf jeden Fall so gegangen." — „Ja wohl!" antwortete Thymiane. „Und wenn wir nun" fuhr sie lächelnd fort, „gar eine andere Wohnung und andere Kleider und Gewohnheiten bekommen —." — „Ja freilich!" antwortete Peter, unwillig aufstehend; „dann darf sich unser Herr Sohn Zachäus und seine Frau Lebensgefährtin unsrer nicht ferner schämen, und der Thaddäus kann gar mit unsern vornehmen Kleidern dick thun und sagen: Seht, Leute, die dort sind die leiblichen Eltern eures gehorsamen Lustigmachers! — Ach, Mutter, Mutter! ich halte es zwar für recht gut, daß es so gekommen; arg aber bleibt es denn doch, wenn Einer zwei Drittheile seiner Kinder zu Hanswürsten werden sieht, und vom dritten Drittheile seines gesammten Kinder-Vorraths noch nicht einmal weiß: ob es auch bis zu diesem Range steigen werde?"

Wie gesagt, so geschehen! Am folgenden Abend kam des Zachäus Wagen angefahren; der brachte auch sogleich Kleider mit, welche Peter und Thymiane anlegten. Zachäus war selbst dabei, den Anzug zu dirigiren. — Die abgelegten Kleider wollte er sogleich weg geschenkt oder verkauft wissen. Thymiane ließ sich das gern gefallen; Peter aber sagte: „Nein! Sie haben mir zeither toll genug gesessen und wer weiß: wie willkommen sie mir noch einmal künftig seyn können." — Sein vornehmer Sohn vermochte ihm auch das gar nicht aus zu reden. — In dem Hause, welches Zachäus seinen Eltern einräumte, wurden sie von seiner Lebensgefährtin empfangen. Thymiane konnte vor Verwunderung über die viele Pracht gar nicht zu sich selbst kommen. Peter aber setzte sich stillschweigend in den bequemsten Winkel und nahm seine Tabackspfeife zur Hand; denn seit ihn der Wirth mit dem gedruckten Zettel vom Boden gewiesen, hatte er sein Recht, auch in der Stube zu rauchen, mit Gewalt geltend gemacht. Hier aber fand er neue Anfechtung; man bedeutete ihm: daß der Tabacksrauch nicht passe zu der glänzenden Einrichtung. Darauf sagte er: „Wohin meine Pfeife nicht paßt, da passe ich auch nicht; ich habe das aus Erfahrung. Wie ein Reiter sein Pferd, so bedarf auch ein Raucher seine Pfeife und steht und fällt mit derselben." — Da ließ man sich denn die Sache gefallen. Nur Thymiane war so ungehalten, daß sie den ganzen Abend kein Wort redete.

Thymiane gewöhnte sich bald an ihren neuen Rang; mit Petern wollte es schon weniger fort. So kam ihm zum Beispiel der Degen, wenn er mit nach Hofe fuhr, noch vier Wochen nach seiner Standeserhöhung allemal richtig zwischen die Beine. Daher sah er es lieber für eine Strafe Gottes an, daß er sich damals im Kriege nicht besser gewehrt hatte, und beschloß: gar nicht wieder nach Hofe zu fahren.

„Was nur unser Alzerl machen mag!" seufzte auch ein Mal wieder eines Nachmittags Thymiane, wie sie mit ihrem Manne am Fenster stand. — „Ja wohl!" erwiederte Peter. „Er schrieb fortdauernd Woche für Woche, wie Du's ihm auferlegt hattest; da das nun so lange nicht geschehen ist, so mag er wohl sehr krank oder gar gestorben seyn." — Peter wendete sich zur Seite, um seiner guten Frau mit dem nassen Glanze in seinen Augen nicht an's Herz zu greifen. Er hatte damit aber schon viel zu viel gesagt, die Mutter konnte vor Schluchzen gar nicht mehr sprechen. — „Vielleicht" sprach nun Peter, „wäre der Tod gerade das Beste für den Jungen; denn ich fürchte gar sehr: er ist immerfort in seinem Gleise gegangen, und wer das thut, der kennt den Weltlauf nicht und kommt nicht fort, fange er es auch an, wie er wolle." — Darüber bekam Thymiane plötzlich ihre Sprache wieder zu einer Menge von Vorwürfen für den Rabenvater, der seinem leiblichen Kinde den Tod wünschen könne. — Das Trällern eines Gassenhauers half ihm in der Regel am leichtesten an dergleichen Klippen des Hausfriedens vorüber. Diesmal aber hatte er sie damit noch nicht ganz umschifft, als eine wahre Jammergestalt, mit hohlen Augen und todtenblassem Gesicht, ein Ränzlein auf dem Rücken, daher schwankte und die Nummern über den Hausthüren aufmerksam betrachtete. An seinem viel zu kurzen Röckchen vom gröbsten Tuche hätte man die

Faden alle zählen können, wenn die vielen Wunden, welche die Zeit dem Rocke geschlagen, nicht gewesen wären. Daher zitterten ihm auch die weiten Strümpfe so um die dünnen Beine herum, daß die ebenfalls nicht sehr knappen, durchbrochenen Schuhe kaum an den Füßen sich erhielten. — Da konnte Peter doch nicht umhin, auf den jungen Burschen zu deuten und zu sagen: „Wäre denn zum Exempel dem da drunten nicht weit besser gedient mit einer Wohnung draußen auf Todtengräbers Grund und Boden, als hier in dem Hause, das er zu suchen scheint?“ — Das schien Thymianen ein zu leuchten. — „Nun also!“ fuhr Peter fort, froh über den seltenen, halben Triumph.

(Die Fortsetzung folgt.)

## Nachtwächter-Gedanken.

War es einem Young erlaubt, nicht zu schlafen, sondern zu wachen und zu denken, so ist es keinem Nachtwächter zu verargen, wenn er denkt, weil er nicht schlafen darf: und ich traue einem Nachtwächter manche Betrachtung zu. Er denkt vielleicht: Leute, die eben nicht schlafen, denken gewiß viel, aber unendlich wenig wird davon durch mündliche Ueberlieferung oder durch den Druck bekannt. Weshalb? Das bewirkt der friedliche Nachthauch, der die erwachsenen Menschen nicht den Geschäfttreibenden, sondern den Kindern ähnlich macht. Wer wacht denn auch Nachts am meisten auf? Kinder, welche von den Müttern gleich wieder eingesungen werden, obgleich jene selbst am Tage oft und bis in den Tag hinein schlafen. — Wo es aber in der Nacht jubelt, streitet, heftig schnarcht, oder flüstert, da wird ein strenger Wächter der Nacht stutzen. Physische Nacht und geistiger Tag, physischer Tag und geistige Nacht gleichen zwei Paar Strümpfen, die man leicht verwechselt, wenn die Nachtwächter zu heftig blasen und die Schlafenden erschrecken. — Mag dies der Nachtwächter selbst um die zehnte und eilfte Stunde denken, jetzt jedoch wird es später. Da kommt ihm die Welt so friedlich, so gestirnt, so herrlich vor, und er nimmt sich selbst als eine gemäßigte Obrigkeit gegen die Schlimmen und Bösen und für die Guten wahr. — Die Nacht, ruft er aus, wäre keines Menschen Freund? Wie? So lägen die meisten Menschen, die da schlafen, ihrem Feinde in den Armen? Nimmermehr! Die Nacht ist des Menschen Freund. Da sind Untrigkeit und Obrigkeit vermindert und die Erde ist fast gleich jenem Zustande kurz nach der Sündfluth. Nachts wenig Menschen, viel Land, wenige Thaten, wenige Gedanken und doch ein reicher Segen der Natur.

Und er geht langsam weiter, unter dem Dach noch Licht erkennend. Habt nicht Acht auf das Licht, sondern schlaft! ruft er, zufrieden mit seiner Leutseligkeit, aus, und wehmüthig setzt er hinzu: Wer sein Licht nicht in seinem und seines Nächsten Herzen bewahrte, ehe er einschlief, kann es weder im Bette, noch im Grabe bewachen; ich aber, der Nachtwächter, melde nur die allgemeine Noth. Was, so fährt er fort, heißt denn auch Licht für den Schlafenden? Heißt es Nachtlicht? das schadet nicht. Heißt es viel mehr? dann will ich um Mitternacht schon rufen: Werde Licht! Gehe auf, Sonne des Himmels, mit rosigem Morgen und strahlendem Tage über Gute und Böse, über Viele, ach, über unzählbar Viele! Ja, der Einfluß der Erde auf den Himmel ist doch millionen Mal kleiner, als der Einfluß des Himmels auf die Erde, sey es Nacht oder Tag! — Jetzt fallen dem Nachtwächter die Schmachtenden und die Sterbenden ein und er singt ins große Geisterreich hinein, wo es keine Gespenster und Phantome, keine Thürsteher und Nachtwächter mehr giebt: Hofft auf den Herrn! — Dann kehrt er sich um, blickt in das Zwielicht und sagt: Ich habe meine Pflicht gethan und darf nun ruhen, wacht auf und thut, was Recht ist; und den Schöpfer lobt, der nicht bloß Euch, der auch mich liebt!

D. G. Freiherr von Seckendorf, Professor.

## Melita's Vorsicht.

„Kleine Knäbchen sind so niedlich,
Kleine Knäbchen muß man lieben!
Sagt des Vaters greiser Vater,
Der die schönen Enkel herzet.
Aber, traun, ich will mich hüten,
Kleinen Knäbelein zu nahen,
Weiß man doch nicht unter Vielen,
Wer wohl sey der eine Schlimme,
Der mit Pfeilen geht und Bogen,
Unbarmherzig uns verwundet,
Und noch gar mit kind'schem Hohne
Solche Wunden süß will nennen!“

Wilhelm Smets.

## Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

Florenz. (Schluß.) Der Erfolg bewies: wie wenig jenem Bunde zu trauen war; denn schon der unglückliche östreichisch-russische Feldzug, die Niederlage der 10,000 Russen in Holland und die englische Besitznahme Malta's, machen Paul zum wüthendsten Feind der englischen Parthei. Nachdem Oesterreich abermals einen mächtigen Verbündeten plötzlich verloren, erliegt es gegen den aus Egypten zurück gekehrten und vom St. Bernhard herab gestiegenen Bonaparte bei Marengo (15. Juni 1800). Die darauf, nicht ohne englischen Einfluß, mit dem Grafen St. Julien angesponnenen Verhandlungen gehen schnell zu Ende, und diesen folgt mit der Schlacht von Hohenlinden (3. Dezbr.) und dem darauf geschlossenen Waffenstillstand der Besitz des besten Theiles von Süddeutschland. So beginnt das neue Jahrhundert mit den Verhandlungen in Lüneville, die schon vor ihrer Vollendung (26. Januar) österreichischer Seits die Räumung von vier Festungen in Italien zur Folge haben. Im Uebrigen werden die Bedingungen von Campoformio und Rastadt ganz außer Acht gelassen; indeß einem Jeden für jegliche Abtretung volle Entschä-

digung durch die säkularisirten Güter zugesichert. Bei denen durch die Unbestimmtheit der Ausführung herbei geführten, und durch den Widerstreit der verschiedenen Interessen in die Länge gezogenen Verhandlungen am Reichstage wechseln — bald wegen Preußens kritischer Lage im Verhältniß zu Pauls wüthendem Hasse gegen England, bald wegen der bestrittenen und durch militairische Besetzung entkräfteten Wahl eines Erzherzoges zu der erledigten Stelle des Churfürsten von Cölln — die kleineren Fürsten verschiedentlich ihre Parthei. Aber nachdem Oesterreich die der Form nach ihm übertragene Regulirung, wegen der damit verbundenen Einschränkungen, ab zu lehnen veranlaßt worden, schließen sich die Unzufriedneren an Preußen an, um — ohne durch Frankreichs Treulosigkeit, die es aufs Neue gegen Portugal, Italien und die Schweiz bewiesen, abgeschreckt zu werden — durch seine Vermittelung ihren Wünschen Nachdruck zu geben. Auch Frankreich wünscht, nach dem (25. März 1802) zu Amiens abgeschlossenen Frieden, deßen kurze Dauer beide Theile wohl vorher zu ahnen vermochten, vor dem neuen Ausbruch der Feindseligkeiten sich einen dauernden Einfluß im Herzen des festen Landes, d. h. die Verbindlichkeit begünstigter deutscher Fürsten zu sichern. Daher geschieht von Seiten Frankreichs, mit scheinbarer Zuziehung Rußlands (deßen Politik seit geraumer Zeit die Einmischung in deutsche Angelegenheiten suchte), die Anerbietung: die Art zu bestimmen, wie jene bestrittenen Entschädigungen zu verwirklichen seyen? und es wird von Seiten des Reichstages, der schon eine offenbare Opposition gegen Oesterreich bildet, dieses Anerbieten angenommen. Während der russische Bevollmächtigte (v. Markoff) das Interesse des befreundeten Preußens schlecht vertheidigt, macht derselbe die übertriebenen Ansprüche der verwandten süddeutschen Fürstenhäuser um so mehr geltend, und Frankreich sichert durch einen unmittelbaren Garantie-Vertrag seinen Schutz Baiern zu, der durch den Minister dieses Staates, Hrn. v. Montgelas, erhalten und erweitert wird. So schließen, nachdem Preußen durch einen Separat-Vertrag seine Ansprüche gerettet hat, die Bevollmächtigten (3. Juni) ihr Entschädigungs-Projekt ab. Frankreich hatte jetzt durch seine Bestimmungen die kleineren Fürsten sich befreundet und zugleich sich ihnen unentbehrlich gemacht, die größeren geschwächt und das Vertrauen, das sie früher zu den Schutzherren jener gemacht, ihnen benommen; zu diesen Machiavellischen Grundsätzen (principe 3.) kam noch die wohlerhaltene Eifersucht zwischen Oesterreich, Preußen und Baiern, die eine Macht zum Nachtheil der andern bewaffnete. Deshalb mußte Oesterreich nicht allein das schon besetzte Passau, Salzburg und Berchtolsgaden, durch Preußens Dazwischenkunft, aufgeben und so sein Land gegen Baiern öffnen, sondern die Deputation (25. Febr. 1803) und Reichstag (24. März) auseinander gehen lassen, und in die nachtheiligen Bedingungen des Entschädigungs-Projekts willigen (27. April). Deutschlands kleinere Fürsten meinten, in diesem gegen den bisherigen Oberherrn gebrauchten Zwang einen Beweis der neuen Freiheit zu sehen; doch werden sie bald durch die, in der (bei Ausbruch des Krieges mit England) gewaltsamen Besetzung Hannovers liegenden Verletzung des deutschen Reiches und die wiederholte Nichtachtung der eigenen Verträge von französischer Seite aus ihrem Traum geweckt. Da alle Vermittelungs-Versuche Preußens fehl schlagen, so verweigert es, das einst schon von Paul dargebotene Hannover von Frankreich an zu nehmen und schließt mit letzterer Macht einen Vertrag, vermöge dessen es seine Neutralität aufrecht erhält, aber die Bewaffnung derselben nur zur Abwehrung der vom Norden (bei den seit einiger Zeit mit Rußland eingetretenen Differenzen) zu erwartenden Angriffe zu gebrauchen verspricht. Dagegen verheißt Frankreich eine Verminderung der jenseits der Demarkations-Linie (Elbe) stehenden Truppen. — Allein die neuen Eingriffe in die Souverainetät deutscher Staaten durch die Gefangennehmung Enghien's und Dümouriez's (März 1804) zeigen bald: wie weit Bonaparte's Versprechungen zu trauen sey. — Während nun Frankreich dem Könige von England, zum Schein, vorwurfsvolle Friedens-Vorschläge macht, hatte das Kabinett von St. James schon seine Unterhandlungen im Nord-Osten angeknüpft, vermöge deren es (3. Dezbr. 1804 bis 16. Juli 1805) den vierfachen Bund von St. Petersburg zu Stande brachte. Aber während die verbundenen englischen, schwedischen und russischen Armeen sich rüsten, gegen Hannover vor zu rücken, befindet sich Preußen in einer sehr kritischen Lage. Seine Vermittelungs-Versuche entfremden ihm die Gesinnungen beider Partheien, und trotz der, durch Nowosilzoff's Sendung gesuchten Täuschung erkennen dennoch — auch vor der, durch Bonaparte's gewaltsame und dummstolze Schritte in Italien veranlaßten Zurückberufung desselben — die kleineren Staaten die wahren Verhältniße und verlieren das Vertrauen auf Preußens Schutz. Oesterreich hatte insbesondere durch das in Anspruch genommene Heimfallsrecht geistlicher Güter in deutschen Staaten die interessirten Fürsten sich zu Feinden gemacht; als daher, wegen der in Italien immer noch nicht erfüllten Versprechungen Frankreichs, die Feindseligkeiten wieder anfangen, verbindet Baiern, trotz des mit Oesterreich abgeschlossenen Bundes, am 2. Oktober 1805 seine Truppen mit Bernadotte, während der Kronprinz zu Straßburg mit Josephinen die Feste über die gewonnenen Schlachten feiert. Bei des französischen Kaisers persönlicher Gegenwart in Ettlingen und Stuttgart folgen Baden und Würtemberg bald nach. Inzwischen sucht Bonaparte Preußen zu gewinnen und läßt ihm durch Düroc aufs Neue Hannover anbieten, insbesondere, um seine dort stehenden Truppen gegen Oesterreich gebrauchen zu können. Allein Preußen hält seine Neutralität aufrecht und rüstet sich mit seiner ganzen Armee, dieselbe an der Weichsel gegen Rußland zu vertheidigen; dadurch bekommen Marmont und Bernadotte mit 26,000 Baiern Spielraum, um General Mack ein zu schließen, indem sie durch Ansbach und Baireuth marschiren. Hierauf erfolgt von Seiten Preußens eine immer noch friedfertige Gegenerklärung; am 3. November aber zu Potsdam der Beitritt zu dem Bunde von Petersburg. Haugwitz wird abgesandt, um Bonaparte den Krieg zu erklären; allein nach der Meinung dieses Bevollmächtigten hatten inzwischen die Kapitulation von Ulm, die Schlacht von Austerlitz und der darauf folgende Waffenstillstand der Sache eine neue Richtung gegeben: so daß derselbe, als Bonaparte in der am bestimmten Tage gehaltenen Unterredung ihm, für seinen Gebieter, die Wahl zwischen Krieg, und der Abtretung von Ansbach (für Baiern), Neufchatel, Cleve u. s. w. (zu einem neuen Königreiche für Mürat) und Entschädigung durch Hannover läßt, die letzte erwählt. Trotz des Versprechens, bis zur Ratifikation zu schweigen, wird dieser Vertrag dennoch laut, und benimmt den österreichischen Ministern zu Presburg so allen Muth: daß plötzlich (27. Dezember) der Friede abgeschloßen, und darin die Ablösung Baierns, Würtembergs und Badens vom Reiche, die Annahme der Königstitel der beiden ersten, die Veräußerung Kehls an Frankreich u. dergl. mehr anerkannt wird. — Als indessen die aus Oesterreich gezogenen Truppen in Süddeutschland stehen bleiben, so sehen sich die Fürsten desselben ganz in Bonaparte's Händen. Ihre Gesandten in Paris, welche die versprochenen Vergrößerungen sollicitiren, suchen durch eine engere Verbindung mit Frankreich ihre Wünsche besser zu erreichen. Talleyrand, dem nach der, durch Fox's Tod bewirkten Beendigung der Unterhandlungen mit England daran gelegen ist: seinem Monarchen den Kontinent zu sichern, veranlaßt sie, sich ausgebreitetere Vollmachten kommen zu laßen, und negozirt mit Jedem einzeln. Endlich liest er ihnen Allen, am Abend des 12. Julius, die ganze Bundes-Akte vor, von der Jeder nur einzelne Artikel kannte, und die Uebermacht zwingt sie, nicht allein sie an zu nehmen, sondern dieselbe auch zu verheimlichen, bis die Friedens-Unterhandlungen mit Rußland, in denen arglistiger Weise für Deutschland der damalige Zustand festgestellt wurde, beendet waren. —T—




# Der Gesellschafter
oder
# Blätter für Geist und Herz.

1820. Montag den 10. Januar. 6tes Blatt.


## Rocca und Frau von Stael.*)

Ein junger Mann von guter Abkunft erweckte lebhafte Theilnahme in Genf, da man viel von seiner glänzenden Tapferkeit erzählte, und seine Jugend gegen seinen wankenden Gang, seine Bläſſe und seinen schwächlichen Zustand auffallend abstach. Die Wunden, die er in Spanien erhalten, hatten ihn dem Tode nahe gebracht, und er war krank und siech geblieben. Ein Paar mitleidige Worte, die Frau von Stael zu dem Unglücklichen sprach, machten eine wunderbare Wirkung auf ihn. Es war etwas so Himmlisches in ihrer Sprache, daß einst Frau von Teſſé sagte: „Wenn ich Königin wäre, so würde ich Frau von Stael befehlen: immer mit mir zu sprechen.“ Jene hinreißende Musik weckte neues Leben in dem jungen Manne; sein Kopf und Herz entflammten sich, er überließ sich unbegrenzten Wünschen und machte die größten Entwürfe. „Ich werde sie so sehr lieben“ — sprach er gleich anfangs zu einem seiner Freunde — „daß sie mich endlich heirathen wird.“ Allerdings eine sonderbare Aeußerung, die aus verschiedenen Beweggründen hervor gehen konnte; aber seine Begeisterung, seine beharrliche Ergebenheit zwingen zu ehrenvoller Auslegung.

Die Umstände begünstigten so hohe Ansprüche. Frau von Stael war sehr unglücklich und des Unglücks müde; ihre Seele voll Schwungkraft wollte sich aufrichten und wünschte eine Hoffnung. Als nun in dem Augenblicke, wo ihre Gefangenschaft immer enger wurde und finstere Wolken von allen Seiten über ihrem Haupte zusammen zogen, ein neuer Tag ihr zu leuchten begann, erwachte das Glück in ihrem öden Herzen wie aus seiner Asche, und der Traum ihres ganzen Lebens, Liebe in der Ehe, schien noch erfüllt werden zu können. Man weiß, was eine solche Verbindung in ihren Augen war. Jene scherzenden Worte, die man von ihr angeführt hat: „Ich werde meine Tochter zwingen, nach Neigung zu heirathen!“ — diese Worte enthielten eine ernstliche Meinung. Nie war der Gedanke, selbst ein Band der Art zu knüpfen, ihr ganz fremd geworden. Wenn sie von der Zuflucht sprach, die sie einst in England zu finden hoffte, sagte sie zuweilen: „Ich bedarf der Zärtlichkeit, des Glückes und einer Stütze, und finde ich dort einen edlen Charakter, so werde ich meine Freiheit opfern.“ Der edle Charakter fand sich plötzlich in ihrer Nähe. Sie hätte freilich eine angemessenere Wahl treffen können; aber es ist ja eben der Nachtheil der Heirathen aus Neigung, daß man nicht wählt.

Die neue Verbindung war jedoch ihr Glück. Sie hatte die hohe Seele des Herrn Rocca erkannt. Eine grenzenlose Zärtlichkeit, eine beharrliche Bewunderung, ritterliche Gesinnungen, und was Frau von Stael immer gefiel: eine von Natur dichterische Sprache, Einbildungskraft, selbst Talent — wie seine Schriften beweisen — die Gabe des freundlichen Scherzes, ein kunstlos und überraschend sich entfaltender Geist, der ihren Geist weckte und dem Leben Mannigfaltigkeit gab; das war es, was sie bei ihm fand. — Es wäre freilich besser

*) Aus der „Notice sur le caractère et les écrits de M. de Staël“, von Frau Necker de Saussure in Genf.

gewesen, wenn sie ihre Verbindung erklärt hätte; aber eine gewisse Furchtsamkeit, die sie bei allem Muthe nicht überwinden konnte, und die Anhänglichkeit an einen Namen, den sie berühmt gemacht hatte, hielten sie zurück, und nachher bot sie ihren ganzen Verstand auf, um den Schwierigkeiten ihrer Lage gewachsen zu seyn. Muß es gesagt werden: es wäre klüger erschienen, wenn sie sich nicht in diese Lage gesetzt hätte? Muß es gesagt werden: daß Frau von Stael nicht in jedem Verhältniß ein Beispiel seyn kann? Sie selbst würde dies gern eingestanden haben; sie hat es ihren Kindern gesagt, und deutet es auch in ihren Schriften an. — Doch, man vergißt bei ihr die Bedingungen unseres Wesens, vergißt: daß die menschliche Gesellschaft auf mittelmäßige Fähigkeiten gegründet ist, daher denn außerordentliche Geistesgaben mit den Einrichtungen des Lebens einen Mißklang machen.

Die glückliche Unvorsichtigkeit, die ihr eigen war, wurde ihr während der Dauer dieser Verbindung sehr wohlthätig. Als sie sich den schmerzlichsten Besorgnissen über Rocca's Gesundheits-Zustand überlassen hatte, glaubte sie sehr bald: daß sein Leben nicht in Gefahr schwebe und seine Leiden nur zufällig seyen. Es blieb ihr von ihrer Unruhe nichts zurück, als eine stete, und bei einer so lebhaften Frau gewiß merkwürdige Aufmerksamkeit für Alles, was zu seiner Erhaltung nothwendig war. Ihr großer Geist war ganz dem Gedanken gewidmet: ihm nützlich zu seyn. Aber wer vermöchte zu sagen, was sie in den bedenklichen Augenblicken seiner Krankheit litt! In Pisa, wo er dem Tode nahe war, verglich sie sich selbst mit dem Marschall Ney, der zu jener Zeit in jedem Augenblick sein Urtheil erwartete. Mit einem Talente begabt, das sie gegen keinen Schmerz schützte, und das durch jeden Schmerz nur höheren Schwung erhielt, sagte sie späterhin, sie wolle ein Buch schreiben über das Thema: „Es giebt nur ein einzig Unglück im Leben: der Verlust eines geliebten Gegenstandes.“ — Dies Unglück aber ward dem beklagenswerthen Rocca; dieses bedrohte Leben, dieses schwache Rohr, das auf einen Augenblick einem, dem Anschein nach so kräftigen Leben zur Stütze diente, war doch minder zerbrechlich, als sie selbst. Nicht lange aber hat er sie überlebt. Schmerz und Gleichgültigkeit für sein Daseyn entschieden bald sein Schicksal. Er starb unter dem schönen Himmel der Provence, in den Armen seines Bruders. S—r.

## Vater Peter.

(Fortsetzung.)

Als nun jetzt das bleiche Gerippe mit dem Ränzlein auf ihre Wohnung zukam und mit großer Mühe die Hausthür aufklinkte, da lief die mitleidige Thymiane ihm schnell entgegen mit einem Zehrpfennig, auf daß der Schwächling nicht erst die Treppe steigen dürfe. Sie blieb aber Petern gar zu lange aus; er mußte wissen, was ihr begegnet war. Und siehe da, mitten auf der Treppe fand er sie liegen und den Handwerksburschen beschäftigt, ihre Schläfe zu reiben. Die Freude hatte auf der einen Seite und der Schmerz auf der andern an ihr gezogen, so daß sie in Ohnmacht gefallen war. Das einwandernde Jammerbild war nämlich ihr zurück kehrender Sohn Alcäus. — Jetzt merkte Peter wohl: daß er vorhin Unrecht gehabt hatte im Streite mit seiner Frau; denn er fühlte es an seinem Herzen: daß Alcäus sein liebes Kind war, das er, selbst in diesem Zustande, dem Tode nicht gönnte.

„Mein Alzerl, mein liebstes Alzerl!“ rief die in's Leben zurück kehrende Mutter, und Peter und sie führten das Jammerbild hinauf in ihr Zimmer. — Als Alcäus sein Ränzlein abgelegt und auf einem Stuhle Athem geschöpft hatte, konnte er sich nicht satt wundern über die Veränderung, welche mit seinen Eltern vorgegangen war. Vor der alten Wohnung hatte man ihm zwar schon von dem neuen Wohlstande derselben und die Nummer ihres Hauses gesagt, er hatte es aber nicht glauben können. — „Ja!“ sprach sein Vater, „kennte ich nicht den Lauf der Welt, so müßte mir es selbst noch in dieser Stunde unglaublich seyn: daß unser lieber Sohn Zachäus, Dein Bruder, auf der faulen Bärenhaut so in die Wolle hat kommen können.“ — Er erzählte dem Alcäus, was Alles vorgegangen war, und daß die Zwillingsbrüder Beide sich eben dort aufhielten. Alcäus hatte herzliche Freude über ihr gutes Glück. — „Von Dir, mein Sohn!“ fuhr Peter fort, „habe ich — Gott verzeihe mir die schwere Sünde! — gleich anfangs nicht gehofft, daß viel aus Dir werden würde; aber so gar grob, als das Unglück Dich wirklich angelassen, fürchtete ich es denn doch nicht. Hast Du nun endlich vielleicht Athem genug gefaßt, uns von Deinen Schicksalen etwas mit zu theilen?“ — Ob aber schon letztere ganz kurz und einfach waren, so mußte Alcäus doch während der Erzählung mehrmals inne halten, neue Kraft zu sammeln. Er hatte sein Handwerk ordentlich erlernt und die günstigsten Zeugnisse für seine Geschicklichkeit auf zu weisen. Auf der Wanderung aber war er durch ein böses Fieber also heimgesucht worden, daß er nichts von sich selbst gewußt, daher auch nicht hatte schreiben können. In der langen, langen Krankheit nun war nicht nur sein recht schöner Sparpfennig darauf gegangen, sondern er auch so zurück gekommen, wie Figura zeigte.

„Das wird Dein Bruder Zachäus seyn!“ sprach der Vater, als jetzt ein Wagen vor das Haus rasselte. „Gieb Dich nicht sogleich zu erkennen; wir wollen doch sehen: ob die Stimme des Herzens ihm Dich anmelden wird?“ — Alcäus zog sich hierauf an einen Platz

zurück, wo er, wenig bemerkt, Alles recht gut beobachten konnte.

„Liebe Eltern!“ so brauste der vornehme Mann zur Thür herein; „betrachtet mich einmal: ich muß aussehen, weiß, wie die Wände gemeiner Leute; auch zittern mir noch alle Glieder!“ — „Was ist Dir denn wiederfahren, Zachäus?“ — „O mein Himmel! beschimpft bin ich worden, schrecklich beschimpft. Fragt mich doch vorhin der Fürst: ob der Seiltänzer, der eben in hiesiger Stadt seine Streiche mache, wirklich, wie er behaupte, mein Bruder sey? Denkt Euch mein Erschrecken!“ — „Und was antwortetest Du, Zachäus?“ — „Natürlich schwur ich Stein und Bein: daß er nicht mein Bruder, daß solch eine Behauptung unerhört sey. Dazu bat ich mir es zur Satisfaktion aus: daß er sogleich aus der Stadt verwiesen werde. Das ist denn auch geschehen. — Aber, lieber Vater!“ sprach er nun, als ihm Alcäus in's Auge fiel, ihn bei Seite ziehend; „welch ein Elender sitzt denn da? Habe ich Euch darum das schöne Haus gekauft, daß Ihr solch gemeines Volk herein nehmen sollt?“ — Da konnte Peter unmöglich weiter auf die Stimme seines Herzens warten, und sagte dem Zachäus geradezu: daß es sein Bruder Alcäus sey. — „O Himmel!“ rief der Sterndeuter, „schlagen denn deine Wetter heute alle über meinem Haupte zusammen? Ich bitte euch um Gotteswillen, Vater, packt mir diesen Schofel auf der Stelle ein in eine Post-Chaise und schickt ihn hin, wo der Pfeffer wächst; die Kosten trage ich.“ — „Zachäus!“ so sprach nun Peter zu ihm; „die Brüderschaft eines Seiltänzers verläugnen, das lasse ich allenfalls gelten, wenn mich gerade der Spleen nicht neckt; aber einen ehrenwerthen Schuhmacher, der die besten Zeugnisse hat für seine Geschicklichkeit, nein, das heißt mir das Vornehmthun übertreiben.“ — „Schuster-Ehre, Schuster-Geschicklichkeit!“ rief Zachäus laut. „Muß man nicht glauben, man sey toll geworden? Vater, schafft im Augenblick jenen Bettler aus dem Hause, oder ich ziehe meine Hand völlig ab von Euch und der Mutter!“ — „Bruder, lieber Bruder Zachäus!“ sagte der tief gekränkte Schuhmacher-Gesell. — Aber der Brudername aus seinem Munde erschütterte den Vornehmen dergestalt, daß er beide Ohren zuhielt und zur Thür hinaus nach seinem Wagen eilte.

Thymiane sogar war über die Beleidigung ihres kranken Alzerl so empört, daß sie diesmal Petern in Allem folgte. Am Abend noch zogen sie, nebst ihrem jüngsten Sohn, in das verlassene Quartier, schickten die Schlüssel des neuen Hauses, nebst der Bedienung, ihrem vornehmen Sohn zu, und am folgenden Morgen fragte Peter seine Frau: ob der alte Rock, den er nun wieder trug, ihm nicht tausendmal besser sitze, als der vornehme Modekittel?

Peter lief wegen seines kranken Alcäus von einem Arzte zum andern. Alle aber, sobald sie ihn gesehen hatten, versicherten: daß für den Kranken nichts besser seyn werde, als ein Loch drei Ellen tief unter der Erde. — Die arme Thymiane härmte sich hierüber erschrecklich ab. Allein weil die Natur oft ganz anderer Meinung ist, als die geschicktesten Aerzte, so besserte es sich mit dem Alcäus alle Tage mehr; am Ende kam es so weit mit ihm: daß er wieder in Gottes Namen nach Arbeit bei einem Meister in der Stadt sich umthun konnte. — Bald ward es unter den dortigen Meistern bekannt: daß er der geschickteste, ordentlichste, fleißigste und bescheidenste Gesell war und auf der Herberge ging häufig die Rede von ihm, und die Meister boten ihm Lohn über Lohn, um ihn nur in ihre Werkstatt zu bekommen. — Da sich Alcäus auch sehr auf den Leder-Einkauf verstand und dabei grundehrlich zu Werke ging, so schickte ihn sein Meister sehr gern zum Lederhändler Veit mit einem schönen Komplimente, daß Herr Veit die Sache nur mit ihm abthun möchte: er genehmige Alles, was der Geselle an seiner Statt abschließe. Der steinreiche Lederhändler aber war ein in seinem Fache sehr erfahrener Mann; daher gefiel ihm der junge Mensch und die Art, wie er sich bei dem Lederkaufe benahm. Alcäus war seit seiner Krankheit auch ein recht hübsches stattliches Kerlchen geworden, so daß der Lederhändler Veit immer dachte, wenn er kam: das wäre der rechte Mann für Deine Sophie; so hieß nämlich seine sechszehnjährige Tochter, die er liebte und hütete wie seinen Augapfel. Er fragte nun leise bei Sophien an: ob der junge Mann ihr gefiele? da wurde das hübsche Kind feuerroth. Jetzt glaubte er zu wissen: wie viel es geschlagen habe in ihrem Herzen, und wünschte nur: daß der Weiser im Herzen des jungen Mannes auch dahin zeigen möchte. Und weil der kluge Veit auf dergleichen sich gut verstand, so hatte er es an dem kurzen Athem des Alcäus in Sophiens Nähe und an seinen Blicken, die immer scheu von ihrem hübschen Gesichtchen absprangen, um dahin sogleich zurück zu kehren, bald weg: daß Alles in der Ordnung sey. Er löste daher mit der nöthigen Behutsamkeit dem Herzen des Schüchternen die Zunge, so daß Alcäus in Kurzem als der Bräutigam der schönen, einzigen Erbin des steinreichen Lederhändlers Veit von der halben Stadt beneidet wurde. — Bei dem Meisterschmause, der natürlich der Hochzeit voran ging, ließ sich Veit, der ihn ausrichtete, schon sehr sehen; der Glanz der Hochzeit aber überstieg alle Beschreibung.

(Der Schluß folgt.)

## Aeußerer und innerer Feind.

Immerhin mögest den Feind du scheu'n, der von außen dich angreift,
Wilder und schädlicher ist, der sich im Busen dir birgt.

A. O. Blumenthal.

## Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

Breslau. Wie ein Stern erster Größe ist Lessing's Meisterwerk: „Nathan der Weise", auch einmal wieder an unserem Theater-Himmel erschienen, aber — gar schnell wieder verschwunden. Hr. Nagel bewies als „Nathan", durch sehr gelungene Darstellung des Charakters, durch treffende Personifizirung und geistvollen Vortrag, ein tiefes Studium der Rolle und auf's Neue sein Künstler-Talent. Ueberhaupt wurde jede Rolle gut gegeben, und das Ganze mit dem Fleiße, mit der Achtung behandelt, die dieses Meisterstück erfordert und verdient. Aber — daß es ohne Beifall vorüber ging — versteht sich; wie sollte Nathan heute noch und hier wirken?! — Houwald's „Heimkehr", sehr gut ausgeführt, hat bereits sechs Vorstellungen gehabt, und den Beifall eines nicht großen, aber erkennenden Publikums erhalten. Hr. Anschütz war als „Derner" vorzüglich. Dem jungen Dichter macht das Werkchen Ehre, denn es bekundet deutlich Anlage zum Tragischen. — Hr. von Holtei ist noch in mehreren Rollen, vermuthlich versuchsweise, aufgetreten; seine beste Leistung, meinen wir, sey „Bern" in der „Whist-Parthie", nicht so der junge „Baron" im „Wildfang" und am wenigsten „Kosinski" in den „Räubern". Wo er in natürlicher Persönlichkeit bleiben kann, weiß er zu wirken, in andern Rollen scheint er wenig Darstellungsgabe, Charakter-Verwirklichung und Individualisirung zu haben. Wenn ihm nur seine Freunde nicht durch übertriebenes Lob schaden; er verdient als Anfänger von Geist und Verstand eine gute Leitung zur technischen Ausbildung. — Demois. Julie Zucker, vom Dresdener Hof-Theater, giebt gegenwärtig Gastrollen, und ist bereits als „Pamina", als „Benjamin", „Prinzessin von Navarra" und als „Myrrha" aufgetreten. Sie ist eine sehr liebliche Erscheinung, und, wenn gleich noch Schülerin, von bedeutendem Talent. Ihre Stimme ist angenehm, ihr Gesang verräth eine gute Schule und ihr Spiel ist sinnig und geordnet. Treflich war ihre „Myrrha"; so gut gespielt, gesprochen, gehalten, so angenehm gesungen, so rein naiv kindlich ist hier wohl noch keine „Myrrha" gesehen worden. — Möchten wir diese junge Künstlerin für unsre Bühne gewinnen! — Hr. Bergmann, auch aus Dresden, trat als „Joseph" und „Murney" auf; er ist völlig Anfänger, hat aber eine so klare schöne Stimme, daß man das übrige Mangelhafte gern übersieht. Beide fanden Beifall und die schöne Julie Zucker wurde jedes Mal hervor gerufen. — Mad. Strauß ist engagirt; ihre weiteren Gastrollen bewiesen eine gute Sängerin. Z*.

London. Ein hiesiges Sonntag-Blatt gießt seine üble Laune in einer Theater-Rezension aus. Es macht dem Drury-lane-Theater ein Verbrechen daraus: daß es so viele alte Stücke und so wenig neue giebt. Immer Shakspeare, Congreve, Sheridan, und keine heutigen Dramen!! — Ob wohl das Publikum dieser Meinung seyn mag? Wenigstens ist das Haus immer so voll bei guten alten Stücken, daß der Unternehmer, Hr. Elliston, schwerlich von seiner Weise abgehen wird, abwechselnd ein Trauerspiel, ein Lustspiel und eine Oper zu geben. So oft Kean spielt oder Braham singt, ist das Haus in der ersten Viertelstunde gefüllt und Hunderte müssen zurück gehen. — Hr. Elliston spart von Seiten der Schönheit und Richtigkeit der Dekorationen nichts. Für „Richard III." läßt er das Innere des Tower, in verschiedenen Theilen, nach der Zeichnung eines berühmten Antiquars malen, der sie aus alten Darstellungen entworfen hat. (Morn. Chron.) Die letztere Verdienstlichkeit kann deutschen Bühnen-Vorstehern, besonders aber dem Grafen Brühl in Berlin, nicht abgesprochen werden; doch nur dann, wenn keine Uebertreibung in Nebendingen zum Nachtheil des Eigentlichen daraus hervor geht, läßt sich damit die Zufriedenheit der Achtbaren gewinnen.

Die politischen Benennungen der Whigs und Torys entstanden erst unter der Regierung Carls II. Torach heißt in der alten irischen Sprache königlich, und Toirach geistlich. Beide stammen von Wörtern her, welche die höchste Macht bedeuteten. Die Irländer, welche in ihren höchsten Machthabern, die ihnen Lasten aller Art auferlegten, Räuber und Unterdrücker sahen, gaben den wirklichen Straßenräubern ihren Namen. — Das Wort Whig kommt zuerst in der schottischen Geschichte bei einem Einfall des Herzogs v. Argyle vor; dieser Einfall wird nämlich „Whiggamor inroad" genannt; er bestand aus den Einwohnern vieler Kirchspiele, mit den Priestern an der Spitze, welche für die Rechte ihrer Gemeinden beteten und sangen, auch wohl fochten. Mor bedeutet im Celtischen groß und das Wort Whiggamor sollte „große Volksjache" ausdrücken. (Morn. Chron.)

Einem Irländer, der dem Whiskey (Getränk) zu sehr ergeben war, wurde der Vorwurf gemacht: er sey betrunken. — „Ich, betrunken?" rief er, „keineswegs; aber übermäßig erfrischt." (Morn. Chron.)

„Zwei Dinge", sagt Herr de Bonald, „tragen dazu bei, daß die Religion in diesem Jahrhundert so gesunken ist: die Armuth derer, welche sie pflegen, und der Reichthum derer, welche sie angreifen." Wir fragen Herrn de Bonald: ob die Apostel Christi etwa goldene Schätze mit sich geführt, und die Märtyrer zur Zeit eines Nero und Diocletian etwa Staats-Pensionen erhalten haben, wie die Märtyrer jetziger Zeit? — Gleichwohl waren die damaligen Religions-Bekämpfer Herren der Welt! Der einzige Unterschied ist: die damaligen Märtyrer thaten — Wunder und unsre arbeiten am — Nichts! (Independ.)

Ehemals trugen die Kapuziner Sandalen; wie aber alle Sitten wechseln, so auch diese: neulich sah man nämlich zu Paris zwei Kapuziner mit Kosacken-Stiefeln. (Independ.) Die Kosacken bezahlen keine Abgaben, und sind immer auf eine Art leichten Krieges eingerichtet; sollten vielleicht die Kapuziner darin Gründe finden für einige Aehnlichkeit? — Auch das stete Herumschweifen haben beide Theile, und sind die Kosacken als Krieger, so sind dagegen die Kapuziner als Nehmer bekannt, welches in gewisser Bedeutung auch wieder zusammen trifft.

Ein Mann zu Dijon, dem durch die Unvorsichtigkeit eines Kutschers seine Frau zu Tode gefahren worden, war billigdenkend genug, für seinen Verlust mit einer Entschädigung von — 50 Franken so vollkommen zufrieden zu seyn, daß er es sich gefallen ließ: nur die Hälfte der Zahlung baar, und die andere Hälfte terminweise zu empfangen. (Journ. d. Par.)






# Der Gesellschafter
oder
# Blätter für Geist und Herz.

1820. Mittwoch den 12. Januar. 7tes Blatt.


## Vater Peter.

(Schluß.)

Vater Peters Glaube: daß das Glück der Ordnung, dem Fleiß und der Weisheit immer aus dem Wege gehe, um sich der Sorglosigkeit, dem Müßiggange und der Thorheit an den Hals zu hängen, war durch das Fortkommen seiner beiden ältesten Söhne befestigt worden. Jetzt fing er an, etwas zu schwanken, denn sein Sohn Alcäus verdiente das Glück, das er hatte. Indessen sagte er doch am Hochzeittage noch zu seiner Frau: „Gute Thymiane, laß uns nur nicht zu früh über die Sache krähen, denn ich habe mehr Ehen gesehen, die mit der treflichsten Hoffnung anfingen, deren Fortgang aber lamentabel und das Ende gar miserabel war.“ — Noch mehr aber wurde Peter stutzig in seinem Glauben, als er in den Zeitungen las: daß die Thiere und Geräthschaften seines Sohnes Thaddäus zum Kauf ausgeboten wurden, weil, nachdem der Besitzer derselben bei einem Luftsprunge den Hals gebrochen, seine zahlreichen Gläubiger bezahlt seyn wollten.

Des Zachäus Schicksale aber mußten wohl Petern die Wahrheit seines Glaubens auf's Neue vorhalten; denn der Sterndeuter ließ sich immer höhere und prächtigere Wagen machen und seine Diener und den Schnurrbart auf dem Bocke dermaßen in blitzendes Gold einnähen, daß, wenn er gefahren kam, die Leute ihre Hand vor das Auge hielten, als ob sie von der Sonne geblendet würden. Auch bekam er am Hofe solchen Kredit: daß der Fürst nicht mehr aus dem Fenster sah, ohne zuvor seinen Astrologus um Rath gefragt zu haben. Und der Astrologus schlug nur darum die höchsten Titel aus, die man ihm anbot, um noch vornehmer zu erscheinen, als er wirklich war. — Peter hatte sich übrigens dergestalt an die Pracht und den Hochmuth seines Sohnes gewöhnt, daß es ihm gar nicht auffiel, wenn Zachäus auf der Straße dicht neben dem Hinkenden vorüber strich, und nicht mehr zu wissen schien: daß der lahme Peter auf der Welt, geschweige daß er jemals der Sohn dieses Mannes gewesen sey. — Nebenbei ging es doch aber auch mit dem Alcäus immer besser und besser. Ohne ein vorzüglich lockendes Schild vor seinem Laden zu haben, war es ihm, einzig durch seine besondere Geschicklichkeit und gute Art, gelungen, eine ausgezeichnet große Kundschaft zu erhalten. Seine Schuhe, wußte man, waren die bequemsten, haltbarsten und zierlichsten in der ganzen Stadt, und wer trüge nicht gern Schuhe, welche zugleich bequem, haltbar und zierlich sind?

Als eben wieder ein Krieg ausbrechen sollte und der Schuh-Lieferant etwas leichtsinnig zu Werke gegangen seyn mochte, so fand man die Schuhe weder passend noch von Dauer. Nun sollten in dem Kriege, dem unter andern auch Peter sein lahmes Bein verdankte, die schlechten Schuhe die Ursache gewesen seyn: daß die Füße der Soldaten nicht Stand gehalten hatten; daher verfiel man jetzt darauf: den berühmtesten Schuhmacher der Stadt, Meister Alcäus Peter, um sein Gutachten zu befragen. Der bewies auf der Stelle: daß dergleichen Schuhe bei dem Gebrauche nothwendig

ausreißen müßten. Böse Beispiele aber verderben bekanntlich gute Sitten. Weil nun das Ausreißen der Schuhe abermals das Ausreißen der Füße nach sich ziehen konnte, so stellte man, nach diesem Gutachten, dem Lieferanten frei: was er mit seinen Schuhen anfangen wollte, und schloß mit dem Meister Peter einen Kontrakt über die Schuh-Lieferung. Da sein Schwiegervater ihm mit seiner Kasse und seinem Leder an die Hand ging, so entledigte sich Peter der Sache treflich. Wie die Mauern standen die Krieger in seinen Schuhen. — Dazu hatte sich der Meister ein fast noch unsterblicheres Verdienst erworben. Einer der ersten Hofleute hatte von der Natur, welche ihre Gaben wunderlich austheilt, neben einem ordentlichen Fuße einen Pferdefuß erhalten. Gar viele Schuhmacher hatten den Fuß schon in der Kur gehabt. Der Hofmann war selbst nach Paris und London gereiset, ohne einen Schuh zu erhalten, der diesen Makel recht gut verkleidet hätte. Endlich rieth dem über solch ein Unglück ganz Verzweifelten der Kammerdiener: es noch mit dem berühmten Meister Alcäus Peter zu versuchen. — Ohne allen Glauben an das Gelingen einer Sache, welcher selbst Paris und London nicht hatte abhelfen können, ließ der Hoffnungslose sich wirklich darauf ein. Und siehe da, Meister Peters Schuh machte aus seinem Pferdefuße ein Füßchen, wie es nur seyn mußte. Der Hofmann war äußerst entzückt darüber. Weil er nun nebenbei vernahm: daß Alcäus, nach dem erfolgten Tode seines Schwiegervaters, die Schuhmacher-Handthierung hatte aufgeben müssen, um die große Lederhandlung des Mannes zu übernehmen, so glaubte er nichts an seiner Ehre zu wagen, wenn er die Dankbarkeit so weit trieb, um Abends einmal den Herrn Lederhändler Peter, wie er nun hieß, nebst Frau Gemahlin auf eine Suppe zu sich zu laden. Er umarmte sogar seinen Gast, als der mit Sophien in dem schönen Wagen angefahren war, der von dem Verstorbenen auf ihn übergegangen. — Da nun die Frau Lederhändlerin, ganz ohne es zu wollen, mit ihren dunkeln Augen das schon halb vermoderte Herz des Hofmanns sehr verletzte, so stellte er den Mann, welcher die Armee so gut bedient hatte, bald darauf auch dem Fürsten vor. Dem aber gefiel er, wegen seiner gesunden Urtheile und anständigen Aufführung, so sehr: daß er ihn, wenn er auf dem Lande allein war, zuweilen so gut dahin holen ließ, wie seinen Bruder, den Astrolog — welcher sich aber schon lange nicht mehr Peter, sondern von Petershofen nannte, und daher auch sogar bei dem Fürsten in der Stadt Zutritt hatte. Der Fürst wünschte diesen Zutritt dem Lederhändler besonders zu vergönnen, weil er seiner vollen Kasse von Zeit zu Zeit bedurfte; daher drang er in den Alcäus: sich von ihm in den Adelstand erheben zu lassen. Lange wollte der Lederhändler nicht daran. Als aber sein Landesherr die Sache gar zu sehr betrieb, ließ er es sich endlich gefallen: nur über den Namen war man noch in einigem Zweifel. Von Peter, meinte der Fürst, klappe nicht recht, eher wohl von Petersberg oder Petersburg und so weiter. Dagegen aber wendete Alcäus ein: daß der Peter auch hinter dem Berge und der Burg noch hervor gucken würde; wenigstens wisse er Einen, der sich Petershofen nenne, bei dem es der Fall sey. Zuletzt that er den Vorschlag: daß, wenn er nun wirklich adelich werden solle und müsse, er Peter von Schuhmacher zu heißen begehre, weil so sein Adel doch einiges Anhalten bekomme.

Der alte Peter aber freute sich ungemein: daß seinem bekannten trostlosen Glauben in dem Beispiele seines jüngsten Sohnes, der auf dem Wege des Fleißes und der Rechtlichkeit zu seltenem Glücke gelangt war, die meisten Stützen geraubt wurden. Alle stürzten sie morsch zusammen, als jetzt sein Sohn Zachäus, weil er überführt worden, sich ganz anderer Orakel, als der Sterne, zu seinen Prophezeihungen bedient zu haben, in Ungnade fiel. Seine ganze auf betrügerischem Wege zusammen gebrachte Habe wurde eingezogen; er selbst aber wäre unstreitig in's Zuchthaus gewandert, hätte sich der von ihm so sehr gemißhandelte Bruder nicht recht nachdrücklich für ihn verwendet. — Nur über sich selber und warum er wohl, bei so vielen Kenntnissen, nicht recht in der Welt habe fortkommen können, blieb Peter noch eine Zeit lang in Zweifel. Endlich aber war von ihm und dem guten Rathe, den er so vielen Menschen ertheilt hatte, auch Kunde an den Hof gelangt. Daher rollte einsmals ein fürstlicher Wagen vor seine Wohnung, der ihn auf das Schloß holte. — Als der Fürst ihn sprechen hörte über eine Menge Dinge, nach denen er ihn fragte, da war es ihm ganz unbegreiflich: daß er solch einen Wundermann erst jetzt kennen lernte. Er fragte Petern, als was er ihn anstellen solle: ob als Jurist, oder Theolog, oder Medizinner oder Philosoph. — Peter aber antwortete: „Als nichts, Ew. Hochfürstliche Gnaden, wenn ich unterthänigst bitten darf. Ich bin nun einmal unter dem Namen: „der lahme Peter", bekannt gewesen und damit auch völlig zufrieden."

Als Thymiane davon hörte, war sie es freilich keinesweges mit ihm. Er aber sagte: „Ich fühle mich froh genug: daß das Glück meines ehrlichen Alcäus und seiner lieben Frau und seiner guten Kinder mich von jenem trostlosen Glauben erlöst hat, und kann unmöglich noch auf meine alten Tage die Unabhängigkeit von so vielen Dingen verlieren, die ich zeither alle recht gut zu entbehren wußte." Geehrt ward er übrigens dadurch vor Allen: daß nichts Wichtiges bei Hofe mehr vorging, bei dem man nicht zuvor seinen Rath

eingeholt hätte. Ja, der Ceremonien-Meister und die Marschälle waren sogar angewiesen: dem klugen Manne, wie der Fürst ihn nannte, alle Ceremonien zu ersparen und ihn selber dann zu ihm zu lassen, wenn es ihm einmal einfiele, in der Pudelmütze zu kommen. Denn der Fürst sagte, nicht eben allzu dumm: die Mehrzahl der Köpfe werden freilich erst etwas durch ihre Frisur und den regelrechten Hut; solche aber, wie des lahmen Peters seiner, die lasse ich mir auch mit der Pudelmütze gern gefallen. — Und mochte auch derselbe Hofmann, dessen Pferdefuß der junge Peter in einen menschlichen verwandelte, zuweilen, wenn von dem plötzlichen Emporkommen dieses Sohnes und dieses Vaters die Rede war, mit spöttisch verzogener Lippe ausrufen: „Wir leben freilich im Zeitalter der großen Peter!" so wußte man doch ziemlich allgemein, warum sein Undank so weit ging. Er hatte nämlich bei dem Herzen der schönen Sophie wiederholt angeklopft; Letztere aber, trotz der Verkleidung seines Pferdefußes, diesen sogleich wahrgenommen und ihm, statt die Thür ihres Herzens zu öffnen, die Thür ihres Hauses gewiesen.

## Nationalität im — Schimpfen.

Wie selbstgefällig sich auch die Franzosen betrachten, so beweist doch selbst der geringste unter ihnen keine eigentliche Verachtung gegen Fremde. Sie halten es für eine Ehre, in Frankreich geboren zu seyn; aber doch auch nicht für Schande anderswo das Licht der Welt erblickt zu haben: wie die gemeinen Leute in England alle Menschen gering achten, die nicht Engländer sind. — Zankt ein französischer Lohnkutscher oder ein Fischweib mit einem Fremden, so brauchen sie freilich die ärgsten Schimpfnamen; haben sie ihn aber z. B. einen Schuft genannt, oder was ihnen sonst Verächtliches einfällt, so verdoppeln sie diese Schmach nicht dadurch: daß sie ihn welscher, deutscher oder englischer Schuft nennen. Aber die englischen Volksredner dieser Art begnügen sich niemals, einen Fremden, den sie herunter machen, Schuft zu nennen; denn die Vorübergehenden möchten leicht denken: er sey ein englischer Schuft, und stehe daher in gleichem Range mit den ehrlichen Leuten aus andern Völkerschaften; sondern sie fügen den Namen des Landes, aus dem er gebürtig ist, hinzu, damit das Maaß seiner Schande voll werde. — Dieser Sinn wird von den Schotten und Irländern oft nachgeahmt. Im Jahr 1745 ward ein schottischer Soldat der Rebellen-Armee, und zwar bei einem Corps, das fast nur aus Engländern bestand, gefangen. Ein Soldat der königlichen Armee, der am Gefängnisse dieses Mannes Schildwache stand, sagte ihm einstmals, als er nach dem Wundarzte fragte: „Bekümmere Dich um keinen Wundarzt, glaube mir: sie werden Dich bald aufhängen als einen schottischen Rebellen." — „Ich danke Dir für die angenehme Nachricht!" antwortete der Verwundete in der Aussprache seines Landes; „da ich unter einem Corps Deiner Landsleute gefangen ward, so fürchtete ich schon, sie möchten mich etwa gar hängen als einen Engländer." **Ißer.**

## Mancherlei.

Ein junger Mann von mosaischer Religion wollte sich taufen lassen. Der Rabbiner ging zu ihm und hielt eine gewaltige Strafpredigt, welche damit schloß: daß des Abtrünnigen Vater sich im Grabe umdrehen würde. „Rabbi!" sagte hierauf der Ermahnte, „das wird sich wieder machen. Mein Bruder läßt sich acht Tage später taufen, dann kommt der Papa wieder zu liegen, wie sonst."

Bei Verbrennung der englischen Waaren unter Napoleon wurde folgendes Verslein gemacht:

Zum Feuer mag'st im Zorn du Britten Werk verdammen:
Wer auf dem Wasser herrscht, der spottet solcher Flammen.

— und ein Leser schrieb darunter:

Euch wird zu Wasser noch Erfinden und Erwerben:
Ihr müßt durch Dampf und Dunst zuletzt im Schwitzbad sterben.

Coelius, ein Freund des Cicero, sagte einst zu einem Gaste, der Alles bejahete: „So sag doch endlich einmal nein, damit ich merke, daß ich nicht allein bin!" — Zeigte doch jeder Fürst seinen Schmeichlern auf solche Weise: daß er sie für nichts achte.

Zu einem Meister kam ein Bauer, dessen Sohn bei Jenem arbeitete; dieser war eben, wegen Krankheit, nach Hause gegangen, und der Meister sagte zum Vater: „Ihr müßt sorgen, daß er sich etwas mehr pflegen kann. Seht nur, wie ihm überall die Knochen heraus stehen!" — „Ja!" sagte der Bauer, „ick weeß nich, wo der Junge all die Knochen herkriegt."

Unter Hieronymus Napoleon sollte eine westphälische Stadt aus eigenem Vermögen ein Haus bauen lassen zur Unterbringung der Conscribirten. Der Bürgermeister berichtete über die Unzulänglichkeit der Mittel und setzte naiv hinzu: „Uebrigens steht ja die jetzige neue Einrichtung noch nicht so fest, daß man darauf Häuser bauen könnte." **A. Münde.**

## Rosa's vier Epochen.

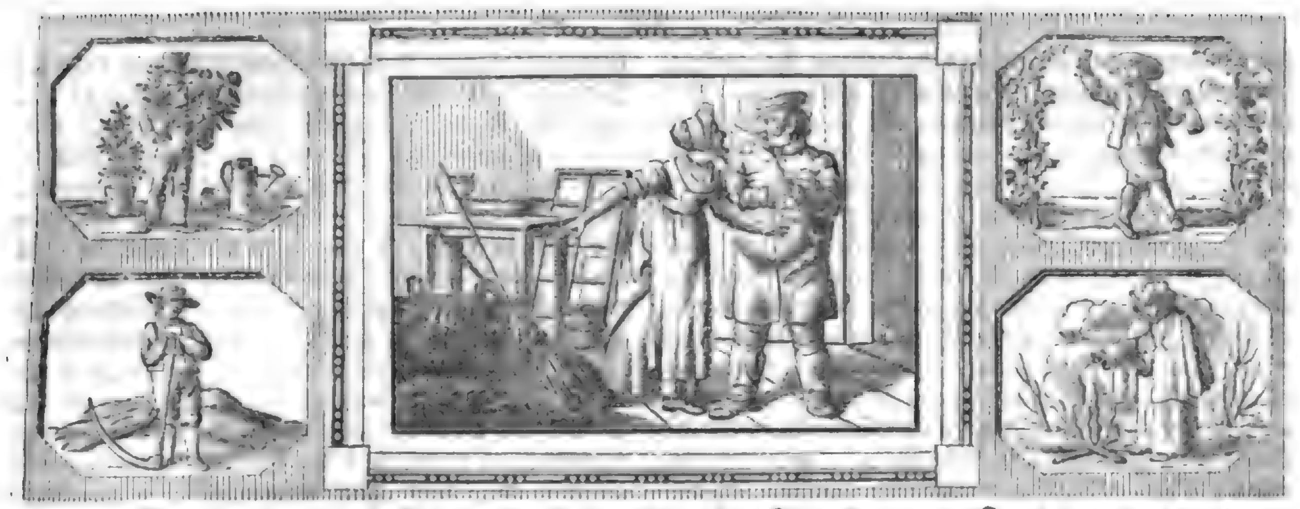
Röschen im Lenze war jung und nett,
Wunderlieblich und sehr kokett;
O der goldenen Zeit!
Bald kam nun ihr Sommer herbei;
Reizend war sie, gefühlvoll, treu;
O der silbernen Zeit!
Doch sie ward mit des Herbstes Beginn
Neidisch, schwatzhaft und Spielerin;
O der ehernen Zeit!
Frömmeln ist ihres Herbstes Frucht,
Geiz und Hader und Lästersucht;
O der eisernen Zeit! **Haug.**

## Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

Würzburg. Bei meinem, nunmehr beinah sechsjährigen Aufenthalt im Süden von Deutschland kam ich auch hieher, und lebe nun meinem Zwecke hier schon seit mehreren Monden. Welchen Zweck ich habe? — das wissen Sie ja wohl: ich denke über den Zustand der Aufklärung und über die Erhebung der Religion zur Philosophie in unserm Vaterlande Notizen zu sammeln, und — so Gott und die Menschen es erlauben — meine Erfahrungen einst ohne Scheu dem Drucke zu übergeben; zuweilen werde ich Ihnen aber Einzelheiten senden, deren schnelle Bekanntmachung mir nothwendig scheint. Dies ist der Fall mit einem Aktenstücke, welches mir mitgetheilt wurde, nämlich ein „Glaubensbekenntniß eines „Evangelischen", der zum Katholiken sich weihen läßt." — Sorgen Sie ja dafür: daß die Jahrzahl 1819 durch keinen Druckfehler verändert wird; denn allerdings konnte es Zweifel erregen, wenn ich folgende ausgehobene — nicht abgerissene, sondern ganz mitgetheilte — Sätze als jetzt gültige angeben muß: „1) Ich bekenne und glaube: daß der Pabst Christi Statthalter sey und nach seinem Belieben allen Menschen die Sünden zu vergeben oder zu lassen, sie in die Hölle zu verstoßen und in den Bann zu thun Vollmacht habe. — 3) Ich bekenne: daß Alles, was der Pabst Neues gestiftet, es sey in oder außer der heiligen Schrift, und was er befohlen hat, wahrhaft, göttlich und selig sey, und daß der gemeine Mann es höher achten soll, als die Gebote des lebendigen Gottes. — 6) Ich bekenne: daß das Lesen der heiligen Schrift der Ursprung aller Rotten und Sekten, wie auch ein Bau der Gotteslästerung sey. — 8) Ich bekenne: daß ein Priester viel mehr sey, als selbst Maria, die Mutter Gottes, welche den heil. Christum uns einmal geboren und nicht mehr gebärt; aber ein römischer Priester opfert oder schafft den heil. Christum nicht allein, indem dieser will, sondern auch all Wege, wenn er will, ja, nachdem er ihn geschaffen, verspeiset er ihn auch. — 11) Ich bekenne: daß der römische Pabst Macht habe, die heil. Schrift zu verändern, und nach Belieben zu vermehren und zu vermindern. — 13) Ich bekenne: daß die, welche das heil. Abendmahl unter einerlei Gestalt brauchen, den ganzen Christum mit Leib und Blut, sammt der Gottheit und seinen Beinen genießen und essen. — 19) Ich bekenne: daß der römisch-katholische Glaube unverfälschlich, göttlich, seligmachend und wahrhaftig; der evangelische aber (von welchem ich gutwillig abtrete) falsch, irrig, gotteslästerlich, verflucht, ketzerisch, schädlich, aufrührerisch, gottlos, ersonnen und erdichtet sey. Weil derowegen die katholische Religion durchaus gut und heilsam: so verfluche ich alle diejenigen, welche mir diese widerwärtige und gottlose Ketzerei unter beiderlei Gestalt beigebracht; ich verfluche meine Eltern, die mich bei dem ketzerischen Glauben auferzogen; auch verfluche ich diejenigen, welche mir den römisch-katholischen Glauben zweifelhaft und verdächtig gemacht, gleichwie auch die, welche mir den verfluchten Kelch dargereicht; ja, ich verfluche mich selbst und heiße mich verflucht, weil ich dieses verfluchten ketzerischen Kelchs, aus dem mir nicht gezlemte zu trinken, mich theilhaftig gemacht habe." — „Dieses Alles thue ich aus einem aufrichtigen Gemüthe und bekräftige es, vermittelst eines Widerrufs der ketzerischen Lehre, in Gegenwart der ehrwürdigen Paters, der hochgelahrten Herren, der zuhörenden Frauen, Jünglinge und Jungfrauen: daß die römische Kirche in diesen und dergleichen Artikeln die wahrhafte sey; überdies verspreche ich auch: daß ich nimmermehr, Zeit meines Lebens, zu dieser ketzerischen Lehre mich wieder wenden will und daß, so lange ich einen Blutstropfen in meinem Leibe habe, ich kein Kind von mir zu dieser verfluchten Lehre halten, noch zugeben will, daß es mit meinem Wissen dazu angehalten werde. Ich schwöre auch: daß ich die verfluchte evangelische Kirche und Lehre gänzlich, heimlich und öffentlich, mit Worten und Werken, auch das Schwerdt nicht ausgenommen, will verfolgen helfen. Zur Bekräftigung meines Eides empfange ich das heilige Abendmahl, und lasse auch dieses mein schriftliches Bekenntniß, welches ich eigenhändig unterschrieben habe, in dem heiligen Kirchenbuch aufnehmen." — Dies ist ein Theil der 21 Artikel, welche diese Schrift enthält, und ich habe die andern nicht deshalb ab zu schreiben unterlassen, weil sie minder gotteslästerlich und gräßlich sind, sondern weil ich mir den Ekel abkürzen wollte, der jedes rechtliche Gemüth, welchen Glauben es auch umfasse, durchdringen muß bei dem Lesen eines solchen Bekenntnisses, womit man die Menschheit schändet. O ihr ehrwürdigen Paters, die ihr noch immer Wunder erfindet, sucht doch ein natürliches Mittel auf, welches euch zur Scham bewegt, wenn ihr in den heiligen Kirchenbüchern niederschreiben laßt, was ein menschlich Herz zur innersten Empörung bringen muß. Der, welcher auf solche Weise sich einer Lehre hingiebt, ist mehr zu bedauern als zu verachten, denn er spricht über sich selbst einen natürlichen Bann aus, indem er als Wahnsinniger betrachtet und von denen gemieden werden muß, die nicht berufen sind, in seiner Krankheit ihm bei zu stehen. Aber ihr, die ihr euch hochgelahrte Männer nennet — was erzeugt ihr euch? Ihr seyd klug genug, euch selbst zu antworten, da es nur eine Antwort giebt, die nachdrücklich deutlich werden muß, wenn ihr fortfahrt, wahre Religion, Vernunft und Sitte zu verleugnen, um mit grinsendem Lächeln alles Göttliche und Menschliche zu verhöhnen. — Dem Himmel sey Dank, daß man auf den Thronen Süddeutschlands, so auch auf dem Baierns, von wahrhafter Religion durchdrungen, den Frevel in seine Schranken weist, der mit Verfluchen hausiren geht. Der geistvolle König von Baiern und sein liberal gesinntes Ministerium wissen zu gut: welche Verantwortung diese Zeit auch in religiöser Hinsicht veranlaßt, und zu verwegen schon vagabondirte der spekulative Sinn, welcher vom Vatican aus seine Richtungen empfängt, als daß man Ursache hätte, zu glauben: man könne der Menschheit die Schmach anthun, von einer segensvollen Energie nach zu lassen, die gegen Banditenstreiche im Reich der Seele schützen soll. Heil darum den Männern in Baiern und überall, die für Duldung, Erleuchtung und allgemeine Rechte gegen die Intrique*) kämpfen, die ihre Netze, aus Zündern gemacht, ringsum wieder befestigen will; hier ist der Weg des Ruhms und der Unsterblichkeit, jede Nachgiebigkeit aber wäre ein Ernähren der Zwietracht, ein Schutz des Verderbens. — T —.

*) Der Einsender empfiehlt Allen recht angelegentlich das Werk: „Beiträge zur Geschichte der katholischen Kirche im neunzehnten Jahrhundert". Heidelberg, bei Oswald, 1818.

Beilage: Bemerker No. 1. und Blatt der Ankündigungen No. 1.




# Der Gesellschafter
oder
# Blätter für Geist und Herz.

1820. | Freitag den 14. Januar. | 8tes Blatt.


## Ansichten von der Gesundheit des Lebens.

Vom Dr. Lorinser.

In jener sinnigen, uralten Zeit, da in Egypten und Griechenland das allumfassende Leben der Natur als unmittelbarer Ausfluß der Gottheit erkannt war, und im unermeßlichen Wirken der zahllosen Naturkräfte ein höherer, göttlicher Ursprung geahnet wurde, war auch die vergötterte Heilkunde mit der Religion verknüpft, und zu den Tempeln strömte das Volk, um Rath und Hülfe zu erflehen, oder die Genesungen feiernd dem rettenden Gotte zu danken. Und an geweihter Stätte wurden die Votiv-Tafeln — Geschichten des Erkrankens und Genesens — öffentlich aufgehangen, damit sie zeugen möchten von der Macht und Hoheit der Götter, und allem übrigen Volk in gleicher Bedrängniß zu Anzeigen des Heiles würden. Und während in den Priestern, als Aerzten jener Zeit, in geheimnißvoller Stille das innerste Leben der Wissenschaft wohnte, spiegelte sich dieses wieder in den Votiv-Tafeln nach außen, zur Wohlfahrt des allgemeinen Gedeihens. — Das ist in späterer Zeit Alles anders geworden. Mit dem Verfall der Tempel ging auch großentheils die alte Wissenschaft zu Grunde, und was in den folgenden Jahrhunderten aus den Trümmern gerettet wurde, blieb das Eigenthum einiger Wenigen, unfruchtbar und unzugänglich für die größere Menge.

Neuerlich überzeugte man sich wieder, wie ersprießlich und nothwendig es doch wäre: das Volk als Gesammtheit durch heilsamen Rath zu belehren, besonders in Bezug auf die Erhaltung des Gesundheitwohls. Und so entstand die populäre Medizin, deren Schriften für den Laien die Votiv-Tafeln der Alten einigermaßen ersetzen sollten. Allein sie fiel nur zu oft in den ungeheuern Mißgriff, daß sie den Profanen eine Unzahl von Mitteln zur Anwendung überließ, deren Gebrauch in individuellen Fällen nur ein Eingeweihter zu bestimmen und zu regeln vermag; weshalb auch Viele von den unheilbringenden Anweisungen, sich ohne Arzt zu heilen, verdienten: daß sie versenkt würden in den Grund des Meeres. — Wollt ihr aber dennoch dem Volke nützen, so lehret, nicht wie es Krankheiten heilen, sondern wie es sich vor ihnen bewahren möge.

Wir haben uns vorgenommen, denjenigen Lesern, welchen in diesen kritischen Tagen das Leben nicht gleichgültig wurde, unter obiger Aufschrift zuweilen einige Winke zu geben: wie sie es von Seiten des Leibes rein und ungetrübt erhalten können, besonders in Hinsicht auf die Einflüsse der im Schwange gehenden Sitte und Mode. — Nicht um zu lästern — denn das vertrüge sich nicht mit dem „Gesellschafter" — sondern um so heiter als möglich zu belehren, versuchen wir: ob es uns gelingen möge, demjenigen auf eine unterhaltende Weise Eingang zu verschaffen, dem er auf eine ernste versagt wird, und fügen uns willig der herrschenden Neigung des Tages, das Wichtige und Große im Kleinen und Unscheinbaren dem verwöhnten Geschmacke genießbarer zu machen.

Ihr Alle habt an euerm Leben den bunten Wechsel von Lust und Quaal erfahren, und Viele sind wohl

der Meinung: daß die letztere bei weitem den größten Theil ihrer irrdischen Zeit hinweg genommen. Im Menschen liegt die Möglichkeit: daß Leib und Seele erkranken können, und die Gewißheit: daß bei dem Leiden der einen auch der andere in Theilnahme gezogen werde, da zwischen beiden das innigste Wechselverhältniß — gegenseitige Bestimmung und Bestimmbarkeit — waltet. Aber das Leben ist kein bloßes Abendtheuer, in welchem der blinde Zufall allein den Menschen führte, und jeder zufällige Einfluß, ohne einer widerstrebenden Kraft zu begegnen, einwirken könnte. Die Freiheit des Willens, und was aus dieser stammt: die höhere Selbstbestimmung, ist unser ewiges, unveräußerliches Eigenthum, und gewissermaßen steht es in unserer Gewalt, mit Willkühr und Besonnenheit den Mächten der Aussenwelt zu widerstehen. Es ist kein bloßer Gemeinspruch, wenn gesagt wird: es könne der Mensch sich selber Heil und Unheil schaffen. Wollet nur erst mit kräftigem Muthe das Leben euch rein und ungetrübt erhalten; wehret beharrlich den Feinden eures Daseyns den Zugang, dann wird der Genius der Gesundheit, der physischen wie der psychischen, euch treuer beschirmen, und die Fülle des Lebens wird sich in reineren Formen offenbaren. — Ich kann euch freilich nicht die tausendfachen Leiden nehmen, die eure Seele zerreißen, noch die Qual und den Gram vertilgen, der euer Gemüth ergriffen; aber sagen will ich euch, daß, mehr als ihr wähnt, euer Elend vom Leibe ausgeht, dem ihr es an ächter Pflege fehlen lasset, und rathen wollte ich, dem noch zu helfen ist, wie sich der gesunde Leib mit sich selbst und mit seiner Außenwelt am besten vertrage. Keine Krankheiten und Gebrechen habe ich vor Augen, über die ich mich ärgern oder beklagen möchte; es ist die Gesundheit, die in hehrem Lichte vor meinen innersten Sinnen schwebt, und die ich in ihrer Vollendung zu schildern wünschte.

### I. Schlafen und Wachen.

Wie sehr ist beneidenswerth, wer glücklich wacht und heiter schläft! Ich weiß nur Wenige, die beides können, und Manche wären froh, wenn nur die eine Seite des Lebens, sey es die Tag- oder Nachtseite, ihnen freundlich lächelte! Aber die eine bedingt die andere, und wer gut schlafen will, muß gut wachen. Es ist uns nämlich das Wachen etwas mehr, als ein Offenseyn der Sinne, so wie wir den Schlaf für etwas Höheres als eine bloße Abspannung halten. Im Menschen durchdringen sich Seele und Leib, und diesen entsprechend, vereinigen sich in einer tieferen Sphäre Kräfte und Säfte. Wachen und Schlafen bezeichnen nur den Zustand der wechselnden auf- und niedergehenden Herrschaft der Seele oder des Leibes. Denn es besteht das Leben der Seele neben dem des Leibes im Menschen nur durch eine gesetzmäßige Alternative, dergestalt: daß die Beseelung vorherrschend im Lichte des Tages auftritt, und die Beleibung (Ernährung) vorzugsweise in der Stille der Nacht von statten geht. Wie im Wachen die Kräfte sich am lebendigsten äußerten, so regen sich mit größerer Thätigkeit die Säfte, wenn der Schlaf seine Herrschaft übt, und erschöpften sich jene am Tage, so quellen in der Nacht aus diesen wieder frische hervor. Wie auf den Tag die Nacht, und auf die Zusammenziehung des Aderschlages die Ausdehnung folgt, so muß der Schlaf in gesetzmäßigem Wechsel das Wachen ablösen, wenn das Leben in harmonischem Einklang beharren soll. Es muß aber das Wachen als Thätigkeit, der Schlaf als Ruhe erscheinen, und je kräftiger sich jene verkündigt, desto tiefer wird diese seyn. Auf eine muß die andere folgen nach der Ordnung der Natur. Ein Wachen, wobei der Körper ruht und der Geist unaufgeweckt in trägem Hinbrüten schlummert, ist eigentlich ein halber Schlaf, in welchem die Beleibung mit krankhaft überwiegender und fortdauernder Macht empor tritt, während die höhere Thätigkeit in der Beseelung immer mehr unterdrückt wird. Ein solches halb schlafendes Wachen ist einem Pflanzenleben vergleichbar, und erzeugt die phlegmatischen Fettwänste, in denen die Ernährung als Hauptfunktion sich darstellt und der Bauch prädominirt. Es giebt aber ein anderes Extrem, wobei das Wachen übermäßig und der Schlaf zu gering ist. In solchen Fällen sehen wir die Herrschaft der Beseelung über das gewöhnliche Maaß sich erheben, während die beschränkte Beleibung verkümmert und Mangel leidet. Der Körper magert sichtlich ab und schwindet wie eine zu stark getriebene Blume dahin, doch verräth die Lebhaftigkeit der Bewegung, der Glanz des Auges und der geistreiche Zug des bleichen und hageren Gesichts die rege Beseelung im Inneren. Wenn bei dem vorigen Seyn der überwiegende Leib die Seele verschlang, so sieht man hier die Seele den Leib verzehren. Schiller war von der letzten Art. Sein ätherischer Geist überflog die Regionen des Schlafs und beschwor am liebsten in der Nacht die erhabenen Heldengestalten, die er so herrlich im Ideale uns wiedergab. Aber die Parze rächte diese Sünde wider die Natur und schnitt ihm früh den Faden des Lebens durch.

(Die Fortsetzung folgt.)

## Herrn Ottberts Dienstag-Blättlein.

(Von dem Verfasser von „Wahl und Führung.")

### Namen-Merkwürdigkeiten.

Wer gewiß ist, in sich selbst den Kern zu besitzen, wird keinen hohen Werth auf die Schale legen, und wenn nur Jeder etwas Tüchtiges leistet, was ist gleichgültiger als der Name, den er trägt? — Dennoch ist der Name überall etwas gar Gewichtvolles, und wie

mit Allem, so wird es auch über die weite Erde gar verschieden gehalten mit den Namen, welche die Menschen sich selbst und dem, was sie thun und besitzen, beilegen.

Der Name des regierenden Kaisers in Japan wird — nach Herrn von Langsdorf — im ganzen Lande als das höchste Staatsgeheimniß betrachtet, und die Unterthanen erfahren jedesmal erst nach seinem Tode, welcher Kaiser regiert hat.

Als eine Merkwürdigkeit erzählt uns Brown in seiner Reise nach Dar-Fur, daß, während der Sultan dieses afrikanischen Reiches eine große Audienz ertheilte, ein besoldeter Ausrufer zu seiner Linken stand und immerwährend aus vollem Halse schrie: „Seht da den Büffel, den Abkömmling eines Büffel, den Stier der Stiere, den Elephanten von ungewöhnlicher Stärke, den mächtigen Sultan Abd-el-Rachman-el-raschid! Möge Gott ihm sein Leben verlängern!"

Der Kaiser der Birmanen führt unter andern hohen Titeln den eines „Herrn der weißen, gefleckten und aller Elephanten der Erde" und eines „Herrn des weißen Sonnenschirmes."

In dem Königreiche Ava pflegte man, so lange dies bestand, Allem, was dem König angehörte, das Beiwort Scho oder Gold bei zu legen, auch den König selbst nannte man nie ohne Beifügung dieses Metalles. Wollte ein Unterthan sagen: der König hat es gehört, so sagte er: „es hat das goldene Ohr erreicht"; und „ich komme von den goldenen Füßen" hieß: ich war bei dem Könige.

Gefällt es dem Könige auf den Freundschafts-Inseln bei seinem Regierungs-Antritt, so verändert er nicht nur die Namen der Personen, sondern auch der nothwendigsten Sachen; wodurch eine wahre Sprach-Verwirrung entsteht. — Gegenseitiges Namenwechseln ist auf diesen Inseln ein Zeichen der Freundschaft. Dieselbe Sitte findet — nach Peron — auch auf der Insel Timor statt.

In den Familien der Ostiaken pflegen — nach Pallas — die Töchter keine Namen zu bekommen. Daher ruft der Ostiake seine Gattin stets mit dem Worte: Imi (Weib); wogegen die Weiber auch den Mann nicht bei seinem Namen, sondern mit dem Ehrenwort: Tahe (Mann) rufen müssen.

Bissachère erzählt von den Tunkinesen die sonderbare Sitte: daß Vater und Mutter den Namen ihrer Kinder annehmen. Wenn das Kind stirbt oder sich verheirathet, so verändern Vater und Mutter, Großvater und Großmutter den Namen, und nehmen den des zweiten Sohnes an. Ein Mann, der kein Kind hat, nennt sich nach dem Namen seines Neffen.

Unter den africanischen Mandingos herrscht, nach Mungo Park, noch die alte Sitte, durch Namen irgend ein Ereigniß in dem Andenken zu erhalten, wenigstens sie davon her zu leiten. „So hieß, erzählte jener Reisende, mein Wirth in Kamalia. — Karfa d. h. das Entsetzen, weil er kurz nach dem Tode seines Bruders geboren wurde. Andre Namen bezeichnen gute oder böse Eigenschaften, als Modi, ein guter Mann; Fadibba, Vater der Stadt u. s. w. Sogar die Namen ihrer Städte haben eine Bedeutung, als: Sibidula, die Stadt der Siboa-Bäume; Kennegetoo, Lebensmittel her; Dosita, hebt euern Löffel auf; Bammakoo, wascht ein Krokodil; Karrankalla, kein Becher, um daraus zu trinken" rc. — —

Dies bemerkten europäische Reisende von den Fremdlingen in andern Welttheilen und wie viel Merkwürdiges ließe sich noch sammeln! Aber wie viel würde ein Asiate oder Africaner, der Europa und besonders Deutschland bereisete, nicht auch gerade hier in seinem Tagebuche ein zu tragen haben: von unsern langen Titeln und dem Einflusse des Wörtchens, das nicht mehr als drei Buchstaben zählt! —

## Anklänge.

5.

Rathet nie: daß für die Menge
Man die Wahrheit unterdrücke;
Wird die Kett' ihr gar zu enge,
Raubet sie, gepaart mit Tücke,
Dem Tyrannen seine Stützen —
Ohne doch sich selbst zu nützen.

6.

Glaub', o Mensch! nur was du bist,
Das wird man von dir begehren;
Sieh, der Rechtliche vergißt
Nie, sich gegen Trug zu wehren:
Doch, was deutlich unwahr ist,
Wird ein Teufel freudig lehren.

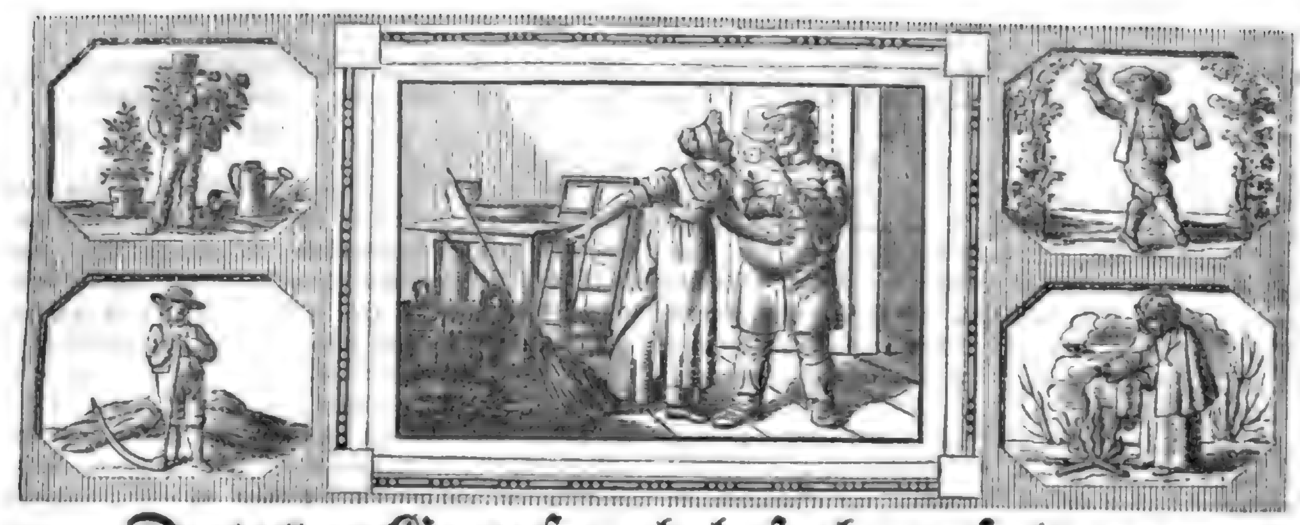
7.

Will ein Fürst nicht Alles wissen,
Wird er bald in seinem Staat —
Ohne Hülf' und ohne Rath —
Das Vertrauen rings vermissen:
Lieb' ist im Entsteh'n die blinde,
Doch zur Dauer will sie Gründe! Ed. Rolle.

## Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

Berlin. Auf der Bühne waren, seit meinem letzten Berichte, mehrere neue Erscheinungen zu bemerken, und ich muß nun nachholen, was der Aufmerksamkeit werth ist. — Am 8ten Dezember gab man die erste Vorstellung von „Klytemnestra", Trauerspiel in 4 Akten. Der Verfasser, ein junger Mann, der sich auf der dramatischen Dichterbahn versucht, veranlaßt durch die Wahl des Stoffes eine Vergleichung mit den Vorgängern, welche die Geschichte des Tantalus und seines, von einem widrigen Schicksal verfolgten Geschlechtes, auf die Bühne brachten. Daß jene Geschichte zu den hauptsächlichsten Aufstellungen gehört, welche die Ehrfurcht der Griechen vor dem unabwendbaren Verhängniß uns darthun, ist anerkannt, und Aeschylus, Sophokles, Euripides und in neuerer Zeit auch Goethe, haben uns an einzelnen Personen die Wirkung jenes als fest angenommenen Götterzorns dichterisch vorgeführt. Gewagt ist es — strenge Alterthumskundige möchten vielleicht sagen: unstatthaft ist es — mit

Ueberlieferungen, die so genau an das mythisch-fatalistische Gespinnst eines nationellen Glaubens geknüpft sind, willkührlich zu verfahren und das Widerstrebende, welches für die heutige Ansicht darin liegt, abtrennen oder mildern zu wollen. Dennoch wurde in dieser neuen Tragödie Manches den heutigen Gefühlen angepaßt, und wenn es sichtlich wenigstens mit Bewußtseyn geschah, so ist dies achtungswerth, aber auch zu äußern: daß die Erfahrung dem Verfasser diese Art Bewußtseyn wahrscheinlich sehr schwächen wird. Wohl erkennend: daß in dem ganzen Kreise der Schicksals-Idee, von welchem das Heiligthum der Griechen umschlossen war, für unser Gemüth nur in dem endlichen Ausgang etwas Ansprechendes liegen konne, wählte Goethe in seiner „Iphigenia" den Moment, wo die Versöhnung der Gotter uns der Gerechtigkeit näher bringt. So hatte der Dichter, da der ungöttliche Zorn aufhört, nicht nothig, uns einen trostlosen Glauben als höchstes Motiv zu geben. Bei der hier besprochenen Tragödie aber, welche ein Mittelstück eines Schicksalsfadens behandelt, ist jede Näherung zum Menschlichen ein Entfernen von dem Treiben im Reiche der griechischen Götter-Fabel und von dem Charakteristischen, welches die hellenischen Dichter, als aus dem Nationellen hervor gehend, so scharf zeichneten. Der Zweck des Verfassers der „Klytemnestra" ging dahin: mehr psychologisch als fatalistisch entwickeln zu wollen; indem ich dies rühmlich nenne im Allgemeinen, wird man doch da, wo ein ganzes — durch seinen Untergang nun vor jeder möglichen Veränderung geschütztes — Religions-System deshalb verletzt werden mußte, die Freiheit des Dichters mindestens so begrenzt finden: daß er das Geschichtliche nicht benutzen konnte, ohne der mythisch-religiösen Leitung — durch welche allein die Begebenheiten ihre Anordnung empfingen — sich zu überlassen. Dies wäre die Ansicht, welche ich bei Beachtung dieses Stoffes habe, und ich gehe nun zu den Einzelheiten über, damit sich darthue: auf welche Weise die Umbildung geschah. — Bei dem „Orestes" ist es nicht berührt, daß der delphische Gott ihm die Rache gebot; er kommt in Mycenä an, noch ohne entschiedenen Entschluß. Der Spruch des Orakels enthielt aber, nach den Begriffen jener Zeit, volle Rechtfertigung der That, der eigene Antrieb steigert das Gräßliche derselben. So sah sich der Dichter zuletzt auch genöthigt, schon nach dem Falle des Aegisthus und vor dem Muttermorde, den Wahnsinn für Orestes herbei zu holen und in ihm das Schauderhafte geschehen zu lassen. — Daß Orestes hernach, indem er selbst bei weitem mehr sich vordrängt, als es in den Stücken der Klassiker geschieht, sich wohl zu sehr verräth, läßt man sich vor der Bühne schon eher gefallen, indem es zu einigen wirksamen Scenen führt und die Lebendigkeit erhöht: wenn ihm nun Klytemnestra den Mord des Aegisthus aufträgt. Gut bedacht ist es auch, daß sie in der Erzählung des Mordes an Agamemnon am schuldbeladensten erscheint, indem das Verleugnen des Orakelspruches sich dadurch wieder etwas mildert; aber Aegisthus hätte dann wohl mehr das Werkzeug der Klytemnestra bleiben sollen, während er hier sie nur als Mittel betrachtete und zum planvollsten Bösewichte geworden ist. So wäre auch in Beiden die großartige Trennung, welche das Verbrechen an sich zwischen Schuldige wirft, ein höher stehendes Motiv des Hasses gewesen, als die eingeschobene Liebe des Aegisth zu einer Sklavin, welche ein Sklave der Klytemnestra hinterbringt. — Bei der „Elektra" ist weder die eine Sage: sie sey im Hause der Mutter wie eine Magd behandelt worden (welcher Sophokles folgte), noch die: daß sie einem niederen Manne vermählt wurde (wie Euripides sie uns hinstellte), benutzt; eben so wenig ist sie (wie überall, als Folge des Orakelspruches, in den Ueberlieferungen und Tragödien der Alten gesagt wird) mit dem Muttermord einverstanden; sie versucht stets, den Bruder davon ab zu leiten. Ohnfehlbar ist dieser Charakter auf solche Weise dem allgemeinen Gefühl beliebiger (obwohl die Griechen durch solche Thaten mehr die Sühne mit den Göttern, als menschliche Rache bezweckten); aber jene Niedrigkeit, in welcher Orestes sie findet, würde den Eindruck verstärkt und den Grimm des Bruders auch noch mit entschuldigt haben, wenn es einmal darauf ankam: durch einen psychologischen Milderungs-Prozeß das blinde Verhängniß zu verdrängen oder zu verbergen. Pylades ist unscheinbar gehalten und dieses Zurücktreten wohl den Haupt-Charakteren günstig; auch ist man fast daran gewohnt, seine Freundschaft sich nur in der vollkommensten Uebereinstimmung mit Orestes zu denken, wodurch er nothwendig als dessen personifizirte schwächste Seite dasteht. — In der Ausführung, welche an französische Muster und an Alfieri erinnert, läßt sich eine größtentheils geschickte Folge der Scenen loben; bei einem beginnenden Dichter gewiß etwas Ungewöhnliches! Einige Wiederholungen, z. B. der Umstand: daß alle Hauptpersonen den Schatten des Agamemnon in verschiedenen Scenen herauf steigen sehen, und besonders ein zweimaliges Sterben der Klytemnestra, fallen als kleine Fehler auf: da zumal zwischen dem Erwachen und Wiedersterben der Sinn einer ganz anderen Religion weht, als es auf dem Boden, wo das Stück spielt, seyn kann. Dagegen ist überhaupt ein Herbeiführen guter Theater-Effekte verdienstlich und mehrere Momente und Wendungen sind vortrefflich; so, unter Anderem, eine lyrische Stelle am Schlusse des zweiten Akts, wo Klytemnestra mit ihrem eigenen Empfinden rechtet; ferner die ganze Scene, in der sie dem (von ihr nicht erkannten) Orestes den Mord des Aegisthus aufträgt, bis dahin: wo etwas mehr ein Zusammentreffen mit dem modernen Mitspiel der Dolche u. s. w. vermieden werden konnte, obwohl dergleichen verwerflicher ist an dem mystisch-christlichen Schauer- und Delinquenten-Wesen, welches als blinder Passagier des dramatischen Beiwagens sich jetzt auf die Bühne verirrt hat. — Vor Allen rühmlich giebt sich in „Klytemnestra" die Sprache. Sie ist klar und in solcher Verständlichkeit, daß, bei einiger Kenntniß des Stoffes, Jeder eine deutliche Anschauung von dem Ganzen bekommt; sie ist auch gefeilt und an einfachen Bildern nicht arm. Dies möge man als Ausgleichung betrachten bei der nicht sehr bedeutenden Gedankenfülle. — Aus dem hier Gesagten ergiebt sich, nach meiner Ansicht, das Resultat: Man darf und soll den jungen Dichter willkommen heißen im Gebiete der Musen, doch ihm nicht verhehlen: daß er fürerst besser thun wird, sich der romantischen Stoffe zu bedienen — wo nicht so abgeschlossene Gesetze ihn hindern — oder aus der antiken Zeit solche Schilderungen zu wählen, die nicht von so großen Vorbildern schon benutzt sind. — Die beiden bis jetzt aufgeführten Darstellungen fanden eine günstige Aufnahme; beide Male auch zeigten die Schauspiel-Künstler ihre Talente und Kraste in ungewöhnlicher Anstrengung, und ich kenne wenige Stücke, welche so ausgezeichnet gegeben wurden; doch ist dies hier, wegen der wenigen Personen (auch ein Verdienst des Dichters, welches sich aber gleich von selbst belohnt) eher möglich. Mad. Wolff (Klytemnestra), Mad. Stich (Elektra) und Hr. Wolff (Orestes) machten sich den Preis streitig, und wenn er etwa Hrn. und Mad. Wolff gegeben würde, so ist dies mit darin zu suchen: daß in ihren beiden Rollen Thatkraft liegt, Elektra aber zwar menschlicher, doch auch unthatiger gezeichnet ist. Hr. Krüger (Pylades) sprach gut, jedoch noch etwas zu preziös, als daß man ihn ohne Einschränkung loben konnte, und Hr. Lemm verwendete als Aegisthus ein zu emsiges Studium an Einzelheiten, um nicht den Standpunkt zu verfehlen, von wo er die ganze Auffassung in seine Gewalt bekäme; er schien nun bemüht, Unwichtiges wichtig zu machen. Rollen der Art müssen, so lange als möglich, durch gemäßigte Leidenschaft eine Spur von Schein-Würde behalten; die Unbändigkeit giebt ihnen leicht eine Aufgeblasenheit, die bei allem gewonnenen Raum nur das innere Nichts vergrößert. — „Es ist feindlich, den Freunden die Wahrheit vorenthalten zu wollen!" — mit diesem Sprüchlein schütze ich die Offenherzigkeit in der andeutenden Entwickelung meiner Meinung über diese Darstellung und berichte nächstens über die andern Neuigkeiten. G z.



# Der Gesellschafter
oder
# Blätter für Geist und Herz.

1820. Sonnabend den 15. Januar. 9tes Blatt.

## Die drei Engel.

Drei Engel sandte Gott von seinem Thron
Zum Erdenthal in leuchtender Vereinung;
Ihr Wandel ist des Himmelreichs Erscheinung
Im Weltgewühl dem ernsten Menschensohn.
Was urgewaltig in der Brust sich regt,
Empor reißt aus der Sinne dumpfem Grabe,
Des Weltenvaters gottesgroße Gabe,
Vom ersten Engel wird es treu gepflegt.
Er führt des Willens wunderbares Walten
Und des lebendigen Gesetzes Wort:
Denn Staub vermag die Seele nicht zu halten —
Der *Tugend Engel* ist ihr Flammenhort.
Wo der das Antlitz weinend abgewandt
Von einer Seel' entweihetem Altare,
In Asche sank der edle Gluthenbrand:
Nur trübe glimmt das *Schöne* da und *Wahre*.
Der Sterne Lied am sonnenregen Himmel,
Die ew'ge Kraft im Werden und Vergehn,
Im Menschengeist und in dem Weltgetümmel,
Das lehrt der *zweite Engel* uns verstehn.
Doch wer den inn'ren Einklang sich verlor,
Den kann der Wahrheit Stimme nicht erfreuen;
Denn Gottes Spuren muß sein Auge scheuen,
Und seiner Werke Lobgesang sein Ohr. —
Wo kühn das Herz dem Nied'ren sich entrafft,
Wo in dem klaren kindlichen Gemüthe
Entsproßt der Menschheit wunderbarste Blüthe:
Da lebt des *Schönheit-Engels* heil'ge Kraft.
Das Schrankenlose tritt in Raum und Zeit,
Der Stoff muß seiner Niedrigkeit entsagen;
Er muß des Ew'gen Sonnenzeichen tragen,
Muß bürgen für des Himmels Herrlichkeit.
Nicht loses Spiel mit buntem Farbenstaube,
Nicht Spiegel der bewegten Außenwelt,
Nicht Prahlerei mit dem errung'nen Raube,
Nicht was des Sinnes irrem Drang gefällt —
Zu Gottes Schauen reißt's den Künstler hin,
Im Herzen fühlt er seine Liebe glühen,
Gebet ist seiner Hände treu Bemühen,
Und Gottes Engel hüten seinen Sinn.
Und Alle wohnen, wo der Eine weilt;
Nur dem wird, der zum Ew'gen sich erhoben,
Und der vom schweren Wahne sich geheilt,
Von *ihm* der sel'ge Sternenkranz gewoben.

Und wer dies hört, dem mag's ein sanfter Laut,
Herab vom schönen Vaterlande klingen;
Er fasse Stärke, sich empor zu ringen,
Wohin des Menschen sehnend Auge schaut.

G. M. Walter.

## Ansichten von der Gesundheit des Lebens.

(Fortsetzung.)

Zwar hat es Menschen gegeben, die, von Seiten der Seele und des Leibes ein gewaltigeres Leben führend, gewissermaßen dem ewigen Gesetze trotzen durften. Rastlos von der Energie des Willens und der Einbildungskraft getrieben, und begünstigt von einem eisernen Körper, war ihnen der Schlaf ein lästiger Tribut an die Natur, dem sie nur unfreiwillig und auf kurze Zeit sich unterzogen. Manche schliefen binnen Nacht und Tag in der Regel nur eine oder zwei Stunden, und ihr Bedürfniß war befriedigt; der Mann von St. Helena soll unter diese gehören. Aber dergleichen Naturen sind selten, und als Ausnahmen von der Regel zu betrachten, die von Geburt aus stärker begabt und durch die Gewohnheit erkräftigt, ihr Leben bis auf diese Höhe steigerten.

Wie viel soll man schlafen? Das Verhältniß ist

nach der Individualität und dem Alter verschieden. Es giebt Personen, die bei wenig anstrengender Arbeit an die Bequemlichkeit gewöhnt sind, unbedeutende Sorgen haben, gut und viel essen und trinken, eine sitzende Lebensart führen und zur Fettleibigkeit geneigt sind; solchen ist zu rathen: daß sie entweder weniger essen und schlafen, oder sich mehr Bewegung machen, um ins rechte Tempo versetzt zu werden. Andere giebt es, die sich geistig und körperlich mit großer Anstrengung beschäftigen, ein leicht bewegliches Gemüth und Anlage zur Schwindsucht haben; diesen wird ein längerer Schlaf vortreflich bekommen. Ich nenne fünf Stunden Schlaf eine geringe, neun Stunden eine lange Zeit; der völlig Gesunde mag sich an die Zahl halten, die in der Mitte liegt. — Kinder und Greise müssen mehr schlafen, als solche, die in der Blüthe ihres Lebens stehen. Das Kind, so lange es im Schooße der Mutter ruht und einige Zeit, nachdem es diesen verlassen hat, ist eine üppige Pflanze, in welcher das vorzüglichste Streben der Entwickelung im Ernähren und Wachsen besteht. Bis in das zweite Jahr muß es den größten Theil seines Daseyns im Schlafe zubringen, wenn die Belebung und Ausbildung des Lebens zur vollkommenen Form gehörig geschehen soll. — Bei dem Greise dient der Schlaf freilich nicht mehr zur Entwickelung, aber zum Aufhalten und Unterstützen des von seiner Höhe wieder herab steigenden Lebens. Alle organischen Prozesse gerathen nach und nach in Verfall, hauptsächlich die Ernährung, welche dann durch häufigeren Schlaf und ruhigeres Wachen begünstigt werden muß. Am entbehrlichsten und zugleich für die höhere Ausbildung des Geistes am nachtheiligsten wäre der zu lange Schlaf für Jünglinge und Mädchen, die sich einer blühenden Gesundheit erfreuen und eben zu einem geistigeren Leben erwachen sollen; diese müssen länger wachen, damit die Beseelung sich mächtiger rege und nicht durch zu vielen Schlaf in ihrem Streben nach Vollkommenheit gehemmt und zurück gehalten werde. Ergeben sich Personen in diesem Alter zu übermäßig dem Schlafe, so ist nicht selten ein frühzeitiges und widriges Phlegma, Stumpfsinn und Beschränktheit der Phantasie und des Verstandes die Folge.

Wann soll man schlafen? Die Antwort giebt alle Tage die Sonne bei ihrem Auf- und Niedergange, giebt das unfreiwillige Gefühl und Bedürfniß im Menschen, und der gesetzmäßige Wechsel von Licht und Finsterniß. Am Tage sollt ihr arbeiten und des Nachts der Ruhe pflegen. Betrachtet diejenigen, welche diese Ordnung umkehren, die Nächte im Saus und Braus durchschwärmen, und am Tage — nicht schlafen — sondern in dumpfer Betäubung liegen, und ihr werdet erfahren, welche Zeit der Gesundheit diene. In der Nacht nicht schlafen, ist schon ein Uebel; aber den Körper noch überdem zu Verrichtungen zwingen, die ihn erschöpfen, oder denen er zur ungewöhnlichen Zeit widerstreben muß, heißt sich selbst das Leben unverantwortlich verkürzen.

Der Schlaf vor Mitternacht scheint für Leib und Seele erquicklicher zu seyn als der nachmitternächtliche. Indessen kann die Gewohnheit und Lebensart den Nachtheil des zu späten Schlafengehens zum Theil vermindern, wie denn auch wirklich anscheinend ziemlich gesunde Menschen beobachtet werden, die niemals vor Mitternacht die Ruhe suchen. — Und was soll man vom Mittagsschlaf halten? Es scheint, als ob die Siesta der Spanier und Italiener auch in den übrigen europäischen Ländern immer größeren Eingang fände, besonders in mehreren Städten des nördlichen Deutschlands, wo Männer und Frauen, jung und alt, nach der Mahlzeit das Ruhbett suchen. Diese Sitte ist bereits so allgemein geworden, daß man an einigen Orten zu gewissen Stunden sich hüthen muß, Geschäfte zu verhandeln oder Besuche zu machen, wenn man nicht als unwillkommener Störenfried erscheinen will. Vielleicht mag der Schlaf um so mehr gesucht werden, je verdrießlicher heut zu Tage das Wachen wird. Daraus entspringen aber nicht nur für Manche die Nachtheile, welche die zu große Hinneigung zum Schlaf überhaupt mit sich führt, sondern auch solche, die aus der unrecht gewählten Zeit entstehen. Kinder, Greise und schwächliche Personen, besonders solche, welche zu irgend einer Schwindsucht hinneigen, mögen immerhin nach dem Essen ein Schläfchen halten, doch nicht unmittelbar, sondern wenigstens eine Stunde nach genossener Mahlzeit. Von allen Uebrigen ist aber der Mittagsschlaf zu fliehen, als eine unschickliche und nachtheilige Gewohnheit.

Wenden wir uns auf die Lichtseite des Lebens, auf welcher die wachende Seele ihre vorwaltende Herrschaft über den Menschen übt, so finden wir auch hier Mißbräuche, welche verhindern, der Idee des Lebens gemäß zu handeln. Wir übergehen das quantitative Verhältniß, da ein zu lange oder zu kurz dauerndes Wachen nur eine regelwidrige Position und Negation des Schlafes ist, und folglich alle die Nachtheile mit sich führen muß, die wir schon bei der übermäßigen und zu geringen Dauer des Schlafes berührten. Nur über das qualitative Verhältniß, über die Art und Weise des Wachens haben wir Einiges zu sagen.

(Der Schluß der ersten Abhandlung folgt.)

## Schneide ich mir die Nase ab, schände ich mein Gesicht.

Selbstverstümmelungen sind bekanntlich ungleich seltener als Selbstmorde. Diese machen aller irrdischen Noth ein Ende, jene aber großer Noth Anfang — denn

zu den größten Nothständen gehört es gewiß, wenn ein Glied des Leibes mangelt oder mangelhaft ist — und welche Schmerzen verursacht nicht das Abschneiden oder Unbrauchbarmachen eines Gliedes! Oft habe ich mich daher schon im Stillen gefragt, noch öfterer aber in linguistischen Quellen mich zu belehren gesucht, woher die heillose Redensart: „Schneide ich mir die Nase ab, schände ich mein Gesicht!" — wohl kommen möge, und endlich habe ich den Grund gefunden.

Hidda nämlich, die eheliche Hausfrau eines deutschen Grafen Christian, der große Güter im Anhaltschen und Magdeburgschen besaß und im Jahr 965 starb, that, nach dem Tode ihres Gemahls — wie damals Zucht und Sitte es heischten — eine Wallfahrt nach dem heiligen Lande, und — hatte hier das Unglück: daß der Heiden-König von Jerusalem sich sterblich in sie verliebte. Die fromme Hidda aber schnitt sich die Nase ab, um ihr Gesicht zu schänden und damit die Liebesgluth der heidnischen Majestät auf einmal und für immer zu dämpfen. — So erzählt das Chronicon Montis Sereni, oder ein Mönch des Lauterbergischen Klosters.

Zwar stellen zwei mächtige Zweifel der Erzählung sich entgegen — diese nämlich: daß es, als die Liebe für Hidda in dem königlichen Heidenherzen entbrannte, gar keinen König von Jerusalem gab, weil damals Palästina unter den Kaliphen in Egypten stand, und — daß Hidda, als der Sonnenzeiger an ihrer Schönheits-Uhr, die Nase, ein Opfer weiblich-christlicher Zucht und Sitte, fiel, bereits mit mannbaren Enkeln gesegnet war, und es also an ihrer Lebens-Uhr gewiß schon wenigstens auf ¾ ausgehoben hatte. Allein ein Mann Gottes hat die Sache berichtet — wer dürfte also wohl an dem weiblichen Heldenmuthe zweifeln!

Ist nun auch von der frommen Hidda nicht ein Gebein mehr übrig, so lebt ihr Andenken seit fast neun Jahrhunderten doch segenreich fort in unserer Sprache. Ich aber rechne mir es zu nicht geringem Verdienste, die gräfliche Nase aus dem neunhundertjährigen Staube, zu ihrer Ehre wie zu meiner Zeitgenossen Belehrung, hervor gezogen zu haben — und gründe darauf einen Vorschlag zur Beherzigung: Bisher ist, meist nur unter Männern, die Redensart üblich gewesen: „Er hat eine Nase bekommen"; — „man hat ihm eine tüchtige Nase gegeben" u. s. w. — Wie wär' es, wenn die Frauen, statt der uralten Körbe, künftig Nasen austheilten und damit, gleich der Ahnenfrau Hidda, so viel sagten, als: „Ehe ich dir mein Herz schenke, schneide ich mir lieber meine Nase ab." — Denn was ein Mann mit einem erhaltenen Korbe in der Wirthschaft anfangen soll, darüber ist wohl manche Verlegenheit schon entstanden; mit einer Nase aber — je nun, daran sind die Männer schon eher gewöhnt, besonders im Geschäftsleben. Man schließt sie in ein Schränkchen — ohne Glasthüren — zieht den Schlüssel ab und — denkt nicht mehr daran: es müßten denn der Nasen von Mädchen oder Vorgesetzten zu viele kommen und am Ende der Nasenschrank zur Nasenquetsche werden — wovor der Himmel jeden Mann von Herz und Kopf immerdar bewahren möge! Richard Roos.

## Glaube und Vernunft.

Jeder Glaube muß endlich zur Vernunft werden; denn jener ist nur ein Vorgefühl: daß es dem Geiste noch an Mitteln fehle, die Erhabenheit der Vernunft überall zu durchschauen. Wo der Glaube nöthig wird, giebt der Geist ein Anerkenntniß seiner Schwäche; wo aber die Vernunft diese Schwäche überwindet, da wird der Glaube zur Sicherheit und in menschlicher Erkenntniß ist dann eine Lücke mehr ausgefüllt. Widersinniges glauben oder glauben wollen, heißt zugestehen: daß man in der Kultur des Verstandes zurück ist oder ein Heuchler seyn will. — Sollte die Religion ewig nur auf Gefühl und Ahnung gestellt bleiben, so müßte man sich darüber jedes Gedankens und aller Worte enthalten; die Priester hätten dann kein eigentlich Amt in geistiger Hinsicht, sondern wären bloß Ceremonien-Meister dessen, was man unsrer Phantasie als Himmel vorgespiegelt hat. Nachdem man aber anfing, das Wort zu lehren, gab man die Herrschaft der Gedanken zu: denn jenes kann ohne diese nicht bestehen, und sobald die Denkkraft aufgeregt wurde, ist ihr das Wort auch sogleich unterthan. Der Gedanke, das Höchste, was der Mensch hat, muß aber wohl ohnehin an das Höchste sich anreihen, was der Mensch haben kann; dadurch aber wird die Religion, wenn sie das Erhabenste der Menschheit ist, auch augenblicklich das Erhabenste der Vernunft; diese aber kann sich, weil sie allein das Erkennen lehrt, keinem andern Begriff unterordnen und ihr Zweck ist: alle Lücken, die der Glaube läßt, zu ergänzen, bis es Jedem deutlich wird: daß der Glaube kein anderes Ziel haben kann, als die Höhe der Vernunft. Fr. Wendel.

## Gedanken, Sentenzen und Meinungen.

Keine Schmeichelei empört mich mehr, als wenn Elende mir den Namen des Großen ertheilen. Betrachtet man die Geschichte von Alexander bis auf Ludwig den Großen von Frankreich, so findet man immer, daß ein Reich, welches einmal von einem sogenannten Großen beherrscht wurde, im Innern höchst unglücklich gewesen ist. Friedrich der Zweite.

Menschenliebe ohne Verstand verfehlt ihren Zweck eben so sehr, als Menschenhaß ohne Macht. Lichtenberg.

Die Leidenschaft hat schwache Augen, und sieht durch jede Brille falsch. Witthoeft.

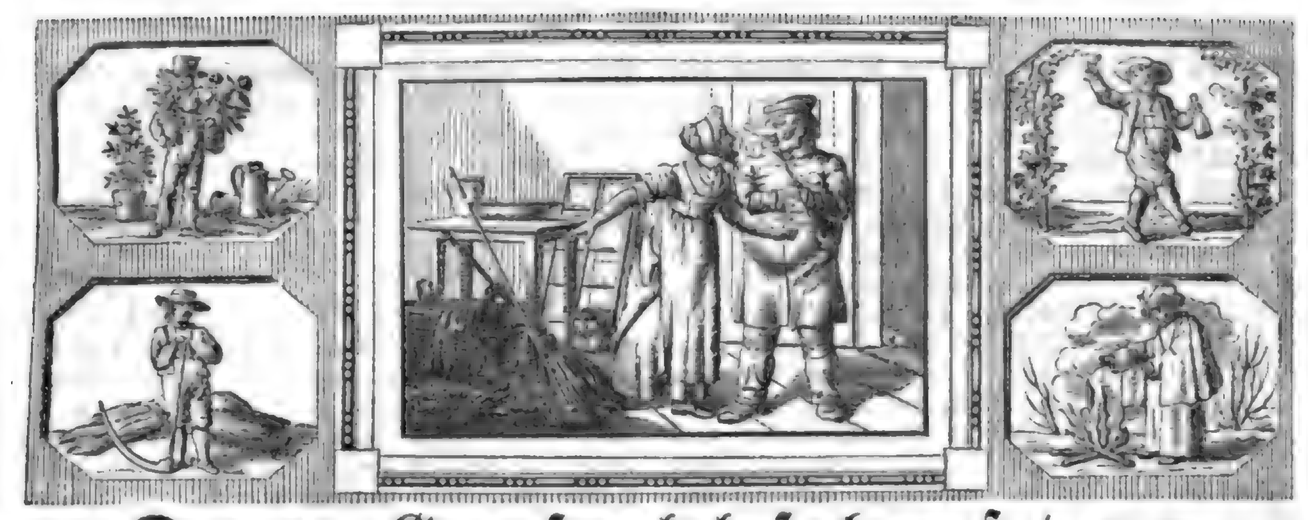
## Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

Literatur. „Die Stadtverordneten in Berlin an ihre Mitbürger über die Verwaltung ihrer Communal-Angelegenheiten.“ 1819. — Wir erhalten diese längst erwünschte Fortsetzung der früher mit gerechtem Lobe angezeigten Uebersichten städtischer Verwaltung als die beste Festgabe für unsre Stadt. Dieselbe Einsicht, dieselbe Klarheit der Darstellung durchdringt auch hier die allmählig sich erhellenden Geld-Verhältnisse der Stadt; das Verhältniß der verschiedenen Course von Papieren wird mit Aufmerksamkeit (S. 5) zur Amortisation der alten Zins-Reste benutzt, wie es sich von einer Versammlung erwarten läßt, deren Mitglieder zum Theil aus eigener Lebensbestimmung diese Verhältnisse genau kennen, was dem Beamten nur selten gegönnt ist. Sehr einsichtsvoll sind auch die Loose der alten Zins-Coupons eingerichtet, um allen einen gleichen Cours und dadurch eine Erleichterung im Verkehr zu sichern: eine Einrichtung, welche gewiß zweckmäßiger, als die bei den westpreußischen alten Pfandbrief-Coupons gewählte ist, die eine sehr schwierige Berechnung bei dem Verkehr mit denselben fordern, weil sie nach Folge der Jahrgänge zum Auszahlen kommen. Das Interessanteste der Schrift ist die Uebersicht der Kämmerei-Verwaltung, in welcher die Einsicht und Ueberlegenheit der jetzigen Verfassung vor der älteren jedem verständigen Leser deutlich werden muß. Wir sehen in früherer guter Zeit die städtischen Grundstücke theils verschleudert, theils zu geringem Geldkanon vererbpachtet. Hier finden wir, mitten im Bedrängniß ungeheurer Kriegsschulden, den Blick der Bürger auf ganz entgegen gesetzte Art zu wohlgelungenen Unternehmungen gerichtet. Ein großes, aber noch halb wüstes Grundstück vor der Stadt, der Wedding, wird von der Commune angekauft und, zur Bethätigung nützlicher Hände, zur Verschönerung der Stadt-Umgebung und zum reichlichen Ertrage für die Kämmerei-Kasse parzellirt und auf Korn-Rente mit Vorsicht vererbpachtet. Wir haben dadurch mit inniger Freude in der Sandwüste, welche die Chaussee nach Tegel umgab, eine große Zahl der mannigfaltigsten Gärten, Wohnungen und Mühlen hervor gehen sehen, nutzloser Torfgrund ist ausgestochen, einzelne Stücken Sumpf überfahren worden. Der Ueberfluß an Düngungs-Mitteln aller Art bei einer großen Stadt, die Menge einträglicher Nebengeschäfte für Handarbeiter in der Nähe der Thore, bringen Erscheinungen hervor, die schon in der Entfernung einer Meile unmöglich sind, die aber auch hier durch Nachlässigkeit der Stadt-Verwaltung während Jahrhunderten unbeachtet blieben, bis die Städte-Ordnung den selbstständigen Eifer der Bürger für öffentliches Wohl wieder weckte. So ist die Hoffnung entstanden, den, durch Aufhebung mancher Berechtigungen, wie die neue Gesetzgebung sie herbei geführt hat, entstandenen Ausfall von 30,194 Thlr. (S. 24) für die Kämmerei-Kasse auf andere Art, durch erhöhten Gewerbfleiß, zu decken; manche dieser Ausfälle werden sich vielleicht auch durch gegenseitige Verständigung aufheben. Alle diese Einrichtungen sind neu, müssen erst durch Erfahrungen geläutert werden; möge der Geist von Redlichkeit, Offenheit und Wahrheitsliebe, der diese Schrift durchweht, alle Schwierigkeiten allmählig in treuem Fleiße beseitigen! L. A. v. A.

Paris. „Endlich ist die Oper „Olympia“ hier gegeben; haben Sie dieselbe gesehen?“ — „Ja!“ — „Nun, wie ist der Text?“ — „Wie die Musik.“ — „Und die Musik?“ — „Schöne Dekorationen!“ — „Aber die Musik?“ — „Liebliche Ballets; ein fleißiges Orchester; viel Pomp!“ — „Aber die Musik? die Musik?“ — „Ist von Spontini.“ — „Nun ja; aber wie ist sie? Ist sie schön?“ — „Ich zweifle.“ — „Hat man Beifall gegeben?“ — „Wenig, äußerst wenig.“ — „Hat die Oper nicht gefallen?“ — „So, so!“ — „Ist gepocht worden?“ — „Wie mich dünkt, als ein Dutzend Hände klatschten.“ — „Was Sie sagen!“ — „Die Wahrheit. Gleichwohl hat man die Verfasser des Textes und den Compenisten genannt. Die Herren Dieulafol und Brifaut haben Voltaire, und Spontini hat den Componisten der „Vestalin“ parodirt.“ (Constitut.)

Wir wollen einmal eine Vergleichung anstellen zwischen den Massakres in den Jahren 1418 und 1793. Am 29. Mai 1418 kamen die Chefs der Burgunder-Faktion nach Paris, drangen sogleich in die Häuser des Kanzlers, der Minister und der vornehmsten Offiziere; der Pöbel folgte ihnen nach, und es entstand eine allgemeine Plünderung und Einkerkerung. Der Kanzler, der Erzbischof von Rheims, die beiden päbstlichen Legaten, die Bischöfe von Laon, Lisieux, Coutances, St. Lo, Senlis, de Saintes und eine Menge großer Herren mußten ins Gefängniß, der Connetable mit unter ihnen. — Am 12. Juni ergriff das Volk die Waffen, stürzte nach den Gefängnissen, mordete zuerst die Gefängnißwärter und Wachen, und nun mußte ein Gefangener nach dem andern heraus kommen und ward einzeln, ohne Ansehen der Person, nieder gemetzelt: Verbrecher, Schuldige und Unschuldige, Alles unter einander, so daß man — im Hofe des Palastes an der Pariser Pforte — bis zum Knöchel im Menschenblut watete. Der Connetable, Kanzler und Bischof von Coutances, diente drei Tage lang dem Pöbel zum Mordspiel. Man rechnet: daß in den drei ersten Tagen 3500 Menschen hingeopfert wurden. Der Unterschied zwischen den Vorfällen in den Jahren 1793 und 1418 ist nur der: daß im Jahr 1793 der Pöbel, und im Jahr 1418 der hohe Adel von Frankreich die Massakre leitete. Villaret, der Berichterstatter, fügt hinzu: man erröthet, wenn man die Namen Luxemburg, Harcourt, Fosseuse, Chatelain u. s. w. aussprechen muß, welche an der Spitze von 2000 Bewaffneten das Ganze vollführten. Auch damals, wie im Jahr 1793, scheute man sich nicht, mit der Habe der Gemordeten sich zu bereichern. Im Jahr 1418 war Keiner der Chefs jener Massakre, der — nach den Angaben aller damaligen Geschichtschreiber — nicht wenigstens eine Beute von mehr als 100,000 Thaler davon getragen hätte. (Constitut.)

Man kann die Mahlzeiten, welche die Minister den Deputirten geben, sehr gut eine Schule des „wechselseitigen Unterrichts“ nennen; denn die älteren Gäste machen immer die neuen Ankömmlinge mit dem bekannt, was sie schon profitirt haben. (Independ.) Dadurch werden auch die Stimmen-Saiten in den Deputirten-Kammern zu Saiten, die man „wechselseitig“ umstimmt.




# Der Gesellschafter
oder
# Blätter für Geist und Herz.

1820. Montag den 17. Januar. 10tes Blatt.


## Die Herzogin von Kingston.

Elisabeth Chudleigh, geboren im Jahr 1720, war die Tochter eines englischen Obersten, der sie früh als Waise zurück ließ. Seine Wittwe hatte nichts als ein mäßiges Jahrgeld; aber sie liebte die große Welt und fuhr, ungeachtet ihrer beengten Lage, fort, die Gesellschaften der Vornehmen zu besuchen, die sie bei Lebzeiten ihres Mannes kennen gelernt hatte. Elisabeth, der ihre Schönheit und die liebenswürdige Lebhaftigkeit ihres Geistes überall die freundlichste Aufnahme verschafften, hatte Gelegenheit, einen der Anführer der Opposition, Pulteney, den vertrauten Freund des Prinzen von Wales, kennen zu lernen, und durch seine Vermittelung kam sie an den Hof der Prinzessin. Pulteney, später Graf von Bath, suchte ihr durch Ausbildung ihrer Fähigkeiten und durch Leitung ihres Strebens nach neuen Kenntnissen noch nützlicher zu werden; aber aller seiner Bemühungen ungeachtet, zog sie wenig Nutzen daraus. Es war zu viel Leichtsinn in ihrem Wesen; sie verhehlte es selbst nicht: daß sie sich verabscheuen würde, wenn sie nur zwei Stunden in derselben Geistesstimmung bliebe, und das Lesen war ihr zuwider. Alle Bücher in der Welt, sagte sie, könnten ihr nichts mittheilen, was sie nicht im Umgange mit Menschen weit besser lernte. In dieser Gemüthsrichtung machte sie lachend die Bemerkung: man könne, wenn man zu gleicher Zeit einen Engländer und einen Franzosen sähe, die Behauptung aussprechen: daß der Eine die Freude suche, der Andere sie fühle.

Es sammelten sich bald viele Anbeter um sie; der Herzog von Hamilton erhielt den Vorzug. Die beiden Liebenden verabredeten: ihr Bund sollte nach der Rückkehr von der Reise, wozu der Herzog sich anschickte, geschlossen werden, und unterdessen ein ununterbrochener Briefwechsel den Schmerz der Trennung mildern. Alle diese Entwürfe wurden vereitelt. Elisabeth's Tante, Frau Hanmer, welche die Bewerbungen des Hauptmanns Hervey, eines Sohnes des Herzogs von Bristol, begünstigte, fing die Briefe der Liebenden auf, und als es ihr endlich gelungen war, ihre Nichte zu überreden: daß der Herzog von Hamilton untreu geworden wäre, trat Elisabeth mit seinem Nebenbuhler im Jahr 1744 in eine heimliche Ehe. Gleich nach der Hochzeit faßte sie einen heftigen Widerwillen gegen ihren Mann und nahm sich vor, ihn nicht mehr zu sehen. Aber — als ob ihr ganzes Wesen ein Gewebe von lauter Widersprüchen seyn sollte — in dem Augenblicke, als sie mit ihrem Mann über eine freundschaftliche Scheidung unterhandelte, hatte die Zusammenkunft gerade den entgegen gesetzten Erfolg; doch die Vertraulichkeit war auch eben so rasch wieder zu Ende. — Als der Herzog von Hamilton, bei seiner Rückkehr nach England, von den Ränken der Frau Hanmer unterrichtet wurde, bot er seiner Geliebten, deren Verbindung er nicht kannte, seine Hand an, und war untröstlich über ihre unerklärliche Weigerung. Elisabeth's Benehmen setzte die Welt nicht weniger in Erstaunen, und ihre Mutter, welche die geheime Verbindung ihrer Tochter nicht kannte, war höchst unwillig darüber. Um den Vorwürfen, wo-

mit man sie überhäufte, und den Bewerbungen verschiedener angesehener Männer aus zu weichen, ging sie auf das feste Land. Ein englischer Major war auf eine höchst seltsame Art ihr Reisegefährte geworden. Elisabeth ließ in die Zeitungen folgende Nachricht setzen: „Ein junges Frauenzimmer, das nicht abhängig ist, ein hübsches Vermögen besitzt und nicht unangenehm zu seyn glaubt, hat sich entschlossen, einige Zeit in fremden Ländern zuzubringen. Es würde ihr sehr lieb seyn, einen jungen Mann von guter Herkunft und angenehmen Umgang als Gesellschafter zu erhalten. Sie hat keine Herzens-Verbindung, und wünscht: daß derjenige, der ihren Absichten zu entsprechen denkt, eben so frei als sie sey, damit der ersten Verbindung ohne Hinderniß eine innigere Vereinigung folgen könne. Man erwartet die Antwort in 14 Tagen durch die Zeitungen, und rechnet darauf: daß bis zu der Zeit, wo Alles abgeschlossen ist, das Geheimniß heilig gehalten werde." — Am nächsten Tage las man in den Zeitungen folgende Antwort: „Ein Mann in seinen besten Jahren, von leidlichem Aussehen und guter Gesundheit, bietet seine Dienste der jungen Frau an, von welcher die Anzeige im gestrigen Blatte herrührt. Er hat schon Reisen gemacht und ist völlig unabhängig." — Es fand eine Zusammenkunft statt, und sie traten die Reise an; aber bald einander müde, trennten sie sich in Berlin.

Friedrich der Große nahm sie sehr gut auf, und ihr freies Wesen, die Entschiedenheit in ihrem Benehmen, ihre Lebhaftigkeit und ihre schnellen, munteren, geistreichen Antworten gefielen ihm so sehr: daß er ihr die Beobachtung aller Hofsitten erließ, als sie eines Tages den Wunsch aussprach: einen Fürsten, der des ganzen Europa's Lehrer wäre und sich dreist rühmen könnte: in jedem Bewohner des brittischen Reiches einen Bewunderer zu haben, mit Muße beobachten zu können. Der König bewies ihr große Achtung, ehrte sie durch die schmeichelhaftesten Auszeichnungen und knüpfte in der Folge einen regelmäßigen Briefwechsel mit ihr an. Bald nachher begab sie sich nach Dresden und erwarb die Freundschaft der Königin, einer frommen verständigen Fürstin, die ihr viele Geschenke machte und ihr eine lebhafte Theilnahme bewies.

Bei ihrer Rückkehr nach England eilte Fräulein Chudleigh — so nannte sie sich noch immer — ihrer Beschützerin, der Prinzessin von Wales, auf zu warten, und diese war entzückt über die malerischen Schilderungen und blendenden Beschreibungen, welche die junge Reisende von Allem machte, was sie gesehen hatte. Sie bezauberte fortdauernd alle glänzenden Gesellschaften, welche sie besuchte; aber ihre geheime Verbindung mit dem Hauptmann Hervey gab ihr unaufhörlich Stoff zu quälenden Betrachtungen. Um alle Spuren derselben zu vernichten, begab sie sich nach Lainston, wo sie war getraut worden, und während der Geistliche mit ihren Reisegefährten schwatzte, riß sie jenes Blatt, das ihr so viel Qual machte, aus dem Kirchenbuche, welches sie sich zum Durchblättern hatte geben lassen. (Der Schluß folgt.)

## Ansichten von der Gesundheit des Lebens.

(Schluß der ersten Abhandlung.)

Es führt zwar ein jeder Mensch sein besonderes individuelles Leben, und wacht daher auch nach Alter, Gewohnheit, Lebensart, Beschäftigung u. s. w. auf seine eigenthümliche Weise. Dennoch giebt es einige allgemeine Beziehungen, die fast durchgängig jedes besondere Individuum angehen.

Das Wachen soll ursprünglich in Thätigkeit bestehen, und zwar in einer Thätigkeit sowohl der Seele als des Leibes, wovon Jedem sein bestimmtes Maaß zukommt. Hierbei kann überhaupt ein vierfacher Mißgriff statt finden: entweder ist nämlich die Thätigkeit der Seele und des Leibes zusammen genommen überhaupt zu stark oder zu schwach, oder die eine Thätigkeit wird einseitig vorherrschend.

1. Allzu starke Thätigkeit des ganzen Menschen, der Seele und des Leibes, ist unter allen die verderblichste Art des Wachens, kann daher nicht mit langer Dauer sich vereinen und wird vorzüglich nur bei einigen heftigen Affekten und Leidenschaften, z. B. im thätlichen Zorn beobachtet.

Von weit geringerem Nachtheil für die Fortdauer des Lebens, aber die ursprüngliche Entwickelung desselben verhindernd, ist:

2. Die allzu schwache Thätigkeit des wachenden Menschen überhaupt, wie sie in trägen und stumpfsinnigen Phlegmatikern vorkommt, die im eigentlichen Sinn ein vegetirendes, alles höheren und tüchtigeren Strebens beraubtes Daseyn führen.

3. Die einseitig vorwaltende Thätigkeit der Seele während des Wachens erzeugt auf der entgegen gesetzten Seite ein Zurückbleiben und Schwinden des Leibes, besonders wenn das Wachen zu lange fortgesetzt und durch künstliche Reizmittel unterhalten wird. Es ist eine nachtheilige, die Nerven und den ganzen übrigen Körper schwächende Gewohnheit mancher Gelehrten, sich durch starken Kaffee bei Nachtarbeiten ein künstliches Wachen zu erregen.

4. Vorherrschende Thätigkeit von Seiten des Leibes verhindert die freie Entwickelung der Seelenkräfte, und wenn bei dem zweiten Verhältniß der Mensch einer Pflanze ähnlich wurde, so nähert er sich dagegen hier der thierischen Natur. Er kann dabei körperlich völlig wohl seyn, erreicht aber nicht die Idee der vollendeten Gesundheit, nach welcher Seele

und Leib im harmonischen Gleichgewicht entwickelt seyn müssen.

Es geht aus diesen Angaben hervor, welches Verhältniß zu einer vollkommenen psychischen und physischen Gesundheit erforderlich wäre, und wie selten im Allgemeinen eine solche gefunden wird. Einseitigkeit ist mehr oder minder der gegenwärtig herrschende Charakter der Menschheit, der sich denn auch in der allgemeinsten Unterscheidung am Menschen, in Seele und Leib, hinsichtlich ihrer Entwickelung zu erkennen giebt. Wie Wenige werden gefunden, die gleichmäßig stark an Geist und Körper, ein diesen Faktoren entsprechendes harmonisches Leben führen! Wer denkt hierbei nicht an unsern kräftigen Goethe? — Entweder wird bei körperlicher Stärke und Fülle die Seele in ihrem Fortschreiten aufgehalten, oder der Körper verkrüppelt unter der Last der geistigen Anstrengungen. Und das sind diejenigen, die man gemeinhin für die Gesunden hält! Ihr werdet sagen: das könne nun einmal nicht anders seyn; die polizirte Welt und die bürgerlichen Verhältnisse machten es nothwendig u. s. w. Wir leugnen auch keinesweges diese leidige Nothwendigkeit, sind aber der Meinung: daß eine gewisse Gewalt in unsern Händen sey, dem Uebel zu steuern, und die ächte Gesundheit allgemeiner zu machen. Dies geschähe dadurch: daß den körperlich Thätigen mehr geistige Nahrung, und den geistig Beschäftigten mehr körperliche Uebung geboten würde. Denen, die nicht aus freier Wahl und eigenem Triebe diese Gelegenheit suchten, müßte sie einer Seits durch Schulen, anderer Seits durch gymnastische Uebungen gegeben seyn, wobei in ersteren eben so wenig geistloser Wissenskram, als bei den letzteren unnütze Springerkunst getrieben werden sollte, und Pedanterei von beiden gleich weit entfernt bleiben müßte. Nur ein Wachen, in welchem Geist und Körper gleichmäßig geübt und gekräftigt werden, macht vollendete Menschen und ist ihrer höchsten Bestimmung entsprechend. Was giebt aber dem Körper mehr Kraft, als Bewegung und Uebung? Man beobachte einen jungen Menschen, der heute zum ersten Mal den Fechtboden betritt, und dessen ungeübter Arm den Schläger kaum eine Minute frei zu halten vermag, nach vier Wochen wieder, und wie stark sind binnen dieser Frist die Muskeln seines Arms geworden, wie leicht bewegt sich der Stahl, den er vor Kurzem noch für eine schwere Last hielt, in seiner kräftigen Hand! Lasset aber einige Monate lang die Uebung fehlen — und der Arm ist wieder so schwach als zuvor. Wie sehr die Bewegung des Körpers den Gebrechen des Alters vorbeugen könne, lehren die Beispiele jener rüstigen Greise, an denen die nagende Zeit gleichsam spurlos vorbei gegangen. Ich kenne einen 78jährigen Prediger, welcher, von Jugend auf an Körper- und Geistes-Arbeit gewöhnt, noch immer aufrecht in voller Manneskraft dasteht, und dessen rüstiger Gang von fern für den Schritt eines Jünglings gehalten wird. Zu einer gewissen Tageszeit treibt es ihn mit Gewalt hinaus, sich die gewohnte Bewegung zu verschaffen, und es befällt ihn Angst und Unbehagen, wenn er durch irgend einen Umstand verhindert wird, dieser nothwendigen Neigung Folge zu leisten. Hätte er dieses natürliche Bedürfniß nicht von jeher mit solcher Pünktlichkeit und Gewissenhaftigkeit erfüllt, so zweifle ich: ob er seine funfzigjährige Jubelfeier würde begangen haben. *)

*) Nächstens die zweite Abhandlung: „Athmen und Nähren". D. H.

## Männliche Antwort.

Der Kanzler Hospital wohnte dem sogenannten Kriegsrath bei, in welchem man schon die Absicht hatte, alle Protestanten in Frankreich ermorden zu lassen, welche Greuelthat auch in der St. Bartholomäus-Nacht 1572 verübt wurde. Hospital war der Einzige, der in jener Versammlung die blutigen Maaßregeln gegen die Protestanten damals noch hinderte. — Der Connetable von Montmorenci machte einige Tage darauf dem Kanzler mit vielem Stolz harte Vorwürfe über seinen Widerspruch und setzte hinzu: es sey ganz unschicklich, daß ein Mann, der nur eine Civilstelle bekleide, sich in Militair-Angelegenheiten mische. — „Mein Herr!" entgegnete Hospital mit Würde, „wir Civilisten haben etwas Besseres zu thun, als Truppen zu üben und an zu führen; aber wir verstehen es, zu beurtheilen: wann und wie man sich ihrer zum Besten des Staats bedienen soll." K. M—r.

## Der Muster-Veit.

(Nach dem Französischen des Moreau.)

Der Veit hat einst dem großen Mann
Geschmeichelt und gehuldigt,
Und nach dem Fall ihn gräßlich dann
Vor aller Welt beschuldigt:
Es handelt Veit mit Klüglichkeit,
So meidet Veit Verlegenheit.

Veit dichtete, als Ludwig kam,
In Hast wohl zehen Oden,
Und als die Flucht nun Ludwig nahm,
Auf Bonapart' Epoden.
Der Macht ist Veit zum Lob bereit,
So meidet Veit Verlegenheit.

Der Veit wird in des Adlers Nest
Zur Theilung nimmer fehlen,
Und kecklich bei dem Ludwigsfest
Der Lilie Unschuld stehlen.
Es übet Veit Geschmeidigkeit,
So meidet Veit Verlegenheit.

Veit bleibt ohn' Ehr' ein Ehrenmann,
Weil Andrer Schand' er fröhnet,
Er hört auch, da er's zahlen kann,
Daß rings sein Lob ertönet:
Doch naht dem Veit die Ehrlichkeit,
So zeiget Veit Verlegenheit. Th. Laurin.

## Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

Berlin. Eine der neuen dramatischen Erscheinungen auf unserer Bühne ist das, im diesjährigen und leider letzten „Almanach dramatischer Spiele" (von Kotzebue selbst) stehende Lustspiel: „Verlegenheit und List", welches bereits zwei Mal bei dem entschiedensten Beifall wiederholt worden ist. Obgleich dem Französischen nachgebildet, steht das kleine lustige Stück doch ziemlich eigenthümlich da; die Handlung überhaupt, wie die Szenerie insbesondere, ist, ohne Außerordentliches zu entfalten, sehr anziehend und verfehlt die Wirkung nicht. Hatte der Theater-Dichter Kotzebue seine unleugbaren Mängel, so hat er doch auch, besonders im Lustspiel, seit dreißig Jahren und fast in jedem neuen Erzeugniß, leuchtende Vorzüge bekundet, die vor ihm kein deutscher Lustspiel-Dichter besaß und nach ihm sich sobald nicht wieder an einem dramatischen Schriftsteller ergeben dürften. Die Darstellung war in mancher Hinsicht vorzüglich. Den ersten Preis gewann Hr. Stich als „Kammerdiener Wind", der seine Rolle mit bewundernswürdiger Gewandtheit und mit dem ihm eigenthümlichen Fleiße durchführte. Schwerlich mag dieser Wind auf einer andern Bühne — selbst auf einer Pariser — sich leichter und frischer geben und das Vergnügen der Versammlung mehr erregen als bei uns. Uebrigens übt Herr Stich auch hier wieder die gewohnte List: in den Worten seiner Rolle so taktfest zu seyn, daß ihm Verlegenheit nicht vorkömmt. Ergötzlich windet er sich durch alle Krümmungen der eintretenden Widerwärtigkeiten bis an das lustige Ende. Den zweiten Rang behauptet Hr. Gern S. als „Wucherer Krips", der an Festigkeit und Sicherheit im Dialog seinem wackeren Nebenmann St. nicht nachsteht, und der ganz vortreflich seyn würde, wenn er durch einige Drucker dem Charakter mehr Eigenthümlichkeit verliehe. Wie er jetzt dasteht, sieht er vielen andern Karrikaturen zu ähnlich, als da sind: Mordfuß, Runz u. s. w. Nur durch Vielseitigkeit wurden Eckhof, Iffland, Schröder groß, gewinnen Unzelmann und Devrient Achtung und höheren Rang als Künstler. Mad. Esperstädt erringt als „Kammermädchen" immer mehr die gefügige Leichtigkeit der Zofe, mit welcher Mad. Eunicke sonst die Besucher ergötzte. Hr. Krüger schuf aus dem Liebhaber, der — wie alle ähnlichen Figuren im Lustspiel, wo der Dichter den Diener zur Hauptperson erhebt — willenlos und trocken ist, was sich daraus machen läßt. Auch die Nebenpersonen wirkten wenigstens nicht störend: Hr. Zwick als „Hausmeister" sogar belustigend durch die Situation, und so ward dem Stück eine sehr günstige Aufnahme. (Beiläufig aber muß dem Polizei-Commissair eröffnet werden: daß man nicht im Tollhause gerathen, sondern im Accusativ in das Tollhaus gerathen kann.) — Als Gastspieler ist diesmal nur von einem einzigen zu reden, Hrn. Becker, vom Frankfurter Theater, der auf unserer Bühne den „Phaon" in „Sappho", „Don Manuel" in der „Braut von Messina", „Ferdinand" in „Kabale und Liebe", „Gärtner Beck" in den „Vertrauten" und den „Baron" im „Freimaurer" gab. Dieser junge, mit einem angenehmen Aeußeren begabte Mann, besitzt gute Eigenschaften, welche ihn für seine Laufbahn fähig machen. Er spricht mit Empfindung, Würde und Takt, seine Haltung ist edel, sein Spiel in der Tragödie gehalten und verständig, im Lustspiel frei und leicht; nur in einem wesentlichen Erforderniß bleiben auch die billigsten Wünsche unbefriedigt; das heißt: er besitzt ein mangelhaftes Sprachorgan, unbiegsam und hart, weshalb sein Ton unangenehm rauh und tief wird; indessen erwarb er bei seiner dritten und vierten Erscheinung Beifall, der sich in der fünften in dem Grade mehrte: daß man ihn als „Ferdinand" einstimmig hervor rief. Mir hat er im Lustspiel, wo eine leichtere Sprache die rauhe Tiefe seines Tones weniger bemerkbar machte, am meisten genügt. — Am 7ten Januar gab Hr. W. A. Mozart, Sohn des unsterblichen Tonsetzers, auf der Bühne ein Conzert, in welchem er sich in zwei Solo-Leistungen auf dem Pianoforte hören ließ. Die Versammlung begrüßte den Sohn des unvergeßlichen Componisten mit freundlichem Beifall und ließ eben so seiner Fertigkeit mehrmals Gerechtigkeit wiederfahren; der Erfolg würde jedoch noch größer gewesen seyn, wenn nicht die Abendkälte dem Virtuosen die Finger starr und den Zuhörern die Musikstücke lang gemacht hätte; auch war der weite Raum des Opernhauses der Wirkung des Instrumentes vielfach nachtheilig. S.

Auf den abgegangenen Lord-Mayor, jetzt Alderman Atkins, machte man ein Spottgedicht, weil er, bei dem Lord-Mayor-Schmaus in Guildhall, von Schülern der Thomasschule und Andern mit Nüssen, faulen Aepfeln u. s. w. beworfen wurde:

The City feast inverted here we find;
Atkins got his desert, before he dined. (Morn. Chron.)

Nachschrift. Das Wortspiel und der Doppelsinn von „Desert" (Nachtisch und Verdienst) ist schwer aus zu drücken. Atkins erhält seinen Nachtisch (oder Atkins erhält was er verdient hat) noch vor Tisch. Vielleicht läßt sich aber die Spielerei einigermaßen ersetzen; der Scherz mag also lauten:

An Atkins.
Das Guildhallfest ist für dich umgekehrt:
Es geben Schüler deinen Backen
Schon Nüsse zum Desert zu knacken,
Eh noch die Suppe du verzehrt. C.

Ein Vorfall aus Robespierre's Zeiten möge an die Greuel der Revolution erinnern: Zu Bédoin war in einer dunkeln Nacht ein Freiheitsbaum umgehauen worden. Der Volks-Repräsentant erkannte sogleich die Bewohner des Orts für schuldig, und Alle für verbindlich, den Thäter namhaft zu machen. In der Nacht hatte indeß Niemand etwas bemerken können; dennoch ward die Gemeinde als aufrührerisch behandelt und 500 Häuser loderten in Flammen auf. Die Felder durften nicht bebauet werden und die Einwohner wurden theils zum Tode, theils zum Gefängniß verdammt. Die zahlreichen Seiden-Manufakturen der Gemeinde, so wie vor Allem die Magazine und sonstigen öffentlichen Gebäude, wurden eine Beute der Flammen. Es wurde Pulver gebracht, und eine ganz neue Kirche, welche 200,000 Franken gekostet hatte, damit in die Luft gesprengt. Kurz nachher wandte sich ein junges Mädchen von 18 Jahren, Namens Saumont, an einen hohen Volks-Beamten, um für ihren Vater zu bitten. Als sie auf die Frage: woher sie komme? antwortete: „Aus Bédoin!" ward sie sogleich fest genommen und zwei Tage nachher bestieg sie mit ihrem Vater zugleich das Blutgerüst. Zu Orange war eine Grube für 500 Leichen aufgeworfen und noch sechs andere faßten deren 12000! — Unter den Guillotinirten befand sich ein Greis von 87 Jahren, der seit 6 Jahren kindisch war, und ein Kind von 10 Jahren. (Gaz. d. Fr.) „Völker, sucht eure Rechte und euer Glück auf friedlichem Wege! denn die Besten unter euch büßen es mit dem Leben, wenn ihr im Kampfe euch — härtere Fesseln herbei holt!" Möchte diese Mahnung Montesquieus doch allzeit gehört werden!

Man fragte unlängst einen Deputirten: welches sind die Eigenschaften, die ein Deputirter vorzugsweise besitzen muß? — „Das hängt" erwiederte derselbe, „von der Seite der Kammer ab, für die rekrutirt werden soll. Für die rechte Seite bedarf der Rekrut eine herrliche Lunge, um die Redner alle gehörig zu überschreien. Für die Mitte einen thätigen, aber auch einen geduldigen Magen, der nöthigenfalls die Verlängerung einer Sitzung bis zur Zeit der ministeriellen Gastereien aushalten kann. Für die linke Seite bedarf es aber eines guten Kopfes und ächt französischer Gesinnungen." (Independ.)

Das Königreich Brasilien besteht aus 10 Komarkas oder Provinzen, mit einer Bevölkerung von 3,000,000 Einwohner. Rio-Janeiro, die Hauptstadt, hat 9000 Einwohner und die Stadt Bahia etwa eben so viel. (Independ.)







# Der Gesellschafter
oder
# Blätter für Geist und Herz.

1820. Mittwoch den 19. Januar. 11tes Blatt.

## Der Regenbogen.

Siehst du jenen Strahlenbogen,
Der am Firmamente glüht? —
Seine Farben sind erlogen
Und aus Duft empor geblüht.
Scheinet uns nicht auch das Leben
Aus der Ferne wunderschön? —
Doch, indem wir weiter streben,
Muß sein Glanz in Nichts vergehn.
Was dein blödes Auge blendet,
Ward aus Thränenduft gebaut:
Wenn die schöne Täuschung endet,
Ist der Horizont ergraut.

Caroline Stahl.

## Die Herzogin von Kingston.

(Schluß.)

Einige Zeit nachher wurde Hervey durch den Tod seines Vaters Graf von Bristol. Fräulein Chudleigh bereute nun die übereilte That, zumal als sie erfuhr: daß ihr Mann gefährlich krank wäre und sie bald eine reiche Wittwe seyn könnte. Sie suchte schnell das Zeugniß des Kirchenbuches, das sie selber vernichtet hatte, wieder her zu stellen. Der Geistliche ließ sich gewinnen, und so gelang auch dies; aber diese niedrige List fiel zu ihrem Schaden aus und sie sah sich in ihren eigenen Schlingen gefangen. Denn kaum war das Zeugniß wieder im Kirchenbuche, als der Graf von Bristol genas und der Herzog von Kingston, einer der reichsten Männer Englands, um ihre Hand warb. — Fräulein Chudleigh war außer sich. Vergebens suchte sie die Scheidung zu erlangen. Der Graf hatte zwar keine Zuneigung mehr für sie; aber er widersetzte sich lange und antwortete denjenigen, die in ihn drangen: er wollte um keinen Preis der Eitelkeit seiner Frau die Freude geben, Herzogin zu heißen. Als er sich aber in eine Andere verliebte, die er heirathen wollte, machte er nicht länger Schwierigkeiten, und die freiwillige Scheidung fand vor dem Gerichtshofe statt. Elisabeth wurde nun öffentlich (im März 1769) mit dem Herzog getraut. Die neue Verbindung aber war nicht glücklicher als die erste. Der Herzog hatte bei einer schwächlichen Gesundheit eine sanfte, stille Gemüthsart, die mit dem unruhigen, zerstreuungsüchtigen Wesen seiner Gemahlin nicht zu vereinen war. Er bedauerte auch nur zu bald, daß er seine Freiheit verscherzt hatte; man sagt sogar: er habe selber sein Leben verkürzt. Er starb im Jahr 1773 und hinterließ ihr, kraft seines letzten Willens, den Genuß seines Vermögens, jedoch unter der Bedingung: daß sie nicht wieder heirathe. — Diese Beschränkung mißfiel ihr sehr, aber sie hatte sich vergebens bemüht, die Bedingung los zu werden. — Kaum sah sie sich wieder frei, dem ungestümen Gange ihres Gemüths zu folgen, als sie sich von Neuem in den Wirbel der großen Welt stürzte, die sie nur ungern eine Zeit lang gemieden hatte. Ihr Hang zur Verschwendung und ihre Zerstreuungsucht erwachten lebhafter als je, und sie vergaß sich so sehr: daß selbst das Volk in London Aergerniß an ihrem Betragen nahm. Einige Unannehmlichkeiten veranlaßten sie, nach Italien zu reisen. Sie begann ihre Reise in einer eigens gebauten, kostbar verzierten Yacht, und erschien wie im

Siegesaufzuge zu Rom. Pabst Clemens XIV. empfing sie wie eine Fürstin und die Kardinäle folgten seinem Beispiel. Sie ließ einen Palast mit dem ausschweifendsten Aufwande einrichten und lebte sehr verschwenderisch. — Auf dieser Reise lernte sie einen Abendtheurer kennen, der eben so schön als schlau und geistreich war, und sich bei ihr für einen Prinzen von Albanien ausgab. Die Wittwe fühlte sich, ungeachtet ihrer 54 Jahre, leidenschaftlich verliebt in ihn, und war im Begriff, ihm ihre Hand zu geben — da wurde der Abendtheurer, dessen Herkunft nie genau bekannt geworden ist und der auf eine seltsame Art die General-Staaten betrogen hatte, als Gauner verhaftet. Er nahm sich im Gefängniß das Leben. — Eine weit bedenklichere Gefahr folgte (1776) dieser unangenehmen Geschichte. Sie erfuhr: daß die gesetzlichen Erben des Herzogs von Kingston sie des Verbrechens der Doppel-Ehe beschuldigten, und verlangten: daß die Ehe und der letzte Wille des verstorbenen Herzogs für nichtig erklärt werden möchte. Bestürzt wollte sie nach London eilen; aber ihr Wechsler, den ihre Gegner gewonnen haben sollten, verbarg sich, damit ihr das nöthige Reisegeld fehle. Sie bedachte sich keinen Augenblick, erwartete ihn, mit der Pistole in der Hand, an seiner Thür, und als sie ihn gezwungen hatte, ihr Geld zu geben, reisete sie nach England. — Schon hatte die Untersuchung vor Gericht angefangen. Die Gültigkeit der ersten Ehe wurde anerkannt und man behauptete: das Gericht, welches dieselbe für nichtig erklärt hatte, wäre nicht befugt gewesen. Ohne Zweifel mochte die öffentliche Meinung, welcher die Herzogin stets Hohn gesprochen hatte, hier von großem Gewicht seyn. Sie erfuhr nicht ohne Unmuth: daß der bitter spottende Foote ein Lustspiel: „Die Reise nach Calais", dessen Heldin sie unter dem Namen „Lady Krokodill" war, auf die Bühne bringen wollte, und sie ließ es sich viel kosten, das Stück zu unterdrücken. Aber dagegen kamen andere beißende Flugschriften in die Welt. — Die gerichtlichen Verhandlungen machten das größte Aufsehen. Der Sitzungssaal in Westminster-Hall war immer gedrängt voll. Die königliche Familie, die fremden Gesandten, die Mitglieder des Unterhauses waren zugegen. Nach Archenholz — der ebenfalls den Verhandlungen beiwohnte — war die Herzogin schwarz gekleidet, von zwei Kammerfrauen, einem Arzte, einem Wundarzte, einem Apotheker, einem Geheimschreiber und sechs Rechtsgelehrten begleitet. Um die Gemüthsbewegung zu stillen, welche ihr das Verhör verursacht hatte, bediente sie sich des sonderbaren Mittels, nach der Sitzung einige Teller voll Blut zu lassen. Die edle und ruhige Haltung, die sie bis zu Ende der Verhandlungen behauptete, gewann ihr alle Herzen, obgleich die Gesetze wider sie waren. Sie hielt selber mit unnachahmlicher Würde eine Rede an ihre Richter; aber durch Mehrheit der Stimmen wurde sie von den Pairs für schuldig erklärt. Die gesetzliche Strafe für erwiesene Doppel-Ehe ist ein Brandmahl auf der rechten Hand; die Sachwalter der Herzogin aber machten das Vorrecht der Pairwürde geltend, welche, nach einem alten Gesetze, frei von jener Strafe ist, und so kam sie mit einem feierlichen Verweise davon, den ihr der Lord Steward *) gab. Das Sonderbarste aber bei diesem Urtheil war: daß, ungeachtet der Nichtigkeits-Erklärung der zweiten Ehe der Herzogin, das Testament des Herzogs, als unabhängig von der Ehe, bestätigt wurde. Sie behielt daher die unermeßlichen Reichthümer, die er ihr hinterlassen hatte. — Als die Sache so beendigt war, machten die Gegner der Herzogin — die nun wieder Gräfin von Bristol hieß — den Entwurf: sie im Lande zurück zu halten, und sie ihrer Güter zu berauben. Man war schon im Begriff, die Verordnung aus zu wirken, welche ihr verbieten sollte, aus dem Lande zu gehen, als sie die Wachsamkeit ihrer Feinde betrog, nach Calais eilte, und von hier, nach kurzem Aufenthalte, ihre Reise wieder antrat. Sie ging zuerst nach Rom, um einige Angelegenheiten in Ordnung zu bringen, und kam bald nach Calais zurück, wo sie ein fürstliches Haus herrlich einrichten ließ, und auf dem glänzendsten Fuß lebte. Der Aufenthalt war ihr jedoch bald verleidet. Sie ließ ein prächtiges Schiff von ganz neuer Art bauen, worin alle Bequemlichkeiten des Lebens angebracht waren, und begab sich nach Petersburg. Katharina II. nahm sie mit Auszeichnung auf. Von hier ging sie nach Polen, wo der Fürst Radziwil ihr prachtvolle Feste gab, unter andern eine Bären-Jagd bei Fackelschein. Ein Regiment Husaren, die Fackeln trugen, schlossen einen Kreis im Walde, in dessen Mitte die Jäger, gleichfalls mit Fackeln in der Hand, sich befanden. Die Bären, erschrocken über den Lichtglanz und Lärm, wurden aufgejagt und gehetzt. — Es scheint sogar, die sonderbare Frau hätte noch damals, den Sechszigen ganz nahe, eine lebhafte Leidenschaft einflößen können. — Als sie nach Frankreich zurück kam, zogen ihre Reichthümer, ihr Verstand, ihr Ruf, selbst ihre Thorheiten den glänzendsten Kreis um sie, und sie lebte hier lange in dem Umgange mit Künstlern und Gebildeten aller Klassen. Sie hatte eben ein prächtiges Schloß bei Fontainebleau gekauft, wo sie Alles vereinigte, was das Leben verschönern kann, als sie von einer Krankheit befallen wurde, woran sie im Jahre 1788, 68 Jahr alt, starb. Sie hatte zwei englische Rechtsgelehrte kommen lassen, um ihr Testament zu machen. Auch hier zeigte sich ihr wunderlicher Sinn so auffallend, daß die Verwandten des Herzogs die Gültigkeit der Verordnung angriffen,

*) Der Präsident des Gerichts der Pairs.

die darauf auch für nichtig erklärt wurde. Das Vermögen der Herzogin in Frankreich, sowohl in liegenden Gründen als in Edelgesteinen und Hausgeräthe, belief sich auf 200,000 Pfund Sterling, und überdies hatte sie Besitzungen in Rußland. Unter ihren Vermächtnissen war auch ein Geschmeide für die Kaiserin von Rußland und ein großer Diamant für den Pabst.

Die merkwürdige Frau hatte, bei allem Mangel an eigentlichem Unterricht, bloß durch lange Welterfahrung, durch Umgang mit ausgezeichneten Menschen aus allen Klassen und allen Völkern, durch ihre Reisen und einen natürlichen Scharfsinn, so viel Bildung erlangt: daß sie sich über Alles mit ungemeiner Leichtigkeit und Anmuth zu äußern wußte, und vorzüglich besaß sie die Gabe zu erzählen und lebendig zu schildern in einem seltenen Grade. Sie schrieb gut, und ihr Styl hatte — wie ein englischer Schriftsteller sich ausdrückt — etwas von dem Glanze ihrer Augen, der freilich wohl Viele zu ihren Lobrednern machte. W. A. Lindau.

## Betrachtung.

Alles Glück und jeder Lebensgenuß beruht auf Täuschung, und darum ist der Besonnenste, d. h. der am wenigsten fähig ist zur Täuschung, oft der Unglücklichste. Der wahre Weise ist nur der, der eine gewisse Gleichmüthigkeit sich zu eigen macht, und darum ist eine Art von Täuschung das sicherste Mittel, der Täuschung zu entgehen. Der Weise denkt sich nie ein Uebel so arg, als es im ersten Augenblick Andern erscheint; er macht sich aber auch von einem Gute, das Andere als das Wünschenswertheste betrachten, nur eine mittelmäßige Erwartung. Meistens führt nur das Unglück zu dieser Weisheit, und in so fern ist es richtig: daß nur das Unglück die wahre Schule der Weisen sey. Mag immer nur ein Smelfungus so urtheilen, der eben seinen Krug Brighton-Ale geleert hat — item: es hilft. Nichts ist in diesem Leben voll Unvollkommenheit und Irrthum verderblicher, als ein hoher Grad von Klugheit (wenn ihr nicht ein eben so hoher Grad von Bescheidenheit entgegen steht), denn diese führt wohl zum schrecklichen Indifferentismus, selten zur wahren Weisheit. Mancher sucht sich dadurch zu helfen, daß er seinen Geist berauscht in vermeinten Vergnügungen jeder Art: in Trunk, Spiel u. s. w.; allein der schlägt den verderblichsten Weg ein. Kein starker Geist wird so zu betäuben seyn, daß er nicht — wenn auch nur auf Augenblicke — unwillkührlich in den Zustand der Selbstbeschauung zurück fällt, und solche Augenblicke sind meistens schrecklich — führen gerades Weges zum Selbstmord, wie wir so viele Beispiele haben. — Also ist wohl die Klugheit einer Verdammniß gleich, mit welcher der Mensch geschlagen ward? — Keinesweges! Nur mache er nicht mehr Gebrauch von ihr, als gerade nöthig ist, und hüte sich besonders vor allen unnöthigen Grübeleien, eben weil man, je mehr man nachdenkt, desto weniger Erfreuliches findet. Jeder Mensch soll sich in eine Berührung mit der Außenwelt setzen, und dies wird er am besten können durch eine nützliche Beschäftigung im bürgerlichen Leben. Manche Menschen hat die Natur schon zu Glückskindern geschaffen, und Viele beneiden sie darum — mit Unrecht, glaube ich, denn ihr angeborenes Glück ist nur Ersatz für so manches Andre, was ihnen abgeht. Sie rennen unbesonnen in die Welt hinein, und wenn ihnen das Alles mißglückte, was würde aus dem Geschlechte werden? der, den die Natur mit Talenten und mit Phantasie ausstattete, hat freilich einen schwereren Stand — doch wem würde wohl die Wahl unter beiden schwer fallen? — Darum und in jeder Hinsicht sind die Kinder die Glücklichsten, so auch eine jede Nation in der Wiege ihrer Kindheit. Dr. Aug. Nienstädt.

## Mancherlei.

Der bekannte Jesuiten-Pater Schneller (ob man diesen Namen, an das Verbum „schnellen" denkend, nicht den Kabalisten unter den Jesuiten zutheilen sollte, damit der ehrwürdige, den sie sich anmaßen, nicht ferner entweiht würde) behauptete: es sey Sünde, einen Taubenschlag auf offener Straße zu bauen, weil das Schnäbeln der Tauben und ihr verliebtes Spiel die Vorübergehenden zur Unzucht reizen könne.

Bei dem Stechen, welches jetzt in den Straßen von Paris gegen Frauenzimmer im Schwange ist, hat man folgendes Verslein gemacht:

Ihr Buben, sagt: wie könnt ihr Frauen stechen?
Laßt ab von euerm tückischen Verbrechen;
Doch wollt ihr necken, hört ein Wort zur Güte:
Ins Schauspiel geht und stehlt den Damen — Hüte.

Der österreichische Historiograph, Freiherr von Hormayr, sagt in seinem Buche „Allgemeine Geschichte der neuesten Zeit" von Bonaparte, in dem Momente, wo man über ihn, als Gefangenen, einen Entschluß faßte, sehr naiv: „Getödtet zu werden, hätte ihn sehr verdrossen!" A. Münde.

## Gnomen.

1.

Ob oft es königlich bei Hagestolzen steht,
Doch ist ein gutes Weib das beste Hausgeräth.

2.

Erwäge, wenn du fromm und weise bist,
Nicht: was der Andre hat, nur: was er ist.

3.

Ihr habt zu viel an einem Feinde,
Doch kaum genügen hundert Freunde.

Haug.

# Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

Literarischer Beobachter. „Wie ward Fritz Stolberg ein Unfreier?" Dies ist der Titel einer Abhandlung, welche Hr. Hofrath Voß (der Vater) abdrucken ließ (in der Zeitschrift „Sophronizon", herausgegeben vom Hrn. Kirchenrath Paulus) und worin er den Uebertritt Stolbergs zur katholischen Religion als nicht aus Ueberzeugung, sondern mehr aus politischen Gründen hervor gegangen schildert. Wir finden in den, noch bei Stolbergs Leben erschienenen Ausfällen mancher Art nichts Ehrenvolles für Voß, ob wir uns auch über jenes Faktum jeder Entscheidung enthalten. Claudius, der Wandsbecker Bote, ist auch mit scheelen Seitenblicken angesehen, und wenn man unter solchen Umständen sich glücklich schätzen darf: nicht zu den alten Freunden des alten Voß zu gehören, so ist doch auch die Angabe: „Stolberg sey an jener Schmähschrift gestorben", eine gar wenig zu erweisende Beschuldigung, indem Stolbergs siebenzig Jahre für den Tod ein zureichendes Motiv sind. Jene Abhandlung aber erwähnen wir, da sie leider noch manche literarische Zänkerei veranlassen wird.

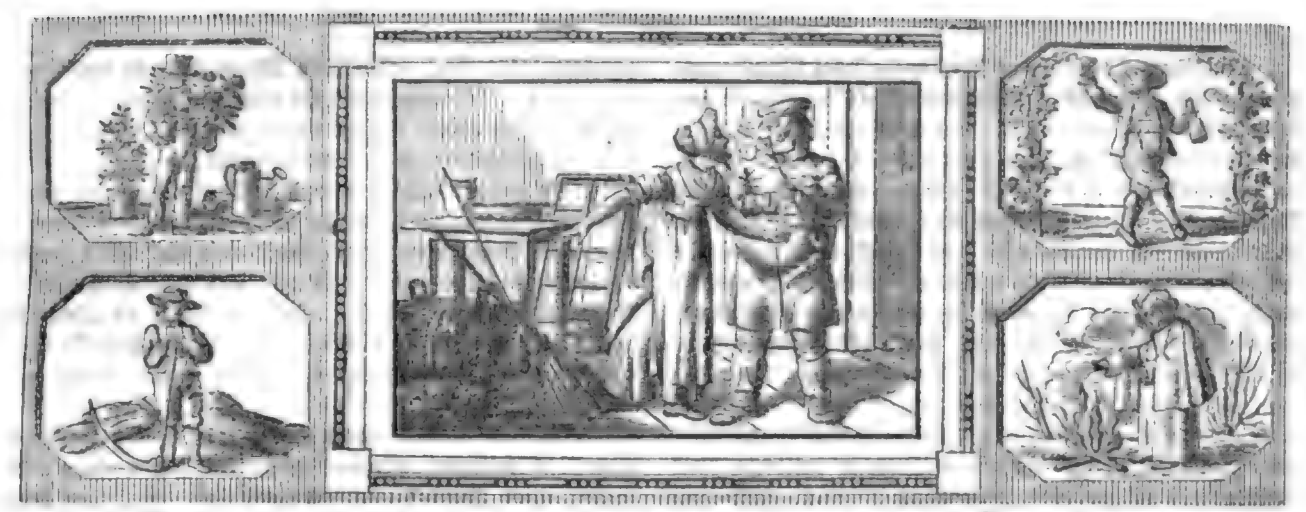
Hr. Professor Krug in Leipzig ist mit dem Allerwelts-Fehdemann, Hrn. Hofrath Müllner in Weißenfels, in offenen Kampf gerathen, der schon viele Gefechte veranlaßte, bei welchen die Vierundzwanzigpfünder bis jetzt auf der Seite Krugs und seines Verlegers, Hrn. Brockhaus, sind. Die Ursache des Zankes ist eine Rezension, welche über den „Yngurd" im „Hermes" erschien und von der Hr. Müllner eine Stelle als Verbrechen an seiner literarischen Majestät will angesehen wissen — eine Stelle, die nur dadurch in etwas bedeutend wird, daß Hr. M. in so Bedeutungslosem seine Rechtfertigung sucht und dabei noch obenein nicht einmal recht hat, wie seine darüber gegebenen fruchtlosen „Lesefrüchte" bezeugen. — Hr. Brockhaus hat, mit dem Titel: „Müllneriana" die sämmtlichen Verhandlungen abdrucken lassen, seine Privat-Correspondenz mit Hrn. Müllner dazu, und das Ganze hat für solche, die den Frieden langweilig nennen, gewiß ein Interesse. In dem Fehdebriefe des Hrn. Prof. Krug ist eine Anmerkung, nach welcher die zweite Auflage der „Elementarlehre der richterlichen Entscheidungskunde" keine zweite Auflage, sondern nur ein Wiederausbieten eines alten Buches seyn soll. — Diese Hinstellung mußte wohl auffallen, wie jede schwere Behauptung, wenn sie mit so leichten Worten gegeben ist. Jetzt sagt Hr. Brockhaus ganz deutlich: „jenes Werk sey der Rest der (von Hrn. Müllner auf eigene Kosten besorgten) Auflage, nur mit einem neuen Titel bei Hrn. Göschen als neu erschienen". — Das ist kaum glaublich, denn Hr. Göschen ist als Ehrenmann bekannt *) und Hrn. Müllner sollte man so Unerlaubtes nicht zutrauen, wenn wir auch seine nun schon allgemein bekannten vielfachen Ruhm-Spekulationen durchaus nicht zu entschuldigen vermögen. — Sowohl Hr. Krug als Hr. Brockhaus haben sich übrigens an die Redaktoren gewandt, „d': Hrn. Müllners Bolzen verschießen", um ihnen zu beweisen: daß es unrecht ist, seine Gehässigkeiten, die er fabrikmäßig gegen die von ihm Befeindeten richtet, ab zu drucken; wer aber so etwas nicht von selbst im Inneren als wahr erkennt, der wird auf solche Anmahnungen nicht hören, es sey denn: daß man ihn fort und fort so behandelt, wie es der verdient, der keinen literarischen Zweck hat, sondern nur einen Speditionshandel mit Bosheiten führt, weil er in der Masse der Leser die Gemeinheit voraus setzt, daß sie nach solcher Waare am begierigsten greift.

*) Eben weil Hr. Göschen ein Ehrenmann ist, muß man annehmen, daß wohl ein anderer Umstand obwaltet, und man darf glauben: es werde eine Rechtfertigung erfolgen, die Hrn. Hofr. Müllner wahrscheinlich auch mit einschließt. D. Herausg.

In der, vom Dr. C. F. Müller sehr gut redigirten „Münchner allgemeinen Literatur-Zeitung" (Im Verlage von E. A. Fleischmann) liest man eine scharfe Beurtheilung des Buches: „Der nach dem Geiste der katholischen Kirche betende Christ. Vom Fürsten Alexander von Hohenlohe, geistlichen Rath des Bisthums Bamberg" (derselbe Mann, welcher den als Dichter geschätzten Dr. Wetzel auf dem Sterbebette noch geschwind zum Katholiken umstempeln wollte). Benannte Rezension hat folgenden Schlußsatz: „Da durch schlechte Gebetbücher unsäglich viel Böses begründet werden kann, sollten förmliche Cordons, wie gegen das gelbe Fieber, gezogen werden, um durch sie ein jedes neue Fabrikat, wenn es zu den schlechten gehört, noch ehe es unter die Presse kommt, ohne Schonung ersticken zu lassen. — Salvavi animam meam!" — Wir wünschen auch: daß manches Volksgebet nicht vorhanden und manche Volksbitte mehr beachtet wäre.

Am Schlusse einer vom Professor Clodius verfaßten Beurtheilung (Hermes V.) der „dramatischen Dichtungen vom Dr. Raupach" heißt es: „Der wahre tragische Dichter wird, eben weil er groß von seiner Bestimmung denkt, weil er selbst fühlt: welche Wirksamkeit er haben, welchen Schaden er stiften kann, den Rath und Widerspruch einer sich übrigens nicht für unfehlbar gebenden Kritik, besonders in Dingen, wo von der höchsten Würde der Menschheit die Rede ist, mit Ernst annehmen und erwägen. Tragiker anderer Art thun freilich besser, wenn sie — wie weiland Nero, wenn er tragödirte, seine Leibwache — das Publikum zum Beifallschreien völlig organisiren." Brav gesagt!

Ueber „Text- und Kupfer-Proben aus der Reise Sr. Durchl. des Prinzen Maximilian von Neuwied nach Brasilien" (Frankfurt, bei Brönner) sagt die „Münchner Literatur-Zeitung" Folgendes: „Wahrlich, wenn die Deutschen ein solches Werk nicht mit allen Kräften unterstützen, und auch diesem das Schicksal von des Grafen Hoffmannsegg unsterblicher „Flora" angedeihen lassen, dann sind sie werth, ewig zum Genusse des Nürnberger Trödels verdammt zu bleiben." — Es ist ein hartes Wort! werdet ihr, Deutsche, sagen; wenn ihr aber ernstlich euch nach euren guten Künstlern umsehet und dann finden müßt: daß sie entweder Deutschland verlassen oder bei Ernährung im Vaterlande sich einen Erwerb im Auslande sichern müssen, so werden jene Worte wohl etwas vom Herben verlieren. Mit vielem Soliden ist auch der Sinn für die bleibenden Künste gewichen, und nur für Sing- und Spring-Künste weiß man noch Tausende zusammen zu bringen. Fr. Lange u. Thl.




# Der Gesellschafter oder Blätter für Geist und Herz.

1820. Freitag den 21. Januar. 12tes Blatt.


## Die Jungfrau und Mutter in dem Weinberge.

(Von dem Verfasser von „Wahl und Führung.“)

Gustav Gottwald hatte seine Studien beendet und war vor wenigen Tagen zu seinem Vater in das schöne Neckarthal zurück gekehrt. Nachdem er sich mehrmals schon in der Nähe der Universitäts-Stadt versucht hatte, so predigte er nun heute in der Frühe zum ersten Mal in seinem Geburtsorte, vor den Menschen, in deren Mitte seine reine und kräftige Jugend sich entfaltet hatte, und die sich nicht wenig freuten, das Wort des Herrn aus seinem Munde zu vernehmen. Zwar erging es ihm, wie es fast allen Anfängern zu geschehen pflegt: er stockte wohl einmal und seine Rede hatte etwas Unsicheres und Zaghaftes; aber eben dieses verlieh derselben auch wieder, bei dem frischen und kräftigen Wesen des jungen Mannes, einen eigenen Reiz und die schöne Ordnung und das Gemüthvolle seiner Arbeit berechtigte zu großen Erwartungen für die Zukunft. Der Vater drückte, da sie in die Pfarrwohnung zurück traten, den einzigen Sohn — denn außer diesem hatte er keine Kinder — mit vieler Rührung an seine Brust und bot ihm die drei Rhein-Dukaten dar, die er selbst von seinem Vater, als er für diesen zum ersten Mal predigte, erhalten und wie ein unantastbares Heiligthum aufbewahrt hatte, um diese, wenn auch ihm der Himmel einen Sohn schenken sollte, bei dem gleichen Anlasse demselben zu überreichen. Und freudig las Gustav das „Sic fulgent litora Rheni“ auf den schönen Münzen, und es war ihm, als ob die über der Stadt strahlende Sonne ihn anlächle gleich einer hell leuchtenden Lebenssonne.

Es war in der Mitte des Oktobers und ein für diese Jahreszeit schöner warmer Tag. Der Vater hatte den Nachmittags-Gottesdienst selbst besorgt, und während die Mutter noch mit einigen Vorbereitungen für den kommenden Tag, an dem die Weinlese statt haben sollte, sich beschäftigte, stiegen nun jene Beiden, behaglich langsamen Schrittes, indessen sie die vortreflichen Früchte kosteten und den Segen des Jahres priesen, durch die Reihen der Rebstöcke den ziemlich jähen Gang hinan, bis sie oben bei dem Weinbergs-Hause angelangt waren. Hier ließen sie sich auf eine Bank nieder, Beide unaussprechlich glücklich in ihrem Innersten: der Sohn, sich wieder in dem Hause der theuern Eltern zu befinden, und der Vater: seinen treflichen Sohn, ausgestattet mit einem Schatze des reichsten Wissens, und unversehrt an Leib und Seele, wie er mit väterlicher Mahnung ihn ausgesandt hatte, zurück empfangen zu haben. Und so saßen denn auch Beide, mehr schweigend und den inneren Gedanken nachhängend, als durch wechselseitige Rede einander unterhaltend, lange zusammen, und wie mit dem Auge in das ferne Thal, so schweiften sie mit ihrem inneren Blicke in ihre Zukunft hinaus, die eben so sonnenbeschienen sich ihnen aufthat, als das Thal vor ihnen. Schon neigte sich die Sonne zu den nahen Bergen hinab, da stiegen sie wieder zwischen den Rebstöcken hinunter und kamen nach dem vergnüglichsten Gange zu Hause an.

Die Mutter trat ihnen hier mit einem Briefe entgegen, den während ihrer Abwesenheit der Bote aus der Stadt gebracht hatte. Er war größer, als gewöhnliche Briefe zu seyn pflegen, und wie es schien, ein gerichtliches Schreiben. Dabei deutete das starke Porto auf eine beträchtliche Ferne, aus der er kam; die Handschrift auf der Adresse war fremd und das große Siegel unbekannt. Verwundert eröffnete der alte Gottwald das Schreiben, und ein sichtbar noch größeres Staunen verkündete sich aus seinen Mienen, als er nun für sich den Inhalt desselben las. Es war nämlich eine gerichtliche Mittheilung und Aufforderung: weil Gustav Gottwald, Sohn des Pfarrers Gottwald, gemeinsam mit der Jungfrau Bertha Silbner, der Tochter des verstorbenen Landraths Silbner, von dem in der Mitte des Augusts verschiedenen Bergrath Liebenau von Freiberg, zu den Erben seines hinterlassenen bedeutenden Vermögens in dessen Testamente ernannt worden, so habe derselbe entweder in Person oder durch einen mit den gehörigen Vollmachten versehenen Stellvertreter sich ein zu finden, um die ihm zugedachte Erbschaft in Empfang zu nehmen.

Auch Mutter und Sohn waren nicht minder freudig überrascht, da der Vater ihnen diese Nachricht mittheilte. Der selige Liebenau war ein Universitäts-Freund des alten Gottwald gewesen; das erzählte jetzt dieser, nebst manchem Begegnisse, das sie zusammen verlebt, und wie sie Beide mit ihrem Nachbar, dem Amtmann Tillenius, gar treue Brüderschaft gehalten. Und auch die Mutter erinnerte sich noch mit Vergnügen: wie sie und Gottwald vor fünf und zwanzig Jahren, kurz nach ihres Gatten vollendeten Studien, in eben dem Weinberge, der ihnen jetzt angehörte, aber in dem sie damals nur freundlich eingeladene Gäste gewesen, einmal mit Liebenau dem Fest der Weinlese beigewohnt, und wie drei Jahre später, da ihr Gustav schon geboren war, ihr ferner Freund sie besucht hatte. Dann hatten sie noch einige Briefe mit einander gewechselt, bis nach und nach durch die weite Ferne äußerlich sich jedes Band zwischen ihnen löste; wie denn dies so oft mit Universitäts-Freunden zu geschehen pflegt, die, während außen jede Verbindung zwischen ihnen aufgehört hat, lange noch in ihrer Seele, ja bis zu ihrem Tode und oft dann noch einander gedenken, indessen schon der Eine, ohne daß es der Andere nur weiß, diese freudige Welt mit einer noch freudigeren vertauscht hat. Gustav selbst hatte vor zwei Jahren, auf einer Reise in das Erzgebirge, den alten Freund seines Vaters in Freiberg aufgesucht, und war von demselben auf das sorglichste aufgenommen worden. Bei ihm aber hatte er die liebliche Bertha, die einzige Tochter der Schwester desselben, kennen gelernt und lange ihre holde Erscheinung in seinem Inneren fest gehalten, bis diese allmählig sich wieder in ihm verwischte, und seitdem hatten sie von dem alten Liebenau nichts mehr gehört. Aber mehr noch als seine reiche Erbschaft erweckte nun der Gedanke an seine schöne Miterbin allerlei Gefühle und Betrachtungen in dem Herzen des jungen Mannes, in das wieder ihr strahlendes Bild in voller Herrlichkeit, wie eine Herrscherin in ihr Eigenthum, zurück kehrte, und wer in Gustav's Inneres hätte blicken können, dem hätte es scheinen müssen, als ob er in demselben Momente eben so viel und noch mehr in sich verloren, als er von außen gewonnen habe.

Während die drei Hausgenossen noch mit einander über das seltsame Ereigniß sannen, hörte man die Tritte eines Pferdes von der Straße; es hielt vor dem Hause, aber bevor man noch zu dem Fenster geeilt, war der Reiter auch schon abgesprungen, und nachdem er sein Thier außen angebunden, die Treppe herauf gerannt. Es war der Amtmann Tillenius, der, von einem benachbarten Dorfe zurück kehrend, nicht vorüber reiten wollte, ohne wenigstens auf einige Augenblicke eingesprochen zu haben. Man erzählte dem alten Hausfreund alsbald das freudige Begegniß; er brachte seine herzlichsten Glückwünsche dar, und ertheilte, als Rechtskundiger, sogleich Rath: was hier zu beginnen sey. Aber unergründlich blieb es Allen, was den alten Liebenau konnte bewogen haben: den Sohn eines Mannes, der zwar früher sein Freund, allein ihm von ferne nicht durch die Bande des Blutes verbunden war, mit Vernachlässigung mancher Verwandten, zu dem Erben von der Hälfte seines Vermögens zu ernennen. Man beschloß: Gustav selbst solle die Reise nach dem Erzgebirge machen, und da die Sache keinen Aufschub litt, so reiste er wenige Tage darauf, nachdem die Weinlese vorüber war, mit den nöthigen Beglaubigungen seiner Person versehen, ab, begleitet von den herzlichsten Segenswünschen seiner Eltern, die nicht ahneten, was ihn mehr, als die Erbschaft, nach dem fernen Lande hin zog, und jetzt schon, da sie ihn eben aus ihren Armen entließen, ungeduldig seiner Rückkehr harrten, auch danach begierig: ob er nicht irgend einen Aufschluß über die ganze Sache mitbringen werde. — Aber diesen Aufschluß vermochte jetzt kein Lebender zu ertheilen, indem Liebenau, in dessem Inneren er allein zu finden war und der das Geheimniß seines Herzens nie vor einem lebenden Wesen enthüllte, auch vor seinem Scheiden noch die todten Papiere, denen er dasselbe anvertraut und die eine Art von Geschichte seines Lebens enthielten, aus wohl erwogenen Gründen vernichtet hatte. Wer aber diese Blätter hätte durchforschen und das Leben des Mannes durchschauen können — wie ein Einziger, auch ohne Liebenau's Vertrauen, es dennoch konnte — der würde folgende Geschichte darin gelesen,

die hier gesprochenen Reden wörtlich darin aufgezeichnet gefunden, und in jenem doppelten Besuche des seligen Liebenau den Grund seines Testaments und seines in freudenloser Einsamkeit entschwundenen Lebens erkannt haben:

Der Bergrath Liebenau war von seinem Vater zur Rechtsgelehrsamkeit bestimmt worden und hatte einen Theil seiner Universitäts-Studien mit Gottwald und Tillenius vollendet. Aber bald zog ihn die tiefere und geheimnißvolle Seite der Natur mächtig und immer mächtiger an, und indem er sich nur wenig mit der Wissenschaft des Rechtes beschäftigte, widmete er jener seinen großen und unermüdlichen Fleiß. Sein Vater, der anfangs seine Wünsche wenig begünstigt hatte, fügte sich endlich denselben und gestattete ihm: daß er sich ganz der Bergwerks-Kunde widmen durfte, für welche seine Neigung sich entschieden hatte. Zu diesem Zwecke sollte er sich, nachdem er auf der hohen Schule einige Jahre hingebracht, noch eine gleiche Zeit nach Freiberg begeben, um hier in alle Kenntnisse und Erfahrungen seines zukünftigen Berufes vollends eingeweiht zu werden. Seine Freunde indessen reisten, nach vollendeter Studienzeit, in ihr Vaterland zurück, und Liebenau, dem sie in so mancher schönen Stunde in aller Lebendigkeit die Reize ihrer vaterländischen Gegenden schilderten, hatte versprochen: bevor er nach Freiberg gehen werde, sie zu besuchen; und so folgte er ihnen, die im Frühlinge abgereist waren, im Herbst in ihre Heimath nach.

(Die Fortsetzung folgt.)

## Erneuerung einer alten Bemerkung.

Ein braver Degen wird leicht mit hundert guten Federn fertig, aber eine gute Feder wirkt bleibender als hunderttausend Degen, und es ist nur lächerlich, wenn talentlose Günstlinge des Glücks zeigen wollen: sie hielten das Talent des Schriftstellers für nichtig. Es geht ihnen wie allgemein verachteten Menschen, die sich dadurch zu rächen glauben: daß sie die öffentliche Meinung zu verachten scheinen. — Mirabeau sagte einsmals: „Mein Kopf ist auch eine Macht!" Der Erfolg zeigte, daß er recht hatte, wie es sich denn schon oft erwies: daß alle Macht ohne Kopf zur gefährlichen Spielerei wird. — Wenn man die Anmaßung derer betrachtet, die, ohne Bedeutendes zu thun, dennoch meinen: Gegenwart und Zukunft beschäftige sich mit ihnen, bloß deshalb: weil sie einen Hof halten und also von Höflingen sich mit allerlei Flittern ihre Nichtigkeit bedecken lassen — wenn man einsieht, daß es Leute giebt, die da wähnen: man gelange allein mit Equipage und geputzten Livree-Dienern zur Unsterblichkeit, und die in solcher Aufgeblasenheit den Denker verachten, der still an seinem Pulte sitzt und oft kaum so viel hat, um für den nächsten Tag sich und die Seinigen vor den Hunger zu schützen, dann erinnert man sich folgender Anekdote, die Hume in seiner Geschichte von Großbrittannien erzählt: „Der Lordsiegel-Bewahrer von England, Whiteloke, berichtet: ein gewisser Milton, ein blinder Mann, habe den mit Schweden abgeschlossenen Vertrag ins Lateinische übersetzt." — „Diese Rede — fügt Hume hinzu — klingt der Nachwelt sehr lustig, da sie nun weiß: wie unbekannt der Lordsiegel-Bewahrer Whiteloke und wie berühmt Milton ist." — Der Schein fällt doch gar bald; sehr klug handelten deshalb solche Herrscher, welche einsahen: daß nur eine Umgebung von verständigen Köpfen ihnen zu Nachruhm helfen könne und alles gegenseitige Dekoriren der Schwachen mit ihnen zu Staub wird. Fr. Wendel.

## Gedanken, Sentenzen und Meinungen.

Wo alle Gewalt für Einen, für alle übrigen Menschen bloß Gehorsam ist, in solchen Ländern ist so wenig ein gemeines Wesen, als im Zuchthause. Joh. v. Müller.

Den größten Zorn regt kleines Unrecht an. Terenz.

Die Unverständigen befreit die Zeit, die Verständigen aber Vernunft von ihrer Traurigkeit. Epictet.

Wer die Auflagen verdoppeln will, muß auch den Unterthanen eine zwiefache Erndte schaffen. Plutarch.

Ein braver Mann ist Gottes schönstes Werk. Pope.

Wenn die Menschen nur einfach leben wollten, es gäbe überall Liebe, Fried' und Glück. Fenelon.

Nur für den Mißbrauch ist die Gnade da. Tieck.

## Gesellschafts-Lied.

Zur Freude ward der Mensch geboren,
Sie ist des Herzens Arzenei;
Es grämen sich nur blinde Thoren,
Versenkt in trübe Grübelei.
Die Lust entblühet allen Wegen,
Wohin der Blick nur immer schweift;
Dem Frohen hüpft der Scherz entgegen,
Wohl dem, der ihn im Flattern greift.

Auf, Brüder! lasset ihn uns haschen,
Und uns der Gegenwart erfreu'n;
Schaut her! hier blinken volle Flaschen,
Gefüllt mit unverfälschtem Wein.
Schaut, hier entfalten sich die Rosen
Auf jugendlicher Mädchen Mund;
Auf, laßt uns mit den Holden kosen,
Und schließet Hymens süßen Bund.

Froh muß uns so die Zeit verfliegen,
So werden wir den Sensenmann
Mit seinem Stundenglas betrügen,
Und winkt er uns zu Charons Kahn:
So schiffen auf des Lethe Wellen
Wir zu dem unbekannten Ort;
Und kommen spät an sonnenhellen
Beblümten Ufern in den Port.

K. Müchler.

# Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

Münster. Die Stolbergsche Widerlegung des Voßischen Angriffes im „Sophronizon" wird nächstens (bei Perthes in Hamburg) die Presse verlassen. Auch soll ein Bericht über die letzten Lebensstunden des Vollendeten dem Druck übergeben werden. Im Dezember-Heft des „Rheinisch-Westphälischen Anzeigers" sprach der Herausgeber, Hr. Dr. Schulz, in Beziehung auf Stolberg und Voß, folgende beherzigungswerthen Worte: „Tief muß es den Deutschen schmerzen, wenn er sieht, wie zwei Heroen aus der Blüthezeit seiner Literatur, an deren Freundschaft so viele Denkmale derselben ihn erinnern, durch ihre religiöse Ueberzeugung von einander gerissen werden, und wenn am Rande des Grabes der Eine noch feindlich gegen den Andern auftritt und durch die Schärfe seiner Rede ihm den früheren Tod bereitet." *) — Ein hiesiger junger Dichter sang dem Verewigten eine bis jetzt noch ungedruckte Ode, woraus ich Ihnen folgende Stelle abschreibe:

— — — — — — —

„Silbern glänzte sein Haupt, sank mit der Liebe Gruß,
Noch dem treffenden Schützen
Winkend, brechenden Aug's, Verzeihn!

Der, nicht minder ein Greis, als er noch Jüngling war
Schon sein herzlicher Freund, theilte des Sängerruhms
Lorbeer heiter mit ihm, nach
Eich'rem Streite voll Manneskraft.

Als den Pfeil er geschnellt — ach, auf den edlen Greis! —
Dacht' er nimmer des Bundes, der sie fromm vereint —
Drob die Asche im Grab des
Bundesbruders, Hölty's, erbebt!"

Das Mindensche „Sonntagsblatt" enthält einige Blumen aus Stolberg's „Büchlein von der Liebe", z. B.: „Weder Jüngling noch Jungfrau, weder Mann noch Weib, lassen sich, wenn sie feurig lieben und zart empfinden, an einer Gegenliebe genügen, die nur auf Dankbarkeit für Liebe gegründet ist. Wahre Liebe ist unabhängig von Gegenliebe. Schon Platon sagt: der Liebende sey mehr göttlicher Natur als der Geliebte." — „Wahre Kinder Gottes haben Kindessinn, und das Kind, welches der Vater durch den reißenden Strom trägt, fühlt sich nicht gekränkt durch seine Schwäche, wenn es mit Vertrauen die Arme um den Hals des Vaters schlingt." — Gegen Ende des vorigen Jahres starb auch der als Dichter bekannte Kirchenrath Aschenberg zu Hagen, früher Herausgeber des „Taschenbuchs für die bildende, dichtende und historische Kunst", nachheriger Herausgeber der Zeitschrift „Hermann", deren Verbot sehr nachtheilig auf ihn einwirkte. Er war zu Remscheid, im Bergischen, im Jahr 1769 geboren. .*.

*) Eine Pflicht der Humanität glaube ich zu üben, wenn ich die Leser bitte, jedes Urtheil noch zurück zu halten, bis alle Aktenstücke in dieser leidvollen Angelegenheit der Oeffentlichkeit überliefert sind und Voß seine Rechtfertigung gegeben hat. Uebrigens stehe ich mit diesem in gar keiner Verbindung; die Härte der Beschuldigung ist es allein, welche zu dieser Note mich anmahnt. D. Herausgeber.

Breslau. Zu den neuesten theatralisch-physikalischen Experimenten, das sogenannte Familien-Drama wieder herauf zu beschwören, gehört der „graue Mann", ein Schauspiel in drei Akten nach Aubigny und Baujol. Die Intrigue des Stücks: von einem lustigen Burschen, der so weit wie möglich in Schulden steckt, aber mit heiler Haut weg kommt und zum Gratiale und Finale noch 80,000 blanke Thaler erhält, ist ziemlich vergriffen, und für drei Akte allzu gedehnt, übrigens aber manche gute Einzelheit mit verwebt. — Unser neues Theater-Jahr wurde, nach altem Herkommen, wieder mit einem Prolog auf der Bühne gefeiert, „Gravis und Spavis" benamset. Es sollte ein Spaß seyn, weil man's jetzt so liebt; allein es scheint keine Zeit zum Spaßen. Das Bischen Witz ist so mager und spärlich, und so schwer auf zu finden, wie drei Weizenkörner im Scheffel voll Spreu. Jungfer Melpomene und Fräulein Thalia sollten etwas persiflirt werden; aber es giebt jetzt ernstere Dinge, die sich von selbst persifliren, als daß man nicht diese beiden alten heidnischen Jungfrauen, in ihrer zeitigen Mattheit, ungestört vorüber lassen möchte. Sollte besagter Prolog aber ein heilsamer Spaß für uns seyn — warum hat man nicht lieber, um unser Bühnen-Misere recht treflich ab zu konterfeien, den „Goldesel Alldaron" aus dem wundermächtigen Drama: „die Eselshaut" zum Salut auf die Bretter gebracht? — Am 7ten Januar begrüßte uns, nach einer wohl zwanzigjährigen Abwesenheit, Shakspeare's Meisterwerk „Romeo und Julie", nach A. W. v. Schlegel. Das Anschlüßliche Paar; hat in den beiden Hauptrollen unbedenklich mehr als Mittelmäßiges geleistet, zumal da es erster Versuch ist. Hier und da bemerkte Referent: daß einige Stellen der „Julie" nicht mit innigster Begeisterung vorgetragen wurden. Was aber mehr den schönen Genuß störte, waren die schlecht vertheilten Rollen des „Graf Paris", der „Gräfin Capulet" (da die Verse gleichsam geradebrecht wurden) und des „Bruders Lorenzo". Auch stockte es wiederholt in den Veränderungen der Dekorationen, wodurch ein lautes Lachen unmittelbar nach den tiefpathetischen Stellen erfolgte. — Die „neue Zeitung" ist auch erschienen, muß aber besser werden, wenn sie den Erwartungen genügen will, welche die eigene Verkündigung erregte. —n.

Paris. Ein Zuckerbäcker hat hier zur Weihnachtszeit am Eingange seines Ladens einen Gensdarmen in Zucker aufgestellt. Man wünscht einige ähnliche am Eingange der Theater statt der lebendigen, die das Publikum oft sehr unartig behandeln. Ein anderer Zuckerbäcker verkauft auch „Ministerielle Bonbons". Sie sind innerlich bitter, aber außen mit einem Gemisch aller Süßigkeiten überzogen. (Constitut.)

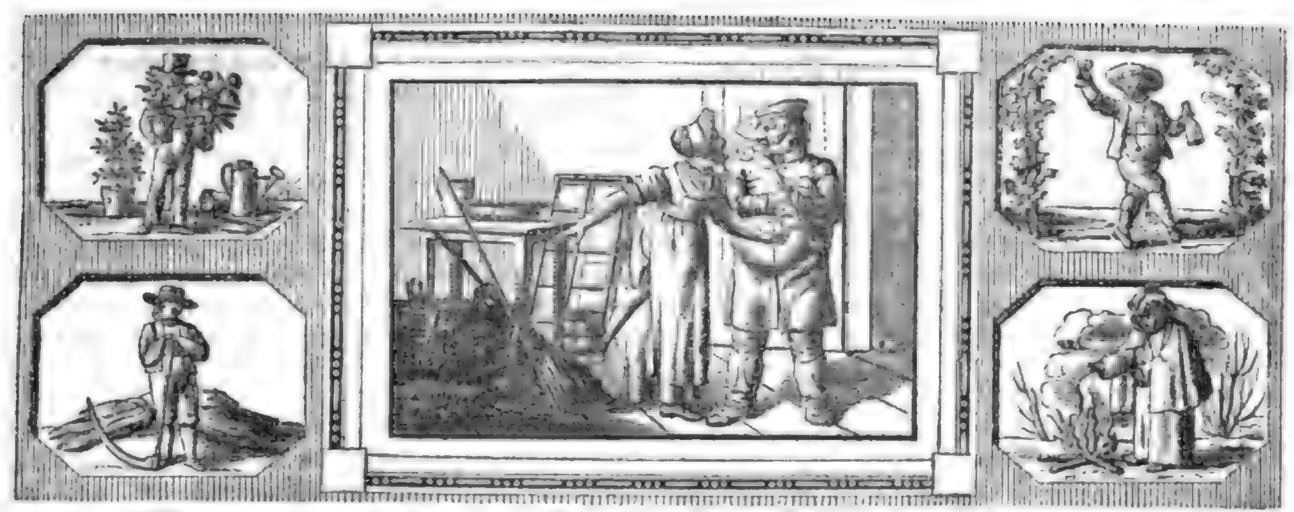
Zu Chapelle d'Angillon starb der seit dem Jahre 1815 entlassene Maire der Gemeinde, Hr. Gaucherte. Der Pfarrer des Orts machte seinen Tod mit folgenden Worten von der Kanzel bekannt: „Herr G. ist gestorben; betet für ihn, wenn ihr wollt; ich bete nicht für ihn. Ich habe ihm vor 6 Monaten Beichte gehalten und ihn seitdem nicht wieder gesehen." Die Tochter des Verstorbenen war in der Kirche und fiel bei diesen Worten in Ohnmacht. (Constitut.)

Die Obrigkeit zu Glasgow empfing in einem anonymen Schreiben die Nachricht, daß in einem genau bezeichneten Hause der Stadt drei kleine Kanonen befindlich wären und eine vierte auch bald da seyn würde. Das Haus, von Wache umstellt, ward untersucht, und zuletzt, als man nichts fand, der Hauswirth gefragt: wo er seine kleinen Kanonen habe? Der arme Mann, ein Schneider, erholte sich nur langsam von seinem Schreck und sagte: „Ich, Kanonen? Kanone heiße ich; hier ist meine Frau; ich habe drei lebendige Kinder und das vierte ist unterweges." Dies waren die vier kleinen Kanonen, wovon der Bericht sprach. (Morn. Chron.)

Der Eigenthümer eines großen Ballsaales in Paris erbietet sich: die jungen Damen, welche seine Anstalt besuchen wollen, gegen ein Billiges, mit dem vollständigsten Anzug für den Abend zu versorgen und sie von Kopf zu Fuß aufs eleganteste zu kleiden. (Journ. d. Mod.) Das heißt doch zuvorkommende Spekulation!

Die Stadt Cambrai bietet einen zwiefachen Skandal dar. Im verflossenen Jahr hat man daselbst mit und auf den Trümmern der ehemaligen Kathedrale ein neues Schauspielhaus gebaut, und neulich haben die Jesuiten ein Gebäude für sich eingerichtet, welches ehemals der Schauspiel-Saal war. (Independ.) Die Jesuiten veranlassen auch gewiß Schauspiele, nur bezahlt man dabei wahrscheinlich den Ausgang theurer wie den Eingang.

Berichtigung. Im „Bemerker" No. 1. am Schlusse der Rechtfertigung Eberhard's ist statt „Umtriebe" zu lesen: Antriebe.




# Der Gesellschafter
oder
# Blätter für Geist und Herz.

1820. Sonnabend den 22. Januar. 13tes Blatt.


## Abend-Phantasie.

Mond, du siehst aus deiner Ferne
Nur die Erd' im Rosenlicht,
Doch ihr Leiden siehst du nicht!
Siehst nicht, wie auf unserm Sterne
Herrschsucht Menschenwohl zerreißt,
Wie der Glaube Alles trennet,
Wie der Zwietracht Fackel brennet,
Und der Weise — Gräber preist.

Die Natur im großen Bilde
Ist oft nur im Rahmen schön!
Stille Fluren, Berges Höh'n
Werden öde Schlachtgefilde;
Ungeheuer, Pest und Krieg,
Sind das Erbtheil deiner Kinder,
Hertha! Stolze Ueberwinder
Jauchzen hier nach blut'gem Sieg!

Drum ein Wörtchen, Luna! sage:
„Seufz't auf deinem Strahlenrund
Auch ein Volk im Knechtschaftsbund,
Wie hier manches? — Nimm die Frage
Von dem Erdbewohner an!
Hat man dort noch tausend Götter?
Und die Tugend ihre Spötter
Auf der steilen Himmelsbahn?

Kämpft man auch um Land und Meere,
Und um's Reich von Zebaot?
Oder ist's ein and'rer Gott?
Welcher Kultus hat die Ehre,
Vor ihm auserwählt zu seyn?
Schließen tausend Tempelhallen,
Deinen Göttern zu gefallen,
Jeden Glauben anders ein? —

Opfert man dort Menschenthränen
Auf des Schöpfers Hochaltar,
Wie's auf Erden immer war —
Seine Rache zu versöhnen? —
Stimmt man auch ein Loblied an,
Und Ambrosian'sche Lieder
Ob dem Fall verwandter Brüder,
Wenn sie ernst dem Orkus nah'n? —

Sind des Fleißes Sorg' und Mühen
Auch bei dir der Willkühr Preis?
Muß die Jungfrau und der Greis
Nothgedrängt am Pfluge ziehen?
Hat das Eigenthum kein Recht?
Steht dem Glauben und dem Hoffen
Nur um Geld der Himmel offen?
Ist die Habsucht Beider Knecht? —

Hör', ich möchte viel noch fragen;
Doch wie stürmt die Nacht daher!
Wetterwolken, grausend schwer,
Wollen dir den Glanz versagen —
Ha! wie schnell dein Licht erlischt!
Wie der ferne Donner schallet
Vom Gebirg, das wiederhallet,
Wie der Blitzstrahl schreckend zischt!

Scheiden wir! Bei'm Wiedersehen
Leg' ich dir, am Himmelsthor,
Weiter keine Fragen vor.
Starke Regenschauer wehen
Um mein Haupt mit wilder Macht;
Fahre wohl, verhüllte Scheibe!
Fahre immer wohl, und bleibe
Hold mir bis zur letzten Nacht!"

M. Keßler.

## Die Jungfrau und Mutter in dem Weinberge.

(Fortsetzung.)

Gottwald freute sich nicht wenig, den Freund bei sich zu sehen. Sein Vater war Pfarrer an einem Orte, wo man keinen Weinwachs hat, und nachdem Liebenau einen Tag von den Anstrengungen der Reise geruhet hatte, so beschlossen sie, mit einander ihren gemeinsamen Freund Tillenius, der einige Stunden von ihm entfernt, im Neckarthale, wohnte, zu besuchen. — Ihr Weg führte sie durch ein hügeliges Land, und schon hatten sie den größten Theil desselben zurück gelegt, als sie jetzt mit einem Male, durch eine Windung des Pfades, sich zwischen Weinbergen befanden und das Thal mit seinem Flusse vor ihren Blicken sich öffnete. Liebenau stand, wie von der Anmuth des Ortes bezaubert, lange schweigend da; dann setzten sie ihren Weg zwischen den Weingärten fort. Jetzt zeigte sich auch der Wohnort ihres Freundes, das Ziel ihrer Wanderung; wieder fesselten sie, betrachtend, ihre Schritte, ohne zu bemerken: was über ihren Häuptern in dem Weinberge vorging, als der laute Ruf einer schönen, ihnen wohl bekannten männlichen Stimme ihre Blicke von der Ferne weg aufwärts wandte. Die Stimme rief aber die folgenden Worte nach oben: „Mein Fräulein, wie so sinnig? Im Weingarten müssen nicht die Augen, sondern die Lippen schwelgen, und sagt doch das Sprüchwort schon: wenn man das Kreuz in der Hand hat, muß man sich segnen!" — Und sie gewahrten nun die Gestalt eines Mannes, der vor einem Rebstocke nieder gebückt war, den Blick nach zwei Frauen hin gerichtet, die ganz oben, wo der Wald die Höhe des Berges bekränzt, auf einer Bank bei einem niedlichen Hause saßen, wie es schien, mit ihren Sinnen in die Ferne hin schweifend, ohne auf die Stimme des Rufenden zu achten. Doch in diesem Augenblicke wandte er sich rückwärts, und mit einem Mal erkannte er die beiden Andern und diese ihn: es war ihr Freund Tillenius, und ehe sie es sich versahen, stand dieser, mit einem raschen Sprung von der Mauer des Weinberges herab, vor ihnen, und drückte Liebenau an seine Brust, der fast mehr noch über den gewaltsamen Sprung, als die unerwartete Nähe des Freundes staunte. — „Seht!" begann nun Tillenius, „so seyd ihr wunderlichen Menschen; jetzt ist Dir mein Sprung viel interessanter, als meine vielgeliebte Person, und scheinst Du doch vergessen zu haben, daß ich mit meinen robusten Gliedern es euch stets in Allem zuvor that, was Stärke und gewaltige Kraftäußerung fordert, indessen ich euch in unserer Erziehungs-Anstalt gern den Vorzug in allen Seiltänzer- und Balancir-Künsten einräumte, wenn ihr, gleich einer Reihe Störche, mit dem einen Fuße auf dem Pfahle standet, indessen ihr den andern mit dem Kniee oder gar den Zehen nach dem Munde brachtet. — Doch", so unterbrach er sich selbst, „vor Allem herein, Du herzlieber Bursche, damit Du mit Mund und Auge Dich überzeugst, daß wir Dir von unserm Traubenlande nicht Unwahres berichtet haben." — Damit zog er Liebenau rasch, wie er in allen seinen Bewegungen war, die Treppe in den Weinberg hinauf, und oben sprach er: „Da thue nun die Augen auf; aber, Du Mann aus dem Lande, wo die Berge nur Erz und Wald erzeugen, wahre Dich, denn dieses Paradies-Gärtlein enthält des Süßen gar manches für Mund und Herz, und daß es nur dem Herzen nicht Gefahr bringe!" — Aber Liebenau sah nur die unter ihrer Last gebeugten Rebstöcke vor sich. Da war Beere an Beere und Traube an Traube gedrängt, und roth und golden, grün, gelb und blau glänzten die köstlichen Früchte unter dem bunten Laube hervor, und wo man dieses zurück bog, zeigten sich nur neue, verborgene Schätze.

Liebenau war nie in einem Weingarten gewesen; nun sah er den reichsten Segen nahe vor sich und kostete die Lieblichkeit der herrlichen Frucht, die überall zum Pflücken einlud. So war er, von einem Stocke zum andern gebückt und wechselnd wieder in das Thal hinab schauend, das, je höher sie stiegen, um so mehr sich zu erweitern schien, allmählig fast den ganzen Berg mit Tillenius hinan gekommen; jetzt erst bemerkte er, daß er sich nahe bei den Frauen befand, die er von unten gesehen, aber in der Herbstlust — denn die rechte Herbstlust bietet doch nur ein Weinberg dar — vergessen hatte; und schon traf er Gottwald, der den Andern voran geeilt war, in dem Gespräche mit denselben. Tillenius machte ihn, nach seiner Weise in einigen lustigen Scherzen, mit Beiden bekannt, indem er ihm die Eine als seine Schwester Hedwig, die Andere als deren Freundin Ernestine vorstellte, „welche Letztere gekommen sey, den Herbst hindurch mit ihnen nur zu arbeiten; denn, wie die Engel des Himmels, scheine sie jede irrdische Kost zu verschmähen." — Und nun verstand erst Liebenau das Wort seines Freundes: daß dieses Paradies-Gärtlein nicht allein für den Mund, sondern auch für das Herz viel Süßes enthalte; und dessen Warnung, das Herz zu wahren, schien ihm keinesweges überflüssig; denn eine so zarte, liebliche Erscheinung hatte sich kaum je seinen Blicken gezeigt. Ernestine war wirklich ätherischer, als sonst wohl irrdische Wesen zu seyn pflegen, und ihre ganze Gestalt fiel um so mehr auf neben der derben, kräftigen Natur ihrer Freundin, die fröhlich in des Bruders Scherze einstimmte, indessen bei Jener jungfräuliche Scheu jede Aeußerung ihrer inneren Welt zu hemmen, und sie durch die Lustigkeit des Bruders ihrer Freundin keinesweges verletzt, aber doch verschüchtert schien. Man

stieg zusammen, nachdem man sich noch eine Weile an der Aussicht gelabt hatte, den Berg hinab auf der schmalen, aus natürlichen Steinen zusammen gefügten Treppe. Ernestine war etwas ängstlich im Gehen, und da Liebenau ihr den Arm anbot, lehnte sie diesen zwar nicht ab, ward aber nur noch zaghafter an der Seite des Führers, von dem sie, sobald es auf gute Weise geschehen konnte, sich los wandte, um den Arm ihrer Freundin zu fassen, die mit sicherem Schritte der Gesellschaft voran den Pfad hinab geeilt war.

Die Freunde hatten einander Vieles zu fragen, Vieles zu berichten; so gelangte man unvermerkt bei der Wohnung von Tillenius Vater an; denn seine Mutter lebte nicht mehr und seine Schwester besorgte die häuslichen Geschäfte. Der Alte, der, obgleich schon dem siebenzigsten Jahre nahe, noch allein allen Geschäften seines geistlichen Berufes vorstand — ein schöner Greis, mit allen Zeichen einer festen, kräftigen Natur, und (was das Alter so ehrwürdig macht) mit denen eines in höchster Reinheit vollendeten Daseyns — kam ihnen an der Thür entgegen. Herzlich bewillkommte er die Freunde seines Sohnes, und da er selbst in früherer Zeit das Erzgebirge besucht hatte, so that er viele Fragen über das Land und über die Menschen, und so manche Familien, mit deren Söhnen er zu seiner Zeit studirt hatte.

Liebenau fühlte sich immer mehr tief bewegt von dem Anblicke des alten Pfarrherrn. Auch der Sohn schien in der Nähe des Vaters ganz seine wilde Lustigkeit abgelegt und die Sanftmuth eines Kindes angenommen zu haben, und rührend war die Zärtlichkeit der beiden Geschwister für ihren alten Vater. Ernestine aber schien sich jetzt freier und erst zu Hause zu fühlen, und sie zeigte sich ihrer Freundin in Allem hülfreich, gleich als ob sie deren Schwester wäre. In dem Hause selbst war Alles ländlich und einfach, und noch hatte der Luxus und die Verweichlichung unserer Zeit zu dieser Wohnung sichtlich keinen Eingang gefunden; ja Liebenau, der an den Prunk der Städte gewöhnt war, wollte das Ganze beinahe ärmlich nennen. Aber wenn er sonst wohl sich in köstlichen Gefäßen ein schlechtes Obst vorgesetzt sah, so war es jetzt, als ob auf dem einfachen Tische von Eichenholz, den nicht einmal ein Firniß schmückte, Pomona selbst ihr Füllhorn mit ihren besten Schätzen ausgieße: einen solchen Reichthum der herrlichsten Obstarten von Trauben, Pfirsichen, Aepfeln, Birnen, Nüssen und Zwetschen, die sich noch an einzelnen Bäumen in dem großen, an das Haus stoßenden Garten befanden, brachte nun Hedwig auf den Wink des Bruders herbei. Auch Ernestine nahm bald lebhaften Antheil bei dem Gespräche und enthüllte immer mehr ein tiefes Gemüth und einen reich begabten Geist neben großer Reinheit des Herzens. Man verlebte in stetem Frohsinn den Tag, und an dem Abend erhob sich nun ein fast ernstlicher Streit zwischen Tillenius und Gottwald: welcher von Beiden den Freund bei sich behalten sollte, da Gottwald selbst eines Geschäftes wegen nicht bleiben konnte; bis man sich endlich dahin vereinte: daß der Freund den Rückkehrenden begleiten, aber bis Uebermorgen mit demselben zur Weinlese, die für diesen Tag bestimmt war, wieder erscheinen, und die noch übrigen Tage, welche er dem Besuche bei seinen Freunden schenken konnte, bei Tillenius gemeinsam mit Gottwald hinbringen sollte.

(Die Fortsetzung folgt.)

## Ueber ein französisches Sprüchwort.

Ein bekanntes französisches Sprüchwort sagt: „Pour un point, Martin perdit son âne!" und man erklärt es gewöhnlich also: Hans und Martin hätten um einen Esel gewürfelt; Martin habe ein Auge (un point) weniger geworfen und um dieser Kleinigkeit willen seinen Esel verloren. In einem alten Tractat des Guido Pancirolus: „De claris legum etc." ist der Ursprung dieses Sprüchwortes also erzählt: Cardan, oder nach Andern Albericus von Rosata, Abt von Asello, hatte über dem Haupteingange zu seiner Abtei den gastfreien Vers eingraben lassen:

Porta patens esto, nulli claudaris *) honesto.

(Offen sey die Thür, keinem Ehrenwerthen verschlossen.)

Zum Unglück brachte der Steinmetz das Komma am unrechten Ort an; ein vorübergehender Papist las:

Porta patens esto nulli, claudaris honesto.

(Offen sey die Thür keinem, Ehrenwerthen verschlossen.)

Im gerechten Unwillen entließ er den Abt, dessen Nachfolger unverzüglich das Komma versetzte und den Vers hinzu fügte:

Pro solo puncto caruit Martinus Asello.

Aus diesem Asello, welches man für das Verkleinerungswort von Asinus gehalten haben muß, ist das französische âne, und späterhin das Sprüchwort entstanden. — Ein französischer geistlicher Schriftsteller aus dem 17ten Jahrhundert ist noch weiter gegangen; er hat aus âne, âme gemacht, und als ein abgesagter Feind der Zweikämpfe behauptet: um einen einzigen Punkt (den Ehrenpunkt) verliere mancher Martin (mancher Edelmann) sein Leben, seine Seele und Seligkeit (âme). Cl.

*) claudatur.

## L i e b e.

Daß die Gerüste der Erde, des Himmels Gewölbe nicht wanken —
Einzig als Retterin preist Alles der Liebe Gewalt.

## S c h l e c h t i g k e i t.

Gleich wie der Krumme umsonst g'rad zu erscheinen umsonst sich bestrebet,
Also verbirgt auch der Schein nimmer das schlechte Gemüth.

A. O. Blumenthal.

## Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

Wien, am 1sten Januar 1820. Die Annäherung des neuen Jahres hat schon seit acht Tagen die ganze Residenz in Aufruhr gebracht. Es fordert in dieser Zeit die alte, fatale Gewohnheit von den armen Sterblichen: daß sie sich außer Athem auf und ab jagen, um dadurch das Nahen des hohen Ankömmlings ihren Geist-, Bluts- und Convenienz-Verwandten durch Wünsche und Kratzfüße gebührend merken zu lassen. Möchte diese lästige, verdrießliche und ermüdende Galanterie auch einmal ein Ende haben! — Noch in den letzten Tagen des scheidenden Jahres brachte die ungemein schnelle Zunahme des Wassers die ganze Stadt in Furcht. Die Donau glich einem sturmbewegten Meere; sie zerstörte einen Theil des Dammes, der aber mit schneller Aufbietung der möglichsten Hülfsmittel hergestellt wurde, bevor ein erhebliches Unglück erfolgen konnte. Dennoch wurde ein großer Theil der Leopoldstadt und Rossau und der nahe liegenden Ortschaften unter Wasser gesetzt. — Ein trauriges Ereigniß ist uns das Hinscheiden des jungen talentvollen (aus Steiermark gebürtigen) Dichters, Carl Schröckinger, der, im 21sten Jahre seines Alters am 23sten Dezember 1819, an den Folgen der Brustwassersucht, vollendete. Er kam nach Wien, um seine Werke auf die hiesigen Bühnen zu bringen. Außer mehreren Gedichten und prosaischen Aufsätzen, die in verschiedenen inländischen Journalen zerstreut sind, schrieb er bereits vier theatralische Dichtungen. Ist es nicht beklagenswerth, wenn ein solcher junger Aar mitten im Aufzuge gelähmt und von der Vergänglichkeit verschlungen wird, indeß das industriöse Völkchen, das mit jedem Tage ein neues Produkt aus krankem Gehirn ans Licht fördert, in jedem Jahre sich furchtbarer vergrößert! — Die hiesigen Zeitschriften verdoppeln ihr Bestreben zur Vervollkommnung für das neue Jahr, oder versprechen es wenigstens der Lesewelt. So will die „Theater-Zeitung" künftig Moden-Kupfer und Musik-Beilagen liefern; das (sehr empfehlenswerthe) „Conversationsblatt" wird unterhaltende Lektüre in Beilagen geben und nun auch das Theater besprechen; Hr. F. Wähner wird die Redaktion des „Moden-Journals" übernehmen und Hr. Bernard davon zurück treten, welches wohl ein Verlust für diese beliebte Zeitschrift seyn könnte. Wir wollen nun sehen: ob Hr. W. (der seinen beißigen „Janus" nicht am Leben erhalten konnte) Erfahrungen für ein Redaktions-Geschäft gesammelt hat. — Der sechste Jahrgang der „Aglaja", welcher seinem Verleger (Herrn J. B. Wallishausser) Ehre macht, ist schon früher im „Gesellschafter" erwähnt, und behauptet, besonders auch in typographischer Hinsicht, einen Vorrang bei den Taschenbüchern Deutschlands. — Hr. v. Kurländer lieferte den zehnten Jahrgang seines dramatischen Almanachs, enthaltend: „Die Familie Rosenstein"; „die funfzigjährige Jungfrau"; „der sechzigjährige Junggeselle" und die „seltsame Entführung"; vier Piecen, die sämmtlich französischen Ursprungs sind und bereits auf der hiesigen Hofbühne dargestellt wurden. Besonders sind das erste und letzte Stück der Auszeichnung würdig. — Erschienen ist auch der siebente Jahrgang des „Taschenbuchs vom k. k. priv. Theater in der Leopoldstadt", mit einem allegorischen Titelkupfer, auf dem die vorzüglichsten Mitglieder dieser Bühne: Hr. Schuster, Raimund, Mad. Raineldi treffend (Demois. Enöckel aber unkenntlich) dargestellt sind. Außer einem kleinen Lustspiel von Langer sind nennenswerth: „das künstliche Völkchen" von Gräffer; „die Epigramme" von Pfeiffer; „Kraft, Schönheit, Liebe" von Eckschlager; „Nein" von Meißl, und „der Pudel mit dem Fleische" von Moser. — Von theatralischen Neuigkeiten lieferte die Bühne an der Wien „den verlornen Sohn", eine Rosenausche Uebersetzung, die vergebens schon in dem Leopolds- und Josephstädter-Theater ihr Glück zu machen strebte. Die brave Musik des Hrn. Drechsler, die gute Besetzung durch Hrn. Heurteur, Küstner, Demois. Resch u. s. w., die Tänze des Hrn. Horschelt und die prachtvolle Ausschmückung durch Schneider- und Maler-Kunst, machten einige volle Häuser. — „Haß, Ritterpflicht und Liebe", von Fr. v. Hayden, erfreute sich, troß seiner Blumensprache, da die Handlung durchaus verfehlt war, keines dauernden Beifalls; schade um das ungemein liebliche Spiel der Demois. Botta! — In der Leopoldstadt gab, zu seinem Benefiz, der Komiker Ignaz Schuster: „Maler Klex", von Gleich. Die Grundlage ist das Mährchen vom Ueberflüssigen und Nothwendigen, welches schon Castelli als Oper auf die Bühne brachte. Der Verfasser wendete allen Fleiß darauf, die Hauptrolle zu charakterisiren und ins Licht zu stellen, wodurch nothwendig alle Umgebung im Schatten stand. Der Benefiziant, im Besitz derselben, konnte ihr jedoch diesmal keine glänzende Seite abgewinnen, was für ihn um so mehr zu bedauern ist, da derselbe schon seit einem Jahre keine gelungene neue Darstellung lieferte, und er bei dem Publikum (das seinen fleißigen Rival Raimund immer im Auge hat) viel verloren zu haben scheint. — Die im vorigen Monat-Berichte erwähnten Buschmenschen hatten die Gelegenheits-Dichter dergestalt begeistert: daß bereits zwei Stücke über diesen Gegenstand erschienen und ein drittes auf dem Wege ist. „Die Krähwinkliade", ein Nachtprodukt aus der thätigen Fabrik des Herrn Meißl, hat vor jenem zweiten, welches die Josephstadt lieferte, zum Voraus: daß es kurz ist, und letzteres „die Buschmenschen in Tripsdrill" drei fade Aufzüge voran schickt. Hr. Raimund ist wie immer vorzüglich in seiner Rolle, wird aber als Buschmann durch täuschende Nachäffung von Hrn. Tyam (auf der Josephstädter-Bühne) übertroffen. L — r.

Bei Gelegenheit der Bill, wegen Stempelung mehrerer periodischen Schriften in England, sagte ein Hr. Macdonald in seiner Rede: „Ohne die Preßfreiheit hätte unsere Nation nie diesen unternehmenden, nicht zu bändigenden Charakter annehmen können, der ihr zu so unzähligen Siegen verhalf. Die Preßfreiheit ist das Lebens-Princip unserer politischen Existenz. Zwanzig Schlachten von Waterloo würden nicht den Verlust der Preßfreiheit aufwiegen können!" (Journ. d. Déb.)

Der Physiker Robertson hat zu Lissabon die Anwendung eines doppelten Fallschirms in Ausführung gebracht. Sein Sohn stieg am 12. Dezember 1819 zu einer Höhe von etwa 12,000 Fuß, von wo er sich in diesem Fallschirm herab ließ. Er schwebte 25 Minuten, und sank nachher ganz sanft nieder. (Journ. d. Par.)




# Der Gesellschafter
oder
# Blätter für Geist und Herz.

1820. Montag den 24. Januar. 14tes Blatt.


## Die Jungfrau und Mutter in dem Weinberge.

(Fortsetzung.)

Und in der Frühe des verabredeten Tages fanden sich denn auch die Freunde ein. Schon war Alles gerüstet, als sie kamen. Einige Mädchen aus der Nachbarschaft waren an dem Tage zuvor bei ihrer Freundin Hedwig, die mit der halben Welt Bekanntschaft hatte — wie es denn solche Wesen giebt, deren ansprechende Gutmüthigkeit sogleich Alle zu sich hinzieht — eingetroffen, um ihr bei dem herbstlichen Geschäfte Hülfe zu leisten, und mit diesen einige junge Männer, lauter artige gesittete Leute, so daß man der Dirnen aus dem Dorfe nicht bedurfte. Es war aber an diesem Tage nur erst die Vorlese, d. h. nach der in diesen Gegenden üblichen Sitte herbsteten nur diejenigen, die, weil sie über die Weinlese die Aufsicht, oder, wie der alte Pfarrer, einen Theil der Weingefälle zu beziehen haben, dann ihr Geschäft beendet haben müssen, wenn die Andern es beginnen. In fröhlicher Lust zog die Gesellschaft hinaus. In dem Berge angelangt, legten die Mädchen ihre reinen weißen Schürzen um, und bei so artigen Winzerinnen war es nur der Sache angemessen, wenn der große rüstige Tillenius an diesem Tage das Geschäft des Buttenträgers nicht verschmähte. Zur Uebernahme dieses Amtes mochte ihn aber auch das damit verbundene Pritschenrecht bewogen haben; denn wer die Butte trägt, sammelt nicht selbst mit, sondern empfängt nur die abgeschnittenen Früchte, und hat die Aufsicht über die Lesenden, ob sie auch die Stöcke von ihren Schätzen entledigt und nicht hier oder da eine hinter dem Laub versteckte Traube übersehen haben. Dann muß die Nachlässige oder der Nachlässige, je nach seinem Vergehen, eine Zahl Streiche mit der Pritsche erleiden, wobei insgemein die ganze Gesellschaft, damit dem, der den Schaden hat, auch der Spott nicht mangele, laut auf zu jubeln pflegt.

Mit diesen Pflichten und Rechten der Weinlese machte nun Tillenius vor Allem seine Freunde bekannt, damit dann der Lässige in seiner Unwissenheit keine Entschuldigung habe. „Daß ja alle Stöcke", sagte er, „schön geleert werden und keine Traube ganz verspeist wird! denn so wenig es in dem Weinberge vor der Weinlese gestattet ist, einzelne Beeren ab zu pflücken, so ist es dann die höchste Lust des Herbstes, gleich einem geflügelten Honigsucher von Beere zu Beere zu flattern und nur die größte Süßigkeit ein zu saugen. — Und" schloß er, „weil überall dem Strafeübenden eine Belohnung für sein schweres Amt zuerkannt wird, es Jungfrauen aber eben so wenig ziemt, als armuthgelobenden Mönchen, den Säckel mit sich zu führen: so bleibt nichts übrig, als daß die Lippen für das büßen, was die Augen gefehlt haben." — Dann vertheilte er die Gefäße zum Einsammeln der Trauben und die gekrümmten Hippen zum Loslösen derselben, und die Arbeit begann unter Fröhlichkeit. Hedwig zeichnete sich vor Allen durch ihre muntere Laune aus, die ganz in die Lustigkeit des Bruders einstimmte. Ernestine war besonders lieblich in der weißen Schürze, wie sie vor dem Rebstock sich zierlich hin neigte und mit großer

Geschicklichkeit die Trauben, ohne auch nur eine Beere zu verletzen, mit dem krummen Messer los löse und in das reinliche vor ihr stehende Gefäß that; Liebenau hatte neben ihr seine Stelle zu gewinnen gewußt, und darin, daß seine Blicke gar oft zu der holden Nachbarin hinüber schweiften, mochte der Grund liegen, daß er nur zu häufig in Strafe verfiel. Aber wenn es bei einigen der andern Mädchen schien, als ob ihnen zuweilen ein Uebersehen angenehm gewesen, um zu einem neuen Scherz den Anlaß zu erhalten, so war Ernestine desto achtsamer in ihrem Geschäft, so daß sie unter den Andern wie ein Wesen höherer Art sich zeigte, das nur an dem Geistigen ihrer Lustigkeit Theil nahm, ohne je in das Derbere derselben mit verwebt zu werden. — Als aber die Mittagszeit heran gekommen war, versammelte sich die Gesellschaft oben im Hause, um, wie sie nach der Sitte des Ortes es sich ausgebeten hatte, jetzt nur einige kalte Gerichte zu genießen, da die warmen Speisen zum Schlusse des Tages pflegen aufbewahrt zu werden. Auch der alte Pfarrer hatte sich eingefunden; doch selbst des Vaters Gegenwart vermochte heute des Sohnes höchste Ausgelassenheit nicht zu zügeln; so daß er zuletzt auf einen Stuhl sprang, um die Herrlichkeit des Landes, das die köstliche Rebe hervor bringt und das Lob des Weines zu preisen.

„Euch zwar", begann er, „die ihr daheim seyd im Lande der Reben, brauche ich des Weines Vortreflichkeit nicht zu schildern, und eure hellen Blicke verkünden schon genugsam sein Lob; und auch sogar Du, Fremdling aus dem Gebirge der Erze, weißt: was das für ein edler Trank ist, der den Sänger begeistert und Muth einströmet in alle Herzen, von dem es der Braut ziemt, mit dem Bräutigam zu nippen und der sogar nicht verschmähet wird bei dem heiligsten Mahle. Aber das wisset ihr wohl nicht, was ich euch jetzt lehren will, und Weisheit sollt ihr lernen von dem Rebstocke und in ihm erblicken ein rührendes Bild von euch selbst und eurem Streben und Schicksal. Daheim in noch schönerem Lande, ist er doch nur ein Fremdling bei uns; so sind wir Pilgrimme hier, an seligerer Stätte ist unsere Heimath. Herrlich ist der Rebstock vor allen andern Gewächsen, und welche andere Frucht könnte an Wohlgeschmack der Traube sich vergleichen? Und dennoch bedarf er mehr der Pflege, als jedes andere Erzeugniß des Bodens. So ist der Mensch das Kleinod in dem Kranze irrdischer Gestalten; dennoch ist er weniger als jedes andere Wesen, wenn er zum ersten Mal seine Blicke öffnet, und nur in Pflege und Wartung blühet er auf. — Welche gewaltsame Behandlung erleidet der Weinstock: mit Thränen begrüßt er die Strahlen der ersten Frühlings-Sonne; seine Zweige werden ihm abgeschnitten, an den Pfahl wird er gebunden, die Blätter werden ihm geraubt und auch die Früchte zuletzt; und damit der perlende Wein, wie ein Strom des Lebens, hervor quelle, müssen sie zertreten und zerstoßen und gepreßt werden unter der Kelter, und dann in dem dumpfen Keller in das Faß eingeengt. Also erblühet auch des Menschen edelste Saat aus Thränen hervor, und wie kühn würde nicht auch diese geistig sinnige Pflanze hinan ranken und nur wuchernde Zweige ohne Frucht treiben, wenn nicht der himmlische Gärtner sie hemmte in ihrem üppigen Aufstreben und sie zu rechter Zeit in Fesseln legte. — Doch" — so fuhr er fort — „meine Rede würde heute zu ernst werden, wollte ich noch länger in solcher Vergleichung fort fahren; und lieber will ich euch zeigen, wie hoch auch die Männer und Weisen der Vorzeit den Wein geehret haben. Und zuerst erinnere ich euch an des gepriesenen Salomo goldenes Wort: Gebet Wein den betrübten Seelen, daß sie trinken und ihres Elendes vergessen und ihres Unglückes nicht mehr gedenken. Und würdiget doch der weise Sirach den Wein, ihn dem edlen Freunde zu vergleichen; denn, sagt er, ein neuer Freund ist ein neuer Wein; laß ihn alt werden, so wird er dir wohl schmecken. Aber Alle Freunde seyd ihr und thut meinem Herzen wohl; und du, mein liebes Neckarthal, nach dessen glänzendem Strome und grünem Wiesengrunde und Fruchtfeldern und mit Reben besetzten Berghängen und mit Wald gekrönten Höhen meine Blicke voll heiligen Wahnsinnes hinschweifen, dir verkünde ich, ein Seher, nicht aus den Eingeweiden unter dem Beile gefallener Opferthiere, sondern aus dem reifen Holze deines edlen Rebstockes: daß auch das kommende Jahr wetteifern wird in Segen mit dem entschwundenen; und kann ich auch nicht sprechen, wie Micha, der Begeisterte, zu seinem Volke: Ein Jeglicher wird unter seinem Rebstock und Feigenbaum wohnen, so sage ich doch: du wirst wohnen unter deinem Weinstock und Nußbaum und unter dem schattigen Laubdach deiner edlen Obstbäume, und deines Segens wird kein Ende seyn!"

Noch wollte er weiter fortsprechen; aber da konnte sich Gottwald des Ausrufes nicht erwehren: „Weissaget denn auch Saul unter den Propheten? — Ja!" sagte er, „nun merke ich es, Du prahlerischer Redner, bist gestern Deinem Vater hinter die Concordanz gerathen, um Dein weltliches Wesen unter geistliche Sprüche zu verstecken, und was Du uns so aus dem Stegreife zu sagen schienst, Buttenträger, ist eine mit Kunst eingelernte, wohlstudirte Rede."

(Der Schluß folgt.)

## Zur Geschichte der Hebammen-Kunst.

Im Jahre 1739 oder 1740 kam eine Hebamme, Rielin genannt, von Berlin nach Dresden, welche ihre Dienste auf eine ganz eigene Art dem Publikum anbot. Ueber ihrer Wohnung (einer Unterstube am Neumarkt)

erblickte man nämlich ein sehr großes Schild, welches — unglaublich aber wahr — die Hauptscenen der Entbindung darstellte. Da konnte man schauen in dem Hauptfelde — denn das interessante Schild war ordentlich heraldisch eingetheilt — wie die Kreisende auf dem Stuhle saß, indeß die sogenannte Päppelmutter ihr zur Seite stand und ihre Gehülfin das Wochenbette aufthürmte; in dem einen Nebenfelde erblickte man einen Tisch mit kupfernem Badewännchen, in welchem ein Knäblein lag; in dem andern einen Heerd, auf welchem Töpfe mit der Inschrift: Feldkümmel, Melisse u. s. w. am Feuer standen; im dritten eine Wiege, einen Nachttisch mit brennendem Lämpchen, Milchfläschchen, Klystirspritze u. s. w.; im vierten und letzten Felde sah man die Hülfstruppen mit den goldenen Schleppbauben und stoffenen Kontuschen wieder abziehen, indem ihnen die Subsidiengelder in die Hände gedrückt wurden. — Unter dem Schilde stand:

Frau Rielin aus Berlin
Thät nun nach Dresden ziehn.
Mit ihrer Kunst gar nöthigen Gaben,
Ist sie zu jeder Stunde zu haben.
Ihre Geschicklichkeit preist manch schönes Attestat,
Das sie bei sich in der Tasche hat.

Das hieß doch in Wahrheit sich und sein Wissen anschaulich machen. Man kann denken, welchen Eindruck dieses Schild auf das Dresdener Publikum, besonders auf den Pöbel, machte. Vom Aufgang der Sonne bis zum Niedergang war die Wohnung der Frau Rielin umlagert, ärger, als wenn aus einer Thier- oder Seiltänzer-Bude ein Trompeter den ganzen Tag geblasen hätte; und dabei ging es so laut zu und der artigen Späße und Bemerkungen wurden so derbe gemacht: daß endlich die Polizei dieses Scandal zu Herzen nahm und der Berliner Hebamme das Aushängen des Aergerniß gebenden Schildes bei Strafe untersagte. — Die Frau Rielin fand dies aber so sonderbar: daß sie sogleich wieder Dresden verlassen haben würde, hätte ihr nicht das interessante Aushängeschild — man sieht also, wie viel an einem solchen liege — in den ersten Tagen schon eine so starke Kundschaft bewirkt, daß Bleiben ihr doch erklecklicher schien, als Gehen. Uebrigens muß die Sitte, durch solch ein Schild als Hebamme sich zu produciren, damals in Berlin üblich gewesen seyn, denn das pikante Gemälde war schon ziemlich alt, als es in Dresden ausgehangen wurde.

Richard Roos.

## Etwas von und über Bacon.

Merkwürdig ist eine Stelle im letzten Willen des großen Francis Bacon, Lord-Großkanzlers von England (gestorben den 9. April 1626, im 66sten Jahre). Nachdem er die gewöhnlichen Anordnungen gemacht hat, fügt er hinzu: „Meinen Namen und mein Andenken hinterlasse ich auswärtigen Nationen, und, wenn einige Zeit verflossen seyn wird, meinen Landsleuten. (Baconiana, p. 203.)

Als Marquis d'Effiat die Prinzessin Henriette Maria, Gemahlin Carls des Ersten, nach England brachte, stattete er dem Lord Bacon einen Besuch ab, der ihn, weil er eben krank war, im Bette bei herunter gelassenen Vorhängen empfing. — „Sie gleichen den Engeln" — sagte dieser Minister zu ihm — „wir hören oft von diesen Wesen reden, welche so sehr über die Menschen erhaben sind, und niemals haben wir die Zufriedenheit, sie zu sehen." (Voltaire Mel. de lit. et de phil. Chap. XIIII.) E.

## Gedanken, Sentenzen und Meinungen.

Das beste Mittel, das Einkommen zu vermehren, ist: die Ausgaben zu vermindern. Erasmus.

Wenn du unter einer schwachen Regierung keinen geschmeidigen Verstand hast, so wäre es besser, du hättest gar keinen, wenn du auf Glanz und Glück ausgehest. Bellegarde.

Der, welchen das Unglück vielmals gebeugt, sieht endlich auch das nahe Glück nicht mehr. Sophokles.

Unter dem Vergänglichen ist nichts so vergänglich, als der Ruhm eines Staates ohne Selbstständigkeit. Tacitus.

Der Trieb zu guter That leiht gute Kraft zur Rede. Euripides.

Der wahre Denkende soll nicht, wie der bloß Religiöse es thut, die Welt lassen wie sie ist, und sie dulden um Gotteswillen, sondern er soll sie anders machen um Gotteswillen und soll sie bilden nach Gottes Bilde. Fichte.

## Denksprüche aus Minnesängern.

3.

Der guten Räthe der sind drei —
Die bösen stehen auch dabei —
Gott's-Hulden, Frömmigkeit und Ehre,
Das sind die guten, die ich lehre;
Die andern: Schade, Sünd' und Schande,
Erkenne, wer sie noch nicht kannte!
Man hört's schier an der Rede, wie's um das Herze staht,
Gut war der Eingang selten, der bösen Ausgang hat.

4.

Zwei Zungen thun nicht gut in einem Munde.

5.

Ihr Fürsten und ihr Landesherrn, ihr solltet wohl bedenken:
Daß Gott euch hat zu Richtern in Gnaden auserkohr'n;
Drum heißt ihr Herrn, daß ihr sollt Unrecht lenken,
Und schafft ihr Ruh und Frieden, so seyd ihr wohlgebor'n.
Treu und Milde wollet pflegen, das darf ich euch wohl rathen —
Das Leben schwindet eilig, ihr dürft euch nicht verspäten;
Ein Fürst ist wie ein Andrer, liegt er im Sarge bleich,
Nur freundlich edeln Fürsten erblüht das Himmelreich.

Krug von Nidda.

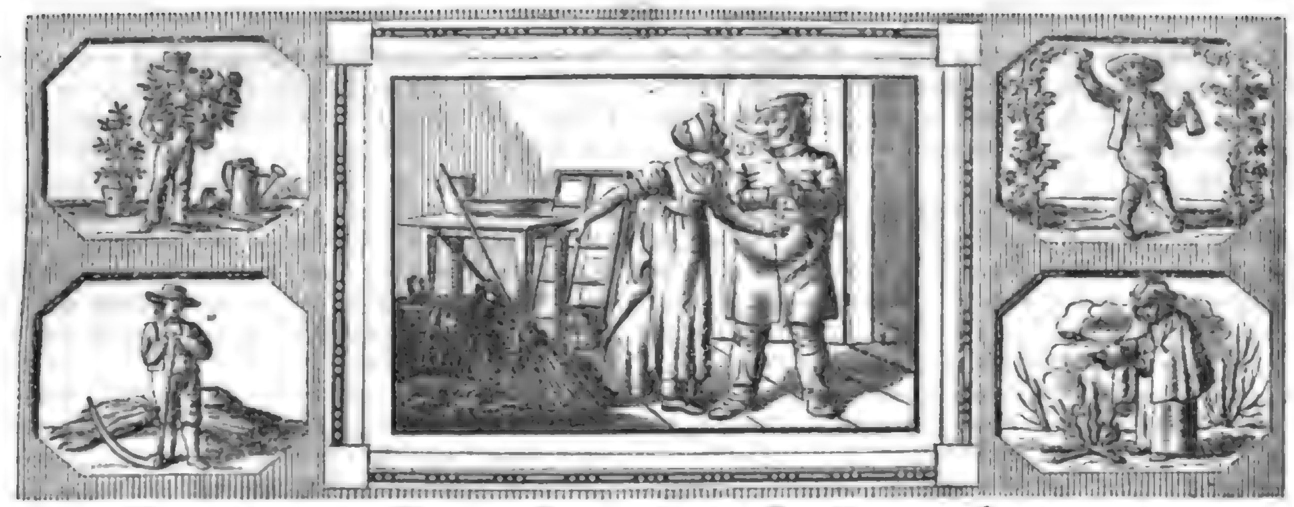
## Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

**Berlin.** „Das Vogelschießen“, Lustspiel in 5 Akten von H. Clauren, ist nun schon mehrmals mit Beifall und bei vollem Hause gegeben, obwohl die Darstellung in der Zusammenhaltung nicht sehr löblich ist. Es trifft sich aber glücklich, daß man es hier schon eher gestattet, wenn mancher Schauspieler nur an sich, nicht an das Ganze denkt, indem der geschätzte Verfasser in der Bezeichnung sich geirrt hat. Seine Gabe ist eine Posse und das Wenige, was etwa Bestandtheil des Lustspiels seyn konnte, geht fast in der durchaus burlesken Anlage unter. Nähme man diese nicht sogleich zum Maaßstabe, würde man mit dem Verfasser rechten müßen; denn in einem Lustspiele — was durchaus ein Bild des Lebens und des Möglichen seyn soll — dürfte schon die hauptsächlichste Grundlage verwerflich seyn, die nämlich: daß der Sekretair eines Fürsten und das Kammermädchen der Prinzeßin es wagen, ein Paar Meilen von der Residenz sich für die erlauchten Personen aus zu geben und zwar bei einem Vogelschießen, wo viele Menschen sich versammeln und die Täuschenden gewiß seyn konnen, daß es am nächsten Tage mit eilenden und hinkenden Boten im ganzen Ländchen verbreitet wird: der Fürst und die Prinzeßin waren bei uns! Dieser Plan war in einem Lustspiele nicht aus zu führen, auch dann nicht, wenn wir an ein sehr kleines Staatchen denken, bis hinab zu einem solchen, wo (nach einer alten Satyre) die Unterthanen sämmtlich Prosit! rufen können, wenn Serenissimus nieset. — Die Späße, die aus jener Keckheit entstehen, sind zum Theil Variationen von Kotzebue's „Kleinstädtern“, und ich habe bei mehreren vorkommenden Derbheiten die Menge viel lachen hören; der Verfaßer hat demnach seinen Zweck erreicht. Für die Kritik, mein' ich, sind ihm die wenigen ernsteren Scenen im Stücke günstiger, obwohl ich nicht die mitrechne, wo der junge Selting, eben von der Universität gekommen, bei dem Fürsten zum Ankläger mehrerer Beamteten wird. Daß Jener dies ohne Besinnen that, möchte im Treiben der Zeit sich entschuldigen; daß der Fürst unbedingt glaubt und den Ankläger sogleich belohnt, bleibt aber wenigstens eine so große Uebereilung, als man schon dem jungen Menschen zu verzeihen hat. Die Leichtgläubigkeit auf dem Throne ist ein schweres Uebel, denn es wird da stets recht haben, wer zuletzt gesprochen hat. Eben weil man überall das Sprüchlein anwenden darf: „Nicht jedes weiß Cäsar, was unter seinem Namen geschieht!“ soll der Fürst mit aller Sorgfalt prüfen, ja sogar am liebsten die hören, welche man ihm als Gegner schildert. Von solchen Personen möchte er leicht das Nützlichste erfahren, und es gehört zur Regentenpflicht, die Ansichten Aller zu vernehmen; denn je weniger er erfährt, je mehr wird er zwischen Vertrauen und Mißtrauen schwanken. Aber wenn ein so junger Bursche daher schreitet, in allen Taschen die ärgsten Beschwerden gegen Staatsdiener zu bringen, so möchte dies wohl als Persiflage, nicht aber als ernste Meinung zu benützen seyn. — Der Dialog ist größtentheils leicht und vortreflich; in der Ausführung hat sich der Verfaßer an die Gunst des Augenblicks gewendet, denn weder in der Intrigue noch in den Personen ist charakteristische Tiefe zu bemerken, was jedoch, wenn das Ganze Posse benannt wird, zwar nicht gerechtfertigt, aber doch entschuldigt ist. Mad. Devrient (Lottchen), Hr. Unzelmann (Trampel), Hr. Stich (Selting), Hr. Gern d. Sohn (Salat) zeichneten sich aus, und Demois. Franz beweist als Prinzeßin, daß ihr der Anstand bald natürlicher und sie eine brauchbare Schauspielerin werden kann. — „Die eifersüchtige Frau“, Lustspiel in zwei Akten, nach dem Französischen von Kotzebue, hat einen gut aufgestellten und gehaltenen Charakter in dem unterthänigen Ehemann (Hrn. von Uhlen), den Hr. Wolff im höchsten Grade ausgezeichnet gab, wie dieser Künstler überhaupt in den Rollen, wo ein bequemer Humor die Aufgabe ist, mir fast unübertreflich erscheint; weniger gewinnt er diese Wahrheit und Laune da, wo der höhere Anstand ihn genirt. Madam Schröck war als eifersüchtige Frau ein ganz allerliebster Drache und höchst verdienstlich in der Ausführung der Rolle, die übrigens weiter nichts ist als eine schlechte Copie der „jähzornigen Frau“ in dem bekannten Lustspiel mit diesem Titel. — „Die Hottentottin“, Vaudeville in einem Akt von M. Tenelli, hat schon in zwei Vorstellungen die Zuhörer ergötzt, und es ist in der Kleinigkeit manches Löbliche zu finden. Der Held des Stücks, Baron von Schwelm (von Hrn. Devrient treflich aufgefaßt), hat in seiner itinerarischen Sucht, nach welcher er in allen Welttheilen gereist und von Allem unterrichtet seyn will, viel Belustigendes, was nicht ohne Charakteristik herbei geführt ist. Gräfin Florentine (von Demois. Eunicke mit vielseitigem Talent dargestellt) ist eine wirksame Aufgabe für junge Schauspielerinnen, denen es aber auch nicht an Gesang- und Tanzfertigkeit fehlen darf; und Graf Nelkenstern (mit welchem Hr. Stich die flache Ueberbildung sehr gut zeichnete) ist eine nicht übel angelegte Skizze. — In den ersten Scenen wäre für das Ganze Manches entbehrlich; auch konnten die Gesangstücke volkseigenthümlicher gewählt werden. Obwohl dabei zu bemerken ist, daß es bei den Deutschen große Schwierigkeit hat, Melodieen auf zu finden, die Allen bekannt sind, so giebt es doch viele, welche sich weit mehr verbreiteten, als die hier benutzten. — Die Ouvertüre von Hrn. Schneider ist zu vornehm, ein Potpourri-Stück wäre eine bessere Einleitung gewesen. — Sz.

In der Stadt Rennes giebt es vier religiöse Vereine. Um aber auf dem Wege nach dem Himmel immer in guter Gesellschaft zu wandeln, so sind zwei für die Herren und Damen und zwei für Handwerksburschen und Dienstmädchen errichtet. Die Herren sind so strenge, daß sie sogar die Kaufleute und Wundärzte ausschließen; die Damen sind aber tolerant genug, jedes Frauenzimmer an zu nehmen, das nur elegante Kleidung, Jugend und Schönheit besitzt. (Constitut.) Das scheinen eher Vereine für Leute, die keine Religion haben.

Zu Riom in Auvergne hat ein Hr. Brunet ein „Lebens-Wasser“ erfunden, welches das menschliche Leben verlängert. Der Erfinder, der es seit vielen Jahren trinkt, ist dabei 83 Jahre alt geworden, vier seiner Freunde sind schon hoch in die Achtzig und fühlen sich in dem Sommer ihres Lebens. (Journ. d. Par.)

**Beilage:** Bemerker No. 2. und Blatt d. Ankündigungen No. II.




# Der Gesellschafter
oder
# Blätter für Geist und Herz.

1820. Mittwoch den 26. Januar. 15tes Blatt.


## Glaube, Liebe, Hoffnung.

Als Ankündigung einer Charakter-Maske.

Wir schweben von dem Himmel nieder,
Zu segnen dieses Erdenrund,
Wir bringen euch die Kindheit wieder
Und machen Wunderbares kund.
Ein Herz, das gläubig uns ergeben,
Wird ewig unvergänglich leben!

Wo sich ein dauernd Glück begründet,
Da weben wir mit frommer Hand —
Damit ein Herz das andre findet —
Vertrauen in das heil'ge Band.
Wer fest will seinen Himmel bauen,
Muß liebend unserm Bund vertrauen.

Und weil die Zeiten öder werden
Und leerer jedes Menschenherz,
So wandeln tröstend wir auf Erden,
Zu stillen den verborgnen Schmerz,
Und bleiben auch, uns mit zu freuen,
Den Kindlich-Frohen stets die Treuen.

F. H. Kaufmann.

## Die Jungfrau und Mutter in dem Weinberge.

(Schluß.)

Aber nun sprang mit lautem Lachen Tillenius von seinem Stuhle herab. „Ja,“ rief er, „stark bist Du und kräftig wie alter Wein, mein alter Freund, und so habe ich Dich gern. Aber das eben, wie Ihr Kunstrichter sagt, ist ja das Zeichen eines wohlvollendeten Kunstwerkes, daß es endlich aussieht, als ob es von selbst, wie eine Blume, aus den grünen Blättern hervor geblühet, und daß der Künstler nur für sich die Mühe und Arbeit, der Betrachter zu seinem Theile die Freude und den Genuß hat. Aber nicht wahr, Freund, da hast Du mich doch erst entdeckt, als Du merktest, daß ich Euch hinter Euer Arbeitszeug gerathen, und da erst riefst Du mir zu: Schuster, bleibe bei Deinem Leisten.“ — „Doch wir haben schon zu viele Zeit mit Worten verloren; auf, laßt uns von Neuem beginnen das Werk!“

Und rasch ging in großer Fröhlichkeit die Arbeit vorwärts, so daß bis zu dem Abende der Weinberg abgelesen war. Hedwig hatte indessen Anstalten getroffen, daß man in dem Gartenhause ein erquickliches Mahl bereit fand; und endlich, da schon die Schatten der Nacht das Thal verdeckten, kehrte die Gesellschaft unter dem Scheine der Fackeln, die man aus den Stäben der Rebstöcke bereitet hatte und die von einigen Knaben aus dem Dorfe getragen wurden, nach Hause. Gottwald hatte Ernestinen den Arm gereicht; Liebenau schloß diesmal an Hedwigs Seite den Zug; und wie lieblich war auch jetzt Ernestine in dem Scheine der Windlichter, wenn sie lächelnd nach der folgenden Freundin das Köpfchen zurück wandte.

An dem nächsten Morgen begann nun allgemein die Weinlese durch das Thal, und auch die folgenden Tage, so lange Liebenau bei Tillenius weilte, dauerte die lauteste Lust und das Getümmel längs dem Strome hin fort. Aber, wie viel lieber hätte er diese Tage in der friedlichen Wohnung seines Freundes mit den Hausgenossen allein, besonders mit Ernestinen, zugebracht, und wenn er auch in einzelner Stunde von der Fröhlichkeit

der andern mit fort gezogen wurde, so wechselte diese dann wieder in ihm mit jener Lustigkeit, die dem menschlichen Herzen die schmerzlichsten Wunden reißt, weil, indessen der äußere Mensch lächelt, der innere in dunkle Trauer gehüllt ist.

Seine Reise war zugleich den Rhein hinab bestimmt; er wurde von andern Gefährten erwartet; so mußte er, um mit diesen an dem verabredeten Tage zusammen zu treffen, bald seine Wanderung wieder weiter fortsetzen. Aber ganz anders, als er es von dem schönen Neckarthale sich verheißen — nicht von der lieblichen Frucht des Rebstockes, von einer Dulcamara hatte er gekostet, die, so süß sie erst die Zunge anlockt, dann eine große Bitterkeit zurück läßt.

Bei seiner Rückkehr nach Hause widmete er sich mit der angestrengtesten Thätigkeit der Vorbereitung zu seinem zukünftigen Berufe; aber er bemühte sich vergeblich, die Ruhe wieder in sich zu gewinnen; unaufhörlich zog ihn das Bild der lieblichen Jungfrau nach dem fernen Thale hin. So waren drei Jahre vergangen; endlich vermochte er nicht länger dem innern Drange zu widerstehen. — Wieder war es Herbstzeit, wieder wandelte er mit laut pochendem Herzen den Weg zwischen den Weinbergen hin; und da er sich jetzt Tillenius Besitzthume nahete, gewahrte er oben auf der Mauer ein junges, blühendes Weib mit einem schönen Knaben auf dem Arme, der eine große Traube mit beiden Händchen hielt, von der die Mutter die Beeren abpflückte und sie dem Kinde an den Mund hielt, das sie mit großer Lust aussog. Er wollte seinen Augen nicht trauen, aber je näher er trat, um so unwidersprechlicher ward es: es war Ernestine. Sie war indessen Gottwalds Gattin geworden, der bei dem, noch in dem Winter nach Liebenau's Abreise erfolgten Tode von Tillenius Vater dessen Pfarre erhalten hatte, so wie zu gleicher Zeit Tillenius an einem benachbarten Orte von dem gräflichen Besitzer desselben zum Amtmann ernannt worden war. So besaß nun Gottwald den Weinberg, der zum Pfarrgute gehörte. Liebenau vernahm zugleich mit Freude und tiefem Schmerz diese Nachricht, ohne doch im geringsten zu verrathen, was in seinem Innern vorging. Er brachte auch jetzt drei bitter-süße Tage mit den Freunden zu, dann trennte er sich abermals mit neuem getäuschten Hoffen; das Bild seiner Sehnsucht war auf immer für ihn verloren. Er erhielt bald darauf eine sehr günstige Anstellung; seine Glücksumstände verbesserten sich sichtbar mit jedem Jahre, und Niemand begriff, warum er sich keine Gattin wählte, die ihm bei seiner vortheilhaften äußern Lage und seinem allgemein verehrten Charakter auch in den angesehensten Familien nicht wäre versagt worden. Aber, wenn auch sein Herz in einzelnen Stunden sich schien der Liebe öffnen zu wollen, dann trat wieder Ernestinens Bild strahlend aus seinem Innern hervor, und dieses ließ kein andres in ihm Macht gewinnen. Und oft, wenn er, von dem lichten Tage geschieden, tief unten in den Schachten der Berge wandelte, ganz seinem unbefriedigten Sehnen und wehmüthig-ernster Betrachtung hingegeben, dann umschwebte ihn wieder unsichtbar die Erscheinung der Jungfrau und Mutter des Weinberges, und es war, als ob der schöne Knabe, wie er ihn dort gesehen, mit lächelndem Engelsblick ihm einige Beeren von der Traube reiche, und er fühlte sich wieder gelabt und beruhigt in seinem Innern.

So entschwand ihm ein Jahr nach dem andern. Der Knabe war indessen aufgeblühet, und wie freudig ward eines Tages der alte Bergrath überrascht, da er an dem Fenster lag und die Straße entlang eine herrliche Jünglingsgestalt ihm entgegen schritt, von der er nicht wußte: war es der Knabe oder dessen Vater; so ähnlich war die Gestalt beiden. Er nahm ihn auf wie den Sohn seines besten Freundes, und bei ihm lernte Gustav nun Bertha, die einzige Tochter seiner schon verwittweten Schwester, kennen. Und hier, als Liebenau die beiden schönen, lebenskräftigen Wesen vor sich sah, entstand in ihm der Gedanke, wie sehr eines des andern würdig sey; wenigstens wollte er, Beider Lebensglück zu fördern, so viel thun, als in seinen Kräften stand, und darum setzte er beide zu seinen Erben ein.

Als aber jetzt nach seinem Hintritte Gustav, der Sohn seines Freundes Gottwald und der lieblichen Ernestine, in dem Erzgebirge anlangte, besuchte er vor Allem Bertha's Mutter, um sich mit dieser wegen der Theilung zu bereden. Doch es bedurfte derselben nicht; noch bevor es zum Theilen kam, hatten die beiden jungen Herzen sich schon verständigt und man theilte nun gar nicht. Gustav verließ Bertha nach einem Aufenthalt von etlichen Wochen als seine Braut; mit dem Frühlinge besuchte er sie nochmals, und in dem Herbste führte er sie als sein treues Weib mit sich in das Neckarthal. Ihren Weg nahmen sie absichtlich an dem Weinberge vorüber; hier wurden sie von Vater und Mutter empfangen; und wie groß war Bertha's Lust, als auch sie nun zum ersten Mal in den Weinberg trat, und wie freudig ihr Leben in dem schönen Neckarthale an der Seite des an Geist und Gemüth gleich vortrefflichen Gustav, dem das Geschäft seines Berufes (er war seinem Vater als dessen Gehülfe und zukünftiger Nachfolger beigeordnet worden) Muße genug gewährte zu erhebender Beschäftigung mit Dichtung und Wissenschaft und dem vollen Genusse des schönsten häuslichen Glückes. Und beide Gatten hielten von nun an keinen Herbst mehr, ohne dankbar des trefflichen Bergrathes Liebenau zu gedenken und zu dessen Erinnerung ein Glas des besten Weines zu leeren.

## Aufrichtigkeiten.

Friedrich Rückert (Freimund Reimar), der, besonders durch eine Zahl Sonette, schnell zu einigem Ruf als Dichter kam, hat im Fouquéschen „Frauen-Taschenbuch für 1820“ ein Gedicht abdrucken lassen, bestehend in einer Menge von Versen — durchgängig mit denselben zweien Reimen — die nichts enthalten als ein Zusammenkommen des Fräuleins Luft mit dem Junker Duft. Es haben zwar auch andere Dichter ähnliche Spielereien angefertigt, aber nicht so langweilig und lang, daß sie in solchem Frauen-Taschenbuche (wo man ohnehin Alles klüglich zusammendrängen sollte, da die Frauen entweder gar keine, oder doch nur sehr kleine Taschen bei sich führen) mehrere Seiten füllen könnten. In dem Exemplar jenes Taschenbuches, welches wir vor uns haben, ist nach dem Schlusse jener Reimerei noch folgende Parodie an Hrn. Rückert angehängt:

Giebt sie, statt Kraft und Klang, nur Luft,
So laß die Leyer liegen
Und halte dich verschwiegen;
Sonst kann dir leicht verfliegen
Des frühen Weihrauchs Duft.

In mehreren deutschen Schriften ist der Satz ausgesprochen: daß, nachdem die Presse beschränkt worden sey, man mindestens wohl die Hoffnung hegen dürfe: es werde ein Gesetz endlich gegen den Nachdruck sichern. — Wir finden eine Herabwürdigung des deutschen Volkes darin, wenn man das Recht: seines Eigenthums Herr zu werden, gegen Beschränkungen eintauschen soll — aber freilich, um dieses Recht ist, hinsichtlich des Nachdruckes, so lange schon ein vergebliches Ersuchen zu bemerken, daß es begreiflich wird, wenn die, welche den Verlust erleiden, sich zu Opfern für die Sicherheit ihres Eigenthums bereit erklären; doch bei solchen Opfern, die das geistige Vermögen schwächen, haben nicht sie allein, sondern das ganze Volk hat Stimme. Fr. Wendel.

## Aphorismen.

Vorurtheil ist nichts anderes, als ein Urtheil über eine Sache vor gehöriger Kenntniß und Prüfung derselben. Folglich ist voreiliges Absprechen über Dinge, die nicht gleich klar einleuchten, über metaphysische Gegenstände, geheime Naturkräfte u. s. w., die der sogenannte — Aufgeklärte mit dem Namen Vorurtheil schlechtweg belegt, nichts als — Vor-Urtheil.

Aehnlich verhält es sich in der Wissenschaft mit dem Unterschiede des Theoretikers und Praktikers (im engeren Sinne); der bloße Empiriker tadelt alles System, alle Theorie, als nicht ausreichend, als trüglich, während er selbst tausend kleinere Theorien unbemerkt hegt und bei jeder Gelegenheit auskramt. Es ist also nur der ordnende Geist, den er tadelt, meistens nur aus bloßem Mangel an Intelligenz.

Ich traue den sogenannten — kalten Menschen, die keiner lebhaften Eindrücke und keiner Aufwallungen fähig sind, wenig; aber noch weniger denen, die eine eigenthümliche Sucht haben, ihre Gedanken in Spiritus zu setzen, denn der Spiritus verfliegt, und gar oft bleibt nichts zurück. Nur ein gut verwahrter und gut verkorkter Spiritus thut seine Dienste, und je länger und je besser man ihn verwahrt, desto kräftiger kommt er zum Kopfe und zum Herzen.

Es ist jetzt Mode unter dem literarischen Publikum: daß, wenn Jemand etwas Gutes sagt, gleich Alle über ihn herfallen mit großem Geschrei, und das Gute als etwas Altes ankündigen, um das Verdienst desjenigen, der es sagte, dadurch zu schmälern. — Dies ist, glaube ich, ein gutes Zeichen: das große Gebiet des Unsinns muß sich bald erschöpfen, weil — Jeder gern etwas Neues wird sagen wollen.

Wozu nützen doch die vielen Schande erweckenden und Schande bedeckenden Rezensionen, diese Mißgeburten der Kritik? Ein schlechtes Buch wird wahrlich nicht noch schlechter durch Schmäh- und Schimpfreden, und statt dessen, daß man sich in solche Ergießungen, oder wohl gar, wie es häufig geschieht, in Erwägung der Persönlichkeiten des Verfassers selbst auf eine entwürdigende Art einläßt, und dadurch die Neugierigen zu Lesung des Buchs nur noch mehr reizt, sollte man sich, wie eine vernünftige Kritik es fordert, an die Sache selbst halten, in das, was unter der Kritik ist, diese nicht einmischen, und höchstens hin zu fügen:

Nec tumulum curo: sepelit natura relictos.

— nämlich ihre eigne, schlechte Natur. — Eben so widrig sind die übertriebenen Lobeserhebungen, und man weiß, wie die Matadore, denen solche Ehre öfters zu Theil wird, darüber denken. Ein absprechendes Urtheil ist immer ein schlechtes Kompliment für den Leser. Das Lob sey eine unwillkührliche Huldigung; ist es mehr als das (und man sieht ihm das bald an), so wird es einseitig und verdächtig.

Coelo tegitur, qui non habet urnam.

Es giebt eine Philosophie, die ich nicht leiden kann. Sie kommt auch in der Bibel vor („Sehet die Vögel unter dem Himmel u. s. w.“). Sie ist nichts als ein Spott des Reichthums über die Armuth. — Ist denn der Mensch nicht ein viel höher und viel mannigfaltiger organisirtes Wesen, als die Vögel und die lieben Bestien? Hat er mithin nicht weit mehr und weit mannigfachere Bedürfnisse? Wozu hat ihm der Himmel seine Existenz erschwert, als daß er seine Vernunft, die ihn von Jenen so wesentlich unterscheidet, und die ihm als kräftigste Waffe mitgegeben ist, gebrauchen soll? Jener Vergleich ist also unwürdig und verderblich, wenn er nicht sehr gewandt gedeutet wird.

Dr. Aug. Nienstädt.

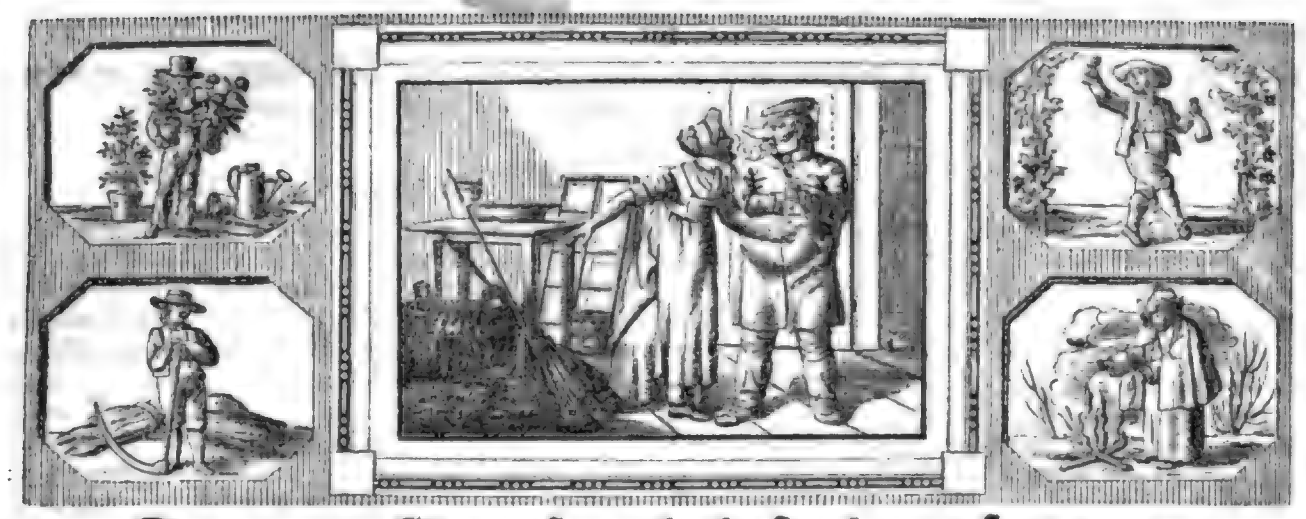
## Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

Leipzig. Ehe ich diesmal über unsere öffentlichen und gewöhnlichen Schauspiele rede, gebe ich einige Bemerkungen über eines dito von anderer Art. Ich meine den Streit, der sich zwischen dem Consiturier der „Eleganten", dem „Yngurd-Schreiber", wie er sich selbst nennt, und dem hiesigen Buchhändler Brockhaus, benebst dem Professor Krug, erhoben hat. Was den suchtvollen Mann in Weißenfels — an den jetzt auf Einmal Viele zum Ritter werden wollen, sogar ein Dr. Kroneißler (siehe Abendzeitung vom December v. J.) — also erzürnt hat: daß sein Zuckerbäcker in der „Eleganten" den Herren Krug und Brockhaus einige Brocken auftischen mußte, die weder bezuckert noch elegant waren, wird Vielen bekannt seyn. Deßgleichen auch wohl, daß Brockhaus (zur schuldigen Danksagung für die beiden „Eingemachten Lesefrüchte": „Aff und Schnur" und: „Zigeunerfreiheit") eine „Müllneriana" drucken ließ. Daß Müllner hierauf, so wie auf Krugs an ihn gerichteten Aufsatz im 4ten Stück des „Hermes" (welchem Aufsatz entweder mehr Ernst oder mehr Scherz zu wünschen wäre), nicht schweigen würde, ließ sich erwarten, und wirklich machte der Consiturier für seinen Prinzipal (den Redakteur der „Eleganten") eine neue Lesefrucht ein, die aber — von der Censur das Imprimatur nicht erhielt, weil — wie Hr. Hofrath und Prof. Beck (der Censor) in einem Billet Hrn. Hofrath Methus. Müller (dem Redakteur der „Eleganten") bekannt machte — seine „collegialischen Verhältnisse" (mit Krug und Clodius nämlich, welchen der Consiturier etwas böslich mitspielte) es ihm (dem Censor!!) nicht wünschen ließen, daß ferner die „Elegante" überzuckerte Pillen an die genannten Herren Professoren austheile. Das Verweigern des Imprimaturs aus diesem Grunde, in einem Lande, wo, dem Himmel sey Dank! wie in Allem, auch in den neuen Censur-Gesetzen von Oben herab eine sehr weise und sehr rühmliche Mäßigung sichtbar wird, ist allerdings auffallend, indeß dennoch wahr (wie Nr. 6. des diesjährigen „literarischen Wochenblattes" beweiset, in welchem Müllner den Brief Becks an den Redakteur der „Eleganten", zusammt der eingemachten Lesefrucht, „Hermes" überschrieben, hat abdrucken lassen). Denn daß es hier sich nur um eine Kleinigkeit handelt, um einen Privatstreit einiger Individuen unter sich, um einen Streit, auf dem weiter nichts beruht, entschuldigt die Sache nicht. Da collegiale Verhältnisse den Leipziger Censor bei dieser Geringfügigkeit schon bis zu einem Unrecht bringen konnten, so darf man wohl fragen: wie weit werden und können sie (andere Verhältnisse gar nicht gerechnet) ihn erst bringen, wenn einmal der Fall einträte, daß ein Schriftsteller (mit Recht oder Unrecht, gilt hier gleich viel) sich berufen fühlte: in ernsteren und für's Allgemeine wichtigeren Dingen des Censors Collegen an zu greifen? So streng auch die Censur-Gesetze im Ganzen jetzt in Deutschland sind, so ist mir doch nicht bewußt, daß sie einem Censor das Recht geben: aus Collegialität das Imprimatur zu verweigern; und wenn auch die deutschen Fürsten seit einiger Zeit für nöthig gefunden haben, die Licenz der Presse ein wenig zu beschränken, so ist doch voraus zu sehen, daß ihr Wille nicht ist: diese Art collegialer Verhältnisse sollten sich bis auf die Herren Professoren und weiter hin erstrecken, weil sonst gar bald aus lauter Standes-Rücksichten gar nichts mehr gedruckt werden dürfte. Daß Müllner hierüber im Wochenblatt (Nr. 6.) sich rund und unverhohlen ausspricht, ist recht; bei weitem weniger scheint es mir die Art zu seyn, wie er die, seinen „Yngurd" betreffende Kritik im „Hermes" aufgenommen hat, und sein Benehmen gegen Clodius, den er für den Verfasser derselben hielt. Jene Kritik, obschon sie sehr viel Wahres — mit ziemlichem Anstand sogar — sagt, ist offenbar von einem seiner Gegner verfaßt, die ja Jeder hat, besonders wenn er Autor und so glücklich ist, Beifall zu finden — sie durfte ihn also nicht so sehr erbittern, denn der ganze Streit ist jetzt mehr als zu deutlich ein trauriger Erfolg beleidigter Eitelkeit von seiner Seite. Dennoch, trotz der Verwerflichkeit der ganzen Sache (ihre Unbedeutenheit gar nicht einmal zu rechnen), hat sich hierbei, ich wiederhol' es, der Leipziger Censor (übrigens ein achtungswerther Mann) nicht gut benommen, und gewiß mehr aus ängstlicher Wohlmeinenheit, als aus einem andern wahren Grunde, einen Fehler begangen. Daß dieser, von Krug und Brockhaus als „offene Fehde" angekündigte Kampf zwischen den Streitenden noch ein feines Weilchen fortdauern wird, glaube ich übrigens gern, denn es liegt so in der Zeit und ist leider nichts Neues; man denke nur an die Ehrenkränze, die sich Merkel und Kotzebue, dieser und Schlegel u. s. w. flochten. Wie unsere Kritik und Journalistik dadurch — und nicht allein in den Augen unserer Landsleute — herabgewürdigt werden, bedarf wohl kaum noch der Anführung. — Jetzt zu unserm Theater. (Der Schluß folgt.)

Der Marquis Pomenars, Vertrauter der Frau von Sevigné, hatte die Tochter des Grafen de Creance entführt. Eines Tages kommt er nach Laval, im Augenblick als man ihn dort in Effigie aufhängt. Der unverzagte Entführer empfindet bei diesem überraschenden Abentheuer bloß den Aerger: sich sehr schlecht gekleidet dargestellt zu sehen; und ohne sich zu erkennen zu geben (auch ohne erkannt zu werden), beklagt er sich bitter darüber, speiset und übernachtet ruhig bei demselben Richter, der seinen Galgen hatte aufstellen lassen, verläßt ungehindert Laval, und kommt im vollem Lachen andern Tages bei der Frau von Sevigné an, der er den Spaß erzählte. — Diese Anekdote hat man jetzt in Paris zu einem Schauspiel benutzt. (Independ.)

Die Bedrohung des Wahlgesetzes erregte einen solchen Tumult in ganz Frankreich, daß man in manchen Orten sogar von Stockung des kaufmännischen Verkehrs spricht!! Ein Zuckerbäcker in Paris, der an einem Morgen großen Absatz gehabt, versicherte: daß, wenn nicht jetzt vom Umstoßen des Wahlgesetzes die Rede wäre, er gewiß kein einziges Dragée mehr in seinem Laden hätte! — In solchem Sinne erzählt man von einem ehemaligen Royalisten, dem man wegen seiner schönen Pfirsichen in seinem Garten schmeichelte, er habe seufzend erwiedert: „Ach, Sie sollten sie vor der Revolution gesehen haben!" — (Journ. d. Par.)

Im Laufe des Jahres 1819 sind in Paris auf den verschiedenen Bühnen 134 neue Theater-Stücke gegeben worden. (Constit.)



Der Gesellschafter
oder
Blätter für Geist und Herz.

1820. Freitag den 28. Januar. 16tes Blatt.

## Ueber die Lebensweise der Frau von Stael. *)

Erst spät lernte Frau von Stael sich zwingen, die Anwendung ihrer Zeit regelmäßig zu ordnen. Seit sie abgeschieden leben mußte, fühlte sie den großen Nutzen einer verständigen Eintheilung ihrer Beschäftigungen, indem sie darin nicht nur ein Mittel fand, mehr zu arbeiten, sondern auch bemerkt hatte: daß in einem ereignißleeren Leben das einförmige Tagewerk die zu große Thätigkeit der Seele gleichsam einwiegt und einschläfert. Sie übte jedoch das Gesetz, welches sie sich vorschrieb, keinesweges mit harter Strenge aus. Nie ward der Mechanismus der menschlichen Organisation weniger sichtbar, als bei Frau von Stael; keine blinde Gewalt beherrschte sie, und so oft die Gelegenheit es forderte, konnte sie schnell ihre Lebensweise ändern. Wenig abhängig von körperlichen Bedürfnissen, kaum bekannt mit Niedergeschlagenheit und Muthlosigkeit, ward sie nie weder des Denkens, noch des Handelns müde. Kälte, Hitze, Wechsel der Jahreszeiten, hatten keinen Einfluß auf sie. So sehr geistige Bewegung ihr ein Bedürfniß war, so wenig war körperliche ihr nothwendig. Sie glaubte daher wenig an Nervenschwäche und die kleinliche Sorgfalt für die Gesundheit war ihr verächtlich. „Ich hätte krank seyn können so gut als jede Andere" sagte sie einst zu mir, „wenn ich nicht meine Natur überwunden hätte." Aber ach! bei der Natur hat man nie das letzte Wort.

*) Aus der „Notice sur le caractère et les écrits de M. de Stael", von Frau Necker de Saussure in Genf.

Sie widmete den Morgen ihren Geschäften oder der Sorge für ihr Vermögen und dem Studiren, den Abend aber der Gesellschaft oder dem Briefwechsel. Ich will sie einen Augenblick in einigen dieser Beziehungen betrachten. — Ungeachtet der freigebigen Gesinnung und der edlen Zugänglichkeit der Frau von Stael herrschte große Ordnung in ihrem Haushalt und der Verwaltung ihres Vermögens, das auch, so lange sie es in ihren Händen hatte, stets zunahm. Sie war unmuthig gegen diejenigen, die ihr wenig Beurtheilung zutrauten, weil sie Genie hatte; und da nicht selten ihre Schuldner gegen sie geäußert hatten: es verstehe sich von selbst, daß sie eine so ausgezeichnete Frau nicht bezahlten, so war sie über diese Art von Huldigung nicht wenig ärgerlich. Sie hielt den Geist zu allen Dingen gut, und würde sich selbst wenig davon zugetraut haben, wenn sie nicht im Stande gewesen wäre, ihr Erbe zu erhalten. Während der Revolution glaubte sie oft, zu Grunde gerichtet zu werden; der Gedanke: ihre Kinder durch den Ertrag ihrer Arbeit zu ernähren, erhielt dann ihren Muth und sie ließ sich in genaue Berechnungen darüber ein. Später mußte ihr Sohn sich sehr eifrig um die Wiedererlangung ihrer Güter bemühen; aber es war Würde und Weisheit in allen ihren Ermahnungen. „Der Nichterfolg möge Dich nicht quälen!" schrieb sie ihm; „thue was Du kannst; entstehe daraus, was da soll; Alles was nicht das Herz trifft, läßt das Leben frei." — Ihre Art zu arbeiten war mit allem Uebrigen einstimmig, und sie erschien bei ihrem schriftstellerischen Berufe gar nicht

pedantisch. — Seit ihrer zartesten Kindheit hatte sie die Gewohnheit angenommen, Unterbrechungen fröhlich sich gefallen zu lassen. Da ihr Vater seiner Frau schriftstellerische Arbeiten untersagt hatte, aus Besorgniß: daß er durch den Gedanken, sie zu stören, bei dem Eintritte in ihr Zimmer sich gezwängt sehen möge, so hatte seine Tochter, um sich nicht einem ähnlichen Verbot aus zu setzen, sich gewöhnt: gleichsam im Fluge zu schreiben, und ihrem Vater, der sie immer stehend oder auf eine Ecke des Kamin-Simses sich stützend sah, kam es gar nicht in den Sinn, daß er sie bei einer ernstlichen Arbeit störe. Sie achtete diese kleine Schwachheit ihres Vaters so sehr: daß sie erst lange nach seinem Tode eine Art von Einrichtung zum Schreiben in ihrem Wohnzimmer hatte. Endlich als „Corinna" so großes Aufsehen im Auslande machte, sagte sie zu mir: „Ich habe sehr viel Lust, einen großen Schreibtisch zu besitzen, mich däucht, ich habe nun ein Recht dazu." — Diese abgerissene Art zu arbeiten konnte nur für ein Herz, das sich so sehr nach Freundschaft sehnte, als bei Frau von Stael, und nur für ihre Geistesgegenwart passen. Sie kam nach Gefallen wieder in ihren Gedankengang. Es war nichts Zufälliges in dem Aufschwunge ihres Geistes, und sie würde in jedem Augenblicke ihre beredtesten Seiten geschrieben haben. Man fand bei ihr die doppelte Eigenschaft: einen Gegenstand nicht aus dem Auge zu verlieren und doch auch nicht zu ausschließend mit demselben beschäftigt zu seyn. Sie lenkte die Unterhaltung oft auf eine unternommene Arbeit, um die Wirkung ihrer Gedanken zu erproben und fremde Ansichten auf zu sammeln; aber dies geschah nur unbemerkt, oft ohne bestimmte Absicht von ihrer Seite, und nur weil sie laut mit ihren Freunden dachte.

Ich habe nie begreifen können, woher sie die Zeit nahm: die Entwürfe zu ihren Schriften zu erwägen. Ihre ganze Lebenseinrichtung beweiset schon: daß sie eigentlich keinen Augenblick ausdrücklich dem Nachdenken weihte. Sie pflegte mir stets den Entwurf zu ihrer nächsten Schrift mit zu theilen, den wir dann umständlich besprachen. Einst sagte ich ihr in Genf: „Aber Sie schlafen die ganze Nacht, Sie sind thätig oder sprechen den ganzen Tag, wann haben Sie denn an diesen Plan gedacht?" — „Je nun, in meiner Sänfte!" antwortete sie lachend. In dieser Sänfte brachte sie höchstens fünf Minuten zu, und hatte dennoch den Titel und den Inhalt aller Abschnitte bestimmt. — Es gab daher nur wenige Augenblicke in ihrem Leben, die sie ganz ohne Arbeit zugebracht hätte. Ihre Geistesfähigkeiten beherrschten meist ihren Schmerz, und da zwischen ihren Schriften und dem Gegenstand ihrer Leiden stets eine Beziehung obwaltete, so konnte sie noch schreiben, selbst wenn das Lesen ihr nicht hinlängliche Zerstreuung gab. „Ich verstehe nichts von Allem, was ich lese", sagte sie, „ich muß schreiben."

(Die Fortsetzung folgt.)

## R a p h a e l.

Wenn man Poussin's Ausspruch lieset, welcher Raphael gegen die neueren Künstler einen Engel, im Vergleich aber mit den Alten einen Esel nennt; und in Winkelmann's Briefen das gleiche Urtheil antrifft, nur daß der Letztere noch vorzugsweise den französischen Malern und Bildhauern die oberste Stelle bei diesem langöhrigen Geschlecht zutheilt, so möchte man geneigt werden, dafür auf Lichtenberg's Seite zu treten, welcher den Zeitpunkt herbei wünscht, wo wir einsehen: daß wir in manchen Stücken über die Alten stehen, in denen wir uns jetzt unter denselben glauben; bei der Bildhauerkunst und der Malerei, meint er, wäre dies gewiß der Fall. Winkelmann sey ein Enthusiast gewesen, der, für die Alten im höchsten Grade eingenommen, sich selig gepriesen, als er den classischen Boden betreten, und seinen Geschmack nach den Mustern gebildet habe, über die er hätte richten sollen. — Vielleicht hatte Poussin, als er jenes partheiische Urtheil nieder schrieb, gerade Raphaels Geschichte der Psyche vor Augen, die das einzige große, nicht aus der Bibel entlehnte Gemälde dieses Künstlers, und — vielleicht mit aus dieser Ursache — bei weitem dessen schwächstes und unvollkommenstes ist. Auf diesem Bilde stehen, wie nicht zu leugnen ist, die Figuren der Götter und Göttinnen so weit hinter der Antike zurück, daß man bei dessen Anblick sich des Wunsches nicht entbrechen kann: es möge, statt sich in der Farnesina zu befinden, einige hundert Miglien weit von diesem Tempel des Geschmacks entfernt seyn. Aber warum wendete sich Poussin nicht, um sogleich sein übereiltes Wort wieder aus zu streichen, zu dem höchsten Meisterwerk, nicht nur Raphaels, sondern der Kunst selbst; auch die alte, so weit wir wenigstens diese kennen, nicht ausgeschlossen. Man erräth leicht: daß ich von der Transfiguration spreche. Schon der erste Anblick dieses Gemäldes erregt Staunen und Bewunderung. Das irrdische Tageslicht im unteren Theile desselben, das von der Linken zur Rechten herein fällt, während der himmlische Glanz oben von der entgegen gesetzten Seite den empor strebenden Christus umstrahlt — diese doppelte Beleuchtung verleiht der ganzen Darstellung einen so unwiderstehlichen Zauber, daß der größte Meister im Helldunkel, Correggio, nirgends ehrenvoller als hier sein „anch io" hätte aussprechen können. — Das Gemälde war eigentlich für Franz I. von Frankreich bestimmt; aber Leo X., ein zu geschmackvoller Kenner, um ein Werk, das allein schon im Stande war, eine Stadt berühmt zu machen, aus Rom's Mauern zu

lassen, behielt es zurück, indem er dem Künstler eine eigene Belohnung dafür zugedachte. Gewiß hielt er sich insgeheim für überzeugt: er ehre den römischen Purpur, wenn er Raphael den Kardinals-Hut aufsetze, während dieser eben im Begriff war, der liebenswürdigen und geistreichen Nichte des Kardinal Colonna seine Hand zu reichen. Keines von beiden ging in Erfüllung. Der gefeierte Künstler, der in einem Alter, wo andere Maler noch mühsam zum Tempel des Ruhmes aufklimmen, dessen Schwelle schon überschritten hatte, legte seine Werke auf den Altar der Unsterblichkeit nieder, und schwebte aus den Armen seiner früheren Geliebten, der durch seinen Namen unvergeßlichen Fornarina, zu den höheren Regionen auf. Was Raphaels Ruhm vorzüglich gegründet, und ihm den Ruf eines Apollo unter den Malern erworben hat, ist die strenge Richtigkeit seiner Zeichnung, in welcher ihm kein Künstler der Mit- und Nachwelt gleich gekommen ist. Er hielt es aber auch nicht für zu kleinfügig, zu jeder seiner Figuren eine Skizze zu entwerfen, und die Verhältnisse derselben mit der höchsten Genauigkeit zu untersuchen, so bestimmt und sicher auch der Blick seines Auges traf, indem er — nach Mengs Urtheil — einen vorzüglichen Theil seiner Größe diesem richtigen Augenmaaße zu verdanken gehabt habe. Eben dieser Mengs, der von frühester Jugend an von einem strengen Vater zu unausgesetzter Arbeit mit der Bleifeder oder der Kreide angehalten wurde, versichert uns: daß die Uebung im Augenmaaße das wahre nulla dies sine linea des Apelles sey, und gleichmäßig erklärt Michel Angelo dasselbe für das erste und unentbehrlichste Talent in den zeichnenden Künsten. *)

Man hat in den neueren Zeiten sehr viel über Raphaels Gemälde gestritten; zwar nicht über den Werth, aber über die Aechtheit derselben. Wie könne wohl, hört man häufig einwenden, diese große Zahl Gemälde aus der Hand eines Mannes gekommen seyn, der im 36sten Jahr seines Alters starb, sehr viel al Fresco arbeitete, sich nebenbei mit der Baukunst beschäftigte, und außerdem lieber zeichnete als malte. Wenn man nun noch dabei erwäge: daß er bekanntlich den geselligen Umgang, und vorzüglich mit dem schönen Geschlecht sehr geliebt, und überhaupt sich jeder Art von Vergnügen leidenschaftlich hingegeben habe, so müsse man überzeugt werden: daß die meisten dieser Gemälde Werke der Schüler Raphaels seyen, die von der Hand des Meisters retouchirt worden. „Uebrigens", fügen jene Zweifler noch hinzu, „welcher Unterschied liege auch zwischen dem Raphaelschen Original-Portrait Julius II. und der Copie, welche Andreo del Sarto so täuschend verfertigte, daß Giulio Romano, der einen Theil seines Lebens hindurch nach Raphael kopirt hatte, dadurch völlig hintergangen wurde?" — Freilich gar kein Unterschied, wenigstens kein bemerkbarer; aber was thut auch übrigens der Name? Man kann auf jenen Einwand nichts Besseres erwiedern, als die Replik, welche le Brün dem Mignard zurück gab, der ihn mit dem Kopf einer Magdalene im Geschmack des Guido so getäuscht hatte, daß er denselben für ein Werk dieses Meisters gehalten. „Ey, junger Mann!" entgegnete der alte Künstler, „so machen Sie doch allemal Guido's!" Ister.

*) Die Uebung des Auges gehört zur Kultur der Künste. So scharf auch z. B. das Gesicht des Negers ist, so ist es doch nicht correkt; dieser kann auch nie, weder durch Uebung noch durch Unterricht, dahin gebracht werden: daß er eine winkelrechte Linie zu ziehen, oder ein einfaches Geräth in geradlinigen Verhältnissen zeichnen lerne. Selbst die kultivirten Chinesen verstehen es nicht, ein fehlerloses mathematisches Instrument zu Stande zu bringen, oder minder künstliche Arbeiten, deren Verfertigung ein richtiges Augenmaaß erfordert, in Vollkommenheit zu liefern.

## Fündlinge.

In Tack's Uebersetzung der „Gynaecologia" vom Arzte Jo. Petr. Lotichius (1645), steht unter Anderem: „So ein Weib etwa in Wassergefahr ihr Leben endet, so befindet sich's, daß sie unter sich gekehrt schwimmt, als ob die Natur selbsten der Schamhaftigkeit der Weiber zu Hülf kommen wollte, da ein Mannsperson hingegen über sich gekehrt und auf dem Rücken liegend daher fähret, wie Plinius und Agrippa vermelden." — „Von Etlichen wird fürgeworfen: Wenn das Weib ein Mensch wäre, warum denn geschrieben stehe im 2. Cap. des 1. B. Mosis: Und sie waren beyde nackend, der Mensch und sein Weib? Hierauf ist nun die Antwort: daß die Schrift sehr zierlich zu reden pflege, hätte derwegen nicht ohne Vermeidung einer übellautenden verdrießlichen Wiederholung setzen müssen: der Mensch und sein Mensch, d. i. des Menschen Weib."

Die erste Oper, die im Palais Royal zu Paris im Jahr 1716 gegeben wurde, registrirten die Schauspieler ein, wie folgt: Au nom de Dieu, de la Vierge Marie, de St. François de Paul et des ames du purgatoire nous avons commencé ce 18. Mai 1716 par l'ingano fortunato. (Histoire anecdotique)

Harduin behauptete: die Werke der Griechen und Römer, die uns entzücken, wären bloßes Machwerk einiger gelehrten Mönche. „Ich liebe die Klosterbrüder nicht", sagte Boileau; „aber ich hätte den Kapuziner Horaz, den Franziskaner Juvenal, den Erzbischof Virgil u. s. w. kennen mögen."

In einem Pariser Cirkel wurde vom überhandnehmenden Unglauben gesprochen, und ein Abbe sagte vor Mad. F.: „Ich kenne eine Gesellschaft, wo die, so an Gott glauben, es einander bloß in die Ohren lispeln." — „Und doch ist es kein Geheimniß!" erwiederte sie. Haug.

## Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

Leipzig. (Schluß.) Wem es Vergnügen gewährt, dieselbe Sache nicht zwei- und dreimal, sondern immer und immer wieder zu sehen, dem rathe ich: bei dem Theater der Stadt Leipzig sich zu abonniren. Er wird Genuß bis zur Uebersättigung finden, und wär' er der Unersättlichste aller Unersättlichen. Seit geraumer Zeit wechselt das Repertoir mit zwei Stücken: einer Oper (Aschenbrodel) und einer Posse (die falsche Prima Donna), die werden fort und fort aufgetischt, und, da außerdem noch jede andere dazwischen kommende Vorstellung auch gehörig repitirt wird, so oft es nur irgend gehen will, so ist es klar: daß unser Bühnen-Personal mit der Unbequemlichkeit des Einstudirens neuer Sachen nicht überladen ist. Ueberhaupt scheint mir die Bequemlichkeit ihren Thron recht fest auf unserer Bühne aufgeschlagen zu haben, waren mehrere Aufführungen glänzende Beispiele geben. Ich erwähne nur eines: Vor 5 — 6 Wochen trat ein Fremder (Hr. Häser, vom Stuttgarter Theater) als „Mafferu" im „Opferfest" auf. Die Vorstellung dieser Oper war wirklich, hinsichtlich der Kälte, mit welcher sie gegeben wurde, einzig. Es schien, als wenn Alles um Gotteswillen geschähe, und besonders „Myrha" excellirte an diesem Tage in der Art, wie „Myrha" nicht dargestellt werden soll. Spiel, Anzug, Kopfputz, Alles vereinte sich bei ihr zu einem in jener Hinsicht harmonischen Ganzen. Auch ihre drei Begleiterinnen erregten durch die Grazie ihres Benehmens Vergnügen. Schade, daß der Gast (Mafferu) und „Murney", welche Beide recht brav waren, durch die Lebendigkeit ihres Spiels, die schöne lethargische Uebereinstimmung des Uebrigen störten. Was indeß an Feuer oben fehlte, wurde unten reichlich ersetzt: ich meine im Orchester. Da ging es rasch und munter zu, so rasch, daß aus mehreren der schönsten Ensembles dieser herrlichen Oper die angenehmsten Prästissimos wurden. Welch einen drastisch wirkenden Kontrast dies Unten mit dem Oben hervor brachte, kann Jeder sich denken. Daß übrigens in dieser Oper ein „Villac-Umu" hier ist, dem es an Tiefe fehlt, seine Arie (Wenn Siegeslieder schallen u. s. w.) gehörig vor zu tragen, und ein „Rocca", dem das Gehen auf den Brettern noch etwas beschwerlich zu seyn scheint und der dem lieben Publikum sich nur ganz en profil zu zeigen beliebt, wenn er mit einem Mitspieler zu sprechen hat, sind Nebensachen. Warum Hr. Häser, der, wie es anfänglich hieß, noch in mehreren Rollen auftreten wollte, dies nicht gethan hat, weiß ich nicht. Er ist ein Bassist, wie wir leider keinen haben! Ueberhaupt mangelt uns Mancherlei, und unser Theater würde recht gut seyn, wenn es etwa ein halb Dutzend Subjekte mehr und ungefähr ein Dutzend weniger hätte. Die mehr zu wünschenden wären folgende: 1) Ein erster Baß, der gänzlich fehlt; 2) eine Sängerin für Parthieen, wie „Blondchen" u. dergl., denn die, welche diese Rollen hier recht hübsch spielt, kann sie nicht singen; 3) ein erster Tenor, Notabene, wenn es wahr ist, daß unser jetziger recht braver weg geht; 4) ein zweiter Tenor, der zugleich Schauspieler ist, was man so eigentlich Schauspieler nennt, könnte auch nicht schaden; 5) ein Heldenspieler fehlt ganz, und obschon die — offizielle — „Elegante" vor einigen Monaten mit großen Hoffnungen um sich warf (vermuthlich um Hrn. Löwe's Abgang weniger fühlbar zu machen) und erzählte: Eßlair, sage: Eßlair, und ein gewisser Hr. Thieme würden kommen, so ist bis dato nichts daraus geworden und wird auch wohl, was Ersteren betrifft, nichts daraus werden. Warum? läßt sich so genau nicht sagen. Esnach ist Hrn. Löwe's Entlassung — die, wie es heißt, seiner übertriebenen Anmaßung wegen nothwendig war — doch für den Augenblick ein Verlust, denn war er gleich auf den Brettern selbst kein Heros, obschon er die Heroen dar zu stellen hatte, so — haben wir doch jetzt Keinen für seine Stelle, und der, welcher jetzt mitunter seine Rollen giebt, eignet sich schon durch seine persönliche Erscheinung nicht dazu. Dies wäre so ungefähr, was uns Noth thut; abgeben könnten wir dagegen wohl fast ein Dutzend, welche Comparsen ächter Art sind und weiter nichts, mitunter aber doch in recht hübschen Röllchen sich zeigen, und wie!? — Außer dem genannten Gast aus Stuttgart sahen wir in diesem Winter noch einige Fremde, welches auch recht gut war für Direktion und Publikum. Es trat Hr. Geyer, vom Dresdener Hoftheater, in mehreren Rollen mit verdientem Beifall auf; desgleichen ein junger Mann, Hr. Wagner (ein Stiefsohn des vorigen), der, obgleich in Dresden lebend und von daher kommend, doch uns Leipziger würdigte, seine ersten theatralischen Versuche mit an zu sehen. Er zeigte sich zuerst als „Belmonte" in Mozart's „Entführung", dann als „Joseph" in „Jakob und seine Söhne", und gefiel mit Recht — als Sänger. Daß von seinem Spiel noch nicht die Rede seyn kann, versteht sich. Die erste Oper war, nebenbei bemerkt, auch ein Glanzpunkt an unserm Theater-Himmel: „Belmonte" und „Pedrillo", ein Paar Anfänger; „Bassa Selim", ein Komiker; „Osmin", hier noch mehr der Tiefe ermangelnd wie als „Villac-Umu"; „Blondchen", keine Sängerin, obgleich recht angenehme Schauspielerin. — Seit mehreren Wochen ist nun Hr. Wurm hier (als Gast versteht sich) und — ergötzt mit seinen alten bekannten Späßen. Da sahen wir nun den „Herrn von Krack", den „Matz", den „Merder", „Lorenzchen" u. dergl. oft von ihm Gesehenes mehr, und auch — wie's heißt: zum Beschluß seiner Gastrollen — den „Grauschimmel" im lieben „Rehbock"!! Daß zwischen Allem diesen reichlich „Aschenbrodel" und „falsche Prima Donna" eingestreut wurde, habe ich schon oben erwähnt. Aber man muß nicht glauben, daß wir uns immer auf so leichtem Grunde umher treiben: wir besteigen auch manchmal, zwar selten, aber doch manchmal und dann recht ordentlich, den Cothurn und geben — „Romeo und Julie" und „Correggio" — letzteres Stück in seiner Hauptrolle soll der Eris-Apfel gewesen seyn, der Hrn. Löwe's Entfernung herbei führte. — Was unsere Conzerte anlangt, so gehen selbige ihren alten, d. h. guten Gang an ihrem bestimmten Tage fort, und auch hier beehrten uns mehrere Gäste mit Extra-Conzerten; als z. B. Monsieur Leon de St. Lubin, ein Knabe, der ein Schüler Spohr's ist, Hr. und Mad. Spohr, Demoisf. Krause aus Dresden (Tochter des dort lebenden Gelehrten, Dr. Krause), eine brave angehende Sängerin, und Hr. Maurer aus Petersburg. — Von unserer Neujahrs-Messe läßt sich leider nur sagen: sie war kalt in Hinsicht der Witterung, und kühl in Hinsicht der Geschäfte. — H —.

Das Théâtre des Variétés gab dieser Tage ein Stück, betitelt: „Pygmalion aus der Straße des Mondes". Die Bearbeitung war so schlecht und der Witz so platt und abgenutzt, daß der Sturm des Mißfallens sich gleich zu Anfang erhob. Allein die „Artillerie der Pfeiffen" tobte vergebens gegen den Rededonner der Schauspieler. Diese braven Söldner-Truppen haben wie auf dem Paradeplatze manövrirt. Das Stück ist zu Ende gespielt, wird wieder gegeben, die Freunde werden sich zu postiren wissen, gehörig Beifall klatschen und — es wird zwanzig Vorstellungen erleben. (Journ. d. Déb.) Wenn das Schlechte nur erst leidlich durchkommt, so verfehlt es nicht, sein Glück zu machen.

Ein Kleinstädter beschwerte sich neulich über die Menge Feiertage im Jahre. Im Dezember, sagte er, haben wir allein gefeiert: den heiligen Eligius, die heilige Barbara, den heiligen Nikolas, das Fest der Empfängniß, Weihnachten und den heiligen Stephan; die Sonntage dazu gerechnet, sind dies 11 Feiertage in einem Monat. (Constitut.) Das sind freilich gar zu viele, da zumal Feiertage fast durchgängig verderblich wirken für die niederen Klassen.

Man erzählt: der Sturmwind, welcher vor einiger Zeit die Insel St. Martin in Westindien verheert, sey so heftig gewesen: daß unter andern ein Windstoß vom Fort Amsterdam eine sechspfündige Kanone, sammt der Lafete, 3 Meilen weit hinweg führte. (Independ.) Wie doch der Wind um sich greift!








# Der Gesellschafter
oder
# Blätter für Geist und Herz.

1820. Sonnabend den 29. Januar. 17tes Blatt.


## Des Heilands Wehmuth.

„Laßt die Kindlein zu mir kommen,
Ihnen wird das Himmelreich!“
Diesen Spruch habt ihr vernommen
Und die Deutung auch zugleich:
Bei der Kinder Unschuld-Leben
Halten Engel sie empor;
Frei von sinnlich-irrem Streben
Bleiben sie am Himmelsthor.

Doch wohl tiefer hat begründet
Christus jener Worte Sinn;
Ob dem Volk' er Heil verkündet —
Sündig ging die Menschheit hin;
Da, im Hohn oft aufgenommen,
Sprach er, trüb' und sanft zugleich:
„Laßt die Kindlein zu mir kommen,
Ihnen wird das Himmelreich!“

Bei dem Spruche mögt im Stillen,
Menschen, in die Seel' ihr schau'n;
Dürft ihr, bös aus inn'rem Willen,
Euch dem Heiland nicht vertrau'n,
Klaget er, uns neu entnommen:
„Sünd' ist ew'ger Tod zugleich!
Laßt die Kindlein zu mir kommen,
Ihnen wird das Himmelreich!“

Bertram.

## Ueber die Lebensweise der Frau von Stael.

(Fortsetzung.)

Ihre Abneigung, auf frühere Gedanken und frühere Geistesarbeiten zurück zu kommen, hatte einigen Antheil an ihrem großherzigen Entschluß: nie auf eine tadelnde Beurtheilung zu antworten. Man würde sie nicht sehr erschreckt haben durch die Drohung: alle ihre Werke zu zerstören. Hatte sie einmal ihre Orakel gegeben, so hätte sie gern, wie die Sybille, die Eichenblätter vom Winde entführen lassen.

Das Schreiben war ihr noch mehr Bedürfniß, als ihre Schriften heraus zu geben. Sie sah sehr geduldig zu, als man ihr Buch „über Deutschland“ wegnahm, und als man ihr sagte: der General Savary habe die ganze Auflage zerstampfen lassen, um Pappe daraus zu machen, antwortete sie: „Ich wollte, er schickte mir wenigstens etwas von dieser Pappe zu meinen Hauben.“ — Man bemerkte jedoch keinesweges bei ihr: daß sie ihren Ruhm und den Anspruch auf diesen Ruhm mit falscher Bescheidenheit abgelehnt hätte. Sie war im Bewußtseyn ihrer Ueberlegenheit und zuweilen sagte sie von diesem oder jenem Schriftsteller, den man anführte: „Er ist mir nicht ebenbürtig, und wenn wir je mit einander streiten, so soll er hinkend aus dem Kampfe gehn.“ Als sie noch sehr jung war und ihre Kräfte mehr hatte ahnen lassen, als bewiesen, sah ich sie ihre Hoffnungen so hoch steigern, daß ich zweifelte: ob sie dieselben erfüllen werde. Man konnte über gewisse, wenig gangbare Redensarten, die sie sehr unbefangen aussprach, zuweilen erstaunen: „Bei dem Geiste, den ich besitze, bei meinem Talente, bei meinem Rufe“ — solche und ähnliche Worte hörte man zuweilen. Sie erzählte öfters ihren Freunden die Lobsprüche, die man ihr in Briefen gegeben hatte, aber es war eine ungemeine Gutmüthigkeit in ihrer Eigenliebe. Nicht immer war diese Eigenliebe sichtbar, aber wenn sie erschien, sagte

sie ganz offenherzig: Hier bin ich. Ganz unerträglich wird die Eitelkeit, wenn man sie plötzlich statt des Gefühls oder statt würdiger Gesinnung entdeckt; wenn sie sich aber unbefangen darstellt, wie sie ist und nie weder Verachtung, noch Anmaßung zeigt, kann sie nicht die herrschende Regung in einer Seele seyn. — Die Regungen der Eitelkeit waren überdies nur von kurzer Dauer bei Frau von Stael. Lob machte ihr Vergnügen, aber man sah bald einen neuen Blitz des Geistes oder des Gefühls in ihr erglänzen. Einen Beweis, daß ihre Eigenliebe nie etwas Herbes hatte, fand man auch darin: daß, nach ihrer eigenen Aussage, Lobsprüche ihr immer mehr Vergnügen gemacht, als tadelnde Urtheile sie gekränkt haben.

Man hat die Briefe der Frau von Stael sehr gerühmt, weil man darin ein schwaches Bild von ihr wieder fand. Es scheint mir jedoch nicht, als habe sie, wie Frau von Sevigné, ein besonderes Talent für den Briefstyl gehabt, eines jener übernatürlichen Geschenke, die von den Geistesgaben fast unabhängig zu seyn scheinen. Ihre Briefe waren in Feuer und Kraft keinesweges ihrer mündlichen Unterhaltung zu vergleichen; sie offenbarte dabei nur den Geist, den sie sich nicht enthalten konnte zu zeigen. Es herrschte darin ein hoher Zauber des Gefühls, und ein sanfter Anstrich von Traurigkeit, der ihnen ihr Verdienst, aber auch ihre Mängel gab. Sie betrachtete überdies die Briefe nur als unentbehrliche Mittel der Gedanken-Mittheilung, nie aber als schriftstellerische Arbeiten. „Seit ich offen darauf ausgegangen bin“, sagte sie, „durch meine Bücher zur Berühmtheit zu gelangen, habe ich gar keine Sorgfalt mehr auf meine Briefe gewendet.“ — Sie wählte daher nicht selten zum Briefschreiben die Zeit, wo sie in Gesellschaft war, und schrieb, während sie unaufhörlich an der Unterredung Antheil nahm. — Nach den Briefen an ihren Vater sind die merkwürdigsten diejenigen, welche sie an vertraute Freunde schrieb. Ihr langer Briefwechsel mit mir ist ein Schatz aufrichtiger Freundschaft, eine Quelle von Thränen und doch auch von Glück für mein ganzes übriges Leben. Sehr ausgezeichnet waren auch die Briefe, die sie in Augenblicken der Unruhe, des Unwillens oder des Schmerzes schrieb. Von einem mächtigen Gefühle hingerissen, füllte sie dann, ohne es zu wissen, zahlreiche Seiten, wo die herrlichste Beredsamkeit glänzte. — Nicht gleiches Lob will ich den Briefen geben, die Frau von Stael bei einer Regung flüchtiger Begeisterung, oder ohne wahrhaft von irgend einer Regung bewegt zu seyn, schrieb. In solchen Briefen war sie nicht immer von einiger Uebertreibung frei, und man findet hier zuweilen das Talent des Romanschreibers, der den augenblicklichen Eindruck, oder eine eingebildete Voraussetzung benutzt, um Wirkung zu machen und dem Reize blendender Farben nicht widerstehen kann. So führte sie der Anklang einer schwachen, flüchtigen Theilnahme zu idealischen Regungen, und was sie hätte empfinden können, ward ihr Stoff zu Schwärmereien. Sie sagte selber: wenn sie die Feder in der Hand habe, werde ihr Kopf warm, und sie erzählte: wie sie einst in ihrem vierzehnten Jahre, als ihre Mutter ihr aufgetragen, an einen alten Hausfreund zu schreiben, sich so lebhafter und leidenschaftlicher Ausdrücke bedient habe, daß man sie den Brief drei Mal habe wieder anfangen lassen, ehe der Styl so ruhig gewesen sey, daß man den Brief absenden konnte.

Frau von Stael kannte den besten Theil der Literatur Europa's, ohne doch je dem Lernen beträchtliche Zeit gewidmet zu haben. Sie las schnell, ohne oberflächlich zu lesen, und sie hat nie etwas Anziehendes übersehen, noch je Unnützem eine Minute geweiht. Sie urtheilte gleichsam mit ihrem Genie; ein sehr sicheres Gefühl zeigte ihr bald den Geist, die Gesinnung und die geheime Absicht eines Schriftstellers an, und sie benutzte dann diese Kenntniß zur Würdigung des Werkes. Kein Vorzug der Ausführung konnte sie daher mit einem, in sittlicher Hinsicht zweideutigem Zwecke oder Gefühle, oder mit Gedanken-Armuth versöhnen, und immer würdigte sie den Schriftsteller nach seinen Eigenschaften als Mensch. Da der Styl, nach ihrer Ansicht, die eigenthümliche Farbe des Individuums hat, so las sie die fremden Schriftsteller stets in der Ursprache, und sie hatte den Muth, im reiferen Alter die Sprachen zu lernen, worin man sie in ihrer Jugend nicht unterrichtet hatte. Sie legte großen Werth auf diese Studien, da sie fand: daß den Gedanken, wenn man die Sprache wechselt, sich neue Bahnen öffnen. Sprachen lernen und beurtheilen war, nach ihrer Meinung, die heilsamste Geistesübung, und das einzige Mittel, den Geist der Völker kennen zu lernen. Sie führte gern den Ausspruch des alten Dichters Ennius an, der sagte: er habe drei Seelen, weil er drei Sprachen redete. — Eines Tages fragte man sie: welches Buch sie wählen werde, wenn sie verurtheilt sey, nur ein einziges zu besitzen? Sie wollte unter den ernsten Werken mit Bacon sich begnügen, den sie für den unerschöpflichsten Schriftsteller hielt.

(Der Schluß folgt.)

## Ein altes Geschichtchen mit neuer Anwendung.

In den Memoiren der Frau von Epinay findet sich (Theil 1. S. 262) ein Urtheil über Voltaire, dessen Beziehung auf andere rabulistische Schriftsteller so unverkennbar wird und neuerdings eine solche Anwendung erlaubt, daß die Mittheilung vielleicht nicht ohne Interesse ist. — Frau von Epinay, der Prinz ***, Duclos und Saint Lambert speiseten bei der ehemaligen Schau-

spielerin, Demoiselle Quinault. Bei dem Nachtisch wurde ein neues Gedicht von Voltaire gelesen und scharf getadelt. Saint Lambert und der Prinz (so erzählt Frau von E.) waren die Einzigen, die sich des Gedichts und des Verfassers annahmen. Nachdem die Kritik ihren Köcher ausgeleert hatte, wendete sich der Prinz zu Demoiselle Quinault mit der Frage: was sie von Voltaire hielte? Duclos kam der Antwort mit dem Ausruf zuvor: „Voltaire ist ein Spitzbube!“ — „Ich weiß nicht“, so setzte Demoiselle Q. hinzu, „wie weit seine Satyre verletzen kann; so viel aber weiß ich, sein Lob verdient nicht die geringste Achtung.“ — „Wie so?“ fragte St. Lambert; „Niemand lobt feiner und liebenswürdiger als er.“ — „Ja!“ sagte sie; „allein er lobt nie aus Bedürfniß, aus Ueberzeugung, aus Gefühl der Gerechtigkeit; er lobt den B. nur, um sich dem A. gefällig zu erweisen.“ — „Voltaire ist ein sehr schöner Geist!“ rief der Prinz. — „Wohl!“ erwiederte Demoiselle Q.; „aber auch ein sehr boshafter Geist.“ — Jetzt konnte sich Duclos nicht länger halten. „Voltaire“, rief er, „ist ein Mensch ohne Ehre und Treue, er wird es noch so arg treiben: daß er früh oder spät einen Freibeuter (flibustier), der nichts zu verlieren hat, gegen sich bewaffnet; dieser wird ihm den Garaus machen und recht daran thun!“ — Voltaire ist dieser Prophezeihung, die wohl nur aus haßsüchtigem Gemüth kommen konnte, entgangen; aber für Kotzebue z. B. hätte eine ähnliche Voraussagung wohl statt finden können, da sein Talent wie seine Hadersucht den Groll nach allen Seiten hin nährte. Cl.

## B u n t e s.

In einem Gasthause in der Leopoldstadt zu Wien versammelten sich Abends eine Anzahl bemittelter Personen des Bürgerstandes und schmauseten, nach der beliebten Weise der Wiener, ein köstliches Abendbrod. Ein Beamter, der sich nach seiner kleinen Besoldung richten mußte, verzehrte hier um dieselbe Zeit seine kleine Mahlzeit. „Kellner!“ rief ein Uebermüthiger unter Jenen; „gieb mir für sechs Kreuzer eine Beamten-Speise.“ — „Hier ist sie!“ sprach der Beamte kaltblütig, indem er aufstand und dem Prahler eine Ohrfeige gab — „und sogar umsonst!“

Ludwig XIV. sagte oft: „Ich weiß, daß man mir ganz unverschämt schmeichelt; aber in einem Pfund Schmeichelei ist immer eine Unze Wahrheit.“ — Diese unkönigliche Ansicht, welche darthut, daß es jenem Fürsten schon recht war, wenn er vor dem vielen Weihrauch nur wenig Wahrheit entdeckte, möchte es schon allein begründen, wenn Jemand auf die schamlose Preisfrage der französischen Akademie: „Welches ist die größte Tugend Ludwig des Großen?“ — sehr naiv antwortete: „Die erste, die man in ihm entdecken kann!“ — Edle Fürsten, welche des Menschen Herz kennen, werden obigen Spruch gern also ändern: „Eine Unze Schmeichelei verdirbt ein Pfund Wahrheit!“

Manchem Staatsdiener und manchem literarischen Klopffechter möchte man jetzt oft zurufen: „Verläumdung ist ein Erwerbzweig, der anfangs vielleicht einigen Gewinnst, später aber viel Schande einbringt.“

Von Frau von Stael erzählt man folgende Anekdote: Ihre Tochter, die Baronesse de Broglie, war eine seltene Schönheit; der Fürst Talleyrand fand dies auch und über die schöne Tochter vergaß er oft, der geistreichen Mutter Aufmerksamkeiten zu erweisen. Diese wollte ihn strafen. Bei einer Wasserfahrt fragte sie ihn: „Wenn jetzt in einem Sturme das Schiff scheiterte, wen von uns, Prinz, würden Sie zuerst retten, mich oder meine Tochter?“ — „Madam!“ entgegnete Talleyrand rasch, „bei so vielen Talenten und Kenntnissen, die Sie haben, wäre es eine Beleidigung, wenn ich nicht annehmen wollte: daß Sie auch schwimmen können; ich würde es also für meine Pflicht halten, die Baronesse zuerst zu retten.“

Ein neuer Kritiker hat vor Kurzem den Gesang der Nachtigall mit Worten, wenigstens mit Tönen ausgedrückt; dabei aber vergessen, sich (oder überhaupt) zu erinnern: daß Dupont de Nemours, in einer französischen Dissertation, auf den seltsamen Einfall gerathen ist: dem Liede der Nachtigall das menschliche A B C unter zu legen. Th. Laurin.

## A n k l ä n g e.

8.

Ist der Tod das Ziel auf Erden,
Ist er auch der Zweck des Lebens;
Drum gleich sündlich wie vergebens
Ist's, um Tod sich arg geberden:
Wünschet lieber, daß Beschwerden
Und der irre Pfad des Lebens
Schneller euch begreiflich werden:
Denn ist Tod das Ziel auf Erden,
Ist er auch der Zweck des Lebens.

9.

Das Glück ist blind! — dies magst du recht verstehen:
Es kann nicht dich, darum mußt du es sehen,
Und klug und sorgsam ihm entgegen gehen.

10.

Mensch, du mußt in allem Streben,
Willst den Sinn du richtig lenken,
Nicht den Anfang nur vom Leben,
Auch das Ende stets bedenken:
Jeder Anfang macht sich leicht,
Doch ein Ziel ist schwer erreicht.

11.

Verkennet dich ein Biedermann,
So such' ihn zu belehren;
Greift dich ein Edler feindlich an,
Gewinn' ihn im Entwehren;
Doch plaget dich ein tück'scher Wicht,
So geh' d'rauf los und schone nicht
Sein freventlich Verkehren. Ed. Rolle.

## Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

Berlin. Nach zweimaliger nicht in Erfüllung gegangener Ankündigung wurde am 20sten Januar, als Folge einer dritten Ankündigung, zum ersten Mal gegeben: „Die Hintertreppe oder die Gunst der Kleinen", Lustspiel in einem Akt, frei nach dem Französischen von J. v. Plötz. Ob der Uebersetzer so heißt, oder ob er, bei der Anfrage über die Gunst des Publikums, sich vielleicht der Hintertreppe der Pseudonymität bediente, weiß ich nicht; der Verfasser aber wußte die Gunst der Kleinen pikant und treffend zu schildern. Treffend sage ich nämlich laut Hörensagen, denn das Stück spielt eigentlich in Paris, wurde aber recht frei übersetzt. Jeder ehrliche Mann wird sich gewiß vor allen eigenen Erfahrungen in solchen Vorzimmern und besonders auch vor solchen Aemtern und Würden hüten, die nicht anders zu erwerben sind, als durch Bestechungen vom Portier an bis zum Secretair, der endlich die Gnade hat, einen Posten zu ertheilen, ohne daß der Minister eher etwas davon erfährt, als bis er unterzeichnet, was er nicht liest. Das Stück spielt eigentlich in Paris, wurde hier aber sehr verstanden. Der Inhalt ist dieser: Ein Sollizitant kann seine Rosa nicht eher heirathen, bis er eine Anstellung hat; er denkt auf geradem Wege seinen Zweck zu erreichen, läuft drei Monate hindurch nach einer Unter-Inspektor-Stelle einen Tag um den andern zum Minister, wird einen Tag um den andern von den Dienern grob behandelt und hat in dieser Zeit doch das Glück gehabt, die Excellenz im Vorbeigehen auf der Treppe zu sehen. In seinem Jammer erkennt ihn Alerte, Friseur von ein Paar Domestiken des Ministers, als seinen alten Freund, und räth ihm nun zur Hintertreppe, deren Stufen sind: der Portier, der Jäger, der Kammerdiener, das Kammermädchen und der Secretair. Der Portier empfängt Geld; der Jäger ein Frühstück; der Kammerdiener ißt und trinkt frei mit und bekommt, weil er wieder eine Stufe höher steht, noch ein Sümmchen dazu; das Kammermädchen acquirirt die neueste Modehaube; sie vermag Alles über den Secretair und dieser wird auch noch besonders durch Rosa's schöne Augen dahin vermocht: daß der Sollizitant sogar — Ober-Inspektor wird. Ein anderer Sollizitant hat es mit Empfehlungen von Herzogen, Grafen, Generalen und Fürstinnen versucht, wird aber abgewiesen und die Gunst der Kleinen bewährt sich. Das Stück spielt eigentlich in Paris, wurde hier aber sehr applaudirt. — In der Darstellung zeichneten sich aus Hr. Stich (Alerte), Hr. Devrient (Secretair) und Bettine (Mad. Esperstädt); die übrigen Rollen sind zum Theil sehr unbedeutend, wie es nicht anders seyn kann bei einem Lustspiel, worin sich mehr Witz im Plane als in der Ausführung zeigt. Dennoch — selbst auch nach der Bemerkung: daß man sehr an „Herr L'Espérance oder die Kunst, Stellen zu erlangen" erinnert wird — verdient die Kleinigkeit eine öftere Darstellung. Die Einfachheit und eine Entwickelung, die gar weniger Mittel sich bedient, entschädigen den Betrachtenden für die derberen Theater-Effekte in jenem Stück. S—h.

Eine amerikanische Zeitung erzählt: der Kaiser von China sey neulich durch einen heftigen Sturmwind so in Schrecken gesetzt worden, daß er seinen Sterndeutern den Vorwurf machte: warum sie das nicht im Kalender vorher gesagt hätten? Sie erklärten am Ende: „dieser Sturm sey durch die plötzliche Absetzung des Favorit-Ministers entstanden." Diese Antwort wollte jedoch Sr. Majestät nicht behagen, und er befahl eine andere Deutung, welche ihm auch gegeben werden mußte. (Independ.) Das ist doch gewiß Souverainetät!

Ein Schneider zu Paris, der sich Blondel nennt, hat diesen berühmten Retter des Richard Löwenherz, in Ritterkleidung, als Aushängeschild gewählt, in dem Augenblick: da er das Schloß bestürmt, um seinen König zu befreien. Erwähnter Schneider behauptet nämlich: er selbst stamme von jenem Blondel ab, und er stelle hier seinen Ahnen dar. Darüber hat er sich aber einen „ritterlichen Prozeß" veranlaßt, denn ein Tuchfabrikant ist derselben Meinung von sich, behauptet: Jener sey nicht mit ihm eines Bluts, und besteht darauf: daß der Schneider das Schild wieder weg nehme. (Journ. d. Par.) „O weh, o weh, die Narrethey, versucht sich doch an Allerlei!"

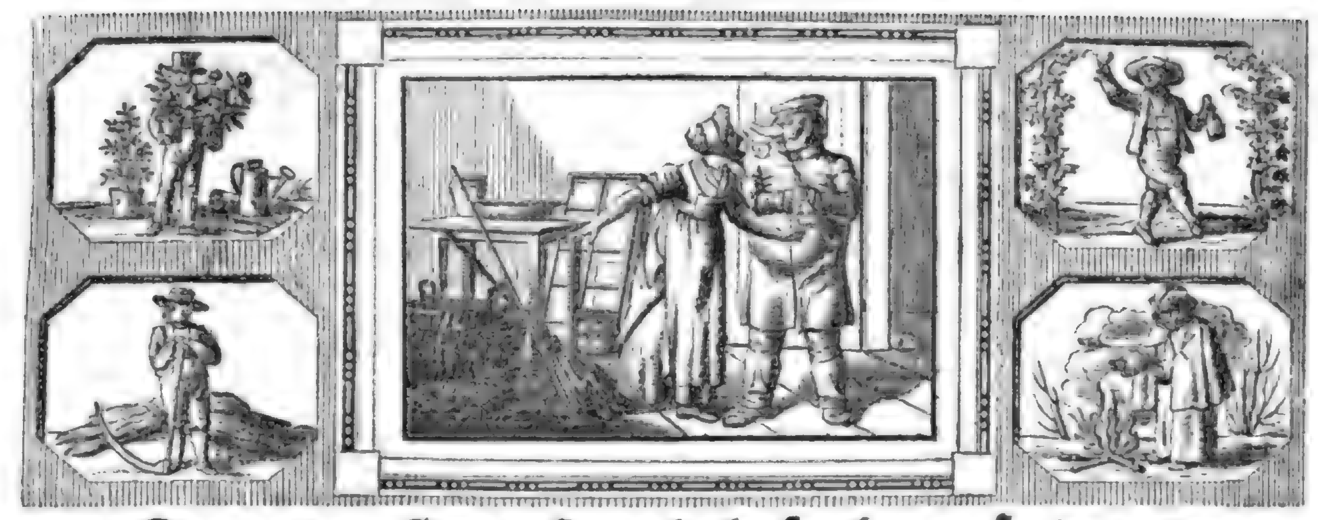
Nach dem neueren medizinischen Verfahren ist der Bedarf der Blutigel so gestiegen: daß man im Jahr 1819 allein für die Civil-Krankenhäuser deren über 400,000 verbraucht hat; für ganz Paris kann man diese Summe vollkommen verdreifachen, so daß man den Bedarf an Blutigeln jetzt mit 120,000 Franken bezahlen muß. — Und dennoch — wie viel Gutes haben diese Thiere nicht befördert, wie viel Menschen geheilt und am Leben erhalten, in Vergleich mit der Menge zweibeiniger Blutigel, die ihrem Vaterlande Millionen kosten, ohne einem Andern Gutes zu thun, als sich selbst!! (Constitut.)

Von einem Hrn. Huet, 113 Jahr alt, wurde in einigen französischen Zeitungen gesagt: er sey gestorben. Jetzt macht er selbst bekannt: daß er noch ganz kräftig sey und sogar einige der Journale, die ihn vor der Zeit ums Leben gebracht, zu überleben gedenke! (Independ.)

In der Gemeinde Aubepierre gingen unlängst ein Paar Freunde an Feldern vorüber; sie sahen einen todten Hund liegen und der Eine will ihn mit dem Fuße bei Seite stoßen, als sogleich zwei Flintenschüsse auf ihn und seinen Begleiter los gehen, von denen der eine dem zunächst Stehenden das Bein zerschmetterte und der andere dem Begleiter den Arm verwundete. Es war eine Wolfs-Batterie. (Journ. d. Par.) Wahrscheinlich fürchtet man: die Wölfe möchten auch lesen können, sonst würde die Polizei bei dergleichen Vorrichtungen wohl an einer Tafel die Bekanntmachung besorgen und hinstellen lassen.

Zu Grenoble starben unlängst drei Individuen eines plötzlichen Todes. Man anatomirte sie und fand bei allen Dreien eine chronische Herzbeschwerde. Die Eingänge zu den Herzkammern waren verknorpelt, mithin der Blutlauf gehemmt; Alles verrieth Anlage zu heftigem Zorn und heftigen Leidenschaften! Zufällig waren alle Drei Ultras! (Independ.)

Zu Paris giebt es jetzt ein „Boston der Flora". Das Spiel stellt auf seinen Tafeln alle Geschlechte und Gattungen der Blumen dar, so daß, wenn man dies Spiel übt, man zugleich die Pflanzenkunde studirt. (Constitut.)




# Der Gesellschafter
oder
# Blätter für Geist und Herz.

1820. Montag den 31. Januar. 18tes Blatt.


## Dänische Volks-Sagen.

Nach der Sammlung von J. M. Thiele übersetzt.

**Olger Danske.** (Mündliche Ueberlieferung.)

Mehrmals hörte man Waffengetöse unter der Festung Kronburg. Niemand wußte hierüber etwas zu berichten; doch war auch nicht ein Einziger im ganzen Lande, der sich erdreistet hätte, zu den untersten Gängen hinab zu steigen. Da wurde einem Sklaven, der das Leben verwirkt hatte, die Bedingung gemacht: daß er frei und die Strafe ihm erlassen seyn solle, wenn er so tief, als der Gang führte, hinab steigen und Bericht von dem, was er vorfinde, bringen könnte. Er stieg hinab und kam endlich an eine eiserne Thür, die sich von selbst öffnete, als er anklopfte; und nun erblickte er ein großes Gewölbe. In der Mitte hing eine beinahe ausgebrannte Lampe und unter derselben stand ein sehr großer steinerner Tisch, um welchen geharnischte Männer saßen, die ihre Köpfe auf kreuzweise gelegte Arme stützten. Nun stand der auf, der am Ende des Tisches saß. Es war Olger, der Däne. Indem er aber den Kopf von seinem Arm empor hob, zerspaltete der ganze Tisch, denn sein Bart war hinein gewachsen. „Reiche mir Deine Hand!“ sagte er zum Sklaven; allein dieser wagte es nicht, sondern reichte ihm dafür eine eiserne Stange, die Olger so zusammen drückte, daß es merklich war. Zuletzt entließ er ihn mit den Worten: „Nun, es freut mich, daß es noch Männer in Dänemark giebt!“ — Andere erzählen, daß Olger sagte, als der Sklave herein trat: „Grüße Deinen König, und wenn es Zeit ist, werden wir wohl von selbst kommen!“ — Noch Andere erzählen, daß er sprach: „Sag' Deinem Herrn: daß wir kommen, wenn nicht mehr Männer in Dänemark sind, als in einem Tonnenband Platz haben!“ —

**Der Pilgrimstein.** (Mündliche Ueberlieferung.)

Auf Möen, im Kirchspiel Phanefiord, wohnte einmal ein mächtiger Ritter, Herr Truels, der mit seiner Ehefrau, Frau Mettelil, viele Kinder hatte; Räuber aber entführten seine drei Söhne, so daß ihm nur drei Töchter übrig blieben. An einem Sonntags-Morgen weckte Frau Mettelil ihre Töchter und sagte: „Steht auf, ihr habt schon die Frühpredigt versäumt!“ — worauf sie antworteten: „Wir wollen nun um so länger bei dem Vormittags-Gottesdienst bleiben!“ — Die Mutter flocht ihre Haare, zog ihnen ihre Sonntags-Kleider an und sie gingen zur Kirche nach Horbelöf auf Falster; denn zu der Zeit war das Wasser zwischen Möen und Falster so schmal, daß man darüber hinweg springen konnte. Als sie aber zu dem Tostrupper Gehölz kamen, begegneten ihnen drei Räuber und sagten zu den Jungfrauen: „Wollet ihr Weiber der Räuber werden oder euer junges Leben missen?“ — Sie gaben den Räubern zur Antwort: „Wir wollen nicht die Weiber der drei Räuber werden, noch weniger wollen wir unser junges Leben missen!“ — Da tödteten die zwei Räuber sie, ungeachtet der dritte abrieth; sie begruben dann die Leichen der drei Jungfrauen und legten ihre Kleidungsstücke und Kostbarkeiten in Säcke. So kamen sie spät, Jeder mit seinem Sack, zu Herrn Truels, nah-

men Platz am Tische und stellten ihre Säcke abseiten. Sie fingen an zu trinken und tranken Herrn Truels so zu, daß er zu Bette gehen mußte. Nun wünschte Frau Mettelil zu sehen: was sie in ihren Säcken hätten? Da sie nun mit Schrecken die Kleider ihrer Töchter sah, ging sie hin und weckte Herrn Truels und alle seine Leute. Die Räuber wurden gefangen genommen, und nun gestanden sie Herrn Truels: daß sie von edler Herkunft wären; da sie aber einmal zur Schule gingen, hätten Waldräuber sie entführt. Gleich erkannte nun Herr Truels in ihnen seine eigenen Söhne und gab ihnen den Rath: daß sie ins heilige Land ziehen sollten, um ihr Verbrechen zu büßen. Die beiden Aeltesten aber, welche die größte Schuld hatten, wollten Leben für Leben lassen; der Jüngste dagegen machte eine Pilgerfahrt. Oestlich von der Horbelöfs Kirche sieht man noch die Anhöhe, auf welcher die Belden auf das Rad gelegt wurden. Der Dritte kam nach mehreren Jahren zurück, lebte lange Zeit in der Gegend und büßte für seine Sünden; und als er starb, wurde sein Körper auf dem Felde an der Stelle begraben, wo der Pilgrimsstein liegt. Auch sieht man noch Spuren von Herrn Truels Schloß und Burggraben.

**Thyres Höhle.** (Mündliche Ueberlieferung.)

Nahe bei einem Arm des Issefiords geht der Weg durch das Borreveiler Holz, wo man noch die sogenannte Thyres Höhle sieht. Thyre Bolöze war ein altes Räuberweib, die durch ihren Sohn Mutter von eilf andern Söhnen war. Diese zwölf Räuber hatten ihren Aufenthalt unter der Erde, und durch einige Schnüre, die über den Weg gespannt und an denen Glocken befestigt waren, wurden sie davon unterrichtet, sobald Reisende durch das Holz kamen. Gewöhnlich saß dann Thyre Bolöze am Eingang und rauchte aus einer kurzen irdenen Pfeife; bisweilen ging sie im Walde umher, und wenn ihr Jemand begegnete, pflegte sie ihn so an zu reden: „Man sagt freilich, daß es in diesem Holze Räuber giebt; allein es sind, der Teufel hole mich, Lügen!“ — Einmal kam sie so zu einem Kerl, der ging dreist zu, und sie fragte ihn: „Kannst Du Feuer schlagen für meine Pfeife?“ — Obwohl er sie kannte, verlor er doch nicht den Muth, sondern versprach es ihr, und sie setzte sich nun ruhig auf einen Baumstamm. Da sie nun so ganz sicher saß, nahm er einen spitzen Stab und trieb ihn mit einem Schlag durch ihre Kleider in den Boden, so daß sie fest saß. Hurtig zog sie nun eine Pfeife hervor, ihren Söhnen ein Zeichen zu geben; der Kerl aber band ihre Hände, eilte nach Lindholm und kam mit einem Theil Bauern zurück, die mit Heugabeln bewaffnet waren. Sie zogen nun einen Kreis um den Eingang, und der Kerl nahm die Pfeife und pfiff, worauf alle zwölf Söhne, Einer nach dem Andern, hervor schlichen und gefangen nach Roschild abgeführt wurden. Die Höhle wurde durchsucht, und man fand fünf und zwanzig Last geraubtes Gut. Thyre und die eilf Söhne wurden zum Tode verurtheilt; den zwölften aber, der nur funfzehn Jahr alt war, hatte man begnadigt; weil er aber hartnäckig darauf bestand, mit den Andern sterben zu wollen, wurden sie Alle im Borreveiler Holz, gerade vor Thyres Höhle, hingerichtet.

Fr. Lenburg.

## Ueber die Lebensweise der Frau von Stael.

(Schluß.)

Im Gebiete der schönen Literatur sah Frau von Stael nur auf Wirkung. Die besiegte Schwierigkeit galt ihr nichts, sie mußte Schönheit finden; aber jede Schönheit rührte sie. Ungemein empfänglich für den Zauber der Töne, wiederholte sie mit Entzücken wohllautende Wörter und Sätze; einige lyrische Strophen gaben ihr ein Vergnügen, das ganz unabhängig von der Bedeutung derselben war, und wenn sie solche Stellen pomphaft gesprochen hatte, sagte sie: „Das ist Poesie! Was mir darin gefällt, ist: daß ich keine Idee darin finde.“ Sie spöttelte in solchen Fällen sehr anmuthig über sich selbst, und sagte: sie habe nie ohne Thränen den Vers hören können:

„Votre nom? — Moncassin. — Votre pays? — La France!“

So war das Vergnügen, welches sie in der Literatur und selbst unter den Menschen fand, für sie etwas ganz anderes, als für andere Menschen; es war Rührung, es war, wenn man so sagen darf, Talent in Allem, was sie fühlte. — In der Literatur aber entzückte sie nichts so sehr, als Werke der Einbildungskraft. Die Eindrücke, die sie davon erhielt, waren ungemein lebhaft, und unaufhörlich sprach sie von einer neuen Entdeckung, die sie hier gemacht hatte. Es war ihr ein Bedürfniß, allen ihren Freunden die Stellen zu zeigen, die sie am meisten angeregt hatten; und ihre Freude wurde für alle ihre Umgebungen wichtig. René, die Episode von Velleda in den „Märtyrern“ von Chateaubriand, die Beerdigung im „Antiquar“ *) und die ersten Gedichte vom Lord Byron erweckten ihr eine unaussprechliche Rührung und gaben ihr auf einige Zeit neues Leben. — Jene rege Empfänglichkeit verlieh ihr in der Literatur ein sehr sicheres Gefühl, weil sie überzeugt war: daß nichts wahre Schönheit habe, was sie nicht rühre. „Das ist gut!“ sagte sie zuweilen von gewissen Stücken; „aber es ist nicht ergreifend, es ist nicht eindringlich. Man kann mir glauben, wenn ich Bemerkungen über die Wirkung mache, denn ich bin durch die Einbildungskraft ein Volk.“

Unter den schönen Künsten, die für Frau von Stael durch Gewohnheit Bedürfniß waren, stand die Tonkunst

*) „The Antiquary“, ein Roman vom Verfasser des „Waverley“.

oben an; aber nicht alle Musik gefiel ihr. Nur Gesänge, deren Rhythmus und Melodie bezeichnend waren, machten Eindruck auf sie. Die gelehrte, geistreiche Musik sagte ihr nichts, und als ich gegen sie die Bemerkung machte: daß gewisse, lebhaft anziehende und originelle Stücke, wie man sie so häufig bei Haydn findet, auf uns ungefähr eben so wie Geist wirken, antwortete sie: „Ich wollte doch, dieser Geist wäre gesprochen". Alles, was sie nicht rührte, machte sie unmuthig, wie eine getäuschte Hoffnung; aber ihre Entzückungen waren zuweilen auch unbegreiflich. Ich sah sie in Thränen zerfließen, als sie die Romanze der Maria Stuart von Blas-Instrumenten hörte, und da lebhafte Eindrücke ihre Schöpferkraft aufregten, so empfing sie, während sie rührenden oder erhabenen Melodieen zuhörte, gleichsam von oben herab die Gedanken zu ihren schönsten Dichtungen.

Unter allen gesellschaftlichen Unterhaltungen jedoch war keine so anziehend für Frau von Stael, als die Schaubühne; aber ohne von dem Genusse zu reden, den einer Frau von so lebendigem Gefühle und so reger Einbildungskraft die Vorstellung der dramatischen Meisterstücke durch die größten Künstler gab, will ich nur des Vergnügens erwähnen, welches sie als Schauspielerin in der kleinen Gesellschaft von Freunden fand, die sie selber gebildet hatte. Besonders im Trauerspiele auf zu treten, eine Göttersprache redend, tiefe Gefühle auf zu regen, sich mit den Gefühlen einer zahlreichen Versammlung dergestalt in Einklang zu setzen: daß ein Blick, eine Geberde, eine Biegung der Stimme in alle Herzen dringen, war, nach Frau von Stael, eine Entwickelung des Daseyns, ein hoher und sympathetischer Genuß, den nichts zu beschreiben vermag. — Sie brachte allerdings eine große Wirkung hervor. Die Begeisterung, wovon sie ergriffen war, verlieh ihren Gesichtszügen einen auffallenden und erhabenen Ausdruck; ihre blendend weißen Arme, ihre edlen und anmuthigen Geberden, ihre malerischen Stellungen und besonders ihr Blick, der bald finster, durchdringend, entflammt und immer natürlich war, gaben ihrer ganzen Gestalt eine Schönheit, die mit der Kunst in Beziehung stand und so war, wie der tragische Dichter sie gewählt haben würde. Ihre wohllautende und biegsame Stimme füllte den Saal und nie wurde die Aufmerksamkeit der Zuschauer kräftiger gefesselt. — Sie hatte allerdings nicht ein wahres Künstler-Talent, aber ihr Spiel war geistreich und rührend im höchsten Grade; sie lockte viele Thränen hervor und die Wahrheit ihres Ausdruckes bewegte das Herz in seinen Tiefen. Alle Mitspieler wurden durch sie begeistert, ein aus etwas verschiedenartigen Bestandtheilen bestehender Verein kam durch ihren Einfluß in Einklang, und wie sie bei der Unterredung aus allen Mitsprechenden geistreiche Menschen machte, so verwandelte sie auf der Bühne alle ihre Freunde in Helden. — Ihre Deklamation war das Werk der Eingebung des Augenblicks, ihr Spiel wechselte daher von einer Vorstellung zur andern. Da sie, wenn man die Wirkung voraus sah, ziemlich leicht in ihrem Spiele sank, so gefiel es ihr, die Erwartung abwechselnd zu täuschen und zu übertreffen. So stellte sie berühmte Worte, welche man als einen Prüfstein des Talents betrachtet, oft in Schatten, und hob dann einen andern früher weniger beachteten Ausdruck so glänzend hervor, daß er erhaben erschien. In jedem Augenblick von dem Herkommen abweichend, fand sie das Mittel, mit hoher Eigenthümlichkeit dar zu stellen, was Jedermann auswendig weiß. S — r.

## Aufrichtigkeiten.

Der bisher so gefeierte Lord Byron wird jetzt gewaltig angegriffen wegen seines neuesten Gedichts „Don Juan", welches, laut den englischen Berichten, die in Deutschland wiederhallen, von der tiefsten Unmoralität zeugt. Kurios ist aber dabei nur das Verwundern der Leute, die es nun erst zu begreifen anfangen: daß Sinnlichkeit die Flamme war und ist, welche Byrons dichterische Gemälde durchströmt, wie sie denn auch in Deutschland die Fackel geworden ist, mit der die deutschen Dichter die Pforte des Ruhmes jetzt am leichtesten finden.

In der ersten Nummer vom „Morgenblatt" 1820 ist ein Gedicht von Gustav Schwab „Zum neuen Jahr" abgedruckt, welches also schließt:

Bei Allen, die im Lande wohnen,
Sey es in diesem Jahre Licht,
Licht in den Hütten, auf den Thronen,
Hinauf, o Wunsch, und säume nicht!

Wir wünschen, daß für jedes Ministerium des Kultus und jedes Censur-Kollegium der allerhöchste Auftrag zur Erfüllung dieses Wunsches recht eilend zurück kommen möge.

Von der bekannten, in geziemender Ehrerbietigkeit geschriebenen kleinen Schrift: „Sr. Königl. Majestät Friedrich Wilhelm dem Dritten bei der Thronbesteigung allerunterthänigst überreicht (am 16. November 1797) von Friedrich von Gentz" ist ein neuer wörtlicher Abdruck erschienen (Leipzig, in Commission bei Brockhaus). In diesem Schreiben wird zuerst der Einfluß der Mystik und Geisterseherei, ferner der Einfluß der Günstlinge und der Intoleranz tadelnd geschildert, und dann zu Gunsten der Preßfreiheit so viel Treffendes gesagt, daß dem zeitherigen Uebungs-Spiel des Verfassers: sich selbst zu widerlegen, bei weitem nicht so viel Kräftigkeit und Klarheit zugesprochen werden kann. Fr. Wendel.

## Der Arzt und seine Tochter.

Trotz der Weisheit, die Er bekundet,
Heilt Er minder, als Sie verwundet. Haug.

## Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

München. Von unserem Theater ist, wie gewöhnlich, nicht viel Neues, und von dem Neuen nicht viel Erfreuliches zu sagen. Im großen Hof-Theater sahen wir im Monat Dezember das „Vogelschießen" von Clauren. Man merkt dem Stücke an: daß es nach einer Erzählung gearbeitet ist. Hier machte es weniger Effekt, als es wahrscheinlich auf jedem guten Theater Norddeutschlands machen muß. Zuerst weiß man hier gar nicht, was dort ein Vogelschießen ist und wie es mit seiner Furcht, Freude, Hoffnung und Ehre ins Leben eingreift, und für das ganze Jahr ein Richt- und Augenpunkt ist. Dann ward in der Aufführung Manches verfehlt; die eigentlichen Schützen-Scenen, wenigstens das Militairische daran, hob Hr. Vespermann glücklich hervor. — Demois. Pfeiffer erfreute uns durch ihr gutes Spiel als „Jungfrau von Orleans", das wir dem der Mad. Miedke aus Stuttgart, welche diese Rolle bei uns als Gast gab, vor zu ziehen gute Ursache haben. Wenn wir unser Lob im Allgemeinen äußern, wird es uns nicht verdacht werden, daß wir unserer Künstlerin für diese Rolle in manchen Momenten etwas mehr Zartheit und hirtenhafte Mädchenartigkeit wünschen; bei den Scenen, wo die Kraft an ihrer rechten Stelle ist, läßt Demois. Pfeiffer der Kritik wenig zu wünschen übrig. Bei aller Sorge für die Comparserie in diesem Glanz- und Spektakel-Stück hoffen wir für die Schauspieler und das Publikum eine bessere Polizei auf der Scene, damit vor dem Lärmen der Statisten die Schauspieler vernommen werden können. Hrn. Stenzsch vermißten wir als König sehr. — Unsere deutsche Oper gab einiges Vorzügliche. In „Gulistan", wo uns die Musik von d'Alayrac erfreute, sahen wir mit Vergnügen Hrn. Löhle, der nicht allein seine gute Tenorstimme hören ließ, sondern auch hübsch spielte. Die Dekorationen waren vortreflich. Der Demois. Bessel, die eine angenehme Sopranstimme hat, empfehlen wir wiederholt Studium und Richtigkeit im Gesange, da ihr beides fehlt. — In der Wiederholung des „Rothkäppchens", von Boyeldieu, riß uns abermals unsere Demoiselle Metzger durch Gesang und Spiel zu ausgelassenem Beifall hin. Ihre schöne Bruststimme entfaltet sich immer herrlicher. An diesem Tage machte sie uns die schönen Dekorationen und Maschinerieen fast vergessen. — In der „Schweizerfamilie" sang Mad. Beutler zum ersten Mal als „Emmeline"; ihr Gesang war weniger eingeübt, als man von der Anfängerin erwartet hatte, aber sie genügte nur durch ihre hohen Töne, die rein und angenehm sind. Zum ersten Mal konnte man in dem neuen Hof-Theater einige Pfeifen hören, die wohl nur der Partheigeist ertönen ließ. Sie überstimmten aber nicht den großen Beifall, der sich ihnen zum Trotz erhob, und in welchem man die Sängerin am Ende hervor rief. Hr. Mittermaier sang weniger gut, als wir es von ihm gewohnt sind. — Die italienische Hof-Oper konnte im Monat Dezember, wegen verschiedener Unpäßlichkeiten, nur wenige Vorstellungen geben. Wir sahen „Agnese" von Paer, „Clotilde" von Coccia, „Il Turco in Italia" von Rossini und „Le cantatrici villane" von Fioravanti. Da Demoiselle Schiasetti leider noch krank ist, so war es dem Buffon, Hrn. Zamboni, und der Prima Donna, Mad. Festa, überlassen, in diesen Opern vor uns zu erscheinen. Hr. Zamboni zeigte überall sein schönes Talent als Buffo nobile; am meisten in „Agnese" bei dem Wahnsinn, den er mit Schönheit und Würde darstellte, und in der „cantatrici villane" als Kapellmeister; am wenigsten in „Il Turco in Italia", wo er sein Spiel übertrieb. Mad. Festa konnte zwar nicht mehr durch eine verlorene und sich täglich mehr verlierende Stimme imponiren; sie zeigte aber ein gedachtes, anstandvolles Spiel, das sich jedoch viel mehr in das Sentimentale, als in das Komische findet. Hr. Rubini sang einmal gut, gewöhnlich aber recht mittelmäßig; er hat zwar eine schöne Stimme, aber wenig Methode. Hrn. Sartini mußten wir für Gesang und Spiel sein Lob ertheilen, so oft wir ihn sahen; er ist unser Buffo ignobile. Herrn Vecchi's Tenor wurde täglich unhörbarer und feiner, so daß wir bald nur noch die treffliche Manier davon vernehmen werden; sie allein muß auch sein steifes Spiel vergessen machen. — Im Hof-Theater am Isarthor sahen wir auch in diesem Monat die Springerliaden, Staberliaden und Paurerliaden nicht, weil der Direktor, Herr Carl, auf einer Kunstreise abwesend ist. Die Münchner sehnen sich nach seiner Rückkehr. Das Neue, was da erschien, machte kein Glück; so wenig „die Brüder", von La Motte Fouqué, als „der Liebe Prüfung", von Wilhelm, wiewohl in beiden Stücken das bestehende Flitterwesen: die Glockenklänge, Ritter, Vehmgerichte, Nonnen, unterirrdische Hallen, Kloster, Pilgrimme, Verkleidungen, Todtenglocken, Aufzüge, Thron-Scenen, Kirchen u. s. w. nicht gespart sind. Das wirkt nicht mehr auf unsere abgenutzten Nerven; dahin haben es die Theater-Direktionen gebracht. Doch gelang es auch nicht, das Publikum durch das Gegentheil zu gewinnen. Hrn. Urban's Bearbeitung von Kotzebue's „Vielwisser" ist nicht glücklich gedacht, und der „Vielwisser", den der Verfasser selbst gab, streifte durch sein Spiel zu nahe an den „Schwätzer" hin, als daß der Charakter als rein gezeichnet angesehen werden dürfte.

— * —

Der erste Marmorblock des in den Pyrenäen entdeckten Marmors ward unter Heinrich II. nach Paris gebracht. Folgende alte Skizze enthält das Nähere darüber: „Es war einmal zu Toulouse ein unwissender Advokat, der von einer Meierei aus, welche er in den pyrenäischen Gebirgen besaß, dem König Heinrich II. Marmor bringen ließ. Der König sagte: er möchte sich etwas dafür erbitten, und er forderte eine Rathsstelle. „Weiter nichts?" meinte der König, und ließ ihm sogleich die nöthigen Anordnungen darüber ausstellen. Er kam damit nach Toulouse, ward examinirt und unwissend befunden. Er beklagte sich deshalb bei dem König und dieser bestimmte: er solle vor allen Parlaments-Hofräthen seinen Sitz haben, und gab ihm zugleich neue Briefe zu der Stelle als maitre de requête. Als er hier auch examinirt wurde, konnte er wieder nichts antworten, und die Collegen meinten: er dürfe nicht unter ihnen sitzen, weil er auf nichts zu antworten wisse. Der Kanzler aber erwiederte: „An nescitis, esse marmoreum?" (Wißt ihr nicht, daß er von Marmor ist?) Er hieß seit der Zeit immer der „marmorne Requetenmeister". (Gaz. d. Fr.)

Paris. Neulich kündigte Jemand an: er werde einen Cursus der Beredsamkeit halten in der rue des mauvaises Paroles (Straße der bösen Reden). (Independ.)




# Der Gesellschafter
oder
# Blätter für Geist und Herz.

1820. Mittwoch den 2. Februar. 19tes Blatt.


## Heimkehr.

Von W. A. Lindau.

(Zur Monats-Vignette.)

Es war wieder lebendig in der Burg des Freiherrn von Horst. Die Landleute sahen seit einigen Tagen, wenn sie spät vom Felde heim kehrten, die hohen Fenster des Schlosses erleuchtet, das seit so vielen Jahren einsam und dunkel aus einem dichten Buchenwalde am Ufer des Mains hervor geragt hatte und selbst aus dem halb zertrümmerten Thurm an der östlichen Ecke schienen die Dohlen entfliehen zu wollen, seit man nach der unerwarteten Rückkehr des Burgherrn — der zuletzt unter Eugen von Savoyen bei Mohacz *) tapfer gegen die Türken gefochten und darauf in Italien sich aufgehalten hatte — die verödete Kapelle wieder ein zu richten begann. Durch die weiten Forste schallte auch schon das Hifhorn und munteres Hundegebell, und man meinte: es möchte wohl noch einmal die Zeit des alten Freiherrn zurück kommen, der ein so lustiger Waidmann gewesen war.

Der Burgherr hatte wieder eine große Jagd angeordnet. Stattlich erschien er auf einem blendend weißen Rosse, in einem grünen, goldbesetzten Kleide, mit einer Reiherfeder auf dem Hute, und hielt mit edlem Anstand auf der Faust einen der beiden Falken, die er mit aus Ungarn gebracht hatte. Den andern Falken trug ein Jüngling, der bald an des Freiherrn Seite, bald hinter ihm ritt, und in dessen Zügen das Feuer einer südlichen Natur glühte. Im Schlosse erzählte man sich heimlich: der junge Mann, dem der Freiherr auffallende Beweise seiner Gunst gab, sey sein Sohn, den er bei seinem ersten Aufenthalte in Italien erzeugt habe, wiewohl des Burgherrn vertrauter Diener versicherte: sein Gebieter sey dem jungen Manne in Italien für einen wichtigen Dienst verbindlich worden, und dieser habe denselben begleitet, um durch Deutschland nach Frankreich zu reisen, wo er eine Zeit lang seine Kunst aus zu üben denke. Man konnte dies auch für wahrscheinlich halten, da der Jüngling fast immer mit Kunst-Arbeiten beschäftigt war; dennoch wollte jene Meinung, die den Reiz des Geheimnißvollen hatte, sich nicht verlieren. — Horst unterhielt sich heute wenig mit dem Jüngling, als sie neben einander aus dem Schloßhof ritten. Ein stiller Ernst lag in seinen Zügen, in welchen deutlich des Lebens Sorgen und Mühen oder schmerzliche Erfahrungen sich aussprachen. Zuweilen hielt er still am Wege, wo manche Gegenstände ihm Erinnerungen aus der Jugendzeit erwecken mochten: hier ein Waldborn, der in einfacher Steinumfassung, von dichtem Gebüsch überwölbt, dem Jäger und dem müden Wanderer Erfrischung bot; dort weiter hinauf ein hölzernes Kreuz, das an den bemoosten Stamm einer alten Eiche gelehnt war.

„Hier war es“ — sprach ein ältlicher Jäger, der hinter dem Freiherrn ritt, zu seinem Nachbar — „wo ein wackerer Junge umkam; es sind nun fünf und zwanzig Jahre.“ — „Ihr habt ihn gekannt?“ fiel der Freiherr ein, sich schnell umsehend. — „O ja, als er noch

*) 1687.

ein Kind war!" erwiederte der Jäger. „Wie oft bin ich mit ihm durch den Wald gestrichen! Schon als ein Knabe von funfzehn Jahren schoß er Euch eine Schnepfe im Fluge, trotz dem besten Jäger!"

Man war jetzt zu einem offenen Platz im Walde gekommen, wo ein Jägerhaus jenseit eines reißenden Baches sich erhob. — Bei dem Anblick des einsamen Hauses und des anstoßenden, wohl unterhaltenen Gartens, mit einer hochgewölbten Geißblattlaube, ward der Freiherr sichtbar bewegt. Er heftete seine Blicke auf die freundliche Wohnung, und bei den Erinnerungen, die ihn lebhaft zu ergreifen schienen, hob ein Seufzer seine Brust. — Als er über die Brücke, welche zu dem Jägerhause führte, geritten war, winkte er dem alten Jäger und blieb mit ihm hinter den Uebrigen zurück, die voran reiten mußten. „Ihr habt also den redlichen Gotthard gekannt?" hob er nach einer Pause an. — „Ey, wie sollt' ich ihn nicht gekannt haben, edler Herr?" gab der Jäger zur Antwort; „ich habe ja bei ihm gelernt. Solltet Ihr Euch des Burschen Fritz nicht mehr erinnern? Ihr waret ja als Junker so gern um den guten Gotthard, wenn er lustige Waidmanns-Geschichten erzählte. Euer Herr Oheim selig hat mir die Stelle gegeben, als der ehrliche Alte gestorben war." — „Wie lange ist denn Gotthard todt?" — „Laßt mich doch nachrechnen — ja, zu Weihnachten sind es gerade zwei und zwanzig Jahre. Ihr müßt Euch aber des redlichen Alten noch recht gut erinnern, edler Herr?" — Der Freiherr schwieg. — „Wenn ich in der Unterstube bin", fuhr der Jäger fort, „kommt es mir oft vor, als sähe ich den lieben Mann in seiner letzten Zeit am Ofen im großen Sessel sitzen: wie er die dürren Hände über die Kniee gefaltet hatte, und still auf die Erde sah und die weißen Haare ihm über das Gesicht fielen. O ich habe ihn auch in besseren Tagen gekannt, als seine treue Gertrud noch lebte und gute liebe Kinder fröhlich um Beide spielten, wenn er Abends müde von der Jagd kam. Der unglückliche Tod seines lieben Sohnes Georg brach der frommen Mutter das Herz und er —." — „Er starb hier?" fiel der Freiherr bewegt ein. — „In meinen Armen, edler Herr! Es war ja keine liebere Hand da, die ihm die Augen hätte zudrücken können. O, das lag ihm so schwer auf dem Herzen in seinen letzten Tagen. Walding, sagte er zu mir, ich hätte es doch nicht gedacht, daß ich so einsam sterben sollte! Alles — Alles was mir lieb war, ist voran gegangen. Aber es ist des Herrn Wille gewesen, und was er thut, ist wohl gethan!" — „Er hatte doch eine Tochter —" hob der Freiherr wieder an. — „Ach nein, die war ja todt, und das war eben der Nagel zu seinem Sarge. Solltet Ihr es Euch nicht mehr erinnern, edler Herr? Doch was red' ich, Ihr waret ja schon abgereist. Aber gesehen müßt Ihr sie haben, das liebe fromme Gretchen? — Das arme Kind! Es muß ihr am Ende unglücklich ergangen seyn. Aber das war ein Geheimniß; der gute alte Mann hat es mit ins Grab genommen."

Horst ritt schweigend voran. Als sie aus dem Walde kamen, öffnete sich ein anmuthiges Thal, von grünen Hügeln eingeschlossen. Auf dem östlichen Rande erhob sich ein freundliches Schloß. — „Das ist ja Bergheim, nicht wahr?" sprach der Freiherr; und als der Jäger es bejaht hatte, fuhr er fort: „Hat es nicht einen neuen Besitzer?" — „Eine Wittwe, Frau von Talond", antwortete der Jäger. — „Eine Französin?" sprach der Freiherr. „Ja, ich besinne mich, ich habe in diesen Tagen schon von ihr gehört." — „Und gewiß nur Gutes und Schönes!" erwiederte der Jäger. „Es ist eine liebe, edelmüthige Frau. Sie hat das Gut ungefähr vier Jahre, aber sie soll schon vorher lange in Deutschland gewesen seyn, und nun will sie nie nach Frankreich zurück gehen, weil die Protestanten so grausam da verfolgt werden. Ihr Vermögen hat sie auch schon heraus gezogen." — „Sie lebt wohl glänzend?" fragte Horst. — „O nein, ganz schlecht und recht!" antwortete der Jäger. „Sie ist eine Mutter für ihre Unterthanen. Die armen Leute hatten es unter ihrem vorigen Herrn, dem alten General, nicht zum besten; das war noch Einer aus dem Schwedenkriege. Aber seit sie das Gut hat, ist es, als ob Alles wieder in Freude und Wohlstand lebte. Nur die Jagd ist ihr Vergnügen, und wenn mir recht ist, sagte mir vorgestern ihr Jäger: sie wollte heute auch auf die Jagd gehen. Wer weiß, ob wir ihr nicht begegnen; ihr Revier stößt ja an das Eurige." — „Dann müßt' es mir noch einmal so leid thun, daß ich ihr den Besuch noch nicht gemacht habe, den sie von mir erwarten wird." — „O die Frau würde Euch gefallen, edler Herr!" erwiederte der Jäger. „Und ihre Tochter solltet Ihr sehen! Das ist ein Wunder von Schönheit." — „Hat sie keine Söhne?" fragte der Freiherr gleichgültig. — „Nein, aber einen Pflegesohn hat sie bei sich. Man sagt, es ist ein Vetter von ihr, und wie ihr Jäger mir vertraute: so soll sie ihm sehr gewogen seyn, und —." „Ich mag ihre Geheimnisse nicht wissen, lieber Walding!" fiel der Freiherr ein; „und Ihr solltet Euch auch nicht darum bekümmern."

Mit diesen Worten brach er das Gespräch ab. — An der Grenze seines Gebietes traf er mit einigen Nachbarn zusammen, die zu dem Jagdfeste geladen waren. — Als sie sich begrüßt hatten, sahen sie vom Schlosse Bergheim her eine kleine Jagdgesellschaft kommen; der alte Jäger erkannte darunter schon von fern die Frau von Talond, und der Freiherr sprengte mit einigen von seinen Begleitern ihr entgegen.

(Die Fortsetzung folgt.)

## Literarischer Beobachter.

Man hat es den Preisrichtern für die Einsendungen zur „Urania" (Leipzig, bei Brockhaus) zum Vorwurf gemacht: daß auch die Gedichte, welche zurück gewiesen wurden, scharf beurtheilt sind. Uns scheint es aber nothwendig, bei dem Abweisen das Urtheil mehr noch zu motiviren, als bei der Annahme; denn gäben die Richter für jenes keine Gründe, die dem Verständigen deutlich sind, so möchte man sie, die ohnehin nicht genannt werden, für ein poetisches Vehmgericht halten. Daß aber solche Urtheile mild ausgesprochen seyn müssen, mögen die, sich als urtheilsfähig erweisenden Männer immer mehr noch beherzigen.

„Cornelia", Taschenbuch für deutsche Frauen auf das Jahr 1820. Herausgegeben von Aloys Schreiber (Heidelberg, bei Engelmann), verdiente wohl zu den gelesensten Büchlein der Art zu gehören. Es hat sechs Erzählungen, zum Theil so gut, wie die besten in andern Taschenbüchern, und unter den Gedichten (vernünftiger Weise nicht in Unzahl vorhanden) ist manches sehr ansprechend. Auch der Graf von Loeben hat ein Paar hübsche Verse darin, dagegen andere höchst nachlässig und nichtssagend erscheinen müssen. Einer davon möge hier mit einer Parodie stehen:

| | |
|---|---|
| So ziehen wir und flüstern | Die Muse hör' ich flüstern; |
| Vertraulich in dem Düstern, | Vertraulich in dem Düstern |
| Und sind ein glücklich Paar; | Sind wir ein zierig Paar: |
| Wer will, der hör' uns kosen, | So wird dann unser Kosen |
| Und ist's nicht unter Rosen, | Von Sternen und von Rosen, |
| Ist's unter Sternen klar. | Mitunter matt, nicht klar. |

Im „Intelligenz-Blatt" der „Leipziger Literatur-Zeitung" ist folgender „Bescheid" gegeben: „Die uns zugesandte Ankündigung eines neuen Instruments, genannt: der Weißenfelser Thränenmesser, erfunden von **, für Schauspieler, welche in Thränen küssen und doch nicht beträchtlich weinen sollen — kann nicht abgedruckt werden, weil der Verfasser sich nicht genannt hat. Redaktion des Intelligenz-Blatts." — Es möchte Noth thun, den Schauspielern einen Thränenpresser zu schaffen, denn sie werden, bleibt ihnen der spaßhafte Streit über die bekannte Stelle im „Yngurd" nicht fremd, in beträchtliches Lachen gerathen, wo sie in Thränen küssen sollen.

Vor dem neuesten, auch wieder sehr gut ausgestatteten und also gewiß viel gelesenen Jahrgange der „Penelope, Taschenbuch der Häuslichkeit und Eintracht gewidmet", ist das Bild der „Sappho" gegeben, wodurch der Titel ein wenig persiflirt wird, da diese Dichterin doch gewiß weder ein Muster der Häuslichkeit noch der Eintracht zu nennen ist.

In dem Probeheft der „Pommerschen Provinzial-Blätter" (welche schon durch den Namen des Herausgebers, Superintendent Haken, Verfasser der „grauen Mappe", „Amaranthen", einer „Geschichte der Kreuzzüge" u. s. w. sich empfehlen) sind unter der Aufschrift: „Volkmanns Schatzkästlein" viele Sprüchwörter gesammelt, von denen wir einige mittheilen: „Gott läßt sich seine Uhr von keinem Menschen stellen. — Wir Alle tragen Güter von unserm Herrgott zu Lehn. — Gott grüßt alle Welt, aber Wenige danken ihm. — Kein Ort ohne Ohr, kein Winkel ohne Aug', keine Nacht ohne Licht, kein Wald ohne Zeugen. — Gott ist nicht ein so schlechter Wirth, daß er nicht ein Jahr sollte borgen können. — Lang Mundwerk, schlechter Gottesdienst. — Amen ist des lieben Gottes großes Siegel."

Die „Geschichte der Deutschen" für Schulen und den Selbstunterricht. Von J. H. Voß (Elberfeld, bei Schaub, 1819) ist ein empfehlenswerthes Büchlein, das sich durch Bündigkeit und Faßlichkeit auszeichnet. Die neuere Zeit ist darin begreiflich umständlicher abgehandelt als die ältere, und wir wünschten: daß die Ansichten, aus denen die Erzählung der neuesten Ereignisse hervor gegangen ist, bei künftigen Auflagen dieselben bleiben könnten. Es will aber scheinen, als würde die Nachwelt an den Ueberlieferungen, die wir ihr geben, ein gewaltiges Censor- und Correktor-Amt üben.

Die „Neue Breslauer Zeitung" (unter Redaktion der Herren Karl Schall und Loebell) verkündet in Nr. 1. in einem Sonett, welches als „Empfehlungs-Prospektus" dienen soll, unter Anderem auch sehr naiv: sie suche „mit Klugheit andere Blätter zu bestehlen". Das ist offenherziger gesprochen, als die Politik gewöhnlicher Zeitungs-Redaktionen zuläßt, und schon deshalb (auch wenn die neun ersten Nummern, die wir vor uns haben, nicht schon ein Anfang von gutem Zeugniß wären) würden wir glauben: daß, trotz dem Breslauer Correspondenten im „Gesellschafter" (Bl. 12) und mehreren schon lauten Anfällen, jene Zeitung dennoch zu lebendigem Geist kommen wird. In einer Epoche, wo Haupt-Händel fehlen und andere, die sich ohne Haupt behelfen, nicht besprochen werden dürfen, hat es übrigens eine neue Zeitschrift am besten, indem ihre Widersacher schon dafür sorgen: daß es ihr an eigenen kleinen Händeln nicht fehlt, und das Publikum greift jetzt nach diesen, wie einst nach den Surrogaten. Fr. Lange u. Thl.

## Gedanken, Sentenzen und Meinungen.

Wenn sich der Ehrgeizige nur in seiner Stellung bewahren will, so muß er stets um sich greifen. Baco.

Die Begeisterung ist ein großer Hebel für die Volksmeinung, aber ein noch größerer ist dennoch die einfache Wahrheit. Payne.

Wo man die Menschen nicht nach den Gesetzen der Vernunft bildet, da wird es nie ein Volk geben, sondern nur Pöbel. Raynal.

## Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

Dresden. Oft und überall hat man bemerkt: daß, so wie das Quecksilber im Thermometer fällt, die Zahl der Uebelthaten steigt; denn Hunger und Kälte haben schon so manche Mordthat vollführen, so manche Diebsleiter anlegen helfen. Dies ist denn auch in dem schönen Dresden der Fall, wo seit einiger Zeit, besonders seit dem Eintreten der strengen Kälte, recht sehr viel Nichtschönes sich zugetragen hat. So ward vor einigen Tagen auf der Moritzburger Straße, unfern dem Gasthof „zum wilden Mann“, in einer stets belebten Gegend, ein Tischler Abends in der siebenten Stunde ermordet und ganz nackt ausgezogen. Der Unglückliche hatte (laut den Nachforschungen bei der Familie) nicht mehr als etwa 12 Gr. bei sich, und der ganze an ihm verübte Raub kann, mit Einschluß einer Uhr, dem noch nicht entdeckten Mörder nur wenige Thaler eingetragen haben. — Die königliche Niederlage für Meisner Porzellan stellt viele ihrer schönsten Artikel an den Fenstern hinter Eisengittern zur Schau. Sie haben einen ästhetischen Dieb so begeistert, daß er — welche Kühnheit — mitten zwischen zwei Wachen (am Brühlschen Palast und dem Finanzhause) das Zerbrechen oder Zerschneiden einer Scheibe gewagt und dann mehrere kostbare Vasen, Becher, Büsten u. s. w., an Werth gegen 200 Thaler, zwischen den Eisengittern geschickt heraus geangelt hat. Sonderbar genug hat der Dieb ein Paar herrliche Tassen, auf eine höchst unästhetische Art — nämlich unter dem Dünger vergraben, womit die Schleusen im so genannten Kanzlei-Gäßchen bedeckt, und wo sie durch Zufall gefunden worden sind. Ein anderer Dieb — vielleicht derselbe — hat bei dem Kaufmann Hölzel auf der äußerst lebhaften Schloßgasse, zu einer Zeit, wo noch Alles fährt und geht, eine Scheibe durchschnitten und ein Paar der kostbarsten Shawls einstweilen zu sich genommen; denn vor allen Leuten nach etwas greifen, heißt doch nicht stehlen. Zwar hat es Hr. Hölzel in einem öffentlichen Anschlage also genannt; er mag sich aber bei der Vielsinnigkeit der Themis nur vor einem Injurien-Prozesse Seiten des Anonymi hüten. — Daß in der St. Annen-Kirche, in der Wilsdruser Vorstadt, noch die silbernen Leuchter vorhanden sind, ist auch nicht die Schuld der Diebe; ihre Spekulation ging auf die silbernen, nur hatte der Küster diesmal gerade die zinnernen an die Stelle gesetzt, wo sonst jene standen; den Dieben kann nun wenigstens kein Versehen zur Last fallen. — Den geschätzten Chemiker Lampadius hat ein großes Unheil getroffen. Er will seinen Zöglingen die Zersetzung der Gasarten zeigen, macht dazu ein, leider! vorher nicht untersuchtes Flintenrohr glühend, aus welchem ein Schuß geht, der den Unglücklichen tödtlich und einige seiner Zuhörer schwer verwundet. Möge der wackere Gelehrte seiner Familie, der Wissenschaft und der Welt erhalten werden! — Das Mandat vom 13ten November v. J., die bei der Bundes-Versammlung — wegen der Preßfreiheit und der entdeckten revolutionairen Umtriebe — gefaßten Beschlüsse betreffend, nach welchem jeder Redakteur einer Zeitschrift sich nennen muß, kommt mir fast vor wie ein Zauberring, der Geister (vielleicht Gespenster) erscheinen läßt. Vermöge dieser überirdischen Kraft hat es hier, wo nicht mehr als vier periodische Blätter erscheinen, zwei derselben, die sich bisher selbst zu redigiren schienen, genöthigt: ihre Redaktoren zu nennen; und so stehen nun, neben Hell und Kind, als längst bekannten und genannten Herausgebern der „Abend-Zeitung“, auch die Herren Philippi und Knochen-Webel, Ersterer als Heerführer des „Literarischen Merkurs“, Letzterer als Redakteur der mit den „Dresdener Anzeigen“ verbundenen „Mitzellen zur Belehrung und Unterhaltung“ gehorsamlich da. Hr. Philippi, dem Talent und Gewandtheit im literarischen Treiben und Thun nicht ab zu sprechen ist, dirigirt eine Schulanstalt, welche sonst der verdiente Pfeilschmidt, unter dem Namen einer Garnison-Schule, zu einem seltenen Flor gebracht hatte, und von Hrn. Knochen-Webel — schauerlich dem Namen nach, im Gebiete der Literatur aber sehr unschuldig — sind mir literarische Produktionen nicht bekannt worden; auch scheint er sein Blatt damit nicht ausstatten zu wollen, denn es enthält meist nur ganz unverfängliche Erzählungen von dem Lieutenant Junker, kirchliche Musiktexte von Hohlfeld, und dann und wann ein Gedicht von dem gemüthlichen Apothek-Provisor Engelbrecht. — Von der „Zeitschrift für Sachsen“ sind erst zwei Hefte heraus. Ob der unbekannte Herausgeber auf dem dritten Hefte sich nennen wird, muß die Zeit lehren. Sonderbar genug ist diese „Zeitschrift für Sachsen“ in Sachsen, und namentlich in Dresden, bis jetzt wenig bekannt, und doch enthält sie höchst gediegene Aufsätze, die aus den besten, man darf sagen: offiziellen Quellen geflossen zu seyn scheinen; z. B. eine „Darstellung der Heil- und Verpflegungs-Anstalt für Melancholische und Wahnsinnige auf dem Sonnenstein“, eine „Beschreibung der unter dem trefflichen Nonvroy stehenden Königl. Militair-Akademie“, eine von Engelhardt bearbeitete „Geschichte des Leipziger Zeitungswesens“ u. s. w. — Außer den genannten Zeitschriften erschien vor einiger Zeit auch noch so eine Art vom Zeitungs-Echo unter dem Titel: „Der vom Marte ausgesandte Mercurius“. Existirt dieses kleine Journälchen noch, nun so geräth solches durch das oben angezogene Mandat auch nicht in die geringste Verlegenheit, denn Mars ist der Herausgeber, Mercur der Redacteur, und diese mögen schreiben und bringen, was sie wollen — gegen Götter kann kein menschliches Mandat etwas ausrichten. — So eben fällt mir ein Leipziger Zeitungs-Blatt in die Hände und ich lese zu großem Erstaunen: daß man den altenburgischen Hof-Advokaten Hempel (zuletzt als Herausgeber der mitunter sehr geistreichen „Osterländischen Blätter“ genannt) durch Steckbriefe verfolgt. Schade, daß er dies verwirkte; er ist ein ausgezeichneter Kopf, wie dies besonders die vor einigen Jahren (bei Gräff in Leipzig) erschienenen, bisher noch immer nicht genug gewürdigten „Nachtgedanken über das A B C“ darthun. Er trat unter dem Namen „Spiritus Asper“ und „Simplicissimus“ als guter Satyriker und Humorist auf, wie sich besonders Hr. Zeune in Berlin erinnern wird, dessen Vorschläge zu Auffrischung der Hospitalität der Vorzeit er mit Witz und Laune in der „Abend-Zeitung“ bekämpfte. In der Schrift „über das goldene Jubelfest des Königs von Sachsen“ ist ein lateinisches Gedicht von ihm abgedruckt, in welchem ächt horazischer Geist weht. — v. K — ß.








# Der Gesellschafter

oder

# Blätter für Geist und Herz.

1820. Freitag den 4. Februar. 20stes Blatt.


## Im Sehnen.

Spröde, deiner Augen Strahlen
Warfen Nacht ins Herz und Qualen;
Wie kann Glanz so düsternd seyn!

Zu dir treibt's mich, wo ich gehe,
Fort dann, wenn ich nah dir stehe;
Wie kann nah so ferne seyn!

Und doch, mag'st du auch enteilen,
Seh' ich immer nah dich weilen;
Wie kann fern so nahe seyn!

Ob ich nie mein Schweigen breche,
Weiß ich, daß mit dir ich spreche;
Wie kann still so sprechend seyn!

Doch bist du an Freudentagen
Froh mit Frohen, muß ich klagen:
Wie kann laut so schweigend seyn!

Spröde, deiner Augen Strahlen
Warfen Nacht ins Herz und Qualen;
Wie kann Glanz so düsternd seyn!

A. Münde.

## Heimkehr.

(Fortsetzung.)

Als Frau von Talond die annähernden Reiter erblickte, hielt sie ihren stolzen Braunen an und wartete unter einem Baume. Ihre schöne Gestalt zeigte sich vortheilhaft in einem grünen Amazonenkleide, und unter einem kleinen Hute, von welchem grüne Federn herab winkten, quollen dunkle Locken hervor, die ein edles Gesicht beschatteten, worin der Jugendreiz noch nicht ganz verblüht war. An ihrer Seite hielt ein Jüngling von schöner Gestalt. Sie erwiederte die Begrüßung des Freiherrn, der den Aufschub seines Besuches entschuldigte, mit freundlichem Ernste; aber als sie ihm ihren jungen Vetter Aubery vorstellte, konnte sie eine gewisse Befangenheit nicht verbergen. Gern nahm sie die Einladung an, mit der Jagdgesellschaft sich zu vereinigen, und alsbald begannen die Jäger, den Falken die Hauben ab zu nehmen, um sie auf das Wild zu werfen, das sie aufspringen sahen. — Der Freiherr unterhielt sich fast immer mit der Edelfrau, von deren Seite der schöne Vetter nicht wich. Frau von Talond zog den jungen Mann, der sehr viel Bildung verrieth, stets in die Unterhaltung, und war sichtbar bemüht, des Freiherrn Aufmerksamkeit auf ihn zu lenken. Dies gelang ihr um so leichter, da die angenehme Frau ihn zu sehr anzog, als daß ihm nicht auch der Jüngling, bei dem Verhältniß, das er voraus setzte, hätte merkwürdig seyn sollen. Nach den ersten Bewillkommungen, die der Freiherr in französischer Sprache gemacht hatte, fing sie bald an, deutsch zu reden. „Aber Ihr müßt nachsichtig seyn!“ — setzte sie den ersten Worten hinzu, „wenn ich die Sprache des Landes, das ich als mein zweites Vaterland liebe, zuweilen ein bischen mißhandle. Aber Aubery kann Euch sagen: daß ich noch immer unter seinen Augen fleißig nachlerne.“ — „Herr Aubery ist Euer Lehrer, edle Frau?“ erwiederte der Freiherr überrascht. „In der That, er, als Euer Landsmann —.“ — „Nein, er ist in Deutschland geboren und stammt aus deutschem Blute!“ erwiederte sie. „Ich selber bin nur eine halbe

Französin", so sprach sie nach einer Pause weiter; „meine Mutter war aus Straßburg, und behielt auch in Frankreich ein so deutsches Gemüth, daß es sie wohl gekränkt haben würde, wenn sie erlebt hätte, was in unsern Tagen ihrer Vaterstadt widerfahren ist." — In diesem Augenblick entstand eine lebhafte Bewegung unter den Jägern, als einige Falken auf einen Schwarm wilder Enten geworfen wurden. Alle sahen auf Horst's Falken, die pfeilschnell stiegen und dann heftig von oben herab auf das Wild schlugen. Der Freiherr rief seinen Falken, und als der Vogel sogleich wieder auf der Faust stand, überreichte er ihn der Edelfrau. „Darf ich ihn Euch anbieten?" sprach er. „Vortreflich ist er abgerichtet, dafür kann ich Euch stehen, und ich möchte fast selber glauben: daß er aus Persien stammt, wie mir sein voriger Herr in Ungarn versichert hat." — Frau von Talond nahm das Geschenk freundlich an, und als man sich nun eben zur Trennung anschickte, und er um die Erlaubniß bat: sie am nächsten Tage zu besuchen, wiederholte sie dringend den Wunsch: daß er künftig recht nachbarlich seyn möge. „Mein Vetter", fügte sie hinzu, „wird sich sehr glücklich schätzen, wenn er das Wohlwollen und die Freundschaft eines Mannes erwirbt, von welchem uns der Ruf schon lange so viel Gutes gesagt hat." — „Ja, Herr Oberst!" sagte Aubern lebhaft; „wenn ich von den Heldenthaten des großen Eugen las, fand ich auch Euern Namen so oft unter seinen Tapfern genannt, daß ich seit der Zeit, wo wir in der Nähe Eures Gutes wohnen, mich immer nach dem Augenblicke gesehnt habe, Euch kennen zu lernen."

Der Freiherr fand sich durch diese Anerkennung seines Krieger-Verdienstes so sehr geschmeichelt, daß die Theilnahme, die der junge Mann ihm eingeflößt hatte, nur noch mehr erhöht wurde. Die liebenswürdige Frau und ihr Verwandter beschäftigten noch einige Augenblicke seine Gedanken, als er mit seinen Jägern heim ritt; aber es wunderte ihn: daß nicht auch die Tochter, deren Schönheit der Jäger so sehr gerühmt hatte, bei ihrer Mutter gewesen war. Die Erinnerungszeichen auf dem schattigen Waldwege zu seinem Schlosse entrückten ihn plötzlich wieder in die Vergangenheit, und jetzt schien dieser Anblick ihn noch lebhafter zu ergreifen als vorher. „Walding!" sprach er zu dem Jäger, der neben ihm ritt, „wißt Ihr nicht mehr von Gotthard's letzten Tagen, als Ihr mir erzählt habt? Gar nichts mehr?" — „Nein, wahrhaftig nicht, edler Herr!" erwiederte der Jäger mit aufrichtigem Tone. „Nur das muß ich Euch noch sagen: man hat wohl so etwas gemunkelt, das arme Gretchen hätte eine unglückliche Liebe gehabt, und wäre wohl gar —." Der Freiherr schreckte aus tiefen Gedanken auf und sah ihn starr an. — „Es war nur ein Gerücht", fuhr der Jäger bestürzt fort, „ein Weibergeschwätz, möcht' ich sagen. Aus Gotthard's Munde hab' ich nie ein Wort davon gehört." — „Und auch Ihr werdet wohl thun, wenn Ihr nicht davon redet!" sprach der Freiherr mit finsterem Ernst. „Aber was sagte das Gerücht von der unglücklichen Liebe?" fragte er nach einer Pause doch. — „Wie das nun so geht!" erwiederte der Jäger. „Der Eine meinte dies, der Andere jenes. Es war nicht lange nach Eurer Abreise, edler Herr! da schickte ihr Vater sie zu einer alten Verwandten am Rheine und da soll sie auch gestorben seyn."

Unter diesen Gesprächen waren sie in den Schloßhof gekommen. „Antonino!" sprach nun der Freiherr zu seinem Gastfreunde, dem jungen Italiener, als sie mit einander ins Schloß gingen; „wir bleiben in den nächsten Tagen ruhig zu Hause, und wollen fleißig an unsre Arbeit denken." — Am folgenden Morgen, als er den jungen Mann im Garten suchte, sah er die Thür des Thurmes offen, die den einzigen Eingang zu der Schloßkapelle bildete. Er stieg langsam die Wendeltreppe hinan, und bebte unwillkührlich, als er in die Kapelle trat. Antonino stand, mit einer Zeichnung in der Hand, unweit des Altares und maß eine Seitenwand. Horst betrachtete schweigend die Zeichnung, welche der junge Mann ihm darreichte. Es war eine knieende weibliche Gestalt, deren himmelwärts gerichtetes Auge Sehnsucht nach einer höheren Welt aussprach. — „Ihre Züge — ihre Züge, wie sie unvergänglich hier eingegraben sind!" sprach Horst und drückte bewegt das Blatt an sein Herz. „Meine Schilderung hat ihr Bild lebendiger vor Eure Seele gerufen, lieber Antonino, als das Bildniß, nach welchem Ihr gearbeitet habt." — Er lehnte sich mit der einen Hand auf die Schranken, welche die Stufen des Altares umschlossen, und legte die Rechte auf die Schulter seines jungen Freundes. „Hier kniete sie an meiner Seite!" sprach er bewegt, „als der Segen des Priesters in der Stunde der Mitternacht uns verband, und wir uns ewige Treue schwuren. O sie hat den Schwur gehalten: treu bis in den Tod; aber ich — nein, ich bin dem muthigen Entschlusse nicht treu geblieben, womit ich in jener heiligen Stunde ihr und mir selber schwur: allen Hindernissen, allen Gefahren und armseligen Vorurtheilen kühn zu trotzen, die unsern Bund zerreißen wollten." — „Laßt die vergeblichen Klagen, mein werther Freund!" erwiederte Antonino. „Es scheint mir, die schmerzliche Erinnerung bewegt Euch oft so sehr, daß Ihr übertreibt und ungerecht gegen Euch selber werdet." — „Nein, Antonino! der innere Vorwurf ist stets gerecht. Ihr kennt meine Geschichte nur unvollkommen; aber der edle Jüngling, der sein Leben wagte, als die Dolche der Räuber in den Appenninen gegen meine Brust gezückt waren, hat ein Recht auf mein Vertrauen, und

des Freundes Geheimniß wird ihm heilig seyn. Hört mich, Antonino! — Ihr wißt, ich wurde früh verwaiset, und mein väterliches Erbe war klein. Mein Oheim, der Besitzer dieses Schlosses, erzog mich seit meinem vierten Jahre. Er war ein verständiger und billig denkender Mann, aber unbiegsam und unerbittlich, wo seine Standesvorurtheile und sein Ahnenstolz ins Spiel kamen. — Ich wurde unter den Augen meines Oheims unterrichtet, und ging späterhin auf die Hochschule zu Jena, mußte aber nach ungefähr zwei Jahren wieder nach Hause kommen, weil mein Oheim, als er zu kränkeln begann, seinen Erben gern um sich haben wollte. Dort unten im Walde am Bache wohnte unser Oberjäger, den ich als Knabe oft und gern besuchte, um seinen Erzählungen zu horchen und mit seinen Kindern zu spielen. Als ich ungefähr vierzehn Jahre alt war, bat ihn seine alte Mutter am Rhein, ihr seine eilfjährige Tochter zu schicken. Die fröhliche Jugendlust verwischte bald den schmerzlichen Eindruck, den die Trennung von der lieben Gespielin auf mich machte. Am Tage nach meiner Rückkehr von Jena war mein erster Gang zu dem redlichen Gotthard. Es war ein schöner Sommertag. Als ich zu dem Born kam, den Ihr dort gesehen habt, sah ich seitwärts vom Wege eine weibliche Gestalt unter einer Buche knieen, und mit schneeweißen Armen ein hölzernes Kreuz umfassen. Ein Wasserkrug stand neben ihr. Ueberrascht trat ich näher; die letzten Strahlen der Abendsonne fielen durch das Gebüsch und beleuchteten das schöne Gesicht, das an das schwarze Kreuz sich lehnte. Die Züge schienen mir so bekannt zu seyn, und als plötzlich freundliche Erinnerungen in mir aufwachten, rief ich lebhaft: „Gretchen, bist Du's?" — Sie sah mich bestürzt an. „Junker Rudolph!" sprach sie endlich, mich erkennend, mit ihrer sanften Stimme, und ein süßes Lächeln brach durch die Thräne, die ihr Auge umhüllte. Ich hatte ihre Hand ergriffen, und drückte sie innig. Das holde Mädchen machte nur schwache Versuche, sie los zu winden; doch eine hohe Röthe, glühender als der Wiederschein, den das Abendroth auf ihr Gesicht goß, bedeckte ihre Wangen. — „Aber wie find' ich Euch hier?" hob ich wieder an. „In Thränen? In Trauer? Was bedeutet dieses Kreuz?" Sie seufzte aus tiefer Brust und neigte wehmüthig das lockige Köpfchen. — „Mein Bruder!" antwortete sie mit gepreßter Stimme. — „Wie, Georg todt?" rief ich bestürzt. Sie erzählte mir die traurige Geschichte. Ihr Bruder, die Stütze und Hoffnung ihrer Eltern, war vor ungefähr einem halben Jahre, noch während Gretchens Abwesenheit, von einem Jägerburschen aus blinder, grundloser Eifersucht unter jenem Baume getödtet worden. Kurze Zeit nachher mußte Gretchen nach Hause kommen und trauerte bald auch über ihre Mutter, die der Gram ins Grab stürzte. Der Mörder war flüchtig geworden; er ging in kaiserliche Kriegsdienste und viele Jahre nachher sah ich ihn auf dem Schlachtfelde vor Wien — wo er, von einer Stückkugel zerschmettert, in seinen letzten Augenblicken mich erkannte — schmerzvoll sterben. — Ich begleitete Gretchen zu der Wohnung ihres Vaters, der mich mit herzlicher Liebe empfing. „Ach, lieber Junker!" sprach er bewegt, als die Thräne in meinem Auge ihm meine Theilnahme verrieth; „Ihr kommt nicht mehr in das glückliche Haus, das Ihr bei dem letzten Abschiede verlassen habt. Mir ist nichts übrig geblieben in meinem einsamen Alter, als diese Stütze!" setzte er hinzu, und lehnte sich auf seine Tochter. „Ach, wer weiß, wie bald auch sie allein und hülflos stehen wird!" — Ich ergriff die Hand des wackeren Mannes und rief in der Aufwallung meines Gefühls: „Nein, lieber Gotthard, nein, wahrlich, das soll sie nicht, so lang' ich lebe!" — Ich fand in der munteren Jugendgespielin eine Jungfrau wieder, die mit frommer Zucht und einem heiteren Gemüthe viel Bildung verband, da ihre wackere Großmutter, eine Pfarrwittwe, mehr für sie hatte sorgen können, als es im väterlichen Hause vielleicht möglich gewesen wäre. Es verging von jener Zeit an selten ein Tag, wo ich sie nicht sah. Ich wurde ein eifrigerer Waidmann, als je, um, ohne Aufsehen zu erregen, ihren Vater besuchen zu dürfen. Oft aber sah ich das liebe Mädchen auch allein am Brunnen im Walde, wohin sie täglich ging, um ihrem Vater Trinkwasser aus der Quelle zu holen, der man stärkende Heilkräfte zuschrieb. Hier empfing sie das Geständniß meiner Liebe, hier sank sie mit dem süßen Worte der Gegenliebe an meine Brust. (Die Fortsetzung folgt.)

## Gedanken, Sentenzen und Meinungen.

Der Weise nimmt wenig Raum ein und verändert ihn selten. Fontenelle.

Fürst, hat es ein schlauer Bösewicht dahin gebracht, daß du ihn für rechtlich hältst, dann ist nichts mehr sicher, was du besitzest. Persischer Spruch.

Jeder Weise, der nicht Rath annimmt, jeder Große, der nicht Talente schätzt, jeder Reiche, der nicht freigebig ist, jeder Arme, der nicht nach Arbeit strebt, ist ein unnützes und gefährliches Glied der Gesellschaft. Swift.

Der beste Führer im Streit ist, wer den Feind am besten kennt. Chabrias.

## Die Jahreszeiten.

(Nach der griechischen Anthologie.)

Blumen im Lenz, im Sommer Aehren,
Im Herbste Most,
Im Winter Frost,
Und in der Lieb', ach — immer Zähren!

L. T. Secha.

# Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

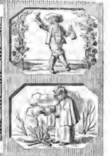
Vom Rhein. Seit meiner Abreise von Berlin habe ich Ihnen noch nicht einmal sagen können: daß mir in Ihrem Kreise recht wohl war, daß ich mich gern noch wieder dahin versetze. Meine Reise war im Ganzen sehr einförmig, wie dies der Lauf der Post so mit sich bringt; dessen ohngeachtet liebe ich aber diese Gelegenheit, wenn Gegenden und Jahrezeit karg in der Spende sind. Auf der Postkutsche kann man wahrlich manche Bereicherung in der Menschenkenntniß erlangen, die man in der freien Natur und selbst in den glänzendsten Thee's, mögen diese spielender oder hüpfender Natur seyn, vergebens suchen würde. Meine Reisegesellschaft war auch dießmal wieder so eigenthümlich zusammen gesetzt: daß sich aus derselben die schönsten Charaktere für alle Gattungen der dramatischen Kunst hätten heraus finden lassen. Meine Aufmerksamkeit ward vorzugsweise einem alten Bauer zu Theil, der von Potsdam aus bis Preußisch-Minden mein Post-Gefährte blieb. Er nannte sich Sundermeyer, war nach Potsdam und Berlin gewesen, und hatte dem Könige zwei Söhne als freiwillige Gardisten zugeführt. Dieser Zug des alten Sundermeyer (der sich im Revolutions-Kriege gegen Frankreich das allgemeine Ehrenzeichen erworben hat) ward mir von zwei Gardisten, die den Alten kannten, erzählt. Dadurch bald für ihn eingenommen, begann ich mit ihm ein Gespräch. Da erzählte er mir: daß er zwei Söhne dem Könige jetzt gebracht hätte, und wenn deren Dienstzeit verflossen sey, dann wollte er seine beiden jüngsten Söhne auch bringen. Der König habe ihn selbst gesprochen, sich weitläuftig mit ihm unterhalten, ihn auch sehr ansehnlich beschenkt und sey gar gnädig gewesen. Das wolle er seinen Landsleuten erzählen, damit sie Alle einsehen lernten: wie gut der König es meine und was für ein gnädiger Herr er sey. — Auch habe er wohl gehört: daß wir in Preußen eine Verfassung haben sollten, wovon die Leute in Westphalen schon vor seiner Abreise viel gesprochen hätten: dann würden gewiß alle Unterthanen recht zufrieden werden und uns Preußen kein Teufel etwas anhaben können. — Ich suchte von dem Alten zu erforschen: was er sich denn eigentlich von einer Verfassung dächte? und fand seine Ansichten hierüber wirklich so einfach und richtig, daß ich mich nicht wenig darüber wundern mußte. — Auch von unserm Kronprinzen war der Alte in seinem Herzen ganz voll. „Jo, der Kronprinz" — rief er ganz feurig aus — „das ist ein gar schöner Herr, er hat mit mir gesprochen, als wenn Er unsers Gleichen gewesen wäre, hat mich sogar auf die Schultern geklopft. Er ist auch ein recht kluger Herr, der überall Bescheid weiß, und für den Bürger und Soldaten ist er gleich gut gesinnt. Die Soldaten, die ich gesprochen habe, konnten alle nicht genug davon sagen, wie gut der Kronprinz immer gegen sie sey; meine Söhne habe ich ihm auch empfohlen und er hat mir versprochen: daß er für sie sorgen will. Wenn ich auch noch zwanzig Jungens hätte, sie sollten mir alle freiwillig Soldaten werden, denn jetzt ist es ja eine Ehre, Soldat zu spielen; bei meiner Zeit gab es Prügel und Stöße, oft um die geringste Kleinigkeit; jeder unbärtige Junker konnte einen alten gedienten Kerl hudeln wie er wollte. Die vielen Ausländer, welche angeworben wurden, verdarben uns den Spaß ganz und gar; die meisten von diesen Kerls stahlen und raubten, wo es nur ging. Auch vor dem Feinde konnte man sich auf das Teufelszeug nicht verlassen; wo sie nur Gelegenheit hatten, rissen sie wieder aus. Ich habe als Unteroffizier manchen Buckel voll Hiebe bekommen, wenn mir von den Kerls welche fort gelaufen waren und das fiel oft vor, man mochte auch dagegen versuchen, was man wollte." — Es war mir unangenehm, diesen Reise-Gefährten, der mit manchen Erfahrungen und gesunden Ansichten auch Witz verband, den er recht gut zum Besten zu geben wußte, in Preußisch-Minden zu verlieren. — Wenn der Postenlauf etwas rascher von statten ginge und die Wagen noch etwas bequemer wären, so würde jedem Reisenden zu rathen seyn, diese Gelegenheit zu wählen. Jetzt aber hat man noch die große Unbequemlichkeit, auf die Nebenwagen warten zu müssen, welche in jedem Stations-Orte umgepackt werden. Trifft es sich nun, wie es bei uns der Fall war, daß mehrere mit Geldfässern beladene Beiwagen vorhanden sind, so ist die Verzögerung um so länger, weil diese Fässer in jedem Posthause nicht allein umgepackt, sondern auch von neuem gewogen werden. Wir trafen daher schon in Wesel 24 Stunden später ein, als man nach dem gewöhnlichen Postenlauf erwarten durfte. (?) — Eine üble Gewohnheit vieler Schirrmeister und Postillions bleibt immer noch die: daß sie keinem Wirthshause, ohne an zu halten, vorbei kommen können; es scheint, als wenn hiergegen die gemessenen Vorschriften des sorgsamen General-Postamtes leider noch nicht gehörig wirken wollen. — Auch unterbleiben die Prellereien der Schirrmeister, Wagenmeister und Postillions gegen die Reisenden noch immer nicht überall. Besonders trifft dies solche Reisende, welche mit den Postgesetzen unbekannt sind. Viele dieser untersten Post-Diener haben eine eigenthümliche Art der Frechheit im Fordern. Wer sich daher nicht aussetzen will, Grobheiten von ihnen zu vernehmen, der zahlt lieber, selbst wenn er die Unrechtmäßigkeit der Forderungen hinreichend kennt. Alle diesem dürfte sich am besten vorbeugen lassen, wenn jeder Reisende an dem Orte, wo er die Post besteigt, einen gedruckten Zettel erhielte, auf welchem genau angegeben wäre: wie viel und an wen er zu zahlen habe. Zugleich müßten aber auch die Strafen, welche den, der über die Gebühr forderte, treffen, bemerkt werden, um sich dadurch alle Zudringlichkeiten ab zu wehren. Die Druckkosten für dergleichen Zettel brauchten der Postkasse nicht zur Last zu fallen, weil jeder Reisende den verhältnißmäßig unbedeutenden Beitrag gern entrichten würde. Wenn den Schirrmeistern, Wagenmeistern und Postillions ein Beitrag von den Reisenden zugestanden werden sollte, so würde dieser wohl am zweckmäßigsten von den Postämtern gleich mit zu erheben seyn. Jetzt sieht es jeder Schirrmeister u. s. w. immer als eine Verpflichtung des Reisenden an: daß er ein Trinkgeld zahle, wobei man sich über den Betrag stets in Verlegenheit befindet, weil man die etwaigen Bemerkungen eines unzufriedenen Menschen scheut. Besonders betrachten die Postillions es als ein ihnen zustehendes Recht: von jedem Reisenden für die Station wenigstens 2 Gr. zu erhalten. Ich habe sehr oft bemerkt, daß sie sich gegen Reisende, welche ihnen weniger zahlten oder aus einem oder dem andern Grunde die Zahlung ganz verweigerten, auf die ungebührlichste Weise äußerten. Eine andere Prellerei besteht noch darin: daß zwischen mehreren Postillions u. s. w. und Gastwirthen ein unbezweifeltes Abkommen besteht, wonach diese auf Kosten der Reisenden zehren. Ich finde kein Bedenken, zum Besten des postreisenden Publikums die Mittheilung dieser Thatsachen zu geben, indem in unserm Staate allen Oberen daran gelegen ist, dergleichen Mißbräuchen in der Verwaltung auf die Spur zu kommen, um ihnen gründlich abhelfen zu können; und die Behörden bei dem General-Postamte zeigen einen so einsichtsvollen und ernsten Willen: daß es sündlich wäre, wenn man sie nicht in dem ehrenvollen Streben unterstützen wollte. — Bei der Thurn- und Taxischen Post besteht schon die Einrichtung: daß jeder Reisende einen gedruckten Zettel erhält, worauf genau zu lesen ist: an wen und wie viel er zu zahlen hat. — Die Landleute erzählen hier viel von dem eigenen Schauspiele, welches bei der Ueberschwemmung des Rheines die Flucht der Feldmäuse u. s. w. dargestellt hat. Schaarenweise haben sie sich auf die Bäume geflüchtet und in Häusern, Scheuern und Ställen Zuflucht gesucht. Im ersteren Falle hat man den Raubvögeln die Jagd überlassen, und in dem letzteren sind die Bewohner gegen die ungebetenen Gäste mit allen Waffen-Arten aufgetreten.

G — r.

Beilage: Bemerker No 3. und Blatt d. Ankündigungen No. III.








# Der Gesellschafter

oder

# Blätter für Geist und Herz.

1820. Sonnabend den 5. Februar. 21stes Blatt.


## H e i m k e h r.

(Fortsetzung.)

Wir hatten uns versprochen, ihrem Vater unser Geheimniß zu entdecken. Der gute Mann erschrack anfangs vor dem Gedanken, den ich aussprach; er setzte ein ehrendes Vertrauen auf mich, aber er kannte ja den Stolz meines Oheims. Vergebens bot er Alles auf, mir die Gefahr zu zeigen, welcher er mit uns ausgesetzt seyn würde; der kühne Muth, den die Leidenschaft in mir nährte, glaubte alle Schwierigkeiten, die seine Besorgniß schilderte, leicht besiegen zu können. Er willigte endlich in meine Verbindung mit seiner Tochter, welche aber bis nach meines Oheims Tode geheim bleiben sollte. Der Pfarrer unseres Dorfes, welchem ich bei dem wankenden Gesundheits-Zustande meines Oheims desto unbedenklicher mein Geheimniß anvertrauen durfte, traute uns in nächtlicher Stunde, als mein Oheim bei einem Nachbar einen Besuch machte, und ich unter dem Vorwande einer Unpäßlichkeit daheim geblieben war. Gotthard und des Pfarrers Bruder waren Zeugen der Feierlichkeit. — Als ich selig im Gefühle beglückter Liebe war, eröffnete mir mein Oheim, wenige Tage nach seiner Rückkehr, einen Entwurf zu einer glänzenden Heirath, der eben die Ursache jenes Besuches gewesen. — Ihr könnt denken, lieber Antonino, wie ich bei meiner Stimmung einen solchen Antrag aufnehmen mußte. Mein Oheim mochte seine Beredsamkeit erschöpfen, wie er wollte, um mir die Vortheile seines Entwurfes zu zeigen, ich erklärte geradezu: daß ich in einem Alter von fünf und zwanzig Jahren noch nicht daran denken könne, mich zu verheirathen und erst die Welt sehen müsse. Mein unerwarteter Widerspruch reizte den heftigen Mann, und er verließ mich mit der Aeußerung: daß er mir zwar Bedenkzeit lasse, aber seine Absicht nicht aufgeben werde. Ich muß glauben, daß er ein Liebesverständniß für die geheime Ursache meiner Weigerung hielt; aber meine Verbindung mit Gretchen zu argwohnen, war, nach seinen Ansichten und Vorurtheilen, das allerletzte, worauf er rathen konnte, und gewiß faßte er auch dann noch nicht Verdacht, als er mich eines Tages überraschte, da ich eben mit ihr im vertraulichen Gespräche vor ihres Vaters-Hause stand. Er sprach selber freundlich und scherzend mit ihr, wie der alte Hagestolz bei guter Laune sich gegen geringere Mädchen zu benehmen gewohnt war, und als wir mit einander weg gingen, rühmte er ihre Schönheit so lebhaft, daß mir das Blut ins Gesicht stieg. Ich fürchtete in meiner Unruhe, mein Geheimniß sey schon entdeckt, als mein Oheim einige Tage nachher mich mit ernstem Tone in sein Zimmer beschied. „Rudolph!“ sprach er, „ich halte mein Wort; ich will Dir Zeit lassen, Du magst ein Jahr auf Reisen gehen.“ — Ich schwieg bestürzt. Mein Oheim sah mich scharf an. Ich wagte es nicht, ein muthiges Geständniß aus zu sprechen und die Gunst meines Oheims und die Aussicht auf eine reiche Erbschaft zu opfern. Was sollte ich thun? Ich war gefangen in meinen eigenen Schlingen. Als ein schneller Entwurf, meine Geliebte zu sichern, mir durch den

Kopf geflogen war, sagte ich die Abreise zu. Mein Oheim schien zufrieden, und ich athmete freier, als er auch nicht mit einer Silbe auf mein Geheimniß anspielte. „Du kannst reisen, wann Du willst," sprach er. „Zuerst nach Frankreich, das wird wohl am besten seyn für Deine Bildung, dann nach Italien." Ich eilte, ihm zu versichern, daß ich mich nicht gern ein ganzes Jahr von ihm trennen möchte. „Wenn meine Gesundheit sich so gut hält, als seit einigen Monaten, so will ich Dich gar nicht abhalten, die Welt zu sehen, wie Du gewünscht hast." — Dabei blieb es. — In vierzehn Tagen sollte ich abreisen. An demselben Tage sah ich Gotthard und entdeckte ihm meine Lage. Er schwieg lange gedankenvoll. „Ich habe Euch das Liebste anvertraut, das ich auf der Welt besitze," sprach er mit einem warmen Händedrucke, und ich weiß, Ihr werdet als Mann Eurer Pflicht treu seyn. Ihr könnt nicht anders, ohne viel zu verlieren, das seh' ich ein; und auch meine Tochter wird den Schmerz ertragen." — Der gute Vater bereitete sie selber vor, als sie zu uns kam, und sprach ihr Muth und Vertrauen auf die Vorsehung ein, während sie weinend in meinen Armen lag. Wir nahmen Abrede, daß unser Briefwechsel durch die Hände eines Freundes, dem ich vertraute, gehen, und Gretchen im schlimmsten Falle Zuflucht bei ihrer Großmutter suchen sollte. — Laßt mich nichts von dem Schmerze der Trennung sagen, lieber Antonino. Ach, die fromme Seele ahnete, daß wir uns nie wiedersehen sollten, als an jenem Abende beim Waldhorn ihre Thränen auf meiner Wange brannten. Da sagte sie, als ich sie umfaßte, die Worte aus einem Liede, das ich ihr einige Tage früher vorgelesen hatte:

— Ich bin ewig Deine!
Vertraute Liebe weichet nicht,
Hält allzeit, was sie einmal spricht.

Ich sah ihr schmerzlich nach, als sie sich aus meinen Armen gerissen hatte. O, mit dem letzten Lebewohl ihrer bebenden Stimme, das in der Ferne verhallte, war das Glück meiner Liebe und meines Lebens verschwunden!

Einige Monate nach unserer Trennung, als ich noch nicht lange in Paris war, erhielt ich den ersten verspäteten Brief, worin mir Gretchen schrieb, daß sie Mutter zu werden erwartete. Bange Ahnungen störten die Freude, welche diese Nachricht mir gab. Ich schrieb mehrmals an sie und ihren Vater, wartete aber vergebens mit schmerzlicher Ungeduld auf Antwort. In dem nächsten Briefe meldete mir der unglückliche Gotthard in den Ausdrücken dumpfer Verzweiflung den Tod seiner Tochter und ihres Kindes. Der schmerzliche Schlag warf mich auf das Krankenlager. Als ich genesen war und Gotthards Brief mit ruhiger Fassung las, bemerkte ich einige Ausdrücke, welche sich auf frühere Mittheilungen bezogen, und mir daher unverständlich waren. Bald nachher sagte mir ein Brief von dem Bruder des Pfarrers: daß mein Geheimniß wenigstens zum Theil entdeckt war. Mein Oheim hatte wahrscheinlich von einem Menschen, der dem wackeren Gotthard feind war, etwas erfahren, was ihm den ersten Argwohn erweckte. Er ließ sogleich den Jäger rufen, und fuhr so heftig auf ihn los, daß der arme Mann mein Verständniß mit seiner Tochter verrieth, aber mehr aus Furcht vor dem Zorne seines Gebieters, als aus kluger Ueberlegung, verschwieg er ihm meine unauflösliche Verbindung und ihren Zustand. Bald sah Gotthard auch, daß mein Oheim nichts davon ahnete. Es wurde ihm Verschwiegenheit geboten, und mit den härtesten Drohungen befohlen: allen Verkehr zwischen seiner Tochter und mir zu verhindern. Mein Oheim sprach von nun an absichtlich sehr laut von der Verbindung, welche er für mich verabredet hatte, und verkündigte, daß ich vor Ende des Jahres zurück kehren werde, um mich zu vermählen. Gretchen wurde von ihrem Vater, als ihr Zustand sich nicht mehr verbergen ließ, zu ihrer Großmutter geschickt, wo sie bald nach der Geburt ihres Kindes starb. Es war mir auffallend, daß ich in den Briefen meines Oheims nie die leiseste Anspielung auf jene Vorfälle fand. Ich muß glauben, daß er Mittel gefunden habe, wenigstens einige Briefe an mich und vielleicht von mir auf zu fangen; aber da ich mit Gotthard und Gretchen die Abrede getroffen hatte, in Briefen nie unsere geheime Verbindung zu erwähnen, so hat er dieses Geheimniß gewiß nie erfahren. Er glaubte wahrscheinlich, ein Verständniß, das er für eine gewöhnliche flüchtige Leidenschaft hielt, werde sich während der Trennung am leichtesten auflösen. — Kurz nach meiner Genesung überraschte mich die Nachricht, daß mein Oheim am Schlagfluß gestorben und ich der Erbe seiner Güter sey. Auch Gotthard war kurz vorher seiner Tochter ins Grab gefolgt. Nichts band mich jetzt an die Heimath. Ich wollte Vergessenheit im wilden Strome des Lebens suchen. Ich gab einem Freunde den Auftrag, für die Verwaltung meiner Güter zu sorgen, und reisete darauf von Paris nach Venedig. Hier schiffte ich mich als Freiwilliger nach Candia ein, wo ich blieb, bis uns die Türken die Citadelle entrissen hatten *). Bald nachher wandte ich mich nach Polen, und focht unter Sobiesky's Fahnen, bis ich nach dem Entsatze von Wien **) in kaiserliche Kriegsdienste trat. Oft habe ich dem Tod ins Auge geblickt, oft ihn gesucht, wenn ich mir vorwerfen mußte, daß ich selber die Schuld meines zerstörten Lebensglückes trüge. O, wäre ich auf Gretchens ersten Brief heim gekehrt, sie vor den Gefahren zu schützen, die ihr drohten! Mein väterliches Erbe war hinlänglich, sie und mich vor Mangel zu behüten!"

*) 1669. **) 1683.

Als Horst mit diesen Worten seine Erzählung endigte, suchte Antonino ihn auf zu richten und ihn zu ermuntern, — der Freiherr schwieg zu Allem und betrachtete gedankenvoll Antonino's Zeichnung. Er besprach dann mit dem jungen Manne die Anfertigung des Marmor-Denkmals, und empfahl ihm, die Ausführung zu beschleunigen.

Zwei Tage darauf ritt Horst nach Bergheim. Er fand Frau von Talond allein mit ihrem Vetter, der ihr vorlas. Sie empfing den Freiherrn freundlich, und als er darauf den jungen Mann mit einem herzlichen Händedruck begrüßte, legte sie ihre Hand auf die vereinten Hände der Männer, und sprach bewegt: „Wie gern sehe ich dieses Band geknüpft!" — Horst fand in diesem Eifer der liebenswürdigen Frau, ihn mit Aubery in eine vertraute Verbindung zu bringen, einen neuen Beweis für das Verhältniß, welches er vermuthete, und da er sich zu dem angenehmen und geistreichen Jüngling hingezogen fühlte, so war er in den Aeußerungen seiner Freundschaft desto herzlicher und aufrichtiger. Er hatte sich beinahe schon eine Stunde sehr angenehm unterhalten, als ein liebliches Mädchen in einfach zierlichem Anzuge in das Zimmer trat. Sie hatte einen Strauß frisch gepflückter Blumen in der Hand, und zwei halb aufgeschlossene Rosen blühten auf dem weißen Gewande, das ihren Busen züchtig verhüllte. Schnell wollte sie zu Frau von Talond eilen, als sie, durch den Anblick des Fremden überrascht, ihre Schritte hemmte. „Meine Tochter," sprach Frau von Talond, sie dem Gaste vorstellend. „Henriette," setzte sie hinzu, „unser Nachbar, Freiherr von Horst, ist so gütig, mir zu versprechen, daß er unsere Einsamkeit oft durch seine Besuche erfreuen will." — Das Fräulein verbeugte sich mit holder Anmuth und trat darauf zu ihrer Mutter, der sie die schönsten Blumen gab. Aubery bat sie mit einer unbefangenen Traulichkeit, die Horst selbst dem Vetter und dem Günstling der Mutter nicht zu Gute halten wollte, um eine Rose aus ihrem Strauße. „Sie sind schon zu weit aufgeblüht," sprach sie, und gab ihm eine von denen, die an ihrem Busen befestigt waren.

Horst hatte so viel Gewandtheit und Erfahrung, daß er sich unter seinen neuen Bekannten bald ziemlich einheimisch fand; aber er würde in dem Bestreben, sich zu seinem Vortheile zu zeigen, noch weit glücklicher gewesen seyn, wenn nicht der Wunsch, sie zu beobachten, ihn oft zerstreut hätte, da er in seiner vorgefaßten Vermuthung über ihre Verhältnisse immer mehr irre wurde. Daß Aubery die Gunst der Frau von Talond in hohem Grade besaß, war freilich nicht zu verkennen; aber es schien doch mehr ein mütterliches Wohlwollen als eine zärtliche Neigung zu seyn, und zu seiner Ueberraschung glaubte Horst zu bemerken, daß eher zwischen dem Jüngling und dem Fräulein ein geheimes Einverständniß herrsche. War dies die freundschaftliche Neigung, die zwischen den beiden jungen Leuten, die mit einander waren erzogen worden, entstehen mußte? War es eine zärtliche Verbindung, die sich dem Auge der Mutter verbarg? Mit diesen Zweifeln, die ihn nicht wenig beschäftigten, verließ er gegen Abend das Schloß seiner freundlichen Nachbarin, welche ihm einen Gegenbesuch versprach.

Sie kam einige Tage nachher mit ihrer Tochter und ihrem Vetter. Als Horst ihr sein Schloß zeigte, gingen sie auch in den Garten, wo Antonino seine Bildnerwerkstätte eingerichtet hatte. „Ey, hier blüht die Kunst!" sprach Frau von Talond, als sie im Vorübergehen den Marmorblock erblickte. „Man sieht, daß Ihr aus Italien kommt." — „Ein junger Künstler, der eine Zeitlang in Deutschland bleibt, führt hier ein Denkmal aus," erwiederte Horst, und wollte, ohne sich auf zu halten, seine Gäste auf eine Anhöhe am Ende des Gartens führen, wo er ihnen eine herrliche Aussicht über die Ufer des Mains angekündigt hatte. — „Ein Denkmal?" fragte Frau von Talond. „Vielleicht Eurem Oheim geweiht?" — „Ich habe allerdings — die Absicht, ihm ein Denkmal zu weihen," erwiederte Horst mit sichtbarer Verlegenheit. — Frau von Talond brach das Gespräch schnell ab und ging voran. Sie rief ihre Tochter und Aubery, welche mit Antonino einige Schritte zurück geblieben waren, und es knüpfte sich bald eine heitere Unterhaltung an.

Horst war sehr unruhig, als seine Gäste Abschied genommen hatten. Er wagte es nicht, sich zu gestehen, daß die reizende Henriette einen tiefen Eindruck auf sein Herz gemacht hatte, und wenn er mit geheimer Eifersucht an das Einverständniß dachte, worin Aubery mit ihr zu stehen schien, suchte er sich damit zu täuschen, daß er eigentlich nur neugierig sey. „Denn was geht es am Ende mich an, ob ihr Herz frei ist!" sprach er endlich ungeduldig zu sich selber. — Die Theilnahme, welche die Bewohner des Schlosses Bergheim ihm einflößten, ließ sich aber durch jene eifersüchtige Aufwallung so wenig abweisen oder schwächen, daß von nun an selten eine Woche verging, wo er nicht einen Besuch bei der liebenswürdigen Wittwe machte.

(Die Fortsetzung folgt.)

## Anklänge.

12.

Bist du in Freude ganz entzückt,
So denk' an das, was dir entrückt;
Und fehlt ein Ausweg Dir in Sorgen,
So sieh dich um am nächsten Morgen.

13.

Hast du bei dem höchsten Glück
Nicht des Herzens Wunsch gefunden,
Wird dein Leben nie gesunden:
Denn es kommt der Sonnenblick
Für das Daseyn aus dem Herzen,
Ist's da kalt, erliegt in Schmerzen
Auch das glänzendste Geschick.

Ed. Rolle.

## Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

Wien. Der Wunderdoktor Lang, der sich seit einiger Zeit hier umher trieb, hat Wien verlassen — vielleicht nur gezwungen! Er wollte eine Universalmixtur erfunden haben in Gestalt kleiner rother Pillen, welche weiter nichts enthielten als zersetzten Merkur, auf eine bisher unentdeckte Art unschädlich gemacht. Er führte Ballen von Zeugnissen mit sich, welche seine außerordentlichen Kuren bewähren sollten; auch folgt ihm der tiefe Schmerz mancher jugendlichen Matrone, die sich von den Zauber-Pillen vielleicht Glättung der Runzeln versprochen und damit das halbe Jahrhundert sich vom Rücken zu wälzen gedachte. — Grillparzer's „Sappho" ist von einem jungen Florentiner, Namens Guido Sorelli, in das Italienische übertragen worden. Der Uebersetzer hielt sich fast ängstlich an das deutsche Original, dessen Sprache er nur selten mißverstand. In der Zueignungsschrift an den Verfasser sagt er: „O celebre autore della Ahnfrau!" Das wäre schwer zu verzeihen! Indeß hat das Buch der gelungenen Stellen sehr viele, und ist auch „Sappho" nicht erreicht, so bleibt des Florentiners Arbeit doch immer ein recht freundlicher Abglanz des schönen Urbildes. Auch die „Ahnfrau" soll von demselben übersetzt werden. — Eine Begebenheit stehe hier, die ihrer Originalität wegen einen Platz in den kompendiösen Annalen des Unsinnes verdiente und für deren Wahrheit ich bürgen kann. Ein nicht mehr junger Mann verliert oberhalb einen Schneidezahn — um den Fehler zu verbergen, läßt er sich die ganze Zahnreihe der oberen Kinnlade ausbrechen! Kann man auf Bewunderung wohl mehr Anspruch haben? — Das Hoftheater des Schauspiels hat die verheißene Gabe „Ossian" von Managetta, unter dem Titel: „das Haus Mac Aloa" zur Schau gebracht. Der Verfasser hat die Erwartungen, welche man von ihm gehegt, auf keine Art erfüllt, und scheint überhaupt mehr der Kanzleisprache als der poetischen mächtig zu seyn. Das an sich gute Sujet ist zum Erbarmen schlecht benutzt, nebenbei wird darin der Steinböcke häufig gedacht, deren es in Schottland eine große Menge geben soll. Hierauf scheint auch das nachfolgende Epigramm gemünzt zu seyn, welches sich nach der Darstellung verbreitete:

„Selten erblicken die Berge von Schottland den zottigen Steinbock:
Glücklicher Jäger nur dir lachte zum Schusse das Glück!"

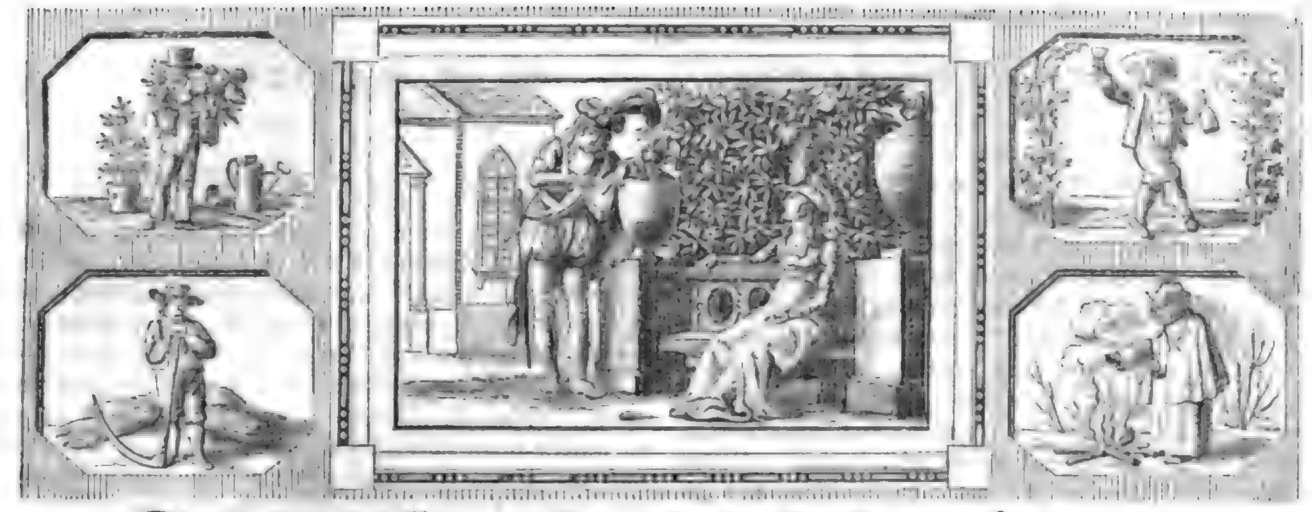
Die gründlichste Rezension! — Kurländer übersetzte wieder ein französisches Stück: „die seltsame Entführung". Seltsam wurde dabei nur der Geschmack des Verfassers gefunden, und die Entführung galt der guten Laune. — Endlich erschien — noch ein französisches Gespenst, das sogleich wieder verschwand: „die Geheimnisse" nach Melesville. Unzartheit, Bedientenschnack und Unwahrscheinlichkeit sind die Elemente dieser Schöpfung. — Im Hof-Opern-Theater wurde zum ersten Mal gegeben: „Der letzte Pagenstreich", Lustspiel in einem Akt von Vogel. Er gab darin nur allzu sehr abgegriffene Charaktere und das übelste dabei war: daß sie witzig seyn sollten. Möge der Verfasser (der ein ziemlich alter Page ist) Wort halten und dies der letzte Streich seyn, den er auf Kosten des beleidigten Comus machte. — Conzerte gaben Hr. Moscheles und die Familie Wranitzky; bei dem letzteren ergab sich neue Gelegenheit, den beiden Brüdern Wranitzky jene Bescheidenheit zu wünschen, die ihre Jugend fordert. — Und so wären nun alle Erscheinungen berührt, die mit dem entschwundenen Jahre vorüber flatterten. Manches erschien mir vielleicht anders, als es war; aber das sind nun einmal die Streiche, die Einem die Sinne spielen — und damit sind wir im gleichen Falle, lieber Leser! — Erlaube mir nun — diesmal zum Valet — meinen Wunsch zum Beginnen des neuen Jahres aus zu sprechen: Dir Glück — mir Deine Gunst! —*—

Eine Frau, welche auf dem Sterbebette lag, verlangte Beichte. Sie besaß ein beträchtliches Vermögen. Der Pfarrer kommt, verspricht Absolution, aber unter der Bedingung: daß sie 12,000 Franken an einen benannten religiösen Verein vermache. Die Frau will nicht. Am andern Morgen kommt der erste Vikarius, läßt etwas von der Forderung herab; aber die Frau will wieder nicht. Am dritten Tage endlich kommt ein dritter Pfarrer, mit ausgedehnter Vollmacht versehen. Der gute Mann läßt sich billig finden, und da die Sterbende sieht: daß der Weg zum Paradiese durchaus erkauft seyn muß, vermachte sie 3000 Franken und erhielt nun erst Absolution. (Independ.)
„Ein Himmels-Werber sorgt gar thätig auf der Erde: daß Andern Himmel, doch die Erd' ihm eigen werde!"

Zu Ludwigs XIV. Zeiten war in einer freundschaftlichen Gesellschaft ziemlich frei über Frau von Maintenon gesprochen worden. Man hoffte von einem der Gäste, Hrn. v. Caylenelli, etwas Näheres zu erfahren. Der Polizei-Lieutenant begab sich zu ihm. „Wo haben Sie am Abende jenes Tages gespeist?" frogte er ihn. — „Es ist mir nicht erinnerlich." — „Kennen Sie nicht die Herren **?" — „Mich bedünkt, daß ich es nicht weiß." — „Haben Sie nicht den Abend bei ** zugebracht?" — „Das ist mir ganz und gar entfallen." — „Sollte denn aber ein Mann, wie Sie, dergleichen Dinge vergessen?" — „Mein Herr, in Gegenwart eines Mannes, wie Sie, bin ich nicht ein Mann, wie ich." (Morn. Chron.)

Lord Gage hat auf seiner Herrschaft Firle das edle Vergnügen der Falkenbeize wieder eingeführt. Ehedem war dies ausschließlich ein königliches Vergnügen. Zur Zeit Jakobs I. bezahlte Sir John Monson für einen Falken 1000 Pfund. Unter Edward III. gehörte es zur dritten Klasse der Majestäts-Verbrechen oder des Hochverraths, wenn ein Falke gestohlen wurde; die Wegnahme von Falken-Eiern, selbst auf eigenem Grund und Boden, wurde mit Gefängniß von Jahr und Tag, und einer vom Willen des Königs abhängenden Geldbuße bestraft. (Morn. Chron.)

Acerbi erwähnt in seiner Reise durch Finland eine merkwürdige Sitte, die aber gesetzlich eingeführt seyn soll. Wenn nämlich daselbst Jemand stirbt, der ein Gnadengehalt genoß oder eine Sinecure-Stelle bekleidete, so fällt sein Leichnam dem Staate zu, der ihn in die Anatomie liefern läßt, damit er nach seinem Tode nütze. Dieses Gesetz, in England eingeführt, würde dem Staate große Summen ersparen, weil z. B. Lord Arden lieber seine 32,000 Pfund fahren, als sich dem Scalpell der Wundärzte nach seinem Tode hingeben ließe. (Morn. Chron.)



# Der Gesellschafter
oder
# Blätter für Geist und Herz.

1820. Montag den 7. Februar. 22stes Blatt.

## Ihr Wesen.

Auf und nieder trieben Wölkchen
Sich am Himmel, spielten kosend,
Und in mancherlei Gestalten
Konnten schnell sie sich verwandeln.
Und es fand der Blick auch eines
Von der Abendröth' erglühet,
Und zum Kennen war's gebildet
Gleich dem Namenszug der Trauten.
Und ich zeigt' es ihr, die ruhig
Mir am Arme auf den Auen
Ging durch abendlich Bethauen.
„Sieh, da strahlt dein Nam' am Himmel!"
Sagt' ich ihr; „ich nehm's zum Zeichen:
Daß in deinem theuren Namen
Nur der Himmel mir wird scheinen;
Als den Abdruck deines holden
Schönen Wesens nehm' ich's deutend."
Aber sie sprach im Erröthen
Und beschämt den Blick gesenket,
Jetzt die schönen Liebesworte:
„Guter, Trauter! willst mein Wesen,
Wie's den Himmel dir verkünde,
Du am Himmelszelte lesen:
O, dann nicht in Wolken finde
Diesen Zug — im Himmel klar
Stelle sich mein Wesen dar!"

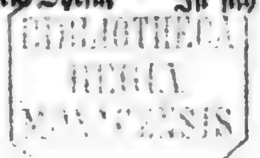
Theobald.

## Heimkehr.

(Fortsetzung.)

Frau von Talond brachte das Gespräch oft auf Horst's Reisen und Schicksale, und Alle horchten gern, wenn er von seinen Abentheuern erzählte; aber nie ging er über den Zeitpunkt des Abschiedes von seinem Oheim hinaus. — „Ich habe Mancherlei von Eurem Oheim gehört" — sprach Frau von Talond eines Tages zu ihm, als sie an seiner Seite in ihrem Garten auf und nieder ging — „und viel Gutes bis auf manche Eigenheiten. Ihr scheint sein Liebling gewesen zu seyn." — Horst's Antwort ehrte das Andenken des Mannes, dessen väterlicher Sorgfalt er so viel verdankte; dann brach er ab. Nach einer Pause hob Frau von Talond wieder an: „Der würdige Pfarrer, der erst einige Monate nach meiner Ankunft in dieser Gegend starb, hat mir oft erzählt: daß Euer Oheim bis zu seinen letzten Augenblicken mit Liebe an Euch gedacht habe." — Der Freiherr sah sie überrascht an, als wäre er besorgt gewesen, daß der Pfarrer sein Geheimniß verrathen hatte. Sie aber lenkte das Gespräch so unbefangen auf einen andern Gegenstand, daß er seine Unruhe bald wieder verlor. — Als sie um eine Hecke bogen, sahen sie Aubery mit Henrietten auf einer Bank sitzen, wo er ihr aus einem Buche vorlas. „Es sind Flemming's Gedichte, seines Lieblings", sprach Frau von Talond, „ich seh' es an dem Einbande. Er hat mir so manches Lied daraus vorgelesen, daß ich Vieles auswendig weiß. Ihr kennt ihn ohne Zweifel und gewiß auch die kräftige Aufmunterung an sich selber:

> Was dich betrübt und labt, halt' alles für erkohren,
> Nimm dein Verhängniß an, laß Alles unbereut;
> Thu was gethan muß seyn und eh' man's dir gebeut,
> Was du noch hoffen kannst, das wird noch stets geboren.
> Was klagt, was lobt man doch, sein Unglück und sein Glücke
> Ist sich ein Jeder selbst; schau alle Sachen an:



Dies Alles ist in Dir; laß deinen eitlen Wahn:
Und eh' du fürder gehst, so geh' in dich zurücke.
Wer selbst sein Meister ist und sich beherrschen kann,
Dem ist die weite Welt und Alles unterthan.

Während Frau von Talond mit Gefühl und Nachdruck diese Worte sprach, war Aubery aufgestanden und hatte sich einige Schritte weit entfernt, um dem Gärtner, der in der Nähe war, etwas zu sagen. Henriette nahm unterdessen das Buch, las einige Augenblicke darin, und als sie ein Blatt von dem Jasminstrauche, dessen duftende Zweige sie beschatteten, hinein gelegt hatte, ließ sie es auf der Bank liegen und folgte dem Jüngling.

„Wie gefällt Euch der junge Mann?" sprach Frau von Talond, als sie mit Horst weiter ging. — „Er macht seiner edlen Erzieherin die größte Ehre, und ich bin überzeugt, er wird jedes Glückes würdig seyn, das sie ihm noch zugedacht hat!" erwiederte Horst nicht ohne Beziehung. — „Eine Schmeichelei wollte ich nicht hören!" sprach Frau von Talond; „doch liegt mir sein künftiges Schicksal am Herzen. Bis auf diesen Augenblick weiß ich noch nicht: ob er eine unabhängige Lage in der Welt haben wird, und erst seit Kurzem hege ich frohere Hoffnungen für ihn." — „Wie könnte seine Zukunft ungewiß seyn, so lange er Euer Wohlwollen verdient, edle Frau?" erwiederte Horst. — „Ja, auf meine Freundschaft soll er freilich immer rechnen können, und wenn Alles ihn verließe!" sprach Frau von Talond mit sichtbarer Bewegung. — Bei diesem Gespräche waren sie an die Bank unter dem Jasminstrauche gekommen. Frau von Talond setzte sich. Horst nahm das Buch in die Hand, und als er es aufschlug, fand er das eingelegte Jasminblatt auf der Seite, wo folgendes ihm wohl bekannte Lied begann:

Es ist umsonst das Klagen,
Das du um mich
Und ich um dich,
Wir um einander tragen;
Sie ist umsonst die harte Pein,
Mit der wir jetzt umfangen seyn.

Laß das Verhängniß walten;
Was dich dort ziert,
Und mich hier führt,
Das wird uns doch erhalten;
Dies, was uns jetzt so sehr betrübt,
Ist's dennoch, das uns Freude giebt.

Sey unterdessen meine;
Mein mehr als ich,
Und schau auf mich,
Daß ich bin ewig deine.
Vertraute Liebe weichet nicht,
Hält allzeit, was sie einmal spricht.

Bleib' wie ich dich verlassen,
Daß ich dich einst,
Die du jetzt weinst,
Mit Lachen mag umfassen;
Dies soll für diese kurze Pein
Uns ewig unsre Freude seyn.

Eilt, lauft, ihr trüben Tage,
Eilt, lauft vorbei,
Eilt, macht mich frei
Von aller meiner Plage.
Eilt, kommt ihr hellen Stunden ihr,
Die mir gewähren alle Zier.

Die Worte des Liedes versetzten ihn plötzlich in den schmerzlichsten Augenblick der Vergangenheit, in die Stunde des Abschiedes von seiner ersten Geliebten, und er verlor sich so ganz in Gedanken, daß er nicht bemerkte, wie seine Begleiterin ihn forschend ansah. — „Der zärtliche Dichter scheint Euch ganz entzückt zu haben!" sprach sie lächelnd. „Aber kommt, wir wollen zu unsern jungen Leuten gehen; meine Tochter soll uns auf dem Spinett vorspielen, und Ihr werdet hören, daß Vetter Aubery kein ganz schlechter Sänger ist."

Henriette und der junge Mann kamen ihnen entgegen, als sie sich näherten, um in den offenen Gartensaal zu gehen. Der Freiherr war entzückt über die Kunstfertigkeit, die das Fräulein zeigte. Als sie mit Aubery italienisch gesungen hatte, sang sie mit hinreißender Anmuth ein deutsches Liedchen, und jeder Ton ihrer Stimme rief neue Empfindungen in dem Herzen des Freiherrn auf. Was Frau von Talond ihm heute von ihrem Vetter gesagt hatte, schien es ihm auch zweifelhaft zu machen: ob sie die Absicht haben könne, ihn mit ihrer Tochter zu verbinden. Kühner wuchs die Hoffnung in seinem Herzen. Das Fräulein war immer sehr freundlich gegen den Mann, welchen, wie sie wußte, ihre Mutter ausgezeichnet und geehrt wissen wollte; aber heute glaubte er sie freundlicher als je zu finden. Während sie sang, hatte sich Aubery auf einen Augenblick aus dem Saale entfernt, und da auch die Wittwe durch ein Geschäft abgerufen zu werden schien, so merkte Horst plötzlich: daß er allein neben der schönen Sängerin stand, als sie ihr Lied geendigt hatte. Eine stumme Pause folgte; es dauerte einige Augenblicke, ehe er sich von seiner Verwirrung erholen konnte; und er war nahe daran, ein Geständniß seiner Neigung zu wagen, als ihre Mutter wieder herein trat, welcher einige Augenblicke nachher Aubery folgte. — „Herr Oberst!" sprach Frau von Talond, „Euer Reitknecht hatte das Pferd etwas voreilig gesattelt; ich erkläre Euch: Ihr seyd wenigstens bis nach dem Abendessen unser Gefangener." — „Die Ketten, die mir hier angelegt werden, trage ich gern!" erwiederte Horst, mit einem Blick auf das Fräulein, deren Auge ihm zu begegnen schien; „und ich hoffe, meine Gefangenschaft wird nicht zu hart seyn." — „Darauf dürftet Ihr Euch nicht allzu sehr verlassen, wenn man Euch halten wollte!" sprach die Wittwe mit einem bedeutsamen Lächeln. „Ein so unstäter Zugvogel, als Ihr gewesen seyd, möchte wohl eine kurze Kette brauchen." — Horst brachte die Stunde bis zum Abendessen sehr angenehm in dem freundlichen Kreise zu, wo

er bald auf die Musik horchte, bald die Andern den Erzählungen zuhörten, wozu man ihn aufforderte. In der heiteren Stimmung, worin seine Seele war, ergriff er einen Augenblick, als er mit Frau von Talond allein am Fenster stand, seine geheimen Wünsche ihr zu gestehen, und um die Hand ihrer Tochter zu bitten. — Sie schien dies so wenig erwartet zu haben, daß sie einige Augenblicke schwieg, ehe sie auf eine Antwort gefaßt war. „Herr Oberst!“ sprach sie endlich; „habt Ihr meiner Tochter schon Eure Wünsche entdeckt?“ — Horst betheuerte: daß sie zuerst sein Geheimniß empfange; aber er verschwieg ihr: wie stark die Versuchung gewesen war, es dem Fräulein zu verrathen. — „Ich habe es nicht anders von Euch erwartet!“ antwortete sie, „und danke Euch für diesen Beweis Eures Vertrauens und Zartgefühls. Euer Antrag aber ist so wichtig, daß ich um Euretwillen und um meiner selbst willen Euch heute noch nichts darüber sagen kann. Ihr seyd so gütig gewesen, uns zu dem Feste ein zu laden, das Ihr übermorgen auf Eurem Schlosse geben wollet. Ich verspreche Euch, übermorgen sollet Ihr auch meine Antwort haben, und ich hoffe: sie wird Euch glücklicher machen, als Ihr es ahnet.“ — Horst küßte feurig die Hand, welche sie ihm zum Pfande ihres Versprechens reichte. Wenige Minuten nachher nahm er Abschied, und das frohe Gefühl, das sein ganzes Herz durchdrang, wurde erhöht durch die Freundlichkeit, womit Henriette seinen Gruß beantwortete. Schnell trug ihn sein Pferd auf dem nächsten Pfade über den Rücken des nackten Hügels, dessen Abhang der Buchwald bedeckte. Der Mond stand am wolkenlosen Himmel; die dichten Wipfel, welche die Denkmale der Vergangenheit wie mit einem Flor verhüllten, waren hell beleuchtet; in der Tiefe glänzte der schäumende Bach und aus geheimnißvoller Dämmerung blickte das einsame Jägerhaus hervor. — „Heiliger Schatten!“ sprach Horst zu sich selber, „dein Andenken soll nie in meiner Seele untergehen, wenn auch ein neues schönes Band mich an das Leben knüpft.“ — Er faßte den Entschluß, der edlen Frau, von deren Hand er sein Glück erwartete, das Geheimniß seiner früheren Liebe zu enthüllen, damit Henriette zuerst aus dem Munde ihrer Mutter es erfahre. Er schrieb ihr am folgenden Morgen einen Brief, worin er ihr seine Jugendgeschichte ohne Rückhalt erzählte.

Frau von Talond erschien zu dem Feste, womit er seine Rückkehr feiern wollte, mit ihrer Tochter und Aubery, als eben die Musik zum Tanze erscholl. Sie reichte dem entzückten Wirthe freundlich die Hand, als er ihr entgegen kam, und sagte leise zu ihm: „Ich danke Euch für das Vertrauen, das mir Euer Brief beweiset.“ — Horst führte sie und Henriette in den glänzend erleuchteten Saal, wo viele Bildnisse seiner Ahnen an den Wänden hingen. Als Frau von Talond, während ihre Tochter tanzte, an des Freiherrn Seite saß, deutete sie auf zwei Bilder ihnen gegenüber, die er als die Bildnisse seiner Eltern angab. „Es ist da noch reichlich für ein Paar Bilder Platz, und ich hoffe, hier wird künftig neben Euerm Bilde das Bildniß der Unglücklichen zu sehen seyn, deren Andenken Euch mit Recht noch so theuer ist.“ — Der Freiherr war über diese Aeußerung, die er in einem solchen Augenblicke nicht erwartet hatte, ein wenig betroffen; er antwortete aber schnell gefaßt: er habe nicht nur bereits ein Grabmal für die theure Verlorene bestimmt, sondern auch schon Vorbereitungen getroffen, ihr Bildniß einst hier auf zu stellen, und so nach ihrem Tode noch seine Verbindung mit ihr öffentlich anzuerkennen. — „Das seyd Ihr“ antwortete Frau von Talond, „dem Andenken der Edlen schuldig, deren Ruf durch Euch gelitten hat, und wenn Ihr auch nie mehr von ihrem Schicksal erführet, als Ihr jetzt schon wißt. Aber ich will Euch nicht länger vom Tanze abhalten. Wenn Eure Gäste bei dem Mahle versammelt sind, empfangt Ihr die versprochene Antwort.“ — Nach dieser Rede wendete sie sich zu einem Edelmann aus der Nachbarschaft, der auf sie zu kam. Verwundert über ihr geheimnißvolles Wesen entfernte sich Horst und trat zu den Reihen der Tanzenden. In diesem Augenblick kam Aubery mit Henriette an ihm vorüber und er sah: wie sie ihm leise ein Paar Worte zuflüsterte und er mit einem zärtlichen Blick ihr antwortete. Seine Eifersucht regte sich heftig. Als der Tanz zu Ende war und Henriette neben ihrer Mutter saß, bat Horst um den nächsten Tanz. Das Fräulein sagte liebreich zu, mit der Aeußerung: daß Aubery, dem sie diesen Tanz versprochen habe, gern bis zum folgenden warten werde. Sie trat sogleich zu Aubery, der nicht weit von ihr mit einem Bekannten sich unterhielt, und als sie ihm leise ein Paar Worte gesagt hatte, ging sie mit dem Freiherrn in die Reihe. Horst war so lebhaft bewegt, daß dieser neue Beweis ihrer Vertraulichkeit mit dem Jüngling ihn nur noch mehr reizte. Er verrieth seine Stimmung deutlich, und Henriette wurde um so unruhiger, da ihre Mutter am vorigen Abend gesagt hatte: ihres Vetters und ihrer Tochter Schicksal werde sich auf der Burg des Freiherrn entscheiden und dieser viel Einfluß darauf haben.

(Der Schluß folgt.)

## A n e k d o t e.

Helvetius hatte einem Jesuiten sein Vertrauen geschenkt und ihm viele Freundschaft erwiesen. Dieser mißbrauchte aber beides zum Nachtheil seines Wohlthäters, so daß dieser dadurch manche Verfolgungen erdulden mußte. Helvetius erfuhr: daß dieser Jesuit in einem Dorfe in großem Elende schmachtete. „Bringen Sie dem Pater ** diese funfzig Louisd'or“, sagte er zu einem seiner Freunde, „sagen Sie ihm aber nicht, daß sie von mir sind; er hat mich schwer gekränkt, und es müßte ihn sehr erniedrigen, von mir Hülfe an zu nehmen.“ K. M — r.

## Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

Prag. Das böhmische Museum hat nicht nur durch viele Theilnahme und neue Beiträge an Umfang und Kraft gewonnen, sondern auch neuerdings wieder bedeutende Geschenke an Büchern, Manuscripten, Münzen und Medaillen erhalten, unter Anderem ein Manuscript von Balbin und zwei Mumien. — In der ökonomischen Literatur ist eine interessante Erscheinung: „Tenneckers Lehrbuch der Veterinär-Wundarzneikunst" zu Vorlesungen und auch zum Selbstunterricht für Landwirthe, Offiziere, Kur- und Fahnenschmiede. Der erste Theil, welcher eben bei Calve erschienen ist, enthält die allgemeine Veterinär-Chirurgie, und soll, nach dem Ausspruch der Sachkundigen, so zweckmäßig und lehrreich, als die früheren Werke des bekannten Schriftstellers seyn. In derselben Buchhandlung ist ein recht gemüthliches Andachtsbuch von W. J. Welleda „Gefühle für jene Welt" erschienen, und zur Ostermesse kommen zwei Bändchen „Sagen und Mährchenbuch der Böhmen" von W. A. Griesel heraus, welche nach einigen in Zeitschriften gegebenen Proben von großem Interesse seyn dürften. — Die ersten fünf Hefte von dem treflichen Werke des wackeren Professor Sommer „Gemälde der physischen Welt" sind nun in einem Bande unter dem Titel: „Das Weltgebäude" zu haben. Die Literatur-Zeitungen und andere kritische Blätter stimmen alle darin überein: daß dieses Werk unter die zweckmäßigsten und brauchbarsten Belehrungsbücher gehöre. — Die letzten Hefte des „Hesperus" von 1819 enthalten, neben Mannigfaltigem, auch eine sehr interessante Notiz des Professor Schneller in Grätz über die Predigten Zacharias Werners an dem Wallfahrtsort Maria Trost in Steiermark. Die Popularität dieses Weltpriesters geht so weit, daß er sagt: „Die Fischernetze der Apostel seyen nicht zwei Gulden Papiergeld werth gewesen!! — Professor Gerle, von dem zu Ostern zwei Bändchen älterer Novellen gesammelt und ein Trauerspiel „der Wunderknabe" erscheinen sollen, arbeitet an einem historischen Drama aus der Vaterlands-Geschichte: „Die böhmischen Herzogsbrüder". Professor Dambeck soll mit der Uebersetzung der epischen Gedichte Shakspeare's fertig seyn, und sie dürften wohl ebenfalls ehestens erscheinen. — Unsere Bühne hat, außer den Gastspielen der Demois. Bohß, die ein schönes Talent entfaltete, in der letzten Zeit wenig Erhebliches geliefert. Hr. v. Holbein ist als Regisseur angestellt, hat aber noch nicht gespielt. — Oehlenschlägers „Frau Ludlam" wollte nicht ansprechen. Auch Rossini's „diebische Elster" und Boyeldieu's „Rothkäppchen" fanden nur getheilten Beifall. — Hier befindet sich gegenwärtig eine „kleine Familie der drei Zwerge" (so nennt sie sich selbst) und der Anschlagzettel sagt: „um unzweideutige Beweise ihrer Eigennützigkeit zu geben, und damit Jedermann eines Anblicks genießen könne, der sich in allen vorzüglichsten Städten von Europa den Beifall der Fürsten und des gesammten Adels erwarb, haben sie die Preise herab gesetzt." — * —.

London. In England liebt man die Eis-Märkte sehr. Sobald der Strom fest ist, wird ein Markt darauf erbauet. Im Jahr 1685 dauerte ein solcher 14 Tage. Am 2. Februar ward mitten auf der Themse ein großer Ochse gebraten, und dies machte solches Aufsehen, selbst bei Hofe, daß der König Carl II. und die Königin von jenem Ochsen zu essen verlangten. Im Jahr 1715 war das Eis so stark, daß am 14. Januar Frachtwagen und Equipagen, ohne Schwierigkeit und Gefahr, auf der Themse entlang fuhren. Man errichtete Barraken, worin Restaurateurs, Limonadiers und Verkaufer aller Art ihren Wohnsitz aufschlugen. Zuletzt ward es förmlich Sitte: auf der Themse Mittagsmahl zu halten. Buchdrucker legten eine Druckerei an, wo Jeder nach Belieben sich seinen Namen konnte drucken lassen mit dem Ereignisse, wobei es geschah, damit den Nachkommen gedruckt zu beweisen war, was man erlebt hatte. Auch in diesem Jahre haben wir einen Eismarkt auf der Themse, der lebhaft und glänzend ist. (Gaz. d. Fr.)

Die Algierer, welche dem Herzog von Berry die demselben vom Dey von Algier geschenkten arabischen Pferde überbracht, sind in Paris, der großen Kälte ungeachtet, schon „wie zu Hause"; denn neulich wollten sie Abends zwei aus dem Theater kommende Schauspielerinnen — „bestehlen". Ihr Geschrei rief aber einen kräftigen Mann herbei, der seine Faust im antipiratischen Geiste gebrauchte und die Algierer in die Flucht trieb. (Gaz. d. Fr.)

Auf Brougham's letzte lange Parlaments-Rede sind viele Epigramme gemacht. Eines derselben, überschrieben „An Brougham" sagt:

> Wozu so lange Reden geben?
> Sie dauern länger als sie leben. (Courier.)

Bei der eingetretenen starken Kälte erinnere man sich der ehemaligen Sitte der Fürsten: an ihren Palästen öffentliche Feuer zu unterhalten, an denen der Arme sich wärmen konnte. Vielleicht finden sich jetzt unter den hohen Staatsbeamten lobenswerthe Nachahmer. (Constitut.)

Zu Lisieux haben die Missionäre sich unlängst sehr beschwert: daß nur Neugierige und alte Weiber ihnen zuhören. Um diejenigen, welche ihnen nicht geben, was sie verlangen, zu bestrafen, hefteten sie an deren Häuser kleine Christus-Bilder von Blei. (Constitut.)

Ein Hr. Lechepierre, der ein Werk „Ueber den Adel" heraus gegeben hat, versichert auch: die Apostel „St. Paul" und „St. Barthelemy" seyen von gutem Adel gewesen, die andern Apostel aber nicht. (Constitut.)

Herr von M** trat neulich in einen Eßsaal und ließ sich als Herr Baron von M** melden. Jemand aus der Gesellschaft trat zu einem alten Mann und fragte ihn leise: „Haben Sie in Ihrer Jugend jemals vernommen: daß die Vorfahren dieses Barons von Adel waren?" — „Nein, mein Herr!" erwiederte dieser; „aber sie lebten wie große Herren, denn sie prügelten ihre Leute und bezahlten niemals ihre Schulden." (Independ.)

In dem Namen „O Grégoire" (Insurgenten-Chef) findet man das Anagramm „Roi égorgé". (Courier.) Soll das eine Prophezeihung seyn?

Man hat nach genauer Untersuchung und Zusammenstellung gefunden: daß der pyrenäische Marmor im südlichen Frankreich dem von Carrara noch vor zu ziehen ist. (Gaz. d. Fr.)




# Der Gesellschafter
oder
# Blätter für Geist und Herz.

1820. Mittwoch den 9. Februar. 23stes Blatt.


## Heimkehr.

(Schluß.)

Als Horst mit dem Fräulein getanzt hatte, näherte er sich dem jungen Mann; aber sein Entschluß, ihm ein freundliches Wort über den aufgegebenen Anspruch zu sagen, wurde schlecht ausgeführt, und er nahm sich gar nicht die Mühe, seine Abneigung gegen Aubery zu verbergen. Zum Unglück verlängerte sich ihr Gespräch, das von gleichgültigeren Dingen bald auf so anziehende als des Fräuleins Vorzüge kam, wobei Horst's Empfindlichkeit leicht Gelegenheit fand, zu reizen, und ungeachtet sich Aubery mit großer Mäßigung benahm, so gab bald ein Wort das andere, bis endlich Horst den jungen Mann zum Zweikampf forderte. Niemand hatte den Zwist gehört, da sie unter einem entfernten Fensterbogen standen; aber ein Bekannter der Frau von Talond wurde doch überrascht, als er den Freiherrn in heftiger Bewegung hinaus gehen sah, dem bald darauf auch Aubery folgte. Frau von Talond erhielt in demselben Augenblick die beunruhigende Nachricht. Von banger Ahnung ergriffen, eilte sie in den Garten. — Sie sah die beiden Männer zwischen hohen Taxushecken nach einem abgelegenen Platz gehen, gerade dem Eingange der Thurm-Kapelle gegenüber. Schon sah sie Degen blitzen, und als sie athemlos zwischen die erbitterten Männer getreten war, goß der Mond plötzlich einen hellen Glanz durch die Wolkenhülle auf das, in den oberen Theilen fast vollendete Marmorbild. — „Um Gotteswillen! haltet ein!" rief sie bewegt. „Im Angesicht jener heiligen Gestalt könnt Ihr die Degen gegen einander ziehen? — Rudolph, tritt auf meine Seite!" sprach sie mit ernstem Ton zu dem jungen Manne. „Freiherr von Horst, kennt Ihr dieses Pfand?" fuhr sie fort, ihm einen Ring mit einem blitzenden Rubin vorhaltend. „Ich empfing ihn aus der Hand Eurer sterbenden Gattin, mit dem Auftrage: ihn Euch zu übergeben. Und dieses Blatt" — sprach sie weiter, ihm einen versiegelten Brief überreichend — „bringt Euch die letzten Worte ihrer Liebe, die treu blieb bis in den Tod." — Horst betrachtete, tief erschüttert, bei dem Glanze des Mondes den Ring, welchen er seiner Gattin am Altare gegeben hatte, und erkannte die Züge der geliebten Hand. — „Aber noch ein heiligeres Pfand ihres Vertrauens erhielt ich aus den Händen meiner unglücklichen Freundin", hob Frau von Talond wieder an. „Sie übergab mir im Tode ihren Sohn, und ich habe Euch, Rudolph" — sprach sie, den Jüngling zu dem Freiherrn führend — „Eures Vaters und Eurer edlen Mutter würdig erzogen." — „Ewiger Gott!" rief Horst heftig bewegt, und hob den Jüngling auf, der, Vergebung flehend, ihm zu Füßen gesunken war. Lange hielten sie sich umfaßt, und als die Ueberraschung dem milderen Gefühle gewichen war, flossen Freudenthränen aus des Vaters Auge.

„O meine verklärte Freundin!" sprach Frau von Talond, „diesen glücklichen Augenblick ahnetest du, als deine Seele, von Erdenleiden gelöset, schon dem Himmel entgegen flog und dein brechendes Auge zum letzten Mal auf deinem Kinde ruhte. Dein frommer Geist

schwebt über uns und segnet diese Stunde!" — „Edle Frau!" sprach Horst, mit tiefer Rührung ihre Hand ergreifend; „wie viel habe ich Euch zu danken! Wie könnte ich es je vergelten!" — „Meiner Freundin mein Wort gehalten zu haben, Euch und Euren Sohn glücklich zu sehen — das ist mein schönster Lohn!" erwiederte Frau von Talond. „Aber es muß Euch noch Einiges dunkel seyn in dieser unerwarteten Auflösung, Ihr sollt heute noch volles Licht erhalten. Laßt uns jetzt zur Gesellschaft zurück kehren, unsere Entfernung wird aufgefallen seyn." — Horst bot ihr seinen Arm und mit dem andern faßte er seinen Sohn. So trat er in den Saal. Henriette, welche ein dumpfes Gemurmel schon unruhig gemacht hatte, flog ihnen freudig entgegen. Alle Blicke waren auf die Eintretenden gerichtet. Horst erklärte mit wenigen Worten das Geheimniß seiner Ehe, und stellte seinen Gästen den jungen Mann als seinen Sohn vor.

In diesem Augenblicke thaten sich die Flügelthüren des anstoßenden Saales auf, wo zahllose Lichter, zwischen Pomeranzen-Bäumen und Blumen schimmernd, eine festlich geschmückte Tafel erleuchteten. Trompeten riefen zum Mahle. Der Freiherr eröffnete den Zug mit seiner liebenswürdigen Nachbarin, die nun die Königin des Festes geworden war. Auf seinen Wink führte sein Sohn ihre Tochter. Bald wurde bei Paukenschall die Gesundheit des Burgherrn und des wieder gefundenen Erben ausgebracht. Da sprach Horst leise ein Wort mit Frau von Talond, und als sie freundlich genickt hatte, erhob er seinen Becher und sprach bewegt: „Von diesem schönen Tage her soll mein Sohn auch das Glück seiner Liebe rechnen. Glück und Segen seiner holden Braut, Henriette von Talond!" — Die Trompeten schmetterten in den fröhlichen Ruf und in den lustigen Becherklang, und hoch erröthend neigte sich die Jungfrau vor dem Manne, der das süße Geheimniß ihres Herzens verrathen hatte. Frau von Talond drückte dem Freiherrn die Hand. „So hatte ich es erwartet!" flüsterte sie ihm zu, „und von diesem Tage an rechnet unsere ewige Freundschaft!"

Als das Mahl unter Lust und Scherz geendigt war, führte Frau von Talond den Freiherrn in einen Fensterbogen. Sie hatte ihn vorher mehr als einmal überrascht, als er in Gedanken versunken war, und auch jetzt, da er seinen Sohn mit Henrietten nicht weit entfernt an einem andern Fenster stehen sah, schien er still und ernst. Frau von Talond legte ihre Hand auf seinen Arm und sprach sanft: „Nicht wahr, mein Freund, die Wolke, die ich noch auf Eurer Stirn sehe, wird die Vaterfreude bei dem Anblick glücklicher Kinder wohl bald aufhellen?" — „Ja, edle Frau!" erwiederte er, ihre Hand bewegt umschließend; „das soll sie; ich gebe Euch mein Wort darauf. Mein Geheimniß bleibt in Eurer Brust begraben. Wie Gretchen mich allein geliebt hat, und mir treu geblieben ist bis in den Tod, so soll mein Herz nur ihrem Andenken vermählt seyn. Die Leere, die ich in der Welt zu fühlen anfing, soll ausgefüllt werden in dem glücklichen Kreise, der mich bald umgeben wird." — „Amen!" sagte Frau von Talond. „Was ich Euch noch zur Aufklärung zu sagen habe, ist nur wenig. Ich lernte Eure Gemahlin kennen, als sie eben bei ihrer Großmutter angekommen war. Ein glücklicher Zufall führte uns zusammen, wir wurden unzertrennlich befreundet. Mein Mann hatte kurz vorher in einer Schlacht seinen Tod gefunden, und zu meiner Zerstreuung machte ich eine Reise nach Deutschland. Schon damals war es meine Absicht: gegen die Bedrückungen, welche die Protestanten erleiden mußten, eine Zuflucht in dem Heimathlande meiner Voreltern zu suchen und meine Güter in Frankreich zu verkaufen. Ich gab meiner unglücklichen Freundin schon vor ihrer Niederkunft mein Wort: die Pflege ihres Kindes zu übernehmen, und hatte die Freude, die letzte Zeit ihres hinfälligen Lebens zu erheitern. Nach ihrem Tode blieb ich noch mehrere Jahre am Rhein und erzog Euren Sohn mit meiner Tochter, die nur wenige Monate älter ist. So lange Euer Oheim lebte, konnte ich nicht daran denken, das Geheimniß zu entdecken, und aus Vorsicht ließ ich selbst Gretchens Vater erst späterhin erfahren, daß Euer Kind lebte. Gretchen zweifelte nie an Eurer Treue, und sie starb mit dem süßen Troste: Eure Liebe zu besitzen. Ich aber konnte nicht so viel Vertrauen zu Euch fassen, denn ich meinte: Ihr hättet kein Opfer scheuen sollen, um Eurer Frau Schutz und Beistand zu bringen. Verargt mir diesen Vorwurf nicht, Ihr habt ihn Euch ja selbst in Eurem Briefe gemacht. Es hatte sich indeß die Nachricht verbreitet: daß Ihr bald in Eure Heimath zurück kehren würdet; aber nach Eures Oheims Tode zeigte es sich: daß diese Nachricht absichtlich ausgebreitet war. Ich hörte nichts von Euch, seit Ihr Frankreich verlassen hattet, und selbst hier wußte man lange nichts von Eurem Aufenthalte, bis der Krieg Euren Namen rühmlich machte. Vor vier Jahren erfuhr ich endlich: daß Ihr die kaiserlichen Kriegsdienste verlassen hättet und vielleicht bald zurück kehren würdet. Ich ergriff sogleich die Gelegenheit, die sich mir darbot, mein Gut zu kaufen, und war entschlossen, Euch hier zu erwarten. Daß ich nach Eurer Ankunft noch so lange gezögert habe, Euch das Geheimniß zu entdecken, möget Ihr mir nicht verdenken; ich wollte Euren Sohn nicht eher in Eure Arme führen, bis ich überzeugt seyn konnte: daß ihm ein liebevolles Vaterherz entgegen käme. Die Gefahr, welche daraus erwachsen ist, ahnete ich nicht eher, bis vor wenigen Tagen: aber da sie so glücklich vorüber gegangen, so freue

ich mich: daß diese Probe mir eine Freundschaft erworben hat, die fest auf Achtung gegründet ist.“ — Horst wiederholte den Ausdruck seines Dankes, und als sie von dem Freiherrn Abschied genommen hatte, faßte ihr Pflegling bewegt ihre Hand und benetzte sie mit den Thränen stummer Rührung. „Ihr bleibt meine Mutter!“ sprach er mit innigem Tone. — Sie beugte sich auf ihn herab und küßte seine Stirn. „Ja, theurer Rudolph!“ hob sie an; „aber mein schönes Werk ist vollendet, ich habe Euch in das Haus Eures Vaters gebracht!“

Während des halben Jahres, das bis zur Verbindung zwischen Rudolph und Henriette verfloß, knüpfte sich das Band der Liebe zwischen Vater und Sohn fester, und mit einem beruhigten Herzen, worin die Leidenschaft den milden Regungen des väterlichen Wohlwollens gewichen war, führte Horst die holde Braut zu seinem Sohne, am Fuße desselben Altares, wo einst sein unglückliches Bündniß war gesegnet worden. Die Feierlichkeit wurde jetzt nicht von einer einsamen Fackel beleuchtet; die Mittagsonne schien hell durch die bunten Fenster in das alte Gewölbe, und warf ihre vollen Strahlen auf Gretchens Denkmal, das der junge Bildner kurz vorher errichtet hatte. Horst umarmte gerührt die Vereinten, und Frau von Talond sprach, mit einer Thräne in dem dunkeln Auge, das zu dem Bilde ihrer Freundin blickte: „Gott segne diesen Bund! — Und Euch, meine Lieben, ruf' ich die Worte des Dichters zu, der Euren Empfindungen so oft seine Sprache lieh:

„Die zarte Schönheit folgt der Flucht der schönen Zeit;
Die feste Treue geht den Weg der Ewigkeit.“

## B u n t e s.

Im Jahr 1814, kurz nach dem Einzug der Verbündeten in Paris, saß der Buchhändler B... im „Cafe de la guerre“, als mehrere Offiziere, zu einem fremden General-Staab gehörig, eintraten. Sogleich rief B. aus: „Es lebe der Kaiser von Rußland!“ — Einer der Militairs ging zu ihm und dankte für den enthusiastischen und gar passenden Ausruf, „denn“ — sagte er — „wir sind Oesterreicher, werden aber nicht ermangeln, den Kaiser von Rußland von Ihrem guten Wunsch und Willen benachrichtigen zu lassen.“

Friedrich III., König von Dänemark, fand den Adel so begünstigt von den Gesetzen: daß es, unter Anderem, jedem Edelmann erlaubt war, einen Bürger oder Bauer zu tödten, wenn er einen Thaler zahlte. Der König konnte dieses gräßliche Vorrecht nicht aufheben; aber er gab das Gesetz: „Jeder Bürger und Bauer, welcher einen Adelichen umbrächte, solle zwei Thaler bezahlen“ — und der Adel fand nun Gründe, von seinem Vorrechte weiter keinen Gebrauch zu machen.

In Carlow war es vor einem Jahrhundert Sitte, wenn in einer Wirthschaft die Hausfrau das Regiment und den Pantoffel führte: daß die Einwohner der unteren Klassen sich im feierlichen Aufzuge nach der Wohnung des unterthänigen Ehemanns begaben. Vor der Thür sang Einer, der den Haufen anführte und auf einem Esel ritt, folgende (frei übersetzte) Worte in rauher, aber kräftiger Weise:

Wir reiten, wir reiten,
Mit Herrschsucht zu streiten!
Gott, stille dem Weibe
Ihr tolles Getreibe,
Und gieb, daß ihr Ruf
Bald besser sich schuf.

Nach diesem Gesange folgte eine allgemeine Salve, und ein Conzert von Kuhhörnern, von Kesseln, Kastrollen und anderem Eisengeklapper. Gewöhnlich besserte sich die Hausfrau danach und gab die Herrschaft ab, sonst kam der Zug bald wieder.

Diodor, der Dialektiker, starb vor Schaam, als er sich, in seiner öffentlichen Schule, aus einem Beweise nicht heraus wickeln konnte. Wäre auf ein solches Ereigniß der Tod unausbleiblich, würden die Todtenlisten sich ungemein vermehren; der Mangel an Schaam in unserer Zeit könnte also in ähnlichen Fällen eine Lebensrettung genannt werden.

Ein alter Redner sagte: „Philosophiren heißt — ruhig sterben lernen. Für einen ruhigen Tod sorgen, heißt Mittel gewinnen, welche jedes Uebel im Leben verbergen oder unwirksam machen.“ Th. Laurin.

## Poetische Haus-Sprüche.

Soll werth dir bleiben, was du hast, mach, was dir fehlet, nicht zur Last.

Es beugt sich Gras und Rohr, was jährlich auch vergeht; es beugt sich nie der Stamm, wenn ein'ge Jahr' er steht.

Wohnt Freude dir im Herzensraum, wird alles Leid im All zum Traum.

Wer immer flücht'ge Füße hat, ist nied'rer Dienstbarkeit bald satt.

Fehlt's auch einmal, verzagt nicht gleich; entbehren macht die Seele reich.

Uebst du dich stets im Aufrechtstehn, wirst immerdar auf Recht du sehn.

Dein muthlos Herz ist dir gewiß zum Glück das einz'ge Hinderniß.

Beneidet nicht die Vornehmheit; Palast hat Last auch allezeit.

Der Mensch liegt stets im Kampf mit Noth, und Frieden stiftet nur der Tod. C. Möllen.

## Mäßiger Wunsch eines Alten.

O fröhliches Seyn: giebt Schatten der Hayn,
Das Fruchtfeld Genuß und Wasser der Fluß!
Lotichius Secundus.

## Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

Berlin. Ein Lustspiel in zwei Akten: „Der Unentschlossene" (nach dem Französischen des Leroy), wurde hier am 1sten Februar zum ersten Mal gegeben. Alte Frauen — man versteht bekanntlich darunter auch einen Theil der Männer, wie denn eine allgemeine sinnbildliche Bezeichnung einen weiten Umfang hat — bringen von ihren Ahnfrauen unter andern mystischen Sprüchlein auch dieses mit: „Was man am ersten (Monatstage) thut, gelingt nicht!" — und ich habe immer eine Freude daran, wenn einer alten Narrheit ein neues Schnippchen geschlagen wird. Dies gelang heut, denn jenes Stück gefiel und verdient es durch ein Paar aufgestellte Persönlichkeiten, welche ächtkomische Bestandtheile in sich tragen, sich aber (nach dem ruhigeren Charakter der Deutschen) der Burleske aneignen. — Ein Mensch, der stets zaudert, stets überlegt (Eduard von Schilf) ist einem Major von Barsch, der Alles keck angreift und vollendet, gegenüber gestellt, und diese contrastirenden Gestalten gehen so sehr auf derselben Bahn, daß der Letztere immer das nimmt, was der Erstere durch seine Unentschlossenheit verliert. In der Pointe des Stückes hat der „Fabius cunctator", wie ihn der Major nennt, arg zu büßen. Er will heirathen; kann sich aber nicht entscheiden zwischen einer Nichte und einer Tante, deren bleibendes Vermögen an Baarem mit der Façon der Jugend und Schönheit an Jener bei ihm so al pari steht, daß er immer die Hand wieder zurück zieht, wenn er sie nach der schönen Nichte oder nach der Tante, die schon etwas zu lange schön war, ausstreckt, während der Major frischweg erklärt: er heirathe die, welche Hr. von Schilf nicht heirathet. Zuletzt wird der Zauderer so in die Enge getrieben, daß die Tante, welche allerdings Gründe zur Eile hat, zwei Ehe-Kontrakte aus dem Ridicule hervor zieht: in einem steht ihr, in dem andern der Nichte Name, und die Nothwendigkeit, wählen zu müssen, setzt den Armen so in Schrecken: daß die Nichte seinem Bruder zu Theil wird, den sie liebt und der Major die Tante heim führt, welches Alles und mehr dazu dem Unentschlossenen von Rechtswegen geschieht. — Wenn wir die Manier: daß auch diesmal, wie fast in allen französischen Lustspielen, ein Diener den Herrn spielt, ferner einige Sitten-Verletzung, die aber zum Theil in den Situationen liegt, geduldsam ertragen, so bleibt nur noch die Wiederholung zu rügen, welche in den Scenen des „Unentschlossenen" sich zeigt und die hier wirklich auffallend stört, weil es ohnehin schwer ist, stete Unentschlossenheit von der Langweiligkeit zu trennen. Der Uebersetzer hätte unbedenklich die letzten Scenen dem ersten Akte noch anhängen, und mit diesem das Ganze schließen können. Wenn in der Einleitung, wie es geschieht, erzählt wurde: daß Hr. von Schilf schon länger als ein Jahr in dieser Unschlüssigkeit herum wandelt, durfte man auch, da er bei seinem Auftreten ganz gut gezeichnet ist, die Katastrophe nach geringen Veränderungen sogleich folgen lassen, ohne mit dem zweiten Akt einen zweiten Anfang zu geben. Die Neuigkeit gehörte dann zu den besten kleinen Lustspielen. — Die heirathslustige Tante wurde von Madam Schröck höchst verdienstlich, mit feiner Nüanzirung und möglichstem Verdecken manches allzu Unweiblichen gegeben; nur war sie vielleicht noch gar zu hübsch und dadurch die Unentschlossenheit zu sehr begreiflich und gerechtfertigt. Demoiſ. Franz (Nichte) zeigte sich, als Anfängerin, günstig genug; zuweilen wollt' es mir scheinen, als ahme sie Mad. Stich nach und davor muß man sie warnen; eine mittelmäßige Eigenthümlichkeit wirkt vortheilhafter, als selbst eine ziemlich gelungene Nachahmerei, und das Vortreffliche und Löbliche jener Künstlerin kann einer Beginnenden Muster seyn, ohne daß man es z. B. in der Ton-Bildung bemerkt. — Hr. Devrient gab den Major in frischer Laune; er stände mit seinem militairischen Ausdruck und Wesen gegen die Kritik hier in fester Position, wenn nicht zuweilen eine praktikable Bresche durch den Souffleur entstände, der seine Triumphe vorlaut zu feiern hat. Wie rühmenswerth das geniale Feuer ist, mit welchem Hr. Devrient auch diese Rolle auffaßt, so muß ich doch als Motto auf derselben und als Beitrag zu einem Theater-Katechismus für den Künstler die Worte vorschlagen: Jener thut's freilich nicht, sondern das Wort, so mit und bei dem Feuer ist! — Hr. Stich (Diener) war sehr beweglich und geschickt; seine Darstellung ist durchaus zu loben und ihm nur zu bemerken: daß seine Sprache bei schneller Zungen-Bewegung noch nicht die Deutlichkeit hat, welche diesen Künstler sonst überall auszeichnet. — Hr. Krüger (der Unentschlossene) ließ sich viele Nüanzen entgehen; seine Unentschlossenheit besteht eigentlich aus vielen Entschlüssen, die er alle wieder zurück nimmt, und ich glaube: daß eben hier die schnellen Rede-Contraste ganz an ihrer Stelle sind. — Hr. Freund (der jüngere von Schilf) litt an Rede-Beklemmungen, die wahrscheinlich aus Aengstlichkeit entstanden; so lange diese nicht überwunden ist, verhüllt er zu sehr, was er etwa leisten könnte, und man muß vorläufig Urtheil und Meinung über ihn beschränken. Gz.

Bei Gelegenheit des Ausstoßens eines Unwürdigen (des Deputirten Gregoire) hat ein gelehrter Commentator zum größten Erstaunen gefunden: daß die erste Sentenz der Unwürdigkeit im Jahr 1585 durch den Pabst Sixtus V. gegen Heinrich IV., den Vater der Bourbons, ausgesprochen wurde. Er ist darin als ein Abtrünniger, Ketzer, Feind Gottes und der Religion bezeichnet, und als solcher aller seiner Rechte für verlustig und jeder seiner Nachfolger für unwürdig erklärt: jemals Fürst zu seyn. — Kurz nachher fragte ein lothringischer Jesuit, Namens Mathieu, den Pabst: ob, um die katholische Religion aufrecht zu erhalten, man sich nicht dem Gehorsam für den Souverain entziehen dürfe? Gregor XIII. beantwortete diese Frage mit Ja. — Im Jahr 1587 gab Sorbonne einen Beschluß kund: daß man einem unfähigen Fürsten seine Regierung abnehmen könne, und im Jahr 1589 sprach ein neuer Beschluß aus: daß „der Aufstand gegen einen der Kirche feindlichen Fürsten die heiligste Pflicht von der Welt sey." (Constitut.) Wie sehr hat sich doch die Macht zu fürchten, wenn sie, wie die papistische, nur auf Anmaßung beruht.

Während die Gazette de France zwei Tage halb und einen Tag ganz trauert (wegen der Hinrichtung unsers unglücklichen König Ludwig XVI.) lieset man darin folgende Anzeige des Opern-Theaters: Heute ist keine Vorstellung, morgen aber maskirter Ball!! (Indep.)






# Der Gesellschafter
oder
# Blätter für Geist und Herz.

1820. Freitag den 11. Februar. 24stes Blatt.


## Menschheit und allgemeiner Lehrkreis.

Von Dr. G. Freiherr von Seckendorf, Professor.

Auch alsdann stellt sich die Kraft der Menschheit groß und herrlich, es stellt sich die gesammte Anzahl der Menschen, welche jemals lebten, ehrwürdig dar, wenn man weg von der sittlichen Thatkraft und nur auf den allgemeinen Lehrkreis, das ist: auf das ganze Gebiet der Wissenschaften, blickt. Schon die Geschichte der Wissenschaften sagt: daß gleichzeitige Völker gegenseitig auf die Erweiterung ihres Wissens wirkten, daß dem einen Jahrhundert Wissenschaften zum Bedürfniß wurden, welche ein folgendes Jahrhundert brachte. Man glaubt dieser geschichtlichen Angabe willig, denn von Erfahrungen, jetzt gemacht, und von dem, was im Wesen des Menschen begründet ist, schließt man nicht unwahrscheinlich auf frühere Zeiten. Man nimmt aber auch mit Recht für wahr an: daß Jeder, dem je seine Erkenntniß heilig war, Einfluß auf die Bildung seiner Zeit gewann. Dies giebt so vielen, einzelnen Menschen, die einst lebten, einen eigenthümlichen Werth. Viel größer dennoch, wenn aus dem Umtausch der Bildung Wissenschaften hervor gegangen waren, zeigt sich die Rückwirkung dieser auf den Geist vieler Menschen, welche sie nicht sowohl lehrten, als vielmehr, von ihnen durchdrungen, in den Lebens-Verhältnissen des Staats und des Hauses anwendeten. Dies wiederum ertheilt jeder Wissenschaft insbesondere, als einer Sache ihrer Zeit, und ertheilt auch der Menschheit völlige Geltung. Man darf sagen: die Menschheit bauete sich eine Leiter der Kenntnisse aus unsichtbaren Sprossen; man muß aber auch hinzu setzen: sie brachte von den Sprossen stets die untere wieder oben hin. Dieses Bauen selbst erhöht nämlich das Bewußtseyn vom Menschenwerth und warnt zugleich. Es warnt vor der ernstlich gemeinten Vergötterung der Wissenschaften und ihrer Begründer. Die Gegenstände, welche nach und nach richtiger erkannt wurden, blieben auf jener Leiter stets dieselben, und die Wissenschaft überhaupt blieb an Grenzen der Kraft gebunden. Deshalb: Bewunderung der Menschheit um der Wissenschaften Willen, aber keine Vergötterung! Nichts desto weniger wird die Menschheit, wenn man ihren Wandel zur ewigen Vervollkommnung auch in Wissens-Dingen beobachtet, zum Schutzgeist, vor dem sich jeder einzelne Mensch beugt, dem Jeder dankt, ohne sich selbst zu verleugnen.

Man nimmt hiernächst eine Zeit an, in welcher sinnliche Erfahrungen den ganzen Vorrath menschlicher Kenntnisse ausmachten. Es ist ferner gesagt worden: daß hierauf eine Zeit kam, in welcher Heilkunde, Rechenkunst, Himmelskunde und Meßkunde wahrscheinlich die ersten und alleinigen Wissenschaften zugleich waren. Eine Zeit also nimmt man an, wo es überhaupt keine Wissenschaft gab, und welcher eine Zeit folgte, wo vier gesonderte Wissenschaften sich geltend machten. Sollte zwischen der wissenschaftslosen Zeit und der, gleichsam eines Vier-Gespanns keine, dritte an zu nehmen nothwendig seyn? Daß man doch jene eine Wissenschaft mit Namen nennen könnte, welche vormals die alleinige

auf Erden war! Oder könnte man, von der Natur des Menschen selbst auf sie schließend, ihr wirklich einen Namen geben? Sollen vier Wissenschaften — ich frage bescheidentlich: warum nicht mehr, nicht weniger? — zuerst und zugleich aufgelebt seyn, so setzt man das Entstehen der Wissenschaften in das Zufällige äußerer Veranlassungen und nicht in den Wissens-Grund, nicht in den Wissens-Trieb des Menschen selbst. Man beurtheilt das Bedürfniß, welches die frühesten Zeiten hatten, nach äußeren Umständen, und nimmt sodann an: daß auch diejenigen Wissenschaften die ersten gewesen wären, welche den äußeren Umständen am leichtesten zu begegnen, dem Bedürfniß ab zu helfen im Stande waren. Sucht man dagegen einen zureichenden, das ist: einen inneren Grund, unter andern auch für die zuerst aufgelebten Wissenschaften, so findet man ihn unleugbar nur im stets sich wiederholenden Hergange in aller Menschen-Natur, in der Denkkraft selbst und nicht in äußeren Veranlassungen. Weshalb auch sollten z. B. Reisen zur Nachtzeit früher, als gemüthvolle Anschauungen des gestirnten Himmels die ersten Astronomen gebildet haben? Wissenschaften entstanden so, wie zu allen Zeiten der einzelne Mensch, sey er vorbereitet oder nicht, in den Wissenschaften lebt — und das wiederum heißt, wie er in ihnen ewig auflebt. Wissen wurde zu allen Zeiten durch den nämlichen Grund im Menschen zur Wissenschaft, durch den sich stets die Wissenschaften selbst scheiden, erweitern, berichtigen und selbstständig machen. Diesen inneren, freien Grund vor allem suche das Lob, welches man den Wissenschaften und ihren Folgen ertheilt. Er ist es, dem der Wissens-Trieb gegeben ward, der durch das Interesse an den Wissenschaften zu entglühen vermag; er ist es, welcher die Wahrheit sucht und seiner endlosen Vervollkommnung durch sie gewiß ist. Diesem Grunde, diesem lebendigen, vernunftfähigen Geiste ward Denkfreiheit gegeben, durch welche er sich in seiner logischen Würde behauptet. Durch ihn, den — nicht göttlich, aber menschlich Freien gelangt, wenn ich bildlich reden darf, die Forschung vom scheinbar geringfügigsten Gegenstande unvermerkt in ein kreisförmig begrenztes Gebiet der Wissenschaften, in einen Lehrkreis, der sich erweitert, je mehr sich der Mittelpunkt erhebt und nach allen Seiten ausdehnt. Wie ein fernes Gebirge nicht selten die Sehnsucht erweckt, auch in das unbekannte Land dahinter zu schauen, wie ein gläubiges Herz jenseit des Todes so viel Herrliches ahnet: so auch strebt der Wissens-Trieb aus der Mitte des Lehrkreises hervor zu den verwandten, befreundeten, benachbarten und endlich zu allen im allgemeinen Lehrkreise eingebürgerten Wissenschaften, und bringt ihnen Liebe, Interesse und Treue entgegen — denn am Ende — werden sie nicht alle durch ihn? Diesen Wissens-Trieb, von Gradbestimmungen seiner Kraft weg gesehen, besitzt Jeder, und durch ihn scheidet sich der Gelehrte eben so wenig vom Ungelehrten, wie der Wissensreiche vom Vielwisser. Er ist dem Menschen als solchen gegeben, und seine Ausbildung und Veredlung gehören daher in jedem Grade zu den Berechtigungen des Menschen. Jeder darf sich wissenschaftlich ausbilden, so weit er kann. Der Wissens-Trieb, wenn auch nur ganz im Allgemeinen betrachtet, macht einen Gegenstand ächter Bewunderung der Menschen-Natur überhaupt aus.

Wenn demnächst zu allen Zeiten der Wissens-Trieb an sich einer und der nämliche ist, so kann keine jetzt für sich bestehende, einzelne Wissenschaft vormals die erste gewesen seyn, sondern es gab ein Keim-Daseyn aller Wissenschaften in Einer. Da war keine vollendet, keine gesondert in ihren Theilen, und es waren die Seelenkräfte noch nicht geübt in einer abwechselnd und gegenseitig sich untergeordneten Thätigkeit; denn das Leben der Sinne war mächtig, das Leben des genießenden Bewußtseyns (Gefühle-reich) und das Streben nach den nächsten Zwecken regierte in Aller Herz und Geist. Darum lebten sogar die Wissenschaften in der Poesie und durch sie auf, und es war Kunst früher als Wissenschaft. Muß man aber nicht ein solches Keim-Daseyn eines allgemeinen Lehrkreises im vernunftfähigen Menschen liebevoll ehren, weil es so kindlich, so menschlich, so schön ist? Fragt man bei dem einzelnen Helden, Herrscher und Weisen so gern danach: was er von Jugend an war, so muß es umgekehrt auch die Bewunderung der gegenwärtigen Zeit erhöhen, wenn man sich sagt: daß eben der, jetzt so geläuterte, allgemeine Lehrkreis doch vormals nur ein Keim-Daseyn könne gehabt haben. Ob es gleich auch vormals schon gewiß Menschen gab, deren Seelenkraft einem bestimmten Berufe, einer Richtung oder einigen Richtungen durch ihr Inneres mit Größe nach ging und so Begründer dieser oder jener Beurbarung des Lehrkreises wurde: so liegt doch ein Beweis für die seitdem vorgeschrittene Bildung darin: daß es der Kraft des Einzelnen jetzt leichter wird, diejenigen Wissenschaften zu finden, welche ihr inneres Element ausmachen. (Die Fortsetzung folgt.)

## Ueber Kaffee und Kaffeehäuser.

Ein Büchlein „les Cafés de Paris" giebt uns einen Begriff von den vornehmsten Kaffeehäusern dieser Hauptstadt, zuvor aber einen kurzen historischen Bericht. — London zählt deren 10000, Paris nicht die Hälfte. Im Jahr 1454 wurde der Kaffeebaum nach Arabien gebracht; 1551 trank man den ersten Kaffee in Konstantinopel; 1654 in Marseille; 1754 in Preußens Dörfern, statt Biersuppen zu essen, wie Friedrich II. wollte, und

gegenwärtig trinkt man ihn überall. Die Kaffeehäuser in Paris entstanden unter der Regierung Ludwig XIV. Im Jahre 1669, als Soliman Aga Gesandter der Ottomanischen Pforte am Hofe von Versailles war, bot ein Armenier, Namens Pascal, das fremde Getränk zuerst aus, von dem Frau von Sevigné sagte: „Es würde sich eben so wenig halten, als Racine's Tragödien.“ In England fand die Einführung des Kaffee die größte Schwierigkeit — wie wenig kannte England sein Handels-Interesse; was würde es ohne Kaffee, Zucker und Baumwolle seyn! — Das erste Kaffeehaus in London wurde von dem Haar- und Bart-Kräusler James Far eröffnet. Bald nachher, im Jahr 1708, wurde ihm von der Behörde verboten: das fremde Getränk, Kaffee genannt, zu verkaufen, indem es der Gesundheit eben so nachtheilig, als im Geschmack widerlich sey. Im Jahr 1768 erklärte die medizinische Fakultät den Kaffee für gesund und wohlschmeckend; späterhin kamen die Surrogate, welche keines von beiden sind. — Um auf jenes Büchlein zurück zu kommen, so ist es mit dem Bildniß der, jetzt 40 Jahr alten, aber immer noch schönen, bekannten und berühmten Limonadière du Café de Mille Colonnes im Palais-Royal geziert, und enthält die Beschreibung von 63 Kaffeehäusern. Die Schilderungen sind kurz, aber charakteristisch, und mit Anekdoten, Satyren und kleinen Gedichten gewürzt. Der Ton ist immer anständig, selbst da, wo Andeutungen des Gegentheils gemacht werden müssen; auch werden die besonderen Tendenzen mehrerer dieser Häuser und ihrer Gäste angegeben. In einem derselben, „Café Minerve“, wird verabredet: ob die neuen Schauspiele ausgepocht oder beklatscht werden sollen. Einige führen noch ihren alten berühmten Namen, haben aber den alten berühmten Credit verloren. Andere stehen mit witzig seyn sollenden, weit hergesuchten Inschriften da, um durch die Neuheit zu locken; in einem sind Wände und Decke mit Spiegelglas ausgelegt und der Fußteppich mit Carmosin-Sammet. Alle suchen sich in Pracht und Geschmack zu überbieten — so lange es geht. Cl.

## Eine Wahrnehmung.

Malesherbes äußerte einst: Wenn bei einer Staatsverwaltung die Mißbräuche alt sind, und man daraus einige wesentliche Vortheile gezogen hat, so stößt man auf unzählige Hindernisse bei ihrer Abschaffung. Man hat mit drei Partheien zu kämpfen. Die eine erhitzt sich, sobald nur die Rede davon ist: der Staatsgewalt eine ihrer Hülfsquellen zu entreißen, und sie will mit auffallendem Geräusch zerstören; die andere, furchtsamer, hält es für unklug, eine Umänderung zu wagen, ohne die einfachen Vorsichtsmaaßregeln, die von der Engherzigkeit vorgeschrieben werden; die dritte endlich, die alle Mißbräuche in Schutz nimmt, bei welchen sie Vortheile hat, beharrt fest auf der Nothwendigkeit, eine fehlerhafte Verwaltung bei zu behalten, indem sie geflissentlich die Zufälligkeiten heraus hebt, wo sie Nutzen zu gewähren schien. M—r.

## Glückwunsch eines Zettelträgers.

In Dresden hat der Zettelträger des Theaters bei dem Antritt des neuen Jahres einen Glückwunsch vertheilt, der aus den dargestellten Theater-Stücken zusammen gesetzt ist. Folgende Zeilen möchten sich wohl zu weiterer Mittheilung eignen:

Ein sanfter Wechsel von Ernst und Scherz
Erquicke Euch Allen das sehnende Herz! —
Nur in der Liebe und Freundschaft heiligem Schooß
Findet immer und immer das große Loos!
Und niemals — denn so nur wird beides erzielt —
Werd' im Leben und Haus Maske für Maske gespielt!
Den häuslichen Zwist — wer hört' ihn gern nennen —
Mögt ja Ihr vom Hörensagen nur kennen!
In die Klasse der Quälgeister nimmer gehöre
Lieb Weibchen! — und, als Haus-Tyrann störe
Lieb Männchen nimmer des Hauses Frieden,
Sonst sey ihm ein Tell in Lieb Weibchen beschieden!
Der Doctor und Apotheker als Freunde frommen,
Doch möge der Erstre im Doctorberuf
In Eure gesunden vier Pfähle nie kommen!
Und was die latein'sche Küche des Letztern schuf,
Das bleibe in Büchsen und Gläsern verschlossen,
Von Euch und den Euern stets ungenossen! —
Auf den heil'gen Privat-Theatern der Herzen,
Beleuchtet von der Freude goldenen Kerzen,
Werd' aufgeführt nimmer die Schuld — doch täglich im Stillen
Die Vertrauten so oft, als die Entführung der Grillen!

Im Reiche der Liebe sey's lebhaft und munter,
Ich mein': Es gehe dort, auf Hymens Geheiß,
Den Jungfrau'n zum Heil, dem Gotte zum Preis,
Im Spott jede Junggesellen-Wirthschaft unter!
Kein Mägdlein verzehre der Sehnsucht Gram
Bei'm Fragen: Welcher ist der Bräutigam?
Solch' erquickende Gabe sey Allen im Frieden,
Nur Incognito nicht vom Himmel beschieden!
Und ist endlich die deutsche Hausfrau erzielt,
Werde nie — der verbannte Amor gespielt! —

Im Reich des Gemüthes die Heber und Pfleger,
Die Dichter — seyen nie Wasserträger!
Fänd' auch Mancher, den Natur zum Dichter nicht schuf,
Nun einmal zum Wassertragen Beruf,
Leg' er dafür die Gelübde doch ab:
Nichts drucken zu lassen bis an sein Grab.

Es leucht' in den vier Jahrezeiten des Lebens
Die Sonne der Freude Euch nimmer vergebens!
Und reicht einst Freund Hain Euch mit knöcherner Hand,
Nach genossenem Wohl und erduldetem Weh,
Zur Heimkehr ins bessere Vaterland,
Die Einladungskarte: u. A. w. g.,
Dann erquick' Euch noch freundlich, bei'm letzten Schwung
Des Rades der Zeiten, Erinnerung!
Und, als sey Euch ein Bote des Friedens begegnet,
Ruft scheidend: Unser Ausgang werde gesegnet!

# Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

Aus der Grafschaft Mark. Einer unserer geistreichsten Justiz-Beamten hatte die Legende von einem, vor mehreren Hundert Jahren lebenden Bischof eines benachbarten Stifts besungen, wie sie sich hier im Munde des Volkes erhalten hat. Der Bischof, der in der Folge als Heiliger auf den Altar gestellt worden ist, steht nun freilich in dieser Legende eben nicht sehr heilig da, er erscheint nicht einmal als ein guter Mensch. Die jetzigen Geistlichen dieses Stifts haben sich zum Vertheidiger des Heiligen aufgeworfen, und in einer prosaischen Darstellung, des 17ten Jahrhunderts würdig, die Ehre ihres Patrons dadurch zu retten gesucht: daß sie den Dichter der Legende auf die heftigste Weise persönlich beleidigten. Dieser verklagte die geistlichen Herren wegen Injurien, und sie wurden zu einer mäßigen Geldstrafe verurtheilt. Die Geistlichen dagegen klagten wegen der ihrem Heiligen zugefügten Beleidigungen; allein sie wurden natürlich abgewiesen: da die Legende schon früher in Aller Munde, und der Heilige, wenn auch keine wichtige, dennoch eine historische Person war. Jetzt steht in der „theologischen Literatur-Zeitung" von Landshut eine Rezension des erwähnten Gedichts, worin nicht nur der Dichter, sondern auch das erkennende Gericht stark mitgenommen wird. — Ueberhaupt sollte man jene Literatur-Zeitung in Nord-Deutschland mehr kennen; man würde das Umsichgreifen des Fanatismus wohl bemerken, als man es da bemerken kann, wo Toleranz eine Glaubens-Lehre ist. N.

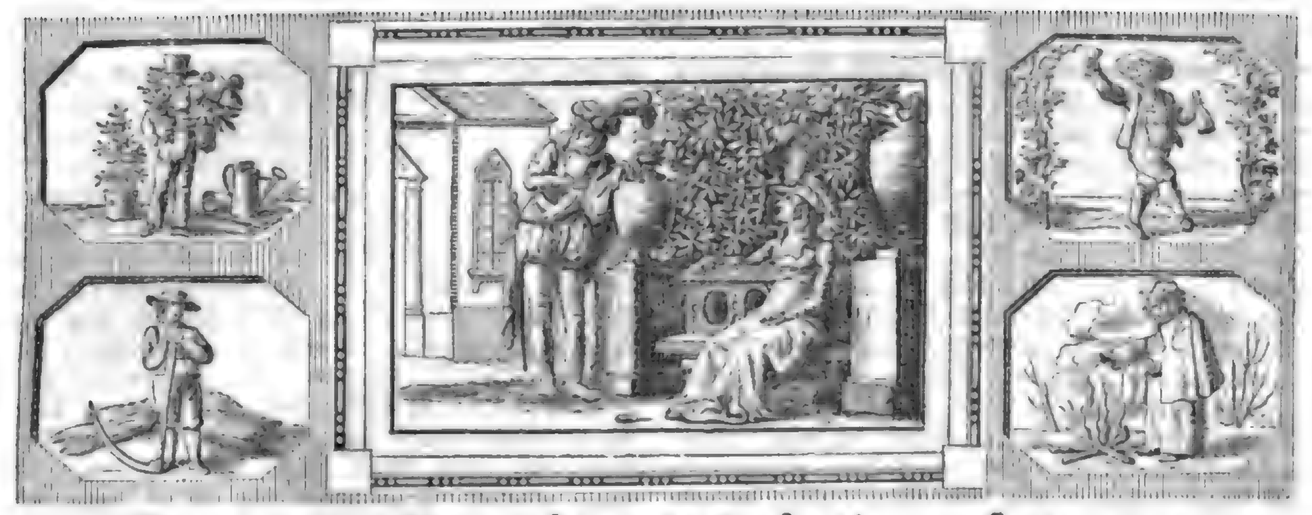
Wesel. Die Festungs-Arbeiten bringen hier viel Geld in Umlauf, aber noch wichtiger sind die neuen Kasernen, welche man für Kavallerie und Infanterie baut; sie werden ohnstreitig mit die zweckmäßigsten und bedeutendsten in Deutschland, und geben den schönen Kasernen in Königs-Grätz nichts nach. — Nicht blos hier, sondern auch in den benachbarten Rhein-Gegenden wird das preußische Geld immer häufiger, dagegen verschwindet das französische beinah ganz; am häufigsten sind noch die Brabantischen Kronthaler, seltener französische Laubthaler; am seltensten aber die Münzen Napoleons. Dennoch rechnet man im gewöhnlichen Leben wenig nach preußischem Gelde, meist nach den alten Landes-Münzen, welche auch in der 20jährigen französischen Regierungszeit nicht haben verdrängt werden können, obgleich manche nur noch als eingebildete Münzen vorhanden waren. Durch die Menge des hierher kommenden preußischen Geldes überzeugt man sich auch: daß die Rhein-Provinzen dem Staat so viel nicht einbringen, wie man sonst glaubte, sondern daß aus den alten Provinzen viel Geld hierher geschickt werden muß. — Die hier und da am Rhein angeordneten Todten-Feierlichkeiten für den Grafen von Stolberg sind ein neuer Beweis von der noch sehr heftigen Intoleranz der Katholiken. Sein Uebertritt zu ihnen macht in ihren Augen ihn zu einer Art von Heiligen, und wer weiß: ob er nicht in Kurzem heilig gesprochen wird! Man denke sich ja nicht in religiöser Beziehung die Aufklärung deshalb bei uns größer, weil wir so lange unter französischer Herrschaft standen: Napoleon hatte kein großes Interesse, viel Aufklärung zu befördern; doch hielt er alle Ausbrüche des Fanatismus klüglich zurück. So hat auch die letzte Kabinets-Ordre, wegen den gemischten Ehen, einen sehr guten Eindruck gemacht, weil ein Machtspruch nothwendig war, und Kraft immer die öffentliche Meinung gewinnt. — Als eine Sonderbarkeit der hiesigen Gegend muß auch noch bemerkt werden: daß die Behörde genöthigt gewesen ist, den Landleuten zu befehlen: nicht ihre Namen zu verändern, welches hier sehr gewöhnlich ist, indem sich jeder Bauer nach dem Namen seines Bauergutes benennt. Verkauft er es, so erhält der Käufer den Namen gleich mit. — B —.

Paris. Die Pariser Journale führen ein ganzes Heer von dramatischen Neuigkeiten an, welche während des Carnavals auf den dortigen Bühnen ihr Glück machen, oder ihr Heil versuchen werden. Die große Oper hat ein moralisches — Ballet, „Clary oder die Rückkehr zur Tugend", einstudirt. Der Gegenstand ist aus einer Novelle von d'Arnaud, einem ehemaligen sentimentalen Lieblings-Schriftsteller der Franzosen, entnommen. Die darauf folgende neue Oper „Aladin oder die Wunderlampe" ist von Etienne, der großen leuchtenden Fackel im „Constitutionell" und in der „Minerve", von welchem Bonaparte sagte: „Er hat ein Paar gute Lustspiele gemacht, und dabei hätte er es zu seiner Ehre bewenden lassen sollen, denn in der Politik ist er nicht so kurzweilig." Die Musik zur Oper ist von Nicolo angelegt und Blangini vollendet. — Im Théâtre françois wird „Clovis", von Hrn. Viennet, gegeben werden. Der alte mürrische Lemercier hatte einen ebenfalls alten mürrischen „Clovis" gedichtet, nahm ihn aber zurück, weil sich nur zu zwei Rollen Schauspieler meldeten und die übrigen keine Abnehmer (oder Annehmer) finden konnten. Dann werden „Maria Stuart" und „Heinrich VIII.", von Chenier, aufgeführt. Hr. Arnault hat sogar Hoffnung: daß sein Trauerspiel „die Guelfen und Gibellinen" dem Engländer und der Schottländerin den Rang abgewinnen und eher dargestellt werden soll. Auch zwei neue Schauspiele werden einstudirt: „Der Schmeichler", von Hrn. Gosse, und die „Deputirten-Schule", von Hrn. Duval. — Das zweite Théâtre françois (ehemals Odéon) gedenkt die sich nun abnutzende „Sizilianische Vesper" und das noch schneller abgegriffene Lustspiel „Les Comédiens" mit neuen Stücken zu ersetzen; es wird „Carl von Navarra", von Hrn. Brifaut, und „Artaxerxes", von Hrn. Lavelle aus Bordeaux, geben. Als neue Lustspiele werden genannt: „der Weltmann" (l'homme poli) von Hrn. Merville; „der ehrgeizige Künstler"; „die beiden Hausfreunde" und „die schwarze Frau". — Im Théâtre Feydeau sollen ein Paar neue Singstücke ihr Heil versuchen: „Corisandre", von Ancelot, Musik von Berton; und „die Klatschereien", von la Bergère Chatelaine. „Der gestiefelte Kater" wird das Vaudeville-Theater beleben und füllen. — l —.

Der 21ste Januar (Todestag Ludwig XVI.), jetzt ein so schmerzlich gefeierter Unglückstag, ist früher mehrmals ein Tag der Freude gewesen. — Am 21. Januar 1782 gab die Stadt Paris dem König und der Königin ein glänzendes Fest zu Ehren der Geburt des Dauphins. Der König verordnete dafür: daß alle unbemittelten Einwohner in dem genannten Jahre von der Kopfsteuer frei seyn sollten. — Am 21. Januar 1784 errichtete man auf dem Platz Ludwig XV. einen ungeheuern Obelisk aus Schnee. Eine daran befestigte Inschrift sagte: daß dieses Denkmal neuer (aber auch sehr vergänglicher) Art aus Erkenntlichkeit von der Armee errichtet sey, welche der König verpflegt habe. — Am 21. Januar 1789 bestätigte und erweiterte der König die, den Nicht-Katholiken durch das berühmte Edikt vom Jahr 1787 ertheilten Privilegien. (Journ. d. Par.)

Ein Engländer besuchte vor einiger Zeit den Lord Byron in Venedig. Dieser hielt ihn lange für einen Italiener, wofür sich Jener, der davon Kunde bekam: daß Byron seine Landsleute ungern sehe, ausgegeben hatte. Lord Byron fährt in seiner excentrischen Lebensart fort, bewohnt ein schönes Haus und findet sein Hauptvergnügen im Zureiten und Einfahren seiner prächtigen Pferde, die er auf einem kleinen Platze herum tummelt, angestaunt von den Venetianern, welche nur die berühmten Pferde von Bronze auf dem Markus-Platze, niemals aber ein lebendiges Pferd gesehen haben. Dabei ist der Lord sehr wohlthätig. (Courier.)

Berichtigungen. Im 22sten Blatte des „Gesellschafters" auf der letzten Spalte bei dem Anagramme „O Grégoire" und „Roi égorgé" muß das Eingeklammerte („Insurgenten-Chef") weg und die Schlußzeile also heißen: „Soll das eine nachträgliche Prophezeihung seyn? — Im 15ten Blatte, S. 55, Spalte 2, Zeile 28 von oben, ist statt „Papist" zu lesen: Papst.



# Der Gesellschafter
oder
# Blätter für Geist und Herz.

1820. Sonnabend den 12. Februar. 25stes Blatt.

## Herrn Ottberts Dienstag-Blättlein.

(Von dem Verfasser von „Wahl und Führung.")

### Unter den Meeresfluthen verdecktes Leben und Herrlichkeit.

Wir preisen Alle das freudige Leben in der lichten, von der Sonne beschienenen Welt, und können uns jene verhüllten Gründe, welchen eine ewig darüber hinbrausende Fluth jeden Strahl des himmlischen Lichtes entzieht, nicht denken, ohne daß ein Grauen uns anwandle, dem ähnlich, wie dieses so lebendig von unserm großen Dichter in den Worten ausgesprochen ist:

Es freuet sich,
Wer da athmet im rosigen Licht!
Da unten aber ist's fürchterlich,
Und der Mensch versuche die Götter nicht,
Und begehre nimmer und nimmer zu schauen,
Was sie gnädig bedecken mit Nacht und Grauen.

Ja wir können uns kaum eine recht klare Vorstellung von dem Daseyn eines Wesens machen, welches, in das Grauen hinab gestoßen, unten fest gebannt ist und lebet, ohne je zu dem Lichte der Sonne zu gelangen. Dennoch ist, wie über das trockene Element, so durch das feuchte, das Leben überall wunderbar verbreitet, und würden die trüben Wogen mit einem Male zu einem flüssigen, durchsichtigen Krystall, und ließen sie den Schiffer in die Tiefe blicken, über die er hinschwebt, und die Wesen beobachten, die unten ihre geheime Wirthschaft treiben, statt des Grauens möchte ihn vielleicht ein freudiges Staunen ergreifen, und er würde sich in die Feenwelt seiner Jugendträume versetzt wähnen, da er erzählen hörte von den seltsamen Wesen, die in krystallenen Palästen unten in der Tiefe hausen. An einigen Orten aber ist es, wie die Seefahrer uns berichten, wirklich dem Blick des Beobachters vergönnt: durch die spiegelhelle Fluth bis auf den Grund des Meeres zu schauen, und an andern offenbaret sich bei schnell eintretender Ebbe das reiche verhüllte Leben, wie es nicht bloß in schrecklichen Ungeheuern in der Tiefe sich regt, sondern zum Theil in seiner Bildung die anmuthigsten Formen der Lichtwelt, die Sterne, Blumen, Zweige und Blätter, sich scheint zum Muster genommen zu haben. — So erzählt Peron: wie sich ihm nie noch der Anblick eines solchen Reichthumes der Fruchtbarkeit dargeboten, als bei dem niedrig stehenden Meere an der Insel Timor. „Alles" — sagt er — „wimmelte auf dem Strande von Fischen, Mollusken, Muschel- und Schal-Thieren. Nichts aber kam der Menge und Mannigfaltigkeit der derben Zoophyten bei, die man gewöhnlich Madreporen nennt. Das ganze Ufer bestand aus denselben; alle Klippen, die man jetzt trockenen Fußes betreten konnte, waren lebendig und beseelt; sie stellten sich unter so mancherlei und seltsamen Gestalten, mit so abwechselnden, glänzenden, prachtvollen Farben dar, daß die Augen beinahe davon geblendet wurden."

Aehnliches berichtet uns Staunton. „Unter die Korallen-Erzeugnisse" — erzählt er — „gehört Nord-Eyland (in der Sunda-Straße). Das Wasser war spiegelhell und die Meerfläche prunkte mit einem Schmuck unzähliger Gruppen von Korallen-Inseln. Der

Stoff, woraus sie bestehen, ist verhärtet und felsenfest; aber an mehreren Orten nahm man ziemliche Stücke von Thierpflanzen aus der See. Die Korallen-Massen waren erstaunlich groß, und verschieden von den Arten madrepora, cellipora und tubipora, desgleichen von mannigfaltigen Gestalten, platt, rund und ästig, von Farbe weiß, braun und blau; öfter waren alle diese Farben in einem Stücke, bloß die tubalaria musica war roth. — Und außer den Bildern der Korallen-Inseln sind die erstaunenswürdig verschiedenen Wasserthiere auf dem Meergrunde erwiesen. Von diesen waren hier die zahlreichsten der See-Igel, der Meerstern und die Meernessel. Andere können sich nicht einmal so sehr regen, als die gemeinen Austern, welche doch auf keinen besondern Ort eingeschränkt sind, sondern zuweilen von Ebben, Fluthen, Strömungen und andern Bewegungen des Wassers umher von einem Ufer zum andern getrieben werden. Allein es giebt Thiere von ähnlicher Art, die nicht nur in eine zweischalige Muschel eingeschlossen, sondern zusammt der Muschel in einem großen Blocke kalkigten Gesteines eingesenkt sind, wo sie bloß für den Gebrauch der Angeln Raum genug haben, damit sich die Schalen bei jeder Beute, die ihnen von vorüber gehenden Wellen zugespült wird, aufthun und schließen können."

Noch Wunderbareres lesen wir bei Blond in dessen Reise nach den Antillen. „Ich beobachtete" — erzählt er — „in aller Stille das Meer zwei volle Stunden lang. Es war durchsichtig bis auf den Grund und ich konnte deutlich einige Klafter weit vom Ufer den Meeresgrund bedeckt mit Pflanzen von verschiedener Größe sehen. Es glich einer Wiese, über welche im langsamen Tempo die Schildkröte, der Meer-Aal und andere kriechende Thiere, Meerdrusen, Meer-Igel und Muscheln zogen, welche ihre Wohnungen auf dem Rücken trugen und ihre Nahrung suchten; während Fische von verschiedener Größe hier und dort gleichsam hin flogen. Die kleinsten schlichen sich zwischen den Seepflanzen, Mollusken u. s. w. hin, und fanden dort Insekten, welche das Auge nicht bemerkte. — Bis dahin war Alles ruhig; aber die anscheinende Eintracht wurde oft durch andere größere Fische unterbrochen, welche, wie der See-Rabe, auf die kleinen schossen und mit ihren mörderischen Zähnen etliche ergriffen. Die Sardelle war besonders merkwürdig wegen der Schnelligkeit, mit welcher sie dem prächtigen Goldfisch enteilte, dessen glänzende Farben sie schon von weitem sah. Alles verschwand in einem Augenblick, und wenn der Feind dann nichts mehr zu verschlingen fand, so trieb ihn sein zerstörender Instinkt, sein Heil weiter zu suchen. Alsdann fing die nämliche ruhige Scene wieder an." — Und vollends in eine Zauberwelt fühlen wir uns versetzt, wenn wir hören, was Dr. Schöpf als Augenzeuge von solchen unter dem Meere verdeckten Gärten erzählt. „Zwischen den eng zusammen liegenden Inseln und nächst um die größeren Eylande herum (die Antillischen)" — sagt er — „finden sich unterirrdische Gärten. Das Wasser ist bis auf den Boden, bei mehr als sechszig Fuß, von der reinsten Klarheit. Das Boot schwimmt auf einer krystallenen Flüssigkeit, in welcher es, wie in der Luft, zu hängen scheint. Wer hieran nicht gewöhnt ist, dem schwindelt leicht bei diesem Anblick. Auf dem reinsten Sande sieht man unter sich tausenderlei Gewürme, See-Igel, Seesterne, Seeschnecken und vielartige Fische, von so schönen Farben, die man bei Thieren in Europa kaum denkbar findet. Das brennendste Roth, das reinste Blau, Grün und Gelb spielt hier neben einander. Man schwebt über ganzen Waldungen von herrlichen Seepflanzen, von Gorgonien, Korallen, Alcyonen, Flabellen und mancherlei Schwammgewächsen hinweg, die durch vielerlei Farbe das Auge nicht minder ergötzen und von den Wellen so sanft hin und her bewegt werden, als die schönste Vegetation eines der blumenreichsten Gefilde über der Erde. Man glaubt mit der Hand Pflanzen pflücken zu können, welche bei genauerer Untersuchung mit einem Ruder von zehen Fuß Länge kaum erreichbar sind."

Welche wunderbare Herrlichkeit, die ohne freudiges Staunen der Blick keines Vernünftigen zu beobachten vermöchte, ist so nicht unter dem Meere verdeckt oder in Drusen und Metall-Gebilden in der Tiefe der Gebirge verschlossen; aber ob kein Auge sie bewundere, sie ist doch da, und preiset durch ihr Daseyn die ewig schaffende Macht, deren unnachahmliche Gestalten so reich sind, daß sie nicht einmal für alle in dem Licht ihrer Sonne Raum hat.

## Menschheit und allgemeiner Lehrkreis.

(Fortsetzung.)

Wie soll man jedoch jene eine Wissenschaft nennen, in welcher alle übrigen verborgen waren? Die Wissenschaft, welche nicht rein auf Verstandesthätigkeit, sondern auch auf Einbildungskraft, nicht rein auf Vernunft-Grund, sondern auch auf Sinnes-Anschauungen gegründet und ihren Gegenständen nach so vielumfassend war, wie soll sie heißen? Sie hat nichts mit der Philosophie gemein, wie diese jetzt ist, und gleichwohl kann man jene Wissenschaft nicht anders als eine Philosophie in so fern nennen, als sich in ihr der logische Grund, trotz der Verhüllung, nach vielen Richtungen mit feuriger Kraft bewegte. Er gab den getrenntesten, entlegensten Einzelheiten des allgemeinen Lehrkreises Beziehungen auf einander, ohne weder die Grenzen seines Gebietes ganz, noch den Boden desselben wahrhaft zu kennen. Soll man fragen: ob es billig sey, derjenigen Wissenschaft, welche jetzt Philosophie genannt

wird, einen andern Namen zu geben und dagegen jenes Keim-Daseyn aller Wissenschaften in einer derselben Philosophie zu nennen? Lehre vom Wesen der Dinge, Theile der Natur-Geschichte und der Natur-Kunde, Seelenlehre und Religion aus der Natur geschöpft, waren einst in den ersten Söhnen der Weisheit ungeschieden. Geschichte, Metaphysik und Kunst erzeugten eine Mythologie, welche die Naturkräfte zu Göttern machte, den Göttern Lebenslauf und Verwandtschaft mit Menschen gab — und — so belehrte Orpheus die Menschen durch seine Lieder und führte sie zugleich an die Altäre zum Dienste der Götter. Viel, bewundernswürdig viel muß seitdem durch die mehr und mehr ausgebildete Denkkraft geschehen seyn, weil jetzt die Wissenschaften sich von den Künsten geschieden haben, das Lehrgedicht keine Wissenschaft und umgekehrt ein System kein Gedicht ist! Ja, die gefeierte und lobwürdige Erhebung des Wissens-Grundes ist selbst geschichtlich gewiß. Doch wie! Gehört jenes Keim-Daseyn aller Wissenschaften in Einer zu den Heiligthümern des Menschen-Wesens selbst, so kann es noch jetzt nicht ganz verloren seyn; es kann nicht zu bewundern seyn nur an der Vergangenheit. Wäre es ganz vergangen, so könnte man nicht mehr fragen: Giebt es nirgend mehr im allgemeinen Lehrkreise Irrthümer nach zu weisen? Ist in Allen und in Jedem jener Lehrkreis und sind da die gesonderten Wissenschaften selbstständig geworden? Können sie das in Allen werden? Glaubt Niemand mehr an Alles heilende Arzeneien und Gespenster, an Goldmacher und Wahrsager? Fürchtet Niemand mehr einen Faustschen Höllenzwang? Erwartet Niemand mehr da Vernunft-Beweise, wo nur Glaube, Hoffnung und Ahnung zum Herzen sprechen können? Ist alle Geschichte von dem befreit worden, was der logischen Denkkraft widerspricht? Ist an den Naturgesetzen nichts mehr zu erkennen übrig? Mit leisem Erröthen fühlt man: daß die wissenschaftliche Vervollkommnung der Menschheit auch deshalb eine ewige seyn werde, weil sie den Trieb nach Wahrheit nie ganz erfüllt und weil sie in keinem einzelnen Menschen und in keiner einzelnen Wissenschaft völliges Freiseyn vom Irrthume bis jetzt hervor gebracht hat. Die Körner der Wahrheit, welche da oder dort für den allgemeinen Lehrkreis und in ihm aufgefunden werden, verlieren sich in der Wechselwirkung des vereinigten Wissens der Menschenmenge. So gelten sie lange für ganz gereiniget und gehen von Sprache zu Sprache, von Volk zu Volk über, bis sie schärfer angegriffen und geläutert werden — durch den Wissens-Grund. Und was beweist dieser Umstand? — Im Wissen schwingt sich endlich immer wieder die Menschheit über den Einzelnen empor und wäre er Plato. Die Menschheit, wohlverstanden nicht jeder Einzelne in ihr, darf sich mit Plato messen. Ueber seine Weisheit ist das gesammte Wissen der Menschheit erhaben, wie er dagegen vielleicht Wahrheit aufschloß, die stets dafür anerkannt bleiben wird. Die Menschheit läßt es sich nicht nehmen, ein Schutzgeist auch des Weisesten zu seyn. Darum unter andern können wir jetzt von verschieden gestalteten und ausgeführten Systemen einer und der nämlichen Wissenschaft nur sehr selten eines ganz entbehren, es für überflüssig und nur für literar-geschichtlich wichtig halten. Darum auch sucht hinwiederum selbst der minder gebildete Europäer jetzt keinen geistigen Grund, kein wahres Lebensprinzip etwa im Feuer, da doch sogar Weise der alten Welt im Materiellen auch den geistigen Grund zu suchen pflegten. Dagegen wird durch die Erhebung der Menschheit über den Einzelnen in Wissens-Dingen, das Wissen des Einzelnen einem selbstständigen, freien Lehrkreise aller Wissenschaften gegenüber, keinesweges gering geschätzt. Vielmehr wohl ihm und Ehre ihm, dem einzelnen Menschen, der sich Kenntnisse erwirbt, sie in sich zum Ganzen macht, zu einem Gute seines Wissens, zu seinem besonderen Lehrkreise, dem allgemeinen gegenüber! Herrlich ist es, daß sich die Wissenschaften, sobald sie in das Leben eintraten, auch in denen eigenthümlich gestalten, welche sie aufnehmen; köstlich ist es, daß sie nicht in Jedem wie das Ein mal Eins überein stimmen. Es ist groß sogar: daß die besonderen Lehrkreise alle sich mit Muth dem allgemeinen gegenüber stellen, dem sie — unvermerkt angehören. Und nun dieser selbst? Erweckt er nicht durch die Fülle der Gegenstände, nach denen sich seine Wissenschaften benennen, die höchste Bewunderung? Vielen Wissenschaften dient der Mensch selbst seiner Natur und seiner Freiheit nach zum Inhalt. Jedes Besondere außer dem Menschen wird nach seinem Allgemeinen auch ein Gegenstand irgend einer Wissenschaft. Selbst die Lehrweise, die Geschichte der Wissenschaften, die letzten Gründe der Wissenschaft an sich und die Ordnung des allgemeinen Lehrkreises werden Gegenstände im Gebiete der Wissenschaften, deren es jetzt vielleicht mehr als Sprachen giebt.

(Der Schluß folgt.)

## Gedanken, Sentenzen und Meinungen.

Das Menschengeschlecht ist bestimmt, mit absoluter Freiheit in jedem Einzelnen sich selbst zu Allem zu machen, was es seyn soll und nichts in sich übrig zu behalten, was nicht Erzeugniß seiner Freiheit ist. Fichte.

Gluth ist nicht immer und das Genie fällt eben so oft in Ohnmacht als ein Frauenzimmer. Jean Paul.

Gott machte das Land, der Mensch die Stadt. Cowper.

Mache dein eigen Genie, nicht die Volksmeinung zur Leuchte deines Lebens. Orakelspruch.

# Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

Literatur „Taschenbuch zum geselligen Vergnügen auf das Jahr 1820." (Leipzig, bei Joh. Friedr. Gleditsch.) Dieser Jahrgang erschien ohne den Beisatz: „Beckers" Taschenbuch — da er aber innen reichhaltig und gut ausgestattet ist, hat ihm die juristische Entscheidung nichts genommen. — Der Gaben in Prosa bringt dieses Taschenbuch sechs, deren Verfasser Achtung dafür erwecken. „Die Majoratsherren", von Ludwig Achim v. Arnim, sind voll Phantasie und Lebendigkeit in der Darstellung, auch zieht glückliche Satyre sich mit in das reichhaltige Gewebe, das freilich mit seinen Verhüllungen Einiges sehr unklar macht, wie das wohl geschieht, wenn man eine gute Idee zu rasch mit einem Gewande umwirft. Daß aber der geachtete Verfasser auch hier ein sehr seltenes Talent bekundet, ist außer Zweifel, und hätte er überall daran gedacht: daß die Form klarer, nicht bloß bunter machen soll, würde er gewiß die Leser in der Mehrzahl befriedigt haben, während jetzt auch der, welcher gern in jede, selbst phantastische Weise sich schicken will, um sich nirgends den Geist entgehen zu lassen, noch immer Manches vorüber flittern und flimmern sieht. — „Signor Formica", Novelle von E. T. A. Hoffmann, hat eine tiefe, regsame Laune; machte sich nicht gegen den Schluß hin eine etwas peinliche Verlangerung und in der Erfindung einiges Unverbundene merkbar, würde man wohl im höchsten Grade vortheilhaft von dem scharfen Humor sprechen können, mit dem allerlei Widerstrebendes hier aufgelöst und vereint wurde. Aber wenn auch zuweilen die strengere Feile mangelte, doch ist Ergötzliches so überwiegend vorhanden, daß, nach Absonderung des Barocken, immer eine sehr pikante Eigenthümlichkeit übrig bleibt. — „Der Gärtner in Lissabon", Erzählung von de la Motte Fouqué, führt wieder Ritterliches vor, das, hinsichtlich des allgemeinen Menschenwerthes, immer etwas Bitterliches behält, wenn man nicht — was vielleicht rathsam ist — die Sache mit der Milde betrachtet, die man einer fixen Idee schuldig wird. Nimmt man dem hier geschilderten adlichen Treiben etwas Großsprecherei, der Liebe, neben der Wahrheit, einige Verzerrung nicht übel; sieht man überhaupt adlichen Sinn und adliche Liebe darin: daß alles Glück und aller Friede des Menschen lange nicht so viel werth sind, als die allmählig anstudirte Starrheit, welche man für eine Erbthümlichkeit des Bluts hält, so wird man hier Romantik finden und den Mangel an wahrhafter wohlthuender Lebens-Weisheit nicht vermissen. Dann wäre auch die Schilderung dem, in solchen stereotypen Begriffen immer ganz vortreflichen Dichter sehr gelungen, und da Spanien der Boden ist, auf dem er diesmal seine wunderlichen menschlichen Gewächse handeln läßt, so entschuldigt sich ein starkes Etwas der adlichen Steifsinnigkeit von selbst. — „Vier Tage des römischen Carnevals im Jahr 1810", von Heinrich Demuth, ist eine Schilderung, die sich um eine Neckerei bewegt; aber dem Leser fließt doch ein halbes Stündchen ganz gut dabei hinweg; es läßt sich Einiges dafür und gar wenig dagegen sagen und das muß jetzt oft hinreichen, um eine Neuigkeit löblich zu finden. — „Die Todtenfrau", Erzählung von Laun, wird gewiß zahlreiche Leser anlocken. Ich bin ein so entschiedener Gegner von dem Gespenster-Treiben, daß ich mich vor meiner eigenen Meinung in Acht nehme, wenn mir etwas davon vorkommt: denn es ist dem Menschen Gerechtigkeit kaum mehr möglich, sobald er irgendwo zum Gegner geworden ist. Den Stoff lasse ich deshalb unberührt, bekenne aber: daß die genannte Erzählung einen grausenhaften Eindruck nicht verfehlt, vielmehr muß ich von einigem Schauer berichten, der mich bei dem Lesen ergriff. — „Die Rutschpartie", von Clauren, ist eine Kleinigkeit, die, eine zuweilen auffallende Derbheit im Ausdrucke abgerechnet, durch den Vortrag unterhaltend wird. — Von dem poetischen Theil dieses Taschenbuchs erfreuten mich vor Allem einige rührende und sinnvolle Romanzen von K. G. Wetzel, ferner von demselben: „Erste Liebe" und „Sehnsucht", zwei Klänge des Herzens, die jetzt um so inniger ansprechen, da wir den zu frühen Tod des seelenvollen Dichters zu bedauern haben. „Drei Legenden aus Luthers Leben", von A. Wendt, und „Die beiden Boten", von C. B. v. Miltitz, zeichnen sich durch dichterische Wirkung sehr aus, und gelungen sind zu nennen: „Auf den Frühling", von Falk; einige der „Sicilianen", von Rückert (besonders IX und XII); ferner „Der Liebe Gunst", von Rese; „Auch eine Glosse", von Caspar; „Genesung", von Bernhardi u. s. w. — Von den Kupferstichen sind die besten der zu Fouque's „Gärtner" von A. W. Bohm, und die kleinen Landschaften von F. Geißler; auch die zu den „Majoratsherren" und zu „Edgars Traum" (im Jahrgange für 1819) von C. Büscher, sind in einzelnen Parthieen lobenswerth. — Die gewöhnlichen Anleitungen zu gesellschaftlichen Unterhaltungen durch Räthsel, Charaden u. s. w. fehlen auch diesmal nicht, und so reiht sich dieses Taschenbuch seinen vielen früheren Jahrgängen in gleicher Art würdig an. G z.

Münster. Der hiesige Professor Hermes geht zu Ostern mit einem Jahrgehalt von 1400 Rthlr. als Professor der katholischen Theologie nach Bonn. — Hr. Wilhelm Smets, bisher Gymnasial-Lehrer zu Koblenz (Verfasser einer Gedichte-Sammlung, einer Tragodie: „Tasso's Tod", einer Rheinreise u. s. w.) studirt gegenwärtig bei der hiesigen theologischen Fakultät katholische Theologie. — Unter dem Titel: „Hesperische Nachklänge in deutschen Weisen, aus gedruckten und ungedruckten Quellen herausgegeben von Fr. Raßmann", wird in künftiger Ostermesse zu Cölln die Fortsetzung der im Jahr 1817 (in Berlin, bei Nicolai) erschienenen „Blumenlese südlicher Spiele im Garten deutscher Poesie" im Druck erscheinen. Diese noch einmal so starke Sammlung ist in folgende Rubriken abgetheilt: 1) Glossen, Variationen, Villancico's und Cancionen; 2) Sestinen; 3) Canzonen; 4) Ballaten, Madrigale, Espinelen und verschiedene andere Sangweisen; 5) als Anhang, neuere Versuche in Minneklangen. Die sämmtlichen hier vorkommenden Dichter sind mehr als vierzig. —r.

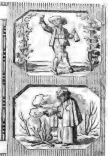
In Liverpool ist neulich eine Schule eröffnet worden, in welcher junge Leute, beiderlei Geschlechts, gehen, auftreten und sich mit Leichtigkeit und Grazie bewegen lernen sollen. „Diese Anstalt" — sagt der Hr. Professor der Grazie in seinem Prospektus — „ist besonders für junge Damen nützlich, welche sich die neumodische Begrüßungsart, die unter dem Namen der „griechischen Verbeugung" bekannt ist, zu eigen machen wollen." (Courier.)

Aus Antwerpen berichtet man Folgendes: Ein Mensch, von dem man sagte: er sey übermäßig betrunken gewesen, war verklagt: gegen einen Pfarrer Beleidigungen der Religion ausgesprochen zu haben. Nach dem Verhör des Angeklagten und der Zeugen erklärte der königliche Gerichts-Anwald: „Verläumdung und Injurie sey nicht vorhanden, und die ausgesprochenen Reden gebe das peinliche Gesetzbuch nicht als strafbar an, es könne dergleichen nur im Himmel gerichtet werden!" Der Angeklagte ward einstimmig wieder entlassen. (Independ.)

Hr. Cottu, Präsident eines französischen Assisenhofes, hat ein Werkchen heraus gegeben „über die englische Gerichtspflege" nach seiner eigenen Beobachtung. „Die englischen Gerichtshöfe" sagt er darin, „bieten einen Anblick von Unpartheilichkeit und Milde dar, den die französischen schwerlich erreichen dürften. In England athmet Alles nur Schutz und Güte; der Richter erscheint als ein Vater in der Mitte seiner Familie, beschäftigt, über seine Kinder zu richten. Dagegen nehmen unsere Richter zuweilen förmlich Parthei gegen den Angeklagten, und scheinen eine Ehre darin zu suchen, ihn zu verurtheilen. (Constitut.) Sollte nicht die englische Milde deshalb schon zu den Gesetzen gehören, weil die vorgeschriebenen Strafen in vielen Fällen zu hart sind.

Ein gewaltiger Anschlagzettel zu Paris kündigt nun auch einen neuen „Verein zur Versicherung des menschlichen Lebens" an. (Indep.) Einer der ersten Paragraphen in den Statuten wird wohl heißen: Es sollen ferner die Menschen nicht mehr zum Kriege verbraucht werden.






# Der Gesellschafter
oder
# Blätter für Geist und Herz.

1820. Montag den 14. Februar. 26stes Blatt.


## Aus einer Parodie der „Schuld".

### Erster Akt. Achte Scene.

**Elvire. Jerta. Holm** (eintretend).

**Holm.** Nichts für ungut, gnäd'ge Damen!
Ich soll höflich Meldung thun:
Daß wir jetzt nach Hause kamen,
Ich, der Tyras und der Graf.

**Elvire.** Sag', o Jerta, selber nun:
Nimmt sich Holm nicht wie ein Schaf?

**Holm.** Na, ihr habt doch gleich Beschwerden!
Etwas drollig muß ich werden:
Ich stell', als ein Stück Humor,
Mich halb ernst-, halb spaßhaft vor.

**Elvire.** Sag' er kürzer, was er weiß.

**Holm.** Wohl, Herr Hugo ist in Schweiß.

**Jerta.** Was konnt' ihn so sehr erhitzen?
Es ist reputirlich kalt.

**Holm.** Durch des Fatums Allgewalt
Kann man auch im Froste schwitzen,
Wie wir selbst es jetzt bewähren.

**Elvire.** Wie geschah's?

**Holm.** Durch einen Bären.

**Jerta.** Weh'! Ein Bär?

**Holm.** Ein putzig Ding!
Unser Tyras fand die Spur,
Als es eben heimwärts ging.
Leicht sah Hugo nach der Uhr,
Wollt' ein Stündchen Zeit noch haben,
Um dem Unthier nach zu traben.
„Hussah!" klang's aus seiner Kehle,
Und die treue Hundeseele,
Tyras, fand den Bären auf:
Hugo naht mit wildem Lauf,
Denn der Bär warf Knall und Fall
Schon den Tyras Fangeball.
Ich, die bleichste aller Fratzen,
Sah auf seinen Hintertatzen
Bald den Bären kerzengrade;
Hugo packt' er sonder Gnade,
Und der schrie, fast mausetodt:
„Jetzt ist Holland stark in Noth!"
Rasch will er den Dolch nun zücken,
Da muß Fatum ihn berücken:
Denn er hatt' im Griff gefehlt,
Die Zigarren-Büchs' erwählt.
Jetzt, verlassen vom Verstand,
Pfiff' in Angst ich ganz scharmant,
Rufend uns ein hülfreich Wesen —
Als der Bär, gewiß einst zahm,
Dies für baare Münze nahm,
Denn er tanzte — Ecossaisen.
Hin und her muß Hugo mit,
Und sie tanzten Schritt um Schritt,
Daß es Lust und Grauen war;
Und es ward nun offenbar:
Wer die beste Lunge habe,
Tanzte auf des Andern Grabe.
Endlich fing er an zu wanken —

**Jerta.** Jemine, wer wanket, wer?

**Holm.** Das versteht sich ja, der Bär!

**Elvire.** Ach, mir ist ganz flau geworden!

**Holm.** Da galt's, rasch das Vieh zu morden!
Ich nun, wie der Blitz heran,
Geb' ihm mit der Peitsche Wichse,
Hugo, der kaum stehen kann,
Stößt mit der Zigarren-Büchse
Immerfort ihn in den Rachen,
Bis wir ihm den Garaus machen;
Beide trieften wir von Schweiß:
E r w a r k a l t, w i r w a r e n h e i ß!

**Elvire.** Schauderhaftes Tanz-Vergnügen!

**Jerta.** Doch der Graf, wo ist denn der?

**Holm.** Er wird auf dem Sopha liegen,
Mich sandt' er voraus nur her!
**Elvire.** Sag' ihm, daß er zu mir schickt,
Eh' er noch sein Schläfchen nickt.
**Holm.** Wohl! Ich will's ihm gleich verkünden!
(Holm ab; Elvire giebt Zeichen des Entsetzens.)
**Jerta.** Weh mir, Eure Blicke zünden!
**Elvire.** Grausenhaft war die Beschreibung!
**Jerta.** Doch gewiß voll Uebertreibung;
Denn aus einer Stall-Laterne
Macht Holm Sonne, Mond und Sterne.
**Elvire** (außer sich). Rings seh' ich im All, dem ganzen,
Hugo mit dem Bären tanzen —
Mein Plaisir muß ich vernichten,
Denn mein Trachten und mein Dichten:
Täglich auf dem Ball zu seyn,
Wird nun höllenschwere Pein.
Ja, die Bären-Ecossaisen
Sind für unsern ganzen Stamm
Als die letzten Tänz' erlesen,
Wegen uns'rem Sünden-Schlamm.
Darum war es böses Fatum,
Als am heut'gen Unglücks-Datum
Mir die Nath vom Schuh gerissen;
Und will jetzt noch Jemand wissen:
Daß die Ahnung uns betrügt,
Sag' ich, daß er schändlich lügt!
(Mit dem höchsten Pathos und stier um sich schauend)
Jungfrau, seht! — der Bär — als Geist —
Nahet dort; mich faßt ein Wüthen,
Jungfrau, fort! — ich muß mich hüten,
Daß er mich zum Tanz nicht reißt!
(Elvire stürzt ab.)
**Jerta.** Nein, wenn das nicht Fatum heißt,
Ist es aus der Welt vertrieben —
Ob man sie zurecht auch weis't,
Spuk und Tanz nur kann sie lieben —
(Tief bewegt)
O wär' Hugo beim geblieben!
(Ende des ersten Akts.)

## Menschheit und allgemeiner Lehrkreis.
(Schluß.)

Hochachtbarer hiernächst ist auch die Vorliebe, welche von ganzen Zeiträumen und Völkern entweder einer oder einigen Wissenschaften und deren Ansiedelung im bürgerlichen Leben gewidmet wurde. Da schien die Sonne auf den allgemeinen Lehrkreis, dort zogen Wolken über ihn hin. Solche Vorliebe gründete daher die wissenschaftlichen Partheien, die Schulen und deren Jünger, und so bietet selbst der wissenschaftliche, nämlich der edelgeführte Streit aus Vorliebe von Neuem Gelegenheit dar, die Streitenden selbst zu verehren. Zu andern Zeiten hingegen sieht man mit Erstaunen die große Vielseitigkeit der Vorschritte aller Wissenschaften zugleich. Dieser Vielseitigkeit rühmt man sich jetzt. Wäre es demnächst nicht der Menschengeist, der die Wissenschaft belebt, woher käme ihnen die Kraft, sich wiederum, nach den Zeiten ihres Verfalls, glänzend zu erheben? Welche Erhabenheit der Kraft setzt ein solches Wiederaufleben voraus! Ach, Zeiten des Verfalls der Wissenschaften bieten einen traurigen Anblick dar! Da, so wurden sie geschildert, ist alles Leben nur ein Wandeln von Außen nach Außen. Nichts Großes, Schönes, Edles und Wahres tritt aus dem heiligen Quell der Erkenntnißkraft hervor. Im Bild zu reden: Völker, Stände, Familien gleichen da dem Walde, wenn Wind und Blätter-Gesäusel erklingt, aber kein Lied voll Seele. Da ist alle Erfahrung um den ewigen, inneren Grund betrogen und der Aberglaube wird zum größten Lindwurm, den je die Phantasie gebildet hat. Alles wird gemeine, werthlose Einzelheit, ohne die lebenswarme Beziehung auf Allgemeines. Da schlafen die Forscherkräfte, den Begierden fehlt der höhere Zweck und darum werden sie Leidenschaften, welche zerstören, ohne etwas anderes auf zu bauen, welche sogar dasjenige hassen und verabscheuen, was sie erheben kann. Doch — lagen auch Jahrhunderte lang die Wissenschaften danieder, so lebten sie dennoch über den Gräbern derer immer wieder auf, welche sie schmerzlich entbehrt, welche die Erde bewohnt und doch so wenig von ihr erkannt hatten. Dann holte irgend ein Mensch, ein Menschenalter das Langversäumte nach, der Vorhang des Trugs und des Wahns zerriß und die Menschheit empfing wiederum Blumen der Poesie und Edelsteine des Wissens, um Brust und Haupt von innen aus zu schmücken! — Gebietet Jedem das Wiederaufleben der Wissenschaften, damit sie sich immer vervollkommnen, den Menschen und die Menschheit zu bewundern, so werden die Wissenschaften selbst noch bewundernswürdiger, wenn man erkennt: daß sie kein Straf- und Zwangs-Amt verwalten, und daß dennoch aus ihnen selbst die Sentenzen eines Lykurg, Drako und Solon hervor gingen. Wissenschaften — dies macht sie so harmlos — rein und an sich betrachtet, befehden nur den Irrthum, obgleich selbst den Irrthum im Gesetze. Die Gesetze dagegen strafen den Irrthum nicht, sondern richten die Thaten des Willens und hemmen die blinde Willkühr.

Blickt man demnächst auf das Element aller menschlichen Wirksamkeit, auf den Zusammenhang zwischen Poesie, Wissenschaften und Sittlichkeit; — blickt man auf die Größe und Bedeutung so vieler Menschen, welche seit länger als 3000 Jahren den Wissenschaften ausschließend gelebt haben; — blickt man auf die große Anzahl der Schriften, die zum Theil oder vollständig noch aufbewahrt werden; — blickt man auf die Mittel, durch welche sich Wissenschaften ausbildeten und verbreiteten, nämlich Sprachen, Schrift und Bücherdruck; — erinnert man sich, daß Dünkel, Habsucht, Menschenhaß, Furcht und sogar Bosheit die wahren Wissenschaften zuweilen, und schon im grauen Alterthum, entweder in den Schleier des

Geheimnisses und räthselhafter Gesellschaften einhüllten, oder zum Vorrecht geschiedener Casten, oder gar zum Mittel des Betrugs machten, und daß dennoch die Wissenschaften immer wieder so Hütten als Paläste aufsuchten; — verkennt man überhaupt den Gebrauch nicht, welchen Gute und Böse, Unfähige und Fähige, Weise und Ueberkluge von den Wissenschaften zu machen vermögen und wie am Ende doch das reine Licht der Wahrheit herrschende Strahlen selbst in die irrdische Hölle sendet und dort schrecket, da es doch auf den Fluren des Schönen und Guten erfreuet; — denkt man endlich an diejenigen, welche jemals um der Wissenschaften willen zu leiden hatten, bald vom Aberglauben der niederen Menge, bald von der Ungunst der Starken erdrückt; — so erscheinen Mensch und Menschheit gewiß ehrwürdig. Zu diesem Anerkenntnisse führt die Betrachtung des allgemeinen Lehrkreises unmittelbar und mittelbar. Noch wären vielleicht die Verdienste zu erwähnen, welche sich edle Menschen um die Wissenschaften erworben; noch wäre vielleicht des hohen Berufs des Gelehrten zu gedenken, doch es kann genügen, an das zu erinnern, was der unvergeßliche Fichte über diesen Gegenstand sagte.

## Der bestrafte Correktor.

Der bekannte Verfasser von dem „Gemälde der Revolutionen in Europa", Christ. Wilh. Koch, Mitglied des Tribunals, ein geborner Elsasser, sprach das Französische, wie die meisten seiner Landsleute, scharf aus. Nach einer Abhandlung über Japan, die er bei einem Aufenthalte in Paris, als correspondirendes Mitglied, im National-Institute vorgelesen hatte, sammelte er von allen Seiten Lobsprüche. Nur Einer, Chaptal, nahm sich die Freiheit, lachend zu bemerken: er habe das Wort Japan (französisch Japon) immer zu hart, wie Chapon (Kapaun), ausgesprochen. Dabei aber nannte er ihn immer wiederholt nach der französischen Aussprache, nicht Monsieur Koch, sondern mon cher Monsieur Koq. Jetzt war die Reihe zu lachen an Koch. „Wie können Sie, Monsieur Chaptal, mir zum Vorwurf machen: daß ich aus Japan einen Kaphahn gemacht, da Sie doch selbst mich, Koch, zu einem Coq (Hahn) machen?" Auf welcher Seite nun die Lacher waren, läßt sich denken. Cl.

## Benutzung eines guten Raths.

Drei junge Mädchen in M..., deren Vater gestorben war und ihnen nur sehr wenig hinterlassen hatte, erbten unerwartet von einem reichen Oheim im Auslande sein ganzes Vermögen; jede der drei Schwestern erhielt dadurch ein Kapital von 30,000 Thaler. — Ein junger Kaufmann in M... hatte schon längst eine zärtliche Neigung für die jüngste dieser Schwestern gefühlt und sie war auch erwiedert worden; nur fehlte es dem jungen Manne noch an Mitteln, sich zu etabliren. Jetzt war dies Hinderniß gehoben und der Vormund der Schwestern gab seine Einwilligung zur Heirath. Beide wurden getraut und der Pastor S..., der das junge Paar ehelich verband, sagte in der Traurede unter Anderem: „Sie, werthe Braut, sind durch einen unerwarteten Glücksfall zu einem ansehnlichen Vermögen gekommen, und Sie, hochgeschätzter Herr Bräutigam, dadurch in den Stand gesetzt worden, sich mit dem Gegenstand Ihrer Neigung auf immer zu verbinden und selbstständig ein Geschäft zu betreiben. Ich ermahne Sie aber Beide, da dies lediglich ein blinder Glücksfall ist, sich der Sparsamkeit zu befleißigen, damit es nicht einmal heiße: wie gewonnen, so zerronnen!" — Die anwesenden Hochzeit-Gäste fanden diese Aeußerung sehr unzart, vorzüglich ärgerte sie aber den Bräutigam. Er sandte daher dem Geistlichen am Tage nach der Hochzeit zwei Dukaten mit folgendem Billet: „Ew. Hochehrwürden ermangle ich nicht, für die gestrige Mühwaltung meinen verbindlichsten Dank ab zu statten. Ich war willens, Ew. Hochehrwürden für Ihre Bemühung sechs Dukaten zu übermachen; aber eingedenk der mir und meiner Gattin in der Traurede gegebenen guten Lehren, werden Sie es selbst gewiß billigen, daß ich nur diese Kleinigkeit beifüge. M — r.

## Pommersche Grab-Denkmale.

Mehrere Grabschriften in plattdeutscher Sprache sind wohl oft mitgetheilt worden, die folgenden Verse und Bilder scheinen mir aber minder bekannt und so mögen sie ihr bescheiden Plätzchen füllen. — Ein Edelmann, der gern trank, machte sich folgende Grabschrift:

Wyk (weiche) Düwel, wyk, wyk wyt (weit) van my,
Ick soop (soff) nich Bröderschap met dy.
Ick bin e Pommersch Eddelmann;
Wat geit dy, Dywel, myn Supen an?
Ick suup mit myn Herrn Jesu-Christ,
Wenn du, Düwel, ewig dorsten (dürsten) müßt,
Un eet' (esse) in synem Himmelssaal
Met em de ewge Kolleschaal (Kalteschale).

Ein Kutscher ließ sich, nach eigener Bestimmung, auf dem Bocke einer Kutsche sitzend, die mit sechs Pferden bespannt war, auf dem Grabstein einhauen, und darunter steht:

So fahr' ick hen to Jesu-Christ!

Ein pommerscher Edelmann befahl: ihn in voller Rüstung, aber mit entblößtem Haupt und den Helm neben sich am Boden, auf seinem Grabstein knieend und betend, ab zu bilden. In den Wolken sitzt die heilige Jungfrau und spricht zu ihm herab: „Herr Vetter, bedecken Sie sich!" — Es sollte damit allegorisch angedeutet seyn, die Jungfrau Maria erkenne es an: daß jener Edelmann vom König David abstamme. L. T. Secha.

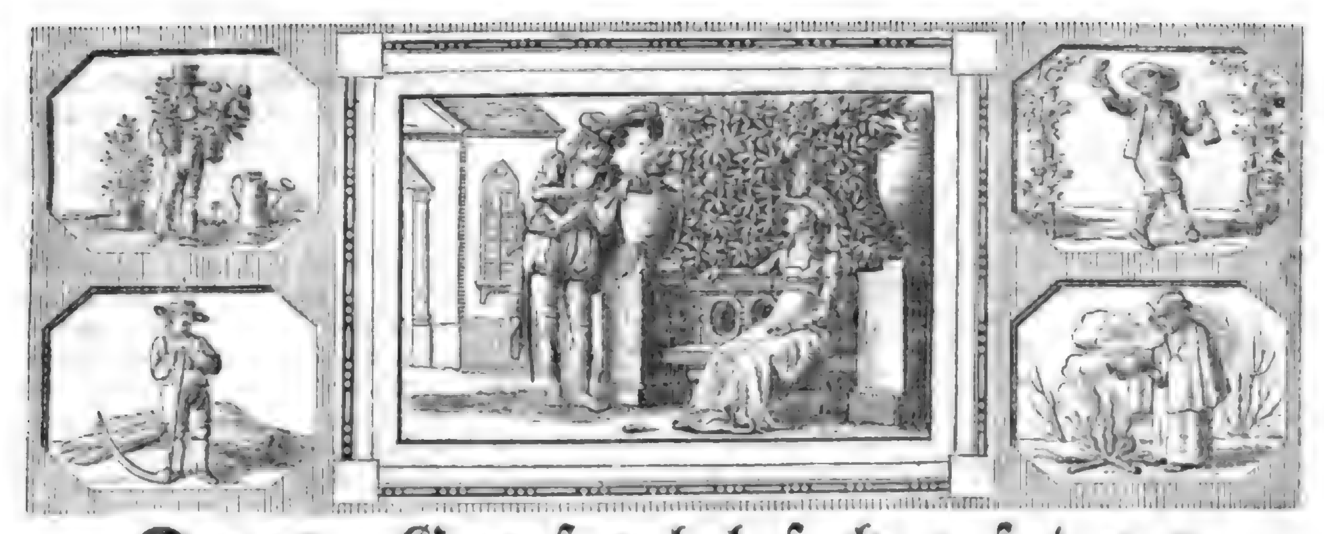
# Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

Münster. In Sachen Voß gegen Stolberg *) Westphalus Eremita (der durch seine Schrift „über Kirche und Staat" u. s. w. rühmlichst bekannte Hofgerichts-Advokat Dr. Sommer zu Kirchhundem im Herzogthum Westphalen) hat im „Westphälischen Anzeiger" (Wissenschaftsblatt Nr. 2) die Voßische Schrift rezensirt. Es heißt hier unter Anderem: „Als Stolberg bei den Alt-Protestanten die Anhänglichkeit an lutherische Menschensatzungen, und bei den Neu-Protestanten bloßen Criticismus und Abwesenheit gläubigen religiösen Gefühls fand, da zerriß sein Geist die Bande, die ihn bisher umstrickten, und mit einem großen Entschlusse ging er zurück zu der Kirche, die seine Vorfahren verlassen." — „Voß gehörte von jeher zur Parthei der Neu-Protestanten." — „Nichts ist (in der Schrift von Voß) gespart, um auf Stolbergs Charakter all den Haß über zu tragen, von dem des Verfassers Seele überschäumt. Und Alles, was dem Rasenden in den Wurf kommt, sey es der ehrliche Claudius oder der würdige Weihbischof von Droste, oder der ehrwürdige Overberg u. s. w., nichts bleibt verschont. Nur der Streit Vossens mit Heyne kann ein Seitenstück der Leidenschaft seyn." — „Um den Trank mit dem stärksten Gifte zu versetzen, wird er gewürzt mit einer Geschichte der freundschaftlichen Aeußerungen Stolbergs. Man muß jegliches Gefühl des Anstandes verloren haben, nicht eine Ader freundschaftlicher Gesinnungen muß man haben, um solch eine Freundschaft zu profaniren." — „Der rothe Faden, der durch das Ganze läuft, ist eine göttliche Grobheit gegen den Katholizismus und den Adel." — „Bei der Uebersetzung von Shakspeare wird Voß den furchtbaren Geistern der Unterwelt begegnen, die gleich Furien in der Phantasiewelt des großen Britten wirken, sie werden ihn ergreifen (?) und geleiten bis zum Grabe." — Von einem Protestanten (wie es heißt, Dr. Krummacher) ist in Claudius glücklich getroffener Manier ein „Briefwechsel zwischen Asmus und seinem Vetter bei Gelegenheit des Buches Sophronizon und Wie Fritz Stolberg ein Unfreier ward" (Essen, bei Bädeker) erschienen. Der Verfasser nennt hier Stolberg eine Rebe, die nach der Ulme suchet, aber an Voß keine findet („beide Naturen waren nicht für einander geschaffen"); streicht die „Luise" aus der Zahl der christlichen Gedichte (denn „ein Christenthum, welches den Irokesen und Rennthier-Melker in sich aufnimmt, ohne sie ganz und gar (?) innerlich um zu wandeln und äußerlich ihre Götzen unter die Füße zu treten (!), ist mir kein Christenthum, sondern ein Irokesenthum"); verwirft die Voßische Behauptung: daß der Gott des alten Bundes ein Hebräer-Tyrann sey, und charakterisirt dann bei Gelegenheit der sogenannten Stolbergschen „Unfreiwerdung" Katholizismus und Protestantismus. Folgende Stelle diene zur Probe der Schreibart und des Willens (!): „Wie's möglich sey, daß Einer könne päbstlisch werden? soll ich dir erklären, und noch dazu unsere gescheidtesten (?) Leute. Vorerst muß ich dir denn sagen: daß es nicht immer die schlechtesten Menschen sind, die da päbstlisch werden. Und da sind wir vorerst selbst Schuld daran, ich meine wir Protestanten. Ich will an dir selbst ein Exempel statuiren. Gesetzt, du kämest voll Andacht Sonntagsmorgens in die Kirche, hättest deine rothe Weste an und das Herz darunter verlangte nach Trost und Erbauung — und es wäre *Exempli gratia* Christtag. In der Frühstunde hätte das Christkindlein durch deine Hand deine eigenen Kinder beschenkt, und wärest zwischen den Lichtern umher gegangen, und hättest dich satt gefreut und heimlich geweint und gebetet. Und kämst nun in die Kirche, in deinen Stuhl und sängest das Lied: „Gelobet seyst du Jesu Christ, daß du ein Mensch geworden bist" — oder: „Ein Kindelein so löbelich" — und nun wartetest du auf die Predigt und sperrtest andächtig deine blauen ehrlichen Augen und deine Ohren auf, wie du pflegest, und nun hörtest du die Predigt, als nämlich von der Aufklärung, und wie der Mensch von einem Christtag zum andern verständiger würde, und wie die Schulen und das Ackerland und die Fabriken sich von Jahr zu Jahr vervollkommneten, wie wir jetzt so viel weiter sind, als zur Zeit der Kirchenverbesserung u. s. w. — Andres, wie würde dir zu Muthe seyn? Würde dir nicht die Bank und die ganze Kirche zu enge werden? Wenn sich's so thun ließe — du gingest mir nichts, dir nichts heraus, und wenn auf deinem Wege — ich will setzen, du wärest in Cölln — der Dom offen stände, und du sähest da die Betenden mit ihren Rosenkränzen — würde es dir nicht auch zu Muthe seyn, als müßtest du hinein und hinknieen? — Siehe, Andres, das Exempel ist wohl Manchen passirt — und da haben sie gedacht: das kann ich auch zu Hause haben, und da brauch' ich nicht, wenn ich nicht will, „Ein Kindelein so löbelich" zu singen, und ist hinterdrein von dem Kindelein gar nicht die Rede — und kann's ohne Widerspruch aus einem Stücke haben. — Andere aber können, wie wir Beide ja auch, der Gemeinschaft und der Kirche nicht entbehren, sollen's auch nicht, kommen diese nun, wie du ex hypothesi, an einen Cöllnischen Dom, so finden sie doch wenigstens da Alles (?) aus einem Stück — und ich werfe nicht den ersten Stein auf sie, wenn sie hinein gehen und da ihre Andacht suchen, und du gewiß auch nicht u. s. w." (!!) — * —.

Ein Hr. Bobeche, das Haupt einer herum reisenden Schauspieler-Gesellschaft, erschien neulich zu Caen in der Normandie, und verkündete seine Darstellungen in einem Anschlagzettel, dessen bescheidener Schluß also lautet: „Herkules trug seine Dienste an: er bot Kraft, die Biene bietet Honig und Bobeche — Witz." (Journ. d. Par.)

Der Gebrauch der Dämpfe zur Schiffahrt ist keine neue Erfindung. Schon im Jahr 1736 wurden in England an Jonathan Hull Patentbriefe ausgegeben für ein Dampfschiff, welches bestimmt war, Fahrzeuge aus den Häfen heraus und auch wieder hinein zu schaffen. (Morn. Chron.)

*) Erinnern muß ich hier, daß ich schon einmal bat: in dieser Angelegenheit nicht sogleich Parthei zu nehmen. Es sind unleugbar Kämpfe über eine Reformation in rastloser Hinsicht durch mancherlei falschen Mystizismus angeregt, und dem Denkenden muß daran liegen, daß in diesem Gebiete besonders sich Alles zum Frieden wende. Darum thut man vorläufig am besten, die verschiedenen Ansichten zu prüfen, ohne das eigene Urtheil ein zu mischen. Wir werden ja erfahren: ob man vorwärts oder rückwärts will; im letzteren Fall wird und muß die Pflicht bei Wahrheitfreunden mächtiger seyn, als die Scheu. D. Herausgeber.




# Der Gesellschafter
oder
# Blätter für Geist und Herz.

1820. Mittwoch den 16. Februar. 27stes Blatt.


## Kriegslist der Hussiten.

(Nach Wenzel Hayek von Liboczan.)

Am 28. Mai (1422) rückten die Städter vor das Schloß Karlstein, es zu gewinnen. Auf dem Pfaffenberge, der gegen Mitternacht liegt, lagerten sich ihrer Sechstausend; die hatten bei sich eine große Büchse, die Jaromirzer benannt, und eine zweite, so die Richlitzer hieß, nebst vierzehn Doppelhaken und der Altstädter Schleuder. Auf dem andern Berge, über dem Haknower Thale gegen Aufgang liegend, lagerten sich Sechstausend, und hatten eine große Büchse, die Prager genannt, dann zwölf Doppelhaken und die zweite Altstädter Schleuder. Am dritten Berge, gegen Mittag, dem Saale gegenüber, lagerten sich Sechstausend; diese hatten eine Kanone, Haworka mit Namen, zwölf Doppelhaken und die neue Neustädter Schleuder. Am vierten Berge, Jaworka, gegen Sonnen-Untergang, lagerten sich abermals Sechstausend; ihre Kanone hieß Trubaczka, und sie hatten acht Doppelhaken nebst zwei Schleudern, einer Neustädter und einer von Schlan.

Den ersten und zweiten Tag verschanzten sie sich; den dritten aber begannen sie die Feste grausam und fürchterlich zu beschießen, welches zwischen den Gebirgen einen schreckbaren Wiederhall verursachte; doch die auf dem Schlosse erwiederten tapfer, tödteten Manche im heimlichen Ausfall, flohen dann wieder in ihre Burg und verursachten vielen Schaden. Dagegen bedrängten die Feinde das Schloß gewaltig, wo besonders das Dachwerk an Schiefer und Ziegeln viel litt. Die Prager ließen die herrlichen Säulen, die schon zu Prag in der Kirche Maria Schnee gestanden, weg nehmen und gen Karlstein führen, weil dieser Bruchstein sehr bequem zum Zerhauen und Formen der Kugeln war, und diese schleuderten sie gegen die Burg. Die auf dem Schloß aber bedeckten ihre Gewölbe mit geflochtenen Hurden, eichenem Bündelholz und trockenen Rinderhäuten; deshalb konnten die Belagerer kein Gewölbe durchbrechen, noch die Mauern mit ihren eisernen Stückkugeln durchbohren, wiewohl sie gar fleißig schossen, denn aus den Kanonen wurde täglich sechs, aus einigen zwölf Mal und aus dem übrigen Geschütz wohl hundert Mal abgefeuert. Ferner warfen sie mancherlei unleidlich stinkende Aeser und die Unreinigkeiten aus den Prager Kloaken, in Fässern herbei geführt, durch die Schleudern hinein, um die Belagerten damit um zu bringen; aber diese hatten viel ungelöschten Kalk und viele Fäßlein Hüttenrauch, womit sie die stinkenden Sachen beschütteten. Gleichwohl verloren Viele durch die unleidliche Pestilenz ihre Zähne, und den Andern wurden sie locker; aber im Sommer, als sie auf vierzehn Tage Waffenstillstand machten, erhielten sie aus den Prager Apotheken Arzneien, die ihre Zähne wieder befestigten.

Nach Ablauf des Stillstandes setzte man ihnen wieder wacker zu, und sie wehrten sich noch wackerer. Einer von den Prager Bürgern ward von den Belagerten gefangen, den hingen sie sofort an den großen Thurm, wohin am heftigsten geschossen ward, mit einem Strick hinaus und gaben ihm in die Hand einen langen

Stab, woran ein Fuchsschwanz hing, daß er die Stückkugeln damit, wie mit einem Fliegenwedel, abwehre. Solches geschah entweder den Pragern zum Spotte, oder auch vielleicht, daß sie sich seiner erbarmten und nicht so häufig schössen — so hing er den ganzen Tag, und ward endlich, mehr von seinen Feinden als Freunden bedauert, wieder abgenommen.

Dann machten sie abermals Stillstand, und die Prager luden einige von den Belagerten, Wenzeslaus, Michael, Hieronymus und Remigius auf die vier Tage zu sich ins Lager und bewirtheten sie köstlich; diese, obschon man in der Feste bereits großen Mangel litt, thaten doch gegen die Prager groß: daß sie gar reichlichen Vorrath an Brod und Fleisch, Wildpret und Fischen hätten, so daß sie wohl noch drei Jahre auskommen könnten; und als sie wieder nach der Burg zurück gekehrt waren, entstand großer Streit im Lager, denn Viele von den Pragern maßen ihren Reden Glauben bei, und weigerten sich, ferner eine Feste zu belagern, die an jeglichem Lebensbedürfniß Ueberfluß habe; ja sie glaubten: sie müßten unterirrdische Gänge aus dem Schlosse haben, durch welche sie Lebensmittel erhielten; und nach langer Berathschlagung wurde beschlossen: man wolle nicht länger als bis Martini ausharren, und so die Feste dann nicht bezwungen sey, möge selbe ferner belagern, wer dazu Lust zeige. — Den Belagerten wurde Alles dieses wohl bekannt, und sie hatten eine große Freude darüber. Am Tage vor dem Allerheiligenfest erbaten sie sich aber wieder einen Stillstand, weil sie eine festliche Hochzeit zu begehen willens seyen. Als solches bewilligt worden und der Tag anbrach, ließen sie mit Trommeln und Pfeifen zum Tanz spielen, wiewohl sie weder Braut noch Bräutigam, weder Brod noch Wein, und am allerwenigsten zum Tanzen Lust verspürten; doch als die Prager hörten: wie es in der Feste lustig zugehe, wurden sie unmuthig und sprachen: „Jene dort sind guter Dinge und leben vollauf, während wir hier Frost leiden und daheim unser Gewerbe versäumen. Was bleiben wir noch ferner hier, da wir doch wohl sehen: daß Jene an keine Uebergabe denken?“ — Die Karlsteiner hatten indessen nichts mehr zu essen, als einen einzigen Bock, der im Schlosse umher ging; diesen schlugen sie todt, nahmen ein Hinterviertheil, welches sie absichtlich recht blutig machten, und mit Rehhaaren, aus einem Sattel gezogen, bestreuten, worauf sie es dem Anführer im Lager übersandten; zugleich vermeldete der Ueberbringer demselben den Dank des Schloßhauptmanns, der Ritter und Frauen: daß man sie das Fest so ruhig habe feiern lassen, zu welchem dieses Reh erst vorgestern erlegt worden sey. Da wunderte sich der Hauptmann sehr: wo sie das frische Wild hergenommen, und die Umstehenden sprachen: „All unsre Mühe ist umsonst, und wenn die im Schlosse sich berühmten, an frischem Wild Ueberfluß zu haben, so beweisen sie es nun durch die That, und es liegt am Tage: daß sie geheime Ausgänge aus der Feste haben, die wir nicht erfahren können, und daher jene nimmer besiegen werden.“

Am Tage St. Martin fingen die Prager an, ihr Lager ab zu brechen, und die Belagerten freuten sich gar sehr: daß ihnen ihr letzter Bock so gute Dienste geleistet und viele tausend Feinde verjagt habe. — Koribut, der neuerwählte böhmische König, war gleichfalls mit seinen Polen und Litthauern angelangt, und hatte sich nächst der St. Palmarius-Kapelle gelagert; als dieser nun sah: daß man sich allgemein zum Aufbruch anschickte, sprach er zu seinem Vetter Wiasil: „Was wollen wir nun machen?“ — Und dieser entgegnete: „Da Alles sich zum Weggehen bereitet, so wird sich uns nur ein Gleiches geziemen. Gar gern hätte ich den Karlstein von innen gesehen, da es aber nicht also geschehen soll, so will ich mir selben doch noch einmal von außen recht aufmerksam betrachten.“ Und als er so gesprochen, ging er über den Kirchhof und näherte sich dem Schlosse etwas mehr — da schoß einer der Belagerten durch eine Schießscharte über den Brunnen mit einem Doppelhaken nach ihm, daß er alsobald todt zu Boden fiel. Dieser Prinz, welcher ein Sohn des Großfürsten Vitold und Koributs Vetter war, wurde zu Prag in der St. Thomas-Kirche begraben, und erhielt einen marmornen Leichenstein. — So wurde die Feste Karlstein ihre Feinde, zur größten Freude der Belagerten, los, und gewiß war diese Belagerung eine der grausamsten und hartnäckigsten der damaligen Zeit, denn es wurden aus den Kanonen und Schleudern 10,931 Schüsse gethan. Gerle.

## Glaubensbekenntniß eines Wahrheitliebenden.

(Aus einer englischen Broschüre vom Jahr 1720 übersetzt.)

Ich will euch, was ihr glaubt, nicht rauben,
Doch laßt mir auch den eig'nen Glauben.

Ich glaube: die Religion ist kein Gaukelspiel, obgleich Viele, die sich ihre würdigsten Bekenner zu nennen belieben, sie dazu machen. — Ich glaube: daß der Protestantismus der Religion nothwendig ist; und daß es noch vieler Fortschritte darin bedarf, wenn wir zur wahren Religion kommen wollen. — Ich glaube: daß man uns Allerlei lehrt, was niemals aus der Vernunft bewiesen werden kann, und daß solche Lehren baare Ungereimtheit sind; ich glaube auch: daß dergleichen zu verbreiten nur hirnlosen, verwahrlosten, schlechtdenkenden und windigen Schwätzern zugemuthet werden kann. — Ich glaube: daß Wooton sehr geistvoll sprach, als er auf die Frage eines Mönchs: „Wo war eure Religion vor Luther?“ die Antwort gab: „In der Bibel, wo eure nie war!“ — Ich glaube: daß es

manche unverständliche und irrige Uebersetzung der Bibel giebt, und daß also die Verbreitung derselben großer Vorsicht bedarf. — Ich glaube: daß es sehr nothwendig sey, die Kirche überall vom Staate abhängig zu machen. — Ich glaube: das beste Mittel, die Welt zu reformiren, ist: wenn die Geistlichkeit anfängt, im Bekämpfen der Anmaßung Andern mit gutem Beispiel voran zu gehen. — Ich glaube: daß es in protestantischen Ländern eben so gut Pfaffenbetrug giebt, als in papistischen Ländern; auch glaube ich: daß ich darin besonders sehr recht haben könne! — Ich glaube: daß die gelehrtesten Orthodoxen selten durch allzu große Gelehrsamkeit ihren Kopf verwirrt haben. — Ich glaube: daß kein Geistlicher verdammen und erlösen, wohl aber zum Guten ermuntern kann. — Ich glaube: daß der Himmel die Flüche und Bannsprüche seiner sogenannten Diener in ihrem eigenen Gewissen straft und sie an Andern ohne Erfolg läßt. — Ich glaube: daß jeder brave Jude oder Ketzer so viel gilt, als ein braver Christ, und daß ein schlechter Jude oder Ketzer eben so wenig taugt, als ein schlechter Christ. — Ich glaube: daß das unschuldige Wort Kirche mehr Unglück in der Welt gestiftet hat, als es jemals Nutzen stiften wird. — Ich glaube: daß mancher Mönch sehr gut dazu dienen könnte, das Arbeitslohn verringern zu helfen. — Ich glaube: daß viele geistliche und weltliche Herren ansehnlich beamtet und bezahlt werden, die einer vernünftigen kräftigen Staatsverfassung ein Krebsschaden sind; auch glaube ich: Einige könnt' ich gleich nennen! — Ich glaube: daß, wenn es ein Fegefeuer giebt, es da zu suchen ist, wo man zwischen Gott und Pfaffen, zwischen Recht und Advokaten gestellt ist; wo man mit einem Wort Vernunft haben, und sie nicht gebrauchen, Recht haben, und es nicht bekommen kann. — Ich glaube: daß sich für zehen Taugenichtse eher Aemter finden, als für drei ehrliche Männer. — Ich glaube: daß es vier, auch wohl fünf Gegenstände auf der Erde giebt, mit welchen wir Jenseits nicht mehr gequält werden, als: unverschämtes Gesinde, käufliche Richter, haßsüchtige Priester, menschenfresserische Gläubiger und schelmische Advokaten. — Ich glaube: daß beinahe alle Gesetze sehr gut sind, aber sehr schlecht vollzogen werden. — Ich glaube: daß ein Höfling, der das Wohl der Gesammtheit vertheidigt, eben so selten ist, als eine gute Schnepfe in den Hundstagen. — Ich glaube: der sicherste Zweck ist der, zu dem man keiner Gnade bedarf. — Ich glaube: daß wir im Lande der Verheißungen leben und unsre Erwartungen conserviren bis an unser seliges Ende; ich glaube auch: daß ich gute Gründe habe, dies zu behaupten! — Endlich glaube ich: daß Mancher meinen Glauben sogleich für richtig hielte, wenn ich glaubte, was Er glaubt; ich aber glaube: daß jeder Glaube der richtige ist, wenn man dabei klar denken, brav leben und ruhig sterben kann. — Amen!

Fr. Wendel.

## Hundertjährige Epigramme von Wernike. *)

### Großer Herren Gnade.

Der, welcher sich
Einfältiglich
Verlässet auf die Erdengötter;
Der ihrem holden Lächeln traut,
Und viel auf Mienen hält, der schaut
In dem Kalender nach dem Wetter.

### Klagen über die jetzige Zeit.

Man klagt: daß alte Lieb' und Treue sey verloren,
Daß aller Segen sich verkehret hat in Fluch;
Allein wenn ich die Zeit, die vorher geht, durchsuch',
Erfüllt mich Dank: daß ich in dieser bin geboren.

### Die eilfertigen Schreiber.

Was Hansus schreibt, das ist geschrieben;
Und was ihm aus der Feder fällt,
Ist, wie es kam, so auch geblieben;
Und fragst du: was die Ursach sey?
Weil er Nachdenklichkeit für Beutelschneiderei,
Und ein durchstrichen Wort für wahren Todtschlag hält.

### Zwei Augen.

Dieweil uns die Natur zwei Augen gönnte,
Da man genug mit Einem sehen könnte,
So fragte Polypsegos mich:
Warum denn dieses sey geschehn?
Du sollst mit einem Aug', antwortet' ich, auf dich,
Auf Andre mit dem andern sehn.

### Der Müßiggang.

Nachdem du emsiglich den Himmel angefleht,
Such' in der Arbeit deine Ruh,
Denn sie gehört der Welt, dem Himmel das Gebet,
Der Müßiggang der Hölle zu.

### Verflossene und gegenwärtige Zeit.

Wenn man der alten Zeit Geschichte fleißig liest,
Und was jetzt im Gebrauch, nicht läßt aus seiner Hut,
So ist die alte Zeit, so wie die neue gut:
Man lernt, wenn man bedachtsam ist,
Von jener: was am besten glücket,
Von dieser: was sich bestens schicket.

### Auf einen Erzpoeten.

Es bringt dir, Jambus, nichts dein Fleiß,
Kaum eines Journalisten welkes Lorbeerreis;
Denn dein Verleger giebt dir nichts,
Und Adams Fluch ist dir gedoppelt zugemessen:
Du mußt im Schweiß des Angesichts
So fasten, wie ihr Brod die andern Menschen essen.

### Die Parvenüs.

Ihr bleibet, gleich dem Glück, das euch erhoben, blind,
Denn ihr erhebt, wie das, nur die, so Narren sind.

### Der Sammler an Wernike.

Der Stahl bist du, der Funken ist dein Sinngedicht,
Und Zunder der Getroff'ne — sieh, da wird es Licht!

L. Zunz.

*) Daß dieses Dichters goldhaltiger Strom im Bette der Vergessenheit nicht unbenutzt und ungeehrt versande, hat man einige Körner zur Schau gestellt, und fürchtet nicht, hie und da durch's Poliren ihren Werth verringert zu haben. L. Zunz.

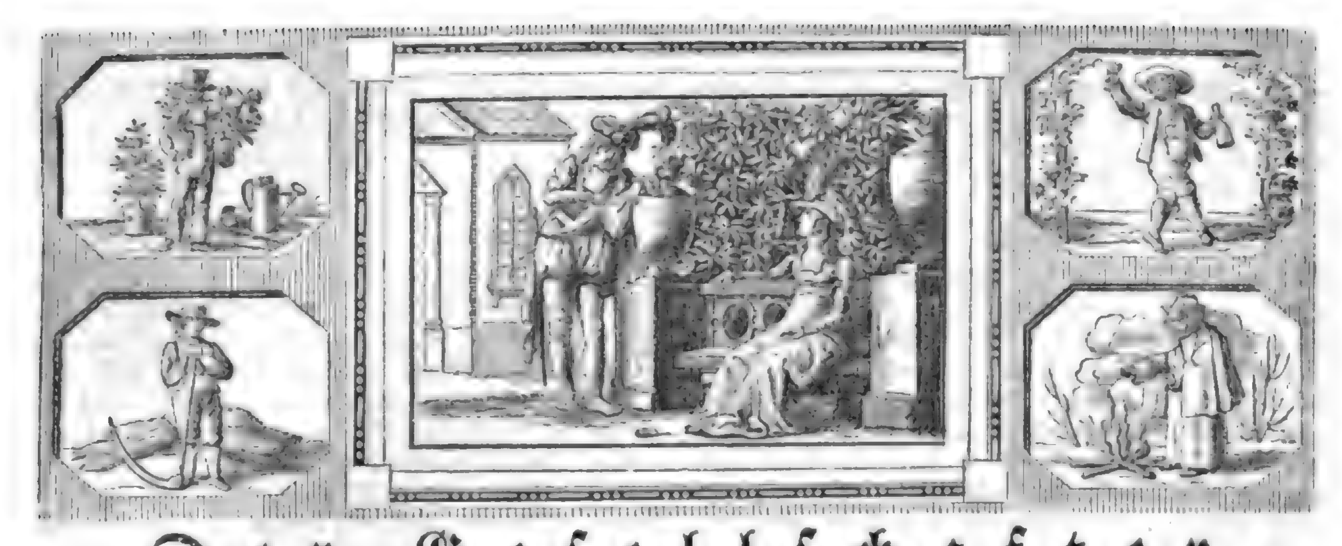
## Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

Berlin. Dienstag den 8ten Februar (vor der Redoute) wurde die Theater-Neuigkeit gegeben: „Ein Besuch im Narrenhause oder Bedlams Nachbarschaft", Lustspiel mit Versen in einem Akt, frei nach dem Französischen von Th. Hell. — Bemerkungen über das kleine Stück treffen den Stoff insbesondere, es ist folgender: Ein Graf von Rosenau hat sich mit Amalien vermählt, muß sie bald nachher verlassen, und da Beide einen wunderlichen Eigensinn haben, endet ihr Briefwechsel aus lächerlicher Empfindlichkeit sehr schnell. Amalie reist mit ihrem Oheim nach England, ihr Gemahl besucht viele Länder, kommt auch nach London und will Bedlam besehen. Der Oheim und Amalie leben auf einem Gute in der Nähe dieses Narrenhauses; durch einen guten Zufall wird der Oheim um ein Empfehlungsschreiben an den Direktor jener Anstalt ersucht, und da er erfährt: für wen? beschließt er, seinen eigenen Wohnsitz für Bedlam aus zu geben. Rosenau kommt; ein eitler Componist, Amaliens Musik-Lehrer, macht es ihm glaublich, daß er in Bedlam sey; endlich erscheint auch Amalie — wahnsinnig. Den Grafen ergreift Entsetzen, nach dem Verschwinden seiner Frau merkt er aber die Täuschung, stellt sich auch wahnsinnig, und wird nun im Schreck von Amalien liebreich wieder aufgenommen. — Es will mir scheinen, als ob der Wahnsinn nicht geeignet sey, bei der Intrigue der Lust als Mittel zu dienen; und die Versammlung bestätigte dies, indem sich (vielleicht durch das vortrefliche Spiel von Mad. Devrient zu sehr berührt) hier und da ein leises Weinen vernehmen ließ. Der Componist Crescendo, der einige launige Momente herbei zieht, brachte wieder ein Gleichgewicht hervor; man war aber am Schluße noch nicht recht im Klaren, denn kein Zeichen verrieth: wie man über die Neuigkeit dachte, welches ich durch obenerwähnten Umstand erklärlich finde. — Das „mit" Versen mag auch wohl die Unentschiedenheit genährt haben, denn es fiel auf, die Schauspieler aus der Prosa in den Vers und wieder zurück in die Prosa kommen zu hören, wobei der erhöhte Pathos oder der Rückfall in den Conversations-Ton, wodurch die Vortragenden den Wechsel kund gaben, zuweilen sonderbar wirkte. Mad. Devrient zeigte sich am verdienstlichsten in der Darstellung; Hr. Blume (Crescendo) gab eine ergötzliche Karrikatur, und Hr. Devrient (Oheim), Hr. Stich (Rosenau) und Hr. Wauer (Gärtner Tom) waren bemüht, ihre Rollen zu heben. Gz.

London. Was will die Kälte in Europa, was will der 3te Januar 1820 in Vergleichung mit der Hudsons-Bay sagen, wo man selbst mitten im Sommer, wenn man 12 Fuß tief in die Erde gräbt, diese gefroren findet? wo wild und zahm Fleisch, Fische und Geflügel, wenn sie zu Anfang des Winters geschlachtet werden, sich 6 Monate lang frisch und unversehrt erhalten? wo der gefangene Fisch, sobald er an die Luft gezogen wird, steif und fest wie ein Brett friert? wo die fliegenden Frostfäden wie schneidende Klingen und Nadelspitzen die Haut verletzen und aufreißen? wo endlich Felsen und Bäume vom starken Frost zerspringen? — Die Mauern des Hauses, worin wir leben, schreibt der Capitain Middleton von Churchill-River in Hudsons-Bay, sind massiv, 2 Fuß dick; die Fenster bestehen aus kleinen Löchern, sind mit dicken Fensterladen versehen und an jedem Tage 18 Stunden lang fest verschlossen. In vier großen Oefen wird vier Mal des Tages ein starkes Feuer gemacht, und sobald das Holz zu Kohlen gebrannt, wird die oberste Oeffnung des Rauchfangs mit einem eisernen Deckel zugemacht, damit die Hitze im Hause bleibe, obschon der Dampf und Rauch unausstehlichen Geruch verbreiten und empfindliche Kopfweh verursachen. Und dennoch sind, wenn das Feuer 4 oder 5 Stunden nicht gebrannt hat, die inneren Seiten der Wände mit 2 bis 3 Zoll dickem Eis belegt, welches alle Morgen aufgehauen und abgekratzt werden muß. Drei oder vier Mal des Tages machen wir Kugeln von 24pfündern glühend heiß und hängen sie an die Fenster. In meinem Zimmer unterhalte ich ein beständiges Feuer, wodurch ich aber nicht verhindern kann, daß Bier, Wein, Dinte u. s. w. einfrieren. Ich trage meine ganze Garderobe auf dem Leibe: so machen es Alle; und trotz dem geschieht es täglich, wenn der Nordwind bläst: daß Jedem, der hinaus muß, Arme, Hände und Gesicht vom Frost zerschnitten werden, und wenn er wieder herein kommt, die Haut abspringt, auch wohl Finger und Zehen erfroren sind. (Courier.)

Der große Elephant in der Menagerie von Exeter-Change zu London bekam vor einiger Zeit ein Gelüst zu einem sonderbaren Frühstück. Er hat beinahe die ganze Garderobe seines Wärters zu sich genommen, nämlich: drei Paar Beinkleider, vier Westen, ein Dutzend Halstücher, einige Taschentücher und den größten Theil eines Ueberrocks. Diese Artikel wußte er sich auf eine künstliche Art zu verschaffen. Des Wärters Hängeboden ist über dem Elephanten-Stall. Mit den Vorderpfoten hat sich das Thier gegen die Querbalken gestemmt, den Rüssel oben durchgesteckt, die Lade aufgebrochen, worin die Kleidungsstücke lagen, und es ist dabei so behutsam verfahren, daß es die Metallknöpfe abgedreht und in seinem Behältniß herum gestreut hat. Seine gewöhnliche tägliche Nahrung besteht in 700 Pfund Heu, Stroh, Korn u. s. w. (Morn. Chron.)

Ein Jesuit, Namens Gabriel Henan, hat im Jahr 1652 ein Werkchen heraus gegeben, betitelt: „Empyreologie", welches die „Beschäftigung der Heiligen im Himmel" abhandelt. Folgendes kommt darin vor: „Im Himmel wird es ein Hauptvergnügen seyn, zum Corps der Glückseligen zu gehören. Sie werden sich in Gemeinschaft baden, und dazu besonders sehr anmuthige Bäder eingerichtet seyn; sie werden darin wie Fische schwimmen und dazu wie die Nachtigallen singen. Die Engel werden sich als Frauenzimmer verkleiden, und den Heiligen als Damen erscheinen, mit frisirtem Haar, Röcken à la vertugadin, und der kostbarsten Wäsche. Die Männer und Frauen werden sich mit Maskeraden, Festen und Bällen vergnügen; die Frauen, damit das Vergnügen größer sey, werden angenehmer singen als die Männer, längere Haare haben, und sich mit Bändern und sonstigem Schmuck putzen, wie hier im zeitigen Leben; auch ihre kleinen niedlichen Kinder werden die schönsten Kleider bekommen, welches eine Hauptfreude der Mütter seyn wird." (Independ.)



Der Gesellschafter
oder
Blätter für Geist und Herz.

1820. Freitag den 18. Februar. 28stes Blatt.

## Bestimmungen.

„Aber" — sprach die Pfarrerin in Ellerbach zu der lieblichen Rosette, ihrer siebenzehnjährigen Tochter — „aber ich sage und bleibe dabei: daß zu meiner Zeit die Mädchen — so arme wie Du eines bist, meine ich — nicht auf ihrem Eigensinn beharrten. Ich weiß nichts Einfältigeres, als daß Du Dir in den Kopf gesetzt hast: den Adjunktus nicht zu wollen. So wäre Alles, was Deine Eltern hier gepflanzt und gebauet, bei einander geblieben, Du hättest uns gepflegt in unserm hülflosen Alter, uns die Augen zudrücken können! Nun werden Fremde —." — „O liebe, liebe Mutter!" fiel Rosette hastig ein, und heiße Thränen entquollen den dunkelblauen Augen; „wie innig schmerzen mich Ihre Worte! Ihr Kind wird treu Sie pflegen in Ihrem Alter; ach, und muß es einst seyn, so soll keine fremde Hand Ihre Augen —." Sie konnte vor Wehmuth nicht vollenden und eilte in den Garten. Hier in der duftigen Laube weinte sie sich aus, denn der Gedanke an den Tod des besten der Väter, der guten Mutter, hatte sie tief ergriffen und die Idee: ihnen die letzte, die schwerste Pflicht zu leisten, ihre müden Augen einst zu schließen, durchbebte ihr Inneres. Wer nie diese peinvolle Pflicht erfüllte, wird kaum ihre Gefühle fassen können. Die Mutter sah ihr bewegt nach, und der eintretende Pfarrer blickte diese fragend an, ihre Rührung wahrnehmend. „Ach, Vater!" sprach die gute Frau, „da habe ich eben wieder mit dem Mädchen gesprochen, wegen dem Adjunktus; es hilft aber Alles nichts, sie weint dann und so ist es aus." — „Laß es gut seyn, Mutter!" entgegnete der Prediger; „noch kann ich ja meinem Amte vorstehen, und Gott wird dann weiter sorgen. Ja, ich merk' es recht gut, wie Alles zusammen hängt. Weißt du noch, wie vor fünf Jahren der Baron seinem Hauslehrer, dem jungen Bach, den Vorschlag that: die Tochter des Pfarrers Meier zu heirathen, um dadurch Adjunktus bei ihrem Vater zu werden? wie da der junge Brausekopf aufsprang und denjenigen für den verächtlichsten Menschen erklärte, der, um ein Amt zu erhalten, ein Mädchen heirathete? — Rosette war ja damals mit Adelinen zugegen und tief hafteten Bachs Aeußerungen in ihrer Seele." — „Ich weiß es wohl!" sprach die Pfarrerin; „aber Alles mit Unterschied; und die einfältigen Kinder gaben dem Hitzkopf Recht, obgleich er über den Streit und seinen heftigen Widerspruch seine Stelle verlor. Wer hätte meinen sollen, die beiden zwölfjährigen Mädchen würden sich das so fest in den Kopf setzen?" — Ein Klopfen an die schon geschlossene Hausthür unterbrach das Gespräch. Beide gingen zur Thür und ein schöngebildeter junger Mann trat ins Haus. Er bat um Entschuldigung: daß er noch am späten Abend störe, und trug dann sein Anliegen vor. Es bestand in der Bitte: ihm ein Zimmer in der Pfarrwohnung, nebst der Kost, auf einige Wochen gegen ein reichliches Kostgeld zu bewilligen. Den gutmüthigen Leuten fiel es gar nicht ein, etwas Arges bei solch einem Antrage des Unbekannten zu vermuthen; auch bürgte seine offene, einnehmende Bildung für ihn. Der Pfarrer sagte ohne Bedenken:

er möge über Nacht ihr Gast seyn, das Weitere werde sich morgen finden. Die Hausfrau eilte, ein Abendessen herbei zu bringen; aber als eine Tochter der neugierigen Eva konnte sie dem Drange, etwas Näheres über Namen, Stand und Verhältnisse des künftigen Hausgenossen zu erfahren, nicht widerstehen. Rosette ward gerufen, ihr die Bereitung des Eierkuchens und Salats übertragen, und Mütterchen eilte aus der Küche, um ein Examen zu halten. Nach einigen Umschweifen und versteckten Fragen mußte sie deutlicher zu Werke gehen. Der Fremde schien das Antworten vermeiden zu wollen; aber um desto hitziger nahm ihn die Pfarrerin in die Presse, und zwang endlich durch Vermuthungen, denen er nicht widersprach, mühsam heraus, was sie zu wissen wünschte. Sie hatte es glücklich entdeckt: daß der Gast ein Candidat der Theologie sey, der einstweilen keine Hofmeisterstelle habe, und entwich nun, um Rosetten schleunigst mit zu theilen, was sie zu wissen meinte. Die gute Frau dachte immer an einen Adjunktus; so reihete sie Vermuthung an Vermuthung, die zuletzt bis zu der Wahrscheinlichkeit stieg: der Candidat hege Absichten auf die Tochter und wolle durch ihre Hand die Adjunktur erlangen. Gewiß wußte der Baron auch darum und hatte ihm diesen Einfall eingegeben, um dadurch Rosetten zu gewinnen. Begreiflich erzählte sie am Heerde Alles der Tochter, welche aus Ueberraschung den fertigen Eierkuchen, statt auf den Teller, daneben fallen ließ; glücklicher Weise fing ihn aber die Pfarrerin noch auf, ehe er verunglückte. Rosette ging nun, das Bette im oberen Stübchen zu überziehen, und stellte Betrachtungen an: „Er kann mir nicht gefallen", dachte sie; „erstens: will er eigentlich die Pfarre, mich nimmt er als Zugabe; zweitens: fängt er die Sache so hinterlistig an, und drittens" — sie sann noch über die dritte Hauptursache, als die Kirchthurm-Uhr zehn schlug. Geschwind, denn sie war nun fertig, huschte sie hinunter, um den Fremden noch zu sehen; aber da führte ihn die Mutter schon aus der Stube, um ihm seine Wohnung an zu weisen. — Am nächsten Morgen, als kaum Rosette ihre Blumen getränkt hatte, war schon Fräulein Adeline, die Tochter des Barons vom Schlosse, bei ihr. Rosette vertraute der Freundin den wichtigen Vorfall vom gestrigen Abend, welcher großes Aufsehen in dem stillen Kreise des Pfarrhauses machte. Adeline versicherte: ihr Vater wisse nichts von einem solchen Candidaten, habe auch oft gesagt: er wolle fortan sich nicht in solche Dinge mischen; doch sey er ihr recht, so könne sie fest auf des Barons Einwilligung rechnen. Rosette aber verwarf ihn unbesehen, und während sie noch so flüsterten, erschien der schöne Fremde selbst im Garten, mit dem gefälligsten Anstande sich nähernd. Er ergriff dienstfertig die Gießkanne, Rosette sagte jedoch: ihre Blumen wären hinreichend versorgt, und band die Nelkenstöcke auf, indeß die holde Adeline in ein freundliches Gespräch mit dem Candidaten gerieth, und nachher versicherte: er habe Verstand, Bildung, Herzensgüte, und noch mehr Vollkommenheiten, welche sie sogleich entdeckt hatte. Rosette aber vermied eigensinnig alles Zusammentreffen mit ihm. — Nach zwei Tagen war Jahrmarkt im nahen Städtchen, und frühe schon erschien Adeline in ihrem Wagen, um die Pfarrerin und Rosetten mit zu nehmen, wie sie es jährlich that. Der Baron hatte scherzend der Tochter gerathen: recht viel ein zu kaufen, weil nächstens ein Bräutigam ankommen werde. Betroffen hatte Adeline um eine Erklärung gebeten, und der Vater ihr gesagt: daß der Graf von Löwenthal um sie geworben, und er selbst wünsche und hoffe: sie werde diese ansehnliche Verbindung nicht ablehnen. Adeline aber dachte wie Rosette: der Freier, welcher ohne weitere Bekanntschaft sie wähle, könne sie nicht lieben, verdiene auch ihre Gegenliebe nicht, und die Angelegenheit wurde jetzt mit der Freundin besprochen. — Im Städtchen gesellte sich der Candidat zu ihnen, und obwohl Rosette sehr ernst blieb, so plauderte doch Adeline mit ihm, um gutmüthig die düsteren Wolken von seiner Stirn zu scheuchen. Sie hatte schon früher Schwermuth an ihm bemerkt und die Schuld auf Röschens Kaltsinn geschoben. — Bei der Heimkehr erblickten sie einen Wanderer, der langsam, auf einen Knotenstock gebückt, daher ging. Er schien große Schmerzen an dem rechten Fuße leiden zu müssen, und auf die Frage eines Mannes um die Ursache derselben, erwiederte er: daß eine nicht völlig geheilte Schußwunde am Fuße sich durch das Gehen verschlimmert habe. Sogleich ließ Adeline den Kutscher halten und fragte voll Theilnahme den armen Verwundeten: wo er hin gedenke? Es fand sich: daß er Ellerbach heute noch zu erreichen willens sey, und es ward ihm ein Platz in dem Wagen angeboten, den er ohne Bedenken annahm. Der Baron, welcher ihnen entgegen kam, bat den Kranken: einige Tage im Schlosse zu weilen, um des Fußes zu schonen, und das war dieser dankbar zufrieden. Rosette bedauerte heimlich: daß die obere Stube schon besetzt war, denn der junge Mensch mit den blitzenden Augen und der Wunde erschien ihr wie ein Held, und erregte ihre Theilnahme.

(Die Fortsetzung folgt.)

## Mittel wider den Selbstmord.

(Nach dem Englischen.)

Wenn dein Herz von den tiefsten Qualen zerrissen wird, so lebe; in dem wechselvollen Daseyn können Ruhe und Heiterkeit leicht in dein Gemüth zurück kehren. — Wenn du dir durch deine tadelnswerthe Aufführung eine Menge Unglücksfälle zugezogen hast, so lebe, und

handele klüger und vorsichtiger. — Wenn du durch die Schuld Anderer ins Unglück gestürzt worden bist, so lebe; du darfst dir ja keine Vorwürfe machen. — Wenn du ganz arm und ohne Hülfsquellen bist, so lebe; das Unscheinbarste kann deine Umstände plötzlich vortheilhaft ändern, giebst du die Thatkraft nicht auf. — Wenn dich Jemand schwer beleidigt hat, so lebe; sein Unrecht, an dir verübt, muß ihm zur Strafe, deine Duldung dir zum Lohne werden. — Wenn du einem Andern unrecht und weh gethan hast, so lebe und such' es wieder gut zu machen, das erhöht deinen Werth und stärkt deine moralische Kraft. — Wenn dein Ruf auf eine ungerechte Weise befleckt worden ist, so lebe; die Zeit wird dich für das dir geschehene Unrecht gewiß entschädigen. — Wenn man dir mit Recht Nachtheiliges vorwerfen kann, so lebe und suche einen besseren Ruf zu verdienen. — Wenn deine Verdienste nicht anerkannt und belohnt werden, so lebe, um dich an dem Bewußtseyn zu erfreuen, daß du eines besseren Schicksals werth bist. — Wenn du unversöhnliche Feinde hast, so lebe und bekämpfe ihre Bosheit mit männlichem Muth. — Wenn du endlich an Unsterblichkeit glaubst, so lebe und sey allzeit darauf gefaßt, für ewige Hoffnung vergängliche Leiden zu dulden. Bertram.

## Notizen.

Paracelsus gehörte zu jenen Sterblichen, in welchen der Genius der Menschheit durch die rohe Persönlichkeit furchtbar und dämonisch hervor bricht. Obgleich man ihn oft als einen gemeinen Charlatan verrufen hat, so ist seine außerordentliche Erscheinung dennoch von einem höheren Standpunkte zu würdigen. Wie Luther sich über seine Zeit erhebend, verbrannte er öffentlich die Werke Avicenna's und Galens, und riß mit erschütterndem Muth das tausendjährige Lehrgebäude des Letzteren ein. Auf seinen Zügen durch den größten Theil Europa's entdeckte er zwar nicht, was er suchte — den Stein der Weisen und eine Universal-Medizin — aber doch viele trefliche Heilmittel, wodurch er sich berühmt machte. Eingeweiht in die Magie, Alchemie und Astrologie seiner Zeit, und Mystiker im höchsten Grade, umfaßte er dennoch seine Wissenschaft nach allgemeineren und tiefer dringenden Ansichten, und that manchen hellen Blick in das Wesen der verborgenen Natur. Nur aus dem Uebermaaß seiner ungeregelten Kraft ist die äußere Rohheit, Anmaßung und eine Alles verhöhnende Prahlerei zu erklären, wodurch er sich bei den Gesitteten seiner Zeit verhaßt machte. Da seine Streitsucht und Unverträglichkeit ihn an keinem Ort lange verweilen ließ, so führte er meistens ein herumziehendes Leben und nahm seinen Aufenthalt am liebsten in Schenken, wo er nicht selten mit den gemeinsten Gesellen die Nacht hindurch zechte. Geboren wurde er im Jahr 1493 zu Einsiedeln in der Schweiz, und starb 1541 in einem Wirthshause zu Salzburg, wo seine Gebeine im Hospital des heiligen Sebastians begraben liegen. Er war der erste, welcher in deutscher Sprache medizinische Vorlesungen hielt.

Dr. J. W. Ritter, einer von den tüchtigsten und geistreichsten Physikern unserer Zeit, welchem die Lehre vom Galvanismus unendlich viel verdankt, hatte, bevor er sein rastloses Leben der Wissenschaft opferte, von jedem Paar seiner Sinnes-Organe eines bei physikalischen Versuchen verloren: ein Auge, da er mit dem Licht experimentirte, ein Ohr, eine Nasenhälfte und die Zungenspitze bei galvanischen Versuchen.

Wenn Dr. John Brown in Edinburgh seine Theorie den Zuhörern in der letzten Zeit seines Lebens, da Gram und Sorge ihn verzehrten, recht lebendig darstellen wollte, so pflegte er zuweilen in den Vorlesungen eine starke Dosis Opium in einem Glase Franzbrandtwein zu nehmen, und dies vier bis fünf Mal in der Stunde zu wiederholen. Dadurch erhielt seine Rede Begeisterung und Feuer, aber die Gesundheit ging gänzlich zu Grunde. So starb der an Leib und Seele kraftvolle Mann im 52sten Jahre am Schlagfluß, nachdem er kurz zuvor zum letzten Mal sein gewöhnliches Reizmittel genommen hatte. Von ihm schreibt sich der Ausdruck: „Laßt uns Brownisch leben!" das heißt: laßt uns aus vollen Bechern geistige Säfte trinken und heftig reizende Speisen genießen! Aber hütet euch: daß ihr nicht Brownisch sterbet! Dr. Lorinser.

## Täuschung.

Ich soll entflieh'n des Liedes Zaubertönen,
Die mich als Jünger liebend einst gewonnen,
Daß mir in Klang und Duft die Welt zerronnen,
Als ich getauchet in den Quell des Schönen.

Dem Glanz der Sterne soll ich mich entwöhnen;
Geheimnißvoller Nächte milden Sonnen;
Und helles Klingen vielberedter Bronnen
Und duft'ger Blumen frommen Sinn verhöhnen!

„Dies ist die Welt! Dich täuschten nur Gefühle,
Und stahlen dir, sich fröhnend, Glück und Ruh!"
So klang der Zauber, aufgelöst, im Scheiden. —

Und mich durchschauert frostig herbe Kühle,
Des gold'nen Morgens Thore schlagen zu,
Da alles schweigt an Liedern leer und Freuden!
Wilhelm Smets.

## Alte Gnomen.

1.

Ein Glück, das man zu hastig frißt,
Sehr mühsam zu verdauen ist. Sannazar.

2.

O träumt nicht von hohem Flug;
Brod und ein Bach sind genug. Lucan.

3.

Keines Knecht bist mit Recht,
Kannst du dein füglich seyn. Joh. Fischard.

## Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

Hamburg. Wir sahen im Laufe des nun verflossenen Januars manches Interessante auf der hiesigen Bühne, und die Direktion scheint fortwährend den lebhaften Wunsch zu hegen: das Publikum, selbst durch große Aufopferungen, zufrieden zu stellen. Hrn. Zieglers „Vier Temperamente“ nebst dem Nachspiel von demselben Verfasser (eigentlich ein vierter Akt): „Vierzehn Tage nach dem Schusse“, füllten das Haus sehr an; das Stück kann aber keine genaue Beleuchtung ertragen. Für Frauen muß es besonders darum sehr anstößig seyn, weil es sie oft erröthen macht, da manche Frivolität sich hinein geschlichen hat, die gar wohl hätte ausgemerzt werden können, ohne irgend einem Theile des Stücks zu schaden. Das war es ja hauptsächlich, was vielen von Kotzebue's Stücken gerechten Tadel zuzog: daß seine Muse nicht keusch genug war; möchten sich doch andere Autoren vor dieser Klippe hüten! Hinsichtlich der Darstellung dieses Stücks ist man einig: daß sie eine durchaus gelungene in allen ihren Theilen sey. Die Rollen waren passend besetzt und die Schauspieler im herrlichsten Humor, so daß überall Leben und Wahrheit durchblickten. — Am 19ten Januar führte man zuerst ein Trauerspiel vom Professor Kruse aus Copenhagen: „Ezzelino, Tyrann von Padowa“ mit großem Beifall auf. Ich muß gestehen: daß mir einige Proben des Stücks, welche eine Zeitschrift früher mittheilte, sehr mißfielen, und ich mir wenig davon versprach; desto angenehmer ward ich überrascht, ein effektvolles Bühnenstück zu finden, das freilich durch eine meisterhafte Darstellung auch gewann. — Die Geschichte jenes Oberhaupts der Guelfen ist in Nebendingen verändert, wie dies dem Dichter frei steht; daß aber der bekannte Stoff dazu geeignet sey, bei einer geschickten Bearbeitung zu gefallen, ist einleuchtend, und der Verfasser hat diese Aufgabe gut gelöst. Hr. Kühne gab den „Ezzelin“ mit gewohnter Meisterschaft; Hr. Jacobi den „Klausner Guido“ ganz trefflich, und Demoiss. Caroline Steiger die „Nichte Angioline“ sehr anmuthig; nur Hr. Lebrün, ein sonst so ausgezeichneter Künstler, ist im Trauerspiel nicht an seinem Platze; das Lustspiel bleibt die Region, wo ihm Beifall nie fehlen kann, da er seine Rollen zu durchdenken gewohnt ist. Alle übrigen Mitspieler beeiferten sich, dem Stücke gute Aufnahme zu verschaffen; ein rauschender Beifall, trotz einiger Kabale, und bei der Wiederholung ein sehr gefülltes Haus, waren der Künstler gerechter Lohn. — Minder lebhaft ward am 12ten Januar „die diebische Elster“, von Rossini componirt, vom Publikum aufgenommen. Die Musik ist brillant, aber ohne Eigenthümlichkeit, und zum Theil Reminiscenz aus des raschen Componisten eigenen Werken. Was mit Recht aber noch mehr daran getadelt wird, ist dies: daß der Componist zu einem so einfachen Süjet einen so ungeheuern Aufwand an Instrumental-Begleitung wählte. Schon die Ouvertüre ist in einem geschlossenen Raume fast nicht an zu hören, indem sich nicht nur die Sätze oft wiederholen, sondern auch Trompeten, Pauken und Janitscharen-Trommeln auf Betäubung hin arbeiten. Der, welcher vom Stück nichts weiß, sollte glauben: er dürfe militairische Evolutionen und mächtigen Spektakel erwarten; aber mit nichten! Ein Dienstmädchen entgeht mit genauer Noth dem Strange, weil die Elster einen Löffel gestohlen hat, von dem man glaubt: sie habe ihn auf die Seite gebracht, und dem Trauerspiel entgeht man dadurch: daß der Sohn der Herrschaft das Dienstmädchen heirathet. — Mit großem Pomp ward am Montag die beliebte Oper „Aschenbrödel“ gegeben. Schon vorweg sollen alle Logen auf die fünf ersten Male bestellt seyn; möge der Enthusiasmus des Publikums dann nur dauernd seyn, und „Aschenbrödel“ die Theater-Kasse füllen, welche „Sappho“ und die „Albaneserin“ leer ließen! — Z —.

Paris. Zu Gunsten Grégoires (des nicht gewählten Deputirten) müssen wir nachfolgenden „Auszug aus dem Protokoll der Sitzung des Convents vom 18. Frimaire Jahr 3.“ (1794) liefern. — Ein nicht vereideter Priester, zur Deportation verurtheilt und zu Aurillac in Gefangenschaft gehalten, bat um Freiheit, die ein Departements-Beschluß ihm verweigerte. Grégoire unterstützte die Bittschrift mit folgenden Worten: „So weit geht die Grausamkeit gegen die Priester, daß 187 derselben, deren mehrere aus dem Maas-Departement, welche ungerechter Weise nach Rochefort gebracht sind, bis auf 60 sich verminderten; die Andern waren wegen schlechter Behandlung und vor Elend gestorben. Wenn, um einen Menschen in Freiheit zu setzen, man fragte: ob er Prokurator, Advokat oder Arzt sey? so würde die Frage ärgerlich seyn; aber um einen Bittenden in Freiheit zu setzen, fragt man jetzt: ob er etwa Priester sey? Ich denke, wenn Jemand schuldig ist, sey es wer es sey, so strafe man ihn; ist es aber ein guter Bürger, so schütze man ihn. So lange wir das Gegentheil befolgen, wird unser Regiment nur das von Heloten, Schelmen und Tyrannen heißen, und deren Regiment ist leider sehr groß. Diese Wahrheiten werde ich mit unerschrockener Meinung stets vertheidigen. Ich unterstütze die Bittschrift und frage an: ob nicht endlich die Tyrannei und Verfolgung ein Ende haben soll?“ (Independ.)

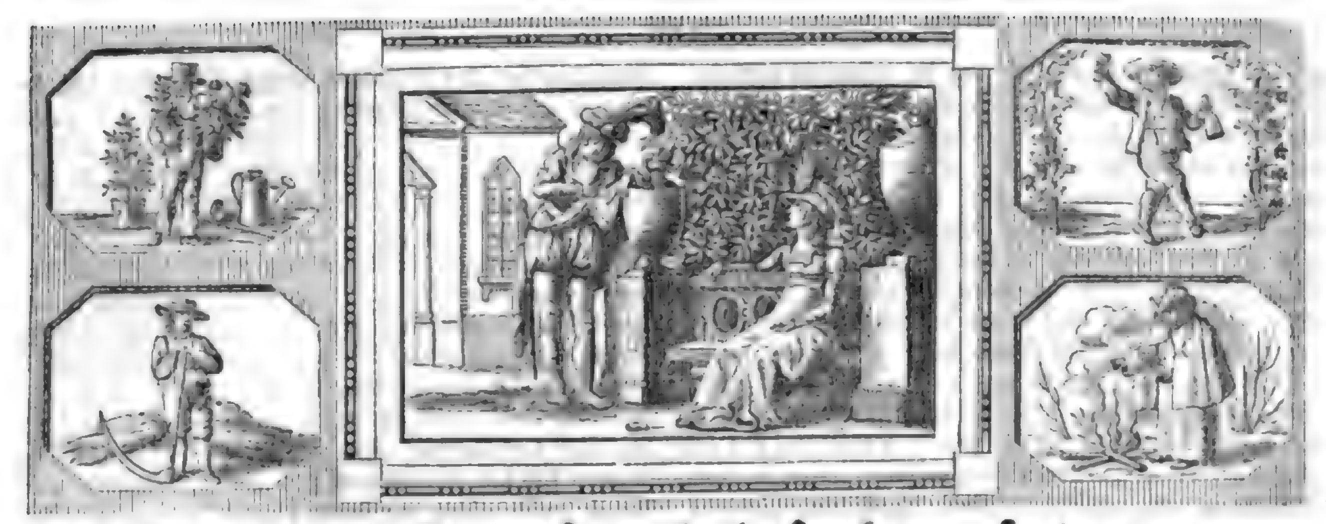
London. Wir geben einige Beiträge zu einer neuen Auflage von „Johnsons Wörterbuch“. Die „Schatzkammer“ ist ein Ort, wo kein Geld aufbewahrt, die „Bank“ ein Ort, wo kein Geld niedergelegt wird; „Gold“ ist ein Metall, ehedem zum Ausprägen bestimmt, jetzt wenig gekannt und zu jenem Gebrauch gar nicht mehr erforderlich; „Silber“ ist ein Metall, woraus man Gabeln macht; „Taxen“ sind National-Reichthum und „Völkerglück“ ist eine Parlaments-Rede; „Papier“ wurde ehedem zu manchem Gebrauche bestimmt, jetzt hauptsächlich dazu, daß es Geld vorstellt. Die auf den Visiten-Karten stehenden Buchstaben unter dem Namen gewisser Parlaments-Glieder „M. P.“ bedeuten nicht „Membrum Parliamenti“, sondern „Membrum putridum“ und „Reform“ heißt: das Schlechte noch schlechter machen. (Morn. Chron.)

Einige der merkwürdigsten Artikel aus der Verfassung der Cortes in Spanien, welche von diesen im Jahr 1812 zu Cadiz bekannt gemacht worden, sind folgende: „Das spanische Volk ist frei und unabhängig, und kann niemals das Eigenthum irgend einer Familie oder eines Individuums werden. — Die Souverainität ruhet wesentlich im Volk, und ihm allein gehört mithin das Recht, Fundamental-Gesetze zu geben. — Der Zweck der Regierung ist: die Nation zu beglücken, so wie der Zweck jedes politischen Vereins nur der seyn kann: daß Alle, welche denselben bilden, zufrieden sind. — Die Regierung des spanischen Volks ist eine gemäßigte Erb-Monarchie. — Die Macht, Gesetze zu bestimmen, gehört den Cortes, welche sich um den König vereinen; die Macht, Gesetze zu vollziehen, gehört dem König. — Die Cortes sind der Verein aller Deputirten des Reichs, welche von den Bürgern gewählt werden. (Independ.)

Um ein guter Redner zu seyn, muß man besonders richtige Begriffe von der Menschheit und der menschlichen Würde haben. Ein alter Weiser bemerkte einst: „Ein Sklave kann nie Redner werden!“ (Constitut.)

Das Einnahmen-Verzeichniß der Pariser Bühnen im Jahr 1819 enthält diese Angaben: Königliche musikalische Akademie: 522,786 Franken; französische Comödie: 669,342 Fr.; komische Oper: 694,571 Fr.; zweites französisches Theater: 256,453 Fr.; italienische Oper: 245,676 Fr.; Vaudeville-Theater: 511,223 Fr.; Variétés: 505,173 Fr.; Gaité: 460,988 Fr.; Ambigu Comique: 406,184 Fr.; Circus Olymp: 295,068; Porte St. Martin: 504,917 Fr.; zusammen: 5,072,381 Franken. (Gaz. d. Fr.)

Man druckt jetzt den Prozeß des Herzogs von Rovigo (General Savary) mit dem Motto aus Anquetil's Werk über die Bartholomäus-Nacht: „Diejenigen thun am weisesten, welche erst Andere vorschieben und sich im zweiten Gliede zur Rechtfertigung stellen, denn die letzten Urtheile werden in der Regel milder und schonender gesprochen.“ (Const.)




# Der Gesellschafter
oder
# Blätter für Geist und Herz.

1820. Sonnabend den 19. Februar. 29stes Blatt.


## Ein Streit A. G. Kästners mit dem Wandsbecker Boten.

Mitgetheilt von A. Münde.

Bei den zeitigen literarischen Kämpfen um „beträchtlich weinen“ und „in Thränen küssen“ denkt man wohl an ähnliche Fehden um lächerliche oder unbedeutende Dinge, und da ist mir ein Aufsatz zugekommen, den Kästner im Jahr 1774 schrieb. Der Gegenstand bleibt zwar immer wichtiger als jener, indem er hier eine historische Person betrifft, aber eigentlich ist der Zorn doch größer als die Wichtigkeit des Kampfes, und nur als Charakterisirung Kästners und seiner Zeit verdient die kleine Abhandlung vielleicht jetzt mehr Aufmerksamkeit als damals. Ein weiteres Vorwort ist unnöthig, indem die Streitpunkte angegeben werden; es folge also gleich die Untersuchung:

„Ob Götzen von Berlichingen die rechte Hand oder die linke ist abgeschossen worden?

Ich habe in der Recension des Schauspiels „Götz von Berlichingen“ in hiesigen (Göttinger) „gelehrten Anzeigen“ das letzte geäußert. Der Wandsbecker Bote hat mich zurechte weisen wollen in seinem gewöhnlichen Tone, den er für witzig hält, und der es auch bei Leuten von seinem Stande, mit denen ich nie viel Umgang gehabt habe, seyn mag. — Er verweiset mich auf die 78. und 79. Seite von Götzens Lebenslaufe; und in den Frankfurter gelehrten Anzeigen, No. XV. 1774, wo dieser Botenwitz abgedruckt ist, wird versichert: ich habe mich durch Pistorius Note (2. S.) verführen lassen. Meinen Satz habe ich eben aus der Stelle in Götzens Leben gezogen, die hier wider mich angeführt wird.

Götz erzählt die Sache so: „Ich hielt“, sagt er, „da ich gern meinen Spieß mit einem zerbrochen hätte, und wie ich also halt, und sehe nach dem Vortheil, so haben die Nürnbergischen das Geschütz in uns gericht, in Feind und Freund, wie vorgemeldt, und scheußt mir einer den Schwerdtknopf mit einer Feldschlangen entzwey, daß mir das halbe Theil in Arm ging und drei Armschienen damit, und lag der Schwerdtknopf in Armschienen, daß man ihn nit sehen kunnt, also, daß mich noch wundert, daß es mich nicht von Gaul herab gezogen hat, alldieweiln die Armschienen ganz blieben, dann allein die Ecken, wie sie sich gebogen hatten, gingen noch ein wenig heraus, aber der Schwerdtknopf lag, wie gemeldt, in Armschienen drinne, das andere Theil des Knopfes und die Stange am Schwerdtheft hatten sich gebogen, war aber doch nit entzwey, daß ich gedenk, die Stangen und das andere Theil vom Knopf hab mir zwischen dem Handschuh und dem Armzeug die Hand herab geschlagen, also, daß der Arm hinten und vorne zerschmettert war. Und wie ich so das siehe, so hengt die Hand noch ein wenig an der Haut, und leit der Spieß dem Gaul unter den Füßen, so thet ich eben, als wäre mir nichts darum, und wandte den Gaul allgemach um, und kam dennoch ungefangen von den Feinden hinweg zu meinem Haufen.“ So weit Götz.

Aus dieser Erzählung habe ich mir die Sache so vorgestellt: Götz saß zu Pferde, wollte einen Spieß brechen, den hielt er also in der rechten Hand. In der

Linken hatte er, so viel ich von der Reuterei verstehe, den Zaum, und wie er diese Linke am Leibe liegen hatte, so befand sich auswärts vor seinem linken Arme das Heft des Schwerdtes, das er, noch in der Scheide steckend, angegürtet hatte. So, denke ich, hängt Alles zusammen. Der Schuß that diese gewaltsame Wirkung, weil der Arm nicht weichen konnte; Götz muß fest im Sattel gesessen haben, das bemerkt er selbst: Jetzo sitzt nicht jeder Gelehrte so fest, der den Andern aus zu heben unternimmt! Daß Einer, dem der linke Arm zerschossen wird, den Spieß aus der rechten Hand fallen läßt, ist, glaube ich, sehr natürlich. Nun fragt der Bote: *In welcher Hand hielt wohl Götz das Schwerdt?* — Freilich in der rechten, oder, wofern es, welches doch nicht glaublich ist, ein Schlachtschwerdt gewesen wäre, in beiden, *wenn er es hielt*. Aber Götz sagt nicht, daß er sein Schwerdt in der Hand gehalten habe; einen Spieß erwähnt er, den er brechen wollte und fallen ließ. — Also dient auf des Boten Frage die Gegenfrage: Wenn Götz, nach des Boten Voraussetzung, das Schwerdt in der Hand hielt, wo hatte er den Spieß? — *Eine* Möglichkeit, diese Frage zu beantworten, fiel mir ein, indem ich mir den Boten vorstellte, mit der Feder in der rechten Hand; wo thut er denn derweile seinen Spieß hin? Je! den nimmt er die Queere ins Maul; vielleicht hätte es Götz so gemacht, wenn er Asmus gewesen wäre.

Wenn der Spieß gebrochen war: dann griff der Ritter zum Schwerdte. — Das ist Niemanden unbekannt, der nicht in Nachrichten von Turnieren, und selbst in Ritterromanen gänzlich unbelesen ist; brauchte es einer Bestätigung, so stünde sie in Götzens Leben 68. S.: „Götz und ein Gegner warfen einander die Armbrüste an Hals, und mit den Klingen zusammen.“ Eben so 65. S. „warf Götz sein Armbrust, und denn mit dem Schwerdt rauß.“

Wenn die Geschichte von des Boten Voraussetzung nur schwiege, nicht ihr widerspräche, so wäre es allemal bei dieser Voraussetzung schwer zu begreifen: wie ein Schuß auf das Heft eines Schwerdtes, das in der rechten Hand gehalten wird — zum Hauen bereit, oder mit dem Gefäße an der rechten Hüfte ruhend — alle die beschriebenen Wirkungen *zusammen* hervor bringen könne. Doch hierüber kann ich mutatis mutandis mit Jenem beim Drollinger sagen:

. . . Daran liegt mir nicht ein Haar,
Obs möglich oder nicht gewesen,
Genug für mich, es ist nicht wahr.

Daß der Bote meinen Namen genannt hat, ob ich ihn gleich bei der Rezension, weil es da nicht gewöhnlich ist, nicht unterzeichnet hatte, das gehört ohne Zweifel zu seiner Art, witzig oder wohl gar höflich zu seyn. — Da der Herr Verfasser des Schauspiels sich größere Freiheiten mit der Geschichte heraus genommen hat, so kann es ihm sehr gleichgültig seyn, was von der Hand wahr ist. Daß er die Hände sollte verwechselt haben, ist manchen Kunstrichtern wohl nur deswegen so befremdend, weil sie Götzen aus dem Schauspiele *zuerst* kennen lernten. Ich habe ihn vor etwas mehr als vierzig Jahren gekannt. In den Noten fand ich schon damals — außer dem wenigen, das, weil es ganz zur unbekannten Specialhistorie gehört, unterrichtend ist — häufig mit den Haaren herbei gezogene triviale Gelehrsamkeit und alltägliche Moral. Also gehörte ich nicht recht unter die jungen Leute, für welche diese Noten, nach dem Berichte der Vorrede, gemacht sind. Lehrreicher sind sie jetzo für den Rezensenten gewesen, der sie so fleißig studirt hat, daß er aus ihnen die Entdeckung gemacht hat: woher ich meinen Gedanken von G. linker Hand habe, und damit man nicht etwa diese scharfsinnige Entdeckung dem Wandsbecker Boten zuschreibe, sich dabei mit seinem Rezensenten-Namen unterzeichnet hat. Ich bin ihm verbunden, daß er mich auf diese Note geführt hat, der ich wirklich mich nicht mehr erinnerte. Denn obgleich der Notenmacher weder ein schöner Geist noch ein großer Gelehrter gewesen ist, so hat er doch seinen Autor aufmerksam und mit gemeinem Menschenverstande gelesen. Und so ist sein Beifall mir allemal wichtiger, als der Widerspruch witzig seyn wollender Flüchtigkeit. — Uebrigens ist doch wohl an der ganzen Frage nichts gelegen? Wer so denket, der sagt seine Meinung, und läßt jedem Andern die seinige auch sagen, ohne mit ihm darüber zu streiten. Wer aber die Gegenmeinung bestreitet, der setzt doch zum voraus, daß eine Untersuchung nicht ganz unnütz sey. Und da gehört sich's, Gründe vor zu bringen, nicht Possen zu reißen.

Göttingen. **A. G. Kästner.**

## Bestimmungen.

(Fortsetzung.)

Am andern Tage sagte Adeline der Freundin, wie ihr Vater gemeint: es wäre nicht unmöglich, daß Löwenthal dieses Incognito angenommen habe, um sich ihr zu nähern; auch sey dieser im letzten Kriege verwundet worden. Der gute Vater war nächstdem mit der Neuigkeit heraus geplatzt: daß nicht der junge Graf, sondern dessen Vater vorläufig um Adelinens Hand gebeten habe. Schnippisch setzte Adeline hinzu: „Das wäre mir eine Heirath! Nein, er braucht sich nicht zu verbergen unter einem angenommenen Namen, um mich zu hintergehen. Wie hinterlistig!“ — „Geht es mir besser?“ klagte Rosette. „Aber da kömmt ja Dein Graf!“ — Lachend bemerkte Adeline, als der Candidat ihm zufällig entgegen ging. „Sieh da! unsere zärtlichen Freier beisammen! Aber laß uns ein wenig näher gehen, die Sache fängt an, mir Spaß zu ma-

chen.“ — Sie fanden die Beiden schon ganz vertraulich mit einander sprechend. Des Grafen Feuerblick traf eben Rosette und schwermüthig sah der arme Candidat nach dem schönen reichen Fräulein. Adeline kannte nur zu sehr des Barons Stolz, so wie Rosette es wußte: daß ihr Vater unter keiner Bedingung sie einem Manne von solchem Stand und Rang zur Gattin geben würde. Die guten Kinder blieben daher weit davon entfernt, hier Romänchen zu spielen; Beide waren gutmüthig und liebten die Eltern zu sehr, um sie zu kränken und zu betrüben. Dies wissend hielten sie sich auch für klug genug, ihrer Wahrnehmung sich nicht zu weit hin zu geben. „Was ist es denn nun“, dachte Adeline, „wenn ich mit dem armen melancholischen Menschen plaudere und ihn zu erheitern suche?“ — „Und ich“ meinte Rosette, „höre so gern den Grafen erzählen und scherzen; das hat nichts zu bedeuten, ich kenne meine Pflichten!“ — Der blasse hagere Candidat blühete sichtlich wieder auf, die Farbe der Gesundheit bedeckte bald seine Wangen auf's Neue; aber sein dunkles schwärmerisches Auge lachte nicht, der sanfte melancholische Zug in seinem edel geformten Gesicht verlor sich nicht, ja er verfiel öfterer als sonst in trübes Nachsinnen. — „Wenn ich doch nur ergründen könnte, was ihm fehlt!“ seufzte Adeline voll süßen Mitgefühls. „Da sitzt er wieder in der Laube von Feuerbohnen, in sich gekehrt, traurig, daß es mir das Herz umwendet. Ich muß nur ein wenig hin gehen.“ Sie ging, trat in die Laube und der Träumende blickte auf und erhob sich schnell. „Sehen Sie nur“, sprach die holde Trösterin, „sehen Sie nur, wie schön die sinkende Sonne die Fluren und Berge malt!“ — Sie traten ins Freie, aber des Jünglings Blick ruhte nicht auf dem purpurnen Wiederschein, den Adeline bewunderte, er weilte auf dem lieblichen Gesicht der Freundlichen. Beide gingen den steilen Berg hinab. Er sprang von der Anhöhe, um ihr herab zu helfen, denn in der Tiefe brauste der Bach unter dem wankenden Stege. Aber Adelinens Fuß glitt; sie fiel in die helfenden Arme und im Fallen begegneten sich ihre Wangen. Das Mädchen erröthete so schön, wie der Horizont, über diese unwillkührliche Begegnung. Sie hätte gern mit ihm gezürnt, daß er sie, bescheiden wohl, aber doch zu innig an seine Brust gedrückt, als er sie aufgefangen — aber es war nicht möglich. Doch lauter rief sie nun Rosette, welche, wie sie glaubte, ihr nachfolgte, vom Grafen begleitet. — Das Wäldchen, der Aufenthalt unzähliger Nachtigallen, welche von den jungen Leuten hier des Abends belauscht wurden, war eine kleine Halbinsel, dicht mit Birken und Ellern bewachsen, unter deren Schatten Veilchen süße Düfte hauchten, und wilde Rosen glühten, wenn die Zeit ihrer Blüthe gekommen war. Aber ernsten Blickes trat ihnen jetzt der Baron entgegen. Er war ein unbemerkter Zeuge des kleinen Vorganges gewesen und hatte sich sogleich bei dieser Veranlassung so mancher freundlichen Blicke, welche die Beiden früher schon gewechselt, erinnert. Heftig, wie er war, faßte er schnell der Tochter Arm, und einen zürnenden Blick auf den Candidaten schleudernd, rief er: „Herr! wie lange werden Sie noch im Pfarrhause Ihrer Ruhe pflegen? Ziemt es sich für Männer, wie Sie einer sind, müßig sich umher zu treiben?“ — Das Blut stieg bei der beleidigenden Rede in die Wangen des Jünglings. Sein Auge funkelte, aber Adelinens bittender Blick, ihr hohes Erröthen, mit dem sie seine Empfindungen zu theilen schien, hielten ihn in Schranken. „Mein Hierseyn darf Sie nicht kümmern!“ erwiederte er schnell, neigte sich und verschwand im Gebüsche. (Der Schluß folgt.)

## Gedanken, Sentenzen und Meinungen.

Gewohnheit macht den Fehler schön, den wir von Jugend auf gesehn. Gellert.

Bist du Vielen furchtbar, fürchtest du auch Viele. Periander.

Bald wirst auch du dein bitt'res Loos beklagen: daß Will' und Kraft mit dir in Nichts verfliegt. A. W. Schlegel.

Es ist ein schweres Amt, des Glückes Günstling zu seyn und Keiner hat's bis an seinen Tod behauptet. Ulrich v. Hutten.

Sich der Wahrheit widmen, heißt: sich freiwillig dem Unheil hingeben. Baco.

Wer sich dem Luxus ergiebt, setzt sich selber zuletzt ganz außer Werth. Rousseau.

Was die Götter wollen, muß der Mensch schnell vollbringen; wer zögert, häuft sich Schuld. Juvenal.

## Ein Neger-Gesang.

In englischen Zeitschriften ist neulich folgender Gesang zwischen einem Neger, Tybalt Ivanhoe, und einer Negerin, Wamba, mitgetheilt:

Tybalt.

Wamba, du Liebe, die Sonne ist nah,
Wamba, du Liebe, der Morgen ist da!
Wamba, du Liebe, die Vögelein singen,
Nebel verschwinden und Hörner erklingen.
Wamba, ein tausendfach Echo erschallt
Laut durch die Fluren von Felsen und Wald;
Wamba, du Liebe, erwach' also bald.

Wamba.

Tybalt, mein Lieber, o wecke mich nicht!
Lieblich ist jetzt mir des Traumes Gesicht.
Was sind die Freuden, vom Wachen geleitet,
Tybalt, mit Freuden, die Traum uns bereitet!
Singen laß Vögel, die Nebel verschwinden,
Frühe das Jägerhorn Jagden verkünden:
Großer Entzücken im Traume lacht mir;
Tybalt, ich träumte, ach! — gar nicht von dir!

L. T. Secha.

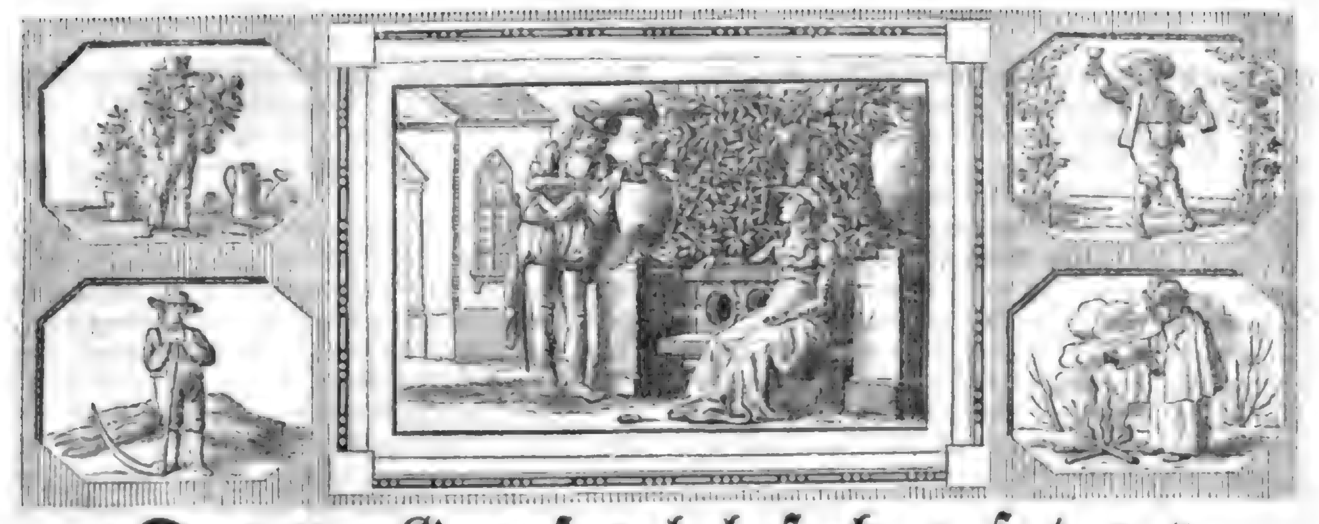
# Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

Weimar. Vom 30. Januar bis zum 16. Februar haben wir hier in jeder Hinsicht Festtage. Der 30. Januar vorzüglich ist ein großer Festtag, nämlich der Geburtstag unserer Großherzogin, dieser hohen, würdigen Frau, deren Geist selbst einem Napoleon Achtung für deutsche Würde und Hoheit ein zu flößen vermochte. Kein Weimaraner läßt diesen Tag vorbei gehen, ohne Gott innigst für ihre Erhaltung zu danken und für ihre fernere Gesundheit zu bitten. Diesmal fiel der 30ste gerade an einem Sonntag. Ich folgte früh 9 Uhr dem Zuge der Menschenmenge, der mich in die Hauptkirche führte. An das Grabmal Johann Friedrichs gelehnt, hörte ich eine herrliche Kirchen-Musik von Hummel (ein Offertorium); eine einfache, schöne Melodie mit vortreflicher Instrumentirung, deren Solopartie die Gattin des Musik-Direktors Eberwein auch einfach mit ihrer herrlichen Stimme vortrug. Ein junger Prediger, Diaconus Köhler, bestieg die Kanzel, sprach ein warmes, herzliches Dankgebet für die Erhaltung der geliebten Landesmutter und predigte über den Text: „Wie wir einstens im Frieden aus dieser Welt scheiden können". Seine Ansichten waren klar, sein Vortrag sehr faßlich und verständlich, seine Bilder treffend; jedes Auge hing mit Andacht und Aufmerksamkeit an dem geliebten Prediger, den, wie ich höre, die Bürger von Weimar sich als künftigen Diaconus vom Großherzog erbeten haben, und ihn auch großentheils selbst besolden. — Eine große Mittagstafel und ein Ball im Residenz-Schlosse, bei welchem auch die preußischen Generale von Kleist und von Müffling gegenwärtig waren, beschloß diesen Tag, den übrigens die Frau Großherzogin jedesmal durch stille Handlungen der Wohlthätigkeit auszeichnet. — Am 31. Januar wurde ihr zu Ehren, bei vollem Hause, zum ersten Mal „die Albaneserin", von Müllner, gegeben und mit Beifall aufgenommen. Es ist nur eine Stimme darüber: daß diese Vorstellung meisterhaft durchgeführt wurde; namentlich hat Hr. Durand in der Rolle des „Enrico" bewiesen: daß er ein vorzüglicher Tragiker ist. — Am 3. Februar sah ich, zur Feier des Geburtsfestes des Erb-Großherzogs, im Theater „das Vogelschießen", von Clauren, welches ebenfalls zum ersten Mal gegeben wurde. Das Haus war überfüllt. Aechtkomische Scenen, Witz und Anspielungen, werden dieses Volks-Lustspiel lange auf den Repertoirs der Theater erhalten. Die Schauspieler boten alle Kräfte auf und wußten im fünften Akt die Weimaraner auf ihr eigenes Vogelschießen zu versetzen. Möchte uns doch Clauren recht bald wieder mit einem Lustspiel beschenken! — Sonst giebt es nichts Neues hier, außer Klagen über die strenge Censur. Ueber diese klagt man indessen wohl überall (?); sollte man in Weimar strenger seyn, als in andern Städten? — • —.

München. Das neue Museum ist durch einen glänzenden Ball, auf welchem die Königin, die Prinzen und die Prinzessinnen erschienen, eingeweiht worden. Der neue Tanzsaal war zu eng für die vielen geputzten Damen und Herren; die Tanzlust kam daher für diesmal ins Gedränge. Die ganze Einrichtung des Festes war würdig und sehr anständig. Man sah auf diesem Ball das Beste und Vornehmste, was unsere Stadt vereinigt, aber lange nicht das Hübscheste. Die Malerei des Saals gefällt wegen ihrer Schwere an der einen und ihrer Armuth auf der andern Seite nur Wenigen; wir gehören zu denjenigen, welchen sie nicht gefällt. Wir finden es auffallend, daß so wichtige Einrichtungen für lange Zeit nicht allein nie dem Plenum, das sein Geld dazu zahlt, sondern nicht einmal dem Ausschusse, vielmehr nur einer, zur Einrichtung des neuen Hauses ernannten Commission vorher zur Beurtheilung mitgetheilt wurden. Man hätte den schönen geräumigen Saal wahrscheinlich nicht so gemalt, wenn geschehen wäre, was billig hätte geschehen sollen. Eine von Reichenbach angebrachte Maschine, welche durch Saugröhren die Luft des Tanzsaals reinigt, wurde zum ersten Mal in Bewegung gesetzt und entsprach vollkommen. Das übrige Lokal des Instituts ist von ausgezeichneter Schönheit und Würde. Alle Treppen sind breit, vornehm und mit Spiegelwänden geziert; zahlreiche prächtige Spiegel schmücken die Gesellschafts-Zimmer. Vom schwersten Seidenzeug sind Vorhänge, Tapeten und Meubles; reiche Vergoldung ist überall zu schauen. Alles ist da hoch und groß, wie es in einem Palast verlangt werden kann, der zu den ersten der Hauptstadt gezählt wird. — Der Kampf des Lichts mit der Finsterniß in dem sonst so hellen Baiern scheint jetzt wieder beginnen zu wollen. Die Obscuranten, an ihrer Spitze eine wichtige diplomatische Person der siebengehügelten Stadt, haben sich über die Hellung beschwert, welche des Direktor Weiller treffliche Rede „über die religiöse Aufgabe unserer Zeit" verbreitet habe. Man sollte es kaum glauben, daß der Leute, die den Tag der Vernunft nicht vertragen können und ein hübsches Helldunkel oder auch Nacht vorziehen, hier so viele wären, und Manche denken so, die sonst ganz vernünftig sind! — Unser großer und inniger Trost ist: daß unser König und manche Personen von seiner Umgebung Licht wollen und Licht fordern, es komme von Kathedern oder von Kanzeln: so hoffen wir, daß die Finsterlinge wieder abziehen müssen, ohne einen andern Erfolg zu hinterlassen, als den, der aus dem Erkennen des Lächerlichen hervor geht. — • —.

Hr. Gide in Paris hat ein neues Spiel erfunden; er nennt es die „verkehrte Welt". Gleich wird die böse Welt meinen: das Spiel stelle Frauen ohne Kopf, Advokaten ohne Hände, Koketten ohne Shawls, Dichter ohne Eitelkeit, Engländer ohne Uebermuth u. s. w. vor. Nicht doch, wer wollte gleich so satyrisch denken! Die gute Welt kann sich für fünf Franken das Vergnügen machen: mit 10,000 Figuren in einer Schachtel die Welt um zu kehren, ohne sie zu erobern und um zu stürzen. (Journ. d. Par.)

Dr. Jackson, Dekan des Christ-Church-Collegiums zu Oxford, ging vor einiger Zeit über den Hof und fand einige Studenten, welche dort spazierten, und vor ihm vorüber gingen, ohne die Mütze ab zu ziehen. Er rief Einen derselben zu sich und fragte: „Kennt Ihr mich?" — „Nein, Sire!" — „Wie lange seyd Ihr im Collegio?" — „Acht Tage." — „Nun, dann lasse ich es mir gefallen, denn junge Hunde und Gelbschnabel bekommen vor dem neunten Tage niemals Augen." (Courier.)




# Der Gesellschafter
oder
# Blätter für Geist und Herz.

1820. Montag den 21. Februar. 30stes Blatt.


## Ein Tag in Norwegen.

Der fürchterliche Nacht-Sturm, dem ich mein Leben schon verfallen glaubte, hatte ausgetobt; still war es geworden und die wiederkehrende Sonne stieg in ruhiger Klarheit über den Wassern auf. Ganz deutlich glaubte ich Gesang der Vögel zu vernehmen, und wie ich mit Hast die Thür der Kajüte öffne — o freudiges Wunder! — da starrt mir ein hochgethürmtes Felsgestade mit schwarzen Tannen entgegen; an seinem Fuße eine Reihe von Fischerhütten, von Klippen und Sandbänken eingefaßt. — Neugebornes Leben flog in meine Brust, als ich nun wieder den angestammten Grund und Boden für das menschliche Thun und Treiben vor mir sah und mir die Sänger der Schöpfung ihre fröhlichen Danklieder entgegen jubelten. Mich labte das Beschauen des in phantastisch-wunderbaren, idyllisch-lieblichen und gigantisch-schauerlichen Bildern gruppirten Felsstrandes; in mir erwachte das sehnliche Verlangen, an das Land zu stoßen, und mit Entzücken hörte ich: daß der Kapitain des Schiffes es für nöthig hielt, um wieder her zu stellen, was der Sturm auf dem Schiffe beschädigte. — Mit Wohlbehagen betrat ich die Anfänge der skandinavischen Erde, und eilte, mit einem Dollon in der Hand, durch Gebüsch und Wiesengrund, von herrlichen Düften umkoset, den Felsenpfad aufwärts; und es erschloß sich mir eine unbegrenzte Aussicht über Land und Meer, in einer Herrlichkeit und Erhabenheit, welche mich mit Andacht füllten. — In unabsehliche Fernen breitet sich das germanische Meer um den helldunkeln Horizont, von blauen Gebirgszügen begleitet, die bald in Nebeln sich verstecken, bald in Regenbogenschimmer hervor treten. — Auf einem solchen Standort wird die Seele von dem Gefühl der Unendlichkeit überwältigt. Diese Urgebirge, die Jahrtausende in Sturm und Brandung unerschütterlich gestanden haben, die das Zeugniß von den Schicksalen der Schöpfung an sich tragen; diese unergründlichen Fluthen, welche rastlos hinauf und hinunter toben, sie gaben mir kein Bild von Raum und Zeit; die Gedanken, welche ich den fernen Seglern nachsandte, die am Horizont sich zeigten und verloren, konnten nicht haften, kehrten schüchtern wieder zurück.

Mancherlei verworrene Stimmen zogen bei mir aus und ein; ich fing an, mich im Kreis der rohen Naturgewalten recht bang und unheimlich zu fühlen, als plötzlich durch das Gebüsch der Ton einer Harfe herüber drang, zu der eine sanfte weibliche Stimme ein melancholisches Lied sang, begleitet vom tausendfältigen Wiederklang an den Felsen. — Ueberrascht zog ich dem Echo nach und stand vor einer hohen weiblichen Gestalt, auf einem Felsblock ruhend, die Harfe im Arm, nachdenkend das blonde Lockenhaupt auf die Brust gesenkt. Sie wandte sich und ein Paar leuchtende blaue Augen sahen zutraulich zu mir herauf. Meinen deutschen Gruß beantworteten lieblich klingende Worte, in denen ich teutonische Verwandtschaft erkannte, die mir aber dennoch unverständlich geblieben seyn würden, wenn mich nicht die Universalsprache der Augen über den inneren Gedanken belehrt hätte. Ihre Einladung

hieß an die Seite der Unbekannten mich nieder setzen, wobei ich nicht vergaß, mein ganzes Sprachvermögen auf zu bieten, um einen Dialekt zu entwickeln, mit welchem ich einen Ideentausch beginnen konnte; allein vergebens! Ihr Kopfschütteln wies alle Versuche zurück. — Endlich bat ich die Holde durch Zeichen: daß sie doch die Harfe zur Dollmetscherin machen möge, und leicht flog ihre Hand durch die Saiten. Das blühende Gesicht bekam höheren Ausdruck, und sie begann ein norwegisches Lied, das in seiner Kraft und reinen Lieblichkeit mich bezauberte. — „Garethe, Garethe!" rief jetzt eine Baßstimme hinter den Felsen; die Jungfrau erhob sich, reichte mir freundlich die Hand und war im Gebüsch verschwunden. Unmuthig über die plötzliche Störung nahm ich Zuflucht zu meinen treuen Begleitern, den Nibelungen, um mit dem reichen Zauber ihrer heldenkräftigen Vergangenheit meine Gegenwart zu verweben. — Bei diesem Geschäft fanden mich meine Reisegefährten. Ich mußte mit ihnen, und so ging es durch Wiesen und Felsengrund, über Gebirgsbäche, durch Eichwald und lachende Thäler, besetzt mit Landhäusern und Baumgruppen, längst dem Meeresufer, nach Graemstadt, einem Handelsort an den Ufern des Skageraks, eine halbe Meile von unserem Ankerplatz. — Man kann alle Städte vom Tajo bis an die Wolga gesehen haben, von den prächtigen Metropolen des Abendlandes bis zu Polens jämmerlichen Holz- und Lehm-Massen, doch würde man unsern Wallfahrts-Ort sehr merkwürdig finden. — Ein mächtig hoher Granitfelsen, mit einer Windmühle auf seinem Scheitel, kündigte sich als die Kathedrale des Städtleins an. Um ihn reihten sich Hütten in aller Form, Größe und Farbe, zwischen Felsblöcken in regelloser Willkühr gruppirt. — Unser Zug ging, durch ein Spalier von Schiffbohlen, zum Eingange, Centrum und Ausgange der Stadt, wobei wir den Felsstücken fortwährend aus dem Wege gehen und vor ausgespannten, mit gedörrten Fischen behangenen Seilen uns bücken mußten. Alle Fenster flogen auf und die Köpfe der Einwohner reckten neugierig hinter den Ankömmlingen sich heraus.

(Der Schluß folgt.)

## B e s t i m m u n g e n.

(Schluß.)

Der beleidigte Baron machte nun seinem Herzen Luft und fügte hinzu: wie er heute einen Brief bekommen, daß der junge Löwenthal einen so heftigen Streit mit seinem Vater gehabt, daß dieser ihn verstoßen und enterbt habe. Jetzt scheint es den Alten zu gereuen, und hätte der junge Trotzkopf nur die erste Hitze verrauchen lassen und dann um Verzeihung gebeten, so wäre Alles gut gewesen; so ist er aber gleich auf und davon gelaufen, mit wenigem Gelde, und — was den Vater jetzt am meisten schmerzt — mit noch nicht völlig geheilten Wunden. Er hat sogleich überall umher nach ihm geforscht; jetzt ist ihm die Nachricht gekommen: wie der junge Graf in dieser Gegend sey; er zeigt mir dies in einem Briefe an und ich denke: wir brauchen nicht weit zu gehen, denn wahrscheinlich ist es unser Gast. — Adeline seufzte tief. Warum? ist nicht schwer zu errathen. — Der Candidat war indeß, nachdem er das Wäldchen mehrmals auf und ab durchstürmt hatte, nach dem Pfarrhause geeilt. — Der alte Pfarrer hielt eben mit nassen Blicken, im milden väterlichen Tone, der Tochter, welche tief gesenkten Blickes, blaß wie eine Lilie und dann schnell wieder erglühend, vor ihm stand, eine Ermahnung. Er fand, und mit welchem Schmerze! seinen Liebling mit dem Grafen in der Laube von Feuerbohnen. Beide hatten Adeline und den Candidaten dort abholen und in das Wäldchen führen wollen, aber diese waren schon fort. Indeß Rosette sich umwendet, um zu gehen, bleibt ihr Kleid an der Hecke hängen; im Bemühen, sich los zu machen, streift sie einen Ring vom Finger, welchen der Graf neckend ihr verweigert, wenn sie ihn nicht löset. „Und welches Lösegeld" spricht sie lächelnd, „verlangen Sie?" Er bittet zärtlich um einen Kuß, und der Pfarrer hört es, übersieht Rosettens Weigerung, des Jünglings eigene Schüchternheit bei der Bitte, und tritt dazwischen. Sein kalter Blick sagte dem erglühenden Grafen mehr als Worte und das Schweigen Beider schien ein Bekenntniß ihrer Schuld, eines Einverständnisses, das sich die unbescholtene Jungfrau nie ohne Vorwissen der Eltern erlauben darf, am wenigsten mit einem Manne, der ihr durch Verhältnisse ferne stehen bleiben muß. So schuldlos sich Rosette fühlte, so sagte ihr doch die Stimme im Inneren: wie geneigt sie dem Grafen sey, und das machte sie gänzlich verstummen. Mißmuthig schlich der Graf dem Schlosse zu, wo seiner der Baron schon harrte und, seiner Entdeckung gewiß, ihn bat: den Brief des alten Löwenthal laut zu lesen. Vergebens war jedes Ablehnen, er mußte vorlesen. Die Bewegung, in welcher er sich noch befand, theilte sich seiner Stimme mit, auch rührte ihn das, was er zu lesen gezwungen war. Ein sicheres Zeichen! dachte der schlaue Baron. — „Verstellen Sie sich nun nicht länger, lieber Graf!" rief er; „kehren Sie zurück in die väterlichen Arme, es wird Alles gut gehen!" — Erstaunt betheuerte der Jüngling: es sey ein Irrthum, er wäre nichts weniger als ein Graf, und seine anhaltende, ernstliche Versicherung setzte den Baron in Bestürzung und zuletzt in Zorn. Es war hier am besten, sich ungesäumt zu entfernen; so nahm denn der Jüngling sein kleines Bündel und ging. Selbst sein herzlicher Dank ward zornig zurück gewiesen, und betrübt wanderte er durch das Dorf. Aber wie? am Pfarrhause vorüber

geben, ohne erst den erzürnten Vater durch ein Lebewohl zu versöhnen? — Ach, und Rosette!! War es möglich, so auf immer zu scheiden, ohne Gruß und Blick von ihr? — Ermuthigter durch das Recht, welches ihm die Trennung gab, trat er in das Haus. Rosette sah mit unendlicher, aber reizender Verwirrung den Reisefertigen eintreten. Der Pfarrer blickte ihn fragend an, zu gutmüthig, um ihn hart zu empfangen, aber nicht geneigt, ihn hier zu dulden. „Ich komme" — sprach der Jüngling und reichte schon von weitem dem Hausvater die Rechte — „ich komme, um Abschied von Ihnen zu nehmen. Gott weiß es!" sprach er bewegt und immer bewegter, die nassen Blicke auf das erblassende Mädchen wendend; „wie ungern ich von Ihnen scheide! Aber es muß nun seyn! Im Schlosse hält man mich für einen Grafen; unmöglich kann ich ferner dort annehmen, was dem Sohn des Freundes, nicht mir gebührt." — „Wie ist das?" fragte der Pfarrer, „Sie wären nicht der Graf von Löwenthal?" — Da trat der Baron ein, der, schnell es bereuend, den Trotzkopf nicht aufgehalten zu haben, ihm folgte, um ihn fest zu halten, und, vergessend des Candidaten, Adeline mitgenommen hatte, im Vertrauen auf ihre Ueberredungsgabe. Hastig ergriff der Baron den Arm des Gefragten und sprach: „Sie entrinnen mir nicht! Sie sind Löwenthal, das ist gewiß!" — Vergebens betheuerte der angebliche Graf das Gegentheil, als der Candidat, der Alles still angehört, hinzu trat: „Herr Baron!" sprach er, „haben Sie irgend etwas mit diesem Löwenthal aus zu machen, so sehen Sie ihn in mir vor sich." — „Die Wunde, die Wunde!" rief der überraschte Baron. — „Auch diese sehen Sie hier!" entgegnete der Graf und riß die Weste auf, um die tiefe frische Narbe zu zeigen. — „Nun denn, nun denn!" sagte der Baron, freudig die Hände reibend; „da ist auch der Brief Ihres Vaters!" — Löwenthal las ihn mit großer Bewegung. „Ja!" rief er, „mein Vater verlangte von mir ein Großes! Ich sollte die Tochter eines seiner Freunde zur Gemahlin nehmen: ich konnte es nicht, und nun" — setzte er erröthend hinzu — „nun ist es mir ganz unmöglich geworden." — Adeline stand abgewendet mit glühenden Wangen. — „Und dieser Freund", rief der vorlaute Baron, „und dieser Freund bin ich, und meine Tochter wird es Ihnen nie verzeihen, daß sie von Ihnen verschmäht wurde. — „Adeline!" jauchzte der Entzückte, und umfing das schöne Mädchen, das in lieblicher Verwirrung sich hin und her wand. — „Ich sollte Ihnen nicht verzeihen!" sprach sie endlich lächelnd; „doch dieses Mal mag Gnade für Recht ergehen!" — Der Abreisende sah lächelnd und freudig gerührt, wie die Andern, dem schönen Schauspiel zu. „Und wer sind Sie denn eigentlich?" fragte ihn der Baron endlich. - „Ich? Ach! ich bin ein armer Candidat der Theologie. Die Franzosen fielen in das Dorf ein, wo ich eben meine guten Eltern — mein Vater war ein Prediger — besuchte. Sie plünderten, raubten, da setzten wir jungen Leute uns zur Wehre, vertrieben die Barbaren und eine Wunde ward mir zu Theil. Mein Vater starb gleich darauf, und ich pilgerte fort mit dem lahmen Fuß, um in der Hauptstadt ein Unterkommen zu suchen. Da fanden Sie mich. Es hat mich hier fest gehalten bis heute, aber nun nicht länger mehr!" — Rosette war freudig erschrocken, aber über den Schluß betrübt. — „Haben Sie Ihre Zeugnisse bei sich?" fragte der Graf. — „Die habe ich!" erwiederte der junge Mann, und schnürte das Felleisen auf. Sie waren so vortheilhaft als möglich. — „Wenn nur", sagte der Baron, „wenn nur Rosettchen keine solche Feindin von Adjunkten wäre, so könnte Rath werden." — Erröthend wendete Rosette sich ab, und des Jünglings Blicke leuchteten, und die Pfarrerin weinte Freudenthränen, denn die Hoffnung ihres Herzens auf einen Adjunktus, der die Tochter zur Frau Adjunktussin machte, schien in Erfüllung zu gehen. — Bittend drückte Adeline des Vaters Hand an ihre Lippen. — „Einstweilen", so nahm der Baron wieder das Wort, „einstweilen treten Sie die Pfarre in Neukirchen an. Sie ist sehr klein, doch wird sich das Weitere finden." — „Ach! wenn ich nur hoffen darf!" rief der junge Pfarrer. — Rosettens Mutter aber reichte ihm die Hand und sprach: „Lassen Sie sich rathen und hoffen Sie nur immer zu; Sie gehen diesmal nicht fehl!" — und Väterchen wurde zum Stegreif-Dichter, indem er sprach:

Es freit das Töchterlein den redlichen Adjunktum,
Gott hat es gut gefügt, wir Alle sagen: Punktum!

Caroline Stahl.

## Lebens-Genuß.

Zur Freude schuf ein gütiger Schöpfer uns,
Und gab und theilt' uns Spenden und Segen aus,
Und will, daß wir mit froher Seele
Durch die Gefilde des Lebens wandeln.
Uns bringt der Frühling Rosen und Haingesang,
Uns reift der Sommer wogender Aehren Gold,
Uns röthet sich die Nektar-Traube,
Daß wir getrost uns des Lebens freuen.
Daß nur du selbst nicht, gegen des Himmels Schluß,
Im eignen Busen Räuber der Freude nährst,
Und dann mit ungerechter Klage
Gegen dein Schicksal erbittert frevelst!
Oft suchen wir in weiten Entfernungen,
Was besser uns in freundlicher Nähe winkt,
Und was wir Gutes aus der Vorsicht
Händen empfah'n, wird durch Gram verbittert.
Verschließ der Sorg' und frechen Begier dein Herz,
Und fürchte nicht die Wechsel des falschen Glücks;
Der Augenblick ist hell, die Zukunft
Schwebt in verhüllendem Wolkendunkel.

Neuffer.

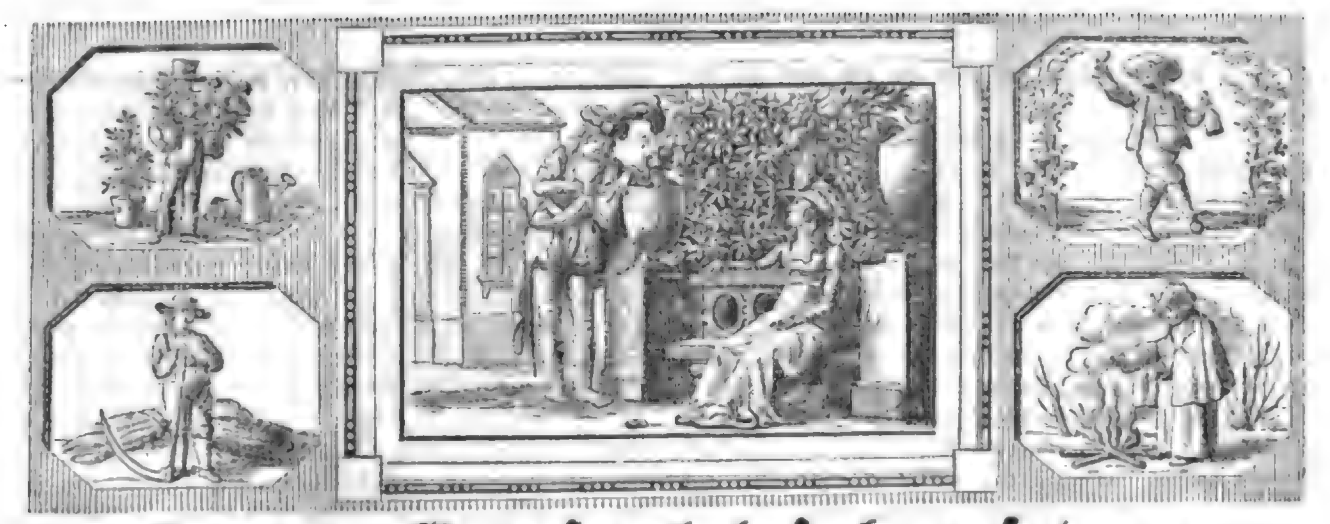
# Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

**Cölln am Rhein.** Durch die Verlegung des Appellationshofes hierher ist der Stadt ein neuer Zuwachs an Lebendigkeit geworden. Für die Beamten hat dies die drückende Folge: daß sie nur mit vieler Mühe Wohnungen haben können und diese sehr theuer, theurer selbst als in der Hauptstadt (?) bezahlen müssen. Die Stadt gewinnt dadurch ungemein. Wer sie vor sechs Jahren sah, erkennt sie jetzt kaum wieder: so sehr hat sich Alles zum Vortheil verändert. Der Festungsbau, wodurch Millionen in Umlauf gesetzt werden, ist bedeutend vorgeschritten, und erstreckt sich bereits rings um die Stadt, von einem Rheinufer zum andern. Alte verfallene Kirchen sind abgeräumt und freundliche Plätze an ihrer Stelle. Der Heumarkt, der Georgan-Platz haben durch Planirung, Einfaßung, Anpflanzung von Pappeln und Ausbau der Wasserleitungen ein gar liebliches, frisches Ansehen bekommen; wohin man blickt, sind Maurer und Zimmerleute in voller Arbeit, die gothischen, grauen, düsteren Giebel und Dächer der Häuser nieder zu reißen und geschmackvolle Façaden zu erbauen. Der sicherste Beweis vom zunehmenden Reichthum der Stadt; denn wo Lebenslust und Kunstfleiß sich thätig äußern, wo zu dem Nützlichen das Schöne sich gesellt: da fehlt es nicht an Quellen, woraus die Mittel geschöpft werden können. — Der überaus reichliche Weingewinn des vorigen Jahres füllt hier alle Keller und — Köpfe. Auch der Unbemittelte trinkt nun seine Flasche neuen Rhein- oder Moselwein, die fast überall ächt und gut für 9 bis 10 Stüber (3 Gr.) zu haben ist. Dagegen klagen die Brauer, deren es hier verhältnißmäßig eine große Anzahl giebt, jetzt allgemein über Nahrungslosigkeit, nachdem sie in den Jahren 1817 und 1818 fleißig eingesammelt hatten. Bachus straft sie dafür; aber sie wissen sich auf die edelste Weise zu rächen, indem sie ihre Bierschenken nach und nach in Tempel für ihn verwandeln. Diese Metamorphose fällt hier gar nicht auf, wo die Gewerbefreiheit eine alte Sache ist, und ein Patent Alles ausgleicht, was anderswo als uneben erscheinen konnte. — Das gesellige Leben konzentrirt sich hier, im Winter und Sommer, fast einzig in den Weinstuben; Privat-Gesellschaften sind, im Verhältniß zur Größe der Stadt, selten. Der Ton darin ist mehr schwankend als steif, eine musikalische Gesellschaft und das Casino ausgenommen, wo man sich froh, frei und ungezwungen bewegt und die Gedanken freundlich gegen einander auswechselt. Für den, welchem es hier an ausgebreiteter Bekanntschaft fehlt, verstreichen die Jahreszeiten daher sehr einförmig; denn selbst die Natur kann ihn für die Entbehrung geselliger Genüsse nicht entschädigen, da außer dem Hafen (der größtentheils dem stilleren Speditionshandel angehört), dem königlichen Strome, welcher hier durchaus flache Ufer netzt und den Gebirgen in der Ferne, sich nichts Anziehendes dem gemüthlichen Beschauer darbietet. Will man schöne Aussichten genießen: so muß man Schloß Bensberg, Brühl, Bonn oder das 5 Meilen entfernte Siebengebirge besuchen, wozu immer kleine Reisen erforderlich sind. An Vergnügungs-Orten vor der Stadt mangelt es gänzlich, wenn man die schattenlose Promenade nach zwei sehr mittelmäßigen Wirthshäusern abrechnet, die überdies noch wenig besucht werden. In der Stadt selbst sind viele mit niedlichen Gärten versehene Weinhäuser; das einzige Erholungsmittel bleibt mithin immer ein — Weinhaus. Man muß gestehen, diese Spekulation ist gar nicht übel berechnet! — Seit Einrichtung der Universität in Bonn mehrt sich hier die Liebe zu den Wissenschaften, welche leider! in den letzten Dezennien nur noch wie die halbtodte Flamme eines erlöschenden Lichtes schwankend hin und her flatterte. Diese Universität ist für die Rheinlande das größte Geschenk, welches der König ihnen machen konnte; das schnelle Aufblühen derselben liefert den sprechendsten Beweis davon. Unmittelbar daran knüpft sich die zunehmende Ausbreitung deutscher Literatur, wie die höhere Ausbildung der Gymnasien, denen in den meisten Fächern durchgängig tüchtige Leute vorstehen. Was hier in dieser Beziehung noch fühlbar mangelt, ist ein evangelisches Gymnasium; die bestehende evangelische Schule beschränkt sich einzig auf den Elementar-Unterricht. Im neunten Jahre spätestens muß der Knabe das katholische Gymnasium besuchen, wenn er etwas lernen will; mithin entweder zugleich dem Religions-Unterrichte einer Confession beiwohnen, für welche er sich späterhin nicht bestimmt, oder, was häufig vorkommt, während dieser Lehrstunde sich entfernen. Beides ist ein großer Uebelstand, dem durch die Errichtung eines evangelischen Gymnasiums leicht abgeholfen werden könnte. Die kleine Stadt Ratibor erfreute sich ja vor Kurzem durch die Gnade des Königs einer solchen Anstalt: warum sollte sie sich nicht auch auf diese Gegend ausdehnen, wo zahlreiche Gemeinden ihrer harren! Nur müßte, unter Anführung triftiger Gründe, darum gebeten werden, was bisher wohl noch nicht geschehen seyn mag. Weit entfernt, daß durch diese Trennung der beiden Confessionen, die hier in herzlicher und inniger Eintracht mit einander leben, Abneigung herbei geführt werden würde, dürfte die Einrichtung vielmehr verhindern: daß Knaben und unreife Jünglinge sich ferner mit Vorwürfen über Glaubenslehren bekriegen, deren Prüfung und Erörterung billig nur dem denkenden Manne anheim gegeben seyn soll. St*.

Der Haß der Franzosen gegen die Schweizer spricht sich bei jeder Gelegenheit aus. Unter der Compagnie der sogenannten „Hundert Schweizer" sind jetzt auch einige alte treu gefundene Franzosen. Neulich ward ein solcher „Schweizer" genannt. — „Ey!" erwiederte er; „wir heißen Leibgarde zu Fuß! Ich bin Franzose, im Dienst meines Vaterlandes, diene zwanzig Jahr, und obschon ich die Führung des Pfluges nicht mehr verstehe, so will ich doch hundert Mal lieber wieder Ackersmann werden, als meinen Leib und meinen Gehorsam einem fremden Volke verkaufen. (Independ.) Ein neues Notabene für die Schweizer!

Ledieu, der neulich als Deserteur zum Tode verurtheilt worden, erklärte: daß er eine Frau und zwei Kinder habe, und bloß darum entflohen sey, um durch Arbeit diese vor dem Hungertode zu erretten. (Constitut.)

Die Circassier und mehrere andere Völker des Kaukasus hatten durch die Bibel-Gesellschaft auch Bibeln in ihrer Sprache erhalten, machen indeß leider jetzt — Patronen davon. (Gaz. d. Fr.)




# Der Gesellschafter oder Blätter für Geist und Herz.

1820. Mittwoch den 23. Februar. 31stes Blatt.


## Ihre Schönheit.

(Frei nach Byron.)

Sie wallt in Schöne, gleich der Nacht
In wolkenloser Sterne Pracht.
Was hehr am Licht und Dunkel scheint,
Hat sie im Angesicht vereint —
Zu mild'rem Glanz gereift, den nie
Der Himmel einem Tag verlieh.

Ein Strahl hinweg, ein Schatten mehr,
Wo bliebe dann das Grazienheer
Im weichen, leuchtendschwarzen Haar,
Im reizevollen Augenpaar —
Das Jedem saget, klar und frei,
Wie kindlich rein es innen sey.

Von dieser Stirn und Wange spricht,
Mit majestät'schem Zauberlicht,
Siegreiches Lächeln, milde Gluth:
„Mein Leben ist — stets fromm und gut,
„Mein Herz — im Frieden mit der Welt,
„Von Unschuld meine Lieb' erhellt."

L. T. Secha.

## Ein Tag in Norwegen.

(Schluß.)

Vom Kapitain geleitet, der schon ein Mal diesen Erdwinkel besucht hatte, wurden wir zur Taverne geführt, und befanden uns in einem Bretterfaal, rings geziert mit Schildereien von Seehäfen. — Walhalla's Göttertrank war all geworden; Wein hatte sich hieher nie verirrt; anhaltende Windstille verursachte Brodmangel — eine Schaale Thee war das Einzige und Beste, was man uns vor zu setzen hatte. Man stopfte die Kanasterpfeife, machte allerlei Beobachtungen über die Eigenthümlichkeit der Normänner, welche sich um uns gesammelt hatten, weidete sich an den markigen Gesichtern, und sprach mit ihnen, so gut es gehen wollte, durch Pantomime, für die sie sehr viel Empfänglichkeit zu haben schienen. — Endlich kam auch ein alter wohlgebildeter Mann, von ehrwürdigem Aeußeren, und redete uns in gutem Deutsch an. — Wer war froher als wir Fremdlinge! Eine neue Welt schloß sich vor uns auf; andere Gestaltungen erschienen und der Mann hatte nicht genug Antworten auf unsere Fragen. Es war der Steuer-Einnehmer des Orts, in Deutschland geboren und durch Schicksale hieher verschlagen. Sein Gespräch zeigte von Herz und Bildung; wir folgten mit Vergnügen der von ihm gemachten Einladung: ihn in seinem Hause zu besuchen.

Wer uns zuerst dort entgegen trat, war meine Harfnerin, und sie verbarg nicht ihre Freude über das unverhoffte Wiedersehen. — Man setzte sich rings um den Feuerheerd, und als wir, auf des Greises Bitte, ihm Deutschlands jüngste Schicksale, den muthigen Heldenkampf und die Befreiung vom Frankenjoch berichteten, da rollte eine Thräne über die gefurchte Wange und er rief mit Lebhaftigkeit: „Einigkeit, Einigkeit! ich hab' es immer gesagt: nur diese, und die Deutschen sind das erste Volk der Erde! — O meine Herren, glauben Sie: immer ist mir mein Vaterland werth und theuer geblieben. Mitten unter Fremden habe ich in meinem Hause deutsches Recht und deutsche Sitte bis heute erhalten; meine Tochter denkt auch nach dieser Weise, ob

sie auch der vaterländischen Sprache bis jetzt fast gar nicht kundig ist!"

„Sehen Sie hier — unsre edlen Landsleute!" — Er führte uns zu einem Wandschrank mit Büchern, wo die Namen „Klopstock", „Lessing", „Gellert" u. s. w. in goldnen Lettern glänzten, und brachte sie zu unserm Anschauen. Darauf griff er nach der Harfe und sang mit voller Stimme das alte treue Volkslied: „Am Rhein, am Rhein, da wachsen unsre Reben!" — Gespräche voll heiteren Scherzes und offner Treuherzigkeit beseelte unsern Kreis; und endlich machte der wackere Wirth den Vorschlag: ob man nicht eine Ausflucht nach dem zwei Stunden entlegenen Arensdal machen wolle, wo gerade heute zum ersten Mal ein Liebhaber - Theater eröffnet werden sollte. — Als wir mit Dank das Erbieten annahmen, wurden Rosse mit Queersätteln vorgeführt, die recht wohlgenährt und schmuck anzusehen waren, aber keineswegs dem Ideal von Nordlands hohen Heldenrossen in der Müllnerschen „Schuld" entsprachen; denn sie waren so niedrig, daß die Größesten unter uns mit der Sohle beinahe die Erde berührten. — Doch das ist wohl überall die alte Schuld der Wirklichkeit, daß sie der Phantasie Zwerge für Götterbilder giebt und von Sternenhöhen uns in den Staub wirft.

Geführt vom Gastgeber und dessen Tochter zog unsere Karavane unter Gesang und fröhlichem Lachen Schritt vor Schritt über die Kiöllen, durch düstre Tannenwälder und durch schauerlich pittoreske Thäler, welche eines Salvator Rosa harren, nach Arensdal. Fleißig pflückte unsere Begleitung die von den Felspfaden in die Wege und in die Hände strebenden Preiselbeeren ab, vertheilte die Frucht und schmückte mit den Sträußern die Häupter der Pferdchen. — Bald ging es so steil hinan, daß wir unsere Gaule verlassen und zu Fuß klimmen mußten; dann wieder tief hinab, zu verwachsenen Klüften, an gähnenden Abgründen, bis endlich in einer weiten Ebene das Ziel unserer Pilgerschaft vor uns lag. — Arensdal hatte sehr viel physiognomische Aehnlichkeit mit Graemstadt. Heiter ritten wir ein, und, im Triumph begleitet, auf das Theater-Gebäude zu, wurden an der Vorhalle von Priestern und Priesterinnen der Musen freundlichst empfangen und harrten in Erwartung der kommenden Dinge.

Jetzt wogte eine Menschenmenge, im bunten Durcheinander, Männer, Weiber, Kinder, Greise, singend und brummend die Straßen herauf. Erstaunt sahen wir heimathliche Trachten, Gesichter mit dem Stempel germanischer Abkunft. Der blaue Rock der Männer, das enge Mieder der Frauen und die Schuhklöpe nebst Schnallen sprachen unverkennbar für suevisches Herkommen, wenn nicht schon der Dialekt es bezeugt hätte. Diese Leute waren das, was der Holländer Treckmenschen nennt: arme Auswanderer, welche ihr freundliches Vaterland gegen ferne Wüsten vertauschen wollten — weil daheim Natur und Kunst ihren fleißigen Händen den Lebensgewinn versagten, und so soll denn die neue Welt ihnen ein besseres Schicksal gewähren. Sie, wie uns, hatte Sturm an die Nordküste verschlagen. Manches Ungemach und manche bittere Entbehrung hatten sie ausgestanden, und vieles noch stand ihnen bevor. Die Gesichter der Meisten waren bleich und abgezehrt; aber dennoch strahlte Hoffnung aus Aller Augen; über alles Leiden tröstete sie die Erwartung der Zukunft, und so schwatzten sie froh und wohlgemuth. — Karren mit Gepäck aller Art, mit dem, was Jedem unter ihnen zu Hause lieb und werth gewesen war — worunter Katzen und Hunde — folgten dem Zuge. Bei Manchen sahen wir sogar einen vollständigen Blumenflor, vornehmlich Myrthenstauden; die sittigen Dirnen sagten auf Befragen lächelnd: „Schaun's der Herr, müssen doch halt zum Brautkranz sehen." O Frieden heiliger Unschuld, die mitten unter Drangsal und Kummer die Pflege der heitern Menschenblüthe nicht vergißt, sie in seligem Glauben an ihrem Busen erzieht! — Recht bedeutungsschwer und wehmüthig war mir in meiner Pilgerschaft das Gemälde einer Völkerwanderung anzusehen. — Ist doch keine Heimath auf Erden, keine Stätte des Ruhens und Rastens! Von Pol zu Pol magnetisch gezogen von innerm Treiben bewegt sich die Menschenfluth in ewigem Wandel und Wechsel, von Scene zu Scene.

Ich betrat den Saal mit einem Schauspiel im Inneren, das in seiner Realität dem Idealen die finsterste Folie unterlegte. Schiller's „Räuber" wurden dargestellt. Ohne Kenntniß der Sprache, in die das Stück übersetzt war, mußte die Erinnerung hier nachhelfen. Deklamation und Geberdenspiel waren charakteristisch, ohne künstliche Berechnungen, rein und kräftig gehalten, wie dies der Natur dieses Volkes zusagt. — Karl Moor schien für des Normannen Kühnheit geschaffen zu seyn, wie Amalie für die keusche Sittigkeit einer lieblichen Walkire. Mit den Andern aufgeregt und befriedigt verließen wir das Theater und Arensdal, über die Kiöllen zurück, welche im Schein der Laternen, die am Stirnband unserer Pferde hingen, mit schauerlichem Helldunkel, mit wunderlichen Gestalten uns umspielten.

Mitternacht sah uns in Graemstadt, und es schlug nun die Stunde der Trennung. Gerührt nahmen wir von unserm Wirth und seiner liebenswürdigen Familie Abschied. Eben so ungern, wie wir schieden, sah man uns scheiden; ein biedrer Handschlag der Treue erklang in der Runde. Auch Garetha lispelte ein Lebewohl, und wehmüthig ging ich mit dem schmerzlichen Gefühl des Nimmerwiedersehens dieser guten Menschen, die

mit reiner Kraft im Heiligthum der Natur leben — ging mit der Gewißheit einer Trennung von ihnen, zwischen der ein Grab liegt.

Von mannigfachen Gedanken bestürmt, stieg ich an Bord, und schiffte auf dem Ocean der Phantasie nach der Feeninsel der Träume. Bei dem Erwachen war Norwegen meinem Auge entschwunden; eine andre Gegenwart umgab mich, um wieder zu entfliehen. Aber für immer, unter allen Wechselspielen bewegten Lebens, bringt mir liebende Erinnerung die freundlichen Augenblicke jener skandinavischen Wanderung wieder zurück. v. D**.

## B u n t e s.

In der „musikalischen Zeitung" (Nr. 5.) berichtet ein Correspondent aus Mailand: „Rossini äußerte sich vor wenigen Tagen: „Glaube mir, es ist vergebliche Mühe, in Italien höhere Musik zu schreiben: die Zuhörer schlafen dabei ein." — Das ist nicht wahr; bei Mozarts Opern und bei Winters „Mahomet" waren die Mailänder hübsch wach. Ich bemerkte ihm dies, allein er schwieg dazu. Nun sagte ich ihm: „Ich hoffe, Du wirst in Wien ganz anders schreiben als in Italien, und wünsche es um so mehr, damit Du Dich einmal als wahrer Meister zeigen und Vielen die Mäuler stopfen möchtest!" worauf er antwortete: „Sey versichert, daß ich mir in Wien viele Mühe geben werde; die kleine Flöte soll keine Note mehr bekommen, den Gesang will ich wie gewöhnlich behandeln, dafür aber bessere Chöre und Finale liefern." — So weit jener Correspondent; ich setze hinzu: Es wäre nicht unmöglich, daß wir in unserm lieben Deutschland — welches trotz seiner tüchtigen Meister in allen Künsten und Wissenschaften immer Absprünge macht, um dann, nach Verlust von Zeit und Kräften, sich wieder zum Gediegenen zu wenden — bald viele Componisten klingeln hören, die sich Rossini zum Vorbild nehmen, während dieser selbst nach Deutschland kommt, mit dem festen Vorsatze: den italienischen flachen Ohrenkitzel gegen die Tiefe und den Charakter besserer Werke zu vertauschen. Leicht ist es, mit dem, was der Menge beliebt, sich augenblicklichen Ruhm zu erwerben, aber man verliert solchen Ruhm noch leichter, als er gewonnen wird.

Nach dem „Oppositions-Blatt" haben in der Gegend von Jean Jaques auf der Insel Cuba achtzig neuangekommene Negerinnen, die auf eine Pflanzung (Kolonie) gebracht wurden, sich bei religiösen Feierlichkeiten und Tanz selbst in die Flammen gestürzt, nachdem man viele Ergötzlichkeiten veranstaltet hatte, um ihnen die Heimath vergessen zu machen. — Das ist ein Heldenmuth für Vaterland und Freiheit, der, von einem angeblich cultivirten Volke gezeigt, gewiß vielen Dichtern Stoff geben würde zu Oden für unsern Welttheil — jetzt aber ist vorläufig dem gepriesenen Europa Gefühl und Gerechtigkeit zu empfehlen, damit die Cultur auch ein Vermehren des Menschenwerths sey, nicht bloß ein Brüsten des Volksthums, ein Ausbruch des Stolzes und eine Unterdrückung des Herzens.

Canova soll seine Statuen zuletzt mit dem Wasser des Schleif-Apparats waschen lassen, womit die Meißel geschärft werden; dies, sagt man, gäbe ihnen die Eigenthümlichkeit, welche sich in der Politur seiner Bildner-Werke durch Weichheit kund giebt. — Es will scheinen, als ob Canova dem Berichterstatter eine Nase gedreht habe.

Swift pflegte zu sagen: „Wortspiele werden nur von denen verworfen, die keine machen können!" (None dislike puns, but those who can't make them.) Ein gutes Wortspiel ist auch guter Witz; aber bei diesem, wie bei jenem, giebt es falsche Pointen, und diese sind dann kein Witz, sie mögen mit oder ohne Wortspiel entstehen.

Kotzebue's Mutter (eine kenntnißreiche und liebe Frau, der Gott ein hohes Alter schenkte, von dem sie wohl gern ein Paar Jahre zum Opfer gebracht hätte) schreibt jetzt ein Werkchen über die frühere Lebens-Periode ihres Sohnes, weil viele Unrichtigkeiten darüber verbreitet sind. Es sey ihr Kraft verliehen zu dem schmerzvollen Geschäfte!

Im „literarischen Wochenblatt" (Nr. 11.) ist, ohne ein zweifelndes Beiwörtchen, geäußert: der verstorbene Dichter Wetzel sey Verfasser der Rezension des „Yngurd", welche die „Müllneriana" veranlaßt hat.

Hr. Harms (der für seinen Ruhm einen Theater-Coup durch die bekannten Thesen aus zu führen gedachte) würde in einer neuen Auflage der „Real-Encyclopädie" zwischen „Harmonik" und „Harnisch" zu stehen kommen; gegenwärtig hat er im Leben dieselbe Stellung, und wir werden ja sehen, ob er klüglich zu innerer Harmonik sich neigt oder sich ferner im Harnisch zeigen will. Th. Laurin.

## A n e k d o t e.

Helvetius Kutsche wurde in Paris, wegen eines Wagens mit Holz, in einer Straße aufgehalten. Ungeduldig darüber, und da der phlegmatische Fuhrmann nicht mit dem besten Willen Platz machte, schalt Helvetius den Träger einen Lumpenhund. — „Sie haben Recht," erwiederte der Fuhrmann ruhig, „ich bin allerdings ein Lumpenhund und Sie ein Ehrenmann; denn ich gehe zu Fuß neben meinem Wagen, Sie aber sitzen in einer Kutsche." — „Freund," entgegnete Helvetius, „ich bitte um Verzeihung. Ich habe Unrecht; Ihr habt mir eine heilsame Lehre gegeben, die wohl belohnt zu werden verdient." — Er gab ihm sechs Franken, und befahl seinem Diener: dem Fuhrmann bei seinem Geschäfte, seinen Wagen bei Seite zu schieben, hülfreiche Hand zu leisten.

M—r.

## Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

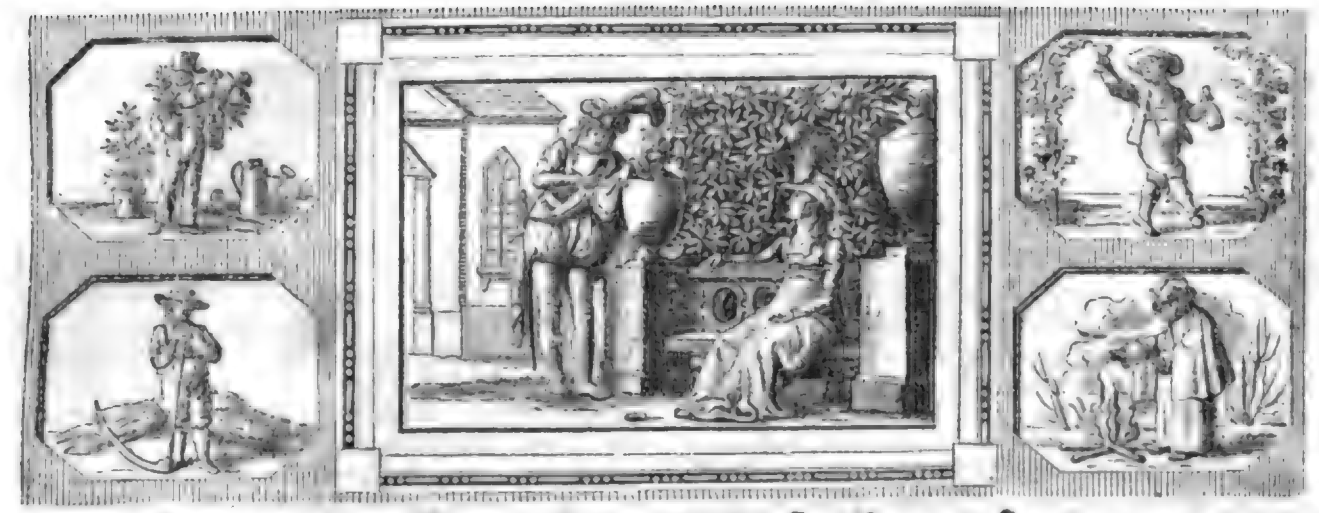
**Literatur.** „Friedrich Leopold Grafen zu Stolberg kurze Abfertigung der langen Schmähschrift des Herrn Hofraths Voß wider ihn. Nach dem Tode des Verfassers vollendet von dem Bruder herausgegeben. Nebst einem Vorwort des Herrn Pfarr-Dechant Kellermann in Münster.“ (Hamburg, bei Perthes und Besser.) Dies ist der Titel einer Schrift, welche, durch widerwärtigen Streit veranlaßt, die lebhafteste Theilnahme derer erregen muß, welche gern wissen möchten: was endlich die vielen Gährungen in den Ideen der Zeit hervor bringen werden? — In dem Vorworte berichtet Herr Kellermann über die letzten Stunden und Aeußerungen Stolbergs, die ein klares, gläubiges Gemüth und die Ueberzeugung bewähren: daß er die Behauptungen des Hofr. Voß widerlegen mußte, zur Aufrechthaltung der Wahrheit und der Ehre seiner Familie. Die Gegenschrift selbst ist mit ruhigem Vertrauen auf sich und das rechtliche Gefühl Anderer abgefaßt; sie beweiset in einem würdigen, nur selten gereizten Ton: daß der Graf nicht früher, als er angab, zur katholischen Religion sich gewendet, und er seine Kinder auf keine Weise gezwungen oder überredet hat, noch viel weniger eine Tochter deshalb habe einsperren lassen; sie beweiset: daß ein von Voß erwähnter Brief Lavater's verfälscht sey; daß der bekannte Dichter Jacobi seine, anfänglich ausgesprochenen (von Voß benutzten) Vorwürfe öffentlich, als in der ersten Aufwallung geschehen, zurück genommen und sich mit Stolberg, wie es auch Gleim gethan, ausgesöhnt hat. Die Voßische Angabe: es hätten in Münster „dem bethörten Stolberg die dortigen Wunderthäter, durch Bischofswerdersche Kunst, das Bild seiner (Tochter) Agnes gezeigt, die ihm versichert: sie sey in der Todesstunde bekehrt worden“ — wird für ein „albernes Mährchen“ erklärt, auch die Ansicht mitgetheilt, nach welcher die Religions-Veränderung erfolgte. — Die Fortsetzung des Aufsatzes, von dem Bruder des Grafen, hat nicht die ruhige Haltung, welche der Verewigte sich vorschrieb. Obwohl es anders besser wäre, doch dürfen wir darüber nicht so schwer rechten mit dem, der eben den geliebten Bruder zur Gruft geleitete und nun den Kampf für die angetastete Achtung desselben als erstes Geschäft geerbt hat. Zur Erläuterung und Bestätigung der Angaben sind noch Beilagen angehängt, welche innig und unverwerflich für den Charakter des Angegriffenen bürgen. — Was aber ist von dem Streite zu halten? — diese Frage mag Viele beschäftigen, und ich wünschte: daß sie für beide Theile ehrenvoll beantwortet werden könnte; denn Geachtete achtungslos darstellen zu müssen, das thut nicht dem Einzelnen allein, es muß dem ganzen Volke, dem sie angehören, weh thun. Was den Grafen F. L. Stolberg betrifft, so halte ich ihn persönlich für gerechtfertigt; scheide ich aber seine That von seiner Persönlichkeit, so muß ich es bedauern: daß Männer von Talent Beispiele geben, die nicht nachahmenswerth sind. Der Graf war des Protestantismus müde, weil dieser, noch in steter Bewegung begriffen und das Gesetz des Fortschreitens in sich tragend, ihm nicht den Frieden brachte, welchen er suchte. Um Ruhe zu haben, gab er ein Vorwärtsgehen auf — für ein angebliches Feststehen, welches er durch den Glauben als sein Ziel ansah. Weil aber bei solcher Müdigkeit der schöne Zweck des Protestantismus: die Religion bis zur reinsten Klarheit der Moral, bis zur Selbstständigkeit ohne Erdichtung, Wunder und Wahn zu bringen, nicht erreicht werden kann, so ist es Schade, wenn wackere, zur Wahrheit tüchtige Männer sich ihr entziehen. Fühlen sie aber im Genusse des Vorhandenen sich glücklich, so hat Niemand mit ihnen zu hadern: ihre innere Zufriedenheit ist ihre Rechtfertigung, die kein Besonnener antastet. Diese Besonnenheit bewies Herr Hofrath Voß nicht, doch mag dies wohl in zu großem Eifer geschehen seyn, denn das Wesen des Protestantismus hat er deutlich gefaßt, sieht eben so deutlich: daß man ringsum der Reformation Grenzmarken setzen und diese immer weiter zurück drängen will. In solchen Betrachtungen ereignet es sich wohl: daß man Vieles voraus sich im Zusammenhange denkt, was doch nur durch die späteren Begebenheiten in scheinbare Vereinigung tritt, wie denn Alles endlich in dem Rahmen der Zeit als sich anschließend gedacht werden kann. Daß aber Herr Hofrath Voß in seinem unverwerflichen, ja der Idee nach sogar rühmlichen Willen nicht jede Persönlichkeit vermied, nicht auch den alten Freund dann noch schonte, wenn die Herzen älter wurden, als die Freundschaft, das erscheint mir unter allen Umständen tadelnswerth. Dies ist die Ansicht eines Einzelnen, den die Meinung erfreut: daß Herr Hofrath Voß die kräftige Richtigkeit seiner Andeutungen mit Festigkeit behaupten — Uebereilungen aber und Irrthümer nicht abläugnen, sondern sie mit der allgemeinen Schwäche der menschlichen Natur entschuldigen und ausrufen wird: Friede sey mit dem Freunde, dem ich in Unbedachtsamkeit, und mir zum Schmerze, an der Schwelle seines Grabes feindlich begegnen mußte! G z.

Mehrere Parlaments-Mitglieder (namentlich Hr. Vansittart und der Richter Bailey) haben im großen Ernst versichert: die National-Schuld mache den National-Reichthum aus, und wenn man dem Volke in England neunzehn Zwanzigtheile seiner Lasten abnähme, würde man es nicht glücklicher machen, als es jetzt ist. Nach dieser Voraussetzung könnte man auch meinen: der Theil des geistigen Vermögens, welcher jenen Herren fehlt, sey ihr bester Reichthum, und wenn man ihnen ihre confusen Begriffe nähme, so würden sie sich sehr unglücklich fühlen. (Morn. Chron.)

Eine vegetabilische Merkwürdigkeit ist ein im Mosel-Departement, bei der Kirche von Bettange, stehender Ulmbaum, welcher 14 Fuß im Durchmesser hat. Er ist hohl, und zwar theilt diese Hohlheit sich schichtenweis ab durch förmliche Lagen, so daß man dazwischen durchkriechen kann. Die Sage erhebt das Alter dieses Baumes bis in die Zeit der Druiden-Verehrung, deren Feierlichkeiten er geweihet war. (Journ. d. Par.)

Neue Versuche, die unlängst zu St. Jago in Chili von Joseph des Espinosa und Felipe Bauza gemacht wurden, scheinen zu beweisen: daß sich der Schall in einer Sekunde 1,227 englische Fuß fortpflanzt, wenn die Temperatur 73°,5 Fahrenheit und der Barometer 27,44 Zoll hat. (Quaterly Journ.)

**Beilage:** Bemerker No 4. und Blatt d. Ankündigungen No. IV.




# Der Gesellschafter
oder
# Blätter für Geist und Herz.

1820. Freitag den 25. Februar. 32stes Blatt.


## Herzog Ernst von Nassau.

### Eine Ueberlieferung aus der Chronik.

Der Herzog Ernst von Nassau war zur Zeit der Kriege zwischen den Spaniern und Mauren in Spanien, und folgte dem königlichen Hofe nach Andalusien, wo dieser einen Theil des Sommers zubringen wollte. Auch die damals zweijährige Infantin Isabelle war dahin mitgenommen, begleitet von zween Fräulein des Hofes, Beatrix von Castro und Leontine von Almada. Beatrix starb bald nach ihrer Ankunft und die vornehmsten jungen Mädchen von Andalusien bemühten sich, die Stelle zu erhalten. Donna Elisa zeichnete sich durch eine hohe Abkunft, durch Reinheit der Sitten, Schönheit und Geist unter ihnen aus; der Herzog Ernst hatte sie einige Mal auf dem Landschlosse ihres Vaters, des Grafen Love de Cerdamare, gesehen und war von ihrer Liebenswürdigkeit hingerissen. Da er in der Umgebung des Königs bleiben wollte, so wünschte er auch Elisa dahin zu bringen, und es gelang ihm. Seine Liebe zu ihr ward aber immer stärker; sie war so wenig mit sinnlichen Gefühlen vermischt, als die Liebe zu einem Weibe es seyn kann. Ganz rein davon wird sie nie gefunden: welche Betheuerungen darüber auch die sittigsten und edelsten Jünglinge geben mögen, die in der ersten Zeit eines aufkeimenden Gefühls jeden sinnlichen Gedanken mit Unwillen verscheuchen. Des Herzogs feste Absicht, als er seine Leidenschaft nicht zu bezwingen vermochte, war, Spanien zu verlassen, um Elisa's Zartgefühl durch keine Unvorsichtigkeit zu verletzen und auf ihren Ruf auch nicht den Schatten eines Nachtheils zu bringen. Er gedachte damals auch noch seines fürstlichen Standes, seines Ranges und seiner Verbindungen in Deutschland; doch die Liebe gab ihm bald tausend Gründe, der Stimme seines Herzens zu folgen, rief ihm auch Beispiele solcher Verbindungen deutscher Fürsten ins Gedächtniß und er verhehlte seine Gefühle nicht länger. Elisa, durch sein Betragen von der Rechtlichkeit seiner Wünsche überzeugt, verbarg ihre Gegenliebe nicht; aber alle Beweise derselben waren auch Bilder eines edlen Charakters, eines fleckenlosen Herzens und der höchsten Sittlichkeit; eine reine Seele wandelt die Leidenschaften selber zu Tugenden um. — Der Herzog bewarb sich nun um des Fräuleins Hand; sie ward ihm von Elisa, von ihrem Vater und von dem Könige bewilligt und die Verhältnisse: Aehnlichkeit des Charakters, Gleichheit des Alters, eine hohe und edle Herkunft Beider, der Besitz großer Reichthümer, Alles gab ihnen gegründete Hoffnungen zum Glücke — aber das Schicksal hatte ihnen Prüfungen bestimmt.

Wenige Tage nach ihrer Verbindung reiste der Hof nach einem königlichen Schlosse, welches sich am Guadalquivir erhob, nahe an der Mündung dieses Flusses, wo er in das Meer ausströmt. — Die Herzogin von Nassau hatte ihren Dienst bei der Infantin noch nicht verlassen, und mußte, zu ihrem Unglück, dahin folgen. Das zweite Hoffräulein, Leontine von Almada, ward von dem Don Federico von Cardose geliebt, der ein Landhaus an dem andern Ufer des Guadalquivir bewohnte. Er kam an jedem Tage, in einem Boote, zu

seiner Geliebten; sie pflegte ihm entgegen zu eilen und mit ihm in dem Schatten der Bäume umher zu gehen, welche sich an dem Ufer wölbten. Oftmals führte sie die Infantin mit sich, wenn der König und die Königin abwesend waren. — Der Herzog war eines Tages mit den von Deutschland erhaltenen Briefen beschäftigt. Elisa, welche sehr selten ohne ihn ausging, verließ ihre Wohnung, als sie erfuhr: daß Leontine mit der Infantin nach dem Ufer gegangen sey. Sie war eine innige Freundin des Fräuleins und eine Vertraute ihrer Liebe. Der Herzog, als er die Briefe gelesen hatte, suchte Elisa, fühlte aber keine Besorgniß, da er sie nicht fand. Von Leuten, die sie weggehen sahen, erfuhr er: daß sie nach dem Flusse und von da, als sie Leontine nicht gefunden, weiter dem Meeresufer zugegangen sey. Als es aber zu dunkeln begann, ward er unruhig; er sandte Diener aus und folgte ihnen bald selber. Als sie an den Platz kamen, wo Federico gewöhnlich landete, fanden sie das Boot umgestürzt. Eine schreckliche Ahnung erfüllte jetzt seine Seele; von dem tiefsten Schmerze durchdrungen, eilte er mit allen seinen Leuten an das Meer, bald Elisa, bald Leontine, bald Federico rufend. Vergebliches Rufen, denn keine Antwort folgte! Jeder Schritt erhöhte seine Angst; die Nacht brach herein und es wurden Fackeln gebracht: ihr Leuchten durch die Finsterniß vermehrte das Schauervolle der Scene. Der Herzog, dem Wahnsinn nahe, forderte mit lautem Geschrei seine Gattin von dem Himmel, von der Erde, von den Menschen. Mit dem anbrechenden Morgenlicht kehrte er zu dem Boote zurück, um da nochmals eine Spur auf zu suchen. Ach, er fand sie! An dem Boote bewegten die Wellen einen Streifen weißen seidenen Zeuges; Diener wateten durch das Wasser und fanden Leontinens Leiche, unter dem Boote von dessen Drucke nieder gehalten. — Der Herzog, zum Himmel aufblickend, rief: „Willst du mir so auch Elisa wieder geben? Nein! ehe bedecke meine Augen mit einem ewigen Schleier. Doch, gieb sie mir, daß ich die geliebte Leiche mit meinen Thränen und mit meinem Blute benetze und sterbe!"

Nach wenigen Stunden war der Strom mit zusammen gerufenen Schiffsleuten bedeckt. Sie tauchten unter, sie durchsuchten die geheimsten Tiefen des Wassers und brachten zwei Todte, die sich fest umschlossen hielten: es war Don Federico und dessen Diener, der das Ruder führte; der Tod hatte die Bande geschlungen. Jetzt kamen Elisa's Vater, Federico's und Leontinens Verwandte und beweinten die Verlorenen. — Der König und die Königin eilten von Sevilla, wo sie sich eben befanden, herbei und klagten um die Infantin. Die Königin Ormitzinde — die Tochter des berühmten Pelages, ersten Königs von Asturien — war eine der edelsten Frauen und liebte ihre Tochter mit der höchsten Zärtlichkeit. Von allen Seiten erschollen Seufzer und Klagen. (Die Fortsetzung folgt.)

## Ueber Scott, Byron, Herbert und Moore, die vier besten lebenden Dichter Englands.

(Aus dem Englischen.)

Keinem Leser von Geschmack und Gefühl wird es einfallen, einen fünften der lebenden englischen Dichter den vier genannten gleich stellen zu wollen. Sie mit einander zu vergleichen, dürfte nicht ohne Interesse seyn. Scott's Gedichte haben sämmtlich dieselben Schönheiten und dieselben Fehler; in allen entfaltet er eine scharfe Entwickelung der Charaktere, eine große Leichtigkeit, seine Personen fein zu nüanciren, eine glückliche Aufstellung literarischer und antiquarischer Kenntnisse in gefälliger poetischer Form, und ein unübertroffenes Talent, Natur-Scenen zu malen und sie als lebendes Bild her zu zaubern. Seine Fehler, mehrentheils eine Folge der Leichtigkeit und der Eile, womit er arbeitet, bestehen in schwachen nachlässigen Stellen, die nicht selten zum Gemeinen herab sinken; in einer weitschweifigen gedehnten Schreibart, in Mangel an gedrängter kräftiger Kürze, in Planlosigkeit, welche besonders am Ende seiner Schöpfungen bemerkbar wird. — Byron's Verdienste und Mängel sind von ganz anderer Art. In der Zeichnung abwechselnder Charaktere zeigt er wenig Kunst, desto mehr dagegen in der kräftigen Aufstellung eines finsteren Haupt-Charakters, der in seiner Seele zu spuken scheint und mit seinen eigenen Gefühlen zusammen trifft. Er besitzt nicht Scott's Gabe: jeden Auftritt dem Auge, durch das Malen des kleinsten Umstandes, lebendig dar zu stellen; dagegen legt er seinen Lesern das innerste Herz seiner handelnden Personen vor. Wir sind mit der Gestalt, dem Tone, der Unterhaltung und dem ganzen Aeußeren aller derer bekannt, die Scott auftreten läßt; mit Byron's Helden hingegen könnten wir wochenlang umgehen, ohne sie aus ihrem Benehmen, aus ihrer Sprachweise wieder zu erkennen, wenn wir auch noch so bekannt mit ihrem Inneren und ihrer Denkweise sind. Byron's größte Stärke liegt in der Schilderung der Zärtlichkeit, der Verzweiflung, im Gemisch von Bildung und Wuth. Seine Darstellungen sind sämmtlich das Abbild allgemeiner Ideen, während Scott's Gebilde lauter Portraits zu seyn scheinen. Seine Dichtungsweise ist eben so ungleich, wie Scott's, doch aus verschiedenen Gründen. Wo es seiner Dichtung an Schönheit mangelt, ist sie nicht schwach aus Nachlässigkeit und zu großer Leichtigkeit im Hervorbringen, sondern sie ist dunkel, abgebrochen oder gar abstoßend, weil er sich zu sehr den Irrsalen seines ausschweifenden Gemüths überläßt. — Herbert bleibt sich, als Dichter, gleicher wie Scott und Byron; es würde schwer seyn, ihn eines Fehlers

an Geschmack zu zeihen. Er legt mehr Abwechselung in seine Charaktere, als Byron, taucht aber nicht so tief als er in die Tiefe des Herzens, obgleich der letzte Gesang von „Helga" die ganze Gewalt des schaudervollen Pathos kräftig entfaltet. Auch versteht er es nicht, wie Scott, häusliche Sitten und Lebensscenen zu schildern. Er schweift mehr als Scott in den Gefilden der Einbildung umher, dringt aber nicht, wie Byron, in die Seele der Leidenschaften ein; in den Beschreibungen von Naturbildern steht er aber Jenem, dem Dichter von Schottland, nicht nach, und es ist schwer, zu entscheiden: welchem von den Dreien die Palme gebührt. Es giebt Stellen in Scott's und Byron's Gedichten und in Herbert's „Helga", welche mit dem Schönsten, was die Dichtkunst aller Jahrhunderte schuf, den Wettstreit aushalten können. Die doppelte Gabe in Herbert: poetische Kraft, verbunden mit Korrektheit des Verstandes, scheint ihn eher, als jene Beiden, zum Heldendichter zu berufen. — Moore's frühere Dichtungen führten keinen so ächten Stempel; er schien mehr nach dem Beifall der Damen zu geizen, als nach Dichterruhm; aber seine letzte poetische Geburt leistet Gewähr für ein ächtes Talent. Seine Phantasie ist glühend, sein Vortrag reich, obschon in Kraft ermattend, besonders im längeren Versmaas, und nicht selten durch die Buhler-Künste verunstaltet, die er noch nicht ganz abgelegt hat. Den Höhepunkt seiner poetischen Größe scheint er noch nicht erstiegen zu haben. L. T. Secha.

## Ueber das Lustspiel „Ton des Tages".

Der Verfasser des französischen Originals von dem Lustspiel „Ton des Tages" ist der Abbe d'Allainval, aus Chartres gebürtig, der am 2. Mai 1753 starb. Er hatte einiges Genie und kein Vermögen, kam jung nach Paris, legte Mantel und Kragen an, weil dieses zugleich das wohlfeilste und bequemste für ihn war, und schrieb zehn Jahre lang Lustspiele und Operetten, auch sonst kleine Schriften aller Art, historischen, satyrischen und kritischen Inhalts. Er brachte es nie so weit, daß er, was man sagt, ein Haus gemacht hätte, im Gegentheil fehlte es ihm nicht selten an Zimmer und Bett, und manche Nacht soll er in einer Sänfte zugebracht haben. Um so abstechender mit seinen Umständen ist eines seiner Stücke, welches sich großen Beifalls erfreut hat: „L'embarras des richesses". Dasjenige Lustspiel, aus welchem „Ton des Tages", von Julius von Voß, entstanden ist, heißt in der Urschrift: „L'Ecole des Bourgeois", ist am 20. September 1728 zum ersten Mal gegeben worden und zugleich im Druck erschienen. Es schildert die damaligen Sitten, nicht die heutigen. Schon der Theater-Dichter Saurin machte diese Bemerkung, als er d'Allainval's, für das größere Publikum berechnete Stück, im Jahr 1760 für das kleinere und feinere, unter dem Titel: „Moeurs du temps" umarbeitete, aber dabei wohlbedächtig einige, und zwar die pikantesten Scenen seines Vorgängers beibehielt. Der deutsche Bearbeiter der „Ecole des Bourgeois" ist ihr dagegen so treu geblieben, daß er sogar von 20000 großen Thalern spricht. Nur im dritten Akt ist die Entfaltung mehrerer Kunstfähigkeiten und Kunstfertigkeiten, Tanz, Gesang und Deklamation, eine glückliche Einschaltung, und gerade das, was den von ihm gegebenen Titel: „Ton des Tages" am meisten rechtfertigte. —*—.

## Ursprung der französischen National-Kokarde.

Carl VII., König von Frankreich, verlieh der, damals einzigen Reiterei, den Gensd'armen, eine weiße Standarte („cornette blanche" genannt), und zwar darum weiß, um sein Vertrauen zur heiligen Jungfrau an zu deuten, weil die Engländer, Herren von Paris, sich aus dem Schatz zu St. Denis der Orislamme und des königlichen Reichs-Paniers bemächtigt hatten; jene war roth, dieses blau. Nach dem Abziehen der Engländer wurden auf Kosten der Stadt Paris, und zum Beweise ihres Einverständnisses mit der vom Könige befohlenen Errichtung der ersten stehenden Truppen, diese beiden Standarten wieder hergestellt und allen Reiter-Corps verliehen. Als Ludwig XIV. Regimenter errichtete, gab er die weiße Standarte dem Regiment des General-Obersten der Reiterei, die Oriflamme dem Regiment des General-Feldzeugmeisters, das Reichspanier dem Regiment des General-Commissarius, und diese Ordnung bestand bis zur Revolution. Seit Vertreibung der Engländer blieben jene drei Farben stets dem französischen Heer, dem Volk und der Stadt Paris zu eigen, und am 13. Juli 1789 brachte man sie nur in der Kokarde zusammen. Dt.

## Gedanken, Sentenzen und Meinungen.

Glückliche Unterthanen sind der unversiegbarste Schatz eines Fürsten. Malesherbes.

Gold kann dir Fortuna finden; Geist verleiht Natur allein. Plautus.

Mißtrauische beweisen, daß sie große Schwächen und Wundheiten zu verbergen haben. Olearius.

## Passerats Apologie.

Ich liebe Margot und Paulinen,
Zwei Schwestern, mit den Amorinen
Und Grazien wohl nah verwandt.
Warum denn soll kein Doppel-Band,
Nicht diese Zwillings-Liebe taugen?
Liebt Jeder nicht die beiden Augen? —
Und wer mich unbeständig glaubt,
Der denke: daß im Lebenswalten
Zwei Anker mehr als einer halten,
Wenn Sturm die Sicherheit uns raubt. Haug.

# Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

Berlin. Wenn glänzende Thaten unsere Bewunderung erregen, wenn sie auf prunkende Weise gefeiert, durch bleibende Denkmale geehrt und belohnt werden, dann ist es billig: daß auch das bescheidene stille Verdienst Anerkennung finde. Es ist feurigen, für das Große und Schöne entflammten Seelen leicht, sich in Zeiten der Gefahr für das allgemeine Wohl zu opfern! aber schwer wird die Krone des Verdienstes auf dem lebenslänglichen Pfade des Kummers und des Duldens erreicht, und wohl recht hatte jener Philosoph, wenn er sagte: der größeste Heldenmuth wird zwischen den vier Wänden geübt. — Der Würdige, welcher hier siegreich hervor geht, ist um so mehr der Theilnahme würdig, als er durch äußeren Beifall nicht ermuntert, und einzig durch das ihm vorschwebende Bild moralischer Vollendung aufrecht gehalten wird, und wir wollen hier einem solchen Menschen Achtung zollen. — Jean Daniel Nicolas wurde zu Berlin am 1sten Februar 1761 geboren; er war der Sohn eines Gärtners, ein Abkömmling von den durch die Verfolgung unter Ludwig XIV. merkwürdig gewordenen Hugenotten. Von seinen Vätern erbte er, neben einer reinen aufgeklärten Religiosität, alle jene schätzbaren Eigenschaften, wodurch sich diese Martyrer des Glaubens so allgemeine Achtung erwarben. Er war ein wackerer Staatsbürger, ein zärtlicher Gatte, ein guter Hausvater, ein treuer erprobter Freund. — Der früh erfolgte Tod seines unbemittelten Vaters brachte ihn, den noch zarten Knaben, in eine, unter dem Namen Ecole de charité bekannte Armen-Erziehungs-Anstalt der französischen Gemeinde. Der junge Nicolas zeichnete sich, troß des dürftigen Unterrichts daselbst, so vortheilhaft aus, daß ihn die Vorsteher der Anstalt zur Pepinière für Kantoren und Schulmeister beförderten; und hier war es, wo der wißbegierige Knabe den Grund seiner so nützlichen Laufbahn legte. Er wurde bald nachher in Halberstadt als Kantor und Schulmeister angestellt und erhielt später den Ruf als Rektor an eine, damals von der französischen Gemeinde in Berlin gestiftete Schule, welche, für Nichtstudirende bestimmt, die Mitte zwischen dem Gymnasium und den Parochial-Schulen halten sollte. Diese Anstalt hielt sich, wegen Mangel an Fonds, nicht lange; wurde aber der Anfang von einer, in der Folge trefflichen Erziehungs-Anstalt Nicolas. Bei der Auflösung jener Schule nämlich überließ das Consistorium dem Inspektor derselben die Knaben- und dem Rektor Nicolas die Tochter-Schule auf eigene Rechnung, und dessen Thätigkeit und Sachkenntniß, verbunden mit der liebenswürdigen Weiblichkeit seiner schätzbaren Gattin, erhob bald seine Töchter-Schule zu einer der ersten unserer Hauptstadt. Diese Anstalt blühte bis zu jener unglücklichen Epoche (1806), wo wir, mit unserer Unabhängigkeit, zugleich die Liebe für die französische Sprache verloren. Dadurch entwich dieser Anstalt der Glanz, und dem Begründer derselben die Heiterkeit. Schwermuth lagerte sich auf seiner Stirn, und geheime Kränkungen mancher Art, verbunden mit Besorgnissen für die Zukunft, nagten an seinem Leben und bewirkten nach und nach eine Auszehrung, welche zuletzt mit einem Nervenschlag endigte. — Er starb, 60 Jahr alt, am 30. Dezember 1819, nachdem er nur zwei Tage bettlägerig war, in seinem Berufe: indem er noch am 28sten bis Mittag Unterricht gab, wo ihn zuletzt die Kräfte verließen, und er bereits zu sterben anfing. Er starb, verehrt von allen Rechtschaffenen, die ihn kannten, beweint von seinen Schülerinnen, die ihn kindlich verehrten. Ruhe, redlicher Dulder, erlischt die Achtung deiner Tugenden in dem Gemüthe deiner Freunde! Und manche gute Hausfrau, in deren Herzen du die Keime häuslicher Glückseligkeit pflanztest, feiert mit Wehmuth dein Andenken! — C. P. B.

Oehlgas. John und Philipp Taylor in England haben, nach verschiedenen Versuchen, eine wohlfeile und vortheilhafte Vorrichtung zur Gewinnung des Gases aus Wallfisch-Thran erfunden. Dieses Oehlgas soll große Vorzüge vor dem Steinkohlengas haben. Da es keine Schwefeltheile oder andere bei jener Gasart unangenehm wirkende Bestandtheile enthält, so fallen die Widrigkeiten weg, welche das Brennen des Steinkohlengases in verschlossenen Zimmern hat; es schadet also nicht dem Zimmergeräthe, den Büchern, Gemälden und dem Silberwerk, auch sind die kostbaren Vorrichtungen zur Reinigung des Steinkohlengases unnöthig. Da das Oehlgas kein unvermischtes Wasserstoffgas enthält, welches die große Hitze des Kohlengases verursacht, so entsteht hier keine größere Hitze, als wenn man Oehl in Lampen oder Lichter brennt. Die Vorrichtung zur Gewinnung des Oehlgases ist weit wohlfeiler; sie fordert weniger Arbeit und weniger sorgfältige Geschicklichkeit, und ist nicht so kostbar in der Ausbesserung, als die Vorrichtung zum Kohlengas. Ein Gallon gewöhnlicher Wallfisch-Thran giebt 90 Kubikfuß Gas. Eine Argandische Lampe braucht $1\frac{1}{4}$ Kubikfuß Gas auf eine Stunde, ein Gallon Oehl also, in Gas verwandelt, giebt 60 Stunden Licht. Ein solches Gaslicht brennt so hell als zwei Argandische Lampen oder 10 Kerzen. Man hat gefunden, daß man mit 1 Kubikfuß Oehlgas weiter reicht, als mit 4 Kubikfuß Kohlengas. Dieser wichtige Umstand hat die Folge, daß die Gasometer nicht so groß zu seyn brauchen, als bei dem Kohlengas. Die Vorzüge des Lichtes von Oehlgas vor jedem andern künstlichen Lichte erkennt man daraus: daß es die zarten Abstufungen zwischen gelb und grün fast eben so genau zeigt als das Sonnenlicht. (Quaterly Journ.)

Die Engländer schaffen jetzt ganze Paläste und Denkmale aus Venedig nach England, welche in ersterem Orte vernachlässigt dastehen. Sie lassen diese nämlich mit größter Sorgfalt abtragen, jeden Stein, jede Säule, Capitäler u. s. w. numeriren und so einschiffen; an Ort und Stelle werden sie dann mit wenig Kostenaufwand wieder zusammen gesetzt. (Journ. d. Par.)

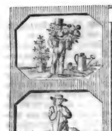
„Was denken Sie von der jetzigen Lage Frankreichs?" fragte neulich ein Franzose einen englândischen Liberalen. „Ich denke", erwiederte Letzterer, „daß das Volk und seine ministerielle Regierung den Duellanten gleichen, von denen Einer nur des Andern ersten Stoß erwartet, um ihn kräftig zu erwiedern!" (Independ.)

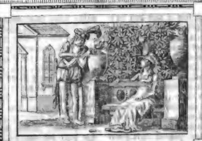
Durch die letzte starke Kälte ist im Departement des Ober-Rheins ein Berg des Voghesen-Gebirges (Bonhomme genannt) an verschiedenen Stellen förmlich aufgeborsten; durch die Oeffnungen dringt ein dicker Dampf. Seit mehreren Jahren bemerkte man schon: daß der Schnee auf diesem Berge immer schmolz, und vermuthet daher heiße Quellen im Inneren. (Independ.)

Aus Annan in England wird folgendes, in der Naturgeschichte der Vögel nicht unbedeutende Ereigniß berichtet: Eine gute Frau hatte bemerkt, daß seit dem Anfang dieses Winters ein Rothkehlchen sich vor der Hausthür eingefunden hatte und Körner auflas. Sie streute von nun an täglich regelmäßig Futter und das Vögelchen kam dann und pickte es auf. Nach dem strengen Froste im Januar sah die Frau eines Tages: daß der Vogel etwas mühsam herbei schleppte; sie trat näher hinzu und fand, daß es ein todter Vogel war — ebenfalls ein Rothbart, den sein Gefährte, in der Meinung, er lebe, wahrscheinlich vor dem Hungertode retten wollte. (Morn. Chron.)

Ein Kapuziner, welcher jetzt Paris durchläuft und sich schon so manche Verfolgung der Straßenkinder auf den Boulevards zugezogen hat, wollte vor einigen Tagen in den Garten der Tuillerien gehen; die Schildwache wies ihn aber zurück, mit dem Bedeuten: in den Tuillerien-Garten dürften keine Masken eingelassen werden. (Renommé.)

Mad. Catalani wird in England erwartet, um in der Oper zu singen. Die Herren Kelly und Water haben ihr für jeden Abend, an dem sie singen wird, 100 Pfund versprechen. (Morn. Chron.) Es läßt sich behaupten, daß mehrere erste Sängerinnen an deutschen Bühnen als festes Gehalt fast eben so viel bekommen, indem sie für 4000 Thaler jährlich vielleicht zehen Mal singen.








# Der Gesellschafter
oder
# Blätter für Geist und Herz.

1820. Sonnabend den 26. Februar. 33stes Blatt.


## Berliner Kaleidoskop.

### V.*) Das Rendez-vous in der Droschke.

Ihr armen Weiber! Wüßtet Ihr denn in Eurem zernähten, zerwaschenen und zerkochten Leben, daß Ihr eine Seele hättet, wenn Ihr Euch nicht damit verliebtet? Jean Paul.

Unter den Gegenständen, die schon seit längerer Zeit auf einer Liste von Artikeln paradiren, die ich mir zur weiteren Ausführung auf künftige Mußestunden bereit halte, nimmt ein Lobgedicht auf unsere Droschken nicht eben den letzten Platz ein. Ein Lobgedicht auf die Droschken? Nun ja! Man lache nicht! Haben sich doch größere Geister, als ich, an viel geringfügigeren Stoffen versucht, und ein schlichter Eimer, ein armseliges Notenblatt, eine unbedeutende Weiberlocke sind ihnen die Mittel zur Unsterblichkeit geworden in Zeiten, in denen sie in der That schwerer zu erringen war, als in unseren Tagen, wo es am Ende dazu weiter nichts mehr bedarf, als in allen Journalen postäglich dem Volke zu verkünden: „Ich bin unsterblich, daß Ihr's nur wißt!" — In meinem schon vollendeten Plan zu den zukünftigen acht Gesängen habe ich mich anschicken müssen, einen neunten an zu fügen, seitdem ich einen neuen, eben so glücklichen als originell ersonnenen Nutzen dieser Allerweltswägelchen kennen gelernt habe, von dem weder ich, noch — ich darf es behaupten — viele meiner Leser bisher ein Wort wußten.

Ich warf mich am vorletzten Donnerstag in eine Droschke, die ich in der Tauben-Straße aufgriff, um nach der Stadt zu fahren (wie man in Berlin saat, damit die City bezeichnend), wohin mich eine Einladung rief. Verdrießlich über manche unangenehme Schranke der Convenienz philosophirend, hatte ich mich in die linke Ecke des Fuhrwerks gedrückt, und wäre am Ende gar noch eingeschlafen, hätten mich nicht das Pflaster der Königsstraße und die Eishaufen, welche aller Polizei-Aufsicht trotzten, glücklicher Weise aus meinem fruchtlosen Somnambulismus erweckt. Die Droschke wurde plötzlich gewaltig umher geworfen, ich suchte nach dem Gesetz des Gleichgewichts mich zu fixiren, indem ich meinen Arm in die entgegen gesetzten Winkel stemmte (um nicht Zeufels Schicksal bei Jean Paul zu theilen) — und siehe da! ich stieß auf ein weiches, kleines Ding, das ich überrascht sogleich zu mir nahm, um den unerwarteten Fang näher zu prüfen. Bei dem Schein der nächsten Laterne sah ich, daß ich einen schon ziemlich abgetragenen Pompadour erwischt hatte. Ich konnte, neugierig wie ich bin, kaum erwarten: daß die ersten Begrüßungen im Hause meiner Wirthin abgemacht waren, und eilte dann in ein, durch eine Alabaster-Lampe magisch erleuchtetes Kabinettchen, um zu meiner Special-Inquisition zu schreiten. Der Pompadour war von ursprünglich weißer Farbe, so viel verrieth er deutlich an vielen Stellen, auf welche dunklere Teintüren noch nicht eingewirkt hatten, und den Stoff, aus dem er bestand, getraue ich mir, obgleich kein großer Kenner, geradehin auf Manchester zu bestimmen. Meine Leserinnen werden nun wohl schon ahnen, wie sich meine malerische Beschrei-

*) Nr. IV. siehe im Blatt 211 des „Gesellschafters" 1819.

bung vollenden werde; wirklich war er nach dem vorletzten Modegeschmack auf beiden Seiten mit Blumen sauber bemalt, deren nähere Bezeichnung ich indeß unterlassen muß, da schon gar manche Knospe durch Fettigkeiten und andere feindliche Stoffe zerstört war. Behutsam schritt ich nun zur Eröffnung meines Schatzes, und ich theile getreu mit, was ich fand, damit die rechtmäßige Eigenthümerin im Bureau dieser Zeitschrift ihren Besitz reclamiren könne. Zuerst fiel mir ein Billet in die Hände, das ich aber, aus übergroßer Neugier, mir nicht gleich Zeit nahm, zu entfalten, da mich ein gebauschtes Papier mehr anzog. Dies öffnete ich, und fand eine dunkelbraune, ziemlich starke Haarlocke, mit einem Goldfädchen an das Papier befestigt; im Kreise, den das Haar bildete, war ein Vergißmeinnicht gemalt, und darunter stand dieses Motto: „For meine Rike!!“ Man darf folglich kein Lichtenberg seyn, um hier die Bedeutung heraus zu finden: daß die Locke von dem Geliebten war und daß „meine Rike“ eben Besitzerin des Pompadours sey. Numero zwei war ein einfaches Nadelbüchschen, enthaltend ein halbes Dutzend Nähnadeln verschiedener Sorten, welches mich, combinirt mit Numero drei: einer Scheere und etwas weißem Band, in Zeitungspapier gewickelt, auf die Vermuthung führte: daß „meine Rike“ eine hier sogenannte Nähmamsell sey, die wahrscheinlich eben von ihrer Tagesbeschäftigung zurück gekehrt war. Numero vier bildete eine alte Börse, enthaltend den Tresor „meiner Rike“, nämlich: ein Zweigroschenstück, zehn Groschen Münze, zwei kupferne Dreier und ein rundes, geprägtes Stück Messingblech, wie es in Berlin die Färber als Marque aus zu geben pflegen, wenn man Zeuge färben läßt. Wodurch überdies sich zwölf Groschen Courant, apart in weiß Papier gewickelt, noch außerhalb der Börse im Pompadour vorfanden, das getraue ich mir wohl zu errathen, habe aber keinen Grund, meine Vermuthung Andern auf zu drängen. Für Numero fünf mögen einige Victualien passiren, die sich in einer Ecke des Tragbeutels versteckt hatten, ich meine drei Stück Zucker und ein bedeutender Theil einer Schlackwurst, muthmaßliche beaux restes der am Tage erhaltenen Nahrung, die „meine Rike“ als gute Wirthin zu sich gesteckt hatte. — Die genaueste weitere Durchsuchung ergab nun kein Resultat mehr, und ich öffnete das Billet, welches also lautet:

Herzens-Rike!

meine freudenreiche Liebe,

daß ich so lange nicht bei Dich, war der unangenehme Karnefall, wo der Graf alle Tage dreimal wo Anders, und jedesmal anders angezogen, und obendrein Wilhelm krank und keine Zeit zum Abkommen. Wie ich Dir aber doch liebe, ist Gott und mich bewußt, und wie jeht's Dich denn? Ich, for meine Perschon, liebe, schöne Rike, folge anjetzo mein schenstes Vergnügen, und sage Dich ganz affectirt aus die Seele 'raus, wie ich Dir liebe!! Aber der Drang meines Andenkens ist zu groß, und muß ich Dir endlich wieder sehen? — Heute gehst Du bei Müller's, also bringt Dich Heinrich diesen Brief, weil er doch hin muß, und weißt Du was! Heute Abend um achte muß der Graf in die Assample, da hat er einen Endzweck und mich nicht dabei, und will ich an Schandahren Marcht,*) wo die Troschken sind, auf Dir, mein Herz, stehen und warten, wo wir dann in eine Troschke zusammenfahren und plaudern kennen, da doch Deine Alte zu Hause. Die Locke hat mich der Portier wirklich pompese zurechte gemacht, und küsse ich Dir schon zum voraus, englische Rike. Atjeh! himmlische Freude, atjeh! Also auf den Abend in die Troschke! Dein Jean.

Jean ist Kammerdiener bei einem Grafen, so viel ist gewiß. Etwas Näheres über das interessante Rendezvous in der Droschke habe ich aber nicht erfahren können, denn es ist mir bisher nicht gelungen, dem Kutscher Nr. 45 wieder zu begegnen. Auch hätte ich gewiß dieses Bruchstück von den Memoiren Jeans und Rikens gar nicht bemerkt, wäre ich nicht durch die restirenden Eisberge in der Königsstraße, so zu sagen, mit der Nase auf erwähnten Pompadour gestoßen worden, und ich bitte die Leser um Entschuldigung, wenn ich etwa den Fund bloß deshalb für bedeutend gehalten habe, weil ich ihn beinahe mit Halsbrechen bezahlt hätte. T. Ws.

*) Berlinisch für Gensd'armen-Markt.

## Herzog Ernst von Nassau.

(Fortsetzung.)

Alle Bemühungen, die entseelten Körper zu finden, waren fruchtlos; man glaubte: daß die Wellen des Flusses sie in das Meer gespült hätten. — Der Herzog fiel in eine langwierige Krankheit, hoffte aber vergebens: das Ende seines Kummers in ihr zu finden. Nachdem er wieder hergestellt war, wünschte er sich von dem Hofe und der Welt zu entfernen, aber er konnte sich nicht zu der Rückkehr nach Deutschland entschließen. Das Land, wo Elisa geboren war, wo ihre Liebe ihn beglückt hatte, fesselte ihn; er blieb in Spanien. Als er über die Wahl eines Aufenthaltes nachsann, erinnerte er sich an einen früheren Bekannten, der, entfernt von der Welt, in einer wilden Gebirgsgegend lebte. Er reiste hin, blieb und theilte seine Einsamkeit mit ihm, und seine Verbindungen mit Deutschland hörten auf. In einer menschenleeren spanischen Gebirgskluft fand er zwar nicht die Freuden des Lebens, aber Ruhe nach dem Sturm. Einige Jahre darauf starb sein Freund; seine letzten Worte waren Segnungen für den zurück bleibenden Gefährten. Nach des Freundes Tode versank der

Herzog, der tröstenden Worte beraubt, in Schwermuth; aber so groß war noch immer seine Liebe für Elisa: daß er auch jetzt Spanien nicht verlassen konnte; doch hatte er die lange gehegten Hoffnungen, sie wieder zu finden, nun gänzlich verloren.

In einer Nacht, als ein heftiger Sturm ihn nicht schlafen ließ, erneuerte sich die Erinnerung an Elisa höchst lebhaft, mit ihr der Gedanke an eine Möglichkeit des Wiederfindens. Eine unsichtbare Gewalt trieb ihn zu der nahen Kapelle; er kniete nieder und betete mit lauter Stimme für die Geliebte. Sein Herz fügte zu den Worten den nicht ausgesprochenen Gedanken des irrdischen Wiedersehens. Alle Stürme waren entfesselt; der Himmel schien ein Feuermeer, Hagel prasselte auf die Felder, ringsum rollten die Donner, im Echo der Felsen tönten sie zahllos wieder, vereint mit dem Sturmgetöse des Meeres, und Schauer erfaßten selbst den an solche Scenen gewöhnten Herzog, denn die Natur schien in das alte Chaos zurück stürzen zu wollen. Erst am Morgen endigte das Gewitter und die reinsten Sonnenstrahlen strömten durch die Fichten des Gebirges. — Der Herzog ging in den Wald und, in Träumereien versunken, unwillkührlich bis an das Gestade. Er erstieg einen hohen Felsen, von dem er schon oft die Meeresfläche überschaut hatte. Er dachte wieder an Elisa. „Unermeßliches Meer!" rief er aus, „dein Anblick ruft mächtig Elisa's Bild in meine Seele zurück! Treuloses Meer, gieb mir wieder, was du mir geraubt hast!" — Als er an der andern Seite den Felsen hinab stieg, sah er auf der beruhigten Wasserfläche entfernte Gegenstände schwimmen und leichte Wellen trieben sie an das Ufer. Es waren zersplitterte Mastbäume, zerrissene Segel, ein Schiff mußte gescheitert seyn. Er stieg vollends an das Ufer hinunter, fand die Körper einiger Mohren, welche die Wogen ausgeworfen hatten, und zwischen den Wogen erblickte er zwei Menschen auf einem Brette schwimmend; Einer arbeitete noch mit aller Anstrengung, um das Land zu erreichen. Der Herzog kannte den Vorgrund des Meeres, eilte dorthin, wo man leicht an das Ufer kommen konnte, rief mit lauter Stimme den Schwimmenden zu, winkte und sah freudig: daß sie sich näherten. Er ging in das Wasser hinein, ihnen entgegen, reichte ihnen die Hand und sagte: „Muth, Freunde, Ihr seyd gerettet!" — Nur der Eine hatte noch die Kraft, sich auf zu richten, ein großer und starker Mann, in Sklavenkleidung; er betrachtete den Herzog mit Erstaunen und rief: „Gott sey gelobt, ich bin unter Christen!"

(Der Schluß folgt.)

## Erwähnungen.

Der bekannte englische Satyriker Gordon empfahl (zu Anfang des 18ten Jahrhunderts) den Damen einmal die Bibel in folgender Art: „Sie, meine Feinen und Wohlgezogenen, würden mich für einen ungebildeten Menschen halten, wollte ich Ihnen andere Bücher zur Lektüre vorschlagen, als solche, die Ihre Anbeter wohl parfümirt Ihnen auf die Toilette legen, und die nur dann für Sie Werth haben, wenn die eben gültige Jahrszahl auf dem Titel nicht vermißt wird. Da ich aber einen gar pfiffigen Geist habe, so empfehle ich Ihnen die Bibel — damit Sie dieselbe lesen — als ein Buch: das viele höchst curiose Geschichten und nicht wenig ausgeplauderte Geheimnisse enthält, von welchen Sie vorher niemals etwas erfuhren. Sie finden darin Galanterie und Liebeshändel, muntere Galans, Entführungen und Ehebruch, Belauschungen, Familien- und Staatshändel, Berichte von Pracht-Einrichtungen, brillanten Festen und Aufzügen; Schauspielstoffe, Gesänge und Tänze, überhaupt Alles, was Sie zu Ihrer Unterhaltung auf Erden für erforderlich glauben. Nächstdem können Sie dieses Werk, mit Bildern verziert, recht sauber gebunden und im Schnitt vergoldet, bekommen, so daß es ordentlich hübsch aussieht, wenn man es, so angethan, auf dem Putztisch sich denkt. Diesen stärksten Bewegungsgrund habe ich zuletzt aufgestellt, um des guten Erfolgs meiner Empfehlung ganz gewiß zu seyn."

In „Hippels Biographie" ist folgende Anekdote von Kant zu lesen: „In jener Welt" — so sagte Jemand bei einem Gespräche über das Jenseits zu ihm — „wird unser Einer Sie wenig sehen, indem Sie gewiß in Gesellschaft aller Gelehrten alter und neuer Zeit einen himmlischen Clubb schließen." — „Ach, Freund!" antwortete Kant, „bleiben Sie mir weg mit den Gelehrten! Wenn ich in der andern Welt meinem Lampe (so hieß sein alter Diener) begegne, so werde ich froh seyn und ausrufen: Gott Lob, ich bin in guter Gesellschaft!"

Zu dem Taschenbuch „Minerva" für 1820 gab Hr. Kähler (in etwas gekünstelter Form) einen Aufsatz, betitelt: „In welchem Alter steht jetzt die Menschheit?" Darnach sind die Deutschen eben im achten Jahre ihres geistigen Lebens. Wir wollten, es wäre diese Meinung nur im Humor zu äußern; die Basis aber, auf der jetzt die Geisteskräfte stehen sollen, wird fortwährend durch künstliche Mittel mehr noch eingezwängt, als das Fußwerk der chinesischen Damen. Darum ist es kein Wunder, wenn die Menschheit in psychischer Hinsicht noch öfter zum Fallen als zum Fortschreiten und Steigen kömmt, und es wäre vielleicht ein Zustand an zu nehmen, noch kindischer als jener, der nämlich: wo man die Menschheit entwöhnt — vom Geist.

A. Münde.

## Rath.

Folg' in irrdischen Dingen den Meisten; in göttlichen folge
Wenig betretener Spur — aber der besseren stets! Loheta.

## Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

**Königsberg.** Seit dem Anfange des Oktobers 1819 haben wir wieder ein Theater, welches, wenn es auch selbst billigen Erwartungen nicht allenthalben genügt, doch besser ist, als man vermuthete, und daher mit Nachsicht von uns aufgenommen wurde. Die Schauspieler-Gesellschaft des Hrn. Huray kam nämlich aus Danzig hieher, und nach einigen Debüts wußte sie sich durch ein mäßiges Abonnement eine feste Einnahme zu versichern, und es läßt sich behaupten: im leichteren Lustspiel, in kleineren Opern darf man mit ihr zufrieden seyn, weniger aber in der Tragödie und in großen Opern, obgleich wir mit Vorstellungen beider Gattung nur zu sehr überhäuft worden sind. Es fehlt durchaus an einem ersten Helden und Liebhaber, an einer ersten Liebhaberin und an manchem Andern. Unter der Gesellschaft zeichnen sich aus: Hr. und Mad. Gosler, als treffliche Sänger, die dabei auch durchdachtes Spiel zeigen; Hr. Huray d. Aelt. durch eine schöne kräftige Tenorstimme; Hr. La Roche im komischen Fache durch viele Gewandtheit ohne Ueberladung; auch können Hr. Lanz im Komischen, Hr. Huray d. Jüng. und Frau in leichteren und naiven Liebhaber-Rollen, Hr. Hagemann, ein sonst geschätzter Schauspieler und Schauspiel-Dichter, in ernsthaften alten Rollen, so wie einige Andere noch, genannt werden. Das Theater wurde eröffnet mit Grillparzers „Sappho", eine höchst unglückliche Wahl; die Ausführung war den Kräften der Gesellschaft so wenig angemessen, daß der Einsender dieses und mehrere andere Zuschauer im zweiten Akt davon liefen; desto angenehmer wurde man am folgenden Abend durch die Oper „Belmonte und Constanze" überrascht und mit der Gesellschaft wieder ausgesöhnt. Seitdem haben wir nun manches Gute gesehen, wie z. B. die Darstellung des „Vogelschießens", von Clauren, fast durchaus gelungen zu nennen war; so auch größtentheils die der Oper „Aschenbrodel", trotz dessen, daß Demois. Engst, welche die „Aschenbrödel" darstellte, zwar lieblich spielte und tanzte, aber eine viel zu schwache Stimme hat. Vieles jedoch ist über unsere Bühne gegangen, sicher nicht als Kunstwerk. Hierzu rechnen wir erst manche große Opern: die „Vestalin", „Fidelio", „Titus" u. s. w.; denn, ob auch Einzelne, z. B. das Goslersche Ehepaar durch Gesang und Spiel, und Hr. Huray d. Aelt. durch Gesang die Erwartung des Publikums befriedigten, so fehlt doch sehr viel hier, um eine gelungene Darstellung solcher Opern möglich zu machen. Ferner rechnen wir dahin große dramatische Stücke, als: „Wilhelm Tell", die „Jungfrau von Orleans", „Hamlet", „die Räuber" u. a., die noch bei weitem minder befriedigen konnten, als jene großen Opern. Auch ist es natürlich, daß die Schauspieler sich wenig in diese Stücke hinein studiren konnten, indem nur ein Paar Vorstellungen wiederholt wurden, sonst aber immer ein neues Stück das andere drängte. Rechnet man nun noch hinzu: daß regelmäßig fünf Mal in jeder Woche gespielt wird, oft auch sechs Mal, indem die Benefiz-Vorstellungen auf den einen freien Tag, den Mittwoch, verlegt sind, so ist leicht ein zu sehen: wie selten die Darstellung des neuen Stückes gründlich von den Schauspielern vorbereitet seyn konnte. Indessen wir freuten uns, doch wieder ein Theater zu haben, und zwar ein besseres, als wir gesehen hatten, seitdem Kotzebue die Direktion der Bühne nieder legte; gewiß würde es auch reichlicher unterstützt worden seyn, wenn man bei der Schauspiel-Direktion nur den guten Willen gesehen hätte, so manchem Mangel ab zu helfen. In diesem Sinne sprachen sich auch die Kritiken aus, die in den hiesigen Zeitungen erschienen. Zwei der Zeitungen, die Hartungsche und Degensche, lieferten nur einige etwas weitläuftige Beurtheilungen über einzelne Leistungen, von jenem wohlwollenden Sinne ausgehend; doch wurde oft der auch nur leise angedeutete Tadel so ungern gehört, daß man lieber verstummt, als durch zu scharfes Auffassen des zu Tadelnden einen großen Theil des Publikums die Freude über das beginnende Theater verbittern möchte, was sehr leicht geschehen kann, wenn auch der Ton der Kritik nicht an die unleidliche Sprache erinnert, deren sich neulich einige Rezensenten in den Berliner Zeitungen bedient haben, und die auch bei uns Unwillen erregte, wie denn Unsitte da, wo man nicht Parthei ist, vielleicht am meisten auffällt. — Die dritte Zeitung, die „Haberlandische", gab anfänglich ein vollständiges Repertorium aller Stücke, worin fast Alles vortreflich gefunden wurde; plötzlich erklärte aber der Herausgeber: daß dies Repertorium aufhöre und dagegen jede andere Beurtheilung u n e n t g e l d l i c h aufgenommen werden solle. Seitdem ist fast Alles schlecht! und die Gründe, die man für diesen Farbenwechsel angiebt, sind von der Art, daß ich sie lieber verschweige, weil sie der genannten Zeitung und ihrem Rezensionshandel nicht zur Ehre gereichen. — Eines Umstandes muß ich hier noch erwähnen: Ein Theil des hiesigen Publikums, besonders von der Gallerie, maßt sich die Unart an, fast nach jeder Vorstellung ein Gebrüll zu erheben, um diesen oder jenen Schauspieler hervor zu rufen, sollte es auch die todte Jungfrau von Orleans seyn oder kleine Ballet-Tänzer. Die vernünftigen Schauspieler sehen das Abgeschmackte davon wohl ein, haben aber nicht den Muth, durch ein Nichterscheinen sich gegen diese Unschicklichkeit auf zu lehnen. — Ueber unsere hiesigen Winter-Vergnügungen kann ich noch ein Paar erfreuliche Worte hinzu setzen: Für gesellschaftliches Leben ist auf mancherlei Weise gesorgt. Vor Allem sind hier zu erwähnen die gesellschaftlichen Zusammenkünfte bei dem General von Borstell, wo alle 14 Tage (Mittwochs) eine große Gesellschaft, gemischt aus allen gebildeten Ständen, zusammen kömmt, und wodurch er selbst das schönste Beispiel von dem giebt, was er oft laut als Wunsch geäußert hat: daß durch eine wahre Verschmelzung aller Stände im Leben — besonders der leider oft noch zu sehr sich einander entgegen setzenden des Militair- und Civil-Standes — Einheit, Vaterlandsliebe und höhere Bildung, mit Anerkennung dessen, was jedem Stande im Leben eigenthümlich gebühret, hervor gehe. Frohes Gespräch, Spiel, Musik, Gesang und Tanz erheitern den Abend, und Alles wird durch die freundschaftliche Aufmerksamkeit und Bemühung des Wirthes und seiner Frau Gemahlin noch mehr gefesselt und angezogen. — X —.

Hr. Ehrenhold in Copenhagen hat unlängst eine neue Bereitungsart entdeckt, die Alga marina zu Papier zu machen, das an Weiße und Stärke dem Linnen-Papier vor zu ziehen seyn soll. (Quaterly Journ.)



# Der Gesellschafter
oder
# Blätter für Geist und Herz.

1820. Montag den 28. Februar. 34stes Blatt.

## Herrn Ottberts Dienstag-Blättlein.
(Von dem Verfasser von „Wahl und Führung.")

### Das Purra bei den Bulamern.

In unsern früheren Romanen lasen wir Vieles von dem furchtbaren Walten des Vehmgerichts; in unserer letzten Zeit ist ein großes Gerede von geheimen Gesellschaften und Ordens-Verbindungen. Aber wird man uns glauben, wenn wir von einer Gesellschaft in Afrika erzählen, die ein geheimer Orden und ein Vehmgericht zugleich ist? — Dennoch berichtet uns Thomas Winterbottom in seiner Beschreibung der Küste von Sierra-Leona das Folgende:

„Unter den Bulamern am Scherbro existirt eine ganz eigene Art geheimer Verbindung, Purra genannt, deren Einrichtung zum Theil religiös, größten Theils aber politisch ist. Sie hat einige Aehnlichkeit mit der Freimaurerei, denn es werden keine Frauenspersonen darin aufgenommen, und die Mitglieder müssen sich vermittelst eines Eides verbindlich machen, Niemand die Geheimnisse zu entdecken und ihren Vorgesetzten und Obern eben so schleunigen als unbedingten Gehorsam zu leisten. Man nimmt Knaben von 7 bis 8 Jahren auf; vielleicht aber müssen diese so lange im Noviziat bleiben, bis sie das gehörige Alter erreichen, denn mit Gewißheit läßt sich hierüber nichts sagen, da es nicht nur äußerst schwer ist, hier Erkundigungen ein zu ziehen, sondern sogar zu befürchten steht: daß man sich durch allzu vieles Nachfragen eigener Gefahr aussetzt. Jeder, der in diese Gesellschaft tritt, legt seinen Namen ab und nimmt einen andern an. Sie haben ihren eigenen Chef, welcher der oberste Purra-Mann genannt wird und an der Spitze des Ober-Direktoriums steht, dessen Befehle alle untergeordnete Stellen und einzelne Mitglieder des Instituts unbedingt annehmen und befolgen müssen. Sie halten ihre Zusammenkünfte an entlegenen Orten, mitten in der Nacht und ohne daß Jemand das Geringste davon erfährt. Wenn sich das Purra in eine Stadt oder ein Dorf begiebt, welches allemal des Nachts geschieht, so verkündet es den Einwohnern seine Ankunft durch ein ganz entsetzliches Heulen und Schreien und den fürchterlichsten Lärm, den man sich nur vorstellen kann. Alle, welche nicht zu dieser Verbindung gehören, flüchten dann eiligst in ihre Wohnungen; denn Jeder, der sich auf der Straße betreten ließe, oder nur Miene machte, zu sehen, was vorgeht, würde auf der Stelle das Leben einbüßen. Um der weiblichen Neugierde Einhalt zu thun, müssen die Frauenspersonen so lange in ihren Wohnungen bleiben und in die Hände klatschen, als das Purra in dem Orte bleibt. Die Gesellschaft macht es sich — wie das Vehmgericht, welches vor Zeiten in Deutschland existirte — zum angelegenen Geschäft, Verbrechen zu bestrafen, besonders Diebstahl und Zauberei, mehr noch die Widerspenstigkeit und den Ungehorsam seiner eigenen Mitglieder. Der Verbrecher wird so schnell und so ganz in der Stille mit dem Tode bestraft, daß man nie erfährt: wer es gethan hat. Ja, die Furcht vor diesem Institute geht so weit: daß man sich nicht einmal darnach zu fragen getraut. Wenn zwei benachbarte

Völkerschaften mit einander in Krieg verwickelt sind und man denselben beendigt wünscht, so droht man ihnen mit der Rache des Purra, wofern sie die Feindseligkeiten nicht einstellen würden. Das Nämliche geschieht, wenn zwei Familien mit einander in offener Fehde begriffen sind. Es wird Keiner in diese Gesellschaft aufgenommen, bis sich zuvor einige Freunde, die bereits dazu gehören, durch einen Eid verbindlich machen: ihn auf der Stelle zu tödten, wofern er die ihm anvertrauten Geheimnisse verrathen oder während der Aufnahme zurück treten werde. In jedem Distrikte, worin die Gesellschaft sich aufhält, hat sie ihren eigenen Wald, wohin diejenigen, welche derselben beitreten wollen, gebracht werden, und so lange sich aufhalten müssen, bis man sie wirklich einweihet. Wenn Jemand, es sey nun aus Unwissenheit oder Neugierde, in einen solchen Wald ginge, so würde man nicht das mindeste Bedenken tragen, ihn zu tödten, und kein Mensch würde wissen, wo er hingekommen ist. — Das Purra beschränkt sich meist nur auf die Gegenden von Scherbro; wenigstens erstreckt es sich gegen Norden nicht bis an Sierra-Leona, und nicht einmal bis an den Fluß dieses Namens. Die Einwohner daselbst haben einen Abscheu vor dieser Gesellschaft, und wenn nur davon gesprochen wird, so sieht man es ihnen an, daß ihnen angst und bange davor ist." — „Bei den Susuern giebt es ein gewissermaßen ähnliches Institut, Semo genannt."

Man hat in diesen geheimen Gerichten eine altgermanische Anstalt erkennen und auf eine frühe Verbindung dieser Negerstämme mit Vandalen-Schaaren schließen wollen! Aber bedarf es solcher Umschweife? einer so unwahrscheinlichen Annahme? — Kann nicht der im Ganzen überall gleiche geistige Organismus des Menschen in den fernsten Theilen der Erde gleiche Erscheinungen hervor bringen?

## Herzog Ernst von Nassau.

(Schluß.)

Der Andere schien todt; er ward los gebunden an das Ufer gebracht und der Erste sagte: „O daß Rettung möglich wäre! Es ist eine Spanierin, für die ich mein Leben opfern würde!" — Sie war in männlicher, prachtvoller maurischer Kleidung. Ihre Besinnung kehrte zurück, sie seufzte, erkannte den Sklaven und sagte: „Farguelo, wo sind wir?" — „Ich glaube, auf dem Boden Eures Vaterlandes; dieser — er zeigte ihr den Herzog — nimmt so viel Antheil an Euch, wie kein Barbar thun würde." — Bei diesen Worten sah sie den Herzog an; Erstaunen und Verwirrung sprach aus den Blicken Beider; die Fremde faßte sich zuerst, sie ergriff die Hand des Herzogs und da sie eine Narbe daran fand, schrie sie laut auf vor Freude; der Herzog erkannte Elisa — und keine Sprache vermag das Glück dieser wieder vereinten Liebenden zu schildern.

Der Herzog und Farguelo führten nun Elisa nach des Herzogs Wohnung; sie sah die Einfachheit und Aermlichkeit derselben mit Rührung. Aber nun fesselte ihn nichts mehr an Spaniens Boden und an die Einsamkeit, und da Elisa's Vater von dem Leben geschieden war, so traf der Herzog schnelle Anstalten zur Reise nach seinem Vaterlande. In den wenigen Tagen, die sie noch in der Gebirgs-Wohnung zubrachten, erzählte Elisa ihre Begegnisse und Leiden.

„Als ich Leontinen nach dem Ufer des Guadalquivir folgte, fand ich sie mit Federico in das Boot steigend, um den Fluß hinunter zu fahren. Meine Furchtsamkeit hielt mich ab, sie zu begleiten. Sie ließen die Infantin, die ihnen lästig war, bei mir, und ich ging mit ihr zu der Mündung hinunter. Hier setzten wir uns an den Fuß eines Hügels und pflückten Blumen zu einem Kranze für Leontinen; da ergriffen uns fünf wilde fremde Männer, Mauren, die gelandet waren, um Beute zu machen, drohten uns mit dem Tode bei dem mindesten Laut. Sie führten uns hinweg und brachten uns in ihrer Barke nach einem Schiffe, das von der Küste entfernt vor Anker lag; es ward gleich gelichtet und wir kamen in den Hafen von Marokko an. Meine Räuber wagten nicht, mich dem Bassa Machmud, der mich von ihnen forderte, zu verweigern, und ich ward zu ihm geführt. Isabelle, deren Abkunft ich nicht entdeckte, kam an den Hof Manzors zu der Fürstin Zoraide. Mich führte der Bassa zu seiner Gemahlin nach Fez. Sie gewann mich lieb und ich werde mich der edelmüthigen Türkin immer mit dankbarer Anhänglichkeit erinnern. — Wir gingen neun Jahre darauf nach Marokko; ich fand Isabelle nicht mehr, sie hatte sich gerettet. Ich habe während dieser Zeit mehrere Mal versucht, dir Nachricht von mir zu geben, und Christen-Sklaven, die ihren Fesseln entkamen, Aufträge an Dich mitgegeben; aber sie sind vielleicht umgekommen oder haben mich getäuscht. Ich wagte nicht deutlich an Dich zu schreiben; nur ein Papierstreif enthielt die Worte: „Dein Herr sucht seine Tochter, Du suchst Deine Gemahlin, sie sind in dem Königreich Marokko." Isabellens Flucht befreite mich von der Verpflichtung gegen sie und ich sorgte nun für mich selbst. — Ein junger Maure von Algier, Namens Selictar, kam sehr oft in Machmuds Haus; er hatte ein treuloses Herz, die Biegsamkeit seines Geistes gewann ihm jedoch das Wohlwollen Vieler. Er liebte mich, aber er wagte nicht, es mir zu sagen; entweder hatte er meinen Abscheu gegen alle Liebesverständnisse gefühlt, oder er fürchtete den Unwillen Machmuds und seiner Gemahlin, welche, gegen die allgemeine Sitte, ein tugendsames Leben führten. Seine verhehlte Liebe ward desto

gefährlicher; er wandte sich zur List und ich war ohne Mißtrauen. Er ließ mich, wenn wir allein waren, durch Andeutungen vermuthen: daß er den muhamedanischen Glauben verabscheue und daß ihm die Göttlichkeit des unsrigen nicht unbekannt sey. Eines Morgens kam er zu mir und sagte: Ich nehme Abschied von Dir, meine Wünsche sind erfüllt, ich verlasse Muhamed; im Herzen bin ich lange schon ein Christ und reise jetzt nach Spanien, um Deinen erhabenen Glauben feierlich zu beschwören. Ein Schiff erwartet mich im Hafen, besetzt mit nur wenigen Algiereren, die meinem Beispiel folgen wollen, und mit vielen kastilianischen Sklaven, die ich nach ihrem Vaterlande bringe; wir reisen in der nächsten Nacht ab. Ich vertraue Dir mein Geheimniß, um Dich zu fragen: ob Du mir Briefe nach Spanien mitgeben willst? — Ich beneidete Selictar; ich versank in Nachdenken, und dann, von dem Gedanken an Dich und an Spanien hingerissen, bat ich Selictar: mich auf sein Schiff zu führen. Er willigte gleich ein, schickte mir einen Ballen seidener Stoffe zum Geschenk, worin ich männliche Kleidung und eine Strickleiter fand, und als die verabredete Stunde der Nacht schlug, verkleidete ich mich und stieg aus dem Fenster. Selictar erwartete mich, wir schifften uns ein, die Anker wurden gelichtet, die Segel aufgezogen und wir reisten ab. Am Morgen des nächsten Tages stand ich auf dem Verdeck und sah mit Schrecken mich von lauter Afrikanern umgeben; Farguelo war der einzige Christen-Sklave. Ich fragte Selictar mit erkünstelter Gleichgültigkeit: in welchem spanischen Hafen wir landen würden? Er schwieg, faltete die Stirn und blieb einige Zeit nachdenkend, dann sagte er: Ich will alle Verstellung verbannen, vielleicht kann meine Aufrichtigkeit Dein Herz rühren. Ich liebe Dich schon lange, aber ich habe, um Machmuds willen, meine Liebe verbergen müssen; ich habe mehr gelitten, als Worte Dir sagen können; kennst Du die Qualen stummer Liebe? — Dann fügte er hinzu: daß er mich nach Algier führen, mich mit Reichthum überhäufen und mich ewig lieben werde. — Der Schrecken über diese Worte nahm mir einige Minuten hindurch die Besinnung, meine Augen waren umnebelt, alle meine Erwartungen getäuscht; bald aber umfaßte ich seine Knie und beschwor ihn bei seiner eigenen Ehre, seinem Versprechen getreu zu bleiben. Alles war vergeblich, keine ernsthaften Vorstellungen, keine Bitten, keine Thränen, kein Zorn bewegten ihn; das Schiff blieb auf dem Wege nach Algier. Der Himmel erbarmte sich meiner: es erhob sich ein furchtbares Ungewitter. Die Afrikaner zagten und flehten zu ihrem Muhamed um Rettung; ich aber fühlte ruhige Freude, denn ich hoffte Erlösung durch den Tod. Endlich drang in der vorigen Nacht das Wasser von allen Seiten in das Schiff, es begann zu sinken. Da trat Farguelo zu mir und sagte: daß er mich nicht verlassen werde. Er band mich an das Brett, das mich gerettet hat; seinem Eifer verdanke ich das Leben und das Glück, bei Dir zu seyn."

Die Wiedervereinten eilten jetzt nach Deutschland, der treue Farguelo mit ihnen; und nach den Jahren der schweren Prüfung strahlte die Sonne des Glücks, bis sie ihnen zum Jenseits leuchtete. Lotzow.

## Mannigfaltigkeiten.

Ein Herr Beullan hat in Paris angefangen, die Methode des wechselseitigen Unterrichts auf das Studium der Medizin (!) an zu wenden. — Vielleicht kommt hier und dort dieser Unterricht auch bald bei den verschiedenen Zweigen der Staatswissenschaft in Anwendung; gewiß das beste Mittel, um eine conventionelle Gleichheit der Meinungen zu bewirken!!

Unter Ludwig XV. wurde in Frankreich ein so schändlicher Handel mit den Staatsämtern getrieben, daß man dieselben gar in öffentlichen Blättern ausbot, wie z. B.: „Eine Präsidentenstelle bei der Münze in Paris, welche den Adel vom ersten Range verschafft, 2679 Liv. einbringt und billigen Preises zu erhalten ist. Man wende sich an Herrn Sauvaige, Notar rue du bussi." — Ferner: „Eine gute Kriegerstelle, welche nach gewisser Zeit die Erlangung des heiligen Ludwig-Kreuzes garantirt und 720 Liv. Gehalt einbringt. Sie kostet 1600 Liv. Man hat sich deshalb an Hrn. Brouet, Notar rue St. Avoye zu wenden." — Ist es ein Wunder, wenn solche Auswüchse von Regierungs-Grundsätzen eine Nation im Innersten ergrimmten?

„Kinderchen! was versteht Ihr unter Laster?" fragte der Schulrath —r, bei einer öffentlichen Prüfung, die versammelte Schuljugend. — „Die Gewohnheit zu sündigen!" war die Antwort. — „Gut! Ist denn auch der Selbstmord ein Laster zu nennen?" fragte der Examinator weiter. — „Ja!" schrie die ganze Klasse, „wenn er zur Gewohnheit wird!"

Als der russische Feldmarschall Suvarow zum ersten Mal vom Heere nach Hofe berufen wurde, begegnete ihm auf einem der Gänge ein Stubenheizer. Diesem reichte er sogleich die Hand und umarmte ihn mit vielen Ceremonien, indem er sich seiner Freundschaft empfahl. — „Hier bin ich bei Hofe" — sagte er zu den Umstehenden, in deren Mienen das Erstaunen zu lesen war — „da, hat man mir gesagt, kann Einem auch der Geringste schaden; also ist es gut, Jeden zum Freunde zu haben!"

In China werden bei allen Gelegenheiten im Leben die Frauen sorgfältigst vor den Blicken der Männer verborgen; man macht es sich aber auch sogar zum strengsten Gesetz: auf den Begräbnißplätzen den Leichnam eines Mannes nicht zu nahe bei einem weiblichen zu beerdigen. Fr. Neumann.

## Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

**Wien.** Das Wasserübel, von dem unsere Gegend viel gelitten hat, scheint sich selbst bis auf unsere Bühnen ausgedehnt zu haben, indem (Einiges ausgenommen) die Verfasser der letzten Novitäten alle zu der Fahne dieses Elements geschworen hatten. Wir wollen das Beste zuerst nehmen. Das Theater an der Wien beschenkte uns mit einem kleinen Kinder-Ballet von der Erfindung des Hrn. Horschelt: „Die Wildschützen". Bemerkungswerth, ja zu loben ist es, daß die Handlung ohne Liebelei durchgeführt und nur Geschwisterliebe der Idee zum Grunde liegt. — Hätte doch Herr H. das früher beherzigt!! — Zu den matten Produkten dieser Bühne gehören: „Der Nachtwandler in der Gruft zu Glenthorn", der am ersten Tage des Jahres über die Bühne rasete und sich seitdem nicht wieder sehen ließ. Hr. Jäger gab zu seinem Vortheil eine Oper: „Die Pagen des Herzogs von Vendome". Es gehört wahrlich wenig dazu, um ein zu sehen: daß dieser Stoff, der als Ballet in kurzen, schnell an einander gereihten Bildern ergötzte, einen ganzen Abend aus zu füllen weder anziehend noch reichhaltig genug ist. Eben so wenig konnte Hr. Blume von diesem Machwerk begeistert werden, und wir horten eine Musik, die dem Texte entsprach. Später wurde es in einen Akt zusammen gezogen, aber ohne günstigeren Erfolg. Unter den Spielenden waren wohl für den größten Theil der Zuschauer das Interessanteste die in Pagen-Uniformen gesteckten Frauenzimmerchen (Demoiss. Schwarz, Resch, Botta u. s. w.), die eine ächte Jenasche Burschen-Manier angenommen hatten. — Die Leopoldstadter Bühne brachte zum Benefiz des fleißigen Hrn. Meisl *): „Die Abentheuer eines ächten Shawls in Wien". Es macht dem Verfasser Ehre, einer Handlung, die sich ihrer Aufgabe gemäß immerwährend um einen Shawl dreht, so viele Lichtpunkte ab zu gewinnen, daß sie nicht ermüdend wird. Unter den Mitspielenden gefielen Hr. Ignaz Schuster in der Hauptrolle (Tretterl), ein Charakter à la Tinderl in Geweys „Modesitten"; Hr. Müller (Lindenfeld); Demoiss. Enöckel (Lindenfelds Gattin); Hr. Sartory (See-aus), Portrait eines bekannten Wirthes, und Hr. Brinke als Jude. Ein kleines Lustspiel des talentvollen Meser, betitelt: „Nein", wurde frohnmäßig herab geleiert, und außer Demoiss. Enöckel schien das übrige Personal Leseprobe zu halten. — Von Hrn. Gleich haben wir drei neue Piecen, wovon nur die zweite und dritte unter seiner Firma erschien. Das erste Stück: „Der Sturz vom Thurm", ließ bald vermuthen (und so ist es auch), daß es bereits so lange im Pulte liegen geblieben sey, als es ein Schriftsteller der Alten vorschreibt, nämlich 9 Jahre; denn es zeigt den förmlichen Schnitt der damals herrschenden Casperliaden. Es hat diese Reliquie der Langeweile keine Verehrer gefunden und ist daher durch das Schicksal verurtheilt, fernere 9 Jahre zu schlummern. Die Musik von Müller ist brav und der neue Tenor-Sänger, Herr Tröls, verdiente Lob. Das zweite Stück „der Wunderdoktor" hat sich als ein Quacksalber bewiesen, der nicht einmal im Stande war, durch seine langweilige Suada den Zulauf des Volkes zu erhalten. Die Musik, von Drexler, scheint eine frühere Arbeit dieses beliebten Compositeurs zu seyn, und ist nur im Einzelnen löblich. Das letzte Stück endlich „der Fasching in Wien" ist als Lokal-Posse für ein sogenanntes „Faschings-Stückel" das beste. Obgleich weder Charaktere noch Situationen neu sind, so lassen sich einige Witzfunken nicht verkennen, die das Ganze wohlthätig erleuchten. Die Musik ist Quodlibet und aus den effektlosesten (?) Stücken alter Opern zusammen getragen. — Im Josephstädter Schauspielhause gab man: „Die Zauber-Perücke und der Zauber-Schnupftaback", eine dialogisirte Pantomime (!). Schon diese Benennung ist Unsinn. Ferner: „Die verwunschne (bezauberte) Prinzeßin", eine verunglückte Nachahmung von Bäuerle's „verwunschnen Prinzen"; endlich: „das Felsenmädchen", aus dem Französischen von Rosenau, was am besten gefällt. Auch ist die Musik, von dem ungemein fleißigen Hrn. Gläser, ganz hübsch, und Demoiss. Fenzel in der Hauptrolle eine angenehme Erscheinung. — Unter den hiesigen wohlthätigen Anstalten behauptet das **Waisenhaus** einen gewiß bedeutenden Rang. Dieses Institut, das seine Hülfsmittel theils aus frommen Stiftungen und milden Geschenken, großtentheils aber aus dem allgemeinen Versorgungs-Fond bezieht, umfaßt jetzt eine Zahl von 2400 Kindern beiderlei Geschlechts, wovon über 300 im Hause erzogen, die Uebrigen aber außer dem Hause in die Hände armer, jedoch rechtlicher Leute gegeben werden, die für den Zögling bis zum sechsten Jahre jährlich 130 Gulden, bis zum zwölften Jahre aber 70 Gulden aus dem Institut beziehen. Zwei Visitatoren sind mit beständiger Untersuchung beschäftigt, damit diese auswärts verpflegten Kinder ihre Ordnung haben. Die im Hause befindlichen Zöglinge genießen in verschiedenen Klassen, nach Art ihrer Fähigkeit, allen Unterricht mit Zuziehung der Bell-Lancaster-Methode; kleine Kinder lernen auf Sand-Tischen mit Griffeln, gleichsam spielend, ohne Zwang die vorgeschriebenen Buchstaben nachmalen. Die Kost ist nahrhaft und von der Art, wie sie in einem Handwerkshause gegeben werden kann. Wenn das Individuum das gehörige Alter erreicht, darf es eine Beschäftigung wählen, wozu es selbst Lust fühlt; daher ist kein bestimmtes Jahr des Austrittes festgesetzt, um der Wahl keinen Zwang an zu thun. Direktor ist der k. k. Rath **Vierthaler**, als Schriftsteller rühmlichst gekannt, und seines menschenfreundlichen Charakters wegen für seinen Wirkungskreis wie geschaffen, daher er von allen seinen Untergebenen herzlich geliebt und hoch geschätzt wird.

L — r.

Zu Paris gefiel ein vor wenigen Tagen zum ersten Mal aufgeführtes Vaudeville „L'Ours et le Pacha" sehr. Man rief nach dem Verfasser; da erschienen zwei Bären und brummten den Namen „Martin". (Journ. d. Déb.)

Nachdem man schon aus allen möglichen Gegenständen **Zucker** gemacht hat, zieht ein Chimist nun auch aus **Sägespänen** Zucker, und zwar so glücklich: daß man zu dem Zucker für sechs Tassen Kaffe etwa eine reichliche Fuhre Holz gebrauchen würde. (Independ.)

*) Hr. Meisl hat seine Verbindlichkeit: **sieben** neue Stücke binnen einem Jahre zu liefern, für 1819 erfüllt; wenn doch jeder Schriftsteller mit seiner Muse auf so vertrautem Fuße lebte!!




# Der Gesellschafter
oder
# Blätter für Geist und Herz.

1820. Mittwoch den 1. März. 35stes Blatt.


## Der Jäger im Westerwalde.

Ein Volks-Mährchen, erzählt von **Friedrich Gleich.**

(Zur Monats-Vignette.)

Am Fuße des Westerwald-Gebirges, in dem Städtchen Montabaur, lebte einst, vor ein Paar Jahrhunderten, ein Mann, Namens Gottfried Stör, seines Zeichens ein Fleischhauer. Ob nun gleich damals die Preise der Lebensbedürfnisse noch nicht so theuer waren, als heut zu Tage, und, wie alte Handschriften berichten, zur selbigen Zeit ein Menschenkind mit so viel, als jetzt kaum hinreicht, ein dürftig Frühstück zu bezahlen, den ganzen Tag vollauf schlemmen konnte, daß es eine Art hatte, und überhaupt des Silbers und Goldes, gegen unsere Zeit gehalten, wenig in Umlauf war: so hatte Meister Stör durch allerlei Ränke und Kniffe, Wucher und Schacher, doch gewußt, ein so ansehnliches Häufchen edlen Metalles zusammen zu scharren, daß er in der ganzen Gegend als ein steinreicher Kauz bekannt war und mancher gestrenge Graf und Ritter, auf seiner öden Feste, mit argem Neid der Wohlhabenheit des fetten Bürgers gedachte. — Dies wußte Gottfried Stör wohl, ließ es sich aber nicht weiter anfechten, als insofern es seinem Stolz schmeichelte, welche löbliche Eigenschaft bei dem Wohlbeleibten noch ein gut Theil größer war als der sie erzeugende Mammon. Wenn er so in seinem braunrothen Sonntagsrock, mit silbernen plumpgearbeiteten Knöpfen, vom Hals bis über die Kniee in langer Reihe besetzt, zur Kirche spazierte, ein gewaltiges Rohr, mit einem eben so gewaltigen silbernen Knauf versehen, in der großen runden Hand, dann schien wirklich der Marktplatz des Städtchens zu eng für ihn und es hatte das Ansehen, als thäte es Noth, seinetwegen das Thor des Gotteshauses zu vergrößern, also blähte und drehte sich der dicke Patron. — Dieses Benehmen, so wie sein ganzes Thun und Treiben, erwarben ihm denn wenig Freunde, und in Montabaur sowohl, wie in der ganzen Gegend, war nur eine Stimme, sobald die Rede auf ihn kam, und das war oft der Fall, inmaßen er nicht leicht einen Tag verstreichen ließ, an dem er nicht irgend etwas Ungeschicktes oder Unrechtes beging, und überall hieß er ein Filz, ein Grobian oder ein Großmaul: Beinamen, die er mit allem Fug und Recht verdiente. Nun trug es sich zu, daß seine dritte Frau, gleich ihren beiden Vorgängerinnen, das Zeitliche mit dem Ewigen vertauschte und aus der Ehstandshölle, die ihr Gespons ihr sonder Rast und Ruhe bereitet hatte, hinüber ging, um jenseits den Lohn für ihr Dulden diesseits zu empfangen, und also Gottfried Stör sich allein sah und Niemand mehr hatte, an dem er so recht den lieben langen Tag sein unholdes Gemüth auslassen konnte. Weil ihm dies nun gar angenehm und seit manchem Jahr zur werthen Gewohnheit geworden war, so entschloß er sich: seinen breiten Rücken zum vierten Mal unter Hymens Joch zu beugen und diesmal sich recht was Schmuckes zu wählen, indem er, wie er äußerte, noch rüstig und stattlich genug sey, um die schönste, jugendlichste Blüthe heim zu führen, und reich genug, um nicht nöthig zu haben, dabei besonders nach Geld und Gut zu sehen.

— Er stellte deswegen eine Musterung aller freibaren Schönen seiner Vaterstadt an; da er aber fand: daß Keine so liebenswürdig war, daß sie verdient hätte, durch seine Hand beglückt zu werden, obschon eigentlich die Unbedeutendste für dies Schicksal noch zu gut gewesen wäre — so beschloß er, eine Fremde zum Opferlamm seiner bösen Launen zu machen, und seine Wahl fiel auf einen Gegenstand, der allerdings seinem Geschmack eine Lobrede hielt.

Es war dies Emma, ein Mädchen, die eben erst ihren sechszehnten Frühling gesehen hatte, und wohl die Krone ihrer Mitschwestern damaliger Zeit genannt werden konnte, so reichlich hatte Mutter Natur sie mit allen Gaben, die zur Huldgestalt erheben, ausgesteuert. Freilich fehlte ihr eine Gabe, die stets sehr in Betracht gezogen worden ist, Reichthum nämlich; denn was den betraf, so war Emma fast ärmer wie Hiob; aber wenn man sie sah, wenn man sie hörte, so vergaß man dies gern, und selbst Geizhälse im Superlativ, wie z. B. Meister Gottfried Stör, fühlten ihre vertrockneten Herzen von einer andern als der gewöhnlichen Affection, wenigstens auf Momente, erwärmt. — Bei einer alten, Meister Stör an Gemüthsart sehr ähnlichen Verwandten lebend, blühte das liebe Kind in dem einsamen Dorfe des Waldgebirges, wo sie geboren war, gleich einer Himmelsblume, und alle Trübsal, welche Armuth, vereint mit der Härte eines xantippenartigen Weibes, auf ihren Scheitel häuften, vermochten nicht, die Anmuth ihres jugendlichen Frohsinns und die stille Heiterkeit ihres gottvertrauenden Herzens zu zerstören. — Erst als Meister Stör an einem Festtage, welcher der armen Emma zum Trauertage wurde, in dem Hause der Tante Ursel erschien und sein Verlangen nach der Perle dieser Hütte plump und anmaßend genug anbrachte, wich der Frohsinn von der Stirn des Mädchens, und zum ersten Mal in ihrem Leben fühlte sie, was Andere, weniger sanft, schon längst würden gefühlt haben: daß nämlich die Schicksalsgöttin den Faden ihrer Tage nicht von einem goldenen Rocken spann. — Einen Mann zu lieben fortan bis an das Grab, wie der Fleischhauer von Montabaur war, schien dem guten Kinde mit Recht eine völlige Unmöglichkeit und Tante Ursel, die in des reichen Störs Werbung eben so viel Ehre als Glück sah, mochte reden und keifen so viel sie wollte, es half nichts: Emma blieb dabei, es ginge nicht und könnte nicht seyn. Und sie hatte recht, es konnte auch nicht seyn, maßen Gott das Menschenherz so geschaffen hat: daß Liebe, das heißt: rechte, wahre, treue Liebe, nur für Einen darin Platz hat, und ein Mal verschenkt, sich nicht zum zweiten Male weg geben läßt. Dies war aber eben bei schön Emma der Fall.

Es hatte sich nämlich ereignet, mehrere Mondenwechsel vorher, ehe es dem Dicken aus Montabaur eingefallen war, seine täppische Faust nach einer Blume aus zu strecken, die für ihn nicht geschaffen war: daß ein reicher Herr, der in stolzer Pracht auf einer festen Burg am Rhein hausete, mit großem Gefolge den Westerwald jagend durchzog, und einige Tage Halt machte in dem Dörfchen, wo Emma lebte, weil solches ihm sehr gelegen schien zum Mittelpunkt seiner waidmännischen Unternehmungen. Und dabei hatte sich denn ergeben: daß Einer seines Gefolges, Heinrich genannt, ein blühender wackerer Jüngling, einen schöneren Fang that in einem Augenblick, als der reiche Graf, sein Dienstherr — trotz alles Goldes und alles Birschens auf verschiedentlichen Wildbahnen — sein Lebelang gemacht hatte. Als der jagende Schwarm wieder von dannen zog, nahm Heinrich Emma's Herz mit und seines blieb dafür dem süßen Kinde, das aber diesen Tausch gar nicht böse war, sondern vielmehr von diesem Tage an erst recht heiter und froh im stillen Zimmer wurde, und bei dem nachherigen paarmaligen Wiedersehen dem schmucken Heinrich mit aller Offenheit der Unschuld gestand: sie denke sein bei Tag und Nacht, bei Arbeit und Gebet; gerade so, wie er immer sage: daß ihr Bild ihm vorschwebe. — Es ist daher begreiflich, daß Gottfried Störs Anhalten ihr jetzt doppelt ungelegen seyn mußte, weil er dadurch zum Störenfried ihres stillen Liebeshimmels ward, und ihr Kummer mehrte sich nur noch durch den streng ausgesprochenen Willen der alten Ursel, der dahin lautete: daß, wenn der reiche Meister nach Verlauf von zween Wochen, welche des Anstandes wegen zur Bedenkzeit waren erbeten worden, wieder kehre, ein Ja von Emma's Lippen ihm erschallen müsse, sonder Einrede und Widersetzen, sonst —. Frau Ursel schloß mit diesem vielsagenden Wort ihre liebreiche Ermahnung, und Emma kannte zu gut die Sinnesart ihrer Ernährerin, als daß sie nicht das ganze Gewicht jenes Worts im Voraus hätte fühlen sollen. — Ach! da wurden von dem guten Kinde viel bittere Thränen geweint, viele Seufzer und Gebete zu dem Helfer aller Wesen gesendet, und die Tage bis zum endlichen schrecklichen Termin der Entscheidung waren für die Bedrängte ächte und wahre Marterwochen; denn nirgends zeigte sich eine Hülfe und nirgends ein Rath. Wie oft ging Emma in dieser Zeit den Weg ins Gebirge hin, der zum fernen Grafen-Schloß führte, wo ihr Heinrich war; wie oft seufzte sie: „Ach, wenn er doch nur dies Mal, nur dies eine Mal kommen wollte!“ — aber immer kehrte sie trauriger zurück als sie ausgegangen war, und immer wollte der Geliebte nicht kommen, den seine Dienstpflicht band und der nicht ahnete, in welchen Nöthen sein Liebchen schmachtete.

Schon nahte sich der vorletzte Tag, an dessen Nachfolger der dicke Fleischhauer wieder erscheinen wollte,

seinem Ende, und trostloser wie je ging Emma den gewohnten Weg — da trat, als sie eben um eine Waldecke bog, aus dem Gebüsch, wo es am dichtesten und verworrensten war, eine Gestalt auf sie zu, deren abentheuerliches Ansehen sehr wohl geeignet war, Furcht und Grauen und dennoch auch wieder Lachen zu erregen bei Jedem, nur bei Emma nicht, deren ganze Seele in diesem Augenblick nur mit einem Gedanken, einer Empfindung erfüllt war. — Es war ein altes Männchen, sehr verschrumpft und sehr klein, angethan mit einem dürftigen Wamms, nach Art der Jäger damaliger Zeiten; über die Schultern ein Hifthorn, in der Hand einen Jagdspieß; auf dem Haupte einen hohen spitzen Hut, geziert mit vielen Federn, deren Schönheit und Pracht seltsam abstach gegen die Armseligkeit der übrigen Kleidung. Um das Abentheuerliche seiner Erscheinung zu vermehren, folgte ihm auf dem Fuß, als treuer Begleiter, ein Eichhorn von ungebührlicher Größe; das war schwarz wie die Nacht, und übrigens gesattelt und gezäumt gleich einem Rosse.

(Die Fortsetzung folgt.)

## Aus dem Wörterbuche eines Weltmanns.

Von C. Möllen.

Aberglaube heißt das Ding, welches als der bequemste Scepter nothwendig ist, wenn Anmaßung und Dummheit die Herrschaft behaupten sollen.

Abfertigung ist das Talent, Jemand zum Schweigen zu bringen, der bei dem größten Rechte Unrecht haben muß.

Abgaben sind ein Ding, durch welche man das Eigenthumsrecht so zweifelhaft machen kann, daß man nicht weiß: wem die Güter oder Kräfte gehören.

Abgedroschen muß die gewöhnliche Unterhaltung der sogenannten Gebildeten seyn, damit man ja nirgends etwas verräth, das ein Anderer benutzen könnte.

Abgehärtet nennt man den, welcher die Meisterschaft hat in der Frechheit oder in der Kunst, weiter zu kommen.

Abgeschliffen seyn ist der Zustand, wobei man aller Pflichten los, alles Natürlichen quitt wird; wobei uns keine Tugend mehr genirt und jedes Laster geschickt verheimlicht ist.

Abgeschmackt ist derjenige, welcher in den Lebens-Verhältnissen nicht von den Launen Anderer Nutzen ziehen, sondern nur nach rechtlichen Grundsätzen handeln will.

Abgötterei treiben, heißt die Vernunft als höchstes Prinzip verehren, da doch die Erdengötter davon nichts gebrauchen können.

Abhängigkeit ist das drückende Gefühl, Andern Dank schuldig zu seyn und noch nicht den Zeitpunkt erreicht zu haben, wo man ohne Nachtheil für sich undankbar seyn darf.

Abkunft ist bei einem Theil der Menschen, Pferde und Hunde als entschiedenes Verdienst zu preisen; gemeines Volk und Vieh haben gar keine Abkunft, sondern erstehen in Masse aus dem Nichts.

Abschlagen kommt nur gegen Menschen vor, die uns nichts helfen können, mit ihren gerechten Forderungen aber denen im Wege stehen, welche wir zu begünstigen Ursachen haben.

Abschütteln muß man Alles, und wär' es das Gräulichste, was zwar gut ist und richtig trifft, uns aber zu einer redlichen Handlung, die uns schadet, persuadiren könnte.

Absicht muß ein gescheidter Mensch haben auf Alles, was zum Genusse führt, und wobei sich dem Galgen aus dem Wege gehen läßt.

Absprechen ist die Geschicklichkeit, mit Erfolg von Dingen zu reden, von denen man gar nichts weiß.

Accidenzien ist das conventionelle Wort für Gegenstände, die wir Andern ohne Fug und Recht, aber doch mit gutem Schein abnehmen.

Accommodiren (sich) heißt: allen Wünschen und Neigungen der Höherstehenden sich unterwerfen, und ihnen den Weg bahnen, wenn sie unsere eigene Ehre lädiren, es aber gut bezahlen.

Ächt, dies Wort kann jetzt nie anders etwas Ausgezeichnetes bedeuten, als wenn es im französischen Sinne mit légitime aus zu drücken ist; im Allgemeinen ist Alles ächt, was auf Conventions-Füßen steht.

Achten muß man den, der eben in Gunst ist oder sich furchtbar zu machen weiß; bei allen Andern würde man sich unnöthige Mühe und Untersuchung machen.

Adel ist nur da zu ehren, wo er ohne Mühe und als Gabe, von der man nicht weiß, wie man dazu gekommen ist, sich vorfindet. Man will dies Wort auch gebrauchen z. B. um Seelen-Adel zu bezeichnen, insofern ist es aber nur für jene Welt brauchbar; was ihn und den Begriff: „natürlicher Adel" betrifft, so läßt sich auf den, der beides für etwas hält, das Sprüchwort anwenden: „Il est fou, ou le prince n'est pas noble." Adelig leben heißt übrigens in einigen Ländern: Mehr scheinen, als man ist; mehr brauchen, als man hat; mehr übernehmen, als man zu leisten vermag, und mehr versprechen, als man halten will.

(Die Fortsetzung folgt.)

## Gute Antwort.

Heinrich IV. gestattete seiner Schwester, Madam Katharine, in ihrem Palast öffentlich predigen zu lassen. Man wagte von Rom aus nicht, sich darüber zu beschweren; aber eines Tages kamen mehr als funfzig Betschwestern, das Cruzifix in der Hand, zum ersten Präsidenten Harlai, und drangen in ihn: jene Predigten zu verbieten und seines Amtes Pflicht zu thun. „Diese werde ich sogleich erfüllen", entgegnete er; „sendet mir Eure Männer, damit ich ihnen befehlen kann, Euch ein zu sperren.

Dt.

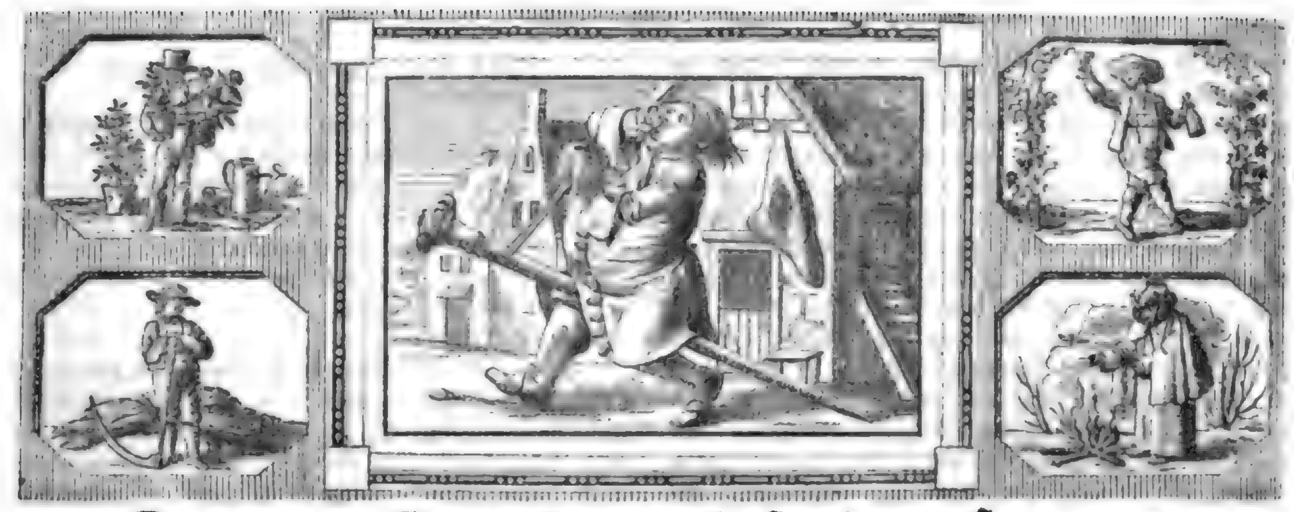
## Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

Leipzig. Zank, nichts als Zank! läßt sich jetzt von hier melden. Ich (und ich bin für Jeden, der so denkt wie ich, gar keine unwichtige Person!). sage und bleibe dabei: der Fatalismus regiert die Welt und diesmal will ich es aus den hiesigen Begebenheiten ermitteln. In unserer Buchhändler-Stadt und hin bis Weißenfels, und von beiden Orten wieder nach Weimar, Stuttgart, Hamburg und nach den „Berliner Nachrichten von Staats- und gelehrten Sachen" schwärzt man mit Druckerschwärze jetzt mehr als sonst sich und Andere; das Alles kommt daher, weil der erste Tag im Jahre sich bei uns mit einer Streitsache oder gar mit einer Stock-Begrüßung angefangen hat, und zwar ist es ein Doktor der Rechte, der einer solchen Gewaltthat sich schuldig machte. Dieser, der Dr. M. B—r nämlich, begegnete dem Componisten und Musikalien-Verleger T** auf dem Leipziger Markte, behauptete: er habe der Frau Doktorin Unhöflichkeiten gesagt, und als T** widersprach, schlug der Herr Doktor der Rechte mit dem Metallknopfe seines Stockes Jenen so vor die Stirn, daß Blut floß und der Geschlagene betäubt nieder sank. Mehrere Personen waren Zeugen dieses Vorfalls, und als der Herr Doktor das Hasen-Panier ergriff, wurde er eingeholt und auf das Polizei-Amt gebracht, wo er, nach gewöhnlicher Art, mit einem Handgelöbnisse versprechen mußte, sich zu stellen. Aus diesem tragischen Ereignisse am ersten Jahrestage, so vermuthe ich, gehen nun alle die übrigen Händel hervor, und besonders eminus ist es: daß gerade ein Doktor der Rechte in der Sache ein so schweres Unrecht hat. Einige wollen zwar behaupten: jene That sey schon am Sylvester-Tage geschehen; aber das ist nicht und kann nicht seyn, wenn der Fatalismus es nicht zugiebt. Dieser würde, wollte man ihm Beweise anführen, behaupten: es sey eine Verrechnung; denn kann er die Vertheidiger der göttlichen Gerechtigkeit und der eben so göttlichen Vernunft als lügenhaft schildern, wird er mit den Kalenderschreibern gewiß noch kürzeren Prozeß machen. — Auch ein Reskript von Dresden, nach welchem kein Leipziger Professor ferner in „eingemachte Lesefrüchte" gesteckt und sein guter Name als Desert von der eleganten Welt verspeiset werden soll, zeigt seine fatalistischen Wirkungen, indem schon verlautet: Herr Müllner werde seine Vierundzwanzigpfünder nun selbst vernageln, wie sie denn Andern schon längst vernagelt vorgekommen sind. Er kann da, wo er sich nicht jede Freiheit nehmen darf und wo er des Vorrechts, ganz allein reden zu dürfen, beraubt ist, nichts ausrichten, nachdem er schon bewiesen hat: daß er selbst mit diesem Vorrecht die Achtung krebsgängig machte, die man seinem Talente, wenn er es schicklich und mit richtigen Ansichten gebrauchen lernte, schuldig ist. — Hr. Professor Krug hat in Angelegenheiten der „Küsse in Thränen" ein Schriftchen heraus gegeben, welches er selbst „Eintagsfliege" nennt; möge sie nicht in die Netze einer Kreuzspinne fallen oder von dem Sumsen einer Bremse betäubt werden. In der Vorrede der Broschüre, „Apollo, der Leukopeträer" benannt, sagt der Verfasser: „Uebrigens verbitt' ich jede Deutung dieser Schrift auf irgend einen lebenden Dichter; denn vor solchen Leuten, besonders wenn sie witzig sind, hab' ich eine so entsetzliche Furcht, daß ich (wie das „literarische Wochenblatt" unlängst sehr richtig bemerkte) eben darum über den seligen Kotzebue erst nach seinem Tode schrieb. An einem zweiten noch lebenden Kotzebue werde ich mich also gewiß nicht vergreifen. Viel eher will ichs leiden, daß man meinen Leukopeträer für eine „literarische Maske" wie weiland „König Claudius" halte. Aber mehr lass' ich mir nicht gefallen; sonst häng' ich Jedem einen Injurien-Prozeß an. Gewinn' ich ihn, so mach' ich es triumphirend aller Welt bekannt; wo nicht, so werde ich schweigen und mich in meine Tugend hüllen." — Diese Persiflage der Worte jener gemeinten „literarischen Maske" und das erste (schon in mehreren Zeitschriften mitgetheilte) Epigramm sind das Witzigste, welches die „Eintagsfliege" bringt und sie wäre damit hinlänglich beladen. — In der „Zeitung für die elegante Welt" (die den Ruhm hat, daß jene Zankereien großentheils aus ihr hervor gegangen sind) haben sich auch zwei der Correspondenten über zwei ihrer Collegen des „Gesellschafters" ereifert und der Herausgeber ist zugleich mit angegriffen. Hr. Methusalem Müller hat dabei schlauer Weise vergessen, daß er selbst mehrmals öffentlich erklärte: es könne ein Redakteur für seine Correspondenten nicht verantwortlich seyn; nach seiner eleganten Philosophie wird es aber wohl Fälle geben, wo man Andern zumuthen darf, was man selbst nicht vermag. Der eine Bericht „Aus Hamburg" nennt eine Beurtheilung der „Albaneserin" in einem, mir nicht zur Hand liegenden Blatte*) des „Gesellschafters" ganz abscheulich, ohne jedoch Gründe auf zu stellen, und giebt sich viel Mühe, die Einsenderinn (?) schlecht zu machen.**) Der Sage nach gehen die Wege vieler Berichte, welche Hrn. Müllners Stücke berühren, für die elegante Welt über Weißenfels, und auch jene erboste Replik scheint von dem Wind und Wasser dortiger Gegend etwas angezogen zu haben. — Ein anderer Artikel der Eleganten „Aus Prag" will dem Prager Correspondenten für den „Gesellschafter" Unwahrheiten nachweisen, hinsichtlich des Hrn. Rollberg, Schauspieler in Prag, indem nämlich gesagt ist: „Hr. Rollberg sey ein mittelmäßiger Schauspieler (welches der elegante Correspondent auch nicht bestimmt zu leugnen wagt) und habe in einem Stücke ohne Souffleur gespielt, Mad. Renner und Hrn. Holbein darin nachahmend." Nun soll er aber die Benannten nicht nachgeahmt haben, weil — Mad. Renner und Hr. Holbein erst am 30. Juni 1819 in den „Proberollen" ohne Souffleur spielten, Hr. R. aber dasselbe schon am 23. Juni that. O über den triftigen Beweis! Jene haben beinahe an allen Bühnen Deutschlands seit Jahren ihre Gedächtnißstärke auf solche Art gezeigt, und nur weil es in Prag erst am 30. Juni geschah, soll der Referent nicht sagen können: Hr. R. ahmte nach. Darf man denn in Prag nichts wissen, was nicht in Prag selbst geschieht? Darüber braucht sich des „Gesellschafters" Prager Correspondent noch nicht einmal zu verantworten, obgleich sein Gegner die Sache mit vielen, ja selbst pathetischen Worten ausschreit. Da die Beweise in der eleganten Welt (Refer. meint diesmal die wirkliche) gewöhnlich etwas flach sind, so glaubt der Einsender vielleicht die seinigen im Charakter einer Zeitschrift, welche der eleganten Welt Berichte liefert. Der Redakteur würde indessen, will er nun einmal nichtssagenden Hader begünstigen, sehr wohl thun: es mit mehr Geist und Rechtsliebe geschehen zu lassen. — Im Theater hat die Oper „Zemira und Azor", componirt von Spohr, selbst nach wiederholter Darstellung, gefallen und mit Recht; auch gab Hr. Becker (von Frankfurt am Mayn) Gastrollen, welche zum Theil ihn in günstiges Licht stellten. — Unsere Stadt verschönert ihr Aeußeres; es sind und werden viele Häuser ausgebaut und abgeputzt, Laden- und Gasthof-Schilder mit Geschmack erneuert. Der unter dem Namen „der blaue Engel" sehr bekannte Gasthof hat sich auch neu und prachtvoll umgewandelt und den Namen „Hotel de Russie" angenommen. Nun läugne noch Jemand, daß selbst Engel sich russisch organisiren! — Kd —.

*) Es ist Bl 203. 1819. D. H.

**) Für diese Mühe findet Hr. Methusalem Müller den Lohn gleich darin: daß diese Ausfälle zugleich eine Mitarbeiterin der „eleganten Zeitung" treffen, wie ich versichern und beweisen kann. Uebrigens werden aufmerksame Leser leicht bemerken, daß der „Gesellschafter" in Hamburg zwei Correspondenten hat. D. H.

Am 20. Januar schlug der Blitz in den Mast eines Seeschiffes im Hafen von St. Valery. Die elektrische Kraft lief den Mast hinab und drang in den Aermel eines Matrosen, welcher die Hand an den Mast gelehnt hatte, verbrannte ihm mehrere Theile des Körpers und ging zum Stiefel wieder heraus. Bis zum 23. Januar befand der Mensch sich ganz wohl; als er aber ans Land stieg, ward er augenblicklich gefährlich krank. (Independ.)




# Der Gesellschafter
oder
# Blätter für Geist und Herz.

1820. Freitag den 3. März. 36stes Blatt.


## Goethe.

Ja, wahrhaft selten sind die Siegstrophäen
Vereint zu finden, die ich hier erblicke,
Sie zeugen von des Siegers Muth und Glücke,
Den Götter riefen in den Kampf zu gehen.

So seht ihn zwischen zwei Kolossen stehen,
Er fand am tiefen Schlund die sich're Brücke,
Brach wie Alkmenens Sohn der Schlangen Tücke,
Im deutschen Hain und auf des Pindus Höhen.

Der Gürtel Aphroditens ist sein eigen,
Der Wahrheit selbst entrang er ihre Hülle,
Wer konnt' ihm widerstehn und der Aegide?

Orestes Schwester fleht in heil'ger Stille,
Lenorens Zauber wirkt in Tasso's Liede,
Der Macht des Dämons mußte Faust sich beugen!

Wilhelm Smets.

## Der Jäger im Westerwalde.

(Fortsetzung.)

Einige Zeit war der wunderliche Gesell schon neben Emma her geschritten, immer unverwandt seine Augen auf das Mädchen gerichtet, die dies in ihrer Niedergeschlagenheit gar nicht bemerkte, da erhob er seine, dem rauhen Ton eines Nachtwächter-Horns vergleichbare Stimme und fragte: „Wohin so spät des Weges, mein Kind?" — „Ach, weiß ich's?" seufzte Emma, und schritt nur um so eiliger zu. — „Nu!" brummte der Waidmann, wenn Ihr's nicht wißt, so weiß ich's." — Damit stellte er sich der holden Pilgerin gerade in den Weg, faßte ihre Hand und fing an, ihr Alles, Alles, bis auf ihr geheimstes Sehnen, mit solcher Genauigkeit her zu erzählen, daß die überraschte Emma vor Verwunderung, Erstaunen und Schrecken kein Wort hervor bringen konnte. Als der unberufene Herzens-Entdecker und Spiegel solchergestalt sein Wissen beurkundet hatte, fragte er mit seltsamem Lächeln, welches ihm gar nicht übel ließ: „Nun, hab' ich's errathen oder nicht?" — Emma erwiederte kein Wörtchen, sondern zitterte am ganzen Leibe. Jener aber fuhr fort: „Hört, was ich Euch nun sage; ich mein' es gut und bin mitunter so ein Narr, zu helfen, wo ich nicht gerufen und wo es mir noch seltener gedankt wird. Geht heim und müht Euch jetzt nicht weiter um Euern Heinrich, den ich kenne und der ein ganz leidlicher Junge ist." — Dies „ganz leidliche" hätte das liebende Mädchen fast verdrossen, denn in ihren Augen war Heinrich keinesweges ganz leidlich, sondern ganz vortreflich; da sie aber wohl merkte, daß sie dermalen mit einem wunderbar eigenen Kauz zu thun hatte, so unterdrückte sie ihren kleinen Unwillen und der Andere sprach weiter: „Wenn nun morgen Euer unbeholfener Verehrer aus Montabaur angekeucht kommt, um mit Hülfe Eurer Alten ein Ja von Euch zu erpressen, so gebt ihm diese Feder und sprecht: „Eure Hausfrau will ich werden zur selben Stunde, wenn Ihr mir den Vogel bringt, von dem diese Feder ist!" Den bringt er aber nicht, dafür will ich schon sorgen." — Ungläubig zögerte Emma, die mit diesen Worten dargereichte Feder zu nehmen; da aber der wunderliche Geber von Neuem in sie drang und dabei so gutmüthig aussah, als hätte er im Leben nie einen Schalksstreich

verübt, so nahm sie selbe endlich an und beschloß zu thun, was in ihrer Lage das Einzige war, was sie thun konnte, nämlich: ab zu warten in Geduld und Ergebung, wie es sich weiter fügen würde. Das Männchen aber schwang sich, gleich dem fertigsten Reiter, auf sein seltsames Roß, und voll geheimen Entsetzens sah Emma, davon eilend, noch: wie er mit dem Eichhorn von Baumes Wipfel zu Baumes Wipfel sich schwang, tief in den Forst hinein, also daß bald Nacht und Dunkel ihn ihren Blicken entzog und nur sein lustig klingendes Hifthorn aus weiter Ferne noch tönte.

Der gefürchtete Tag kam, von Frau Ursel mit heißer Sehnsucht, von Emma mit Zagen erwartet, und er näherte sich noch nicht seiner Mitte, da trat Gottfried Stör, der dicke Fleischhauer von Montabaur, ins Haus, gar stattlich angethan. In einer Hand trug der liebenswürdige Freiwerber seinen gewöhnlichen Rohrstock, in der andern ein zierliches Kränzlein, gewunden aus Myrthen und ächten Perlen, welches er gedachte der holden Braut in die schönen Locken zu drücken, nicht sich vermuthend: daß ein alter Bekannter ihm im nächsten Augenblick einen argen Streich spielen werde, welches alsbald geschah. Denn kaum hatte der Dicke in möglichst manierlichen Redensarten — die ihm ein dürftiger Nachbar, ein Stück von Dichter, für Geld und gute Worte, nach hundertmaligem Vorsagen, eingetrichtert hatte — sein Anliegen wiederholt; kaum hatte in breiter Weitschweifigkeit Frau Ursel viel von Ehre und Freude gesprochen, und kaum waren der in Angst und Furcht bebenden Emma die Worte entschlüpft, welche das Männchen im Walde ihr anbefohlen hatte, wobei sie die ominöse Feder ihm hinhielt: siehe, so erfaßte eine seltsame Bezauberung den Wohlgenährten, und er fing an, sich zu geberden gleich einem Verrückten, also, daß Frau Ursel und ihr Pflegekind glaubten, eine ganze Legion Geister habe auf einmal in seinem unschlachtigen Körper ihren Einzug gehalten. — Wie toll begann er auf einem Beine herum zu hüpfen, zu lachen und zu singen; dabei hielt er immer die Feder hoch in die Höhe, schnitt die gräßlichsten Gesichter und versicherte ein Mal über das andere den erschrockenen Frauen: daß sein innigster Wunsch nun erreicht und daß er sofort sich aufmachen werde, den Wundervogel zu fangen, der solch vorzügliches Gefieder habe. — Er machte auch alsbald Anstalt, und indem er seinen Rohrstock zwischen die Beine steckte, galoppirte er, zur Verwunderung Aller, die ihn sahen, unter lautem „Hussah!" durch das Dorf, dem Theil des Waldes zu, wo, wie männiglich wußte, seit undenklicher Zeit Peter Waldmann, der Jäger des Westerwaldes, hausete, von dem Einiges, wie es bewährte Chroniken-Schreiber uns vererbten, zu erzählen ist.

(Die Fortsetzung folgt.)

## Das wunderliche Conzert.

Im Jahr 1777 gab Raimondi ein Conzert in Paris, betitelt: „Die Abentheuer des Telemach". Alle Rollen darin waren nur durch Instrumente angedeutet, und dieser Musik gebrach es gänzlich an einem Text. Der Anschlagzettel lautete also:

Telemach. Erste Violine.
Mentor. Violoncell.
Kalypso. Flöte.
Eucharis, Nymphe der Kalypso. Ein Hautbois.

Die andern Nymphen wurden sämmtlich durch Blase-Instrumente vorgestellt. — Das Conzert begann mit einer Symphonie, die ein Ungewitter schildern sollte. Man hörte darauf ein Duett zwischen der ersten Violine und dem Violoncell. Telemach und Mentor drückten die Freude über ihre Befreiung aus; Kalypso, die Flöte, ließ sich nun hören und lockte den Jüngling in ihre Grotte. Die Nymphen führten dann ein Divertissement aus, unterbrochen von einem Solo des Hautbois. Dadurch sollten die Gefühle der Liebe der Eucharis für Telemach sich bemerkbar machen. Endlich verkündete eine Symphonie des ganzen Orchester den Brand der Schiffe. Eucharis seufzt und Kalypso wehklagt und weint. — Daß man einmal einen solchen widersinnigen Einfall haben und ihn auch ausführen kann, ist nicht so auffallend, als daß man in Paris noch im Jahr 1818 dies in einer Schrift (mosaïque historique, politique et litteraire) loben und versichern kann: dergleichen verdiente wohl nachgeahmt zu werden, weil ein solches Conzert nicht bloß das Gehör, sondern auch die Einbildungskraft beschäftigen würde!! „Es ist indeß" — setzt der Herausgeber (Dufaulchoy) wohlbedächtig hinzu — „nicht leicht, Schiffe, welche in Brand gerathen sind, durch Geigenbogenstriche zu malen."

M — r.

## Aus dem Wörterbuche eines Weltmanns.

(Fortsetzung.)

Affektiren muß man alles Gute und Schöne, sich aber weiter nicht damit einlassen, oder wohl gar etwas daran wenden.

Ahnen sind Wohlthäter, die man in Ehren halten muß, weil sie uns viel einbringen und nichts kosten. Ihr Ruhm ist bei uns gewöhnlich fond perdu, aber die Interessen bleiben uns.

Albernheit kann nur ein Mensch ohne Abkunft begehen; Leute von Distinktion behelfen sich mit Sottise, Bêtise u. s. w., und haben überhaupt viele Ausdrücke dafür, weil dergleichen in höheren Cirkeln oft vorkommt und auch hierin die Abwechselung nicht gestört werden soll.

Allgemeinheit ist ein Begriff ohne irgend einen

Werth; denn das Beste, was man mit dem Pöbel theilen soll, wiegt noch nicht das kleinste Vorrecht auf, was man sich gegen Andere heraus nehmen darf.

Almosen geben heißt in staatswirthschaftlicher Hinsicht: diejenigen Leute von Verdienst und Talent, welche sich aufgeopfert haben für das, was Philosophen wahrhaft gut nennen, wenigstens nicht dem schnellen Hungertode zu überlassen.

Amt ist die beschwerliche Zugabe, die man mit dem Gehalt und Titel empfängt, und welches angesehene Leute von Andern verwalten lassen, die, wegen einem Ueberschuß von Geist gefürchtet und unterdrückt, Mangel an Allem haben und sich deshalb zu Vielem bequemen müssen.

Andacht ist nöthig bei den Aussprüchen und Meinungen von Leuten, die Gunst gewähren können, daher es der Franzose mit Dévotion übersetzt. Auch Gott weiht man Andacht, wenn wir eben in Zeiten leben, wo man an ihn glaubt.

Anmaßung ist diejenige Tugend, durch welche man sich in Besitz alles dessen setzt, was uns fehlt, und dann einen vortheilhaften Vergleich schließt mit solchen Leuten, denen das wirklich gehört und gebührt, was wir zu unserm Vortheil scheinbar uns aneignen.

Anreizen muß man zu übereilten Streichen diejenigen, deren Gradheit und klare Einsicht in der conventionellen Welt eine Umwälzung oder augenblickliche Veränderung bewirken könnten. Eine gewagte Uebereilung erlaubt den Conventions-Menschen sogleich eine legitime Parforce-Jagd, bis der Inhaber jener gefährlichen Ehrlichkeit zu Tode gehetzt ist.

Anschmiegen muß man sich besonders den Leuten, die ihr Glück auf schlechte Weise gemacht haben; solche Günstlinge, Maitressen u. s. w. haben überall hülfreiche Hände und Köpfe nöthig, und wenden was daran, indem sie leicht weggeben, was sie leicht gewinnen.

Ansehen gründet sich auf gnädige Mienen, die man empfängt und auf ungnädige, die man austheilen darf. Angesehene Leute sind oft solche, die man zu weiter nichts brauchen kann, als zum Ansehen.

Anstand ist die Geschicklichkeit, das Unschicklichste zur rechten Zeit hinter eine spanische Wand zu stellen.

Anstößig nennt man es, wenn Jemand das Uebereinkömmliche so wenig kennt, daß er sich mit Muth gegen eine Unterdrückung auflehnt und sie nun nicht durchgeführt werden kann; vor Allem anstößig aber ist es, wenn Jemand conventionelle Thaten etwa gar bei dem rechten Namen nennen will, wozu die deutsche Sprache eine ganz abscheuliche Anlage hat.

Applaus gehört besonders solchen Schauspielerinnen, Sängerinnen und Tänzerinnen, denen vornehme Personen beifällig sind; ferner allen Stellen in Schauspielen, welche die öffentliche Meinung dirigiren sollen; in andern Fällen möge man den Applaus unterlassen oder vorsichtig ihn wenigstens nur jenen Dichtern und Schauspielern zuwenden, von denen man weiß, sie werden protegirt.

Arme müssen in großer Anzahl und auffallender Dürftigkeit vorhanden seyn, sonst ist es den Reichen nur schwer möglich, hervor zu stechen. Die Kosten für die Armen brauchen nicht groß zu werden, in cultivirten Staaten à la mode können gar Viele vor Hunger sterben, ehe man den Abgang merkt, indem immer wieder hinlänglicher Ersatz kommt, und eine neuere Idee: ob man nicht eine Armen-Speisung durch Dampf-Maschinen bewirken könnte, verdient große Beachtung.

Armee ist eine kostspielige Masse von Zierrathen am Staatsbau, welche im Nothfall stark genug seyn muß, das ganze Gebäude zu stützen. C. Möllen.

(Die Fortsetzung folgt.)

## Wie wurde Ariosto belohnt?

Ariosto hat in seinem „Roland" und andern Gedichten zahlreiche Lobsprüche auf die herzogliche Familie von Ferrara. Sollte man nicht glauben: sie wären Dank für empfangene Wohlthaten? Nichts weniger. Ariosto, aus einer alten adelichen, aber unbemittelten Familie stammend, trat als Cavalier in die Dienste des Cardinals Hippolytus von Este. Dieser bezahlte und behandelte ihn schlecht; nicht einmal sein Dichter-Talent wollte oder konnte er schätzen. Von ihm hörte Ariost, als er demselben seinen rasenden Roland überreichte, das unfeine Kompliment: „Meister Ludwig, wo Teufel habt Ihr alle diese Lumpereien (tante coglionerie) her genommen?" — Der Herzog Alfonso, Bruder des Cardinals, hatte Mitleid mit dem Dichter, nahm ihn, unter eben den Bedingungen als Jener, an seinen Hof, und gab ihm eine kleine Stelle bei der Salzsteuer, die er aber bald nachher wieder verlor. Nicht genug; ihm stirbt ein Verwandter, er erbt, aber die herzogliche Kammer machte ihm die Hälfte der Erbschaft streitig und ließ ihm aus Gnade und Barmherzigkeit, statt der andern Hälfte, eine Leibrente von 25 Thalern, oder höchstens gerechnet, von 150 Franken, in viermonatlicher Zahlung. Welch ein fürstlicher Lohn für die Gedichte des unsterblichen Sängers! T. L. Secha.

## Das Leben.

Was ist der Preis wohl vom irrdischen Leben?
Spurlos verlässet das Glück dich als Kind;
Gluth hält den Jüngling in Täuschung und Beben,
Und daß die Menschen gar trüglich gesinnt —
Das wird den Mann oft mit Wehmuth durchdringen;
Dann mußt als Greis du mit Schmerzen noch ringen!
Nenne den Preis nun, den Daseyn gewinnt?
Immer nur nichtiger sieh'st du dein Streben —
Giebt es kein Jenseits, so giebt es kein Leben!

Bertram.

# Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

*Dresden.* Wer unsere Stadt lange nicht gesehen hat, würde erstaunen über den Glanz und Geschmack, womit jetzt die meisten Laden und Gewölbe sich empfehlen. Sonst hing der Materialist nur ein Paar Reihen künstlicher Granatäpfel über seine Ladenthür, der Seidenhändler klemmte einige Tücher oder Zeuge an die Fenster, der Juwelier stellte dahinter ein Glaskästchen mit Bijouterien, die Modehändlerin ein Mopsgesicht von Putzkopf mit Haube oder Hut zur Schau. Bei dem Posamentier flatterten ein Paar verschossene Bänder am Fenster, bei dem Riemer hing ein Pferdegezäume an der Ladenthür. Die Schilder, auf welchen man den Verkauf predigte, waren ärmlich und erbärmlich, und wer etwa durch einen Mohr, ein Goldmännchen, einen Storch, ein Sächsisch u. s. w. sein Gewölbe verzierte, hatte Alles gethan, was damals zu thun war, seiner Nahrung Sicherheit zu verschaffen, und seinen Namen der Welt, besonders den Dienstboten und Kindern, bemerklich zu machen. *Jetzt* kostet der bloße An- und Aufputz eines Gewölbes oft soviel, daß wohl nicht selten ein halbes Jahr die Einnahme recht schwunghaft gehen muß, wenn die Kosten für die stummen *Käufer-Lockpfeifen* — was alle dergleichen Dekorationen wohl sind — wieder eingebracht werden sollen. Und doch, da nun einmal dergleichen Pfeifen von der höchsten Eleganz an der Tagesordnung sind, wer mag es den Gewölbe-Inhabern verdenken, wenn sie in jener Hinsicht nicht zurückstehen wollen? Die Schloßgasse besonders ist ordentlich eine Musterkarte der genannten Lockpfeifen. Da giebt es Gewölbe, gestaltet wie heilige Hallen, da schaut man in manche und aus manchen durch Spiegelscheiben, wie sonst nur in den Gemächern der Fürsten zu bemerken waren — da tragen Greise und andere solche Bestien der Vorwelt die kostbarsten Bürden der Modewelt, — Adler und Sphinxe schauen schirmend herab auf Verkäufer und Käufer, und die Glaskasten und Glasschränke brüsten sich hervor wie Altäre des Luxus, und würden, weil man einander in diesem Punkte zu überbieten strebt, bald den Fußgängern an den Linien der Häuser den Weg versperrt haben, hätte die Polizei nicht dem Wachsthum dieser Glas-Gebäude ein Veto aufgelegt. Eine Abendwanderung durch die belebte Straße giebt vollends den lebendigsten Kontrast zu der spärlichen und geschmacklosen Vergangenheit. Ein Paar Sechserlichter, die, je seltner die Käufer sich einstellten, desto seltner geputzt wurden, und meist ein schauerliches Halbdunkel verbreiteten, bildeten sonst die ganze Gewölbe-Illumination, und nur die Materialisten waren es, welche durch Scheiben von Flittergold, worin ein Lämpchen reflectirte, ihr Licht leuchten ließen vor den Leuten, daß man ihre Zuckerhüte und Heringsfässer sehen und Diener und Bursche dahinter wiegen konnten. Jetzt — Argandische Lampen an den Decken — Astral-Lampen auf den Tafeln — Wachslichter mehr, als vielleicht mancher Verkäufer Groschen am ganzen Tage einnimmt — dazu Spiegel an Spiegel, welche auch den Gewölben im verjüngten Maßstabe großen *Raum ohne Raum* geben — fürwahr man glaubt zwischen Feen-Gemächern zu wandeln, wenn man so rechts und links in die Laden und Unterstuben schaut. Was bedürfen wir weiter Zeugniß, daß Alles immer besser und vollkommner werde in der sogenannten unvollkommnen Welt?! Welch reges Leben in der hiesigen Modewelt herrsche, kann man besonders auch daraus sehen, daß, so um die Zeit, wo in Paris die weltberühmten Luxus-Wallfahrten nach *Long-Champs* geschehen, eine hiesige Modenhändlerin allemal dorthin reiset, um — unter Gottes freiem Pariser Himmel, wie in den Pariser Laden-Putz-Himmeln, den neuesten Geschmack in Hauben, Hüten, Taillen u. s. w. zu beobachten. Das nenne ich mir doch-Industrie! Die Dresdner Damen werden wohl oft den Himmel bitten, daß er ihnen diese sich für sie aufopfernde Schwester lange erhalte! —

v. Kz.

Wirthlichen Leserinnen zu Gefallen, will ich hier aus einem englischen Blatte folgende Mittel, die Verfälschungen des Weizenmehles zu entdecken, mittheilen. Greifen Sie schnell eine Handvoll Mehl und drücken es eine halbe Minute, und behält es, selbst wenn sie es etwas unsanft auf einen Tisch stellen, die Form Ihrer Handhöhle, so können Sie es zuversichtlich zum besten Festkuchen aufheben. Verfälschtes Mehl hingegen fällt gleich zusammen, besonders wenn es mit Knochen, Gips und Steinen gemischt ist; mengte man es aber mit Kalk, so hält es mehr zusammen. — Tauchen Sie den Vorderfinger und den Daumen ein wenig in süßes Oel und fassen dann etwas Mehl dazwischen; ist es rein, so kann es eine Zeitlang gerieben werden, ohne daß es anhängt, verfälschtes aber wird sogleich kleisterig und hängt stark an. Reines Mehl erhält auch eine dunkle Farbe vom Oel; das verfälschte ändert die Farbe wenig. — Zitronensaft oder Weinessig zeigt die Beimischung von Kalk an, wenn Aufbrausen im Mehle entsteht.

Lx.

Die „Tribune de la Gironde" macht folgenden Unterschied zwischen den Liberalen und den Ultra's in Frankreich: Die Liberalen vertheidigen mit Kraft die Charte; die Ultra's möchten sie mit Gewalt vernichten. — Die Liberalen verdammen Alles, was nicht Gemeingut heißt; die Ultra's Alles, was ihr Privatgut antasten könnte. — Die Liberalen wollen die Herrschaft der Gesetze und das Aufhören der Vorrechte; die Ultra's das Gegentheil. — Die Liberalen wollen keine Verbannung mehr; die Ultra's seufzen über die Rückkehr jedes einzelnen Verbannten. — Die Liberalen wollen: daß die Jugend Unterricht genieße; die Ultra's möchten sie den „Frères Ignorantins" anvertrauen. — Die Liberalen predigen religiöse Duldung; die Ultra's unterstützen die Missionaire. — Die Liberalen halten 25 Millionen Menschen für das wahre französische Volk, welches in allen Zeiten ausgedauert, und lieber Gut und Blut gewagt hat, als daß es die Heimath Andern überließ; die Ultra's sehen diese 25 Millionen alle für Partheimacher an, und halten nur 3—400 Ausgewanderte für wahre Franzosen, welche 30 Jahr lang Ausländern ihren Arm liehen, um Frankreich zu befehden u. s. w. (Indep.)

Thourets „Skizze der französischen Revolutionen früherer Zeit" will darthun: daß es immer die Vornehmen waren, welche die Ordnung in Frankreich zu stören suchten. Unter Carl IX. und Heinrich III. war es eine Familie der Vornehmen, welche Frankreich verheerte und mit Blut bespritzte, um sich des Thrones zu bemächtigen. Unter Heinrich IV. träumte sie noch immer eine Wiederherstellung der Feudal-Anarchie, der größten Plage eines Volks, und der Marschal Biron verschwor sich mit dem Auslande gegen sein Vaterland, um daselbst zur Souverainität zu gelangen. Während der Minderjährigkeit Ludwigs XIV., so erniedrigt die Vornehmen auch durch den Cardinal Richelieu waren, verbanden sie sich dennoch mit dem Parlament, um den Aufstand der Fronde (der Parthei gegen Mazarin) zu unterstützen. (Constitut.)

Zwei junge Liberale zu Paris sahen eines Tages einen Fiacre-Kutscher in der „Minerva" lesen, und wählten daher diesen vorzugsweise, um sich über Land fahren zu lassen. Sie gewahrten aber bald, daß er ungemein langsam fuhr, und stellten ihn deshalb sehr heftig zur Rede. „Meine Herren," erwiederte er, „die *Prinzipien* erfordern: daß ich mich erst auf meinem Sitz gehörig *konstituire*, dann werde ich meine Pferde *organisiren*, und Sie sollen sehen, daß der Erfolg über Verlangen seyn wird!" — Und wirklich geschah es so! — denn kaum waren sie an der Barriere angelangt, als der Fiacre — wahrscheinlich auch aus *Prinzip* — sie umwarf. (Gaz. d. Fr.)

Professor Wallace in Edinburgh hat den *Asbest* zur Anwendung für *Mikrometer* vorgeschlagen und Troughton wirklich ein solches Instrument verfertigt, wozu er Asbest-Fasern von $\frac{1}{3000}$ Zoll im Durchmesser brauchte. (Quaterly Journ.)

**Beilage: Bemerker No 5. und Blatt d. Ankündigungen No. V.**








# Der Gesellschafter
oder
# Blätter für Geist und Herz.

1820. Sonnabend den 4. März. 37stes Blatt.


## Der Jäger im Westerwalde.

(Fortsetzung.)

Zu der Zeit, als die Nachkommen Karl des Großen mit eben so viel Mangel an Geist das gewaltige Erbe zertrümmerten, als ihr unsterblicher Vorfahr es mit Ueberfluß an demselben zusammen gebracht hatte, lebte in dem rauhesten und unwegsamsten Theil des Westerwaldes ein Ritter, italischen Ursprungs, Pietro da Como, mit dem Beinamen: der Waidmann, sintemal das Jagdwerk sein täglich Treiben war, vom Morgen bis in die Nacht und oft wieder bis zum Morgen. Dabei war Pietro, wie sich denken läßt von Einem, der seine Tage nur unter Bären und Wölfen und oft noch rauheren Jagdgesellen zubringt, selbst rauh und wild, jähzornig und rachsüchtig, wenn er sich beleidigt glaubte; übrigens aber, wenn seine wilden Leidenschaften gerade nicht angeregt waren, nicht ohne Gutmüthigkeit, zuweilen, jedoch nur selten, sogar einer weichen Empfindung auf kurze Zeit fähig. — Während er nun in einem wilden und rohen Leben seine Tage verbrachte, geschah es: daß der Zufall ihn aus seinen Wäldern hinaus in die lachenden Fluren, welche die Fluthen des Rheins bespülen, führte, und sein Blick auf eine Rittertochter fiel, die zu ihrer Zeit im Rufe einer eben so großen Schönheit als Sprödigkeit stand. Ihr Name war Irmentraut, und was das Gerücht von ihr sagte, nicht gelogen. Schon hatte ein ganzes Heer der Männer, geblendet durch ihre Reize und gekränkt durch ihren Stolz und spröden Sinn, um ihretwillen unzählbare Thorheiten begangen, abentheuerliche Gelübde und Ritterzüge unternommen, sich einander den Hals gebrochen und was dergleichen mehr, ohne deswegen auch nur einen Schritt in der Gunst ihrer Herzensdame weiter gerückt zu seyn: als Pietro da Como ein gleiches Geschick widerfuhr, und er zum Narren ward gleich allen Andern. Weil jedoch in ihm ein Geist lebte, entschlossener als der seiner Mitwerber, so verblieb er nicht allzu lange in der Rolle eines schmachtenden, dienenden Liebhabers, die seinem Charakter ungemein wenig zusagte, sondern vertauschte dieselbe sehr bald mit einer andern, die ihm natürlicher war und, wenigstens in gewisser Hinsicht, ihn seinem Ziele rascher näherte. Nachdem er eine Zeit lang durch allerlei, ihm von seiner Gebieterin aufgegebene abentheuerliche Unternehmungen gesucht hatte, ihr Herz zu gewinnen und solches immer nicht gelang, entschloß er sich kurz, entführte die spröde Schöne mit Gewalt und ertrotzte so — sie in seine unbezwingliche Waldburg einsperrend — als aufgedrungener Gatte durch Furcht und Schrecken, was liebendes Dienen ihm nicht hatte verschaffen können.

Eben, auf solche Art gestiftet, nehmen aber gemeiniglich ein schlechtes Ende, dieweil nichts in der Welt mehr zu Abfall und Empörung geneigt ist, als ein in Sklaven-Fesseln geschlagenes Herz. Diese Erfahrung machte Pietro da Como, ehe noch ein Jahr verstrich. — Das Bild manches früher verschmähten Jünglings stand jetzt vor Irmentrauts Erinnerungsblicke in wunderbarer Anmuth und Schöne, und die sich unglücklich fühlende Gattin, die den rauhen Mann nie lieben

lernte, der mit Gewalt sich des Gutes bemächtigt hatte, welches nur Neigung gern giebt, machte sich bald kein Gewissen mehr daraus, die Kraft, der sie unterlegen, durch List zu bestrafen. Während sie anfing, dem wilden Pietro eine Gluth zu heucheln, von der ihr Herz nichts wußte, begünstigte sie insgeheim einen wackeren jungen Ritter, den früher ihr Stolz oft gekränkt hatte. Endlich der Verstellung müde, beschloß sie, sich der Macht ihres Tyrannen auf immer zu entziehen: eine Sache, die ihr jetzt um so leichter ward, da Pietro, getäuscht durch ihr Benehmen, ihr fast unbedingt vertraute. Als der fleißige Waidmann einst ausgezogen war zu einem fernen Bekannten, der jenseits des Rheines, im Voghesen-Gebirge, mit ihm ein fast gleiches Leben führte, ersah sie die Gelegenheit, verließ das alte Waldschloß, warf sich ihrem geliebten Otto in die Arme und floh mit ihm weit, weit fort, bis an die Dünen des Belt, wo sie fortan mit ihm in Stille und Einsamkeit, aber auch in steter Furcht vor dem Rächer, manches Jahr verlebte. — Gleich einem angeschossenen Eber wüthete Pietro, als er heim kehrte und das Geschehene vernahm. Liebe und Ehre waren in ihm aufs tiefste gekränkt, und wilden Sinnes, wie er war, verschwor er sich: Rache zu nehmen und sollte es ihm sein ewiges Heil kosten. — Zwanzig Jahre vergeblichen Nachforschens vergingen und die sonst Alles mildernde Zeit vermochte nicht, den Durst nach Rache in Pietros Brust zu stillen. Da trug es sich zu, daß Wittebold, Fürst der Dittmarsen, ein feierliches Turnier ausschrieb durch alle Gauen Deutschlands, zu welchem Ritter sonder Zahl von allen Enden herbei strömten. Pietro eilte hin, und — auch Otto nebst seinem Weibe fanden sich ein. Die lange Vergangenheit hatte die Unglücklichen sicher gemacht, und, indem sie jetzt zum ersten Mal ihr sicheres Versteck verließen, ereilte sie, die Schuldigen, auch alsbald die Strafe. Bebend erkannten sie in dem Sieger der Ritterspiele den beleidigten Pietro, und eilten, sich seiner furchtbaren Nähe zu entziehen; aber zu spät! Schon hatte sein flammend Auge sie entdeckt und der nahende Moment lang ersehnter Vergeltung belebte es seit Jahren zum ersten Male wieder mit dem dunklen Feuer, vor welchem seine Feinde sich so oft entsetzten. — Noch ehe die Kampfspiele ganz geendet waren, mitten im Gottesfrieden, überfiel der blutdürstende Pietro die Unglücklichen, und unter seinen mitleidslosen Streichen sanken Otto und Irmentraut, mit ihnen zwei ihrer im verbrecherischen Ehebett erzeugten Kinder.

Die ungeheure That blieb nicht verborgen; zu schrecklich war Sicherheit und öffentliches Geleit verletzt, als daß der irrdische Richter — in jenen Zeiten gar oft kaum bemerkbar — diesmal hätte ausbleiben können. Ueber Pietro erging die Acht, er ward gefangen, seine Burg zerstört von Grund aus und sein Blut floß unter Henkers Hand. Grauenvolle Sagen erfüllten seit dieser Zeit die Gegend, wo Pietro lebte. Unstät, ein ruheloser Geist, sollte er, der vierfache Mörder, umher wandeln, oft täuschend die Lebenden und gefürchtet von ihnen; in seltenen Fällen aber auch Beistand und Schutz gewährend. — Viele wollten im Lauf der Jahrhunderte die Spukgestalt, die hinfort im Volksmunde den Namen: der Jäger des Westerwaldes trug, gesehen haben; viel wurde von seinem Treiben und Thun erzählt, und wie es hinreiche in jener Waldgegend, das Wort „Hahnrey" aus zu sprechen, um den Geist sogleich zu erzürnen; da aber im Ganzen jener Theil des Gebirges, wo Pietro einst hausete, wenig besucht ward, und der Jäger des Westerwaldes, laut der Sage, nur in den Stunden des Morgens und Abends, wo Licht und Dunkel ringt, auf der Oberwelt sich zuweilen umtreiben sollte: so kam es, daß nach und nach seiner wenig mehr gedacht wurde, und höchstens in Winterabenden, in den Zusammenkünften der Weiber oder in den Zechstuben des Volkes, von ihm die Rede war, als eines Gegenstandes, an den sich mancher platte Witz rieb. (Die Fortsetzung folgt.)

## Herrn Ottberts Dienstag-Blättlein.

(Von dem Verfasser von „Wahl und Führung.")

### Die Stadt Peschawer.

Wir finden es oft schon anziehend und unterhaltend, uns in das Getümmel einer großen europäischen Stadt zu tauchen, und indem wir uns scheinbar mit dem Strome fort ziehen lassen, beobachtend durch denselben hin und her zu schreiten. Was müßten wir erst dann empfinden und welch reicher Stoff zur Beobachtung böte sich uns dar, könnten wir uns plötzlich in eine jener asiatischen Städte versetzen, wo ringsum noch Volksstämme, unähnlich an Ursprung, Bildung, Tracht und Sitte, zwar neben einander und durch einander gemischt, aber jeder noch geschieden durch seine Eigenthümlichkeit, leben, und die nicht selten auf den großen Bazars und in den Straßen jener Städte in vielartiger Strömung sich durcheinander bewegen. Hören wir Elphinstone von einer jener Städte, von dem früher weniger bekannten Peschawer, in dem Reiche der Afghanen, erzählen, von dem wir auch durch die englische Gesandtschaft erst nähere Kenntniß erlangt haben.

Peschawer befindet sich in einer schönen, weiten, wohlbewässerten und mit den köstlichsten Fruchtbäumen reich besetzten kreisförmigen Ebene, die, eine kleine Strecke im Osten ausgenommen, von Bergen umkränzt wird, unter welchen der indische Kaukasus im Norden und der Pik von Sussaideoh auf der Südwest-Seite am meisten empor ragen. Die Stadt selbst, auf unebenem Boden, hat etwa 5 Meilen im Umfange und zählt

100000 Einwohner. Ihre Häuser sind aus Backsteinen aufgeführt und gemeiniglich drei Geschosse hoch, von denen das untere in der Regel zu Läden bestimmt ist. Die Straßen sind schmal, da hier keine Räderfuhrwerke gebraucht werden, zwar gepflastert, aber weil sie sich nach der in ihrer Mitte befindlichen Rinne absenken, schlüpfrig und unbequem. Zwei oder drei Bäche ergießen sich durch die Stadt und sind selbst hier mit Weiden oder Maulbeerbäumen eingefaßt. Von den zahlreichen Gebäuden verdient doch nur, außer der schönen Caravanserei, das Balla Hissar bemerkt zu werden, die Burg, nördlich von der Stadt, mit einigen schönen Sälen, einer herrlichen Aussicht und geräumigen und sehr angesehenen Gärten. Doch ist diese Burg nicht fest, und da der König nur gelegentlich hierher kommt, jetzt sehr vernachlässiget. — Die Bewohner von Peschawer selbst sind indischen Ursprungs; doch finden sich Leute von allen Völkern hier, und der Zusammenfluß nimmt zu während der Besuche des Königs. Von dem Volks-Gewühle in dieser Stadt erzählt uns Elphinstone: „Wir hatten viele Gelegenheit, dieses Gemisch bei der Rückkehr von unsern Morgenritten zu beobachten; und der Eindruck ward erhöhet durch die Stille und Einsamkeit der Straßen in der frühen Stunde, in der wir unsre Wanderungen zu beginnen pflegten. Kurz vor Sonnenaufgang fingen die Leute an, sich zu ihrer Morgenandacht in den Moscheen zu versammeln. Nach der Stunde des Gebetes fegten einige Wenige die Straßen vor ihren Thüren, und einige Große gingen an den Hof, um frühe ihre Aufwartung zu machen. Sie waren immer zu Pferde; zehn oder zwölf Diener gingen sehr schnell, aber schweigend und in vollkommener Ordnung voran: man hörte nur den Laut ihrer Tritte. Aber bei unserer Rückkehr wimmelten die Straßen von Menschen aus allen Nationen und Sprachen in der größten Mannigfaltigkeit des Ansehens und der Kleidung. Die Läden waren offen. Trockene Früchte und Nüsse, Brodt, Fleisch, Stiefeln, Schuhe, Sattler-Arbeiten, Ballen mit Tuch, irdenes Geschirr, fertige Kleider, Bücher u. s. w. waren entweder vor den Läden aufgestapelt, oder hingen an Haken vom Dache herunter. Und hier zeichneten sich denn die Buden der Fruchthändler aus, wo Aepfel, Melonen, Pflaumen und auch Orangen, obgleich diese in Peschawer selten sind, in Haufen mit einigen indischen Früchten vermischt waren, und die Garküchen, wo alles in gemalten und glassurten Schüsseln aus Thon, die daher wie Porzellan aussahen, aufgetragen ward. In den Straßen schrieen Leute Gemüse, dicke Milch u. s. w. aus; andre trugen in ledernen Schläuchen Wasser auf ihrem Rücken; um ihre Waare an zu kündigen, schlugen sie auf ihre eherne Tasse, und sie gaben den vorüber Gehenden einen Trunk für eine geringe Münze. Unter diesem Gewimmel drängten sich Leute aus der Stadt mit weißen Turbanen; einige in großen weißen oder dunkelblauen Kleidern, andre in Ueberröcken aus Schaffell; Perser und Afghanen in blauen wollenen Tuniken oder flatternden Mänteln und Mützen von schwarzem Schaffell oder bunter Seide; Kibirer mit strohernen Sandalen, der wilden Kleidung und dem Ansehen ihrer Gebirge; Hindus, welche die eigenthümlichen Gesichtszüge und Sitten ihres eigenen Volkes mit dem langen Barte und der Kleidung des Landes vereinigten, und Hasarrer, gleich ausgezeichnet durch die kegelförmigen Fellmützen, an denen die Wolle wie eine Franze rund um den Rand aussah, und ihre breiten Gesichter, ihre kleinen Augen und den Mangel des Bartes, der für Zierde jedes andern Antlitzes in der Stadt gilt. Unter diesen entdeckte man einige wenige Frauen mit langen weißen Schleiern, die bis auf die Füße reichten, und Einige aus dem Gefolge des Königs in den abentheuerlichen Mützen und phantastischen Kleidern, welche die Klassen bezeichnen, wozu Jeder gehört. Zuweilen zog ein Trupp bewaffneter Reiter vorüber und ihre Ankunft ward durch den Hufschlag ihrer Rosse auf dem Pflaster und das Geklingel ihrer Zäume angekündigt, und wenn der König ausging, waren die Straßen mit Fußvolk und Reiterei auf Dromedaren, welche Drehbassen und große flatternde rothe und weiße Fahnen trugen, voll gepfropft; zu allen Zeiten trabten beladene Dromedare oder schwere baktrische Kameele mit zottigem Haare langsam durch die Straßen; Maulesel, die in Reihen von 8 bis 10 an einander gekuppelt waren, sah man neben dem Wege umher gehen, um sich nach der Arbeit ab zu kühlen, während ihre Herren sich in einer Garküche gütlich thaten oder einen gemietheten Kullian (eine mehrröhrige Tabacks-Pfeife) in der Straße schmauchten. Zwischen diesem bunten Gedränge gingen wir gemeiniglich fast unbemerkt, ausgenommen, daß uns ein Vorübergehender ein Salam Aleicum (Friede sey mit Euch)! mit einer Verbeugung und über die Stirn zusammen gelegten Händen zurief, oder ein Bettler die Ferindschi (europäische) Chans um Hülfe bat, uns an die Kürze des Lebens und den Lohn der Wohlthaten in der Ewigkeit erinnerte, oder bemerkte: daß, was wenig für uns, für ihn viel sey. Zuweilen machte ein Knabe aus einem Fenster auf uns aufmerksam und sein Ausruf: „Uph Ferindschi!" setzte alle Weiber und Kinder in Bewegung, um uns an zu gaffen, bis wir aus dem Gesicht waren."

Fremd mögen dem Europäer alle diese Gestalten erscheinen; aber doch fühlt er, der Mensch, sich unter Menschen, und auch der Fremdling, dem er hier zum ersten und zum letzten Male begegnet, ruft ihm sein Salam Aleicum! zu.

## Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

Memel. Auf meiner letzten Reise im Januar von St. Petersburg nach Deutschland sah ich hier ein neues Schauspielhaus. Das Aeußere, im einfachen Styl erbaut, möchte besser gefallen, wenn man die Façade gegen Süden aufgestellt und es gleichsam dadurch berechtigt hätte, den vor demselben liegenden Platz zu beherrschen. Das Portal, mit acht Säulen in dorischer Ordnung, würde ein schöneres Ansehen gewonnen und dem Eintretenden sich freundlicher dargestellt haben. — Im Innern — auf dem Theater Weniges ausgenommen — ist Alles wohlgeordnet; Vorhang und Dekorationen vom Professor Hahn und die Malerei sind einfach und geschmackvoll. Ein großer Kronenleuchter verbreitet sein magisches Licht über den ganzen Raum und macht für das Auge eine wohlthätige Wirkung. — Das Theater steht mit der Größe des Hauses im Verhältniß, die Coulissen desselben sind aber zu schmal und nicht gut geordnet, weil die der Waldgegend jene der Zimmer-Wände nicht genugsam decken, wodurch das Auge beleidigt wird. — Das Maschinen-Wesen kann nicht füglich zu den schnellsten gezählt werden; besonders aber wäre zu wünschen, daß dieses Theater dereinst von einer bessern Truppe benutzt würde. Einige Mitglieder ausgenommen, wäre dem Ueberreste mit Energie an zu rathen, daß er sich bessere, wenn es möglich ist. — Das Orchester ist nur schwach besetzt; bei der Oper wird es jedoch von mehreren Musikfreunden unterstützt. — Dieser kleine Tempel Thaliens bleibt eine erfreuliche Erscheinung unserer Zeit, um so mehr, da er durch strenge Ausübung ökonomischer Grundsätze — die in unsern nahrungslosen Tagen so empfehlungswerth und nöthig sind! — sein Daseyn erhielt; und mit seinem tüchtigen Fundament, den soliden massiven Mauern, und mit Einschluß der innern Einrichtung, deren Gegenstände alle neu angeschafft sind, nicht mehr als 18000 Thlr. Preuß. Courant gekostet hat.' — Die Baukosten wurden von einer Gesellschaft der Kaufleute und ersten Staats-Beamten dieser Stadt auf Aktien herbei geschafft, und das schöne Ganze von einer Committee, aus acht Mitgliedern bestehend, in der kurzen Zeit von sieben Monaten zu Stande gebracht. Es gereicht dies den Unternehmern, ihrer Sorgsamkeit und ihrem Geschmack zur großen Ehre! — Möge, beschützt von den Musen, in genußreichen Winter-Abendstunden der Genius der Freude, bei gelingenden Theater-Vorstellungen, die guten und mir so werthen Einwohner dieser freundlichen Stadt noch lange Jahre umschweben, und ein günstiges Geschick es mir vergönnen, noch einmal Zeuge davon zu seyn! ...r.

Der Ursprung des Carneval-Festes stammt aus den Zeiten der Barbarei und des Despotismus, wo dieses Fest den Sklaven während seiner Dauer die Freiheit gab; Jeder durfte sich seines Lebens ungehindert freuen und reden und thun was ihm beliebte. Jedes Volk hat seine besondern Gebräuche dabei bewiesen und beweiset sie noch. In Frankreich war es lange Zeit gestattet, sogar Heilige und Apostel durch Masken vor zu stellen. Ja, in einer Prozession zu Aix figurirte einmal sogar unser Herr Christus. In Champagne und anderen Orten schließen den Zug diejenigen Männer, welche — von ihren Frauen eine Ohrfeige erhalten haben. Sie sitzen rückwärts auf Eseln. Merkwürdig ist, daß in der Zeit des Schreckens, im Jahr 1793, das Carneval zum ersten Mal unterblieb, und der damalige neue Kalender schaffte es gänzlich ab. (Independ.)

Alle europäischen Priester in China, wenn man sie entdeckt, werden auf der Stelle verhaftet und umgebracht. Eben so die chinesischen Priester, wenn sie zum Christenthum übergehen. Ueberhaupt müssen alle Christen, wenn sie nicht ihrem Glauben entsagen, die gräßlichsten Martern erleiden, und werden dann nach der Tartarei verbannt. In der Provinz Sutcum gab es im Jahr 1819 in den Gefängnissen allein 200 Christen, welche ein solches Exil erwarteten; ein chinesischer Priester war erdrosselt und zwei andere sollten dasselbe Schicksal haben. Im ganzen Kaiserreiche giebt es nur zehn Missionaire, von denen fünf in Peking sind, die aber nur im Geheimen mit den Einwohnern umgehen dürfen. Dennoch verbreitet die katholische Religion sich immer mehr und mehr. Vor 50 Jahren gab es in der Provinz Sutcum nur 5000—6000 Christen, und jetzt zählt man deren 60000. (Gaz. d. Fr.)

Zwei Fischweiber zu Bordeaux klagten einander kürzlich die fortwährende Ausübung der Droits réunis, und die Eine erinnerte sich noch des denkwürdigen ersten Ausspruchs von Monsieur, der damals verheißen hatte: „Plus de droits réunis!" — „Ei," meinte die Andere auf plattfranzösisch: „Du verstehst unsere Sprache nicht, das „plus" heißt: mehr!! (Independ.)

Pitt versprach vor 22 Jahren, als er den Plan zu einem neuorganisirten Tilgungsfond vorlegte: die damalige Nationalschuld werde unfehlbar im Jahr 1840 abgetragen seyn, und quälte sich dabei mit der einzigen Verlegenheit: was in diesem Fall die Capitalisten mit ihrem vielen Gelde anfangen würden? Er brauchte sich keine grauen Haare darüber wachsen zu lassen — denn jetzt, nach Verlauf der Hälfte des Pittschen Termins zur Tilgung der Schuld, ist sie auf das Doppelte gestiegen, und das Jahr 1840, ja, das Jahr Zweitausend vierhundert und vierzig von Mercier wird kommen, ohne daß die englischen Capitalisten die Verlegenheit merken, ihr vieles Geld nicht unter bringen zu können. Wohl aber dürfte noch vor 1840 der Staat in die Verlegenheit gerathen, kein Mittel zu wissen, wodurch er die Interessen zur Befriedigung der Staatsgläubiger aufbringen soll. Schon jetzt geht die Rede, man werde auf das liegende Eigenthum eine neue Auflage ausschreiben. (Morn. Chron.)

Die Krone der Königin von England, welche für die Gemahlin Jakobs II. angefertigt wurde, kostete 111,900 Pfund Sterling, und wiegt 19 Pfund ohne den Sammt, welcher sich daran befindet. Man kann vor lauter Diamanten wenig von dem Golde sehen, woraus sie besteht. Man zählt daran 605 Diamanten und 180 Perlen. (Independ.)

Im „Café aux artistes" zu Paris befindet sich eine Cafétière von mehr als sechs Fuß Größe. Diese junge Dame, welche dem Comptoir vorsteht, sollte eigentlich die Stelle im „Café aux grands hommes" einnehmen. (Journ. d. Par.)








# Der Gesellschafter

oder

# Blätter für Geist und Herz.

1820. Montag den 6. März. 38stes Blatt.


## Das Mädchen an die Lilie.

Vom Gewand der Unschuld eingehüllt,
Rein und zart, den gold'nen Kelch gehoben,
Bist du mir ein Genius von oben,
Und des Seelenadels heit'res Bild.

Koset West um deine Blumenbrust,
Säuseln Schmetterlinge dir entgegen:
Fühl' ich an des Herzens sanft'ren Schlägen
Inniger der Unschuld mich bewußt.

Oder strebt dein Haupt, voll Majestät,
Nach des Himmels klarem Azurbogen:
Dünkt die Seele sich hinauf gezogen
In das Land, wo ew'ger Frühling weht.

Hauche sanft dein schönes Leben aus,
Holder Liebling meiner Blumenauen!
Muß ich deine welke Krone schauen —
Möcht' ich mit ins stille Vaterhaus.

F. Schubert.

## Der Jäger im Westerwalde.

(Fortsetzung.)

Auch Meister Gottfried Stör, der in seinem aufgeblasenen Dünkel gern den Spötter und Witzling, versteht sich gar plump, machte, übte oft und viel seinen Witz an dem hintergangenen Gatten, und wenn er so des Abends im Gasthause saß und ein Schöpplein Wein nach dem andern in sich hinein laufen ließ: so verfehlte er selten, des Jägers im Westerwalde, den er nur immer den Hahnrey nannte, spottend zu gedenken und mit allerlei Großthuereien sich zu brüsten, wie er z. B. sich weder für Tod noch Teufel fürchte und wohl einmal wünsche, dem gespenstigen Ritter zu begegnen, um ihn mit einer zierlichen Hahnenfeder zu beschenken; als wofür, wie es hieß, der Geist eine Art von furchtsamer Scheu trage. — Nun begab es sich, daß einsmals der dicke Fleischhauer seinen alten Witz im Gasthause wieder aufwärmte und ein Fremder zugegen war, der still in einer Ecke des Zimmers saß und das Ansehen eines Klein-Krämers hatte, der mit seinem Kasten von Stadt zu Dorf und von Dorf zu Stadt zieht. Aerger als je trieb es an diesem Tage Gottfried Stör mit seinen unbeholfenen Einfällen — denn ihm war ein Ochsenhandel geglückt und er so, nach seiner Art, guter Laune — lange hörte auch der Fremde ohne sonderlichen Antheil zu; als aber der Dicke gar kein Ende finden mochte und immer verwegener und kecker wurde, da erhob sich der Fremde aus seinem Winkel, trat hart vor den Prahler und sprach: „So nun Pietro da Como vor Euch träte, wie ich jetzt, und Euch in Eure Klotzaugen blickte, auch so wie ich jetzt, was würdet Ihr da wohl thun?" — Nicht wenig überrascht durch die Frage und den furchtbaren Blick des Fremdlings schwieg der Fleischhauer erst ein feines Weilchen still, denn ihm wurde unheimlich zu Muthe und seine Maulbravour war fort wie weggeblasen: da er jedoch nicht allein war im Zimmer und das kaum noch verhaltene Gelächter der andern Gäste, die an seiner Betroffenheit sich weideten, seinen Stolz empörte, so faßte er sich ein Herz und erwiederte dem Frager mit so viel Keckheit, als er in diesem Augenblick auftreiben konnte: „Na, ich würde — ich würde — Potz Element, ich würde dem

Hahnrey die Wege zeigen.“ — Kaum war dies ominöse Wort den Lippen Störs entschlüpft, so warf der Tabulett-Krämer ein in Händen haltendes Schächtelchen zu Boden, also daß es aufsprang und eine Kugel daraus hervor rollte, die mehrmal im Kreise in der Stube umher lief und, verwandelt in eine ungeheure Kröte, dem Dicken in den Nacken sprang und sich so fest klammerte, daß keine Gewalt sie ab zu nehmen vermochte. Der Fremde aber war entschwunden wie ein Hauch, und vermochte Niemand zu sagen: wo er Ende genommen. — Was nun Meister Stör betraf, so geberdete er sich wie ein Unsinniger, schrie und strampelte wie besessen und ward nicht eher von dem lästigen Anhängsel befreit, bis ein frommer Bruder aus dem ohnweiten Kapuziner-Kloster kam und das häßliche Vieh durch allerlei Besprechungen vertrieb und in einen ungeheuern Felsblock verschloß, wo es noch sitzt, gleich vielen seines Gleichen, die zuweilen mitten in solchen Steinmassen leben und sonder Zweifel auf dieselbe Art, wie diese, hinein gekommen sind.

Ob nun gleich Gottfried Stör auf solche Art gezüchtigt war für sein Spotten und Dickthun, so hatte der rachsüchtige Geist an dieser Vergeltung noch nicht genug, sondern ersah die Gelegenheit, wo er von Neuem dem Gehaßten eines anhängen konnte, welches geschah, als er ihm durch Emma die Feder eines von ihm gehegten seltenen Vogels überreichen ließ, wodurch die Sinne des unbeholfenen Gesellen auf seltsame Weise verwirrt wurden, wie wir schon vernommen.

Während auf diese Art schön Emma's unlieblicher Werber wie toll und besessen, aller Welt zum Hohn und Gelächter, durch Wald und Flur, über Berg und Thal, seinen Rohrstock zwischen den Beinen, dahin galloppirte, gleich einem wilden Buben, und dabei auf hohler Hand allerlei lustige Jägerstückchen bließ, geschah es, daß Heinrich durch den Wald daher zog, trüb und traurig in seinem Gemüth und des Lebens satt. — Es hatte sich nämlich zugetragen, daß in der Burg seines Dienstherrn ein kostbares Juwel abhanden gekommen war, und weil nun Niemand, wie Heinrich, Zutritt zu den inneren Gemächern hatte, wo der Burgherr seine Schätze verwahrte, so geschah es: daß auf den Jüngling ein böser Verdacht fiel und der Herr in großen Zorn gegen ihn gerieth. Nur in Betracht mehrjähriger treuer Dienste und weil Heinrich ihm als eine Waise in früher Jugend war anvertraut worden, gleichsam als Pflegekind, verhing der, gegen des Jünglings heiligste Versicherungen taube Graf keine weitere Strafe über den Unschuldigen, sondern begnügte sich, ihn auf immer aus seinem Angesichte zu verbannen, und also ihn ehr- und hülflos in die Welt hinaus zu stoßen. — Was kann aber für einen Menschen schrecklicher seyn als unverdiente Schmach und Schande? Verzweifelnd stand Heinrich schon auf dem Punkt, in den Fluthen des Rheins ein Daseyn zu enden, welches äußerlich das Beste, was der Mensch hat, die Ehre, verloren hatte: da schwebte über den rauschenden Wellen, einer Lichtgestalt gleich, Emma's geliebtes Bild an ihm vorüber, und der liebende Unglückliche konnte dem Drange, die Theure noch ein Mal, nur ein Mal noch zu sehen, nicht widerstreben. Langsam schritt er dem Gebirge zu, jenseits welchem seine Emma lebte, und ohne es zu wissen entfernte er sich von der Hauptstraße und gerieth auf Nebenwegen in das Gebiet, welches einst Pietro da Como gehörte.

Schon nahte sich der Abend und noch irrte Heinrich auf den unbekannten Pfaden, völlig vertieft in sein trauriges Geschick, herum, ohne daß sich ihm des Waldes Ausgang zeigte. Erschöpft von Gram und Anstrengung warf er sich unter einen Baum und überließ sich hier seinem Trübsinn. „Ach!“ rief er endlich im aufgeregten Gefühl seines Kummers aus; „wie viel glücklicher bist du, Peter Waidmann! denn dich fliehen die Menschen, weil sie dich fürchten; ich Armer muß sie fliehen, um meine unverdiente Schande zu verbergen. Grausamer Ritter! wilder Jäger! komm zu mir, hier ist ein Wesen wie du, unstät und ruhelos, hassend und gehaßt wie du!“ — Diese Worte waren kaum aus Heinrichs Munde, so rauschte es hinter ihm in den Zweigen, wie wenn der Abendwind durch die Blätter streicht; ein Flüstern erhob sich rundum im Walde und aus dem Dickigt trat jene abentheuerliche Gestalt auf den Jüngling zu, die wenige Tage vorher seiner Geliebten erschienen war. — Ueberrascht sprang Heinrich auf und betrachtete mit mißtrauischen Blicken den Seltsamen, der seiner Seits den jungen Mann nicht weniger scharf ins Auge faßte.

(Der Schluß folgt.)

## Literarischer Beobachter.

Hr. Dr. Ludwig Wachler hat in seinen von eigenem Geist und vieler Belesenheit zeugenden „Vorlesungen über die Geschichte der teutschen National-Literatur“ (Frankfurt a. M. bei Hermann) über Kotzebue folgende harte Stelle: „Kotzebue's Stücke, prunkend mit einer, aus allen Welttheilen und Zeitaltern erbettelten oder erborgten Mannigfaltigkeit, oft gehoben durch freibeuterisch zusammen gebrachte Theaterstreiche, hie und da durch nicht mißlungenen Dialog, sind voll Sünden gegen richtigen Kunstsinn, gegen Gefühl des Anstandes und der Sittlichkeit; das Edle wird ungeschickt verzerrt und muthwillig verkrüppelt; mit Allem ein herzloses leichtfertiges Spiel getrieben, das oft selbst als solches linkisch und mißrathen ist. Wer es wohl meint mit teutscher Volksbildung, kann sie nur als Schmutzflecken der dramatischen Literatur betrachten.

Nicht eher ist Hoffnung, daß des teutschen Publikums Empfänglichkeit für das Reinere und Höhere der Kunst im Wenden und Steigen ist, als bis sich gegen Kotzebue'sche Mißbildungen der lauteste Unwille erhebt und die, welche leider bis dahin gewohnt sind, die Kunst zu Zeit und Gemüth verwüstender leerer Unterhaltung zu mißbrauchen, genöthigt werden, ihre schlechten Gelüste geheim zu halten und sich ihrer wenigstens vor Andern zu schämen." — Das heißt doch etwas weit über die Linie gesprungen, welche die Unpartheilichkeit sich zu ziehen hat. Wenn anders überhaupt vom Theater herab der Sinn für das Gute zu verbreiten ist (wir glauben übrigens, daß Nachtheiliges bei weitem schneller einwirkt als Erhebendes), so hat auch Kotzebue viele Erzeugnisse gegeben, welche zu jenem Zwecke beitragen. Es ist deshalb zu unterscheiden und zu sichten, nicht aber in Masse zu verdammen, welches zwar Mode ist, aber niemals zur Sitte gerechnet werden kann.

Im „Literarischen Wochenblatt" (Nr. 14) ist auch Folgendes geäußert: „Grillparzer scheint denn doch zu fühlen, daß die einfachen Stoffe nicht für ihn sind und er klammert sich nun an die Geschichte an. Daran thut er aber, glaub' ich, nicht wohl; denn um das Historische zu poetisiren, dazu fehlt es ihm an Tiefe und Gehalt. Am besten thäte er, in der Manier der „Ahnfrau", d. h. phantaüisch, fort zu arbeiten. Ich glaube seinen seltsamen Namen passend erklären zu können durch Phantast. Parzen heißt nämlich im Oberdeutschen: sich brüsten, stolz gebährden und kommt von baren, behrden, gebehrden. Der Name bezeichnet also einen, der sich grillenhaft gebehrdet." — Die Wortspiele mit Namen sind bekanntlich nicht sehr empfehlend; da wir jedoch hier einen Vorgänger haben, dem ein ähnlicher Scherz interessant seyn möchte, so wollen wir ihn mittheilen. A. G. A. (Amandus Gottfried Adolph) sind die Buchstaben der Vornamen von Müllner, und da er seinen Ruhm mit aller möglichen türkisch-strategischen Willkühr fest zu stellen sucht, so schlagen wir vor, ihn ohne Weiteres künftig den „Aga" Müllner zu nennen. Es ist dies ganz im Charakter, wenn er fortfährt, gleich einem Aga der Janitscharen, eine Zwangsherrschaft zu üben in der Ansicht, und jedem Andersdenkenden, wenn nicht den Kopf abschlagen, doch keck absprechen will.

Empfehlenswerth sind die „Novellen" von Franz Horn. Erster Band (Berlin, b. Schüppel). Der Verfasser hat ohnstreitig etwas Eigenthümliches, das dem Einen zusagt, dem Andern mißfällt; aber er scheint der Mann, der Jedem darin seinen Willen läßt, deshalb sollen wir ihm auch den seinen lassen. Unleugbar hat er durch Talent Ansprüche auf eine genaue Prüfung seiner geistigen Gaben, und diese wird es dem Unbefangenen deutlich machen: daß Tiefe und Lebendigkeit in ihm wohnen, und überall, wie auch in diesen „Novellen", eine Art von Gründlichkeit, so in Gedanken als in der Ausführung herrscht, wodurch doch mindestens eine Stimmung hervor gebracht, irgend ein Selbstbetrachten erregt wird, welches den wenigsten von unsern neuen Erzählungen nach zu sagen ist. Daß sowohl in den Aufgaben als in der Ausführung uns Sonderbarkeiten auffallen, ist wahr, und wenn Hr. Franz Horn zuweilen etwas weniger preciös fühlen wollte, so möchte dies in jeder Hinsicht gut seyn; aber neben den kleinen Mängeln und einigen schwachen in ihm fest gewordenen und immer wiederkehrenden Ansichten kann doch nur der Haßsüchtige seine bedeutenden Fähigkeiten verkennen. Wir aber dürfen, der Unbefangenheit und Wahrheit gemäß, sagen: daß diese „Novellen", so wie Franz Horns Roman „die Dichter" (auch bei Schüppel erschienen) ein günstiges Urtheil hinlänglich motiviren.

Der Chorherr Johann Widmer hat ein Büchlein heraus gegeben, benannt: „Das Göttliche in irrdischer Entwickelung und Verherrlichung" u. s. w. (Lucern, 1819), das, unter vielem Verstandlosen, auch folgende Stelle (S. 107) zu lesen giebt: „Wo ist der Regent, der sagen kann: ich bin geachtet und geliebt, ich lebe im Volk und das Volk lebt in mir; mein Wille lenkt die Untergebenen, wie Glieder meines Leibes? Wohl beugt sich ihr Aeußeres, wenn sie in der Ferne Bajonette und Kanonen erblicken, aber ihr Inneres steht aufrecht und trotzig ihm gegenüber. Der Mensch beugt sich in Wahrheit nur vor Gott, vor dem Menschen nur dann, wenn er als Sachwalter der Gottheit erscheint." Die Worte „Sachwalter der Gottheit" sollen sich wahrscheinlich auf die Geistlichkeit beziehen, und da hätten wir denn also ein ganz neues Beispiel: daß die Hierarchie noch immer fortfährt, die Fürsten zu bekämpfen und die Aufregung gegen sie in den Unterthanen als gerechtfertigt darzu stellen, nur damit solche Pfaffen, wie Hr. Widmer, reichlicher die Früchte ihrer Anmaßung erndten; doch bei solchem Unwesen ließen sich nur Bücher schreiben unter dem Titel: „Das Göttliche in irrdischer Verwickelung und Verheerung". Man ist im Irrthum, wenn man glaubt: dasjenige, was in den Nebendingen der Religion durch verbreitete Erleuchtung als verwerflich sich dargethan hat, wieder herstellen zu können; aber schrecklicher wird dieser Irrthum in seinen Wirkungen für Throne und Völker, wenn man nicht den pfäffischen Planen, zu welchen man überall wieder Anknüpfungen bemerkt, mit gesunder Vernunft schnell nothwendige Schranken zieht. Fr. Lange u. Thl.

## Preßfreiheit und Censur.

Der Presse Freiheit nutzt am meisten nur den Schlechten,
Drum dulden Gute gern die Zügelkraft vom Rechten;
Sprecht Wahrheit offen ihr, doch stets mit Sitte nur,
Dann ist die Preß' euch frei, dann habt ihr nie Censur.

Fr. Wendel.

## Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

**Wien.** Unter manchem tragischen Vorfall, welcher sich bei der neulichen Ueberschwemmung zutrug, erzählt man auch folgenden: Auf einer Eisscholle schwamm ein Bauermädchen und dicht hinter demselben ein lebendes Reh auf der Strömung. Ein Jäger, statt sich um das nach Hülfe jammernde Weib zu bemühen, faßte mit seinem Enterhaken das Thier, während die Unglückliche bei dem nächsten geborstenen Brückenpfeiler versank; die Anwesenden sollen im gerechten Unwillen den Hartherzigen vor den Richter gebracht haben — aber welches Gesetz wird ihn wohl verdammen außer jenem der verletzten Menschlichkeit? — Das „Conversations-Blatt“ hat in Castelli's wöchentlicher Zugabe humoristischer Aufsätze eine erfreuliche Vermehrung erhalten, und um so mehr dadurch gewonnen, da der übrige Theil dieser Zeitschrift im Werthe nach zu lassen beginnt. Die übrigen Journale behaupten durchaus ihren alten Ruf; auch die grundschlechten „Oehlzweige“, obgleich es mehrere Stimmen giebt, welche sie zu preisen versuchen. — An neuen Schauspielen im Hoftheater sahen wir „das Turnier zu Kronstein“, das bereits im Theater an der Wien gegeben wurde, und ein Lustspiel von Töpfer: „Zwei Tableaux für Eins“. Jenes wurde ein Spektakel-Lustspiel genannt; die erste Hälfte desselben läßt sich rechtfertigen, die andere schwerlich; denn der dritte Akt, welcher eigentlich das Lustige enthalten soll, bringt in seiner dramatischen Bildergallerie nur äußerst frostige Situationen zum Vorschein. Die Aufnahme des Stückes war gut zu nennen und es ließ sich daraus aufs Neue entnehmen: wie Werke von so vernachlässigter Form und geringem Gehalte mehr als manche gelungene gefallen können, wenn sie nur reichlich in Knallsilber eingewickelt sind. — Mad. Löwe trat nach langer Abwesenheit in der Rolle der „Elsbeth“ zum ersten Mal auf, und wurde — wegen des Grundes ihrer langen Entfernung von der Bühne! — von dem erzürnten Publikum nicht freundlich empfangen. Und das mit Recht; denn eine Schauspielerin, welche für die Leistungen ihrer Kunst in jeder Rücksicht so reichlich bedacht ist, hätte Ursache, die einmal gewonnene Gunst nicht auf solche Weise in Gefahr zu bringen. Uebrigens muß ich noch bemerken: daß die Rolle des „Konrad von Starkenburg“ mit Hrn. Lembert schlecht besetzt war und daß auch Hr. Ochsenheimer den „Kanzler“ sehr mittelmäßig darstellte. — Das Lustspiel „Zwei Tableaux für Eins“ ist eine Satyre auf die Zeit mit einer einfachen Handlung in hervorspringender epigrammatischer Form. Vielleicht ist diese daran Schuld, daß die Neuigkeit weniger ansprach, aber ihren Werth wird sie behaupten. Reminiscenzen, welche vielleicht nur zufällig dabei vorkommen, sind bei diesem so abgegriffenen Genre der Dramaturgie nicht leicht zu vermeiden. Hr. Töpfer schrieb sich selbst einen originellen Charakter in der Rolle des süßen „Passe partout Spitzig“, welchen er gut durchführte. Hrn. Wothe als „Baron Flügge“ gebührt der Kranz bei dieser Darstellung. — Im Hoftheater am Kärnthnerthor gab Hr. Aumer ein neues Ballet „Emma“, welches dem früheren „Nina, oder Wahnsinn aus Liebe“ wie ein Tropfen dem andern gleicht; auch hier spielt der Wahnsinn eine beträchtliche Rolle. Zur Ehre unseres Geschmacks gefiel die französisch zugerichtete Speise nicht. Die Musik vom Vice-Kapellmeister Kinsky ist gut und bezeichnend. — * —.

**Leipzig.** Neues in Kunst und Leben hat sich nicht sonderlich viel zugetragen. Unser Theater lavirt noch immer, d. h. es behilft sich mit seiner großen Masse und kleinen Kraft, so gut oder übel es gehen will, repitirt was das Zeug hält, macht wöchentlich in den Zeitungen ein Repertoir für die nächste Woche bekannt, das selten in Erfüllung geht, weil alle Augenblicke bald dieses, bald jenes Mitglied erkrankt, läßt Gastspieler herbei, wenn es nur irgend möglich ist, und will — so sagt Fama, die Vielzüngige (aber nicht die Leipziger, welche ein ganz leise plauderndes Weiblein, ein Extract aus der schon hinreichend extrahirten hiesigen Zeitung ist) mit Beginn des Sommers, gleich einem bunten Sommervogel, ausfliegen, um — benachbarte Städte eben so künstlerisch zu erquicken wie uns. — Stolbergs letzte Schrift (gegen Voß) ist seit Kurzem angekommen und wird — wie zu erwarten stand — begierig gelesen. Mir hat sich dabei folgende Bemerkung aufgedrungen: Bekanntlich wurde Stolberg stets von einer Parthei als der Hauptstern der protestantischen Apostaten betrachtet, und oft genug vernahm man die Andeutung: „Seht ihr wohl, ihr eifrigen Gegner des Papismus, ein solcher Orest, ein solcher Denker und Dichter sah es ein, wie trostlos euer Glaube ist und warf sich der Alleinbeseligenden in den Schoos!“ u. s. w. Dabei schwoll denn den öffentlichen und heimlichen Römlingen gewaltig der Kamm und sie faselten manchmal gar sonderbares Zeug von dem, was werden würde. Ist es nun nicht sehr seltsam und wie von einer höheren Hand herbei geführt: daß nach so manchem Jahre ein Wackerer, wie Voß, aufstehen muß, der zeigt: wie und welche Umtriebe statt fanden und — finden, und Stolberg dadurch veranlaßt wird, eine solche Vertheidigungsschrift noch am Grabesrande zu schreiben, die nur zu deutlich das Bemühen zeigt: eine Sache und Vorgänge mit Flitter zu verdecken, deren Dunkel von allem Wort-Aufwand und scheinbar liebender Verzeihung noch nicht gelöst ist. — Daß diese Sache noch vielen Worten pro et contra Entstehung geben wird, ist voraus zu sehen. Manches ist schon erschienen, Manches wird noch erscheinen; so z. B. in einigen Wochen eine Anti-Vossiade bei Brockhaus. — Eine Beurtheilung von Voßens Schrift gegen Stolberg im dritten Heft des „Sophronizon“ steht im Januar-Heft der „Jenaer Literatur-Zeitung“, auf welche ich hiermit alle Freunde der Wahrheit und des Lichts aufmerksam machen will. Es thut sehr wohl, die Würdigung eines Ehrenmannes von einem Ehrenmanne zu lesen. „Möge es“ — so sage auch ich, Schreiber dieses, mit dem Jenaer Beurtheiler — „möge es Deutschland nie an einem Voß fehlen, und nie an solchen, die ihn zu schätzen und zu lieben wissen.“ — * —.

Dr. Giraud, chemischer Arzt, welcher sich schon über 20 Jahr zu Baltimore (Nordamerika) aufhält, will nach langen unermüdeten Versuchen endlich ein Mittel als Heilung gegen das gelbe Fieber aufgefunden haben. Auch glaubt er: daß es gegen den sogenannten Typhus und selbst gegen die Pest mit Erfolg an zu wenden sey. (Independ.)




# Der Gesellschafter
oder
# Blätter für Geist und Herz.

1820. Mittwoch den 8. März. 39stes Blatt.


## Der Jäger im Westerwalde.

(Schluß.)

Nach einem Weilchen, in welchem die Züge des Jägers im Westerwalde vom tiefsten Ernst zu einer Art wohlwollender Milde sich umgestimmt hatten, begann er: „Du hast mich eingeladen zu Dir, hier bin ich; was ist Dein Begehr?“ — „Mein Begehr?“ erwiederte Heinrich; „ach, habe ich noch eins?!“ — „Keines mehr?“ fragte gedehnt Pietro; „wirklich nicht? Was macht denn Emma?“ — Eine fliegende Röthe überzog bei dem Namen der Geliebten des Jünglings bleiches Gesicht; er schlug die Augen nieder und sagte wie trübe in sich hinein: „Ach, die ist für mich verloren!“ — „Verloren? warum?“ entgegnete der Geist; „was Liebe bindet, verliert sich nicht so schnell; nur die Gewalt löset jedes heilige Gefühl.“ — „Und die Schande!“ seufzte Heinrich. — „Die verdiente, nicht aber schuldloser Verdacht. Junger Mann, Deine Emma wartet Dein mit Thränen und Angst. Eile und befreie sie aus ihrem Kummer. Ein Nebenbuhler —“ — „O, auch das noch!“ rief der Jüngling und richtete einen verzweifelnden Blick nach oben. — „der nur durch Deine Schuld Dich und Emma unglücklich machen kann, bewirbt sich um sie. Jetzt hat ihn meine Macht und meine Rache entfernt; bald aber ist der Zauber, der ihn blendet, gelöst; eile, eh' er von Neuem, mit der alten Ursel vereint, Dein Mädchen quält.“ Damit ergriff der helfende Pietro Heinrichs Hand und führte ihn über Berg und Thal durch dicht verwachsenes Gesträuch dem Ausgang der Wildniß zu, bis sie von einem Felsen herab das stille Dörfchen, schon in die Schatten der Sternennacht gehüllt, erblickten, wo die trauernde Emma bei dem Schein eines Lämpchens noch fleißig die Spindel drehte. — „Hoffe und vertraue!“ sprach hier der Geist noch zu dem Zagenden und wie ein Nebel entschwand er den Augen Heinrichs, der langsam sich nun der Hütte näherte.

Ein lautes Hussah! schreckte ihn auf; verwundert sah er sich um. Da erblickte er durch Nacht und Dunkel ein Ungethüm daher toben, unbehülflich wie ein Berg, keuchend gleich einem angestochenen Stier und schreiend wie ein Besessener. Alles im Dorfe wurde munter, Menschen und Hunde schrieen, bellten und liefen durch einander und zogen lärmend dem Unfal nach, das seinen seltsamlichen Ritt oder Lauf das Thal entlang der Straße zunahm, die nach Montabaur führt. — Selbst Emma's strenge Wächterin, die keiffsüchtige Ursel, hatte dem Reiz der Neugier: zu sehen, was sich begab, nicht widerstehen können, und während sie mit einigen alten Gevatterinnen das Unerhörte besprach: wie nämlich ein ehrbarer, gesetzter und reicher Mann, wie Meister Gottfried Stör war, durch Teufelsspuk zum Kinde geworden und umher tolle wie ein wilder Bube — ersah Heinrich die schöne Gelegenheit und schlüpfte schnell in die ihrer Huth beraubte Hütte, wo er vor seinem Mädchen stand, eben als diese in einem brünstigen Stoßseufzerlein den Himmel um Rettung aus den unholden Händen ihrer Tante anflehte, die heute den lieben langen Tag die Aermste gemartert

hatte ärger denn je. — Einen Geist glaubte das gute Mädchen zu sehen, als ihr Heinrich sie anredete; bald aber wich die Freude über seine Erscheinung der Furcht vor der Tante Lärm, wenn diese ihn hier fand, und mit wehmüthiger Stimme bat sie den Geliebten: sie zu verlassen.

Noch ward zwischen Beiden darüber unterhandelt, da erregte ein neues Geräusch die Wißbegierde der, diesen Abend ganz um ihre gewohnte Ruhe kommenden Dörfler. Ein stattlicher Trupp Reiter zog vom Walde her den Hütten zu, umglänzt vom Schein vieler Fackeln. Es war dies aber Niemand anders als Heinrichs Dienstherr, der Rheingraf, der, edelmüthig wie er war, kam, ein begangenes Unrecht zu vergüten. Das vermißte Juwel hatte sich nämlich, bald nachdem der arme Heinrich tief gekränkt das Schloß verließ, gefunden und der Graf sogleich Boten ausgesendet, ihn zurück zu holen. Wie die aber wieder kehrten und ihn nicht brachten, da wurde der Graf, den seine Uebereilung schmerzte, sehr betrübt, denn er befürchtete eine unglücksvolle rasche That von dem Jüngling. Während er nun nachsann und sich grämte, da trat plötzlich eine kleine verwunderliche Gestalt vor ihn hin, die sprach: „Ziehe das Gebirge hinab, die Straße entlang, die gen Montabaur führt, da wirst Du den Unglücklichen finden, den Dein ungerechter Argwohn schon in die Fluthen gejagt hätte, wenn ich durch seiner Geliebten Bild ihn nicht zurück hielt. Eile, der Du ein Edler seyn willst, und mache gut, was Du übel gemacht, und vergilt den Liebenden die Schmerzen, die Du auf eines treuen Dieners Brust warfst.“ Solches gesagt entschwand das Männlein wieder, schnell wie es gekommen war; der erstaunte Graf aber that wie ihm geheißen. Und als er nun in das Dörfchen kam und Heinrich fand, da schloß er ihn vor Aller Augen in seine Arme, nannte ihn seinen wackeren, würdigen Diener und schenkte ihm ein Stücklein Land an den fruchtbaren Ufern des Rheins, daß er fortan dort leben könne als ein freier Mann auf eigener Erde mit seiner Emma.

Groß war das Entzücken der Liebenden, denen in einem Augenblick das Leben seine schönsten Güter gab, und da die keifsüchtige Frau Ursel sah, welche Glückssonne dem jungen Manne lachte, so widersetzte sie sich nicht und gedachte weislich: ein so junger, hübscher, wohlhabender und geehrter Freier wiege wohl den vom Teufel besessenen Fleischbauer von Montabaur auf. — Indem nun der Graf die Hände der Liebenden zusammen fügte, da tönte auf einmal eine Stimme, sanft und melodisch, wie fernher durch die Nacht, ihnen zu und rief: „Vergeßt den Jäger im Westerwalde nicht!“ — und Alle erwiederten einmüthig: „Nein, das wollen wir nicht!“ und sie hielten Wort. Aus seinem Seckel gründete der Graf in der Kirche des nahen Klosters eine Stiftung, vermöge welcher die Mönche täglich eine Messe lasen zum Heil der Seele Pietro da Como's, und Heinrich und seine Emma versäumten nie, im Morgen- und Abendgebet dankbar und preisend ihres Wohlthäters zu gedenken, der hinfort ihnen zwar nicht mehr erschien, durch manche fernere Wohlthat aber, so wie auch durch manche Neckerei — welches einmal seine Art so war — sein Wandeln auf der Oberwelt von Zeit zu Zeit gelegentlich noch beurkundete, wovon gar manche Sage geht.

Den Dicken von Montabaur betreffend, so hatte der Spaß, den sich der Geist des Westerwaldes mit ihm gemacht hatte, die wohlthätige Folge: daß nach der heftigen körperlichen Erschütterung eine Erschöpfung eintrat, während welcher Gottfried Stör, etwas zerknirscht im Gemüthe, in sich ging, die Heirathsgedanken fahren ließ, bescheidener wurde und so, zur Freude und Verwunderung Aller, gleichsam einen neuen Menschen anzog. Daß er hinführo Peter Waidmann, den Jäger im Gebirge, nur mit großer Vorsicht und vielem Respekt erwähnte, läßt sich denken.

## Aus dem Wörterbuche eines Weltmanns.

(Fortsetzung.)

Armselig ist ein Wort, welches beweist: daß Arme sich sehr glücklich schätzen sollten, weil sie eine eigene Art von Seligkeit haben, indem man nicht zu sagen pflegt: reichselig.

Artigkeit ist das Talent: Jedem die ihm ersprießliche aber widernde Wahrheit möglichst zu verbergen, und die uns nützliche Falschheit in ein gefälliges Gewand zu kleiden.

Aufklärung muß überall unterdrückt werden, denn sie könnte leicht Alles, was Nichts ist, in das rechte Licht setzen, und am Ende glaubten die Leute wohl fester als bisher an Gott, aber gar nicht an uns; und daß uns an uns das Meiste liegt, darüber allein sind wir einig.

Aufmunterung verdienen nur solche Leute, welche ihre fünf Sinne für den Selbstgebrauch verloren und alle ihre Talente vereinigt haben in der gedankenlosesten Unterthänigkeit, welches die Normal-Tugend ist für die, welche nicht mit säen, wohl aber mit erndten wollen.

Aufrichtigkeit kommt gar nicht vor in der sogenannten gebildeten Welt; denn die Vertraulichkeiten, denen man sich da überläßt, sind nichts weniger als aufrichtig.

Aufwiegler ist allemal derjenige, welcher eine schlechte Einrichtung, die aber vielen Conventionellen Vortheile gewährt, zuerst schlecht nennt.

Augenzeuge muß man von keinem Vorfall gewesen seyn, der uns in die Verlegenheit setzen könnte, einem Vornehmen zum Schutz eines Menschen, von dem man

nichts zu fürchten, nichts zu erwarten hat, sein Unrecht zu bekräftigen. Wenn man irgend ahnen kann, daß Jemand maltraitirt werden soll, der die unverschämte Meinung hat: Recht, Ehrlichkeit und allgemeine Menschenwürde wären mehr als Vornehmthun, so muß man weder Augen noch Ohren in der Nähe haben.

Ausarten kann ein Geschlecht von Ansehen, wenn sich die Glieder desselben zu Arbeiten und Wissenschaften bequemen; ja selbst der Umgang mit den Musen ist eine Mesalliance, indem sie gewiß bürgerlicher Herkunft sind, da der früheste Name für die erste Muse „Melete" ist, welches ein „Nachsinnen über Arbeit" bedeutet, und Conventionelle kommen ohne dergleichen besser durch die Welt. Auch müssen die Musen kein ächtes Blut gezeigt haben, weil Jupiter sie niemals mit Bestimmtheit adoptirte, wie irrdische Götter mit natürlichen Kindern wohl zu thun pflegen. Ein Anderes ist es aber hinsichtlich der Grazien, deren Namen: Aglaja, Thalia und Euphrosine (die Schimmernde, die Blühende, die Heitere) schon eher an courfähige Charaktere erinnern.

Ausbildung ist ein Zusammenfluß vieler edlen Eigenschaften. Es gehört dazu unter Anderem: Eine Kenntniß der besten Modehandlungen, eine Fertigkeit im Plappern des Französischen, in der Kunst, alle Sorten von Verbeugungen zu machen, und gerad und schief gut zu tanzen. Ferner muß man nur bei feierlichen Gelegenheiten merken lassen, daß man ein Herz hat; was man heute zufällig lernte, morgen geschickt aus zu kramen wissen, und sich dabei über allen Geist, über alle Künste und Wissenschaften erhaben fühlen, wenn man nur im Stande ist, eine Theater-Kritik zu schreiben. Vor Allem aber bedingt die Ausbildung: daß man Verachtung zeigt gegen die, welche in unserer Nähe Achtung verdienen, und dagegen immer aus der Fremde etwas herbei zu schaffen sucht, womit man jenen ein Beinchen unterschlagen kann.

Ausnahmen müssen für Conventionelle gemacht werden bei den Gesetzen und den zehen Geboten, denn der Mann von Welt hat seine eigene Regel und sucht zu beweisen: daß er Alles abwerfen kann, was den Pöbel zügeln soll. C. Möllen.

(Die Fortsetzung folgt.)

## Der Krämer-König.

Unter dem Regimente der Meister- und Geschwornenschaften begriff der Handel der Krämer von Paris alle Gattungen Stoffe, Spitzen, Tuche, Mode-Waaren, Hutwaaren, Pelzwerk, Möbel, Kostbarkeiten, Gewürzkrämerei, Droguerie, Gemälde, Putz u. s. w. in sich. Ein Krämer dünkte sich mehr wie ein Bürger und ein Edelmann. Der Vorstand nannte sich „Krämer-König" und dies war nicht bloß ein Ehrentitel, sondern zugleich einer der einträglichsten Posten. Er dehnte seine Macht über ganz Frankreich aus, hatte in den Hauptstädten seine Lieutenants, und Niemand konnte ohne sein Patent Krämer werden. Franz II. fand, daß jenes Amt etwas zu sehr gemißbraucht werde, und hob es auf, indem er es einem Großkämmerer verlieh, der schon Aufseher über Künste und Manufakturen war; Heinrich III. aber stellte den Krämer-König noch einmal wieder her, bis der Erfolg lehrte: daß der Fabrikant nun weniger als der Kaufmann galt, und daß man im Auslande hiervon Gebrauch machte und alle Volks-Industrie lähmte. Heinrich IV. gab darauf im Jahr 1597 ein Edikt, welches jenen Krämer-König für immer absetzte. Dafür wandten aber auch alle Anhänger des merkantilischen Scepters sich zu der Ligue (der Parthei gegen Heinrich IV.) Dt.

## Anekdote.

Als der französische Maler le Moine in einem Saale zu Versailles ein sehr schönes Platfond gemalt hatte, äußerte er seine Unzufriedenheit darüber, daß er nicht reichlich genug dafür bezahlt worden sey. „Mein Gott! was verlangen Sie denn?" rief der Herzog von Ayen aus; „soll man denn Ihre Arbeit schon so theuer bezahlen, als wenn Sie todt wären?" M—r.

## Die Auferstehung Griechenlands.
### Ein prophetisches Gedicht, an Lord Byron.*)

Auf vom Schlaf erwacht der Hellas
Götterstamm so göttlich schön,
Neu ersteht nun aus Ruinen
Cekrops herrliches Athen.

Sieh! Apoll und Pallas weckten
Hellas auf, ihr Lieblingskind,
Da entsprang der Quell der Pytho
Neu in heiliger Zakünth.

Geist und Kraft entsprang dem Wasser,
Das dem Götterborn entquoll,
Und den Dürstenden nach Freiheit
Gab sie letzend Gott Apoll.

Freie lenkt ein neuer Orpheus,
Dessen Lied die Welt durchhallt,
Byron! dir, dem edlen Britten,
Folgt des Athos Lanzenwald.

Sieh, Tyrann, dein Heer von Sklaven
Sinkt dahin, gemäht wie Gras;
Thermopyl' ist ganz Achaia,
Jeder Held Leonidas.

Flieh', o Thor, genannt der Große,
Ueber Meereswogen hin!
Nimmermehr wird dir sich beugen
Hellas, deine Königin.

Papenburg. Gottfried Bueren.

*) Der Verfasser hat diese Verse auch ins Lateinische und Griechische übersetzt, zum Behuf der von dem Hrn. Konrektor Dr. Friedemann zu Wittenberg heraus zu gebenden „Analecta poematum latinorum etc." D. Einsender.

## Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

**Hamburg.** In neuerlichen Raths- und Bürger-Versammlungen sind einige merkwürdige Beschlüsse gefaßt worden, die gewiß als Zeichen der Zeit ein allgemeines Interesse haben. — Bis jetzt konnten in diesem durchaus lutherischen Staate nur Lutheraner zu den Stellen der Senatoren, Bürgermeister, Syndici, Consuln u. s. w., so wie selbst zu den untergeordneten Aemtern gelangen und allen anderen christlichen Religions-Verwandten war die Anstellung durch die hier bestehenden Gesetze versagt. Nun ist aber der Antrag des Senats: den Reformirten — die hier zahlreich und zum Theil auch sehr begütert sind — so wie selbst den Katholiken gleiche Vorrechte ein zu räumen, genehmigt. Also kamen auch wir um einen Schritt der Aufklärung und dadurch der Gerechtigkeit näher! — Ein zweiter Raths- und Bürgerschluß setzte die Abtragung unserer Wälle fest; wir werden also in der Folge in einer offenen Stadt, aber sicherer und weniger gefährlich als sonst wohnen. Zu bedauern sind aber die Kosten, welche seit Vertreibung der Franzosen für anmuthige Spaziergänge auf den Wällen verwendet worden sind, auch verliert dadurch unsere Stadt eine schöne Zierde; allein was will das Alles gegen die Vortheile sagen, die uns dadurch gesichert werden? — Ich kann es mir nicht versagen, die wackere That eines dänischen Schiffs-Capitains, C. H. Wittrock, jetzt das Hamburger Schiff „die zwei Gebrüder" führend, zu erzählen. Dieser Seemann hatte seine Reise von New-York in 36 Tagen, troß der ungünstigen Witterung, vollendet, während andere mit ihm zugleich ausgelaufene Schiffe 60 bis 64 Tage gebrauchten. Gegen das Ende der Reise erhielt das Schiff ein Leck und der Capitain freute sich, zu Cuxhaven einlaufen zu dürfen; hier aber wies man ihn zurück, weil er aus einem Orte kam, wo das gelbe Fieber gewüthet hatte. Seine Gründe: warum es ihm unmöglich sey, länger See zu halten, wurden nicht beachtet, und er mußte sich an den Quarantaine-Ort begeben. Aber ein Sturm ereilt ihn und wirft ihn auf Klippen, wo sein Schiff so beschädigt wird, daß die Kajüte 4 Fuß Wasser hat. Jetzt nahmen seine Leute das große Boot und suchten das Land; er aber will auf seinem Posten sterben, ehe er sein Schiff und die ihm von seinem Rheder anvertraute kostbare Ladung verläßt. Er bleibt allein zurück und harrt 48 Stunden, auf dem Verdeck stehend, bis die Ladung gelöscht wird, die sonst dem Strandrechte als verlassen anheim gefallen wäre. Diese Standhaftigkeit war von dem besten Erfolg, indem die Güter völlig geborgen sind. Dem braven Capitain ist freilich sein Heldenmuth mit einer Krankheit gelohnt worden, die er sich bei der 48stündigen Wache auf seinem Verdeck in zwei eisigen Wintertagen und Nächten zuzog, aber er hat auch das schöne Gefühl der redlich erfüllten Pflicht in der Brust. — Derselbe Capitain hat schon viele ähnliche Thaten bei einem wenig vorgerückten Alter ausgeführt. So brachte er im vorigen Jahre 75 Auswanderer nach den vereinigten Staaten und war bei dem gräßlichen Sturme, der 39 Schiffe in den Grund des Meeres senkte, so nahe an der Küste, daß es nur seiner großen Geschicklichkeit und seinem Heldenmuthe gelingen konnte, nicht zu scheitern. Er ward aber 28 Tage verschlagen, wobei sein Schiff zwei Tage ganz auf der Seite lag, so daß die Auswanderer sich des großen Boots bemächtigen und in See gehen wollten, welches Capitain Wittrock jedoch mit Gewalt abwehrte, indem er sie in den Raum sperrte. Trotz dieser Hindernisse führte er sein Schiff, das sehr klein und unbedeutend ist, nach New-York, und lieferte nicht allein die eingenommenen Auswanderer, sondern noch ein in den Sturmesnöthen geborenes Kind mehr ab, wofür die amerikanische Regierung sein Lob durch alle Zeitungen verbreiten ließ, da die Capitains nicht selten den vierten Theil solcher Passagiers weniger bringen, als sie bei der Einschiffung eingenommen hatten. Dieses und manches Andere der Art erregt für den wackeren Capitain hier ein allgemeines Interesse.

— * * —

**Paris.** Der jetzt zurück gekommene General Gilly hatte sich mehrere Monate lang bei einem protestantischen Bauer des Gard-Departements, Namens Perrier, versteckt, ohne daß ihn dieser nach seinem Namen fragte. Er mußte sehr oft mitten in der Nacht, wegen der Patrouillen und Haussuchungen, ins Korn oder nach andern Versteck-Orten flüchten, und ward täglich unzufriedener mit seinem Geschick. Da trat eines Tages Perrier ins Zimmer, mit der Aeußerung: „Sie sind immer noch glücklich gegen die, deren Kopf man heut Morgen wie feile Waare auf dem Markt ausschrie: Herrn B...s Kopf für 2400 Franken, Herrn F..e's Kopf auch für 2400 Franken und den des General Gilly für 10,000 Franken." — Der General erschrack und nach einem Weilchen sagte er: „Höre, Freund, ich bin dieses Lebens müde und du bist arm; ich weiß den Aufenthaltsort des Generals Gilly; komm, laß uns ihn verrathen, ich will mir meine Freiheit damit erkaufen und du bekömmst das Geld." — Der Bauer konnte kein Wort hervorbringen; aber sein ältester Sohn sprang plötzlich auf und rief: „Hören Sie, wir haben Sie bis jetzt für einen rechtschaffenen Mann gehalten; aber wenn Sie uns dergleichen zumuthen, so kann ich mir nicht helfen, ich werfe Sie zu unserem Hause hinaus." — Der General wollte noch etwas sagen, aber der junge Perrier (ehemals Linien-Soldat) ergriff ihn schon bei der Brust. — „Nun wohlan!" rief endlich Jener; „ich bin der General Gilly!!" — Im Augenblick war die Familie voller Freude; der Sohn schloß ihn in seine Arme, die Kinder küßten ihm Hände und Kleider und die Leutchen hätten sich lieber umbringen lassen, als ihn ausgeliefert. (Constitut.)

Ein Hr. Galin zu Paris hat ein Werk bekannt gemacht, betitelt: der „Méloplast". Es ist eine neue unfehlbare (?) Methode, die Musik ohne Lehrer zu lernen, und zwar in kurzer Zeit. Auf einer Tafel sind mehrere breite parallele Linien gezogen, welche ein Stäbchen in stummer Bewegung durchläuft und nach welchem die Davorstehenden zur eigenen Verwunderung, Alle wie einem Gedanken und einem Eindruck folgend, singen. (Gaz. d. Fr.)

In Preston, in Lancashire, hielt ein Arbeiter bei den Armen-Aufsehern um Unterstützung für seine alte Mutter an und erhielt auch eine wöchentliche Hülfe für sie. So oft der Vorsteher sich nach der Gesundheit und dem Leben der Alten erkundigte, hieß es: sie befinde sich immer in demselben Zustande. Endlich schien die Sache den Aufsehern bedenklich und sie wollten die Frau sehen. Sie begaben sich in Abwesenheit des Sohnes in das Haus, fanden ein kleines Mädchen und fragten nach der Großmutter. — „O, die liegt oben!" — „Im Bette?" — „Nein, im Salze." — Sie war seit drei Jahren von ihrem Sohne eingesalzen und eingepöckelt worden; auf diese Weise hatte er die Kosten der Beerdigung gespart und das Wochengeld Jahrelang eingezogen. (Morn. Chron.)

Michel Angelo Buonarotti war im 14ten Jahre schon so geschickt, daß er die Arbeiten seines Lehrers Dominico Grillandajo verbesserte. Ein solches verbessertes Gemälde sah er, als er schon alt war. Man wollte ihm ein großes Verdienst aus der Sache machen; er aber antwortete bescheiden: „In meiner frühen Jugend war ich ein besserer Künstler als jetzt." Sein Augenmaaß trügte ihn nie. „Ein Bildner" — sagte er oft — „muß seinen Cirkel im Auge tragen; die Hände verrichten die Arbeit, das Auge beurtheilt sie." — An einem rohen Marmorblock machte er die Entdeckung: daß er Bildner sey; denn nach der von ihm gegebenen Anleitung mußte ein gewöhnlicher Steinhauer Stellen ausarbeiten, Stücke abbrechen, bis plötzlich eine Figur sichtbar wurde, die den Steinmetz in Erstaunen setzte. Michel Angelo sagte ihm: „Freund, ich danke dir, du hast mir den ersten Begriff eines Talents gegeben, das in mir liegt." (Morn. Chron.)




# Der Gesellschafter
oder
# Blätter für Geist und Herz.

1820. Freitag den 10. März. 40stes Blatt.

## Reise = Bemerkungen über Holland.

### Amsterdam.

So bin ich denn im Centralpunkte eines Landes angekommen, wo Nutzen alle Triebfedern bewegt, wo jede Hand sich ausstreckt nach Gewinn. Auf den Straßen ertönt lärmendes Getöse von Kärrnern, Kolporteurs, Dekrotteurs, Matrosen. Musikanten und im bunten Durcheinander Zungengedresch aus allen Ländern der Welt. — Aber die Häuser stehen, wie kolossale Gräber, ohne Zeichen des Lebens in ihrem Inneren. Alle Thüren und Fenster sind geschlossen, und kein lebendiges Wesen will sich da sehen lassen und doch fühlt man bald das Bedürfniß: aus diesem wogenden Strome, wo alle Sinne übertäubt werden, ohne daß sie dem Herzen etwas bieten, sich zum Heerde der Penaten zu retten, um dort mit dem Geiste sich zu befreunden, der in diesem Lande herrscht. Mein erster Gang war daher zu dem, wegen seiner vielfältigen Kenntnisse und seiner liebenswürdigen Eigenschaften allgemein geschätzten Holterop, Großmeister der S. Caritas. Ein schöner blühender Greis empfing mich mit ungekünstelter Herzlichkeit und führte mich in einen Kreis von Männern, die in traulicher Runde, mit Cöllner Pfeifen, vor einer dampfenden Theeschaale saßen. Wir wurden einander vorgestellt; ich vernahm überrascht: daß unter diesen Herren sich Gäste befanden aus Java und Surinam, und aus Guinea. — Holterop leitete die Unterredung mit jugendlicher Lebhaftigkeit. Heiterer Scherz, mit attischer Feinheit gewürzt, floß von seinen Lippen, so daß Alle mit hohem Vergnügen aufhorchten, und ich glaubte den wiederaufgelebten Greis von Tejos (Anakreon) vor mir zu sehen. Das Gespräch kam auch auf die Literatur. In reinem gebildeten Deutsch befragte mich Holterop nach den neuesten Erzeugnissen unseres Parnasses, und schüttelte bedenklich das graue Haupt, als ich ihm von den Schicksals-Meteoren berichten mußte.

Für den Abend lud unser treflicher Wirth uns ein zu der Vorstellung des „Don Carlos" auf der holländischen National-Bühne. Wie fern fand ich den Geist jener feindseligen After Kritik, welche so oft im Vaterlande die reine Empfänglichkeit des Gemüths für das dramatische Große und Schöne nicht aufkommen läßt! Es war mir eine überraschende Erscheinung, als — zur allgemeinen Genugthuung — die Frau eines Schiffs-Capitains von ihrem Platze aufsprang, um „Don Carlos" — nicht sterben zu lassen; sie mußte verhindert werden, ein Schauspiel im Schauspiel zu geben. Das kann wohl für einen Triumph des guten Herzens, des Dichters und der darstellenden Kunst gelten.

Sehr angenehm wurden jetzt einige Tage, bis zur Abreise nach dem Haag, mit dem Besuch politischer und literarischer Institute zugebracht. Welchen Anblick gewähren die beiden Börsen! Hier hat man das anschauliche Ideal eines großen Welthandels. Die verschiedensten Physiognomieen in Gestaltung und Tracht, Christen, Juden, Griechen, Armenier, Quäker, Muhamedaner, Mennoniten u. A. m., im bunten Gemisch, sind mit all ihren Unterschieden hier zu einem Zweck verschmolzen. Hier läßt die Klugheit alle Minen sprin-

gen. Furcht und Hoffnung, Mißtrauen und Begier, Verstellung, Berechnung, Freude und Verzweiflung begegnen sich in mannigfaltigen Aeußerungen. Tausende, die hier im Conflikt mit einander nach einem Ziele gehen, stehen doch Alle isolirt, denn Eigennutz vereint und — trennt sie.

Oft sieht man die wunderbarsten Karrikaturen, würdig, den Pinsel eines Hogarths zu verewigen: klappernde Schacherfiguren, mit dem Stempel des abgerollten Jahrhunderts; in Roquelauren, Haarbeuteln, Hütchen à la Bückeburg, gewaltigen Bambusröhren, Schuhen mit gigantischen Goldschnallen und durchlöcherten Strümpfen, steigen sie einher. Gesichter sind darunter, die wahrlich für eine psychologische Musterkarte gelten können. — Habsucht auf der spitzen Nase, selbstgefällige Truglust im kleinen Auge, tausend Falten der Spekulation auf der Stirn, und auf den Lippen die Falschheit — diese Menschen sind in der That das, was sie scheinen; nur in einer Hinsicht täuschen sie oft: denn nimmermehr sucht man hinter solchen Aushängeschildern den bedeutenden Reichthum und fürstlichen Aufwand, welchen viele derselben im Inneren ihres Hauses verschließen. Einige, die so armselig an Körper und Hülle daher kamen, so ausgedörrt, daß sie das Einathmen der Luft sich nicht zu gönnen schienen, wurden uns als Herren von Millionen bezeichnet, deren Schiffe alle Meere durchsegeln. Wohl bekomm's diesen Knöpfen auf Fortunens Mütze! — wir aber gehen weiter.

Das berühmte Stadthaus, dieses architektonische Meisterwerk mit seinen weiten Sälen, ladet zu Vandyk's Schildereien ein. Da hatte einst Bonaparte während seines Hierseyns residirt, und ein allzeit fertiger Dichterling fand für gut, dem Palast, welchem das Glück ward, Se. Majestät zu beherbergen, in einem Hymnus das Prädikat: „Achtes Wunderwerk" bei zu legen. Da nun aber das Princip dieses Wunders verflüchtigt ist, so darf man keinen Anstand nehmen, zu dem grauen Thurm am Pampus sich hinführen zu lassen, welcher auf seiner Spitze einen mächtig großen vergoldeten Hering gen Himmel trägt, zum Zeichen: daß die gefangenen Heringe hier ihre erste Wohnung erhalten, sobald sie von der See angelangt sind. — Da giebt es dann zahlloses Gewimmel. Man ist nicht wenig erstaunt, bei Ankunft der ersten Herings-Jäger in Amsterdam einen guten „Milcher" mit hundert Gulden und mehr bezahlen zu sehen, den man in Wien und Berlin für vier Groschen feil bietet. Das ist hier so Liebhaberei, unmittelbar nach dem Könige, der die drei ersten frischen Heringe erhält, dergleichen essen zu können.

Der Holländer im Allgemeinen, von seiner Nationalität befangen, ist mehr reproductiv als schöpferisch, das sieht man in allen Beziehungen. Die Nebel seines Himmelsstriches verbreiten eine watschelnde Behaglichkeit über ihn, die es mit phlegmatisch förmlicher Berechnung darauf ansieht, dem Körper alle jene Vortheile für den Genuß ab zu gewinnen, wie der Erdscholle. Eine bewährende Ansicht darüber giebt ein holländisches Gastmal. — Hier ruht das Räderwerk des Geistes. Man denkt wenig und spricht fast gar nicht. Ein wichtiges Schweigen liegt über den Versammelten; das Geräusch des Mechanismus bei dem Essen macht die Stille noch frappanter. Das Auge herrscht und der Gaumen begehrt. An der Vertheilung einer Pariser Pastete hängt die gesammte Gedanken-Fähigkeit, als wenn die höchste Aufgabe der Philosophie zu lösen sey — und so geht das ein Paar Stunden ohne Pause fort. Nach dem Desert werden sogleich die Pfeifen an großen Kohlenbecken angezündet; dann erst allmählig und ganz langsam windet sich die Suada los und umschleicht Krieg, Frieden und Handel. — Himmel! dacht ich, Phäaken im Westen wie im Osten; aber daß diese doch nur essen, um zu essen, jene hingegen suchen wahrlich etwas mehr.

Für Spaziergänge hat hier die Kunst um so mehr gethan, je weiter die Natur zurück blieb. Die Grachten, mit herrlichen Alleen, und die zahlreichen öffentlichen Gärten und Maille-Bahnen, die freundlichen Dörfer um Amsterdam mit den anmuthigsten Landhäusern, bieten alle mögliche Ergötzung dar, im Fall es den Residenz-Bewohnern gefällt, ihren Leichnam in frischer Luft zu baden. Das geschieht jedoch spärlich. Die Vauxhalls, Kaffee- und Nachthäuser sind um desto besuchter, aber überall werden Handelsgeschäfte die ersten Worte, wenn man nämlich die Bequemlichkeit, zu schweigen, endlich überwunden hat.

### Haarlem.

Mich verlangte nach andern Bildern — eine leichte Postkutsche rollt mit mir auf der schönen Kunststraße nach Haarlem, durch eine lange Reihe prächtiger Landhäuser, mit der freien Aussicht über das Haarlemer Meer und einen großen Landstrich von Nordholland. In zwei Stunden sind die Thore von Haarlem erreicht. Es war Abend, doch die ganze Stadt schwamm in Licht. In allen Straßen wehte die Orange-Fahne; Triumphbogen, Musik-Chöre und der Nationalruf: „Orange boven!" erfüllte die Lüfte. Es wurde des Königs Geburtstag gefeiert.

Man bemerkt hier in allen Anlagen Zweckmäßigkeit, Ordnung und Nettigkeit zu wohlthuender Harmonie verschmolzen. Der Markt ist mit der Statue des Lorenz Coster geziert, welchem die Holländer den Ruhm des ersten Erfinders der Buchdruckerkunst nicht wollen nehmen lassen. Unverkennbar sieht man in der Stadt überall: daß Flora hier ihre Lieblings-Residenz genommen hat. Auf allen Fenstern und Altanen prunkt eine reiche Fülle von Blumen aller Geschlechter im selten-

ten Kolorit, und in allen Straßen sind eigene Blumen-Comptoirs, welche mit dem Auslande den Zwiebel-Handel betreiben.

Leiden.

Zur Fahrt von Haarlem nach Leiden wählte ich die Schuyte. Der leichte Flug auf der Spiegelfläche des Wassers, in welchem Landhäuser und herrliche Blumengärten, Felder, Wiesen und Büsche in mannigfaltiger Gruppirung vorüber zu ziehen scheinen und aufs Neue sich entfalten — begleitet von munterer Musik und dem komischen Durcheinandertreiben einer heterogenen Gesellschaft — giebt Gefühle frohen Genusses. — Indem ich Alles mit stiller Freude betrachtete, wendete sich ein schwarzer Mann zu mir, und als ob er mir meine Deutschheit angesehen und die Empfindung meines Inneren gelesen hätte, sprach er das weltbekannte:

„Kennst du das Land, wo die Citronen blühen?" — Angenehm überrascht bot ich dem schwarzen Manne die Hand, und hatte das Vergnügen, den holländischen Uebersetzer der „Pfarrers-Tochter von Taubenhayn", Herrn van der Meer, in ihm kennen zu lernen. — Freilich blühen die Orangen hier nicht im Mutterschooße der Erde, wie in Hesperiens glücklichen Fluren, dagegen hat die Natur einen festeren Styl.

Die unabsehbaren üppigen Grastriften, von Kanälen und Strömen gewässert, bedeckt mit reichen Wollenheerden, umkränzt von zierlichen Landhäusern im freundlichsten Farbenglanz, geben den behaglichsten Vollgenuß für Auge und Gemüth, ohne Ueberreiz der Phantasie. — Die schönen Gärten längst dem Kai mit den reichsten Blumen-Auen, die lustwandelnden Besitzer, welche mit stiller Bedächtigkeit Dampfwolken vor sich hin blasen, bilden ein Gemälde idyllischer Ruhe und Lieblichkeit, das durch die Thurmspitzen großer Städte, welche aller Orten am Horizont sich zeigen, einen bedeutsamen Schlagschatten bekömmt.

(Der Schluß folgt.)

## Das Leichen-Pulver.

In Java und den benachbarten Eilanden — so erzählt Dr. Gillan in seiner Nachricht von Batavia*) — spricht man viel von den erstaunlichen Wirkungen eines Pulvers, das man häufig anwendet. Hr. Titsingh war in Japan, wo er eine Zeit lang Geschäfte für die ostindische Gesellschaft besorgte, Augenzeuge und sagt darüber: „Dieses Pulver spannt nicht nur die Fibern jedes lebenden Wesens ab, sondern schützt auch die Leichname gegen Steifwerden und bewahrt sie, vermöge seiner besondern antiseptischen Eigenschaften, lange gegen Fäulniß. Wenn in Japan Jemand gestorben ist, wird ein geschickter Mann gerufen, der dem Leichnam ein wenig von diesem Pulver in die Augen und Ohren bringt. In wenigen Minuten ist der todte Körper biegsam, der ganze Leichnam weich, alle Muskeln ziehen sich leicht zusammen und man giebt dem Todten jede beliebige Stellung. Zuweilen setzt man ihn aufrecht auf einen Stuhl, auch wohl wie schreibend oder lesend an einen Tisch, zuweilen zieht man eine geneigte oder liegende Stellung vor. Die Biegsamkeit der todten Fiber dauert fort, so lange die Organisation unzerstört bleibt, und dies währt lange. Titsingh wollte weitere Beweise von der Wirksamkeit des Pulvers haben, und es fand sich bald eine Gelegenheit, seine Wünsche völlig zu befriedigen. Ein Matrose starb am Bord seines Schiffes; zwei Tage nach dem Tode desselben, als der Leichnam schon ganz steif war und die Zeichen der anfangenden Fäulniß erschienen, schickte er zu einem der Leute, welche die Todten behandeln. Der Mann kam; er ließ den Leichnam sogleich an das Land tragen. Als dies geschehen war, brachte er sein Pulver wie gewöhnlich in Augen und Ohren; der Leichnam wurde in wenigen Minuten weich und biegsam, und überall war der Fortschritt der Fäulniß gehemmt. Titsingh sah den Leichnam noch viele Tage später in einem Keller in einer ruhenden Stellung und fand ihn durchaus biegsam und unverwest. Er verschaffte sich um einen ansehnlichen Preis ein wenig von dem außerordentlichen Pulver, machte aber nie Gebrauch davon, ja, er fürchtete sogar, es nur an zu rühren, da er von der Kraft, die es auf Leichname hatte, noch weit stärkere Wirkungen auf den lebendigen Körper vermuthete. Die japanischen Aerzte wollten ihm das Geheimniß der Zusammensetzung des Pulvers nicht mittheilen, sie wird nur den Eingeweihten bekannt gemacht. Sie sagten ihm: das Pulver werde von den Augen und Ohren absorbirt, äußere alsdann seine Wirkung zuerst auf ein besonderes Gefäßsystem, das seine Thätigkeit mehrere Tage nach dem Tode behalte, und dringe endlich durch alle Fibern des Körpers. Titsingh hat die Hälfte seines Pulvers nach Holland geschickt, um den Lehrern der Anatomie Gelegenheit zu geben, Versuche damit zu machen.

W. A. Lindau.

*) „Quaterly Journal of Literature Science etc." St. 14.

## Letztes Entsagen.

Tief fühl' ich meines Schicksals arge Strenge:
Es nahm die Hoffnung und zerstört den Traum;
Der Sinne Spiel, das bunte Glück der Menge,
Vermied mich immer und ich kenn' es kaum.

Doch in der Wirklichkeiten düst'rer Enge
Verfehlet nun mein Pfad des Lichtes Saum;
Denn ob auf rauher Bahn ich Felsen sprenge,
Nach droben nur erblick' ich freien Raum.

Was lockt dich, Herz, wohl auch zu irrd'schen Fernen?
Du mußt dem Geiste ganz gehorchen lernen,
Nicht stets bedrohen ihn mit Sturm und Raub;

Ist dir zu rein das Leben über Sternen,
So scheid' auch du! — nimm schnell in irrd'schen Fernen
Dir deinen letzten Anspruch hin — sey Staub!

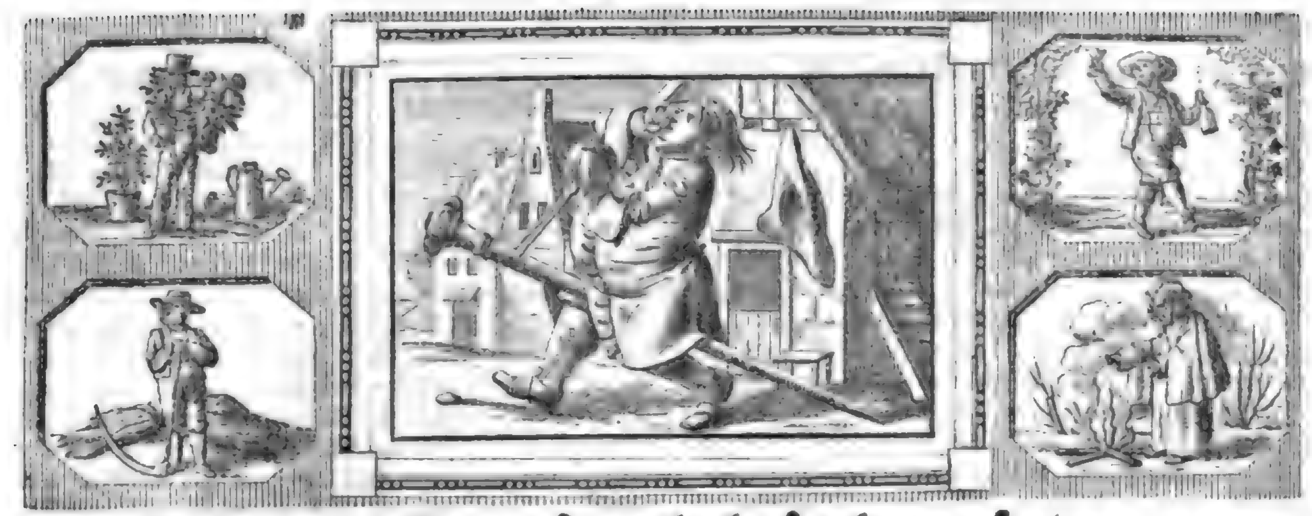
F. W. Gubitz.

## Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

Dresden. Vor etwa 60 — 70 Jahren gab es hier in demselben Hause, welches jetzt, als der vornehmste Gasthof, unter dem Namen „Hôtel de Pologne“ bekannt ist, einen Gastwirth, Lafont, der die Kunst verstand: die feine Welt, gleich einem Magnet, bald zu einem Balle, bald zu einem Dinee, bald zu einer Redoute u. s. w. an sich zu ziehen, indem er Alles so herrlich zu bereiten, mit so vielem Geschmack zu ordnen, seine Gäste so artig, zum Theil sogar witzig zu behandeln verstand, daß Alles ihm wie dem Gott der Freude huldigte. Am lebendigsten, ja förmlich berühmt, waren seine Redouten. Die wohlhabendsten, angesehensten und geistreichsten Personen nahmen daran Theil, und jede Maske strebte durch Geist in der Erfindung oder Glanz in der Darstellung sich aus zu zeichnen. Dieser Lafontische Redoutengeist scheint sich jetzt in Dresden, wenn auch nicht in demselben Hause, doch ziemlich mit derselben Stärke wieder zu regen. Seit vielen Jahren ist das Carneval nicht so lebendig gewesen als diesmal. Am häufigsten waren Maskeraden in öffentlichen und Privat-Cirkeln, wie in der „Harmonie“, im „Place de repos“, in der „Conversation“, im „Cirkel“, in der „Euphonie“, in der „Stadt Wien“ u. s. w. Auch in vielen Familien fanden Maskenbälle statt und selbst die aufblühende Nachwelt, d. h. die lieben Kinder, ließ man auf ein Paar Stunden hie und da die Kinderschuhe ausziehen und in Verkleidungen stecken, deren Sinn sie zum Theil vielleicht nicht einmal zu deuten wußten. Endlich fehlte es auch nicht an tanzlustigen Dresdenern, welche Redouten in Meissen und Pirna besuchten. Viel ließe sich erzählen von den Charakter-Masken, welche bei diesen Gelegenheiten sichtbar wurden, wenn es nicht ermüdete, Beschreibungen von Gegenständen zu lesen, die man sehen muß, wenn sie interessiren sollen. Eine Masken-Gruppe aber, welche in einer der zahlreichsten geschlossenen Gesellschaften gegeben ward, verdient um deßwillen einer besonderen Erwähnung, weil sie die nicht zu verkennende edle Absicht aussprach: den guten Kredit eines hiesigen Tagblattes wo möglich noch zu erhöhen und dessen Namen zu verherrlichen, nämlich — der „Abendzeitung“. Eine gute Handlung, die man vor wenigstens 100 Personen übt und welche in ganz Dresden zum Stadtgespräch werden mußte, ist doch kein unter den Scheffel gestelltes Licht; darum dürfte es wohl nicht unziemend seyn, ein Paar Worte darüber laut werden zu lassen. Eine karrikirte Figur, auf Stelzen gehend und auf dem Haupte eine Schaale mit Hell-lodernder Flamme tragend, gerade so, wie sie die „Abendzeitung“ ziert, trat, durch ein großes Kind am Gängelbande geführt, herein und stützte sich auf einen Böttcher, der eine ungeheure Schreibfeder hielt, womit er das Kind und den Hell-lodernden zu beschützen schien. An dem Kleide des Letzteren hingen auf der einen Seite Büchsen mit Etiketten, darauf die Namen der gefeiertsten Mitarbeiter der „Abendzeitung“, wie: Arthur vom Nordstern, Castelli, Hohlfeld, Houwald, Miltitz, Richard Roos, van der Velden und Willibald, Caroline Willmar u. s. w. mit Fraktur geschrieben standen; bei Einigen, wie bei Hohlfeld, van der Velden und Richard Roos, mit dem Zusatz: „Vespertinens Feueranbeter“. Auf der andern Seite ein ausgelaufenes umgestürztes Oehlfläschchen und eine Kapsel mit Fidibussen, gebrochen aus Blättern von jener Zeitschrift. Wer wollte über den oder die Erfinder auch nur einen Augenblick im Dunkel seyn! — Nun ist aber aus der Geschichte bekannt: 1) daß die Satyre meist nur an berühmten und geachteten Gegenständen ihren Stachel versucht; 2) daß, je mehr sie diesen braucht, jene nur desto mehr Celebrität erlangen Was anders also kann die geschilderte Hell-Kind-Böttcherische Masken-Gruppe bezweckt haben, als die ohnedem in allen Landen deutscher Zunge gutaccreditirte „Abendzeitung“ noch besser zu accreditiren? Dem wohlwollenden Schöpfer jenes Einfalles sey deshalb hiermit, in Vespertinens Namen — doch ohne ihr Wissen und Willen — der heißeste Dank gebracht! — Verzogte Herzen, die in Zeiten literarischer Fehden jeden Sprengsel für einen Dragoner, jeden Dintenklex für eine Wetterwolke und jeden Laufjungen für einen Merkur ansehen, wollten nun zwar in jener Maskerade Vespertinens Ahnfrau erkennen, auf deren Erscheinen bald ein Verscheiden oder eine Abnahme der Kräfte folgen werde. Von solchen Haasenherzen mit Merkurfüßen mochte wohl auch die Sage stammen: Hell sey seit jenem schrecklichen Fastnachtsspiel vor Angst und Aerger zum Düsteren, Kind zum Greise geworden, Böttiger wie Diogenes in ein Faß gekrochen, und Arnold, der Verleger, habe ein Gallen- und Magenfieber bekommen. Besserunterrichtete aber wissen: daß dem nicht also sey; ja, daß vielmehr und mit Recht genannte Herren genannten Scherz für griechisches Feuer ansehen, in welchem man Vespertinen himmlisch glänzend und irdisch feststehend habe darstellen wollen. So viel ist auch gewiß: daß Vespertinens Pflegevater, Hr. Arnold — der Buchhändler, wie er seyn soll — welcher zeither aus Patriotismus nur Meisner und Kostebauder Ausbruch getrunken, seitdem er die wohlthätigen Wirkungen jenes Fastelabends an den Bestellungs-Zetteln für die „Abendzeitung“ spürte, sich Markbrunner und Rüdesheimer eingelegt hat. Das ist mir von seinem Weinhändler verrathen worden und gern will ich es glauben, denn — das habe ich nur so unter der Hand erfahren — es soll in der That eine vermehrte Auflage der „Abendzeitung“ nothwendig geworden seyn. Wie werden die Erfinder und Darsteller jener herrlichen Allegorie sich freuen, daß sie ihre Zwecke so trefflich erreicht haben! Der Einzige, der vielleicht ein Gesicht, sauer wie der Ausbruch, den Hr. Arnold zeither getrunken, deshalb ziehen dürfte, könnte etwa der „literarische Merkur“ seyn — doch wird er es sonder Zweifel Niemand sehen lassen: denn ein Gott muß, auch wenn es ihm noch so erbärmlich geht, doch immer freundlich aussehen, wie die liebe Sonne; absonderlich der Gott der Kaufleute, die nicht selten am meisten jubeln, am breitesten handeln, wenn sie dem Bankerott am nächsten stehen! — Doch Scherz bei Seite! Wie kommt es, daß der „literarische Merkur“ — denn daß aus seinem Schooße jene Masken-Gruppe hervor ging, ist wohl keine Frage — sich bei jeder Gelegenheit an der „Abendzeitung“ reibt, die ihm doch auf keine Art in den Weg getreten ist, als — daß sie früher auf dem Wege war, auf welchem jener ihr nur nachtrat. Erbitterung führt nimmer zum Guten, und wer sie bezweckt, will auch das Gute nicht. Und wie lange soll das Häkeln und Spötteln des „Merkurs“ dauern? etwa bis die „Abendzeitung“ darüber eingeht? Nun da müßten in der That der Unterdrückungs-Waage ganz andere Gewichte eingehangen werden, als die bisherigen; oder bis die „Abendzeitung“ die Geduld verliert und endlich auch den „Merkur“ behäkelt und bespöttelt? Dazu könnte wohl Rath werden, wenn sie es nicht — wofür gewiß jeder Besonnene stimmt — für gescheidter hält, schweigend, und nach immer bessern und bessern Gehalt strebend, den mit dem glücklichsten Erfolg betretenen Weg ruhig fort zu gehen. Man muß die Bosheit in eigener Galle ersticken und einen Merkur — laufen lassen. — F —.

Die meisten christlichen Fürsten, welche ermordet wurden, sind durch Religions-Schwärmer umgebracht. So der König von Portugal durch drei Jesuiten; so Heinrich III. und IV. von Frankreich durch religiöse Fanatiker. Zu bemerken ist auch: daß diese letzten Beiden umkamen, weil man sie für Feinde des Pabstes hielt, Ludwig XV. aber fallen sollte, weil er ihm zu sehr anhing. Die Zeiten ändern sich. (Renommé.)

Im Morn. Chronicle findet sich wörtlich folgende Anzeige: „Der Tod des Herzogs von Kent kann nicht genug beweint werden; er war ein großer, er war ein guter Mann. Mistriß Bell bittet um Erlaubniß, bei dieser Gelegenheit ihre Trauer-Anzüge für Damen anbieten zu dürfen.“




# Der Gesellschafter

oder

# Blätter für Geist und Herz.

1820. Sonnabend den 11. März. 41stes Blatt.


## Freundeswerth.

Dreimal glücklicher Mann, welcher der seltenen
Freundschaft heiligen Bund einmal im Leben schloß,
Und den treuen Genossen
Auf dem Pfade des Lebens fand.

Ihm vertraut er sein Herz sicher und unbesorgt,
Ihm sein köstlichstes Gut: ob er zu Hause weilt,
Oder ob das Verhängniß
Ihn in fremde Gefilde führt.

Ihm empfiehlt er das Weib, wenn ihn das Vaterland
Ruft zu blutigem Kampf; ihm der verlassenen
Kinder klägliches Häuflein,
Wenn ihn frühe der Tod ereilt.

Minder schmerzt ihn das Loos bitterer Trennung dann,
Ruhig neigt er das Haupt dann in die Todesnacht,
Weil ein Tröster der Gattin,
Ein Versorger den Kindern bleibt.

Mag das launische Glück nehmen und geben, was
Seinem Scepter gehorcht; Tugend und Treue hängt,
In sich selber gegründet,
Nicht am Wechsel des Erdenglücks.

Ein Tag wirft in den Staub Sklaven und Könige,
Alles raffet der Zeit stürzender Wogendrang;
Doch die heilige Freundschaft
Lebt auch über den Sternen fort.

Neuffer.

## Reise-Bemerkungen über Holland.

(Schluß.)

Leiden.

Diese Stadt, welche lange das einzige Rhein-Athen war, muß man schon in ihrem Aeußeren für einen Sitz der Musen erkennen, so viel Pracht, Schönheit und Romantik bezeugt ihre Lage auf 50 Inseln im Rhein, durch chinesische Brücken verbunden. — Mit dem weltberühmten botanischen Garten, in welchem man einen, von Boerhaven gepflanzten Lebensbaum zeigt, ist das Naturalien-Kabinet verbunden. Unter vielen Seltenheiten wird hier eine verschleierte Vase gezeigt, und der Aufseher ermahnt gutmüthig: ja auf den Anblick gefaßt zu seyn, daß man nicht gar zu sehr erschrecke. Er hebt die Hülle — ein Menschenkopf, mit tiefer Wunde an der Stirn und einem gewaltigen Schnurrbart, starrt den erstaunten Beschauer an. Es ist der Kopf des — unglücklichen Schill, den man von Stralsund als Siegeszeichen hieher verpflanzt hat, in die Nachbarschaft von Ungeheuern aller Welttheile. Armer Schill! Ungerechtes Schicksal!! *)

Hinter Leiden gräbt der König der Ströme, der vaterländische Rhein, sich im Sande sein unsichtbares Grab. Der Zauber seiner gesegneten Wellen scheint auf diesen Gegenden zu ruhen. Das Rheinland ist das herrlichste Gefilde von ganz Holland; unvergleichlich im Reichthum der Vegetation und des Industrie-Lebens.

*) Sollte man nicht, da so Vieles zurück gefordert und gegeben ist, diesem Haupt, welches zu keinem Kunstzweck in jenem Kabinet aufbewahrt wird, eine Stätte in der Erde, mit einem einfachen ehrenvollen Zeichen, gönnen? Ich habe Schill persönlich gekannt, auch Briefe von ihm empfangen, und darf es bestätigen: daß er als Mensch menschlicher Theilnahme werth war. Ueber sonstige Gegenstände mögen Andere urtheilen, aber — nicht hart, denn man würde ihm unrecht thun und der Todte wohl seine Vertheidiger finden. Der Herausgeber.

Die Fahrt auf dem Kanal gleicht einer Traum-Gaukelei, in welcher die abentheuerlichsten Kontraste sich paaren. — Baustücke aus China, Indostan, der Türkei, aus Italien, England u. s. w. reihen sich im bunten Gewirre an einander, eine Kette von Parks, Kornfeldern, Maille-Bahnen, Inseln umgiebt sie, in der mannigfachsten Schattirung gruppirt. — In den Erscheinungen des organischen Lebens sieht man oftmals Kreolen- und Mulatten-Physiognomieen unter ächt holländischem Schrot und Korn. Strauße, Papageien und Affen gehen hier in vollkommenster Eintracht mit Hühnern und Gänsen spazieren. Man wohnt einer Assemblee aller Himmelsstriche bei, für welche die Natur Holland zu einem großen Redouten-Saal macht.

Rotterdam.

Vom Grabe des Hugo Grotius und der ungebornen Frau,*) in Delft, nahm ich den Landweg nach Rotterdam. Da steht am hohen Markt, mit eiserner Stirn, Desiderius Erasmus, der witzige Liebhaber der Weisheit, welcher der Narrheit die berühmte Lobrede gehalten hat. Er lieset unbeweglich in einem Buche und läßt die eitle Welt ungestört an sich vorüber treiben. — Noch jetzt, da Erasmus lange gestorben ist, belebt er den Witz seiner Landsleute. Es ist ein Scherz-Stereotyp der Holländer geworden, daß sie jedem Fremden erzählen: „Die Statue drehe allemal sich um, so oft sie das Glockenspiel die Mittagsstunde verkündigen höre." — Noch zeigt man das kleine und schlecht erhaltene Haus des berühmten Mannes, in welchem sich gegenwärtig eine Schenke befindet, gleich wie die Wohnung des unsterblichen Weisen am Pregel eine Tabagie hat aufnehmen müssen. O Zeiten, o Wandelbarkeit!

Rotterdam hat auch in der Gegenwart sich mehrerer schönen Geister zu erfreuen. Hier lebt Hollands gefeierter Tragödien-Dichter, der Ritter van Tollens und die blinde Dichterin Petroni a Mouns.

Haag.

Ich habe nun die Spitze alles geselligen Kulturlebens in Holland, Haag, betreten. Obschon diese Stadt sonst offen ist, so mußte ich doch eine Pforte durchwandeln, leicht und frei aufgebaut, mit Blumenfestons geschmückt: es war eine Ehrenpforte für den Einzug des Prinzen von Oranien und seiner jungen Gemahlin, welche aus Petersburg zurück kehrten. Alles war hier Freude und Erwartung. Man hat das fürstliche Paar mit Jubel empfangen. Es gab Fest auf Fest, unter andern einen Hofball im Doelen. — Da war ein, in italienischem Geschmack prächtig ausgeschmückter Saal, eine glänzende Versammlung, ein großes auserwähltes Musik-Chor — aber kein Tanz. Alle Zauber Euterpens und der Freude können es kaum dahin bringen, daß sechs Paare der Holländer in abgemessenen Pas sich bewegen. — Die Umgegend des Haags ist etwas monoton. Schade, daß dieses Land keine Höhen hat; es bildet die absolute Antithese mit Helvetien, denn der höchste Berg aller Niederlande, an der Westspitze von Nordholland, steigt nicht über 60 Fuß. — Ein allerliebstes Städtchen in der Nachbarschaft ist Scheveningen, an den Ufern der Nordsee. Es sah den, seiner Würde beraubten Erbstatthalter über das Meer nach England flüchten, und sah nach einer Reihe von Jahren dessen Sohn vom Jubel des Volks als Fürsten begrüßen. — Der kahle sandige Dünenstrand, an welchem die Fluth sich mit dumpfem Toben bricht, die ferne Aussicht über das Meer geben hier dem Leben einen melancholischen Anstrich, der sich aber in dem Getriebe der Schiffahrt und des mannigfaltigen Zuspruches aus der Residenz verbirgt. — Es war ein Sonntag-Morgen. Aus der hohen Taverne am Gestade sah ich den herrlichen Sonnen-Aufgang, der die Wasser in ein Gluthmeer verwandelte. Die Segler am Horizont, das Rufen der Schiffer, der Zug der Möwen, die Schildereien aller Seehafen von Europa an der Zimmerwand ließen meine Phantasie ein Fischer-Idyll spielen. — Doch bald war sie auch auf Brandenburgs vaterländischen Fluren; denn der Aufzug der Milchfrauen, in großen Sonnenhüten, die mit ihren drolligen Hunde-Equipagen aus dem Haag zurück kommen, versetzten mich unmittelbar nach Berlin. Manche Assonanz in Sprache und Sitte, wie in dem Bau der Häuser, begünstigte eine solche Illusion.

Unter den Gästen, welche nach und nach aus der Residenz sich zur Kirmes hier einfanden, waren auch einige, die, zu meinem hohen Vergnügen, über die politischen Vereine sich befehdeten, wobei oftmals „Mynheer Schmalz" in vollem Eifer ausgestoßen ward. — Immer zahlreicher ward die Gesellschaft. Längst dem Strande hatte man Zelte aufgeschlagen; Leyern, Harfen und Bänkelsänger ließen sich vernehmen. In wohlgeordneter Sonntagstracht bewegte sich eine bunte Menge nach dem Platz. Ausrufer, Riemchenstecher, Lottozieher, Tabulet-Krämer, Puppenspieler, Restaurateurs, Beutelschneider u. s. w. begannen ihr Handwerk; man sah und wurde gesehen, man genoß, lachte, tanzte ehrenfest und trieb von einem Schauspiel zum andern. — Dieses Gewimmel, das bis Mitternacht dauerte und das Toben der See zum Stillschweigen brachte, führt den Namen Kirchmesse oder Kirchweihe. — Nackter Humor und reine Naivetät, trunken von Freude und Wein, geben dem unbefangenen Zuschauer ein wahres Götterfest. Der Nachgenuß aller jener komischen Scenen, die sich vor mir aufgerollt hatten, beschäftigte mich bis an den Morgen. — Dieser brachte vortreffliches Wetter. Ein Schiff liegt bereit; ich steige ein, die Anker fliegen und ich wende mich nach England,

*) Durch den Kaiserschnitt an das Licht gefördert.

dessen Kreide-Felsen im Licht der Sonne mir entgegen dämmern. E. v. D.

## Mutter-Liebe.

Der vor einigen Jahren verstorbene Kaufmann Meyer in Aarau hatte sich durch Fleiß, Geschicklichkeit und Glück aus der Dürftigkeit zum reichsten Mann in seiner Vaterstadt empor geschwungen, deshalb verbreiteten sich auch die abentheuerlichsten Gerüchte über ihn unter den Leichtgläubigen; zuletzt sollte er sogar mit dem Fürsten der Finsterniß ein Bündniß geschlossen haben, um so viel Geld, als Meyer begehre. Eines Tages kam eine arme Frau aus Basel zu ihm, und schilderte ihm ihre und ihres großen Kinder-Häufleins Noth, das ohne Obdach, ohne Nahrung und Kleidung sey. Meyer spendete ihr ein reichliches Allmosen; sie dankte, zögerte aber immer noch, zu gehen; man sah ihr an, daß etwas ihr Herz drücke. Endlich auf vieles Zureden und nach langem Kampfe gestand sie unter heftigem Zittern und mit Thränen der Verzweiflung: sie sey gekommen, den reichen Herrn um sein Geheimniß zu bitten; aus Liebe zu ihren Kindern wolle sie ihre arme Seele der Hölle opfern, wenn sie die kleinen Würmchen dadurch vom Hungertode retten könne. — Meyer entdeckte der weinenden Mutter freilich dieses Geheimniß nicht; aber der edelmüthige Mann, der aller Unglücklichen und Bedrängten Vater war, bewirkte: daß ihr dieser Wunsch nie wieder in den Sinn kommen konnte. Ister.

## Buntes.

Dem durch seine Bestechlichkeit berüchtigten Satyriker Petro Aretino (gestorben 1557) wurde eine lateinische Grabschrift gemacht, dieses Inhalts:

Er lebte, daß mit scharfer Laug' er wasche
Die Menschen all' und dient jetzt selbst zur Asche;
Nur Gott schont' er; als man dies rühmlich fand,
Da sagt' er keck: „Ich hab' ihn nie gekannt!"

Ottavio Rinuccini, der im sechszehnten Jahrhundert lebte, soll der Erfinder der Oper seyn, wie die neuere Zeit sie hat; wenigstens haben die Opern, die er schrieb, zuerst Aufsehen in Italien erregt: dies geben selbst diejenigen zu, welche einen römischen Edelmann, Emilio del Cavalero, als den ersten Opern-Scribenten nennen, und eine Oper desselben vom Jahre 1590 wollen aufgefunden haben.

„Auch in Spanien giebt es noch immer sehr viele Ketzer!" sagte neulich ein Missionair in einer französischen Stadt, und ein junger Offizier antwortete ihm: „Sorgt, daß die Güter der Ketzer nicht mehr der Inquisition anheim fallen und ihr werdet plötzlich wenig mehr von ihnen hören!"

Camillo Querno, ein mittelmäßiger Dichter, der den Beinamen „Erzpoet" errungen hatte, war Spaßmacher für Leo X. Eines Tages, als Querno eben vom Podagra sehr geplagt war, sollte er über Tisch Verse machen und begann (in lateinischer Sprache):

„Der Erzpoet macht Verse für tausend Poeten —

und der Pabst fiel schnell ein:

„Doch hat er für Tausend auch Wein oft vonnöthen!"

Querno rief darauf:

„Daß ich gescheidter dichte, gebt Falerner Wein!"

und der Pabst antwortete:

„Dem, der von selbst oft fällt, pflegt er nicht gut zu seyn!"

Von der, während des Baues der Churfürsten-Brücke in Berlin, für Fußgänger über die Spree geschlagenen Nothbrücke, wurde von dem Aufseher derselben ein Landmann, welcher einen Handkarren vor sich hinschob, mit der Bemerkung zurück gewiesen: das Fahren über die Brücke sey streng verboten. — „Pack an!" sagte der Bauer zu seiner Frau, und Beide tragen den Karren hinüber.

Wenn man die Werke eines großen Malers emsig kopirt, z. B. Claude Lorrain's, so sieht man nachher eigentlich mit seinen Augen auch die übrigen Gegenstände und die Welt wird Einem gleichsam von Neuem geschaffen. Eben so ist es mit dem Studiren eines Dichters, z. B. Goethe's; ist man nur erst tief in ihn eingedrungen, so erscheint auch das Leben mit seinen unendlichen Verhältnissen in ganz anderem Lichte, und man lebt mit dem Dichter ein neues Leben. Sehr richtig nannten daher die Alten die Dichter Poeten (Schöpfer).

„Die Meteorologen haben bisher irrig gemeint: „es könne Nachts nicht hageln". In der Nacht vom 31sten Januar auf den 1sten Februar 1818 hat es in Frankfurt am Mayn heftig gehagelt! Einzelne Hagelkörner (vulgo Schloßen oder Kießeln) hatten die Größe von Erbsen. Das Barometer stand 4 Linien über 27 Zoll — der Thermometer 4 Grad über ° Réaumur. Dr. Nonne." Diese Bemerkungen fand ich im „Allgemeinen Anzeiger der Deutschen". Meteorologen mögen entscheiden: ob dies wirklich eine neue Erfahrung ist. Th. Laurin.

## Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

**Breslau.** Herr Professor und Maler Rösel, ein geborner Breslauer, ist, nach einem mehrjährigen Aufenthalt in Italien, von Neapel (über Rom) mit reichen Kunstschätzen zu uns zurückgekehrt und lebt hier seit einigen Monaten in unserer Mitte, bis er wieder nach seinem Bestimmungs-Orte geht, nach Berlin nämlich, wo er Professor bei der Akademie ist. Alles was Kunstkenner und Kunstfreund heißt, Alles, was die Neugierde, etwas zu sehen, reizt, strömte in überreicher Zahl zu diesem Künstler, der, als ein trefflicher Cicerone, mit gediegenem lehrreichen Text die schönen Symbole der Kunst zu deuten weiß. Ueberall strebt

er mit gründlicher Kenntniß des Historischen und Topographischen seine Ansichten und Skizzen von den herrlichen paradiesischen Gegenden von Neapel, bei Rom, in Ober-Italien, in der Schweiz (vorzüglich um Lausanne), im Rheingau und Neckarthal zu begleiten, wodurch die geistreichen Skizzen auch historisch interessant werden. Man folgt ihm mit innigem Vergnügen in di- reizenden Gefilde Campania's, die auch so reich an romantischen Begebenheiten sind (besonders in den Zeiten der Normannen und Hohenstaufen), die des Auslegers Scharfsinn überall in Erinnerung bringt. — Unter den sehenswerthesten Seltenheiten der mitgebrachten alten Kunstsachen führen wir nur folgende an: Für's erste ein Oehlgemälde: Jesu Leichnam im Schooße der Mutter ruhend, die unter dem Kreuze sitzt, von Marcello Venusti, einem Venetianer und Schüler des Mich. Angelo. Das Bild ist im Jahr 1548 nach Mich. Angelo gemalt. Zum Charakteristischen dieses Gemäldes rechnen wir das wunderschöne Transparent und jenes zarte Helldunkel, in welchem das Gesicht und die göttlichen Züge des verblichenen Gottmenschen gehalten sind. Ein treues Abbild des unnennbaren, aber höchst milden Schmerzen- und Heldentodes. Nicht minder treu und wahr in ihrer krampfartigen Erstarrung sind beide Hände des Heilands gezeichnet und gemalt; unnachahmlich schön auch die Leidenszüge im Angesicht der Mater dolorosa; hier ist vollendete Wahrheit, wie sie kaum in der schmerzerstarrten antiken Niobe, ihrem Seitenbilde, angedeutet ist. — Das zweite Gemälde, von Angelus Pizzamanus, aus Otranto gebürtig, ist eine Kreuzabnahme aus der byzantinischen Schule. Das Bild stellt die im Schmerz versunkene Maria vor; Joseph von Arimathia faßt den Leichnam in der Mitte, Nikodemus oben am Arm, über dem Kreuzarm, und Magdalena an den Füßen. Oben am Rande steht folgende griechische Inschrift: I N X N B, unten aber, gleichfalls am Rande, ein Todtenkopf. Es ist auf Goldgrund gemalt, das Gold liegt aber wieder auf Poliment von geschlemmtem Thon, Eyerdotter oder alla tempera genannt. — Das dritte ist ein Christkind, ein altmoskowitisches Bild. Das Kind liegt auf einem Tuche im Schooß der Mutter, die drei Weisen aus dem fernen Morgenlande opfern ihm und beten es an. Ueber der Gruppe steht der im breiten Strahle leuchtende Stern. Ein höchst einfaches schlichtes Bild, recht aus der Kindheit der Malerkunst, wobei die erhabenen Fleischtheile, durch untergelegte Masse gehoben, zu bemerken sind. Auch der scharfe Zuschnitt der Augenlieder, wie bei den Mongolen und Kalmücken, ist sehr charakteristisch. Maria sitzt unter einem Baldachin; der Ausdruck ihres Gesichtes sowohl, als auch der des Kindes, ist sehr ernst und feierlich, fast im Geiste der altdeutschen Schule. Ein Heiligenschein umgiebt das Haupt der heiligen Mutter. — Das vierte Bild stellt die heil. Katharina vor, auf Goldgrund, aus der byzantinischen Schule. Das Antlitz der Heiligen hat starke sprechende Züge; auf ihrem Gewande kreuzen sich breite Goldborten. Sie ist in einen dunkelgrünen, reich mit goldenem Zierrath geschmückten Mantel gehüllt, ihr Haupt mit einer Krone bedeckt und mit einem Heiligenschein von Malergolde umgeben. Sie hat einen Palmenzweig in der Hand und zu ihren Füßen das Rad, als das Werkzeug ihres Todes. Der Hintergrund des Gemäldes ist ein Vorhang mit Zierrath. — Auf dem fünften Bilde sind Maria und Anna mit dem Jesuskinde dargestellt, sitzend im Schooß der Mutter, mit dem Händchen an ihrem Kinn liebkosend. Dies Gemälde bildet den Uebergang aus der byzantinischen Schule in die altflorentinische im 15ten Jahrhundert. Auch hier sind die Züge des Jesuskindes, wie die der Mutter, ernst und feierlich. Maria und Anna sitzen auf einem orientalisch verzierten Stuhl. Das Kind greift nach einer Traube, die Maria in ihrer Hand hält. Der Faltenwurf ist sehr sorgfältig gearbeitet, und das Fleisch schraffirt; auch die langen blonden Locken der Maria sind zierlich und mit rühmlichem Fleiße behandelt; die Farben noch sehr frisch und auf Goldgrund eingetragen, der die Tafel des Gemäldes bildet. — Im sechsten Bilde sitzt Maria in der Mitte eines Zimmers im niederländischen Styl, auf ihrem Schooß das Kind, zum Theil von zarten Linnen bedeckt, dem sie mit einem kleinen Löffel Speise reicht. Um sie her knieen und beten vier Engel mit langen bunten Flügeln. Einer von ihnen wärmt ein Tuch am Feuer; Wäsche im Korbe steht vor Marien. Ein Ausgang mit einer Treppe nebst Geländer, wie auch Schüsseln und Teller auf einem Brette und ein Handtuch *auf einer* Rolle hängend, Alles im niederländischen Geschmack, sind im Hintergrunde befindlich. Dies wären nun die bemerkenswerthesten alten Gemälde, die Hr. Professor Rösel theils in Messina, theils in Rom käuflich an sich brachte. Wir gehen jetzt zu einigen K a m e e n, P a s t e n und M o s a i k e n über. Bei einer Kamee, in Taglio und Karniol geschnitten, Sappho vorstellend, sind vorzüglich die Stirnlocken, das faltige Gewand und die Lyra mit einem großen Fleiße gearbeitet. Minerva medica von Amastini in Carniol geschnitten, ist sehr zart und fleißig behandelt. Ferner erfreut ein Antinous in seiner nackten herrlichen Gestalt; auch ist hier, wie bei den übrigen, die Genauigkeit in der Ausführung der Gesichtszüge, mittelst der Lupe betrachtet, bewundernswürdig. Ein weiblicher Kopf, in Elfenbein gravirt, ist aus Pompeji, und der grünliche uralte Rost findet sich auch an diesem werthvollen Gebilde. Noch sah ich: eine Glaspaste, Tag und Nacht vorstellend, von Pistrini nach Thorwaldsen; einen Nicolo in dunkelblauem Onyx, von einem weißlichen Chalcedon überzogen; zwei Hermen, in orientalische Granaten geschnitten, und Venus Victrix, mit Helm, Speer und Schild, in Onyx mit Chalcedon muschelig überzogen. Die Mosaik eines Schmetterlings ist trefflich gearbeitet und sehr sinnreich das Spiel der Farben nachgeahmt, vom Cardinal Albani im Anfange des 18ten Jahrhunderts. Hephästos, in Sardonix, als er an Achillens Waffen schmiedet, hetrurische Arbeit, ist sehr fein und genau ausgeführt; eine Bachantin, antike Kamee, ganz vorzüglich; die Bachantin bewegt sich im Tanzschritt, und ist in carlino aschuto geschnitten. Erwähnenswerth sind auch: eine Paste in Glas, die Nacht mit dem Traum und Schlaf im Arm vorstellend; eine alttrojanische Münze mit dem Brustbilde des Königs Priamus, das der Lorbeer kränzt. Auf der andern Seite befindet sich die Burg Ilium, von Benvenuto Cellini nachgebildet (vor drei Jahren in Rom gefunden), und ein Knopf, den Schleier zusammen zu halten, in Mosaik, mit Farrenkraut-Blättern ein- und durchgelegt. — * —.




# Der Gesellschafter
oder
# Blätter für Geist und Herz.

1820. Montag den 13. März. 42stes Blatt.


## Der wandernde Schauspieler.

(Frei nach dem Englischen des Oliver Goldsmith.)

Unter Fröhlichen bin ich gern, wo ich sie auch finde; und ein witziger Kopf ist mir immer willkommen, wenn ihn auch eine zerrissene Mütze bedeckt. Einen solchen, den Fortunens Hand auch nicht viel glänzender geschmückt hatte, traf ich neulich in einer ziemlich durchräucherten Wirthsstube. Ein junger Mensch verzehrte nämlich dort mit dem vergnügtesten Gesicht ein Glas Wasser und ein mageres Frühstück, und unterhielt sich dabei mit seinem Nachbar laut und sehr lebhaft. Ich trat näher hinzu und fand, daß er gerade eifrig beschäftigt war, die Vorzüge der Armen vor den Reichen dar zu thun. „Die Reichen" rief er, „behandelt die Natur wie eine ungerechte Stiefmutter; nichts macht ihnen Freude, nichts ist ihnen recht; für uns Arme ist aber in der ganzen Schöpfung Genuß: kein Fuß breit Erde ist unser, doch überall begegnet uns das Glück. Tritt eine Ueberschwemmung ein und nimmt den halben Erdboden mit, mich kümmert's wenig: die andere Hälfte ist ja immer noch eben so mein, als jetzt das Ganze; und wenn die Stocks steigen, werde ich nicht stolzer, wenn sie fallen, nicht kleinmüthiger; denn ich bin kein Wucherer!" — Die augenscheinliche Armuth und dabei die frohe Lebhaftigkeit des Mannes interessirten mich, und ich bat ihn endlich, mir einige nähere Umstände aus seinem Leben mit zu theilen. „Gern!" sagte er, „und gleich! nur vorher ein Glas Wein, damit die Unterhaltung nicht so trocken ist. Lassen Sie eine Flasche kommen, weil wir eben eine gute Gelegenheit haben, zu trinken. Lassen Sie eine Flasche kommen! denn — o wie schön ist eine Flasche, wenn sie voll ist!" — Ich that, wie er verlangte, und er begann also:

„Zuerst muß ich Ihnen sagen, daß ich von sehr guter Abkunft bin; meine Vorfahren haben Lärm genug in der Welt gemacht, denn meine Mutter schrie Austern und Fische aus, und mein Vater schlug die Trommel. Einer meiner Ahnherren soll sogar Regiments-Tambour gewesen seyn; doch im Grunde gilt das hier gleich. — Da ich das einzige Kind war, so wollte mein Vater mich gern zu seinem Handwerk erziehen — er schlug nämlich die Trommel bei einem Puppenspiel, und bisher war mein einziges Geschäft gewesen, Dollmetscher des Königs Salomo zu seyn. — Ob aber mein Vater sich wirklich sehr viele Mühe gab, mich in allen Märschen und kriegerischen Stücken zu unterrichten, so machte ich doch keine großen Fortschritte, weil ich von Natur kein Gehör für Musik hatte. Endlich lief ich in meinem sechszehnten Jahr davon und ward Soldat. Die Trommel war mir immer zuwider gewesen; aber bald fand ich, daß mir die Muskete auch zuwider war. Ich sollte meinem Capitain gehorchen; er hatte seinen Willen und ich hatte den meinigen aber auch — kurz! ich kam sehr schnell zu dem vernünftigen Resultat: daß es weit angenehmer ist, sich selbst zu befehlen, als sich von Andern befehlen zu lassen. — Ich bat um meinen Abschied; allein da ich groß und stark bin, so sagte mir mein Hauptmann:

Ich gefiele ihm und müßte bleiben. Ich schrieb meinem Vater einen sehr reuigen Brief, damit er mich loskaufen möchte; aber der wackere Mann trank eben so gern ein Glas Wein als ich — Ihre Gesundheit, mein Herr! — ich bekam gar keine Antwort auf meinen Brief. Was war zu thun? Hatte ich kein Geld, meinen Abschied zu bezahlen, so mußte ich einen andern Ausweg suchen, und den fand ich. Ich machte mich eines frühen Morgens in aller Stille heimlich davon, und kam damit gerade eben so weit, als wenn ich mich frei gekauft hätte. — So war ich denn nun meines Dienstes los; ich verkaufte die Uniform und wählte die unbesuchtesten Wege, um nicht eingeholt zu werden. Eines Abends traf ich in der Nähe eines Dorfes auf einen Mann, der fast ganz im Sumpf versunken war. Es war, wie ich hernach erfuhr, der Pfarrer des Kirchspiels. Ich zog ihn mit Mühe heraus, er dankte mir und wollte weiter gehen; ich aber folgte ihm, denn ich hätte es immer gern, wenn mir die Leute vor ihrer eigenen Thür dankten. Er fragte nach Allerlei, als: woher ich käme, wohin ich ginge und was ich an zu fangen gedächte? Ich beantwortete ihm das Alles und rühmte nach bestem Vermögen meine Rechtlichkeit, meine Klugheit und meine Treue. Endlich fand es sich, daß er einen Diener brauchte und mich dazu annehmen wollte. Ich blieb zwei Monate bei ihm, aber wir gefielen uns nicht. Er gab mir sehr wenig zu essen und ich aß lieber viel; dabei hatte ich nicht einmal ein hübsches Mädchen zum Trost, denn mit mir diente ein altes häßliches boshaftes Weib. Kaum bemerkte ich: daß man mich durchaus wollte verhungern lassen, so faßte ich den frommen Entschluß, diesen Mord zu hindern. Ich stahl die Eyer, so wie sie gelegt wurden; ich leerte jede Flasche, die ich nur auf zu finden wußte, und von allem Eßbaren, das in meine Hände kam, wußte ich allein: wo es geblieben war. Der kuriose Pfarrer wollte nun aus solchen Begebenheiten schließen: daß ich nichts tauge; so bekam ich eines Morgens meinen Abschied und drei Gulden Lohn für zwei Monate. Indeß mir mein Geld geholt ward, machte ich Anstalten zum Abzug. Zwei Hennen brüteten im Hühnerhause: ich ging hin und nahm ihnen nach meiner Gewohnheit die Eyer; damit ich aber nicht liebloser Weise die Eltern von den Kindern trennte, so steckte ich die Hennen auch mit in den Schnappsack. Nun ließ ich mir mein Geld geben und nahm mit großer Rührung von meinem freigebigen Wohlthäter Abschied. — Ich wanderte wieder einige Tage, und traf dann auf eine herumziehende Schauspieler-Truppe. So wie ich sie nur in der Ferne sah, ward mir das Herz warm; denn immer schien mir das freie Leben bald hier, bald dort, das schönste. Sie waren in einem argen Wege umgeworfen worden und packten eben wieder auf; ich bot meine Hülfe dabei an und wir wurden bald so gut bekannt, daß sie mich als Statisten mitnahmen. Das war mir ein wahres Paradies; ich glaubte, ich finge jetzt erst an zu leben, ward lustig wie ein Eichhörnchen und lachte bei jedem munteren Wort, das gesprochen ward. Ich gefiel ihnen auch, denn ich bin eine gute Figur, wie Sie sehen; und wenn ich gleich arm war, so konnte mir doch Niemand vorwerfen: ich sey bescheiden; also taugte ich allenfalls selbst zum Schauspieler.

(Der Schluß folgt.)

## Benedict Spinoza.

Gewiß kennen Viele den Spinoza nur aus dem, was sie vielleicht einzeln von seinen Verirrungen in den Labyrinthen der speculativen Philosophie gehört oder gelesen haben; weit weniger aber nach seinem persönlichen Charakter. Von diesem folgen hier einige Züge, bei denen man in ihm den Menschen gewiß lieb gewinnt und die Irrthümer bedauert, die einen edlen Geist auf so gefährliche Abwege führten. Die Vorsehung, als ob sie (wie Bayle sagt) auf eine besondere Art die Kühnheit seiner Forschungen hätte bestrafen wollen, verblendete ihn so: daß er, um möglichen Schwierigkeiten aus zu weichen, sich in Labyrinthe verwickelte, denen der bloße gesunde Verstand leicht entgeht, und Dinge verwarf, von denen man höchstens sagen kann: daß die Schwäche der menschlichen Vernunft ihre Möglichkeit nicht deutlich einsehe, während er andere als unzweifelhaft annahm, deren Unmöglichkeit einleuchtend ist.

Spinoza's Eltern, portugiesische Juden von einigem Ansehen und nicht unbeträchtlichem Vermögen, hielten sich in Amsterdam auf, wo er den 24. November 1632 geboren und Baruch genannt wurde (als Christ nannte er sich nachher Benedict). Man bemerkte früh an ihm eine lebhafte Einbildungskraft und einen durchdringenden Verstand. Noch vor dem funfzehnten Jahr legte er seinen jüdischen Lehrern Einwürfe und Fragen vor, deren Beantwortung den geschicktesten unter ihnen schwer fiel; er merkte ihre Verlegenheit und stellte sich, aus Furcht: sie auf zu bringen, als wenn ihre Antworten ihn befriedigt hätten. Doch schrieb er seine Zweifel auf, um sich ihrer am rechten Ort und zu rechter Zeit zu bedienen. Er las nun die Bibel und hielt sich dabei an keine Ausleger; so überzeugte er sich, noch ehe er sein zwanzigstes Jahr erreicht hatte, Wahrheit anderswo als in den Meinungen seines Volks suchen zu müssen; doch wollte er diesen Vorsatz keinesweges übereilen. Morteira, einer der gelehrtesten Rabbiner seiner Zeit, zog ihn wegen seiner edlen Sitten und wegen seines Geistes allen übrigen Jünglingen vor, ohne daß seine Bescheidenheit darunter im mindesten litt. Seiner Jugend ungeachtet war

er doch viel zu klug, um auf die Freundschaft und Lobsprüche gewöhnlicher Menschen zu bauen. Er kannte keine andere Leidenschaft als Liebe zur Wahrheit, worüber er alles Andere vergaß. Doch konnte er sich nicht jedem Umgang entziehen. Zwei junge Leute wollten sich in seine Vertraulichkeit eindrängen und ihn über seine Meinungen ausforschen; als er aber zurückhaltend war und sich nachher wegen ihres Charakters von ihnen entfernte, so schrieen sie ihn für einen Ungläubigen aus, den sie verabscheuten. Auf ihre Angabe wurde er zu den Vorstehern der Synagoge berufen. Morteira glaubte ihn zuerst durch Bitten und dann durch Drohungen zum Wiederruf einiger geäußerten Meinungen zu bewegen, und wurde, da er seine Bemühungen vergeblich fand, einer seiner bittersten Feinde. Auf die Nachricht: daß schon ein Tag bestimmt worden sey, an dem man ihn aus der Synagoge ausstoßen würde, sagte Spinoza: „Man zwingt mich zu nichts, das ich nicht schon von selbst gethan hätte, wenn ich nicht besorgte, Aergerniß zu geben. Ich gehe mit dem Trost: daß mein Ausgang unschuldiger seyn wird, als der Ausgang der Israeliten aus Egypten, obschon mein Unterhalt auf keinen besseren Hoffnungen beruht. Ich nehme von Niemand etwas mit, und kann mich rühmen, so ungerecht man gegen mich verfährt: daß man mir nichts vor zu werfen habe.“ — Anstatt jene Drohung zu erfüllen, boten ihm seine ehemaligen Glaubensgenossen, wenn er sich nicht von ihnen trenne, ein Jahrgeld von tausend Gulden an, das er aber edelmüthig ausschlug, weil er nicht heucheln wollte, und weil es ihm nicht um Geld, sondern um Wahrheit zu thun war. Als er sich immer mehr von der Synagoge entfernt hielt, legten ihn die Juden in den Bann und schickten ihm das Urtheil schriftlich zu: er protestirte gegen dasselbe und schrieb eine, an die Rabbiner gerichtete und in spanischer Sprache abgefaßte Vertheidigung. Er besuchte nun eine Zeit lang die Versammlungen der Mennoniten und Arminianer. Um diese Zeit wurde er einst bei dem Ausgang aus dem Schauspielhause durch einen Dolchstich verwundet; er verließ deshalb, um seiner Sicherheit willen, die Stadt, und lebte, ganz seinen Wünschen gemäß, in der größten Stille bei einem Freund auf dem Lande, wo er sich mit Studiren und Glasschleifen beschäftigte; denn den achtungswerthen Grundsätzen der alten Rabbiner gemäß: daß jeder Gelehrte ein Handwerk oder ein allgemein-nützliches Geschäft versehen sollte, hatte Spinoza die Kunst, Gläser zu schleifen, erlernt, und es darin so weit gebracht: daß man sich von allen Seiten an ihn wendete und er eine sichere Ernährung dabei fand. Auch im Zeichnen machte er ohne Anweisung gute Fortschritte. Unter der Anleitung eines Herrn van den Ende hatte Spinoza schon früher die lateinische Sprache gründlich erlernt.*) Jetzt studirte er einige Jahre Theologie, welche er nachher mit dem Studium der Naturlehre vertauschte. Aus Descartes schöpfte er seine ersten philosophischen Kenntnisse; besonders gefiel ihm der Grundsatz dieses Philosophen: „Man müsse nichts als Wahrheit annehmen, was nicht durch vernünftige Gründe bewiesen würde.“ Er fand den Grund der meisten menschlichen Fehler in Verirrungen des Verstandes, und glaubte gegen diese desto besser verwahrt zu seyn, je tiefer er sich in die Einsamkeit zurück ziehe. In der Folge wählte er zwar, auf Bitten seiner Freunde, Haag zum Aufenthalt, lebte aber auch dort ganz zurück gezogen; doch wurde er oft von den gelehrtesten Fremden besucht oder schriftlich über Zweifel zu Rathe gezogen. Seine Schriften brachten ihn mit vielen angesehenen Personen in Verbindung. Hr. Stoope, Obristlieutenant eines französischen Schweizer-Regiments, berief ihn ihm Jahr 1673 nach Utrecht, um ihn dem Prinzen von Condé vor zu stellen, der aber einige Tage vor seiner Ankunft abgereist war. Im Haag fand er das Volk gegen sich aufgebracht, weil es ihn, wegen dieser öffentlichen Verbindung mit den Feinden des Staats, für einen Spion hielt. Sein Wirth selbst besorgte: er möchte mit Gewalt aus dem Hause geholt und dasselbe bei dieser Gelegenheit geplündert werden. „Fürchten Sie nichts“ sagte Spinoza zu ihm, „in Ansehung meiner: es ist mir leicht, mich zu rechtfertigen. Leute genug, und die Vornehmsten des Landes, wissen wohl, was mich zu dieser Reise bewogen hat. Aber dem sey, wie ihm wolle; sobald das Volk den geringsten Lärm vor Ihrer Thür macht, will ich hinaus und ihm gerade entgegen gehen, sollten sie mich auch eben so behandeln, wie sie den armen de Witt behandelt haben. Ich bin ein guter Republikaner und hatte nie einen andern Zweck als das allgemeine Beste.“

Spinoza hielt sich zu keiner Parthei und ließ jeder ihre Meinungen; doch behauptete er: daß die Mehrheit der freien Untersuchung der Wahrheit hinderlich wäre. Er sagte: „Die zwei größten und gewöhnlichsten Fehler der Menschen sind Trägheit und Einbildung. Die Einen kriechen in tiefster Unwissenheit unter dem Vieh; die Andern bemächtigen sich schwacher Gemüther und geben ihre Irrthümer für Orakelsprüche aus.“ — Er glaubte, nur die, welche sich von Vorurtheilen der Kindheit los machen könnten, wären fähig, zur Wahrheit zu gelangen, und um die Eindrücke der Gewohnheit aus zu löschen, würde eine solche Stärke erfordert, daß es ein eben so großes Wunder wäre, als das Chaos in Ordnung zu bringen. — Und darin mag er wohl recht haben.

(Der Schluß folgt.)

*) Dieser Mann (eigentlich ein Arzt) gab dem Spinoza unentgeldlich Unterricht, nur unter der Bedingung: ihm nachher eine Zeit lang in Unterweisung seiner Schüler behülflich zu seyn. Spinoza hatte sich in seine Tochter, eine Person von vielem Geist und großen Kenntnissen, verliebt und hätte sie gern geheirathet; sie zog ihm aber einen Hamburger vor, der ihr zu Liebe katholisch geworden war.

## Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

Cölln am Rhein. Den öffentlichen katholischen Gottesdienst bezeichnet hier schon seit mehreren Jahren eine Würde, die man anderswo noch oft vermißt. „Liebet euch unter einander wie Brüder!" ist der Hauptinhalt der Controvers-Predigten, die in früheren Zeiten selten etwas anders als Verfolgungssucht lehrten und naheten. An den Hauptfesten des Jahres erhallet der weite Dom von den lieblich-ernsten Melodieen Mozart's, Haydn's, Brauns, meistentheils von Dilettanten, aber mit Gefühl und Kunstfertigkeit vorgetragen. Um die öffentlichen Prozessionen hat sich neuerdings der ehrwürdige und allgemein geschätzte Professor Wallraff sehr verdient gemacht. Durch sein eifriges Bemühen ist die religiöse Pracht derselben mit geschmackvoll gewählten und verzierten Fahnen; die Würde durch zweckmäßig vertheilte Instrumental-Musik und gut geübte Sänger-Chöre und durch gefällige Ordnung in Aufstellung der verschiedenen Schulen und Pfarr-Gemeinden vermehrt. Im antiken Styl schon dekorirte Altäre erwarten die Wallfahrer auf öffentlichen Plätzen, wo sie in leichter natürlicher Bewegung ein großes Viereck bilden, in dessen Mitte der Priester die geheiligte Handlung, das Meßopfer, unter Beiseyn Tausender von Andächtigen verrichtet. — Soll der Gottesdienst einmal auf diese Weise öffentlich ausgeübt werden: so sey es wie hier; da spricht er nicht die Sinne allein, er spricht auch das Herz an! — Unter den Künsten macht die Malerei erfreuliche Fortschritte. Tüchtige Zeichenlehrer legen schon in den Schulen den Grund dazu und der ferneren Ausbildung fehlt es nicht an Gelegenheit, da viele treffliche Kirchen-Gemälde und andere Sammlungen berühmter Meisterstücke den Kunstfleiß anspornen und erwärmen. Das neueste Produkt dieser Art, der rühmlichsten Erwähnung würdig, ist eine Copie des bekannten Gemäldes aus der Rathskapelle, von dem hiesigen, Kunstfreunden schon bekannten Maler Hrn. Beckenkamp, welche für den König bestimmt ist. Das Gemälde ist, nach demselben Maaßstabe, dem Original genau nachgebildet. — Um die Aufsuchung der Alterthümer, deren Cölln eine große Menge besitzt, und die genaueste Zeichnung derselben, macht sich ein hiesiger geschätzter Bürger, Hr. Denoel, fortwährend sehr verdient; noch vor Kurzem ist in der Kirche St. Maria vom Capitolium ein Leichenstein en mosaique gefunden worden, dessen Alter sich in die graue Vorzeit des Christenthums verliert. Ich werde mich über diesen wichtigen Gegenstand nächstens vollständiger äußern können. In derselben Kirche sind, nach der Angabe des Hrn. Denoel, sämmtliche Fenster des Chors von innen mit feiner Oehlfarbe im gothischen Geschmack gemalt worden; die Idee scheint aber nicht zu den glücklichsten zu gehören: die eigentliche Glasmalerei kann dadurch nie erreicht werden und die Farben sind lange nicht durchsichtig genug, zu grell und durch die von Ausdünstung vieler Menschen nothwendig entstehende Feuchtigkeit im Laufe der Zeit dem Abspringen unterworfen. — Aus der Werkstatt des neuen Erfinders der alten ächten Glasmalerei, Hrn. Reiner Birrenbach, dessen schon in einem früheren Blatte des „Gesellschafters" erwähnt wurde, sind neulich einige vorzüglich gelungene Stücke von ansehnlicher Größe hervor gegangen, die den Beweis liefern: daß seine Kunst im schnellen Vorschreiten begriffen ist. Möchte doch die gute Absicht, welche er zur Erhaltung und Verbreitung dieser Kunst kürzlich öffentlich ausgesprochen hat, recht vielseitige Theilnahme finden. Er ist nämlich gesonnen, einer Anzahl von 200 Pränumeranten, nicht darüber und nicht darunter, das Geheimniß der Glasmalerei im Manuscript, gegen Erlegung von zehn Carolin für jedes Exemplar, mit zu theilen. Findet das Anerbieten des würdigen Greises gute Aufnahme, wie es denn fast nicht anders zu erwarten steht: so ist die schöne Kunst nicht nur gerettet, sondern ihr Emporblühen in vielen Meisterhänden auch gewiß, und unsere Tempel werden aufs Neue im sanftstrahlenden Lichte farbiger Fenster schimmern, deren Helldunkel die Feierlichkeit des Gottesdienstes erhöht. Gelingt es nicht: so ist er entschlossen, wie seine Vorgänger, das Geheimniß dahin mit zu nehmen, wo nur mit guten Thaten pränumerirt werden kann. — Das Theater steht immer noch auf einer sehr niedrigen Stufe. Vagirende Schauspieler-Gesellschaften nehmen die Winter-Monate hindurch davon Besitz und spielen regelmäßig wochentlich vier Mal. Seit mehreren Jahren ist keine Gesellschaft hier gewesen, welche es sich so angelegen hätte seyn lassen, die Gunst des Publikums zu gewinnen, als die jetzige, unter Direction des Hrn. Dereffi. Sie zählt einige Schauspieler und Sängerinnen, welche sich über das Mittelmäßige zu erheben wissen, von denen Hr. Freund, Mad. Braun und Demoisf. Schneider genannt werden können. Das Schauspielhaus ist im Verhältniß der Volksmenge viel zu klein und sehr schlecht; auch das Orchester bleibt weit hinter den billigsten Erwartungen zurück. Vielfältige Versuche zur Erbauung eines neuen Hauses sind wegen Mangel an Eintracht und allgemeiner Theilnahme gescheitert. Dazu kommt, daß viele bemittelte Familien den Besuch des Theaters hier noch für Sünde halten und die Weinhäuser ihre magnetische Kraft, vorzüglich des Abends, bei Jung und Alt geltend zu machen wissen. Was kann unter diesen Umständen Erfreuliches zu Tage gefördert werden, da die Mittel fehlen, tüchtige Künstler angemessen zu besolden und ihre Subsistenz auf die Dauer zu sichern? Das viel kleinere Coblenz hat im verflossenen Jahre durch sein Beispiel gezeigt: daß es so gar schwer nicht ist, ein National-Theater zu errichten, wenn man nur will. St**.

Ein Engländer, der stets den bittersten Haß gegen die Irländer im Herzen trug und ganz wider sein Erwarten in Dublin erkrankte und seinen nahen Tod vor Augen sah, machte ein Testament, worin er seinen Groll gegen die armen Irländer noch im Grabe glaubte fortsetzen zu können. Er bestimmte nämlich seine Grabstätte und vermachte an die Kirche eine Summe, von deren Renten alljährlich an seinem Sterbetage sechs Tonnen Whiskey angeschafft, auf das Grab gebracht und daneben ein Paar Dutzend tüchtige Prügel gelegt werden sollten. So hoffte er: es würden sich zu seiner Todesfeier jährlich ein Paar Hundert Irländer auf seinem Grabhügel betrinken, schlagen und sich mitunter Arme und Beine brechen. (Morn. Chron.)

Im Jahr 1764 schrieb Voltaire scherzend an den Marquis Chauvelin zu Haag: „Alles, was ich erblicke, wirft den Saamen zur Empörung aus, welche ohnfehlbar erfolgen muß und die ich freilich nicht erleben werde; aber die Franzosen kommen früh oder spät dahin. Es wird einen schönen Lärm geben! — die zeitige Jugend ist glücklich, sie muß merkwürdige Dinge erleben!" (Independ.) Das Glück dabei ist sehr problematisch!

Zum Bemerker. Auf das „Glaubensbekenntniß" aufmerksam gemacht, von welchem im 7ten Blatte des „Gesellschafters" und weiter hin die Rede ist, habe ich die „Theologischen Annalen" von Wachler nachgelesen, und finde: daß sämmtliche Angaben, wenn nicht ganz, doch beinahe wörtlich mit dem Glaubensbekenntniß überein stimmen, welches im „Geisterseher" ater Theil (Fortsetzung des Schillerschen Fragments) abgedruckt ist, wie man Seite 305 u. f. lesen kann. Dort soll es der Prinz (der Held des Buches) abgelegt haben, und man würde es gewiß gern und nicht ganz ohne Grund zu den Dichtungen zählen, wenn nicht der, in der Vorrede genannte Herausgeber (Follenius) in einer Note (S. 313) sagte: „Wer mit dem Katholizismus unbekannt ist, wird Manches in diesem Glaubensbekenntnisse für übertrieben halten; aber diesen sey meine heilige Versicherung genug: daß ich Alles wörtlich aus dem Manuscripte abgeschrieben und nicht den geringsten Zusatz gemacht habe." — Da man nun mit einer „heiligen Versicherung" wohl nicht leichtsinnig spielt, so hat Follenius doch wahrscheinlich auch eine Kunde über die Existenz dieses — wollte Gott zweifelhaften — Machwerks gehabt. Dies für die Leser des „Gesellschafters", wenn der Herausgeber es aufnehmen will. — S —.




# Der Gesellschafter.
oder
# Blätter für Geist und Herz.

1820. Mittwoch den 15. März. 43stes Blatt.


## Benedict Spinoza.

(Schluß.)

Spinoza war in seinem Studiren so emsig, daß er einst drei ganze Monate nicht aus dem Hause kam. Er soll jährlich nicht über 400 Gulden gebraucht haben, und lebte überhaupt sehr eingeschränkt, obschon er sich der Tafel und des Geldes angesehener Freunde hätte bedienen können. Aber Geldbegierde beherrschte ihn so wenig, daß er immer zufrieden war, sich nur so viel zu erwerben, als er gerade bedurfte. Simon de Vries, einer seiner treusten Freunde, wollte ihm einst ein Geschenk von 2000 Gulden machen; aber er schlug es aus, weil er so viel Geld nicht nöthig habe und es ihn nur am Studiren hindern würde. Eben derselbe hatte ihn zum Erben seines ganzen Vermögens eingesetzt, und wandte dasselbe nur auf ausdrückliches Verlangen des Spinoza seinem leiblichen Bruder zu, doch mit der Bedingung: daß er jenem ein Jahrgeld von 500 Gulden gebe, welches aber Spinoza selbst auf 300 Gulden herab setzte. Eben so uneigennützig betrug er sich gegen die Seinigen. Nach dem Tode des Vaters mußten ihn zwar seine Schwestern als Miterben anerkennen, aber er überließ ihnen bei der Theilung Alles und behielt sich nur ein gutes Bett zu seinem Gebrauch vor. Nach dem unglücklichen Tod des bekannten de Witt legte Spinoza seinen Erben die von ihm unterzeichnete Verschreibung eines lebenslänglichen Jahrgehalts von 200 Gulden vor; als sie aber einige Schwierigkeiten machten, überließ er ihnen die Verschreibung so ruhig, als ob er andere beträchtliche Fonds besäße. Um dieser Uneigennützigkeit willen gaben sie ihm nun freiwillig, was sie vorher verweigert hatten.

Von Jugend auf schwächlicher Gesundheit, hatte Spinoza früh leiden gelernt, und nie verstand ein Mensch diese so seltene und doch so nothwendige Kunst besser als er. Er suchte nur in sich selbst Trost, und wenn er gegen Schmerzen empfindlich war, so war es gegen die Schmerzen Anderer. „Das Uebel weniger hart finden, wenn wir es mit Andern gemein haben, ist (sagte er) ein großes Zeichen von Unwissenheit und es verräth wenig gesunden Verstand, das Gemeinschaftliche der Leiden als einen Grund des Trostes zu betrachten.“ — Er blieb beständig Herr seiner Leidenschaften, und wenn ihn etwas sehr kränkte, so entfernte er sich ein wenig, um ja nichts Unanständiges zu sagen oder zu thun. „Was hälfe uns die Weisheit“ — antwortete er Jemand, der ihm sein Erstaunen über die Fassung bei dem Unglück seines Freundes de Witt bezeugte — „wenn wir nicht stark genug wären, uns selbst dadurch über die Leidenschaften zu erheben, die wir mit dem Pöbel gemein haben?“ — Jeder, der ihn kannte, giebt ihm das Zeugniß der Rechtschaffenheit, Dienstfertigkeit und unbescholtener Sitten. Im Umgang war er sehr einnehmend und gefällig. Wenn seine Hausgenossen aus der Predigt kamen, fragte er sie über das, was sie zu ihrer Erbauung daraus gelernt hätten. In jedem Kummer oder in Krankheiten tröstete und ermahnte er sie zur Geduld bei Leiden, die Gott ihnen zusende. Die Kinder ermunterte er, den Gottesdienst zu besuchen, ihren

Eltern stets gehorsam und unterwürfig zu seyn. — Als ihn einst seine Wirthin fragte: ob sie hoffen könne, bei der Religion, zu der sie sich bekenne, selig zu werden? antwortete er: „Ihre Religion ist gut; Sie haben nicht nöthig, eine andere zu suchen oder bei der Anhänglichkeit für dieselbe an Ihrer Seligkeit zu zweifeln; voraus gesetzt: daß Sie sich dabei der Frömmigkeit befleißigen und zugleich ein friedsames stilles Leben führen.“ — Den größten Theil der Zeit brachte Spinoza einsam auf seinem Zimmer zu. War er von seinen philosophischen Betrachtungen ermüdet, so ging er hinunter und unterhielt sich mit den Hausgenossen über alltägliche Gegenstände, gar oft selbst über Kleinigkeiten; zuweilen suchte er Spinnen, die er mit einander kämpfen ließ, oder Fliegen, um sie in das Spinnengewebe zu werfen, und diesen Kampf — wer weiß, welche Erinnerungen vielleicht dadurch in dem sonst so gutmüthigen Manne geweckt wurden! — betrachtete er mit solchem Vergnügen, daß er einige Mal darüber in ein lautes Gelächter ausbrach; oder er beobachtete mit dem Mikroskop die verschiedenen Theile der kleinsten Insekten. —

Spinoza war von mittlerer Größe, wohlproportionirten Gesichtszügen, brauner Farbe, schwarzen Haaren, langen und schwarzen Augenbraunen, so daß man leicht den portugiesischen Juden erkannte. Seine Tracht unterschied sich durch nichts von der eines gewöhnlichen Bürgers. Einst fand ihn einer der angesehensten Staatsräthe, der ihn besuchte, in einem schlechten Nachtrocke; und da er ihm darüber einen freundlichen Verweis gab und ihm einen besseren anbot, erwiederte Spinoza: ein Mensch sey darum nichts besser, weil er ein schönes Kleid trage. „Es ist — sagte er — gegen allen gesunden Verstand, Sachen von keinem oder geringem Werth in eine köstliche Hülle zu wickeln.“ Doch war er in seiner Kleidung immer nett und reinlich, und affektirte Nachlässigkeit und Unsauberkeit waren ihm ein Zeichen niedriger Seelen, wo die Wissenschaften nur verdorbene Sitten fänden.

Als er fühlte, daß sein Ende heran nahe, bat er, zu verhindern: daß ein Geistlicher ihn besuche. Er wollte ruhig und im Frieden sterben und besorgte vielleicht, man möchte nach seinem Tode verkünden: er habe am Rande des Grabes seinen Muth verleugnet, und seinen Meinungen entsagt. Als sein Wirth von ihm Abschied nahm, um in die Kirche zu gehen, sagte er zu demselben: er hoffe, daß er nach der Predigt, wenn es Gottes Wille wäre, wieder kommen würde, um mit ihm zu sprechen. Aber noch vor beendigtem Gottesdienst war er ruhig eingeschlummert. — Er starb im Haag den 21sten Februar 1677 an der Schwindsucht, nach Vollendung seines vier und vierzigsten Jahres.

A. B.

## Der wandernde Schauspieler.

(Schluß.)

Wir kamen am Abend in Tenterdon an, wo wir „Romeo und Julie“ mit dem Leichenzuge, dem Grabe und der Garten-Scene geben wollten. Für den „Romeo“ hatten wir einen Schauspieler vom königlichen Theater, mit der „Julie“ sollte eines unserer Frauenzimmer debütiren, das noch nie gespielt hatte, und ich — ich mußte die Lichter putzen. Alles war in seiner Art vortreflich; aber die Rezensenten machten Kabale gegen mich: ich wurde gar nicht erwähnt. — Wir hatten übrigens bei weitem mehr Leute als Kleider. Derselbe Rock, den Romeo anfangs trug, mußte umgekehrt, mit dem blauleinenen Futter nach außen, für seinen Freund Mercutio dienen; ein großes Stück Flor machte zugleich Juliens Kleid und Schleier; ein Mörser aus der nahen Apotheke ersetzte die Glocke vollkommen, und die ganze Familie unseres Wirths, in weiße Betttücher gehüllt, vermehrte das Gefolge der Leiche. Es waren eigentlich nur drei Personen unter uns, welche ihrer Rolle gemäß gekleidet waren: die Amme, der hungrige Apotheker und ich. Indessen gefiel unsere Vorstellung allgemein, und wir fanden uns um so mehr geschmeichelt, da die Einwohner von Tenterdon als Leute von vielem Geschmack bekannt sind. — „Trag' deine Farben stark auf, wenn sie gut ins Auge fallen sollen!“ — diese eine Regel ist es, welche wandernden Künstlern unsrer Art fast immer glücklichen Erfolg verheißt. Sprechen und handeln wie im gewöhnlichen Leben heißt nicht spielen; um dergleichen zu sehen, tritt man in unsere leichtaufgeschlagene Bretterbude nicht ein. Eine natürliche Sprache kommt mir vor wie süßer Wein; er gleitet leicht über die Zunge und läßt fast gar keinen Geschmack zurück; allein der mächtige Pathos ist wie Weinessig, er dringt seinen Reiz selbst stumpfen Geschmacks-Nerven auf und schmeckt noch lange vor. Das beste Mittel, in Stadt und Dorf zu gefallen, ist: schreien, die Hände ringen, auf die Knie stürzen, kurz! sich geberden wie Einer, der heftige Krämpfe hat. So muß man Beifall suchen und so findet man ihn gewiß. — Wir kamen durch unsere erste Vorstellung sehr in Ruf, und es war ganz natürlich: daß ich, zum Theil wenigstens, mir diese gute Aufnahme zuschrieb; denn hatte ich nicht das Ganze erleuchtet? Ohne einen guten Lichtputzer geht der halbe Reiz des Stücks verloren und besonders macht keine Schauspielerin den gehörigen Effekt. — Wir spielten vierzehn Tage und hatten fast immer ein volles Haus. Am Abend vor unserer Abreise wollten wir uns noch einmal im höchsten Glanze zeigen; wir gaben unser bestes Stück, hatten die Preise verdoppelt und Aller Erwartung war auf diese Vorstellung gespannt: als plötzlich unser erster Schauspieler von

einem heftigen Fieber befallen ward. Das war ein Donnerschlag für unsere Gesellschaft; die Zettel waren ausgetheilt, das Publikum voll Hoffnung der Dinge, die da kommen sollten, und jener Schauspieler durchaus unentbehrlich. Der Direktor war in der größten Verlegenheit, bis ich den Augenblick benutzte und mich erbot: die Rolle zu spielen. Der Widerstand war groß, aber die Noth größer; mein Vorschlag ward endlich angenommen, und ich begann nun bei einer Flasche Wein das Einlernen der Rolle. — Das Trinken that Wunder; in weniger als vier Stunden wußte ich meine Rolle und sagte nun auf ewig meinem früheren Geschäft Lebewohl. Mir ahnete: daß mich die Vorsehung zu etwas Höherem bestimmt habe, und diesmal täuschte mich meine Ahnung nicht: denn nach der Vorstellung kamen alle Honoratioren der Stadt zu mir und überhäuften mich mit Lobsprüchen. Ich nahm sie an wie etwas, das mir unbezweifelt gebührte; wir gaben unser Stück zum zweiten Mal, und der Beifall war fast noch lebhafter als zuvor. — Endlich zogen wir weiter, um die Vortheile eines Jahrmarkts in der nächsten Stadt zu benutzen. Als Lichtputzer zog ich in Tenterdon ein, und als Held verließ ich es wieder. So ist es in der Welt: heute wenig, morgen viel! Darüber wäre Manches zu sagen — doch fort mit den Betrachtungen!

Zum großen Verdruß unserer Gesellschaft war der Jahrmarkt vorbei, ehe wir die Stadt erreichten; indeß halfen wir uns, so gut wir konnten. Ich spielte, wie vorher, die Hauptrollen mit großem Glanz, und wäre mein keimendes Verdienst gehörig kultivirt, so bin ich gewiß überzeugt: ich wäre sehr bald einer der ersten Schauspieler geworden. Allein die Stunde nahte, wo die Umtriebe der Hölle mir meine Glorie zerstörten. Eine Dame, die neun Monate in London gewesen war und natürlich Geschmack und Kenntnisse von da mitgebracht haben wollte, kam an den Ort zurück, wo wir uns jetzt aufhielten. Sie acquirirte, wie sich von selbst versteht, das Recht: den Ton an zu geben. Man erzählte ihr von mir, mit verächtlichem Zweifel hörte sie zu; endlich ließ sie sich doch bewegen, das Theater zu besuchen, und man vertraute mir: welchen Richter ich für den nächsten Abend zu erwarten habe. Ich ließ mich indessen im Geringsten nicht abschrecken, sondern trat in einer meiner Hauptrollen auf, ward aber bald mit Erstaunen gewahr: daß Aller Augen auf jene Dame und gar nicht auf mich gerichtet waren. Von ihr erwartete man das Signal zur allgemeinen Entscheidung: ob ich von meiner jetzigen Höhe herab gestürzt oder mit Lorbeern des Siegs bekränzt werden sollte. Ich begann mein Spiel, allein kein Laut des Beifalls unterbrach mich; die Dame zuckte die Achseln, alle Andern mit ihr — und so war ich verloren. Sie kam in der Absicht, unzufrieden zu seyn und sie war unzufrieden; mein bisheriger Ruhm scheiterte an ihrem Achselzucken, und es kam bald so weit, daß mich der Herr Direktor entließ. Jetzt ging ich nach London, doch — unsre Flasche ist leer." — Hier brach er ab und wanderte eben so fröhlichen Muthes seinen Weg weiter, als ich nachdenkend des meinigen ging. Wohl war ich gegen diesen Heerd- und Heimathlosen ein neidenswerther Günstling des Glücks, und dennoch — wahrlich, es könnte manche Stunde kommen, wo ich, sehnsuchtsvoll wie nach goldener unerreichbarer Frucht, zu der Fülle von Frohsinn und Lebenslust blickte, durch welche ihm das Schicksal Ersatz für alles Fehlende verlieh. Caroline Stille.

## Aus dem Wörterbuche eines Weltmanns.

(Fortsetzung.)

Ausschweifungen sind die Geniestreiche in der edlen Welt, wozu sie Alles anwendet, was altfränkische vornehme Leute den Künsten und Wissenschaften bestimmten. Wenn nur die Dehors nicht verletzt werden, so sind Ausschweifungen Kleinigkeiten, welche beide Geschlechter in den eleganten Cirkeln sich zu erlauben schuldig sind.

Aussicht ist dasjenige, was man sich von Keinem darf verderben lassen; wer sich derselben in den Weg stellt, muß weg geräumt werden, ohne daß man in der Wahl der Mittel sich zu geniren braucht. Auf das Recht und die Gründe eines Andern kommt es dabei gar nicht an; denn Conventionelle verlangen weder Recht noch Gründe, nur Rücksichten, auf denen alle ihre Aussichten beruhen.

Ausweg heißt die Hülfe, auf welche man Alles wagen darf, er ist also das Fundament jedes Planes. Für den Ausweg braucht man Sicherheit, die Pläne aber darf man zum Theil dem Zufall überlassen, wenn die verschiedenen Interessen, welche man zu beschädigen, die verschiedenen Begünstigungen, welche man zu hoffen hat, nur genau und gehörig in dem Anschlag beachtet wurden.

Auszeichnung, was man so im gemeinen Verkehr Auszeichnung nennt, z. B. durch Fähigkeiten u. s. w. hat man im Cour-Leben gar nicht nöthig; ja man riskirt dabei, indem derjenige, welcher etwas mehr Geist blicken läßt, als für einen Dienstwilligen etatsmäßig ist, leicht gefährlich scheinen könnte. Am besten bleibt es: man bildet und schmiegt sich genau nach denen, die eben recht im Ton und im Glück des Tages sind; wenn man gerade nicht besser ist, wie viele Andere und nicht gescheidter seyn will, so wird man auch just so leicht in die Höhe kommen, wie Andere.

Automat ist dasjenige Muster, wonach sich ein Mensch von Welt und hohem Umgang am meisten zu bilden hat. Man muß Leben und Bewegung durchaus den Gebietern widmen und gänzlich überlassen, wenn man etwas Geltendes aus sich zu machen gedenkt. Wer aber kein Automat seyn kann, soll auch nicht vornehm seyn wollen, denn es wird ihm nicht gelingen. C. Möllen.

(Die Fortsetzung folgt.)

## Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

Leipzig. In der Nacht vom 28sten zum 29sten Februar hat unsere Stadt und die gelehrte Welt einen großen und die hiesige Universität einen unersetzlichen Verlust erlitten durch den plötzlichen Tod des hochverdienten Professors der Anatomie, Hofraths und Ritters Johann Christian Rosenmüller. Noch am Tage zuvor hielt er mit gewohntem Fleiße zwei Vorlesungen, und wer von seinen, ihn innigst liebenden Zuhörern hätte da denken sollen: daß der vortrefliche Mann das letzte Mal lehre? — Die allgemeine Betrübniß über das frühe Hinscheiden des in seiner Wissenschaft anerkannt großen, bescheidenen Gelehrten, der mannigfache Kenntnisse in sich vereinigte, ist gerecht, und er hinterläßt den Ruhm eines der geschicktesten und menschenfreundlichsten Aerzte, der überall das Gute thätig beförderte, Freunden der redlichste Freund und vielen Leidenden Trost und Hülfe war. — Am 3ten März wurde er feierlichst beerdigt; in unserer Stadt ist seit langer Zeit kein so ansehnlicher Leichenzug gesehen worden.

— •• —

Unter den strengen Wintern steht der vom Jahr 1683 oben an. Die Kälte dauerte ununterbrochen vom November bis zum März. Der Frost war so streng, daß in Holland, nach einer Ueberschwemmung, das Land einem ungeheuren Eismeer glich. In Frankreich, Deutschland, England und Irland starben viele Menschen vor Hunger und Frost. In den Straßen von London wurden des Nachts große Holzstöße angezündet, damit wer ausgehen müßte, auf kurzem Wege nicht erfröre. Hasen, Rebhühner u. s. w. suchten in Dörfern und Städten Schutz; Wasservögel fielen todt nieder. Im Frühjahr 1684 ließ sich kein Singvogel hören, kein anderer Vogel sehen. Bäume und Pflanzen waren bis in den Grund erfroren; man zitterte vor der unfehlbaren Hungersnoth, aber nie stand das Getreide schöner als in der Erndte vom Jahr 1684. (Morn. Chron.)

Der Dichter Pope und der Maler Kneller (Beide von kleiner, Jener von verwachsener Figur) befanden sich zusammen bei dem Ersteren, als Pope's Neffe, ein Guinea-Fahrer (Sklavenhändler) eintrat. Kneller, um seinem Witze und zugleich sich selbst ein Kompliment zu machen, sprach zum Eintretenden: „Du hast die Ehre, hier die zwei größten Männer in der Welt zu sehen!" — „Von der Größe will ich nicht einmal sprechen!" gab dieser zur Antwort; „aber das Ganze an Euch gefällt mir nicht: ich habe Männer von stärkerem Muskelbau, als ihr Beiden zusammen genommen, für 10 Guineen gekauft." (Morn. Chron.)

In Paris ist jetzt ein Werk erschienen, betitelt: „Biographie berühmter Kinder, oder Skizze aller jungen Helden, Dichter, Gelehrten, Künstler, jungen Mädchen, jungen Heiligen und überhaupt aller Personen, welche vor dem 20sten Jahre durch ihre Tugenden und Talente berühmt geworden sind". Es kommen darin etwa 400 Individuen aller Völker und aller Religionen vor: Hebräer, Griechen, Römer, Chinesen, Neger u. s. w. (Indépend.) Danach scheinen die Franzosen die Menschen bis zum 20sten Jahre für Kinder zu halten; ob sie von sich auf Andere schließen?

Man will die eigene Entdeckung gemacht haben: daß die Einimpfung der Kuhpocken die Eigenthümlichkeit besitze: alle Flecken, Zeichen und überhaupt Maale der Haut zu vertilgen. (Constitut.) Wenn es wahr ist, dann haben sehr eitle Damen Ursach, die Kühe so göttlich zu verehren, als einst die Egyptier den Apis.

Ein Liberaler ist absonderlich für die Republik eingenommen, weil sie wie ein öffentliches Weib ist, der Jeder den Hof machen darf, und haßt die Monarchie, die, gleich der ehrsamen Frau, nur Einem treu bleibt. (Gaz. d. Fr.) Solch ein Erbstück von einem Frauenzimmer pflegt freilich für ihre Treue auch gar triftige Gründe zu haben; es führt sie Niemand mehr in Versuchung.

Im 14ten Jahrhundert verbrannte man einen Zauberer, welcher auf einer Diele Blumen wachsen ließ; im 15ten Jahrhundert zwei Leute, welche die Bauchsprache redeten; im 16ten Jahrhundert einen Taschenspieler Trois-Echelles, der den Leuten die Taschen ausräumte, ohne sie zu berühren; und im 17ten Jahrhundert den Kammerdiener des Herzogs von Lothringen, der aus einer leeren Schüßel ein prächtiges Mittagsessen hervor zauberte. — Jetzt macht der Physiker Comte zu Paris noch weit ärgere Dinge, und er darf leben und sterben wie andere Leute. (Indépend.)

Ein Grundeigenthümer bei Avignon, der einen Spazierritt gemacht, kam nicht wieder. Man ward darüber besorgt, und die Polizei spürte endlich nach einigen Tagen aus: daß eine Frau, der er die Ehe versprochen, aber nicht Wort gehalten, ihn unterweges aufheben und in ihrem Keller hatte einsperren lassen, bis er sich eines Besseren würde besonnen haben. (Gaz. d. Fr.)

Die Ermordung des Herzogs von Berry hat manche excentrische Aeußerungen veranlaßt. So z. B. gaben der päbstliche Nunzius und der Erzbischof von Paris sogleich dem König zu verstehen: es sey nur dann Heil für Frankreich zu erwarten, wenn die Geistlichkeit wieder der erste Stand im Staate würde! (Indépend.)

Hr. v. Rougemont in Paris, Verfasser des „Rôdeur", des „Bonhomme" u. s. w., hat in zwei Bänden ein neues Werk heraus gegeben: „Die Missionäre oder die Familie Duplessis". Was diesen Roman anziehend macht, ist die etwas sehr grelle Schilderung der Mittel und Wege, deren sich die neuen Missionäre, Jesuiten, Glaubensväter, geistliche Weiber und Gewissensschärfer in Frankreich bedienen, um das Volk, nicht so sehr zur Religion, als vielmehr zur Wiedererstattung der geistlichen Güter zu bewegen. Da die Schilderung aber manches Wirkliche und Historische enthält; da nicht zu leugnen ist, daß die unter dem Namen der Missionäre bekannten Armen-Prediger nach den Reichthümern die Hände ausstrecken, welche sie als das Eigenthum der Kirche zurück fordern; da es ihnen offenbar mehr um sich selbst als um die Kirche zu thun ist: so hat unter diesem Gesichtspunkt die Schrift ein großes Interesse, und dürfte leicht mehr Eindruck machen und mehr Nutzen stiften, als manche ernsthaftere Belehrung des sogenannten Feuereifers jener Herren Bußprediger, die, unter dem Vorwand: das Alte wieder her zu stellen, Unordnung, Zwist, Mißtrauen und Feindschaft in den Familien erregen und die Religion zu einem Richterstuhl der Inquisition machen. (Gaz. d. Fr.)




# Der Gesellschafter
oder
# Blätter für Geist und Herz.

1820. Freitag den 17. März. 44stes Blatt.


## Eine Dedikation, die über Dedikationen spricht.

(Etwas sehr frei nach dem Englischen.)

Hochgeborner, hochgebietender!

Gnädiger und — sehr reicher Herr!

Der Ehre, Sie zu kennen, habe ich mich nicht zu rühmen, eben so wenig des Glücks, von Ihnen gekannt zu seyn; wohl aber find' ich ein Vergnügen daran, daß dem so ist, denn nun kann ich um so eher ohne Rückhalt mit Ihnen sprechen und unsere Bekanntschaft damit anfangen: daß ich Sie zu meinem Gönner und Wohlthäter erwähle. Befremdend wird dies Ihnen nicht seyn, denn ich habe eine unendliche Zahl von Vorgängern, nach denen ich mich bilde, und ich hoffe, gleich diesen bald Zeitungs-Notizen verbreiten zu können, welche von Brillant-Ringen, goldenen Dosen und goldenen Münzen sprechen, die mir geschenkt worden sind. Was übrigens den Dedikations-Steckbrief über Dero Person betrifft, so sind wir Schriftsteller gescheidt genug, daß wir, um ein zwanzigseitiges Lob in alle Welt zu schicken, von Jemand nur zu wissen brauchen: er sey reich. Die Neben-Tugenden, als etwa: Weisheit, Gerechtigkeit und Wissenschaftlichkeit, schließen sich dann von selbst an; wir finden auch alle Lobsprüche, die wir diesen Eigenschaften ertheilen, sogleich bestätigt, wenn wir — die Freigebigkeit nicht vermissen; und je leerer wir unsere Magen, je voller an Tugenden finden wir unsere Gönner. Daher läßt sich auch von der Länge einer Dedikation auf die Länge schließen, in welcher der Verfasser hungerte; je mehr brillante Worte er ausgiebt, je mehr müssen die Gönner, nach seinen Erkundigungen, Geld einnehmen, und es läßt sich darauf wetten: daß auf jede preiswürdige Eigenschaft, die er entdeckt, wenigstens 2000 Thaler jährliche Revenüen kommen, die der Gefeierte haben muß. — Es ergiebt sich daraus: daß die Einkünfte eines Mannes, den man groß nennt, sich aus den Büchern, die ihm dedizirt sind, fast eben so sicher bestimmen lassen, als aus den Büchern, die seine Verwalter zu führen haben.

Also die Einkünfte einer hohen Person lassen sich nach den Dedikationen bestimmen; sehr verrechnen würde man sich aber, wenn man danach auch ihren Charakter und Geist beurtheilen wollte. Dedikations-Scribenten sind eine Art von Kleidermachern für die Seelen reicher und freigebiger Leute, und sie haben immer dieselbe Mode, denselben Schnitt: die Kleider müssen nämlich allzeit glänzend erscheinen und niemals genau passen. Je verbreiteter das Gewand ist, je besser; und Licht muß man schaffen von allen Seiten, damit ja nirgends die scharfen Contoure entdeckt werden können; solch ein unbegrenztes Bild verschwimmt dann so mit Himmel und Erde, daß man zur Beschreibung die Gleichnisse aus dieser und jener Welt immer bei der Hand hat. — Uebrigens muß ich die Gelegenheit wahrnehmen, um allen hohen Personen Glück zu wünschen zu dem Vortheil: daß sie in der Regel von solchen Leuten geschildert werden, die sie entweder gar nicht kennen oder sich nicht unterstehen dürfen, sie zu kennen; sonst würden verschiedentliche Durchlauchten, Excellenzen und

Gnaden, wegen mancherlei Erinnerungen, in ihren Antlitzen mit Farben spielen müssen, gleich einem Prisma; und besonders ist es auch ein wahrer Fund, daß die Schriftsteller immer noch einen größeren Mangel an Nahrungsmitteln, als hohe Personen an Verdiensten haben.

Es giebt Schriftsteller, welche eine Dedikation für nöthig erachten, schon hinsichtlich der Abhängigkeit von einem Günstling des Hofes oder der Fortuna; der Meinung hab' ich entsagt. Ich bin unabhängig von irrdischen Sternen und Gallaröcken, wie dies mein heiteres Gesicht und mein unsträfliches Leben beweisen. Die Welt ist aber eine gar kuriose und die Lesewelt die kurioseste. Da ich keinen Autor kenne, der, im Weihrauch seiner Zeit sitzend, einem armen neuen Musen-Anbeter nur ein Viaticum von Vorrede mitgeben darf, damit ihn die Leser ehrerbietig begrüßen und die Kritiker ihn huldvoll nach dem Parnaß gängeln, so fiel mir ein: es bedürfe nur eines vornehmen Namens auf dem Titel und die Leute kriegten doch wohl Respekt. Sie könnten ja meinen: ich hätte wirklich einen so erhabenen Gönner, und da wäre ich durch; denn nächst der Achtung für ihr eingelerntes Urtheil zeigen die Menschen noch die meiste Ehrfurcht vor dem geerbten Ansehen. Früher wollt' ich gar, um die Anspielungen auf hohe Gönnerschaft noch weiter zu treiben, meinem Werke den Titel geben: „Gedanken eines Mannes von Stande"; aber dagegen opponirte mein Verleger. Er sagte: das Publikum kenne er besser; das meinte: Männer von Stande hätten keine weiteren Gedanken, als die an eine neue Auflage, und dabei würde ihm seine gedruckte Auflage von jenen Gedanken so liegen bleiben, als hätte er sie an Ketten gelegt. „Wollen Sie" — so schrieb er mir endlich — „auf diesem Titel bestehen, so erbitte ich mir die drei Thaler zurück, die ich Ihnen an Honorar voraus bezahlt habe; denn jener Titel kommt den Leuten gewiß so unanlockend und unwahrscheinlich vor, als wenn ein Magnetiseur seine Beobachtungen unter dem Titel: „Versuche über die Vernunft" heraus geben wollte. Ich empfehle Ihnen dagegen den Titel: „Schreiben an einen großen Mann", denn da wähnt das Publikum: es habe Einer für Alle dem Herzen Luft gemacht, und solch ein Buch kann Papiermangel bewirken." — Diesem Rath will ich denn auch folgen, nur aber mehrere Schreiben an mehrere große Männer drucken lassen, und dieses ist eines davon.

Abhängigkeit — dabei riß ich den Faden ab — ist kein günstiger Grund zum Dediziren; ich wiederhole es; denn da wird das als Tribut betrachtet, wofür wir Tribut erwarten. Höchstens zahlt man mit Versprechungen; aber diese will kein Mensch für etwas erkennen, denn leider ist unserer jetzigen Welt der Name und die Ehre eines großen Mannes oft so wenig werth, als ihm selbst. (Die Fortsetzung folgt.)

## Erinnerungen.

Da ich leider mich nicht des glücklichen Gedächtnisses jenes berühmten Mannes erfreue, der die Namen eines ganzen Regiments nach einmaligem Vorlesen wiederholen konnte, so geschieht es mir zuweilen: daß ich der Namen unbedeutender Menschen oder Orte mich nicht wieder entsinnen kann, sobald mein Tagebuch mich dabei nicht unterstützt. Darum muß ich auch das Städtlein, von dem hier die Rede seyn soll, als unbekannte Größe X bezeichnen, obgleich weder sein Raum noch sein Ruhm groß genannt zu werden verdient. Als mein Stern oder Unstern — ich kann heute noch nicht mit mir einig werden, welcher von beiden damals eben herrschte — mich zu seinen Thoren führte, herbergete eben ein wandernder Thespis-Karren in seinen Mauern, von welchem Lessings Schooßkind herab zu steigen im Begriff war. Mit dem lebhaftesten Gedanken an die Gefühle des großen Mannes, der einst seine „Emilia" an einem ähnlichen Pranger zu sehen zitterte, machte ich mich auf den Weg zu dem Saale der Themis, den die ehrwürdigen Väter der Stadt, aus Liebe zum allgemeinen Besten, den Priestern Thaliens unentgeldlich eingeräumt hatten. Als ich die Thür öffnete, quoll mir ein so erstickender Dampf entgegen, daß ich zurück prallte; indem ich aber noch ungewiß war: ob ich hindurch tappen oder wieder das Freie gewinnen sollte, fand ich mich schon durch die Nachdrängenden auf einen der nächsten Plätze geschoben. — Das Orchester bestand aus zwei defekten Violinen, aus einer, gleich einer Säge arbeitenden Baßgeige, und einigen Dutzenden obligater Knotenstöcke, die aus dem Stegreif accompagnirten. „Ruhe!" schallte es wiederholt von allen Seiten, indem eben dieses Geschrei den größten Lärmen verursachte. „Still!" fuhr eine Donnerstimme durch den Saal; „man hört sein eigenes Wort nicht!" — „Ce n'est pas faute d'oreilles!" hätte ich mit Piron ausrufen mögen.

Die Malerei des Vorhanges zeugte, wenn auch nicht von einem großen Styl, doch von einem großen Pinsel; so war unter Anderem die Säulen-Ordnung des Musen-Tempels in der Perspektive auf einem so kleinen Hügel und in so ominöser Richtung aufgestellt, daß dieser Göttersitz genau einem gewissen dreibeinigen Erhöhungs-Instrumente glich. — Endlich rollte die Gardine auf, oder vielmehr sie fiel, des Raumes und der Bequemlichkeit wegen, zu Boden — und ich erblickte einen Prinzen, der vor zwanzig Jahren alle Emilien und Agnesen seiner Zeit entzückt hatte, und jetzt mit dem Ueberbleibsel seiner Kunst um den Beifall der rohesten Natur zu buhlen sich verurtheilt sah. Immerhin mochten die Funken seines Talents noch hie und da aufblitzen und mehrere Momente seines Spieles in

ihrer ganzen Lichtseite hervor heben: er konnte mich mit einem Fehler nicht aussöhnen, dessen Schuld er übrigens völlig unwillkührlich trug. Nur bei einem jungen Prinzen können wir seine Charakterlosigkeit nicht widrig und Emiliens leise Neigung zu ihm natürlich finden. — Appiani hielt sich ganz im Hintergrunde, und er that recht wohl daran. Wenn aber auch Lessing diesen Mann, in einem andern Sinn genommen, ganz in den Hintergrund gestellt hat, so können wir darin nur die Hand des Meisters erblicken. Ich verstehe darunter nicht: daß der Graf nach seinem ersten Auftreten für immer verschwindet, sondern den Halbschatten meine ich, den der Dichter auf dessen Charakter fallen läßt, und wobei man ihn so gestellt sieht, daß man nothwendig scharf über ihn denken muß, und ein Zug, der uns entgeht oder auffällt, kann hier wirken, wie der eine Pinselstrich Rubens, mit dem er ein lächelndes Kind in ein weinendes verwandelte. Wie so mürrisch, so rauh steht Appiani da vor seiner Geliebten, in dem Augenblick: wo er sie zum Altar führen soll, und zwar, seinem eigenen Geständniß nach, ohne alle Ursach und Veranlassung. Weiber sehen scharf, zumal in Herzens-Angelegenheiten; die Frage, welche Claudia so fein an ihn stellt: ob er etwa unzufrieden sey, sich am Ziele zu erblicken? — setzt uns auf einmal über seinen Charakter ins Klare; und so muß denn durch diesen Schlagschatten das Bild des frommen Mädchens, in den Schleier der Unschuld gehüllt, um so reiner und glänzender hervor treten.

Man ist es schon gewohnt, den alten Obersten als einen rauhen barschen Degenknopf auftreten zu sehen; aber der heutige Odoardo war ein so gemeiner brutaler Polterer, wie ihn kaum die niedrigste Wachtstube aufweisen könnte. Er ward zur schreiendsten Parodie des edlen Originals. In der Scene, wo er die Gräfin seiner Frau mit den Worten vorstellt: „Die Gräfin Orsina, meine Freundin, meine Wohlthäterin!“ betonte er dies letztere nicht nur schneidend scharf, sondern er schlug auch einigemal so derb auf die Rocktasche, daß ich das Theater-Instrument klirren zu hören glaubte. Zum großen Verdruß meiner ästhetischen Nachbarn lachte ich hiebei laut auf. Warum mußte mir aber auch die gestrige Scene beifallen, wo ich ein Paar Taglöhner um den Besitz einiger Groschen sich zanken sah. „Hier“ — rief der Eine, und bearbeitete dabei eben so kräftig seine Tasche — „hier sitzen die Musikanten.“ — Doch kein Wort mehr von diesem Schächer der mimischen Kunst; dafür sey mir noch ein Plätzchen für eine gelegentliche Bemerkung vergönnt. Wenn Lessing seinen alten Biedermann in die Aeußerung gegen Emilien ausbrechen läßt: daß die Natur aus dem Weibe ein Meisterstück machen wollen, sich aber vergriffen und den Thon zu fein genommen habe, so ist dieser Vorwurf wohl mehr witzig als wahr, und — wie jedes Meistern an den Werken der Natur — unhaltbar. Bei geringerer Feinheit des Thons würde das Weib alles Andere seyn, nur kein Weib.

Marinelli war — ein Kammerdiener, dem der Prinzipal einen gelben Schlüssel an den Rock geheftet hatte. Die Franzosen suchen sehr sorgfältig einen Fehler zu vermeiden, den sich manches angesehene deutsche Theater zu Schulden kommen läßt, indem es einem Schauspieler, dessen Figur gleichsam schon Livrei trägt, die Rolle eines Mannes von Stande zutheilt. Es mag wohl im gemeinen Leben sich oft zutragen: daß ein Diener von dem Fußbrett hinter der Kutsche in die Karosse selbst springt, wobei er glücklich das Rad zu vermeiden weiß; aber auf dem Theater wollen wir jedem Talent nur sein eigenthümliches Fach zugetheilt sehen. Zwar gab sich der heutige Marinelli alle möglichen Airs, aber seine Livrei-Figur und sein Lakeyen-Anstand waren ihm überall im Wege. Auch hatte er sich gleich bei seinem ersten Auftreten zu einem Mißgriff verleiten lassen. Die Entschuldigung, mit der er den Prinzen anredet: „Gnädiger Herr, Sie werden verzeihen, ich war mir eines so frühen Befehles nicht gewärtig!“ diese Worte hatten ihn verführt, in einem nachlässigen Anzug zu kommen, während dieselben nur auf sein spätes Erscheinen deuten. Die Zeit im Drama hält nicht gleichen Schritt mit dem Zeiger einer Uhr, und überdem trifft ein Höfling immer zu spät ein, wenn er erst in der zweiten Minute ankommt. Ein gesticktes Kleid ist so schnell angezogen als der einfachste Frack, und es liegt nicht in dem Charakter eines Marinelli, sich dergleichen Verstöße gegen die äußere Ehrfurcht zu Schulden kommen zu lassen. Er weiß zu gut, wie streng schwache Fürsten auf kleinliche Etikette halten, und wie leicht man durch die genaue Beobachtung derselben sich die stillschweigende Erlaubniß zu den größten Freiheiten verschafft. — Von Emilien möchte ich gern recht viel oder gar nichts sagen. Ich wähle dies Mal das letztere. Daß sie an einer Klippe scheiterte, welche die Damen auf den Brettern wie in der wirklichen Welt nicht immer zu vermeiden wissen, war ihrer großen Jugend wohl zu verzeihen: sie ward aus allzu großer Naivetät zur Kokette. Ihr letzter Augenblick indessen söhnte mich wieder ganz mit ihr aus; sie nahm den Tod aus der Hand des Vaters so schön hin, daß die Perle, welche mir dabei ins Auge trat, die Langeweile des ganzen Abends bezahlte.

(Der Schluß folgt.)

## Seliges Ende.

Mög' auch mir so lächelnd einst erscheinen
Meines Lebens schöne Erndtezeit,
Daß die Nachgelaß'nen um mich weinen
Und der Sel'gen Chor sich meiner freut!

**A. D. Blumenthal.**

## Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

**Auszug eines Briefes aus Rom.** Ueber Venedig habe ich noch Einiges nach zu holen und vor Allem die Erwähnung des Besuchs bei Antonio Bosa, einem Schüler und Landsmann Canova's. Ich traf den wackeren Künstler in seiner Werkstatt, bei dem Denkmal Winkelmann's beschäftigt, das in der Kirche S. Giusto zu Triest, wo die Asche des großen Verstorbenen ruht, nach dem Plan und durch Vermittelung Rossetti's, errichtet werden soll. Außer dem Modell sieht man das Haupt-Basrelief beinahe vollendet. Es ist, von dem schönsten carrarischen Marmor und in einem edlen Styl erdacht und ausgeführt, für das Piedestal des Begräbnißmals bestimmt, welches aus einem Sarkophag und diesem Untersatz bestehen wird, zu dem mehrere Stufen hinauf leiten. Auf ersterem sitzt ein Genius, den einen Arm auf ein Oval gestützt, das, in halb erhabener Arbeit und mit der Schlange umfaßt, Winkelmann's Brustbild zeigt; der andere Arm sinkt abwärts, während das gebeugte Haupt des Genius zu einer weiblichen Figur hinunter deutet, die sein Leid zu theilen scheint. Diese, als ob sie die Größe des Verlustes für die Gesammtheit menschlicher Bildung erwäge, weiset mit der einen Hand auf die Inschrift des Sarkophags, mit der andern auf jene halb erhabene Arbeit des Fußgestells. Hier erblickt man, neben dem Abschnitt einer egyptischen Pyramide und verschiedenen andern plastischen Fragmenten, die Gestalt Winkelmann's, der, in der einen Hand eine angezündete Fackel, die andere zu jenen Bruchstücken senkend, sich nach einer Gruppe von Mädchen umschaut. In Letzteren erkennt man die schönen Künste, welche aufmerksam seinen Lehren lauschen, während im Vorgrund eine sitzende weibliche Figur, die Alterthumskunde, auf einer Tafel, die sie auf das Knie stützt, die Aussprüche des Meisters nieder schreibt. — Es ist erfreulich, in unserer, einer andern Richtung hingegebenen Zeit, durch muthiges Zusammenwirken verdienter Männer, ein Denkmal für solchen Zweck und von solchem Werth entstehen zu sehen. K. G. Dengel.

**Prag.** Eine recht erfreuliche Erscheinung in unserer Literatur ist so eben bei Calve heraus gekommen: „Albrecht Dürer", dramatische Skizze von W. A. Gerle (dem Verfaßer der mährischen Volksmährchen). Dieses kleine Werkchen ist in Leipzig in der geschätzten Göschenschen Offizin gedruckt, mit einem Portrait Dürers (nach seinem eigenen Gemälde) von Fleischmann geziert, und es spricht sich darin ein so kindlich-frommes und tiefes Gemüth, ein so reiner Sinn für das Schöne, eine so treue Liebe für die Kunst überhaupt und für die altdeutsche Malerei insbesondere aus, daß gewiß keiner der zahlreichen Verehrer des ehrwürdigen Altvaters deutscher Malerkunst dasselbe durchlesen wird, ohne sich wahrhaft erfreut zu fühlen. — Unsere Bühne hat zwar in der letzten Zeit wenig Neues geliefert, doch wurde sie mit dem Schluß der Carnevalszeit wieder interessanter. Hr. Holbein und Mad. Renner haben debütirt; Jener als „Macbeth", diese als „Gabriele" in Zieglers „seltsamer Heirath" und „Gräfin Elsbeth" in den „drei Wahrzeichen"; und wenn gleich Beiden in ihrem Repertoire gewiß in verschiedener Hinsicht eine glücklichere Wahl frei gestanden hätte, so muß man doch gestehen: daß unser Publikum hier einen neuen Beweis seines wandelbaren Sinnes ablegte, denn dasselbe Künstler-Paar — welches, vor einigen Monaten hier mit Liebkosungen beinahe erdrückt, ein ehrenvolles Engagement aufgegeben, um sich uns zu widmen — wurde nun sehr kalt, beinahe unfreundlich empfangen!! — Demois. Maas, welche, schon im Januar angekündigt, theils wegen Kränklichkeit, theils wegen gewöhnlicher Theater-Hindernisse ihre Gastrollen verschieben mußte, hat nun „Sappho", „Orsina" in Lessing's „Emilia Galotti" und „Donna Diana" gespielt, und wir fanden in ihr eine sehr achtungswerthe Künstlerin, die jedoch durch eine allzu gleichförmige Regelmäßigkeit — französische Manier möchte ich es nicht nennen, denn ihre Darstellungsart scheint großen Theils aus ihr selbst hervor gegangen zu seyn — im ersten Augenblicke nicht anzieht. Sollte dies aber nicht mit davon entstehen: daß sie längere Zeit gar nicht, und in der letzteren wenig gespielt hat? Sollte es — um ein gerechtes Urtheil über die Fortschritte ihrer Kunstbildung aus zu sprechen — nicht nöthig seyn, sie erst nach einiger Zeit lebhafter Thätigkeit zu sehen? — Von den drei Rollen, welche sie hier gab, war der letzte Akt der „Donna Diana" dasjenige, was am lebhaftesten ansprach, und nachdem man sie im ersten Akt s e h r kalt aufgenommen, wurde sie nach dem Schluße mit einem Furore gerufen, der bei uns immer seltener zu werden anfängt und dessen sich seit der Catalani fast Niemand zu erfreuen hatte. Dies scheint den Ausspruch mehrerer Zeitschriften zu bestätigen, welche ihr das tragische Fach zu verlaßen und sich ganz dem höheren Lustspiel zu weihen anrathen; doch können wir dieser Meinung unmöglich unbedingt beitreten; denn gerade das, was uns jetzt an ihr befremdlich vorkommt, die geregelte Angewöhnung, tritt schon im Conversations-Trauerspiel und noch mehr im Lustspiel vor,*) wo Alles willkührlicher lebt und webt, und selbst tiefes, sogar schmerzliches Gefühl auf eine leichtere Weise als im Trauerspiel dargestellt werden soll, und uns kam der dritte Akt der „Donna Diana" zu heroisch vor, da uns hingegen die leidenschaftlichen Stellen der „Sappho" höchst anzogen, worin die Künstlerin sich nicht nur als Kennerin der Antike und des griechischen Alterthums beurkundete, sondern zugleich zeigte: daß sie in den Geist des Dichters und die Tiefen des menschlichen Gemüthes ein zu dringen weiß. Ihre starke Betonung der Klangfüße war ihr jedes Mal schädlich. Die „Gräfin Orsina" gab sie mit vielem Adel, doch hätten wir in manchen Stellen mehr italienische Gluth gewünscht. — Von neuen Stücken mißfiel (?) Kind's „Petrus Apianus" und „die Selbstmörder" aus dem Kotzebueschen „Almanach für 1819". — Hr. Löwe gab zu seinem Benefiz ein vaterländisches Trauerspiel: „Prichta, die weiße Frau von Neuhaus" (nicht die Zahlhaasische Bearbeitung dieses Stoffes), welches sehr freundlich aufgenommen wurde, und sich wohl längere Zeit auf dem Repertoire erhalten dürfte. Auch Castelli's „Czaar Iwan" fand Beifall. — e —.

*) Demois. Maas fühlt glücklicher Weise, daß ihre „geregelte Angewöhnung" für das Lustspiel nicht paße und darum erinnert sie hier an ihre sonstige natürliche Bildung, womit sie damals auch im Tragischen wirkte, z. B. als „Prinzeßin" im „Tasso". D. H.

Im Jahr 1407, nach Ermordung Ludwigs von Frankreich (Herzog von Orleans), zu der Zeit, als die Herzoge von Burgund und von Orleans gegen einander im Streit lagen, äußerte sich der priesterliche Fanatismus so stark, daß ein Doctor Jean Petit öffentlich eine Rede hielt über die Gesetzmäßigkeit jenes Mordes und über die Erlaubniß, einen Tyrannen, des ihm geleisteten Eides uneingedenk, bei Seite schaffen zu dürfen. Im Jahr 1626 ward ein Mönch, Namens Santarel, welcher eben so für den Königsmord gepredigt, vom Parlament verbannt; die Geistlichkeit aber nahm seine Parthei, und 32 Bischöfe und Cardinäle unterzeichneten dieses Aufruhr-Instrument, dessen Scheußlichkeit sie unter jedem möglichen Deckmantel zu verstecken suchten. (Renommée.)

„Was wird man mit Louvel machen?" fragte eine Frau aus niederem Stande in diesen Tagen, und es wurde ihr geantwortet: „Man schicke ihn nach Grenoble, da wird er zum Deputirten ernannt!" (Quotid.) Hr. Gregoire muß also immer noch zu Anspielungen dienen.

Während des vorigen Jahres sind in Oesterreich 1567 literarische Werke eingeführt, von denen 63 verboten wurden, und von 658 Handschriften haben 482 das Imprimatur erhalten. — Gegen das Ende des letzten Jahrhunderts zählte Wien 16 Buchhändler, 12 Buchdruckereien und 4 — 5 Musik-Depots. Jetzt sind dort 30 Buchhändler, 27 Buchdruckereien, 18 Musik-Bureaux und 20 Steindruckereien. (Gaz. d. Fr.)




# Der Gesellschafter
oder
# Blätter für Geist und Herz.

1820. Sonnabend den 18. März. 45stes Blatt.


## Erinnerungen.

(Schluß.)

Bei dem Herausgehen setzte ich mich auf eine Bank und nahm die sogenannte schöne Welt in eine stille Musterung. Was schon vor zwei Jahrtausenden Ovidius uns verrathen hat: daß die Weiber weniger sich zeigten, um zu sehen, als um gesehen zu werden, das wird auch noch nach zweitausend Jahren ein künftiger Naso von ihnen singen. Und hierin gleichen sich Krähwinkel und Paris oder Wien auf ein Haar. Weit entfernt indessen, dabei einen hämischen Seitenblick im Schilde zu führen, hätte ich vielmehr große Lust, in einer philosophischen Abhandlung über jenes spectantur et ipsae den Beweis zu führen: daß daran ein Theil unserer Glückseligkeit geknüpft sey. — Einer der Letzten, welche aus den Hallen des Tempels traten, schien mir, der wichtigen Miene nach, mit welcher er seinen Stockknopf an die Stirn drückte, ein Kunstrichter zu seyn. Er nahm neben mir Platz. Ich hatte mich doch zur Hälfte in dem Manne geirrt: er war kein Kunstrichter von Profession, sondern ein schlichter kluger Handwerker, der sich den Kern manches Geistesproduktes zu Nutz zu machen wußte, während er dasselbe mit einer bunten Schale versah. Es lebe der gesunde Menschenverstand! Der Mann sprach mit Einsicht und Gefühl, und wenn ich auch seinen Urtheilen nicht immer beistimmen konnte, durfte ich ihnen doch meine Bewunderung nicht versagen. So meinte er unter Anderem: Marinelli fülle zu oft die Scene, um nicht der Rolle Emiliens etwas Kaltes zu geben, und dadurch der Theilnahme an der Heldin des Stückes zu schaden. Vielleicht habe Lessing den Narciß in Racinen's „Brittannicus" vor Augen gehabt; aber dieser Charakter trete weit weniger hervor und ziehe daher das Interesse des Zuschauers nicht in so hohem Grade auf sich. — Mich dünkt, ganz abgesehen von dem Unterschiede, der das Wesen der Trauerspiele der beiden Nationen charakterisirt, so ist es hier der Prinz allein, der durch Marinelli verliert, dagegen die Unschuld nur gewinnen kann, je schneidender die Hinterlist ihr gegenüber steht, je höher unsere Bangigkeit für ihre wachsenden Gefahren steigt. — Ueber die so viel besprochene Katastrophe urtheilte mein Kunstrichter: daß Lessing's Tadler ihm den Gesichtspunkt nicht richtig ins Auge gefaßt zu haben scheinen, wenn sie sagten: daß Emilia Virginia sey, aber Odoardo nicht Virginius seyn solle. Seines Bedünkens nach sey Emilia nichts weniger als Virginia, und hierin gab ich ihm meine völlige Zustimmung.

Zuletzt kamen wir noch auf das Theater im Allgemeinen zu sprechen. Der gute Mann schien eben nicht gesonnen, sich zum Panegyriker dieser Art Volks-Belustigungen auf zu werfen; er behauptete: daß unsere Schauspiele keinen moralischen Nutzen bewirkten. „Lassen Sie uns" sagte er, „bei dem heutigen Trauerspiele stehen bleiben. Interessirt, gefällt nicht selbst der Prinz, dieser Wollüstling, der immer nur begehrt? Fühlen die jungen Mädchen nicht recht gut: daß Emilie so etwas von Liebe für den Prinzen empfinde, ja theilen sie vielleicht nicht einmal die große Abneigung derselben

gegen das Haus der Grimaldi? Daher können die Gesinnungen, die Lessing seiner jungen liebenswürdigen Heldin beilegt, wahr, schön, aus der ächten Natur gegriffen seyn, ohne daß sie deshalb das moralische Gefühl unterstützen, das eine Abneigung gegen angenehme sinnliche Verführer bewirkt." — „Das mögen die jungen Mädchen selbst mit Lessing ausmachen!" entgegnete ich und dachte dabei an einen meiner Freunde, der, zu steter Warnung gegen den Jähzorn, sich den Kupferstich anschaffte, welcher die Beschämung des heftigen Yoriks durch den sanftmüthigen Mönch Lorenzo vorstellt. Er hatte denselben, eben als ich ihn besuchte, vom Tischler wieder erhalten und war im Begriff, ihn an der Wand zu befestigen. Sein Diener brachte einen Nagel von unverhältnißmäßiger Größe, und das bessernde Bild erfuhr den ersten Beweis von der Unzulänglichkeit moralischer Macht; ein heftiger Faustschlag auf den Tisch, der den Rahmen mit traf, zerschmetterte das Glas und beschädigte das Bild. — Freilich lehrt die tägliche Erfahrung: daß es mit Beispielen — todten oder lebendigen — nie ganz gethan sey; aber wer wollte darum diese ganz verwerfen? Ich rieth meinem Freund, das Bild jetzt in seiner ganzen beschädigten Gestalt auf zu hängen; leicht gewöhnen wir uns daran, in eines Andern Seele zu erröthen, aber die Gluth der eigenen Schaam brennt immer mit gleichem Feuer auf unsern Wangen.

Eben hatte ich noch eine der schönsten Tyraden zu Thaliens Ehre auf der Zunge, als die keusche jungfräuliche Göttin der Jagd den lauschenden Blick über die Berge hervor hob, um ihren schlafenden Endymion unter uns auf zu suchen. Der strahlende Blick, den sie auf das Geweih des goldenen Hirsches warf, welcher über der Thür des nahen Wirthshauses war, schien mir ein deutlicher Wink auf die Strafe, die dem Zeugen ihrer verstohlenen Freuden auf dem Fuße folgt. Stracks riß ich den Faden unseres Gespräches glatt vom Munde, wünschte meinem erstaunten Kunstrichter im Fluge einen sanften Schlaf und heiteren Traum, und eilte zu dem mohnbekränzten Lager meiner kleinen Herberge. Ister.

## Eine Dedikation, die über Dedikationen spricht.

(Fortsetzung.)

Ein Schriftsteller muß durchaus einen ihm völlig unbekannten großen Mann zum Gönner wählen, dem kann er seinen Zweck deutlich merken lassen; indem er, poetisch verhüllt, sagt: Eine Dedikation ist ein Wechselbrief, den ein sinnreicher Schriftsteller auf einen geldreichen Mäzen trassirt und der nach Sicht (und ohne Nachsicht) zu zahlen ist. Weil aber nicht Jeder gut berechnen kann, so habe ich ein Noth- und Hülfs-Formular für meine Herren Collegen entworfen, und überlasse es denselben, nach allem nöthigen Lob und Preis, jede Dedikation also zu beschließen:

„Seine Hochgeboren sollen, laut obigen Darlegungen, an den Unterzeichneten zahlen:

| | |
|---|---|
| Für Lieferung reichlicher Gelehrsamkeit, die Sie glaubten mit geerbt zu haben, die man aber allgemein vermißte . . . | 10 Dukaten. |
| Für das Auffinden Ihrer Beredsamkeit, welche sich in der Flachheit verirrte . | 10 — |
| Für so viel Gerechtigkeit und Ehre, als dazu gehört, den Mangel von beiden Gegenständen zu verdecken . . . . | 10 — |
| Für einen Pflichttheil von Muth, der bisher den Versucher scheute . . . | 10 — |
| Für ein Restchen Witz und Laune, womit Sie wohl, nach wie vor, haushälterisch umgehen werden . . . . . . | 15 — |
| Für Verlängerung der pergamenthäutigen Erbehre und größeren Vorrath von Ahnenblut, in Maßen Ihnen zugetheilt . | Gar nichts. |
| Für verbrauchten Weihrauch, damit man nicht rieche, daß Ihre erlauchten Vorfahren auch modern, gleich gemeinen Menschenkindern . . . . . | 20 Dukaten. |
| Für Humanität, die alle Mittel erschöpfte, indem sie gar nicht haften wollte . . | 25 — |
| Für die Großmuth, die ich verlieh und — erwarte . . . . . | Eine goldene Dose. |

Betrag: Eine goldene Dose und 100 Dukaten.

Gar nicht in Rechnung gebracht habe ich eine Quantität Gemeinsinn und eheliche Treue, obwohl ich wußte: daß diese beiden Artikel Ihnen nicht minder fehlen, als jene, die ich lieferte; ich gedenke aber, das Fehlende, welches für einen Brillantring zu haben seyn wird, in der nächsten Dedikation zu geben und bitte nur um eine schnelle Berichtigung des obigen Werths, indem ich Alles schon lange brauchte, ehe ich es mit Recht zu fordern hatte. Sie können übrigens versichert seyn: daß sich zu den Waaren noch viele gleichbedürftige Käufer unter den Standespersonen gemeldet haben; ich überließ sie aber Ihnen, weil der Bedarf für Sie am augenscheinlichsten, auch Ihr Vermögen das größeste war. Indem ich die Berichtigung meiner Forderung von Ihrer allbekannten Güte (kommt auch in nächster Dedikation in Rechnung) in größter Eile erwarte, ersterbe ich als

Ew. Hochgeboren

dienstwilligster

Goldlieb Vocativus."

Sie sehen aus diesem Formular genau, wie Sie mit mir umgehen sollen, und ich komme nun zu dem

Bilde, welches ich, für obenbemerkte Gebühren, von Ihnen entwerfe. Es ziemt sich, daß ich von dem Alter Ihres berühmten Geschlechts anfange und ich schreite zu meinem großen Werke:

Es ist, mein werthvollster und erhabenster Gönner, weltbekannt: daß Sie von Nimrod, dem gewaltigen Jäger, der auch das erste Reich auf Erden stiftete, abstammen. Er würde Ihnen und allen Helden gewiß ein vollkommneres Vorbild noch seyn, wenn es nicht zu seiner Zeit an Menschen gemangelt, und er sich deshalb mit dem Tödten des Viehes hätte begnügen müssen. Eine zahllose Reihe von großen Männern aller Art ziert Ihren Stammbaum, und die Ehrenstellen, welche sich Ihre Vorfahren erwarben im Laufe der Jahrhunderte, besitzen Sie. Ohne Zweifel würden Sie dieselben vermehren können; aber es ist ein schlagender Beweis Ihrer allbewunderten Klugheit: daß Sie die Wünsche und Triebe nach eigenem Verdienst in sich gar nicht aufkommen lassen, da so etwas der Bequemlichkeit durchaus zuwider ist. Und was sollten Sie auch mit dem Ringen nach Tugenden? Was die Erde Ihnen geben kann, haben Sie; nicht nöthig ist es: daß Sie durch eigenen Werth Ihr Vermögen erhöhen. Die Vollmacht der Tugend ist ein Loos von einer längst gezogenen Lotterie, deren Gewinne zwar schwerlich schon bezahlt, aber stets verfallen sind; der Adelsbrief aber, dieses staubige Pergamentblatt, ist unstreitig ein Blatt am Lebensbaume, so lange ein vermoderter Stamm mehr gilt, als ein lebendiger Mensch. — Mit aller Ihrer Einsicht erkennen Sie es immer bestimmter: daß Ihre Altvordern durch Vereinigung vieler Vorzüge Ihnen die Mühe sparten, irgend einen Vorzug an sich zu bringen; die Strahlen von den Thaten Ihrer Ahnen sind zwar durch drei oder vier Generationen schon ziemlich verbraucht, dennoch reifen Ihnen dadurch noch immer segensvolle Erndten; und wären Sie Nichts, wenn Sie ein Ahnherr werden sollten, so kann man Ihre Ahnherren von Nimrod sogar noch bis zu den Göttern hinauf rechnen, indem sie aus diesem Nichts so viel zu machen wußten, als Sie sind. Dies, mein verehrungswerther Gönner, schwächt im geringsten nicht Ihren Ruhm, im Gegentheil! — denn ist all Ihre Hoheit nur darauf begründet: daß Viele Ihnen dienen müssen, so darf es der Triumph der Hoheit genannt werden: daß selbst Ihre Altvordern nur deshalb früher geschaffen waren, um Ihnen dienen zu können. Ja, Ihre Vorfahren haben nur darum für den Familien-Ruhm ganze Nächte gewacht, damit Sie ganze Tage für den Schlaf zu Hülfe nehmen können; und wenn jeder berühmte Nachkomme eines Berühmten als Ausnahme von der Regel zu betrachten ist, so muß die Einnahme vor der Nothwendigkeit eines Ruhmes sicher stellen — und o! welch ungeheurer Verstand ist es, daß Dero Vorfahren einsahen: wie es ihrer Jahrhunderte langen Anstrengung bedürfe, damit Sie, Erhabenster, heute leben könnten. Auch dies thut Ihrem Glanze keinen Abbruch; denn daß Ihnen nicht die erworbenen Fähigkeiten mit vererbt sind, ist durchaus nur die Schuld Ihrer Ahnen, und es hat sich ja durch die ganze Weltgeschichte bewährt: daß Jemand ein so großer Mann seyn kann, daß er zu wenig oder gar nichts nutz, wohl aber zu vielem schädlich ist, und alle Abkömmlinge großer Männer müssen aus Dankbarkeit, um den Ruhm derselben nicht zu überbieten, so viel als möglich gar nichts seyn: nur Fleisch von ihrem Fleisch und Blut von ihrem Blut, dessen Verlängerungs-Prozeß in adlichen Familien bekanntlich die Chemie schon jetzt in Allem übertrifft, was sie jemals leisten wird.

(Der Schluß folgt.)

## Anekdoten.

Montaigne führte in seinem bekannten Werke, das er unter dem Titel: „Versuche" heraus gegeben hat, viele Stellen aus alten Schriftstellern an und nannte dabei ihre Namen. Oft aber mischte er auch Sentenzen vom Plutarch und Seneca ein, ohne diese zu nennen. „Weshalb verschweigen Sie diese Beiden?" fragte ihn Jemand. — „O mit gutem Bedacht!" erwiederte Montaigne; „es macht mir Spaß, wenn sich die Kritiker die Finger verbrennen, indem sie dem Plutarch und Seneca Nasenstüber geben."

De la Mothe entschuldigte die Härten in seinen Gedichten damit, daß er sagte: „ein Dichter ist keine Flöte." — „Aber auch kein Brummeisen!" erwiederte ihm ein Witzbold. M — r.

## Das Parlament der Thiere.

Der öffentlichen Zwietracht müde,
Beschloß vereint das Thiergeschlecht
Ein Parlament: das über Recht
Und Pflicht und Eigenthum entschiede.
Der Schlange ward, wie billig ist,
Ob ihrer Feinheit, Gab' und List
Im Ueberreden und im Wagen,
Die Präsidentschaft übertragen;
Zum schweren Amt der Assessoren —
Weil die Gerechtigkeit gern schläft —
Ward schlau das Murmelthier erkohren,
Und das Expeditionsgeschäft
Der Schildkröt' anvertraut, die achtsam
Auf jeden Umstand und bedachtsam
In ihrem Gang und Wirken sey;
Und Schnecken in der Canzelei
Beeidigt nun als Advokaten,
Die quälten sich mit stetem Rathen —
Doch stets ging auch ein Sekulum
Bis zur Final-Entscheidung um. —
So waren in des Löwen Staaten
Oft, ehe die Gerichts-Tractaten
Zum Schlusse brachten ihr Gebot,
Schon Assessoren, Advokaten
Und Richter und Partheien — todt. Haug.

## Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

Dresden. Kotzebue's „Carolus Magnus" ist, wenn ich nicht irre, doch wenigstens 10 — 12 Jahre alt, am letzten Fastnachts-Dienstage aber zum ersten Mal hier über die Bretter gegangen — das giebt so eine Art von Geschmack-Messer der Dresdener Theaterwelt, welcher unserer Stadt gewiß nicht zur Unehre gereicht. Den Tag vorher gab man die „deutschen Kleinstädter", von welchen der heillose „Carolus" bekanntlich die Fortsetzung ist. Letzterer steht nun freilich den Ersteren weit nach; indeß, wie es mir scheint, immer nur verhältnißmäßig — nämlich wie die Posse dem Lustspiel. Mit diesem Maaßstab und mit guter Laune ins Theater gegangen, und dann die derbe Posse so recht lebendig, rasch und mit Feuer dargestellt zu sehen, je nun — das unterhielt wenigstens ein Paar Stunden nicht ganz übel, wiewohl es immer widerliche Empfindungen erregt, Witz und Scherz nicht selten auch gar zu tief ins Gebiet des Abgeschmackten und Albernen streifen zu sehen. Daher war auch des Lachens nicht eben viel — mehr würde den Geschmack der feinen Dresdener entehrt haben. Am meisten wirkte Hrn. Wilhelmi's Umdrehen einer Dankfloskel, womit ein gefeierter Gast, vom Publikum hervor gerufen, vor einigen Wochen erst hier, dann mit denselben Worten auch in Leipzig seine Dankbarkeit für die Anerkennung seiner Verdienste aussprach: „Klein war meine Leistung, groß Ihr Beifall, größer mein Dank!" Diesen Lakonismus — in welchen jener Gast gar sehr verliebt zu seyn scheint — gab nun Hr. Wilhelmi, als Prinzessin Tochter des Kaiser Karl von seinem Publikum in dem Scheunen-Theater hervor gerufen, also wieder: „Groß war meine Leistung, kleiner Ihr Beifall, am kleinsten mein Dank!" Der Erfolg läßt sich denken. — In dem weiland Kotzebueschen „Literarischen Wochenblatt" bemerkte neulich ein Namenloser: daß keine Stadt jetzt so reich an Dichtern sey, keine aber auch so viel pseudonyme habe, als Dresden. Beidem mag ich nicht widersprechen, denn es scheint wahr zu seyn. Es ist jetzt hier ein so reges Leben auf dem Felde der poetischen Literatur, wie einst in Weimars goldener Zeit, nur daß wir freilich noch keine Schiller, Goethe, Wieland, Herder u. s. w. unter uns haben aufstehen sehen. Die bekanntesten hier lebenden Dichter sind: Kind, Kuhn, Hell (Winkler), Laun (Schulz), Hohlfeld, Willibald (von Zeschau), Arthur vom Nordstern (von Nostiz und Jänkendorf), Richard Roos (Engelhardt), Albrecht, Schilling, Seifried, Philippi, Clotilde von Nostiz, Caroline Wilmar (Hofräthin Gensicke), Semler, Hasse, von Odeleben, Böttiger, Wilhelmine von Gersdorf, Helmine von Chezy, Minona Uhde (sonst Hofräthin Spazier), Rublack, Louise Brachmann, Förster, Gieße u. s. w. Auch wohnt in unsern Mauern jetzt der Sänger der „Urania" und wird, wie man glaubt, einige Jahre hier bleiben. Die Menge von Privat- und Gelegenheits-Dichtern, an welchen Dresden einen wahren, wenn auch nicht eben Schatz, doch wenigstens Reichthum hat, will ich noch gar nicht in Anschlag bringen, weil sie ihr Licht nicht öffentlich leuchten lassen; noch weniger aber jene Quäker und Zitscherlinge, welche in dem „Dresdener Anzeiger" so sich vernehmen lassen, daß Einem die Ohren gellen. Nun wo aber der Sänger, Quäker und Quiker so viele hausen, da muß es ja wohl poetische Wälder geben. Am lebendigsten zeigte sich die Dresdener und überhaupt die sächsische Sanglust bei dem im Jahr 1818 gefeierten Jubelfeste des guten Königs, welcher damals so vielfach angesungen ward, daß ihm, ob des Gesangs, fast Hören und Sehen hätte vergehen mögen. Die Meinholdsche Hofbuchdruckerei hat die undankbare Mühe übernommen: in zwei dicken Bänden jene Lieder sämmtlich drucken zu lassen, und man erstaunt über die Menge, welche allein Dresden dazu geliefert; noch mehr aber über die Gabe mancher Sänger: demselben Gegenstande mehrere Lieder zu widmen, wie dies in jenem Buche bei Kind, Hell, Engelhardt und Hohlfeld besonders sichtbar geworden ist. Die meisten der oben genannten Sänger — ich meine nicht Quäker — haben schon Sammlungen ihrer Gedichte heraus gegeben, wie Kind, Kuhn, Hell, Arthur vom Nordstern, Louise Brachmann, Helmine von Chezy, von Odeleben u. s. w. und von Einigen, wie von Richard Roos und Hohlfeld, sind sie nächstens zu erwarten. Welche Lebendigkeit im Gebiete der schönen Literatur hier walte, werden am besten die hiesigen Buchhandlungen an den zahllosen Beischlüssen fremder Journale für hiesige Mitarbeiter bemerken können; denn wo nur irgend so ein neuer Journal-Aetna in Deutschland sich bildet, da wirft er auch Legionen von Briefen mit Mahnungen und Lockpfeifen um gefällige und zu versilbernde Theilnahme an hiesige Gelehrte durch hiesige Buchhandlungen aus. — K —.

Paris. Könnte die Anglomanie in Frankreich wieder Mode werden? — Man sollte es beinahe glauben, wenn man den unerhörten Beifall bemerkt, den eben Byrons Werke unter uns finden. Lord Byron verletzt die Gesetze des Aristoteles und nicht selten die der Vernunft. Er hat es nur mit dem Herzen zu thun, sucht es aber nicht zu rühren, sondern zu vernichten; er sucht nicht die Einbildungskraft auf zu heitern, sondern zu verdüstern. Byron ist ein Ultra-Dichter, ein Terrorist; dabei ist er der Abgott der Frauen, die sich an seinen Räubern, an seinen Schreckbildern nicht satt lesen, die Nerven nicht genug erschüttern und in Krämpfe bringen können. Nach Revolutionen, wie die unsrige, verlangt man Dichter wie Byron! (Constitut.)

In seiner „kurzen Geschichte des römischen Nieder-Reichs" sagt Graf Ségur: „Wenn das Kaiserreich sich mit Glanz unter dem großen Constantin erhob, der es durch seine Siege begründete, und es sich lange Zeit gegen die steten Einfälle der Barbaren, Perser und Türken unter seinen Kaisern, würdigen Nachfolgern des Gründers von Byzanz, aufrecht erhielt, so ist endlich selbst der Sturz desselben nicht ohne Ruhm: denn Mahomet II. drang nicht eher in Constantinopel ein, als bis er über die blutige Leiche seines Kaisers hinweg schreiten mußte, der als Held in der Bresche fiel, die eigentlich jedesmal der letzte Thron eines besiegten Fürsten seyn sollte!! (Constitut.)

Druckfehler. Im 43sten Blatt des „Gesellschafters" Seite 192, Spalte 1, Zeile 17 von unten ist statt „Witz" zu lesen Wirth; und Sp. 2, Z. 15 von unten statt „Weiber" — Werber.




# Der Gesellschafter

oder

# Blätter für Geist und Herz.

1820. Montag den 20. März. 46stes Blatt.


## Eine Dedikation, die über Dedikationen spricht.

(Schluß.)

Unbestreitbar ist es jedoch ein Zeugniß für Ew. Hochgeboren so reichlichen Verstand: daß Sie niemals von denen Vorfahren sprechen, die gar zu deutlich nichts getaugt haben; ihr Dagewesenseyn ist völlig zu ignoriren, indem die fatale bürgerliche Vernunft ohnehin schon der Meinung ist: es ginge in solcher Hinsicht mit einem Herrn von Staub just nicht anders, wie mit jedem Staub ohne von. Freilich wollen Philosophen — d. h. Leute, die gar Vieles im Stande, aber doch nicht von Stande sind — behaupten: es sey den Nachkommen offenbar schädlich, wenn sie immer nur die großen Vorfahren erwähnten; ein Zwerg, auf den Schultern eines Riesen, stehe zwar höher, die eigene Kleinheit würde jedoch dadurch nur um so auffallender. Aber die Leutchen bleiben bei Ihnen schon im Vordersatz stecken, denn Sie sind kein Zwerg! Wenn Sie auf den Thaten Ihrer Vorfahren sich erheben, dürfen Sie immer noch als Ausgleichung hinzu setzen: daß Keiner so viele Ehe-Versprechungen und Schwüre nicht hielt; Keiner so viel im Spiel verlor; Keiner solche Summen für Garderobe und Pferde verschwendete und Keiner so lange am Trinktische aushalten konnte, als Ew. Gnaden. Wer selbst Talente in die Wageschaale zu legen hat, braucht die Vergleichung mit Andern niemals zu scheuen!

Nachdem ich Ihrem Geschlechts-Register und Ihnen, als Pointe desselben, die unpartheilichste Würdigung habe widerfahren lassen, komme ich zu dem Hauptpunkt meiner Dedikation, nämlich zu Ihrem Vermögen. — Die Stifter großer Familien sind größtentheils so honett gewesen, ein zu sehen: daß Heldenruhm ohne Eigenthum, Blut ohne Gut für die Erben mehr Last als Vortheil sind, deshalb gaben sie diesen Eigenschaften Länderreien mit, und begründeten dadurch einen sichtbaren Rang. Zwar machen weder Reichthum noch Herkunft an dem eigentlichen Ich eine Veränderung; es kann der Größeste bei vielem Lande viele Schande haben und bei den vollwichtigsten Papieren immer noch zu den kleinsten Lumpen gehören. Aber die Größe ist an sich relativ; ich spreche auch nur von der vermeinten, nicht von der wirklichen, und besonders deshalb sind Sie mir Dank schuldig: weil ich ganz und gar vergesse, was wirkliche Größe ist, um Sie der Welt groß zeigen zu können. Ihre Reichthümer und Ihre Titel bedingen dies; doch sollten Sie jemals nur die letzteren haben — ja, ich selbst, glaube ich, könnte glauben: daß ich Sie verkannte, wenn ich einst etwas Rühmliches an Ihnen gefunden, und mir bricht jetzt schon der Angstschweiß aus, wenn ich daran denke: daß ich die saure Arbeit, Ihren Charakter lobwürdig zu schildern, an einen Mann ohne Vermögen verschwendet hätte. Wahrhaftig, es erforderte so viel Anstrengung und einen solchen Aufwand von Geist: daß ich nicht um weniger, als mein Formular besagt, Ihnen die Gelegenheit überlassen könnte, mich und die Nachwelt sich zu verbinden. Diesen Pfad der Ehre — nämlich mich zu honoriren — dürfen Sie niemals ver-

lassen: hier ist die Bahn zu Ihren Verdiensten, und lösen Sie jede Dedikation prompt ein, so riskiren Sie: daß ich selbst Sie wirklich für so edel halte, als Sie, nach eigener Meinung und nach den Aufträgen, die Sie Andern gegeben, scheinen wollen.

Von Ihrem Reichthum komme ich ganz natürlich zu Ihrem Scharfsinn; denn das Sprüchwort sagt: Klingen in dem Beutel, giebt auch Gehirn im Scheitel. — Ist es ein Erfahrungssatz: daß ausgezeichneter Verstand selten mit vollen Kisten zusammen trifft, so muß man es als eine Herstellung des Gleichgewichts betrachten, wenn bei vollen Kisten der volle Verstand sich sogleich einfindet. Deshalb bleibt es sonderbar: warum man bei dem Aufspüren der Seele nicht von dem Grundsatze ausgeht: daß sie durchaus metallischen Stoffes seyn müsse. Sie, mein scharfsinnigster Gönner, haben Ihre edle Seele ohnfehlbar in der Amsterdammer Bank, unglaublichen Witz in Landgütern und ein edles Herz in Pretiosen; Sie haben ausgebreitete Fähigkeiten von einigen Meilen im Umfange und so gesunde Einsichten in Chatullen und sicheren Staatspapieren, daß es Ihnen ohnmöglich nachtheilig seyn kann, wenn Sie mir Gelegenheit geben: einen kleinen Theil Ihres Verstandes in einer goldenen Dose mit hundert Dukaten zu finden. Ich will damit nicht eben behaupten: daß Sie den Verstand überflüssig hätten; aber mir wird der Ihrige nöthig, da mir der letzte Vorrath davon entkommen ist, seit ich meinem Wirth die Miethe und meiner Aufwärterin alles Andere schuldig bin, was ich in der letzten Zeit nicht entbehren konnte. Leider muß ich wahrnehmen: daß diese Leute an meiner Vernunft zu zweifeln anfangen, seit ich zu zahlen aufhörte; Sie aber werden mich nicht stecken lassen in der Verdammniß, bei solchem Pack für einen witzlosen Patron zu gelten, sondern mir und Allen den einleuchtendsten Beweis Ihres eigenen Verstandes, d. h. meine obige Rechnung, nicht schuldig bleiben.

So wäre denn, mit den wohlklingendsten Gründen, meinen Lesern, das heißt: sämmtlichen Völkern, aus Ihrem Reichthum auch Ihr Verstand gleichsam verbürgt durch die Sicherheit, mit der ich Ihnen das Höchste zutraue, was Ihren Verstand beweisen wird. Wenn ich aber jetzt von Ihrer Beredtsamkeit reden soll und davon wenig zu sagen weiß, so kommt dies daher, weil Sie Selbst noch wenig gesagt haben; dies ist jedoch weises Zögern und zögernde Bescheidenheit. Ich für mein Theil will, gegen ein Billiges, davon überzeugt seyn: daß Sie in der Rhetorik Wunder thun könnten, wenn Sie überhaupt etwas thun wollten. Dieser Wille, nichts zu wollen, was Andere auszeichnet, ist aber ein wahrer Wille von Stande, obwohl Sie deshalb Ihr Licht nicht so ganz zu verbergen brauchten. Um Ihrem Ruhm Flügel zu geben, dürften Sie wirklich nur in den Stände-Versammlungen nicht immer Ja sagen, sondern, zur beliebigen Abwechselung, bei zwei Ja's etwa ein Nein anbringen; daneben können Sie immer noch beweisen: daß selbst stumme Personen in öffentlichen Versammlungen den Geschäften im Staate heilsam sind, indem sie öfter die Dose leeren und durch Zupfen an diesem oder jenem Kleidungsstück die Handwerker schneller in Nahrung setzen. Noch mehr Beweise Ihrer Klugheit drängen sich indessen hier auf. Da wir täglich bemerken müssen: daß es viele vortrefliche Redner giebt, die unterrichtend sind, ohne verstanden, nachdrücklich, ohne gefühlt, und kühn, ohne beachtet zu werden, und die endlich als Opfer ihres redlichen Willens fallen, so preise ich es um so höher, wenn Sie schweigen und durch Reden nicht die Gefahr herbei rufen: Sich völlig durchschauen und jegliche Lobrede auf Sie scheitern zu lassen. Daß dies nur Klugheit seyn kann, muß Jeder zugestehen, indem Sie, als Mann von Stande, allzeit erwarten können: daß man auch Ihr albernstes Geschwätz stundenlang anhören und in Höflichkeit Ihnen niemals eine böse, höchstens gar keine Absicht zutrauen würde.

Ich sollte nun Ihre Gerechtigkeit, Ihren Muth und Witz, Ihre Laune, Großmuth und Humanität, auch wohl gar Ihre ansehnliche Gestalt und Ihre Gravität — dieses herrliche Futteral, welches an sich schon so viel bewirkt, daß der Inhalt ganz fehlen darf — und vielleicht Vieles noch rühmen; aber ein merkwürdiges Ereigniß zwingt mich, hier ab zu brechen. Die Uhr — nämlich die meines Nachbars, denn ich selber habe keine, um Sie bei dem Geschenk für eine dritte Dedikation sogleich außer Verlegenheit zu wissen — verkündet eben die Mittagszeit, und ich habe viel Hunger, aber gar kein Geld. Da ich nun aus Gründen bitterer Erfahrung schließen kann: daß mein Verleger mir nicht mit einem Groschen hilft, wenn ich ihm nicht dieses Papier zum Unterpfand überlasse, so muß ich Ihren Charakter nothgedrungen halb aus der Hand geben. Dies ist Ihnen aber gewiß nicht schädlich, sondern nützlich, indem die Welt alle Halbheit liebt, und Sie dürfen versichert seyn: daß ich die andere Hälfte Ihres gepriesenen Ichs nachliefere, sobald Sie dafür werden gesorgt haben: daß ferner nicht vom Hunger gestört werde oder gar in ihm ersterbe

Ew. Hochgeboren

unterthäniger Diener
Tobias Flunker.

Nachschrift. Sollte ich etwa meinem Verleger schon so viel schuldig seyn: daß er selbst mit Ihrer Charakter-Hälfte sich noch nicht bezahlt glaubt, so werde ich mir erlauben, eine kleine Summe auf Sie an zu weisen; hinsichtlich der Wieder-Erstattung will ich den Verlust verschmerzen, welchen ich an den beschnittenen

Dukaten erleiden muß, die Ihr Kammerdiener unter jenes Hundert einschwärzen wird. Uebrigens bitte ich, in dem, Ihr verdientes Geschenk begleitenden Danksagungsschreiben mir gleich zu melden: wie viel ich dem Ueberbringer, Ihrem Domestiken, abgeben muß; denn Leute solcher Art machen auf solche Gegenstände entsetzliche Ansprüche. T. Flr. F. W. Gubitz.

## Der französische Magnetiseur.

(Ein wahres Geschichtchen.)

Graf D**, in einer kleinen Stadt, nahe bei Paris, wohnend, trieb das Magnetisiren — wie er und Viele behaupteten — mit Glück. Neulich meldete sich auch Jemand bei ihm, der, um ein Amt zu erhalten, eben nach Paris reisen wollte und sich krank fühlte. Er klagte über ein unheilbares Uebel: er habe nämlich eine unerträgliche Leere, spüre großen Appetit und könne doch in der Regel nichts essen; sey auch mit einem steten Drange und immerwährender Unruhe behaftet. — Die Krankheit schien wichtig, der Patient ward in Heilung genommen. Man gab ihm Essen und Trinken, es schien ihm zu schmecken. Abends sollte er magnetisirt werden; sein Schlaf war jedoch nicht zu stören: er antwortete auf keine Frage. Der Versuch ward einige Mal wiederholt; aber der Magnetisirte blieb stumm. Endlich führte man ihn wachend zu einer Dame, welche somnambul und sehr prophetisch war. Sie hatte ihn kaum berührt, als sie sogleich verkündete: er habe den Bandwurm, eine verunstaltete Milz und mehrere andere Krankheiten, deren Heilmittel sie angab. Man war schon im Begriff, deshalb den Magnetiseur ganz außerordentlich zu rühmen, als der Kranke plötzlich den Wahn sehr unangenehm störte, indem er sagte: „Ach, glauben Sie kein Wort davon! Meine Leere — war im Geldbeutel; meinen Appetit — konnte ich aus Mangel nicht stillen; Drang hatte ich — nach einem Amte, das Ausbleiben desselben verursachte — meine Unruhe. Gestern habe ich es endlich erlangt, und ich, der ich eben keinen andern Rath wußte, als Ihre Güte zu benutzen, danke Ihnen verbindlichst für die gütige Aufnahme, so wie für Speise und Trank, die ich in meiner Noth bei Ihnen gefunden.“ Dt.

## Gedanken, Sentenzen und Meinungen.

Ist es zu verwundern, wenn der Weise jeden Anblick von Eitelkeit und Pracht verschmäht? wenn er die Einfalt, den wahren Charakter der Größe, in den Künsten sowohl als in den Sitten liebt? Was bedarf er der gemachten und erkünstelten Sitten seines Jahrhunderts? Seine Gesellschaft ist die Gesellschaft der großen Männer aller Zeiten. Mercier.

Irrthümer in Meinungen, so grob sie auch seyn mögen, verdienen Mitleid, nicht aber Strafe oder Gelächter. Jeder Mensch sucht Wahrheit; Gott allein aber weiß, wer sie gefunden hat. Es ist daher eben so ungerecht, die Leute wegen dieser verschiedenen Meinungen, die sie nach ihrer Vernunft zu hegen sich befugt halten, zu verfolgen, als es ungereimt ist, sie darum zu verlachen. Wer lügenhaft redet oder handelt, der ist strafbar; nicht aber, wer ehrlich und aufrichtig die Lügen glaubt. Chesterfield.

Ohne das Verdienst des Herzens mögen wir noch so hoch steigen, unsere Höhe ist doch nur der Galgen unsers Namens. Young.

Wenn mich die Wissenschaft nicht mir selbst und der Welt nützlicher macht, so ist sie nichts mehr als eine Last des Verstandes oder des Gedächtnisses. Schröckh.

## Der Schmetterling.

Noch hing am Laub' in dunkelbrauner Hülle
Das leichte Kind des Sommers eingehüllt,
Als bei des Mondes Schein die nächt'ge Stille
So Berg als Thal mit heil'ger Ruh' erfüllt.

Und sieh, es brach die Hülle, die umwunden
Den Schmetterling, er wand sich an das Licht —
Ans Licht? Er sah die dunkeln Trauerstunden,
Wo selbst die Helle nur ein Schattenlicht.

Da ward ihm gar so tief betrübt zu Muthe,
Denn eingeschlossen in den dunkeln Raum
Hatt' er von heitern Lebens höchstem Gute
Schon manchen süßen, halbverstand'nen Traum.

So trauert' er, da zog das Morgengrauen
Im Ost herauf, und bald, bald ward es Tag;
Sein schönes Hoffen steigert sich zum Schauen,
Er fliegt empor — dem Morgenschimmer nach!

Er kommt an eines hellen Bächleins Welle,
Das lieblich fließt mit klingendem Getön;
Und da erst wird's um ihn recht tagend helle:
Da sieht er erst sich selbst — und er ist schön!

Und sieh! nur kühner hebt er sich von dorten,
Und diesen Muth giebt ihm sein eig'nes Licht —
Er eilet ohne Zögern zu den Orten,
Wo man die Rose und die Lilie bricht!

Wilhelm Smets.

## Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

Hamburg. Um Reisende für eine große Merkwürdigkeit in unserer Stadt aufmerksam zu machen, muß ich etwas über das Museum des Herrn P. F. Röding berichten. — Wohl selten ist es einem Privatmanne so gelungen, seiner Lieblings-Neigung eine Ausdehnung in deren Erfüllung zu geben, wie Herrn Röding. Ohne alle Aufmunterung und Unterstützung, ohne ein ausgezeichnet großes Vermögen, wußte er eine bewunderungswürdige Menge von Natur- und Kunstschätzen zu häufen, die mit Geschmack und Kenntniß in einem von der Stadt gemietheten Lokale, welches sonst das Artillerie-Zeughaus derselben war, von ihm aufgestellt sind, und die von den Verehrern solcher Merkwürdigkeiten, gegen ein sehr geringes Einlaßgeld, an bestimmten Tagen in der Woche zu besehen sind. Leider! findet dies seltene, vielleicht in seiner Art einzige Etablissement bei dem hiesigen Publikum nicht Unterstützung noch Anerkennung genug.

(Der Beschluß folgt.)

und ohne die große Vorliebe, welche der Stifter desselben dafür unverkennbar hat, würde es nimmermehr zu dem Grade von Vollkommenheit gediehen seyn, in der es jetzt mit Recht zu bewundern ist. Selbst die Franzosen, welche so wenig Achtung des deutschen Eigenthums zeigten, gaben diesem, für einen Privatmann riesenhaften Unternehmen ihren Beifall, und während nichts sicher in Hamburg war, beschützten sie das Museum Rödings und halfen es gegen die zündenden Bomben der Befreier Hamburgs in Sicherheit bringen. Herr Röding erzählte mir: daß er schon im siebenten Jahre sein Taschengeld nur dazu gespart habe, um Conchylien und Mineralien dafür an zu kaufen. Dies ist der Anfang einer Sammlung, gegen welche die so oft gerühmte des Helmstädtischen Professor Beireis, nach dem Urtheil vieler Kenner, nur unbedeutend war. — Links, wenn man in den Saal tritt, wird man mehr als hundert lehrreiche Präparate von allen Theilen des menschlichen Körpers treflich erhalten finden. An diese reihen sich die Säugethiere aller Art, theils in Spiritus, theils ausgestopft; unter diesen bemerkt man mit besonderem Vergnügen einen schönen großen Löwen, einen weißen Bären, einen Panther, eine fast vollständige Reihe von Beutelthieren und einen außerordentlich gut conservirten Zebra-Hengst, so wie auch einige Affen-Arten, die von der Reise des Prinzen von Neuwied mit aus Brasilien gekommen sind, und noch vielleicht nirgends anderswo als hier gefunden werden. Ich muß hier einer außerordentlichen Einzelheit dieses Cabinetts gedenken: es ist dies der Unterkiefer mit Zähnen von dem sogenannten Pottfisch, Physeter macrocephalus, welcher 14 Fuß 4 Zoll lang ist; ein so großes und wohlerhaltenes Exemplar wird in keiner andern Naturalien-Sammlung gefunden. — Nach den Säugethieren folgen die Amphibien, theils in Spiritus, theils sorgfältig getrocknet; darunter befinden sich: ein Nil-Crocodill, ein amerikanisches, der sogenannte Alligator, und eins der seltensten, die es giebt, nämlich eines mit einem Schnabel, aus dem Ganges, Lucerta gangetica. Eine Klapper-Schlange, eine Brillen-Schlange, die 21 Fuß lange Haut der Riesen-Schlange und manche andere seltene Dinge sind hier zu finden. Von vielen Thieren, die nicht aufgestellt werden konnten, sieht man die merkwürdigsten Theile, als Köpfe, Klauen, Gebisse, Hörner, Häute u. s. w, unter Anderem auch die Unter-Kinnlade vom Narval mit zwei Zähnen, so wie den Kopf vom Nilpferd mit aufgesperrtem Rachen. In saubern Glasschränken sieht man eine Sammlung von mehr als 800 der vorzüglichsten ausländischen Vögel ausgestopft, unter denen sich besonders ein sehr schöner Strauß von 8½ Fuß Höhe, neben ihm ein eben aus dem Ey gekrochener, und vier Dutzend der prächtigst gefiederten Colibris mit ihren Nestern und Eyern auszeichnen; mehrere Paradies-Vögel, unter ihnen auch der sogenannte goldene Paradies-Vogel, verdienen Aufmerksamkeit, letzterer ergötzt durch unübertrefbare Farben. — Im Museum erblickt man über 400 Fische, dabei die seltensten aller Zonen; so wie mehr als 2000 Insekten. Es ist zu bedauern: daß eine Menge der schönsten Schmetterlinge der Zeit und Zerstörung erlagen, sonst würde auch diese Klasse von Geschöpfen hier sehr vollständig gefunden werden. Am meisten zeichnet sich Herrn Rödings Museum durch eine höchst complette Conchylien-Sammlung aus. Ueber 10,000 der schönsten Schaalthiere zieren den Saal; Herr Röding suchte, auch von den seltensten, zwei Exemplare zu erhalten, um sie dem Beschauer von beiden Seiten im Glaskasten zeigen zu können. Neben und zwischen diesen erblickt man seltene Schwämme, Korallen und andere Erzeugnisse der See, wodurch die geheimnißvolle Tiefe des Meeres dem aufmerksamen Beschauer offenbart wird. Daß alle Gegenstände nach dem Linnéischen System und mit musterhafter Ordnung aufgestellt sind, versteht sich von selbst. — Wir verlassen jetzt dies der Natur geweihte Zimmer, nachdem wir noch vorher unsern Blick auf die bis jetzt als großeste bekannte Land-Schildkröte gewendet haben, welche der Capitain Jolke Arendt Jolkes aus Isle de France mitgebracht hat. Wahrscheinlich ist keine ähnliche in Europa, denn selbst in dem berühmten Werke des Lacepède findet man diese weder angezeigt noch beschrieben. Große See-Schildkröten, als: die Riesen-Schildkröte und die Leyer (im Mittelmeer und an der Küste der Barbarei gefunden), die über 800 Pfund wiegen, sind bekannt; aber Land-Schildkröten von beträchtlicher Größe, kannte man bis zur Entdeckung dieser nicht. Lacepède's großeste dieser Art ist die Testudo indica, deren Panzer zu 3 Fuß Länge und 2 Fuß Breite angegeben wird; hier ist aber eine von 4 Fuß Länge und 2⅓ Fuß Breite. Sie wog, obgleich sie auf der Reise an Schwere abgenommen, doch bei ihrer Ankunft noch 340 Pfund; ihre Nahrung bestand in Kohl, Kürbissen, Wurzeln u. s. w. Sie hatte eine so außerordentliche Kraft, daß sie eben so leicht wie sonst fortschritt, wenn auch drei starke Männer auf ihr standen. — In einem Nebenzimmer findet man eine sehr vollständige Bibliothek der klassischen Werke über die Naturgeschichte, einen Schrank mit den ausgezeichneten Produktionen fremder Welttheile; viele Denkmäler des Alterthums, Handschriften, Schriften auf Wachstafeln und Bücher vom ersten Anfang der Buchdruckerkunst. Besonders mache ich die Kunstliebhaber auf einige ächtrömische Mosaiks und auf eine Uhr in florentiner erhabener Mosaik aufmerksam, so wie auf ganz trefliche Landschaften in Boiserie. Eine sogenannte Bet-Nuß, von Albrecht Dürer, und eine zweite, von einem andern Meister, sind, trotz ihrer Kleinheit, zu merkwürdig, als daß ich sie übergehen könnte. Ferner findet man sehr schöne Sachen in Elfenbein, Silber und Bernstein; sogar vom Benvenuto Cellini ein Salzfaß. Eine Copie in Holz vom Laocoon, mehrere kunstvoll aus Elfenbein und Holz geschnittene Crucifixe sind ganz vortreflich, und ein künstlich gearbeiteter Mörser von dem Zahne eines Mammouth, in Bengalen gemacht, ist auch zu beachten. — Da mich die Maler- und Kupferstecherkunst ganz besonders interessiren, wendete ich mich zu großen Mappen, die wohlgeordnet wahre Schätze der Kupferstecher- und Holzschneidekunst enthalten. Ich fand viele Sachen von Albrecht Dürer, Martin Schön, Beham, L. von Leyden, L. Kranach und Andern, so wie 1665 Blätter von Chodowiecko, und diese Sammlung wird täglich vermehrt. Auch ist eine Sammlung von mehr als 800 Bildnissen berühmter Maler und anderer Künstler hier. Für Hamburg sind besondere Merkwürdigkeiten: eine ziemlich complette Sammlung der Münzen und Medaillen, welche hier geprägt wurden, und eine gewiß ganz vollständige Sammlung topographischer Gegenstände unserer Stadt; es sind über 800 Kupferstiche und Zeichnungen, so wie 40 verschiedene Grundrisse Hamburgs darunter. Eine sehr vollständige Waffen-Sammlung, fast von allen Nationen, so wie viele andere merkwürdige und schöne Dinge kann ich kaum erwähnen, weil der beschränkte Raum einer Zeitschrift keine ausführlichere Beschreibung gestattet. — Ich füge nur noch hinzu: daß die Artigkeit und die Belehrung, welche man von dem Besitzer bei dem Besuch seines Instituts erfährt, sehr angenehm sind. Mit der freundlichsten Bereitwilligkeit öffnet er seine Schränke, und macht auf das Besondere und die Merkwürdigkeiten jeder Sache aufmerksam. Unbegreiflich ist es mir: daß die Güte des Herrn Röding von Bildungs-Instituten für ihre Zöglinge nicht mehr in Anspruch genommen wird, um diese mit der Kunst und Natur auf die beste Weise bekannt zu machen; ein Cursus in der Naturgeschichte, hier unter den wirklichen Gegenständen gehalten, würde mehr Eindruck machen, als jahrelanger Unterricht aus Büchern. Ueberhaupt scheinen Viele nicht zu begreifen: was Herr Röding durch den rühmlichsten Eifer und die größten Anstrengungen der Stadt erworben hat; man sah es klein anfangen, und will noch immer nicht daran glauben: daß das Kind jetzt zum Titanen erwachsen sey. Meistens ist es Reisenden vorbehalten, Herrn Röding die Bewunderung und Achtung zu bezeugen, die er so ganz verdient; auch fand Herr von Buch dieses Privat-Cabinett so merkwürdig: daß er es in seinem Reiseberichte rühmlichst erwähnte.

— ** —








# Der Gesellschafter
oder
# Blätter für Geist und Herz.

1820. Mittwoch den 22. März. 47stes Blatt.


## Indische Büßende und Einsiedler.

(Von dem Verfasser von „Wahl und Führung.“)

Eine merkwürdige Erscheinung bieten in unsern ersten christlichen Jahrhunderten die heiligen Einsiedler und Büßenden dar, aus denen die völlig organisirten Mönchs-Gesellschaften hervor gingen. Aber man würde dem Christenthum sehr unrecht thun, wollte man ihm alle die Seltsamkeiten jener Zeit schuld geben. Sie sind dem reinen Geiste des Evangeliums fremd und haben sich nur, mit so manchen andern Verirrungen, von außen eingedrängt. Denn überhaupt zeigt sich in den heißen Himmelsstrichen der Hang nach Ruhe und einem thatenlosen, beschaulichen Leben mächtig, und wir sehen die Phantasie in religiöser Schwärmerei bis zu fieberhafter Gluth erhitzt. In allen großen Reichen des südlichen und mittleren Asiens, in der Türkei, in Persien, in Hinter- und Vorder-Indien, China, Tibet und der Mongoley finden sich Mönche, die zusammen in Klöstern leben, und Einsiedler und Büßende, die sich entweder in einer gänzlichen Bewältigung jedes natürlichen Triebes und der Entsagung jeder sinnlichen Lust der Gottheit besonders gefällig zu erweisen suchen, oder auch darin vor Allen ihre größere Heiligkeit kund zu geben sich bemühten: daß selbst der höchste natürliche Schmerz, das peinlichste Entbehren ihren auf Gott gerichteten Gedanken von der höheren Betrachtung nicht ab zu ziehen vermag; wiewohl es auch hier eine gar schlimme Art von Heiligen giebt, die bloß den Schein einer höheren Frömmigkeit annehmen, um durch denselben einen auf anderem Wege nicht zu erlangenden Ruhm zu erreichen, oder auch, unter dieser Maske verborgen, um so ungehinderter den schmählichsten Lastern sich hingeben zu können. — Statt aller andern mögen hier zu Beispielen beider Art die indischen Büßenden, Einsiedler und Bettelmönche dienen.

Die Ersteren, die Tader, eigentlich aber Tabsi oder Tabesi genannt, pflegen sich ganz unglaubliche Bußstrafen auf zu legen, und wenn sie einige Jahre damit zugebracht haben, so wird ihnen der erhabene Ehrentitel Resci beigelegt. „Alle diese Bußübungen ausführlich zu beschreiben“ — sagt Pavi, als Augenzeuge — „ist unmöglich;“ — und er macht davon nur die folgenden, als die hauptsächlichsten, namhaft. — „Einige dieser Fanatiker“, sagt er, „bringen ihre ganze Lebenszeit in einem eisernen Käfig zu; Andere behängen sich mit schweren Ketten; Andere ballen die Fäuste zusammen und machen sie nie wieder auf, so daß ihnen die Nägel durch die Hände wachsen und auf der andern Seite wieder hervor stehen. Andere heben beide Arme in die Höhe, fassen einen Baumzweig und lassen sie so lange in dieser Stellung, bis sie unbeweglich stehen bleiben und so steif werden, wie ein Paar verdorrte Aeste. Andere befestigen an die Schaamtheile eine lange und schwere Kette (welchen sich unfruchtbare Weiber ehrerbietig nahen und sie in der Absicht küssen, dadurch in gesegnete Umstände versetzt zu werden) und schleppen sie auf der Straße hinter sich her. Andere stehen die ganze Zeit auf dem einen Beine und lehnen sich nur des Nachts an ein ausgespanntes Seil, so daß ih-

nen die Füße fürchterlich schwellen. Andere drehen den Kopf beständig nach der einen Seite zu und behalten diese Stellung so lange, bis sie ihn nie wieder nach der andern Seite herum drehen können. Andere sehen starr auf die Spitze ihrer Nase, so daß sie endlich nicht mehr im Stande sind, die Augen in einer andern Richtung zu bewegen. Wenn sie es bis dahin gebracht haben, so geben sie vor, ein gewisses heiliges Feuer zu erblicken, was nur eine optische Täuschung ist. Einer von diesen Schwärmern maaß den Weg von Benares bis nach Giagannatha, indem er sich der Länge nach auf die Erde warf, dann aufstand und immer wieder fiel; ein Anderer schlief während eines Zeitraumes von zwanzig Jahren in einer Art von Bettgestell, das über und über mit Stacheln angefüllt war, die aber nicht tief in das Fleisch eindringen konnten; noch ein Anderer wälzte sich Tag für Tag um den Felsen herum, auf welchem die Festung Tricelnapali steht und der beinahe eine Meile im Umfange hat."

Eine Art heiliger Einsiedler sind die Samesi, die, um diesen Ehrentitel zu erlangen, 22 Jahre in gänzlicher Abgeschiedenheit von der Welt müssen zugebracht haben. Und hat es ein Samesi so weit gebracht, daß er sich mit nichts Irrdischem mehr beschäftigt und die Benennung Paramahansa verdient, so genießt er nicht eher einige Speise, bis ihm Jemand dieselbe in den Mund steckt; auch denkt er nicht an die Reinigung seines Körpers, bis ihn Jemand wäscht; er ist steif wie ein Stock, starr wie ein Stein und regt weder Hand noch Fuß. Die Seelen dieser Menschen fahren aber auch geradaus gen Himmel und sind keiner weiteren Verwandlung mehr unterworfen; wenn sie sich aber noch in den letzten Augenblicken ihres Lebens mit einem irrdischen Gedanken beschäftigen, so müssen sie von Neuem geboren werden; alsdann aber wird Jeder zum wenigsten ein König!! — Diese Menschen ringen redlich, so seltsam und widrig auch der von ihnen ergriffene Weg sey, nach dem Heiligen; aber eine höchst verwerfliche, verabscheuungswürdige Klasse bilden die Joghi und Fakire, diese mahomedanische, Jene Bettel-Mönche aus dem Volke der Hindu, die jedoch in der Verstellungskunst und unverschämtesten Dreistigkeit einander vollkommen gleich sind. „Man sieht" — sagt Papi — „diese Menschen in Menge auf den Straßen, in den Bazars, auf den Marktplätzen und überall. Man stelle sich einen Wahnsinnigen vor, der das Gesicht und den ganzen Leib (welcher völlig nackt ist, bis auf einen kleinen Beutel, worin sie die Schaamtheile verbergen) über und über mit einem weißen Pulver bestreut hat, dessen verworrene, nie durchgekämmte Haare in hundert dichtverschlungenen Büscheln empor stehen, der von Zeit zu Zeit fürchterlich brüllt, sich wie ein Besessener geberdet, alle Scheu und Schaam gänzlich bei Seite setzt und seine feuerrothen Augen gräßlich im Kopfe herum rollt: und man erblickt in der Person dieses ekelhaften schmutzigen Narren das leibhafte Bild eines Fakirs. Jeder sucht sich durch die eine oder andere abentheuerliche That hervor zu thun und die Blicke der gaffenden Menge auf sich zu ziehen, um etwas Geld von ihr zu erbetteln. Nicht selten sah ich einige dieser Fakire rücklings, völlig bewegungslos und mit zugedrückten Augen auf offener Straße liegen, wenn gleich die Sonne noch so heiß schien und der Sand unter ihnen völlig durchglüht war. In dieser Lage brummten sie einen oder den andern Gesang durch die Zähne und stellten sich, als ob sie, ganz in himmlischen Betrachtungen vertieft, die Vorübergehenden gar nicht bemerkten; indessen blinzelten sie sorgfältig umher: ob ihnen nicht vielleicht Jemand etwas zuwerfe. Diese handfesten und faulen Heuchler ziehen in ganzen Haufen durch's Land; sie stehen in besonderer Achtung bei den Frauenspersonen, und wenn sie in den Häusern umher gehen, so treten die Männer (ob aus Andachtseifer oder weil sie der Ueberlegenheit weichen müssen?) bei Seite und lassen sie ihre geheimnißvollen Unterhandlungen mit den Weibern allein vollenden."

Capitain Turner begegnete auf seiner Reise nach Tibet einem solchen indischen Joghi, der mit Namen Pranpori hieß, und welcher sich, um den ersten Rang unter den landfahrenden Joghi zu erlangen, die folgenden außerordentlichen Bußübungen auferlegt hatte: Sein erstes Gelübde bestand darin; zwölf Jahre hindurch immer auf seinen Beinen zu bleiben und sich nie zu setzen oder nieder zu legen. Anfänglich ließ er sich, wenn er müde war, an einem Baume oder Pfosten fest binden; in der Folge war dies nicht nöthig und er konnte stehend schlafen. Nachdem er dieses Gelübde vollbracht hatte, so zog er, die Arme beständig in die Höhe gehalten und über den Kopf die Hände zusammen gefaltet, einher, und hatte in dieser Stellung den größten Theil von Asien durchwandert. Er reisete queer durch die Halbinsel nach Guzerat, von da nach Bassora und kam endlich nach Konstantinopel. Hierauf gelangte er nach Ispahan und hielt sich so lange unter den persischen Horden auf, bis er ihre Sprache fertig reden konnte. Auf seiner Wanderung nach Rußland gerieth er, seiner Aussage nach, an den Ufern des kaspischen Meeres unter die Kosaken, oder wahrscheinlicher Kirgisen, wo er nur mit Mühe der Sklaverei entging. Sie ließen ihn endlich gehen und er kam nach Moskau; von hier durchzog er das russische Asien bis Peking in China, ging darauf nach Tibet, und weiter nach Butan und Calcutta. — Als ihn Turner hier im Jahre 1783 sah, ritt er auf einem scheckigen butanischen Tangun-Pferde und trug ein ihm geschenktes atlassenes gesticktes Kleid. Er war stark gebaut, hatte ein gesundes Ansehen und

einen langen buschichten Bart. Er schien nicht über 40 Jahre alt zu seyn. Zwei indische Pilgrimme begleiteten ihn und halfen ihm auf sein Pferd und wieder herab. Das Blut zirkulirte nicht mehr in seinen Armen; sie waren zusammen geschrumpft, unbiegsam und ohne alle Empfindung. Er sagte jedoch: durch beständiges Reiben und Einsalben mit Oehl vor einem großen Feuer würde er den Gebrauch derselben wieder erlangen, und im nächsten Jahre wäre sein Bußzeit vorüber. Er hatte aber noch zwei gefährliche Proben zu machen, ehe er den hohen Rang eines heiligen Mannes erlangte. Die erste bestand darin, sich mit den Füßen an einem Baume über ein beständig unterhaltenes Feuer aufhängen und 3½ Stunden von einer Seite zur andern schwingen zu lassen. Hielt er diese Probe aus, so ward er eben so lange lebendig begraben. Er mußte bei diesem Ziele seiner freiwilligen Leiden in einer tiefen Grube stehen und die Erde über ihn geworfen werden, bis er ganz bedeckt war. Erstickte er in dieser Grube nicht, so hatte er die höchste Stufe der Heiligkeit erlangt. —

Und wen sollen wir denn nun mehr anstaunen: diesen Indier Pranpori oder jenen berühmten christlichen Säulenhelden Simeon, der sich seinen Aufenthalt in der Nähe von Antiochia auf einem Berge erwählt und auf demselben allmählig eine Säule von 9 bis zu 50 Fuß erhöhet hatte, auf der er die Gluth von 30 Sommern aushielt und zu der Kunst gelangte, in abwechselnder Stellung bald aufrecht und mit in Form eines Kreuzes ausgestreckten Armen, und bald mit der Stirn die Füße berührend, sein Gebet zu verrichten? Oder jenen Syrier Baradatus, der erst in einem kleinen so niedrigen Häuschen von Holz lebte, daß er darin sich nicht auf zu richten vermochte, dann aufrecht in freier Luft stand, aber immer die Arme zu dem Himmel empor gehoben und in ein Thierfell gehüllt, in welches er ein kleines Loch geschnitten, um dadurch Luft zu holen? Oder jenen wunderthätigen Jacob, der seinen Leib mit einer Kette umwunden, vier Ketten vom Halse herab hängen und mit andern seine Arme umschlungen hatte, und der gegen Frost und Kälte sich so abstumpfte, daß er einstmals, während er betend auf seinen Knieen lag, drei Tage und drei Nächte so mit Schnee bedeckt war, daß man ihn kaum sehen konnte? — Wir müssen wohl alle Vier, um der gleichen Verirrung wegen, beklagen und es betrauern: daß diese Menschen die große Kraftäußerung, welche sie wirklich zeigen, nicht auf etwas wahrhaft Göttliches, für sie selbst und die Menschheit Wohlthätiges verwandten.

## Aus dem Wörterbuche eines Weltmanns.

(Fortsetzung.)

Bahn ist das deutsche Wort für Carrière, aber ein unbrauchbares. Bahn ist so gerad und eben, man geht langsam und bedächtig darauf hin und jeder falsche Schritt fällt auf; Carrière ist aber etwas Keckes, man kommt da sehr gut überall vorbei, wo man den Ehrlichkeiten und Tugenden Zoll bezahlen müßte, und darum formiren conventionelle Leute sich ihre Carrière.

Bankerott machen reiche Leute, sobald sie merken: daß sie minder reich sind, wenn sie ehrlich bleiben wollen. Dann zwingt man die Gläubiger, mit so Wenigem zufrieden zu seyn, als sich entbehren läßt, ohne den Glanz seines Hauses einschränken zu müssen.

Baron wird im Deutschen mit Freiherr übersetzt; da aber die Wörter frei und Herr in mancher Zeit-Epoche verpönt waren und sind, so hilft man sich mit jenem Wort, von dem man nicht recht weiß, was es bedeutet.

Bauern werden jetzt an einigen Orten zu den Menschen gezählt; aber der Behandlung nach, die sie zuweilen im Umgange mit Conventionellen erfahren müssen, ist dies sehr unrichtig oder wenigstens zweifelhaft. In Gegenden, wo das Vieh kostspielig zu halten ist, läßt man noch immer die Dienste desselben durch Bauern verrichten. E. Möllen.

(Die Fortsetzung folgt.)

## Geschichtliche Züge.

Der Vezier Maleck fragte einen gefangenen griechischen Kaiser: „Welche Behandlung erwartest Du von Deinem Ueberwinder?" — Der Kaiser antwortete: „Wenn Du als König Krieg führst, so schicke mich wieder zurück; führst Du ihn als Kaufmann, so verkaufe mich; führst Du ihn aber als Fleischer, so bringe mich ums Leben." Der Türke sandte ihn ohne Ranzion zurück.

Der griechische Kaiser Andronikus, der im Jahr 1183 zu Konstantinopel regierte, hielt es mit den meisten Frauen der Stadt. Um nicht ganz gegen die Männer unerkenntlich zu seyn, erlaubte er ihnen freie Jagd und zum Zeichen dieser Freiheit ließ er denen, welchen er auf solche Weise seine Schuld abtrug, ein Paar Hörner auf die Häuser setzen. Ob man die Redensart: Hörner aufsetzen, davon herleiten könne, wollen wir zu untersuchen allen witzigen Diplomatikern überlassen. E. M.

## Eigenthum.

Sammle dir Schätze, die kein Sturm verwehet,
Die kein Feuer verzehrt, kein Meer verschlinget,
Die, ein unzerstörbares Gut, im Tode
Dich nie verlassen.
Nicht, was das Schicksal wechselnd giebt und raubet,
Nur was frei durch die Kraft des festen Willens
Deine Seel' im Innern bewahrt, ist deiner
Strebungen würdig.
Nütze den Augenblick, er trägt den Saamen
Ewig wuchernder Frucht. Die Weisheit segne
Deinen Geist, die Tugend dein Herz; nur diese
Bleiben dir eigen. Neuffer.

## Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

Wien. Zu den bedeutenden Gründungen der Zeit, die Jahrhunderte hindurch heilsam und kräftig wirken werden für den Wohlstand der Nationen, gehört auch die k. k. Niederösterreichische National-Bank. Dieses merkantilische Institut, das in seinem Entstehen (1816) manches voreilige Urtheil des Inn- und Auslandes über sich ergehen lassen mußte, hat sich in dieser kurzen Zeit so hoch gestellt, daß es mit jeder bedeutenden Bank Europa's verglichen werden kann. Bis zum 1sten Januar 1820 enthalten die Bücher derselben über 2000 Actionnärs und über 200,200 Stück Actien, die, nach der Einlage von 1000 Gulden W. W. und 106 Guld. 20 Kr. für jedes Stück, einen Kapitals-Fond von 100 Millionen und 200,000 Guld. W. W. und 10 Millionen 20 Kr. geben. Da bisher die Einlags-Kaße noch nicht wieder eröffnet ist, so hat sich das Gerücht verbreitet: daß keine Actie mehr ausgegeben werden soll, wodurch die Actien von 560 schnell auf 620 Gulden in Silber gestiegen sind, und noch ist kein Stillstand zu vermuthen, da diese Anstalt immer mehr in Wirksamkeit tritt und ihr wohlthätiger Einfluß auf die Spielereien des Curses und auf die Eskomptirungs-Geschäfte mit jedem Tage stärker und einleuchtender wird. — Aus dem Gebiete des Merkur muß ich gleich zu den Tempeln Thaliens und Melpomenens kommen, da es in unserem friedliebenden Staate keine besprechenswerthen politischen Neuigkeiten giebt. Unter den neuen Bühnen-Leistungen sahen wir im Theater an der Wien, zum Vortheil des Sängers Hrn. Seipelt: „Emma von Leicester oder die Stimme des Gewissens", Musik von Meyerbeer. Von dem Texte dürfen wir nur sagen: er ist eine Uebersetzung aus dem Italienischen, um zu wissen: daß man ihn durchaus als Nebensache betrachten muß, indem die italienischen Text-Lieferanten wenig Talent, wohl aber viel Fertigkeit zeigen. Der Name des Compositeurs, der in Italien jetzt zur Parallele dient mit den besten dortigen Componisten, erregte um so mehr die höchste Aufmerksamkeit, da wir ihn zwar als ausgezeichneten Clavierspieler kennen lernten, auf unsern Theatern aber noch keine seiner Compositionen hörten. Die gewöhnliche Folge, daß die Wirklichkeit eine zu gespannte Erwartung nicht erreicht, traf auch hier ein. Wir wollen und können diesem Werke große einzelne Schönheiten keineswegs absprechen, müssen aber, um in das Lob der Italiener einstimmen zu können, durchaus Mehreres von diesem talentvollen Componisten hören, und er sollte öfter und sicherer an uns Deutsche denken, wenn ihm daran liegt, auch uns seine Meisterschaft zu bewähren. Hr. Jäger und Demois. Pfeiffer waren vortreflich, überhaupt macht der Erste große Schritte zu seiner Vervollkommnung. Hr. Seipelt gab seinen kleinen Theil recht fleißig; Demois. Schwarz hatte ebenfalls zu thun; aber — wir wünschten sie als Sängerin nicht mehr auf der Bühne zu erblicken. Zum Besten des Schauspieler-Pensions-Fonds wurde J. v. Kalchberg's „Wülfingen von Stubenberg" mit Abänderungen gegeben. Dem Originale (das bereits vor 25 Jahren mit den sämmtlichen Werken dieses steyermärkischen Dichters erschienen ist) liegt eine vaterländische Geschichte (1009) zum Grunde, die seiner Zeit nicht ohne Interesse gelesen wurde, aber ohne theatralischen Effekt ist. So konnte man sich keine besonders günstige Aufnahme versprechen, um so mehr, da, außer Hrn. Demmer, die übrigen Mitspielenden (Hr. Heurteur, Hr. Schütz, Mad. Gottdank) gar nicht geneigt waren, dem Stücke auf zu helfen. — Hr. Friedrich von Hayden brachte ein zweites Produkt seiner Muse: „Das Feuer im Walde". Es giebt Augenblicke im menschlichen Leben, wo ein Mensch eigentlich selbst nicht recht weiß: was er will; in einem solchen Momente wird der Hr. Verfasser sein Drama (oder wie soll man es nennen?) geschrieben haben. Wahres poetisches Feuer scheint derselbe nicht zu kennen, er muß eine Art von Fieberhitze dafür halten. Hr. Kästner (Isidor) legte durch sein Spiel einen blühenden Zweig auf das Grab des schnell verblichenen Kindes. — Hr. Rüger gab zu seiner Einnahme ein romantisches Drama: „Bertina oder Grausamkeit und Mutterliebe", nach einer Erzählung der Frau v. Genlis. Dieses aus Unwahrscheinlichkeiten, Effekt- und Rühr-Scenen zusammen gesetzte, mit einer artigen Musik von J. R. v. Seyfried und allem äußeren Glanze ausgestattete Drama erhält sich auf dem Repertoir; davon mag aber mehr die Schaale als der Kern die Ursache seyn. Uebrigens sind Hr. Kästner, Hr. Rüger und Demois. Batta zu loben. — Die Leopoldstadt lieferte auch diesmal wieder zwei Neuigkeiten des unerschöpflichen Hrn. Gleich. Die erste: „Der Theater-Friseur auf Reisen", ist nach einer, in einem früheren Jahrgange des „Gesellschafters" abgedruckten Erzählung (von *Karl Stein*) bearbeitet. Dieser vagabonde Friseur hat, weil ihn Hr. Gleich sehr schlecht empfahl, auf dem Theater kein Engagement gefunden und sein Bündel schnüren müssen. Hr. Ignaz Schuster konnte in der Hauptrolle nicht durchgreifen. — Gelungener ist ein zweites Stück: „Ydor", worin ein vorlauter Wassergeist verdammt wird, unter verschiedenen Gestalten auf der Erde zu wandeln, um die Beschwerden der Menschheit zu fühlen. Hr. Reimund, dem diese Rolle zugetheilt war, erscheint als Bauerjunge, Geizhals, Musikant u. s. w. und führt die verschiedenen Charaktere meisterhaft aus. — Eine neue Pantomime: „Arlequin als Zwirnknäul oder Pirot als Braut" hatten wir dem Benefiz des Hrn. Brinke zu danken. Es ist mit einer Pantomime wie mit einem Feuerwerk: wer eine kennt, braucht sich nach der zweiten nicht um zu sehen; die Charaktere bleiben dieselben, aber auch die Handlung; das liegt jedoch in der Beschränktheit der Anordner. Wir halten das Feld der Pantomime für nicht weniger fruchtbar als das des Zauberspiels und der Komödie, insofern es nur von einem genialen Kopf bearbeitet und von einer kenntnißreichen Direktion honorirt wird. Hr. Brinke, unstreitig einer der besten Arlequins in Deutschland, so wie auch Mad. Rainoldi als Arlequinette, waren wieder vortreflich. — Vom Josephstädter-Theater finden wir nur das Rosenausche komische Zauberspiel: „Gilt, Mond und Pagat" bemerkenswerth, des außerordentlichen Zulaufes wegen. Nachdem der Verfasser einige Kotzebuesche Charaktere geplündert, einige beliebte Scenen abgeschrieben hatte, und das Ganze mit Tableaux, Tänzen, Gesängen, Maskeraden, und wie diese Behelfe seichter Komodienschreiber alle heißen, geziert war, wurde der Popanz auf die Bühne gebracht, und siehe: die feine wie die ungehobelte Welt läuft und fährt von allen Ecken der Residenz in dieses Tarok-Spiel.

L—r.




# Der Gesellschafter
oder
# Blätter für Geist und Herz.

1820. Freitag den 24. März. 48stes Blatt.


## Oswald.

### Von Amalie v. Selt.

Das Schauspiel war geendet und durch das weite Gebäude schallte lauter rauschender Beifall. Da erhob sich Bianka di Soloni von ihrem Sitze; ihr glänzender Blick flog über die jetzt nach dem Ausgange wogende Menge, dann schaute sie mit lachendem Augenwink nach dem Hintergrund der Loge und aus dem dämmernden Dunkel hervor trat ein hoher ernster Jüngling an ihre Seite. — Die kleine Hand vertraulich auf des jungen Mannes Arm gelegt, sagte Bianka leise bittend, fast dringend: „Oswald, lassen Sie uns gehen, das heutige Stück hat mich peinigend gelangweilt und geängstigt; dieses stille Glück bei so schreiender Armuth, diese Freude bei schmerzlichem Entsagen — nein, Oswald, nein! ich kann mich einer solchen Täuschung nicht hingeben.“ — „Täuschung!“ entgegnete Oswald, trübe auf sie nieder sehend; „ach, Bianka! was wäre denn nicht Täuschung? Meinte doch auch ich, eben die Scenen häuslich genügsamen Glücks sollten Sie erfreuen, nun ist das Alles anders!“ — Er bot ihr den Arm; Beide gingen still neben einander die breiten Stufen hinab. — Oswald glaubte jetzt: es habe in seinen Worten bittere Kränkung für Bianka gelegen, und darum nur gehe sie so lautlos neben ihm. Und wie er nun das engelschöne Antlitz, wie er die langen gesenkten Wimpern im hellen Lichtschein der flackernden Lampen sah, da zog er, von dem holden Anblick bewegt, versöhnend und versöhnt des Mädchens Hand an seine Lippen. Bianka schaute innig zu ihm auf. — „Immer zürnende Wolken auf dieser Stirn!“ klagte sie leise; „ach, und ich kann doch das Leben nur im reichen lachenden Farbenschmuck lieben.“ — In Oswalds Seele lag noch manch ernstes herzliches Wort für Bianka; sah er aber: wie ihr lachender Blick den bunten Gruppen der Forteilenden folgte, so fühlte er wohl: daß jetzt nicht der Augenblick sey, wo er, von ihr verstanden, sein inneres Gefühl aussprechen könne; ja, es drängte sich ihm gewaltsam der Gedanke auf: daß der Augenblick wohl eigentlich nie kommen werde.

Es blieb an diesem Abend ein Etwas in ihm, was er nicht deuten, sich lieber selbst verhehlen wollte, und was ihn dennoch beängstigte und verstimmte. Früher als gewöhnlich eilte er heim. Frau von Holm, Bianka's mütterliche Freundin, sah forschend auf ihn, dann auf die Pflegetochter, die an ein Tischchen getreten war und dort, im vollen Lichtschein, emsig an den feinen Ringen ihrer Goldkette nestelte. — Oswald wollte den fragenden Blicken der Matrone ausweichen; er trat zu Bianka. „Sehen Sie nur“, sprach diese, ihm das zerrissene Kettchen hinhaltend, „sehen Sie nur, wie es mir immer ergeht: ich wollte verbessern und — zerriß.“ Unmuthig ließ sie den glänzenden Halsschmuck auf den Tisch gleiten und wandte sich ab. — Es war Oswalds erstes Geschenk; schmerzlich traf es ihn: daß es gerade jetzt, und von Bianka selbst, verletzt ward. Er nahm es auf; das ausgesprungene Häkchen glänzte von der Tischplatte zu ihm empor, und er versuchte, es wieder bindend zwischen beide Ringe zu fügen; ihm war, als

beruhe recht viel darauf; und wie es nun endlich gelang, wie das Getrennte wieder fest an einander hing, da reichte er freundlich der Geliebten die gelungene Arbeit. Sie hatte unverwandt mit den großen leuchtenden Augen seinem Bemühen zugesehen und nahm nun mit holdem seelenvollen Kopfneigen das liebe Geschenk zum zweiten Mal aus seiner Hand. Oswald faßte die ihre, er sah lange, lange auf das liebliche Mädchen. „Ach!" sagte er endlich, „wie reich, wie glücklich, wie unendlich glücklich könnte ich seyn!" — „In diesen Worten liegt ein Vorwurf für mich!" entgegnete Bianka, schmeichelnd das schöne Haupt an seine Schulter neigend. — „Nein!" sagte er fast heftig, „nein! nur für mich, nur für das eigene Herz, das ungenügsam in all seinem Begehren ist." — Er zog sie fester an seine Brust, ließ sie dann sanft aus seinen Armen und ging.

Wie nun der sternenhelle Himmel so ruhig auf ihn hernieder sah, die kühle Nachtluft kosend seine heiße Stirn umwehte, und in den Straßen, durch die er schritt, schon Alles still, fast öde war, da ebneten sich nach und nach die wilden Wogen in ihm, da wich der dunkle Gedanke: daß Bianka wohl einzig nur den reichen Freiherrn von Allstein in ihm liebe, da kehrte der alte Glaube an ihr Herz und ihre Liebe zurück, und mit sich selbst zürnend: daß er nur einen Augenblick über sie habe zweifeln können, betrat er seine Wohnung. — Sein Jäger reichte ihm einen Brief seines Vaters, der während seiner Abwesenheit überbracht war; ihn aus einander schlagend trat Allstein zu den Lichtern und las:

„Das Ungeahnete, lieber Oswald, steht oft plötzlich vor uns; aber den Mann darf nichts beugen. — Du hast ertragen gelernt, wie ich, und so bitte ich Dich, mein Sohn, eile ohne Verzug zu mir; ich habe Wichtiges mit Dir zu sprechen, und fühle mich unwohl. Sorge aber nicht meinetwegen; ich glaube nicht, daß meine Unpäßlichkeit von Bedeutung ist; doch magst Du zu Deiner Ruhe meinen Arzt mitbringen. Gotthart von Allstein."

„Mein Gott!" sagte Oswald, das Blatt voll Bestürzung zusammen faltend; „Georg, hat denn der Bote nichts, gar nichts weiter bestellt?" — Der Jäger zuckte verneinend die Achsel. — „Nun denn!" fuhr Oswald fort, „so besorge das Nöthige, wir reisen morgen in aller Frühe." — Er selbst ging, den Arzt auf zu suchen. Erst spät kehrte er mit diesem zurück, und während der alte Mann im Nebenzimmer die wenigen Stunden bis zur Abfahrt auf Oswalds Bette verschlief, wühlte dieser, voll innerer Unruhe, in seinen Papieren, ohne eigentlich etwas zu ordnen. Auch an Bianka schrieb er noch ein inniges Lebewohl, und sollte es gleich nur für Tage seyn, so war das Billet doch so düster, als sey es ein Abschied für immer. Allstein fühlte das wohl, aber auch zu gleicher Zeit: daß es ihm nicht gelingen würde, in einem heiteren Ton zu schreiben; so ließ er die finsteren Zeilen wie sie waren, siegelte und gab sie seinem treuen Georg zur Bestellung.

Als Oswalds Wagen im ersten Morgengrauen an der Wohnung der Frau von Holm vorüber fuhr, herrschte noch tiefe Stille in dem großen Gebäude; alle Fenster waren verhangen, die Thür verschlossen: es sah recht trauernd und öde in den kaum dämmernden Tag. Ihn befiel tiefe Wehmuth; ihm war, als müsse er sich wieder und immer wieder aus dem Wagenfenster beugen und nach dem Hause zurück sehen, in dem er oft so glücklich war; und wußte er auch: daß Bianka den Wunsch nicht vernahm, so sagte er ihr doch still in sich hinein wohl tausend Mal Lebewohl.

Der Tag war unter stetem Treiben zu schnellem Weiterkommen vergangen, der Abend neigte sich und fernher im blühenden Thal erhob sich das alte Schloß seines Vaters, rings von den weißen neuen Häusern der wohlhabenden Landleute umgeben. Die vieleckigen spitzen Thürme — er hatte sie sonst wohl oft so freudig begrüßt — jetzt war es ihm, als müsse er sie fragen: was ist es, das mich heut in eure Nähe führt? — Der Wagen rollte auf den Hof, Oswald sprang hinaus, vergaß den Arzt — der langsam und bedächtig, von dem Diener unterstützt, ihm nach trat — und stürmte die Treppe hinan dem Kabinett seines Vaters zu. Im Vorzimmer blieb er einen Augenblick stehen, er lauschte angestrengt — Alles todtenstill — da öffnete er rasch die Thür. Ein großer grüner Schirm, der vor den Lichtern stand, warf seinen Schatten über den Lehnstuhl, in welchem der alte Freiherr saß; in dem Dämmerlicht erschien sein Antlitz bleich und entstellt. Oswald hielt sich nicht mehr, er stürzte zu dem geliebten Vater hin, erfaßte seine Hände und vermochte kaum einige Worte aus der beängstigten Brust hervor zu winden. — Herr von Allstein blickte lächelnd auf den Sohn, der bleicher als er selbst da stand; ein tiefer Zug von Rührung flog über sein ehrwürdiges Antlitz. „Lieber Oswald!" sagte er endlich, „ich danke Dir für Deine kindliche Sorge; aber ich bedarf ihrer nicht in so hohem Grade, wie Du zu glauben scheinst." Er drückte voll Herzlichkeit Oswalds Hände und erhob sich dann, den Arzt zu begrüßen, der eben eingetreten war. — Oswald sah nun wohl, daß der Vater zwar ein wenig bleich, aber lange nicht so krank aussah, wie es seiner erregten Phantasie anfangs geschienen hatte; des Arztes Ausspruch beruhigte ihn völlig, und, als sey nun Alles ausgeglichen, jede trübe Wolke vorüber gezogen, so gab er sich dem heiteren Gespräche hin, was in dem kleinen Kreise sich erhob. — Ehe Oswald nach seinem Zimmer gehen wollte, stand er noch zögernd, den fragenden Blick auf

den Vater geheftet. — Der Freiherr winkte ihn neben sich und begann: „Was ich Dir zu sagen habe, mein Oswald, bekümmert mich sehr; denn einen mir gar werthen Mann soll ich anklagen, einen Mann, dessen Hülle längst in Staub zerfiel, und der aus Liebe zu mir fehlte; ich muß aber der Stimme meines Gewissens folgen, ich darf nicht schweigen. — Du weißt, lieber Oswald, wie mein Vater, ein armer Knabe, verwaist und hülflos in dieses Schloß zu dem reichen Oheim kam. Wilibald, der einzige Sohn des Hauses, ein wilder aufbrausender Charakter, der fast unbeugsam da stand, konnte dennoch der Liebe für ein schönes edles Mädchen nicht wehren. Daß sie die Tochter des einzig bitter gehaßten Feindes seines Vaters war, schmerzte ihn wohl; aber konnte auch nie der Gedanke in ihm aufsteigen: die entzweiten Familien zu versöhnen, dennoch hatte er keinen Augenblick den Willen: seiner Liebe zu entsagen; ja er suchte sie nicht einmal den Augen des Vaters zu verbergen. — Fest und unerschrocken stand er diesem gegenüber, der durch Zwischenträger die Liebe seines Sohnes erfuhr, und nun mit Grimm und Ungestüm forderte: er solle entsagen. Nur ein Zug von Schmerz schwebte über des hohen Jünglings ernstem Antlitz. Agnes hat mein Herz, sagte er endlich sanft, sie hat mehr: mein Wort! ich halte es ihr und müßte ich den Vater verlieren! — Den hast Du verloren! rief der alte Freiherr im heftigsten Zorn; geh, wohin Du willst, ich kenne Dich nicht mehr; Bernhardt ist mein Sohn! — er zog meinen Vater, der schüchtern von fern stand, zu sich. — Wilibald sah auf Beide, sein blitzendes Auge ward trübe: Es sey so! sagte er langsam; dann faßte er meines Vaters Hand und sprach weiter: Bernhardt, sey ein guter Sohn, ein guter Herr! Ich neide Dir nicht die Schlösser, deren Herr Du wirst, nur den Platz am Vaterherzen, den ich verloren habe! — und in heftiger Bewegung eilte er nun aus dem Saale. Der alte Herr von Allstein sah ihn nicht wieder; auch Agnes, Wilibalds Geliebte, war verschwunden. — Jahre vergingen, mein Vater ward als der reiche Erbe des Hauses erzogen; ein gerichtliches Testament sicherte ihm Alles nach dem Tode des Oheims, und er vermählte sich einem güterlosen Mädchen, das sein Wohlthäter ihm zuführte. Der Greis sah oft mit Wehmuth auf das glückliche Paar: ihm mochte wohl der Sohn einfallen, den seine Hitze, seine Härte in die Welt trieb; zu stolz aber, das einmal Beschlossene zurück zu nehmen, blieb Alles, wie es war, und der arme Wilibald fern von dem Vaterhause und Vaterherzen. (Die Fortsetzung folgt.)

## B u n t e s.

Bei den vielen Gastmalen, welche in England durch politische Veranlassungen statt finden, sagte Jemand: „In unserem Jahrhundert machen wir die wichtigsten Geschäfte bei Essen und Trinken ab!" — und ein Anderer entgegnete: „Dafür werden aber auch die Völkerkräfte gleich mit verzehrt."

Hinsichtlich der vernünftigen Aufklärung, welche bald gepriesen, bald verdammt wird, ist gewiß auch auf die Volksmassen ein Verslein an zu wenden, welches neulich das „Oppositions-Blatt" mittheilte. Es heißt:

„Vorwärts!" — Wie, was hat er gesagt? Mir klang es wie Vorwärts!
Vorwärts? — Eilig dem Ruf folgt ein unendlich Gewühl.
„Rückwärts!" — Wie, was hat er gesagt? Mich dünkt, es war Rückwärts!
Rückwärts? — Jeder sogleich kaudert ins vorige Nest.

Ueber jeden Handels-Traktat, den England mit andern Staaten schließt, sollte man das Motto setzen: „Tu vapulas, ego verbero."

Bei Gelegenheit der mancherlei Ausfälle, welche die Hüte der Damen in Schauspielhäusern veranlaßten, wurde auch folgendes Impromptü gemacht:

Das Weib gehorcht den ewigen Gesetzen
Des Widerspruchs — in ihr die andere Natur! —
Den Kopf zu Haus, den Hut im Schauspiel auf zu setzen,
O Männer, blieb's bei Kopf und Hüten nur!

Th. Laurin.

## A n e k d o t e.

Der Herzog von Guise, der an der Spitze der Empörer wider Heinrich III. von Frankreich stand, wollte sogar den König gefangen nehmen und dieser sah sich genöthigt, im Jahr 1588 zu flüchten. Der Herzog besuchte, nach der Flucht des Monarchen, den ersten Parlaments-Präsidenten Achilles von Harlay. — Dieser ging in seinem Garten spazieren, bemerkte zwar den Herzog, gönnte ihm aber nicht die mindeste Aufmerksamkeit, sondern setzte seinen Spaziergang fort, und als er das Ende einer Allee erreicht hatte, kehrte er ruhig um, wo er dann den ihm entgegen kommenden Herzog nicht vermeiden konnte. Als Harlay dicht vor ihm stand, sagte er zu ihm: „Gnädiger Herr! Es ist eine Sünde und Schande, daß der Knecht seinen Herrn aus seinem Hause vertreiben will. Was mich betrifft, so gehört meine Seele Gott, mein Herz meinem Könige, und meinen Leib will ich, wenn es seyn muß, denen gern Preis geben, welche das Königreich verwüsten." M—r.

## M a z a r i n.

(Nach dem Französischen.)

Als Handelsmann, Soldat, Prälat
That Mazarin schlecht, was er that.
Gottlob, daß er vom Schauplatz trat:
Er hat geplündert als Soldat,
Verkauft als Handelsmann den Staat,
Verkauft den Himmel als Prälat.

Haug.

# Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

Dresden. Wie schade ist es: daß die vielen guten Literaten, welche hier leben, nicht Alle zu einem Ziele sich vereinigen. Denn wie einst die Häuser York und Lancaster das stolze Brittannien, so theilen jetzt die Häuser Arnold und Hilscher das bescheidene Dresden in zwei Partheien, in die der „Abendzeitung“ und des „literarischen Merkurs“, welch großes Schisma so weit gehet: daß, wer dem einen Journale auch nur ein Paar Zeilen spendet, sogleich von dem Himmel des andern ausgeschlossen (?) ist, und so mit seinen geistigen Kindern — weil der „Merkur“, beschränkten Raumes wegen, nur wenig aufnehmen kann, Hesperine aber der Gaben spendenden Anbeter zu viel hat — nicht selten in einem Fegfeuer sitzen bleibt, aus welchem durch keine Messe — es müßte denn eine Leipziger seyn — Erlösung zu hoffen ist. Zwar giebt es noch einen dritten Ort, wo gelehrte Hühner ihre Eyer legen und versichert seyn können: daß sie Freitags — wo ohnedem hier Markttag ist — gehörig feil getragen werden, nämlich die „Miszellen zur Belehrung und Unterhaltung“, welche dem „Dresdener Anzeiger“ wie ein Schatten dem andern folgen; allein dieses Blatt, welches so gut seyn könnte, als sollte, auch unter Arnold's und Blum's Pacht und Lindau's Redaktion vor etwa 10 Jahren noch recht gut war, ist jetzt — nicht etwa durch des Administrators und Redakteurs Schuld, sondern einzig durch ökonomische Verhältnisse — so sehr in die Klemme gekommen, daß es, seine Silbergrube nur in den Anzeigen suchend, auf die gelehrte Beypost gar nichts wenden kann, und sich also nur mit Beiträgen, die gratis eingehen, oder, wenn diese mangeln, mit dem Abdruck von Artikeln aus andern guten Schriften, z. B. aus dem „Conversations-Lexicon“!! behelfen muß. Der Verleger des letzteren hat, dieses steten Abdruckes wegen, dem genannten „Anzeiger“, wie verlautet, den Fehdehandschuh hin geworfen; und mit Recht kann er wenigstens fordern: daß sein allgesuchter Verlags-Artikel da als Quelle erwähnt werde, wo man ihn auf solche Art benutzt. — An Vorlesungen mancherlei Art fehlt es jetzt nicht. Der hochverdiente Böttiger hält antiquarische, Ficinus chemische, Chladni akustische, der Baron von Odeleben welthistorische, und Tiedge wird, wie man sagt, nächstens poetische beginnen. — Der Name der Leih-Bibliotheken heißt hier Legio; die größten halten die Herren Schmidt und Pochmann. Die meisten wissenschaftlichen Werke aber und die reichste Sammlung von Journalen, woran oft dem Schriftsteller nicht wenig gelegen ist, hat Hr. Schmidt, wo auch die neueste französische Literatur nicht ausgeschlossen ist. Das Blumsche Museum, stets die beste Anstalt für Lektüre und literarische Conversation — so eine Art Börse, wo Gelehrte sich sehen und sprechen konnten — ist, so viel ich weiß, eingegangen; wenigstens verlautet nichts öffentlich davon. Dergleichen Unternehmungen finden zu wenig Unterstützung hier, wo die Gelehrten meist Staatsdiener, Advokaten, öffentliche Lehrer u. s. w. sind, denen es an Zeit fehlt, solche Anstalten zu besuchen, oft auch an Geld, sie zu benutzen; denn bei karg zugeschnittenen Besoldungen kann man, besonders wenn sie vielleicht auch noch durch ein Heerdchen Kinder zerschnitzelt werden, natürlich auf Literatur nicht viel wenden. — Große Privat-Bibliotheken sind, zum Theil aus den eben bemerkten Gründen, theils auch wegen des ungeheuern Umfanges der königlichen öffentlichen Bibliothek, deren Schätze mit nie genug zu erkennender Liberalität verwaltet werden, jetzt eine wahre Seltenheit. Referenten wenigstens ist, seit die bedeutenden Bibliotheken des Hofrath Adelung, des Dr. Pezold, des Ober-Hofpredigers Reinhard und des Finanz-Sekretairs Rüger durch Auktionen zerstreut worden sind, keine bedeutende Bibliothek bekannt, als die der Conferenz-Minister Graf Hohenthal und Nostiz und Jänkendorf, des Geheimen Legations-Raths Günther, des Ober-Hofpredigers Dr. Ammon und des Superintendenten Dr. Tittmann. Die der Ersteren sind hauptsächlich historischen, die der letzteren Beiden meist theologischen Inhalts. — In der musikalischen Welt gab es neulich hier Krieg, und zwar über den gefeierten Meyerbeer. Ich bin zu wenig gründlicher Kenner, um hier ein Wort mit zu sprechen; dem Kampfe aber, der im „literarischen Merkur“ und in der „Abendzeitung“ geführt wird, ließ es sich wenigstens nicht übel zusehen. Dem deutschen Publikum haben die bisher gegebenen Opern Meyerbeer's: „Emma di Resburga“ und „Abimelek“ gefallen; und das Publikum steht in mancher Hinsicht, wenn es auf gefühlvolle Beurtheilung eines Kunstwerkes ankommt, zuweilen viel höher als der Kritikus; dieser aber, wenn er von der wilden Sorte ist, hat freilich oft mehr Galle als drei Tausend andere Leute. — An Künstlern, welche sich hören ließen, fehlte es auch in diesem Winter nicht; die letzten waren die Gebrüder Anemüller, Beide Flötenspieler; doch trat als solcher eigentlich nur der Aeltere, der Jüngere dagegen als Deklamator auf. Jener leistete allerdings viel und erhielt verdienten Beifall; der Jüngere aber wollte zu viel leisten, und leistete eben deshalb zu wenig. Mit einem Uebermaaß an Stimme, Gestikulation und Lebendigkeit richtet der Deklamator nichts aus; ja er stößt vielmehr zurück, statt an zu ziehen. Uebrigens ist nicht zu leugnen: daß der junge Mann deklamatorische Talente hat. Eine gute Schule, und er könnte leicht um so mehr Glück machen, als Hr. Gelbrig für die ernsthafte Deklamation auch gar zu wenig modulirende Stimme und Lebendigkeit hat, und nur im Komischen, munter wie das Fischlein im Wasser, sich bewegt. — Von einem holden, wunderschönen Fräulein, die vor ein Paar Jahren hier Aller Augen und Herzen bezauberte, erzählt man sich Wunderdinge: Ein reicher junger Fant nämlich habe sie nach Hamburg mit genommen, dort zu Schiffe gebracht und sey mit ihr nach Domingo gesegelt, wo sie die schwarze Majestät, Heinrich, so bezaubert habe: daß sie jetzt auf dem Throne von Hayti sitze. Ob dem also sey, werden der schwarze König und die weiße Schöne wohl am besten wissen. Sollte sich die Sache bestätigen, könnten für die Dresdener Schönen so manche Hoffnungs-Bächlein daraus entspringen; denn das gekönigte Fräulein wird gewiß nicht ermangeln, den Großen ihres Hofes die Dresdener Damen zu empfehlen. Ja man will auch schon von Anträgen wissen, die von den Herzogen von Marmelade und Limonade eingegangen seyn sollen, deren Namen wenigstens den Mund wässerig machen, wenn auch ihre schwarzen Gestalten nicht gerade Herzen anziehen sollten.

— g — r.

Der Palast der Maria Stuart existirt in Edinburgh noch. Er heißt jetzt Holgrood House, ist im Osten der Altstadt gelegen und bildet ein großes Viereck. Er wird von dem Marquis Douglas, Lord Dunmore und einigen andern Adelichen bewohnt. Ein großer Saal, mit den Bildnissen der Könige verziert, dient zur Pairs-Wahl. — Die ehemals von der Königin Maria Stuart bewohnten Zimmer werden gleichsam als Heiligthum bewahrt. Die Fenster-Vorhänge (von rothem Damast, mit grünen Franzen) sind schon sehr zerfallen; aber der Lehnstuhl, das Klavier, die Toilette der Königin noch im besten Zustand. Bei ihrem Wohnzimmer ist ein Kabinet, wo sie mit der Gräfin d'Argyle und mit Rizzio zu Abend aß, als Lord Darnley, an der Spitze der Verschwornen, herein stürzte und den unglücklichen Günstling in das Schlafzimmer schleppte, wo er ermordet ward. Man zeigt daselbst die Fallthür, die zur verborgenen Treppe führt, vermittelst welcher die Mörder sich einschlichen. Auf der Diele sind auch noch die Blutstropfen zu sehen, welche aber alljährlich aufgefrischt werden. In einem Zimmer befindet sich das Bildniß des Lord Darnley, und in einem andern ein Handschuh, der ihm gehört haben soll. Auch ein kleines Bildniß der Königin zeigt man. — Es soll dieser Palast das eigene Vorrecht gewähren: daß unfähige Schuldenzahler hier eine sichere Zuflucht gegen ihre Gläubiger finden. ([illegible])







# Der Gesellschafter
oder
# Blätter für Geist und Herz.

1820. Sonnabend den 25. März. 49stes Blatt.

## Die Jungfrau.

Die Jungfrau will im Garten
Der Blumen emsig warten
Beim gold'nen Morgenlicht;
Viel Thau war ausgegossen,
Viol' und Ros' erschlossen,
Und manch Vergißmeinnicht.

Und alle Blumen hoben
Das schöne Haupt nach oben
Zur blauen Sonnenbahn;
Da flimmerten, wie Sterne,
Die Kelche nah' und ferne,
Wie nimmer sie gethan.

„Was hat mir Gott gegeben,
„Daß dieses Blüthenleben
„So froh und frei sich regt?
„Ist mir ein Glück erkohren?
„Ist Freude mir geboren? —
„Wie seyd ihr so bewegt?"

Da sang das Röslein: „Siehe!
„An dieses Morgens Frühe
„Knüpft sich ein Freudentag;
„Dein holdes Blüthenleben
„Ward heute dir gegeben!"
Die Blumen sangen's nach. —

Zwei helle Perlen flossen
Vom Aug' der Jungfrau, gossen
Sich in des Rösleins Herz.
„Drum hast du so nach oben
„Das Haupt empor gehoben!"
Und küßt's im süßen Schmerz.

F. Schubert.

## Oswald.

(Fortsetzung.)

„Immer mehr sank des Freiherrn Leben, immer sichtlicher wankte er dem Grabe zu, sein Licht erlosch, sein Auge brach; mein Vater weinte kindliche Thränen an seiner Leiche. — Es war ein dunkler stürmischer Herbstabend; finstere Wolken zogen, vom Winde gejagt, am Himmel hin; der Regen schoß rauschend herab und das Licht der Kerzen, die den Sarg des Freiherrn umgaben, blickte trübe durch die schwarzen Vorhänge des großen Saales, in welchem die Leiche stand, zu dem Seitenflügel herüber, den wir bewohnten. Ich, der damals sechsjährige Knabe, sah unverwandt nach den erleuchteten Fenstern. Der Hufschlag eines Pferdes ward jetzt auf dem Schloßhof hörbar; im bleichen Schein sahen wir einen Reiter, tief in einen weißen Mantel gehüllt; er schwang sich aus dem Bügel und schritt über den Hof auf den Theil des Schlosses zu, in welchem der große Trauersaal war. Meines Vaters Seele mochte eine Ahnung ergreifen, ich sah ihn leicht erbleichen; er ging dem Unbekannten nach, ich folgte ihm, von einer wunderbaren Sehnsucht getrieben. — Die Flügelthür des Trauerzimmers war halb geöffnet; wir traten ein. Da stand die ehrwürdige Leiche im grellen Lichtschein, der Fremde zu ihrem Haupte; er hatte das Antlitz über den Todten gebeugt, seine Hände hielten die erstarrte Rechte des Freiherrn umschlossen; der zurück gesunkene Mantel zeigte uns das Gewand tiefer Trauer. Die bewachenden Diener, die schüchtern

vor dem Unbekannten in die Tiefe des Zimmers zurück gewichen waren, nahten sich jetzt meinem Vater und erzählten, fast flüsternd: wie der Fremde so gebietend eingetreten sey, wie aber bei dem Erblicken der Leiche alle seine Züge sich verändert hätten, wie er dann zum Sarg getreten und dort bis jetzt regungslos stehe. — Mein Vater nahte ihm leise. Willibald! rief er aus; in seiner Stimme und seinen Zügen war ein Gemisch von Freude und Schrecken. Der Fremde sah auf; nie habe ich wieder solche Augen, solch einen Blick gesehen: er traf die Tiefe meines Herzens. — Hat er mir vergeben? fragte Willibald dumpf. — Dein Name war sein letztes Wort! entgegnete mein Vater. Da blitzte eine wehmüthige Freude aus des hohen Mannes dunklen Augen; er neigte sich wieder über den Vater und küßte leise seine bleichen kalten Lippen.

Das Begräbniß war vorüber, Wilibald weilte noch bei uns; das Testament ward eröffnet, es nannte meinen Vater als Herrn der reichen Herrschaft; Willibald hatte nur ein kleines Legat für den Fall, daß er bis zu einer fest gesetzten Zeit sich melden würde. — Vergebens bot ihm mein Vater eine Theilung an; nur die Kleinigkeit, die des Erblichenen Wille ihm zusprach, nahm er und verließ uns, ohne zu sagen, wohin er sich wenden werde. Nicht allein mein Herz hatte er sich in der Zeit seiner Anwesenheit gewonnen, auch die ganze Dienerschaft hing ihm an; denn als habe das Geschick, das wohl mit herben Schlägen ihm folgte, alle Wildheit aus seinem Gemüth genommen, so war er jetzt zwar ernst, aber unendlich gütig. Paul, ein Diener und Liebling meines Vaters, verließ diesen und seinen kleinen Bruder Walter, für welchen er bis dahin väterlich sorgte, und folgte Wilibald, da er von uns schied.

Die Zeit war schnell an uns vorüber geflogen; plötzlich ward es anders in dem Wesen meines Vaters. Der heitere Mann schlich düster einher, es war, als sey alle Freude von ihm gewichen. Vergebens forschte die Mutter, vergebens fragte ich: es war wohl oft, als dränge sich ein Geheimniß seiner Brust auf seine Lippen; aber immer wandte er sich dann schnell von uns ab, und oft vernahmen wir wohl die Worte: Ich liebe Euch zu sehr! — Suchte er nun auch in seinem Aeußeren die alte Ruhe hervor zu bringen, so mochte eben das Zurückgedrängte um so schneller und tiefer im Inneren wühlen; er kränkelte und folgte, noch ehe das Greisenalter sein Haar bleichte, meiner Mutter, die ihm um wenige Wochen im Tode voran gegangen war.

Ich stand allein, als Erbe reicher Güter; ich durfte der Wahl meines Herzens folgen und Deine Mutter ward mein Weib. Aber als wäre der Segen von uns genommen, so verloren wir durch sonderbare Unglücksfälle viele holde blühende Kinder; nur Du bliebst uns, und standest schon im sechsten Jahre als mutterlose Waise mit mir an der geliebten Leiche. — Alle Liebe habe ich nun auf Dich, mein Oswald, gewendet; Du bist in der Fülle des Reichthums erzogen, doch gewöhnt' ich Dich auch — als ob die Zukunft mir geahnt hätte — zum Entsagen. Oswald, die Vorsehung gab des längst erblichenen Vaters Geheimniß in meine Hand! — ich lege es voll Vertrauen auf Dein Herz. — Vor einigen Tagen saß ich, ermüdet von den Geschäften des Tages, hier im Lehnstuhl, und fast unwillkührlich hob ich den Blick zum Bilde meines Vaters. Es sah im Dämmerlicht unbeschreiblich trübe auf mich nieder; ich mußte an des Erblichenen letzten Lebensjahre denken, auch seine Sterbestunde schwebte mir wieder vor. Mir war, als stände ich an seinem Siechbett, als wende er die halb gebrochenen Augen auf mich, als sähe ich: wie seine Lippen sich bewegten, mir noch ein Abschiedswort, oder sein Geheimniß zu sagen, und wie er endlich, von der vergeblichen Anstrengung erschöpft, von Leichenblässe überdeckt, aus meinen Armen auf das Kissen zurück sank. — Der Gedanke: daß er einen Wunsch, der ihm wohl nahe, sehr nahe am Herzen lag, unausgesprochen mit hinüber nahm, bewegte mich schmerzlich, und wie von einem wunderbaren Gefühl getrieben nahm ich eine der Leuchten und ging nach dem Zimmer des Verstorbenen. — Dort ist, wie Du weißt, nichts verändert; Alles habe ich, wie sein Andenken, heilig gehalten. Als mich nun die wohlbekannten Gegenstände einschlossen, schien es mir, als sey ich wieder zum Jüngling geworden und der Vater habe mich gesendet, irgend etwas zu suchen. — Ich schloß seinen Schreibtisch auf: ich fand nichts, nichts was ich nicht schon oft gesehen hatte, und dennoch stand die Ueberzeugung hell in mir: ich könne so nicht zurück gehen. Ich zog das letzte Kästchen hervor, es enthielt den Schmuck meiner Mutter: ich konnte es mir nicht versagen, ich mußte auf die Steine hin sehen, die oft schimmernd das liebe Antlitz umgaben; das Schloß sprang auf, die Diamanten glänzten mir entgegen: mir war, als stände die Mutter, mit ihnen geschmückt, wieder vor mir, als winke sie mir freundlich mit den klaren Augen zu, wie sonst wohl oft. Meine Hand bebte, das elfenbeinerne Kästchen entglitt ihr und die funkelnden Steine lagen am Boden, unter ihnen ein Brief — das war das Geheimniß des Vaters! — ich zweifelte keinen Augenblick. Mit dem heiligen Andenken der Mutter wollte er seinen Wunsch umgeben, und ich, wohl hatte ich oft das Kästchen in meinen Händen gehabt, aber nie an einem der Steine rücken mögen, welche von der Mutter so geordnet waren. Da lag nun der Brief, von den Steinen, wie von tausend Blicken der Mutter umglänzt. Das Couvert enthielt ein, mit dem Wappen unseres Hauses untersiegeltes Blatt, das, von der Hand meines Großonkels geschrieben, Wilibald in alle Rechte des Sohnes setzte und meinem

Vater ein kleines freundliches Haus, mit Land und Garten und Wald, vermachte; nicht reich, aber doch sorgenfrei bei beschränkten Wünschen hätte er dort leben können. Der alte Freiherr hatte seinen Tod wohl so nahe nicht vermuthet: das Testament war ohne gerichtliche Unterschrift; oder traute er meines Vaters oft geprüfter Redlichkeit? — Oswald, der Gedanke beugte mich tief! — Der Brief meines Vaters sagte mir: daß er es nie über sich vermocht habe, der Mutter und mir den Glanz zu rauben, der uns durch Gewohnheit wohl unentbehrlich geworden sey; daß er dies Vermächtniß erst nach Willibalds Abreise gefunden und es nun in meine Hand lege, mit dem Wunsch: ich möge stärker seyn als er." — Herr von Allstein schwieg lange; dann aber — den Brief hervor ziehend — fuhr er fort: „Nimm diese Papiere mit auf Dein Zimmer, lies, entscheide — und sage mir morgen Deine Meinung."

Der Nachtwind spielte flüsternd in den hohen Pappeln und wehte den Duft reicher Blumenbeete durch das geöffnete Fenster zu Oswald hin, der das Vermächtniß, wie den Brief des Großvaters durchlesen hatte. Er blieb sinnend am Fenster stehen; im bleichen Dämmerschein lag die blühende weite Gegend vor ihm. Von Jugend auf war er gewohnt, sich als einstigen Herrn der ganzen Gegend zu betrachten; jetzt rief er den liebgewordenen Gegenständen sein Lebewohl hinab; es war kein Gedanke in ihm: daß es anders seyn könne; aber er leugnete sich auch den Schmerz nicht. — Freundlich, wie die flimmernden Sterne über ihm, die jetzt aus dunkler Hülle hervor traten, zog aber der Gedanke in seine Seele, daß es sich jetzt entscheiden müsse: ob Bianka ihn oder den reichen Freiherrn von Allstein geliebt habe. Ein Licht blitzte in der Ferne; Oswald meinte: es sey in dem Häuschen, was von allen Besitzungen nun einzig dem Vater bleibe; er dachte sich sein Leben mit Bianka dort, er dachte sich das reiche, ihm so ganz genügende Glück und sein Herz klopfte in wehmüthiger Freude. „O nur das Eine, das Eine gieb mir!" sagte er leise, das strahlende Auge auf das kleine Licht geheftet, und im leichten Schlummer, dem er sich nun überließ, sah er mehr liebliche als düstere Bilder.

Am Morgen stand der treue Georg vor ihm mit einem Briefe von Bianka; Oswald hatte hundert Fragen an den Jäger. Bianka war wohl; traurig vernahm sie die Nachricht von seiner Abreise und bat Georg: ja so schnell als möglich seinem Herrn den Brief zu bringen. — Oswald entfaltete ihn und las:

„Sie sind so schnell von mir geschieden, lieber Oswald; ich kann Sie nicht tadeln, Sie folgten ja dem Ruf des besten Vaters; aber daß es mich schmerzt, Sie hier überall zu vermissen, das darf ich Ihnen doch sagen? — Und Ihr Abschiedswort an mich, mußte es denn so finster seyn? — Zürnen Sie noch immer: weil das Kind die Blumen liebt, die des Mannes ernster Sinn verschmäht? — Nein, lieber Oswald, sey nicht so streng! laß mir die Freude an dem Flitterglanz des Lebens und sage mir nicht immer: daß er ein flüchtig gehaltloses Gut sey. Kann ich dafür: daß ohne ihn mir das Leben farblos und öde erscheinen würde? daß ich der Wiese voll Feldblumen gern ihre Verehrer lasse, mich aber von ihr fort zu glühenden Rosenbüschen wende? — Dir freilich ist nie das Leben wie mir drückend erschienen, Du hast nie die Sorge wie ich in den Blicken der Eltern gesehen, Deine Kindheit war ein freundlicher May-Morgen, die meine ein stürmischer Herbsttag. — Du bleibst wohl noch lange fern? — Ach wüßtest Du, wie ich mich sehne, Dein liebes Auge wieder zu sehen; aber es muß freundlich seyn, freundlich und gut, wie Dein Herz! — Ihr Vater, mein Oswald, ist doch wohler, als Ihre kindlich sorgende Liebe Sie fürchten ließ? — Küssen Sie dem verehrten Mann in meinem Namen die theure Hand und kehren Sie bald zu Ihrer trauernden Bianka di Soloni."

Oswald legte den Brief still auf den Tisch. Bianka's Worte: „Laß mir die Freude an dem Flitterglanz des Lebens, und sage mir nicht immer: daß er ein flüchtig gehaltloses Gut sey; kann ich denn dafür: daß ohne ihn das Leben mir farblos und öde erscheinen würde?" — sie zogen wie eine harte Winternacht, die junge Saaten streift, über die Hoffnungskeime seiner Zukunft. Alle waren erstarrt und fielen kalt auf sein Herz zurück.

Reisefertig gekleidet, ein wenig bleich und ernst, trat Oswald vor den Vater; er selbst wollte fort, Willibalds Erben die Nachricht zu bringen, und bat den Freiherrn, ihm an zu zeigen: wo er sie finden könne? — Herr von Allstein wußte wenig mehr als Oswald. Die einzige Hoffnung, etwas Näheres über seinen oder der Seinen Aufenthalt zu hören, blieb Walter, Pauls Bruder, der nahe an der Grenze Förster war, und von Paul wohl Kunde erhielt. — Dort hin nun wollte Oswald; vor Allem aber zu Bianka, von ihr die Entscheidung seines Schicksals zu erfahren, sie sey auch wie sie wolle.

(Die Fortsetzung folgt.)

## Alte Gnomen.

1.

Einerlei Speise gar jeden Tag
Selbst nicht des Königs Beichtvater mag.

2.

Die Kunst sollt über Gold ihr lieben!
Sie nur ist sicher vor den Dieben.

3.

Wo kein Glaube, Himmel und Hölle,
Zieht der Teufel alle Gefälle.

4.

Kommt Präcedenzstreit auf die Bahn,
So sitzt der Teufel obenan.

Haug.

## Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

**Oesterreichische Bibliotheken.** Die kaiserliche Hof-Bibliothek in Wien zählt 360,000 Bände gedruckter Bücher, 12,000 Bände Handschriften, 6,000 Bände der Werke aus dem 15ten Jahrhundert, und hat eine Kupferstich-Sammlung von 500,000 Blättern. Die Wiener Universitäts-Bibliothek besitzt über 110,000, die Bibliothek der Theresianischen Ritter-Akademie 50,000 Bände. Zu den ansehnlichsten Privat-Bibliotheken gehören: die Hand-Bibliothek des Kaisers; jene des Herzogs Albert von Sachsen-Teschen von 60,000 Bänden, 80,000 Kupferstichen und 4,000 Handzeichnungen; die des Fürsten Lichtenstein von 80,000 Bänden; der Fürsten Esterhazy und Schwarzenberg und des Grafen Harrach. Das Benedictiner-Stift, die Dominikaner u. s. w. besitzen ebenfalls ansehnliche Bücher-Sammlungen. — In Prag zählt die kaiserliche Bibliothek 120,000 Bände gedruckter Werke und Handschriften. Die Universitäts-Bibliothek zu Pesth zählt 50,000, die zu Grätz 100,000 Bände. Die öffentliche Bibliothek zu Klagenfurt wird auf 40,000 Bände geschätzt. — Die Ollmützer Universitäts-Bibliothek zählte im Jahr 1785: 56,000 Bände und wurde seitdem durch 36 Bibliotheken aufgehobener Klöster in Mähren bedeutend vermehrt. — Die Stifts-Bibliothek zu Kloster-Neuburg zählte über 25,000 Bände und viele Handschriften aus dem 15ten Jahrhundert. Die Stifts-Bibliothek zu Kremsmünster, die zu Mölk und andere noch vorhandene Kloster-Bibliotheken enthalten bedeutende Schätze, besonders in alten Handschriften. M.

**Paris.** Ein Hr. Plane hat ein Werk „über die Kunst, den menschlichen Charakter aus den Gesichtszügen zu erkennen" heraus gegeben. Es kommen darin namentlich folgende merkwürdige Stellen vor: „Eine der sonderbarsten Begebenheiten ist: daß die Natur alle Personen zu Ludwigs XIV. Zeiten mit einer Heldennase geziert hatte. Vom Monarchen bis zum Kammerdiener Dangeau, von Frau v. Sevigné bis zur Wittwe Scarron, alle Hofleute, Gelehrte, Künstler: Vauban, Racine, Pascal, Villars, kurz Alle mit einander trugen eine Nase à la Louis XIV. (!) oder vielmehr à la Condé. — Alle Völker pflegen im Allgemeinen sich durch hervorstechende bleibende Gesichtszüge zu unterscheiden. Die Franzosen haben die ansprechendsten Züge, nicht so grell wie der Engländer, nicht so delikat wie der Deutsche; man erkennt sie am Lachen und an ihren Zähnen. Der Italiener zeichnet sich durch eine Adlernase, kleine Augen und hervorstehendes Kinn aus. Augen und Augenbraunen machen den Engländer kenntlich; den Holländer ein dicker Kopf und feines Haar; den Deutschen seine Falten um Augen und Backen. Der Charakter des Italieners ist zornig, des Franzosen heftig, des Engländers und Holländers phlegmatisch, des Spaniers und Portugiesen melancholisch. (Der Deutsche ist bei diesem Satze nicht erwähnt, soll also wohl gar keinen haben!) Dehnt man diese Beobachtung der Gesichtszüge bis auf Thiere aus, so findet man fast an keinem Thier eine so erhabene Stirn, wie am Hund; dagegen bezeugen seine herabhängenden Ohren, welche man an keinem wilden Thiere findet, den Charakter der Knechtschaft. — Eben so zeigt ein feines weiches Haar Furchtsamkeit, das störrige Haar dagegen Muth an. Hirsch, Haase, Schaf u. s. w. dienen zum Beweise hiervon, während der Löwe und der Eber durch das Haar ihren Muth bewähren. Die Stimme starker Thiere ist einfach und erschallt ohne anscheinende Anstrengung; der Ton feiger Thiere ist durchdringend: dasselbe ist in der Regel bei dem Menschen zu bemerken. — Menschen mit kurzem dicken Hals sind gewöhnlich zornig (nach Analogie des Stiers), Menschen mit langem dünnen Hals sind in der Regel furchtsam, schwach, besorgt (nach Art des Hirsches). (Indépend.)

Der berühmte **Newton** war kein Freund der Antiken-Sammler. So selten er nachtheilig urtheilte, über jene Liebhaberei konnte er ein strenges Urtheil nicht zurück halten. Vom Herzog von Pembrocke sagte er: „Wenn er nur eine Puppe von Stein vor sich hat, ist er im Entzücken; wie kann man sich an einem Studium ergötzen, das so tief unter der Natur steht!" (Morn. Chron.) Auch gescheidte Leute haben ihren Egoismus.

Unter der Regierung des ersten Valois und seines Sohnes Johann war die Sklaverei der Bauern auf dem höchsten Punkt. Von 10 Pfund Korn mußten sie ihrem Gutsherrn und Pastor 7 Pfund abgeben; ferner waren sie Ersterem schuldig: die Feld-Abgabe (Champart) oder das Fünftheil ihrer Feld-Produkte; den Grundzins (Cens), eine willkührliche auf jedem Leibeigenen haftende Steuer; den Frohndienst (Corvée), der oft 10 Tage im Monat wegnahm. Nachts mußten sie das Schloß ihres Herrn bewachen, in dem Teiche rühren, damit die Frösche nicht schrieen, und waren ihm noch zu folgenden außerordentlichen Steuern verpflichtet: 1) für die Reise nach dem gelobten Lande; 2) für das Einlösungsgeld, wenn er Kriegsgefangener ward; 3) für die Kosten seines Ordens-Kostüms; 4) zur Beisteuer für seine Töchter, wenn eine derselben heirathete. Auch dienten sie als Geißel für ihren Herrn und wurden oft wie Lastthiere verkauft. Im Jahre 1155 suchte der Erzbischof von Soissons ein schönes Pferd, um seinen Einzug daselbst zu halten; er fand glücklich eines, wofür er zwei Frauen und drei Männer, Leibeigene seiner Besitzungen, bezahlte. (Indépend.)

Die Engländer wissen doch aus Allem Geld zu ziehen. So wie unlängst Bonaparte's Kutsche, so wird jetzt der Stall für Geld gezeigt, wo die Radikalen, bei der neulich entdeckten Verschwörung, der Polizei das Gefecht lieferten. Am Schluß des ersten Tages waren 1200 Franken eingekommen. (Gaz. d. Fr.) Wenn das jetzt angegebene Motiv keine Besucher mehr herbei zieht, wird man vielleicht, zu neuer Anregung, diesen Stall sehen lassen, wo Narren Geld bezahlten, um nichts zu sehen.

Es ist eine auffallende, aber allgemein bekannte Thatsache: daß, unter der Regierung der Königin Anna, die Akte, wodurch die englische Krone auf das Haus Braunschweig überging, nur die Mehrheit einer einzigen Stimme (Jos. Pales, Repräsentant für Lyne, in Dorsetshire) erhielt; bei dieser Gelegenheit hat die Königin eine Medaille, und von dieser nur so viel Exemplare prägen lassen, als Mitglieder für die Akte gestimmt hatten, unter welche sie aus Dankbarkeit vertheilt wurden. (Morn. Chron.)




# Der Gesellschafter
oder
# Blätter für Geist und Herz.

1820. Montag den 27. März. 50stes Blatt.


## Oswald.

(Fortsetzung.)

Von innerer Unruhe getrieben, spornte Oswald sein Roß; wenig Rast gönnte er sich, wohl fühlend: wie der Friede nicht eher in seine Brust wieder kehren könne, bis aller Zweifel gelöst, alles Schwankende bestimmt seyn würde. — Einzelne Sterne wurden schon sichtbar, da hielt Oswald vor seiner Wohnung in der Stadt. Er eilte, wie er war, zu Bianka. Frau von Holm feierte ihren Geburtstag; ein Diener wies Oswald in den Garten. Er trat in den Park; die Gänge waren von Lampen erhellt, die buntfarbig zwischen reichen Blumengewinden hingen; ihm fielen die Rosenbüsche aus Bianka's Brief ein, er streifte rasch daran hin und ein spitzer Dorn ritzte seine Hand. Oswald wischte das Blut von der Wunde. Ach! dachte er, ritzt ihr immer die Hand, trefft nur nicht mein Herz! — Um eine Ecke biegend, stand er bald vor dem schimmernden Kreise; Bianka erkannte ihn, mit einem Freudenruf eilte sie zu ihm hin. Oswald konnte sein Auge lange nicht von ihr wenden: sie war so schön in der zauberischen Beleuchtung.

Er hatte den ganzen Abend fast wortlos an ihrer Seite gesessen; er konnte nicht Worte zu einem andern Gespräch finden, als zu dem einzigen, zu dem sein Herz ihn trieb, und das Eine: er ahnete ja, daß es wie ein Leichentuch sich über alle Freuden des Lebens breiten würde. — Die Gesellschaft zerstreute sich nach und nach in den Gängen des Parks; Allstein ging neben Bianka, ziemlich fern von den Andern. Das Mädchen hatte seine Hand gefaßt, sie gewahrte den Dornenriß und fragte besorgt: „Blut? — Oswald, woher?" — „Ihre Rosenbüsche haben mich verletzt!" entgegnete er schmerzlich lächelnd. — Das Fräulein faßte, ihres Briefs gedenkend, schnell den Doppelsinn und sagte schmeichelnd: „Das sollen sie nicht; — versöhnen, befreunden möchte ich Sie mit Allem, was mir werth ist." — Oswald blieb stehen; er faßte ihre beiden Hände, er drückte sie an seine Brust, seine ernsten dunklen Augen sahen mit dem Ausdruck sanfter Trauer auf Bianka und sie fragte mit allem Zauber ihrer Stimme: „Oswald, was hast Du?" — Da rang sich das Wort hervor, er sagte ihr Alles; das Gefühl erfüllter Pflicht gab ihm die Kraft seiner Seele wieder, und da er nun endlich des Häuschens gedachte, was seinen alternden Vater, die geliebte Bianka und ihn unter seinem friedlichen Dach aufnehmen sollte, umfaßte er die Geliebte, recht hell im Inneren fühlend: daß er nichts verloren habe. — Das Fräulein machte sich sanft los. „Oswald!" sagte sie, „Sie opfern Ihrem Gefühl der Pflicht so viel, thun Sie doch auch etwas für mich! — Wenn Du mich liebst — nun so gieb Willibalds Erben, gieb viel, theile mit ihnen! — aber fordere nicht von mir, daß ich all den lieb gewordenen Gewohnheiten entsagen, daß ich mich in ein Leben zwängen soll, das mich überall beengen würde. Lieber, lieber Oswald! ich kann ohne Dich nicht glücklich seyn, aber ich kann es so auch mit Dir nicht werden!" — Sie hatte die kleinen Hände bittend über die Brust gefaltet und hob flehend die schönen Au-

gen voll Thränen zu Allstein auf. — Die Arme in einander geschlagen, seltsam lächelnd den dunklen Blick auf sie geheftet, stand er ihr gegenüber, an einen Baumstamm gelehnt; der Lampenschein erhellte sein Antlitz, es war todtenbleich. Wohl fühlte er: es sey Alles verloren; aber dennoch nahm er noch ein Mal allen Muth aus seiner wunden Brust zusammen, das Bild eines Glücks zu entwerfen, wie er es in sich trug. — Bianka hörte ihm wohl recht innig bewegt zu; doch schien es ihr, sie höre ein Zaubermährchen, das in die Wirklichkeit nicht tauge. Aus ihrer Vergangenheit stiegen Bilder auf, die ihr das Alles anders zeigten; sie stellten sich warnend zwischen sie und Oswalds Worte, die in reicher Begeisterung von seinen Lippen strömten: und ungläubig schüttelte sie das schöne Haupt, als er endete. „Nein, ach nein, ich kann mich so nicht täuschen, mein Oswald!" seufzte sie; „daß ich Sie liebe, ach, glauben Sie mir nur das Eine, da ich es recht in der Tiefe meines Herzens fühle. Aber nur zu nahe habe ich das bleiche Gespenst der Sorge gesehen, mir ist es nicht wie ein freundlicher Genius erschienen, der Herzen nur fester zu einander zieht; darum, Oswald, sey gerecht, und kannst Du das nicht gegen Dich und mich seyn, so laß uns scheiden!" Leise weinend sank sie an seine Brust. — „Du hast mich nie geliebt!" sagte Oswald düster, und hastig: „Lebe wohl! — Erloschen ist mir jede Hoffnung, gestorben alle Freude; aber lebe Du nur wohl! Vergiß den thörichten Jüngling, der auf Dein Herz sein Glück baute, und nun klagt, da es ihm zusammen stürzt." — Er wandte sich von ihr und ging schnell den Gang hinauf. — „Oswald!" rief sie, mit vom Schmerz erstickter Stimme, ihm nach — er hörte nicht, er sah nicht die Arme, die sie, als wolle sie ihn zurück winken, nach ihm ausbreitete; er eilte nur rascher und entschwand bald ihrem Blick.

Ermattet, zerstört betrat Oswald seine Wohnung. Nun ist Alles vorbei, Alles entschieden! klang es fort und fort in seiner Brust, die sich schwer und langsam hob. Sein Georg sah mit Erschrecken des Herrn entstellte Züge; er wollte fort, den Arzt zu holen. Oswald gebot ihm: das Pferd zu satteln. Vergebens war des treuen Dieners Vorstellung; Allstein lächelte bitter über die Ruhe, die er sich hier gönnen sollte, und winkte: seinen Befehl zu vollziehen.

Bald lag die Stadt hinter ihm; der Morgen zog golden und glühend herauf, lichte Sonnenstrahlen blitzten durch das frische Laub auf ihn nieder, aber die Grabesnacht seiner Brust konnten sie nicht erhellen. — Er dachte wohl daran: daß ihm das schöne Loos gefallen sey, eine Schuld von seinem Hause zu wälzen; er sagte sich wohl: daß eben dieses Opfer seines Glücks der That Werth gebe; aber Bianka's Bild verdrängte das Alles wieder und schwebte fort und fort vor ihm her. — Mehrere Tage war er so in dumpfer Schwermuth gereist; immer weiter dehnte sich der Raum, der ihn von Bianka trennte, immer näher kam er der Gegend, in welcher das Försterhaus seyn mußte. Der Abend war schon ziemlich tief hinab gesunken, als er ein Licht durch die Bäume schimmern sah, das vielleicht aus Walters Wohnung ihm entgegen glänzte, und bald lag ein helles geräumiges Haus vor ihm. Die Hunde auf dem weiten grün umzäunten Hof schlugen an, ein Fenster öffnete sich und eine freundliche Mädchen-Stimme fragte: „Heinrich, lieber Heinrich, bist Du es?" — „Ich bin ein Fremder", entgegnete Oswald, „und bitte den Förster Walter um ein Obdach." — „Gleich, lieber Herr!" schallte es zurück; das Fenster ward geschlossen, aber in die Hausthür trat eine schlanke Mädchengestalt. Sie wehrte den Hunden und hüpfte dann, von den bebenden schwarzgefleckten Thieren kosend und bellend umsprungen, über den Hofraum zur Gatterthür. Lieblich grüßend stand sie vor Allstein, der, sein Roß am Zügel leitend, durch das geöffnete Thor schritt; ein Jägerbursche, der hinzu gekommen war, nahm ihm sein Pferd ab und winkte Georg, ihm zu folgen. Oswald aber ging mit dem Mädchen, die ihm erzählte: daß Herr Walter nicht daheim sey und auch heut schwerlich kommen werde. Oswald schritt über die gastliche Schwelle; ein Greis saß in einem Lehnstuhl und erhob sich mühsam bei des Gastes Eintritt, ihn zu bewillkommnen; das schwarze Sammetkäppchen in der zitternden Hand, stand er mit dem silberweißen Haupt unendlich ehrwürdig vor dem Freiherrn. Oswald reichte ihm die Hand, und während er sich dann zu der Försterin wandte, die ihn wortreich begrüßte, sah er, wie das Mädchen dem Alten mit betrübtem Kopfneigen etwas sagte: sie mochte ihm wohl klagen, daß es nicht der erwartete Heinrich gewesen sey; denn der Greis sagte lächelnd: „Fein geduldig, Mariechen, der bleibt nicht fort!" — Die Kleine schien auch eine Zeit lang getröstet; wie aber nun Viertelstunde auf Viertelstunde verrann, trat sie wieder oft zum Fenster. Der Alte sah ihrem Treiben ein Weilchen zu, dann wendete er sich an Allstein, sprechend: „Das ist nun so: Mariechen und Heinrich haben sich lieb; er ist auch ein fleißiger redlicher Mensch und ein tüchtiger Waidmann dazu, noch aber fehlt der eigene Heerd. Da habe ich ihn nun zu einem Fräulein in die Stadt gesendet, die mich gar wohl aus ihrer Kindheit kennt; gut wie sie ist, wird mein Fürwort wohl gelten und der reiche Bräutigam gewiß der schönen Braut die Försterstelle für meinen Heinrich nicht versagen." — Marie, die wieder am Fenster stand, rief jetzt freudig: „Da ist er!" — und sprang hinaus. An ihrer Hand trat bald darauf ein Jüngling in das Zimmer, aus dessen offenem blühenden Antlitz die redlichste Gutmü-

thigkeit blickte; man sah es den hellen Augen an: daß der Zug von Schwermuth, der jetzt auf dem Antlitz lag, ihm fremd seyn mußte. Noch immer Mariens Hand in der seinen haltend, trat er zu dem Alten und sagte bekümmert: „Damit war es nichts; das Fräulein läßt Euch grüßen, ich sollte nur sagen: sie wäre nicht mehr Braut.“ — „Nicht mehr Braut?“ wiederholte der Greis; es war fast, als bekümmere ihn des Fräuleins Schicksal mehr, als das Fehlschlagen von Heinrichs Hoffnungen. — Mariechen aber sah recht trübselig aus; auch Heinrich war nach seiner Art traurig. Beide traten in ein Fenster, und Oswald hörte wohl: wie Marie neue Pläne, neue Hoffnungen schuf, und immer dazwischen ihrem Heinrich versicherte: daß ihr Herz sich nun und nimmer von ihm wenden würde, daß sie lieber Noth und Mangel mit ihm theilen, als von ihm lassen wolle. — Oswald gedachte Bianka's, und sah stumm und düster vor sich hin.

Der Alte fragte jetzt den Jäger: ob er nichts Näheres vernommen habe, warum sich des Fräuleins Verbindung zerschlagen? — „Ja!“ sagte Heinrich, „das sieht da wunderlich und betrübt aus. Gestern, als ich hin kam, ging ich sogleich zu dem Fräulein. Sie feierte ein Fest, ich konnte nicht gleich zu ihr; doch meinte man im Hause: ich käme zur guten Stunde, der Bräutigam sey eben von einer Reise zurück gekehrt und das Fräulein könne nun gleich mit ihm sprechen. Ich hatte mich wohl ziemlich lange in dem kleinen Hinterzimmer verweilt, da ging an der offenen Thür rasch ein Mann vorbei; ich erfuhr: es sey der Bräutigam gewesen; ich hätte ihn eher für einen Geist gehalten, so bleich sah er aus. Nicht lange darauf kam auch das Fräulein — lieber Himmel! die wankte nur — sie sah mit verweinten Augen in das Zimmer; mich, der ich ehrerbietig aufgestanden war, bemerkte sie gar nicht; sie winkte der Frau Willner, die dort im Hause ist. Diese kam endlich wieder und sagte: Guter Heinrich, mit Deinem Gesuche ist es nun nichts! Mein Fräulein läßt ihren alten Paul grüßen — Du sollst nur sagen: sie wäre nicht mehr Braut. — Sie erzählte mir nun viel von einem Testament, was sich gefunden hat; und daß der Herr Baron all seine Güter an die eigentlichen Besitzer des Schlosses abtreten soll; das Fräulein aber hat ihm gesagt: daß er sie nicht liebe, wenn er Alles fortgeben wolle, und da nahm sie ihr Wort zurück.“ — Oswald schrack zusammen; deutlich war von ihm und Bianka die Rede. Marie ahnete nicht, wie sie sein Herz traf, da sie, die kleinen Hände in einander schlagend, sagte: „Und Fräulein Bianka ließ den Bräutigam in seinem Schmerz, sie blieb ihm nicht zur Seite, da er Alles verlor? sprach ihm nicht tröstend zu?“ — Der Alte aber, der, sichtlich tief erschüttert, lange wie betend vor sich hinsah, erhob jetzt die Stimme und sagte: „Was schiltst Du nur mein liebes Fräulein, Du thörichtes Kind! Ist Alles so, wie Heinrich sagt, so werden des lieben Kindes Thränen bald getrocknet seyn.“ — „Das glaube ich auch!“ sagte Oswald mit bitterem Lachen, sprang auf und ging raschen Schrittes im Zimmer auf und nieder; dann aber, von einem schnellen Gedanken erfaßt, blieb er vor dem Greise stehen, dessen Blick ihm mißbilligend und verwundert folgte. „Ich bin Oswald von Allstein, des Fräulein Bianka di Soloni gewesener Verlobter!“ sagte er düster; „Vater, was wißt Ihr von Bianka? Ist es ein Trostwort, so legt es auf mein blutendes Herz!“

(Die Fortsetzung folgt.)

## B u n t e s.

Der Professor der Dichtkunst in Leipzig, Dr. Carl Andreas Bel, starb (am 5. April 1782) eines gewaltsamen Todes. Dieses gab dem geheimen Kriegsrath Müller Veranlassung zu folgendem boshaften Sinngedicht:

Dem Dichter, dem es nie in seinem Leben
Durch die Begeisterung gelang,
Sich von der Erde zu erheben:
Dem glückt es noch zuletzt durch einen Strang.

Als Bel bei Klotzens Tode ein Lugete Musae! anstimmte, hatte Müller folgendes Sinngedicht bereit:

Bei Klotzens Tod erscheint
Der Dichtkunst Lehrer Bel, und ruft: Ihr Musen, weint!
Die Musen ließen sich in ihrer Lust nicht stören:
Sie waren nie gewohnt, auf seinen Ruf zu hören.

Kant war ein großer Feind von Bier, und pflegte zu sagen, wenn er hörte, daß Jemand in den besten Jahren gestorben sey: „Er hat vermuthlich Bier getrunken!“ Wurde von Jemandes Unpäßlichkeit geredet, so war die Frage des Philosophen nicht fern: „Trinkt er Abends Bier?“ Er behauptete: Bier sey ein langsam tödtendes Gift; Wegschwemmung der Verdauungssäfte, Verschleimung des Blutes und Erschlaffung der Wassergefäße wären Folgen des häufigen Genusses dieses Getränks, dessen Wirkungen durch eine bequeme Lebensart noch mehr beschleunigt würden. E.

## L i e d.

Wenn die Abendglocken hallen
Und die Heerden heimwärts ziehn,
Treibt es mich, zum Thal zu wallen,
In der Abendsonne Glühn.

Ihre Scheidestrahlen schmücken
Selbst mein trauerndes Gesicht;
Und in ihren Abschiedsblicken
Sagt sie: ewig scheid' ich nicht!

Sagte, Sonne meines Lebens,
Dies auch mir dein letzter Blick? —
Kündet Ahnung nicht vergebens
Mir des Wiedersehens Glück?

Sophie.

# Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

**Berlin.** Nachdem die Oper „Emma von Roxburg", von Meyerbeer, schon in Wien und Dresden aufgeführt worden ist, und an jenem Ort, zum Theil durch Schuld des Gesang-Personals, nur unentschiedene, an diesem aber eine ausgezeichnete Aufnahme erfuhr, ist sie nun auch in Berlin, der Geburtsstadt des geschätzten Componisten, gegeben. Vielfacher Anlaß wird über dieses Werk mehr als über manches andere den Streit der Meinungen und die kritischen Stürme erregen; mit Recht übergehe ich jedoch die Beweggründe, welche bei dieser Gelegenheit besonders den zwecklosen Spott und die kritische Verfolgungssucht antreiben, aus individueller Lust: zu ärgern und zu verwunden. Nicht unbemerkt aber darf ich es lassen, daß die Aufregung dafür und dawider zum Theil aus dem allgemeinen Kampfe hervor geht, den offenbar die Deutschen mit den Italienern im Gebiete der Musik führen und der wahrscheinlich sich bald noch lebhafter verbreiten wird. Da hört man nun viel von deutscher und italienischer Musik, nebenher auch von französischer, und jede hat im Lande der Partheiungen, d. h. in Deutschland, ihre Anhänger; ja selbst der vererbten Musik bei Völkern mit geringem Cultur-Grade — welche in ihrer Kindheit mit voller Natürlichkeit durch einfache Mittel wirkt, ohne auf die Ehre Anspruch zu machen, eine Schule zu bilden — fehlen die Verehrer nicht. In Wahrheit darf man auch alle Schulen und alle National-Musik achten, wenn ihr der Grundstoff, die Poesie, nicht mangelt; wo diese waltet, mögen die Töne aus Süd oder Nord kommen, sie finden die Herzen daheim; und wo sie fehlt oder nur zuweilen einen einzelnen Blick sendet, wird man verdrießlich, wie bei dem Besuch einer geliebten Person, die eben nur kommt, um zu sagen: daß sie nicht bleiben kann. — Bei italienischer Musik ist dies oft der Fall, besonders bei der neueren, denn die ältere hat unbezweifelt mehr Gemüthstiefe, obwohl eine Bildung auf festem poetischen Wege, wie der Deutsche, ja, für seine Richtung, auch der Franzose sie hat, zwar im Volke selbst vorhanden, von den Componisten aber gar schnell nur zu Mosaik verbraucht worden ist. Die französische Musik — nebenher gesagt — ging auf der Bahn des Volksliedes, also auf der geraden, und sie hat nur, ganz national, es nicht unterlassen können, auch in ihrer Art witzig zu seyn, und deshalb die in Frankreich allbeliebte Conversation sogar mit in die Oper gezogen. Aber ihre Lully, Monsigny, Gretry, Rameau, Rousseau u. s. w. waren gute, zum Theil gründliche Lehrer, wie sie auch der Deutsche, wohl besser noch, in seinen früheren Componisten und Theoretikern (Hasse, Sebastian Bach, Händel, Graun, Kirnberger u. s. w.) hatte, was dankbar zu erkennen ist, obgleich Gluck später beiden Nationen ein höheres Vorbild wurde. Der Deutsche (ich meine das Ideal, welches wir von dem Deutschen haben) ist daran gewohnt, auch im Gefühl den Gedanken nicht ganz untergehen zu lassen; er will selbst für das Gemüth eine Verständigung und weiß nichts von Hingebung zu einem Genuß, der stets endet, sobald man aus der Sinnlichkeit sich zur Sinnigkeit erhebt. Melodie fordert er so gut und inniger noch als der Italiener; er will sie aber nicht ohne den höheren Einklang, welchen das allgemeine Empfinden für die Momente und deren Entwickelung als charakteristisch bedingt. Ein in sich zerrißenes Wesen nur läßt sich von der Einzelheit bestechen, ohne zu fragen: wie verhält sie sich zum Ganzen? und dazu bildet doch Alles, wie sich selbst, der Mensch, welcher weiß, was er will und fühlt und wo er diesen Zweck verfehlen muß, bedauert er es: daß er edle Kräfte verspielen sieht. In der Opera buffa ist dies bei den Italienern minder auffallend, indem sie hier sich von der Manier zur Natur wenden müssen und dies oft mit großem Glück thun; ihre Opera seria aber erinnert am wenigsten daran: daß dies Beiwort auch „gründlich" und „überdacht" heißt. Am besten thäte man noch, wenn man solche italienisch-musikalische Dutzend-Produkte gäbe, ohne eine verständliche Sprache bei zu fügen, oder sie durch eine Handlung erklären zu lassen; da bringt der Zuhörer das einzelne Poetische, welches sich findet, nur mit sich in Berührung, schafft sich aus den isolirt hervor springenden Funken vielleicht eine leidliche Erwärmung und der Separat-Effekt kann hier ohne unangenehme Beimischung entstehen. An das Dramatische werden die Italiener mit solcher Richtung aber höchstens streifen; denn hier ist ein Auffassen aus dem Leben, eine nüanzirte Charakteristik des Gefühls unerläßlich, und wo sich diese nicht findet, bricht man selbst der Musik, welche, einzeln betrachtet, ganz gut ist, den Stab, indem zwanzig oder dreißig an einander gereihte Musikstücke noch lange keine Oper werden. Die Italiener sind ein in Ueppigkeit übersattes Volk, das sich in den Künsten überhaupt jetzt mit dem süßen Desert begnügt von den reichen Tafeln, die auf ihrem Heimathsboden gestanden haben; und wenn sich auch allenfalls eine musikalisch-kühne Phantasie von ihnen einige Milde holen konnte, Gesetze darf man sich dort nicht geben lassen und Bildung für dramatische Musik nicht da suchen, wo man nur Conzerte veranstaltet und sie, zur Abwechselung, mitunter Opern nennt. In der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts gewann es einen Anschein, als wollten die italienischen Componisten mehr zu innerer Betrachtung sich wenden, und in Folge dessen gefielen für kurze Zeit Gluck und Mozart. Aber so wenig Jener, der durch reine Idealisirung des allgemein Verständlichen bis jetzt die höchste Poesie in der Musik gab, als dieser, der durch Romantik von innen heraus leichter allgemein anspricht, konnten sich eines dauernden Erfolgs bei den Italienern rühmen; denn bald ging jene Erhebung vorüber und jetzt ist es gänzlich dahin gediehen: daß — wie einst ein Pabst Castraten gebildet haben wollte „ad honorem dei" — die Componisten ihre eigene schaffende Kraft tödten: nur um den Sängern und Sängerinnen zu augenblicklicher Ehre zu helfen. — Wenn aber die Italiener, wie schon gesagt, unseren Componisten auch höchstens nur in Nebendingen zum Muster dienen konnen, dennoch haben sie oft schon sich ein bleibendes Verdienst um uns erworben, das nämlich: den Deutschen ihre guten Componisten empfohlen zu haben, und diesen Umstand machen sie auch bei Hrn. Meyerbeer, wenn auch, wie immer, nur unwillkührlich, geltend. Dieser Componist, der, bei großem natürlichen Beruf und nach einem ausgezeichneten Studium seiner Kunst, einige vortrefliche Werke lieferte, mußte auch wohl gewahren: daß es in Deutschland einer starken Aufrüttelung bedarf, wenn ein Talent — das mit Gediegenem sich zeigen, nicht bloß die Stimmung des Augenblicks für vergängliche Gunst benutzen will — eine Anerkennung im weiteren Kreise finden soll. Da er bei früheren Werken — die von kenntnißreichen deutschen Beurtheilern und vorzüglichen Componisten der Achtung gewürdigt sind — in der Aufnahme von den Bühnen herab vielleicht eine Unentschiedenheit bemerkte, so hat er wahrscheinlich jene Erfahrung: daß selbst Gluck und Mozart ihren Ruhm über Italien nach Deutschland brachten, benutzen wollen; auch er eilte nun dahin, auf jeden Fall sein Studium erweiternd, und der Erfolg war für ihn der günstigste, den man haben kann: denn die Italiener gesellen ihn, nach zweien Leistungen schon, zu ihren beliebtesten Componisten, und namentlich hat „Emma von Roxburg" ihm fast alle Ehrenbezeigungen gewonnen, die in solchen Fällen üblich sind. (Der Schluß folgt.)

Ein amerikanisches Blatt enthält Folgendes: Ein Brautpaar ging zur Kirche; unterweges sprach der Bräutigam, der nur zwangsweise heirathete, zu seiner Braut: „Mein Kind, ich habe Ihnen schon Manches von mir und meinen Fehlern erzählt, aber dreierlei muß ich Ihnen noch bekennen: Ich esse und schlafe allein und suche Zank, wenn er sich nicht von selbst findet." — „O!" erwiederte die Braut, „seyn Sie deshalb unbekümmert; ich werde stets eher essen als Sie, niemals allein schlafen und keine Gelegenheit zum Zank verabsäumen." (T[illegible].)






# Der Gesellschafter
oder
# Blätter für Geist und Herz.

1820. Mittwoch den 29. März. 51stes Blatt.


## Eros von Wachs.

(Nach Anakreon.)

„Kauft!“ — sagt' ein Jüngling Allen —
„In Wachs den Götterknaben;
Kauft Eros!“ — Wohlgefallen
Fand ich am Bild vor Allen:
„Was“ fragt' ich, „willst du haben?“

Er sprach: „Was kannst du geben?
Der Kauf ist leicht geschlossen;
Denn Eros quält mein Leben!“
„Die Drachme will ich geben,
Nun her den Schlafgenossen!“

Jetzt mein, ist ihm verkündet:
„Soll ich dich nicht verdammen,
Sey Flamm' in mir entzündet,
Sonst ist dir selbst verkündet
Ein schneller Tod in Flammen!“

F. W. Gubitz.

## Oswald.

(Fortsetzung.)

Der Alte schien mit seinem scharfen Blick in des Jünglings Antlitz zu suchen. „Ja, wahrhaftig!“ rief er endlich mit freudig bewegter Stimme, „das sind des Großvaters Züge — Gottlob, daß Sie mich finden!“ Er erhob sich und trat zu einem großen Schrein, den er öffnete; er zog ein Kästchen und aus demselben einen Brief hervor, legte ihn vor Allstein hin und sagte: „Hier, Herr Baron! hier ist ein Brief des Herrn Wilibald von Allstein an den jetzigen Erben seines väterlichen Schlosses; der Inhalt wird beweisen: daß Fräulein Bianka di Soloni die einzige Urenkelin meines armen Herrn ist; er legte sein Vermächtniß vertrauend in des alten Pauls Hand, ich übergebe es nun Ihnen: Gott hat Alles wohl gemacht!“

Erbleichend war Oswald zurück getreten, sein Blick hing starr an den stark versiegelten Blättern. „Gott hat Alles wohl gemacht!“ wiederholte er langsam; „o warum — warum nun, da es zu spät ist?“ Er lösete das wohlbekannte Wappen seines Hauses, fand mehrere gerichtliche Zeugnisse und daneben einen Brief, dieses Inhalts:

„Noch ist wohl der Name Wilibald im Hause Allstein nicht ganz verklungen; das Mädchen, welches diese Papiere überbringt, Bianka di Soloni, ist, wie alle beigeschlossenen Zeugnisse beweisen, die Ur-Enkelin dessen, der jenen Namen trägt. Nur wenn jeder andere Weg sich ihr verschließt, soll sie den zu meinem väterlichen Ahnensitz antreten. Hat der Besitzer nicht nur die Mauern des Schlosses, hat er auch das Herz meines Vaters geerbt, so wird er meine Bianka aufnehmen, wie der verwaiste Bernhardt von dem Vater und mir empfangen ward. Fühlt er anders, so helfe ihr Gott! — Wilibald.“

„O Paul!“ sagte Oswald dumpf, „Paul, warum hast Du Bianka nicht zu uns gebracht?“ Er hat dann den Alten: daß er Alles, Alles erzähle. — Paul ging mit ihm hinaus unter das Sternenzelt, und wie Beide auf der Bank vor dem Häuschen saßen und der Alte sich anschickte, des Jünglings Wunsch zu erfüllen, beugte dieser Stirn und Augen in die aufgestützte Hand und hörte so des Greises Rede zu, der also begann:

„Ich war ein kleiner Knabe, von langer, harter Krankheit eben genesen, aber noch kaum vermögend, von der Mutter unterstützt, einher zu schwanken, da setzte mich diese einst, an einem Sommertage, auf den Grasplatz vor unserer Hütte und ging ihren Geschäften nach. Nicht lange war ich dort, da drang der gellende Ruf: ein toller Hund! in mein Ohr; der Schreck, die Angst lähmte meine schwachen Kräfte vollends, ich konnte mich nicht bewegen; nur eines lauten Schreies war ich mächtig, als ich das wüthende Thier mit gesenktem Kopf auf mich zukommen sah. Da stürzte Baron Wilibald, im funkelnden Jägerkleide, hervor; ich drückte die Augen fest zu und ward meines Bewußtseyns beraubt. Endlich fühlte ich mich erfaßt, ich meinte: es sey der wüthende Hund und schrie laut; aber eine freundliche Stimme sagte: Sey nicht besorgt, Kleiner, ich bin es! und wie ich die Augen öffnete, lag der Hund in seinem Blute unfern von mir; der Baron aber versuchte, mich aufrecht zu stellen. Er mochte wohl an meinem bleichen eingefallenen Gesicht sehen: daß dies vergebliche Mühe sey, denn er hob mich auf seinen Arm und trug mich nach unserer Hütte. — Meine Mutter verehrte von da an den Baron wie einen Heiligen, und ich glaubte gewiß: er sey mein Schutzpatron. Als ich nun völlig hergestellt war, putzte mich die Mutter eines Tages mit meinem Sonntagsstaat, gab mir einen großen Strauß Blumen in die Hand und sagte: ich solle auf das Schloß, dem Baron Wilibald zu danken. Ich freute mich sehr; wie ich aber nun in die hohe Halle des Vorsaals trat, ward mir doch bange, und als endlich der junge Herr, bleich und rasch, aus einem Zimmer trat und an mir vorüber schritt, hatte ich nicht das Herz, ihn an zu reden; ja, ich drückte mich hinter einen Pfeiler, mochte aber dabei wohl etwas ungeschickt verfahren, denn ein Bild, was dort angelehnt stand, schlug um und der Baron wandte sich auf das Geräusch zu mir. Ich hielt ihm in meiner Herzensangst die Blumen entgegen. Ach, gnädiger Herr! sagte ich, fast weinend, ich bin der arme Paul, wegen des tollen Hundes! — Er sah mich lange an, dann nahm er den Strauß. Ich danke Dir, Kleiner! sagte er recht wunderbar, ich danke Dir, Deine Blumen sind mir ein liebes Geschenk, denke Du meiner, wenn mich hier Alles vergißt! — Diese Worte klangen mir so traurig, daß ich auf dem ganzen Wege nach Hause weinen mußte, und wie ich nachher erfuhr: Baron Wilibald sey auf immer fort, da wiederholte ich sie mir oft und konnte den guten Herrn nie vergessen. — Wie er nun bei dem Begräbniß des Vaters erschien und so recht todtenbleich neben Baron Bernhardt herging, der auch dem Sarge folgte; wie er endlich, da fast Alle schon wieder die Kirche verlassen hatten, noch immer so trübe an einen Pfeiler sich lehnte und auf die Gruft schaute, da war mir, als sollte ich zu ihm gehen und sagen: daß ich sein nie vergessen hätte. Ich begriff aber doch, daß es nicht schicklich seyn dürfte und begnügte mich, ungesehen in seiner Nähe zu bleiben. — Einige Tage vor seiner Abreise konnte ich aber den Wunsch nicht länger besiegen, der mich immer heftiger trieb, den Baron Wilibald zu bitten: er möge mir erlauben, ihn zu begleiten. Ich sagte ihm recht ehrlich, was ich fühlte, und weil er wohl durch meine Augen in mein Herz sehen mochte, versprach er: ich solle bei ihm bleiben. — Wir ritten in die Welt hinein, es bekümmerte mich wenig, wohin unser Weg ging. Paul! sagte mein Herr, da wir ein Weilchen das Schloß im Rücken hatten; Paul, ich heiße nun nicht mehr Adlstein, Du nennst mich Adlershorst! Ich ließ das gut seyn und fragte wenig nach dem Warum; später erfuhr ich wohl, es sey wegen der Familie der Frau Baronin. — Einige Tage ging es immer rasch vorwärts, ich konnte wohl merken: daß meinen Herrn die Sehnsucht trieb; endlich wand er sich eines Abends recht freundlichen Antlitzes zu mir: Sieh, Paul! sagte er, auf ein Häuschen zeigend, das unfern von uns lag: Sieh, das ist mein Schloß, meine Residenz! — Ich hatte nun immer das alte Schloß des Barons Bernhardt im Sinn behalten und in der Meinung gestanden: auch hier ein solches zu finden; so schien es mir denn ganz unwahrscheinlich, daß mein Herr hier seinen Aufenthalt haben sollte. Aber es war so; wir ritten durch eine breite schöne Allee auf das Häuschen zu, und wie nun da drinnen unser Pferdegetrappel gehört ward, erhob sich ein Freudenruf. Ein blühend schöner Knabe stürzte hervor, der Baron hob ihn zu sich auf und eilte dann einer etwas bleichen Dame entgegen, die heraus getreten war. — Ach, lieber Herr! welche frohe, welche schmerzliche Stunden habe ich in dem kleinen Thale verlebt! Junker Eberhard gewann mich bald lieb, ich mußte ihn begleiten durch Forst und Felsen. Er war endlich in Militairdienste getreten und mit seinem Regiment weit von uns weg gezogen, da ward es recht still und einsam in dem kleinen Hause. Jahre vergingen, bis einst der Herr Baron zu mir sagte: Freue Dich, Paul, Eberhard wird mir bald eine liebe Schwiegertochter bringen! Unseres guten Eberhards Ankunft verzögerte sich aber von Monat zu Monat: es wurden Jahre daraus; mein Herr hatte noch immer nicht die Schwiegertochter gesehen; und wie sie nun endlich kam, wie sie weinend vor meinem alten Herrn kniete und ihm seine kleine Enkelin entgegen hielt, ach! — da war unser Eberhard schon im blutigen Kriege unter den Schwerdtern der Feinde gefallen, da lächelten seine schönen freundlichen Augen nur aus der kleinen Eberhardine Engel-Antlitz dem tief bekümmerten Großvater entgegen. —

Unglücksfälle mancher Art trafen von da an meinen guten Herrn. Sein kleines Vermögen schmolz; die Frau Baronin kränkelte eine Weile und folgte dann ihrem Eberhard, dessen Gattin schon früher das junge Leben in ein Kloster begrub, und uns die kleine Eberhardine zurück ließ. Das Kind war nun meines Herrn und auch meine einzige Freude; leicht möglich, daß wir sie an zu viel Liebe gewöhnten: der Herr Baron sagte das auch wohl oft; wenn sie aber die kleinen Arme um seinen Nacken schlang und mit Eberhards Augen so recht bittend und freundlich ihn ansah, so mochte er doch wohl wieder meinen: er liebe sie noch lange nicht genug. — In des Kindes Herzen zog der Glaube ein: es sey überall in der Welt wie bei uns; ja als sie zur Jungfrau heran wuchs, träumte sie wohl: es gebe noch eine höhere treuere Liebe, als die unsere. In eines jungen Mannes Brust, der einst vor einem aufsteigenden Unwetter Schutz in unserem Häuschen suchte, und immer wieder kam, meinte sie diese gefunden zu haben. Schön war er, aber unser Herz hatte er nicht; der Herr und ich, wir ahneten es wohl — doch Eberhardine bat, weinte, schmeichelte, und mein Herr, auf seine Jugend zurück sehend, die ihm sagte: daß Leidenschaft über Kindesliebe gehe, sprach, größeres Unheil zu verhüten, sein Segenswort. — Die Verbindung Eberhardinens mit dem Marquis di Soloni ward gefeiert; mein Herr und ich, wir waren wohl die beiden einzigen Trauernden bei dem festlichen Mahle, und wie nun unser Liebling nach wenigen Tagen mit dem Gatten zur fernen Residenz zog, in deren Nähe er ein schönes Landhaus hatte, da wich alles Glück von uns. — Drei Mal war der Frühling wieder gekehrt; Eberhardine schrieb oft, und endlich: daß sie mit dem Gatten und der kleinen Bianka kommen werde. Und wie nun endlich der ersehnte Tag erschien, wie der Wagen vor unserem geschmückten Häuschen vorfuhr und Eberhardine nicht das Anhalten erwartete, sondern mit Lebensgefahr heraus sprang, an das Vaterherz sinkend: wohl sah ich da die zwei großen Thränen, die unter seinen grauen Wimpern hervor drangen und auf des theuren Kindes Scheitel fielen. Ihre Bianka, damals einem kleinen Engel gleich, schrie, wie die Mutter sie auf des Ur-Großvaters Arme legte, die unter der leichten Last zitterten. Ich kann Dich nicht mehr halten! sagte mein Herr voll Wehmuth: Gott wird es, der möge Dich führen auf all Deinen Wegen! — Eberhardine war nicht glücklich! und als sie nun wieder abreiste sammt dem kleinen Engel Bianka, da war es: als hätten sie des Herrn Leben mitgenommen. Kurz vor seinem Tode übergab er mir den Brief, der nun in Ihren Händen ist, und sagte: Paul, unsere Eberhardine — ach! mir ist, als würde ich sie bald in jenen lichten Räumen wieder sehen. Aber Bianka — das arme verwaiste Kind, was wird aus der? — Niemand als Du kennt meinen Namen und mein väterliches Schloß; steht sie einst vielleicht ganz verlassen, so nimm Bianka und diesen Brief, und eile nach Schloß Allstein; lebt Bernhardt noch, er wird Euch aufnehmen; wenn nicht, so ist es doch wohl sein Sohn, den Ihr trefft und auch der gedenkt vielleicht noch Wilibalds. Führt aber der Himmel Bianka andere Wege, so schweige von diesem Briefe, und wenn Du stirbst, so sorge nur vorher: daß sie meinen Willen erfährt; so lange Du aber lebst, bleib in ihrer Nähe! — Ich gelobte das und mein Herr nahm meinen Schwur mit hinüber.

(Der Schluß folgt.)

## Eine Erinnerung an Schröder.

Im April 1786 ging in Hamburg die Schauspieler-Gesellschaft aus einander, die unter Brandes und Klos gestanden hatte, und der unvergeßliche Schröder übernahm das Theater von neuem. Die Eröffnung dieser Bühne geschah mit Lessing's „Emilia Galotti", nach deren Schlusse Schröder eine Rede hielt, in der es, unter Anderem, hieß:

„Ich gebe, was ich hab' und kann;
Geliebt von mir sind alle meine Pflichten,
Und froh sey unser aller Pflicht gethan!
Nur Eu'r Gefühl, kein And'rer sey mein Richter:
Ob treu der Schönheit und Natur wir sind;
Und wenigstens erkenne Deutschlands Dichter
Auf unsrer Bühne doch sein Kind.
Ein kleiner Theil des Lobes, das uns adelt,
Ein kleiner Theil mag mir Belohnung seyn,
Und wo mit Recht dann Euer Auge tadelt,
Da sey der ganze Tadel mein.
Gebessert sey, was auch der Kenner schelte,
Gezollt dem Freundes-Rath der Dank, der ihm gebührt,
Willkommen selbst, ich sag's mit Beben, Eure Kälte,
Wenn sie nur zur Vollkommenheit uns führt."

Ein großer Theil der Zuhörer hielt die Aeußerungen dieses schönen Epilogs für Stolz; die Wahrheit fand aber nur den Mann von Talenten darin, der sich zu schätzen weiß, und der, leider! oft keine andere Belohnung als eigenes Bewußtseyn erwarten darf. E.

## Alte Gnomen.

5.
Gut macht Muth, Muth Uebermuth,
Uebermuth Hochmuth, Hochmuth Armuth,
Armuth Demuth, Demuth macht gut.

6.
Die Weiber-Schönheit, das Echo im Wald
Und der Regenbogen vergehen bald.

7.
Nimmt Bachus deinen Kopf dir ein,
Sind auch die Füße nicht mehr dein.

8.
Wein bannt die Sorgen dir doch nur bis Morgen,
Trinkst du auf Borgen, so bleiben dir Sorgen.

Haug.

## Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

Berlin. (Schluß.) Wenn es aber auch zu bewundern ist, daß ein junger Componist die nationelle Eigenthümlichkeit eines Volkes sich so schnell zu eigen machen konnte, erfreulicher noch wird es, daß man es deutlich bemerkt: er habe dieses Anschmiegen — nicht gern gethan, vielmehr mit Widerwillen seinen besseren Geist zum Opfer gebracht. Dieser innere Zwiespalt stellt hier freilich Tiefgedachtes neben Zerstücktes, innige Wahrheit neben Spielerei; aber überall findet man Anklänge, welche beweisen: daß der Componist ein bei weitem größeres, fester begründetes Talent hat, als diese Oper im Ganzen bezeugte. Viel charakteristischer, im Vergleich mit den neuesten italienischen Componisten, ist die Instrumentirung, bis auf die Ouverture, welche ein Ausbruch ironischer Parodie zu seyn scheint für solche Zuhörer, die es sich, unter Anderem, gefallen lassen: daß Rossini zu seiner ernsten Oper „Cyrus in Babylon" und zu seiner komischen Oper „der glückliche Betrug" eine und dieselbe Ouverture hat. Die Chöre und mehrstimmigen Gesänge sind zum Theil meisterhaft; so der Richter-Chor im zweiten Akt, der wahrhaft grandios gehalten ist, bis sich der Componist besinnt: daß er für Italien schreibt; so ein Terzett und das Finale des ersten Akts. Der Anfang des zweiten Akts, freilich nicht für schnelle Wirkung geschrieben, hat Verdienste hinsichtlich des deklamatorischen Ausdrucks; der Componist schickte dann, um die italienischen Forderungen sich zu versöhnen, wieder manches Conventionelle in die Klangwelt, dazwischen immer Einiges einschiebend, das besseres Zeugniß für ihn ist; aber bei dem Schlusse hat er sich wieder möglichst dem Haltungslosen gefügt. Im Allgemeinen könnte man auch glauben: er wolle eher die Italiener an gediegenere Musik zu gewöhnen versuchen, als daß er den Zweck hätte, uns mehr noch zu italisiren, und dies möchte sich dadurch bestätigen: daß der Componist — wie ich bestimmt weiß — nur sehr ungern die Aufführung dieser Oper auf deutschen Bühnen zugab. Hoffentlich hatte er es im Sinne, mit einem besseren Gruß in seine Heimath zurück zu kehren, nachdem er seinen Ruf begründet hatte in dem fernen Lande, das noch immer sich das tonangebende nennt, sobald von Musik die Rede ist. Wenn ich es nun aber, durch die Lauheit, die das deutsche Talent im Vaterlande leicht abkühlen kann, wohl begreiflich finde, daß ein junger Mann den gewöhnlichen Weg einschlägt, um sich zu helfen und den Muth zu wahren, so ist es doch nicht zu leugnen: daß dieser Weg nur Motiv seyn darf, um seinem besseren Studium Eingang zu verschaffen. Besonders muß man dies von Meyerbeer erwarten, der das Glück hat, völlig frei und unabhängig im Leben da zu stehen, von keiner Sorge bedrängt, von keiner Nothwendigkeit gebeugt; dem also kein Mittel fehlt, das Wahre und Gute in einer Kunst nach jedem Lande mit zu bringen, welches er eben besucht. Bedeutsames Talent und Unabhängigkeit dazu — wo sind hier die Gründe: sich den Forderungen der Menge hin zu geben? — wozu da die Ueberwindung: den Besseren weniger zu scheinen, als man ist, nur um der Mehrheit zu gefallen? — Eben so gewiß, als sein Ruhm in Italien unbezweifelt ist, muß jener Vorwurf ein treffender werden; da ihn aber der einsichtsvolle Componist sichtlich schon selbst fühlte, so dürfen wir überzeugt seyn: daß er sich von deutscher Gründlichkeit nicht abwendet, vielmehr bald zeigt: daß er auch uns nicht minder zu befriedigen weiß, als die Italiener. Er, der zu dem Höheren strebt, wird die Sehnsucht nach unsrer Bahn schon um deshalb nicht länger unterdrücken, weil er hoffentlich es erkennt, daß wir Deutsche nicht so schmerzlich bewegt würden bei der Erfahrung: wie man vom Auslande anerkannt und in der Heimath vernachlässigt seyn kann, wenn wir nicht fühlten: daß der Kranz, den wir auf deutschem Boden von einem schärfer prüfenden Geiste erringen, am Ende doch einen höheren Werth hat, als die Blumen, die uns der Enthusiasmus heute zuwirft und — morgen nimmt. — Hinsichtlich des Textes zu dieser Oper (die leider, statt des Rezitativs, flachen Dialog hat) ist nur zu sagen: daß, neben einigen Effekten, viel Unklares und Loses, aber wenig Scharfsinn — welcher das Bessere gern auch in geringeren Aufgaben bezweckt — zu finden ist; über die Ausführung des Ganzen auf der Berliner Bühne habe ich jedoch größtentheils nur Lob aus zu sprechen. Mad. Seidler (Emma) sang vorzüglich, bei der zweiten Aufführung noch ausgezeichneter als bei der ersten. In dieser war Mad. Schulz (Edmund) nicht bei fester Stimme, dagegen höchst verdienstlich bei der Wiederholung, obgleich die Partie durch eine Altstimme von richtigem Umfange gewinnen würde, was aber nicht der Künstlerin zur Last fällt. — Hr. Stümer (Norrest) hielt sich beide Male wacker; Hr. Blume (Olfred) war in der Wiederholung minder gut und die Chöre gelangen bei der zweiten Aufführung nicht sonderlich, bei der ersten ganz vortreflich. — Für alles Nebenwerk hatte die Intendantur mit Einsicht und Geschmack gesorgt und die Aufnahme war lebhaft und günstig. S z.

Aus Genf schreibt man Folgendes, angeblich als verbürgt: Ein junger Mensch, Namens Dunan, früher Postillon in Genf, welcher überführt worden: den Schmuck einer heiligen Jungfrau Maria entwendet zu haben, ist unlängst verurtheilt worden: daß ihm beide Hände abgehauen und er dann lebendig verbrannt werden sollte. — Sein Urtheil ward auch zu Chambery vollstreckt. (Constitut.)

Auf einem der letzten Bälle in Paris, bei Hrn. v. Grefulhe, war die Anstalt getroffen: daß nach jeder Quadrille die tanzenden Damen in einem Nebenzimmer ein Paar weiße Handschuhe, einen frischen Blumenstrauß und ein Töpfchen superfeine Schminke vorfanden. Auch zwei der berühmtesten Haarkräusler standen bereit, um die Unordnungen im Kopfputz zu verbessern. (Morn. Chron.) Das nennt man doch auf jede mögliche Verstörung gefaßt seyn!

In London wurden in den letzten sechs Monaten des Jahres 1818: 595,000 Tonnen Porter gebraut und getrunken; in den letzten sechs Monaten des Jahres 1819 gerade 100,000 Tonnen weniger, nämlich 495,000; kein erfreuliches Zeichen der Zeit in einer Stadt, wo Bier das beliebteste und allgemeinste Getränk ist. (Morn. Chron.)

Beilage: Bemerker No 6. u. Blatt d. Ankündigungen No. VI.




# Der Gesellschafter
oder
# Blätter für Geist und Herz.

1820. Freitag den 31. März. 52stes Blatt.


## Oswald.

(Schluß.)

„Bekümmert machte ich mich nun auf den Weg zu Eberhardinen. Ich wollte ihr das Geschehene so schonend als möglich berichten; wie ich aber nun vor ihr stand, wie sie, mit der Todesangst im bleichen Gesichte, mich fragte: Paul, wo ist der Vater? — da konnte ich den Thränen nicht wehren und sagte nur: Er ruht in Frieden! — Eberhardine sah mich an, sie lächelte recht seltsam, und sank dann mit erloschenen Augen vor mir nieder. Es dauerte lange, ehe wir die Ohnmächtige ins Leben zurück brachten, aber recht froh wurde sie nie wieder. Der Herr Marquis kam nach einigen Tagen aus der Residenz; er achtete wenig auf seiner Gattin Schmerz und fragte nur mit Hast nach des Verstorbenen Testament. Ich gab ihm Auskunft und er reisete fort, sich von Allem zu unterrichten. Wohl um Vieles reicher mochte er sich den Herrn Baron gedacht haben, denn als er zurück kehrte, war er finster, mürrisch, ja oft hart gegen Eberhardine. Er verkaufte das Landhaus, so viel auch seine Gattin dagegen bat, und zog mit ihr und Bianka in die Residenz; mich duldete er nur ungern im Hause, ich aber, eingedenk des, meinem guten Herrn gegebenen Worts, verschmerzte gar viel und blieb. — In der Stadt begann nun ein recht lustiges Treiben; der Herr Marquis lebte herrlich und in Freuden, Eberhardine ward jedoch immer trauriger und sorgenvoller. Es kam denn auch Alles, wie man bei dem Jubiliren voraus sehen konnte: der Marquis ward, des Geldes Fülle zurück zu bringen, ein Spieler und stürzte die Seinen nur noch tiefer in Jammer und Noth. — Auf Bianka's Kindes-Seele machten die Scenen des Mangels und des Vaters stürmische Härte, die daraus hervor ging, einen tiefen unauslöschlichen Eindruck. Oft flüchtete sie laut weinend zu mir, und ich alter Mann hatte nicht die Kraft, das Kind zu trösten; ich konnte sie nur an mein Herz drücken, das im Weh verging. — Lieber Herr Baron, wären Sie Zeuge gewesen von den Schmerzensstunden, die Bianka erlebte, hätten Sie, wie die Kleine, die bitteren Verwünschungen der Armuth gehört, hätten Sie mit ihr am Krankenlager der leidenden Mutter gestanden, die so wenig wünschte und oft das Wenige nicht hatte, die zusammen schrack, wenn sie die Schritte ihres Peinigers hörte, der mit bitteren Vorwürfen über ihre Armuth ihr Herz brach — glauben Sie mir, Sie würden Bianka nicht so streng richten. — Der Todesengel erlöste endlich Eberhardinen; ich drückte ihr die Augen zu und dachte an den Brief, den Baron Willibald mir anvertraute. Am Tage vor dem Begräbniß war ich ausgegangen, um noch Manches zu besorgen, und kehrte erst Abends zurück. Da fand ich Bianka auf den steinernen Stufen vor dem Hause sitzen: sie hatte sich fest in ihr Trauerkleidchen gehüllt und jammerte leise. Mir gingen die Töne durch die Seele; ich setzte mich zu ihr, ich weinte mit ihr. Ach, lieber Paul! sagte sie, weine doch nur nicht auch; sieh, drinnen grausete mich Alles an; der Vater hatte mich bei der Leiche allein gelassen, und die liegt nun da, so bleich, so sehr bleich.

Ich wollte wohl bei ihr bleiben und sie nicht verlassen; wie es aber immer finsterer ward, konnte ich es doch nicht, ich ging hinaus und setzte mich hieher. Es sind wohl viel Leute vorüber gegangen, sie blieben auch stehen und sahen mich an: aber Niemand tröstete mich! — Wie sie so sprach, schritt der Marquis die Straße herauf; er war heute doch etwas sanfter als sonst und gebot mir, nicht ganz so rauh wie ich es an ihm gewohnt war, ihm zu folgen. Wie wir nun in ein kleines Zimmer getreten waren, begann er davon zu sprechen: daß seines Weilens hier nicht länger seyn könne; für Bianka habe er aber gesorgt: ich solle die Kleine in einen Gasthof führen, den er mir bezeichnete, dort nach einer Frau von Holm fragen und dieser das Kind übergeben. Sie habe es einmal gesehen, lieb gewonnen und wolle es nun mit sich nehmen. Da ich hörte: daß der Dame Heimath dem Schloß Allstein nahe lag, schien es mir ein Wink des Himmels; und wie ich mit meinem Liebling nun vor der sanften Frau stand und den freundlich gerührten Blick sah, mit dem sie die kleine Waise an ihr Herz nahm, da wuchs mir der Muth, sie zu bitten: mich nicht von dem Kinde zu trennen. Die edle Frau hörte mich gütig an, wie ich ihr erzählte: daß ich schon Bianka's Ur-Vater ein treuer Diener war, daß ich von da an immer bei der Familie blieb und nun im hohen Greises-Alter ganz allein stehe, wenn sie mich von Bianka trennen wollte. Die Kleine hielt meine Hand fest in der ihren, und sah bittend und fürchtend auf die freundliche Dame. Da reichte sie mir mit einem Engels-Lächeln die Hand und sprach: Ihr bleibt bei mir und Bianka, guter Alter! — Gott gebe ihr noch heute Freude für das Wort! — Wir reisten nun hieher. Je länger ich im Hause war, je mehr überzeugte ich mich: daß mein liebes Fräulein gut aufgehoben sey. Die Sehnsucht nach dem Bruder wachte in meinem Herzen auf, ich ging zu ihm und lebe hier nun still meine letzten Tage hin. — Sehen Sie, Gott hat Alles gut gefügt! Erkennen nun auch Sie seine Wege, lieber Herr, und werfen Sie nicht Dornen und Disteln auf den Pfad, den er für Sie gütig mit Rosen bestreute."

Paul sah, indem er jetzt seine Erzählung endete, recht zuversichtlich auf den Jüngling; der aber sagte voll Schmerz: „Alter Vater, Deine Bianka hat den armen Oswald verschmäht, wie kann er um die reiche Erbin werben?" — „Lieber Herr Baron!" entgegnete der Greis; „der Lenker, der Alles bis hieher gebracht, wird es auch zum Ende führen; vertrauen Sie ihm, gleich mir, und denken Sie oft an der armen Bianka Kinderjahre." — Ein kalter Nachtwind streifte an ihnen hin; Paul erhob sich und ging, nach traulichem Gruß, langsam in das Haus. Oswald aber saß noch draußen und dachte: wie Alles gekommen war. Er begriff Bianka jetzt wohl besser, seine Empfindung war sanfter, aber sein konnte sie doch nun nimmer werden.

Oswald schrieb am andern Morgen seinem Vater, er schüttete voll kindlichen Vertrauens ihm sein Herz aus, das dennoch nicht leichter werden wollte. — Auch an Bianka noch ein Mal zu schreiben konnte er sich nicht versagen; er hatte es sich schon seit lange so schön geträumt: die Geliebte auf seiner Väter Schloß zu führen, ihr sein kleines Reich zu zeigen und dann zu sagen: „Ueber das Alles bist Du Herrin, sey Deinen Unterthanen eine gütige Mutter, sey mir eine liebe Gefährtin, eine vertraute Freundin!" Bianka war nun Besitzerin; aber nicht an der Hand der Liebe betrat sie seine väterlichen Hallen. Ihm war, als sähe er das festliche Gepränge, mit dem sie dort einziehen würde, den reichen Schmuck, das stolze kalte Gesicht, mit dem seine Phantasie sie ihm zeigte — er ließ die Feder sinken, er legte die gefalteten Hände auf das Blatt, und die brennend heiße Stirn auf diese nieder beugend, saß er lange: Bianka's Bild sollte ihm erst wieder milder und vertrauter vorschweben. Er sah nun Bianka, das Kind, wie sie, von dem schwarzen Trauerkleide umhüllt, von Schmerz und Gram erschüttert, einsam und verlassen auf des Hauses Schwelle saß, als der Tod das liebste Leben für sie gebrochen hatte; dieses Bild stimmte ihn sanfter, so erhob er sich denn und schrieb:

„Bianka! noch ein Mal vergönnen Sie mir wohl Ihnen den lieben Namen zu geben — Bianka, ich bin hier, hier bei dem treuesten Freund Ihrer Kindheit, bei dem alten redlichen Paul; der hat mir viel, recht viel erzählt. Ach, Bianka, was ich vernahm, hat meiner kranken Brust schmerzlich weh und wohl gethan. Ich richte Sie nicht mehr so streng, ich freue mich jetzt: daß die Vorsehung mir vergönnte, Ihnen das zu geben, was Sie beglückt. Die Papiere, welche ich durch einen Eilboten meinem Vater sende und die mit diesem Brief auch Ihnen übergeben werden, sie sagen Ihnen: daß der Wunsch nach Glanz, der in Ihnen lag, erfüllt ist. Glauben Sie mir, Bianka, es ist mir ein heller Trost in der Nacht meines Schicksals: daß Sie dort weilen werden, wo meine Träume Sie so gern, so oft sahen. Mein Wunsch wird ja nun erfüllt, wenn auch anders, als ich dachte. Und darum wollte ich mit dem Verhängniß zürnen? — Ist denn Bianka nicht glücklich? — Und so sey Alles, Alles gut! Leben Sie wohl; keine Erinnerung trübe Ihnen den heiteren Blick in die Zukunft, und wird das Andenken an mich in Ihnen erweckt, so sey es von der Zuversicht begleitet: daß ich in weiter Ferne mich Ihres Glücks erfreue. Oswald."

Die Briefe wurden abgesandt; Oswald aber, von innerer Unruhe getrieben, streifte durch den dichten Forst; er konnte kaum die Rückkehr Heinrichs erwarten, so sehnte er sich fort, um Militairdienste für sich zu suchen.

Ihm war, als müsse er sich in den Strudel der Welt stürzen, als könne nur ein wildes Geräusch von außen die innere Stimme seiner Brust übertönen. Und doch saß er dann wieder still bei dem Alten, der ihm Alles, Alles aus Bianka's früherem Leben erzählen mußte. Wenn er nun wieder und immer wieder von des Greises Lippen hörte: wie sie so gut, so fromm gewesen sey und wie das Geschick mit so dunklen Wolken den Himmel ihrer Kindheit getrübt habe, dann fühlte er tief: daß er nie aufhören werde, sie zu lieben.

Einst an einem heiteren Nachmittag, als die Sonne schon tiefer sank und der Greis wieder mit Begeisterung seines Lieblings gegen Oswald gedacht hatte, sprang dieser auf und ging, die Arme fest über die wogende Brust gekreuzt, raschen Schrittes zwischen den düsteren Tannen und Buchen hin. Er kam auf seinen Lieblings-Platz; wild, wie es in ihm stürmte, war es hier; hoch herab stürzte sich brausend ein Waldstrom und trieb schäumend zwischen den dicht bewachsenen Ufern hin; über ihm schlangen sich verworren die Zweige der riesigen Bäume in einander und niederes Gestripp beugte sich, wie aufhaltend, über die weißen Wellen; aber sie wogten fort und fort, und Oswald blickte ihnen düster nach. Lange hatte er, an den Stamm einer hohen Eiche sich lehnend, gestanden, da rauschte es hinter ihm in den Zweigen; er achtete nicht darauf, nur erst, als eine theure wohlbekannte Stimme seinen Namen leise schmeichelnd rief, wandte er sich erbleichend — da stand sie vor ihm, die er mit so heißen Schmerzen im Inneren trug. Schüchtern weilte sie in der Ferne, nur der flehende Blick voll Liebe flog aus den schönen Augen zu ihm hin, nur die kleinen Hände, bittend in einander geschlagen, reichte sie ihm entgegen. „Oswald!" rief sie noch einmal, der Ton drang mit schmeichelnder Zaubergewalt in seine Brust. Da aber zog auch das Bild des letzten Abends an ihm hin: wo sie ihn von sich wieß, und so trat er, die tiefe Erschütterung verbergend, ihr entgegen. „Fräulein!" sagte er ernst, „mußte das seyn? — o, hätten Sie mir diese Stunde erspart!" — „Kannst Du mir denn nicht vergeben?" flüsterte Bianka, die Augen voll Thränen zu ihm erhebend. „Ach, Oswald! ich weiß ja nun erst, wie ich Dich liebe!" — Sie neigte das schöne Haupt zu ihm, er sah in die dunklen Augen, sah in ihnen ein Gefühl, das ihm sonst den Himmel gegeben hätte, und sein Muth brach; nur der Gedanke gab ihm Kraft: daß sie die reiche Erbin, er der Güterlose sey, und mild sagte er: „Vergeben? — Bianka, ich zürne Ihnen nicht; aber unsere Wege gehen wohl nicht mehr zusammen, Sie selbst zeigten mir das, ich kann nicht mehr zurück." — „Oswald!" seufzte Bianka; „weißt Du auch, wie hart, wie so sehr hart Du bist? — O sieh, wie kann ich auf dem Schloß Allstein wohnen, ohne mir dort stündlich zu sagen: hier blühten dir die schönsten Blumen, du selbst tratest sie leichtsinnig nieder; nun sehen dich die alten Mauern kalt und drohend an — wie könnte ich dort weilen, ohne in tausend Erinnerungen meine Hölle zu finden? — Mußt Du von mir, dem thörichten Kinde, scheiden, das sein Glück verscherzte, so trenne Dich wenigstens nicht von Deinem väterlichen Schloß. Nimm die Papiere zurück, die in meiner Hand glühen und laß mich wieder die arme Bianka seyn." — Sie reichte ihm bittend den Brief des Freiherrn, der das Testament wie alle Beweise ihres Rechts einschloß. — Oswald trat zurück, voll tiefer Wehmuth sah er auf die edle, geliebte Gestalt; er kannte Bianka's Charakter, er zweifelte nicht: sie empfand in diesem Augenblick Alles ganz so, wie sie es aussprach. Des Greises Worte: „Werfen Sie nicht Dornen und Disteln auf den Pfad, den der Himmel so gütig für Sie mit Rosen bestreute!" sie schwebten ihm wie eine leise Mahnung vor. Schon wollte er den Arm erheben, sie überwunden an sein Herz zu ziehen — aber Bianka, die sein Empfinden wie seinen Blick nicht ganz verstand, wandte sich schnell und eilte dem Sturzbache zu; Oswald folgte ihr nach, aber ehe er noch die Hand erfassen konnte, die sich über die weißen Wogen streckte, ließ diese schon die inhaltsschweren Blätter sinken, welche die Fluth rauschend entführte. Oswald hielt die kleine Hand in der seinen, voll Liebe ruhte sein Blick auf dem lächelnden Mädchen. — „Nun bin ich wieder die arme Bianka!" sagte sie, den schaumbedeckten Papieren freundlich nachsehend, „und will es bleiben, meine Schuld zu sühnen!" — Sie stand nahe, ganz nahe am Ufer, der Sandstein unter ihren Füßen ward lose, er rollte zu den flüchtigen Wellen hinab; Bianka schwankte — Oswald zog sie rasch zu sich auf, an seine Brust; so standen sie lange, wohl fühlend, wie sich jetzt erst ihre Herzen gefunden hatten. — „Weisest Du die arme bereuende Bianka noch von Dir?" fragte sie endlich leise — er drückte, statt der Antwort, ihre Hand nur fester an sein seliges Herz; und bald standen sie so vor dem alten Freiherrn von Allstein, welcher mit inniger Rührung den Segen aussprach, der die Schuld seines Vaters in Liebe löste. Amalie v. Selt.

## Anekdote.

Menz (Professor der Naturlehre in Leipzig) opponirte einmal einem Magister aus Möllen, und gab ihm das Abschieds-Kompliment: daß er sein Vaterland so berühmt machen möge, als sein großer Landsmann Till Eulenspiegel. Der Magister ließ sich durch das Gelächter, welches dieser Wunsch bei den Zuhörern erregt hatte, nicht irre machen, sondern wünschte Herrn Menz dagegen: „Ut sit mens sana in corpore sano!"

E.

## Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

Paris. Hier wird fortwährend mit großem Beifall Schiller's „Maria Stuart" auf dem Théâtre françois aufgeführt. Seit Constant's „Wallenstein" hat kein aus Deutschland zu uns übergegangenes Stück so viel Aufsehen erregt (denn Rochon's „Minna von Barnhelm" ist längst vergessen); der Buchhändler Barba hat bereits das Manuscript mit 4000 Franken an sich gekauft, ein hier currenter Preis für die neuen Trauerspiele, die im Rufe stehen. Auf „Maria Stuart" hat uns schon Frau von Stael vorbereitet und aufmerksam gemacht; sie, der wir manche Hindeutung über den Unterschied zwischen klassischen und romantischen Stücken bei uns verdanken, insofern die Einführung der letzten Gattung auf der Bühne wirklich Dank verdient und sich mit französischem Gefühl und Geschmack vereinbaren läßt. Hr. Le Brun, Uebersetzer und Bearbeiter der „Maria Stuart", hat dieses insofern nicht unbeachtet gelassen und es sich zur Pflicht gemacht — mit Beibehaltung des Wesens, der Charaktere, Grundzüge und Grundschönheiten des Stücks — etwas von den Eigenheiten ab zu streifen, es den allgemeinen Regeln näher zu bringen, die Einheit des Orts zu beobachten und besonders Mortimers Rolle zu mildern. Doch, anstatt eines Urtheils, will ich Ihnen die Zergliederung des neu bearbeiteten Stücks, den Gang und Inhalt der fünf Handlungen geben. — Im ersten Akt bleibt Hr. Le Brun seinem Original äußerst, beinahe wörtlich treu, bis auf unbedeutende Abweichungen; so z. B. schickt Maria, statt des Schreibens und Bildes, dem Grafen Leicester durch Mortimer einen Ring. — Im zweiten Akt versetzt er den Schauplatz nicht nach London. Die Bühne stellt den Vorplatz von Fotheringhay vor. Leicester erscheint und meldet dem Paulett die Ankunft der Elisabeth zu einer Jagd. Hier trifft Mortimer auf ihn, richtet seinen Auftrag aus, entdeckt seinen Namen, vor welchem Leicester zurück bebt und sich von einer Zusammenkunft der beiden Königinnen mehr verspricht, als von Mortimer's Vorhaben. Elisabeth tritt in Burleigh's und Melvil's Begleitung auf (der Schotte und Katholik Melvil besitzt seit langer Zeit Elisabeths Vertrauen) und gewährt die Bitte Melvil's und Leicester's, Maria zu sprechen, obgleich Burleigh lange widerstrebt. Zuletzt wird fest gestellt: der nichts ahnenden Maria solle die Erlaubniß ertheilt werden, sich im Park zu ergehen, um frische Luft zu schöpfen, und Elisabeth solle wie von ohngefähr ihr begegnen. Leicester giebt ihr zu bedenken: welchen Sieg ihre Schönheit über die Züge der seit 20 Jahren unglücklichen Maria davon tragen würde; dieser Grund entscheidet. — Im dritten Akt erscheint Maria, und freut sich in den bekannten Stanzen ihrer augenblicklichen Freiheit; Melvil verkündet ihr die Nähe der Königin; das Uebrige der Handlung ist ganz wie im Original. — Der vierte Akt ist (wie bei Schiller) der schwächste, und im Französischen um so schwächer, da der Schauplatz in Fotheringhay bleibt. Leicester's Verbindung mit Maria wird verrathen durch einen Brief, den Paulett unter ihren Papieren gefunden und an die Königin abgegeben hat. Leicester erfährt es; um sich zu retten, spielt er die Heuchler-Rolle des treuesten Dieners der Königin und verräth Mortimer's Plan. Elisabeth schwankt zwischen Wahrheit und Trug; sie läßt beide Klagen gegen Leicester und Mortimer unentschieden, Mortimer aber verhaften, bespricht sich dann mit Burleigh und Melvil über das Schicksal der Maria, hört ihre entgegen gesetzten Meinungen an, entläßt Beide, um sich mit Gott zu berathen und unterschreibt dann das Todesurtheil; Melvil empfängt den Auftrag: ihr im Tode bei zu stehen und Leicester soll sie zum Tode führen. — Im fünften Akt ist Mortimer, durch Leicesters Anstalten, entkommen, noch ist also Hoffnung da, Maria durch ihn befreit zu sehen; unterdessen sind alle Vorkehrungen zu ihrer Hinrichtung getroffen. Die Hauptscenen des Akts: Maria's Abschied, ihre Unterredung mit Melvil und ihre letzten Worte an Leicester sind unverändert; dieser bleibt mit seinem Vertrauten Seymour allein, noch immer hoffend: daß Mortimer die Unglückliche rette. Jetzt erfährt er: daß ihn Burleigh's Soldaten ergriffen und niedergestoßen haben; er selbst sinkt todt vor Schreck und Reue in Seymours Arme. — Die Darstellenden haben bei der Aufführung viel geleistet. Demoiss. Duchesnois gab die „Maria"; Mad. Paradol die „Königin Elisabeth"; Talma den „Leicester". — Mehrere einzelne Verse wurden mit großem Beifall aufgenommen, so z. B. die Stelle, wo Melvil zu Maria sagt:

Le pardon d'un vieillard est celui de Dieu même.

Maria spricht sich über die Wandelbarkeit des Parlaments also aus:

- - - - ce même Parlament
Qui fut de Henri VIII. le servile instrument;
Que sans cesse on a vu dans toutes vos annales
Livrer aux souverains ses volontés venales,
Pardonner ou punir, absoudre et condamner
Suivant l'ordre secret qu'on daignoit lui donner;
Et soumettant Dieu même à l'humaine puissance,
Changer sous quatre rois quatre fois de croyance.

— und Mortimer sagt:

Il n'est point du serment dont Rome ne dégage —

welche Rede ebenfalls Beifallszeichen veranlaßte. — Als Nachschrift melde ich Ihnen noch: daß auch in Madrid „Maria Estuard" Trauerspiel in 5 Aufzügen, von D. Pedro du Fuen-Major, erschienen ist.

— c —.

London. John Adams gehörte zu der Mannschaft des Schiffes Bounty, welche sich vor 30 Jahren unweit den Südsee-Inseln empörte. Er, der letzte der Meuterer, lebt gegenwärtig auf Pitcairns-Insel, und übt eine Art patriarchalischer Rechte über die Einwohner aus, welche mehrentheils aus den Weibern und Kindern seiner allmählich verstorbenen Gefährten bestehen. Folgendes schreibt er an seinen Bruder Jonathan Adams, in Wapping zu London: „Liebster Bruder! Das größte Vergnügen seit meinem Aufenthalt auf dieser Insel hat mir Dein Schreiben vom 15ten Oktober 1817 verschafft. Ich verlebte jetzt 30 Jahr an diesem Ort, habe eine Frau und vier Kinder, und wenn ich an die Ursache zurück denke, weshalb ich hier bin, muß ich zweifeln: ob ich je das Eyland verlassen werde. Ich genieße eine gute Gesundheit, und wenn ich die Wunde ausnehme, die mir ein Otaheite in einer Fehde schlug, bin ich nicht 24 Stunden lang krank gewesen. Ich erfahre: daß die Missions-Gesellschaft in London einen Lehrer der christlichen Religion zu uns senden will. Bis jetzt habe ich meine Kinder, so gut ich immer gekonnt, unterrichtet, sie zum Himmelswege angeleitet, und Gottlob! mit ihnen so glücklich und ruhig gelebt, daß wir in ganzen 18 Jahren keinen einzigen Streit gehabt haben. Erhälst Du dieses Schreiben, ehe die Missions-Gesellschaft ihren Prediger hat abreisen lassen, so schicke mir mit ihm einige nützliche Sachen, so viel Du immer kannst; ich werde sie mit Dank in Empfang nehmen. Die Kiste mit Büchern, mit dem letzten ostindischen Compagnie-Schiff Hercules, habe ich von der Anstalt erhalten. Sage es ihr und gehab' Dich wohl. Pitcairns-Insel, Süd-See. 18. Januar 1819. John Adams."

In einer Abhandlung des Hrn. Fr. Baily befinden sich einige Nachrichten, die Sonnenfinsterniß am 7ten September 1820 betreffend; sie ist seit der im Jahr 1764 erfolgten und bis zu der im Jahr 1847 zu erwartenden die größte und vollständigste in einem großen Theil von Europa und, wie jene beiden (doch in England nur in den Schottlands-Inseln) ringförmig. In dieser schönen Gestalt wird sie sich den Zuschauern ebenfalls in dem ganzen Strich von Nord-Westphalen bis Süd-Deutschland zeigen. (Morn. Chron.)

Nach statistischen Berichten über die Jesuiten in Italien ergiebt sich: daß deren daselbst jetzt 300 sind. Der Provinzial-Pater Sinko zu Rom leitet die Angelegenheiten des Vereins. (Indépend.)




# Der Gesellschafter
oder
# Blätter für Geist und Herz.

1820. Sonnabend den 1. April. 53stes Blatt.


## Peter Stöpslein.

(Zur Monats-Vignette.)

1.

Die Sonne hatte für heute so eben wieder ihren Kreislauf vollendet und sank, ein purpurner Gluthball, hinter den Horizont hinab; der Mond, bescheiden ihrer erhabenen Majestät weichend, wagte noch nicht als Regent der Nacht mit seiner blitzenden Dienerschaft hervor zu treten, und blinzelte nur durch einen dünnen Wolkenschleier, als der unermüdliche junge Wanderer Ferdinand noch immer auf der Landstraße dahin zog, und, nach seinem fröhlichen Sinn, sich wenig darum kümmerte: daß der alte Thurm von Lindenstädt, wohin er sich für heute sein Ziel gesteckt hatte, noch nicht einmal in der fernsten Ferne sichtbar wurde. Heiter warf er seine Blicke bald rechts, bald links auf die schöne Landschaft, durch die sein Weg ihn führte, und zur angenehmen Zeitkürzung begann er auch jetzt wieder sein Lieblings-Liedchen, mit der hübschen Weise, die ihm sein Freund in der Heimath hatte erfinden müssen:

Ab und auf, und auf und ab
Durch die weite Welt,
Immer fort im lust'gen Trab,
Wie es mir gefällt.

Und so zieh' ich heit'ren Muths
Fort durch Berg und Thal;
Kamm' ich heut nicht an, was thuts?
Ist's ein ander Mal.

Gute Menschen treff' ich an,
Und manch hübsches Kind,
Und dem fremden Wandersmann
Sind sie wohlgesinnt.

Hündchen das begleitet treu
Mich auf jedem Schritt;
So geht's fort und fort, juchhey!
Leutchen, wandert mit!

Aber jetzt war er zu einer Anhöhe gelangt, die ihm unwiderstehlich einen Augenblick Halt zu machen gebot. Rechts und links hatten allmählig die schönen Hügel sich mehr erhöht und zusammen gedrängt und bildeten eine Schlucht, durch die das kleine Flüßchen der Gegend sich durch zu zwingen hatte, das nun ordentlich aufbrausend und wild schäumend ward, weil die Natur ihm hier ein so großes Hinderniß in den Weg legte. Eine Mühle im Grunde vollendete das romantische Bild, dessen Reiz die wundersame Abendbeleuchtung so magisch erhöhte: daß Ferdinand — Nacht, Lindenstädt und Wanderung vergessend — rasch aus seinem kleinen Ränzel sein Pergament hervor zog, um mit leichten Zügen ein bleibendes Abbild auch dieser Gegend zu den übrigen Zeichnungen sich zu verschaffen. Als er eben noch die letzten kräftigen Striche hinwarf, regte sich sein wachsamer Begleiter, sein treues Windspiel, und warf den schlanken Kopf hoch auf, in die Ferne blickend. Ferdinand sah eine Staubwolke sich erheben, und erkannte darin bald einen Wagen, der seines Weges ziemlich langsam gefahren kam. Dergleichen aber gewohnt, packte er ruhig seine fertige Skizze ein und zog pfeifend weiter.

2.

Bald hatte ihn der Wagen eingeholt. Wie er näher und näher kam, konnte Ferdinand sich das wunderliche Fuhrwerk betrachten. Zwei magere Grauschimmel zogen eine alte grüne Kutsche, die noch ein Familienstück aus dem Siècle de Louis quatorze seyn mußte. Diese großen Flügelthüren zu beiden Seiten, die ein breites vergoldetes Wappen, umzogen mit Hirschgeweihen, zierte, waren offenbar für die Reifröcke und Allongen-Perücken jener Zeit gebaut, und Ferdinand erwartete nichts, als ein Dito im Inneren der Kutsche; aber, o Himmel! — überrascht und freundlich grüßte Ferdinand, und eben so freundlich ward der Gruß erwiedert. Wagen gewinnt! dachte er, und mit einem Sprunge war er vor der Kutsche, in der ein hübsches Kind — es ist kaum glaublich! — ganz allein saß. Unser junger Freund wurde nur dreister durch diese Beobachtung, und mit allem Anstand sprach er zu der Dame: „Ihr Weg führt Sie nach Lindenstädt, holdes Fräulein?" — „Wohl, mein Herr!" — „So haben wir e i n Ziel, und o! wie glücklich würden Sie einen Wanderer machen, den jetzt die Nacht übereilt, und der eben nur reist, um Schönheiten der Natur wie der Kunst auf zu suchen, wenn Sie ihm vielleicht ein Winkelchen in Ihrem bequemen Wagen bis in das Städtchen erlaubten!" — „Mein Herr, dieser Antrag —." „Ist auffallend, ich fühle es; doch gewohnt, den geraden Weg zu gehen, schönes Fräulein, ging ich ihn auch hier, vertrauend auf mein ehrliches Herz, das Sitte und Pflicht zu achten in der Fremde nicht vergaß." — Das Lockenköpfchen machte gute Miene zum bösen Spiel und ohne weitere Komplimente saß Ferdinand der hübschen Brünette gegenüber, die ihm das glänzende Mondlicht noch eben hinlänglich beleuchtete. — „Wir haben nach Lindenstädt noch?" — „Zwei Stunden!" brummte der ausgehungerte Kutscher, der den Passagier recht gern aufgeladen hatte, indem er sich zum Dank einen silbernen Händedruck versprach. Ach! daran mocht' er wohl nicht denken, daß er vielleicht mit diesem noch einen zweiten b l i n d e n  P a s s a g i e r hatte einsteigen lassen, nämlich:

Das liebe, engelzarte Kind,
Das überall sich stets ein Plätzchen findet,
Und gar zu gern, wo Zwei beisammen sind,
Mit schönen Banden ihre Herzen bindet.

3.

Ferdinand gab nicht lange einem kalten herzlosen Gespräch Raum; nach seiner Gewohnheit zeigte er sich bald ganz, wie er war, und ließ der hübschen Begleiterin manchen hellen Blick in seine klare Seele thun. Wie aber überall, wo man dem Menschen mit einer zutraulichen Offenheit entgegen kommt, auch mit einem vertrauenden offenen Herzen erwiedert wird: weil doch das Gemüth sich freut, das kalte Gewebe des alltäglichen Lebens einmal entfernt zu sehen, also bemerkte auch Ferdinand bald: daß seine Begleiterin gesprächiger wurde, als man in der ersten Stunde einer so geschlossenen Bekanntschaft wohl erwarten sollte. Aber deutlicher mußte ihm nun auch bald ein Anstrich von Schwermuth auffallen, die aus allen Zügen des schönen Mädchens, aus ihren Reden, ihren Seufzern sprach, und die sich zu verstärken schien, je näher sie dem Orte ihrer Bestimmung kamen. Der erste Grund davon, der Ferdinand einfiel, war eine unglückliche Liebe; denn was ist es sonst, das sich irgend in das Herz eines Mädchens von neunzehn Jahren drängt? Und er überzeugte sich mehr und mehr, daß es irgend ein giftiges Gewächs sey, das sich unvermuthet in die Rosenbahn ihres Lebens eingewurzelt haben mußte, denn — sah er, im Fortgange des Gesprächs, nicht sogar das Köpfchen sich in das weiße Tuch hüllen, um die schönen Augen zu trocknen? — Ferdinand drang mit inniger Rede, die ihm jetzt ernster aus dem schon nicht mehr gleichgültigen Herzen floß, in Lisette — der Name hatte sich zufällig entdeckt — seine herzliche Theilnahme, ehe sie sich vielleicht auf immer wieder trennen müßten, nicht von sich zu weisen; auch, fügte er *hinzu*, wisse man ja: daß der Retter in der Noth oft unvermuthet erscheine; und so forderte er sie dreist auf, ihm die ihrige mit zu theilen. Lisette seufzte tief, und als sie nun endlich mit mädchenhafter Verzagtheit ihr Leiden kurz mitgetheilt hatte und für ihr Leben alle Freude verloren glaubte, da tröstete sie Ferdinand mit wahrhaftem Sinn, ja, er betheuerte ihr sogar mit kühnem Händedruck: daß er Alles wagen würde, sie zu erlösen. — Lisette war die Tochter des Försters Blum, der in seinem achtzehnjährigen Wittwerstande, einsam mit seiner Tochter auf einem Forstrevier in der Nähe von Lindenstädt lebend, bei dem biedersten Herzen doch manche seltsame Launen annahm. Das Schicksal hatte ihm nichts gegeben, als sein Aemtchen — das er seiner Meisterschaft in der edlen Jagdkunst, auf die er auch nicht wenig stolz war, verdankte — und diese Tochter, die er natürlich wie seinen Augapfel hielt, und für deren Zukunft er wunderliche Luftschlösser sich erbaut hatte. Vorzüglich war es wohl ein sorgenfreies, bequemes Alter, das der ehrliche Förster sich bedingen wollte und mußte, wenn er diesen, seinen einzigen Schatz dahin gab; und er dachte sich oft nichts Freudigeres, als wenn der Herr Schwiegersohn dereinst mit einem wohlgefüllten Wagen vor das Försterhaus zur Brautwerbung vorfahren werde; aber der auf seine Kunst stolze Waidmann, welcher Jeden, der nicht mit der Büchse um zu gehen wußte, schon etwas unter seiner Würde hielt, verlangte auch: daß seine Tochter nur einem tüchtigen Schützen die Hand geben sollte, damit er einst im

Alter, wenn sein Arm erlahmt sey, noch in seinem Sohne die Freude erlebte, die nun einmal auf Erden seine größte blieb. Und wer war glücklicher, als der gute Förster, da er den Mann gefunden hatte, welcher seine beiden innigsten Wünsche so glänzend erfüllte.

(Die Fortsetzung folgt.)

## Der schöne Lohn.

Almen, unter seinem Volke der Gute genannt, ging hinaus, seinem Sohne zu begegnen. Vor dreien Tagen hatte er den Jüngling gesendet in eine der Städte auf dem Gebirge und sehnlich harrte er seiner Rückkehr. Das Gebirge aber erhob sich an den Grenzen seines Ackers. Und Almen wandelte durch das Gefilde, und als er unter die Bäume trat, welche die Fläche der Berge überwölbten, vernahm er die Stimmen zweier Wanderer, und freudig erkannte der Greis unter ihnen die Stimme seines Sohnes. Und der zweite Wanderer sprach: „Lieber, wie weh ist mir, daß Du von mir scheidest und ich Dir nicht folgen kann, wo Du hingehest; denn Du rettetest mich aus der Gewalt meiner Feinde und die Thräne der Armen hast Du getrocknet. O so ziehe nun in Frieden! Wir aber werden Deiner gedenken und den Herrn anrufen: daß er Dich segne!“ — Und als sie geschieden waren, rief Almen seinen Sohn und sprach: „Firun, mein Sohn, sage: was ist's, daß der Herr Dich segnen soll? Gestern schon harrte ich Dein, nun aber bringst Du den Lohn mit Dir, der mich tröstet, weil Du gesegnet kommst.“ — Und Firun antwortete: „Zürne nicht, mein Vater! Siehe, Darem, zu dem Du mich gesendet, war hinweg gezogen und ich wartete einen Tag seiner Wiederkunft. Und als er kam, legte er die Summe, so Du ihm geliehen, in meine Hand und sprach: Sage Almen, dem Freunde meiner Jugend: der Herr hat mir wohlgethan um Deinetwillen; denn was Du mir geliehen, gebe ich Dir wieder und noch habe ich übrig, daß ich mein Alter vor Darben bewahre. So möge denn der Gott unsrer Väter auch die Tage Deines Alters erfreuen und Dich einst mit Frieden in die Heimath der Gerechten bringen! — Als ich ihn aber am Morgen verließ und in das Thal gelangte, welches der Strom Ilra theilt, hörte ich einen Menschen um Hülfe rufen. Und ich lief eilends und fand einen Jüngling in der Mitte zweier Männer, die ihn bedrängten; und mit diesem Stabe schlug ich den Einen, daß er zu Boden fiel, der Andere entfloh. Und ich führte den Verwundeten in seine Hütte und legte ihn an die Brust seiner Mutter; sie war aber alt und hoch betagt und das Licht ihrer Augen erloschen. Und ich verband seine Wunde und nahm einen Theil des Geldes, das ich bei mir trug und theilte es unter die Dürftigen und labte sie mit der Speise, die mir Darem auf den Weg gegeben. Nach einer Stunde aber zog ich von dannen. Und der Jüngling ließ sich nicht wehren, mich zu geleiten, bis dahin, wo Du mich gefunden.“ — Und Almen sprach: „Firun, mein Geliebter, ist Dir doch Aehnliches wiederfahren, als Saul, dem Könige Israel.“ — Und Firun antwortete: „Was ist's, mein Vater, daß Du mich gleichest Saul, dem Könige?“ — Aber der Greis erwiederte: „Siehe, Saul ging hinaus, seines Vaters Eselin zu suchen und fand ein Königreich; Du aber bist dahin gegangen, zu suchen Deines Vaters Haabe, und hast den schöneren Lohn einer edlen That gefunden!“ G. W. Groke.

## Mancherlei.

Jemand wurde von einem Betrunkenen auf der Straße beleidigt. „Ich würde ihn“, entgegnete er, „meinen Stock fühlen lassen, wenn ich nicht merkte: daß er schon einen Hieb hat.“

Conrad Celtes, der die Poesie eben so schön als wahr eine göttliche Bewegung des Gemüths nannte, sagte: er pflege nur gern mit denen Umgang und Freundschaft, die vermögend wären, ihn zu bessern, oder die er bessern könnte.“

Ein Forstmann las seinem Freunde eine Abhandlung über den Holzfrevel vor. Des Letzteren Bruder, ein junger ungestümer Mensch, war gerade zugegen und mochte sich bei dieser Vorlesung wohl sehr langweilen. „Was hörst Du daran?“ rief er seinem Bruder unwillig zu, „das ist ja lauter abgedroschenes Zeug.“ — „Desto besser!“ erwiederte der Forstmann, „so können wir den Flegel dabei entbehren.“

Bei dem Aufenthalte des Großfürsten, nachmaligen Kaisers Paul I., zu Pisa, ward ihm zu Ehren eine vom Kardinal Rezzonico gedichtete Oper aufgeführt. Als Paul die Worte vernahm: „è dunque un sogno, un ombre la grandezza de' Re!“ (So ist die Größe der Könige denn ein Traum, ein Schatten!) wandte er sich zu Rezzonico mit den Worten: „Lassen Sie diese Worte in Gold graben!“ M. Bondi.

### Rath an eine Versmacherin.

Es wollen Dir poet'sche Füße selten<br>
Nach unsren festen Regeln glücken;<br>
Soll Deine Sorg' um Füße man nicht schelten:<br>
So lerne für sie — Strümpfe stricken.

### Ein Grund.

Warum Canzlei-Styl in den Staaten?<br>
Ey, schriebe deutlich Jedermann,<br>
Was hätten unsre Räthe dann<br>
In langer Dienstzeit wohl zu rathen? Th. Laurin.

### Als Richelieu starb.

(Nach dem Französischen.)

Vor Gott erschien Herr Richelieu;<br>
Da sagte Gott sogleich: „Adieu!“ Haug.

## Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

**Wien.** Der Karneval hat an seinem Schlusse eine Berechnung der in diesem Zeitpunkte erkrankten Personen veranlaßt, welche die Zahl derselben auf 47,000 angab. Großen Theil an diesem Uebel hat die schlimme Witterung, den übrigen leider! das zweideutigste aller Vergnügen — der Fasching. Auch diesmal sind ihm theure Opfer gefallen in der Blüthe der Jahre und der Hoffnung. — Wir hören nun in der Faste den Prediger Werner an — man mußte dabei in jeder Art fasten — auch hat er jetzt nur geringen Zuspruch. — Die lythographische Anstalt zeigt täglich mehr Reife; die Drucke, welche „durch Freunde der Lythographie" heraus gegeben werden und auch so bezeichnet sind, verdienen vor allen den Vorzug. Ich werde nächstens Gelegenheit haben, über die Details dieses Instituts ausführlicher zu reden. — Die Literatur hat durch „die Mutter der Makkabäer", von Zacharias Werner, einen Zuwachs erhalten, der auf der einen Seite nicht unerfreulich genannt werden kann, auf der andern aber Trauer erweckt über einen Mann, der auf seiner poetischen Laufbahn so sehr zurück schritt. Kraft und Ueberspannung, Empfindung und Empfindelei, Arroganz und zweideutige Demuth bilden darin ein buntes Ganze. Auch Graf Riesch hat zwei Bände theatralischer Arbeiten geliefert, welche in Brünn verlegt wurden; es läßt sich indessen nicht viel Rühmliches darüber sagen. Bei der von dem Redakteur der „Zeitung für Kunst, Literatur und Mode" veranstalteten Preiswerbung hat Hoffmann (T. A.) den ersten, Präzel aus Hamburg den zweiten Platz behauptet. Von außen her bekamen wir Hoffmanns „Kater Murr", der seine Wirkung wohl nirgends verfehlen kann. — Im Hof-Theater des Schauspiels sahen wir als Neuigkeit „Ruprecht Graf von Horneck", Trauerspiel in 5 Akten von Frau v. Weissenthurn. Das Ganze steht auf den Schrauben der größten Unwahrscheinlichkeit. Zwei (!) Mädchen werden in einen Abgrund gestürzt und verletzen sich nicht einmal die Haut — vielleicht war der alte Warno aus dem bekannten Ritter-Romane der Retter — nein! sie blieben an ihren Schürzen (als Damen — Schürzen!) hängen, und ließen sich bequem hinab in die furchtbare Tiefe. Nun es geschehen viele Wunder auf — dem Theater; das Süjet scheint ehedem eine Legende gewesen zu seyn. Der schlechteste Charakter, hinsichtlich der Zeichnung, ist Horneck. Schwäche, Rohheit, Schwärmerei und Grausamkeit theilen sich in seine inkonsequente Seele, er ras't und weiß nicht warum; endlich stirbt er — gegen allen poetischen Glauben — und endlich war das Trauerspiel aus zur Freude der Zuschauer. Frau v. Weissenthurn hat sich um die Bühne bereits mannigfaches Verdienst erworben; aber die Routine, mit welcher man auf dem Theater vertraut wird, macht einem die Knall-Raketen viel zu lieb, als daß man ihnen, der Wahrheit zum Opfer, entsagen könnte. Der vorliegende Fall bewährt diese Ansicht. — * —.

**Prag.** Die adeliche Theater-Liebhabergesellschaft, welche alljährlich einige Vorstellungen zum Besten der barmherzigen Brüder und Elisabethiner-Nonnen giebt, hat auch im heurigen Jahre ihr wohlthätiges Wirken fortgesetzt, und wir sahen auf dieser Bühne die beiden kleineren Dramen von Houwald: „die Heimkehr" und „die Freistatt"; das Lustspiel „der Besuch im Narrenhause oder Bedlams Nachbarschaft" aus dem Französischen von Th. Hell; „die seltsame Entführung" von Kurländer; „Wer sucht, findet, auch was er nicht sucht" vom Frhrn. v. Steigentesch und „die Großmama" von Kotzebue. Houwalds tragische Muse hat auch bei uns zahlreiche Verehrer gefunden, und man verspricht sich sehr viel von seinem größeren, hier noch unbekannten Trauerspiel „das Bild". Möchte sich doch die Theater-Direktion entschließen, dasselbe auf zu führen, ehe es — gedruckt ist!! — Die Fastenzeit war an Conzerten nicht so reich als in früheren Jahren, und wir hatten, außer jenem des Blinden-Instituts (welches vorzügliche Rücksicht verdient, indem die Zöglinge selbst das Orchester bilden und den Beweis liefern: daß die Vorsteher dieser trefflichen Anstalt sich nicht damit begnügen, diesen Bedauernswerthen die höchst mögliche bürgerliche Brauchbarkeit zu geben, sondern auch auf Trost für ihr freudenarmes Leben bedacht sind), nur zwei des „Conservatoriums der Musik" und ein drittes, von Madam Czegka, Lehrerin des Gesanges an diesem Institut, veranstaltet. Doch haben wir Hoffnung, im künftigen Monat den kunstreichen Hummel wieder bei uns zu begrüßen und die Prager Zeitung verkündigt die nahe Ankunft des Violoncellisten Kraft aus Wien. — Auf unserer Bühne war neu: „das Alpenröschen, das Patent und der Shawl" Schauspiel in 3 Akten von Holbein, nach Clauren; es hat nicht sehr angesprochen. — Mad. Sonntag gab zu ihrer Einnahme ein — Quodlibet! in welchem die Scene aus dem „verwunschenen Prinzen", von Hrn. Adolph Bäuerle, am meisten angesprochen hat. Das Uebrige war eine Zusammenstellung von Dingen, welche größtentheils nicht an ihrem Platze standen. Den Beschluß machten Tableaux aus der böhmischen Geschichte, die wir, der schwachen Beleuchtung wegen, nicht recht sahen, mit einer poetischen Erklärung von Mad. Sonntag begleitet, welche wir, wegen undeutlichen Sprechens, nicht recht hörten. — Gegenwärtig erhalten wir, statt eines Nachspiels, die Vorstellungen eines indischen Gauklers, welche in der That durch den Anstrich und Charakter der zweiten Hemisphäre eine höchst überraschende Erscheinung gewähren. — Ferner haben wir hier ein sogenanntes Theatrum Mundi oder geographische Schaubühne, deren Besitzer die Zuschauer ersucht: „nicht über die Barriere zu steigen!" und auf dem Anschlag-Zettel eine lange Liste von Zeitungs-Nummern aufzählt, in welchen sein unbezahltes (?!) Lob steht. Auch ein recht geschickter Taschenspieler ist hier, welcher neulich eine Vorstellung zum Besten des Armenhauses gab, und die Bemerkung machte: „Zu diesem Zwecke hat Hr. Fr. Dudek seinen Saal unentgeldlich beigetragen". — Vom „Hesperus" sind in seiner neuen Gestalt bereits drei Hefte erschienen, welche unter vielen interessanten Aufsätzen auch wieder einen Beitrag haben von dem geistreichen Julius Schneller: „Ansichten der Neuesten über Weltgeschichte". Doch kommt es mir sonderbar vor: daß er hier auch Bossuet, Rollin und — Macchiavelli aufstellt. — Hr. Ritter von Grünwald zeigt an: daß bei ihm eine Original-Handzeichnung mit dem Monogramm von Albrecht Dürer zu sehen sey. — e —.




# Der Gesellschafter
oder
# Blätter für Geist und Herz.

1820. Montag den 3. April. 54stes Blatt.


## Pomp und Würde orientalischer Herrscher.

(Von dem Verfasser von „Wahl und Führung.")

Ueberall lieben die Fürsten eine Art von Gepränge; die Majestät der Herrscher scheint es zu fordern, daß sie, wo sie öffentlich erscheinen, von den Strahlen einer reicheren Herrlichkeit umleuchtet werden, als diese in den gewöhnlichen Lebens-Verhältnissen dem Menschen zu Theil wird. Das Geläute der Glocken, der Donner des Geschützes verkündet das Herannahen dessen, den das Glück über Alle erhoben; das Geräusch der Wachen, das Rasseln der Wagen, das Daherschreiten geputzter Diener und prunkender Trabanten bezeichnet seine Anwesenheit. Und glänzender noch, als die Erscheinung europäischer Großen, ist der Aufzug eines morgenländischen Herrschers, wenn er sich vor seinem Volke zeigt; denn hier gebietet es das Gesetz der fürstlichen Etikette: daß er, wie die Gottheit, unsichtbar und Allen verborgen über Alle walte; wer ihm nahet, wird selten gewürdigt, sein Antlitz zu schauen; hinter einem goldenen Gitter sitzt der Herrscher und sieht, ohne gesehen zu werden. Tiefes Schweigen, wie das Grauen des Todes, umgiebt seine Nähe, und stumm anbetend sinkt der Nahende nieder vor dem, den seine Augen zu sehen zu geringe sind. — So zeigt sich der Kaiser von China — der, selbst ein Sohn des Staubes, unter allen Herrschern der Erde über die größte Zahl sterblicher Menschen gebietet — nur bei den höchsten Festen öffentlich, und selbst dann bleibt er innerhalb den Ringmauern des Palastes, von welchen das Volk ganz umschlossen ist; und — so bemerkt Barrow — die unabsehbare Menge großer Staatsbeamten und ihre Begleiter, Alle in reiche seidene Zeuge gekleidet, welche mit den glänzendsten Farben und mit Gold und Silber gestickt sind, die Ordnung, das Stillschweigen und die Feierlichkeit, womit sie an öffentlichen Hoftagen sich benehmen, sind bei solchen Gelegenheiten auffallende Züge. — Vollkommen stimmt hiermit Staunton überein, und erzählt uns: wie hier sogar die Presse durch die Staats-Zeitung mit wirken muß, den Thron zu stützen und die Würde des Herrschers zu verherrlichen. Denn, sagt er, sie malt die Tugenden des Kaisers mit glänzenden Farben allen Unterthanen vor, und gewährt ihm den großen Vortheil: deren Gesinnungen nach seinem Willen zu lenken. Seine Pracht, seine Paläste, seine Gärten erregen keine Scheelsucht gegen einen Fürsten, dem man die allererhabensten Eigenschaften zuschreibt und den man so vorstellt, als ob er sich unablässig mit der Wohlfahrt seines Volkes beschäftige. Auch sind die, ihm zu Ehren errichteten Ceremonien keinesweges bloß nichtssagende Feierlichkeiten, sondern darauf berechnet: dem Volke Hochachtung und Pflichtgefühl für ihn ein zu flößen. Am kaiserlichen Geburtstage versammeln sich alle in Peking wohnhafte Mandarinen, mit ihren Staatskleidern angethan, im großen Palaste, und verrichten vor dem Throne die hergebrachten Niederwerfungen. Zu gleicher Zeit glimmt Rauchwerk von Sandel- und Rosenholz auf demselben, und Fleischspeisen und Getränke werden dargebracht, als ob der Herrscher, wiewohl abwesend, davon genießen könnte. — Den Ein-

druck jenes schon geschilderten Mahles des englischen Gesandten bei dem Kaiser aber beschreibt Staunton mit den Worten: „Nicht minder merkwürdig, als die Ceremonie: daß dem Kaiser die Schüsseln und Tassen von den Dienern mit hoch über das Haupt erhobenen Händen zugetragen wurden, war die feierliche, an religiöses Grauen grenzende Stille, die während des ganzen Mahles herrschte; die Gäste sprachen nicht, die Diener machten kein Geräusch. Der herrschende Charakter dieser Scene war die ruhige Würde und der nüchterne Pomp asiatischer Erhabenheit, die von europäischer Verfeinerung noch unerreicht geblieben ist."

Den Ornat des Königs von Kabul aber schildert uns Elphinstone, der neuerlich in diese, vor ihm wenig bekannten Gegenden gesandte englische Botschafter, indem er sagt: „Der König von Kabul ist ein schöner Mann, ungefähr dreißig Jahre alt, von Olivenfarbe, mit einem dicken schwarzen Barte. Der Ausdruck seines Gesichts ist würdig und einnehmend, seine Stimme hell und sein Betragen einem Fürsten angemessen. Wir meinten zuerst, daß er eine Rüstung von Juwelen trage; allein bei genauerer Untersuchung fanden wir: daß seine wirkliche Kleidung aus einer grünen Tunica mit großen Blumen in Gold und kostbaren Steinen bestand. Ueber derselben war ein großer Brustlatz von Diamanten, die wie zwei flach gedrückte Lilien zusammen gelegt waren. Einen ähnlichen Schmuck trug er an jeder Wade, große smaragdene Ringe an den Armen (oberhalb des Elbogens) und viele andere Edelsteine an verschiedenen Stellen. In einem Armringe war der Cohi-Nur, einer der größten bekannten Diamanten in der Welt. Er hatte auch einige Perlenschnüre, wie einen Quergürtel, lose umgewunden. Die Krone war ungefähr 9 Zoll hoch, nicht, nach europäischer Art, mit Edelsteinen verziert, sondern dem Anschein nach ganz und gar daraus zusammen gesetzt; aber das Ganze erschien so verwickelt und blendend: daß es schwer war, sich einen Begriff davon zu machen und unmöglich ist, es zu beschreiben. Der Thron war von Tuch und mit Perlen bedeckt; auf demselben lag ein Schwerdt und eine kleine mit Perlen besetzte Keule. Das Zimmer war auf allen Seiten offen; das Innere trugen vier hohe Säulen, in deren Mitte sich ein marmorner Springbrunnen befand. Der Boden war mit den reichsten Teppichen bedeckt, und rings an den Ecken waren Streifen von Seide, mit Gold gestickt, worauf die Chans standen. Die Aussicht aus dem Saale war schön: gleich unten ein weitläuftiger Garten voll Cypressen und anderer Bäume, und jenseits eine Ebene von dem reichsten Grün; hin und wieder glänzten Wasserstücke und schimmernde Ströme, und das Ganze ward von theils dunkeln, theils mit Schnee bedeckten Bergen begrenzt."

Der Anblick mag für die Europäer fremd und Staunen erweckend gewesen seyn; aber dennoch, wenn wir von solchem Gepränge orientalischer Herrscher lesen, wie viel höher erscheint uns nicht ein edler Fürst des Abendlandes, der, seiner inneren Majestät sich bewußt, allen äußeren Pomp, wozu die Unterthanen oft seufzend ihr letztes Scherflein beitragen, verschmäht, und, ohne hinter ein geheimes Grauen sich zu verstecken, als Mensch und Bürger lebt unter den Menschen und Bürgern!

## Peter Stöpslein.

4.

Herr Peter Stöpslein war der Auserkohrne. Aus sehr begüterter Familie entsprossen, hatte er sich bis zum Geheimen Steuer-Inspektor in Lindenstädt auf zu schwingen gewußt, und galt dort um so mehr für einen angesehenen Mann, da er durch den schweren Mammon, den ihm sein Vater hinterlassen hatte, im Städtchen zu imponiren verstand, was ihm sonst durch sein Aeußeres und seine übrigen Eigenschaften wohl schwerlich gelungen wäre.

Denn laßt Euch Stöpslein nun beschreiben,
Und — gilt die Wette? — sagt Ihr nicht:
Er soll Euch hübsch vom Leibe bleiben,
So sing' ich ihm ein großes Lobgedicht.
Seht, von den Größten war Herr Peter Stöpslein nicht;
Rein, kurz und — gut? will ich just auch nicht sagen,
Allein gedrängt, wie man's wohl nennt;
Auch hatte drum sein wacklicht Postament
Wohl grad' genug an seinem Rumpf zu tragen.
Das Männchen schien von ferne kugelrund,
So regelmäßig war das fette Bäuchlein, und
Des Rückens hohe Wölbung ihm gerundet. —
Was fänd' in Stöpsleins Zügen nicht
Lavater, der den Vatican-Apoll
In eines Frosches eklem Angesicht
Durch eine kleine Stufenfolge findet?
Der Augenbraunen struppigt wildes Haar
Beschattete das große Augenpaar,
Das weit hervor aus seinen Höhlen glänzte.
Der dicken Nase Säbelform ergänzte
Die Habichts-Physiognomie, ein Backenbart umkränzte
Sein Antlitz und vor Allem zierte diese Fratze
Der Männer großer Vorzug — eine Glatze!

Aber unser Stöpslein hatte auch noch andere Vorzüge: er war reich, reich wie Keiner in Lindenstädt, und sein Aemtchen verwaltete er unentgeldlich, nur um der Ehre willen — denn sein Titel war ihm sehr werth — und aus Vaterlandsliebe, wie er immer noch hinzu setzte. Von seinem Papa war er von Jugend auf immer mit zur Jagd genommen worden und hatte sich nach und nach einen so hohen Grad von Fertigkeit in der edlen Schützenkunst erworben, daß in ganz Lindenstädt kein besserer Treffer als Stöpslein, und er deshalb fast immer Schützen-König des Orts wurde. Seit langer Zeit war er auch schon mit dem Förster Blum bekannt ge-

wesen, und sah Lisetten vom Kind zur schönen Jungfrau heran reifen. Als diese zarte Knospe sich endlich aber zur herrlich strahlenden Blume entfaltet hatte, da schmolz die harte Rinde seines Herzens und er verfolgte nun das schüchterne Mädchen mit seinen täppischen Liebkosungen, bis er, ihrer unüberwindlichen Sprödigkeit überdrüssig, eines Morgens dem überraschten Vater seinen förmlichen Antrag vorlegte. Der ehrliche Förster, welcher den Geheimen Steuer-Inspektor immer als einen wackeren Schützen und reichen Herrn sehr hoch gehalten hatte, fühlte sich so überglücklich durch die Herablassung Stöpsleins, wie er es nannte, daß er für sein Antheil gar nicht einsah: warum hier die Hand seiner schönen Lisette zurück zu halten sey, und sie ihm gern versprach, wenn sie selbst einwilligen würde. Wie sehr angelegen es sich der Alte nun seyn ließ, das sich sträubende Töchterchen zu besseren Grundsätzen zu bewegen, läßt sich denken; mehr aber noch sah endlich das betrübte Mädchen sich genöthigt, seinen Bitten nach zu geben, wenn er das Thema seines sorgenfreien Alters abhandelte, und so hatte sie eines Abends, mit Thränen im Auge, dem Förster versprochen: seinen Befehlen kindlich zu gehorchen. Das Frei- und Königs-Schießen in Lindenstädt nun, an welchem diesmal der glückliche Steuer-Inspektor sich in seinem vollsten Glanze zu zeigen und das Meisterstück seiner Kunst ab zu legen versprach, sollte zugleich das Fest der Verlobung seyn, und — dies erklärt es: warum Lisette mit so schwerem Herzen zum Königsschießen nach Lindenstädt fuhr, wo ihr Vater, wegen Zurüstungen zum Schießfeste, schon seit gestern war.

5.

Ferdinand fand sie auf ihrem Wege dahin, der sich den beiden jungen Leuten viel schneller verkürzte, als sie es wünschten. Denn in der That hatte — wie ja überhaupt ein trauerndes Herz der beste Freipaß in die Herzen Anderer ist — auch Lisettens Wehmuth bald das noch unschuldige offene Gemüth Ferdinands zu gewinnen gewußt, und wie nun jener neckende Dritte, der richtig auch hier nicht ausgeblieben war, in der verführenden Dunkelheit nur noch dreister sein schönes Spiel treiben konnte, so war es ihm auch bald wieder gelungen, hier seine verwickelten Netze zu stricken; aber wie es ihm gelang, will ich nicht verrathen:

Wer plaudert gern aus jenem Heiligthume,
Und wer verräth die stille Sprache gern?
Und male du auch schon die schönste Blume,
Ihr zarter Duft bleibt dem Gemälde fern!

Wer kennt sie nicht, der Liebe stumme Zeichen?
Giebt sie getreu das lieblichste Gedicht?
Kann ihnen sich der Töne Pracht vergleichen?
Der Farben Zauber, weicht er ihnen nicht?

Die in Ferdinands Busen eben aufkeimende erste Liebe hatte den munteren lebenslustigen Sinn zu jener gemüthlichen ruhigen Klarheit umgestimmt, welche dem Jüngling so wohl ansteht. Aber schwer fiel dem Liebenden plötzlich der Gedanke auf's Herz: ob vielleicht Lisettens Abneigung gegen Stöpslein nur durch einen glücklicheren Nebenbuhler veranlaßt sey, und diesen peinigenden Zweifel nicht länger bergend, fragte er mit dem Tone des innigsten Gefühls seine Begleiterin: „Und Sie haben nie geliebt, holdes Mädchen?" — Verschämt sah Lisette vor sich nieder und schwieg. — Aber eben klatschte der alte Kutscher drei Mal mit der Peitsche zum Aufruf, das morsche Thor von Lindenstädt zu öffnen; und Ferdinand sah sich, Anstands halber, genöthigt, jetzt ab zu springen. Noch einmal gab er, indem er Lisettens Hand zum Abschied mit heißen Küssen bedeckte, vielleicht zu kühn und voreilig, ihr das Wort: daß er sie von dem verhaßten Joche befreien werde, und mit dieser Versicherung verließ er schnell das überraschte Mädchen.

(Die Fortsetzung folgt.)

## A n e k d o t e.

Ein neapolitanischer Nobile zeigte einem französischen Edelmann eine schöne Uhr. Der Franzose bewunderte sie. Aus Höflichkeit bot sie der Neapolitaner dem Bewunderer zum Geschenk an. Dieser, anstatt für das Anerbieten höflich zu danken — wie der Nobile erwartete — machte davon Gebrauch und steckte die Uhr in die Tasche. „Was machen Sie da?" rief der Neapolitaner betroffen; „Sie legen es ja wahrhaftig darauf an, aller Höflichkeit in der Welt ein Ende zu machen." M. Bd.

## Aus Legenden von Heiligen.

Goar aus Aquitania hängte seinen Mantel an einen Sonnenstrahl. — Als ihm der Bischof zu Trier anmuthete, er solle bewirken: daß ein unmündiges Findelkind seinen Vater nenne, nannte dieses den Bischof.

Nisibi wäre eingenommen worden, wenn nicht der Bischof Jacobus das persische Kriegsheer durch Mücken verjagt hätte.

Der heil. Jacob erhielt einen schuldlos Gehenkten lebendig am Galgen; dies wollte der falsche Richter nicht glauben, als bis zur Bestätigung die gebratenen Hühner aus einer Schüssel weg flogen.

Bischof Maternus hat in der h. Weihnacht an drei Orten: zu Cölln, Trier und Lüttich, Messe gelesen durch seines Engels Hülfe, der ihn an alle drei Orte führte.

Der heil. Sebaldus ließ in der Kälte mit Eiszapfen einheizen, und fuhr auf seinem ausgebreiteten Wettermantel über die Donau.

Als dem Bischof Corbinianus ein Bär sein weidendes Roß fraß, mußte der Bär ihm bis gen Rom statt des Pferdes dienen. Haug.

# Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

*Hamburg.* Nächst dem „deutschen Beobachter" ist auch des Herrn Georg Lotz „Flora" eingegangen; mehr aber zu bedauern ist es: daß die treflichen gehaltreichen „Kieler-Blätter" aufhören mußten; warum? davon ist noch nichts laut geworden. — Herr Claus Harms, dieser rüstige Streiter Zions, hat kaum die eine Fehde geendigt, so steht schon ein anderer Kämpfer ihm gegenüber, indem er einen hitzigen Streit mit dem Herrn Senator Witthöft in Kiel veranlaßte. Dieser hielt am 6ten Juni 1819 eine vortrefliche Rede als Wortführer der Gesellschaft freiwilliger Armenfreunde; in Folge derselben hat Hr. Harms den König von Dänemark gebeten: den Herrn Senator Witthöft nicht länger Mitglied des Consistoriums seyn zu lassen, oder ihn unter eine andere geistliche Behörde zu stellen, indem sich seine Religions-Ansichten mit denen des Senators W. nicht vertrügen. Welche geistliche Anmaßung! — Die erwähnte gehaltvolle Rede Witthöfts führt aber auch das, einem *Harms* gewiß gräulich klingende Motto: „Glaubet was ihr könnt, und übet Barmherzigkeit und Liebe!" und beginnt mit den Worten: „Unsere Gesellschaft freiwilliger Armenfreunde hat als *solche* bekanntlich keine Religion, kein von irgend einer Religions-Parthei entlehntes Glaubensbekenntniß; sie umfasset vielmehr alle Religionen, und bietet ihnen einen friedlichen Vereinigunspunkt in der Barmherzigkeit und deren Uebung. Daher vertragen sich auch freundlich in unserem Verein Moses und Muhamed, achten gegenseitig sich Luthers Bekenner und Calvins und Zwingli's. Daher gilt bei uns weder Priester noch Levit, weder seidenes Ordensband noch Läteviertes. Daher haben geistlicher Stolz und priesterliche Anmaßungen nie bei uns durchdringen können, indem bei uns nur der Mensch gilt, und wer im Menschen seinen Bruder erkennt und in Gott den liebevollen Vater unser Aller. Als Wortführer einer solchen Gesellschaft muß ich einen weiteren Horizont haben, als wer in der Kirche, im Tempel oder in der Moschee lehrt und nur das kleine Häuflein seiner Gemeinde immer vor Augen hat; ich darf und muß mich daher auf einen höheren Standpunkt stellen, damit ich, so weit es dem menschlichen Auge erlaubt ist, die Brüder alle überschaue; auf eine Höhe, deren reinere Luft freilich nicht dem engherzigen Dogmatiker zuspricht, wohl aber die gesunde Brust des wahren Menschenfreundes stärkt und erfrischt. Von diesem Standpunkte her wird mein Zuruf nicht befremden: *Glaubet* was ihr könnt, und *übet* Barmherzigkeit und Liebe!" — Daß Hr. Claus Harms sich auf jeder Seite dieser Blätter angegriffen glauben mußte und es vielleicht auch war, wird leicht Jedem einleuchten. Freuen muß man sich aber, daß ein wohlmeinender und kräftiger Mann es wagte, laut die Stimme gegen den überhand nehmenden Unsinn zu erheben und den strahlenden erhabenen Thron der Vernunft von dem Unrath zu reinigen, womit die zahlreichen Mystiker unserer Zeit ihn zu bewerfen streben. *Streben*, sage ich, denn nimmermehr wird es ihnen gelingen, alle Menschen in den lichtberaubten Standpunkt hinab zu ziehen, wo sie *anscheinend* wohlbehaglich wandeln, und endlich mit der furchtbaren Eumenide: der Selbstverachtung, ein verkümmertes Leben hin träumen. Nur Wenige, nur durch physische oder moralische Krankheit Befangene können in die Schlingen fallen, die ihnen gelegt werden, um sie des schönsten und erhabensten Geschenkes der Gottheit, ihrer *Vernunft*, zu berauben; aber selbst den Verlust dieser Wenigen kann der Menschenfreund nicht mit Gleichgültigkeit ansehen, und er muß stets die Hände ausstrecken, damit sich schon Versinkende daran klammern und dem Lichte erhalten werden. — Gewiß nur in diesem Sinne schrieb der Herr Senator Witthöft seine Rede, und so räumen wir ihr einen guten Platz ein in der literarischen Welt. — Oft wandelt mich eine geheime, aber tief gefühlte Wehmuth an, wenn ich das Treiben der heutigen Mystiker aller Art betrachte; und es mischt sich meinem Gefühl ein furchtbares, sehr betrübendes Bild bei. Ich erinnere mich dann eines schlechten englischen Romans: „der Mönch", der aber im Anfange eine schauderhafte Wahrheit enthält. Es tritt darin ein Mönch in schöner und edler Gestalt auf; seine Absicht ist, eine einfache, herzergreifende Rede zu halten, aber sein glänzendes Redner-Talent reißt ihn fort und er hält einen Vortrag, der ihn im Nu zum Abgott der Zuhörer macht. Jetzt ist er verloren; er war gut, wohlmeinend, einfach; aber er kann es nicht bleiben, denn die Schmeichelei umgarnt ihn; was früher Wahrheit, sittliche Natur in ihm war, wird zum Schein; er selbst sinkt, durch das Untergehen der Wahrheit im Inneren, von Stufe zu Stufe. Welch ein belehrendes Bild, und welche Anwendung erlaubt es! Wie mancher war herrlich, groß, rein, ehe ihn der Gifthauch der Schmeichelei berührte; wie Mancher wäre auf seinem bescheidenen Dörflein ein Gottseliger geblieben, den nun der Teufel faßt an nimmersatter Eitelkeit! — Mit Kummer wende ich mein Antlitz von den Gebrechen unserer Zeit ab, die darin mit dem Alcibiades zu vergleichen ist, von dem man sagte: er vereinige alle guten, großen, schlechten und niedrigen Eigenschaften in sich. Es ist nicht meine Meinung, durch das Obengesagte den Einzelnen oder namentlich Hrn. Claus Harms an zu greifen — nein! ich wollte wirklich im Allgemeinen reden; daher kann sich ja auch nur der getroffen fühlen, der zu treffen war. ***.

Bei Chamberi in Savoyen giebt es einen heiligen Quell in einer Grotte, welcher angeblich jede Kolik heilt. Lange vermißte man schon in dessen Nähe irgend ein heiliges Standbild, eine Mutter Gottes oder etwas Aehnliches. Neulich, als bei einem großen Sturmwind zwei heilige Schwestern und ein treuer Mönch sich eben in der Grotte befanden und vor der Quelle beteten, borstete plötzlich der Fußboden, das Wasser sprudelte hoch auf, und siehe! im Hintergrund der Grotte entstieg der Erde in majestätischer Stille ein Bild, den Himmel vorstellend, und eine Jungfrau mit dem Jesuskinde, die ganz frisch und prachtvoll gemalt war. Man rief sogleich Wunder über Wunder, die Dorfbewohner jener Gegend eilten herbei, und jetzt soll eine Kapelle bei der Grotte erbauet werden — hoffentlich zu Ehren des Maschinen-Meisters, den das nahe Kloster im Solde haben wird. (Indépend.)

Als Bonaparte zur Regierung kam, gab es nur zwei sehr mächtige Partheien: die Royalisten, welche ihn nicht wollten, und die Republikaner, welche ihn — auch nicht wollten. Nach Verlauf von 5 Monaten war indessen alles beseitigt durch das einfache Mittel: er herrschte!! (Gaz. d. Fr.)




# Der Gesellschafter
oder
# Blätter für Geist und Herz.

1820. Mittwoch den 5. April. 55stes Blatt.


## Hoffnung und Liebe.

(Nach dem Englischen.)

Frühmorgens saßen Hand in Hand
Die Lieb' und Hoffnung an dem Strand
Vom weiten Meer; doch Abschied nahm
Die Lieb', als nun der Mittag kam:
Rasch in den Nachen stieg sie ein
Und ließ die Hoffnung ganz allein.

Die Liebe sprach: „Der Erde Bild
Beschau' ich; ist mein Wunsch gestillt,
Bin auch bei dir ich froher dann!"
Und Hoffnung, die nichts weigern kann,
Entgegnet nur, mit sanftem Blick:
„O kehre ja mir bald zurück!"

Die Hoffnung weilt, bis Abend sich
Im Grauroth aus dem Meere schlich;
Und „Liebe" schreibt, mit stillem Sinn,
Sie oft im Sand' am Ufer hin;
Doch jede Welle trieb und schlug
Gar leichtlich weg den Namenszug.

Spät zeigt ein Kahn sich auf dem Meer
Und segelt zu der Hoffnung her:
Der Reichthum war es; sich're Bahn
Erzwingt sein Glanz in schwankem Kahn;
Doch Hoffnung sah nur Prunk, kein Licht:
Es war der Liebe Nachen nicht.

Ein Schifflein mit der Freundschaft naht
Und mildes Licht erhellt den Pfad;
Sie schien um Hoffnung gern bemüht,
Doch war ihr fremd: wie Liebe glüht;
Die kalte Flamme, wenn auch rein,
Kann nicht Ersatz für Liebe seyn.

Herauf zog grauenvolle Nacht;
Doch, ob die Hoffnung emsig wacht,
Kein Segel ließ sich jetzt mehr seh'n,
Vertrauen muß, wie Traum, vergehn;
Erloschen rings war jeder Stern:
Denn Liebe blieb auf ewig fern.

T. L. Secha.

## Peter Stöpslein.

6.

Der Förster Blum hatte seine Tochter lange erwartet, und zur Zeitkürzung ließ der heute besonders freigebige Wirth — sein ersehnter Herr Schwiegersohn in spe — einige Flaschen ächten alten Steinweins zur Gesellschaft herauf holen, bei welchen die beiden Alten gar lustiger Dinge geworden waren, und nun wechselseitig an den goldenen Luftschlössern bauten, welche ihnen die Zukunft verwirklichen sollte. Rasch sprangen sie aber auf, als der lauschende Störslein plötzlich den Zeigefinger weit über den in die Schultern eingepfählten Kopf hinaus warf und lachend ausrief: „Herr Papa, knatschte dort nicht eine Peitsche?" — Es war nämlich auch eine der, Stöpslein eigenthümlichen Schönheiten, daß er, wegen eines großen, weit in den Mund hinein ragenden Zahnes, den armen Buchstaben L stets mit seinem zweiten Nachfolger N vertauschen mußte, was natürlich mitunter die drolligsten Fehler gab. So konnte er sich selbst nur Peter Stöpsnein nennen, wodurch noch das letzte Wenig von Wohllaut aus seinem Namen, wie aus ihm überhaupt, verscheucht wurde. — Für diesmal hatte er sich nicht geirrt; der alte

Försterwagen kam näher gerumpelt, und die Alten eilten, Lisetten zu empfangen. „J, annerliebstes Nieschen, seyn Sie mir winnkommen in Rindenstädt!“ tölpelte dem bestürzten Mädchen der Steuer-Inspektor entgegen, und sie, seinen Gruß kaum erwiedernd, hing schluchzend am Halse des Vaters. Man hatte endlich kaum wieder Platz genommen und lange von beiden Seiten vergeblich in die stille, in tiefe Gedanken versunkene Lisette gedrungen: ihrer alten Fröhlichkeit doch jetzt, bei so glücklichen Aussichten, nicht abhold zu werden, als das Gespräch durch den Ton einer Laute unterbrochen ward, auf welcher Jemand unter den Fenstern Stöpsleins sehr kunstreich und lieblich präludirte. Dieser rückte sein Mützchen hinauf, um die ungewohnte Erscheinung besser prüfen zu können; der alte Förster trank rasch sein Glas aus und reckte mit zusammengeschlagenen Armen den Kopf hoch empor, und Lisette, welche den Zusammenhang des Ständchens wohl zu errathen wußte, harrte mit ängstlich-freudig klopfendem Herzen der kommenden Dinge. Bald begann eine schöne klangvolle Männerstimme dies Lied, welches die Gesellschaft nur zu getreu vernehmen konnte:

Klinge in den zart'sten Tönen,
Laute, durch die milde Nacht:
Klinge! und der lieben Schönen
Sey dein Liedchen dargebracht.

Ach! des Lebens schönste Jahre
Sollen ihr im Leid verblühn,
Zum Altare — nein, zur Bahre
Will sie jetzt ein Unhold ziehn!

Liebchen, harre! deine Ketten
Bricht des Treuen starke Hand,
Den, vom Joch dich zu erretten,
Dir das Schicksal zugesandt.

Lüfte, tragt den Ton der Laute
Dort hinauf der Lieben zu,
Wieget, Laute, mir die Traute
Tröstend in die schönste Ruh!

Stöpslein verbiß umsonst seinen Grimm, denn zu sichtbar trug er die Farbe desselben in dem glühenden Gesichte. Wo kam auch jetzt, fast am Vorabend seiner Verlobung, der teuflische Kobold her, von dem er bisher in seiner glücklichen Liebe niemals etwas geahnet hatte? — „Wer mag denn“, rief er, vom Sitz aufspringend, „wer mag denn der verfnuchte Nautenspiener da unten seyn?“ — und somit wackelte er auch schon die Treppe hinunter. Aergerlich riß er die Hausthür auf und steckte den Kopf hinaus; aber

Kaum war er sichtbar, als sogleich —
O weh! — ein derber Backenstreich
Den eifersücht'gen Bräutigam begrüßte!
Herr Stöpslein stampft' und schäumte; aber doch
War es ein ärg'rer Streich wohl noch:
Daß er gar obendrein die Mütze büßte,
Die ihm des Lautenschlägers derbe Hand
Mit einem kühnen Griff vom Kopf entwand.
Der Spuck, nach alter Art, ergötzte sich und lachte;
Herrn Peter aber wuchs der Schopf: er machte,
Daß er ganz still ins Haus verschwand.

Lisette hielt mit Mühe das Lachen, als sie Stöpsleins Ungemach erfuhr. Der alte Blum meinte: daß nur ein wirklicher Kobold so teufelmäßig zugeschlagen haben könnte: denn ganz deutlich sah man noch den Abdruck der fünf Finger auf der dicken Backe des Steuer-Inspektors, und dieser hatte seinen Humor durch einen Blick in den Spiegel vollends so verloren, daß man es für gerathen hielt, sich für heute zu trennen.

7.

Am folgenden Morgen, als Lisette, eben mit weiblicher Arbeit beschäftigt, neben ihrem Vater saß, der in einer alten Reisebeschreibung blätterte, klopfte es, und ein junger, schöner Mann, in nett gewählter Kleidung, trat herein. Himmel! es war der dreiste Ferdinand. Der Förster begrüßte, mit der Miene der forschenden Neugier, den unerwarteten Besuch, und Lisette wagte nicht, ihm ins feurige Auge zu schauen, als sie ihn artig zum Sitzen nöthigte. „Sie verzeihen, mein Herr und mein schönes Fräulein, einem unbekannten jungen Künstler“ — so redete Ferdinand die Beiden an — „wenn er auf eine ihm bekannt gewordene Aufforderung es wagt, sich Ihnen vor zu stellen, und Sie schreiben es wohl nur der Künstler-Eitelkeit zu, wenn er glaubt, Ihrer schweren, aber schönen Aufgabe Genüge leisten zu können. Ich weiß, mein Herr, daß Sie gesonnen sind, Ihre schöne Tochter malen zu lassen“ — Lisette blickte verschämt erröthend auf ihre Nadeln — „und indem ich meine geringe Fähigkeit zu diesem lieben Geschäfte Ihnen anbiete, erlauben Sie mir wohl, durch ein Paar Proben meiner Kunst mich bei Ihnen zu beglaubigen.“ Er entwickelte hier ein Päckchen und stellte auf einem Stuhl dem überraschten Vater — ein kühn entworfenes, frisch und lebendig gemaltes Jagdstück vor, bei dessen Anblick der Alte mit jugendlicher Hitze aufsprang, das Gemälde vom Stuhl riß und mit zwei Schritten damit an das Fenster rannte, um die üppige Kraft der Rosse, die Aufmerksamkeit der Jagdhunde, die wilde Wuth des Ebers, die Lieblichkeit der Landschaft und alle Schönheiten des Bildes zu bewundern. Seine freudigen „Ey!“ und „O!“ nahmen kein Ende, und er hörte nicht auf, den herrlichen Urheber des Gemäldes aus vollem Herzen zu preisen. Während aber der gute Förster in sein stilles Staunen versunken war, schwelgten die beiden Liebenden in süßeren Genüssen. Ferdinands glühende Blicke entzündeten hell das stille Feuer in Lisettens dunklen Augen, und das von edler jungfräulicher Schaam geröthete Köpfchen blickte nur verstohlen durch die braunen Locken zu dem lieben Jüngling empor. Aber schon trat der Vater wieder in ihren Zauberkreis und man konnte

es sich wohl leicht aus seinen Zügen enträthseln: daß er gern Besitzer des lieben Bildes gewesen wäre. — „Ich male, mein Herr, am liebsten in dieser Manier", begann Ferdinand, „und Sie erlauben mir wohl, aus der Fülle meiner Sammlung Ihnen dies Erzeugniß meiner Kunst, das Ihnen inniges Vergnügen zu gewähren scheint, als freundliche Gabe darbieten zu dürfen." — Der Förster erschrack freudig. „Kind!" rief er seiner Tochter zu, „Kind, welcher lieber Herr! Aber nein, Sie würden —." — „Wenn ich" erwiederte Ferdinand, „Sie mir dann irgend verpflichtet glauben darf, so hoffe ich: daß Sie den Auftrag, das Abbild dieses Fräuleins zu fertigen, keinem Dritten übertragen werden." — „Bewahre der Himmel, mein Charmanter!" schmunzelte der Alte, der noch immer unverwandt das wohlfeil erkaufte Jagdstück beschaute; „ey bewahre! wo fände sich in der ganzen Gegend ein besserer Maler als Sie, und wie sehr wird sich Lisettens Herr Bräutigam freuen, daß der Zufall uns einen so wackeren Künstler herbei führte."

Es war nämlich beschlossen: daß der Förster als Brautschatz dem hochbeglückten Stöpslein nur ein Gemälde der Braut mitgeben solle; Ferdinand zögerte nicht, auf die, in Lindenstädt schon seit Wochen bekannte Aufforderung des alten Blum, seine Kunst sogleich an zu bieten, und dankte seinem guten Stern, welcher ihn auch hier wieder, wie so oft schon, unerwartet begünstigte. Indessen war der Steuer-Inspektor gekommen, und Ferdinand — staunte, als er den Popanz in das Zimmer wackeln sah, und beschloß nur noch fester, seine Geliebte von diesem widrigen Joche zu befreien, koste es ihm auch, was es wolle.

(Die Fortsetzung folgt.)

## Zehen Kleinigkeiten.

Von einem Spekulanten, welcher zur Armee-Bekleidung Tuch lieferte, das nicht Farbe hielt, wurde einmal gesagt: Er ist ein Landesverräther; er stellt die Truppen verschossen vor den Feind.

Ueber den Zeitgeist, von dem man so viel spricht, läßt sich jetzt mit den zwei Zeilen entscheiden:

Was wollen Alle, groß und klein?
Regieren, nicht regieret seyn!

Die Frau eines Geizigen wollte Fenster-Vorhänge machen. „Wozu diese überflüssige Ausgabe?" fragte der Gatte. — „Ich muß ja doch Vorhänge haben in dem Zimmer, wo ich mich ankleide." — „Ey, da öffne lieber die Fenster!" entgegnete der Mann; „wenn Dich der Nachbar täglich sehen muß, wird er schon bei sich selbst Vorhänge besorgen."

Man macht auf Alles Witz- und Wortspiele; so sagte neulich Jemand von Kotzebue: „Er lebte durch Tinte und starb durch Sand.

Ein Friseur lief fast athemlos über die Straße; da wurde ein Fenster geöffnet und gerufen: „Friseur, haben Sie Zeit?" — „Ja, gnädiger Herr!" entgegnete der Gefragte, in der Meinung, er solle beschäftigt werden. — „Nun, warum laufen Sie denn so schrecklich?" sagte hierauf Jener und machte das Fenster zu.

„Ich bekomme immer einen Riesen zur Einquartierung; mein Nachbar hat stets einen kleinen Tambour oder Hautboisten, der ihn gewiß nicht halb so viel kostet!" so klagte ein Geiziger. — „Eine kräftige Natur muß man bei Ihnen einquartiren!" wurde ihm erwiedert, „denn ein schwächlicher Mensch hielte das lange Hungern nicht aus."

In L** war eine feierliche Beerdigung; die Honoratioren der ganzen Stadt folgten und der Consul B** beschwerte sich darüber: daß man ihn erst im zwanzigsten Wagen placirt habe, ganz seinem Range entgegen. Diese Eitelkeit wurde mit folgendem Sprüchlein belohnt:

Du mußtest bei dem Leichenzug
Gleich nach dem Todten kommen;
Du zeigtest längst und oft genug:
Daß dir der Geist genommen.

„Wenn ich nur den Teufel citiren könnte, um mir Geld zu schaffen!" sagte A, und B erwiederte: „Laß das! die Zeiten ändern sich und du kannst mir glauben: es giebt jetzt keine Teufel mehr, die etwas bringen, sie wollen alle gleich holen."

„Kennt ihr Avars Lieblings-Rolle?" fragte ein Student in Gesellschaft; — Jener war kein ungeschicktes Mitglied eines Liebhaber-Theaters, und es wurde nun auf den „Geizigen", „Lear", „Hamlet", „Marinelli" u. s. w. gerathen. — „Falsch!" rief der Student; „die liebste Rolle ist ihm eine Rolle — Doppel-Louisd'ors."

Ein Mensch, der in übler Lage war, sagte einmal ganz ernsthaft: „Ja, wenn alle Stricke reißen, so — erhäng' ich mich!"

Th. Laurin.

## Lehrsprüche.

1.

Nicht ertöne dein Lob dem gegenwärtigen Manne!
Und den Entferneten nicht treffe dein tadelndes Wort!
Eines ist Bosheit und niedrige Rede des Schmeichlers das Andre;
Beides befleckt den Mann, welchem nur Edles geziemt.
So erhebst du den Guten: den Lehren folgend des Guten;
Schlechtere tadelst du so: fliehend der Schlechteren Spur.

2.

Stärker bestrafst du den Feind verachtend ihn und vergessend,
Durch der Vergessenheit Hohn sinket hinab er in Nichts.

3.

Liebe willst du erheucheln und wähnest ein Mädchen zu täuschen?
Lange nicht trüget der Schein deiner erheuchelten Gluth!
Liebe willst du verbergen und wähnst die Geliebte zu täuschen?
Lange nicht birgst du die Gluth, welche das Herz dir entflammt.

4.

Das nur kränket: auch Andre des Fehls mitkundig zu wissen;
Der vergisset ihn leicht, welcher ihn selber nur kennt.

Lozow.

## Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

Münster. Einer der beiden Aerzte des seligen Stolberg in dessen letzter Krankheit, Hr. Dr. Richard zu Osnabrück, hat den Tod des Grafen in einer kleinen Schrift beschrieben, die auch Folgendes enthält: „Du wirst mich wohl einmal todt in meiner Stube finden", war einst des Grafen Rede an die Gemahlin; „aber dann seyd nicht traurig um mich, denn ich denke täglich daran." — Merkwürdig war: in den ersten Tagen der Krankheit klagte er oft seinem Arzte: daß er nicht schlafen könne, und bei dem Einschlummern immer aufgeschreckt werde, weil ihm dann stets die Schmähschrift von Voß vorschwebe. Nach dem Empfang des Abendmahls sprach er nie wieder davon. — Der letzte Tag erschien: am Morgen des 5. Dezember, bei dem Gefühl der heran nahenden Auflösung, sagte er: „Ich bin dem Ziele viel näher gekommen. Ach! dürfte ich doch sagen, wie die fromme Seele:

> Herr, mach' es, wie du willst;
> Doch Sterben ist mir lieber;
> Denn Sterben, das ist mein Gewinn,
> Den meine Seele liebt.
> Ach! gehe nicht vorüber,
> Herr! nimm du meine Seele hin."

Bei dem letzten Verse hob er seine gefaltenen Hände und die Augen zum Himmel, sagte: daß ein frommes Fräulein von Bernsdorf diese Verse in ihrer Krankheit gemacht habe, und bald darauf gestorben sey. — Seinen Arzt empfing er mit den Worten: „Wie glücklich würden Sie mich machen, wenn Sie mir sagen könnten: daß ich heute enden werde." — Später, da der zweite Arzt ihm sagte: wir haben noch gute Hoffnung, erwiederte er freundlich: „Das ist mir aber gar nicht recht." — Am Mittage berief er seine gegenwärtige zahlreiche Familie und die nächsten Hausfreunde vor das Krankenlager und redete zu ihnen dieses: „Ich bin hier vor dem Angesichte des allgegenwärtigen Gottes, des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes, und bitte diese drei Personen der heiligen Dreifaltigkeit, die ich immer angebetet habe, sie mögen uns Alle: mich, meine selige und meine jetzt noch lebende Frau, meine todten und noch lebenden Geschwister, meine todten und noch lebenden Kinder, Eidame und Schnüre, meine Neffen und Nichten, meine Enkel und Enkelinnen und uns Alle in ein Band der Liebe, durch Glauben, Hoffnung und Liebe, umschlingen; daß von diesem Häuflein keines fehle und wir Alle einst vereint werden vor dem Throne Gottes; denn ein so elender Sünder ich auch bin, gehe ich doch im Vertrauen auf Christus freudig hinüber. Alle meine Kinder und Hausgenossen, meinen herzlieben K., Hrn. G., H., N., H. M. und auch meine liebe J. bitte ich um Verzeihung wegen meiner häufigen Lieblosigkeit und des Aergernisses, das ich ihnen gegeben habe, und bitte, Gott möge den Schaden von ihrer Seele nehmen und die Folgen auf mich legen, nicht auf sie, sondern nur auf mich. Ich bitte auch alle meine Kinder und Alle, die ich eben genannt habe, so lange sie leben, für mich, für meine selige Frau, für meine Geschwister und uns Alle zu beten. Der Geist Gottes möge mich und uns Alle mit seiner Liebe erfüllen, daß wir eins seyen, wie der Vater in dem Sohne — Amen. Sollte eins meiner lieben Kinder oder meiner lieben Verwandten etwa glauben: daß irgend Jemand sich an mir versündigt oder mich beleidigt haben möchte, so beschwöre ich ihn, es nicht zu rügen, und angelegentlich für den zu beten, von welchem sie das glauben möchten." — Nach einer Pause: „Nun, meine herzlieben Kinder! wollte ich euch noch eins ans Herz legen: Wir Alle sind Menschen, wir Alle sündigen; aber haltet nur immer, wenn ihr gesündigt habet, dem Heilande euer Herz offen; werdet nie scheu vor ihm. Gott! wenn wir ihn scheuen, wen sollten wir dann nicht scheuen, und wenn wir ihm nicht trauen, wem sollten wir dann trauen? — Am Abend, bei immer abnehmender Kraft des Körpers, rief er aus: „Jesu, du Sohn Davids! erbarme dich meiner!" und darauf mit unbeschreiblich freudiger Inbrunst: „Ja! er hat sich schon meiner erbarmt, durch seine überschwengliche Barmherzigkeit ist mir erschienen der Aufgang aus der Höhe!" — Kurz darauf überfiel ihn ein Fieberschauer; er rief seinen Arzt und fragte: „Wird es wohl morgen oder übermorgen mit mir enden?" — Auf dessen Antwort: daß bei seinem lebendigen Glauben und seinem inbrünstigen Verlangen, mit Gott vereinigt zu werden, er (der Arzt) es für Unrecht halte, ihm die Ueberzeugung zu verhehlen: es werde nicht mehr Mitternacht für ihn — faßte er beide Hände desselben, drückte sie mit Kraft und sprach mit aufgerichtetem Haupte: „Lieber Doktor! ich danke Ihnen herzlich, recht herzlich danke ich Ihnen. Gelobt sey Jesus Christus —!" Mit diesen Worten sank sein Haupt auf die Seite, er war entschlafen. **.

Wien. Herr Joseph Fischer, Königl. Baierscher Hofsänger, giebt jetzt bei uns Gastrollen; da man ihn hier vor mehreren Jahren schon bewunderte und er unlängst durch seine Erfahrungen in Berlin in mancher Hinsicht viel von sich reden machte, so läßt sich denken, daß man sein Erscheinen auf der Bühne sehnlich erwartete. Seine erste Gastrolle (im Theater am Kärnthner-Thor) war „Figaro", den er, auf Begehren, gleich zwei Abende hinter einander darstellte und wobei er mit rauschendem Beifall begrüßt und begleitet wurde, auch die bekannte ihm ominöse Arie wiederholen mußte. Ferner gab er, mit gleichem Erfolge und schon nach dem ersten Akte hervor gerufen, den „Kapellmeister" in den „Dorfsängerinnen" und den „Osmin", überall lebhaft anerkannt. Ich muß gestehen, daß er, nachdem besonders ein Münchener Rezensent neulich in einer Zeitschrift sagte: „Fischer hat seine Stimme völlig verloren, man sollte ihn nur als Schauspieler benutzen" — uns überraschte, und der glänzende Erfolg dieser Darstellungen trug das Mitleiden, welches wir, nach Lesung jener Stelle, für den Künstler fühlten, auf den Kritiker über, der wahrscheinlich, im Solde italienischer Maximen, einen heimtückischen Stoß für erlaubt hält. Ich sah und hörte Hrn. Fischer zum ersten Mal, und will unverholen sagen, wie ich ihn fand. Seine Anlage der Rollen zeigt von Denkkraft und Natur; die Ausführung von vieler Darstellungsgabe und Gewandtheit, welche wohl schwerlich ein anderer Sänger in gleichem Grade haben möchte. Bei einer sehr biegsamen Stimme, mit der er große Schwierigkeiten überwindet, hat er zugleich eine herrliche Gesang-Methode, und von seiner Fertigkeit macht er den geschicktesten Gebrauch. Der seltene Umfang — er sprang mehrmals von der Höhe auf den 15ten Ton hinab und hielt ihn mit fester Sicherheit — setzte uns in großes Erstaunen, und die Art, den Ton besonders nur auf a zu bilden, welches für minder Geschickte Gefahren hat, ist ihm sehr gelungen, denn er weiß jede Manier in schönen Grenzen zu halten. — Wie wir hören, haben wir auch ernste Rollen, z. B. „Oedip" u. s. w. von ihm zu erwarten, und schon hat ihn der Graf Palfy ersucht, auf dem Theater an der Wien eine Reihe von Gastrollen zu geben. Ueberhaupt schmeichelt man sich mit der Hoffnung: ihn für immer hieher zu ziehen, und vielleicht gelingt es, da man ihm durch Einladungen in die höchsten gesellschaftlichen Cirkel seinen Aufenthalt angenehm zu machen weiß. — Unter den hiesigen Zeitblättern erscheint (schon im neunten Jahrgange) eines mit dem Titel: „Geist der Zeit" (redigirt von dem geachteten Censor W. Tilke), das, trotz seines Werthes, noch zu wenig bekannt ist. Die Absicht des Herausgebers ist, das Vorzüglichste und Neueste aus der Geschichte, Politik, Geographie, Staaten- und Kriegskunde, theils ganz oder in gedrängten Auszügen mit zu theilen, und seine Zeitschrift ist Allen zu empfehlen, die sich das Wissenswertheste von jenen Gegenständen aneignen wollen, ohne Muße und Gelegenheit zu haben, die hierüber in verschiedenen Sprachen von Zeit zu Zeit erscheinenden Werke durch zu gehen. — W —.

Die Zollbeamten zu Liverpool entdeckten kürzlich eine ganz neue Art Contrebandirung. Man fand nämlich eine Menge Kartoffeln, welche sämmtlich mit Taback gefüllt waren. (Indépend.)




# Der Gesellschafter
oder
# Blätter für Geist und Herz.

1820. Freitag den 7. April. 56stes Blatt.


## Ein Brief Abraham Gotthelf Kästner's an einen noch lebenden öffentlichen Lehrer.

(Genau nach der Handschrift mitgetheilt.)

Wohlgeborner Herr,

Insonders Hochzuehrender Herr Professor!

Vor der anwachsenden Macht des Adels fürchten Sie sich, glaube ich, etwas zu sehr. Ich will nicht leugnen, daß der Adel seine Macht mißbraucht; aber welcher Stand mißbraucht die nicht, die er hat. Kaufmann, Bürger, Handwerksmann, Bauer, eben so gut. Daher bin ich gar nicht Derjenigen Meinung, die alle Weltkugeln bevölkern wollen. Konnte Gott nichts Besseres als Menschen auf sie setzen, so war es weiser, sie öde zu lassen, denn seinen Sohn wird er doch wohl nicht auf alle Planeten aller Fixsterne herum schicken, da zu sterben. Sind aber anderswo bessere Geschöpfe als wir, nun so macht uns der Satz von Bewohnung der Weltkörper wenigstens nicht stolz. — Ueber die kantische Philosophie machen Sie sich, deucht mich, auch unnöthigen Kummer. Ich habe Wolfen und seine ältern Nachfolger studirt, spätere aber nicht, selbst Baumgarten nicht ... dessen Aesthetik ich so definirte: Eine Kunst, von Dingen, die Jeder fühlt, so zu reden, daß es Niemand versteht. — Um 1766 verlangten hier Einige: ich solle Metaphysik lesen. Ich sagte ihnen, in Leipzig hätte ich philosophische Collegia gelesen, hier aber nicht; auch mich um das, was etwa seit 1760 Philosophisches geschrieben worden, nicht sehr bekümmert; hätte auch noch nicht Lust, dieses zu thun, weil ich für mich genug Philosophie wüßte: Ein Lehrer aber sollte doch alles Neue kennen und dazu hätte ich weder Zeit noch Lust. Sie ließen aber nicht ab, und befriedigten sich damit: daß ich ihnen Wolfs deutsche Metaphysik zu erklären versprach. Es waren der Zuhörer eine viel größere Zahl, als Weber in eben dem halben Jahre hatte. Ich habe aber nicht Lust gehabt, philosophische Vorlesungen fort zu setzen, eben weil ich alle neue Grillen nicht wollte kennen lernen. — Den Leuten, die mich über die kantische Philosophie befragten, habe ich geantwortet: ich kann über ein Dutzend Sprachen von Völkern und Wissenschaften, und habe im 70sten Jahre nicht Lust, noch eine neue zu lernen.

Als die „Kritik der reinen Vernunft" heraus kam, befand Garve sich zum Besuche hier, und Heyne ersuchte ihn, das Buch zu rezensiren. Einige Tage darauf fragte ich Garve: ob er mit der Rezension fertig sey? Seine Antwort war: Er verstehe das Buch nicht. Auch mußte die Rezension durch Hißmann vollendet werden, und die Kantianer mögen wohl recht haben, zu sagen: der Rezensent habe das Buch nicht verstanden. — Ich aber fühlte keinen Beruf, ein philosophisch Buch zu studiren, das Garve nicht verstand; und da ich weiter hin immer las: Kant werde von seinen Gegnern nicht verstanden und die Kantianer selbst uneins waren, wie er zu verstehen sey, so blieb ich lieber bei einer Wissenschaft, wo man nicht forscht, wie der Satz zu verstehen ist, sondern wie man ihn findet und beweist. Ich habe auf Verlangen zum 1sten Theil von „Rosenthals mathematischem Wörterbuche" eine Vorrede

gemacht und mich darin über die Kunstwörter, die philosophische Sprache und dergl. heraus gelassen, auch von Wolfen und Crusius einiges beigebracht, und wegen der jetzigen deutsch schreibenden Philosophen, ohne sie weiter zu bestimmen, mich auf die Stelle im Anfange von Cic. Qu. Tusc., L. II. bezogen: Quorum dicuntur esse latini sane multi libri....

Sie sind nun freilich in einer schlimmen Lage, weil Sie amtswegen Philosophie lehren sollen. Ich würde es da so machen: Kants Sätze erzählen, freilich nicht verhehlen: daß mir darin nicht viel Neues vorkäme als die Sprache, indessen diese Sprache meinen Zuhörern bekannt machen, übrigens meine Ueberzeugung deswegen weder verleugnen noch ändern. Ich habe in „Eberhards philosoph. Magazine" Mehreres über die Sprache und Grundsätze in Beziehung auf Mathematik gesagt. Die Stelle finden Sie in der neuesten Ausgabe meiner Ar. Geometrie 22. Seite.

Kant hat mir die Ehre angethan, ein Paar Mal an mich zu schreiben, auch mir seine „Religion inn. d. Gr. d. bl. Vernunft" geschickt; natürlich habe ich seine Höflichkeit erwiedert. Er schrieb mir, wenn sein System völlig entwickelt wäre, würde man sehen: daß er das Leibnitzische nicht bestreiten, sondern erläutern und befestigen wolle.

Aus Rezensionen müssen Sie freilich nichts lernen wollen, sondern Kants Schriften selbst lesen und allenfalls die seiner Anhänger, welche für die besten gehalten werden; er soll Maimon das Zeugniß gegeben haben: derselbe verstehe seine Philosophie am besten, wodurch Reinhold sehr ist gedemüthigt worden. Schwab in Stuttgart hat in „Eberhards philosoph. Magazin" und „Archiv", auch in den „Schriften der Berliner Akad. d. Wissenschaften" sehr viel wider Kant erinnert. Ich habe in der Welt schon viel Secten überlebt, die Wolfische... die Philosophie bleibt — die Crusiusische, die Dariesische; ich hoffe auch noch die Kantische zu überleben. Selbst seine Anhänger thun ihm Schaden, wie allemal die Sectirer ihrem Stifter verächtliche Urtheile, die er nicht verdiente, zugezogen haben; so ging es dem Aristoteles, Wolfen, Cartesius. Der Pastor Gräfe hier liest Kantische Philosophie, nur privatissime, weil er nicht Magister ist, aber mit Beifall. Er giebt ein „katechetisches Magazin" heraus — und soll Kantische Philosophie glücklich auf Katechetik anwenden — darin hat er unlängst ein Buch rezensirt, dessen Verfasser die Kantische Philosophie für die allein wahre erklärt, und giebt ihm Beifall. Ich schrieb ihm darüber: das erinnere mich an die Zeiten, da die Theologen, Jeder in seiner Confession, die allein seligmachende Religion lehrten. Etwas Gutes hat Kant doch gestiftet: die Philosophen ein wenig tiefsinniger zu machen; denn bisher, seit dem Falle der Wolfischen Philosophie, da die Dariesische und Crusiusische nie sehr allgemein geworden waren, bestand die Erläuterung philosophischer Lehren in Geschwätz und die Beweise in Deklamationen. Lessing, als er vor mehreren Jahren, kurz vor seinem Tode, das letzte Mal hier war, sagte: die Philosophie sey so seicht geworden, daß man es allgemein empfände und sich mit dieser seichten Philosophie nicht mehr befriedigen würde. Es kann als eine Art von Prophezeihung angesehen werden. Indessen hätte es dazu keine neue scholastische Philosophie gebraucht, Philosophie mit mathematischem Geiste hätte was Besseres geleistet.

Die Rechnung des Unendlichen kam anfangs Mathematikern, die mit den älteren Methoden bekannt waren, unverständlich und überflüssig vor. Man zeigte dann: daß durch sie die Sachen leicht gefunden wurden, die sonst sehr schwer waren, und daß sie zu Erfindungen führte, die alle bisherigen Kunstgriffe überstiegen. So erhielt selbst Hugen Achtung für sie, der sie anfangs verachtete, und ohne sie so groß geworden war. Hat die Kantische Philosophie auch so was geleistet? Es muß aber nicht geprahlt, sondern bewiesen seyn. Was die Kantianer als Früchte ihrer Philosophie angeben, so viel ich davon gelesen habe, ist längst eben so gut bekannt gewesen; aber bisher ist unter den Kantianern noch kein Gelehrter, daher ist ihnen Alles neu.

Ich verharre voll Hochachtung

Ew. Wohlgeboren

Göttingen, 28. April 1794.

gehorsamst ergebenster
Kästner.

## Peter Stöpslein.

8.

Ferdinand hätte sich die schönen Stunden wohl nicht erträumt, die ihm in den nächsten Tagen so unerwartet zulächelten. Ungestört genoß er das Glück, seiner Geliebten gegenüber zu sitzen, und die liebe Pflicht, die er zu erfüllen hatte, ihr recht tief in das sprechende Auge zu blicken, sie ungestraft zu berühren, bald hier den Haarputz zu ordnen, bald dort das verhüllende Busentuch zu entfernen, könnte wohl manchem Liebenden den heimlichen Wunsch erpressen: „O, daß auch ich Maler wäre!" — Fein und listig hatte er in einem Nebenzimmer — des Lichtes wegen, wie er sagte — seine übrigen Zeichnungen, Skizzen und Gemälde aufgestellt, und beschäftigte nun hier ganze Vormittage den entzückten Förster, während ihm vor seiner Staffelei, zur Seite seiner Lisette, der ganze unendlich herrliche Freudenhimmel der ersten Liebe mit allen seinen Wonnen offen da lag. Lächelnd und kopfschüttelnd tadelte ihn zwar oft das liebende Mädchen: daß das Bild auf der Leinwand gar nicht fertig werden wollte; aber Ferdinand hatte immer so gute Entschuldigungsgründe, daß

er selbst bei dem Alten sich seiner Langsamkeit wegen rechtfertigte. Stöpslein schmunzelte sogar immer freundlich dem jungen Maler zu, und sagte: „Was nange wird, wird gut, Niebster; Nisettchen bänt schon so nange aus; es ist ja für mich, für ihren Herzens-Stöpsnein!“ Seine lästige Gegenwart vermied zwar der Maler, so viel ihm möglich; doch hatte er sich unbemerkt sehr in Stöpsleins Gunst gesetzt, dem sogar manche recht beleidigende Neckerei, an der es Ferdinands Muthwille nicht fehlen ließ, gefiel, da er sie als freundschaftlichen Scherz aufnahm. Dafür hatte ihm auch Ferdinand versprechen müssen: gleich nach dem Freischießen ihn, in Lebensgröße, gekrönt mit den Insignien des Schützen-Königs, die ihm auch jetzt wieder gewiß schienen, zu malen.

9.

Dieses Volksfest war diesmal — als wenn Alles sich zu Ferdinands Glück vereinigen sollte — durch den immer wolkenschweren und regnichten Himmel länger aufgeschoben, als der falsche Prophet, der Kalender, angeordnet hatte. — Endlich war nun aber der zwanzigste Trinitatis-Sonntag vom hohen Magistrat zu Lindenstädt als der Tag bestimmt, an welchem man das lang ersehnte Schützenfest für dieses Jahr feiern solle. Das Städtchen, vor Zeiten einmal freie Reichsstadt, bewahrte getreu und ehrte alle alten Gebräuche, welche an den Ruhm jener Zeit erinnerten, und so hatte sich von daher für das Volksfest des Frei- und Meister-Schießens mancher gar seltsame Brauch erhalten. — Auf einem freundlichen Wiesenplan unfern der Stadt lag das alte Schützenhaus, der Stolz des Ortes, das innen nach etwas veraltetem Geschmack mit den Bildern der deutschen Kaiser, der besten Meisterschützen, mit allerhand Jagdgeräth u. s. w. wunderlich verziert war. Am Haupt-Eingange las man diese alte Inschrift:

Dies Haus hier steht in Gottes Hand,
Zum goldenen Hirschen ist's genannt.
Wer geht in dieses Haus hinein,
Der soll ein guter Schütze seyn;
Wer aber Böck' schießt, dem zum Lohn
Dient unsrer Reichsstadt Lärmkanon.

Dieser närrische Vers bezog sich nämlich auf eine alte Sitte, die ein Haupt-Jubel bei diesem Volksfest wurde, und daher, so ungewöhnlich sie seyn mochte, bis jetzt noch immer nicht abgeschafft worden war. Das Ziel der Schützen war ein großer Reichs-Adler, der sich in einer Entfernung vom Schützenhause auf einer Stange hoch in die Luft erhob. In gleicher Höhe aber, ihm zu beiden Seiten, doch an dreißig Fuß von ihm entfernt, schwankten zwei lächerlich geformte schwarze Ziegenböcke, die, nur lose befestigt, bei der mäßigsten Berührung ihren hohen Standpunkt zu verlassen dahin gestellt waren. Wer denkt nicht hierbei schon an das alte, ehrliche, einen plumpen Fehler bezeichnende Sprüchwort: „Er hat einen Bock geschossen!“ — Und in der That hängt dies mit unsrer Lindenstädtschen Volkssitte zusammen; denn wer von den Schützen das Unglück hatte: daß seine Kugel sich so gar weit vom Ziel entfernte, daß sie einen der gehörnten Reichs-Wappenhalter traf und herunter purzeln machte, der war, als der unglückliche Bocks-Schütze, unwiderruflich dem Jubel des Volks überliefert, welches dann keinen Rang, keinen Stand, keine Verdienste schonte, und seine alten Rechte geltend zu machen wußte. Der Arme wurde nämlich von der Schul-Jugend des Orts umringt, mit einem alten Spottliede begrüßt, und, um andere Neckereien hier nicht auf zu zählen, bei dem Heimzug der Schützen in einen großen alten Böller gesteckt, welchen der Muthwille der Vorfahren zu diesem Behufe hatte fertigen lassen, um den Bürgern gleichsam eine warnende Mahnung zu geben: daß sie die edle und nützliche Schützenkunst nicht vernachlässigen möchten. Wirklich war es auch ein höchst seltener Fall, daß die Ordner des Festes Gelegenheit bekommen hatten, den Bocks-Orden zu verleihen und den Böller zu benutzen, und in den Annalen des Städtchens glänzten nur erst drei solche Ritter, deren Conterfei, mit allerhand Glimpf- und Schimpf-Zeichen, denn auch im Schützenhause nicht vergessen war. (Die Fortsetzung folgt.)

## Buntes.

Eine orientalische Legende berichtet: Ein Emir habe einst einem Pferde, welches sich wegen Krankheit nicht bewegen konnte, mit einem Fuße die Krippe heran gestoßen und sein Fuß kam dafür ins Paradies. — Demnach kann man auch theilweise selig werden, und es scheint, als habe von jenem Emir nur der eine Fuß etwas Menschliches gehabt.

Zu der Zeit, als in Frankreich die fünf Direktoren herrschten, hatten diese über dem Palast Luxembourg eine Sonne einhauen lassen mit dem Worte: République. Die Spottvögel bemerkten: sie sähen nun la République dans le plus beau des astres (désastre).

Piron sagte bei dem Anblick eines dicken Finanziers: Nichts ist so elastisch, als die menschliche Haut; dieser hat in der seinigen den Wohlstand von zehen Tausenden.

Gustav Adolph behauptete einmal: „Ein guter Christ kann niemals ein schlechter Soldat seyn!“ — Das ist doch eine etwas sehr egoistische Auslegung der Angabe: ein guter Christ hat auch guten Muth; indem der Satz: ein guter Christ muß Soldat werden, wenigstens nicht aus der Bibel zu beweisen ist. — Uebrigens hatte Gustav Adolph in solchen Dingen freilich eine eigene Ansicht, denn er soll auch geäußert haben: „Gott giebt den Sieg nicht sowohl der gerechten Sache, als der demüthigen Bitte.“ — Er betrachtete demnach Gott als ein Bild weltlicher Majestät! Th. Laurin.

# Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

**Theater-Bericht aus Braunschweig.** II. Oft wurde die Welt mit der Bühne verglichen, warum also nicht auch einmal die Bühne mit der Welt? In der letzteren aber kommen einige Fragen nicht selten vor: 1) Wer macht es? 2) Gegen wen gilt es? 3) Wer soll mit seiner Rolle anrennen? — Sehr erfreulich ist es mir daher, berichten zu können: daß bei uns nicht Rezensenten, sondern die Verwaltungs-Commission des neuen Theaters die rechte Instanz seyn würde, erforderlichen Falls sowohl der ästhetischen Direktion als auch den Mitgliedern der Bühne laut zu bescheinigen: ob jene Fragen zu thun hier oft sich Veranlassung angeboten habe. Es ist unter allen Umständen hochachtbar und rühmlich, wenn die persönlichen Verhältnisse einer Bühne sich einzig und allein dem ästhetischen Zwecke hingeben. Dies kann um so weniger seine günstige Wirkung bei einem Publikum verfehlen, das sein Theater wirklich und im besten Sinne des Worts begünstigt, wie dies hier der Fall ist. Denn obgleich die ästhetische Einheit für sich besteht und bestehen kann und bestehen soll, so würden doch persönliche Parteiungen am Ende die Kunst entweder nur in die Sache der Eitelkeit oder der Intrigue verwandeln, und bewirken: daß es gleichgültig wäre, was gespielt würde, und daß es nur darauf ankäme: welche persönlichen Parteiungen an dem oder an jenem Abende angeregt würden, um das Publikum an zu ziehen oder ab zu stoßen, ihm den Süd- oder Nord-Pol des theatralischen Magnets zu zu wenden. So lange die Bühnen-Beleuchtung noch zum Theil vom Proszenio und von unten herauf kommt, so lange beruht unvermeidlich auch der ästhetische Bühnen-Einklang in der Hingebung eines Jeden, seinem Verhältnisse nach, zu dem gemeinschaftlichen Zweck, und macht Jeden verantwortlich bis hinan zum Direktor. Mich als Rezensenten und Zuschauer freut es daher jederzeit, wenn ich einen sprechenden Beweis der Unpartheilichkeit wahrnehme. — Meinen kurzen Bericht wende ich heute auf einige Bemerkungen rücksichtlich der Oper an. Als Sängerin genießt dermalen Demoiselle Fischer einen Vorzug bei dem Publikum, ohne sich von ihm verziehen zu lassen, was dem schier männlichen Sinne dieser hochachtbaren Künstlerin zum größten Lobe gereicht, wie ihr selbst derjenige präsumirte Neid bezeugen muß, welcher huldiget, indem er zu beneiden vorgiebt. Schon andere Rezensenten erwähnten der musikalischen Kenntnisse dieser Künstlerin, die sich vielfach beurkunden. Mir kommt sie am gediegensten vor, wenn sie, wie in der „Vitellia", dem einfach-erhabenen Ausdruck sich ergiebt. In der Sphäre des Naiven besitzt die Bühne in Madam Schmidt eine wiederholt anerkannte Sängerin und Darstellerin, die dem Publikum noch lange erwünscht zu bleiben vermag. Vormals war eine seltene Vereinigung für die Oper hier: 1) Hr. Bader, der uns verläßt; 2) Hr. Günther, der hoffentlich bald wieder kommt; 3) Hr. Wehrstedt, der sich hier zu wackeren Leistungen neu ermuthigte; 4) Hr. Kiel, der jetzt von der Bühne abgeht, ihr aber einen Zögling, Hrn. Boucher, zurück läßt, und eine Singschule zu errichten gedenkt; 5) Mad. Schmidt, damals schon der Liebling des Publikums; 6) Demoiss. Pohlemann, jetzt in Hamburg und gewiß mit Recht ausgezeichnet; hierzu kam 7) Demoiss. Fischer. Damals hätte ein hiesiger Compositeur für diesen Verein, nach dessen Eigenthümlichkeiten, componiren sollen und es würde etwas sehr Vorzügliches haben entstehen können. Denn solcher Verein paßt vielleicht nicht in alle vorhandenen Opern, ist auch für viele nicht zahlreich genug, hatte aber so viel Glückliches, daß er so hätte erhalten werden sollen. Ein Compositeur konnte in allen Opern hier viel thun! Es bleibt ewig wahr: entweder wählt man die Künstler nach den Gedichten, oder umgekehrt, oder nach beiden, oder nach keinen von beiden, sondern einseitig, parteilich, zufällig! — Dies sind vergangene Dinge, von denen ich redete und sie liegen daher schon in der Geschichte unsers Theaters offenkundig da; man kann dabei die allgemeine Meinung nicht leicht verfehlen, und ich hoffe: daß man künftig, sobald die Oper vollständig seyn wird, nachholen werde, was versäumt zu seyn schien. — Hrn. Bachmann werde ich bei dem Lustspiele zu erwähnen Gelegenheit haben. Hr. Moller jun. hat eine angenehme Baßstimme und bildet sie mit Glück aus. Auch ist vor Kurzem Hr. Mühling engagirt worden, der es weiß, daß er nur ein Anfänger in der Kunst ist. Er darf sich Rollen, welche Heroismus darstellen, vorerst nicht zumuthen, wenn er seine Stimme benutzen will. Demoiss. Sophie Seconda endlich besitzt eine schöne Altstimme und ihre Bemühung, sich aus zu bilden, ist nicht zu verkennen. Dr. G. Frhr. von Seckendorf, Professor.

**Leipzig.** Unsere Bühne leidet seit einiger Zeit Verluste; Herr Lowe, ein sehr routinirter Schauspieler, setzte sich auf das hohe Pferd, und man konnte es der Direktion nicht verargen: daß sie ihn fallen ließ. Die Schauspieler sind im Verhältniß zu den Künsten und Wissenschaften, durch die seichten Neigungen der Zeit, so gut gestellt, daß es Sünde ist, ihnen viel nach zu geben; es sey denn, daß sie durch entschiedene Einsicht sich über die gewohnlichen Uebungs-Menschen erheben. — Auch Hr. Neufeldt (Ritter von Habhas) ist entlassen, wegen einiger Anlage zur Unverträglichkeit. Die Direktion entbehrt ihn ungern; daß aber einem Direktor die Ehre des Instituts mehr seyn muß, als ein Einzelner, leidet keinen Zweifel. Die eine Demoiss. Bohler und Demoiss. Schaffner verlieren wir durch Heirathen, und so mag es wohl wahr seyn: daß Hr. Hofrath Kühlner eine Reise macht zur Umschau nach Ergänzungen für unser Theater-Personale. — Mad. Schirmer giebt eben Gastrollen mit ausgezeichnetem Glück; sie ist eine achtungswerthe Schauspielerin, doch möchte sie außerhalb Sachsen (das von Dresden, wo der in Lob sich erschöpfende Böttiger ihr Schirmer ist, gestimmt wird) ihrem Rufe nicht stehen, weil man ihn zu hoch geschraubt hat. Es ist den Pfleglingen leicht gefährlich, wenn man dem Orts-Rezensenten die Freundschaft abmerkt. — Der „Müllneriana" zweites Heft ist (bei Brockhaus) erschienen. Das Vorwort enthält schlagende Hindeutungen auf das Treiben eines Mannes, der leider — weil er ihn zu eilig bekam — mit seinem Ruhme umgeht, wie ein Parvenü mit dem Gelde. Eine Abhandlung über die Frage: „Wer gehört dem Pöbel an?" zergliedert es mit Laune und Scharfsinn: daß Hr. Hofrath Müllner einen Prozeß — wodurch er den Namen dessen erfahren will, der behauptet: sein Umgang mit den Musen habe ihn, statt geschliffen, noch ungeschliffener gemacht — nur sehr schlecht begründen konnte. Auch das dritte Heft der „Müllneriana" ist schon angezeigt und soll unter Anderem eine Posse „die tournirte Position bei Weimar" enthalten. Dies bezieht sich, sagt man, darauf: daß Brockhaus von den Gebrüdern Hoffmann in Weimar das Verlagsrecht des „Literarischen Wochenblatts" an sich gekauft hat und Hr. Müllner nun auch hier, wo er seit einiger Zeit die meisten Artikel über sich selbst auch selbst redigirte, vertrieben wird. Diese Zeitschrift kann dadurch nur gewinnen, so lange Hr. Müllner seine besseren Kräfte und Einsichten oft so übel benutzt, daß ihm eine geistige Curatel zu wünschen wäre. — Der hiesige Hofrath Tilesius giebt die Biographie des (in Tilesius Armen gestorbenen) Rektor Dr. Rosenmüller heraus, und von Lindau erscheint (bei Kollmann) ein Band Erzählungen, mit dem Titel „die Flüchtlinge". — a —.

In Segurs neuerem Werke „über die Frauen" macht derselbe unter Anderem auch auf die deutliche Charakter-Aehnlichkeit zwischen Frau von Maintenon und ihrem Verehrer, König Ludwig von Frankreich, aufmerksam. Diese Aehnlichkeit erstreckt sich selbst bis auf den gemeinschaftlichen Zug ihres beiderseitigen Ehrgeizes: daß Ludwig ganz Europa erobern wollte, als dasselbe im Begriff stand, ihn zu unterjochen; eben so wollte Frau v. Maintenon ihn zur Ehe vermögen, als er am wenigsten in ihren Banden lag, wodurch gerade eine Spannung entstand, die das gegenseitige Band sehr locker machte. (Journ. d. Par.)

**Beilage:** Bemerker No 7. u. Blatt d. Ankündigungen No. VII.




# Der Gesellschafter
oder
# Blätter für Geist und Herz.

1820. Sonnabend den 8. April. 57stes Blatt.


## Peter Stöpslein.

10.

Ferdinand hatte das Bild seiner Geliebten vollendet. Nichts würde es nützen, wenn ich die Schönheiten des Gemäldes zu schildern versuchen, oder es gar etwa zergliedernd vergleichen wollte mit Gemälden berühmterer Maler, als unser junger Künstler es war:

Willst du mit kaltem Worte wiedergeben
Das Feuer, das in Künstler-Brust entflammt?
Schafft denn der Pinsel wohl dem Bilde Leben?
Ist's ein Geschenk nicht, das vom Himmel stammt?
Und wenn ich dieses Bild auch schon beschriebe,
Was sagt das Wort? — hier malte ja die Liebe!

Das merkten selbst die beiden Alten, die nicht wußten: was ihnen eigentlich aus diesem Bilde einen so frischen, warmen Lebenshauch entgegen wehte: daß man aus dem sanft lächelnden Auge selbst das dunkle Loos des unglücklichen Originals bei dem ersten Anblick gleichsam vom Blatte lesen konnte. Lisette blickte nur mit stiller Wehmuth auf ihre glücklichere Schwester im Rahmen, die nicht ihr bewegtes Herz im Busen trug. — Stöpslein hatte übrigens gar keine Ahnung davon: daß der Maler aus einem andern Grunde sein „Nisettchen" conterfeit habe, als wegen der goldenen Belohnung, auf welche er den armen Schlucker erpicht glaubte, und es wurde ihm deshalb nach gerade recht wunderlich zu Muthe, wenn er sah: wie Ferdinand seine Besuche auch nun fleißig fort setzte. Aber dieser hatte sich jetzt schon so fest in des Försters Gunst gesetzt, mit dem er auch immer allerhand Geschäfte sich machte, daß Stöpslein nichts ein zu wenden wagte. — Eines Abends — es war der Vorabend des Schützenfestes — besuchte Ferdinand, wie gewöhnlich, seine Geliebte. Ihr thränenschweres Auge ließ ihn gleich bei dem Eintritt irgend ein schlimmes Ereigniß fürchten. „Was ist geschehen, Theure?" mit diesen Worten stürzte er auf sie zu; und in ruhiger Fassung, die den inneren Kampf nur allzu sichtbar verrieth, erwiederte ihm Lisette: „Morgen ist das Fest, Ferdinand — o! freuen Sie sich über das schöne Fest, an welches mein Loos so innig geknüpft ist!" — Der Schmerz überwältigte Ferdinand, als er den lang gefürchteten Augenblick so nahe vor sich sah; aber noch verzagte er nicht. Ein Gefühl erträgt, wenn auch im Uebermaaße, das menschliche Herz; doch wenn ein Meer verschiedener Gefühle seine Wogen darin stürmisch bewegt, dann sprengen sie das Gefäß! Also floß auch jetzt Ferdinands Herz über im Gefühle des tiefsten Schmerzes, der Hoffnung, der innigsten Liebe — feurig umschlang er seine weinende Geliebte, und vor der süßen Wonne des ersten Kusses entfloh die Trauer mit ihrem schwarzen Gefolge.

11.

Feierlich hallet das Glockengetöne
Lange vom Thurme des Städtchens herab,
Und schon gewaffnet ziehn all seine Söhne
Lustig hinaus im geordneten Trab.

Ganz nach der Sitte eröffnet die Fahne
Fröhlich flatternd den komischen Zug,
Die wohl vor langen Jahren der Ahne
Wie sie sich heute noch zeiget, schon trug.

Auch der Stadtmusikant und die Pfeifer
Haben heut einen gar wichtigen Tag,
Und mit einem erbaulichen Schleifer
Ziehn sie dem winkenden Fähnlein nach.

Drauf nun folgen zwei Ziegenböcke,
Die den gefürchteten Böller ziehn,
Und ihr abscheuliches helles Gemecke
Tönt in der blasenden Melodie'n.

Und der König vom vorigen Feste,
Stöpslein, heute der glücklichste Mann,
Führet stolz, und geschmückt auf das Beste,
Glorreich die übrigen Schützen an.

Das Fest war bereits in seinem vollsten Glanze. Lustig sauste Kugel auf Kugel aus dem Fensterlein im Schießhause; aber außer der des Stadtschreibers, welcher sich das Scepter des Adlers herab geschossen, hatte noch keine besonders glücklich getroffen. In einem schnell zusammen geschlagenen Saale vergnügte sich der vornehmere Theil des Städtchens mit Tanz, und unter den Mädchen zeichnete sich Lisette durch ihre Anmuth eben so aus, als durch ihre Zurückgezogenheit, denn sie war die Einzige, welche den Jubel der Uebrigen nicht theilte. — Jetzt näherte sich ihr ein junger Mann, in der hübschen Uniform der ····schen Jäger, sie freundlich um einen Tanz bittend. Lisette hob das Köpfchen auf, und Himmel! — sie erkannte ihn, ihren Ferdinand in dieser Kleidung. Dieser ließ ihr zum Erstaunen nicht Zeit, und rasch führte er sie, ihr zuflüsternd: „Sie sollen Alles erfahren!" in die Reihen der Tanzenden. Der Zauber der Tanzmusik und der Anblick des schönen Geliebten verscheuchten auf einige Augenblicke die trüben Wolkenschleier, welche Lisettens armes Herz umfangen hielten, und heiterer schwebte sie an Ferdinands Arm im raschen Walzer dahin.

12.

Der Förster und Stöpslein standen, wie festgebannt, in einiger Entfernung von dem Schießhause, und mit ängstlicher Erwartung richteten sie bei jedem neuen Schuß ihre Gläser auf den Adler, fürchtend: daß jetzt etwa die Trommeln und Pfeifen ertönen würden, welche den gekrönten König des Festes unter lautem Jubel des Volks, wenn der Meisterschuß fiel, zu begrüßen pflegten. — „I! aber, mein nieber Bnum!" redete Stöpslein vertraulich den Förster an; „wer mag denn wohn der fremde Nieutenant seyn, der sich zum Schuß Numero drei und achtzig gemendet hat?" — „Sie kennen ihn, Freundchen!" erwiederte Blum lächelnd, „und werden sich freuen über den stattlichen schmucken Schützen; doch da ist er ja selbst!" — Ferdinand trat eben erhitzt vom Tanze zu den Beiden, und heute besonders freundlich begrüßte er mit anscheinend vertraulicher Herzlichkeit den gehaßten Nebenbuhler, der sich auf seine kleine Büchse lehnte und die glänzende Uniform nicht ohne heimlichen Neid betrachtete. — „Sie haben mich bisher nur als Maler gekannt, mein Herr Geheimer Steuer-Inspektor!" er klopfte Stöpslein auf die hohe Schulter; „und gewinne ich vielleicht, wie in des Herrn Ober-Försters Augen, so auch in den Ihrigen, wenn Sie hören: daß ich, eben so gut als mit dem Pinsel, mit der Büchse um zu gehen weiß, wie glücklich würde ich mich schätzen!" — „Hä, hä! große Ehre für mich!" sagte Stöpslein sich verneigend; „darf man denn auch fragen, weshanb diese Uniform —." — „Ihnen zu Ehren, Liebster, Ihnen zu Ehren! Ich hole dieses Kleid nur an Festtagen vor, und heut geschah dies mit doppeltem Vergnügen, da ich hoffe, daß Ihnen zuletzt die Ehre des Festes gebühren wird. In den letzten Feldzügen diente ich als Freiwilliger dem Fürsten von K.., und ein glücklicher Schuß, der dem tyrannischen feindlichen Commandeur galt, verschaffte mir den Offiziers-Rang und diese beiden Orden." — „Ich bleibe dabei", schmunzelte der Förster, „Sie sind ein wackerer Herr!" und Stöpslein, der bejahend nickte, konnte nicht umhin, mit einer gewissen Selbstgenügsamkeit auch auf seinen Orden — die Schützen-Medaille — herab zu blicken.

13.

„Numero zwei und achtzig!" rief eine kräftige Baßstimme aus dem Schützenhause hervor. — „Zwei und achtzig?" wiederholte der Steuer-Inspektor, und wie ein elektrischer Schlag fuhr es ihm durch die Glieder. „Jetzt, Papachen, Herr Nieutenant, kommen Sie!" — und er trippelte vergnügt nach dem Hause.

Nun galt es für Ferdinand! Der entscheidende Augenblick war nah, und von den verschiedenen Planen — die er sich ersonnen hatte, Stöpslein für diesmal um die Schützen-Majestät zu bringen, womit er für's Erste Zeit gewonnen glaubte — mußte der gewählt werden, welcher den augenblicklichen Umständen gerade der anpassendste war. Nur mit einem listigschelmischen Streiche war der Knoten schnell zu zerhauen —

— es kennt ja Jeder wohl das wunderliche Loos,
Das oft den Erdendingen fällt?
„Des grands evénements par des petites causes!"
Ist das nicht unser Schicksal in der Welt? —
Hätt' Roma's Capitol sich übergeben müssen,
Wenn die berühmte Gans ihr Nachtlied sich nicht sang?
Daß Paris lüstete der selt'ne Fang,
Das schönste Weibchen Griechenlands zu küssen,
War, wißt Ihr ja, der Grund, daß Troja sank!
Doch was erzähl' ich Euch Geschichten her?
Es lehrt uns Allen wahrlich jeder Tag,
Wie oft der kleine Tropfen wird zum Meer,
Und was des Schicksals Wunderkraft vermag.
Drum wundert nimmer euch, wenn unser Held
Sein Glück verscherzt in einem Augenblick,
Wenn all sein Hoffen, wenn sein ganzes Glück
An — einer Prise Schnupftaback zerschellt!

Stöpslein und Ferdinand waren nämlich nach jenem Aufruf hinein in das Gebäude geeilt, da die

Reihe jetzt den Steuer-Inspektor traf. Dieser legte sein Mützchen und das beengende Wamms ab, und schickte sich an zum Schuß, auf seine Meisterschaft diesmal mehr als je vertrauend. Draußen stand der Förster, um dem Jubel des Volkes nach dem Meisterschusse gleich näher zu seyn, und der Schalk Ferdinand sprach drinnen der geängstigten Lisette Trost zu, ermuthigte auch den Schützen durch freundschaftliche Worte. Indem er ihn schon im Voraus als neuen Schützen König bewillkommnete, bot er ihm — wie zufällig — seine Dose mit künstlich geschärftem Taback. Hastig nahm der Steuer-Inspektor noch eine derbe Prise, und indem er dem Schreiber hinter sich zurief: „Für Seine Hoheit unsern gnädigen Fürsten!“ spannte er den Hahn und legte sich zum Schuß aus. Aber — o weh! eben als der Arme losdrückt, zeigt auch der vermaledeite Schicksals-Taback seine kräftige Wirkung und der unglückliche Stöpslein beginnt dabei so erschütternd zu niesen, daß er kaum noch bemerkt: wie weit die abgesandte Kugel sich vom Ziel entfernt hat. — Und —

Was rennt das Volk, was wälzt sich dort
Auf grüner Wiese brausend fort?
Wem gilt der Jubel? Was, Himmel! geschah?
Was wollen die Luss'gen mit ihrem Hurrah?
Und gellende Pfeifen ertönen darein,
Und Trommelschlag mischet noch dröhnend sich ein;
Wem gilt der Jubel? Was, Himmel! geschah?
Was wollen die Schreier mit ihrem Hurrah?

Und weiter und weiter noch pflanzt es sich fort.
Hilf Himmel! Was bringen die Fröhlichen dort?
O wehe! der Bock ist's, den Stöpslein schoß,
Den jubelnd herbei bringt der lustige Troß!
Und laut erfüllet die Lüfte lang
Der alte verhöhnende Bocksgesang;
Fern bringen dem Schützen auch Andere schon
Die alte Kanone mit lustigem Hohn!

(Der Schluß folgt.)

## Literarischer Beobachter.

In der „Jenaschen Literatur-Zeitung“ (Nr. 189, 1819) ist Folgendes ausgesprochen: „Ist denn unsere Bühne nicht längst genug entartet, müssen wir sie noch zum Schauplatz der gemeinsten Verbrechen machen, von denen sich Jeder, der Gefühl für das Schöne hat, mit Ekel und Abscheu wenden muß? — Bald wird das Theater nichts weiter, als eine bildliche Darstellung der unnatürlichsten Verbrechen, des Vater-, Kindermords, des Raubmords, Meuchelmords und der Hinrichtung u. s. w., also die Gesellschafterin der Criminal-Justiz seyn. Wir können diese Tendenz weder in ästhetischer noch moralischer Hinsicht billigen, sondern müssen, so lange die Regierungen dazu schweigen, unsere Stimme laut gegen die empörendsten Greuel-Spektakel-Stücke erheben. Trauern wird gewiß jeder wahre Kunstfreund, daß talentvolle Dichter den Ton zu dieser furchtbaren Verirrung von dem wahren Wesen und Zweck der Kunst angegeben, und dadurch das imitatorum servum pecus aufgereizt haben.

Hr. Harms wagte, um zu beweisen: daß es mit der Vernunft-Religion nichts ist, die Behauptung: „an Sands Beispiel könne Jeder sehen: daß man bei der Vernunft-Religion seines Lebens nicht mehr sicher sey.“ — „Solche Insinuationen sind wirklich so hämisch und schamlos als abgeschmackt“, sagen die theologischen Annalen (Januar-Heft) und setzen hinzu: „Wäre Sand nicht mit der Vernunftscheu behaftet gewesen, so lebte Kotzebue noch auf den heutigen Tag.“ — Der Senator Witthöfft in Kiel ist von Hrn. Harms besonders deshalb bei dem Könige von Dänemark verklagt, weil er in einer (auch gedruckten) Rede zur Feier des Stiftungsfestes der Armen-Anstalt in Kiel unter Anderem auch Folgendes äußerte: „Wir sehen, daß Gott seine Kinder (die 1000 Millionen Menschen auf dem Erd-Planeten, in Hinsicht der Religionslehre) in sehr verschiedene Schulen geschickt hat. Ob nun eine dieser verschiedenen Schulen die einzige und wahre gewesen, werden wir erfahren, wenn wir, jenseits uns am Throne der hohen Einigkeit umarmend, einander entgegen kommen werden. Welche Schule die bessere sey, kann, da jede ihren Glauben, ihre göttlichen Schriften, jede ihre Wunder, ihre Heiligen, ihre Märtyrer für sich hat, hier nur — die Vernunft ermessen.“ — Mit der Vernunft solcher Leute, die darin Klagepunkte finden, ist es doch wirklich nichts!

In einer Rezension des Buches „Gerichtliche Arzneikunde“ vom Dr. Wilh. Jos. Schmitt's (Wien, bei Beck), heißt es in den „Vaterländischen Blättern für den österreichischen Kaiserstaat“ (Januar-Heft): „Im Style huldigt der Verfasser oft der Mode, da er nicht bloß von „sinnigen“ Geburtshelfern, sondern sogar von einem „sinnigen“ Ziehen spricht. Wenn es so fortgeht, werden wir noch hochherzige Hebammen und volksthümliche Klistierspritzen bekommen.“

Lord Byron's (?) Erzählung „der Vampyr“ ein phantastisches Gemengsel von Aberglauben und Hypergenialität, wie wir so Manches auch von deutschen Schriftstellern haben, ist, nebst andern Produkten ähnlicher Art, in Oesterreich von der Censur verboten. Will die Censur sich Verdienste erwerben, so gehört die gehinderte Verbreitung solcher literarischen Erzeugnisse, die aus albernen Leuten verrückte machen, gewiß ihrer strengsten Beachtung an. Die meisten Fehler und Verbrechen der Menge entspringen daraus: daß man ohne eine Begründung, die das Schädliche von sich ab zu wehren weiß, sie denen überläßt, die mit schlauem Sinn von der Gebrechlichkeit Nutzen ziehen und denen der Ruhm willkommen ist, welchen die Hirnlosen spenden und die Verständigen belächeln. Fr. Lange und Thl.

## Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

Hamburg. Frau von Busch, vom Theater zu Frankfurt am Mayn, hat dreizehn verschiedene Gastrollen hier gegeben und ist zuerst als „Fürstin" in „Elise von Valberg" aufgetreten. Es muß diese gewandte Schauspielerin gleich durch ihr angenehmes Aeußere imponiren, das ganz für die Bühne geschaffen ist; auch hatten wir Gelegenheit, sie in manchen ihrer Rollen zu bewundern, wo es noch auf mehr ankam, als sich hübsch und anmuthig zu präsentiren. Dem Geiste und der Tendenz dieser Blätter ist es nicht angemessen, durch lange und breite Kritik der Schauspieler die Seiten an zu füllen, die besser benutzt werden können; daher berühre ich nur noch vom Spiel der Frau von Busch: daß uns ihre süddeutsche Mundart anstößig und auffallend klang, und oft die Wirkung störte; aber damit, d. h. mit den verschiedenartigen Accenten einer und derselben Sprache, ist auch kein Volk wie wir geplagt; woher mag das kommen, da doch in allen Theilen des Reiches gleich geschrieben wird? — Das Possenspiel „die falsche Prima Donna" hat hier Furore gemacht. Hr. Gley, ein Schauspieler, der früher bei dem Theater zu Lübeck angestellt war, gab „die falsche Prima Donna" mit einem bewundernswürdigen Humor, der nicht wenig dazu beiträgt, daß die Posse so rauschenden Beifall findet. Er leistet seine ganze Singpartie durch die Fistel und ist wirklich eine hübsche Karrikatur der berühmten wahren Prima Donna; auch sucht er Wesen, Stimme, Manier und Ton derselben bestmöglichst nach zu ahmen, welches ihm zuweilen außerordentlich gelingt. Die übrigen Rollen waren sehr passend, ja man darf sagen, vortreflich besetzt, denn Alle waren in ihrem Elemente; Hr. Schmidt, als „Stadtrichter Staar" und Hr. Günther, als „Claus" sind Jeder in seiner Art unübertreflich. — Zum Beweise: welchen Unsinn selbst Gelehrte — und ein Arzt sollte doch wohl so genannt werden dürfen? — noch immer in unsere Zeitungen setzen lassen, weil sie die liebe Muttersprache nicht verstehen, muß ich eine kleine Anzeige mittheilen, welche im „Hamburger unpartheiischen Correspondenten" abgedruckt ist; vorher habe ich aber die Sache zu erläutern. Ein Herr Dr. Möller nahm vor einiger Zeit, im Styl des nachfolgenden Aufsatzes, Abschied von allen seinen Patienten, indem er sich der Praxis begäbe; warum? ward nicht gesagt. Bald darauf folgte eine Aufforderung seiner Freunde: sein Geschäft nicht nieder zu legen, indem ihm die kleine Billwärdersche Welt, wo der Herr Doctor sich aufhalten, sehr vielen Dank schuldig sey; darauf antwortet Herr Dr. Möller nun in Nr. 40 besagten Blattes: „Den fragenden Gönnern im 32sten Stück des Hamb. unparth. Correspond. zur Antwort: daß ich zweihundert unvermögend Zahlenden alle Jahre unentgeldliche Medizin" (soll heißen: unentgeldlich Medizin) „als Med. und Chirurg. Bemühung, und, wo es die Noth gebot, Fleisch, Mehl, Brod und Geld — überhaupt mich für die leidende Menschheit ganz hingab, um nützlich seyn zu wollen; ob solches wahr, überlasse zu beantworten den Herren Predigern, Voigten und Höftleuten, so wie allen Wahrheitliebenden, welche ich hiedurch öffentlich auffordere;" (wozu?) — „nur die unaufhörliche Verfolgung zwingt mich, dem mir erwartenden Dank zu entsagen. Billwärder 1820. Möller, Dr." — Sollte wohl das ein besonnener, geschickter, nachdenkender Arzt seyn können, der mit seinen eigenen Gedanken — ich will nicht einmal sagen: mit seiner Sprache — so in Unklarheit ist, daß er nicht zwölf Zeilen hinschreiben kann, ohne Unsinn aus zu sprechen? — und können seine Recepte besser geordnet, weniger chaotisch seyn? — Wie sehr muß man das wackere Streben unsers Medizinalraths — denn vermuthlich leidet der Herr Doctor an Verfolgungen von diesem — loben, wie sehr dieser nützlichsten und nothwendigsten Verbindung kenntnißreicher Aerzte Dank dafür wissen: daß sie mit Ernst, und nicht bestochen vom Schein, darnach strebt, die medizinische Praxis nur wirklich unterrichteten Männern zu gestatten! — ** —.

So wie die Franzosen mit Allem ihren Spaß treiben, so thun sie es auch mit ihrer eigenen Verfassung. Ein Ungenannter hat dieselbe in Verse gebracht. Jeder Artikel ist ein besonderes kleines Gedicht. (Constitut.) Der Poet hat vielleicht die Idee: die Verfassung dadurch leichter in der Leute Gedächtniß zu bringen; denkt man doch auch in Deutschland, selbst wissenschaftliche Gegenstände, durch Reime jetzt leichter zu lehren.

In einem Werke „über die Perser und Phönizier" berichtet der Verfasser als besondere Eigenthümlichkeit der alten orientalischen Völker: das Forterben der Professionen, als in Verbindung mit ihrer theokratischen Regierungsform stehend. Es herrscht der Glaube: daß bei jedem Handwerk ein Geheimniß obwalte, was sich mit vererbt, und man hält deshalb sehr strenge auf diesen Gebrauch. Ueberhaupt wird die Nichtachtung eines Gebrauchs dort härter bestraft, als die Verletzung der Menschlichkeit. Jemand, der einen Menschen schlug, ward im alten Persien zwar bestraft, härtere Strafe traf aber Jeden, der einen Hund schlug. (Journ. d. Par.)

Aus einem Werke, betitelt: „Der Herzog von Otranto" (Fouché) ist folgende Anekdote entlehnt: „Ein Verein, wo Robespierre und Collot d'Herbois figurirten, hatte sich zu Charenton versammelt, und beschäftigte sich mit dem Zweck, das Volk gegen den Hof aufrührerisch zu machen. Der Kapuziner Chabot schlug ihnen ein Mittel vor, welches Niemand erwartet hatte. Stellt euch — sagte er — in dieser Nacht auf die Lauer, und mordet mich! Sogleich werden Viele sagen: der Hof hat mich umbringen lassen; das Volk wird aufsätzig und die Tuillerien sind verloren!" (Renommée.)

In Frankreich hat ein Israelit, Namens Michel Beer, einen neuen Auszug der Bibel heraus gegeben, der sehr vortreflich seyn soll; dennoch wird dieses Unternehmen gewiß Anfechtungen finden, schon — weil es von einem Juden kommt. Es ist und bleibt sonderbar: daß wir so unduldsam sind gegen eine ganze Volksklasse, bloß deshalb: weil sie nur die Hälfte von dem Buche liest, was wir und sie verehren. (Renommée.)

Man hat die Bemerkung gemacht: daß, während sonst jährlich 69 Millionen Pfund Kaffee in Europa verbraucht wurden, man im Jahr 1819 nur 37 Millionen, also fast die Hälfte weniger verbraucht hat. (Gaz. d. Fr.)




# Der Gesellschafter
oder
# Blätter für Geist und Herz.

1820. Montag den 10. April. 58stes Blatt.


## Gebet der Kora.

Kora, die Tochter Jlter, verband das Gemüth eines Kindes mit den Gaben einer Seherin. Auf ihrer Stirn schwebte stilles Denken; ihr Blick strahlte Frömmigkeit, Unschuld röthete ihre Wange; ihr Wesen war der Ausdruck der Liebe. Aber nicht reiner ist der Schnee auf den Berggipfeln, als ihre Liebe war; sanfter nicht die erste Röthe des anbrechenden Morgens, als ihre Sittsamkeit, und nicht verborgener sind die Schätze, welche die Erde in ihren Tiefen bewahrt, als die holden Gaben ihres Geistes. Oft sah man sie einsam wandeln; sinnend betrachtete sie dann der Blumen buntes Gewebe auf den Gefilden oder setzte sich an das Ufer der Bäche, oder sie hob ihre Augen zu dem gestirnten Himmel, empor zu den Lichtern, welche den Wohnsaal des Ewigen erhellen. Dann durchbebte sie unbekanntes, entzückendes Gefühl; dann strahlte ihre Wange höher, dann trat eine Thräne in ihr Auge: eine von den Thränen, welche selbst die erhabenen Geister, die des Paradieses wahn- und schmerzlose Räume bevölkern, nicht ohne die Regungen der Rührung betrachten. Und in ernste, heilige Gesänge ergoß sich die liebliche Gluth ihres Busens; in Liedern, die sie von Serbi, dem Sänger der Gottheit, empfangen, pries sie die Wunder des Weltengründers, oder die unermeßlichen Gaben, welche die immer offene Hand des Erbarmers über die Heere der Lebenden ausgießt; oder sie sang in eigenen kunstlosen Tönen das Glück der Tugend und die Reize eines tugendhaften Lebens oder die süßen Hoffnungen der Zukunft. — Einst auch stand sie, sanft gelehnt an den hohen Stamm eines grünenden Palmbaumes und weit vor ihr hin lag die Gegend, welche die schwärzlichen Düfte des Abends überwallten. Und sie stimmte ihre Harfe und sang ein sanftes Lied, gleich dem Scheiden des ruhigen Tages. Und Kora sang:

Es flieht hinab der Sonne hohes Glühen; der mildre Tag verbirgt sich in den Klüften der Berge und in dem schattenreichen Thal; der Vögel lauter Chor verstummt, der Farben flimmernd Licht erlischt, der stille Abend naht, der ew'gen Sterne unzählbares Heer verkündet strahlend des Erschaffers Ruhm. — Du Ewiger, wie groß, wie unermeßlich groß bist du! Der Mensch, der Erdensohn, er denkt dich nur, und der Gedank' erhebt, erschüttert ihn; der Gedanke deiner Größe, Unermeßlicher! — Aber besser bist du noch als groß; freundlicher, als mächtig. Alle liebst du; Allen thust du wohl. Mensch und Elephant und Wurm; Heere der Lüfte, Heere der Wässer rühmen des Weltenbeglückers Erbarmen! — Hinauf, mein Geist, zu ihm, dem Ewigen; er hört dein Flehn, dein Seufzer haucht an seinem Thron, und deiner Zähren Thau steigt duftend, ihm ein Wohlgeruch, empor. Herbei, ihr Völker, daß ihr mit mir danket und mit mir nieder sinkt und mit mir rufet: Wir lieben dich, Erbarmender! —

Also sang Kora, wenn ihre Lieder dankten; wenn sie aber die Wunder des Ewigen priesen, rauschten sie gleich dem Strom, der sich am Felsen spaltet, und gleich dem Sturme, der dahin schreitet über die wolkigen Gebirge.

G. W. Groke.

## Peter Stöpslein.

14.

Unmöglich ist es, das Bild des wüthenden Stöpslein aus zu malen, als er nach glücklich beendigtem Niesen erfuhr: wem der Jubel galt, und welcher grenzenlos abscheuliche Streich ihm vom Schicksal gespielt sey. Einen häßlichen Fluch über den andern zu den großen Lippen heraus polternd, eilte er, sich vor dem Volke, welches ihn ohnehin haßte, auf den obersten Boden des Hauses zu flüchten; und der bitter erzürnte Förster, der sich gleichfalls an seiner Ehre tief verletzt meinte, wäre ihm mit heftigen Vorwürfen gefolgt, hätte ihn nicht Ferdinand freundlich gebeten, nun seinen Schuß-Versuch mit an zu sehen. — Ach, alle Theilnahme, deren ein edles weibliches Herz fähig ist, las man jetzt in Lisettens Zügen, als sie den Geliebten zielen sah, welcher mit ächtem Schützen-Anstand — zur innigen Freude des noch ganz erbitzten Försters — und festen Blicks seinen Feind in der Luft aufs Korn nahm. Jetzt drückt er ab — und es erneut sich der Jubel des Volks: der Adler, recht in der Mitte getroffen, liegt zu den Füßen der Stange! Unwillkührlich umarmt der Alte den glücklichen Ferdinand, der freudig im doppelten, überglücklichen Gelingen seines Planes der Geliebten Hand ergreift und sie mit warmen Küssen bedeckt. Hatte er doch nicht vergebens seinem Glücke muthig vertraut!

Nach einigen Tagen war das Volksfest für diesmal wieder geendigt. Stöpslein, der nicht aufhörte zu fluchen, hatte sich fest in seine vier Wände eingerammelt, und sich ferner weder um das Fest, noch — was schlimmer war — um den Förster und um seine Braut bekümmert. Der ehrgeizige alte Jäger, welcher den unerhörten Schimpf nicht tragen wollte: daß sein Schwiegersohn für ewige Zeiten als Bockschütz im Conterfei vor aller Welt im Schießhause da hängen, und obendrein, wie die Schnecke in ihrem Hause, als Pfropf und Einsatzstück in dem Böller den Spott-Zug durch Lindenstädt machen sollte — hatte beschlossen, mit dem Steuer-Inspektor zu brechen und war auch wirklich sofort aus seinem Hause in den Gasthof „zur goldenen Präzel" gezogen, welcher Ferdinand schon lange aufgenommen hatte. Stöpslein sandte aus seiner Solitüde Sendschreiben über Sendschreiben aus an Alles, was in Lindenstädt nur den Namen einer Corporation trug, und schickte auch hier und da vergoldete Blitzableiter ein, um das fürchterliche Ungewitter, welches noch über ihm schwebte, von sich ab zu wenden, aber — umsonst! Der Tag des Schreckens rückte heran, und das jauchzende Volk versammelte sich, unaufhörlich jubelnd, vor dem Hause Stöpsleins, um die Leiche des Armen — diesmal nur eine scheintodte — mit allen Ceremonien ein zu sargen. Als der Unglückliche sich von seiner Ohnmacht erholt hatte, kostete es wahrlich keine geringe Mühe, den Wohlgerindeten in den Böller ein zu keilen, denn er strampelte unaufhörlich nach allen Seiten divergirend so arg mit den Beinen, als der kleine Rumpf schon lange eingetrieben war, daß nur zwei tüchtige Fleischer zuletzt seiner mächtig werden konnten. — Der Zug setzte sich endlich in Bewegung. Ferdinand, als Schützen-König, umgeben von den Honoratioren des Orts, folgte der Fahne, und Lisette sah aus ihrem Fenster einmal wieder mit freudiger Miene und hochklopfendem Herzen dem schönen Jüngling nach, welchem sie auch ein freundliches Kopfnicken mit auf den Weg gab. Mitten im Zuge fuhr der unsichtbare arme Steuer-Inspektor, als intermistischer Herr und Eigenthümer in seinem K a n o n e n - G u t e eingeschlossen, und der Schwarm des Pöbels beschloß schreiend und lärmend den Spott- und Jubel-Zug.

Bei dem Mittagsmahle, welches der Rath des Ortes zu diesem Feste gab, sah Ferdinand sich als König desselben geehrt. Man hatte ihm seinen Ehrenplatz zwischen den beiden fremden Herrschaften, dem Förster und seiner Tochter, angewiesen, und der glückliche Jüngling hätte wahrlich hier, an der Seite des lieben Mädchens, mit welcher er in der überfröhlichen Tischgesellschaft so gut als unter vier Augen war, seinen ohnmächtigen Thron mit keinem mächtigeren vertauscht. Der Förster, dessen Gunst er sich jetzt vollends erworben hatte, nannte ihn nicht anders als: „Liebster Freund, mein Bester" oder wohl gar „mein Sohn" — und Ferdinand drückte dann jedesmal, hierin glückliche Vorboten eines glücklicheren Ereignisses erblickend, seiner Geliebten freudig verstohlen die Hand.

15.

Ein günstiger Zufall wollte, daß nach einigen Tagen der Geburtstag des Alten war. Ferdinand hatte dies lange gewußt, und im Stillen schnell mit Wasserfarben eine große Composition entworfen, womit er den Förster zu überraschen und zugleich endlich seinen kühnen Antrag vor zu bringen dachte. — Lisette überreichte eben dem gerührten Vater mit den frömmsten Wünschen ihre niedlichen Arbeiten, als Ferdinand eintrat und den Förster in das vorbereitete Zimmer führte. Freudig staunend erblickte der Alte ein großes Bild, welches in den Hauptzügen, mit wahrhaft Hogarthschem Uebermuthe, die ganze Leidensgeschichte des armen Peter Stöpslein zeigte; auf der andern Hälfte aber eine Allegorie sehr lieblich darstellte, deren Bedeutung leicht zu entziffern war. Ein junger Schütze erhielt hier nämlich die Hand seiner Geliebten, nachdem er so eben durch Erlegen des stattlichsten Sechszehnenders sich als Meister bei dem Vater bewährt hatte, in dessen Zügen die sprechendste Aehnlichkeit mit denen des Försters bei dem ersten Anblick auffiel. Diesem gingen vor Freude

die Augen über, als er hörte: daß sein junger Freund dies große schöne Bild ihm bestimmt habe; und Ferdinand, welcher nun den günstigen Augenblick endlich gekommen glaubte, wagte jetzt, Lisetten zum ersten Mal offen und frei umarmend, den Vater um seinen Segen zu bitten. Blum, dem die Zuneigung Lisettens zu Ferdinand in der letzten Zeit nicht fremd geblieben war, wurde dennoch überrascht durch des Malers Antrag, und obgleich — wenn er irgend noch an seinem früheren Plane gehangen — ein Blick auf das Bild und auf Stöpsleins unauslöschlichen Schimpf ihn davon zurück gebracht hätte, so waren ihm doch bis diesen Augenblick Ferdinands eigentliche Verhältnisse so unbekannt, daß er mit dem Segen wohl noch etwas zurück halten mußte. Der glückliche Jüngling, welcher dies nur als das letzte Hinderniß ansah, brachte sogleich seine Papiere hervor, und der Alte maß ihn mit noch einmal so großen Augen, als er erfuhr: daß Ferdinand Fürstlich K...scher Hofmaler sey, den Se. Durchlaucht, aus ganz besonderer Gnade und Zuneigung — wie das Papier sich ausdrückte — auf zwei Jahre reisen ließ. — „Hofmaler?" wiederholte Blum langsam und nachdenklich; „Fürstlicher Hofmaler? Aus besonderer Zuneigung? — Nun dann, wenn es Gottes Wille ist —." Aber, wie an einem schönen Morgen oft der bunte Traum der vergangenen Nacht vor den inneren Sinn tritt, so dämmerten jetzt in des Alten Kopf dunkle Hoffnungen aus früherer Zeit wieder empor. „Ach!" rief er bewegt, „es wäre aber doch schön, wenn so ein wackerer Schütze auch ein tüchtiger Waidmann wäre!" — „Laßt mir vor der Hand meinen Pinsel, guter Vater!" erwiederte ihm Ferdinand mit schmeichelnd bittendem Tone; „der Fürst giebt mir wohl dereinst für meine Dienste eine Ober-Försterstelle, und die will ich dann als Erbtheil meinem Sohne vermachen." — Lisette barg schüchtern verschämt ihr Lockenköpfchen an der Brust des Alten — und die Umarmung der drei glücklichsten Menschen segnete der Himmel!

Casper.

## Seelenruhe.

Bei den grausamen Metzeleien in der St. Bartholomäus-Nacht im Jahr 1572 fürchteten die Freunde des Kanzlers Hospital: daß auch er, wegen seiner toleranten Gesinnungen, ein Opfer der fanatischen Wuth werden möchte. Sie warnten ihn daher und drangen in ihn, auf seiner Huth zu seyn. — „Nichts davon!" sagte er; „es geschehe, was Gott über mich beschlossen hat." — Am folgenden Morgen benachrichtigte man ihn: daß ein Haufe bewaffneter Reiter sich seinem Hause zu Vignal, bei d'Estampes — wohin er sich, nach Niederlegung seines Amts, zurück gezogen hatte, nähere — und man fragte ihn: ob man nicht die Thüren verschließen und scharf geladen schießen solle, im Fall die Meuterer selbige mit Gewalt erbrechen wollten? — „Nein, nein!" war seine Antwort; „wenn aber die kleine Thür zu niedrig ist, um sie ein zu lassen, so muß man den großen Thorweg öffnen." — Es waren wirklich einige Wüthrige, die ohne Befehl vom Hofe zu ihm kamen, um ihn zu ermorden; doch ehe sie ihren blutdürstigen Vorsatz noch vollstrecken konnten, wurden sie von andern Reitern, durch den König abgeschickt, angehalten und man machte ihrem Anführer bekannt: daß Hospital nicht auf der Liste der zum Tode bestimmten Schlachtopfer stehe und wegen seines stets an den Tag gelegten Widerspruchs gegen diese jetzige Maaßregel Verzeihung erhalten habe. — Als man ihm dies meldete, sagte er mit fester Ruhe: „Es ist mir ganz etwas Neues, daß ich je den Tod oder eine Verzeihung verdient hätte."

M — r.

## Eine Fabel.

Der Igel bat den Hamster um ein Unterkommen für eine Nacht; der gute Hamster gewährte die Bitte und gab, was er von den Feldern eingetragen hatte, zuletzt auch den größten Theil seines Lagers, damit sein Gast sich pflege; er selbst nahm nur ein Winkelchen ein. Bald aber wälzte der Igel sich hin und her, und ob der gute Hamster sich auch immer mehr zusammen drückte, es half kein Nachgeben und kein Bitten: er mußte endlich, an allen Gliedern blutig geritzt, seine eigene Höhle verlassen, in welcher der Unhold sich nun ausspreizte. — So geht es, wenn man gegen einen Egoisten sich nachgiebig zeigt.

A. Münde.

## Anklänge.

14.

Wer in sich selbst ein rechtes Herz nur fand,
Hat für das Edle rings ein Vaterland.

15.

Die Eintracht ist gar selten,
Wo Viele wohnen; drum hör' an:
Wer draußen ist, mag schelten,
Wer drinnen ist, will gelten:
Laß draußen, wer nicht gelten kann;
Von dem, der gilt, nimm Schelten an.

16.

Ihr müßt, die sündlich fehlen,
Nicht gleich verloren nennen;
Es lernt der Mensch im Wählen
Und Fehlen Rechtes kennen.

17.

Lernst Gegenwart du besser achten,
Wird sich dein Glück vermehren;
Willst nach Zukünftigem du trachten,
Suchst Leid du und Entbehren;
Drum wend' auf Gegenwart die Blicke
Und nicht auf künft'ge Zeit:
So giebst du Nahrung deinem Glücke
Und tödtest alles Leid.

Ed. Rolle.

## Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

Meissen. Ein Spaziergang hat mich zu der unerwarteten, vielleicht auch manchem Leser dieses Blatts nicht uninteressanten Entdeckung geführt: daß ein Sprößling aus der Familie des berühmten Newton sich aus England hieher verirrte, und vor nicht sehr langer Zeit noch in Meissen und dessen Umgebungen lebte. — Ein milder Tag, wo im März ein Mai-Lüftchen zu säuseln schien, veranlaßte mich, einen am jenseitigen Ufer der Elbe am Spargebirge gelegenen Weinberg, dessen freundliche Lage, Aussicht und Bewirthung man mir gerühmt hatte, zu besuchen. — Das Spar-Wein-Gebirge hat eine zu ausgezeichnet herrliche Lage, als daß ich dieselbe nicht erwähnen sollte. Ein isolirter Gebirgs-Rücken zieht sich am rechten Ufer der Elbe, oberhalb Meissen, ohngefähr eine halbe Stunde lang in ungleicher Breite fort. Die Höhen desselben bieten von allen Seiten eine der lachendsten Aussichten, welche sich die kühnste Imagination kaum reizender schaffen mag; zu des Berges Füßen bewegt sich unmittelbar die alte Elbe. Den Blick rechts fesselt die Burg und die Stadt Meissen mit der malerisch gelegenen Elbbrücke. Vom gerade entgegen gesetzten jenseitigen Ufer der Elbe winken dem Späher die malerisch am Gebirge liegenden Schlösser Scharfenberg und Siebeneichen, der Familie von Miltitz gehörig. Blickt man aber links, so gewahrt man am äußersten Horizont die Felskolossen des Königsteins und Liliensteins; näher blinken die Thürme des königlichen Dresdens, und den Vordergrund füllt die herrliche Rebhügel-Kette, die das Elbthal von Meissen bis Dresden in manchen Windungen und Krümmungen begrenzt, und die zum Theil mit Palästen und bescheidenen Weinbergs-Häusern in reicher Anzahl besäet ist. — Die Hügel-Kette des Spargebirges ist an allen Punkten, die sich hierzu eignen, mit Reben bepflanzt und mit zahlreichen Häusern bedeckt; das Gewächs des Weins, welchen dieses Gebirge erzeugt, entspricht der Annehmlichkeit von dessen Lage. Er ist der vorzüglichste, welchen Meissens Gebirge liefern und wird oft noch einmal so theuer bezahlt, als den eine minder günstige Lage erzeugt. Der Fleiß der Winzer schafft noch immer fort neue Anlagen. Man sprengt den Fels an der Sonnenseite, führt mühsame und kostspielige Mauern auf, um vielleicht ein Plätzchen von wenigen Quadrat-Ellen zu gewinnen, welches sich mit Reben bepflanzen läßt: ob diese auch, im Durchschnitt genommen, vielleicht kaum in einem Jahrzehend eine vergeltende Ausbeute geben. — Das Weinbergs-Häuschen, nach welchem ich meine Schritte richtete, liegt in einer erhöheten Bergschlucht, an dem der Stadt entgegen gesetzten Gebirgs-Abhange, etwas einsiedlerisch versteckt, mit Reben und einem Fichten-Gehölz umgeben, durch welches verschiedene Gänge in mehreren Punkten zu den lachendsten Aussichten führen. — Mehr hingegen als durch die romantische Lage ward mir dieser Ort durch ein Monument interessant, welches der ehemalige Besitzer dieses Weinbergs, ein Herr von Ernest, seinen früher verstorbenen Lieben: der Gattin, dem Sohne und — dessen Amme, geweiht hat. Umschattet von ernsteren Fichten erhebt sich auf der Spitze des Berges ein dreiseitiges Piedestal von Pirnaischem Sandstein, welches eine Urne trägt. Die drei Seiten des Denkmals sind dem Andenken der drei abgeschiedenen Personen gewidmet. Eine jede Seite giebt in nachfolgenden Aufschriften von denselben nähere Kunde. Die erste gilt der Gattin, einer Engländerin und nahen Verwandtin des großen Newtons: „To the memory of Jane Ernest, born at Shrewsbury. Her Father was General William Newton, she died at Meissen, Oct. 17. 1754; aged 32 and lest one Son Charles an Infant. Her Husband Sigismund Ernest erected this Stone, who yeur bedenwer hearse." — Die dem Andenken des Sohnes vom Vater gewidmete Seite hat folgende Aufschrift: „In the memory of Charles Ernest, a Man of Excellent Talent, born at London; Aug. 30. 1755; he was Secretary to his Britannic Majesty at Copenhagen at the memorible Catastrophe 1772, as afterwards at Vienna, where he died in the Flower of his Life; Oct. 14. 1780. His Father, who lamented the loss of that dear Son, with Grief whole these Line." — Die dritte Seite endlich erhält das Andenken der Amme des Sohns in folgenden Worten: „To the memory of Margery Spriggs, born at Branf; she died at Meissen, Jun. 1. 1793, aged 67 years. Sigismund Ernest, whom she constantly attended for 10 years and whose son Charles she nursed in his enfancy and during his last Moments of Vienna in Gratitude to a Faithfull Friend and servanterected this Stone." — Das Lob derselben sprechen folgende, am Fuße des Steins befindlichen Worte noch sinniger aus: „Non secus ac fidissima mater et puero et juveni fuit officiosa viroque." — Die Zartheit, mit welcher der Errichter dieses Monuments der Treue und Anhänglichkeit seiner Dienerin, ganz auf gleiche Weise wie der Gattin und dem Sohne, huldigt, macht dem Gefühl und Charakter des Herrn und der Dienerin zuverlässig gleich viel Ehre. Das Portrait des Ersteren, ein gutes Oehlgemählde, befindet sich im Inneren des Hauses. Ich habe den sprechenden Ausdruck von Wohlwollen in den Zügen dieses Greises nicht genug bewundern können. Man findet hier ebenfalls ein gut gemaltes Kniestück des General Newtons, des Vaters der Gattin und des Neffen des Philosophen; die Züge dieses Bildes haben eine auffallende Aehnlichkeit mit dem Philosophen Leibnitz, der sein Zeitgenosse war, so weit ich dieselben durch gute Kupferstiche kenne. — Die Familie Ernest ist vor Kurzem in Meissen ausgestorben, und mit derselben dieser Zweig der Newtonschen Familie in Sachsen erloschen. — Die Bewohner Meissens, denen man einen hohen Grad von geselliger Kultur zuschreibt, dennoch aber — ich weiß nicht, mit welchem Recht — einige Abgezogenheit und Verschlossenheit gegen Fremde Schuld giebt, besuchen dies, nur eine kleine Stunde von der Stadt entlegene trauliche Oertchen sehr oft. Auch ich traf, als ich hier war, eine bunte Gesellschaft an, welche das Denkmal munter umschwärmte. Ich habe den Glauben, daß sich in den Umgebungen einer schöneren Natur edlere Menschengestalten und Gesinnungen leichter entwickeln; in Dresden und dessen Umgegend scheint es an Belegen hierzu nicht zu fehlen. Tr.

Die „Minerve" bemüht sich, das spanische Heer dadurch zu rechtfertigen, daß sie sagt: „Die Soldaten seyen die bewaffneten Repräsentanten des Volks." Hiernach würde die Entstehung einer verfassungsmäßigen Regierung ohne Zweifel von den prätorianischen Garden abstammen, und die Janitscharen können auch als Repräsentanten des Volks betrachtet werden. (Quotid.)

Montesquieu sagte einmal: „Wenn ich in einem neuen Lande ankomme, so frage ich nicht: ob es daselbst gute Gesetze gebe, sondern nur: ob man sie ausübt! — Ueber abhanden gekommene Gesetze ließe sich freilich viel Wahres sagen, wenn nicht — manches Gesetz abhanden gekommen wäre. (Quotid.)

Als Satanas den Fall der Erstlinge des Menschengeschlechts gesehen, muß er gerade dieselbe Freude empfunden haben, wie unsere zeitigen Liberalen bei dem Anblick der spanischen Empörung. Hätte die Hölle damals Schriftsteller gehabt, sie würden gewiß eben so geschrieben haben, wie jetzt der Abbé de Pradt; wären Zeitungen da gewesen, so hätten sie dieselben Grundsätze verbreitet, als heut zu Tage die „Minerve", der „Constitutionel" und die „Renommée"! (Quotid.) Die „Quotidienne" scheint einen Mangel an täglichem Brodte zu haben, weil sie so giftig auf andere Zeitschriften losziehr.

Im Garten Marbeuf bei Longchamp sieht man einen Wagen mit Segeln, welcher, ohne Pferde, in einer Stunde 12 Lieus läuft. Auf dem Eise würde er in einer Stunde 16 Lieus weit laufen. Der persische Gesandte hat eine Zeichnung davon genommen, um solche Wagen den Karavanen zum Gebrauch vor zu schlagen. (Journ. d. Par.)




# Der Gesellschafter
oder
# Blätter für Geist und Herz.

1820. Mittwoch den 12. April. 59stes Blatt.


## Eine Allegorie von J. J. Rousseau.

In einer Unterredung, welche J. J. Rousseau mit seiner Freundin, der geistreichen Frau von Epinay, hatte, kamen sie auf das Daseyn Gottes und auf den Dichter Saint-Lambert, der es bezweifelte. Rousseau gerieth in Feuer und sagte: „Zuweilen, wenn ich allein auf meinem Zimmer bin und mir beide Augen mit den Händen bedecke, oder wenn ich Nachts wache und nichts sehe und nichts höre, bin ich seiner Meinung. Sobald aber" — und bei diesen Worten hob er, Begeisterung im Blick, die Hand gen Himmel — „sobald ich diesen sehe, dann finde ich meinen Glauben wieder, meinen Gott; ich fühle mich hingezogen zu ihm, ich bewundere ihn, bete ihn an, falle vor ihm in den Staub und erhebe mich wieder zu ihm aus dem Staube!" — „Aber" — so unterbrach ihn hier Frau von Epinay — „wenn Männer, wie Sie, bei einer solchen Neigung und Willfährigkeit zum Glauben, dennoch Zweifel hegen, wie soll es uns armen Kleingläubigen gehen? — Auch erlauben Sie mir wohl die Bemerkung: daß man hierin mehr dem Verstande, der Ueberlegung, als den Augen, den Sinnen, trauen soll? Sagen Sie mir — aber recht aufrichtig! — Sie, der Sie der Sache so oft nachgedacht haben und so tief in sie eingedrungen sind, sagen Sie mir: in welcher Ansicht die deutlichsten Resultate, die überzeugendsten Gründe liegen?" — Rousseau dachte einen Augenblick nach, dann entgegnete er: „Liebste Freundin, das Auge unseres Verstandes ist so kurzsichtig, unsere Vernunft so beschränkt, daß es mir unmöglich ist, zu entscheiden. Wollen Sie aber, statt eines Ausspruchs, ein Mährchen hören?" — „Also mit Mährchen wollen Sie mich beruhigen? — Doch sey's; ich höre." — Nach einer ziemlich langen Pause begann nun Rousseau seine Erzählung also: — „Eines Tages ward ein Reisender auf eine fremde Küste verschlagen; er fand das Land von Menschen aller Art, Gestalt, Farbe, jedes Alters und Geschlechtes, bewohnt. Nachdem er sich umgeschaut und von der ersten Bestürzung erholt hatte, suchte er Kunde ein zu ziehen; denn der Ort gefiel ihm und er war nicht abgeneigt, dort zu wohnen. Er wendete sich an drei Männer mit langen Bärten, welche, in einiger Entfernung von den andern Landbewohnern, sich mit Gespräch beschäftigten. Er redete sie an: „Hätten Sie wohl die Güte, meine Herren, mir zu sagen: wo ich bin und wem diese Gegend gehört? Wenn die Sitten hier zu Lande der Weisheit und der Ordnung gleichen, die ich in dem Anbau und den übrigen physischen Einrichtungen bemerke, so müssen Sie das Glück haben, unter der Regierung des erhabensten und besten Monarchen zu leben." — „Nichts ist leichter", erwiederte einer der Greise, „als Ihrer Neugierde zu genügen: Sie befinden sich in den Staaten des wohlthätigen Genius, der das jenseitige Gestade bewohnt. Sie sind wider Ihren Willen, aber auf seinen Befehl, an dieses Ufer verschlagen; denn er findet Freude am Beglücken: und um glücklich zu werden, müssen die Seefahrer hier scheitern. Wer nicht im Schiffbruch ertrinkt, wird von ihm in Schutz genommen, und muß eine Zeit lang in

diesem Lande weilen, wo es Ihnen zu gefallen scheint und welches Sie mit Recht bewundern. Diese beiden Herren und ich sind seine Minister; wir haben den Auftrag von ihm, den Unterthanen seinen Willen kund zu thun, seine Gesetze beobachten zu lassen und in seinem Namen Belohnungen zu verheißen und Strafen zu drohen." — „Aber, meine Herren, warum wohnt der Monarch nicht in diesem schönen Lande? nicht unter seinen Schützlingen? warum hält er sich jenseits auf?" — „Was wir, seine Stellvertreter, in seinem Namen vortragen, überhebt ihn der Mühe, sich zu zeigen; wir sind seines Geistes voll, er hat uns gesandt. Doch wir müssen Sie mit den Bedingungen bekannt machen —!" — „Bedingungen?" erwiederte der Ankömmling; „sagten Sie nicht so eben: daß ich auf den Willen des Genius hier sey, und daß es nicht in meiner Macht gestanden: ob oder nicht?" — „So ist es!" erwiederte der Alte. — „Nun, so wär' es ja sonderbar, mir Bedingungen zu machen, da ich nicht die Freiheit habe, sie an zu nehmen oder sie zu verweigern?" — „Nicht die Freiheit? Sie, nicht frei! welch eine Lästerung! Geschwind, legen Sie diesen Irrthum ab!" — Sein Gefährte raunte mir ins Ohr: „Lassen Sie ihn sprechen, was er will; Sie sind nicht frei, der Gedanke an Freiheit wäre für das große Wesen, dessen Güte wir anerkennen, beleidigend." *) — „Im Vorbeigehen" — setzte der erste Greis hinzu und nahm dabei eine bescheidene Miene an — „muß ich Ihnen sagen, daß man mich Monseigneur, gnädiger Herr! **) nennt; so will es der wohlthätige Genius, der mich zum Vollstrecker seiner Gebote berufen hat; denn im ganzen Lande giebt es nur Einen, der größer ist, als wir." ***) — Der Fremde wußte nicht, was er zu solchen Reden sagen sollte: da er bei einem so gesetzten Aussehen, bei einem so ehrwürdigen Alter und in so ehrenvollen Stellen, mit kaltem Blute so vielen Unsinn vortragen hörte. — Während sie noch im Gespräch waren, erhob sich ein Geräusch, und Töne des Schmerzes, mit Freudentönen vermischt, drangen zu dem bestürzten Reisenden. Von Neugier angetrieben, fragte er nach der Ursach, und erhielt von dem dritten Greise, welcher noch nicht gesprochen hatte, zur Antwort: „Der über uns waltende Geist findet es zuweilen für gut, die Geduld seiner Unterthanen zu prüfen, und giebt zu: daß, während sie seine Güte, Huld und Gerechtigkeit erkennen und rühmen, sie von ihren Brüdern erschlagen werden; diese Ehre wird nur seinen Lieblingen zu Theil. Uebrigens aber ist es für alle seine Unterthanen ohne Ausnahme die höchste Pflicht, ihn für vollkommen zu halten, denn in ihrem ersten Schlafe haben sie sich dazu beeidigt." — „Wie so, gnädiger Herr? Wie so, Monseigneur? In Ihrem Lande bindet man sich schlafend durch einen Eid?" — „Ja wohl!" sagte der Greis, „so ist es vorgeschrieben; Sie selbst haben ihn geschworen, als Sie an das Land geworfen wurden." — „Ich? einen Eid geschworen? Ich will gleich zu Ihren Füßen des Todes seyn, wenn ich das Geringste davon weiß." — „Das mag seyn, nichts desto weniger bindet Sie der Eid. Ohne die Feierlichkeit desselben dürften wir Sie nicht als unsern Mitbürger ansehen. Sobald wir erfahren, daß ein neuer Fremdling gelandet ist, empfangen wir ihn, und während er noch schläft, wird er in Gegenwart zweier Zeugen befragt: ob er Bürger des Staats werden und die gehörigen Bedingungen erfüllen will? Die beiden Zeugen beschwören es in seinem Namen, der Eid ist fertig und er muß ihn halten und sich nach den Sitten und Gesetzen des Landes richten." — „Und worin bestehen diese Sitten und Gesetze?" — „Das können Sie nur mit der Zeit erfahren, wenn Sie die vor uns liegenden zwölf Folio-Bände nach Ihrer Muße werden durchgelesen haben; doch muß ich Ihnen zugleich erklären: daß, wenn Sie nur den Sinn eines einzigen Worts verfehlen, Sie auf immer ohne Gnade und Barmherzigkeit strafbar und unglücklich sind." — Die drei Männer sahen dabei so gravitätisch aus, daß der Ankömmling bei sich dachte: Entweder denen oder mir fehlt der Verstand. — Er verließ sie, begab sich nach der Stadt und hörte von Mehreren, die er zu Rathe zog, immer dasselbe.

Die Unmöglichkeit, die Insel auf sicherem Wege zu verlassen, bewog ihn, dem Beispiel der Andern zu folgen, obschon er kein Wort von dem glaubte, was ihm die Greise behauptet hatten. Eines Abends, als er vom langen Wege ermüdet war, stieg er in einen kleinen Nachen, der am Ufer stand, und, sich seinen Träumereien überlassend, sprach er zu sich selbst: „Man hat mir das Alles nur vorgeschwatzt; drüben giebt es kein Land, ich sehe nichts als Luft und Wasser!" Also denkend schlief er ein. Ein frischer Wind erhob sich und bewegte das Wasser; der Nachen lösete sich vom Ufer und brachte den Schlafenden an das jenseitige Gestade. Bei seinem Erwachen war es sein erstes Geschäft: den großen Geist auf zu suchen. Er fand ihn, oder fand ihn nicht — denn meine Kunde verläßt mich hier. Ich vermuthe aber, daß, wenn er ihn gefunden und ihm berichtet haben wird: was man jenseits von ihm denkt, spricht und lehrt, das große Wesen ihm, anfangs mit lächelndem, dann mit majestätischem Blick etwa Folgendes wird geantwortet haben: „Mein Freund, ob Du und alle Deiner Art auf jener Insel an mich glauben oder nicht, das kann mir sehr gleichgültig seyn; genug, solche Wesen, wie Du eines bist, müssen erst eine Zeit lang auf jener Insel leben und dann zu

*) Die Calvinische Lehre von der Prädestination.

**) Titel der Bischöfe. ***) Der Pabst.



mir kommen, ihre neue Bestimmung zu erwarten. Das Gesetz der Nothwendigkeit waltet dort und hier. Unterwerft Euch, beruhigt Euch, und bleibt in Euren engen Grenzen, so lange als es mir belieben wird; glaubt aber nicht: daß ich Euren Unterricht und Eure Bildung mir zum Zweck mache; das ist gänzlich Eure Sorge." — Der Fremde aber wird darüber nachgedacht und folgendes Resultat aus dem Vorgang gezogen haben: „Ich wußte es wohl, daß es einen großen Geist gebe; ich wußte es, daß er gut, nachsichtig und wohlthätig sey, und daß er nichts von mir fordern würde, als was ich leisten kann. Auf jeden Fall ist es das beste, wenn man sich nicht irren, sich nicht betrügen will: aufrichtig zu seyn mit sich und Andern. T. L. Secha.

## Aus dem Wörterbuche eines Weltmanns.

(Fortsetzung.)

Befehlen setzt nach philosophischen Grundsätzen Superiorität des Geistes voraus; da sie aber nicht immer vorhanden ist bei conventionellen Leuten, so müssen diese solche Befehle geben, welche bezwecken: daß der Geist überhaupt nicht aufkomme. Die Religion wird da der glücklichste Behelf, weil man hier aller Beweise überhoben ist; und Gott ist die beste Aushülfe, weil er sich nie verantwortet.

Befördern ist synonim mit begünstigen; doch befördern kluge Leute auch zuweilen solche, die noch klüger und deshalb eigentlich nicht zu begünstigen sind; in diesen Fällen bringt man aber den Widrigen an eine Stelle, wo er nicht mit uns concurrirt, und so heißt befördern auch zuweilen: Jemand sich aus dem Wege räumen.

Befreiung ist dem Volke ein Abwerfen physischer Lasten; viele Conventionelle meinen aber damit für sich ein Zerreißen aller moralischen und rechtlichen Zügel.

Begeisterung ist gar verschiedener Art. Eine derselben führt zur Inspiration; dadurch entstehen Poeten und Narren; Beide sind in der vornehmen Welt weder zu achten, noch zu fürchten: man läßt sie laufen, wenn sie nicht etwa zum Spaße dienen. Eine andere Art der Begeisterung führt zur Conspiration, diese wird gefährlich; das beste Mittel dagegen bleibt: aus zwei Partheien hundert zu machen, und dies ist leicht, da die Menschen eher zehnerlei Widersprechendes glauben, als eines mit Bestimmtheit wissen und wollen. Conventionelle Leute sagen übrigens Enthusiasmus statt Begeisterung: weil dieses Wort gleich eine so begehrliche Bestimmtheit mit sich bringt, der Enthusiasmus aber ohne Geist abgemacht werden kann.

Beleidigung muß man zuweilen für eine Ehre halten und auf jeden Fall unbemerkt lassen, wenn sie uns von denen zugefügt wird, welche über uns stehen; von Seinesgleichen darf man seine Ehre nicht verletzen lassen, ohne wenigstens den Versuch zu machen, den Beleidiger zu tödten, welches bei gemeinen Leuten Mord und Verbrechen, bei Conventionellen aber Duell und heroische That heißt. Kreaturen, die keine Abkunft haben, können uns nicht beleidigen; diesen Grundsatz müssen wir schon deshalb in Ehren halten, weil wir dadurch die Wahrheiten unwirksam machen, die man uns von unten herauf zuweilen sagt.

Beredtsamkeit hat man nur gegen die nöthig, welche wir bevortheilen wollen, ohne mit dem Befehlen aus zu reichen; gegen Gebietende ist sie nicht zu benutzen, indem hier alle Sprache mit dem ehrerbietigsten Ja!, jeder minische Ausdruck in einem unterthänigen Bücken erschöpft ist.

Beruf haben Conventionelle zu Allem, was sie wollen und wünschen; indem sie es Andern übertragen dürfen: für sie zu denken und zu arbeiten, und befehlen können: daß Alle eine Ehre darin finden, ihnen zu dienen.

(Die Fortsetzung folgt.) C. Möllen.

## Aus vergangener Zeit.

Viele unserer älteren erbaulichen Dichter zogen oft einen Gegenstand gleichsam mit den Haaren herbei, um ihn als Unterlage eines frommen Gedankens zu benutzen. Ein vor mir liegendes Buch: „Amadei Creutzbergs geistliche und andere erbauliche Poesien, Lieder, Sonette und Epigrammata" (Nürnberg 1720) mag in den darin enthaltenen „Ueberschriften" zum Beweise dienen. Hier ein Paar Proben davon:

„Auf eine aus dem Zimmer entflohene Lach-Taube.

Die Taube läßt die Stub' und sucht die freie Luft,
Allwo sie in dem Schnee das Leben bald verlieret.
So lenket mancher Mensch, den Gott zur Ruhe ruft,
Sich wieder zu der Welt, die ihn zur Höllen führet.

Als ein schönes Pferd einen falschen Sprung that und seinen Reiter herunter warf.

So macht's die falsche Welt. Kaum hat sie uns getragen,
So wirft sie uns in Koth und ändert ihren Sinn.
O Gott, auf dieses Thier will ich mich nicht mehr wagen,
Es ist mir niemals wohl, als wenn ich bei dir bin."

— n.

## Ueber Batulls Trauerspiel.

1.

Batull, mit seinem Trauerspiele, hat
Sogar die Bosheit überwunden:
Denn selbst der Kritiker in unsrer Stadt,
Ward hier im sanften Schlaf gefunden.

2.

„Weil ich gepocht, soll ich verhaftet seyn?
O lassen Sie, Herr Lieutenant, uns eilen!
Denn lieber will in Haft ich ganz allein,
Als länger noch bei diesem Dichter weilen."

Th. Laurin.

## Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

Litteratur. Zu den interessantesten literarischen Erscheinungen gehört ohnstreitig das „Leben M. A. von Thümmels", herausgegeben von Johann Ernst von Gruner (Leipzig, bei Göschen 1819). Die Zeitschriften für Kritik haben das, auch typographisch mit Sorgfalt behandelte Werk schon rühmlichst empfohlen und wir thun dasselbe, indem wir zugleich einige kleine Notizen ausheben: „Ein bekannter deutscher Buchhändler, der wahrscheinlich wußte: daß Thümmel gern gut aß und trank, sandte ihm einst, mit der Bitte: um Beiträge für einen Almanach, zugleich eine Kiste mit ausgesuchten Weinen. Thümmel konnte der Versuchung nicht widerstehen, ließ die Kiste öffnen und fand den Wein so vortreflich, daß er ihn austrank. Da schrieb er dann an Weiße, der ihm abgerathen hatte von der Theilnahme an jenem Almanach: da der Wein nun einmal getrunken sey, müsse er ihn schon mit Versen bezahlen." (Wenn alle Verleger von Almanachen mit den Mitarbeitern so umgingen, möchten diese vielleicht für besseren Geist sorgen.) — Weiße erzählt: Wieland habe Zollikofern versichert: daß mit seinem Willen seine Kinder niemals seine Schriften lesen dürften. — Thümmels Biograph macht dazu die sehr richtigen Bemerkungen: „Wenn Wieland wirklich dieses Verbot erlassen haben sollte, so würde es doch gewiß nicht nur ein sehr seltsames, sondern auch ein vergebliches bleiben; dieser Gedankenwechsel läßt sich nicht wie eine körperliche Sache ausmessen, die Grenze nicht ziehen und sagen: Hier geht das Gefährliche an. Der Spruch des braven Primrose: daß die Tugend, die immer bewacht werden muß, der Schildwache kaum werth ist, bleibt eine ewige Wahrheit. In dem Verbot: gewisse Bücher nicht zu lesen, liegt wenigstens nicht die Heilung des Lasters." — Schauder erweckt die Beschreibung des Theaterbrandes in Amsterdam (im Jahr 1772): „Es sind" schreibt Thümmel aus Amsterdam, „19 der vornehmsten Personen des hiesigen Landes im Feuer geblieben und Gott weiß, wie viel Hundert Fremde und Unbekannte ihren Tod dabei gefunden haben. Das Feuer brach in der Oper: „der Deserteur" aus, in dem Akt, wo es einige Minuten auf dem Theater finster seyn muß. Die bedeckten Lampen erhitzten und entzündeten zuerst die dürren Bretter, die Flammen schlugen an die Gardinen an und in fünf Minuten stand das ganze Theater in Feuer. Zum Unglück hatte der Eingang im Opernhause eine Thür, die inwendig aufging; dieser Fehler der Baukunst war Ursache an der Unordnung und dem Unglück, was nun erfolgte. Jedermann wollte sich zuerst retten, das Volk drückte einander auf allen Seiten und verursachte, daß die Thür nicht geöfnet werden konnte. Sie wurde endlich von außen eingehauen; es war aber nun schon unmöglich: daß alle Personen dem Feuer entgehen konnten; diejenigen, die zulezt blieben, mußten verbrennen. Ein Haufe wagte es, von der Gallerie auf das Parterre zu springen; sie zerschmetterten die, auf die sie fielen, und wurden selbst zerschmettert. Der Stadt-Ingenieur, ein redlicher Mann, wagte sich fünf Mal in die Flammen und suchte in der Unordnung Anstalten zur Rettung seiner Mitbürger zu machen; das lezte Mal konnte er sich aber selbst nicht mehr helfen. Die Gallerie, auf der er eben war, brach ein — Adieu, mes Amis! rief er noch und stürzte mit einer Menge Unglücklicher in das brennende Parterre. Ein Kaufmann, der 20 Millionen Vermögen hatte und dessen Frau und Kinder in der Komödie waren, lief durch die Flammen und suchte sie zu retten; er kam glücklich zurück auf die Straße, unter dem einen Arm seine Kinder, im Schrecken hatte er aber eine andere Dame statt seiner Frau ergriffen. Er bot demjenigen, der seine Frau retten würde, 100,000 Gulden; da sich aber Niemand wagen wollte, lief er zum zweiten Male in die Flammen und kam nicht wieder zurück. Den Tag darauf fand man beide Eheleute, Arm in Arm geschlossen, verdorrt und verbrannt in dem Schutt; die geretteten Kinder sind untröstlich und die eine Tochter bekommt noch täglich um die Zeit, da das Feuer war, convulsivische Zufälle, ohne daß ihr ein Arzt helfen kann. Eine jüdische Dame, die an diesem Tage für eine halbe Million Schmuck in den Haaren hatte, wurde noch vor ihrem Tode von Spitzbuben übel zugerichtet. Man riß ihr, der Girandoles zu Gefallen, beide Ohren entzwei und ließ die Person verbrennen." — Ein, dieser Biographie angehängtes Gedicht „das Erdbeben von Messina" nennt die „Allgemeine Literatur-Zeitung" ein „Gedicht der bedenklichsten Art" und es wird wohl Jeder, der nicht auch dem Geiste nur Lüsternes bietet, dies Urtheil unterschreiben. —A—

Ludwig XIV. sagte einst, wegen des guten Einverständnisses mit Spanien: „Es giebt keine Pyrenäen mehr!" — In Erwartung der Dinge, die jezt kommen konnen, sollte man vielleicht wünschen: Es möge lieber jezt der Pyrenäen mehr als jemals geben! (Quotid.)

Jemand, welcher in diesen Tagen die neueren politischen Ereignisse von Spanien und Frankreich mit einander verglich, bemerkte: „beide Staaten spielen Wippschaukel!" (Renommée.) Das ist wenigstens nicht in gewöhnlicher französischer Eitelkeit, indem mit jenem Satze zugegeben ist: daß Frankreich auch zuweilen sinkt.

Eines der interessantesten Werke unserer Zeit ist unstreitig dasjenige, welches jezt erschienen ist unter dem Titel: „Unpartheiische Geschichte des englischen Parlaments seit seiner Entstehung im Jahr 1234 bis zum Jahr 7 der französischen Republik", verfaßt von Ludwig Bonaparte, mit eigenhändigen Noten von Napoleon Bonaparte. Das Manuscript befindet sich in der Ambrosianischen Bibliothek zu Mailand. (Indépend.) — Unter den eigenhändigen Anmerkungen Napoleon Bonapartes zu dem Werke seines Bruders Ludwig Bonaparte sind folgende bemerkenswerth: Von Cromwell sagt er: „Dies war ein Mann, für die Bestimmung der Reiche und der Jahrhunderte geboren!" An einer andern Stelle äußert er: „Nur kein Zögern bei großen Crisen! es tödtet oft, rettet nie. Carl konnte schlagen und siegen; er zögerte und ward aufgehängt! Zaudern verräth Mangel an Scharfblick und Talent. Cäsar zögerte an den Ufern des Rubikon, und er war nicht mehr derselbe! Eines der größten militairischen Talente ist es unstreitig: nie zu zaudern, wenn gehandelt werden muß!" (Quotid.)




# Der Gesellschafter oder Blätter für Geist und Herz.

1820. Freitag den 14. April. 60stes Blatt.


## Aus einer humoristischen Reise von Copenhagen nach Jütland.

(Aus dem Dänischen übersetzt.)

### Schluß des siebenten Kapitels.

Ich schwatzte mit mir selbst und mit dem Postillion von den guten und bequemen Extraposten, die man auf Fyhn hat — es war schon über acht, als wir vor Ullerslev Krug anhielten. — Hier hatte ich im Sinne ab zu brechen: nicht meine Reisebeschreibung, sondern das siebente Kapitel; allein da das vorige sechste mit einer Postillions-Anekdote schloß, so will ich dieses nicht auf dieselbe Manier endigen. Ist es auch keine Wiederholung, so ist es doch eine Einförmigkeit; und die wird man, wie in der Natur, so auch in gelehrten Werken überdrüssig.

Ullerslev Krug liegt ungefähr anderthalb Meile von Nyeborg; der Krüger heißt Hans Eibye und hat eine hübsche Frau. Für einen Krug ist das Gebäude ziemlich gut; es ist ein Geländer mit eisernen Ringen darum: daß die Reitenden ihre Pferde, indeß sie sich selbst ein Gläschen schmecken lassen, daran binden können. — Gleich bei dem Kruge steht die Kirche des Dorfes, die viel schöner ist als insgemein die Seeländischen sind. Sie ist ein Filial von Flödstrup; und die Maslenberger Herrschaft hat das jus patronatus. — Nicht weit von hier liegen die schönen Herrnhöfe Mörbech und Schousboe; der letztere war in alten Zeiten ein Kloster. Es ist ein sehr festes, massives Gebäude, hat einen Thurm und gewölbte Keller. Man findet hier noch verschiedene Reste aus der Kloster-Periode, z. B. ein Kreuz mit dem Heilande gleich bei dem Hofe in der Allee. Die Tradition, welche ich in meiner Kindheit, als Ursache: warum dieses hölzerne Kreuz hier steht, habe erzählen hören, lautet kürzlich folgendermaßen: „Eine Nonne war beschwert — vermuthlich mit Geistlichkeit. Sie wußte, wie viele Andere: daß die freie Luft sowohl für körperliche als geistige Beschwerden dienlich sey. Sie wandelte deshalb nach gedachter Allee und legte sich dort nieder; hier soll sie eine Erscheinung gehabt haben, und diese, sonderbar genug! war so wirksam, daß sie von ihrer Seelenlast befreit wurde. Zur Erinnerung dieser lebendigen Erlösung ließ sie hier den sterbenden Christus aufrichten."

Nun schüttelst Du mit dem Kopfe, guter N.! — „Ja, Du hättest lieber dies Kapitel mit Deiner Postknechts- als mit Deiner Nonnen-Anekdote geendigt haben sollen; und was kümmern mich und den Leser die Namen Deiner Krüger, und die Nachricht von den Pferde-Ringen, und dem jus patronatus der Herrschaft?" — Schilt Du nur, Herr Professor! Im nächsten Kapitel wirst Du noch mehr dergleichen zu verdauen haben, da ich noch nicht so schnell Ullerslev und die umliegende Gegend zu verlassen gedenke.

### Achtes Kapitel.

Wer die Wiege nicht kennt, die ihn sorgsam gewieget,
Wer die Mutter nicht kennt, deren Brust ihn genährt;
Wem sein Vaterland fremd ist, das ihn zum Manne gebildet,
Der verstumme, wenn er wendet sein Aug' auf sich selbst.

Die psychologischen Wissenschaften würden sehr gewinnen, wenn jeder Mensch seine Biographie schreiben könnte, und sie auch wirklich schriebe. Es kümmert mich nicht, zu wissen: wann Einer geboren oder getraut worden ist, oder wie oft seine Frau in Wochen gelegen hat; nein, andere Dinge sind es, die ich verlange. Freilich kann man nicht ganz bestimmt darauf rechnen: nichts anders als lauter reine Wahrheit zu finden; viele Umstände können eine Unwahrheit nothwendig machen: man darf und kann nicht allezeit sein Ich oder Andere zu sehr bloß stellen; man will dem Publikum nicht immer den Grund anzeigen, wodurch wir zu einer oder der andern Handlung bewogen wurden. Allein ungeachtet solcher unumgänglichen Unvollkommenheiten würden diese Biographien viel Nutzen stiften; schon die Hauptmomente könnten Anleitung zu vielen Schlüssen geben und mancherlei Entdeckungen hervor bringen.

Jeder Mensch soll, so viel er nur immer kann, zum Besten seines Geschlechts wirken. Man sieht die Handlungsweise eines Andern, und man glaubt: er hätte anders verfahren sollen; man sieht, daß er viel Gutes thut, man glaubt aber: daß er noch mehr Gutes thun sollte. Nun erfährt man Einiges aus seinem Leben, und man beurtheilt ihn milder, ja, siehe! er hat sich größtentheils gerechtfertigt. — Wie gesagt, ich sehe es als eine Art von Schuld an, die man der Welt entrichtet, wenn man ihr seine Biographie übergiebt; und wer diese Schuld nicht in Silbergeld abtragen kann, bezahle sie in Kupfermünze.

Ich nahm einmal ein französisches Buch in die Hände; ich glaubte eine Abhandlung über die Tonkunst zu finden — denn dazu berechtigte mich das Titelblatt — allein ich fand die Lebensbeschreibung des Verfassers. — Du, lieber R., glaubst hier eine Reisebeschreibung zu finden; aber Du mußt es mir nicht übel nehmen, daß ich Dich bitte: mir durch manche Scenen meiner Kindheit und Jugend zu folgen. Wandelst Du gleich mit einer unbedeutenden Person, so werden doch vielleicht Augenblicke kommen, in welchen Du Dich in meiner Gesellschaft nicht langweilst.

Ich hielt, wie Du aus dem siebenten Kapitel weißt, bei Ullerslev Kruge. Ein Greis streckte seine zitternde Hand zum Wagen empor, um ein Allmosen zu erhalten. Die Zeit, vielleicht auch mancher Kummer, hatte tiefe Furchen über sein Gesicht gezogen; graues, ehrwürdiges Haar floß auf seine Schultern herab. Ich muß gestehen, daß man nicht auf's Gerathewohl allen Bettlern geben darf; aber wenn man eine Person antrifft, die eine Gabe verdient und bedarf, so gebe man auch reichlich. Ferner muß ich gestehen, daß ich lieber einem alten Manne, als einer alten Frau Allmosen gebe; es kommt mir vor, daß in manchen Hinsichten die Letztere sich besser durchschlagen und sich leichter Pflege verschaffen könnte. — Bei solchen Gedanken griff ich in die Tasche und gab ihm einige Schillinge. Da sagte der Alte: „Gott segne Sie! Sie sind gut, wie unser seliger Herr T., und deshalb geht's dem auch so wohl, und darum bitte ich auch für ihn.“ — „Ja!“ sagte ich, „er war ein Vater seiner Gemeinde, und wer in der Stille so viel Gutes gewirkt hat, wie er, muß im Grabe recht sanft ruhen.“ — „Es war zu der Zeit“ — so fuhr der Greis fort — „als sein Sohn P. Priester ward — ich vergesse den Tag niemals! — unser Pfarrer konnte die Freude nicht für sich allein genießen, auch wir Armen hier in Ullerslev sollten Theil daran nehmen; ich meines Theils — der Herr glaubt es mir vielleicht nicht! — ich bekam einen Scheffel Mehl; ja, den bekam ich!“ — Hier standen dem Alten die Thränen in den Augen; ein herrliches Ehrendenkmal für den Abgeschiedenen.

Ich sah über die Wiese; F***'s weiß berappte Kirche war deutlich zu sehen, die hohe Linde ragte über das Grab des Geistlichen — Du weißt: daß ich bei ihm in Pension war — hervor. Dort gleich an der Kirchhofs-Mauer liegt die Pfarre, dachte ich, und nun stellten sich mir gleichsam in einer Reihe die Freuden meiner Kindheit und Jugend vor, so daß mir es in dem Augenblick schien, als genösse ich meine Gegenwart auf doppelte Weise. — Hier war es, wo ich, einen Stock zwischen den Beinen, durch die Kornfelder jagte; ich konnte laufen, so weit ich wollte, ohne zu ermüden; ich glaubte, der Stock thäte den nämlichen Dienst, als ein Pferd. Oft legte ich mich auf den Rücken ins Getreide, ließ es über mich hinrauschen, sah hinauf zu dem herrlichen blauen Himmel, froh, ihn so klar zu finden, wie meine Seele.

Es war an einem Festtage, als mir des Morgens der Pfarrer sagte: daß er nach der Predigt die Jugend überhören wollte. Ich ging in die Kirche und kaum war Amen gesagt, so standen schon die jungen Bursche und Bauer-Mädchen auf dem Platze. Es wäre eine Schande, dachte ich, wenn du dich nicht auch dem Examen unterwürfest; ging aus meinem Schließ-Sitz und stellte mich neben die Andern. Mit seiner gewöhnlichen Milde fragte der Pfarrer die Jugend, welche mit anständiger Freimüthigkeit antwortete. Niemand blieb eine Antwort schuldig. Endlich kam an mich die Reihe; noch erinnere ich mich, daß mir aufgegeben ward: einige der wichtigsten Pflichten auf zu zählen, die wir unseren Nebenmenschen schuldig wären. Ich kam ziemlich gut durch, und war ganz stolz, da mir der Pfarrer am Schlusse mit den Worten die Hand drückte: „Du hast Dich wie ein Mann gehalten, mein Lieber!“ — Das Essen schmeckte mir an dem Tage besser als gewöhnlich und ich bekam eine Viertelsflasche Franzwein vorgesetzt. Dies war eine Belohnung, weil ich mich so gut gehalten

hatte. — Hier war es, wo ich einmal auf den Kirchthurm kletterte und in meiner Unschuld am Glocken-Seile zog; die Glocke schlug an und sogleich kam eine Staffette zu mir herauf, welche schrie: daß ich um Gottes Willen den Strick los lassen sollte, da die Bauern glaubten, es wäre Feuer. Mir war wegen meiner Unvorsichtigkeit so übel zu Muthe, daß ich die ganze Nacht nicht schlafen konnte; ich stellte mir vor, das ganze Dorf wäre böse auf mich, weil ich so an dem Stricke gezogen hatte. — Hier war es, wo ich so manchen Sommerabend hinaus auf das Feld zu den Leuten des Pfarrers ging. Sie hatten immer eine große Freude, wenn ich kam: denn ich brachte Brandtwein mit, und machte mir ein Vergnügen daraus, Jedem seine bestimmte Portion zu reichen. Oft fuhr ich dann mit dem Erndtewagen heim; oft lief ich hinter einer Heerde Gänse her, und ergötzte mich daran, wie jede so gut sich nach Hause zu finden wußte. — Dort im Pfarrgarten spielte ich so oft Sonntags Nachmittags Kegel mit dem alten Geistlichen, der weit gewisser und besser schob, als ich. Ich hielt es für eine sehr große Vollkommenheit, einmal so fertig, wie er, kegeln zu können.

„Gieb mir die Sparbüchse, die bei der Chatoulle steht!" sagte der Pfarrer einmal zu mir, da er den Pfropf aus einer Weinflasche zog. Ich reichte sie ihm, und er that zwei Schillinge hinein. Auf meine Frage: warum er die gerade jetzt hinein legte? antwortete er: „Ich habe gelobt, niemals einer Flasche den Hals zu brechen, ohne auch die Armen zu bedenken."

(Die Fortsetzung folgt.)

## Sprüche und Sentenzen, aus einem älteren Kern gezogen.

Der Mensch ist Gottes Münze, darauf er in der ersten Schöpfung sein Ebenbild geprägt hat, und dieselbe verfälscht derjenige, der durch Unglauben und Laster den abscheulichen Satan nachmünzt.

In der Gruft finden wir die schönsten Edelgesteine.

Das geschwinde Absterben dient uns zum Gehülfen, daß wir Gott eine Seele mit weniger Flecken abliefern.

Das Glück ist dem Weisen ein Weib, welche ihm nichts zubringt.

Gold hat das Kupfer der schnöden Lust, als den schlimmsten Beisatz, an sich.

Die Kost der glatten Worte, womit die Welt uns speiset, ist Mithridates Tische gleich, der nie von Gift leer war.

Der Neid ist um die Tugend so sehr, als der Schatten um das Licht geschäftig.

Die Welt ist so geartet, daß sie das Gute in Sand, das Böse in Alabaster schreibt.

Sünde und Strafe sind stets Zwillinge.

Wer das Unkraut nicht ausreißt, von dem wird es selber gebaut.

Ihrer viel haben wohl Augen, aber sie sehen nicht, oder sie lernen sie erst aufthun, wenn sie bald gar sollen geschlossen werden.

Das Gedächtniß ist die Mappe der ganzen Welt.

Die Nacht und das Lästern machen die Sterne und den Glanz der Unschuld desto heller.

Die Schwelgerei ist der Laster Blasebalg.

Die Liebe läßt sich so wenig erzwingen, als aus Kieselsteinen sich Oehl pressen läßt.

Die Poesie ist die erste Wiege der Weisheit, und ihr Kern verliert so wenig in den Schaalen der Gedichte, als die Perle in den schönen Muscheln etwas von ihrer Güte.

Fr. Raßmann.

## Kindleins Mord.

### Eine schweizerische Volkssage.

Ein Spielmann, roh und von bösem Muth,
Mit seinem Kindlein so hold und gut,
Schifft' über den Vier-Waldstädter See.
Die Wogen schwollen zu Bergeshöh;
Gewitterwolken zogen zur Schlacht
Und hüllten den Axenberg in Nacht.
Das Glöcklein der Waldkapelle klang
Und kündete Sturm im Thal entlang.
Im Aufruhr zu landen vermocht' er nicht mehr;
Rings starrten nur schroffe Felsen her.
Dem Vater blieb für die lange Noth
Zur Labung nur noch ein Restlein Brod;
Sonst hatt' er Alles rein aufgezehrt
Und dem bettelnden Knaben nichts bescheert.
Als dieser des Hungers Schmerz erfuhr
Und bat um Brosamen Brodtes nur —
O weh! der Vater war gegen sein Kind
Fühlloser, als Felsensteine sind,
War unerbittlicher als die Fluth.
Sein Augstern blitzte von wilder Gluth;
Er schalt ingrimmig das junge Blut
Und rief zuletzt in der höchsten Wuth:
„Wenn Du nicht lösest mein Räthselwort,
So trinken Dein Blut die Felsen dort!
Was mag wohl süßer als Honig seyn,
Und härter noch als ein Marmelstein?"
Das Knäblein, nicht lange sinnend, fiel ein:
„Muttermilch muß süßer, als Honig seyn,
Und härter Dein Herz als Marmelstein!"
Erbittert griff ihn des Vaters Hand,
Und schmettert ihn an die Felsenwand.
Da legte der Fluthen Aufruhr sich
Und das Knäblein schwebte feierlich
In sonnigem Glanze zur Himmelshöh.
Den verzweifelnden Vater begrub die See.
Da schimmert nun immer des Knäbleins Bild,
Und alle Schiffenden, gut und mild,
Der Armuth spenden sie Gaben dort
An heiliger Stätte fort und fort.

Haug.

## Welt-Sinn.

Zeig' Allen den Himmel — du wirst nicht gesucht;
Scheuch' Einem sein Luftschloß — so wirst du verflucht.

Bertram.

# Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

**Breslau.** Herr Kapellmeister Strauß, dessen Frau als Sängerin hier engagirt ist, gab am 18. März eine „musikalische Akademie“. Das Violin-Conzert in E-moll, von Spohr, wurde trefflich von Hrn. Strauß vorgetragen. Er hat durch die kunstreichen Doppelgriffe, durch die sichere Führung des Bogens, seine Gewandtheit im Staccato und in den Harpeggen, in der Höhe sowohl als in der Tiefe seine ausgezeichnete Virtuosität bekundet, die er auch in dem trefflichen, von ihm componirten Pot-pourri für die Violine bewies. — Am 29. März gab (im Theater und bei überfülltem Hause) zu seinem Benefiz der Regisseur der Oper, Hr. Ehlers, eine Abend-Unterhaltung in vier Abtheilungen. Eine neue Ouvertüre von F. W. Berner eröffnete sie; dann folgte ein Prolog von Geisheim. Aus Spontini's „Cortez“ wurde eine Scene von Mad. Geyer als Schwanengesang gesungen. — Hr. Walbach würde wohl thun, die Singparthie nicht mehr zu übernehmen. — Hierauf wurden zwei Lieder von 80 Schützen gesungen. — Eine Ouvertüre von Meyerbeer war gemüthvoll und geistreich; „die Stotternden“ ein Canon, gänzlich mißlungen. „Die sieben Schwaben und der Haase“ wurde wiederholt, was den Thermometer des hiesigen Publikums ganz genau anzeigt. — Die dritte Abtheilung enthielt Scenen aus Goethe's „Faust“. Wir billigen keineswegs die Scenen-Wahl; der Monolog des „Faust's“ war allzu lang und hat wenig dramatisches Leben. Warum wählte man nicht lieber die hochkomische Scene in Auerbachs Hof? Dagegen ergötzten uns die trefflichen Chöre des Hrn. Fr. Schneiders, die wie Sphären-Musik aus der Ferne herüber klangen. Den Beschluß machte Schiller's „Glocke“ dramatisch dargestellt. Referent entsinnt sich, dieselbe zu Lauchstädt, bald nach Schiller's Tod (im Juni 1805), unter Goethe's Leitung dargestellt gesehen zu haben. Aber wie sie dort ohne Interesse vorüber ging, so auch hier. Ein rein-lyrisches Gedicht kann wohl niemals d r a m a t i s c h wirken. — Am 22. März entzückte und erschütterte uns die furchtbare Schicksals-Tragödie (nicht im heutigen Sinne gemeint!) „Makbeth“. Die tiefsten Schauer sind in ihr ermessen, das Schicksal tritt hier ganz im antiken Cothurn auf und reißt Alles zum Entsetzen hin. „Makbeth“ (Hr. Anschütz) genügte nur theilweise, dahin rechnen wir den Monolog, wo er den Dolch erblickt. Minder gelungen war die Scene, wo er nach vollbrachter That aus dem Schlafgemach tritt. Frau Unzelmann stellte die „Königin“ sehr vollendet dar, und wir fanden keinen Moment der Darstellung auch nur für die leiseste Rüge geeignet. Dagegen waren der „Pförtner“, die „Hexen“ mit der „Hekate“ und vieles Andere ganz mißrathen. — Zum Schlusse noch etwas von einer literarischen Fehde. Hr. Löwe hatte sie durch seine Gastspiele veranlaßt.*) Kaum wandte er den Rücken, so goß ein Kritiker seinen Zorn über ihn aus; es erfolgte darauf eine „Erwiederung“ und nun trat ein Jüngling in die Schranken, der aber durch eine „Rüge“, welche die zweite Auflage erlebte, ad silentium perpetuum (?) gebracht wurde. An 1000 Exemplare wurden von der Schrift über „Löwe's Gastspiel“, von der „Erwiederung der *schen Kritik“ und der „Rüge“ in Zeit von 8 Tagen abgesetzt. — n —.

*) Durch eine kritische Ueberschätzung des Hrn. Löwe entstand wohl eigentlich der kleine Lärm —. D. H.

**Literatur.** Der „Gesellschafter“ gab im vorigen Jahre Anzeige von einem seltsamen literarischen Erzeugniß, dessen Verfasser — ein Herr Kastendiek — sich zum Ziel gesetzt hatte: die Länderkunde der lieben Jugend in Bänkelsänger-Reimen vor zu tragen. Nicht zu erwarten war es: daß dieser Versuch Nachahmer oder auch nur schlechthin Nachfolger finden werde, und dennoch beschenkte neulich der Pfarrer zu Wetter in der Grafschaft Mark, Herr Carl Hengstenberg, die Lesewelt mit einer „geographisch-poetischen Schilderung der deutschen Lande“ (Essen 1819). Um noch gemeinnütziger zu wirken, wird der Verfasser vielleicht bald, nach dem Wunsche mehrerer (?) Lehrer, für die Elementar-Schulen eine kürzere und wohlfeilere Schilderung Deutschlands in „leichten Verkarten“ heraus geben. Ob er das übrige Europa auf eine ähnliche Art in einem zweiten Bändchen geographisch-poetisch schildern werde, weiß Hr. H. noch nicht. „Es gehört zu dieser Arbeit“ — meint derselbe — „eine Stimmung, die man sich nicht immer geben kann.“ Um die Leser mit der Art dieses neuen Dichter-Geo- und Topographen bekannt zu machen, mögen einige aufgehobene Stellen hier Platz finden.

Seite 3. Unsre deutschen Rinder weiden
Freudig auf der fetten Au,
Selbst auf Bergen und auf Haiden,
Wo der Himmel kalt und rauh.

S. 48. Der Pommer ist ein reicher Hirte,
Er pflegt das Schaaf, das Rind und Pferd,
Das Schwein gedeiht beim guten Wirthe,
Die Gans wird mehr im Rauche werth.

Bei Zusammenstellung der verschiedenen Gegenstände befolgt Herr H. die kühne Logik des Verfassers der bekannten A-B-C-Fibel. Aehnliche Verbindungen wie:

Der Mönch zum Beten ist verpflicht,
Mit Messern sticht bei Leibe nicht!

kommen bei ihm häufig vor, wie z. B.:

S. 23. Görz hat viel Seid' und Leder,
Den Bischof achtet Jeder.

S. 63. Noch backt Thorn berühmte Pfefferkuchen,
Und Copernicus trat hier ans Licht.

S. 75. Im Schloß (hat Jauer) ein Zucht- und Irrenhaus,
Längst starb der Stamm der Fürsten aus.

S. 512. Zerbst: Bei goldnem Tande, bei würzigem Bier,
Gedenkt man Cathrinens, der Kaiserin, hier.

An gediegenen poetischen Stellen fehlt es auch nicht, wie einige Beispiele beweisen mögen:

S. 13. Die Alpen weiden schönes Vieh
Zu Fleisch, zu Käs' und Butter.

S. 110. Auf dem Feld und in dem Garten
Wächst der Hanf und Flachs hier *) fein;
Alles strebt, ihn treu zu warten,
L i e b' u n d L e b e n i s t d e r L e i n.

S. 144. Reich strömt die Milch zum Buttergold,
Die Bienen sind der Haide hold.

S. 279. Zu sondern die Kleie vom nährenden Mehl
Webt Eisenberg lose Gewande (scilicet, Beuteltücher);
Der Kranke sucht Ronneburg, ist wo ein Fehl
Am Körper und er nicht im Stande.

S. 283. (Meinungen) webt Barchent und kennt nicht die Klagen,
Und Wasungen fühlet sich jegliches Jahr
Beim Baue des Tabecks recht selig.

Mögen sich Viele bei dem Lesen des Buches recht selig fühlen; dem Referenten hat es Spaß gemacht. — o —.

*) In der Grafschaft Ravensberg.

Als Resultat der Bürgerkriege in Caraccas u. s. w. mögen folgende Angaben dienen: Im Jahr 1809 enthielt diese Provinz 420,000 Einwohner, jetzt hat sie den fünften Theil weniger. Die Hauptstadt der Provinz zählte im Jahr 1810: 31,813 Einwohner, im Jahr 1816 nur 21,408. Die Stadt Calabera zählte: 5,785 Individuen, im Jahr 1816 nur 1860. Die Insel Marguerite verlor 5,000, der Distrikt von Barcelona 12,000, Cumana 15,000, Barinas 12,000, Marakanbo 6,000, Coro 4,000 und Carakas zwei Fünftheile der Bevölkerung, nämlich 168,000 Einwohner; zusammen also sind dort in den Jahren 1810 bis 1816: 220,000 Individuen durch Krieg und Hungersnoth umgekommen. (Indépend.)

Redacteur und Herausgeber: F. W. Gubitz.




# Der Gesellschafter
oder
# Blätter für Geist und Herz.

1820. Sonnabend den 15. April. 61stes Blatt.


## Am Frühlings-Anfang.

Still, vom Gesimse der einsamen Kammer,
Nahm ich die Harfe. Wohl schwiegen schon lang'
Ihre geheiligten, goldenen Saiten:
Nicht mehr erschüttert beim Jubelgesang,
Deß sich die Jungen, die Alten erfreuten,
Weil er so mahnend, so lockend erklang;
Nicht mehr berührt bei der schmelzenden Klage,
Die sich der Tiefe des Herzens entrang.

Und es umgab mich ein nächtliches Dunkel,
Matt von dem sterbenden Lämpchen durchhellt;
Stumm war es um mich; es lag in den Banden
Siegenden Schlafes die träumende Welt.
Und wie der Schiffer — dem längst schon entschwanden
Heimischen Küstenlands Hafen und Zelt —
Daß er umher auf den dunkelen Wogen
Irret, von Sorgen und Grämen entstellt; —

Also versunken in düstere Wehmuth
Dacht' ich der schönen entflohenen Zeit,
Aller der Frühlinge, die schon vergangen,
Aller der Menschen, die einst sich gefreut:
Wenn in den Hainen die Lieder erklangen,
Aller Beflügelten munterer Streit
Hirten erweckte zum Kampfe der Flöten,
Daß es ertönete mächtig und weit.

Unter sind alle die Lenze gegangen,
Sinkend ins Zeitmeer die liebliche Schaar;
Kurz war ihr Leben, es ließen die strengen
Himmlischen alle sie kurz nur dem Jahr,
Daß es dann einsam und leer an Gesängen,
Rosenberaubt das gelösete Haar,
Lang' auf der Erde durch Gluthen und Fröste
Welken nun sehe, was blühend jüngst war.

Wieder ein Frühling wird heute geboren,
Lerchen begrüßen den Kommenden schon;
Wieder wird Zauber und Lieder bereiten
Er, der beglückenden Himmlischen Sohn —
Er wird Auroren und Hesper begleiten,
Prangend auf blumenbekränzetem Thron:
Willst du den eilig Entfliehenden preisen?
Künde mir's, Harfe! mit bebendem Ton.

G. Adersbach.

## Aus einer humoristischen Reise von Copenhagen nach Jütland.

(Fortsetzung.)

Dort in dem kleinen Hause bei dem Schlage, zwischen Flödstrup und Schousboe, ward eine Mordthat begangen. Eine alte Jungfer lebte dort ganz allein, und nähete eben Abends, als der Mörder ihren Schädel zerschmetterte und ihr Geld raubte. Damals war ich noch sehr jung; der Vorfall machte starken Eindruck auf mich, und ich bildete mir ein: daß ein Mörder anders als ein gewöhnlicher Mensch aussehen müßte. Er ward ergriffen und ich sah ihn zum Richtplatz führen. — Nicht lange darauf ritt ich Abends spät nach Flödstrup; es war schon finster und ich mußte den Schlag passiren. Schauer erfüllten meine Seele; ich sah den Mörder auf mich zuspringen und meinem Pferde in den Zügel fallen. Die Leute im Hause schliefen; der Wind heulte durch die Weiden am Zaune; da ich vom Pferde stieg, um den Schlag zu öffnen, zitterten mir die Kniee und mein Herz klopfte heftig. Ich ritt durch, ließ den Schlag offen und sprengte dann der-

maßen davon, daß kaum ein Mörder mit mir sollte um die Wette galoppirt haben. Wie froh war ich, als ich auf dem Pfarrhofe den alten, rauhen Treufest bellen hörte! — Ich sah einmal meinen Vater ein Buch in die Tasche stecken, als ich zu ihm kam; ich merkte, daß er nicht wollte, daß ich es in die Hände bekäme; nachher vergaß er aber das Buch bei einer Gelegenheit, es lag auf seinem Schreibtische. Es hieß: „Leiden des jungen Werthers". Verstohlen blätterte ich darin — nitimur in vetitum, semper cupimusque negatum — es zog mich ganz erstaunend an, ich vergaß alle meine andern Bücher; ich fand in ihm so viel Natur, und hatte Tag und Nacht keine Ruhe, bis es mir der Buchhändler J. verschaffte. Nun heftete ich mir es selbst, steckte es zu mir und wanderte damit zurück, so froh, als hätte ich alle Schätze der Erde bei mir. Ich las es mehrmals in des Pfarrers Studirstube, woneben ich meine Schlafkammer hatte, und lieh es hernach einem Verwalter in der Nachbarschaft, der es mir mit den Worten zurück gab: daß Werther ein Narr gewesen, und das Buch ein schlechtes Machwerk sey. — Homunculi quanti sunt! — sagte Plautus; ich aber hab's Buch noch lieb, der gute, selige Verwalter wird's nicht übel nehmen.

Dir wird es scheinen, lieber R., als ob ich nun wohl einmal Ullerslev Krug verlassen und mich weiter auf den Weg machen könnte. — Ich war einmal in einer Dorf-Kirche; der Prediger Herr W. war ein ganz kleines Männlein in Duodez-Format: vielleicht mochte das die Ursache seyn, daß er desto länger predigte; da ich ihm anderthalb Stunden zugehört hatte und aus seiner Eintheilung merken konnte, daß wir erst den halben Weg zurück gelegt hätten, ergriff ich ein einfaches Mittel: ich ging meines Weges. Ich führe dieses, lieber R., darum an, damit Du meinem Beispiel folgen, und, wenn Dir meine Bagatell-Geschichten gar zu langweilig werden, sie bei Seite legen könnest.

„Nun wird's wohl am besten seyn", sagte ich zu meinem Postillon, „daß wir uns weiter fortmachen." Er ließ die Rößchen lustig forttraben, bis wir in Aasum waren. — Man kömmt hier über eine lange Brücke, unter welcher ein kleines Wasser hinläuft; die Geschichte der Vorzeit berichtet aber: daß hier eine Seeschlacht gehalten worden sey. Jetzt fließt da, wie gesagt, ein Fluß, der nicht tiefer ist, als daß ihn die Bauermägde, wenn sie waschen, durchwaten.

„Sie kehren wohl auf der Post ein?" sagte der Schwager. — „Nein!" erwiederte ich, „Du fährst mich gleich nach R.!" und es währte keine halbe Stunde, so waren wir schon da. — Es ist ein großer Unterschied zwischen der Aufnahme, die man von einem Wirthe bei dem Eintritt in sein Gasthaus erhält, und dem Händedruck, womit man von einem Freunde empfangen wird. Die erste erkauft man sich, und je richtiger der Wirth von unsern äußeren Umgebungen auf seinen guten Gewinn schließen kann, desto öfterer bildet sein Rücken mit Vergnügen einen rechten Winkel. Der Freund drückt uns herzlich die Hand, und wünscht auch so lange als möglich unsere Gesellschaft zu genießen, aber aus einem andern Grunde als Jener.

„Du bleibst also nicht länger bei uns, als ein Paar Stunden?" sagte mein Vetter. — „Dies Mal nicht länger, denn ich habe versprochen, morgen Mittags in Fridericia zu essen; ich denke aber, auf meiner Rückreise einige Tage bei Dir zu verweilen." — Die Glocke schlug nun zwei. Seit ich von Copenhagen abgereist war, hatte ich noch nicht ein Mal ordentlich geschlafen, und Morgens um sechs war mein Wagen nach Strib bestellt. Ich sagte also meinem Vetter gute Nacht und ging hinauf in mein Zimmer.

## Neuntes Kapitel.

Hier ist der Verfasser in Verlegenheit, eine passende Ueberschrift zu finden, und setzt daher nur:

— Olim, haec meminisse juvabit.

Virgil.

Die Fyhnschen Fuhrleute haben ganz vortrefliche Wagen. Auf den Fyhnschen Posten erhält man sie öfters von der Beschaffenheit, daß sie sich in Ansehung ihrer Größe den Holsteinischen sehr nähern, jedoch weit bequemer sind, da sie einen breiten und überdies wohlgepolsterten Lehnsitz haben. — Man bezahlt diesen bequemen Transport mit drei Mark für die Meile, im Sommer nicht so theuer; eine Taxe, die durch das Rescript vom 29. Juni 1792 authorisirt worden ist. Es war früh um sechs Uhr, als ich und mein Gefährte zum Westerthore von Odensee hinaus fuhren. Wir saßen in so fröhlicher Laune neben einander, und sangen, was sich da zu singen uns aufdrang: „Freut euch des Lebens!" — Neben unserem Wagen gingen eine Menge Milchmägde in ihren rothen selbstgestrickten Jupen. Stolz ragten die Eimer auf ihren Häuptern empor, und in ihren Fingern tummelten sich die Stricknadeln. Einige von ihnen wünschten uns eine glückliche Reise, von Einigen hätt' ich lieber gehört: bleib hier!

Der Weg zwischen Odensee und Strib gehört nicht zu den besten; hier und da giebt's Hügel, und die lange, lange Vissenberger Haide ist ganz uneben; im Sommer wird man auch mit so viel Staub bewirthet, daß man kaum die Augen offen haben kann, um einige schöne Aussichten zu genießen, die sich darbieten.

Es giebt sehr viele Dinge, die nicht in meiner Macht stehen; auf der andern Seite giebt's doch auch viele, über die ich schalten und walten darf. So könnte ich z. B. jetzt auf der Stelle meine Reisebeschreibung schließen und nur erzählen: daß ich Mittags um zwölf nach Strib und dann um zwei Uhr nach Fridericia kam,

wo ich aß, von da gegen Abend weg fuhr und das Ziel meiner Reise des Nachts um eins erreichte, et jam finis erat. So könnte ich es machen und meine Reisebeschreibung hätte sowohl ihren Anfang als ihr Ende, das will sagen, wäre ganz vollständig; aber die Lust zu schreiben reizt mich zur Fortsetzung, und ich will noch ein wenig in meiner Schreiberei beharren.

Ich habe mich in meinem Werke an keine bestimmte Ordnung gebunden; Du siehst, daß ich die Zueignungs-Schrift in die Mitte, das Titelblatt gegen das Ende hin setze und so weiter. Dergleichen geschieht, weil ich ein Feind alles Zwanges bin; deswegen behagen mir auch die Familiengesellschaften nicht, die an festgesetzten Tagen gehalten werden. Ich kann es gar nicht leiden, wenn man über meine Person oder meine Kraft für bestimmte Tage verfügt; mit meinem guten Willen geschieht dies niemals. — Du kannst Dich also nicht darüber wundern, daß ich, indem ich hier auf dem Wege nach Strib fahre, meine Gedanken in Odensee und andern Orten Fyhns herum schweifen lasse. Eben so wenig mußt Du Dich über das oftmalige Verändern meines Tons wundern: da man nicht stets gleichgelaunt seyn kann.

Olim haec meminisse juvabit! sprach Aeneas, als der Sturm das Tauwerk durchheulte, und ich sagte jetzt im Wagen das nämliche. Ich hatte nun einmal angefangen, einige Scenen meiner Jugend die Revue vor mir passiren zu lassen, und ich fand Vergnügen daran, länger bei dieser Musterung zu verweilen.

(Die Fortsetzung folgt.)

## Der Götzendienst der alten Böhmen.

(Aus einer alten Chronik.)

Im Jahre unseres Heils 1093 und zwar am Tage St. Wenzeslai, ließ Herzog Brzetislav die Aeltesten aus seinem Rath, wie auch die Wladiken, Grafen und Ritter auf den Wischerad laden. Da lebte er mit ihnen drei Tage nach einander in großer Fröhlichkeit, in Tanz und Spiel. Darauf berieth er sich mit ihnen, ließ alle Vielweisen,*) Zauberer, Wahrsager, Banner, Traumdeuter, Meersager (?) und alle abgöttische Leute aus dem Böhmerland vertreiben, und welche nicht fort wollten, wurden ersäuft oder verbrannt. Dann ließ er viel Holz und Bäume, vor denen sich das gemeine Volk verneigte und denen es viel Ehre erzeigte, umhauen und verbrennen. Auch wurden andere unordentliche Gebräuche abgethan; denn man vollbrachte am ersten Dienstag oder Mittwoch nach des Frühlings Anfang große Gelübdnisse und Opfer über dem Wasserbrunnen. Viele nahmen und würgten schwarze Hühner und Tauben, und warfen solche, unter Anrufung des Teufels und anderer seltsamen Namen, in die Luft. Andere pflegten ihre Verstorbenen in den Wäldern und auf dem Felde mit allerlei Zauberei und mit Geschenken an die bösen Geister zu begraben. Einige bauten, nach heidnischer Gewohnheit, auf den Kreuz- und Scheidewegen Hütten, und meinten, daß sich die Seelen ihrer Vorfahren daselbst aufhielten und die höllischen Götter ihr Wesen trieben. Alte Weiber hielten auch auf folgenden Brauch: diejenigen, welche den kreisenden Frauen halfen, machten, ehe das Kind geboren, nicht fern von dannen ein Feuer, und sobald das Kind aus Mutterleibe kam, hielten sie es über das Feuer und weiheten es den Geistern des Feuers mit der Bitte: daß sie diesem Kinde bis an seinen Tod beistehen möchten. Wenn sie eine Leiche begruben, so legten sie an dem Orte, wo sie dieselbe aufbahrten (in der Bahre fortirugen), ein halbes Brod unter die Todtenbahre, und so lang die Leiche war, also lange Kerzen machten sie und zündeten dieselben an, legten sie auf das Brod und opferten sie dem Höllengotte. Wenn nun die Leiche zum Grabe getragen wurde, nahmen sie Larven vor das Gesicht, zierten und kleideten sich ganz wunderbarlich und tanzten und sprangen in die Höhe. Wenn sie aber vom Begräbnisse heim gingen, lasen sie Holz, Steine, Laub oder Gras auf, oder was sie sonst ergreifen konnten, warfen es über den Kopf, ohne sich um zu sehen, und pflegten viele andere Phantasey zu begehen.

F. R. Hermann.

*) Vielweisen hießen auch ehemals die Hexen am Vielwasser in Schlesien.

## Menschliche Thorheiten.

Die Mexikaner — erzählt Raynal in seinen Hist. d. Etablissemens des Européens dans les Indes T. III. S. 29 — weihten alljährlich eine Figur aus Teig zu einer Gottheit. An einem bestimmten Tage ward sie in so viele Stücke zertheilt, als Anwesende in dem Tempel waren, und Jeder verzehrte ein Stück seines Gottes, indem er dadurch geheiligt zu werden glaubte.

Crusius, der bekannte Philosoph, kroch oft mit der Apokalypse unter den Tisch und studirte, nach inbrünstigem Beten um Erleuchtung, stundenlang darin.

Nach dem „Dictionnaire infernale" des Herrn Colin de Plancy hat der Teufel eine Nase von neun Zoll Länge.

— r.

### Schulmeister Knecht an seine Herrschaft.

Gnädigster, deine begnadende Gnade begnadige gnädigst
Deinen knechtisch in Knechts-Knechtschaft verknechteten
Knecht. Haug.

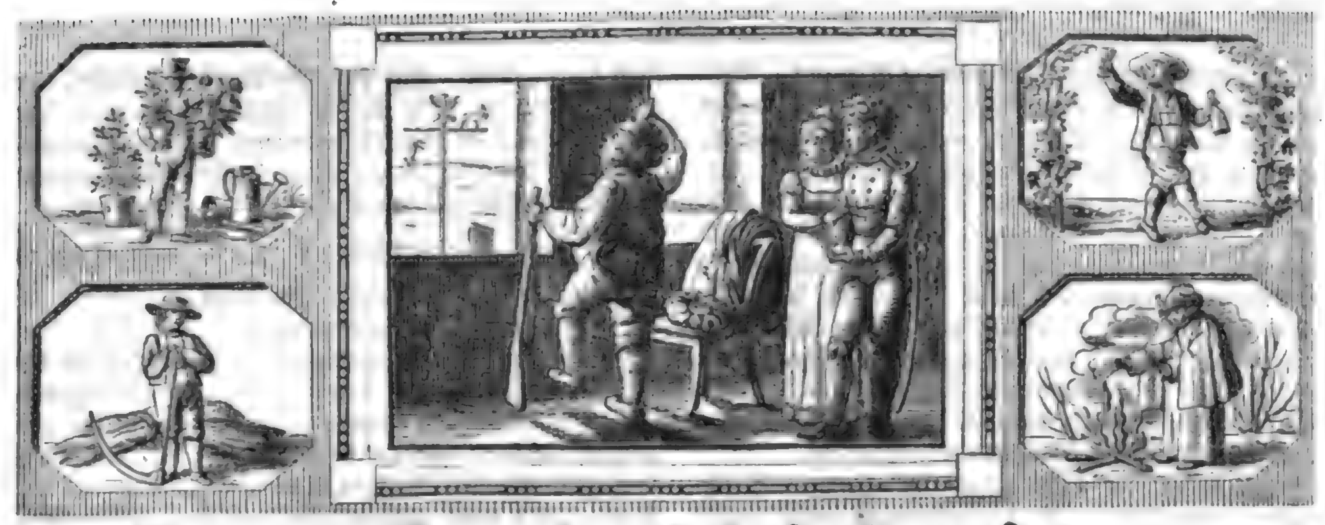
## Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

Ausstellung der Kartons des Herrn Direktor Cornelius aus Düsseldorf. Der Wunsch, die fast außer Uebung gekommene Malerei auf nassem Kalk, dem die ersten alten Meister Italiens ihre besten Werke anvertrauten, mit ihrem eigenthümlichen Reize wieder zu beleben, hat die Reihe von

Werken veranlaßt, von denen einzelne Kartons, in den Sälen der Akademie der Künste in Berlin, zur Probe ausgestellt sind. — Der erste Versuch wurde in einem Saale des preußischen General-Consul, Herrn Bartholdi, zu Rom, durch vier befreundete Künstler: die Herren Cornelius, Overbeck, Schadow und Joh. Veit, ausgeführt. Die Geschichte Josephs war der Gegenstand ihrer Aufgabe, und der Karton der einen, vom Herrn Cornelius gemalten Wand: die Versöhnung Josephs mit seinen Brüdern, ist in dem ersten Saale der Akademie ausgestellt. — Die beiden Kartons im zweiten Saale gehören zu einem Kranze von Decken-Bildern, für die Villa des Markese Massimi bei Rom bestimmt, verbunden aus den Anschauungen Dante's in seinem Paradiese; es waren auch Seitenwände aus dessen Hölle und Fegefeuer von Herrn Cornelius entworfen, als ihn eine andere Kunstbestimmung nach Deutschland zurück rief. — Wir sehen auf dem ersten Bilde den Kaiser Justinian, welcher die weltliche Macht, die Cuniza, welche die Gewalt irdischer Liebe, und den Sänger Folko von Marseil, welcher die Kraft irdischer Kunst repräsentirt, als Bewohner der Venus und des Merkur, nachdem sie jene irdische Herrlichkeit aufgegeben und sich der himmlischen Gnade zugewendet haben. Die durch eine Schnur von Blumen und Früchten getrennte Dreiheit von Personen zeigt uns Bewohner der Sonne, drei große Kirchenlehrer: Bonaventura, Albertus Magnus und Thomas von Aquin. — Der andere Karton tritt uns näher durch das bekannte verehrte Antlitz Dante's. Er steht mit der Beatrice vor dem Eingange des allgemeinen Himmels, wo der Blick über das Ganze der Welt gewonnen wird. Ihn prüfen die drei Apostel: Petrus, Jakobus und Johannes, in Glaube, Hoffnung und Liebe, welche diese selbst wiederum in sich darstellen. Beatricens Blick gewährt dem Dante die Einsicht in diese Geheimnisse, sie repräsentirt die göttliche Theologie. — Auf dem anderen Felde dieses Kartons sind die Bewohner dieses Himmels durch vier heilige Elemente charakterisirt, durch Adam, als ersten Menschen; durch Stephanus, als ersten Martyrer; durch Paulus, als ersten Heidenbekehrer, und durch Moses, als ersten Gesetzgeber. — Im dritten Saale finden wir Kartons aufgestellt, welche für den Kronprinzen von Baiern, in dessen neuerbauter Kunsthalle, ebenfalls auf nassen Kalk gemalt werden sollen. Der Kunstsinn dieses Fürsten, die feste ausdauernde Richtung aller Mittel, um bedeutende Kunstwerke aller Zeiten für den Genuß und die Bildung zu sammeln, hat so reiche Schätze zusammen gebracht, daß die Aufstellung derselben ein eigenes Gebäude nothwendig machte. Zu diesem Behuf wurde der Bau einer Kunsthalle beschlossen, und bei der steten eigenen Aufmerksamkeit des Fürsten in großer Vollendung, sowohl des Technischen (z. B. der Ziegel) wie des Artistischen, ausgeführt. Einige Säle dieser Kunsthalle werden architektonisch verziert, andere mit Fresko-Malereien. Unter den Letzteren ist ein Zimmer zuerst in Arbeit genommen, das zur Aufbewahrung alter Gefäße, Kandelaber u. s. w. bestimmt ist. So hoch diese aufgestellten Sachen reichen, sind die Wände mit Marmor bekleidet und durch einen Sims von dem obern Theile, der zur Malerei bestimmt ist, geschieden. Die Decke dieses Zimmers ist ein Kreuzgewölbe, wodurch sich dieselbe in vier dreieckige Felder abtheilt, welche die vier Tageszeiten unter mancherlei älterer Symbolik darstellen sollen. — Hr. Cornelius, der diese Arbeit übernommen, hat eine der Tagszeiten, die Nacht, mit aller Umgebung von Zierrathen, vollständig in dem großen dreieckigen Karton ausgestellt. Auf dem Gipfel sehen wir den in allen vier Tageszeiten siegreichen Amor, auf einem Cerberus reitend. Unter ihm ist die Nacht in den Jahreszeiten, der Winter, durch die Hora bezeichnet, die sich vor ihrem Spiegel schmückt, während Komus mit Masken spielt und ein Amorin die Fackel anzündet. Das Hauptbild in der Mitte zeigt den Triumphzug der Nacht. Ihr Zauberwagen, von Schlangen gezogen, von vier Arten der Träume gelenkt, führt die schöne Mutter vorüber, wie sie die beiden Kinder, Schlaf und Tod, in ihren Armen gleich sorgsam trägt; aber die schlaff herab hängenden Glieder des Todes, seine umgestürzte Fackel bezeichnen ihn. Auf dem dreieckigen Felde hinter dem Wagen sehen wir die geheimnißvolle Spinnstube der drei Parzen, zwei freudige jugendliche Spinnerinnen und eine grimmige Alte, die mit der Scheere droht. Gegenüber auf der andern Seite blicken Hekate und Nemesis bedeutungsvoll her, doch Harpokrates zu ihren Füßen gebietet zu schweigen. In Arabesken-Art, aber thätig, sehen wir unter dem ganzen Bilde die Geburten nächtlicher Phantasie, das Gespensterartige: ihr unergründlicher Schauder. — Der Mittag ist in Hinsicht der Hauptbilder ebenfalls beendigt, aber wegen des Mangels an Zwischen-Zierrath nicht zusammen gestellt. Amor, vom Adler zur Sonne getragen, wird auch hier wieder als Sieger die Spitze des Dreiecks einnehmen. Die Hora des Sommers, Zephir und Pan bezeichnen durch das reife Korn die Mitte des Jahres und durch diese die Mitte des Tages. Der Sonnengott auf dem viereckigen Mittelbilde, welcher den Thierkreis mit seiner Hand umdreht, tritt uns glühend entgegen. Die Seiten füllen die beiden Dreiecksbilder, welche die unglücklichen Verwandlungen der Lieblinge des Sonnengottes uns ins Gedächtniß rufen. Auf der einen Seite Hyacinth, Clytia und Leucothea, auf der andern der Gott selbst und Daphne; ein Amor blickt unter dem Mantel hervor. Die Arabeske bezeichnet das sinnliche Leben, den sinnlichen Scherz, wie er dem Mittagsmahle ziemt. — Von dem Karton des Abends ist nur ein Blatt, nämlich eines der Seiten-Dreiecke ausgestellt, auf welchem die prächtige Göttin des Mondes, von der Schönheit des schlafenden Endymions bezwungen, ihn in ihren Schooß legt; ein Amor hält den Jagdhund an, daß er ihn nicht erwecke. Amor, auf dem vielfarbigen Pfau reitend, wird als Sieger die Spitze dieser Tageszeit bezeichnen; die aufsteigende Luna, ihr Wagen — von Rehen gezogen — vor ihr her schwebend, der jugendliche Hesperus mit der Fackel werden das viereckige Mittelfeld einnehmen. Aktäon's unglückliche Neugierde giebt im andern Dreieck ein Gegenstück zu dem beglückten Endymion. Eine Jagd-Arabeske, auf welcher Nymphen mit Ebern und Löwen kämpfen, soll dies Feld beschließen. — Die Spitze des vierten Deckenstücks, der Morgen, wird durch einen Amor angedeutet seyn, der einem andern Elemente auf dem Meerpferde seinen Sieg verkündet, und die Hora des Frühlings wird eben so durch ihren Festschmuck, wie ihre Schwestern auf den andern Bildern, das Jahr als einen größeren Tag bezeichnen. Die Morgenröthe steigt im Mittelbilde aus dem Meere empor, die Morgenstunden führen ihre Rosse und gießen Thautropfen auf die erwachende Welt. Die beiden Seiten-Dreiecke werden die Mythen von Orion und Cephalus enthalten; die Arabeske aber mannigfaltige Meer-Ungeheuer und Tritonen zusammen stellen, die auf Arion horchen. — Das Zimmer der Kunsthalle, an dessen einer Seite nur sich Fenster befinden, gewährt dadurch den Raum zu drei Wandbildern an den drei andern Seiten, welche die Reiche der drei Hauptgötter: Jupiter, Neptun und Pluto darstellen und sich in Lünettenform den Deckenbildern anschließen werden. — Da das Werk nicht für unsere Gegend bestimmt ist, aber allgemein den Wunsch erregt: es auf irgend eine Art auch hier erhalten und technisch vervielfältigt zu sehen, so schließen wir mit der Frage: ob keine Art unsrer Weberei es so weit gebracht hat, wenn auch nicht die Färbung — denn diese fordert so weitläuftige Apparate und Erfahrungen, wie die Hautelisse-Fabrik in Paris — doch den Umriß dieses Werks als Wand-Tapete zu erhalten? Oder giebt es Formschneider in den Werkstätten unserer Papier-Tapeten-Fabrikanten, die sich an eine solche Arbeit wagen dürften? *) Vielleicht könnten sie in diesem Falle durch Kunstgeschick den unglücklichen Kampf mit den wohlfeileren französischen Papieren zu ihren Gunsten entscheiden. L. Achim v. Arnim.

*) Das ließe sich wohl ausführen, aber — wodurch sollen — in Deutschland — sich die bedeutenden Kosten decken? Gz.

Redacteur und Herausgeber: F. W. Gubitz.




# Der Gesellschafter

oder

# Blätter für Geist und Herz.

1820. Montag den 17. April. 62stes Blatt.


## Der Derwisch und das Fernrohr.

### Parabel.

Ein Derwisch, der in Arabiens Wüsten wohnte, hatte sich den Sternenhimmel zum Ziele seiner Betrachtungen ersehen. Aber sein Auge reichte nicht weit genug in die Unendlichkeit, um den Lauf und die Ordnung der fernen Welten zu ergründen; da flehte er zu Gott, seinen Blick zu stärken und helle zu machen, damit er in die Welten jenseits zu dringen vermöchte. — Und siehe! der Herr sandte ihm einen Boten aus dem fernen Abendlande, der als Reisender bei seiner Bergeshöhle vorüber zog, und ihm ein Fernrohr schenkte. — Wie jauchzte der entzückte Derwisch! Allnächtlich stieg er auf die Bergeshöhen und legte sein Fernrohr an; und wiewohl er nicht zu den jenseitigen Welten drang, so lernte er doch die Ordnung der näheren Sonne und Planeten besser als bisher ermessen, theilte, was er ergründet, den Schülern mit und ließ sie selber das Sehrohr gebrauchen. Als er starb, vererbte er es ihnen und empfahl es ihrer sorgfältigen Aufbewahrung und Anwendung.

Seine Schüler bewahrten das Fernrohr als ihres Lehrers theuerstes Vermächtniß, und was er dadurch entdeckt und ihnen mitgetheilt hatte, das behielten sie auch und überlieferten es wohlbehalten nebst dem, was sie selbst Neues dadurch gefunden, wiederum ihren Schülern. Diese nahmen es aber nicht mehr so sorgsam in Acht, forschten auch nicht mehr selbst nach den Geheimnissen des Himmels, sondern legten das Fernrohr bei Seite und begnügten sich mit den Entdeckungen, wie die Vorfahren sie angegeben hatten. Da sie aber aufhörten, selbst zu prüfen, so schlich sich mancherlei Mißverstand, Falsches und Verkehrtes in die Erkenntniß, die sie dennoch in dieser Mangelhaftigkeit für des Meisters Lehre und Weisheit ausgaben.

Und immer größer, von Geschlecht zu Geschlecht, ward die Verwirrung. Ja, als einmal einer der erwachsenen Schüler, dem eingeführten verkehrten Glauben zuwider, durch seine klaren Augen überzeugt, behauptete: daß man den Standpunkt der Himmelslichter falsch angebe, wollten ihn die Brüder steinigen, und von dem Meister der Sternen-Verbrüderung ging ein Verbot aus: daß Niemand sich erkühnen sollte, anders von des Himmels und der Sterne Beschaffenheit und Bahn zu glauben und zu lehren, als was herkommlich sey; auch solle sich Niemand der eigenen Augen bedienen, um die Sonne und Planeten zu erforschen, eben so wenig das Fernrohr zur Hülfe nehmen, weil Keiner damit um zu gehen verstände.

Dieser Zwang verdroß einen der Brüder. Heimlich nahm er das bestäubte Sehrohr, reinigte und ordnete es, und schaute gen Himmel. O wie ward er entzückt über die Ordnung und Herrlichkeiten der Schöpfung! Wie stand es in den Sternenhöhen so ganz anders, als es auf Erden gelehrt ward! Darum trat er dreist auf gegen den, welcher sich Meister nennen ließ, und sprach also: „Warum erkühnt Ihr Euch, Du und Dein Anhang, uns so verkehrte Dinge von der Himmelskörper Bahn und Lage zu lehren? Warum verbietet Ihr uns

der eigenen Augen und des Fernrohrs Gebrauch? Etwa aus Stolz: damit Ihr uns glauben machet, Ihr allein seyd im Besitz der Weisheit, und in der Hoffnung: daß Euch Keiner Eure Thorheit auf zu decken vermöge? — oder aus Trägheit: damit Ihr selber nicht nöthig habet, weiter zu forschen?" — Aber seine dreiste Rede mißfiel dem Meister. Er erhob die Hand gegen ihn und wollte auch die Andern der Brüder wider ihn aufreizen. Doch Viele traten auf dessen Seite, beschützten den Bruder und entwichen mit ihm in ein anderes Land, sicher vor den Verfolgungen der altgläubigen Sekte. Darum ward er ein Abtrünniger genannt und der Fluch über ihn ausgesprochen.

Aber er ließ sich nicht irren. In genauer Gleichbildung vervielfältigte er das Fernrohr, zeigte dessen Beschaffenheit und Zusammensetzung den Brüdern, gab Jedem eines in die Hände und lehrte sie dadurch die Bahnen der Himmelslichter selber finden und messen.

Und sie erfreuten sich der neuen Erkenntniß. Aber bald entstand auch Zwiespalt unter diesen. Die Einen verwarfen gänzlich das Sehrohr und sagten: die eigenen Augen reichten hin, die Menschen über die geheimnißvollen Bahnen des Himmels zu belehren; was man davon wisse, verdanke man nicht dem Fernrohr, wie gerühmt werde, sondern den Augen. — Die Andern sprachen dagegen: „Nein! was wir wissen, erfahren wir einzig durch das Sehrohr, und Stolz und Vermessenheit ist es, den Augen an zu rechnen, was wir dem Rohre verdanken." Und in dieser ihrer Demuth verschlossen sie sorgfältig die Augen, das Fernrohr gen Himmel richtend: indem sie für Offenbarung durch das Fernrohr hielten, was ihnen Gedächtniß und Einbildungskraft vor des Geistes Auge brachte. Ja, Einer dieser Demüthigen lehrte gar: Da man doch vielleicht, selbst wider Willen, die Augen einmal aufschlagen und dann vermeinen könnte: durch ihre Hülfe etwas entdeckt zu haben, was dem bisherigen Fernrohr-Glauben widerspräche — wodurch das Rohr gegen das Auge verlieren würde — so sey es vielleicht gut, sich gänzlich zu blenden. — Da er hierin aber nicht überall Beifall fand, so trat er zu der altgläubigen Sternen-Verbrüderung zurück, von der sich die Väter geschieden, und enthielt sich dort, in gemächlicher Ruhe, des Gebrauchs der eigenen Augen sowohl als des Fernglases.

Die Freieren aber und Besseren der Brüder, von denen er geschieden, ließen es sich nicht behindern, immer mehr nach zu denken über den Bau des Sehrohrs, und durch dessen Hülfe immer mehr der Erkenntniß zu sammeln. „Denn" — sagten sie — „Gott hat uns das Auge gegeben, wie könnte es Sünde seyn, es zu gebrauchen? Auch das Fernrohr verdanken wir, unsern Vätern mitgetheilt, seiner Güte. Lasset uns beide weise anwenden, so wird Erkenntniß und Wahrheit täglich gewinnen, ohne daß die Demuth aufhört, da weder Fernrohr noch Augen über die Bahnen der Sterne hinaus zu dringen vermögen, und das Unendliche den endlichen Augen ewig dunkel, unerforschlich und unermeßlich bleiben muß."

A. Zarnack.

## Aus einer humoristischen Reise von Copenhagen nach Jütland.

(Fortsetzung.)

Odensee ist die größte und in gewisser Hinsicht die schönste Provinzialstadt Dänemarks. In den letzteren Zeiten wurde sie mit verschiedenen geschmackvollen Gebäuden geziert. Sie hat vier Kirchen, von denen sich vorzüglich die des heiligen Knud auszeichnet. Diese Kirche besitzt einen großen Theil derjenigen Eigenschaften, die eine Gott geheiligte Stätte haben sollte: sie ist sehr hoch, mit keinen unnützen Verzierungen überladen, hell und geräumig. Ihr Thurm hat eine ziemliche Höhe und ist, so viel ich weiß, ganz auf Kosten der Frau C****v gebaut. Die Kirche der grauen Brüder wird nicht gebraucht, außer in den Fasten oder als Reserve-Kirche, wenn eine der übrigen Kirchen reparirt wird. Das Altarblatt ist ein großes Meisterstück von vergoldeter Bildhauer-Arbeit. An die Kirche stößt das ansehnliche große Hospital-Gebäude, welches neuerlich verschiedene vortheilhafte Veränderungen erfahren hat: indem aus den dunkeln, alten, feuchten Behältnissen lichte, trockene Zimmer gemacht worden sind. Auch hat die Kirche ein weit freundlicheres Ansehen bekommen. Die Wohnung des Hospital-Verwalters ist eben so niedlich als bequem. — Das Rathhaus, ein altes massives Gebäude, hat auch vor nicht allzu langer Zeit einen Theil seiner gothischen Schnörkel verloren. Hier ist ein sehr großer Saal, der in meiner Jugend zu dem Balle, welcher an des Königs Geburtstage gegeben ward, und zum Theater gebraucht wurde, wenn eine oder die andere Schauspieler-Gesellschaft angekommen war.

Mein alter Vater stand an seinem Schreibtische. Der Buchbinder M. kam zu ihm, um im Namen der Bürgerschaft zu bitten: daß er zu einigen von ihr erfundenen allegorischen Malereien Verse mache, welche in den Fenstern des Rathhauses angebracht werden und die Freude der Stadt zum Geburtstage des Königs verkünden sollten. — Mein Vater war eben sehr beschäftigt, die letzte Hand an ein Werk zu legen, welches zum Verleger kommen sollte, und konnte deshalb dem Buchbinder nichts Gewisses versprechen, bat ihn aber, am folgenden Tage wieder nach zu fragen. — Ich hörte das Gespräch, stellte mir die Freude und Ehre vor, die es machen müßte: seinen Namen in einem Rathhaus-Fenster illuminirt zu sehen, schwieg still, ging auf meine Kammer und schloß die Thür zu — denn am besten

wird man bei verschlossener Thür begeistert — rief drei, vier Musen an, schlug mich vor die Stirn, um etwas zu finden, das zu der Malerei paßte, und war so glücklich, einige Zeilen hervor zu bringen, welche der Absicht entsprachen. — Mein Vater fand dieses Erzeugniß meines Geistes ganz annehmlich; die Herren fanden es gleichfalls so, und welche Früchte brachte es mir? — Pro primo erhielt ich eine Danksagung für meine Arbeit, indem mir zugleich versichert ward: daß man mit derselben vollkommen zufrieden sey; pro secundo bekam ich ein Freibillet zu dem Balle, und pro tertio — nein, es ist mir unmöglich, die innige Freude zu beschreiben, welche ich fühlte, als ich in dänischen und deutschen Zeitungen die Feierlichkeit beschrieben las und meinen Namen gedruckt sah. Ich war damals etwa vierzehn Jahr alt.

Hier auf dem Rathhause sind für Verbrecher im Stifte gut eingerichtete Gefängnisse. Pastor B. sagte mir: sie befänden sich jetzt in einem so guten Zustande, daß sie sicher Howard's ganzen Beifall haben würden. — Das Schloß ist zur Zeit Friedrichs des Vierten, und nicht ohne Geschmack, erbauet worden. Der Garten war in meiner Kindheit ein sehr langweiliger Garten und wenig besucht. Nach französischer Art angelegt, fand das Auge nur steife Alleen, symetrisch verschnittene Hecken und die Namens-Chiffre des Königs. Der einzige Gang, welcher eine interessante Aussicht hatte, war damals zu heilig, um von Menschenfüßen betreten zu werden: nur einige Kühe hatten Zugang. — Dank sey also dem Stiftsamtmann Buchwald! denn er ist es vermuthlich, der die Veranlassung gab, daß der Garten eine andere Gestalt erhielt. Er hat nun das altväterische, französische steife Gevatterkleid abgeworfen, und den englischen ungezwungenen Frack angelegt. Hier sind viele hübsche Parthien. Er ist jetzt ein angenehmer Sammelplatz für die Bewohner der Stadt; ich selbst ging auf einer meiner Reisen eines Abends dahin, und fand es eben so lebhaft als in unserm Cavalier-Gange. *) — Die Stadt hat auch ein Gymnasium, eine lateinische Schule, ein Schauspielhaus; über welches Alles ich vielleicht in einer andern Reisebeschreibung Nachrichten mittheilen werde. — Die Gegend um Odensee ist äußerst schön. Eine sanfte Schwermuth erfüllt die Seele, wenn man einsam in dem Walde bei dem Schloßhügel umher wandelt, und mit einer recht lebendigen Munterkeit schlendert man längst dem Flusse zur Eybye-Mühle. — Auch wird man sehr für seine Mühe belohnt, wenn man einen Spaziergang in die Gegend des Nonnenberges macht. Hier lag ich oft, meinen Horaz in der Hand, und ärgerte mich darüber: daß dessen, was ich von ihm verstand, so wenig, und dessen, was ich nicht verstand, so viel war.

*) Der Cavalier-Gang ist eine von der schönen Welt am häufigsten besuchte Allee im Königsgarten zu Copenhagen.

Anmerk. des Uebers.

(Der Schluß folgt.)

## B u n t e s.

Thümmel hat einmal geäußert: „Die Stadt Poitiers (in Frankreich) ist eine Masse so groß wie Paris von Häusern, deren keines mehr als einen Laubthaler werth ist.“

Bei mancher Hoffnung, welche in der neueren Zeit veranlaßt wurde, läßt sich mit Moliere sagen:

O du Holde, man verzweifelt,
Wenn man täglich — hoffen soll.

Ludwig XIV., welchen man den August und den Mäzen der Gelehrten nennt, und von dessen Freigebigkeit alle Dichter und Redner viel Rühmens machten, gab jährlich nur 52,300 Franken Pension an französische Gelehrte und Künstler, und 14,000 Franken an Ausländer. Jetzt erhalten Talma und Duport allein beinahe eben so viel, aber freilich — Schauspieler und Tänzer!

Mirabeau hörte einst sagen: die despotischen Staaten sind ruhig! — und entgegnete: „Die Leichname sind es auch!“

Heinrich IV. hatte der ränkevollen d'Entragues, nachherigen Marquise von Verneuil, schriftlich versprochen: sich mit ihr förmlich zu vermählen, wenn sie binnen Jahresfrist ihm einen Sohn gebäre. Sully, dem der König dieses Papier zeigte, zerriß es und ein Blitzstrahl, welcher in das Zimmer der, ihrer Niederkunft nahen Buhlerin einschlug und eine Kammerfrau tödtete, befreite ihn von der schimpflichen Verbindlichkeit; sie gebar einen todten Sohn. Th. Laurin.

## Ein Gedicht von Burmann.

Zum Geburtsfeste einer Mutter und als Glückwunsch eines Kindes schrieb Burmann im Jahr 1789 folgendes, bis jetzt nicht gedruckte Gedicht:

Lieder hab' ich nicht,
Doch die Seele spricht,
Und mein kindlich Herz;
Festlich steiget heut
Seine Zärtlichkeit
Himmel — himmelwärts!

Gott! ich flehe Dich,
Gott, erhöre mich:
Bleibe Mutterns Schild!
Leben sey Ihr Loos,
Und Sie seh mich groß,
Seh in mir Ihr Bild!

Ja, Dein Leben blüht,
Wie das Lenzgebiet,
Wie der volle Mai;
Und der Himmel spricht:
Daß es sanft und licht
Noch im Alter sey!

## Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

**Ueber Neu-Griechenland.** Die Regeneration der Griechen ist in stetem Fortschreiten; besonders zeichnet sich die Insel Chios aus, die aber auch ringsum zur Nachahmung reizt. Der Magistrat auf Chios, nur aus Griechen bestehend, hat dieser Insel durch weise Maaßregeln die Bahn zur Bildung eröffnet und die griechische Jugend strömt von allen Bezirken dahin. Das große Collegium von Chios hat schon den bedeutendsten Einfluß auf den allgemeinen Unterricht. Professoren sind: Vardalochos, J. Selari und Banaba; der Letztere hat ein „Lehrbuch der Chemie" nach Therard in neugriechischer Sprache heraus gegeben, auch schon ein, von Gelehrten sehr gerühmtes „Compendium der Rhetorik". Professor Vardalochos ließ einen „philosophischen Versuch über die Aussprache" und ein treffliches „Compendium der Experimental-Physik" drucken; ein „Handbuch der Mathematik" vom Professor Selari ist noch Manuscript. Der Studirenden sind jetzt auf Chios 700, binnen Jahresfrist wird die Zahl gewiß über 1000 steigen. Vor einiger Zeit ward eine Buchdruckerei in Chios errichtet; ein Deutscher, Namens Bayrhoffer, steht an der Spitze dieser Anstalt. Für Neu-Hellas von der höchsten Wichtigkeit ist die Errichtung der großen öffentlichen Bibliothek zu Chios. Sie enthält jetzt 30,000 Bände, und bedeutende Unterstützungen bürgen für die Vermehrung. Bei der Gründung dieses Instituts hat sich besonders Hr. Bevan ausgezeichnet; an stete Dankbarkeit für ihn zu erinnern, ist im Saal des Collegiums seine Büste aufgestellt worden. — Von Chios belebt sich der althellenische Geist und fördert sich über alle Inseln des Archypelagus; im nördlichen und westlichen Griechenland verfolgt die jonische Academie denselben Zweck. L.

**London.** Ueber die neuliche Erscheinung der Mad. Mara in London und über das Concert, welches sie hier am 16ten März im Opernhause gab, läßt sich die „Morning-Chronicle" mit großer Zartheit vernehmen. Da sie eine geborne Deutsche ist und lange in Berlin geglänzt hat, so wiederholen wir gern, was hier gesagt worden: „Mad. Mara behauptete eine der ersten Stellen unter den Sängerinnen des vorigen Jahrhunderts. Mit den schönsten natürlichen Anlagen verband sie feinen Geschmack und fleißiges Studium. Ihr Talent entwickelte sich sowohl in der Oper, als im Conzert und Oratorio. Sie band sich nicht ausschließlich an eine Schule, gefiel nicht ausschließlich in einem Lande, wurde eben so sehr in Berlin, als in Paris und London bewundert. Im Jahr 1784 war sie zum ersten Mal in London, wo sie bei der, Händels Andenken gewidmeten großen Feier mit entschiedenem Beifall sang. Man schätzte sie damals in der vollendetsten Periode ihrer Kunst, in welcher sie nicht zu früh sich für eingeweiht hielt. Sie brachte nach Friedrichs II. Tode mehrere Jahre in England zu, theils in London, theils in den großen Städten des Landes, erndtete Ruhm und Gold, und kam vor 18—20 Jahren wieder nach England zurück, wo man aber finden wollte: daß ihr Werth gesunken und ihre Manier veraltet sey. Von England ging sie nach Rußland, ließ sich zuletzt in Moskau nieder, verlor bei dem großen Brande im Jahre 1812 ihr ansehnliches Vermögen, und wurde wohl vorzüglich durch diesen Umstand bewogen, zum dritten Mal London wieder zu sehen und — sich vor ihren alten Freunden und einem jüngeren Geschlecht hören zu lassen. Das Haus war gut besetzt, die Logen von den Vornehmen, das Parterre von den Kennern. Madam Mara sang drei Arien: von Guglielmi, Paer und Händel. Sie erinnerte — jedoch mit Wehmuth — an ihren alten Ruhm; so läßt sich über die Ausführung nur ein Schleier legen. Unsere besten Sänger und Sängerinnen: die Herren Braham, Cramer und Beale, die Damen Travis, Knywetts, Sale u. s. w. unterstützten sie mit innigster Verehrung und mit ihrem ganzen Talent — nicht um sie zu verdunkeln, sondern ihr wahrhaft huldigend! C.

Es ist wenig bekannt: daß außer den gewöhnlichen Tagesblättern in Paris noch ein halbes Dutzend kleiner Zeitungen erscheint, welche nur dem Schauspiel gewidmet und größtentheils sehr langweilig sind. Zu den wenigen Eigenthümlichkeiten, welche man dabei bemerkt, gehört besonders: daß, weil doch ohne Abonnement kein Blatt bestehen kann, ein jedes so lange auf Autoren und Schauspieler schmäht und sie ausschimpft, bis sie sich abonnirt haben! (Journ. d. Par.) Wenn diese Blätter nur auf solchem Wege die Kosten decken wollen, können sie lange schimpfen, ehe sie einem unseligen Ende entgehen.

Der Priester Massillon wagte es einst, zu Ludwig XIV. zu sagen: „Ja, Sire! nur Volkswahl gab den Scepter in die Hände Ihrer Vorfahren und rief sie zu Souverainen aus! die erste Quelle Ihres Ansehens kommt von uns!" (Constitut.)

Ein Schauspieler, der gut denkt, aber schlecht spielt, deklamirte unlängst in einer zahlreichen Gesellschaft gegen die Milde der Regierung. „Wenn man doch nur" — meinte er — „ein Paar von den Schreihälsen ergreifen wollte, die mit nichts zufrieden sind, Alles würde besser gehen!" — „Sie mögen vielleicht Grund haben", erwiederte ihm Jemand, „zu wünschen, man möchte uns Allen das Reden und besonders das Pfeifen verbieten; aber ich zweifele, daß irgend Jemand durch solche Verbote besser wird oder mehr Talent und Ansehen bekommt!" (Indépend.)

Vor Kurzem starb bekanntlich Englands erstes Maler-Genie, Benjamin West. Bei seinem Tode, der kurz nach dem Absterben des Königs Georg III. erfolgt ist, erinnert man sich an folgende Anekdote: Der König ließ West oft kommen und unterhielt sich zutraulich mit ihm. „Wie alt sind Sie?" fragte er ihn einst; und setzte, als West ihm die Jahre nannte, hinzu: „West, wenn Ich einfalle, werden Sie wackeln!" (Morn. Chron.)

„Welche herrliche Regierung ist doch die türkische!" sagte Jemand zu Ludwig XIV., der damals kaum 15 Jahr alt war; „die Sultane verfügen ganz nach Belieben über Gut, Freiheit und Leben ihrer Unterthanen!" — „Das nennt man herrschen!" sagte der junge Fürst. — „Allerdings, Sire!" fiel der Marschall d'Estrées ein; „zu meiner Zeit sind indeß schon zwei bis drei jener glücklichen Monarchen erdrosselt worden!" (Renommée.)

Baldwin, Cradock und Joy in London geben die vollständigste Sammlung von Hogarth's Werken, so wie sie von dem Hrn. Boydell angeschafft und wieder hergestellt sind, auf Subscription heraus. (Morn. Chron.)

Redacteur und Herausgeber: F. W. Gubitz.




# Der Gesellschafter oder Blätter für Geist und Herz.

1820. Mittwoch den 19. April. 63stes Blatt.


## Herz und Erde.

Sey, Herz, im Leid nicht stumm und kalt,
Die Erde spricht mit dir
Aus Duft und Luft, aus Feld und Wald:
Sag'st du kein Wort zu ihr?

„Still, still! Den Klängen zieh' ich nach;
Die Erd' ist meine Braut,
Und bald wird mir ein Schlafgemach
In ihrem Haus' erbaut.

Dies Flüstern rings — es ladet mich,
O Holde! zu dir ein;
Und all mein Glühen sehnet sich
Dir ganz vermählt zu seyn.

Hast du Gewährung mir geschenkt,
Ist fern auch jede Noth;
Und wer dann meines Glück's gedenkt,
Der nenn' es ja nicht Tod!"

F. W. Gubitz.

## Aus einer humoristischen Reise von Copenhagen nach Jütland.

(Schluß.)

Odensee treibt einen nicht unbedeutenden Handel, und spedirt Waaren theils nach Copenhagen und Norwegen — wohin besonders Getreide geht — theils nach fremden Städten. Noch mehr wird der Handel zunehmen, wenn der angefangene Kanal einmal fertig seyn wird. — Es giebt hier auch eine beträchtliche Anzahl Handschuhmacher, deren Arbeit sehr guten Absatz hat. — Eben so wenig ist hier Mangel an Galanterie-Waaren; ich ging in einen Laden — und ich glaube, es sind mehrere da — wo ich viele neue geschmackvolle Sachen fand.

Zu meiner Zeit gab's in der Stadt nur eine Druckerei. Herr Iversen, ihr Unternehmer, ist ein sehr thätiger und kluger Mann, dessen Zeitungen viel gelesen werden. Jetzt sind zwei Buchdruckereien hier. — Von der Volksmenge, dem Polizeiwesen, Feueranstalten u. s. w. schreibe ich dieses Mal nichts, und zwar aus dem Grunde, weil ich damit wenig bekannt bin. — Der Stab des Fyhnschen Regiments leichter Dragoner liegt hier in Garnison. Das Regiment besteht aus schönen Leuten, und hat, so viel ich davon verstehe, schöne Pferde.

„Warum siehst Du Dich so oft um? Ist der Koffer los?" fragte mein Reisegefährte. — „Siehst Du das hohe Haus" — sprach ich — „mit den blauen Ziegeln, nicht weit von der Kirche? Dicht dabei liegt unser voriges Haus, und bei seinem Anblick kam mir so vielerlei in den Sinn, daß ich immer wieder zurück sehen mußte." — Meine Kammer ging in den Hof und hatte Laden vor den Fenstern, die mir sehr nützlich waren. Mein Vater wollte: daß ich seinem Beispiel folgen, früh aufstehen und zeitig zu Bette gehen sollte. Da dies nicht nach meinem Kochbuche war und mein Vater aus seiner Schlafkammer berechnen konnte: wie lange mein Licht brannte, so ermangelte ich nicht, mich der Laden zu bedienen, wenn ich einen Theil der Nacht bei einem oder dem andern Buche zubringen wollte. Auf diese Art las ich viele herrliche Sachen. Nie werde ich wieder so froh seyn, als da ich hier zum ersten Mal die

Bekanntschaft von Kleist, Hagedorn, Haller, Rabener, Bitaubé, Gesner, Thomson, Voltaire, Richardson, Batteux und Rollin machte. Diese und viele andere gute Bücher borgte ich von K., der bei uns wohnte, und sie von seiner Reise ins Ausland mitgebracht hatte. — In dieser Kammer brachte ich manche Stunde in der größten Einsamkeit zu. Mein Vater war alt und fand mehr Lust an literarischen Beschäftigungen, als an Gesellschaften, die er zuweilen, wenn er böse war, Tagedieberei nannte. Ich hatte keine Geschwister, keine Spielkameraden, ich ging nie in die öffentliche Schule, und dieses einsame Leben trug dazu bei, daß ich in der Folge eine gewisse finstere Laune annahm, die ich jetzt noch nicht los bin. — Ich hatte so ganz Alles, was ich haben wollte, wenn mein Vater zuweilen, müde von Arbeiten, sich Abends an den Ofen setzte, seinen Portoriko rauchte, und unsere deutsche Köchin Abentheuer auf dänisch erzählen ließ; meine Mutter schnurrte daneben gewöhnlich mit ihrem Spinnrade, und ich habe seit der Zeit beständig viel auf das Schnurren des Spinnrades gehalten.

Dort auf dem Boden, neben dem Bratenwender, hing der Dreimaster von vierzig Kanonen, den ich, als ich See-Cadet ward, zum Geschenk bekam. Hier stand zwei Mal in der Woche der alte hinkende Schiffer F., und lehrte mir den Messan-Mast vom Stor-Mast unterscheiden. Er löste den verabschiedeten preußischen Lieutenant P. ab, der mir mit dem Unterrichte in der Mathematik zugleich manche derbe Ohrfeige gab. — Mein deutscher Sprachmeister war ein ganz schnurriger Mensch, der, nach meinen Gedanken, in seinem ganzen Leben wohl nichts anders als deutsche Zeitungen gelesen hatte, die für ihn eine unerschöpfliche Quelle des Schwatzens waren. — Auf diese Art legte ich mich auf die Wissenschaften, die einem Seemann nöthig sind, als — weiter kam ich in meiner Erzählung nicht, schrie aber: „Au! Mein Arm, mein Arm!" — Der Wagen war umgeschlagen und mein Arm war dabei zwischen ihn und einen Baum gepreßt worden, der an dem Schlage stand. — Die Ursache dieses Unfalls war das Point d'honneur meines Postillions. Ich sagte zu ihm: „Aber bist Du denn ganz toll, daß Du uns bei so gutem Wege umwirfst?" — „Die Herren müssen nicht böse werden; aber der Wagen bekam einen Schwung gegen die Grube zu, weil ich zu hastig fuhr!" so entgegnete er und ich antwortete darauf: „Dich muß eine Mücke gestochen haben, daß Du plötzlich so zufuhrst." — „Nein!" so sprach er wieder, „sehen Sie den Krug, der uns zur Seite liegt? — Da stehen Gäste in der Thür, und diese konnten nur sehr schlechte Gedanken von dem Kutscher, dem Wagen und den Pferden bekommen, wenn man zu sehr geleiert hätte; ich pflege daher bei solchen Gelegenheiten gern recht schnell zu fahren, aber dies Mal nahm ich mich hier bei dem Umlenken nicht in Acht." — Ich wollte ihm weiter keinen Verweis geben, und dies hatte auch seine Ursache: nämlich mein Tagebuch. Wer weiß? dacht' ich, wie dir's mit dem geht? Wer weiß: ob du damit nicht auch in einer Grube umwirfst? Wirst du nicht auch eben so, wie der Postillion, von Ehrbegierde getrieben, willst du nicht, es gelte, was es wolle, Schriftsteller seyn? — Ein Schlächter von Copenhagen, der Augenzeuge dieses Auftritts gewesen war, sprang zu dem Wagen, und half uns sowohl als Jenem wieder auf. — Da kam mir wieder mein Tagebuch in den Sinn; ich wünschte, daß zu seiner Zeit ein Rezensent aufstehen möchte, der sich desselben eben so thätig annähme, als der Fleischer sich meines umgeschlagenen Fuhrwerks annahm. — Bei dem Eintritt in den Krug untersuchte ich meinen Arm, der nur unbedeutend beschädigt war, und wenn ich nicht davon geschrieben hätte, so wäre bei dem guten Schinken, der uns vorgesetzt wurde, der ganze Vorfall vergessen geblieben. E.

## Literarischer Beobachter.

In den „Ueberlieferungen zur Geschichte unserer Zeit" herausgegeben von Zschokke (Aarau, bei Sauerländer), finden wir (im Februar-Hefte S. 69 u. f. w.) eine Darlegung, aus der wir folgenden gedrängten Auszug geben: „Ein junger gelehrter und geistvoller Mann, Hr. Joseph Wolf, welcher, aus eigenem Triebe nach Licht in göttlichen Dingen, von der mosaischen Religion zur christlichen überging, in Verbindung stand mit dem Grafen Stolberg und in Basel von Frau von Krüdener Empfehlungsschreiben nach Rom bekam, wurde von mehreren hohen Geistlichen, Kardinälen, ja von dem Pabste selbst mit ausgezeichneter Huld behandelt und dazu bestimmt, einst der Propaganda in Asien zu dienen. Während seines Aufenthalts in Rom „erschreckte ihn aber die dort herrschende todte Werkheiligkeit, die geistliche Politik und die bittere Unduldsamkeit" — er fing an, Mißtrauen in den Werth des katholischen Kirchenthums zu setzen, und zog sich „durch seine unbefangenen Aeußerungen und durch sein Unterscheiden des katholischen Christenthums vom Privat-Interesse der Curia romana" des Pabststhums Unzufriedenheit, endlich sogar Verbannung zu. Durch Vorstellungen seiner Freunde in Wien gerührt, ging er, wie ein Reuiger, ins Kloster Valsainte (Kanton Freiburg), sah aber hier seine begeisterungsvolle Reue wieder schwinden, reisete nach England und hat von da (Cambridge, den 19ten Dezember 1819) einen Brief zum Abdruck eingesandt, worin, unter Anderem, geäußert ist: „Da ich während meines Aufenthaltes in dem Kloster Valsainte das Greuelhafte des Jesuitismus besser studirte, und das gefährliche System, das dieser

Orden und jeder Zweig desselben aufstellt, durchdacht hatte, so hielt ich es für meine heilige Pflicht, dem Pabstthum zu entsagen, das mich, so oft ich mich seinem System accommodiren wollte, zum Verfolger der Menschheit und zum Heuchler gemacht hat. Es ist nun zwar meine Absicht nicht, als Verfolger der römischen Kirche auf zu treten — in der ich erleuchtete und gottesfürchtige Christen antraf, unter allen Ständen — sondern einzig und allein das Pabstthum und den Jesuitismus zu entlarven. Ich mache den Anfang damit, die Abschrift eines Briefes des sonst vortreflichen Kardinals Litta mit zu theilen, den er mir nach meiner Verbannung aus Rom nach Wien schrieb. Mit eigener Hand schrieb er denselben; Sie können daraus abnehmen, welchen Eindruck mein Brief an einen deutschen Freund machte, in welchem ich sagte: daß ich nicht wolle „Soldat des Pabstes, sondern Jesu Christi Streiter allein seyn". Rom hatte diese Briefe aufgefangen, auch andere Briefe meiner Freunde, die an mich kamen." — In dem (übrigens für seinen Standpunkt ganz folgerechten) Briefe des Kardinals Litta kommen folgende Stellen vor: „Ich besorge, Sie machen mit Ihrem Verstande einen Unterschied zwischen der katholischen Kirche und dem Haupt derselben, dem Pabst." (Sollte das nicht zuweilen sehr nöthig seyn?) — „Es läßt sich nicht leugnen, das Bemühen, die Bibel in alle, auch die gemeinsten und wildesten Sprachen zu übersetzen (in tutte le lingue anche le più basse e barbare), sie in Uebermaaß zu vervielfältigen, um sie in die Hand aller, auch der unwissendsten Personen zu geben, ohne Auslegung der Tiefe des Sinnes, ohne Lösung der außerordentlichen Schwierigkeiten: wahrlich, es ist das gefährlichste Unternehmen." (Man muß zugestehen, daß in dem Satze viel Wahres liegt!) — „Und nimmt man auch von deutschen Uebersetzungen nicht die mangelhafteren und verdorbeneren, wie z. B. die lutherische u. s. w." (Ein Zeugniß gegen Luther, was wenig gelten kann; er deutete an, man mußte ihm in seiner Arbeit folgen, aber mit **dem** Geiste, der mit ihm begann, nämlich dem der **Reformation**) — „Der römische Stuhl, welchem sich kein Irrthum nähern kann, wie es die Erfahrung so vieler Jahrhunderte bezeugt" (die Erfahrung vieler Jahrhunderte bezeugt auf vielfache und kräftige Weise das Gegentheil), „sondern der uns vielmehr den Glauben durch die unfehlbaren Verheißungen Jesu Christi sichert, hat Weisungen und Vorsichtsmaaßregeln ertheilt, wie man mit hoher Achtung und Ehrfurcht eine große Gabe Gottes behandeln soll" (Die besten Weisungen und Vorsichtsmaaßregeln sind, eine Gabe Gottes möglichst allgemein verständlich zu machen und bei dem, was selbst die katholischen Heiligen auch noch nicht verstanden haben, könnte man sich ja auf leichte Weise helfen.) — Herr Jos. Wolff erzählt ferner noch: Am 15ten April 1818 war ich genöthigt, unter Aufsicht eines Advokaten des geheimen geistlichen Vehmgerichts zu bleiben, der mir nicht gestattete, aus dem Zimmer, ohne Begleitung eines Mannes, zu treten; bis ich endlich in der Nacht um 1 Uhr den Postwagen in Begleitung eines verkleideten Soldaten besteigen mußte. Drei Gensdarmen begleiteten mich eine halbe Stunde zu Pferde und von Bologna aus erhielt ich einen Arzt zum Gefährten bis nach Wien. Durch sein Ausfragen über Männer Deutschlands und über meine Gesinnungen konnte ich leicht bemerken: daß er Mitglied der Inquisition seyn muß." — Wir haben über diese Angabe des Hrn. Wolff Bericht erstattet, weil wir sie im Zusammenhange mit den Ideen der Zeit finden. **Fr. Lange.**

## Aus meinem Erinnerungs=Buche.

Wenn im Sophokles Jokasta zum lyrischen Apoll betet, spricht sie: ich bin deswegen in deinen Tempel gekommen, weil er der nächste war. Es ist wahrlich ein schlechtes Kompliment, das sie seiner Gottheit machte; gleichwohl ist es dasselbe, welches Viele der Religion machen, indem sie bei dem Glauben bleiben, worin sie erzogen worden, nur um sich die Mühe des weiteren Forschens und Prüfens zu ersparen.

Auf den eifrigen englischen Antiquar Hearne wurde folgendes Epigramm gemacht:

„Poh!" — spricht die Zeit — „nur da ist Hearne,
Daß er, was ich vergeß', erlerne."

Raphael starb, da er die Verklärung vollendet hatte; und der geniale Hamann starb während dem Drucke einer Abhandlung „über Verklärung und Entkörperung".

Nach Haller können die Weiber den Hunger länger ertragen als die Männer; nach Plutarch sich schwerer berauschen; nach Unzer werden sie älter und bekommen niemals ein kahles Haupt; nach de la Porte haben sie die Seekrankheit schwächer, schwimmen, nach Agrippa, im Wasser länger oben und werden, nach Plinius, selten von Löwen angefallen. — Fast scheint es, der Schöpfer habe das „Fräulein" lieber gehabt, als das „Männlein". **Hermann Bunzel.**

## Gedanken, Sentenzen und Meinungen.

Der ist ein Weiser und glücklich, der willig die Stelle ausfüllt, die der Baumeister, der den Plan des Ganzen denkt, ihm bestimmt hat. Geßner.

Es ist ein Unglück, die Meinung zu hegen: daß irgend etwas uns besser unterhalten könne, als die Pflichten unsers Standes, oder als das, was wir eben in dem jetzigen Augenblicke zu thun berufen sind. Ferguson.

Der größte Geist wird unter kleinen Geistern klein. J. G. v. Zimmermann.

## Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

Leipzig. Rossini's „Othello" ist nun bei uns auch über die Bühne gegangen. Die Musik gefiel und verdient es auch, wenigstens in manchen Theilen; mit dem Süjet kann ich mich als Oper nicht recht befreunden. — Die erste Aufführung des großen Oratoriums „das Weltgericht", gedichtet von Apel, componirt von Fr. Schneider, ist, unter Direktion des Componisten, im großen Conzert-Saale erfolgt. Der allgemeinste und entschiedenste Beifall lohnte den genialen Tonsetzer, der durch dieses tief gedachte und treflich ausgeführte Werk neuerdings ein schönes Zeugniß seines Talents und seines Fleißes gegeben hat. Laut öffentlicher Ankündigung wird Hr. Schneider den 15. April sein Oratorium noch ein Mal, und zwar in der Nicolai-Kirche aufführen, welches den Kennern und Verehrern der ernsten musikalischen Muse um so angenehmer seyn wird, da hier nicht leicht, so wie bei der ersten Aufführung, eine solche Ueberfüllung des Lokales zu befürchten ist, die wirklich für manche Augenblicke peinlich war. — In der literarischen Welt jagt eine Verirrung die andere; ein „literarischer Kriegs-Courier" (in Müllners Solde) folgt dem andern, eine „Müllneriana" erzeugt die zweite, und diese erscheinenden Libells bringen immer schon den Saamen und auch die wörtliche Versicherung mit: daß mehr dergleichen kommen soll. „Müllneriana" Nr. 2 verspricht in ihrer Nachfolgerin Nr. 3 eine Tragi-Komödie: „die tournirte Position in Weimar". Ob die Tournirung der Müllnerschen Position in Weimar — die darin besteht: daß der Buchhändler Brockhaus dem Buchhändler Hoffmann das Verlagsrecht des „literarischen Wochenblatts" vom nächsten Bande an abgekauft hat — der „großen Armee", wie Müllner seine Gegner nennt, etwas helfen wird? — Müllner ist, wie vielfältig von ihm jetzt bewiesen, nicht der Mann, der sich durch solche Umgehung einer seiner Positionen vom Kampfplatz verdrängen läßt, und es steht Alles zu wetten: daß er irgend wo anders nur desto schneidender Posto fassen wird, um den leeren, unseligen, wirklich thränenwerthen Krieg rüstig fort zu setzen. — Eine kleine Schrift vom Professor Steffens „über Deutschlands protestantische Universitäten", die zugleich eine Antwort auf ein gedrucktes Schreiben eines Hrn. von Lüttwitz ist, erregt und verdient die Beachtung Denkender. — Mit der (bei Brockhaus) nunmehr erschienenen Anti-Vossiade: „Johann Heinrich Voß, der Freie" betitelt, hat sich der Verfasser keinen sonderlichen Kranz gewunden. Der gute Mann ist so gewaltig christlich, d. h. auf die neue Manier, daß er nicht allein den wackeren Voß höchst unchristlich behandelt, sondern ihn lieber ganz und gar zu einem argen Heiden stempelt, dem gar keine Stimme zukomme, wo es sich nicht sowohl von christlichen Dingen, als vom Treiben mit dem Christenthum handelt. Doch, *sapienti sat.* Diese Schrift trägt, wie manche andere neuerer Zeit, ihre Widerlegung so tüchtig, offen und klar in sich, daß sie nur dem empfohlen werden kann, welcher die gangbarsten Mode-Schwächen noch besser will kennen lernen. — * —.

Leipzig. Seit den letzten Wochen hat sich bei unserm Theater manches Neue und Erfreuliche ereignet. Mehrere zeither nur zu fühlbare Lücken sind plötzlich ausgefüllt, und erschienen uns auch keine Sterne erster Größe, so sind es doch auch keine der letzten, und selbst dies ist für uns schon anerkennungswerth, indem nun doch eher die Hoffnung einer Abrundung zu einem Ganzen sich zeigt. Schon im vorigen Monat trat Mad. Müller, von Breslau kommend, als „Tankred" auf und sang diese Parthie mit Beifall. Ihr Mann zeigte sich uns als „Reitknecht Schnell" in Müllners „Vertrauten"; Beide sind, wie ich höre, engagirt. Mad. Miedke, längst erwartet, ist nun auch eingetroffen. Ihr erstes Auftreten war in Schiller's „Jungfrau von Orleans" als „Johanna", in welcher Darstellung ihr verschiedene Momente recht wohl gelangen; zu den nicht gelungenen glaubt Schreiber dieses indeß den Monolog des vierten Akts rechnen zu müssen. Hr. Thieme, gleichfalls seit längerer Zeit erwartet, debütirte ein Paar Tage darauf als „Hugo" in der „Schuld". — Was uns besonders den ganzen Winter fehlte, ein seriöser Baß, hat sich jetzt auch gefunden in der Person des Hrn. Meixner, der nächstens seinen Antritt mit „Sarastro" in der „Zauberflöte" machen wird. Es ist zu wünschen, daß er die Erwartungen, die man haben kann (wir sind hier billig und wahrlich seit längerer Zeit nicht verwöhnt), erfülle, damit endlich einmal wieder eine Oper besetzt werden kann, wie es sich gebührt. — Daß der Entrepreneur und Direktor unserer Bühne, Hr. Hofrath Küstner, das übernommene schwere und dabei undankbare Geschäft nicht mehr (?) mit der Liebe umfaßt, wie sonst, und gern sich desselben entledigen möchte, ist allgemeines Gespräch, und, wenn es wahr ist, ihm auch nicht zu verargen; denn seine Erfahrungen in den Paar Jahren seiner Theaterführung sind gewiß nicht angenehm, da dem wahrhaft guten und gebildeten Manne oft Aergernisse bereitet wurden von Seiten her, wo er wohl auf Dank und Ergebenheit zu rechnen Ursache hatte. Doch dies ist in der Regel und steht Jedem in einer solchen Stelle bevor. Jetzt heißt es (ich sage nur, was ich gehört habe): daß Hr. Küstner seine Entreprise dem Herrn Jagemann — welcher ein Bruder der bekannten Sängerin und Schauspielerin Jagemann in Weimar seyn soll — überlassen habe. Ob dies wirklich wahr, und von welcher Zeit an dieser Direktions-Wechsel eintreten wird, vermag ich, wie gemeldet, noch nicht zu bestimmen. — Der Maler Hr. König, aus Bern, zeigte hier kürzlich sein Diaphanorama — bestehend in einer Reihe Transparent-Gemälde, mehrere der merkwürdigsten Gegenstände der Schweiz vorstellend — mit großem und wohlverdientem Beifall. Man kann in der That kaum etwas Schöneres sehen, als diese, mit Kunst und treflicher Kenntniß der Wirkungen des Lichtes ausgeführten Gemälde. — Jetzt steuern wir der Messe zu: der Himmel gebe, einer guten! wir können sie brauchen. Mein nächstes Schreiben bringt Ihnen vielleicht schon einige Nachrichten über die zu erwartende Vermehrung, und, so Gott will, auch Bereicherung unserer Literatur. — o —.

Zu Stockholm hat ein deutscher Künstler, Namens von Gärtner, welcher Guitarre spielt und sich dazu selbst mit dem Pfeifen accompagnirt, ein „großes Concert spirituel!!" angekündigt. (Gaz. d. Fr.) Es wird wohl dadurch ein Concert „spirituel" werden, daß man einen Armen unterstützt.

Redacteur und Herausgeber: F. W. Gubitz.




# Der Gesellschafter
oder
# Blätter für Geist und Herz.

1820. Freitag den 21. April. 64stes Blatt.


## Bericht eines Deutschen über Spanien.

(Geschrieben im Dezember 1819.)

Versprechen macht Schuld! — ich weiß es wohl, und dennoch habe ich gesäumt, Dir während meiner Reise durch Spanien zu schreiben; jetzt aber scheint es mir mehr als je an der Zeit, Einiges zu sagen über den Zustand dieses, einst so gefürchteten und immer wichtigen Staates, sobald dessen Bewohner für einen Zweck — sey er heilsam oder schädlich — sich verbinden. Daß ich bis jetzt nur über meinen persönlichen Zustand schrieb, war auch eher Maaßregel der Sicherheit als Nachlässigkeit; denn in dieser Luft regiert das pfäffische Wesen, und die Wahrheit hat da weniger noch um ihrer selbst willen zu fürchten, als um der Auslegungen, die man etwa von einer einfachen Beobachtung machen könnte und — wo die Schwäche waltet, da ruft sie ihre beiden Schwestern: die Furcht und die daraus hervorgehende Despotie, sich zur Seite. Diesen Brief kann ich einem deutschen Schiffs-Capitain geben, der in zweien Tagen sich zu einer sehr gewagten Fahrt einschifft, und so — wenn Neptun nichts dagegen hat — wird er in Deine Hände kommen, ohne daß ich mich der Gefahr aussetze, hier verdächtig und somit auch gleich wie der schwerste Verbrecher behandelt zu werden.

Ueber die Stimmung in diesem Lande ist man nicht lange im Unklaren, und wenn man Fremder ist, gewinnt man leichter das Vertrauen Vieler, indem es hier leider so steht, daß man nur mit mißtrauischen Blicken jeden der Mitbürger ansieht: was freilich durch die ungerechtesten Verdrängungen und Verhaftungen leicht begreiflich wird. Wann endlich werden die Machthaber einsehen, daß nichts gefährlicher für sie seyn kann, als ein Gewaltstreich! Schweigen auch in diesem Augenblick Alle, der innere Groll verzehrt die Liebe, welche eine Nation für seinen Fürsten so gern hegt, und die nothwendig ist, wenn ein Staat ein lebendiges Bestehen haben will und die Regierung als schützend, nicht als feindlich betrachtet werden soll. Wer eine höhere Autorität kennt, als das allgemeine Gesetz, hat es sich selbst schuld zu geben, wenn man ihm das Vertrauen entzieht: es ist ja in keinem Augenblick auf ihn zu rechnen. Nun betrachte man die letzten Jahre in Spaniens Geschichte: die Versprechungen haben kein Ende genommen, aber das Worthalten noch gar nicht angefangen, und dies liegt wahrhaftig nicht in dem Willen des Königs, im Gegentheil! Man scheint ihn aber durchaus in steter Unschlüssigkeit hin und her treiben zu wollen, damit die Partheisucht ihre Spekulationen durchsetzt; doch ist tausend gegen eins zu wetten: daß die jetzt ziemlich klar sehenden Spanier wohl endlich mit einem Entschluß aus der Masse wenigstens eine Art von Standpunkt gewinnen werden. — Man mag sagen, was man will: das Eindringen der Franzosen hat hier doch den Sachen eine andere Richtung verliehen, und obwohl man einen fremden Regentenstamm durchaus nicht mag, vielmehr mit großer Anhänglichkeit von dem Könige alle Beschwerden abwälzt auf seine Umgebung, dennoch verhehlt man es nicht: daß man den Gang der Regierung nach den Ereignissen und Verbesserungen

gebildet wünscht, die während der Verdrängung des angestammten Fürstenhauses aus den Wünschen des Volkes und aus der Nothwendigkeit, welche die plötzlich vorgeschrittene Kultur erkennt, hervor ging. Diese Ansicht wirkt fast allgemein, und nur die Leibwache des Aberglaubens, die Mönche, mit ihren zahllosen Mitteln, wußten es bis jetzt zu verhindern: daß man es nicht gegen allen Zwang aussprach; doch ist und bleibt es höchst unpolitisch, den Augenblick der höchsten Noth endlich zum Richter in dieser Angelegenheit werden zu lassen. — Man muß erstaunen, wenn man das innere Vermögen Spaniens kennt und nun das grenzenloseste Elend in dem schönen Lande eingebürgert sieht; es ist kaum begreiflich, erfährt man es nicht selbst, und nun freilich bemüht man sich nach Erklärung. Nächst den fast unerschwinglichen Forderungen, welche der reiche Clerus wagt, ist es der oftmalige schnelle Wechsel der Beamteten in den höchsten Stellen, der die Anstrengungen des Volkes immer wieder auffordert. Viele derselben machten, schon darauf rechnend, daß ihr Glanz nicht lange dauern werde, sich schnell reich, und mehrere Finanzpläne waren eher zu Gunsten ihrer Verfertiger, als zur Erleichterung der Lasten gedacht und gegeben. Der Krieg mit Südamerika — nicht ohne seltsame Freude der hoffnungslose genannt — schöpft die Mittel aus, während sonst von dort die Mittel kamen; und zum Ueberfluß an Beschwerden haben sich auch hier die Engländer der Handelszweige so bemächtigt, daß man Alles von ihnen kaufen muß, nichts mehr direkt beziehen kann. Die Armuth neben dem spanischen Stolze zeigt da oft rührende Bilder, freilich à la Don Ranudo — aber mein Gefühl läßt mich bei solchen Karrikatur-Gestalten niemals zu vielem Lachen kommen. — Obwohl die Geistlichkeit nichts giebt, sondern nur nimmt, dennoch fühlt sie einen gewaltigen Unterschied gegen sonst; und wenn der Körper verhungern will, ist es auch wohl natürlich, daß man nicht oft daran denkt, für die Seelen Anderer im Fegefeuer etwas zu thun. Hat man doch der irrdischen Fegefeuer genug, aus denen man sich nach Erlösung sehnt. Und dennoch werden noch immer Erpressungen durch geistliches Bitten und Drohen versucht, welches, vereint mit der Gewalt, welche zur Einbringung der Abgaben — aus Nothwendigkeit, denn alle königlichen Kassen sind leer — verwendet wird, das schauderhafte Bild des Aussaugens von der Erde sogar bis zum Himmel verbreitet. Und — wie bevölkert man die Gefängnisse!

Merkwürdig ist die Wahrnehmung: daß auch die strengste Unterdrückung der Presse die üble Stimmung nicht vermindert, wenn ein gerechter Anlaß vorhanden ist; ja man sieht recht deutlich: daß Gerüchte bei weitem schädlicher sind, als die offenkundige Wahrheit. Ich weiß doch: in meiner lieben Heimath, in Deutschland, schenkt man auch wohl den widersinnigsten Nachrichten Glauben; aber in Spanien ist man noch begieriger, seinen Glauben an zu bringen und die Nachrichten, welche eben jetzt im Umschwunge sind, zeigen deutlich, daß man nur darauf sinnt und denkt: was aus dem zudringlichen Unheil erretten könnte. Die Madrider Hofzeitung martert sich ab, um, statt gar keiner Nachrichten, lauter friedliche aus allen Ländern zu haben, und dies eben ist so verderblich: wenn man sich anstrengt, verschweigen zu wollen, was immer näher rückt und vielleicht schon in der nächsten Quadrat-Meile um sich greift. Die fremden Zeitungen sind sämmtlich verboten, und nur verstohlen findet man eine französische, schwerer noch eine englische Zeitung; von deutschen Blättern ist mir noch nirgends eine Spur vorgekommen. Die Madrider Zeitung ist aber seit einiger Zeit gar nicht zu lesen, und nur dadurch: daß sie **nichts** sagt, darf man auf bedeutende Ereignisse schließen; denn so klug ist kein Zeitungsschreiber, daß er Unterlassungssünden ganz verheimlichen könnte. — Mit der Literatur steht es nicht besser; ich bin noch nicht so glücklich gewesen, nach einem Buche zu fragen, das nicht verboten wäre; was nur an philosophischen Sinn erinnert, wird eine Pestilenz genannt und der Zeitgeist (espiritu della edad) ist hier so verrufen, wie irgend wo, ohne daß man es der Mühe werth hält, zu wissen: daß Unsinn wohl die Liebhaberei der Zeit, nicht aber **Zeitgeist** seyn kann. Die Lust zu stetem Wechsel ist eigentlich das Verderben in unsern Tagen; aber diese Lust waltet nicht bloß in der Menge, sie ist am Throne wie in den Hütten zu Hause. — Kurz vor meiner Abreise von Deutschland las ich noch in deutschen Zeitungen einen langen Aufsatz, worin mit klug ersonnenen Gründen erwiesen werden sollte: daß in Spanien eine Revolution gar nicht als möglich gedacht werden könne, weil ein allgemeines Band da sey zwischen Thron und Volk, nämlich die Geistlichkeit, und diese von einer Umwälzung den meisten Nachtheil haben würde. Das ist wahr — gewesen; die jüngste Zeit und die Jahre, in denen die Franzosen eine Menge von Schriften verbreiteten, welche ganz andere Ansichten enthielten, als die sind, wofür sich die Pfaffen bezahlen lassen, konnten nicht ohne Wirkung bleiben, und der so gewaltsam genährte Glaube hat endlich gelernt, auch an die Schlechtigkeit der Priester zu glauben. Spanien ist in religiöser Hinsicht zu einer Reform vorbereitet, und wenn es nicht der katholischen Kirche sich entziehen soll, so wird diese bald Vieles nachgeben müssen, was gar nicht mit ihrem Plane stimmt. (Der Schluß folgt.)

## Das Goldmännchen.

Vor etwa 20 Jahren gab es auf der Schloßgasse zu Dresden eine Tabacks-Handlung, vor deren Laden-

Fenster ein etwa 1½ Fuß hohes hölzernes vergoldetes Männchen stand, welches aus einer Tabacks-Dose ein Prischen nahm. Zeit und Witterung hatten aber des Männchens goldenen Ueberzug gewaltig mitgenommen, und des Kaufmanns Kunden legten es ihm oft ans Herz: daß er es doch wieder vergolden lassen möchte. Er aber blieb immer scherzend dabei: daß er dies seinen Kunden überlasse, wenn sie es anders nicht mehr in dem verwitterten Kleidchen sehen wollten; ihm habe es so, wie es sey, Segen gebracht. Einst, am letzten Abend des Jahres, als der Mann, bei einbrechender Dunkelheit, sein Männchen herein nehmen will, ist es über alle Berge. Bekümmert ob des Verlustes — denn er hatte es so viele Jahre und traute ihm beinahe eine heilbringende Kraft für seine Nahrung zu — geht er in sein Ladenstübchen, und kaum hat er sich gesetzt, da empfängt er durch den Briefträger ein Billet des Inhalts: „Werthester Herr! — Seit 30 Jahren stehe ich nun in Ihren Diensten. Verzeihen Sie, wenn ich ein wenig auf die Seite gegangen bin, mich zu setzen. Sobald ausgeruht hat, stellt ehrlich sich wieder ein — Ihr Goldmännchen.“ — Der alte Herr, so ärgerlich er auch war, mußte doch lachen. Er erzählte die Geschichte Jedem, der ins Gewölbe kam, und will sich nach etwa acht Tagen ein neues Goldmännchen bestellen — siehe! da findet er Abends, bei dem Hereinnehmen seiner Schilder, auf dem alten Flecke sein altes Goldmännchen herrlich vergoldet und in der Dose einen Zettel, des Inhalts:

„Bin ich gleich von Dir gewichen,
Stell' ich mich doch wieder ein.
Ey! wie war mein Kleid verblichen,
Darum ließ ich es erneu'n:
Wirst doch wohl nicht böse seyn?“

Das war der Kaufmann auch wirklich nicht; ärgerlich aber sehr oft, daß er nie erfahren konnte: wer ihm sein Tabacks-Männchen hatte vergolden lassen.

Richard Roos.

## Aus Legenden von Heiligen.

Der enthauptete heil. Leodegarius hat sich nach der Execution aufgerichtet, und ist eine Stunde lang also gestanden, bis ihn der Scharfrichter nieder riß, der bald darauf, vom bösen Geiste besessen, sich selbst verbrannte.

Der heil. Geroldus wurde meuchlings getödtet, die Mordthat aber alsobald durch freiwilliges Läuten der Glocken aufmährig (bekannt), und der Leib durch himmlisches Licht geoffenbart.

Petrus von Alcantara wurde oft im Gebete glänzend in die Höhe gehoben, und ging mit trockenen Füßen über die Flüsse. Steckte er seinen Stab in die Erde, so grünte er alsbald; begab er sich in ein Haus ohne Dach, so stellte sich der Schnee über das Haus wie ein Gewölbe, daß es ganz trocken blieb.

Der heil. Hilarion hat das überlaufende Meer mit einem Kreuzzeichen inne gehalten, und einen Drachen in Dalmatien durch Gebet gezwungen, auf den Scheiterhaufen zu kriechen.

Bischof Maglorius heilte den Grafen Lojescon vom Aussatze. Da ihm dieser zum Dank die Hälfte seiner Herrschaften verehrte, begaben alle Thiere, Vögel und Fische vom andern halben Theile sich zu ihm herüber. Sie tauschten und das Wunder erneute sich. Da schenkte der Graf dem heiligen Manne die ganze Herrschaft.

Fr. Haug.

## W u n s ch.

Im Thale möcht' ich wohnen,
Doch oft zu Bergen ziehn,
Wenn alle Felsenkronen
Von Abendlichtern glüh'n;

Wenn hoch auf luft'gem Raine
Die Feldschalmeie klingt,
Und sich von Hain zu Haine
Der Echo Stimme schwingt;

Wenn weiß wie Blüthenregen
Der erste Schnee sich häuft,
Die Jagd mit Büchsenschlägen
Kühn durch die Wildniß schweift.

Doch wenn die Nebel fallen,
Und schauerlich und fahl
Die Bergeswelt umwallen,
Such' ich mein Ruhethal:

Wo Lieb' und Huld sich küssen,
Vom Rohrdach überzweigt,
Und nie vom Sturm zerrissen
Sich Blüth' in Blüthe neigt.

Lust mag auf Bergen wohnen,
Die Freiheit, kühn an That;
Doch nur in Thaleszonen
Reift Ceres gold'ne Saat!

Krug von Nidda.

## Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

Ueber die Fortschritte der Lithographie in Dresden. In diesem Elb-Athen, wo alles Gute, Nützliche und Geniale so leicht gedeiht, hatte ich auch Gelegenheit, die Fortschritte der Lithographie zu beobachten, und, ich darf sonder Hehl gestehen: daß ich weit mehr gefunden, als ich erwartet. — Gegründet ward in Dresden der Steindruck vor etwa 10 Jahren durch einige Privat-Personen, welche schwache Versuche im Stillen und im Kleinen damit machten. Zu den ersten Erzeugnissen dieser Art gehören die lithographischen Ansichten sächsischer Gegenden, gefertigt von de Gucherp für die Beschreibung einer malerischen Reise durch Sachsen von dem Garde-Lieutenant Karl v. Dzembowsky. Durch öffentliche Blätter von dem Nutzen der Lithographie unterrichtet, ward auch die Regierung bald aufmerksam. Das Geheime Finanz-Collegium legte, durch Hülfe

des Professor Kellerhoven, die erste große Steindruckerei an, welche für königliche Rechnung geführt ward, und zu deren Benutzung in Sachen, die man bisher durch den Buchdruck fertigen ließ, alle Landes-Behörden aufgefordert wurden. — Ob die Unternehmung ganz den Erwartungen entsprochen und wie bedeutend die Anstalt sey, ist mir unbekannt; denn eben, als ich in Dresden einsprach, war Kellerhoven abgegangen, von der Regierung aber noch nicht verfügt: durch wen und in welcher Art die Anstalt fortgesetzt werden sollte. Die meiste Anwartschaft dazu hatte ein Kanzlist, Herr Schneider, ein Mann, der eine treffliche Hand schreibt, auf das Umgekehrtschreiben, wie die Lithographie es erfordert, vollkommen eingerichtet und auch schon in der königlichen Steindruckerei angestellt gewesen ist.*) — Neben letzterer besteht zur Zeit in Dresden nur noch eine lithographische Anstalt von Bedeutung, und das ist die des Hof-Buchdruckers Karl Meinhold. Dieser junge thätige Mann hatte mit nicht geringen Schwierigkeiten zu kämpfen, ehe er sein Unternehmen ins Werk richten, besonders aber, ehe er es zu dem Grade von Vollkommenheit und Kraft bringen konnte, auf welchem es jetzt sich befindet; denn es fehlte an Steinen und Druckern, welche beide mit bedeutenden Kosten aus Baiern gezogen werden mußten; es fehlte an guten lithographischen Schreibern — denn es ist nicht eines jeden Kalligraphen Sache, mit chemischer Dinte, auch mit andern als gewohnlichen Federn, die Buchstaben verkehrt auf den Stein zu bringen — es fehlte endlich auch, nachdem Alles eingerichtet war, bei dem Publikum an Zutrauen zu der Sache, denn sie war noch zu neu. Viele kannten sie nur vom Hörensagen oder aus schlechtgerathenen Steindrucken. Dies Alles ist nun überwunden und noch mehr; denn der genannte Dresdener Lithograph hat nun auch den Vortheil des Baierschen: er hat nämlich den Stein — eine Art Marmor, welche allein dazu sich eignet — im Vaterlande. Nach manchen Reisen darnach ist es endlich einem seiner Arbeiter gelungen, in der Gegend von Moren, unsern Dresden, einen Stein zu entdecken, der trefflich zu lithographischer Benutzung sich eignet. — Die Meinholdsche Steindruckerei enthält jetzt schon fünf Pressen und liefert nicht nur die gewöhnlichen Arbeiten, wie Tabellen, Handelsbriefe, Cirkularien, Wechsel, Visiten-Karten, Einfassungen aller Art, sondern auch schwarze und bunte, kupferstichartige Zeichnungen, welche dem Kupferstich, besonders der sogenannten schwarzen Kunst, schon sehr nahe kommen. Unter Anderem habe ich dort das 16 Zoll hohe Portrait des Hof-Buchdruckers Meinhold (Vater des Lithographen), wie auch ein 20 Zoll hohes Altarblatt gesehen, welche als Steindruck nichts zu wünschen übrig lassen. — Der Vortheil des Steindrucks vor dem Buchdruck liegt aber nicht bloß in der größeren Wohlfeilheit, sondern vorzüglich auch darin: daß er auf der Rückseite des Papiers nicht die mindeste Unebenheit bewirkt (welches besonders im Tabellenwesen eine herrliche Sache ist); ferner daß er auch dem schlechtesten Papier, gleich dem Kupferdruck, eine angenehme Glätte giebt; daß er weit leichtere Correkturen erlaubt (?), und endlich: daß man, etwaniger Aenderungen oder nach zu verlangender Exemplarien wegen, eine Schrift länger stehen lassen kann, als in der Buchdruckerei, wo die Lettern immer bald wieder gebraucht werden, dahingegen der Steindrucker leicht und ohne Nachtheil (?) einen beschriebenen Stein einige Zeit auf die Seite stellen kann. — Ganz vortreflich eignet sich der Steindruck für Musikalien, denn die auf solche Art gedruckten Noten haben eine Fülle und Schwärze, welche ihnen großen Vorzug vor den in Kupfer gestochenen geben, auch — und das ist wohl zu beachten — ungleich wohlfeiler zu liefern sind; denn, wenn in Kupfer gestochene Noten in der Regel mit 4 Gr. (?) pro Bogen bezahlt werden, so kosten die durch Steindruck gefertigten nur 2 Gr. und, nachdem die Arbeit schwierig ist, höchstens 2 Gr. 8 Pf. bis 3 Gr. Herr Meinhold hat deshalb sehr wohl gethan, mit seiner Steindruckerei musikalischen Verlag zu verbinden, der schon so manche gute Artikel geliefert hat. — Auch sind eine Menge anderer Musikalien (von Dresdener Compositeurs) auf Bestellung gefertigt worden, die ich nur zum Theil gesehen, aber sehr schön und deutlich für des Spielenden Auge, und wäre es auch ein kurzsichtiges, gefunden habe. — Doch der wichtigste und für das Geschäftsleben einflußreichste Gegenstand der Meinholdschen Steindruckerei ist ein Druck, der gar kein verkehrtes Schreiben auf den Stein — eine Hauptschwierigkeit der lithographischen Erfindung — erfordert, sondern jede Handschrift, jede Musikalie, jeden Buchdruck, jede Landkarte, bis auf den Haarstrich getreu, ganz in derselben Form wiedergiebt. Dieser **Umdruck** oder **Kopirdruck**, wie ich ihn nennen möchte — dessen Erfindung eigentlich Hrn. Sennefelder in München gehört, der aber von Meinhold nach Dresden verpflanzt und sehr vervollkommnet worden ist — bleibt unstreitig die wichtigste, einflußreichste, aber auch — wie ich nachher bemerken werde — in mancher Hinsicht eine **gefährliche** Seite der Lithographie, und geschieht also: Die Handschrift, welche man kopirt oder ganz in derselben Gestalt vervielfältigt haben will, wird auf besonders dazu vorgerichteteres gelbes Papier geschrieben, dann mit der gewöhnlichen Steindruckfarbe übergangen, wie bei dem Buchdruck, und so erst verkehrt und dann von dem verkehrten Druck recht abgedruckt. Auf diese Art kann der Concipient einer Schrift, so wie sie aus der Feder ist, dieselbe entweder gleich mit seinen eigenen Schriftzügen, oder, wenn es die Zeit erlaubt, sie durch einen Kanzlisten mundiren zu lassen, das Mundum, ganz demselben gleich — in einer Zeitkürze, die weder durch den gewöhnlichen Steindruck, noch viel weniger durch Buchdruck zu erreichen ist — in beliebiger Zahl von Exemplarien vervielfältigt sehen. Welchen Vortheil dies im Geschäftsleben, besonders im Staats- und Kriegsdienste gewähret, bedarf kaum der Erinnerung. Ein Protokoll von **mehreren** Bogen z. B., das jetzt geschlossen ist, kann — wenn es nämlich mit der bei dem Steindruck nothwendigen chemischen Dinte geschrieben ist — binnen wenigen Stunden zu Hunderten von Abdrücken vervielfältigt erscheinen und an die Betheiligten versendet werden. Durch den Buchdruck ist dies nun geradezu unmöglich. Sollen aber viele Bogen in vielen Exemplaren geschrieben werden, wie viel Kanzlisten gehören dazu, wie lange schreiben sie daran, wie verschieden und oft fehlerhaft sind die Abschriften, wie viel Menschen müssen, wenn die Sache geheim bleiben soll, Kenntniß davon erhalten? und was kosten die vielen Abschriften, wenn man die Gehalte der Abschreiber berechnet? Zudem — und das gewährt unendlichen Vortheil — ist bei diesem Um- oder Kopirdruck Alles wie aus einem Guße, Alles von derselben Gestalt, und Verschiedenheit der Exemplarien in Hinsicht auf Fehler ganz unmöglich. Ein Kanzlist darf nur ein Conzept gut mundirt haben, und alle Abdrücke geben dann dieselben Schriftzüge; ein Vortheil, welchen nur Männer gehörig würdigen können, welche in Akten arbeiten. — Daß indeß diese Erfindung auch ihre gefährliche Seite habe, und besonders den Staats-Kredit hinsichtlich des Papiergeldes, aber auch die bürgerlichen und Handels-Verhältnisse, hinsichtlich der Wechsel, Obligationen, Assignationen u. s. w. bedrohe, ist außer Zweifel. Nun gehört zwar zu Nachahmung der Staatspapiere wohl noch etwas mehr, als das bloße Kopiren der Schrift; auch dürfte es bei Wechseln, Assignationen und Privat-Schuldverschreibungen leicht aus zu mitteln seyn: ob das Dokument ein eigenhändig geschriebenes oder ein gedrucktes sey, denn die Druckfarbe stellt sich allerdings dem kritischen Auge etwas anders dar, als die Dinte; und Papier, das durch die Steindruck-Presse gegangen ist, sieht und fühlt sich ganz anders an, als ungepreßtes: indeß dürfte es doch immer rathsam seyn, die Ausübung einer Kunst, welche so bedeutenden Mißbrauchs fähig ist, nicht dem Ersten, dem Besten, zu erlauben.

— C —.

*) Derselbe hat, wie ich eben höre, nach Kellerhovens Abgang die Direktion der königlichen Steindruckerei erhalten.

Redacteur und Herausgeber: F. W. Gubitz.




# Der Gesellschafter
oder
# Blätter für Geist und Herz.

1820. Sonnabend den 22. April. 65stes Blatt.


## Des Burschen dreifach W.

In meinem Burschen A = B = C
Befindet sich ein dreifach W,
Ein W, das dreifach wohl mir thut,
Ein dreifach liebes Lebensgut;
Und sind mir die drei W's bescheert,
Mein Herz dann weiter nichts begehrt.

Das erste W ist Wissenschaft,
Die thätig wirkt in Blut und Saft,
Die Hirn und Herz mit Kraft durchdringt,
Und Trost in jedes Leiden bringt,
Die den, der eifrig ihr sich weiht,
Mit Blüth' und Frucht zugleich erfreut.

Das zweite W, das ist der Wein,
Doch muß es bonum vinum seyn;
Auch sey kein andres W dabei,
Ein braver Bursch ist wasserscheu;
Es lehrt und nützt das edle Naß,
Dieweil in vino veritas.

Das dritte W, das ist ein Weib,
Gut von Gemüth und schön von Leib;
Zum ganz vollkommnen Lebensglück
Gehört solch liebes Rippenstück;
Doch kommt zu diesem dritten W
Im philisterio erst Eh'!

Wenn ich nun ob der W's mich freu',
Ist allemal ein G dabei;
Nicht lausig Gold ist's, nein, Gesang!
Sein Klang gilt mehr als Goldesklang;
Drum sing' ich laut mit voller Kraft:
Vivant Weib, Wein und Wissenschaft!

Karl Schall.

## Bericht eines Deutschen über Spanien.

(Schluß.)

Besonders aufgebracht ist man gegen die Inquisition, welche nicht mehr ein solches Institut des Schreckens ist, als sie sonst war, auf jeden Fall aber völlig unnütz erscheint. Ihre Verkündigungen werden jetzt schon mehr mit Lachen als mit Schauder gelesen, und wäre nicht die Furcht durch Vorfälle anderer Art geweckt, mit der Inquisition würde man kurzen Prozeß machen. An den Straßen-Ecken liest man unter ihren Verkündigungen immer die Formel: „Nadie lo quite pena de Excommunion mayor!" — Wenn aber schon der große Kirchenbann als Strafe gesetzt werden muß, damit man die Anschlage-Zettel der Inquisition nicht abreiße, dann scheint es wohl klar: daß dieses verruchte Gaukelspiel als unnütz erkannt wurde. Uebrigens ist der Groß-Inquisitor auch entsetzlich höflich geworden, und der steten Klage: dieses „hochheilige Glaubensgericht" mache gar keinen Eindruck, mischt er schon so viele Bitten und Rührung ein, daß es eine recht innige Freude ist, solche Proclamationen zu lesen, indem sie wie ein Lamento des Verscheidens klingen von Einem, der die Luft nicht mehr vertragen kann. — Dazwischen sind freilich noch Seligsprechungen derer, die über ketzerische Meinungen ihre Verwandte und Freunde dem sogenannten heiligen Gericht angeben, und diese Nichtswürdigkeit stört wohl noch immer das öffentliche Leben wie die Familien-Verhältnisse; so wie ich auch dafür halte, daß die finstere Verschlossenheit des Spaniers größten-

theils aus dem Entsetzen vor der sauberen Christlichkeit der Inquisition entstanden ist. Dagegen giebt es auch schon Fälle, daß bekannt gewordene Angeber überall mit stiller Verachtung behandelt und endlich ermordet worden sind. So hilft sich ein Volk mit Verbrechen, wenn es Staats-Institute giebt, die in sich verbrecherisch sind; und so geschieht es, daß man hier überall, wenn von Spanien die Rede ist, nur inneren Zorn und Wehmuth gewahrt, wobei Einem dann wohl so unheimlich wird, als ob man auf einen Crater gestellt wäre; denn nur die Unterdrückung der Vernunft, der Wahrheit und des Rechts führen jetzt Revolutionen herbei: wer andere Gründe dafür sucht, kennt den Gang der Kultur nicht und schlägt ohnmächtige Partheisucht zu hoch an. — Auch mit der Ablaßkrämerei werden noch Geschäfte gemacht, aber sehr schlechte. Ich habe einen solchen Ablaßbrief gesehen; er ist wunderlich genug: In ziemlich gutem Kupferstich sieht man den heiligen Joseph; er hält das Jesuskind auf dem Schooße und vor dem Heiligen knieet der König von Spanien (in Uniform, Schuh und Strümpfen, den dreieckten Hut in der Hand haltend) und überreicht ihm ein Papier mit dem Worte: „Suplico". In der Hand des Christus-Kindes sieht man ein anderes Blatt mit dem Worte: „Concedo". Die Erklärung besagt: daß der König von Spanien und beiden Indien um Glück und Segen für seine Unterthanen bitte. Dann folgen die Bedingungen, unter denen die geistliche Gnade gespendet ist; sie bezwecken nur Feststellung aller Verordnungen der Hierarchie. Die Einnahme für solche Papiere ist aber nicht mehr bedeutend, indem man einsieht: daß man den Geistlichen auch viele Sünden zu vergeben hat und also lieber insgeheim auf solche Weise abrechnet.

Nun frage mich aber nicht: wo das Alles hinaus will? — denn in meiner Brust und in meinem Kopf regt sich Manches, wozu, um es aus zu sprechen, ich nicht Vertrauen genug zu meinem Combinations-Talent fühle. Armuth und Mißtrauen überall — die erwachende Vernunft im Kampfe mit geistlichen Kerkermeistern, der König in den Augen der Mehrheit bedrängt von einer Umgebung, die seine Thätigkeit für des Volkes Glück hemmt, daneben schon ein merkbarer Kampf des Bürgerthums gegen den Adelsstolz — denke Dir selbst, welche Folgen dies haben muß. Was aber die eigentliche Forderung des Volkes ist? Sicherheit im Lande, Freiheit des Handels nach außen und alles Verkehrs — auch zum Theil des geistigen — nach innen. Die Constitution der letzten, vom Volk bestätigten Cortes (die von Cadix) versprach dies Alles und, obwohl man es sich nicht verheimlicht: daß diese — welche eigentlich aus allen französischen Constitutionen zusammen getragen wurde — noch eine sehr unreife Frucht ist, so greift man doch jetzt mit jedem Gedanken danach. Wie schade, daß der König nicht, jene Constitution zum Grunde legend, selbst eine Festsetzung von sich ausgehen läßt; das Volk würde aus seinen Händen lieber ein gemildertes Werk der Art empfangen, als daß es sich um ein Vorrecht mehr oder weniger streitet. — Sollte denn die Erfahrung des letzten Jahrhunderts, nach welcher nur Fürsten mit liberalem Geiste sich in der allgemeinen Achtung erhielten, so ganz verloren seyn? — und sollte man noch nicht begriffen haben, daß eine innere Empörung bei weitem gefährlicher ist, als ein lautes Murren? Dieses macht dem Herzen Luft und giebt stete Kunde über den Stand der Stimmung; jenes eint sich zur Flamme, die plötzlich einen Staatsbau umfaßt. Ihr Diener der Fürsten, erkennt dies: vermehrt nicht die Furcht auf den Thronen; die Maaßregeln derselben erwecken auch im Volke die Furcht, und wenn diese überwunden ist — die Anarchie; denn eine Umwälzung aus der Menge wird immerdar zu vielen Umwälzungen führen. Die Geschichte beweiset es, daß für die Leidenschaften der Menge keine Erfahrung vorhanden ist; von den Einzelnen aber, die im Rathe sitzen, darf man sie mit dem vollsten Rechte begehren, und wo sie sich nicht zeigt, wird eine schwere Verantwortung unausbleiblich. B—6.

## Napoleon, im Inneren seines Arbeits-Zimmers.

*Geschildert von seinem Cabinets-Sekretair Fleury de Chaboulon.*

Napoleon begab sich gewöhnlich des Morgens um 6 Uhr in sein Cabinet und verließ es oft nur, wenn es Nacht ward. Gewöhnlich ist Ungeduld und Lebhaftigkeit mit Ordnungsliebe und Genauigkeit unvereinbar; nicht so bei Napoleon. Mit dem feurigsten Genie verband er die methodischen Angewöhnungen der kalten kleinlichen Geister. Er pflegte seine Papiere fast immer selbst in Ordnung zu bringen, jede Gattung hatte ihre bestimmte Stelle; er legte sie genau da wieder hin, wo er sie genommen. Sein erstes Geschäft am Morgen bestand darin: die Correspondenz und die Depeschen, die in der vorigen Nacht angekommen waren, zu lesen; die interessanten Briefe legte er neben sich auf die Seite, die übrigen warf er unter den Tisch und nannte dies „die Antwort". Hierauf lief er die Abschriften der in der Post geöffneten Briefe durch, verbrannte sie aber gleich hernach, damit der Mißbrauch einer Gewalt, die er sich angemaßt hatte, sich wenigstens nicht weiter erstrecke. Dann blätterte er in den Journalen und Zeitschriften, und sagte zuweilen: „Ein guter Artikel! von wem ist er?" — denn er wollte Alles wissen. Wenn er ausgelesen hatte, begann die Arbeit, und man muß gestehen, daß er sich am Arbeitstische eben so außerordentlich zeigte, als an der Spitze seiner Heere: Alles selbst zu thun und selbst zu regieren, das war sein Bestreben. Darum prüfte er Alles mit eigenen Augen,

mit eigenem Geiste, und ließ sich Alles, auch das Verschiedenartigste, hinter einander vortragen. Was ihm schriftlich vorgelegt wurde, sah er sorgfältig durch, ohne Aufschub und ohne Auslassungen. Seine Maxime war: nichts auf morgen zu verspären. Dabei las er nichts obenhin, verglich die Belege mit der Hauptschrift, bemerkte oft Fehler und Widersprüche, die seinen Ministern entgangen waren, verbesserte nicht selten ihre Arbeit, oder strich sie durch, machte sie von Neuem, und vollbrachte in einer Viertelstunde, woran sie Wochen lang gearbeitet hatten. — Der Kaiser saß selten, er diktirte im Auf- und Abgehen. Er wiederholte ungern; hatte man ein Wort unrecht verstanden und fragte dann nach dem richtigeren, so ward er ungeduldig, sagte: „J'ai dit!" und fuhr fort zu diktiren. — Bei höheren Gegenständen nahm er einen höheren Vortrag an; sein gewöhnlich kurzer nervigter Styl wurde erhaben und majestätisch. Konnte er, um seine Gedanken aus zu drücken, mit der Gebrauchs-Sprache nicht ausreichen, so machte er sich ein neues Wörterbuch, schuf Wörter, Zusammensetzungen und Redensarten, welche fast immer den Stempel des Genies an sich trugen, und Kühnheit mit Kraft verbanden. Zuweilen nahm er sich, im Ungestüm seines Gemüths, nicht die Zeit, Worte, Gedanken und Entschlüsse ab zu wägen. Dann wurde, was er auf diese Weise rasch und im Fluge diktirte, zwar aufgeschrieben, ihm aber nur erst, so viel als möglich, am folgenden Tage zur Unterschrift vorgelegt. Nun hatte er Zeit gewonnen, reiflich nach zu denken, und veränderte dann und milderte, oder zerriß das Blatt. Nie hat er es seinen Sekretairen verargt oder nachgetragen: wenn sie ihm dergleichen bemerklich machten; und grundfalsch ist, wenn man von ihm behauptete: er habe seinen Willen nie geändert und sich nie von einer vorgefaßten Meinung abbringen lassen. — Napoleon schrieb selten eigenhändig; vielsylbige Wörter machten ihm Langeweile; er pflegte sie, in seiner Ungeduld, ab zu kürzen, und verstümmelte sie auf allerlei Weise. Dabei schrieb er schlecht, unleserlich und unbegreiflich schnell. Hieraus hat man folgern wollen: er habe nie sprachrichtig schreiben können, weil es ihm nicht selten widerfuhr, unorthographisch zu schreiben. Er, der in seiner Jugend die fleißigste Erziehung in der Kriegsschule zu Brienne erhalten; er, der zu lernen nichts unterließ, sollte nicht richtig schreiben gelernt haben? Und wäre es auch, nun, so theilte er diesen Fehler mit großen Männern, wie z. B. Carl dem Großen und Ludwig XIV. T. L. Secha.

## Jeder sollte lesen können?

Olav II., König von Norwegen, pflegte manchen Abend in dem Gildehause in Bergen zu verweilen, wo sich sehr oft kenntnißvolle und erfahrene Reisende einfanden. Einer von diesen, dessen Erzählungen die Aufmerksamkeit der Zuhörer besonders anzogen, sagte in dem Laufe derselben: „Ich sage euch, die Zeit wird kommen, da hier Jedermann so gut wird lesen und schreiben können, wie der Bischof." — Der König sprang voll Erstaunens auf. Der Bischof — den er mit sich genommen hatte — der, mit saurer Mühe, dahin gelangt war, die Evangelien und Episteln lesen und, wenn es ihm nicht an Zeit gebrach, seinen Namen schreiben zu können, zupfte den König bei dem Wamse und sagte leise: „Herr König! das geht zu weit, der Mann macht Lügen. Jedermann lesen und schreiben! — das hätte er nicht sagen sollen. Bis jetzt sprach er vernünftig; aber das ist zu arg, er sieht uns für Kinder an." — Nun wandte er sich an den Fremden und fragte: „Mit Erlaubniß, Herr Kaufmann, wie meint Er das? sie sollen doch wohl nicht Alle Bischöfe seyn? und wozu soll es ihnen nützen?" — „Sie sollen Bücher lesen, sie sollen aufschreiben, was sie auf ihren Reisen sehen. Aber, ehrwürdiger Vater, ich müßte die ganze Nacht zubringen, wenn ich Euch den Zweck und den Nutzen des Schreibens und Lesens erklären wollte." — „So müßten ja alle Menschen Latein lernen?" — „Gar nicht; sie können ja in der Landessprache schreiben." — „Da sieht man, guter Freund, wie übel Er berichtet ist. Man kann nur in einer Sprache schreiben, man kann nur lateinisch schreiben." — „Warum sollten wir nicht eben so gut norwegisch schreiben können, wie lateinisch?" — „Ich sage ihm: es ist unmöglich. Darum hat Gott die Bibel in lateinischer Sprache schreiben lassen, weil man in keiner andern schreiben kann; dann müßte ja auch Jeder in die Schule gehen?" — „Allerdings!" — „Ha, ha, ha! da müßten viele Schulen seyn. In Deutschland sind gewiß nur zehn, und hier alsdann in jedem Dorfe? Ha, ha, ha!" — Der Bischof ärgerte sich; den König aber erfreute der Gedanke der kommenden Ausbildung. Lotzow.

## Gedanken, Sentenzen und Meinungen.

Die Schönheit ist eine eigennützige Beherrscherin aller unserer Empfindungen, der Grund von allen unsern natürlichen Trieben und der beselende Geist, der die spekulative Erkenntniß der Wahrheit in Empfindungen verwandelt und zu thätiger Entschließung anfeuert. Mendelsohn.

Kleine Freuden laben wie Hausbrod immer ohne Ekel, große wie Zuckerbrod mit Ekel. Wir sollten uns von Kleinigkeiten nicht bloß plagen, sondern auch erfreuen lassen, nicht bloß ihre Gift- sondern auch ihre Honigblase auffangen. Jean Paul.

Wer als Jüngling nur dem Trieb des Vergnügens gedient, wird nach Erschöpfung seiner Kraft sich nicht leicht erheben zu ruhmvollen Thaten. Joh. v. Müller.

## Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

Literatur. Unter der abermals nicht geringen Masse von Erzählungen, welche auch in diesem Jahr wieder die Literatur — oder auch (c'est selon) die Makulatur — bereicherten, verdienen die „Erzählungen von Fanny Tarnow" (Leipzig, bei Engelmann) eine rühmliche Auszeichnung. Wir dürfen sie besonders den Leserinnen dieser Blätter als eine eben so interessante und fruchtbringende Lektüre empfehlen. Sie finden hier freilich keinen die Phantasie anregenden Reichthum an Begebenheiten, keine die Erwartung besonders spannenden Intriguen, keine verbrauchte Roman-Verwickelung — aber die Verfasserin weiß den einfachsten Stoff in ein so anziehendes und wohlstehendes Gewand zu kleiden, daß man darüber gern jene Scenen vermißt, die man in tausend Leihbibliotheks-Büchern schon zur Genüge gehabt hat. Wie die geistreiche Schriftstellerin ihr Geschlecht studiert hat, darüber giebt sie auf jeder Seite des Buchs die sprechendsten Dokumente, und eben die psychologischen Züge, die sie oft in ihre Gemälde aufnimmt, machen ihre „Erzählungen" wahrhaft gehaltreich. Wir überlassen es ausführlicheren Rezensionen, als sie die Grenzen dieser Blätter gestatten, die Verfasserin auf kleine Nachlässigkeiten ihres sonst gefeilten Styls aufmerksam zu machen, wollen aber von den vielen gediegenen Bemerkungen nur eine hier hervor heben, die zugleich das Weib in der Schriftstellerin charakterisirt: „Im Leben des Mannes ist die Ehe nur die Ueberschrift eines Kapitels; bei uns Frauen der fortlaufende Inhalt des ganzen Buches. Des Mannes Glück ist auf eine Ambe, eine Terne, eine Quaterne gesetzt; Frauenglück nur auf einen einfachen Auszug!" Bts.

Die Chra-Esk, ein halbwildes Volk, hatte seit 2000 Jahren der ganzen chinesischen Macht getrotzt, als Akoui — jener tartarische Held, welcher sich durch Weisheit in seiner Verwaltung als erster Minister des Kaisers Kiang-Loung auszeichnete — es unternahm, sie zu unterjochen, was ihm auch wirklich gelang. In der Erzählung dieses Krieges kommt folgende Begebenheit vor: Seit zwei Monaten wandte man vergebens alle Gewalt und List an, um sich eines kleinen, auf einem sehr hohen Felsen erbauten Forts zu bemächtigen; alle Versuche waren vergebens. Eines Morgens in aller Frühe wollten einige Soldaten im Dunkel leise Fußtritte in ihrer Nähe wahrnehmen. Ein Paar der Kühnsten kletterten, vermittelst eiserner Klammern, den ersten Fels hinan und bemerkten eine Frau, welche sie fest nahmen. Sie ward sogleich befragt: wer diejenigen wären, welche den Belagerern einen so hartnäckigen Widerstand leisteten, und sie erklärte: „Ich bin es! Ich wollte mir in der Dunkelheit Wasser holen, und glaubte, daß Ihr noch schliefet." Sie war jetzt Gefangene und entdeckte ihnen nun wirklich eine verborgene Schlucht, durch welche sie die Belagerer in das Fort einführte, dessen einzige Vertheidigerin sie war und von wo aus sie immer bald einzelne Gewehrschüsse abschoß, bald große Felsstücke auf sie herab warf. (Indépend.)

Am 15. März feierte das israelitische Hospital für bejahrte Arme und für Kinder beiderlei Geschlechts (mosaischen Glaubens) seinen vierzehnjährigen Stiftungstag in der London-Taverne. Der Herzog von Sussex nahm die Präsidenten-Stelle ein, hielt bei dieser Veranlassung eine Rede und gedachte dabei mit innigem Lobe der Wohlthätigkeit der israelitischen Nation und der Freigebigkeit, mit welcher sie alle milde Stiftungen ohne Ausnahme unterstützte. Er erklärte laut und feierlich: jede Religion, welche den Menschen zum Menschenfreunde mache, sey in seinen Augen ehrwürdig, göttlich und wahr. Die Beiträge an diesem Tage betrugen 916 Pf. Sterl. (Morn. Chron.)

Als neulich die Rede davon war, einige Schweizer nach den Pyrenäen zu senden (?), sagten viele Franzosen: „Nach den Pyrenäen? warum nicht lieber nach den Alpen?" (Renommée.)

Im April des vorigen Jahres brachte man Palmwein von Cape-Coast-Castle, den man im Anfange des Jahres 1818 abgezapft hatte, nach London. Der Wein war in einer schlecht verstopften, aber versiegelten steinernen Flasche. Als man sie öffnete, roch die Flüssigkeit wie gährendes Bier, und die Luft in der Flasche enthielt so viel Kohlensäure, daß ein Licht erlosch. Der Palmwein war dünn, milchig, und flüssig wie Wasser; der Geschmack desselben süß, mit beigemischter Säure. Die Flüssigkeit griff das Lackmus-Papier an, und enthält, außer Kohlensäure, auch Essigsäure. Nach dem Filtriren ward der Wein ganz durchsichtig und ließ einen weißen unauflöslichen Rückstand. Er ist sehr berauschend. (Quaterly Rev.)

In Süd-Carolina zog vor Kurzem eine Mutter ihr Kind aus den Flammen, in die es unversehens gestürzt war, warf es in der ängstlichsten Eile auf einen in der Stube liegenden Haufen roher Baumwolle, und sprang fort, einen Arzt zu holen. Dieser wohnte nicht in der Nähe und die Mutter blieb daher eine ziemlich lange Zeit aus. Als sie wieder kam, schlief das Kind ruhig auf der Baumwolle, und war bei dem Erwachen ganz still, ohne bedeutende Schmerzensäußerung. Die Baumwolle hatte sich aber ganz fest angesetzt; nach einigen Tagen fiel sie indeß von selbst ab und das Kind war geheilt. (Gaz. d. Fr.)

In diesen Tagen hatten einige junge Leute sich den Mund mit drei verschiedenfarbigen Oblaten verklebt und gingen so im Palais-Royal auf und ab, bis die Gensdarmerie sie fest nahm. Wahrscheinlich sollte dies das Siegel der neuen Censur-Behörde seyn. (Constitut.)

In einem alten englischen Kirchen-Rechnungsbuche stehen folgende Ausgabe-Artikel aufgeführt: 1) Den Schwanz vom Pferde des heiligen Georg aus zu kämmen: 5 Pence; 2) die Röcke zweier Engel aus zu klopfen: 10 Pence; 3) gedachte beide Engel auf zu hängen: 20 Pence. (Morn. Chron.)

Das Totale des Kapitals aller Privat-Banken der verschiedenen Orte und Distrikte des nordamerikanischen Freistaats war im Jahr 1817 über 90 Millionen Dollars; fügt man hierzu das Kapital der Hauptbank, so beträgt Alles 125 Millionen. (Constitut.)

In der letzten Lieferung der „lateinisch-klassischen Bibliothek" zu Paris befindet sich eine genaue Zeichnung des Thurms und der Kriegs-Maschine (Musculus), deren sich Cäsar bei der Belagerung von Marseille bediente. Man ersieht daraus die Art der Zusammensetzung, die Federn und den ganzen Mechanismus sehr deutlich. (Journ. d. Déb.)

Redacteur und Herausgeber: F. W. Gubitz.



Der Gesellschafter
oder
Blätter für Geist und Herz.

1820. Montag den 24. April. 66stes Blatt.

## Hymens Bildniß.

„Ich bin auch ein Maler!“ rief Lodin aus, indem er mit edlem Stolz vor sein Gemälde trat; „wohl konnte Correggio diese Worte mit größerer Zuversicht sagen, aber gewiß würde er diese Madonna seines Pinsels nicht unwürdig finden.“ — Es ist ein erhabenes Gefühl, welches den Künstler beseelt: er lebt nur in seiner Welt, auf den Flügeln seines Genius schwingt er sich hoch über die irrdischen Regionen und muß den Lohn, den man ihm im Leben so oft versagt, in sich selbst suchen — denn nur die Nachwelt ist gerecht.

Der Maler stand noch mit funkelnden Augen vor seiner Staffelei, als der Graf Julius in sein Zimmer trat. Jung, schön, reich, von der einen Hälfte der Residenz angebetet, von der andern beneidet, schwebte dieser Günstling des Glücks daher, als würde er von allen zwei und dreißig Winden getragen. — Der Künstler bot ihm einen Sessel, aber der Graf hatte weder Zeit noch Lust, sich zu setzen. „Amor und meine schöne Braut“ sagte er, „lassen mir jetzt nicht so viel Ruhe übrig; ich komme nur, um mit zwei Worten Sie und Ihre ganze Kunst in Anspruch zu nehmen. In vier Wochen feiere ich meine Vermählung, und zu diesem Feste müssen sich alle Künste die Hand bieten. Auch ein Tableau wünsche ich, ein herrliches Tableau, wie ich es mir ausgedacht habe, und wie Ihre Meisterhand es ausführen soll. Hymen mit seiner Fackel, wie er, von dem Liebesgott begleitet, das heilige Feuer auf dem Altar anzündet, um welchen die Musen einen Kreis bilden; im Hintergrunde schweben die Grazien —“ — Der Maler, welchem bange ward, daß der Graf den ganzen Olymp citiren möchte, unterbrach den entzückten Liebhaber mit der Frage: von welcher Größe das Tableau seyn solle? — „Fünf Fuß Breite und vier Fuß Höhe. Es soll die einzige Zierde meines Schlaf-Cabinets werden.“ — „Ich kenne nun Ihre Ideen, Herr Graf, und gebe Ihnen mein Künstlerwort: daß Sie mit mir zufrieden seyn sollen.“ — „Sorgen Sie nur ja, lieber Freund, daß Hymen die Hauptfigur sey. Schön, feurig, zärtlich, muß er sich vor Allen auszeichnen; verschwenden Sie Ihre ganze Kunst an ihn. Aber — heute über vier Wochen muß ich das Tableau in meinem Zimmer haben.“ — Lodin wollte eben gegen diesen Termin protestiren, als der Graf schon die Treppe hinab flog.

Der Genius seiner Kunst gab dem Künstler Pinsel und Pallette in die Hand, das Talent zeichnete den Umriß und die Phantasie belebte die Farben; das Gemälde war zur bestimmten Zeit vollendet und entzückte das Auge des eigenen Meisters. Nur eine von den vielen Figuren, die der Graf in seinem verliebten Entzücken geträumt hatte, stand auf dem Tableau; aber es war der schönste Hymen, der je aus der Hand eines Malers gegangen war. Zwei Tage vor der Vermählung legte der Künstler sein Werk in einen prächtigen goldenen Rahmen und ließ es zu dem Grafen tragen. — „Schön, vortreflich, lieber Freund, ganz meine Idee, Ihr Pinsel hat sich selbst übertroffen — aber doch — Sie wissen, ich bin kein Kenner, ich urtheile bloß nach

meinem Gefühl — Sie werden böse seyn —." — „Sprechen Sie frei heraus, Herr Graf, die Urtheile des Gefühls sind nicht selten die richtigsten." — „Ihr Hymen ist eine schöne Gestalt; aber der Ausdruck seines Gesichts — ich hätte seine Haltung noch lebendiger, sein Auge noch zärtlicher, noch feuriger gewünscht." — Der Künstler schwieg betroffen. Er stellte sein Gemälde in das günstigste Licht, vergebens; der feurige Liebhaber blieb bei seiner Behauptung. „Ihr Urtheil kommt mir nicht unerwartet!" sagte endlich der Maler; „ich besitze ein Geheimniß in der Zubereitung meiner Farben, vermöge dessen sie nicht nur unzerstörbar sind, sondern sogar an Frische und Lebhaftigkeit durch die Zeit gewinnen; aber dieser chemische Prozeß führt den Nachtheil mit sich, daß in den ersten Wochen die Farben keine Kraft und Wirkung haben. Stellen Sie das Gemälde auf die Seite, ohne es während einiger Monate mit einem Blicke wieder an zu sehen, und ich versichere Sie, daß es nach dieser Zeit Ihren ganzen Beifall haben wird." — Der Künstler ward mit einer reichen Belohnung entlassen und kehrte lächelnd zu seiner Staffelei zurück, indeß der entzückte Bräutigam sich in die Arme seiner schönen Braut warf. — Feste reihten sich an Feste, bis endlich vor lauter Lustbarkeit das junge Ehepaar Uebersättigung, Verdruß und Langeweile empfand. Sechs Monate waren verflossen, als der Maler zu seinem Gönner ins Zimmer trat. — „Welch eine angenehme Ueberraschung, lieber Freund! Aber Sie wissen wohl, daß ich nicht heucheln kann: ich habe Ihr Tableau während dieser ganzen Zeit rein vergessen." — „Desto besser, Herr Graf, so werden Sie es mit ganz andern Augen betrachten." — Das Gemälde ward gebracht und aufgestellt; der Graf blieb einige Augenblicke stumm davor stehen. „Wahrlich, Sie haben Recht!" rief er aus; „dieser Anblick ist mir ganz neu, Ihr Geheimniß hat Wunder gethan, die Farben sind weit schöner geworden; in der That, ich möchte fast sagen: zu schön." — „Wenn ich nicht wüßte, daß Sie scherzten, Herr Graf!" — „Nichts weniger! Ich kann mein Urtheil niemals verhehlen: Hymens Züge dünken mich zu zärtlich, sein Auge zu feurig, seine ganze Haltung zu lebhaft. Kurz, es ist eine schöne Figur, aber es ist nicht Hymen. Ich weiß gar nicht, wo ich meine Augen gehabt habe." — „Ich fange beinahe an, Ihrer Meinung zu werden, Herr Graf! Ja, ich befürchte sogar: daß dieser Hymen, je länger Sie ihn betrachten werden, desto weniger Ihnen gefallen wird. Indeß, mit einigen Pinselstrichen hoffe ich eine glückliche Veränderung hervor zu bringen, wenn Sie mir erlauben, das Gemälde mit mir zu nehmen." — „Von Herzen gern! Nur, wie gesagt, mehr Ernst im Gesicht und eine ruhigere Haltung."

Der Maler trug das Gemälde in seine Werkstatt und stellte es in einen Winkel. — Seit Jahren schon hatte ihn seine Phantasie in die Hauptstadt der Künste geführt; jetzt ward ihm das schönste Loos seines Lebens: ein unverhofftes Glück krönte seine feurigsten Wünsche mit ihrer Erfüllung. Der Frühling, welcher ihn schon auf der Wanderung zu diesem Göttersitze fand, lockte auch den Grafen aus der Stadt, um, der Mode gemäß, auf dem Lande die einfachen Freuden des Sommers mit seiner jungen Gemahlin zu verträumen. — Als der Herbst nahete, kehrte der Künstler, mit Muth und Feuer in dem Busen, zu seiner Werkstatt zurück, und der junge Ehemann hoffte, sich in der Residenz für die Langeweile zu entschädigen, die ihn auf dem Lande angegähnt hatte. Schlittenfahrten und Bälle, Maskeraden und Pharaobänke hatten ihn schon längst um seine schönsten Stunden betrogen, als ihn eines Tages der Weg vor des Malers Wohnung vorbei führte; zufällig erinnerte er sich seines Gemäldes, trat in das Haus und stieg langsam die Stufen hinauf, über welche er vor einem Jahre hinweg geflogen war. — „Willkommen in meiner Werkstatt, Herr Graf!" sagte der Künstler. „Hier ist Ihr Tableau, ich bin voller Erwartung auf Ihr Urtheil." — Der Graf sah das Gemälde an, dann den Maler, dann wieder das Gemälde. „Wollen Sie wirklich mein Urtheil wissen, lieber Freund? Nun so sage ich Ihnen unverhohlen: Ihre Verbesserung taugt diesmal gar nichts. Ich errathe die Ursache recht wohl; Ihre Kunst hat Sie irre geführt, Hymen ist unter Ihren Händen noch schöner geworden. Wie wenig passen diese freundlichen Züge, dieser zärtliche Blick zu einer Idee von ihm. In der That, ich begreife nicht, wie Sie den ganzen Charakter Hymens so haben verfehlen können: das ist ein Amor, aber kein Hymen." — „Meine Kunst ist wahrlich nicht Schuld daran, Herr Graf!" — Lassen Sie es gut seyn, Freund. Ueberdem, gestehe ich Ihnen, ist mir das ganze Tableau etwas gleichgültiger geworden. Zeigen Sie mir dafür Ihre andern Arbeiten; was haben Sie jetzt auf der Staffelei?" — „Nichts von Bedeutung: das Portrait einer hübschen Tänzerin." — „Ey, sieh da, die schöne Comachini, und zum Sprechen getroffen! Wie, das nennen Sie unbedeutend? — Wissen Sie was, Freund, lassen Sie mir dieses unbedeutende Portrait." — „Unmöglich, Herr Graf! Es ist bestellt." — „Sey es bestellt, für wen es wolle, Sie müssen es mir überlassen; fordern Sie einen Preis — fordern Sie nur. Hier sind hundert Dukaten, das Portrait bleibt nun einmal in meinen Händen. Und wenn ich wüßte, daß Sie mich nicht falsch beurtheilten — ich thue es nur aus Gefälligkeit — kurz, lieber Freund, ich will Ihnen den Hymen noch obendrein in den Kauf geben." — Der Graf nahm seine schöne Tänzerin unter den Arm, und flog, ohne eine Antwort ab zu warten, mit

ihr die Treppe hinab. — „Die Kunst geht nach Brod“ rief der Maler aus, „bis der Zufall ihr einen reichen Thoren in den Weg wirft. Mein Glück ist gemacht. Dieser Hymen wird morgen wieder die Wonne eines entzückten Liebhabers, der im Rausche seiner Sinne wähnt: daß ein schmachtendes Auge, ein Paar Purpurlippen und ein Grübchen in der Wange ihn ewig fesseln werden, und ehe ein Jahr vergeht, sieht das Gemälde wieder in meiner Werkstatt. Wilibald.

## Literarischer Beobachter.

In Nr. 32 des „Literarischen Wochenblatts“ ist die, in diesem Beobachter gegebene Nachricht: „Kotzebue's Mutter schreibt jetzt ein Werkchen über die frühere Lebens-Periode ihres Sohnes“ — für eine Erdichtung erklärt. Das ist sie mindestens nicht von unserer Seite; uns war es so aus Weimar geschrieben und ein Paar Wochen früher, als wir die Notiz mittheilten, stand sie (ebenfalls aus „Weimar“) schon in der „Abendzeitung“. — In jenem Blatte ist darauf angespielt: Spiritus Asper (ehemaliger Hof-Advokat Hempel) sey Verfasser des Briefes in „Müllneriana I.“ um welchen Hr. Müllner mit Hrn. Brockhaus einen Prozeß angefangen hat. Das müßte unwahr seyn, wenn der neue Brief, welcher von demselben Verfasser in „Müllneriana II.“ abgedruckt ist, ein ächter bleiben soll; denn jenen, wie es scheint, mehr geist- als tugendreichen Advokaten haben Steckbriefe verschollen gemacht. Herr Professor Krug spielt übrigens mit Hrn. Hofrath Müllner Versöhnung; dieser aber ist nicht so unglücklich, singen zu können: Alle Fehd' hat nun ein Ende! — denn schon ist er wieder von Hrn. v. d. Malsburg (ein talentvoller junger Dichter) in einer etwas sehr anzüglichen Erklärung zu neuen Versuchen, seine Widersacher zu zermalmen, aufgefordert; und auch Hr. Hofrath Kind (der in seiner Unbefangenheit erst jetzt die gar sehr kritischen Eigenschaften Müllners zu bemerken scheint) giebt ihm, auf indirekte Weise, gute Lehren, die er, zu eigener, würdiger Schätzung seiner Talente, wohl benutzen könnte.

Wir wollen unsere Leser warnen, ihre Zeit und ihr Geld an eine Broschüre zu wenden, die mit dem pomphaften Titel: „Der deutsche Parnaß“ so eben erschienen ist. Das Ganze soll wahrscheinlich eine Nachahmung der bekannten „Karfunkelweihe“ seyn, die sich aber eine sehr bestimmt ausgesprochene Thorheit in unserer Literatur zu bekämpfen unternahm, dagegen der Verfasser dieser Broschüre selbst nicht zu wissen scheint: was er will, und ohne allen Witz in den schlechtesten Versen mehrere hochgefeierte und andere minder wichtige Namen unserer poetischen Literatur durch einander reden läßt. Weß Geistes Kind der Verfasser wohl seyn mag, verräth er schon dadurch: daß er durchweg „Parnāß“ scandirt, und die Eile, mit der er sein Opus zusammen schrieb, leuchtet schon daraus hervor: daß bereits der ominöse Zank der Herren Müllner und Krug darin eines Breiteren erwähnt wird. Zur Belustigung unserer Leser hier eine Probe der Diktion, die wir, ohne lange zu wählen, anführen:

> O du höllische Schwerenoth! (sic!)
> Bist denn du Sackerment noch nicht todt?
> Haben doch gepocht, gehämmert,
> Daß es uns vor dem Kopfe dämmert;
> Ist denn Keiner so vernünftig,
> Den in Stücken zu zerdrücken,
> Um auf dem Parnaß zu werden zünftig —
> Und so weiter!! —

Der Buchhändler Traßler in Brünn wird eine Monatsschrift („Phöbe“ benannt) heraus geben, welche der Unterhaltung bestimmt ist; auch Correspondenzen sind versprochen. Unter diesen ist aber neben „Politik und eigentlicher Schulgelehrsamkeit“ auch das „Theater“ ausgeschlossen, obwohl im Journale selbst kleine Dramen gegeben werden sollen. Da mehrere Zeitschriften anfangen, das gewöhnliche Geträtsch über Theater zu beschränken, so dürfen wir hoffen, daß man Raum finden wird, um den Lesern, die bis jetzt genau erfahren konnten, was selbst die geringsten Schauspieler allwöchentlich thaten, auch zu sagen: was die besten Köpfe in den Wissenschaften und Künsten überhaupt thun. Es versteht sich von selbst: daß von den besten Leistungen der Schauspieler von Kopf auch die Rede seyn muß.

Herr Dr. de Wette sagt (Allgem. Literat. Zeitung Nr. 78): „Mit Recht wird es für unstatthaft gehalten, daß ein Rezensent in zwei kritischen Instituten zugleich auftrete gegen dasselbe Buch.“ — Da mag er den Leukopeträer — mit dem (nach neuer Erklärung des Hrn. Professor Krug) Hr. Hofrath Müllner nicht gemeint ist — fragen; der wird ihm beweisen: daß es nicht allein statthaft, sondern sogar preiswürdig ist, in zehn kritischen Instituten sich ein zu schleichen, um, wenn nicht auf, doch nieder zu treten.

Hr. v. Holtey und mehrere Schauspieler in Breslau haben (in der „Abendzeitung“) gegen Hrn. Dr. Hermann als Correspondenten protestirt und wünschen: daß die Redaktoren von ihm nur unterzeichnete Aufsätze abdrucken möchten. Die Herren sind Parthei, und da läßt sich in der Ferne über ihre Gründe nicht genau entscheiden; im Allgemeinen ist und bleibt es aber höchst wünschenswerth: daß Jeder sein Urtheil mit Namens-Unterschrift belege; wer dies aus Rücksichten oder kleinlicher Furcht nicht mag, der bekämpfe sich, bis er schweigen lernt oder Muth bekömmt.

Fr. Lange und Bts.

## Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

Theater-Bericht aus Braunschweig. III. Als Berichts-Erstatter gehe ich gern so, wie Künstler und Dichter

mich durch ihr Werk führen. Es kommt darauf an, Beide zur rechten Hand gehen zu lassen. Zwei Gedichte: „Die Fürsten Chawansky“ (von Hrn. Raupach) und „Correggio“ (von Hrn. Oehlenschläger) sind auf die Bühne gekommen. Fährt Madam Klingemann fort, im Gebiete derjenigen Rollen thätig zu seyn, für die sie so bedeutendes Talent besitzt, so kann sie ruhig gewisse Aeußerungen in einzelnen Rezensionen gelesen haben, deren Quelle nicht immer Wahrheit und Sachkenntniß gewesen ist. In der Rolle der „Maria“ zeigte Demois. Mayer: wie sehr es ihr Ernst sey, sich auch im Minenspiel zu vervollkommnen. Beide Künstlerinnen interessirten im Gedichte von Raupach sehr vorzüglich, und Mad. Klingemann noch überdies erschien in einigen malerischen Stellungen voll Ausdruck. — Die Rolle des „Correggio“ in Oehlenschlägers Gedicht ist — sowohl den Materialien als auch dem Gange der Handlung nach, die besonders im fünften Akt keine Glücksänderung, sondern ein ganz anderes Gedicht zu werden strebt — eine schwere Aufgabe. Correggio ist arm, demüthig, fleißig, krank. Seine Kunst ist seine Innenwelt, Frau und Kind sind die einzige Außenwelt, die er kennt und liebt; jedes Andere in der Außenwelt ist ihm fremd, daher hält er es für zu mächtig, und er wird nachgiebig, wo der begehrende Mensch heftig und gewaltig seyn würde. Er hat den Beifall nicht gekannt, nicht die gehobeneren Lebens-Verhältnisse; er hat sich nicht ein Brett im Lebens-Sturme gerettet, um irgend auf einem Eylande zu landen, sondern er hat, wie ein Idyllen-Mensch, nur daheim in der Hütte gelebt, und die einzige Bestie, mit welcher er vor der im Gedicht schaubaren Handlung gekämpft haben mag, heißt Battista; ein Kerl, der den Correggio nicht taxiren kann. Der große Künstler hat es nicht mit intriguefähigen Gegnern, sondern mit diesem Battista zu thun gehabt, der keinen Plan entwerfen kann, um die Seele des poetischen Künstlers zu quälen, zu verwirren und in den Staub zu treten. Ja, es könnte wohl dem Dichter zum Vorwurf gemacht werden, warum er es so ganz und gar nicht begründet: daß Correggio der Nachbar des Battista bleibt und bis zum Anfang des Gedichts geblieben ist. War es denn hiernächst nöthig: daß Correggio kränklich auftritt? — Mein Gefühl sagt: Nein. Ist es denn nicht genug, wenn Maria zu Silvestro sagt:

Er ist zu sanft und weich für diese Welt.
Er ist wie seine Kunst ein holder Schein,
Den jede Wolke leicht verdunkeln kann!
Ich sage euch, ehrwürd'ger Vater! Ich
Behalt' ihn *lange* nicht, das fühlt mein Herz.

Wahr ist dagegen: wenn ein Mensch keinen Blutsturz, wie Correggio, gehabt hat, so kann er auch wohl hundertmal mehr aushalten, als Correggio wirklich ausgehalten hat, ohne zu sterben; hinwiederum braucht danach der Dichter nicht zu fragen. Genug: er wollte nicht den edlen Menschen zeigen, dem Constellationen Alles nehmen, nur eben das Leben nicht; sondern er wollte: daß es schiene, als interessire sich die Mitwelt für den Correggio, und versäume nur, ihn zu erfreuen, und deshalb stürbe der seltene Mensch. Ja, mit sehr achtbarem Zartgefühl hat Oehlenschläger das *Maaß* der Leiden abgewogen, welches er dem Correggio auferlegte. Dieser ist daher kein Strom, der durch Dämme in viele Arme zersplittert wird, sondern ein Bergbach, der, ehe er einen Wasserfall bildet, von einer Erdtiefe wieder aufgenommen wird und verschwindet. Eben hierdurch aber wird die Rolle des Correggio auf der Bühne minder *scheinbar*; sie kann kein sehr zahlreiches Publikum interessiren. So lange daher der boshafte Battista, der fast zu joviale Michel Angelo und der zum Chevalier bestimmte Julio Romano dem Correggio gegenüber stehen, ziehen die *Gegensätze* der musterhaft gehaltenen Charaktere an; sobald aber im vierten und fünften Akte andere Personen mit dem Correggio zu thun haben, der Dichter das frühere, idyllische Leben zum tragischen zu erheben trachtet, so entstehen zu viele Monologe, entsteht rhetorische Haltung und zuletzt wird die Handlung eine vermeintliche Vergötterung des sterbenden, dann des gestorbenen Künstlers. Hierzu kommen allerlei theatralische Widersprüche im letzten Akte, welche selbst das gelungenste Spiel nicht *verlarven* kann. Der beleidigendste Widerspruch, dünkt mich, ist: daß der beseligte Maler in der Todesstunde der Poesie und Kunst ganz und gar nicht gedenkt. Möchte doch Herr Professor Oehlenschläger seinem schönen Gedichte eine Umarbeitung widmen und es in den letzten Akten eben so theatralisch wie in den drei ersten machen, dann würde sich Correggio lange auf den Bühnen erhalten können. — Was die Rolle des Correggio ist, das auch gab Hr. Haake. Alle Momente, in denen der Maler von Demuth und Liebe zur Kunst überrascht wird und in denen er Betroffenheit äußern soll, halte ich für die Lichtkinder dieser Darstellung. Hierher zähle ich folgende Hauptmomente: 1) Als Correggio dem Silvestro sagte:

Laßt mich
Doch einmal noch das Bildchen sehn; es schien mir,
Als ob es einen Fleck bekommen hätte;
Doch nein! Es ist ganz rein — So, gut! lebt wohl!

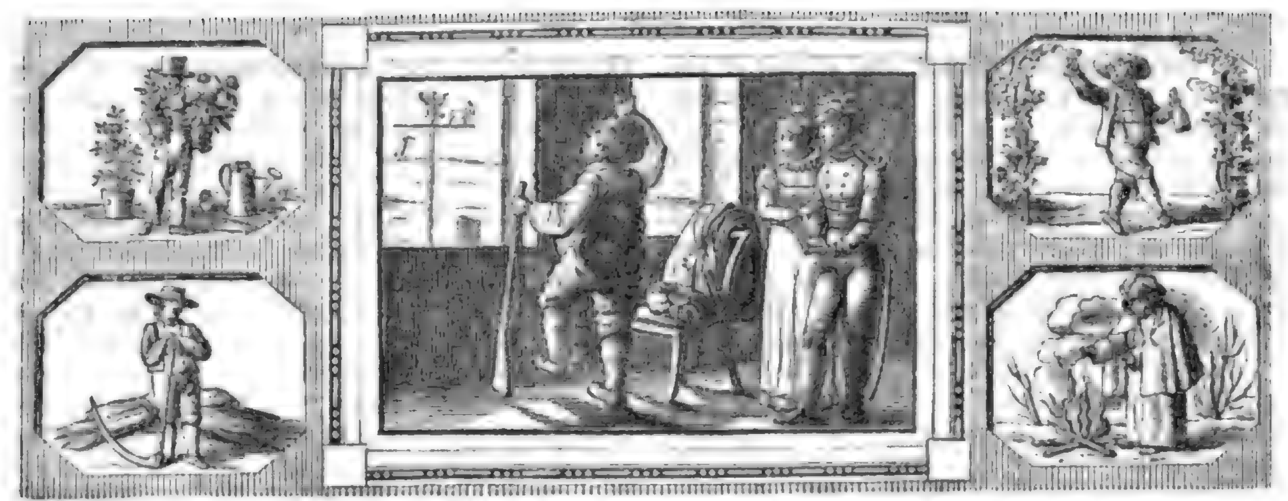
Da vereinte auch die Darstellung *Kunstliebe*, *Eigenliebe* und *Freundschaft* so menschlich wahr, als es gewünscht werden konnte. Der Künstler nämlich hielt das Bildchen zwar in einiger Entfernung vor sich hin, wie ein Prüfender es betrachtet, aber er senkte den Kopf ein wenig seitwärts und schaute wehmüthig auf das Bild und zugleich wendete er sich von Silvestro ab, um dem Freund nicht wahrnehmen zu lassen, was im Schenkenden vorging; dann erst gab er das Bild dem Silvestro zurück. Das *Zurückgeben* selbst kann ich mir jedoch anders und froher denken, als ich es sahe!*) — 2) Indem Correggio seinem Sohne half, einen Kriegsmann an die Wand des Nachbars zu zeichnen, da ergriff es Hr. Haake sehr sinnig: daß die Kunstliebe sich in diesem Künstler zur Tändelei des liebenden Vaters *herunter* lassen soll und daß der Dichter an ähnlichen Verhältnissen den Unterschied zwischen Buonarotti und Correggio gezeigt habe. (Der Schluß folgt.)

*) Ich erlaube mir hier eine Bemerkung im Allgemeinen. In der hiesigen Oper habe ich bis jetzt so viele Lichtkinderchen doch nicht gefunden, als im hiesigen Schauspiel. Werde ich sie finden, so will ich gern versuchen: ob mir eine auch wissenschaftliche Analyse der Oper gelinge. Dagegen hat mein zweiter Theater-Bericht gezeigt: daß wir die Personen hatten, welche für die Oper ein gutes *Ensemble* erwarten ließen und daß wir vorerst Zwei derselben nicht mehr haben. Ich bemerke ferner: daß ein auch abgegangener Künstler, Herr Kaßlaner, welcher lebhaftes Minenspiel besaß, zwar in der Rolle des „Leister“ mich nicht im Ganzen befriedigte, aber auch in *dieser* Rolle ein Lichtkindchen blicken ließ, als er in das Zimmer der Elisabeth stürmte und sein erster Blick auf Burleigh fiel. Wenn doch jeder theatralische Künstler sich selbst wollte kennen lernen! — Hr. Kaßlaner — dessen Verhältnisse des Abgangs von der hiesigen Bühne ich zu beurtheilen außer Stand bin — beginnt in Rollen, wie der „Bastard von Orleans“, mit so vieler Kunstkraft, als Andere in der Blüthe ihrer Kunst zeigen. Er wird auch, wie ich vermuthe, in Rollen wie „Tell“, „Wallenstein“, „Alba“, im „Don Carlos“ sowohl, als im „Egmont“, und in ähnlichen Rollen, nach kurzer Uebung, von entscheidenderen Stimmen genannt werden, als es die meinige seyn mag; allein einen „Ferdinand“ in „Kabale und Liebe“, einen „Posa“ vereinigt derselbe mit jenen Rollen, wie ich vermuthe, wohl nimmermehr.

Unter den sich zu Rom aufhaltenden gelehrten Engländern befindet sich auch Sir Banks, welcher in den Ruinen einer alten asiatischen Stadt eine lateinische Inschrift aufgefunden hat, welche eine Art Taxe für Lebensmittel und Handarbeiten aus der Zeit des römischen Kaiserthums enthält. (Gaz. d. Fr.)

*Beilage*: Bemerker No 8. u. Blatt d. Ankündigungen No. VIII.

Redacteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurersche Buchhandlung.




# Der Gesellschafter
oder
# Blätter für Geist und Herz.

1820. Mittwoch den 26. April. 67stes Blatt.


## Bemalen und Tatuiren bei den wilden Völkern.

(Von dem Verfasser von „Wahl und Führung.“)

Allgemein ist unter den wilden Völkern, welche den größeren Theil ihres Körpers unverhüllt lassen, die Sitte verbreitet: sich zu bemalen, und die aufgetragenen Farben oder der Haut eingeätzte Verzierungen ersetzen bei ihnen gleichsam die mangelnde Kleidung. Wem diese Verzierung fehlt, bei dem vermissen sie, nach ihren Begriffen, eben so etwas, als wenn bei uns Jemand ohne seinen festlichen Schmuck oder wohl gar unbekleidet erschiene. Ja, wie einigen wilden indianischen Stämmen dieser farbige Anstrich als eine Art der Bekleidung erscheint, davon mag uns zum Beweise dienen, was Depons von den Indianern von Caraccas erzählt. „Der Indianer“ — sagt er — „dünkt sich nie schöner, als wenn er über den ganzen Körper mit rother Farbe bemalt ist. Mit dieser Farbe, die aus Oehl und Orlean besteht, werden sogar die Kinder, die an der Brust der Mutter liegen, täglich zwei Mal überpinselt. Das Gesetz der Gastfreundschaft erfordert: daß, wenn ein Fremder bei einem Andern einkehrt, die Weiber des Hauses dem Gaste den durch Schweiß oder Staub beschädigten Anstrich von Neuem auffrischen. Nur dann erst halten diese Indianer sich für nackt, wenn sie nicht bemalt sind, und es währt lange, bis man sie zu überzeugen vermag: daß es anständiger sey, Kleider zu tragen, als den Körper mit Farben zu bestreichen.“ — Den meisten wilden Völkern genügt ein einfacher Anstrich, wodurch etwa nur die Farbe der Haut erhöht wird, nicht; vielmehr gefällt sich der bizarre Geschmack dieser rohen Menschen darin: auf ihren dunklen Leibern in recht grellen, schreienden, mit dem Kolorit ihrer Haut contrastirenden Farben groteske Figuren zu malen, und sich dadurch ein seltsames, wohl gar fürchterliches Ansehen zu verleihen. Hatten doch — nach Herrn von Langsdorf — einige Indianer in der spanischen Mission zu St. John, auf Neu-Californien, den abendtheuerlichen Einfall: auf ihrem nackten, nur um die Lenden verhüllten Leib sich eine ganze spanische Uniform, mit Kragen und Aufschlägen, nebst Stiefeln, Strümpfen und Beinkleidern, zu malen. — Die dunklen Austral-Neger auf Neu-Holland, welche Herrn Hunter begegneten, vergleicht dieser Reisende mit ihren weiß aufgetragenen, mit der Schwärze ihrer Haut contrastirenden Verzierungen, lebendig umher wandelnden Skeleten; und Collin erzählt von diesen Wilden: „Bei besonderen Gelegenheiten bestreichen sie sich mit rothem und weißem Thon, mit ersterem, wenn sie sich zum Kampfe rüsten, mit letzterem, um sich zu ihren friedlichen Tänzen zu schmücken. Die Art der Verzierung ist dem Geschmacke eines Jeden überlassen, und Einige sahen, wenn sie vollständig aufgeputzt waren, wirklich scheußlich aus. Ein vorzüglich abscheuliches Aussehen gewährten die großen weißen Ringe um die Augen auf dem schwarzen Gesichte. Außerdem waren die Arme, Beine und Lenden mit schlängelnden Linien bezeichnet, zuweilen auch die Backen beschmiert, so daß sie eher Koboldet ähnlich sahen, als Menschen.“

An gräßlichem Farbenschmuck aber genügte es den Wilden auf Nutka-Sund nicht. Sie fügten auch noch die seltsamsten Zusätze ihrem Körper bei. Cook erzählt uns: „Sie bemalen sich die obere und untere Hälfte des Gesichts, jede mit einer verschiedenen Farbe, und zwar so, daß die Pinselstriche oft wie frische Wunden aussehen; oder sie überziehen es auch mit einer Art von Talg, mit Farbe gemischt, und bilden dann auf diesem Grunde eine Menge regelmäßiger Figuren, welche wie Schnitzwerk aussehen. Zuweilen theilen Einige das Haar in kleine Zöpfe, deren jeder von zwei bis zu zwei Zollen mit Zwirn unterbunden wird; Andere binden das Haar im Nacken und stecken Cypressen-Zweige hinein. In diesem Aufputz sehen sie in der That wild und wüst genug aus; aber noch weit ärger, wenn sie ihre ungeheuere Verzierungen anlegen. Diese bestehen in einer zahllosen Menge von verschiedenen geschnitzten Masken, welche vor dem Gesicht, aber nur vor dem oberen Theile des Kopfes und der Stirn befestigt werden. Einige sehen aus wie Menschengesichter, haben Haare, Bärte und Augenbraunen; andere wie Köpfe von Vögeln, hauptsächlich von Adlern und Sturm-Vögeln; viele stellen Köpfe von allerlei Land- und Seethieren vor, wie von Wölfen, Hirschen, Meer-Schweinen u. s. w. Dabei gehen diese Abbildungen mehrentheils über die Größe der Originale hinaus; ja zuweilen tragen sie gar ungeheure große Stücke von Schnitzwerk, z. B. das Vordertheil eines Kanots, auf dem Kopfe. Da sie auch noch bei besonderen Gelegenheiten Wolfs- und Bärenfelle über ihrer gewöhnlichen Kleidung tragen, so hätte es bei Reisenden, die an Wunderdinge glauben und die nicht nahe genug heran gekommen, um eine genaue Untersuchung an zu stellen, mehr nicht, als des Anblicks so seltsam aufgeputzter Menschen bedurft, um ihren Zeitgenossen zu erzählen: es gäbe Geschöpfe, die zugleich Menschen und Thieren ähnlich seyen; zumal da sie hier nicht nur Thierköpfe auf Menschen-Schultern, sondern den ganzen Körper dieser menschlichen Ungeheuer mit Fellen vierfüßiger Thiere bekleidet gesehen hätten.“

Wenn indessen das Bemalen nur von augenblicklicher Dauer ist und mit jedem neuen Anlasse wiederholt werden muß, dabei auch diese Malerei gänzlich der Kunst und dem Geschmack eines Jeden überlassen scheint, so ist von weit höherer Bedeutung das Tatuiren, die andere Art der Verzierung, bei welcher unauslöschliche Zeichen aller Art dem Leibe eingeätzt werden, oder diese auch, durch das Vernarben der verletzten Haut, wie ein erhöhter Schmuck auf der glatten Fläche hervor treten. Diese erfordern schon einen höheren Grad von Kunstfertigkeit und machen eine mehr oder minder schmerzliche Operation nöthig; sie haben zum Theil wenigstens eine bestimmte Bedeutung, dürfen nicht von Allen ohne Unterschied getragen werden, und mit dem wachsenden Alter ergänzt man sie nach und nach, bis endlich der Körper völlig damit überdeckt ist. Dabei erscheinen sie denn, nach dem Grade der Rohheit der verschiedenen Völker, theils als eine abscheuliche Entstellung, theils als eine wirklich bewundernswürdige Verzierung, die durch besondere Kunstverständige, welche das Tatuiren als ein eigenes Gewerbe treiben und dafür belohnt werden, besorgt wird. — Den Negern werden — nach Winterbottom — meistens schon in frühester Jugend allerlei Figuren und Maale in die Haut geritzt; dies erstreckt sich so weit, daß man bei Erscheinung eines Afrikaners nur hierauf zu achten braucht, um augenblicklich zu wissen: zu welcher Nation er gehört. — Die rohen Makua, auf der Küste Mozambik, tatuiren ihre Haut — wie Salt erzählt — auf eine so barbarische Weise, daß die Zeichen oft ¼ Zoll über die Haut hervor stehen. Am gewöhnlichsten machen sie einen Streif die Stirn herab, längs der Nase zum Kinn, und einen andern in einem rechten Winkel queer von Ohr zu Ohr, der auf eine besondere Weise ausgezeichnet ist, so daß das Gesicht aus vier Theilen zusammen genäht zu seyn scheint.

Bedeutungsvoll ist das Tatuiren bei den Frauen der rohen Charrua an dem Urugnay-Strome; denn unter diesen werden den jungen Mädchen, zu einer bestimmten Zeit, drei blaue Streifen in das Gesicht gemalt, die von den Haaren an über die Stirne bis an die Nasenspitze herunter gehen, und noch außerdem zwei andere über die Schläfe herab. Diese Streifen werden in die Haut eingestochen, sind unauslöschbar und ein ächtes charakteristisches Zeichen des weiblichen Geschlechts. — Auch auf den Pelev-Inseln kann sich — nach Hockin — ein Mädchen nicht eher verheirathen, bis die Operation des Tatuirens an ihr vollendet ist. Die Männer haben hierin mehr Freiheit; sie können sich zu jeder Zeit und wenn sie wollen, tatuiren lassen. Aber obgleich Alle die Hände und den Unter-Schenkel bezeichnet haben und auf den Armen die Figuren von Vögeln, Fischen u. s. w. tragen, so sind sie doch nur sehr wenig auf dem Leibe selbst tatuirt.

Bei den kriegerischen Indianern des nördlichen Amerika macht einen wesentlichen Theil der Weihe zum Krieger die schmerzliche und mehrere Tage dauernde Operation aus, wodurch dem unter die Helden auf zu nehmenden bestimmte Zeichen mit Zinnober und Schießpulver eingeätzt werden, welche dann blau und roth hervor treten.

Bei der Punktirung der Männer und Weiber auf Otaheiti ist — nach Wilson — an der Binnenseite jedes Armes über dem Ellenbogen ein kleiner Fleck, der zum Unterscheidungs-Zeichen und zum Beweise dient: daß eine solche Person ihrer Eltern Speise esse oder

berühren darf, ohne sie raa oder geweiht zu machen. Es ist eine Art von Versiegelung: daß alle Amoas (Weihungen mit Opfer) geschehen sind. Dies erhält man gewöhnlich, wenn der Kopf frei gemacht ist, welches, bis auf das der Heirath und Freundschaft, das letzte Amoa ist.

Am kunstmäßigsten aber und bis zu einer erstaunenswürdigen Vollkommenheit ist das Tatuiren auf den Marquesas-Inseln gediehen. Auch hier wird diese Kunst als ein eigener Erwerbszweig von bestimmten Personen ausgeübt, und die regelmäßigen Zeichnungen und Verzierungen, womit der Körper der Männer vom Kopfe bis auf die Füße bedeckt ist, ersetzen gewissermaßen die Kleidung, welche in diesen glücklichen Klimaten kaum nöthig ist. Der Anfang mit dem Tatuiren wird gemacht, sobald der Nukahiwaer in das Jünglings-Alter tritt, und dies ist eines der wichtigsten Ereignisse seines Lebens. Zuerst wird nur der Grund zu den Hauptfiguren an Brust, Armen, Rücken und Schenkeln gelegt; in der Folge werden alle 3 oder 6 Monate und zuweilen in noch größeren Zwischenräumen Nebenfiguren und Verschönerungen der Hauptfigur beigefügt, so daß wohl 30 und 40 Jahre vergehen können, ehe der Körper ganz tatuirt ist. Hierdurch erhält er ein negerartiges Ansehen, aber das gilt für die höchste Schönheit. — Von den angeseheneren Leuten wird der Künstler in deren eigene Wohnung gerufen und nach ihren Glücks-Verhältnissen mit einer größeren oder geringeren Zahl von Schweinen belohnt. Die Punktirung der minder bemittelten Personen geschieht in gemeinschaftlichen, besonders dazu eingerichteten Tabbu-Häusern, die dem Tatuir-Meister gehören und gleichsam als Tatuir-Werkstätten an zu sehen sind. In einem jeden können 8 bis 10 Personen auf einmal aufgenommen werden, und die Operation selbst geschieht mit den Flügelknochen der Tropik-Vögel (Phaëton aethereus), die an einem Ende kammförmig ausgezackt und zugespitzt werden. In die mit denselben hervor gebrachten kleinen Oeffnungen wird die Kohle des marquesanischen Oehl- oder Brenn-Nuß-Kernes eingerieben und die Zeichnung tritt bläulich oder schwarzblau hervor. — Die Figuren selbst aber werden mit vieler Auswahl und jedem Theile des Körpers anpassend gewählt. Sie stellen theils Thiere, theils irgend einen andern Gegenstand vor. Bei genauerer Untersuchung derselben bemerkt man an einander gereihete Flecken oder Punkte, krumme Linien, Würfel und andere Zeichnungen, die mit den, unter dem Namen à la Grecque bekannten Figuren die größte Aehnlichkeit haben. Die vollkommenste Symetrie ist über den ganzen Körper beobachtet. Der Kopf eines Mannes ist an allen einzelnen Theilen tatuirt, die Brust aber gewöhnlich mit einer schildförmigen Figur geschmückt. An den Armen und Schenkeln sind mehrere, bald schmale, bald breite Streifen so geschickt angebracht, daß man auf die Vermuthung kommen sollte: die Leute hätten den Lauf und die Insertion der Muskeln studirt. Längs dem Rücken läuft ein breites Kreuz, das im Nacken seinen Anfang nimmt und sich bei dem letzten Rückenwirbel endigt. An der oberen und vorderen Seite der Schenkel befinden sich gewöhnlich Figuren, die das Gesicht eines Menschen vorstellen sollen. Das Knie hat seine besonderen Zierrathen. An beiden Seiten der Waden sind zwei ovale Figuren, die sich sehr gut ausnehmen. Kurz, das Ganze verräth viel Geschmack und Geschicklichkeit, denn selbst die zartesten Theile des Körpers, wie z. B. die Augenbraunen, sind nicht von der Tatuirung verschont.

Was ist alle Kunst der Toilette einer europäischen Dame, mit ihren Schmink-Näpfchen und Schönheits-Wassern, ihren überpinselten Haaren und eingesetzten Zähnen, gegen diese Tatuirung eines nukahiwaischen Kriegers, die er durch schmerzliche Operation von seinen Jünglings-Jahren bis in sein hohes Alter fortsetzt, bis sie vollendet ist und er vielleicht von seinen Feinden gefressen wird! —

## B u n t e s.

Zu einem Richter der Cherokesen wurden zwei Menschen geführt, wovon der Eine den Andern bestohlen hatte; ein Dritter war als der Ankläger und Zeuge aufgetreten. Der Richter untersuchte und ließ Jedem der beiden Ersten 15, dem Ankläger aber 25 Hiebe aufzählen; „denn" — so sagte er — „hätte der sein Maul gehalten, so würde ich um diese Sache nicht solche Umstände haben."

In einer Schweizer-Zeitung vom Jahr 1816 findet sich folgende Anzeige: „Unterzeichneter hat die Ehre, einem Ehrliebenden Publikum an zu zeigen: daß bei ihm immer zu haben sind: verschiedene Sorten von Käse u. s. w."

Als Voltaire eine Dame „mon coeur" nannte, entgegnete diese: „Wenn Sie mir schmeicheln wollen, so nennen Sie mich lieber: „mon esprit!"

Bonaparte war gewohnt, bei der Arbeit und auch sonst, kleine Lieder-Fragmente zwischen den Zähnen zu singen. Einer seiner Lieblings-Refrains war:

S'il est un temps pour la folie,
Il en est un pour la raison.

Th. Laurin.

## Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

Theater-Bericht aus Braunschweig. III. (Schluß.)

5) Als Correggio mit dem Battista um die so nöthige Mahlzeit wettete, als er dem Ottavio sagte: daß sein Madonnen-Bild noch immer seinen Käufer suche, that die Freiheit der Stimme sehr wohl; denn hierdurch wurde im Correggio jene Würde

dessen so klar, der wohl weiß: daß auch Geld-Armuth kein Mittel sey, um Zwecke des Lebens mit Menschen zu erreichen, der aber auch nicht betteln mag und der daher lieber das Irrdische vergißt, wenn er davon zu sehr zurück gestoßen wird. Ich hätte daher gewünscht, daß Hr. Haake die Stelle:

Nun Frau, Maria! freue dich mit mir.
Es ist doch wahr, was ich so oft behaupte:
Es giebt noch gute Menschen in der Welt.
Ein Mann braucht nur zu wirken, was zu leisten,
Dann trifft er Gönner auch und Hülf' und Freunde!

weit weniger wie eine Sentenz gesprochen und ergriffen hätte. Hr. Haake hielt dabei die Hand der Maria zutraulich, seine Stellung war die Stellung dessen, der belehrt. Hätte aber Hr. Haake sich gedacht: Bei Correggio kehrt ein lichter Schein der Hoffnung für das Erdenleben zurück; hätte er es gefühlt: daß die Sonne des Ideals und der Kunst vor dem Herzen des Correggio die Gefilde des Menschenlebens erhellte, so würde er Tändelei und Thränen, Licht und Schatten in schnellen Wechsel gebracht und gezeigt haben: daß diese Seele b a l d himmelan gehen werde. Die mimische Aeußerung würde dann diese gewesen seyn: Freude darüber, daß die Hoffnung aufging, für Frau und Kind zu erwerben; der heiterste Blick voll Genuß auf das bald vollendete Bild, auf das Ideellste darin; der Ausdruck augenblicklicher Ausgesöhntheit mit der Menschheit, ganz vergessend: daß er nur so wenige Menschen kannte, und endlich dieses herrliche Gemisch zwischen Zutrauen zu sich selbst und Vorwurf gegen sich selbst, während einiger Schritte umher. Bei eben dieser Stelle aber, die Hr. Haake nicht gab, wie ich sie mir dachte, war das Mitspiel der Mad. Haake als „Maria" s e h r lobenswerth; denn sie ließ ein Erstaunen darüber blicken: daß im Correggio Mißtrauen und Vertrauen nicht eben so gegenseitig sich durchdrangen, wie Liebe zur Kunst und Liebe zu den Seinen. Sie blickte daher den Correggio staunend an; hätte sie mehr an Ottavio und dessen Absicht, die sie vermuthet, gedacht, so würde sie beschämt zur Erde gesehen haben. — 4) In der Scene mit Giulio sprach Hr. Haake die Worte:

Ach, Gott! Ich hab's mir auch so vorgestellt,

s e h r v o r z ü g l i c h. Rühmlich aus zu zeichnen ist auch noch der Gefühlswechsel bei Betrachtung der Bilder-Gallerie im Hause des Ottavio. Warum aber fiel Hr. Haake bei der Scene mit Ottavio, als er vor dem Raphaelschen Bilde steht, zu sehr in rednerische Gestikulation? Es ist nicht Selbsttäuschung und Künstlerstolz im Correggio, welcher wächst, weil er im Raphaelschen Bilde a u s g e d r ü c k t findet, was er selbst nur aus zu drücken s t r e b t; es ist nicht bloß davon die Rede, daß jener äußerlich m a c h e n konnte (was einige Maler malen nennen), und was sich erlernen, besonders dadurch erlernen läßt, daß man wirkliche Natur-Gegenstände abbildet: sondern es ist davon die Rede, daß Correggio im Geiste des Raphaels den Farbensinn besser, als in sich selbst auf die nämlichen Gemüths-Richtungen angewendet findet, es ist also im Correggio eine erlaubte und wahre Erhebung des Selbstgefühls. Hr. Haake stürzte daher die Rolle durch das Rhetorische. Ich hätte ihm zurufen mögen: „Spiel und nicht Gestikulation!" Die Worte unter andern:

Ich bin stets hingerissen, Raphael reißt hin!

sprach Hr. Haake, indem er auf Ottavio blickte und in etwas gespannter Stellung mit beiden Händen auf Raphaels Bild zeigte. Mich dünkt, es würde ideeller gewesen seyn, wenn er männlich begeistert den Blick gehoben, die Arme gesenkt und die linke, dem Raphaelschen Bilde nähere Hand ein wenig gelüftet gehabt hätte. Eben so denke ich mir die Worte:

Hier ist der Maaßstab, es erhebt mich sehr!

in Ton und Geberde von D e m u t h begleitet. Dann werden die darauf folgenden Zeilen wirklich rühren und der Zuschauer kommt in die Lage, dem Correggio sagen zu mögen: Verschweige deine Gefühle und was du weißt und kannst, denn das Bescheidene wird für Anmaßung genommen, wenn du nicht mit dem Angelo jedem Schurken und Narren sagen kannst:

Wenn man gereist zum Galgen,
Dann wird man aufgeknüpft. Versteht er Welsch?

5) Sehr vortreflich dagegen war es im Minenspiel und Haltung ausgedrückt, daß in der ganzen Rede des Ottavio, die so anfängt:

Ich glaubte, daß Ihr nur die Musa liebtet!

Hr. Haake es sichtbar macht: wie im Correggio eine L ä h m u n g durch den Gedanken entsteht: Warum bietet man denn gerade mir solchen Schimpf und so Unedles an? Hier ist es auch, wo der Dichter es frei hatte, den Ausgang seines Gedichts tragischer zu machen, als er ist. — 6) Als Correggio seinen Traum beschrieb, fiel es mir auf: daß Hr. Haake so dunkel in der Stimme blieb. Es wurde hierdurch dem Correggio die Seligkeit des zugleich f r o m m e n Gemüths genommen. Diese ist aber sehr nöthig, denn der Zuschauer soll zweierlei wünschen: 1) daß er bald jenseits den Frieden finde; 2) daß er einen sanften Tod des hohen Künstlers sehe. Dieses Gedoppelte halte ich für vorzüglich im ganzen Gedicht und allerdings zu hoch für die Menge, wenn es ihr nicht durch Spiel deutlich gemacht wird. — So kurz auch die Rolle des Michel Angelo Buonarotti ist, so glaube ich doch: daß sie zu den vorzüglichsten Leistungen des gediegenen Darstellers, Hrn. Köster, gehört. Ich behalte mir vor, auch von einer Rolle dieses Künstlers einmal einige nähere Umstände zu berichten. In Beziehung auf die Rolle des Buonarotti bemerke ich nur noch: daß unbeabsichtigt ein schönes Bild entstand, als Giovanni auf dem Knie des Michel Angelo ritt und dieser fragte:

Nun, sind wir denn in Parma angelangt?

Das Bild enthielt Biedersinn und d e u t s c h e Wahrheit, die auf einer deutschen Bühne, auch in der Rolle eines italischen Bildners, willkommen seyn mußte. Das Bild war so schön: daß es der Zeichner, der neben mir im Parterre saß, billig in Kupfer stechen sollte. Dabei gäbe es auch Gelegenheit, die Kostümirung der großen Künstler, nach vorhandenen Portraits von ihnen, zu zeigen. Man könnte nämlich auf einer Zeichnung den Correggio mit dessen Frau, aus der Hütte kommend, gegenüber den Battista aus seinem Hause hervor sehend, und im Hintergrunde den Julio Romano stehen lassen.

Dr. G. Frhr. von Seckendorf, Professor.

Redacteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurersche Buchhandlung.




# Der Gesellschafter
oder
# Blätter für Geist und Herz.

1820. Freitag den 28. April. 68stes Blatt.


## Einzelnes aus einer Donau-Reise. *)

### Der Strudel bei Grein.

Haben die Ufer des Rheins mehr freundliche Romantik, als die der Donau, so bieten diese mehr von schauerlicher Erhabenheit in lebendigem Gegensatz. — Wild gebrochene Felsgipfel, welche die Ruinen alter Ritterburgen tragen, verschränken hier die Aussicht, daß man zu errathen strebt: wie der Strom aus diesem Zwangbett sich befreien werde, bis dann wieder eine Kette von reizenden Thälern, mit Wiesen, Gärten, Weinhügeln und Landhäusern vor dem Auge sich entfaltet. — Hat man hinter Passau über das Miniaturbild der Scylla und Charybdis glücklich hinüber gestreift, sieht man die Gestade immer freier werden. — Wer für die Sagen der Schiffer Glauben hegt, der muß sich bei der Annäherung zu diesem Strudel einer Furcht überlassen, welche ihn auslacht, wenn er denselben im Rücken hat. Während bei dem wirbelnden Schäumen der Strömung über die Ufer-Klippen, an welchen das Fahrzeug sicher fortsteuert, man unter einem Tropfbade fährt — womit die Wogen den Schiffenden überschütten, als Weihe der Reinigung — ist der Kampf der weiblichen abergläubigen Passagiere eine ergötzliche Beobachtung; die Schiffer reden ihnen ein: daß jede begangene Unkeuschheit hier ohnfehlbar ihre Strafe durch ein Grab in den Fluthen finde; wie da Viele mit zerschlagenem Gewissen, weinend und händefaltend, kreuzigend und segnend, Stoßseufzer beten: und dann wieder, ist der fatale Strudel passirt, eben so ausgelassen lustig aufspringen und lachen und schäkern! — Diese Wasserprobe ist wahrlich auch eine Feuerprobe des Herzens, das in der Geisterwelt vor so vielen Strudeln bebt; das sich freut, sie überstanden zu haben, um in andere hinein zu stürzen! —

*) Der Verfasser hat sich für die Wahrheit seiner, in einigen nachfolgenden Kapitelchen etwas romantisch klingenden Erzählung schriftlich verbürgt. D. Herausg.

### Die Weinlese.

Als nun hinter Linz die Gestade immer ferner von einander traten, wollte ich nicht länger mit dem vorüberfliegenden Anschauen mich begnügen, sondern verließ das Fahrzeug, um zu Lande die Reise nach Wien fort zu setzen. — Da ging es nun das Ufer entlang, über Berg und Thal, durch Melonen-Felder und reich besetzte Weingärten, wo unter dunklem Rebengrün die herrlichsten Trauben glühten, an freundlichen Meiereien und ernsten Klöstern hin. — Es war die Zeit der Weinlese gekommen, und welche Scenen von Segen und Vollgenuß, von Zufriedenheit und Freude brachte sie mit! Auf Wegen und Stegen hin gepflanzt standen die Keltern, umringt von stampfenden Winzern, denen aufgeschürzte, mit Weinlaub gekränzte rothwangige Mädchen volle Tragkörbe roth und weißer Beeren darreichten. — Lachender Scherz und züchtiger Muthwille kicherten unter dem Sonnenhut der leichtfüßigen Nymphen hervor. Nicht die wilde Mänas, die sittige Grazie blickte den Wanderer aus freudetrunkenem Auge an. „Gelobt sey Jesus Christ!“ floß es von allen Lippen, und alle Hände beeilten sich, der Antwort: „In

Ewigkeit!“ die köstlichste der Trauben, gegeben mit schönen Blüthen der Humanität, als Gastgeschenk dar zu bringen. — Vom Morgen bis zum Abend ging ich so durch eine Gasse von schäumenden Weinkufen, neben Winzern, Obstschüttlern und Aehrenlesern, in einem Conzert von Juchhei-Stimmen; Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft vereinigten bei diesem Erndtefest des Fleißes und der Freude sich in einen Strahlenkranz, mit dem die erfüllte Hoffnung, der selige Glaube und die erhaltende Liebe sich schmückten. — Da sitzen vor den Hüttenthüren die freundlichen Weiber, mit dem strotzenden Säugling an der keuschen Brust, und die ehrwürdigen Greise, die schon geerndtet haben. — Froh und freundlich sehen sie hinaus auf die Lust der Ihrigen, und horchen dem Jubelgesang, der über die Wasser, von Höhe zu Höhe, fortschallt. — Alle Hütten sind leer, die Natur ist ein großes Familienhaus geworden. Selbst die Diener Gottes sind ausgezogen in den Weinberg der Menschheit. Fragt man: ob der Herr Pfarrer zu Hause? — so antwortet sicherlich die alte Domicella: „Der Herr sind in der Presse!“ — was dem Nordländer, gewohnt an andere Pressen zu denken, gewaltig komisch vorkömmt. — Erst mit dem Ruf der Vesperglocke, die von den Klöstern ins Thal niederklingt, folgt Alles der Segensspur, die zurück zur Heimath führt. — „In Ewigkeit! In Ewigkeit!“ flüstert es durch die Abendluft aus frommer Brust und das sorglose Haupt und freudenreiche Herz neigt von der ersten bis zur siebenten Station *) sich vor dem Leiden und Siegen des erlösenden Gottmenschen, in Andacht still versunken. — Von droben mahnt ein großer Denkspruch an die Vergänglichkeit alles Irrdischen: im Abendroth glühen die Trümmer der Burg Dierenstein, jener Burg, welche einst den König Richard Löwenherz als Gefangenen verschloß. — An ihrem Fuße sitzt ein Fischer, stumm für jede Ansprache, und wirft seine Angel in die Fluthen. Er zieht und zieht, und fängt nichts! Guter Fischer, dachte ich, du wirst so lange fangen wollen, bis du selbst am Hamen sitzest! — Wie wehmüthig treten hier die Schatten gestorbener Herrlichkeit mit dem Streben des gegenwärtigen Lebens zusammen, und stimmen in einen einzigen Grundton, der dem Grabe entquillt und in dasselbe zurück fließt.

Tod, Auferstehen, Freuden-Engel.

Es war ein friedestiller, erquickender Abend. Sanfte Mondlichter flogen über die Spiegelfläche der Donau, nach den schillernden Schatten, welche auf den Bergen spielten. Kähne glitten mit langsamem Ruderschlag, unter dem Gesange lieblicher Feierlieder, auf dem Strome dahin. — Beeilten Schrittes vorwärts gehend, erblickte ich einen langen Riesenschatten und über mir, auf waldigen Höhen, eine Kirche, deren Fenster erleuchtet schienen. — Neugierig stieg ich dem Scheine nach, und fand mich an der Pforte eines gothischen Gebäudes, durch welche mir der volle feierliche Strom eines herrlichen Orgel-Chorals entgegen drang. In dem tiefen Schweigen umher, welches nur durch das leise Zirpen der Cikade unterbrochen ward, erfüllte mich der reine Silberton der vox humana mit süßer Wehmuth. Ich sah über die einsamen Gräber, mit ihren Kreuzen und Blumenkränzen, wie sie im blassen Mondlicht mir entgegen flimmerten: und verlor mich in Ahnungen des Ewigen. — Da verstummten plötzlich die Töne, die Kirchenthür that sich auf und ich sah einen schwarzverhüllten jungen Mann hervor treten, der mit verstörten Blicken nieder sah. — „Sie spielten sehr ergreifend!“ so sprach ich ihn an. — „Hab' ich?“ sagte er seufzend; „ich kann es glauben! denn wer einer Himmelsbraut das Ständchen bringt, mit dem spielen selige Engel. — Gute Nacht!“ — und damit ging er langsam und nachdenkend fort. — Theilnehmend folgte ich dem Trauernden an der Mauer des Friedhofs entlang; dort blieb er unter einer Wölbung stehen und ich hörte ihn sprechen: „Hübsch fleißig, Anton! Gott segne das Werk, es kostet Thränen.“ — „Nur wohlgemuth, lieber Herr!“ antwortete eine hohle Baßstimme, „sie werden alle aufgehen.“ — Ich kam näher und bemerkte eine offene Gruft, über welcher ein schwarzer Mann mit den letzten Werkzeugen der Sterblichkeit stand. — Der Orgelspieler wollte jetzt scheiden, als pfeilschnell ein Knabe über die Gräber herbei stürzte, athemlos rufend: „Franz, lieber Franz!“ — „Hier bin ich, was giebt's?“ sagte Jener. — „Nanny lebt!“ — „Lebt? Du träumst, mein liebes Kind!“ — „Ja, sie lebt wahrhaftig!“ betheuerte der Knabe. — „Engel des Himmels!“ rief der junge Mann und riß das Kind an seine Brust; „so laßt ihr Wahrheit werden, was dieses Herz verlangt!“ — dies rief er und enteilte im Fluge. — „Das war der Kantor!“ so wandte sich zu mir der Todtengräber, der mich bemerkt hatte; „seine Braut ist seit drei Tagen ohne Leben; nun hat Gott gewollt, daß sie erwachen sollte. Dieses Grab ist jetzt nicht für sie, aber umsonst wird es wohl nicht offen bleiben!“ — Wunderreich fühlt ich mich in Vorstellungen von der Seligkeit der beiden Geliebten, denen der Himmel des irrdischen Auferstehens sich erschloß. Welche Wonne mußten sie empfinden, als der Purpur des Lebens die weißen Flatterrosen im Todtenkranze überschien, als die Braut im Arm des Geliebten sich wiederfand! —

(Der Schluß folgt.)

## Die Kapitulation von Oggersheim.

Im dreißigjährigen Kriege kamen die Spanier auch in die Nachbarschaft von Oggersheim, einer kleinen

*) Säulen mit dem Abbilde des Hinganges Christi zum Kreuztode, an dem Wege aufgerichtet.

Stadt am Rhein, unweit Mannheim. Die erschrockenen Einwohner entflohen fast sämmtlich, nur zwanzig Familien blieben zurück, indem sie glaubten, den Feind durch Aufziehung der Zugbrücken und Schließung der Thore zurück halten zu können. Welche Folgen dies übrigens für sie haben könnte, bedachten sie nicht. Als jedoch der spanische Feldherr die Stadt mit der Drohung: daß im Widersetzungsfall Alles über die Klinge springen sollte, auffordern ließ, sich zu ergeben, kamen die Helden zur Besinnung und schlichen sich fort nach Mannheim. Nur Einer hatte den Muth, zu bleiben, weil seine Frau in jedem Augenblick ihre Niederkunft erwartete. In dieser wirklich kritischen Lage bediente er sich einer Kriegslist, die ihm auch glückte. Er stieg nämlich mit einer weißen Fahne auf die Stadtmauer und gab den Belagerern ein Zeichen: daß man zu kapituliren wünsche. Augenblicklich wurde ein Parlementair an ihn abgeschickt. „Im Namen des Kommandanten, der Besatzung und der Bürgerschaft von Oggersheim“ rief er dem Letzteren zu, „erkläre ich: daß unsere Thore in einer Stunde geöffnet werden sollen, wenn die Spanier sich verpflichten, unser Eigenthum zu respektiren und uns nicht zu stören in der Ausübung der protestantischen Religion, die wir bekennen.“ Der spanische General wollte weder Zeit noch Menschen verlieren, da besonders in dem unbedeutenden Städtchen keine große Beute zu hoffen war. Man nahm deshalb sogleich die Kapitulation an. — Noch war keine Stunde verflossen, als die Thore sich öffneten. Die Spanier zogen mit fliegenden Fahnen und klingendem Spiel ein. Da ihnen Niemand entgegen kam, so vermutheten sie, die Besatzung sey auf dem Markte versammelt, um dort sie zu empfangen. Aber wie groß war ihr Erstaunen, als sie auch hier nur jenen Mann fanden, der mit ihnen kapitulirt hatte, und noch seine weiße Fahne in den Händen hielt. „Was bedeutet dies?“ rief der spanische Feldherr. „Wo ist der Kommandant? wo sind die Einwohner und die Besatzung?“ — Der muthige Bürger von Oggersheim warf sich auf die Knie. „Verzeihen Sie, gnädiger Herr!“ antwortete er; „ich allein wagte es, mich Ihrer Großherzigkeit zu vertrauen. Alle meine Mitbürger haben sich, durch Ihre Aufforderung erschreckt, nach Mannheim geflüchtet. Ich glaube nicht, Sie durch meine Kapitulation beleidigt zu haben, denn in der That war ich Kommandant, Garnison und Bürgerschaft, Alles zugleich; und Sie werden Niemanden als meine Frau finden, die mit jeder Stunde ihre Niederkunft erwartet.“ — Der General lächelte und die Kapitulation ward, so wenig auch die Spanier im dreißigjährigen Kriege Scherz verstanden, treulich gehalten. Als die Frau des Herrn Kommandanten entbunden war, machte ihm der spanische Feldherr, welcher bei ihm das Quartier genommen hatte, ein bedeutendes Geschenk an Gelde, mit der freundlichen Aeußerung: daß er gern Taufzeuge bei dem Kindlein seyn würde, der Unterschied der Religion dies aber nicht erlaube. Indessen bat er: daß man, zur Erinnerung an dies Ereigniß, dem Kinde seinen Namen, Gonzalez, beilegen möchte. Tharwig.

## Hof-Etikette aus dem zwölften Jahrhundert.

Der Königs-Spiegel — speculum regale — das Werk eines ungenannten Verfassers, welcher zu der Zeit des Königs Sverre lebte, ist eine nicht unmerkwürdige Darstellung jener Zeit, des Zustandes der Wissenschaften, der Sitten und der Lebensart, der Verfassung und der Gesetzgebung. Folgendes ist der Unterricht eines Vaters an seinen Sohn, als dieser zum ersten Male am Hofe erscheinen sollte:

„Du mußt Deine Kleidung so eingerichtet haben, daß Du einen guten Gangrock, hübsche Beinkleider und Schuhe anziehen kannst; Du darfst auch nicht ohne Unterrock seyn und mußt die schönste Kappe um Dich nehmen, die Du hast. Das Zeug zu Deinen Beinkleidern muß ins Bräunliche fallen, übrigens nehmen sich auch schwarzlederne nicht übel aus; die übrige Kleidung kann von Scharlach seyn; der Rock könnte auch braun, grün oder roth seyn. Das Leinenzeug muß gut, Alles leicht und das Hemd kurz seyn. Deinen Bart und anderes Haar mußt Du, ehe Du zum Könige hinein gehest, in anständige Ordnung bringen, nach der jedesmaligen Mode des Hofes, den Du besuchst. — Lege Deine Kappe außen vor dem Eingange zum Könige ab, kämme den Bart und streiche Dein Haar wohl zurecht. Du darfst weder Kapuze, noch Mütze, noch sonst eine Kopfbedeckung haben, sondern Du mußt mit bloßen Haaren und entblößten Händen vor großen Herren erscheinen. Gewöhne Dich daran, Deinen Kopf gerade und Deinen ganzen Körper schlank zu halten; gewöhne Dich auch daran, nett in Deinem Gange zu seyn und sey ja nicht zu langsam. Aber wenn Du vor den König kommst, mußt Du Dich demüthig vor ihm bücken und ihn grüßen mit den Worten: Gott gebe Euch einen guten Tag, Herr König! — Und wenn der König bei Tische ist, wenn Du zu ihm kommst, so lasse es Dir nicht begegnen, wie manchem Unverständigen, daß Du Dich an des Königs Tisch lehnest; noch weniger lege Dich darauf, wie unvernünftige Tölpel thun, sondern bleibe so weit entfernt, daß alle Aufwartung, die zu des Königs Tisch gehört, zwischen Dir und dem Tische bequem durchkommen kann. Lohow.

## Eine Wahrheit.

Aus Nichts wird Nichts! ein Sprüchwort sagt,
Und Mancher hat dies schwer beklagt:
Doch immer trifft das Sprüchwort nicht,
Aus Nichts wird oftmals — ein Gedicht! Casper.

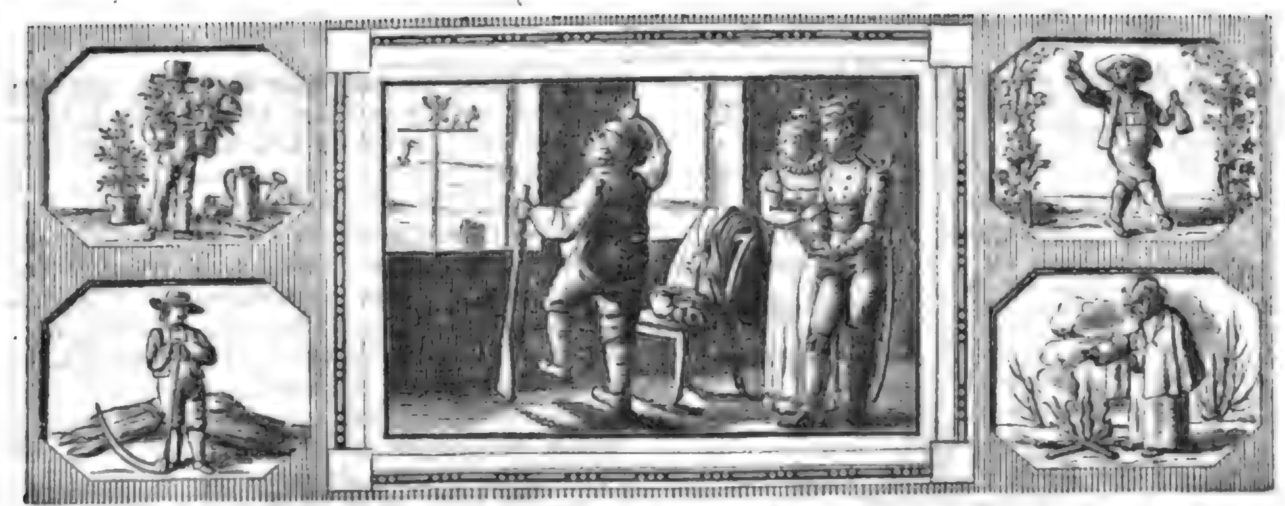
## Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

**Breslau.** (Pleasd to commend yet not afraid to blame. Pope.) Es ist wohl ganz im Geiste der Zeit, wenn ich in diesem meinem Bericht über die hiesige Bühne zuerst von ihrer Regierungs-Verfassung spreche. Sie war in früherer Zeit rein monarchisch und viele Jahre hindurch, bis zur Begründung der jetzt noch bestehenden aristokratischen Form, sogar eine Gynaekokratie. Doch nach dem im Jahr 1797 erfolgten Abscheiden der privilegirten Bühnen-Königin, Frau Barbara Wäser, die in ihrer rüstigen Zeit mit eisernem Scepter herrschte, triumphirte der Republikanismus. Mehrere angesehene Theaterfreunde verbanden sich, eine Constitution wurde entworfen und erhielt die landesherrliche Genehmigung. Die Grundsätze, welche in der, unter dem 22sten Februar 1798 von Sr. Majestät dem König bestätigten Constitutions-Akte enthalten sind, haben zwar seitdem gar manchen Oppositions-Chok, gar manche Veränderung erlitten und sind einige Jahre hindurch in ganz veränderter, interimistischer Regierungsform (einer Diktatur) gar nicht befolgt, im Anfang des Jahres 1813 aber wieder, freilich nicht ohne einige Modifikationen, zur Norm gemacht worden. Das Schauspielhaus nebst Zubehör und das Spiel-Privilegium, welches man bis jetzt wohl als ein privilegium exclusivum betrachten muß, ist das Eigenthum einer ziemlich bedeutenden Zahl von Aktien-Inhabern. Von und aus diesen ist ein Ausschuß von sieben Personen gewählt, der als die Ober-Behörde zu betrachten ist. Die von ihm ernannte und erwählte, unter seiner Controlle amtirende Direktion besteht ebenfalls aus einer heiligen Zahl: tres faciunt collegium. Ihr ist die, gleichfalls vom Ausschuß eingesetzte Regie, ich weiß nicht, soll ich sagen untergeordnet oder zugeordnet. In der ersten Zeit dieser Aktien-Unternehmung hatte unsere Bühne nur einen Regisseur; später sind, was auch die Grund-Statuten erlauben, zwei solche Bühnen-Ordner ernannt worden: Einer für das Schauspiel, Einer für die Oper. Nebenbei hilft noch der erste von den beiden Musik-Direktoren, dem sehr viele Gewalt gegeben ist, fleißig bei dem Regiment, und selbst der sogenannte Theater-Inspektor hat sein nicht unansehnliches Theilchen daran. Diese Vielherrschaft ist nun — nach meiner Ansicht, die ich freilich hier nicht ausführlich begründen kann — hauptsächlich darum an zu fechten, weil in ihr — so wie sie wenigstens bisher ausgeübt worden ist — die Funktionen und Machtbezirke des ansehnlichen Regierungs-Personals weder nach ganz richtigen Prinzipien geordnet, noch deutlich und bestimmt genug begrenzt sind. Gegenwärtig werden die beiden Aemter des sogenannten Kassen-Direktors und des sogenannten Garderoben-Direktors von zwei reichen und angesehenen Kaufleuten: dem Hrn. Geheimen Commerzien-Rath Moritz Eichborn und dem Hrn. Commerzien-Rath Websky verwaltet. Der dritte Direktor, der sogenannte Dramaturg, der einzige Besoldete der Triumvirn, ist, seit Michaelis vorigen Jahres, Hr. Regierungs-Rath Heinke. Dieser ehrenwerthe, wohlgesinnte, besonnene Mann verbindet, mit vieler Geistesbildung, den besten Willen und sehr viel Geschick, das Heil der Kunst auf unserer Bühne möglichst zu fördern. Hiervon hat er schon manchen erfreulichen Beweis gegeben und er würde gewiß noch viel mehr leisten, wenn er vor seinem Eintritt in die Direktion dem Theater mehr Aufmerksamkeit zugewendet hätte, so daß ihm Vieles im Bühnenwesen weniger neu und fremd wäre, und wenn ihm, als einem sehr beladenen Geschäftsmann, mehr Zeit zu seiner dramaturgischen Thätigkeit übrig bliebe. Ueberdem hat er im Direktions-Collegium, bei nur zu vielen Fällen, nicht mehr als eine Stimme, und in dem von den Statuten besonders empfohlenen collegialischen Dirigiren läßt es der obengerügte Mangel an Begrenzung und Sonderung der Funktionen gar oft, zum Nachtheil des auf zu tischenden Mahles, unentschieden: wer eigentlich Koch oder Kellner ist? Bemerkenswerth und wohl recht verwunderlich ist es: daß Keinem der beiden andern Direktoren etwa eine nur mittelmäßige Kenntniß der Bühnen-Literatur oder der Tonkunst, ja nicht einmal eine gewöhnliche, nur einigermaßen lebhafte Liebhaberei — eine dramatische nämlich — an das Theater kettet und daß Beiden das Direktions-Geschäft allzu sehr Nebenwerk ist. Dieser Umstand kann natürlich — man darf es selbst bei der wohlwollendsten Voraussetzung von dem guten Willen dieser Herren, und bei aller, ihnen anderweitig gebührenden Achtung behaupten — der guten Sache des Theaters eben nicht förderlich seyn. Höchst selten sieht man sie einer Vorstellung eine ausdauernde Aufmerksamkeit schenken, so wie auch nur ein Paar Mitglieder des Ausschusses zu den fleißigen Besuchern des Schauspielhauses gehören. In wöchentlichen Sonntags-Conferenzen, in denen die Direktoren, die Regisseurs, der erste, und in seiner Abwesenheit der zweite Musik-Direktor, der Inspektor und der Theater-Maler zusammen kommen, wird in pleno das Wohl unserer Bühne berathen. Nach dem, was von der Art bekannt ist, wie diese Conferenzen bisher gewöhnlich gehalten worden sind, wäre besonders zu wünschen: daß die Herren Direktoren sich über das Meiste von dem, was darin zur Sprache gebracht wird, hübsch immer vorher unter sich vereinen und öfter en trois conferiren möchten. Den Proben bei zu wohnen erlauben dem Dramaturgen seine Geschäfte leider nur selten: die andern Direktoren nehmen gar keine Notiz davon. Es ist aus dem Gesagten wohl begreiflich: daß die Regie sehr viel auf und unter sich hat. Besonders möchte aus einem ihrer Befugnisse manche Unbill, die seit 22 Jahren in unserer hiesigen Bühnen-Geschichte vorgekommen ist, her zu leiten seyn, ich meine die Befugniß: die Rollenbesetzung vor zu schlagen. Dem Dramaturgen bleibt es freilich überlassen, diese Vorschläge theilweise oder ganz zu verwerfen, um die Besetzung nach seinem Willen zu bestimmen; aber bei Verhältnissen, wie die hier geschilderten, bedarf es für den, mit dem Theaterwesen nur einigermaßen Vertrauten wohl keines Beweises: wie viel zweckmäßiger es wäre, wie viel weniger Unmuth und Neid es erregen würde, wenn der Dramaturg von vorn herein die Rollenbesetzung älterer wie neuerer Stücke ganz allein bestimmte, und auch von ihm in den Conferenzen zuerst vorgeschlagen und angeordnet würde: welche Stücke gegeben werden sollen. Dadurch, daß dies nicht der Fall ist, scheint mir ein Haupt-Vortheil verloren zu gehen, der daraus zu ziehen wäre, daß ein Nicht-Schauspieler den Dramaturgen-Posten bekleidet. (Der Schluß folgt.)

Zu der Zeit, als die Jesuiten in Frankreich herrschten, durfte man seine Gevatterin (Commère) nur für 177 Livres 10 Sous heirathen. Der Pabst Johann XXII. ordnete über alle Sünden eine Taxe an, und Leo X. (Beide unfehlbare Päbste) machte ein ganzes Werk daraus. Eben so gab Pabst Sixtus IV. einmal allen männlichen Mitgliedern der Familie des Kardinals Lucas die Vollmacht: sich in den drei heißesten Monaten des Jahres zu verheirathen, nach einem sehr wenig rechtglaubigen Ritus. Eine damalige Kirchen-Disciplin setzte auch fest: daß die Kirche nur wohlgebildete Individuen annehmen solle. Einäugige, Bucklige, Lahme und Einarmige mußten eine besondere Taxe zahlen, selbst Schiele. Wenn ein Ehemann einen Geistlichen bei seiner Frau überraschte, durfte er sich an dem Ueberraschten rächen, hatte er Lust, eine bestimmte Summe zu spenden, welche nach dem Range des Priesters erhöht war. Die Erlaubniß zur Rache stieg bis zu Schlägen, für welche 87 Livres bezahlt werden mußten. (Renommée.)

Zu Béziers wurden unlängst 15 Personen durch den Genuß des schwarzen Bilsenkrauts, welches sie unter andern Kräutern mit gegessen, vergiftet. Man brauchte sogleich Gegenmittel und rettete sie auch vom Tode; die Wirkung aber äußerte sich doch schon, indem die Meisten in eine Art krampfhaften Zorns geriethen. Als die Mittel zu wirken anfingen, verwandelte sich jener Zorn in eine ausgelassene Fröhlichkeit, so daß sie Alle zu tanzen begannen. (Indépend.)

Redacteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurersche Buchhandlung.



# Der Gesellschafter
oder
# Blätter für Geist und Herz.

1820. Sonnabend den 29. April. 69stes Blatt.

## Die heilige Dorothea.

### Legende.

Schon bereit zu blut'gem Martertode,
Schmückt die Heil'ge sich mit Blumenketten;
Ihr Gewand durchschlingen junge Rosen,
Hyazinthen ihres Haar's Geflechte;
Purpurnelken blüh'n am keuschen Busen,
Des entflieh'nden Lebens Thau zu trinken —
Einen Lilienstengel in der Rechten,
Steht sie da, ein selig Traumgebild.

Als Theophilus — von Cäsarea
Abgesandt, ihr Urtheil zu bestät'gen —
Sie nun sah, verschönt von solchem Schmucke,
Fragt' er höhnisch: „Warum Feuernelken
An der Brust, die niemals Lieb' empfunden?
Warum all' das irdischeitle Gleißen
An der demuthreichen Helden-Jungfrau,
Die den finst'ren Mächten schon verfiel?"

Tiefbekümmert hört die Gottergebne
Des Verstockten antheillose Rede,
Und ihr Aug' füllt eine bitt're Thräne,
Daß dem Spott das Reinste selbst erlieget!
Doch sich schnell ermuth'gend wird sie stille,
Neigt sich sittig vor dem Todesboten,
Und sein Höhnen liebend niederschlagend,
Also die Geprüfte zu ihm spricht:

„Weißt Du nicht, daß ich zum Bräut'gam gehe,
Der in Edens Thalen meiner wartet?
Mich zu trösten für des Lebens Mühen,
Für der Menschen Haß und grimme Tücke —
Und Du fragst: warum ich Blumen trage?
Deuten äuß're Blumen doch auf inn're,
Auf verborgen im Gemüth erschloßne,
Die im Herzen hegt die fromme Magd!"

„Thörin!" — widersprach der freche Heide —
„Thörin zwiefach, wenn auch muthgerüstet!
Dir, ins Schattenreich des nächt'gen Orkus,
Sollten Deine Blumenkränze folgen?
Wo Du hingehst prangen keine Gärten,
Duften keine Paradieses-Blumen —
Außer freudenlosen Asphodelen,
Wo Achill's erzürnter Schatten wohnt!

Soll ich aber glauben, schöne Heil'ge,
Daß Dein Wort auf sich'ren Säulen ruhe,
So beschwör' ich Dich bei Deinen Göttern:
Mir vom Jenseits, wo Du heut' noch landest,
Irgend eine Kunde her zu senden!
Deinem Glauben ist ja nichts unmöglich —
Berge weißt Du leichtlich zu versetzen —
Drum beweis' es durch gering're That!"

„Ich gelob' es Dir!" — so sprach die reine
Schwergeprüfte heldenhafte Jungfrau —
„Keimt Dein Wunsch auch nicht aus laut'rem Grunde!
Ja, nicht Berge nur versetzt mein Glaube —
Erze schmilzt er in der Erde Tiefen,
Blumen zeitigt er im Reich der Todten;
Herzen selbst, die Haß und Hohn gehärtet,
Felsenherzen macht er thränenmild!"

Sprach's und schritt hinaus zur Todtesstätte,
Sonder Klage, sonder leise Trauer,
Und ihr Haupt, das heil'ge, fiel dem Schwerdte,
Und die Blumen ihres Lichtgewandes
Tranken ihres Lebens Purpurströme.
Doch Theophilus, vom fernen Söller —
Neben Cäsarea's blut'gen Richtern —
Sah die Hohe kummerlos verblühn.

Ha, welch blendend wundervolles Leuchten
Ueberglüht am Abend seine Zelle?

Ist's ein Engel aus des Himmels Thoren —
Ist's ein Genius, dem Olymp entsendet?
Mild von Antlitz, sonnenhell von Haaren
Steht ein Flügelknab' an seinem Lager —
Reicht ein Körbchen silberweißer Rosen
Theophil, dem Schreckergriff'nen, dar.

„Nimm sie an aus Dorothea's Händen" —
Sprach der Engelknabe — „diese Blumen!
Aufgeblüht in sel'gen Himmelsauen,
Ueberstrahlt von mild'ren Sternenlichtern,
Düfte spendend, welche nie entweichen,
Farben tragend, die Dir Zeit nicht wandelt.
Dorothea grüßt Dich als Bekehrten!"
So der Friedensbote und entschwand.

Eh die Lichterscheinung noch zerronnen,
Lag der stolze Heid' am Marmor-Estrich:
„Heil'ge, hochgelobte Christengötter!" —
Rief er schluchzend — „mußt' also ich freveln,
Noch der Heldin letzten Hingang trüben?
Ja, sie lebt in hohem ungestörten
Wohlverdienten heil'gen Gottesfrieden,
Ueber Lieb' und Haß empor gerückt!"

Also, hingerissen von Entzückung,
Wie zerknirscht von namenloser Reue,
Betet' er am Stamm des heil'gen Kreuzes —
Nahm die Taufe, ward ein treuer Jünger,
Von sich werfend allen Sündenfrevel —
Und die Blumen, welche nie verblühen:
Hoffnung, Glaube, muthiges Ergeben
Weihten ihn zu gleichem Märtyrthum.

Krug von Nidda.

## Einzelnes aus einer Donau-Reise.

(Schluß.)

### Die Mönche.

Den Friedhof verlassend und nach Merkmalen umher sehend, die auf den verlassenen Pfad mich zurück bringen könnten, gewahrte ich unfern der Kirche ein palastähnliches Gebäude im freundlichen Lichtglanz. Die Pforte stand offen; ich kam in einen großen Vorhof, auf welchen aus den hohen Bogenfenstern bewegliche Schatten herunter tanzten. Niemand war zu sehen, den ich befragen konnte; da ließ der Ton eines Glöckleins sich vernehmen: diesem ging ich nach und stand in einem langen gewölbten Kreuzgang, von dessen Wänden in magischem Helldunkel die Bilder bärtiger Ordensleute, mit finsterem Blick und drohender Geberde, sich zu bewegen schienen. Alle Zellen thaten sich auf, eine Schaar schwarz verhüllter Gestalten sammelte sich und zog nach dem Hintergrunde, aus welchem der schwache Schein einer Ampel leuchtete. Dem Gewimmel folgend stand ich bald vor einer großen Flügelthür, über der in goldener Schrift diese Worte glänzten:

„Seht wie lieblich und fein ist's, bei Brüdern wohnen."*)

*) Dieser biblische Spruch stand da im bekannten Latein: Ecce quam bonum etc. Die Lutherische Uebertragung ins Deutsche konnte ich nicht gleich auffinden. D. Verf.

Gar sehr sehnsüchtig nach dieser Lieblichkeit, um ohne Anschauung abziehen zu sollen, öffnete ich die Thür — und siehe da! — von einer lang besetzten Tafelrunde drehten zahlreiche Köpfe dem Ankömmling sich zu und Einer darunter rief mit sanftmüthigem Geflüster: „Nur näher!" — Es war geschehen; trotz aller Einwendungen mußte ich am Tische mich anreihen und erkannte: daß ich in dem Refektorium der ehrsamen D*** Brüderschaft mich befand. Meines Nachbars erste Frage war: „Sie sind gewiß ein Protestant?" — Weidlich lachte mein Satyr hinter der bejahenden Antwort; denn wohl niemals hat solche Frage eine treffendere Erkenntniß zwischen Mönchsthum und Lutherthum vor Augen und auf der Zunge gehabt, als gerade in dem Augenblick, da ich wider die Collation protestirt hatte. — Des Fragens war nun bald ein Ende; ich sah die Seele des Klostergeistes — das Essen. Ich erzählte von der aufgestiegenen Himmelfahrt der Liebe; von der Hoffnung eines allgemeinen Sinnes im wahren Geiste Christi; doch ich wurde eben so wenig beachtet, als nachher der arme Pater Lektor, welcher aus dem Martyrologium tauben Ohren vorlas. Verwaiset saß er da — er, selbst ein Märtyrer des Appetits — wie weiland Tantalus, mitten im Ueberfluß, und schickte sehnsüchtig manchen verzehrenden Blick nach den gespickten Tellern seiner Confratres. Ich sah es, wie die Erwartung seiner Erlösung und ihrer Früchte mit aeonenlanger Weile ihn niederdrückte; und wirklich dehnte diese Erwartung sich mächtig aus, da sie erst die langsame Erfüllung der Andern abwarten mußte. Endlich erfolgte diese; Alle nickten zu erquickendem Desert-Schlaf, wobei die schweren Häupter im üppigen Vollmondschein glänzten, als Blüthen der freien Kunst des Fettmachens. Ein schnarrendes Vocal-Conzert schwebte unisono auf der Leiter der Töne in wunderlichen Cadenzen; ich, der ich nicht Lust verspürte, von der Virtuosität des Einschlafens mir etwas an zu eignen, nahm Abschied. Zwar wollte mich der Prolektor, der jetzt Epilektor ward, abhalten durch eine Hindeutung auf die schöne Aussicht, welche bei dem Frühstück für Naturfreunde hier zu genießen sey; allein ich hatte genug an der Einsicht und hob mich eilig aus einem Hause, wo das Herz nichts mehr ist als ein Fleischklumpen, und wo die Liebe hungert, während alles Uebrige gesättigt wird.

### Die Ritter.

Es war Mitternacht und der Mond vom Horizont hinunter geschifft. In hehrer Majestät flammten die Sterne: ich setzte, an der Donau entlang, meine Wanderung fort. — Alles um und in mir war melancholisch still! Keine Melodie des Donauweibchens Hulda wollte ermuntern — als von ferner Höhe Harfentöne und Menschenstimmen zu mir hernieder klangen, und immer deutlicher ward Alles, wie ich vorwärts schritt. —

Bald sah ich über mir ein altes Bergschloß in Ruinen, in dessen Warte ein erleuchtetes Fenster schimmerte; aus diesem kamen die Töne her, eine sanfte Tenor-Stimme sang:

„Auf Thal und Hügeln tiefe Nacht,
Doch in der Seele Frühlingslicht!
Die Endlichkeit hat wohl vollbracht,
Doch Rittergeist versinket nicht!"

Was mag — dacht' ich — hinter der mystischen Stimme verborgen seyn? — und klomm bergan, ein neues Abendtheuer zu bestehen.

Ueber die nieder gelassene Zugbrücke kam ich in einen weiten Schloßhof. Fledermäuse schwirrten umher und der Uhu stöhnte sein wildes Todtenlied; daneben ließ sich Geräusch von Menschenstimmen und Fußtritten vernehmen; ich ging dem Lichtschimmer nach, und fand ein Portal, bei welchem gesattelte Pferde angekoppelt waren. Nun wußte ich wahrlich nicht, was ich davon denken sollte — doch ging ich die Stiegen hinan. — Mir entgegen drang Schwerdt- und Sporn-Geklirre, und auf mich zu kam eine vom Fuß bis zu den Zähnen geharnischte Rittergestalt. Sie rief mir zu: „Grüß Euch Gott, Bruder Wilibald, Ihr kommt auch verdammt spät!" — und damit schlug er mit dem Eisenhandschuh so derb in meine Rechte, daß ich vor Schmerz in die Zähne biß. Darauf gab ich der Gestalt meine Persönlichkeit, wie auch die Absicht kund, in welcher ich hieher gekommen sey. — „Ha, ha!" lachte die Gestalt, „hat Nichts zu sagen! Ihr seyd mir um nichts desto weniger willkommen; habt nur die Liebe, mir zu folgen!" — Auf das Höchste überrascht durch die Erscheinung dieses, fernen Jahrhunderten angehörigen Wundermannes, ließ ich mich fortziehen.

Der Ritter öffnete eine dunkle Pforte; wir traten in einen hell erleuchteten Saal, und zu nicht geringem Erstaunen sah ich eine ansehnliche Versammlung von Rittern in glänzenden Waffenröcken, die uns mit schäumenden Pokalen entgegen jauchzten. — „Da bringe ich Euch" sprach mein Geleitsmann, „statt Willibald einen ausländischen Gast!" — „Willkommen!" hieß es, und ich ward ersucht, mich nieder zu lassen. — Nachdem man sich eine Weile an meiner Verwunderung geweidet hatte, begann Einer: „Traun, mein Herr! Ihr seyd befremdet, Euch in uralte Zeit versetzt zu finden? So wisset denn: wir Alle sind Neunzehner — Freunde und Nachbarn, die Alle gleiche Liebe zu der schönen Vergangenheit des kräftig deutschen Ritterthums tragen. *) Also versammeln wir in jedem Mond einige Tage uns auf dieser alten Burg, um ein Fest der Erinnerung und der traumgeschmückten Gegenwart zu feiern. Heldenwort und Harnisch unserer biederen Altvordern wird dann angelegt, damit von ihrem Geist so viel erscheinen mag, als die junge Zeit nur fassen kann. Wollt Ihr, Fremdling, mir nicht vergönnen, Euch dem Frauenbund vor zu führen?" — Der Ritter sprach's und brachte mich in einen Kreis junger blühender Frauen, angethan mit dem Gewande längst entwichener Vorzeit. Einige saßen bei der Spindel, Andere beschäftigte der Nährahm. Welcher Anblick: die regsame Thätigkeit der zarten Hände, von traulicher Rede und Gesang begleitet! — diese Edelfrauen, welche die schöne Sitte einer merkwürdigen Vergangenheit gegenwärtig machten! — Ich ging mit meinem Führer durch die Reihen, wie in einem Zaubergarten, und es war mir bei jedem Schritte bang, daß ich Blumen zerträte. Wir kamen in einen anstoßenden Saal, wo mannigfache Gebilde der Kunst an zu sehen waren: bedeutungsvolle Gemälde mit Gruppen von Standbildern, neben reich besetzten Bücherschränken. — „Das ist unsere Kunsthalle!" sagte der Ritter, und wies auf die Bildnisse von Luther, Klopstock, Schiller und die andern Heroen des mächtigen Geistes der Deutschheit. — Ich sah so viel und konnte nicht genug sehen, als die Hähne des Petrus ihren Stundenruf erschallen ließen — ich schied, um meine Straße weiter zu verfolgen, erfüllt mit den heitersten Bildern von Romantik, Kunst und Heldensinn, Liebes- und Lebensgenuß, welche mir diese modernen Ritter mitgegeben hatten.

Die aufgehende Sonne fand mich auf der Spitze des Kobenzel-Berges, am Grabmale des Fürsten de Ligne, im Angesicht der Kaiserstadt Wien, die zwischen den Gebirgs- und Donau-Armen — mit ihrem grauen Riesen, St. Stephan, in der Mitte — in Morgenduft gehüllt, über die Fernen sich ausbreitet; ein Standpunkt, wie man ihn beziehungsreicher wohl nicht finden mag: zum Anschauen des chaotischen Gewirres von Steinkolossen, mit ihrem tausendfältig durchflochtenen inneren Leben und Walten! Edmund der Waller.

*) Bei Wienerisch-Neustadt ist ebenfalls eine Burg zu Ritter-Versammlungen eingerichtet, wobei selbst der Erzherzog Johann sehr oft gegenwärtig ist. D. Verf.

## Gute Auslegung.

Ein Türke, Aufwärter in dem Hause eines Kaufmanns in Marseille, fragte nach der Bedeutung des Wortes: Bankerott. Man sagte ihm, daß es die Handlung bezeichne: wenn ein Mann Geld oder Sachen, die seiner Ehrlichkeit anvertrauet wären, verberge oder verbrauche, so daß dann die Gläubiger gewöhnlich zufrieden wären, wenn sie nur die Hälfte davon oder deren halben Werth zurück erhielten und ihm dann die andere Hälfte ohne weitere Ansprüche ließen. — Am andern Tage nahm der Türke alles Silberzeug seines Herrn, das er in Verwahrung hatte, verbarg sich in der Stadt und ließ seinem Herrn sagen: er habe einen Bankerott gemacht, er wolle das Silberzeug wägen lassen und ihm die Hälfte zurück geben. R—w.

## Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

**Breslau.** (Schluß.) Regisseur des Schauspiels ist Herr **Nagel**, der auch in Berlin durch seine gegebenen Gastrollen als ein recht beifallswerther, braver Schauspieler bekannt geworden ist, und welcher freilich das viele Gute, was er in einigen verwandten Fächern leistet, viel mehr einem sehr glücklichen Naturell, als einer bedeutenden Darstellungsgabe, oder einer gediegenen künstlerischen Ausbildung verdankt. Ohne mir hier ein Urtheil darüber an zu maßen: ob und in welchem Grade Herr Nagel die zur Verwaltung seines hiesigen wichtigen Amtes erforderlichen **Charakter-Eigenschaften** besitzt, erlaube ich mir bloß einen Zweifel, wie an seiner künstlerischen, so an seiner wissenschaftlichen Ausbildung und an seinem ästhetischen Urtheil, in so weit diese Dinge von einem tüchtigen Regisseur zu fordern sind. Auch ist sein oft so höchst auffallend mangelhaftes Memoriren ein recht nachtheiliges Beispiel. Mag immerhin dieser große Uebelstand minder Vernachlässigung als Gedächtnißfehler, oder Folge zu häufiger Beschäftigung seyn, so ist es doch immer doppelt schlimm, wenn solch Aergerniß von oben kommt. Herr Nagel hatte sich wirklich früher mit Regie-Geschäften überladen und als Schauspieler hat er auch alle Hände voll zu thun, da er das **ansehnlichste** Rollenfach spielt, nämlich — **Regisseur-Rollen.** — Die meisten Schauspiel-Proben werden — nach alle dem, was man davon vernimmt und in den Vorstellungen mit eigenen Ohren und Augen hört und sieht — meistens auf eine arge Weise vernachlässigt. Die große Beschränktheit unseres Bühnen-Raumes, die viel zu geringe Zahl der bei dem Dekorations- und Maschinen-Wesen angestellten Arbeiter, der Wechsel und die wenige Uebung der Statisten, können wohl den häufigen und großen Unordnungen, die bei Spektakel-Stücken vorfallen, zu einiger Entschuldigung dienen; aber wie soll man es rechtfertigen, wenn so oft die ersten Vorstellungen von ganz leichten Conversations-Stücken oder einfachen Tragödien, in Hinsicht der Anordnung und des Zusammenspieles, sich noch wie ziemlich ungeregelte Proben ausnehmen? Auch hier ist freilich die Sünde des Einzelnen nicht ihm allein an zu rechnen, sondern großentheils in der polykratischen Verworrenheit des Ganzen begründet; daher auch der große, höchst nachtheilbringende Mangel an Disziplin und Subordination. Die Regie der Oper, welche, bis vor wenigen Tagen, in den Händen des Herrn **Ehlers** war, ist durch dessen plötzlichen, unerwarteten Abgang erledigt und von ihrer neuen Besetzung noch nichts bekannt worden. Es hat nämlich Herr E. an die Direktion den Wunsch gelangen lassen: mit seiner Frau aus dem hiesigen Engagement alsbald entlassen zu werden, und man hat ihm, was unter den obwaltenden Umständen sehr zu billigen ist, diesen Wunsch ohne alle Weigerung gewährt. Welche Motive auch den Abgang des Herrn E. veranlaßt haben, wie wenig man ihm auch in dem, was von diesen Motiven bekannt worden ist, Recht geben mag, wir verlieren an seiner Frau eine Schauspielerin, die nicht sowohl durch Kunstbildung und Kunstverstand, als vielmehr durch sehr sorgsamen und lobenswerthen Fleiß, durch angenehmes Naturell und nicht unbedeutende Routine sich **hier** recht vielen, meist wohlverdienten Beifall erworben hat; an Herrn Ehlers selbst einen Tenor-Baritonisten von bewährtem Ruf, dessen bedeutendes Darstellungs-Talent ihn auch als Schauspieler sehr beifallswerth erscheinen ließ und noch beifallswerther würde haben erscheinen lassen, wenn er sich nicht im Spiel zuweilen einer nachlässigen Trägheit hingegeben hätte. Auch als Regisseur hat er manches sehr Lobenswerthe geleistet und ein Paar Opern, z. B. „Rothkäppchen“ mit sehr geschickter und sorgfältiger Anordnung und Einübung in die Scene gesetzt. Es fehlt jedoch ihm, wie Herrn Nagel, an einem höheren Grade wissenschaftlicher Ausbildung und nächst dem auch an **gründlicher** Kenntniß der Musik, ohne welche man schwerlich ein **ganz** tüchtiger Opern-Regisseur seyn kann. Herr Ehlers hat in der „neuen Breslauer Zeitung“ sich gegen die Vorwürfe zu rechtfertigen bemüht, die man ihm hier und da — ich weiß nicht recht wo? — darüber gemacht haben soll: daß unsere Oper, was eben so wahr als bedauernswerth ist, seit einem halben Jahre ungewöhnlich vernachlässigt erschien. Diese Vertheidigung hat in der That recht viel für sich, nur könnte man vielleicht einwenden: daß durch eine raschere, umsichtigere, **genialere** Thätigkeit, welche die vorhandenen — wenn gleich sehr unzulänglichen — Mittel und Kräfte immer im rechten Zeit-Moment möglichst gut und zweckmäßig zu verwenden gesucht hätte, manches Versäumte aus zu richten gewesen wäre. Ueberhaupt giebt es bei den vielen **sichtbaren** dirigirenden Oberhäuptern unserer Bühne ein unsichtbares, einen verschleierten Großmeister vom Stuhle, der an so vielen Flecken in der Welt, wo dirigirt wird, eigentlich der Ober-Direktor ist: ich meine den wohlbekannten, uralten, mächtigen, da wo er sich eingenistet hat, schwer zu vertilgenden — **Herrn von Schlendrian.** Der zähe Mann muß vor Allem aus unserm Musen-Tempel verjagt werden, wenn es darin besser, wenn es darin so gut werden soll, als es hier durch die gar nicht so schwierige Anlockung des sehr theaterliebenden und gutmüthigen Publikums thunlich ist. So viel von der **Regierung** unserer bretternen Welt. Möchte ein wohlgewählter, constitutioneller Monarch bessern, was eine confuse Aristokratie verschuldet hat. — Nächstens sende ich Ihnen eine Uebersicht des Bemerkenswerthesten, was in der letzten Zeit geleistet worden ist. Fürchten Sie nicht: daß dieser zweite Bericht, nach Maaßgabe des heutigen, etwa ein kleines Buch werden dürfte. Ich werde ihn möglichst im Lapidar-Styl ab zu fassen suchen, und entschuldige mich dies Mal bei Ihnen und Ihren Lesern mit den Worten des Plinius: „Ich hatte nicht Zeit, einen kurzen Brief zu schreiben, und habe darum einen langen geschrieben.“ **Karl Schall.**

Vor dreißig Jahren zog die „Academie française“ die Blicke von ganz Frankreich, ja fast von ganz Europa auf sich; eine Stelle unter den **Vierzigen** galt fast so viel wie ein Gesandtschafts-Posten. Jetzt wird eine solche etwa wie der Rang eines Grafen oder Herzogs vergeben, und man erhält einen Armstuhl in der Akademie, wie eine Hof-Charge. (Constitut.)

Zu Paris wird mit Genehmigung der Regierung ein „dramatisches Gymnasium“ errichtet. (Indépend.)

Redacteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurersche Buchhandlung.




# Der Gesellschafter
oder
# Blätter für Geist und Herz.

1820. Montag den 1. Mai. 70stes Blatt.


## Die Insel Felsenburg.

(Zur Monats-Vignette.)

Wer hat „die Insel Felsenburg" gelesen? Ich denke, sehr Wenige von uns, wiewohl wir Alle von diesem Hauptbuche, welches der Robinson unsrer Väter war, das Gerücht gehört haben. Mir selbst ist es nur in späteren Jahren gelungen, dieses Schatzes, nach dem ich schmachtete, habhaft zu werden. Vielleicht sieht man es gern, wenn ich Allerlei daraus nach erzähle: etwas kürzer freilich, als es Gisander in seinen vier dicken Bänden thut.
Karl Lappe.

Eberhard Julius studirte im Jahr 1725 zu Leipzig. Seine Mutter war ihm kürzlich gestorben; sein Vater, ein angesehener Kaufmann in D., durch Unglücksfälle zu Grunde gerichtet, hatte den Entschluß gefaßt, zu Schiffe zu gehen, um in Ost- oder Westindien entweder sein verlornes Glück oder den Tod zu finden. Von Hamburg aus meldete er seine Abreise dem armen Eberhard, der nun verlassen in der Welt da stand. Niedergeschlagen und über seinen künftigen Lebensplan nachsinnend, saß dieser eines Tages in seinem Stübchen, als ihm ein Brief gebracht wurde. Derselbe war zwar aus seiner Vaterstadt, aber von einer ganz unbekannten Hand und mit: „Capitain Wolfgang" unterzeichnet. Der Inhalt war: „Der Capitain Wolfgang habe Aufträge von der größten Wichtigkeit an Eberhards Vater bestellen wollen; da er aber mit Bedauern vernehmen müssen, daß derselbe sich entfernt habe, so wende er sich an dessen Sohn mit der dringenden Bitte: so schnell als möglich nach Amsterdam zu reisen und ihn daselbst auf dem ostindischen Hause zu erfragen, weil er ihm ein Geheimniß zu vertrauen habe, dessen Entdeckung seine ganze Familie glücklich machen würde. Um allen Grund zum Mißtrauen zu entfernen, lege er eine Anweisung auf ein ansehnliches Reisegeld bei." — Man kann sich vorstellen, wie seltsam der junge Eberhard durch diesen Brief überrascht wurde. Er saß wie ein Träumender da; nachdem er aber zur ruhigen Erwägung gekommen war, beschloß er: in Gottes Namen die Reise an zu treten, weil er im Vaterlande nichts zu verlieren hatte, und kein vernünftiger Grund, eine Täuschung zu argwöhnen, denkbar schien. — Er kam glücklich in Amsterdam an, wo er Gelegenheit fand, sich vorläufig nach dem Capitain Wolfgang zu erkundigen und über den Charakter desselben die vortheilhaftesten Zeugnisse einzog. Er hatte daher noch weniger Bedenken, diesen Mann auf zu suchen und sich ihm zu erkennen zu geben. Der Capitain Wolfgang war entzückt, einen Sprößling der Familie Julius vor sich zu sehen; er fiel dem jungen Manne um den Hals, nannte ihn seinen Sohn und versprach: wie ein Vater für ihn zu handeln und ihn an einen Ort zu bringen, wo schon der Grundstein seiner zeitlichen Glückseligkeit gelegt wäre. Darauf überreichte er ihm einen Brief mit folgender Ueberschrift: „Dieser im Namen des heiligen Gottes versiegelte Brief soll von Niemand anders erbrochen werden, als Einem, der den Geschlechtsnamen Julius führt und von dem, im Jahr 1633 unschuldig enthaupteten Stephan Julius rechtmäßig abstammt." — „Bist Du nun" sagte der Capitain Wolfgang, „der, für den ich Dich halte, so öffne getrost den Brief." —

Eberhard that es und las folgenden Inhalt: „Mein Enkel! Mit diesem Namen begrüße ich Dich, ohne Dich zu kennen. Wisse, daß mich der Himmel in eine Lage versetzt hat, wo ich dem mächtigsten Fürsten weder an Ansehen noch an zeitlichen Reichthümern nachstehe. Meine irrdische Laufbahn geht zu Ende, und ich will vergnügt sterben, wenn ich noch das Glück erlebt habe, Einen von denjenigen, die meinen Geschlechtsnamen führen, bei mir gesehen zu haben. Mache Dich auf und komme zu mir; mich verlangt, Dich zu umarmen und mit Dir die Schätze zu theilen, welche mir und den Meinigen unnützlich sind. Dem Capitain Wolfgang kannst Du sicher trauen; er hat mir mit einem Eide versprochen, nach Möglichkeit für Dich zu sorgen. Sey gesund und komme mit ihm bald zu mir. Felsenburg, den 29sten September im Jahr 1724. Im 78sten Jahre meiner Regierung und im 97sten meines Alters. Albert Julius."

Eberhard überlas den Brief immer von Neuem, ohne sich doch einen völligen Begriff von dieser wunderbaren Sache machen zu können. Aber der Capitain Wolfgang ertheilte ihm die vorläufigen Erläuterungen, welche nöthig waren, um seine Neugierde, bis zu seiner eigenen Ankunft, zufrieden zu stellen. Zugleich trug er ihm auf, eine Menge Sachen ein zu kaufen, worunter besonders allerlei Kunst-Werkzeuge, Schreib-Materialien und nützliche Bücher, vorzüglich mehrere Hunderte von deutschen und englischen Bibeln, wie auch Gesang- und Gebetbücher waren. Vor der Abreise hatte der junge Julius noch die Freude, seinen ehemaligen Lehrer, den Herrn Magister Schmelzer, eintreffen zu sehen, welcher von dem Capitain Wolfgang bewogen worden war, als Schiffsprediger die Reise mit zu machen. — Am 27sten Junius 1725 verließ man Amsterdam, um sich nach dem Texel zu begeben, von wo man, in Begleitung vieler andern Schiffe, in die hohe See stach. Bei der Insel Teneriffa wurde angelandet und eine Zeit lang verweilt, um die erlittenen Beschädigungen des Schiffes aus zu bessern, und dann ging es auf die Linie zu. Zur Zeitkürzung erzählte der Capitain Wolfgang, auf vieles Bitten, zuweilen von den mancherlei Abendtheuern, die er auf seinen Seereisen ausgestanden. Er war in Ost- und Westindien gewesen und hatte wunderliche Schicksale gehabt. Aus seiner dritten großen Reise erzählte er unter Anderem Folgendes: „Nachdem ich schon lange mit meiner, zur Meuterei geneigten Schiffsmannschaft allerlei verdrießliche Händel gehabt, aber, dem Anschein nach, sie wieder glücklich beigelegt hatte, ward ich einmal des Nachts im Schlafe von den Rebellen überfallen, an Händen und Füßen mit Stricken gebunden und in den Schiffsraum geworfen, wo ich einige Tage liegen mußte. Da die Fahrt eben bei einer wüsten Felsen-Insel vorüber ging, so wurde ich in einem kleinen Boote, mit einigen Lebensmitteln, an derselben ausgesetzt, und mußte die schändlichen Verräther mit meinem Schiff und allen meinen Sachen davon segeln sehen. Mir blieb keine andere Aussicht übrig, als in wenigen Tagen durch Hunger um zu kommen. Der Durst trieb mich zu einer Stelle, wo aus der, bis in die Wolken steigenden, durchaus unübersteiglichen Felsenwand ein strömendes Wasser hervor schoß. Hier beschloß ich, den Tod zu erwarten. Plötzlich hörte die Wasserfluth zu brausen auf, der Strom verlor sich und in kurzer Zeit kam kein einziger Tropfen mehr gelaufen. Nun so stirb, Unglücklicher! — rief ich aus — vor dem, um seinen Untergang zu beschleunigen, selbst die Natur ihre Ordnung zerstört und ein Gewässer vertrocknet, welches hier ruhig geflossen hat, seit die Welt steht! — Unter heißen Gebeten schmiegte ich mich in eine Felsenkluft und flehte zu Gott um das Ende meiner Qual. Da hörte ich nahe bei mir eine Stimme und vernahm folgende Worte in deutscher Sprache: Guter Freund, wer seyd Ihr und warum gehabt Ihr Euch so übel? — Indem ich nun die Augen aufschlug und sechs Männer in besonderer Kleidung, aber mit europäischen Waffen vor mir stehen sah, kam mir die Hoffnung des Lebens wieder zurück; doch konnte ich vor freudigem Schrecken kein einziges Wort hervor bringen. Sie redeten mir deswegen weiter zu, erquickten mich mit einem wohlschmeckenden Getränk und etwas Brod, worauf ich ihnen meine Unglücksfälle erzählte, um ihre Hülfe bat, und mein Erstaunen ausdrückte, an diesem wüsten Orte Leute an zu treffen, die meine Muttersprache redeten. Sie bezeigten mir ihr Mitleiden mit meinem Schicksal, fügten aber hinzu: Guter Freund, beruhigt Euch, Ihr werdet an diesem wüst und unfruchtbar scheinenden Orte Alles finden, was zu Eurem Unterhalte nöthig seyn wird. Geht nur mit uns! — Darauf führten sie mich in den Schlund des Wasserfalles hinein, wo wir einige Stufen in die Höhe stiegen, darauf wie in einem finsteren Keller, mitunter etwas gebückt, immer aufwärts gingen, bis wir wieder das Tageslicht erblickten. Am Ausgange waren einige in Stein gehauene bequeme Sitze, wo wir uns nieder ließen, um aus zu ruhen. Mit großem Erstaunen erblickten meine Augen eine der allerschönsten Gegenden von der Welt. Der Eine von meinen Begleitern blies nun drei Mal in ein großes Horn, welches ihm an der Seite hing; da hierauf sechs Mal geantwortet worden, nahm ich mit Verwunderung wahr: daß eine starke Wasserfluth in dem leeren Bette hergeschossen kam und sich mit großem Getöse in den dunklen Gang hinein stürzte, wo wir herauf gekommen waren." — Hier brach der Capitain Wolfgang seine Erzählung unvermuthet ab, dem jungen Julius aber sagte er insgeheim: „Du merkst wohl ohne

mein Erinnern, daß eben diese Gegend das irrdische Paradies ist, worüber Dein Ahnherr Albert Julius als unumschränkter Fürst regiert. Bete nur fleißig, daß uns der Himmel glücklich dahin führe und wir den Greis noch am Leben finden. Den weitesten Theil der Reise haben wir schon zurück gelegt."

Nachdem die Linie passirt war, gelangte man zu der Insel St. Helena, wo man es sich einige Tage wohl seyn ließ; doch mußte die Schiffsmannschaft beständig den Geldbeutel in der Hand haben. Die Fahrt ging weiter, unter dem Wendekreise des Steinbocks hindurch und am 12ten November 1725 nahm der Capitain Wolfgang den jungen Eberhard bei aufgehender Sonne mit auf das Verdeck, zeigte ihm in der Ferne einige hohe Felsen und sagte: „Siehe, mein Sohn, das ist der Ort, worauf, nächst Gott, Deine zeitliche Wohlfahrt gegründet ist." — Nach Untergang der Sonne warf man in einiger Entfernung von dem Felsen die Anker, worauf man die Kanonen abfeuerte und Raketen steigen ließ. Beides wurde von dem Felsen aus jedesmal beantwortet. Nachdem man die Nacht in Fröhlichkeit zugebracht hatte, versammelte der Capitain Wolfgang am Morgen alle auf dem Schiffe befindlichen Personen und hielt ungefähr folgende Rede an sie: „Meine Herren und besonders gute Freunde! Es kann Euch nicht entfallen seyn, was ich mit einem Jeden insbesondere, hernach auch mit Allen insgesammt öffentlich verabredet habe. Ich bin Euch das öffentliche Zeugniß schuldig, daß Ihr mir auf dieser ganzen Reise auch nicht die mindeste Ursache zur Unzufriedenheit gegeben habt. Nunmehr aber ist Zeit und Ort vorhanden, da ich nebst denen, welche ich dazu mit genommen, von Euch scheiden will. Sehet, ich stelle Euch hier an meine Statt den Lieutenant Horn als Capitain. Er besitzt alle zu dieser Würde erforderlichen Eigenschaften und Verdienste. Folget seiner Anführung in guter Eintracht, so dürft Ihr, mit göttlicher Hülfe, an der glücklichen Ausführung Eures Vorhabens nicht zweifeln. Ich gehe nun an meinen erwählten Ort, wo ich die übrige Zeit meines Lebens, so Gott will, in stiller Ruhe hin zu bringen gedenke. Indem ich mein Schiff nebst Allem, was Ihr zur ostindischen Reise nöthig habt, an den Capitain Horn überlasse, werde ich bloß dasjenige, welches ich zu einem andern Zwecke angekauft habe, mit mir nehmen. Gott sey mit Euch und mit mir! — Lebet wohl!"

(Die Fortsetzung folgt.)

## Eine Reliquie von Gellert.

So wenig Gellert im Allgemeinen ein Freund von Romanen war, *) so hoch schätzte er die, welche uns Richardson gab; und die Achtung, die er für diesen edlen Mann hegte, veranlaßte ihn zu folgendem Gedicht, das nicht in seinen sämmtlichen Werken steht:

### Unter Richardsons Bildniß.

Dies ist der schöpferische Geist,
Der uns durch lehrende Gedichte
Den Reiz der Tugend fühlen heißt;
Der durch den Grandison selbst einem Bösewichte
Den ersten Wunsch, auch fromm zu seyn, entreißt.
Die Werke, die er schuf, wird keine Zeit verwüsten,
Sie sind Natur, Geschmack, Religion;
Unsterblich ist Homer, unsterblicher bei Christen
Der Britte Richardson. — * —.

*) Man sehe das 62ste Blatt des „Gesellschafters" 1819, S. 247.

## B u n t e s.

Im Jahre 1816(!) ward den Damen zu Madrid endlich erlaubt: ohne Reifröcke bei Hofe zu erscheinen. In den Gründen des Decrets heißt es: „Die Reifröcke wären der Eleganz überaus ungünstig, und eher eine Last als eine Zierde."

Dr. C. F. Bahrdt sagt in der Geschichte seines Lebens (2ter Th. S. 82): „Daß wir noch keinen Galgen für die Nachdrucker haben, ist der unwidersprechlichste Beweis: daß unsere deutschen Fürsten noch keinen Funken Liebe für Gelehrte und Gelehrsamkeit haben, sondern diese Menschenart betrachten, wie das Wildpret, das sich selbst erhalten muß."

Ehemals rühmten sich die Bewohner der Insel Wight solcher erzväterlichen Sitten, daß sie keiner Gerichtspersonen bedurften, und sie duldeten auch keine auf ihrem Eylande. Ein Anwald wagte es, zur Zeit der Königin Elisabeth, sich dort nieder zu lassen; aber er ward auf die schimpflichste Weise verjagt: indem man Schellen und angezündete Lichter an seine Kleider band und ihn so lange durch die Gassen von Newport trieb, bis er ein Boot erreichte und die Insel verließ. — Uebrigens hat die erwähnte Stadt ein Rathhaus, wo alle Rechtsstreitigkeiten der ganzen Insel entschieden werden. E.

## Ein altdeutsches Gedicht.

Kommt Kunst gegangen vor ein Haus,
So sagt man ihr: der Wirth sey aus.
Kommt Weisheit auch gezogen dafür,
So find't sie zugeschlossen die Thür.
Kommt Zucht und Ehr derselben Maaß,
So müssen sie gehn dieselbe Straß.
Kommt Lieb' und Treu, die wär' gern ein,
So will Niemand ihr Thorwart seyn.
Kommt Wahrheit und klopfet an,
So muß sie lang vor der Thür stahn.
Kommt Gerechtigkeit auch vor das Thor,
So find't sie Ketten und Riegel vor.
Kommt aber der Pfennig geloffen,
So find't er Thür und Thor offen.

F — r.

## Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

Dresden. Seit der Ermordung des talentvollen Kügelgens, dessen Mörder ein Artillerist ist, der die That schon eingestanden hat, sind hier schon wieder mehrere Räubereien und Diebereien vorgefallen, die auf eine ganze Bande liederlichen Gesindels schließen lassen. Vielleicht aber führt eine holde Schöne zu der Entdeckung der Verbrecher. Man hat nämlich eine Dame in seidenem Matin, mit Federhut, die schönen Hände aber tyrannisch gebunden, ins Stockhaus gebracht. Die weibliche Gefangene soll Schöpf heißen und hat am Born der Verbrechen schon lange mit dem Kruge des Begehrens geschöpft, bis letzterer — dem Himmel und der Gerechtigkeit Dank! — endlich den Henkel verloren. So viel bis jetzt verlautet, besaß der Ripstullanische Engel auf dem sogenannten Sande vor der Neustadt, dicht am Walde, ein kleines Haus, das zur Niederlage gestohlenen Gutes diente, welches sie ihrem geschiedenen Mann nach Böhmen lieferte — also eine Art Speditionshandel! — An Erfahrung kann es übrigens der Speditionshändlerin nicht gefehlt haben, da sie schon ziemlich in die Jahre und drei Mal — mit einem Friseur, einem Conditor und einem Tabackshändler — verheirathet gewesen ist. Wenn sie also vielleicht von dem Ersten das Raufen, von dem Zweiten das Ueberzuckern gelernt hat, ist sie endlich, von dem Letzten erst geschieden, dann wieder geleckt, in die Beize gefallen. Habeat sibi! — In diesen Tagen sind fortwährend Diebe und Diebinnen in Menge eingebracht worden. Wahrhaftig, wenn das noch einige Zeit so fortgeht, möchte man fast versucht werden, zu glauben: so gut, wie Krankheiten und physische Gebrechen zuweilen epidemisch wüthen, könne dies auch mit moralischen Gebrechen der Fall seyn. — Zu den neuen heilsamen Einrichtungen, welche die Regierung mit väterlicher Sorgfalt trifft, wo sich nur Zeit und Gelegenheit darbietet, gehört die Verordnung vom 20sten Januar: die Errichtung von Wegweisern und Ortstafeln betreffend, und zwar an allen Kreuzwegen, oder wo sonst Land-, Post- und Commerzial-Straßen, auch Communikations-, Dorf- und Nachbar-Wege sich trennen. Es soll auf jenen Weisern und Tafeln nicht nur der nächste Ort, sondern auch die nächste Stadt, mit Angabe der Entfernung, bemerkt werden; auch soll am Eingange jedes Dorfes dessen Name durch eine Schrift am ersten Hause zur Kenntniß der Reisenden kommen. Die Aufsicht über diese treffliche Anstalt ist den Kreis- und Amts-Hauptleuten übertragen. — Ueber den Gebrauch arsenikalischer Mittel zur Vertilgung von Ratten oder Mäusen ist kürzlich eine Verordnung erschienen, nach welcher kein Apotheker künftig Arsenik anders als gefärbt verkaufen darf. Auch sind die Schwarzfärbungs-Mittel gehörig angegeben. — Eine andere längst ersehnte Verordnung der Landes-Regierung betrifft den Gerichtsstand in Criminalsachen. Zeither hatte man nämlich die, der Entdeckung und Festhaltung von Verbrechern so äußerst nachtheilige Einrichtung: daß jedes Gericht, in dessen Bereich der Verbrecher entdeckt oder verhaftet ward, auch die Untersuchung führen und alle damit verbundenen Lasten und Kosten tragen mußte. Man kann also denken, daß jeder Stadtrath, jeder Justitiar, jede Gemeinde eher bedacht war: den Verbrecher laufen zu lassen, als fest zu halten. Künftig aber soll nur der Ort, wo das Verbrechen begangen ist, über die Competenz der Untersuchung entscheiden. Allerdings etwas besser als ehedem. Wird dies aber nicht allmählig gleichfalls dahin führen: daß man Verbrecher lieber laufen als fest halten sieht? denn was können die ehrsamen Einwohner einer Stadt oder eines Dorfes dafür, daß räudige Schafe unter der guten Heerde sich finden. Am zweckmäßigsten wäre wohl die Errichtung einer allgemeinen Criminal-Kasse, wie sie in der Oberlausitz besteht, und von welcher in Engelhardt's Erdbeschreibung jener Provinz ein lesenswerther Aufsatz sich findet. So gut, wie Kriegslasten möglichst ausgeglichen werden, sollte dies auch mit solchen Lasten der Fall seyn, welche durch Verbrechen entstehen; denn fordert nicht die Verhaftung und Bestrafung eines Verbrechers das allgemeine Beste, die öffentliche Sicherheit überhaupt? — und läßt sich nicht voraus sehen: daß, wenn der Verbrecher unschädlich gemacht wird, viele Orte dabei gewinnen, in welche er sich mit seinem Thun und Treiben nun gewendet haben würde? F.

Das Tribunal der Besserungs-Polizei zu Troyes hatte neulich über 11 Spitzbuben das Urtheil gesprochen; unter denselben befand sich ein 18jähriges Mädchen, welches dem Präsidenten ganz frech erwiederte: „Jeder hat sein Fach! Ihr Amt ist's, zu reden, das meinige zu stehlen!" — Ihre Schwester, welche auch mitschuldig war, klagte höchlich: daß man sie wegen eines gestohlenen Kleidungsstückes zu 3 Jahr Gefängniß verurtheilte. „Zu Rheims" sagte sie, „ward ich um 800 Franken willen nur zu 2 Jahr verurtheilt, und jetzt um eine alte Bauerweste zu 3 Jahr!" (Gaz. d. Fr.)

Mehrere französische Zeitschriften sind plötzlichen Todes verblichen! — nun, mit dem Thier stirbt auch das Gift! — Dagegen giebt es auch Vermählungen genug unter den liberalen Blättern: der „Indépendant" hat sich mit dem „Censeur" vereint, der „Constitutionel" soll die „Renommée" heirathen und der „Aristarque" den „Pilote". (Gaz. d. Fr.)

Jemand, der bis dahin das Exceptions- und Censur-Gesetz sehr gefürchtet hatte, las neulich in der „Tribune". „Ey!" meinte er; „man muß gestehen, die Censur thut Wunderdinge! Diese Zeitung hat, wie Sie sehen" (indem er auf eine weg gebliebene, nun weiße Stelle zeigte) „die Farbe der Unschuld angenommen, wovon sie doch sonst nicht viel hielt!" (Gaz. d. Fr.)

Die nordamerikanische Seemacht besteht jetzt aus 36 Linienschiffen zu 74 Kanonen, 25 Fregatten von 44 — 14 Kanonen, 11 Briggs zu 20 — 12 Kanonen, 12 Schoonern und einer Menge Kanonier-Schaluppen. Vor 25 Jahren hatte jener Staat nur einige Fregatten. (Indépend.)

Die Kolonie Surinam allein führte ihrem Mutterlande im Jahr 1818 in 82 Schiffen zu: 18,873,305 Pfund Zucker; 8,428,557 Pfund Kaffee; 1,336,356 Pfund Baumwolle; 33,141 Pfund Taback; 96,336 Pfund Kakao; und im Jahr 1819 auf 68 Schiffen: 15,408,995 Pfund Zucker; 5,592,202 Pfund Kaffee; 1,275,767 Pfund Baumwolle; 2,420 Pfund Taback und 54,301 Pfund Kakao. (Gaz. d. Fr.)

Redacteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurersche Buchhandlung.




# Der Gesellschafter
oder
# Blätter für Geist und Herz.

1820. Mittwoch den 3. Mai. 71stes Blatt.


## Der Betrogene.

(Frei nach dem Französischen des Lafontaine.)

Traulich Winken, Händedrücken,
Als der Onkel wollt' verreisen,
Ließ mich hoffen eine süße,
Uebersüße Schäferstunde.
Nun der Onkel war verreiset,
Und die Stunde war gekommen,
Die mir, ach! so heiß ersehnte,
Stand ich an der Kammerthüre.
Niemand sah mich, selbst der Mond nicht,
Der mir heute zu Gefallen
Wollte durch die Finger sehen;
Und sie drehte schon den Schlüssel,
Und ich fasse schon die Klinke —
Aber, ach! sie hieß mich gehen:
In besorgt geschäft'ger Eile
Hab' den Schlüssel sie verdrehet,
Morgen mög' ich wieder kommen! —
Und nun wehe mir, Betrog'nen!
Morgens schon zur zehnten Stunde
Lag mit langer Pfeif' und Schlafmütz
Der Herr Onkel in dem Fenster:
War noch Nachts zurück gekommen.

W. Stems.

## Die Insel Felsenburg.

(Fortsetzung.)

Nach dieser Rede ließ der Capitain die Sachen in Böte packen und hinüber an den Felsen schaffen. Nächst ihm selbst und dem jungen Eberhard Julius verließen noch dreizehn andere Personen mit ihm das Schiff; außer dem Magister Schmelzer, dem Mathematiker Litzberg und dem Wundarzt Kramer waren die Uebrigen Handwerker und Künstler. Am wunderlichsten kam es dem Schiffsvolke vor: daß der Capitain an einem solchen Felsen bleiben wollte, wo weder Gras, Kraut noch Bäume, vielweniger Menschen zu sehen waren; weshalb sich auch Einige nicht enthalten konnten, ihn darum zu befragen. Allein er gab ihnen lächelnd zur Antwort: „Sorget nicht für mich und die ich bei mir habe; wer von Euch in des Capitain Horns Gesellschaft wieder mit zurück kommt, soll uns mit Gottes Hülfe wieder sehen und sprechen." — Darauf lichtete der Capitain Horn die Anker und nahm mit vier Kanonenschüssen von uns Abschied; wir dankten ihm gleichfalls aus vier Kanonen, welche der Capitain Wolfgang mit an den Felsen zu bringen befohlen hatte; am vergnüglichsten aber war es, daß die unsichtbaren Bewohner des Felsens auch kein Pulver sparten, und damit anzeigten: daß sie uns bewillkommnen, Jenen aber Glück auf die Reise wünschen wollten.

Es war nun Abend geworden und der Capitain Wolfgang sagte zu seiner Gesellschaft: „Diese Nacht wollen wir noch hier am Strande verweilen und morgen unsern fröhlichen Einzug halten." — Indeß schon in der Nacht stellten sich drei Fremde, welche große Fackeln in den Händen trugen, bei ihnen ein. Sie umarmten und küßten als alte Bekannte den Capitain, welcher sogleich fragte: ob der Altvater noch lebe und gesund sey? — Als sie dieses bejaheten, fuhr er fort: „So empfanget nun Euren Blutsfreund, Eberhard Julius, den ich aus Deutschland mit anher geführt habe." — Sie umarmten ihn mit großer Herzlichkeit

und es versammelten sich immer Mehrere, um die Ankömmlinge willkommen zu heißen. Am Morgen begab man sich zu der Mündung des Flusses, welche sich zu Aller Verwunderung ganz trocken zeigte. Nun ging es die Felsenstufen hinauf durch den unterirrdischen Gang, der mit Fackeln erleuchtet war, bis man zuletzt an das helle Tageslicht hervor kam. Bei dem Anblick der neuen Welt, welche sich hier dem Auge öffnete, blieben die Ankömmlinge eine Zeit lang vor Erstaunen stumm; der Magister Schmelzer aber fiel auf seine Knie, pries die wundervollen Wege der Vorsehung und beschloß mit einem Lobgesang, in welchen die Anwesenden, selbst die Insel-Bewohner, mit großer Rührung einstimmten.

Es ist unmöglich, die überraschenden Reize dieser glückseligen Gegend hinlänglich zu schildern. In der Ferne, fast gegen die Mitte der Insel hin, zeigte sich ein grüner Hügel mit einem Hause, worin Albert Julius, als Stammvater und Oberhaupt aller Einwohner, seinen Sitz hatte. Ein meilenlanger Baumgang führte in gerader Richtung zu demselben hin. Gegen das Ende des Ganges bildeten die Bäume mit ihren Wipfeln ein hohes Gewölbe, welches die schönste Sommerlaube darstellte. Unter dieses Blätterdach hatte sich der Patriarch aus seiner Behausung, den Ankommenden entgegen, begeben; ein schöner weißer Bart, der ihm fast bis auf den Gürtel hinab reichte, erhöhte noch sein wundervolles und ehrfurchtweckendes Ansehen. Zu seinen Seiten standen fünf andere Greise, nebst mehreren Männern in mittleren Jahren. Außer der Sommerlaube aber, auf einem mit Palmen umsetzten Platz, war eine ziemliche Anzahl erwachsener Personen und Kinder versammelt. — Man könnte nicht Worte genug ersinnen, um die zärtliche Bewillkommnung und das innige Vergnügen des Altvaters und der Seinigen genugsam aus zu drücken; am längsten schloß er seinen neuen Enkel an die Brust, stellte ihn darauf zwischen seine Knie und ließ alle Anwesenden herbei rufen, ihn zu sehen und zu begrüßen. Das Mittagsmahl, welches zwar nicht fürstlich war, aber doch an Fleisch, Fischen und auf der Insel gewachsenen Weinen keinen Mangel litt, wurde in der Burg eingenommen; nachher trat man ins Freie und überschaute von dem Hügel fast den ganzen inneren Raum der Insel; dann begab sich die Gesellschaft in den Garten, welcher eine Viertelmeile lang und eben so breit war. Er wurde durch einen Kreuzgang in vier gleiche Theile abgetheilt, wovon der eine die auserlesensten Fruchtbäume, der andere mehrere Arten von Weinstöcken, der dritte eine unendliche Menge von Blumengewächsen und der vierte die nützlichsten und schmackhaftesten Küchengewächse enthielt. Hier verbrachte man den Nachmittag ungemein vergnügt, und nachdem der Capitain Wolfgang dem Altvater die Begebenheiten seiner letzten Reise erzählt hatte und die Abendmahlzeit eingenommen war, begab man sich, auf einen so freudigen Tag, zur Ruhe; dem jungen Eberhard wurde in der Nähe des Greises sein Schlafzimmer angewiesen.

Am folgenden Morgen wurden durch einen Kanonenschuß alle Einwohner der Insel zum Gottesdienst berufen; der Magister Schmelzer trat sein neues Amt an, wobei der ehrwürdige Greis, der nun seine frommen Wünsche: seinen Kindern einen Prediger von seiner Religion zu hinterlassen, erfüllt sah, fast in Thränen zerfloß. — Sobald die mitgebrachten Sachen vom Strande herauf geschafft waren, wurden sie dem Greise vorgelegt, der eine besondere Freude über die zahlreichen wohlgewählten Bücher empfand.

Die nächste Sorge war nun, einen Platz zu bestimmen, wo die Kirche gebaut werden sollte. Der Greis legte selbst den Grundstein dazu und befahl: sogleich mit dem größten Fleiße den Bau zu beginnen. Darauf beschloß er: mit den neuen Ankömmlingen sein ganzes kleines Reich zu bereisen und die neun Stämme seiner Nachkommen in ihren Wohnungen und bei ihren täglichen Arbeiten zu besuchen, ihren Zustand zu erwägen und auf weitere Verbesserungen zu sinnen. Bei diesen Reisen fuhren der Greis, Herr Wolfgang, der nun nicht mehr Capitain heißen wollte, Herr Magister Schmelzer und Eberhard Julius auf einem, von vier zahmgemachten Hirschen gezogenen Wagen; die übrige Gesellschaft folgte zu Fuße. Der erste und nächste Ort, den man besuchte, war der Alberts-Raum, welcher nicht fern von der Albertsburg nach Norden lag. Die folgenden Tage ging es nach Davids-Raum, Stephans-Raum und so immer weiter. Die Abende wandte der Altvater an, seinen Gästen seine Lebensgeschichte zu erzählen. Wir wollen dieselbe, ohne Unterbrechung, hier im Auszuge liefern.

### Geschichte des Greises.

Ich, Albert Julius, bin im Jahr 1628 geboren. Mein Vater, Stephan Julius, war, zu seinem Unglück, der Staats-Diener eines gewissen deutschen Prinzen. In der damaligen heftigen Kriegsunruhe fiel er den Feinden seines Herrn in die Hände und weil er weder seinem Fürsten noch seinem Gott ungetreu werden wollte, so warf man einen Haß auf ihn und ließ ihn, unter einem falschen Vorwande, unschuldiger Weise enthaupten. Meine Mutter gerieth durch den anhaltenden Krieg in die äußerste Dürftigkeit, und da sie bald vor Kummer starb und Niemand sich meiner und meines jüngeren Bruders annahm, so waren wir gezwungen, unser Brod vor den Thüren zu betteln. Ein gutmüthiger Pfarrer erbarmte sich unser, nahm uns ins Haus, unterrichtete uns mit seinen Kindern und behielt uns zwei Jahre bei sich. Nachher trat er mich

an einen Amtmann ab, wo ich es ebenfalls gut hatte. Aber mein Wohlthäter heirathete zum zweiten Mal; die junge Frau konnte mich nicht leiden und ich mußte vor ihren Verfolgungen die Flucht nehmen. So irrte ich denn wieder umher, bis mich ein junger Edelmann in seinen Dienst nahm. Mit diesem — welcher Franz von Löwen hieß — ging ich nach England, wo er sich verheirathete und darauf mit seiner jungen Frau nach Ceylon absegelte. Ich nahm keinen Anstand, meinen gütigen Herrn zu begleiten. Aber unser Schiff scheiterte auf den Sandbänken, welche vor dieser Felsen-Insel liegen, und es rettete sich Keiner aus den Wellen, als mein Herr mit seiner Frau, der Schiffs-Capitain und ich; die Andern, welche sich der Böte bemächtigt hatten, schlugen um und versanken; wir aber waren in der Kajüte geblieben und wurden auf die Sandbank geworfen. Wir suchten darauf, so viel als möglich, von dem Wracke zu bergen, und da eines der umgeschlagenen Böte zu uns heran trieb, so waren wir im Stande, mit dem geretteten Vorrath nach der Felsen-Insel über zu setzen, wo wir mehr Schutz und einen herab stürzenden Wasserstrom fanden. Hier lebten wir nun einige Zeit, in der Hoffnung, ein Schiff zu unserer Rettung erscheinen zu sehen. Aber diese Hoffnung schlug fehl, unsere Lebensmittel nahmen ab und wir waren genöthigt, uns auf die Fischerei und die Jagd der Schildkröten und Meer-Kälber zu legen. Ich, als der jüngste und behendeste, machte mir ein Geschäft daraus, an der Felsenwand herum zu klettern, um etwas zu unserm Vortheil zu entdecken. Da ich oben einige Vögel erblickte, so ruhte ich nicht eher, bis ich endlich die Spitze erreichte, wobei ich mit einem Beile an den gefährlichsten Stellen Stufen einhieb. Meine Verwegenheit wurde auf das herrlichste belohnt; denn als ich ganz erschöpft auf dem Gipfel angekommen war, fiel mir durch einen einzigen Blick die anmuthige Gegend unseres jetzigen Aufenthalts in die Augen, welche die Natur aus besonderen Absichten mit so starken Pfeilern und Mauern umgeben zu haben scheint. Ich weiß gewiß, daß ich länger als eine Stunde, wie in Verzückung, gestanden habe. Die schönen blühenden Bäume, das herum spazirende Wild, Alles kam mir wie ein Traum vor; doch endlich, als ich mich überzeugt hatte, daß es kein Blendwerk sey, versuchte ich hinunter zu steigen, welches ziemlich bequem anging, nur daß ich an einigen Stellen einen herzhaften Sprung wagen mußte. Ich erstaunte, sobald ich mich mitten in diesem Paradiese befand, noch mehr; denn ich sah Hirsche, Rehe, Affen, Ziegen und andere, mir unbekannte Thiere ganz zahm und ohne alle Scheu an mir vorüber gehn. Unter allerlei Geflügel erblickte ich ein Volk von Rebhühnern, ich gab Feuer und erlegte fünf. Bei dem Knall der Flinte stutzten alle Bewohner dieses Paradieses nicht wenig, und fingen an, jedoch nur langsam, sich in die Gebüsche zurück zu ziehen. Es that mir beinahe leid, meine angenehmen Gesellschafter vertrieben zu haben; zwar fiel ich auf den Gedanken: es würden an ihrer Statt sich Menschen bei mir einfinden; allein da ich binnen sechs Stunden die ganze Gegend ziemlich durchstreift und kein Wesen meiner Art angetroffen hatte, so verging mir diese Hoffnung, woran mir, wenn ich die rechte Wahrheit bekennen soll, auch gar nicht viel gelegen war. Doch fand ich allerlei fruchttragende Bäume, Weinstöcke und Gartengewächse. (Die Fortsetzung folgt.)

## Ein bisher ungedrucktes Gedicht von Burmann.

### Glückwunsch zu einer Entbindung.

Heil Dir! daß Du entbunden bist,
Denn eine Charis lacht Dich an,
Die einst — durch einen sanften Mann —
So glücklich, wie Du Selber, ist!
Sie wird Dein Lenz im Alter seyn —
Dir Deine Jubel-Rosen streu'n;
Und Schwesterchen und Brüderchen
Und Enkel singen Liederchen!
Heil Dir, daß Du entbunden bist,
Weil doch für's Weib nichts Höh'res ist:
Als Gottes Schön-Erdbodelein
Mit Knab' und Mägdlein zu erfreu'n!

Künftig ein Mehreres. Eine neue Mutter — darf nicht viel lesen. Gott mit Ihnen, meine Freundin, und mit der kleinen Grazie, die sich zum Lichte wand! — Gruß an Männchen! Burmann.

## Fündlinge.

Franklin wurde gefragt: Wozu nützt ein Luftballon? — Er antwortete: „Wozu nützt ein Kind, das zur Welt kommt?"

Als von dem bekannten Schriftsteller und Verschwender Düfresny seine Wäscherin die ihr schuldigen 300 Livres forderte, und nicht gehen wollte, als bis sie bezahlt wäre, reichte er ihr den Schlüssel mit den Worten: „Nun, so bleib! Ich komme erst in acht Tagen wieder — aber warum bist Du so besonders dringend?" — „Ich brauche Geld; ich heirathe." — „Was? Heirathest mit 300 Livres?" — „O nein, ich habe noch 2700 Livres blankes Geld zu Hause." — „Und wen heirathest Du?" — „Einen Lakaien." — „Einen Lakaien? — Bringe mir die 2700 Livres, ich bin mehr als ein Lakai, ich will Dich heirathen." — Ihre Einwilligung erfolgte: sie wurden ein Paar; ob ein glückliches? sagt der Biograph nicht.

Heinrich IV. sollte den Verfasser einer, gegen ihn gerichteten Satyre bestrafen. — „O nein!" sprach er. „Ich würde mir Gewissens-Vorwürfe machen, wenn ich einem Menschen weh thäte, der mir Wahrheiten sagte!" Haug.

## Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

Wien. Die seit dem 4ten Oktober 1819 eröffnete erste österreichische Sparkasse in der Leopoldstadt hat an ihre Glieder einen Nachweis über ihren Stand bis zum Schlusse des Stiftungs-Jahres ausgegeben. Die Bilanz weiset demnach aus: daß die Summen der, in den drei Monaten geleisteten Einlagen 22,376 Gulden 53 Kr. in W. W. und 10,778 Gulden 47 Kr. in Conventions-Münze, die eigenthümlichen Kapitale der Kasse (aus den freiwilligen Beiträgen der Stifter und den milden Geschenken mehrerer Wohlthäter entstanden) 1105 Guld. 18 Kr. W. W. und 8,717 Guld. 41 Kr. in Conventions-Münze betragen. Wir wünschen und jeder Redlichgesinnte mit uns: daß die Nützlichkeit und der erhabene Zweck dieser menschenfreundlichen Anstalt überall genugsam erkannt und gewürdigt werden möge! — Auf die Beschuldigung des Hrn. Pezzel: daß die Literatur in Norddeutschland und besonders in Oesterreich abgenommen hätte, hat sich die Redaktion der „Vaterländischen Blätter für den österreichischen Kaiserstaat" der Mühe unterzogen, ein vollständiges, durch 5 Nummern laufendes Verzeichniß der gegenwärtig in Wien lebenden Schriftsteller zu verfassen. Nach dieser Liste (woraus alle in fremden Sprachen schreibenden oder anonymen Schriftsteller ausgeschlossen blieben) befinden sich hier 456 Schriftsteller, und zwar: Im Fache der Theologie und Kirchengeschichte 8; Arzneikunde 34; Chirurgie 6; Anatomie 3; Geburtshülfe 3; Gesetzkunde 11; Staatskunde 2; Staatswirthschaft 4; Staats-Rechnungs-Wissenschaft 1; Lehnrecht 1; Cameralistik 2; Finanz-Wissenschaft 1; Politik 2; Philosophie 6; Kriegs-Wissenschaft und Kriegsgeschichte 7; Geschichte 22; Rechtskunde 17; Münzkunde 3; Mathematik 10; Baukunst 2; Physik 4; Astronomie 2; Topographie 3; Statistik 3; Geographie 2; Geognosie 1; Botanik 11; Naturgeschichte 7; Mineralogie 4; Handlungs-Wissenschaft 2; Gewerbskunde 2; Pädagogik 5; für Erziehungs- und Jugend-Schriften 13; Erbauungs-Schriften 20; Reisebeschreibungen und Landeskunde 15; Landwirthschaft 13; Straßenbau 1; Orientalische Literatur 2; Aesthetik 1; Classische Literatur 3; Schöne Literatur (7 Frauen mitgerechnet) 148; Bildende Künste 6; Sprachkunde 19; Fechtkunst 2; Schwimmkunst 1; Musik 5; Zeichenkunst 2; Lithographie 1; Kalligraphie 2; Kochkunst 1; für Vermischte und Volks-Schriften 11. — Im Theater an der Wien dröhnt der Boden fast täglich vom Hufschlag der Pferde und dem Rippenkrachen der aus dem Sattel gehobenen Ritter. Die ganze Stadt preist sich glücklich, im gepreßten Zustande die Wunderdinge zu vernehmen. „Graf Wiprecht von Groitzsch" ist's, der, nach 20jähriger Ruhe, aus der Rumpelkammer hervor schritt, um, mit neuen Lappen behängt, dem Benefiziaten Küstner Haus und Kasse zu füllen. Die derbe Sprache, die in diesem Stücke herrscht, klingt in unsern, von Jamben- und Trochäen-Musik verwöhnten Ohren widerlich, ja oft so komisch: daß die Mitspielenden sogar in den Rühr-Scenen ausgelacht werden; aber die Einzüge und das Turnier bringt wieder Alles in Ordnung. — Rossini's „Türke in Italien" wurde nicht sonderlich aufgenommen, obgleich die Bemühungen der Demois. Pfeiffer und der Hrn. Jäger, Seipelt und Schwarzböck des Lobes würdig sind. — Der außerordentliche Beifall bei dem Töpferischen „Tagsbefehl" hat zwei Seitenstücke veranlaßt; „der Nachtbefehl" des Hrn. Meißl, im Leopoldstädter Theater, und „der hölzerne Säbel" von Rosenau, für die Josephstadt; beide gefielen. — „Die Brüder Liederlich", ein Produkt von Hrn. Gleich, amüsiren das Publikum der Leopoldstädter Bühne. Er hat das Mährchen der Rolands-Knappen, von Musäus, in die moderne Zeit versetzt und dadurch mehrere komische Situationen herbei geführt. Demoif. Gleich, als Fee, gab die verschiedenen, oft im Widerspruche stehenden Charaktere mit Wahrheit und Fleiß, so auch Hr. Joh. Sartory den Festungs-Kommandanten, eine Copie des Bäuerleschen Rummelpuffs. Herr Reimund ist wieder das Leben dieser Produktion; seine Laune und sein natürlicher Witz, wodurch er die matten Stellen mit eigenen glücklichen Einfällen ausschmückt, bringen manches Stück zu Ehren, was in andern Händen ein unsanftes Ende erfahren müßte. Eine Probe von seinen Bonmots, die er in diesem Stücke anbringt, möge hier stehen; es ist ein Wortspiel über die hier bekanntesten Zeitschriften: „Wenn ich aufsteh', les' ich das „Morgenblatt" und wenn's dunkel wird, die „Abend-Zeitung"; bei'm Ankleiden die „Moden-Zeitung"; wenn ich zum Fenster hinaus seh', den „Beobachter"; bei'm Spazierengehn den „Wanderer"; wenn mir die Zeit lang wird, den „Gesellschafter" und wenn ich kein Geld habe, nehm' ich den „Sammler" in d'Hand." — Hr. Swoboda gab zu seiner Einnahme den „reisenden Schneider", Musik und Text von einem Theaterfreunde (Pfaller). Der Hr. Verfasser, den das Spiel des talentvollen Komikers Hrn. Meister, als dieser sich noch auf dem Provinzial-Theater in Neustadt befand, zu diesem Machwerk begeisterte, hatte die Eitelkeit, dieses saft- und kraftlose Machwerk auf eine Wiener Bühne zu bringen. Es ist unbegreiflich, wie eine Direktion solches Zeug in die Scene setzen kann. Schade um die Bemühungen des Hrn. Reimund und der Mad. Platzer. — Ein artiges, von Rosenau aus dem Französischen übersetztes Stückchen „die Gunst der Kleinen" fand Beifall. Jedoch wurde Hr. Reimund, in der Rolle des „Hausbarbiers", zur Abwechslung von einer Parthei, die den Menschen und den Schauspieler nicht von einander zu scheiden weiß, mit Zischen empfangen. Warum? — Ein zurück genommenes Eheversprechen war die Ursache. — Angenommen, Hr. Reimund hätte sich hierdurch eines Vergehens schuldig gemacht, so mußte dennoch jeder Partheilose die Fragen: Gehört die Mißbilligung einer solchen Sache vor das Tribunal Thaliens? Hat das Publikum das Recht, sich zum Richter häuslicher Verhältnisse auf zu werfen? — mit Nein! beantworten. Der Theater-Vorhang ist die Scheidewand zwischen der wirklichen und der Dichter-Welt; wo die letzte anfängt, hat die erste aufgehört. — Das Stück verlangt es, daß Einer der Mitspielenden Hrn. Reimund mit den Worten anspricht: „Wo sind Sie gestern geblieben? wir haben lange auf Sie gewartet!" Dies verursachte ein lautes Gelächter. Ungeachtet dieser Vorfälle spielte derselbe trefflich und gewann sich neuerdings Jene, die durch falsche Logik ihm abgeneigt waren. — Der Inhaber des priv. Theaters an der Wien, Graf Palfy, der die außerordentlichen Kosten, womit die neuen Produktionen seiner Bühne verbunden sind, möglichst zu verringern wünscht, hatte die Idee: ein lokales Lustspiel ein zu führen, und ließ dem Lokal-Dichter Hrn. Bäuerle und dem Komiker Reimund sehr vortheilhafte Bedingungen machen. Hr. Direktor Huber, der zwei solche Stützen seiner Bühne unmöglich entbehren kann, hat mit ihnen neue Contrakte abgeschlossen. Hr. Bäuerle verpflichtet sich, für 1600 Guld. W. W. vier Stücke zu liefern, ein fünftes sich zum Benefiz; Hrn. Reimund aber sind 4000 Gulden Gage und eine Einnahme zugestanden. — „Ists was, so ists nix, ists nix, so sinds 36 Kreuzer!" unter diesem sonderbaren Titel steckt eine elende Posse des Josephstädter Theaters, welche die herbei gelockten Zuschauer nicht im geringsten befriedigt. — Von den Conzerten, womit unser kunst- und musikliebendes Publikum mehr als zur Genüge heimgesucht wird, erwähne ich nur das Oratorium: „die Befreiung von Jerusalem", gedichtet von Matth. v. Collin, in Musik gesetzt vom Abbé Stadler. Es wurde an zwei Tagen der heiligen Woche, in Beiseyn des Hofes und eines vollen Hauses, von den Mitgliedern des großen Musik-Vereins meisterhaft aufgeführt, und mit allem Beifall, der einem solchen Kunstwerk gebührt, aufgenommen. — r.

Voltaire sagte (und die Erfahrung hat es oft bestätigt): „Wenn das Interesse, der glückliche Zufall oder der Partheigeist einem Theater-Stück bei der ersten Darstellung lauten Beifall verschafft hat, so ist nichts leichter, als daß es einen dauernden Beifall behalte, wenn nur die Form nicht vernachlässigt ist." (Renommée.)

Redacteur und Herausgeber: J. W. Gubitz. Verleger: Maurersche Buchhandlung.




# Der Gesellschafter
oder
# Blätter für Geist und Herz.

1820. Freitag den 5. Mai. 72stes Blatt.


## Die Insel Felsenburg.

(Fortsetzung.)

Der Tag verschwand mir schnell, und da ich es nicht rathsam fand, den Rückweg zur Nachtzeit an zu treten, so pflückte ich mir Früchte von den Bäumen, trank dazu aus einer Quelle, suchte mir eine bequeme Lagerstatt und schlief, unter Empfindungen der Freude und des Dankes für Gott, gar hurtig ein; um so mehr, da mich das hohe Klettern und viele Herumschweifen ungemein müde gemacht hatte. Ich schlief auch bis zwei Stunden nach Sonnen-Aufgang, und schämte mich darüber, als ich endlich erwachte. Eilig nahm ich die erlegten Rebhühner, schoß unterweges noch ein junges Reh und begab mich auf den Pfad, der mich wieder zu meiner verlassenen Gesellschaft zurück führen sollte. — Der Rückweg fand sich von innen heraus weit bequemer und sicherer. Um die rechten Stellen wieder zu finden, machte ich mir sorgfältige Zeichen, und so gelangte ich mit meiner Beute ohne allen Schaden hinunter und traf meine zurück gelassene Gesellschaft in großer Sorge um mich.

Wer beschreibt die Freude, welche meine Nachricht erweckte? Wir beschäftigten uns sogleich mit Vorbereitungen zu unserem Uebergange, indem wir uns mit Stricken und Geräthschaften versahen. Ich machte den Wegweiser, und wenn Concordia — so hieß die Gemahlin meines Herrn — vom Schwindel ergriffen wurde, so kamen wir ihr zu Hülfe; an einigen Stellen mußten wir eine Art von Brücke für sie bauen, um sie über Abgründe zu bringen. Endlich kamen wir glücklich auf der Ebene an und nahmen Besitz von unserm kleinen Königreiche. Es fehlte nun noch, auch unsere am Strande zurück gelassenen Sachen herüber zu schaffen, welches manchen Schweißtropfen kostete; doch kamen wir, vermittelst eingehauener Stufen und durch Stangen und Stricke, endlich auch damit zu Stande. — Bei genauerer Untersuchung fanden wir Merkmale, daß sich hier schon vor uns Menschen aufgehalten haben mußten. Wir entdeckten einen umzäunten, aber wieder verwilderten Gartenplatz; Scherben von zerbrochenen Gefäßen und Pfähle bei Weinstöcken, von gegenwärtigen Bewohnern aber keine Spur. Auf diesem Hügel, wo jetzt meine sogenannte Albertsburg steht, welcher damals aber mit einem dicken Gesträuch bewachsen war, fanden wir einen schmalen Weg ausgehauen, welcher zu einer der angenehmsten Sommerlauben führte, die offenbar von Menschenhänden gebildet war. Hier erwählten Herr von Löwen und seine Frau ihre Wohnung, während der Capitain und ich uns an einer andern Stelle eine Art von Hütte machten. Um Nahrungsmittel durften wir nicht mehr besorgt seyn: ein großer See, wie auch der aus demselben entspringende Fluß, welcher sich hernach in zwei Arme theilt, wimmelte von Fischen; Wildpret war reichlich vorhanden, und wir wandten alle Mühe an, die gefundenen Früchte, eßbaren Kräuter und Getreidearten zu vervielfältigen.

Als ich eines Abends an der Seite des Hügels lustwandelte, glitt ich von ungefähr auf dem glatten

Grase aus und fiel in einen, mit dünnen Sträuchern verdeckten Graben über vier Ellen tief hinunter, jedoch ohne mir den geringsten Schaden zu thun. Indem ich mich erschrocken aufraffte, wurde ich eine finstere Höhle gewahr, welche mit allem Fleiße in den Hügel hinein gearbeitet zu seyn schien. Ich ging bis zum Eintritt derselben getrost hin; da es aber finster war und ein übelriechender Dunst mir entgegen drang, so empfand ich einen unwillkührlichen Schauder und kehrte zu meinen Gefährten zurück. Sie merkten an meinem Schrecken, daß mir etwas begegnet war, und als ich die Sache erzählte, meinte Herr von Löwen: man müße nicht allzu neugierig seyn; wir hätten, Gottlob! so viel, als wir zur Erhaltung unsers Lebens bedürften und wollten uns nicht aus Vorwitz in Gefahr stürzen; wer wüßte: ob nicht diese Höhle der Aufenthalt giftiger Thiere sey, oder sonst etwas Gräßliches enthielte. — Aber in der Nacht träumte ich von nichts als von der Höhle, und meine Begierde, mein Abendtheuer zu verfolgen, wurde so heftig: daß ich am Morgen die beiden Männer beredete, mir Gesellschaft zu leisten. Wir nahmen Fackeln mit uns, zündeten Schießpulver an, um die Luft zu reinigen, und wagten uns in das Gewölbe hinein. Schon am Eingange fielen uns allerlei metallene Geräthe, Gefäße und zusammen gebundene Ballen in die Augen. Zur Seite war eine halb geöffnete Thür, und als wir dieselbe völlig aufstießen, hatten wir einen Anblick, vor dem wir beinahe erstarrt wären. Denn auf einem in Stein gehauenen Sessel saß eine wunderbare Menschengestalt, mit einem weißen Barte, der bis auf die Knie reichte, mit einem langen Kleide von rauhen Thierhäuten angethan, auch eine dergleichen Mütze auf dem Haupte, wie schlafend da; der eine Arm stützte den Kopf, die andere Hand lag auf einem Tische ausgestreckt. An der Wand hing eine Lampe und auf dem Tische lagen einige Tafeln mit Schriften. Nachdem wir uns von unserm Erstaunen etwas erholt hatten, trugen wir die Tafeln, welche, dem Ansehen nach, aus einem zinnernen Teller geschlagen waren, an das Tageslicht. Die eine enthielt in lateinischer, die andere in spanischer Sprache folgende Inschrift: „Ankömmling, wer Du auch seyst! Wenn wunderbare Schickungen Dich in meine Behausung führen und Du unvermuthet mein Gerippe erblickst, so erstaune nicht allzu sehr, sondern bedenke: daß Du nach dem Falle der ersten Eltern demselben Verhängniß der Sterblichkeit unterworfen bist. Laß aber das Ueberbleibsel meines Leibes nicht unbegraben liegen; denn ich, der Gestorbene, habe mich, den Gestorbenen, nicht selbst begraben können. Einem Christen, wenn Du ein Christ, oder doch wenigstens menschlich bist, stehet zu, einen Christen ehrlich zur Erde zu bestatten. Du wirst für Deine geringe Arbeit eine große Belohnung erhalten. Wenn Dir nämlich das Glück, welches mir so viele Jahre hindurch versagt war, widerfährt: Dich wieder den Menschen zugesellen zu können, so darfst Du hoffen, eine köstliche Belohnung Deiner Mühe, zur Gründung Deiner zeitlichen Glückseligkeit, aus dieser Höhle mit Dir hinweg zu nehmen. So Du aber, wie ich, gezwungen bist, in dieser Einsamkeit als ein Einsiedler dem Tode entgegen zu gehen, so werden doch einige merkwürdige Schriften, die in meinem in Stein gehauenen Sessel verborgen liegen, Dir vielleicht erfreulich und nützlich seyn." — Auf einer kleineren Tafel stand: „Ich bin geboren den 9ten August 1475. Auf diese Insel gekommen den 14ten November 1514. Ich fühle, daß ich Alters halber in kurzer Zeit sterben werde, obgleich ich weder Krankheit noch einige Schmerzen empfinde. Dieses wurde geschrieben den 27sten Junius 1606. — Ich lebe zwar noch, bin aber dem Tode sehr nahe, den 28sten, 29sten und 30sten Juni. Ebenfalls Julius 1. 2. 3. 4."

Dieser unser Vorgänger, der Don Cyrillo de Valaro hieß, wie wir nachher aus seinen Schriften ersahen, war also 131 Jahre alt geworden. Wir eilten nun, den letzten Willen des Verstorbenen zu erfüllen und seinen Leichnam zur Erde zu bestatten. Wir wickelten die Ueberreste, welche bei der Berührung in Staub zerfallen wollten, in ein Stück Segeltuch, trugen sie aus der Höhle und bestatteten sie, auf einem schönen grünen Platze, in einem tiefen Grabe, welches wir in der Folge noch durch ein Denkmal auszeichneten. Von seiner Geschichte, die er ausführlich beschrieben hatte, ist so viel zu merken: daß er mit einem reich beladenen Schiffe hier gestrandet war. Er hatte fünf Europäer und drei Indianer bei sich und versuchte, ein neues Schiff zu bauen, um wieder nach Europa zurück zu gehen; allein die meisten seiner Gefährten starben und der Sturm zerschlug sein neues Fahrzeug. Nunmehr ergab er sich, ohne weitere Versuche, in den Willen des Schicksals, überlebte und begrub einen Gefährten nach dem andern und brachte zuletzt eine unglaubliche Reihe von Jahren völlig einsam und verlassen zu. — An der bezeichneten Stelle fanden wir die versprochenen Nachrichten und die Schatzkammer, welche geprägte Goldmünzen, Perlen und Edelsteine in unglaublicher Menge enthielt. Wir verschlossen diese Reichthümer, welche uns jetzt von keinem Nutzen seyn konnten, ziemlich kalt, reinigten und lüfteten aber die Höhle und beschlossen, künftig darin zu wohnen.

Wir hatten in des Don Cyrillo schriftlichen Nachrichten unter Anderem gefunden: daß durch den Ausfall des Flußes gegen Mitternacht, unter dem Felsen hindurch, ein ganz bequemer Ausgang von der Insel nach der Sandbank und dem Meere zu an zu treffen sey, sobald man vorher in den heißen Monaten, da der

Fluß am schwächsten liefe, einen Damm gemacht und das Wasser in dem Kanal, welchen Corillo nebst seinen Gefährten zu diesem Zwecke gegraben, durch den kleinen See zum Ausflusse führte. Wir zögerten nicht, den Versuch zu machen, welcher so wohl gelang, daß nach einigen Wochen der Damm fertig war und alles Wasser in den See ablief. Wir zündeten nun eine große Lampe an und wagten uns in die Felsenhöhle hinein; aber wie groß war unsere Freude, da wir ohne die geringste Gefahr das Ende erreichten, Himmel und Meer vor uns sahen und mit geringer Mühe, was wir nur wollten, auf unsere Insel bringen konnten. Wir sammelten nun sorgfältig Alles, was noch von dem gescheiterten Schiff ans Land getrieben war, schlugen auch das ganze Wrack entzwei und ließen keinen Nagel oder Splitter verloren gehen. Es blieb nichts weiter zurück, als der kleine Nachen, in welchem wir von der Sandbank nach dem Felsen gefahren waren.

Wir lebten jetzt in einer vollkommenen Glückseligkeit und Freude, welche noch dadurch erhöht wurde: daß Concordia ihren Gemahl mit einer jungen Tochter beschenkte; wir ahneten nicht, wie nahe schon der harte Schlag sey, den das Schicksal verhängt hatte. Eines Tages waren Herr von Löwen und der Capitain auf die Jagd gegangen, während ich und Concordia zu Hause bleiben mußten; es wurde Abend und wieder Morgen, sie waren noch nicht zurück. Voll Angst lief ich nach der Nordseite der Insel, suchte sie allenthalben und hoffte zuletzt, sie am Strande zu finden, weshalb ich durch das Flußbette hinunter stieg; doch ich fand sie nicht und bemerkte auch keine Spur, daß sie überhaupt in dieser Gegend gewesen wären. Ich kehrte nach Hause zurück, wo ich die Frau noch allein und in einer tödtlichen Unruhe fand. Wir beschlossen, gemeinschaftlich die ganze Insel zu durchstreifen; doch blieb unsere Mühe vergebens bis zum dritten Tag, wo ich endlich auf der äußersten Südseite die Flinte des Herrn von Löwen auf einer Felsenspitze stehen sah. Ich kletterte hinauf und sah — o des gräßlichen Anblicks! — beide Männer an der andern Seite des Felsens hinab gestürzt und zerschmettert liegen. Da der Capitain weiter unten lag, so schien er zuerst gefallen, der Herr von Löwen aber bei dem Bestreben, ihm zu Hülfe zu kommen, ebenfalls verunglückt zu seyn. Bei meinem Angstgeschrei sank die Frau in Ohnmacht; ich mußte ihr zu Hülfe eilen und sie in die Wohnung zurück führen, wo sie bald wieder in eine todesähnliche Betäubung versank. Unterdessen versah ich mich mit Stricken und Werkzeugen, um die theuren Leichen aus dem Abgrunde herauf zu holen. Von der entgegen gesetzten Seite her konnte ich leichter zu ihnen gelangen; ich zog die Längstentseelten hervor, legte sie in das Gras und eilte wieder zu Concordia, welche mir nun, nebst ihrer kleinen Tochter, das einzige menschliche Wesen auf der Insel blieb. Wie wir die beiden Männer begruben und darauf in der tiefsten Traurigkeit Jahr und Tag unser einsames Leben hin schleppten, will ich nicht schildern. Ich ging täglich an den Strand, um ins Meer hinaus zu sehen: ob sich nicht ein Schiff zeigen wollte. Concordia aber, welche nicht zu andern Menschen zurück begehrte, sondern nur fürchtete: ich möchte sie auch verlassen, trug sich, in Erwägung unserer Lage, eben da ich mein zwanzigstes Jahr antrat, mir selbst zur Gemahlin an, welches ich zwar sehnlich gewünscht, aber von ihr zu verlangen nie den Muth gehabt hatte. (Die Fortsetzung folgt.)

## Charlatanerie.

In einem ihrer Briefe beschreibt Frau von Epinay (Rousseau's Freundin und nachherige Feindin) den Magnetismus ante Magnetismum. „Giebt es Jemand von Ihnen" — schreibt sie an Herrn von Lubiere — „der Lust hätte, sich entbinden zu lassen. Entbinden? fragen Sie; ja, entbinden! Aber wovon entbinden? Hören Sie nur! Ein Charlatan, der sich für einen großen Arzt ausgiebt, und den Viele für einen großen Arzt halten, rühmt sich: alle Krankheiten, ihre Ursachen und ihre Wirkungen am Puls zu kennen. Das heißt viel versprechen! werden Sie sagen; freilich, aber er macht es sich leicht, und reduzirt alle mannigfaltigen Uebel der menschlichen Natur auf ein einziges: die Ursache sämmtlicher Krankheiten ist in seinen Augen eine Nerven-Verwickelung, ein Nerven-Gewinde; an Allem sind die gebundenen Nerven schuld. Klagt man über Engbrüstigkeit, Schwindsucht, Beklemmungen, Krämpfe u. s. w. — Possen! ruft er aus, die Nerven sind es, gebundene Nerven; wir wollen sie aber schon entbinden, entwickeln, entknotigen (dénouer)! — Flugs muß der Patient sich auf ein Bett legen; der Arzt berührt die kranken Theile mit den Händen, bestreicht sie, knetet sie wie einen Teig zusammen, erregt Reiz, erregt Schmerz, läßt sich bezahlen und entläßt die Leichtgläubigen mit den Worten: „Stehet auf und wandelt: ihr seyd so frisch und gesund, als ich!" — Das Merkwürdigste dabei ist: daß es die Thoren glauben und daß der Zulauf immer größer wird."   T. L. Secha.

## Fündlinge.

Moro, Herzog von Mailand, zeigte den Florentinischen Gesandten seine unsägliche Pracht, und fragte: ob sie glaubten, daß ihm noch etwas zu wünschen übrig bliebe? — „Noch ein Nagel", antworteten sie, „um das Glücksrad im Laufe zu hemmen!"

Malebranche entlehnte Racine's schönste Trauerspiele, gab sie aber bald zurück und sagte nur: Qu'est-ce que tout cela prouve?   Haug.

# Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

**Hamburg.** Das „Abendblatt", welches uns Herr Taillefas zum 1sten April versprach, hat uns wirklich in den April geschickt, indem es **nicht** erschien. Der Herr Redakteur hatte den Kalender nicht genau genug angesehen, indem er die Herausgabe auf diesen Tag bestimmte; eine Ankündigung in unsern Blättern bedeutet uns: das **Osterfest** verhindere ihn; den zahlreichen Subscribenten zum Troste soll es jedoch zum 1sten Mai erscheinen. Hat Herr T. auch berechnet: daß Mai-Tag wegen der vorhergehenden Mai-Nacht ein **sehr** gefährlicher Zeitpunkt ist? Wenn nun irgend ein böses oder neidisches Herchen damit zum — Gott sey bei uns! fährt, was wird dann aus unserer Abend-Unterhaltung? — Die politischen, wahrhaft großen Begebenheiten der letzteren Zeit beschäftigen jetzt fast ausschließlich; man nimmt den lebhaftesten und gerechtesten Antheil daran, daß die Spanier mit Ruhe und Festigkeit eine Constitution erworben, und die Zeitungen haben jetzt wieder ein Interesse gewonnen, dessen sie in der letzten Zeit gänzlich beraubt waren. Selbst die „falsche Prima Donna" (ich bitte, dies nicht in Bezug auf die Constitution zu nehmen) macht keinen Effekt mehr. Man hat nun ältere Stücke hervor gesucht, unter ihnen auch den „Tell". Hr. Herzfeld spielte in früheren Zeiten die Hauptrolle des Stücks unübertreflich schön; ich sah selbst Iffland von ihm in den Schatten gestellt, wenn man Beider Leistungen in derselben Rolle verglich. Auch jetzt noch, wo, zehn Jahre später, die äußere Erscheinung des vortreflichen Schauspielers hinderlicher ist, wird sein Spiel noch meisterhaft genannt werden müssen, und ist es so sehr, daß alle anderen Rollen, ohne Ausnahme, dagegen unbedeutend erscheinen. — Eine Neuigkeit des Repertoirs war Holbeins „Alpen-Röslein, das Patent und der Shawl", nach einer Erzählung Clauren's. Es läßt sich eigentlich wenig über dies Stück sagen, indem es ein **verfehltes** ist, weil es Langeweile erregt. Trotz aller Anstrengung der hiesigen Schauspieler, die, durch eine gediegene Kritik geleitet, sich bei späteren Aufführungen des Stücks mehr in ihre Rollen hinein fanden (was allerdings große Schwierigkeiten hatte, weil diese fast alle verzeichnet und unbequem sind), wird es sich schwerlich lange halten. Mad. Reinhold als „Liesli" ist wohl eine liebliche Erscheinung, aber doch würde Clauren sein zartes Schweizer-Mädchen nicht darin erkennen; solche Charaktere **sind** nicht zu geben, weil die Kunst nie Natur werden kann, und die Anstrengung, Natur zu **scheinen**, immer störend durchblickt. Leichter darzustellen ist die Rolle, welche der Mad. Unzer zugetheilt ward, die eine verbildete, coquette Baronin zu geben hatte. Mir schien dieser Charakter von der wackeren Künstlerin treflich und richtig aufgefaßt und durchgeführt. Undankbar sind aber dergleichen Rollen immer, und so fanden hiesige Zeitschriften zu tadeln, wenn auch mit Freundlichkeit und Mäßigung. Es ist ein wesentlicher Vortheil für Schauspieler und Schauspielerinnen, wenn ihnen die Direktion oft lohnende Rollen giebt, denn ohne daß man es weiß und will, trägt man den Eindruck, welchen die Charakter-Zeichnung macht, auf die Darstellung über: einen solchen Vortheil hat Mad. Unzer nicht so oft, als er ihren Colleginnen sichtlich zu Theil wird. Uebrigens glaube ich, daß man vom Künstler nicht mehr erwarten darf, als daß er seine Rolle so giebt und ganz so auffaßt, wie der Dichter sie geschrieben hat; wurde sie im Entstehen verfehlt, so ist dies des Dichters Sache, und die Bemühung des Schauspielers, zu mildern und zu verbessern, ist zwar wünschenswerth, aber doch nicht streng zu fordern. — Auch Hr. Lebrün, dieser wackere Schauspieler und Schauspiel-Dichter, hat die Bühne mit einigen neuen Produkten bereichert, die theils Uebersetzung, theils eigene Erfindung sind. Am 17ten März gab man drei seiner kleinen Stücke an einem Abend, welches ich tadeln möchte; warum nicht drei verschiedenen Vorstellungen ein neues Lustspiel anhängen? Die drei Stücke heißen: „Der Unschlüssige", nach Le Roi, „Brief und Antwort" und „Ich irre mich nie, oder der Räuberhauptmann". Am Schluß dieser unterhaltenden Lustspiele war man so gerecht für des Künstlers Muse und Spiel, daß man ihn hervor rief und durch allgemeinen und lauten Beifall für sein Bemühen dankte. — Der „Educationsrath" von Kotzebue, wurde am 4ten April zum ersten Mal auf die hiesige Bühne gebracht; ich kann jedoch dieses Stück nicht beurtheilen, weil ich es nicht sah, und **würde** es nicht beurtheilen, da mir die Kotzebuesche Muse überhaupt zuwider ist, ich also befürchten müßte, ungerecht zu seyn. Auch kann ja Kotzebue sich nicht mehr gegen etwaige ungerechte Beurtheilungen vertheidigen, und — den todten Feind zu zupfen, ist ein verächtliches Handwerk. ***—.

Die Römer hielten dafür, daß der Lorbeer, gleich unserm metallenen Blitzableiter, vor dem Blitz schütze, natürlich mit dem Unterschiede: daß dieser ihn anzieht, jener aber ihn abwehrt. Deshalb, meint Plinius, habe Tiberius sich jedes Mal, wenn es donnerte, das Haupt mit Lorbeern bedeckt. (Indépend.) Ob dies nicht ursprünglich — in einem Militair-Staat — eine schlau erfundene Allegorie ist, um an zu deuten, daß an einer Heldenstirn die Gewitter des Lebens unschädlich vorüber ziehn?

In einer der Republiken Griechenlands gab es ein Gesetz, welches hieß: „Wenn Jemand unter uns sich berühmt machen will, so thue er es an einem andern Orte. (Censeur.) Das Gesetz gilt stillschweigend auch jetzt noch bei solchen Völkern, welche nur das Ausländische lieben.

Als Friedrich der Große einmal von Unruhen in der Republik Genf reden hörte, sagte er: „Das käme ihm gerade vor, wie ein Sturmwind auf einem Glase Wasser!" (Renommée.)

Champfort ärgerte sich einmal so über die stets auf einander folgenden ungünstigen Urtheile des Parterres, daß er ausrief: „Ich möchte wohl wißen, wie viel Narren denn eigentlich dazu gehören, um ein Publikum zu bilden?" — Wenn man dagegen bedenkt: wie viel schlechte Stücke uns immer wieder von Neuem aufgetischt werden, so möchte man auch einmal fragen: „Ich möchte wohl wissen: wie viel schlechte Trauerspiele dieser oder jener Verfasser bedarf, um sich damit 15 — 20,000 Franken Einnahme zu schaffen, also 5 — 6 Mal mehr, wie Racine hatte?" (Journ. d. Par.)

Die Belgischen Zeitungen erzählen: daß zu Trêves im März ein Knabe geboren sey, welcher einen **Bart** hatte, so lang als eine halbe französische Elle. (Censeur.)

Einem Gutsherrn fiel es neulich ein, in einer ungewohnten Zeit seinen Gärtner zu überraschen, und nach seinen Gurken in den Mistbeeten zu sehen. Von fern bemerkte er den Gärtner mit einem Fremden im Handel; Jener forderte für eine Gurke sieben Schillinge, der Käufer bot vier. Dafür wollte sie aber der Gärtner nicht überlassen. „Geht zum Teufel mit Euren vier Schillingen!" rief er entrüstet aus, „ehe ich sie Euch für einen solchen Spottpreis lasse, will ich sie lieber meinem Herrn gönnen!" (Courier.)

In der Lombardei sind im Jahr 1819 für 2,720,613 (italienische) Livres wissenschaftlicher, für 560,320 Livres religiöser Bücher; für 470,220 Liv. Kalender, Taschen- und Schulbücher; für 499,200 Liv. Musikalien; für 500,000 Liv. Kupferstiche und für 450,000 Liv. politischer Journale gedruckt worden. (Gaz. d. Fr.)

Es geht auch jetzt wieder mit den Contrebande-Gedanken eben so, wie es einst Napoleon mit dem Kaffee und Zucker ging: man bezahlt mehr und genießt Alles mit erhöhtem Vergnügen. (Renommée.)

Ein Hr. J. J. L** in Paris haßt alle Extreme so: daß er jetzt ein Buch heraus gegeben hat, welches zum Wahlspruch führt: „Weg mit dem **Besten**!" und zum Motto: „Im Extreme liegt allzeit Gefahr!" (Journ. d. Par.)

**Beilage:** Bemerker No 9. u. Blatt d. Ankündigungen No. IX.

Redacteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurersche Buchhandlung.



Der Gesellschafter
oder
Blätter für Geist und Herz.

1820. Sonnabend den 6. Mai. 73stes Blatt.

## Bemerkenswerther Brief der Frau von Stael.

Ein eben erschienenes französisches Werk enthält folgenden Bericht: „Als im Jahr 1800 der erste Consul Bonaparte mit der Reserve-Armee von Dijon über die Alpen ging, um in die Lombardei ein zu fallen und sie den siegreichen Oesterreichern zu entreißen, folgte ihm der Ex-Kriegsminister und Staatsrath Petiet, welchen er zum künftigen Verweser dieser Provinz im Voraus bestimmt hatte. Der Weg führte bei Copet vorbei, und Petiet benutzte dies, um Frau von Stael — deren frühere Bekanntschaft er in Paris gemacht hatte — zu besuchen. Sie empfing ihn mit wahrer Freude und brachte ein Paar heitere Stunden mit ihm zu. Es läßt sich denken, daß der bevorstehende Feldzug einen großen Theil des Gesprächs ausfüllte. Frau von Stael schien des Erfolgs nicht so gewiß zu seyn, als ihr Gast. Herr Petiet bot ihr eine Wette an: daß er in weniger als sechs Wochen von Mailand aus an sie schreiben und seinen Brief mit den neuesten Musikalien aus Italien begleiten würde. Die ungläubige Frau von Stael ging die Wette lächelnd ein, mit dem Zusatz: „Ich werde zwar Ihr Geld, aber nicht Ihre Musikalien erhalten!“ — Nach vierzehn Tagen schon schickte Herr Petiet seiner Freundin das Versprochene und erließ ihr die Wette. Frau von Stael schrieb zur Antwort: ‚Sie haben mir einen Beweis geben wollen: daß die französische Artigkeit ihren ganzen vorigen Reiz wieder angenommen hat; aber für einen Mann, wie Sie, wäre es unmöglich gewesen, sie je ab zu legen. Die Musik ist sehr schön; was aber noch ihren Werth für den erhöht, der sie spielt, ist das unerhörte Ereigniß, welches sie mir so schnell verschaffte, und die Güte dessen, der sich meiner dabei erinnerte. Hier und in Paris ist nur eine Stimme, nur ein Enthusiasmus über die neuen unglaublichen Erfolge. Zwar Sie hatten mir Alles voraus gesagt; allein, gestehen Sie es nur: Sie selbst müssen sich darüber wundern; denn bei allem Zutrauen, welches Bonaparte's Glück und Talent einflößt, setzt jeder seiner Siege dennoch in Erstaunen. Eines seiner vorzüglichsten und mächtigsten Regierungs-Mittel ist: daß er sich mit ausgezeichneten Männern zu umgeben weiß. Zu diesen gehören Sie; zu diesen rechnet Sie die allgemeine Meinung und Achtung. — Mein Vater trägt mir auf: Ihnen nochmals für den Tag, den Sie uns geschenkt haben, zu danken. Vergessen Sie nicht — Sie, der Sie nichts vergessen — daß wir Sie auf Ihrem Rückwege erwarten. — Empfangen Sie nochmals meinen innigsten Dank!‘“

Es wird durch solche und ähnliche, schon früher bekannt gewordenen Aeußerungen doch etwas zweifelhaft: daß Frau von Stael — wie ihre Verehrer behaupten — niemals versucht habe, Napoleon zu gewinnen.

T. L. Secha.

## Die Insel Felsenburg.

(Fortsetzung.)

So lebten wir nun in vollkommener Eintracht, und ohne uns von unserm Paradiese weg zu sehnen, eine ganze Reihe von Jahren. Unsere Haushaltung war sehr

wohl bestellt; an Nahrungsmitteln und auch an Kleidungsstücken fehlte es nicht, denn wir hatten von dem Schiffe mehrere Ballen Tuch gerettet, auch in der Höhle des Don Cyrillo Manches vorgefunden. Getreide, Obst und Wein war im Ueberfluß vorhanden; eine Heerde Ziegen gab uns Milch, auch hatten wir einige Affen zahm gemacht, welche uns bei dem Einsammeln der Früchte und dem Fortbringen großer Lasten vortrefliche Dienste leisteten.

Es wurden mir zuerst zwei Zwillings-Söhne geboren, welche ich Albert und Stephan nannte. Ich verrichtete die Taufe selbst, so wie wir nichts versäumten, um die heiligen Gebräuche des Christenthums bei uns zu erhalten und dem höchsten Gotte, so viel wir es in unserer Abgeschiedenheit vermochten, nach den Vorschriften der Religion zu dienen. Ich unterrichtete auch die junge Concordia und meine eigenen Kinder auf das sorgfältigste und traulichste. Meine Familie vermehrte sich indessen sehr stark und es wurden mir noch mehrere Söhne und auch Töchter geboren; die übrige Welt aber schien für uns nicht mehr vorhanden zu seyn. Wir erblickten zwar zuweilen in weiter Entfernung ein Schiff, aber es richtete seinen Lauf in andere Gegenden. — Einmal aber, als ich bei einem heftigen Sturm mit meinen beiden ältesten Söhnen am Strande war, fielen uns von fern zwei Menschen in die Augen, welche, auf einem großen Schiffsbalken sitzend, sich mit Hülfe der Arme anstrengten, eine von den vor uns liegenden Sandbänken zu erreichen und ihr Leben darauf zu erretten. Wir bestiegen sogleich unser kleines Boot, eilten ihnen zu Hülfe und brachten sie glücklich an unsere Felsen-Insel. Sie waren so erschöpft, daß sie nach dem Genuß einiger Speisen, anstatt uns auf unsere Fragen zu antworten, in einen tiefen Schlaf sanken. Ich ließ meine Söhne bei ihnen und ging, um zwei Rollwagen zu holen, spannte vor jeden vier Affen und fuhr die Schlafenden, ohne daß sie davon erwacht wären, in unsere Behausung, wo wir sie auf ein gutes Lager brachten. Als sie endlich sich wieder ermunterten, fanden sie trockene Kleidungsstücke und eine köstliche Mahlzeit bereit. „Wo sind wir?" rief der Aelteste von ihnen, der ungefähr 60 Jahr alt seyn mochte, in englischer Sprache; „leben wir noch in der vorigen Welt, oder sind wir durch den zeitlichen Tod in die Wohnungen der Engel versetzt?" — „Lieben Freunde!" gab ich zur Antwort; „wir sind eben sowohl mühselige und sterbliche Menschen, wie Ihr. Vor nunmehr achtzehn Jahren hat ein besonderes Schicksal mich und meine Ehegattin auf diese Insel geführt und die neun Kinder, welche Ihr vor uns stehen seht, sind hier geboren; außer uns ist aber keine menschliche Seele mehr auf der ganzen Insel an zu treffen." — Darauf erzählte der Alte: daß er Amias Hülter heiße und durch die, auf die Ermordung des Königs Karl in England erfolgten Unruhen gezwungen worden sey, mit diesem seinem Brudersohn Robert Hülter sein Vaterland zu verlassen und nach Südamerika zu flüchten. Jetzt, nach Wiederherstellung der königlichen Regierung in England, hätten sie von Brasilien aus über Portugal wieder zurück kehren wollen, um aber, von der Fahrt verschlagen, Schiffbruch gelitten, wobei es ihnen geglückt wäre, einen Balken zu ergreifen, mit welchem sie zwei Tage und Nächte herum getrieben, bis wir uns ihrer erbarmt hätten.

Meine gute Frau war besonders erfreut, ein Paar Landsleute von sich zu sehen, mit denen sie von ihrem Vaterlande reden konnte. Wir nahmen sie, da ihnen die Redlichkeit aus den Augen leuchtete, ohne alles Mißtrauen zu Mitgliedern unserer Familie auf, und der junge Robert heirathete in der Folge meine Stieftochter Concordia. — Der Gewinn zweier neuen Mitarbeiter war angenehm und vortheilhaft für uns, besonders da der ältere Hülter sehr verständig und in manchen Angelegenheiten erfahren war. Auf seinen Betrieb faßten wir den Vorsatz: ein Schiff zu erbauen, wozu es uns weder an Holz noch an Eisen fehlte, indem wir mit Schiffstrümmern reichlich versehen waren. Wir legten auch unter seiner Anweisung eine Schmiedewerkstätte an, um unser Eisenwerk nach Gefallen zu schmieden; jedoch vor der Ausführung dieses Plans ereignete sich ein Vorfall, der uns davon abbrachte. Es legte sich nämlich ein Schiff, dessen Mannschaft schon zum Theil vom Scharbock aufgerieben war, an unsere Insel, um hier Genesung zu suchen. Wir hatten Mitleiden für diese Elenden, welche allesammt den Todten ähnlicher schienen, als den Lebendigen; wir nahmen sie auf, führten sie in ein besonderes Haus und pflegten sie. Es waren ihrer neun, von denen vier nicht mehr gerettet werden konnten; die übrigen fünf, unter denen ein junges holländisches Frauenzimmer mit ihrem Mädchen war, wurden glücklich und vollkommen wiederhergestellt. Sie baten um Erlaubniß, noch etwas bei uns zu bleiben, brachten ihr Schiff mit unserer Beihülfe in eine Bucht, besserten es aus und setzten es wieder in segelfertigen Stand. Da indeß die Besatzung zu schwach war, der Aufenthalt bei uns ihnen auch überaus wohlgefiel, so entschlossen sie sich, bei uns zu bleiben. Hieraus entstanden neue Heirathen, indem die beiden holländischen Frauen meinen ältesten Söhnen, drei meiner Töchter aber den neuen Ankömmlingen zu Theil wurden. Ein neues Schiff zu bauen fiel uns nicht mehr ein, da wir jetzt im Besitz eines vollkommen ausgerüsteten großen Fahrzeuges waren. Wir brachten es für künftigen Gebrauch in Sicherheit, nachdem wir die Ladung, nebst Pulver und Geschütz, ans Land genommen hatten. — Durch die Vergrößerung

unserer Anzahl waren wir in den Stand gesetzt, bequemere Wohnungen zu erbauen, mehrere Werkstätten zu Holz- und Stein-Arbeiten, auch zur Gewinnung der Metalle und des Salzes, womit Felsenburg ebenfalls versehen ist, zu errichten, und den Getreide- und Weinbau zu erweitern. Nach einigen Jahren waren auch meine drei jüngsten Söhne heran gewachsen und Hülter that den Vorschlag: mit unserm Schiff eine Fahrt nach der nicht sehr weit entfernten Insel St. Helena zu machen, in der Absicht, von dorther noch einige junge Mädchen herüber zu holen. Ich willigte nach leichten Bedenklichkeiten in diesen Vorschlag, und meine Söhne, unter Anführung des erfahrenen Amias Hülter und in Begleitung ihrer Schwäger und deren Frauen, machten sich auf den Weg. Noch ehe sie St. Helena erreichten, fanden sie Gelegenheit, ihren Wunsch zu befriedigen, indem sie einem holländischen Schiffe gegen Seeräuber beistanden und darauf mit demselben eine Zeit lang bei einer kleinen Insel vor Anker lagen und nähere Bekanntschaft machten. — Auf diesem Schiffe befand sich eine junge Wittwe, deren Mann auf der Reise gestorben war, mit ihrer Nichte und einem Mädchen; diese Frauenzimmer ließen sich durch meine, auf unserm Schiffe mit befindlichen Töchter bewegen, den Aufenthalt auf Felsenburg an zu nehmen, worauf man sogleich die Rückfahrt antrat. So waren nunmehr alle meine Kinder, besser als es sich hätte hoffen lassen, berathen und der Grund zu einer immer zunehmenden Bevölkerung unsers kleinen Staates gelegt. Alle fühlten sich glücklich, am meisten aber ich und meine Frau, denn unsere Angehörigen erzeigten uns die zärtlichste Ehrerbietung und den willigsten Gehorsam, wollten auch durchaus nicht zugeben, daß wir uns mit beschwerlicher Arbeit bemühen sollten. Nach und nach fingen die verschiedenen Familien an, sich von einander zu trennen und besondere Wohnplätze zu suchen; für mich und meine Frau aber erbauten sie gegenwärtiges schönes Gebäude zur Residenz und nannten es Albertsburg. Die alte Hütte wurde abgerissen, des Don Cyrillo unterirrdische Höhle in einen Keller verwandelt und mit der Burg vereinigt. — Um unsere Insel vor einem Ueberfall zu sichern, bearbeiteten wir rund umher jede Stelle, wo nur die Möglichkeit des Erkletterns war, dergestalt mit Eisen und Pulver, daß auch keine Katze herauf kommen konnte. Zu unserer eigenen Bequemlichkeit aber und um nicht bei jeder Kleinigkeit nöthig zu haben, die großen und ganz neu gemachten Schleusen zu öffnen und zu schließen, arbeiteten wir gegen die vier Himmelsgegenden hin vier verborgene krumme Gänge, welche kein Unbekannter finden konnte, durch die Felsenklippen hinab, verwahrten aber die Aus- und Eingänge mit tiefen Abschnitten, über welche man nur durch kleine Zugbrücken gelangen kann. — So lebten wir nun eine geraume Zeit von Jahren in guter Ruhe und vollkommener Glückseligkeit, außer daß der Tod nicht vergaß, auch bei uns, so wie bei den übrigen Menschenkindern, ein zu sprechen. Der Erste, der uns verließ, war der redliche Amias Hülter: ihm folgten so manche meiner Lieben nach; aber am schmerzlichsten betrübte mich der Tod meiner getreuen Lebensgefährtin Concordia, welcher im 89sten Jahre ihres Alters, als ich selbst 87 Jahre zählte, mir noch immer viel zu früh, erfolgte. — Dieses — so beschloß der Greis — ist das wichtigste aus meiner Geschichte, bis zu dem Zeitpunkt, wo der Capitain Wolfgang zu uns kam. Ich will hier abbrechen und es diesem Manne überlassen, die Erzählung fort zu setzen und Euch zu melden, was nachher Merkwürdiges geschehen ist. (Die Fortsetzung folgt.)

## Die Herren Eltern.

Ein Dresdener Pädagog erbot sich neulich in den Leipziger Zeitungen zur Aufnahme neuer Zöglinge in seine Pensions-Anstalt und bemerkte dabei: daß er auch gern alle Zahlungen für Kleidung u. s. w. seiner Pflegbefohlnen übernehmen wolle, wenn ihm die Herren Eltern ihr Zutrauen schenken wollten. — So werden denn auch die lieben Mütter zu Herren gestempelt — nun, das können sie sich schon gefallen lassen. Ob aber die Sprache jene Höflichkeit anerkennt? — das ist freilich eine andere Frage. —s.

## Der Fatalist.

Ein junger Freigeist von der leichten Sorte,
Die gar zu gern mit Gott und Gottes Worte
Leichtsinnig scherzt und doch im engen Kreis
All' ihres Wissens oft wohl selbst nicht weiß,
Woran sie ist — solch Freigeist-Exemplar
Im Gasthof' einst so recht im Lehren war:
Daß doch der Mensch — und wähn' er sich auch frei —
Im Grunde stets nur eine Puppe sey,
Mit der ein höh'res Wesen spiele —
Und völlig einerlei sey's dort am Ziele:
Was diesseits man getrieben,
Was von Vergeltung man gefabelt und geschrieben.
„So wahr ich bin!" — hier stand im raschen Lauf
Des Redestroms der Sprecher auf —
„So wahr ich dampfe diesen Doppelknaster!
Nicht Unterschied macht Tugend dort und Laster:
Der abgefeimt'ste Bösewicht —
Ja, stände hier selbst Käsebier —
Ich sagt' es ihm ins Angesicht,
Ob er mich kneble, morde, mich beraube:
Dort drück' ich Dich ans Herz, das ist mein Glaube!"
— „Wohlan! so thun Sie's doch schon hier,
Denn ich, mein Freund, bin Käsebier!" —
Und nun stürzt aus der Hörer Chor
Der große Räuber schnell hervor
Umhalst den hochgelehrten Mann,
Daß er kaum Odem holen kann,
Schnürt ihn dabei am Tische fest,
Und mit: „Adie's, Ihr Herr'n!" verläßt
Der saub're Gast — man denke —
Ganz keck und unversehrt die Schenke. Richard Roos.

## Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

**Dresden.** Ganz Dresden ist froh, daß der Mörder Kügelgens nun zur verdienten Strafe gezogen werden kann; er ist auch der Mörder des vor einiger Zeit auf der Moritzburger Straße getödteten Handwerksburschen. Die eindringlichen Reden des Predigers, der mit dem Gefangenen im Stockhause Betstunde hielt, rührten zuerst den Verbrecher, und des Stockmeisters kluges Benehmen brachten ihn vollends zum Geständniß. Sobald er dies vor dem Richter abgelegt hatte, ward er, Nachmittags vier Uhr, nach der Gegend gefahren, wo, seiner Angabe zufolge, mehrere Sachen des Gemordeten vergraben seyn sollten; es wurde aber nichts mehr gefunden, entweder weil er den rechten Ort nicht mehr an zu geben wußte, oder weil Theilnehmer seines Verbrechens sie weggenommen hatten. Am andern Morgen früh, zwischen 4 — 5 Uhr — denn später würde der Zudrang von Neugierigen zu groß geworden seyn — führte man ihn nach dem Orte, wo der Unglückliche unter seiner Mordfaust fiel, und er bestätigte, was er bereits gestanden hatte: daß er Kügelgen zufällig getroffen, Geld und Uhr von ihm gefordert, und, weil er dies nicht habe geben wollen, mit dem Griff des Seitengewehrs ihm die tödtlichen Streiche versetzt und dann den Körper abseits von der Straße geschleift habe. Theilnehmer des Mordes giebt er nicht zu, aber Käufer und Hehler der geraubten Sachen sind bereits eingezogen. Anfänglich war er ziemlich dreist und schien den verdienten Tod wenig zu achten; bald aber erwachte die Liebe zum Leben, und meinend, durch freches Läugnen dieses erhalten zu können, widerrief er nach einigen Tagen schon Alles, was er erst gestanden hatte. Doch kann ihm dies natürlich nichts helfen und nur die Untersuchung verlängern. — Zu Belebung des Nahrung- und Gewerbstandes sind neuerlich wieder die gewöhnlichen Prämien von 50 bis 500 Thaler ausgesetzt worden. Auch hat man mit Preußen und Oesterreich Conventionen wegen des sogenannten Schubes der Vagabonden abgeschlossen. Könnte man doch mit Beiden Uebereinkommen treffen hinsichtlich der Nachtheile, welche für das Land durch das Ueberschwemmen mit preußischem Gelde und durchlöcherten Zwanzigkreuzern entsteht. Sächsische Münzen sieht man durchaus nur noch in den Kassen des Staats und der Banquiers. Der erstere bezahlt damit ehrlich und treu seine Diener, bei denen aber das gute Geld nicht warm wird; denn sie setzen es sogleich bei dem Wechsler in preußische Thaler um und gewinnen so in der Regel an jedem Thaler 9 Pf. bis 1 Gr. Nun ist ihnen zwar dies, besonders den Geringbesoldeten, nicht zu verdenken, denn welche Einbuße erlitten sie an den Kassen-Billets, womit die Hälfte aller Gehalte bezahlt wird, so lange jene — in den letzten trüben Zeiten — fast zur Hälfte des Nominalwerths gesunken waren. Dagegen ist es aber auch jetzt dem Gewerbetreibenden, besonders dem Landmann, nicht zu verargen, wenn er darüber: daß er für alle Arbeiten und Produkte preußisches Geld empfängt und doch alle Steuern und Abgaben in sächsischem entrichten muß, bitter klagt; denn bildet dies nicht förmlich eine direkte, einzig die Gewerbtreibenden drückende Abgabe? — Doch die Zeit, welche so Vieles wieder ins Gleichgewicht bringt, wird wohl auch diesem Uebel steuern. Mit den österreichischen durchlöcherten Zwanzigern ist nun zwar der Wucher nicht in so reichem Maße, aber desto unmerklicher möglich; denn alle dergleichen Münzen, welche keine österreichische Kaße nimmt, wandern zu uns in versiegelten Paketen, denen man natürlich das Einäugige ihres Inhalts nicht ansehen kann. Noch weigert sich hier im gemeinen Leben Niemand, einen durchlöcherten Zwanziger zu nehmen. Gebe nur der Himmel, daß sich nicht auch bei uns solche Lochschläger einfinden, sonst wäre es gewiß bald um die Unversehrtheit unserer, ohnedem nur sparsamen sichtbaren $\frac{1}{3}$- und $\frac{2}{3}$-Stücke geschehen; desto weniger aber dürften sie ihr Heil an den Species-Thalern zu versuchen geneigt seyn, denn — wir haben keine; diese entstehen nur in den Münzen, um in den Schmelztiegeln unter zu gehen. — Zu den neuesten Verbesserungen an der Staatsmaschine gehört unter Anderem auch ein Gesetz: daß künftig, wenn die Landes-Regierung sich bewogen findet, Advokaten, überwiesener Schlechtheiten wegen, die Praxis zu untersagen, dies allemal durch die Zeitungen bekannt gemacht werden soll; gewiß das sicherste Mittel, dergleichen elenden Subjekten ihr Handwerk ganz zu legen. — **Nachschrift:** Eben erfährt man, daß ein zweiter Mörder Kügelgens verhaftet ist. Das Gewissen hat ihn genöthigt, sich selbst an zu geben, indeß sein Mordgenosse standhaft läugnete: Theilnehmer seiner abscheulichen That zu haben. Dieser zweite Mörder, gleichfalls Soldat, hatte mehrere Kleidungsstücke Kügelgens bei sich und brachte sie als Beweise seines Verbrechens. Die Untersuchung muß nun von Neuem beginnen; schon ausgemittelt ist, daß Kügelgen von diesem zuletzt entdeckten Mörder mit dem Beil vor den Kopf geschlagen worden ist, während ihm der Andere mehrere Stiche gegeben hat. — z.

**Gedanken aus einem ungedruckten Werkchen:** „Seine Vernunft einer überlegenen Vernunft unter zu ordnen verstehen, das nennt man Philosophie. — Eine stolze Philosophie hat angenommen: es gäbe keinen Gott! Was that Gott zu ihrer Ueberzeugung? Er erlaubte, daß sie es zu beweisen wage! — Die Wahrheit hat eine unwiderstehliche Gewalt; oft wird sie noch besser durch diejenigen erwiesen, welche sie angreifen, als durch die, welche sie vertheidigen; die Gottlosen beweisen die Nothwendigkeit einer Religion, die Sekten-Anhänger die Nothwendigkeit der Einheit, die Independenten die Nothwendigkeit der Autorität. — Die besten Beweise gegen eine Lehre sind: schlechte Gründe für dieselbe. Pascal, Bossuet, Leibnitz, Labruyere dachten gewiß recht viel; aber daran dachten sich doch nicht: daß es nach zwei Jahrhunderten noch ihrer bedürfe, um denken zu lernen! — Mancher lieset viel, aber sein Kopf gleicht einem Siebe, der nur das Schlechte zurück behält! — Man kann auf die meisten Bücher das Wort aus dem Evangelium anwenden: „Sie geben dem, der hat, und nehmen dem, der nichts hat, das Wenige, was er noch haben könnte." — In diesem Jahrhundert belustigen sich die Thorheit und der Verstand damit, einander zu travestiren: oft verwechselt man eines mit dem andern. — Es giebt Menschen, welche weniger der Verlust ihres Eigenthums kränkt, als der Eingriff in die Achtung vor ihrem Eigenthum; Wenige aber glauben es und Wenige sind werth, es zu glauben!" (Quotid.)

Redacteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurersche Buchhandlung.




# Der Gesellschafter
oder
# Blätter für Geist und Herz.

1820. Montag den 8. Mai. 74stes Blatt.


## Die Insel Felsenburg.

(Fortsetzung.)

Wolfgang wandte sich also an die neuen Ankömmlinge und begann: „Ich habe Euch, meine Freunde, schon auf dem Schiffe erzählt, wie ich von meiner verrätherischen Mannschaft an diesen vermeintlichen wüsten Felsen ausgesetzt worden. Meine merkwürdige Lebenserhaltung war eine besondere Glücksfügung der göttlichen Vorsehung; denn die Einwohner dieser Insel waren damals meines vorbei fahrenden Schiffes so wenig als meiner Aussetzung gewahr geworden, wußten also nichts davon: daß ich elender Mensch vor ihrem Wasserthor lag und verschmachten wollte; doch Gott lenkte die Herzen sechs ehrlicher Männer, aus Simons und Christians Geschlechte, eben damals nach dem Boote zu gehen, um damit den Seelöwen und Robben auf zu lauern. Jene Männer waren die Werkzeuge meiner Errettung und stellten mich darauf dem Altvater vor, welcher mich mit Herzlichkeit aufnahm und mich hier zu behalten versprach, bis sich eine Gelegenheit zeigen würde, wieder nach meinem Vaterlande zurück zu kommen; denn ich empfand noch keine Neigung, auf der Insel mein Leben zu beschließen. Da ich nicht müßig seyn konnte, so machte ich mir ein Geschäft daraus, junge Knaben in allerlei nützlichen Wissenschaften zu unterrichten, worüber mein Wohlthäter eine besondere Freude bezeigte. Einige Jahre schwankte ich in dem Entschluß: ob ich mich hier völlig ansiedeln oder wieder nach Europa zurück kehren wollte. Zuletzt siegte die Neigung, welche ich für ein hiesiges Frauenzimmer faßte, über meine Lust am Reisen. Als ich aber dem Altvater meinen Wunsch entdeckte, eröffnete mir dieser einen Plan, welcher ihm sehr am Herzen lag und zu dessen Ausführung er mich ausersehen hatte. Er trug nämlich ein sehnliches Verlangen: für sich und die Seinigen, zur Erhaltung der Religion auf dieser Insel, einen geweihten Prediger zu haben; ferner fehlte es auch noch an verschiedenen Handwerkern und Künstlern; drittens wünschte der liebe Altvater vor seinem Ende noch einen seiner Blutsfreunde aus Europa bei sich zu sehen, um demselben einen Theil seines unermeßlichen Reichthums zu übergeben, welcher hier auf der Insel ungenützt verroste. Wahrscheinlich würden Nachkommen seines Bruders vorhanden seyn, die vielleicht in Dürftigkeit lebten. Wenn ich mich also entschließen wollte, zur Erreichung dieser Zwecke noch eine Reise nach Europa zu unternehmen, so wolle er mich mit dem nöthigen Gelde versehen und in dem Felsenburgischen Schiffe nach St. Helena bringen lassen, von wo ich Gelegenheit finden würde, weiter zu gelangen; meine Begleiter aber würden von da zurück kehren, denn mit seinem Willen dürfe keines seiner Kinder die europäische Erde betreten. Nach meiner Rückkunft sollte die geliebte Sophia meine Belohnung seyn. — Ich nahm nicht den mindesten Anstand, dem theuren Greise meine redlichen Dienste zu versichern. Das Schiff brachte mich nach St. Helena; von da ging ich auf einem holländischen Schiffe nach Amsterdam, wo ich mir ein eigenes neu erbautes Schiff kaufte und zu einer

Reise nach Ostindien ausrüstete. Ich hatte das Glück, in dem Herrn Magister Schmelzer den würdigsten Mann für das bestimmte geistliche Amt zu finden; auch gelang es mir, eine Anzahl Handwerker und Künstler zur Ansiedelung in einer unbekannten Weltgegend zu bewegen. Was ich für meinen dritten Zweck that und wie ich zu unserm Eberhard Julius gelangte, auch wie wir darauf unverzüglich uns auf den Weg machten, kann ich übergehen. Nur so viel noch: Der Capitain Horn, welchem ich das Schiff geschenkt habe, ist mein alter Freund und ein treuer und verschwiegener Mann. Er hat mir heilig versprochen: bei seiner Rückkehr aus Ostindien an derselben Stelle, wo er uns aussetzen mußte, sich durch einige Kanonenschüsse wieder zu melden, und wir können durch seine Hülfe auch künftig noch mit der auswärtigen Welt in Verkehr bleiben."

Durch diese Mittheilungen waren nun den neuen Ankömmlingen alle Räthsel gelöst und ihre Neugierde hinlänglich gestillt. Darauf verband der Magister Schmelzer den redlichen Wolfgang mit seiner geliebten Sophia; die mitgekommenen Künstler und Handwerker suchten sich diejenigen Plätze aus, welche ihnen zu Betreibung ihres Gewerbes die paßlichsten schienen, und es wurde ihnen frei gestellt, sich Gattinnen zu erwählen und auf immer hier zu bleiben; wenn sie aber ein Heimweh empfänden oder sich in die Lebensweise und Ordnung auf dieser Insel nicht schicken möchten, wollte man sie nach einigen Jahren, mit einem ansehnlichen Geschenk, wieder nach Amsterdam zurück schaffen. Sie gelobten Alle dem Altvater, als ihrem Oberhaupt, und dem Herrn Magister Schmelzer, als ihrem Seelsorger, Gehorsam und Ehrfurcht und verpflichteten sich zu einer fleißigen, redlichen und gesitteten Aufführung. — Auf der sogenannten Albertsburg blieben bei dem Altvater, dessen Bedienung von einer Anzahl junger Personen aus den verschiedenen Stämmen besorgt wurde, bloß der Magister Schmelzer und der junge Eberhard Julius zurück.

Es vergingen einige Jahre ohne besondere Merkwürdigkeiten, außer daß man eine Fahrt auf die benachbarte Insel Klein-Felsenburg anstellte. Diese Insel lag an der Südseite von Groß-Felsenburg, war bisher aber von den Bewohnern nicht weiter untersucht worden. Man durchstreifte jetzt das ganze Land, entwarf auf der Stelle eine ausführliche Beschreibung aller Merkwürdigkeiten, und nahm von einem hohen Berge den Abriß des ganzen Ländchens auf. Von diesem Berge entdeckte man durch ein Fernrohr in einer sehr weiten Entfernung ein großes Stück Land, welches man für eine weit größere, den Europäern ebenfalls unbekannte Insel halten mußte. Die Neugierigsten und Verwegensten unter der Gesellschaft wären gern sogleich dahin gefahren, wenn sie dergleichen ohne Erlaubniß des Greises vor zu nehmen sich getraut hätten. Man begab sich also nach Groß-Felsenburg zurück und stattete von allen Entdeckungen Bericht ab. Bei Erwähnung des in der Ferne sich zeigenden Landes sagte der Altvater: daß die Sache ihm nicht unbekannt sey. Er habe selbst schon vor vielen Jahren, nebst Amias Hülter, bei besonders heiterem Wetter eine entfernte Küste gesehen und eine Insel daselbst vermuthet, weil das feste Land weder von Afrika noch Amerika in dieser Nähe oder Richtung liege. „Aber" — fuhr er fort — „was nützet uns in unserer jetzigen Lage eine solche Untersuchung? Es wird, wie ich glaube, noch eine ziemliche Zeit hingehen, ehe sich meine Geschlechter dergestalt vermehren, daß sie auf Groß- und Klein-Felsenburg nicht mehr Platz und Nahrung haben können. Jetzt also würde es ein eitler Vorwitz seyn, welcher vielleicht unsere glückliche Ruhe nur stören könnte."

Unterdessen rückte die Zeit immer näher, wo man die Rückkehr des Capitain Horn erwarten durfte. Keiner redete davon so oft, als der junge Eberhard Julius, und es war leicht zu entdecken: daß ihm etwas auf dem Herzen lag. Das Andenken an seinen Vater, von dem er keine weitere Nachricht erhalten konnte, wie auch an seine Schwester, welche von ihren mütterlichen Verwandten in Schweden an Kindesstatt angenommen war, ließ ihm keine Ruhe. Er entwarf in der Stille den Plan — wenn er von dem Altvater die Erlaubniß und das nöthige Geld erhalten würde — mit dem aus Ostindien zurück kehrenden Schiffe nach Europa zu segeln, die Schulden seines Vaters zu bezahlen, ihn selbst aus zu kundschaften und nebst seiner Schwester in den Hafen der Ruhe und des Glücks auf Felsenburg zu führen. Der Greis billigte seinen Entschluß, der aus kindlicher Liebe entsprang, und versprach, ihn mit allen Nothwendigkeiten aus zu statten.

(Der Schluß folgt.)

## Literarischer Beobachter.

In der Schrift: „Etwas über den deutschen Adel, über Rittersinn und Militair-Ehre, von Friedrich Baron de la Motte Fouqué und Friedrich Perthes in Hamburg" hat Herr Fouqué sehr hoch geschwindelte Ansichten über den Rittergeist mitgetheilt, ohne zu sagen: was denn eigentlich dieses romantische Gespenst — das Fatum aller seiner literarischen Erzeugnisse — sey. Ja, er erklärt sogar: er könne die Definition nicht geben, denn „Rittersinn ist fast eben so zart, als die jungfräuliche Unschuld und will gleich ihr nicht sowohl definirt als vielmehr dargestellt (ist darstellen nicht eine Art von Definition?) und in seiner Reinheit behütet seyn." — Ein ehrlicher Jemand antwortet darauf („Heidelb. Jahrbücher" Februar-Heft S. 173):

„Rezensent darf nicht erst eine Menge von Tugenden herzählen, um sie als solche anerkannt zu sehen, die mit Recht schön und erhaben genannt werden müssen; wenn er aber auch nicht eine derselben als ausschließliches Eigenthum des Adels kennt, so muß gerade die Tugend: Rittergeist oder Rittersinn, die ihm ganz neu in der Tugendlehre ist, eine solche seyn, und sie erforderte eben deswegen eine genaue Bestimmung ihrer Merkmale und Grenzen, um darnach ihre Wesenheit als richtig und nothwendig zu prüfen und zu erkennen.“ — Du wackerer Rezensent, wenn von Geist die Rede wäre, würde man das Prüfen und Erkennen nicht vermeiden. Hier gilt es aber die — Rittersinnlichkeit, welche nichts weiter ist, als die ganz gewöhnliche Eitelkeit im Ballkleide, die sich nun für so vornehm hält, daß sie sich nicht will definiren lassen, aus Furcht, man möge durch einige Entkleidungen die gemeine Abstammung zu Tage fördern. Da ist es nun freilich klüglich, wenn man den Punkt für gewaltig zart ausschreit, damit ihn Niemand berühre. Wir aber meinen, es sey endlich Zeit, einem thörigen Dünkel, der so viel Schwachköpfe ganz kopflos machte, die Wege zu weisen; sollt' es dabei leider auch nicht möglich seyn, diejenigen zu schonen, welche ihre Talente endlich so mystifizirt haben, daß sie aus ihren zwei oder drei halben Ideen nicht mehr heraus können.

„Kann die Vereinigung der Protestanten mit den Katholiken, da jene sich schon mit der griechischen Kirche vereinigen wollten, bei jetziger Aufklärung noch einem Anstande unterliegen?“ — so heißt der Titel einer Schrift, worin der Verfasser will: daß alle Protestanten katholisch werden sollen. — Er sagt unter Anderem (S. 4): „Alle transcendentalen Geister Norddeutschlands mißbilligen die Reformation;“ (höchstens ihren Stillstand!) „die Schlösser“ (zwei Brüder Schlosser in Frankfurt a. M.), „die Stolberge, die Schlegel, die Werner“ (glücklicher Weise sind diese Leute, wenn von Schwächen die Rede ist, auch nicht mehr als Einzelne!) „sind in den Schooß der römischen Kirche zurückgekehrt. Welch ein schönes Beispiel!“ (d. h. solchen Leuten, welche die Religion für einen Großvaterstuhl halten, in welchem sie, der Prüfungen müde, lebenslang ihr Schläfchen machen wollen!) — Der Schluß dieser Schrift setzt dem Ganzen die Krone auf, indem der Verfasser sagt: „Wäre die Vermuthung, daß bei Luther periodische, oft wiederkehrende Verrücktheit die erste, vielleicht die einzige Quelle seines Reformator-Berufes und des größten Theils seiner Reformen gewesen, zur Gewißheit zu erheben, o so mögen seine modernden Gebeine nun in Frieden ruhen. Ueber seinem Aschenkrug möge das weinende und zerrissene Vaterland nicht mehr seinem Andenken fluchen.“ — Herr Kirchenrath Paulus (ein tüchtiger Verfechter der Vernunft, als des einzigen Mittels, der Göttlichkeit sich nähern zu dürfen) hat dazu folgende Bemerkung gemacht: „Welch eine Fülle von Liebe zu Liebe. Man will sogar Luthern nicht mehr fluchen, wenn nur fast die ganze Reformation eine Folge von — Verrücktheit ist. Ein unübersehbares Unheil ist es freilich, daß Teutschland nicht durch Spanier und Italiener unterjocht und zur Provinz gemacht werden konnte, daß an keinen Regenten mehr, wie von dem ehrlichen Pabst Hadrian VI. an Churfürst Friedrich den Weisen, geschrieben werden kann: „Du bist ein Schaf, Du sollst den Hirten nicht beurtheilen. Ist nicht der Saul seiner königlichen Ehren entsetzt worden?“ — und daß die Regierungen ihre Rechte gegen Papokratie „seit Leo dem X.“ zu bewahren wissen.“ — Es unterliegt wohl keinem Anstande, daß der Verfasser der angefochtenen Schrift bei jetziger Aufklärung Mühe haben wird, sich mit Leuten von gesunden Begriffen zu vereinigen; er möge sich dazu Frist geben sein Leben lang und ferner nicht sogar den Helldenkenden als Nachtschleicher die Druckerschwärze — anschwärzen dadurch, daß man merkt: der Unsinn hat allzeit Preßfreiheit. Fr. Lange u. Wl.

## Randglossen.

Das Wort „Freiheit“, im Begriff der deutschen Vorwelt genommen, bedeutet eigentlich erhabene Schönheit; denn Freya war die germanische Liebesgöttin. — Noch heute sagt der Holländer „frei“, wenn er höchste sittliche Schönheit bezeichnen will. Uns ist ja Schönheit die höchste Freiheit, wie diese wiederum das ist, was jene! — Freya wurde auch Ostera genannt und ihr Fest im Anfange des Frühlings gefeiert, daher das Fest der Auferstehung diesen Namen trägt.

Der menschliche Scharfsinn hat für den menschlichen Stumpfsinn Seh-, Hör- und Riech-Röhre erfunden. Woher wohl das Ausbleiben von Geschmack- und Fühl-Röhren, welche dem Defekt dieser Sinne abhelfen könnten, da doch die Empfänglichkeit derselben in den allerkleinsten Zeittheilchen zurück wirkt?

Das Grabmal des berühmten Generals Laudon, auf seinem Landsitze bei Wien, trägt die einfach-schönen bedeutenden Worte: „Nec princeps, nec patria, sed conjux.“

Schiller schrieb seine ersten Verse bei einer Schaale Buttermilch; der Sänger des schönen Liedes: „Am Rhein, am Rhein, da wachsen unsre Reben!“ kannte das besungene Getränk nicht, als Caroline Rudolphi es ihm vorsetzte, und bat sich Zucker aus, weil er ihm gar sauer dünkte. — Willamow, welcher angetrieben wurde, Dythyramben zu schreiben, trank Wasser, und Pindar sagt auch, während seiner Flammenströme, ganz ehrlich: „Das Wasser ist doch das Beste!“

Edmund der Waller.

## Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

Leipzig. Da Sie meine Liebe zu Festen kennen und wissen, wie nicht leicht eine Gelegenheit von mir versäumt wird, an solchen Feierlichkeiten Theil zu nehmen, wo das Herz eben so angenehm gerührt als der Geist des Volks rein und lebhaft ausgesprochen zu werden pflegt: so können Sie sich das Vergnügen denken, welches ich gleich nach meiner Ankunft in Leipzigs Mauern empfand, als ich hörte: daß am folgenden Sonntag (Misericordias Domini) die Kirche in dem benachbarten Dorfe Schönefeld (welche bei der Leipziger Schlacht in eine Ruine verwandelt und nun endlich schöner wieder aufgebaut worden war) eingeweihet werden sollte. Ich freute mich auch, das Dorf zu sehen, welches mir, als der Geburtsort eines unserer liebenswürdigsten Dichter, der mich mit seinem Wohlwollen beehrte, merkwürdig war. *) — Ungeachtet des Regenwetters befand ich mich schon gegen 8 Uhr Morgens auf dem Wege, welchen eine Menge Leipziger, in gleicher Absicht, belebten. Von Einem erfuhr ich: daß zugleich der Pfarrer sein funfzigjähriges Jubelfest als Prediger begehe, und was konnte natürlicher seyn, als daß ich mir, durch das seltene Glück des Greises veranlaßt, einen noch höheren Genuß versprach, den mir meine Einbildungskraft anziehend vermalte. Im Geiste sah ich den ehrwürdigen Jubelgreis an der Spitze seiner frohlockenden Gemeinden, unter dem harmonischen Klange der Glocken, feierlich zu dem neuen Gotteshause einziehen und dann in diesem dem allmächtigen Geber des Lebens und Friedens ehrfurchtsvoll die frommsten Opfer des Dankes und der Liebe darbringen. Aber — wir leben in der Zeit der getäuschten Hoffnungen! — diese schönen Bilder verflogen bald, da ich den noch nicht ausgebauten Thurm sah, und als ich auf den Kirchhof kam, ein solches Lärmen und Drängen mich betäubte, wie es nicht ärger bei Eröffnung eines Schauspielhauses seyn kann, wenn ein rechtes Spektakelstück gegeben wird. Jeder wollte mit Gewalt in die Kirche; und ungeachtet dreißig Schützen aus der Stadt und Gensdarmes, um Ordnung zu halten, da waren, ging es doch eben so verwirrt zu, wie weiland bei dem auch nicht vollendeten babylonischen Thurmbau. Mehrere Bauerdirnen wurden, mit vom Kopf gerissener Mütze, in das Gotteshaus gestoßen, und es setzte selbst blutige Gesichter. Wären nicht nur wechselsweise zwei, sondern gleich anfangs alle drei Kirchthüren geöffnet werden, so hätte Jeder ruhig und bequem eintreten können. In der Kirche war ungeachtet der vielen Menschen noch Platz genug. — Der Anblick des heiteren, ganz einfachen Innern ist gefällig, und wenige Dorf-Kirchen möchten sich rühmen können, einen gleich angenehmen Eindruck zu machen. Die Stühle sind bequem (nur heute war es dienlicher, zu stehen als zu sitzen, weil die noch nicht trockene weiße Oehlfarbe der Stühle abfärbte); die beiden, auf Säulen ruhenden, über einander rings herum gehenden Emporen sind stattlich und die Orgel, welche der Kanzel gegenüber steht, ist schön. Diese hat zu beiden Seiten Logen und erhebt sich, fast zu einfach, über dem marmornen Altar, auf welchem ein silbernes Kruzifix, zwei silberne Leuchter und die übrigen zum Abendmahl nöthigen Gefäße prangten. Billig hätten Kanzel und Altar bekleidet und dieser nicht nur mit einem weißen Tuche bedeckt seyn sollen. Vor dem Altar, auf einem geräumigen, mit einem geschmackvollen Eisengeländer versehenen Platz steht der hölzerne, lackirte Taufstein, an welchem höchst unschicklich — vier kleine Furien-Masken angebracht sind. — Von der Feierlichkeit selbst, den lobenswerthen Gesang der Leipziger Sing-Akademie abgerechnet, ward ich nicht sehr erbaut. Die Einweihungs-Rede des Leipziger Superintendenten und die lange Predigt des alten Pastors waren keine Meisterstücke; doch dem alten Manne ist dies weniger an zu rechnen. Wie viel Ergreifendes und Fruchtbringendes hätte nicht schön und würdevoll gesagt werden können? — Mehreren Bauern, die ich nach dem Gottesdienste sprach, wollte es besonders mißfallen: daß der Pastor (welcher übrigens vernünftiger Weise diese Einweihung erst nach völliger Vollendung der Kirche gewünscht hatte) weder in der Predigt, noch in dem Gebete nach derselben, an die gnädige Herrschaft gedacht hatte. Sie erzählten mir aber: daß er mit ihr und der Gemeinde in Prozessen läge. — Die Herrschaft war auch nicht zugegen, und der Herr mit dem sächsischen Civilverdienst-Ritterkreuze, den ich für den Eigenthümer des Dorfs gehalten, war einer der ersten Kaufleute aus der Stadt, welcher, so wie mehrere andere Leipziger es sind, Bauerguts-Besitzer in Schönefeld ist. Durch die Schenkung der vortreflichen Orgel hat er und sein Schwager ein bleibendes Denkmal in der Kirche sich gestiftet. Ueberhaupt zeigten sich vorzüglich diese Leipziger als Wohlthäter der Kirche; aber auch viele Auswärtige und selbst Könige haben zu dem Bau durch Geschenke beigetragen. Vom König von Sachsen erhielt sie 2000 Thaler. K.

*) Moritz August von Thümmel ward daselbst im Jahr 1738 geboren.

Unter der im Mai 1819 in Nassick erbeuteten Bagage des Peischwa in Ostindien befand sich ein massiv goldenes Bild des Götzen Wischnu. Es ist schon über 100 Jahr alt, 1707 vom feinsten Golde aus Ophir verfertigt, und wiegt 370 Tolas. Wischnu ist vorgestellt, wie er auf der fünfköpfigen Schlange, dem Sinnbild der Ewigkeit, steht. Die fünf Köpfe ragen hinterwärts, wie ein Thronhimmel, über ihn her; aus jedem Munde schießt eine Pfeilzunge hervor. Wischnu scheint über die Schöpfung der Welt nach zu denken und sie zu beschließen. Brama, oder die schaffende Kraft, ist mit seinen vier Gesichtern, wie gewöhnlich, angebracht, indem er auf einer Lotos-Pflanze aus Wischnu's Nabel hervor dringt. An seiner linken Brustseite hängt ein Edelstein, unter dem Namen Bhugulita bekannt. (Courier.)

Eine englische Zeitung stellt als Beweis der Härte des peinlichen Gesetzbuchs in England auf: daß in den letzten 14 Tagen zu London 12 Individuen hingerichtet wurden, während in München, einer Stadt von 50,000 Einwohnern, nur zwei Personen in Zeit von zwei Jahren hingerichtet wären. — Was würde jene Zeitung sagen, wenn sie London mit Paris, einer Stadt von 700,000 Einwohnern, vergliche, wo gleichfalls seit zwei Jahren höchstens eine oder zwei Hinrichtungen statt fanden? (Censeur.)

Redacteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurersche Buchhandlung.









# Der Gesellschafter

oder

# Blätter für Geist und Herz.

1820. Mittwoch den 10. Mai. 75stes Blatt.



## Tod des König Hake von Schweden.

„Auf des Schiffes breitgeripptem Boden
Thürmet hoch die Leichen meiner Streiter;
Auch die Waffen und die todten Rosse
Bringet eilig an den Bord des Seglers.
Ohne Waffen dürfte ja kein Krieger,
Ohne Rosse Keiner nach Wallhalla
In den Kampf der Odin's-Helden kommen.“

„Habt Ihr in dem blanken Schmuck der Waffen
Hingelegt die theuern blut'gen Todten?“ —
„Herr, die bleichen Helden liegen friedlich
An dem Bord des Schiffes aufgethürmt;
Jeder hat das Schwerdt an seiner Linken
Und die Häupter ruhen auf den Rossen.“ —

„Nun so leget Holz in hohen Stößen
Mir zum Lager über diese Todten!
Aber rühret frisch die kräft'gen Arme,
Denn ich fühle, wie mir aus den Wunden
Immer mehr der flücht'ge Geist des Lebens,
Ewig nimmer wieder kehrend, fließet;
Und auf Erden will ich doch nicht enden,
Will kein Grab von dieser falschen Erde.“ —

„Habt Ihr meinen Todesthron vollendet?“ —
„Herr, wir thaten, wie Du uns befohlen!“ —
„Nun so legt mich auf mein Schild von Eisen,
Ueber meinen Kriegern will ich ruhen.
Eine Fackel gebt mir in die Hände,
Zieht die Segel, die erprobten, auf,
Daß sie nach des Oceanes Fernen
Pfeilschnell richten den gewohnten Lauf!“

Brause, du Sturm,
Jaget, ihr Wolken, vorüber;
Rauschet, ihr Wogen, empor:
Fahre wohl! —
Blicke, so trübe,
Wenden sich einmal noch,
Schwedisches Uferland,
Scheidend zu dir!
Goldene Träume
Sonstiger Zeiten!
Soll't mich hinüber geleiten,
Bin so allein! —
Ueber mir brauset der Sturm,
Unter mir rauschet das Meer —
Um einsam ragende Klippen
Schwingen in niederen Kreisen
Traurige Möven die Flügel.
Leiser und leiser
Hebt sich die blutende Brust;
Trüber und trüber
Schweifen die brechenden Blicke
Ueber die endlosen Weiten! —
Schweigende Todte!
Knisternde Flammen
Lecken das Blut eurer Wunden,
Hauchen den Stahl eurer Waffen! —
Harret, Gefährten,
Noch eures Königs!
Höher steigen die Gluthen,
Wilder brausen die Fluthen,
Schwerer athmet die Brust! —
Brause nur, Sturm!
Jaget, ihr Wolken, nur rascher
Hin auf der ewigen Bahn! —
Lodert, ihr Flammen, hinan,
Todte, wir sinken hinab,
Tief ins verheimlichte Grab!

Adelheid von Stolterfoth.

Anmerkung. Siehe Olof Dalin's Geschichte des schwedischen Reiches, S. 203. Erik und Jorund wollten Hake aus ihrem

väterlichen Reich werfen und lauerten die Zeit ab, da er seine meisten Truppen und Kämpfer von sich gelassen hatte. Sobald die Schweden hörten: daß ihre Prinzen vom alten Geblüt der Ynglinger zurück gekommen waren, zogen sie schaarenweise herbei und segelten nach Upsala. Hake eilte ihnen mit einer viel kleineren Mannschaft entgegen; es kam zur Schlacht. Hake war so tapfer, daß er den Erik und das Panier der Ynglinger in Stücken hieb; Jorund und seine Völker flohen zu Schiffe. Hake selbst war aber tödtlich verwundet, seine Treuen waren um ihn her gefallen. Er befahl: sie auf ein Schiff zu laden und über ihnen einen großen Scheiterhaufen zu errichten, ließ sich dann oben darauf legen und das Schiff mit vollen Segeln und starkem Wind in die offne See gehen. Es geschah um das Jahr 525.

## Die Insel Felsenburg.

(Schluß.)

Endlich erschien der Capitain Horn und verkündete seine Ankunft durch einen lauten Kanonendonner. Die Felsenburger eilten ihm entgegen und empfingen ihn, der in einem Boote, von drei ostindischen Sklaven begleitet, ans Land stieg. Herr Wolfgang und Eberhard umarmten ihn mit einer Zärtlichkeit, als wenn es ihr leiblicher Bruder gewesen wäre. Man führte den Capitain Horn auf dem bekannten Wege nach der Insel; die drei Sklaven aber ließ man bei einer guten Mahlzeit und reichlichem Getränk in einer Höhle am Strande zurück, weil Wolfgang es bedenklich fand, ohne Erlaubniß des Altvaters mehrere Fremde in das Geheimniß ein zu weihen. Capitain Horn erstaunte nicht wenig über die unvermuthete neue Welt, welche sich ihm eröffnete; noch mehr aber bei dem Eintritt in die Albertsburg, als er den ehrwürdigen Beherrscher derselben erblickte. Er erzählte darauf kürzlich die Begebenheiten seiner Reise, und erbat sich nur Befehl: wann und wo er die aus Ostindien mitgebrachten Sachen aussetzen sollte. Es wurde beschlossen, das Schiff auf die Südseite zu führen und an der Insel Klein-Felsenburg anlegen zu lassen, wo die Mannschaft ans Land gehen, sich Gezelte erbauen und einige Wochen ausruhen sollte. Diese Leute waren sehr erstaunt, da sie mit den besten Speisen und Getränken täglich versorgt wurden und doch nichts als Felsen vor sich sahen. Sie brannten vor Neugierde, selbst mit auf dieses Wunderland hinüber zu gehen; aber Capitain Horn sagte ihnen: daß der Oberherr desselben nicht erlauben wolle, fremde Leute hinein zu führen. Unter den mitgebrachten Sachen freuten sich die Felsenburger am meisten über die Hausthiere, welche in Pferden, Rindvieh, Schafen, Schweinen, Hühnern und Tauben bestanden, wozu noch einige Bienenstöcke kamen, welche der Capitain Horn mit unglaublicher Mühe unterhalten hatte. Nachdem die nöthigen Vorbereitungen zu der weiteren Reise gemacht waren, der junge Eberhard seine Aufträge empfangen und einen rührenden Abschied genommen hatte, schiffte sich Capitain Horn mit demselben ein und ging unter Segel. — Die Fahrt nach St. Helena war sehr schnell und glücklich, nicht minder die fernere Reise und man lief am 24sten März des Jahres 1729 im Texel ein. Von Amsterdam aus schrieb der junge Julius an einen Freund seines Vaters in Hamburg, um Nachricht von dessen Schicksal zu erhalten. Die Antwort war: der alte Julius lebe noch, habe auch einen guten Anfang gemacht, seine Schulden zu bezahlen und sey vor einem halben Jahre nach Schweden zu seiner Tochter gereist. — Sogleich machte sich Eberhard auch auf den Weg dahin. Er fand seine Schwester noch unverheirathet, seinen Vater aber bekümmert und schwermüthig; jedoch die Freude des Wiedersehens und die angenehmen Nachrichten erheiterten und verjüngten sein niedergeschlagenes Gemüth. Er entschloß sich bald, seinem Sohn nach Felsenburg zu folgen, wozu die Schwester eben so bereit war. Das nächste Geschäft war nun, nach ihrem ehemaligen Wohnort zu reisen und alle hinterlassenen Schulden mit Kapital und Zinsen zu bezahlen. Darauf wurde der jüngere Bruder des Herrn Magister Schmelzer aufgesucht, um ihn für Felsenburg an zu werben, wo man noch ein Paar junge Geistliche wünschte. Es hielt nicht schwer, ihn zu bewegen, der Einladung seines Bruders zu folgen, und er brachte noch einen andern Kandidaten, Namens Hermann, zu dem Entschlusse, ihn zu begleiten. Diese jungen Männer kauften für die Geldsummen, welche Eberhard ihnen zu ihrer Einrichtung ausgezahlt hatte, gute Bücher ein, worüber dieser eine herzliche Freude empfand. Da mit allen diesen Angelegenheiten eine geraume Zeit verstrichen war, so trieb der Capitain Horn zur Rückfahrt; man eilte, sich mit denjenigen Personen, welche die Reise mitmachen sollten, und mit allerhand für Felsenburg eingekauften Waaren ein zu schiffen, und nach einer glücklichen Fahrt kam man diesmal bei Klein-Felsenburg an. Capitain Horn that seine Ankunft durch Kanonenschüsse und Raketen zu wissen, worauf einige Böte vom Lande stießen und sich dem Schiffe näherten. Die erste Frage, welche man ihnen schon durch das Sprachrohr zurief, war: „Lebt der Altvater noch?“ — „Er lebt noch! Seyd uns willkommen!“ war die Antwort. Nach den ersten freudigen Begrüßungen eilte Eberhard Julius ans Land, um sich zuerst und allein dem verehrten Greise zu zeigen. Dieser, der wegen seiner jetzt zunehmenden Altersschwäche nicht aus dem Zimmer kommen konnte, umarmte und küßte ihn unter vielen Freudenthränen und wollte ihn nicht wieder von seiner Seite lassen, bis er einen ausführlichen Bericht von seinen Schicksalen auf der Reise vernommen hätte. Als darauf der ältere Julius mit seiner Tochter, der Bruder des Magister Schmelzer und die andern Personen, welche auf Felsenburg sich ansiedeln wollten, ans Land traten —

wer könnte den allgemeinen Jubel und die Freude des Altvaters mit schwachen Worten ausdrücken wollen? — „Nun will ich gern sterben!" rief der Greis, „nachdem alle meine Wünsche erfüllt sind. Ihr seyd noch Zeugen meines glückseligen Zustandes geworden und werdet bald auch die Zeugen meines, so Gott will, sanften und seligen Endes seyn, nach dem ich von Herzen begehre!" — Alle Anwesenden weinten und sagten: daß sie den Himmel bäten, ihm ein eben so hohes Alter auf dieser Insel zu gewähren, als dem Don Cyrillo von Valaro. — „Nein, meine Kinder!" erwiederte der Greis; „dieses wünschet mir nicht, denn ich fühle, daß meine Kräfte abnehmen." — Und wirklich rückte die Stunde seiner Auflösung auch bald heran. Am 8ten Oktober 1730 schlummerte seine Seele sanft in die himmlischen Wohnungen hinüber; seinen körperlichen Ueberrest aber trugen seine Kinder in das Grab, welches er sich selbst neben dem Grabe seiner theuren Concordia ausersehen hatte. Er hatte 102 Jahre hienieden gewallet und 84 davon auf Felsenburg zugebracht.

Seine Nachkommen lebten auf ihrer glückseligen Insel in friedlicher Stille. Einmal legte sich ein Geschwader von Raubschiffen um ihre Felsen und forderte sie zur Uebergabe auf. Da sie dieselbe verweigerten, wurden sie eine Zeit lang belagert und aus allen Kräften bombardirt; doch lachten sie, hinter ihren sicheren Felsenwällen, dieser vergeblichen Anstrengungen. Seit dieser Zeit haben sie allen Verkehr mit der übrigen Welt aufgehoben, und mögen nicht einmal wissen: wer jetzt in ihrer Nachbarschaft auf St. Helena die Geschichte seiner Schlachten schreibt. Karl Lappe.

## Zwei historische Notizen.

Die „Origines Livoniae sacrae et civilis" geben folgende Nachricht über die ersten Schauspiele in Riga, von dem Jahre 1204. „In dem Winter dieses Jahres führte man in Riga ein sehr wohlangeordnetes Prophetenspiel auf, welches die Lateiner eine Comoediam nennen, damit die Heidenschaft die Anfangsgründe des christlichen Glaubens durch lebendiges Anschauen auffassen möchte. Der Inhalt ward den Neubekehrten und den Heiden, die Zuschauer waren, durch einen Dolmetscher umständlich erklärt. Als aber Gideons Gewarpnete anfingen, mit den Philistern zu kämpfen, ward den anwesenden Heiden bange und sie liefen davon; aber man überredete sie doch, zurück zu kommen und bis an das Ende des Stückes aus zu halten."

Man hatte in Spanien vormals große Nachsicht für schwangere Frauen, weil man es über ihre Kräfte hielt, den Gelüsten zu widerstehen. Die Gemahlin des Königs Karl II. von Spanien, Tochter des Herzogs von Orleans, gab ihrer ersten Hofdame, weil sie ihren Papagai, der französische Worte aussprach, getödtet hatte, eine Ohrfeige. Die ganze Familie der Dame, welche die Tochter eines spanischen Herzogs war, ward durch diese Beleidigung höchst erbittert und richtete eine förmliche Klage an den König. — Die Königin führte ihre Schwangerschaft als einen Entschuldigungsgrund an; der König ließ ihn gelten und sprach sie frei: weil sie dem Gelüste des Ohrfeigengebens nicht habe widerstehen können. Lowhow.

## B u n t e s.

Unter Karls I. Regierung begab es sich, daß in einer dunklen Sommernacht ein Kavallerie-Regiment auf den Feind stieß. Dem Obristen desselben fiel es ein, sich's bequemer zu machen; er zog sich die Oberkleider bis auf das Hemd aus, griff an und jagte den Feind in die Flucht. Als man einige Zeit nachher in einer Gesellschaft sich wunderte: wie die kühne That in der finstern Nacht habe ausgeführt werden können, versicherte ein irländischer Offizier auf seine Ehre: die Nacht sey zwar stockfinster gewesen, allein der Mondschein von dem Hemde seines Obristen habe es möglich gemacht, Freund und Feind zu unterscheiden.

Michel Angelo hatte sich über einen Cardinal zu beschweren, der ihn auf jede mögliche Weise zu kränken suchte. Was that er, sich zu rächen? — Da er eben mit seinem Gemälde: die Hölle, beschäftigt war, so brachte er den Cardinal, zum Sprechen getroffen, unter den Verdammten an. Der Cardinal verklagte ihn bei dem Pabste; dieser, ein Freund der Kunst und der Satyre — es war Leo X. — gab ihm zur Antwort: „Hätte Euch Angelo im Himmel, auf Erden oder im Fegefeuer beleidigt, so könnte ich Euch helfen, denn an diesen Orten habe ich etwas zu sagen; aber über die Hölle erstreckt sich mein Credit nicht!" — Eben so hat ein Berlinischer Maler Napoleon in einem Bilde unter die Verdammten versetzt, weil N. ihn durch Verachtung empfindlich gekränkt hatte.

Potemkin saß am Spieltische, als er von der Kaiserin Befehl erhielt: sich unverzüglich in den versammelten Rath zu begeben. Er fuhr fort, die Karten zu mischen und weigerte sich. Der bestürzte Kammerherr drang auf eine bestimmte schriftliche Antwort; Potemkin nahm einen Bleistift und schrieb auf eine der Karten: Ps. 1, 1. (Wohl dem Menschen, der nicht wandelt im Rathe der Gottlosen u. s. w.) Th. Laurin.

## Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

Ueber das deutsche Lustspiel. *) Unser heutiges Lustspiel ist seit Kotzebue's Tode seinem Banquerott sehr nahe. Dieser dramatische Dichter war, wie wir eben bemerkten, immer

*) Fragment aus einem bald im Druck erscheinenden Werkchen: „Ideen über das antike, romantische und deutsche Schauspiel".

nen und vielgestaltig in der Erfindung seiner Lustspiele. Einige derselben, wie „die Pagenstreiche", die „deutschen Kleinstädter" u. m. a. werden sich noch lange auf dem Repertoir der deutschen Bühnen erhalten, da durch sie eine reiche Ader des Witzes in der Darstellung der Charaktere und Situationen fließt. Theils näher, theils entfernter stehen um ihn Müllner (vorzüglich „die Vertrauten" und „die großen Kinder"; die Stoffe dieser Lustspiele, wenn auch nach französischen Originalen, sind doch mit vielem Geist und Talent behandelt), Salice Contessa (das treffliche „Räthsel"), Kurländer, Weissenthurn, — Steigentesch, Castelli, Th. Hell und Heun, freilich minder schöpferisch und reichhaltig an Stoff und Gestaltung wie Kotzebue, jener Tausendkünstler. Für die Posse sowohl als auch für das Lustspiel hat der wackere Julius von Voß manches Gute geliefert, und mehr noch können wir bei seinem reichen, bildsamen Talente für die Zukunft erwarten. Im Groteske-Komischen ist Bäuerle zu Wien in unseren neuesten Tagen noch unübertroffen geblieben; sein „Staberl" und seine „Prima Donna" sind hochkomische Originalien, und werden es noch mehr durch die geniale Darstellung eines J. Schuster oder Schmelka. Sind auch der Stoff, die Begebenheiten und andere Nebenbeziehungen mehr lokal, so sind dagegen die Charaktere mit einer Keckheit und Wahrheit in Zeichnung und Färbung entworfen, wie sie nur irgend einem dramatischen Hogarth oder Breughel gelungen. Im Norden von Deutschland sind seine theatralischen Gebilde wenig oder gar nicht bekannt, da sie der dortigen Denk- und Sinnesart, wie auch dem nationalen Charakter entfremdet sind. — Wenn wir von der Höhe der deutschen Literatur, die sie beinah in einem halben Jahrhundert mit Riesenschritten erstiegen, einen Blick auf die geistigen Spiele des Witzes werfen, finden wir noch immer bewährt die alte Bemerkung: daß die deutsche Muse an Erzeugnissen der Art arm sey; denn der tragische Ernst des Deutschen verscheuche, was nur in tändelnder Bewegung des Geistes lebt und webt. Wohl herrlich ist es und gehaltvoll, was aus der Tiefe des deutschen Gemüths hervor ging in Wissenschaft und Kunst, und so schmiegte sich denn die deutsche Poesie, als sie sich all der fremden Formen und Banden entäußert hatte, aus inniger Verwandtschaft dem Geist der Romantik an, sie mochte aus dem phantastischen Norden oder aus dem geistreichen Süden die herrlichen Blüthen herüber neigen. Aber die sinnigen Spiele des treffenden Witzes, die, wie der Geist Gottes, leichthin zwischen Himmel und Erde schweben, diese zartesten Gebilde wollten der Dichtkunst deutscher Art nicht ganz gelingen, und es schien, als hielte eben jener tiefe Ernst ihren ätherisch-leichten Aufflug nieder. Zwar versuchten sie hier und da die Schwingen zu regen, aber der Aufschwung war nur horizontal, gleichsam nur nach einer Richtung genommen. In den Werken unsers genialen Jean Pauls blitzen reiche Funken des gediegensten Witzes und Humors auf; aber sie sind nicht in einen Brennpunkt gesammelt, um volle Wirkung zu thun. Selbst der brittische Humor, der sich doch so sehr dem tiefen Ernste hinneigt, wurde nicht einmal erreicht, und Shakspeare, dieser hohe gewaltige Pilaster, rückte mehr und mehr in eine ideale Ferne, so sehr auch unser Goethe in seinen humoristischen Darstellungen ihm nach zu streben sann. — Wenn wir sonach manche unserer komischen Kunstwerke mit kritischem Geiste durchschauen, ergiebt sich wohl nicht selten: daß in ihnen mehr oder minder das Ernste vorwaltend herrsche; und demnach wäre die Bemerkung nicht mehr so parador: daß im Komischen ein tragischer Zug liege. Immer dreht sich unser Lustspiel in den engen Grenzen der Bürgerlichkeit herum, eben weil wir es nicht, all dem grämlichen Ernste der Convenienz es entreißend, auf die Seite des idealen Lebens rücken, um es da freier und lebendiger spielen und schaffen zu lassen. Zwar ist für das Lustspiel immer und zu allen Zeiten die häusliche Sphäre angewiesen; aber dennoch soll sich das komisch dargestellte bürgerliche Leben in einem gewissen idealen Wiederschein abspiegeln, ohne daß dadurch die Individualität, das Charakteristikon des Lustspiels, verloren geht. Wir berufen uns hier auf Aristophanes, Moliere und Shakspeare. Beschränkt sich das Lustspiel nur allein auf die prosaische Seite des bürgerlichen Lebens, so stirbt es als Ephemere in dem Zeittheile, worin es geboren, alle Zeichen seiner Herkunft an sich tragend. Die original-komischen Kunstgebilde eines Aristophanes, Cervantes und Shakspeares, in welcher abgeschlossenen Ferne liegen sie von uns! Ob je unter dem deutschen Himmel jene zarte Mimose sich ganz aufschließen werde, ist eine Frage, die wohl sehr schwer zu beantworten ist. Wenn wir jedoch annehmen: daß wahrer Komus nur die Blüthenkrone geistiger Ausbildung ist, so müssen wir denn auch gestehen: daß eben jener Komus der Schlußstein sey auf der geistigen Höhe, auf die sich ein oder das andere Volk zu einer oder der andern Zeit schwingt, vom Gipfel der Vollendung die Stufen wieder herunter steigend. Und wenn dem so ist, möchten wir da in bescheidener Demuth nicht wünschen wollen: es sey uns jenes goldene Zeitalter noch etwas ferner, als es unser eitler Stolz jetzt gestehen will; damit wir nicht auf einen Theil der herrlichsten Geistes-Erzeugnisse, wir meinen auf wahre Komik, für immer verzichten, die wohl hier und da eine edle Blüthe getrieben, aber auch ohne reiche Früchte verschwunden. — Wohl wäre der Schluß falsch, wenn wir annehmen wollten, da wir noch kein nationales Schauspiel haben, wir daher auch kein Lustspiel je als gediegen, vollendet und klassisch aufstellen werden; denn könnte sich nicht, wie bei den Griechen, das Lustspiel mit dem Trauerspiel zu gleicher Zeit auf gleiche Höhe erheben? Auch nicht an wahrhaft komischen nationalen Stoffen fehlt es uns, denn Kotzebue und andere Lustspiel-Dichter liefern den Gegenbeweis: sondern es fehlt hauptsächlich an einem dramatischen Genie, das die Gattung dieser Poesie in Deutschland begründete. Ein Lustspiel in Prosa ist oft im Zeitraum von wenigen Stunden — wie Sessa's geniales Lustspiel: „Unser Verkehr" — geschrieben; aber was so schnell und so leicht erzeugt ist, hat das Schicksal der Eintags-Fliege. Ein Lustspiel höherer Art ist nicht minder so schwer als ein Trauerspiel zu fertigen. In diesem wirkt, abgesehen von seiner äußeren Form, schon der tragische Gehalt seiner Handlung. Im Lustspiel muß der Dichter den leichten Stoff durch äußere Form decken und tragen; er ist hier das schaffende und erhaltende Prinzip seiner Gestalten-Welt; dort herrscht das Gefühl und die Vernunft, hier der Verstand und die klare Ansicht der Welt; dort wird die Freiheit des Gemüths oft künstlich aufgehoben, indem die Seele durch Mitleid oder Schrecken über die ruhige Ansicht hinaus gerissen wird; hier darf nie die Freiheit des Gemüths auch nur scheinbar aufgehoben werden. Dort wird der tragische Dichter vom Stoffe beherrscht, hier beherrscht ihn der komische Dichter. Hieraus leuchtet die Nothwendigkeit einer strengeren Sorgfalt auf die äußere Gestalt des Lustspiels von selbst ein. In unseren meisten lustspiel-artigen Gebilden, besonders in den prosaischen, läßt der Dichter seiner Schreibsucht allzu sehr den Zügel schießen, wo hingegen mancher witzige Einfall, nicht in die Breite sich ausdehnend, in einer schöneren Fassung als Juwel glänzen würde. Das Lustspiel ist doch eins der liebsten Kinder der Mutter Poesie; warum soll denn Dieses gerade ungeschmückt und unbegabt, ja stiefmütterlich hinaus in die Welt gestoßen werden? Aber das liebe Kind muß nicht im Gängelbande der französischen Alexandriner geleitet, oder in den Schnürleib künstlicher Formen gepreßt werden, denn dadurch verliert es seine Beweglichkeit und freie Regsamkeit, es wird gar zu zahm und seines Witzes Funken werden im nassen Schwamme aufgefangen. Der leichte fünffüßige, ohne strengen Rythmus gehaltene, nur in den hochkomischen Parthien gereimte Jambus scheint uns die angemessenste Versart für das Lustspiel zu seyn, da sie nicht den freien Ausdruck beschränkt, wohl aber der prosaischen Weitschweifigkeit Grenzen setzt.

Dr. Hermann.

Die Moral gleicht einer sanften Musik, die sich bei der Stille hören läßt, deren Töne aber bei dem Lärm verhallen. (Renommée.)

Redacteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurersche Buchhandlung.




# Der Gesellschafter
oder
# Blätter für Geist und Herz.

1820. Freitag den 12. Mai. 76stes Blatt.


## Die freie Wahl.

### Kleinigkeit von Fr. Laun.

1.

Die Kirche war aus. Ober-Cassiers Ida kam mit ihren wohlbepelzten Eltern die Stufen herab; wie ein wahrer Engel ging das reizende Kind im neuen, schwarzsammetnen Ueberrocke, und von dem Schnee, über welchen Ida's zierliche Füßchen hin zitterten, schnitt das Schwarz ihres Anzuges den schlanken Wuchs auf's herrlichste ab. — „So gieb doch Acht, wohin Du trittst!" sprach der Ober-Cassier, als das arme Kind, das mit ihren frommen Blicken noch gar nicht von der Eisdecke des Weges hinweg gekommen war, ein wenig ausglitt und dabei ihr Gesangbuch fallen ließ. Aber wie ein Zephyr flatterte in seinem Pelzrocke der lange, hagere Stadt-Syndikus Schnurrpfeifer herbei, überreichte ihr das Buch und empfing dafür ein wohlgefälliges Lächeln vom Ober-Cassier und ein dankbares Kopfneigen von Ida. Nur die Ober-Cassierin nahm davon wenig Notiz; dagegen entging ihr nicht, wie der Steuer-Assessor Neumond, ganz braun gefroren, in einem benachbarten Hausflur wartend, seinem glühenden Herzen durch ein Stampfen mit dem Fuße Luft machte, so heftig, daß ihm darüber die Brille von der Nase fiel und in Stücke brach. — Um so unfreundlicher traf der Ober-Cassierin rückkehrender Blick den redseligen Schnurrpfeifer; dieser nämlich und Neumond waren zwei einander feindliche Gestirne, erklärte Trabanten der aufgehenden Sonne, welche unter dem Namen der schönen Ida einen Theil der Stadt in die Fesseln ihrer Reize legte.

Wirklich dachte auch der Ober-Cassier das Mädchen keinem andern Menschen als Schnurrpfeifern zu. Dagegen flüsterte seine Gattin, als er am dritten Weihnachts-Feiertage einmal ihrer Ida einen solchen Wink gab, ihr tröstend ins Ohr: „Das Alles wird sich finden! Schnurrpfeifer ist ein Irrlicht; laß nur den Neumond erst in seinem vollen Glanze da stehen und mein Alter zieht von selbst andere Saiten auf."

2.

In der That wurde der nahe Ausbruch einer gewaltigen Revolution, wenn nicht in der Stadt, doch in der Gesellschaft, Terpsychore genannt, immer wahrscheinlicher. Diese Gesellschaft war allerdings sehr aus der Art geschlagen; anfänglich hatte man sie bloß zum Tanze bestimmt, allein ihre Stifter entsagten späterhin diesem Zeitvertreib und brachten, als Stimmgeber, die Jüngern auf einige wenige Bälle im ganzen Jahre zurück; dagegen führten sie Whist, Boston und L'hombre ein, so daß der beibehaltene Name Terpsychore gar nicht mehr passen wollte. Schon lange murrte daher die Jugend, bis endlich der Syndikus, durch einen Neuling in seinen poetischen Bestrebungen geschmälert, einen förmlichen Rath der Alten gegen die Neuerer organisirte. Seit vielen Jahren nämlich hatte Schnurrpfeifer seinen Pegasus a deux mains, als Freuden- und Trauerpferd gebraucht, je nachdem Hochzeiten oder Leichen-Feierlichkeiten bei den ansehnlichen Familien der Gesellschaft eintraten. Da war aber der junge

Neumond von der Akademie zurück gekehrt, hatte — nachdem er, mit Hülfe des Justiz-Präsidenten, Assessor bei der Steuer geworden — die Mitgliedschaft in der Terpsichore erlangt und ließ sich ebenfalls zuweilen auf dem Sonnen-Rosse sehen. Die Urtheile über den Erfolg differirten sehr. Während Schnurrpfeifer das Rößlein als einen sicheren Paßgänger behandelte und darauf seinem Ziele manierlich zuritt, spornte Neumond das gute Thier dergestalt, daß es galoppirend vorn und hinten ausschlug, auch wohl Manchem, den er nicht leiden konnte, einen Treff geben mußte. — Ein Paar Mal sah Schnurrpfeifer die Sache geduldig mit an; als er aber merkte, daß die neue Art auch ihre Bewunderer fand, so machte er leise Anspielungen auf ihre Gebrechen, und donnerte, als das nichts half, mächtig auf den Unsinn derselben los. So bildeten sich denn gar bald zwei Partheien in der Gesellschaft: an der Spitze der alten stand, unter Anderen, der Ober-Cassier, und an der Spitze der jungen seine Ehegattin. Ueberhaupt wandten sich die Frauen, jung und alt, mehr auf die Seite des Assessors, welcher wenigstens fünfzehn Jahr jünger war, als der Syndikus. Dagegen meinte der größte Theil der alten Herren: daß die Klassizität der Schnurrpfeiferschen Poesien erst nach dem Tode des Dichters die rechte Anerkennung erlangen werde; denn — so hatte der Bürgermeister neulich mit dem lobenswürdigsten Ernst in der Miene gesagt — es blickt aus allen seinen Gedichten ein so ächter Geschäftsstyl hervor, daß nur das Ungereimte des Reims davon genommen werden dürfte und man könnte sie, ohne Erröthen, in jedes Aktenstück heften. — „Ja wohl, ja wohl!“ entgegnete der Ober-Cassier — auch ein Literatus, der die Kassenstelle nur wegen ihrer Ergiebigkeit übernommen hatte — „es ist ein ganz treflicher Kopf, der Schnurrpfeifer. Ich bin überzeugt, daß er meine komplizirteste Kassen-Rechnung in recht anmuthige Verse bringen würde.“ — „Dagegen wollten wir sehen“ sagte der Gleitsmann, „was heraus käme, wenn Sie einem gewissen Hm, hm! dergleichen übertrügen!“ — Von nun an ging es auf das heftigste über den Steuer-Assessor her, bis endlich die Gesellschaft sich vermehrte und des Letzteren Parthei dergestalt das Uebergewicht bekam, daß Einer nach dem Andern von den Ueberstimmten seine Tabackspfeife stillschweigend hinlegte und sich hinweg begab.

Die beiden Dichter selbst waren gerade an jenem Abend nicht zugegen, wie sie denn überhaupt nur dann die Terpsichore besuchten, wenn Damen sich ein zu stellen pflegten. — Der Sylvester-Abend war einer von diesen. Die Streitkräfte beider Partheien hatten sich an ihm immer mehr und mehr entwickelt; am Ofen hielten sich die Alten und Freunde des Alten versammelt; in der Gegend des Damen-Tisches standen die Reformer, und in der Mitte zwischen beiden Heerhaufen befanden sich diejenigen, welche, zum Theil aus Bequemlichkeitsliebe, die Bescheidenheit zu sehr schätzten, um Parthei zu nehmen; doch wurden manchmal durch beide Partheien geschickte Kaper nach diesen Indifferentisten ausgesendet, auch Einzelne derselben aufgebracht und in den großen Streit mit verflochten. — Bei dem nachher gebrachten Punsche verlauteten die Meinungen rücksichtloser als zuvor, und die Toasts, welche zu Anbruch des neuen Jahres erschollen, gaben Aussichten auf eine überaus stürmische Zukunft.

3.

Besonders trostlos schüttelte Herr Knorpel, der Oekonom der Gesellschaft, den Kopf, als man am Morgen aus einander ging. Diesem aufmerksamen Beobachter war es ganz klar, daß jenes neu aufflackernde Steuerlichtlein die Rathslampe verdrängen und die Neuerungssucht siegen werde; denn der Haufe für den Assessor war viel größer als der für den Syndikus. Herr Knorpel aber war der Sache des Assessors so feind, wie dessen Person; die Reformen, welche seine Anhänger vor hatten, drohten der Wirthschafts-Kasse mit mächtigen Eingriffen. „Denn“ sagte er, „was hilft mir die Vermehrung der Bälle, wenn sie dabei Speisen und Getränk besser haben wollen: zumal da sie darauf ausgehen, die Spieltische durch ihre Pfänderspiele zu verdrängen, für die ich mir doch kein Kartengeld kann bezahlen lassen? Und was ist denn überhaupt diesen Raisonneurs gut genug? Geben sie mir doch schon jetzt das Bier wieder, sobald es eine Art von Weinsäure erhalten hat, und meinen Thee aus vaterländischen Blättern weisen diese Kosmopoliten schimpflich zurück.“ — Gegen die Neumondsche Person aber fühlte Herr Knorpel einen ganz besondern Groll. Am letzten Fastnachtstage nämlich hatten ihn drei Domino's um Mitternacht heraus gepocht; da er sie für Mitglieder der Terpsichore hält, so verlangt er nicht, daß sie sich ihm zu erkennen geben sollen. Sie begehren Ungarwein, aber ächten; sogleich eilt er wohlgemuth in den Keller und holt von seinem selbsterbauten ungarschen Kartoffel-Ausbruch; darauf schickten die Masken das Dienstmädchen mit dem Bedeuten fort: daß sie Kuchen schaffen müsse, er möge herkommen, woher er wolle. — Ein großes Murren aber entsteht, als sie den Wein kosten. „Ist das Ungarwein, Spitzbube?“ ruft die eine der Masken, und alle Drei machen sich, trotz seiner rührendsten Gegen-Vorstellungen, über ihn her, spannen ihn in den polnischen Bock und lassen ihn so. Ob sie nun schon nach vollbrachter That sogleich hinweg eilten, ohne sich zu erkennen zu geben, auch der Sprecher eine, Herrn Knorpel ganz unbekannte Stimme hatte, so meinte Letzterer doch: daß der Steuer-Assessor Neumond gewiß mit dabei gewesen und die Sache angestiftet habe.

Schon eine Woche früher nämlich hatte Neumond einmal diesen Kartoffel-Ungar — der, wie Knorpel sich ausdrückte, eine hohe Delice war — für infamen Fusel und denjenigen des Prangers würdig erklärt, welcher demselben den edlen Namen Ungarwein beilegen könne. — Seitdem bewachte er den jungen Mann immer mit höchst argwöhnischem Auge; denn die verdrüßliche Situation im polnischen Bocke, die er bis zur Rückkehr der Magd eine halbe Viertelstunde lang ausgestanden und wobei er sich einen tüchtigen Katharrh an den Hals geschrieen hatte, vergegenwärtigte sich ihm bei dem Anblick des Assessors allemal mit der empfindlichsten Lebendigkeit.

(Die Fortsetzung folgt.)

## Literarischer Beobachter.

Der Doktor der Medizin, Herr S. J. Wolff, hat ein Büchlein heraus gegeben: „Wieder Juden!" (Berlin, Maurersche Buchhandlung), welches eigentlich nur eine Danksagung ist an Herrn Julius von Voß, der Hrn. Wolff eine Schrift über die Juden widmete. Was der Verfasser sagte, war recht gut gemeint; daß aber Alles schon besser gesagt ist, ereignet sich auch bei der besten Meinung. Im Ganzen hat er in der Sache recht und nur ein Paar Stellen müssen wir als auffallend bezeichnen. Es heißt (S. 10), bei Gelegenheit der Aufzählung vieler Schändlichkeiten, welche in früherer Zeit gegen Juden begangen wurden: „Die gefallenen Opfer sind aber schon längst gerächt: denn man werfe nur einen flüchtigen Blick auf die Geschichte und man wird finden, daß nach dergleichen Gräuelthaten und Grausamkeiten, wenn auch nicht unmittelbar darauf, doch gleich nachher, sich Ungemach aller Art, namentlich Pest, Hungersnoth, Empörungen und Umstürzungen alles dessen, was Jahrhunderten recht, billig und heilig gewesen war, einfanden." Zum Ueberflusse ist in einer Note auch noch ein namhaftes Beispiel beigebracht, wir aber sagen: Doktorchen, Du behandelst die kranke Zeit schlecht! Wir müssen uns dergleichen, was dem gerechten Gott den Schein eines Rachsüchtigen giebt, durchaus verbitten. Wenn er ein Unrecht zuließ, so beweist dies: daß der Mensch seinen freien Willen hat, und hat er den, so kann eine natürliche Folge seiner Thaten eintreten (die aber bei dem oben angegebenen Beispiel nicht vorhanden ist); die Einmischung des Himmels aber darf dabei nicht so gedacht werden: daß der Erhabenste einem gewöhnlichen Menschen gliche, der nur dadurch eine Auszeichnung merkbar macht, daß er aller Mittel Herr ist. Wenn er durch diese Herrschaft die That nicht verhinderte, wird er sie auch nicht rächen; dergleichen Verfahren brächte ja selbst einen Sterblichen um seinen Credit. — Eben so ist es mit dem fragenden Ausruf (S. 47): „Ja, Gottes Hand muß mit diesem Volke seyn, wie könnte es sonst selbst noch seyn?" — Der Himmel classifizirt die Menschen nicht, und die erbärmlichen Beweise der Sektenstifter: daß der Herr mit diesem oder jenem Volke sey, sind verschollen. Wer sich zur höchsten Moral hinauf bildet, der erkennt im Inneren einen Gott, welcher nach seinem Glaubensbekenntnisse nicht fragt; ein reiner Geist findet zuletzt den höchsten Geist und wird sich mit ihm vereinen, ohne daß dabei nach Namen, Länder und Costümen gefragt wird und ohne daß dem einen oder dem andern Volke dabei irgend ein Landstrich vermacht ist. — Können wir schwachsichtige Menschen das Göttliche nicht im vollsten Begriff uns denken, so thun wir doch wenigstens besser, von den Hypothesen die edelste, allumfassendste zu geben, als daß wir den Ewigen und Allgegenwärtigen überall beschränken und verkleinern. Auf Erden wird man sich so lange in steten Kämpfen umher treiben und nicht eher zu wahrem Frieden und Glück kommen, als bis man, der trennenden Sektensucht entsagend, sich zu dem Lichtpunkte allgemeiner und einfacher Grundsätze der Moral erhebt und vor der Bezeichnung Mensch alle Sekten-Namen verschwinden läßt. Hätten nur Alle dasselbe Ziel, so würde uns Gott nicht mehr so fern seyn als jetzt, wo uns der blinde Glaube nicht aus der Kindheit eines höheren Lebens hinaus treten läßt, fürchtend: daß Alle ihr Einkommen verlieren, welche mit politisch-religiösen Gängelbändern handeln.

Fr. Lange.

## Fündlinge.

Die Königin Christina von Schweden sagte von Menage, bei Gelegenheit seiner Origines de la langue française: „Er will nicht allein wissen, woher ein Wort kommt, sondern auch, wohin es geht."

Ein Sänger redete einem Prälaten Uebles nach. Als Jener im Conzert sang, bemerkte dieser Ludwig dem XIV.: des Tenoristen Stimme nähme sehr ab. Der König, welcher die Rachlust des Frömmlers ahnete, sprach aber: „Sie müssen sagen: Er singt gut, allein er redet übel."

„Zwei Gesetze regieren die Welt", sagte der berühmte Advokat Trüdaine: „das Gesetz des Stärksten und das Gesetz des Feinsten."

Mazarin sagte vom Präsidenten le Coigneux: „Er ist ein so eifriger Richter, daß es ihm leid thut, nicht beide Partheien verdammen zu können."

Joseph Scaliger lernte in 21 Tagen die Iliade und Odyssee auswendig.

Als ein Italiener mit neurömischem Stolz auf die Inschrift S. P. Q. R. (Senatus PopulusQue Romanus) hindeutete, rief ein Franzose: „Die einzig wahre Deutung dieser Buchstaben ist nun: *Si Peu Que Rien.*"

Haug.

# Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

**Geld-, Zeit- und Papier-Ersparung.** Zu einer Zeit, wo Einschränkung und Ersparnisse das allgemeine Lieblings-Thema sind, erscheint folgendes Werk gerade zur rechten Stunde, nämlich: „Darstellung des Kassen- und Rechnungs-Wesens bei der französischen Verwaltung, von Neigebauer“ (Verfasser der „Briefe eines preußischen Offiziers während seiner Gefangenschaft in Frankreich“ und der „Schilderung der Provinz Limousin und ihrer Bewohner“). Breslau 1820. — In dieser Schrift ist gezeigt: wie einfach das Besteurungs-System in Frankreich zur Ausübung gebracht wird, und wie die zur Staats-Kasse fließenden Gelder vereinnahmt, verausgabt und berechnet werden, ohne daß es dazu eines großen Beamten-Personals bedarf. Es mußte schon oft Manchem auffallen, wenn er bemerkte, daß eine Staats-Kasse, welche bis 100,000 Thlr. einnimmt und verausgabt, mehrere Beamten erfordert, die ausschließlich damit beschäftigt sind, während ein Kaufmann, der neben seinem Waaren-Verkehr eine gleiche Summe jährlich zu verrechnen hat, sein Kassen- und Rechnungs-Wesen allein, mit dem geringsten Zeit-Aufwand, als etwas sehr leichtes — eigentlich, in Ansehung der Masse der Arbeit, als Nebensache — behandelt; oder während ein Bankier, dem jährlich Millionen durch die Kasse laufen, oft mit einem einzigen Gehülfen auskommt. Man muß sich um so mehr darüber wundern, da die kaufmännischen Geschäfte mancherlei Art seyn können, die Geschäfte einer Staats-Kasse aber mit gleichförmigen, oft wiederkehrenden Einnahmen und Ausgaben zu thun haben, wodurch also auch die Arbeit minder schwerer seyn müßte. — Das Verfahren in Kassen-Sachen in Frankreich ist eben so wie der kaufmännische Geld-Verkehr organisirt, und zu diesem Zwecke die doppelte italienische Buchhaltung zum Grunde gelegt. Die Anwendung derselben auf die Staats-Finanz-Verwaltung ist schon hier und da zur Sprache gekommen; allein das Problem wollte sich nicht immer glücklich lösen lassen. In Frankreich hat die Praxis langer Jahre die Anwendbarkeit gezeigt und den besten Erfolg bewährt. — Das vorliegende Werk zeigt das Verfahren in Kassen-Sachen in Frankreich, unter Beifügung von Beispielen und Formularen, so daß jeder dasselbe ohne alle Schwierigkeit leicht erlernen kann. — Ohnerachtet der großen Verschiedenheit zwischen der deutschen Verwaltungs-Art überhaupt und der französischen wäre es doch leicht möglich, auch in Deutschland ein solches einfacheres und große Ersparnisse herbei führendes Kassen-Wesen ein zu führen; darum hat der Verfasser bei allen französischen Behörden die denselben correspondirenden preußischen Verwaltungs-Behörden angegeben, woraus man ersieht: daß der Anwendbarkeit eines so vortheilhaften Kassen-Verkehrs keine Hindernisse im Wege stehen. Hierdurch ist dieses Buch ein Gegenstück zu der „Einleitung in das preußische Kassen-Wesen von Sander“ (Breslau 1815) geworden, worin man mit wahrem Mitleid erkennen muß: welche Masse von Arbeit gewöhnlich einem Kassen-Beamten obliegt, der vom frühen Morgen bis späten Abend mit der Kasse seinen mühsamen Dienst fortsetzen muß; wogegen der französische Beamte bei den größten Kassen täglich nur einige Stunden zu arbeiten hat, jeden Abend den Zustand seines ganzen Kassen-Verkehrs übersehen und abschließen, und nie einen etwaigen Irrthum in den folgenden Tag mit hinüber nehmen kann. Zugleich hat der französische Kassen-Beamte die Annehmlichkeit, daß es sein Vortheil ist, je größer seine Einnahme wird; seine Arbeit vermehrt sich dadurch nur wenig, aber sein Einkommen steigt durch die größere Tantième. So wie der Erstere die Vermehrung der Arbeit fürchten muß, so ist sie dem Andern eben so, wie dem Kaufmann, eine erwünschte Erhöhung seines Erwerbes. — Wenn überhaupt jetzt von Vergleichung französischer Institute mit den vaterländischen die Rede ist, so verdient ohnstreitig das Kassen-Wesen einer besonderen Berücksichtigung.

— v —.

**Theater-Bericht aus Braunschweig. IV.** Herr Nieser ist hier als „Belmonte“, „Tamino“, „Johann von Paris“ u. s. w. und zwar als ein willkommener Gast aufgetreten, welcher Auszeichnung empfing. Sein Accent und seine Aussprache im Gesang, sein Anstand, nicht selten sein Spiel und die Art seiner musikalischen Verzierungen wurden am meisten geschätzt. Herr Nieser gehört dem Mannheimer Theater als Mitglied an; die Mannheimer Bühne ist die Nachbarin der Bühne in Karlsruhe; dabei erlaube ich mir die Frage: Wird nicht Madam Gervais von Karlsruhe bald wieder eine Kunstreise unternehmen und auch hier Gastrollen geben? Die gefeierte Sängerin ist überall gern begrüßt und auch hier hegen Viele den Wunsch, sie einmal wieder zu hören. An die, welche es wünschen, schließt sich bescheidentlich der Endesgenannte an, der die hochgeschätzte Künstlerin nur durch hiesige Urtheile und durch die öffentlichen Blätter als Künstlerin kennt, aber sie selbst noch nicht gehört hat. Zugleich dünkt mich, daß die Gäste, die aus jener Gegend kamen, wo Darmstadt, Karlsruhe und Mannheim sich ihrer Bühnen erfreuen, recht eigentlich bewiesen haben, es sey dort ein sehr erwünschter Sinn für die Oper thätig. Ueberdies ist es erfreulich, daß Sänger und Sängerinnen aus jener Gegend mit großer Achtung und Dankbarkeit vom Herrn Kapellmeister Danzi sprachen. — Die Verdienste des Herrn Kapellmeisters Wiedebein um das hiesige Theater sind unleugbar; ihm wird verdankt, daß die Chöre sich bis jetzt immer verbessert und bereits in mehreren Opern einen schönen Zusammenklang bewährt haben. Nicht minder ist die Einheit des Orchesters schon in hohem Grade erreicht und ich wünsche nichts angelegentlicher, als daß er nun auch mit einer Oper als Compositeur hervor trete und den Opernstyl insbesondere beurkunde. Das Verdienst, die Oper bereits so weit gebracht zu haben, ist das seinige und es wird ihm hoffentlich eine auszeichnende Anerkennung jenes Verdienstes nicht entgehen. Unter den Mitgliedern des Orchesters nenne ich heute Hrn. Karl Müller, den sattsam bekannten Violin-Spieler — ein Dichter auf seinem Instrument. Sein Ton ist voll Ausdruck eines romantischen, ahnenden und liebenden Gemüths, wenn er vorträgt, was ihm am meisten zusagt.

Dr. G. Frhr. von Seckendorff, Professor.

In England, und besonders in London, ist man schon von der Beleuchtung der Schauspielhäuser mit Gas zurück gekommen. Der damit verknüpften Unannehmlichkeiten sind zu viele; zwar ist im Coventgarden der entstandenen Hitze durch angebrachte Windräder zum Theil abgeholfen, doch ist Zug und Geräusch unangenehm und lästig. Ueberdies bleibt der Hauptfehler: der Geruch. Er ist so durchdringend und für Manchen so unleidlich, daß Viele aus diesem einzigen Grunde das Theater meiden, und die Meisten, die es besuchen, am Schluß der Vorstellung ein Brennen und Prickeln in den Augen, einen sauern Geschmack, ein Sodbrennen im Halse und Kopfweh mit nach Hause nehmen, welches nicht selten zwei bis drei Tage anhält. Die Nachtheile der Gas-Beleuchtung lassen sich chemisch erweisen: die Entzündung des mit Kohlenstoff versetzten Hydrogens bringt eine so schnelle Veränderung in der Atmosphäre hervor, daß es durchaus nothwendig ist, dieselbe unaufhörlich zu erneuen. Die Menge des aufgezehrten Oxygens, die daraus entstandene große Hitze, das damit verbundene Trocknen und Verdrängen der Luft sind nicht einmal die schädlichsten Folgen des Prozesses; denn wird dem Gas durch irgend eine Nachlässigkeit eine zu starke Ausströmung mit einem Mal gestattet, so entwickelt sich ein großer Theil davon, ohne völlig aufgelöst zu seyn, weil die Atmosphäre dasselbe nicht hinreichend mit Oxygen sättigen konnte. Alsdann wird die Luft, der es schon am gehörigen Oxygen mangelte, durch starken Zusatz von Gas geschwängert, und das Einathmen derselben kann höchst gefährlich, sogar tödtlich werden. (Courier.)

Redacteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurersche Buchhandlung.




# Der Gesellschafter
oder
# Blätter für Geist und Herz.

1820. Sonnabend den 13. Mai. 77stes Blatt.


## Die Bären-Mutter.

(Von dem Verfasser von „Wahl und Führung.“)

Man erzählt uns viel von der mütterlichen Liebe, welche Löwinnen für ihre Jungen hegen sollen, so daß sie nie fürchterlicher werden, als wenn denselben eine Gefahr droht und daß sie in deren Vertheidigung lieber ihr Leben lassen, ehe sie einem Feinde den Zugang zu denselben gestatteten. Daß ein gleich inniger Instinkt, wie bei dem Thierkönig in den mittäglichen Ländern, so bei dem gewaltigen Bewohner der äußersten Polar-Gegenden waltet, bezeugt die folgende Geschichte, die Thomas M'Keevor in seiner Reise nach der Hudsons-Bay berichtet, und welche hier mitgetheilt ist, ohne die zum Theil etwas ungeschickt gewählten poetischen Bilder des englischen Erzählers.

Von dem Verdeck des englischen Schiffes ward, während dieses durch das Treibeis segelte, in einer Entfernung von wenigen Ruthen ein Silberbär mit seinen beiden Jungen bemerkt. Der Capitain befahl sogleich: die Jolle (kleines Fahrzeug) herab zu lassen, und Einige von der Schiffsgesellschaft begannen, mit den nöthigen Waffen versehen, das Thier zu verfolgen. Als diese sich von dem Schiffe entfernten, so erhob die Bären-Mutter, welche ihre Annäherung und Absicht gewahr wurde, ein klägliches Geschrei und umklammerte sogleich ihre beiden Jungen mit ihren Vordertatzen. Sie blickte bald das eine, bald das andere an, und wiederholte ihr klägliches Geheul. Da sie die Jäger immer näher kommen sah, setzte sie die Jungen auf ihren Rücken und ging eine beträchtliche Strecke unter dem Wasser weg; worauf sie erschöpft wieder zu dem Eise ihre Zuflucht nahm. Die Männer, welche in der Absicht fort gegangen waren, sie zu schießen, wurden so erschüttert von dem Anblick, daß sie zurück kehrten, ohne ihre Gewehre abgefeuert zu haben. — Aber immer noch fürchtete das arme Thier Gefahr; es suchte eine Eisscholle zu gewinnen, hier umklammerte es seine beiden Jungen wieder mit der größten Zärtlichkeit und erneuerte sein herzzerschneidendes Geheul. In wenigen Minuten war eine andere Gesellschaft, welche ein minder zartes Gefühl hatte, als die frühere, in Verfolgung desselben begriffen. Kaum bemerkte die Bärin diese, so nahm sie ihre Jungen wieder auf den Rücken und setzte ihre Flucht fort, bald unter dem Wasser, bald auf dem Eise. Die Jäger erreichten sie dennoch und gaben Alle zugleich Feuer; die Mutter aber hatte ihre Kinder so gut bedeckt, daß sie allein verwundet ward; eine Kugel hatte ihre Brust getroffen. Und nun folgte eine Scene, wo möglich noch ergreifender als die vorher gegangene: denn obgleich verwundet, hielt die Bärin noch immer ihre Kinder in der zärtlichsten Umarmung fest. Immer blickte sie zärtlich bald dieses, bald jenes an und erneuerte von Zeit zu Zeit ihr Wehklagen; aber ihre Stimme war jetzt schon weit schwächer; das Blut rann unaufhaltsam aus der Wunde, ihr Athem ward tiefer, ihre Augen gläsern und trübe, sie blickte noch einmal nach ihren Jungen, stöhnte krampfhaft, legte den Kopf nieder und starb. — Nun hatte es keine Schwierigkeit, die Jungen zu fangen. Vergeblich be-

mühte man sich indessen, sie von der Mutter zu trennen, während man diese an Bord brachte. Hier zog man dem erlegten Thier die Haut ab und legte sie in den Käfig, welchen man für die Jungen gebaut hatte. Diese hatten ein gräßliches Geschrei erhoben, seit sie von der Mutter getrennt waren; man hoffte sie auf jene Weise zu beruhigen, was auch gelang; denn so bald das Fell zu ihnen hinein gebracht wurde, legten sie ihre Köpfe unter recht herzbrechendem Brummen darauf, und so wie Jemand es versuchte, das Fell an zu rühren, heulten sie gleich überlaut auf und schienen viel reizbarer als gewöhnlich. Sie wurden glücklich nach England gebracht und in London theuer verkauft.

Um aber diese Thiere etwas näher zu schildern, so bemerkt der englische Erzähler: daß man diesen Bären nicht mit dem Polar-Bären verwechseln dürfe. Er ist ein furchtbares Thier, wie es scheint, von der Natur zum Herrn jener Gegenden gemacht. Er besitzt eine unglaubliche Stärke und vertheidigt sich auf das standhafteste, wenn er angegriffen wird. — Das ganze Thier ist weiß, bis auf Nase und Klauen, welche schwarz sind; die Ohren sind kurz und spitz, die Augen klein und pechschwarz, die Haare sehr lang. Die Länge der erlegten Bärin maaß vierzehn Fuß.

So ist die Natur, wie unter der Linie, so innerhalb der Polar-Kreise, allenthalben sich gleich. Die Bärin liebt und beschützt ihre Kinder und opfert sich für sie, wie die Löwin; und überall kommt die ewige Macht, die Alles ordnet, ihren vernünftigen Geschöpfen dadurch zu Hülfe, daß sie ihnen in den sicheren Instinkten einer untergeordneten Schöpfung zeigt: wie sie selbst aus sicherem Pflichtgefühl zu handeln haben.

## Die freie Wahl.

4.

So schön aber die Hoffnungen auch waren, mit denen die Ober-Cassierin sich am Neujahrs-Morgen zu Bette legte, so wurden sie doch von dem Abend keinesweges erfüllt. — Ober-Cassiers waren die ersten, welche Abends in der Terpsychore eintrafen. — „Apropos, mein Herr Ober-Cassier! haben Sie das neueste Stück des schönkünstlerischen Tageblatts gelesen?“ Mit diesen Worten reichte ihm schon, während der Garderobier seinen Pelz in Empfang nahm, Herr Knorpel triumphirend die Zeitung. — „O!“ fügte er, dem Verneinenden ganz leise ins Ohr, hinzu; „dies Mal hat das berühmte Blatt sich selbst übertroffen. Köstliche, ganz köstliche Wahrheiten enthält es; lesen der Herr Ober-Cassier nur sogleich Pagina 2121!“ — Die Ober-Cassierin zog bei diesen Einflüsterungen des Oekonomen ihren Kopf stolz zurück. Sie begriff gar nicht: woher der gute Knorpel, dessen Gesinnung ihr wohlbekannt war, heutigen Abends, an welchem die Reform zum Ausbruch zu kommen drohte, so viel Muth und Heiterkeit zu zeigen hatte. Sie wurde vollends zweifelhaft, als jetzt ihr Gatte, zum Licht mit dem Blatt getreten, immer mehr zu schmunzeln anfing und dann gar, laut auflachend, in ein Bravo nach dem andern ausbrach. — Der eintretende Bürgermeister begehrte Mittheilung. — „O bester, theuerster Freund!“ sagte der Ober-Cassier; „hier lesen Sie, hier! Das nenne ich eine Kritik, gründlich, ja, unverbesserlich; dazu mit attischem Salze reichlich gewürzt!“ — Auch der Bürgermeister gerieth nach Lesung weniger Zeilen in den bei ihm ganz unerhörten Zustand der Extase. „Hierher, meine Herren, hierher!“ rief er mehreren, jetzt zugleich Eintretenden entgegen. — Der Ober-Cassierin wurde einmal über das andere schlimm vor lauter Wißbegier, weil der Haufe sich immer vergrößerte. Endlich riß noch der ungeduldig werdende Proklamator einem, darüber ihn anstaunenden Mitglied das Blatt unter dem Ausruf: „Excusiren Sie!“ — heftig aus der Hand und las solches mit so lauter, vernehmlicher Stimme, wie bei öffentlicher Versteigerung, ab. — Und was war der so interessante Gegenstand? Eine Rezension der vor Kurzem erschienenen Neumondschen Poesieen, an welchen, zum Theil aus nicht ganz unwichtigen Gründen, keine gute Zeile gelassen wurde. — Die Ober-Cassierin erblaßte: weniger über die Rezension, als über den Eindruck, den solche auf die Meisten in der Versammlung, hauptsächlich auch auf mehrere Radikale machte. Sie selbst fühlte sich viel zu stark an Geist, um dergleichen Verunglimpfungen für etwas zu achten. Und das freute sie besonders, daß sich ein ganz ähnliches Gefühl an Ida wahrnehmen ließ; ein Gähnen des guten Kindes zeigte nicht undeutlich: daß sie weder auf die Rezension, noch auf das hörte, was über dieselbe gesagt wurde.

5.

„Jetzt kommt er, jetzt kommt er!“ — dieser Ausruf ging plötzlich von Mund zu Munde, und der auch schon anwesende, im Gefühl einer solchen Genugthuung überglückliche Schnurrpfeifer nahm schnell das Zeitungs-Blatt und legte es auf den gewöhnlichen Platz seines Gegners in der Aesthetik wie in der Liebe.

Nichts ahnend von dem Vorgefallenen suchte das Auge des trällernd herein tretenden Assessors Neumond den Garderobier; vergebens. Der Mann, aus Furcht: daß er — über das bereits bis in die Garderobe gedrungene Ereigniß — den im Tageblatt Abgeurtelten vor Lachen nicht möchte ansehen können, hielt sich hinter einigen Pelzen versteckt, so, daß auch der junge Mann den Oberrock und die Schrittschuh, deren Schnäbel ihm am hellen Mittag des eben zu Ende gehenden Neujahrs-Tages, als Zeichen einer etwas weit getriebenen Genialität, aus beiden Taschen weit heraus gese-

ben hatten, selber ablegen mußte. Dies Mal aber verstand der Unbefangene die Gesichter der Gesellschaft durchaus nicht. Unter den wenigen Edlen jedoch, welche ihn besonders freundlich bewillkommneten, war die Ober-Cassierin, und das war ihm genug. Ihr und ihrer ihm noch lieberen Tochter klagte er: daß ein Unglück des Vormittags, der Verlust seiner Brillengläser, ihm fast ein noch weit größeres bei dem Schrittschuh-Laufen zugezogen. Er lieferte eine höchst malerische Beschreibung von der Gefahr, in welcher er wegen eines aufgehauenen Loches im Teiche, das seinem waffenlosen Auge entgangen war, geschwebt hatte. Allein der Antheil, nach welchem er sich auf allen Seiten umsah, ging nicht viel über die Ober-Cassierin hinaus. Der Kritikus im schönkünstlerischen Tageblatt schien die Herzen der Gesellschafts-Glieder nicht nur für den Dichter, sondern auch für den Menschen Neumond völlig erkältet zu haben. — Im Vertrauen gesagt rührte die geringe Theilnahme an seinem Schicksal von ihrer wenigen Aufmerksamkeit auf sein Reden her. Sie wünschten ihn mit größter Unruhe auf seinen gewöhnlichen Platz, um ihn dort die bewußte Rezension lesen zu sehen; nun hielt er sich aber so lange bei der Ober-Cassierin auf, daß ihnen die Geduld wohl ausreißen mußte, und die Verzweiflung der Anwesenden wußte sich endlich nicht anders zu helfen, als daß Einer dem Andern das Zeitungs-Blatt zuschob, bis es zu dem darin gemißhandelten Poeten gelangte. — Recht sichtbar ging in diesem Augenblick ein neuer Lebenshauch durch den größten Theil der Anwesenden. Athemzüge, die wie ein förmliches Gott Lob! klangen, ließen sich hier und da deutlich vernehmen, als das Auge des Lesenden darthat, daß der Fisch nun angebissen hatte und der Angelhaken immer tiefer in sein verwundetes Fleisch eindrang. — Wie einst die grausamen Römer bei dem Nachtisch sich an dem Farbenwechsel aufgetragener Fische weideten, welche sie vor ihren Augen langsam hinsterben ließen, so jetzt die schadenfrohe Terpsychore dem Gesicht des Steuer-Assessors gegenüber. Und es ist nicht zu läugnen, daß letzteres durch den Farbenwechsel große Aehnlichkeit mit den verschiedenden Fischen erhielt.

6.

Erst die Todtenstille umher verkündigte dem erschütterten Leser, daß er so viel Zuschauer hatte, als es Gäste gab. Ein Blick auf sie setzte es ihm vollends außer Zweifel, daß die Sache völlig abgekartet war. — „Elendes Zeitalter, so behandelst du deine großen Männer!" sagte das Auge des Assessors, als er das Tagblatt stillschweigend weit von sich schob. — Den größten Genuß hatte offenbar Schnurrpfeifer und die Parthie der Alten, nebst dem Oekonomen. Das Zeitungs-Blatt hatte Neumond's Gegner nicht nur um die sämmtlichen noch vakant gewesenen Indifferentisten verstärkt, sondern ihnen sogar eine ziemliche Zahl von erklärten Reformern wieder zugewendet, und die neue Oranisation der Terpsychore vielleicht um ein Jahrzehend verspätet. Selbst die Ober-Cassierin war nicht besonders zufrieden mit ihrem Schützling, dem Assessor; ihrer Ansicht nach hatte er die im Tageblatt erlittene Niederlage keinesweges mit der gehörigen Ruhe getragen. Aus dem „Don Carlos" wußte sie: daß große Seelen still dulden, und es war ihr höchst ärgerlich, daß sonach ihr künftiger Herr Schwiegersohn keine große Seele zu seyn schien. — Schnurrpfeifer hingegen war an diesem Abend einzig groß im Spaßmachen; auch begleitete er bei dem Heimgehen Ober-Cassiers bis an ihre Hausthür, während es vom Assessor ungewiß blieb: ob er noch in dieser Nacht einen heroischen Tod wählen oder sich ein so ganz unwürdiges Leben länger würde gefallen lassen.

(Die Fortsetzung folgt.)

## Gedanken, Sentenzen und Meinungen.

Die Wissenschaft sollte für den Meister und die Frucht derselben für das allgemeine Beste seyn. Möser.

Wenn man das Gute, welches ein halbes Dutzend wahrer Söhne Aeskulaps seit Entstehung ihrer Kunst auf der Erde gestiftet haben, mit dem Uebel vergleicht, welches die unermeßliche Menge von Doktoren dieses Gewerbes unter dem Menschengeschlecht angerichtet hat, so wird man ohne Zweifel denken: daß es weit vortheilhafter wäre, wenn es nie Aerzte in der Welt gegeben hätte. Boerhave.

Wir sind nicht eher glücklich, als bis wir glauben: daß Niemand, auch unter besseren äußerlichen Umständen, glücklicher seyn könne, als wir. Gellert.

## Der Gattin an ihrem Geburtstage.

Sie schlummert noch, die zärtlichste der Frauen;
Ich springe freudig auf,
Des Morgens Glanz im Angesicht zu schauen,
Und drücke betend leise Küsse d'rauf.

Noch ist sie mein — o Herzensjubel schweige,
Es lauscht das neidische Geschick —
Noch ist sie mein, o Gott der Lieb', ich beuge
Mich dankend nieder und mit nassem Blick.

Beschirme sie mit deinem besten Segen,
Laß ihr die Lust, im Lieben nie zu ruh'n,
Und zärtlich ihre Lieblinge zu pflegen,
Wie treue fromme Mütter thun.

Dann wollen wir mit Freuden Opfer bringen,
Durch Thaten, Vater, danken, und dem Geist
Der Wahrheit und der Tugend Hymnen singen,
Die leben, den das Weltall preist!

Sie ist erwacht — im Jubel ihr entgegen!
Es glühn die Herzen in der Brust;
Die Kinder jauchzen: Mutter, Glück und Segen!
Und — lebe lang! du meine Lust.

J. H. Kaufmann.

## Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

Hamburg. Lange habe ich nichts über unsern Handel gesagt — und auch jetzt thue ich es fast ungern, da ich eben nichts Erfreuliches darüber zu berichten habe. Das ersehnte Jahr 1820 ist nun da, die Flüsse haben schon lange ihre Eisdecken gesprengt: „das Dort ist nun Hier geworden, und Alles wieder wie vorher!“ so sprechen wir Goethe (in seinem „Werther“) nach. — Noch große Schläge werden von den Ostsee-Küsten her erwartet, und man ist deshalb sehr furchtsam, irgend etwas zu unternehmen; auch kann und darf ein kluger besonnener Kaufmann jetzt gar nichts Bedeutendes anfangen, weil in diesem Augenblick nichts seinem Credit nachtheiliger seyn kann, als wenn man weiß, daß er in ausgebreiteten Entreprisen steht. In Hinsicht des Papiers ist man überaus zaghaft geworden, und das ist gewiß gut. Mit Staatspapieren handeln nur einige wenige Häuser hier, und doch nur mit großer Vorsicht. Bedeutende Fallissements haben wir in den letzten Monaten, Gottlob! nicht gehabt, dagegen fast täglich kleine, und die sind natürlich durch den geringen Umsatz aller Artikel und die Nahrungslosigkeit fast aller Stände herbei geführt. Geschäfte werden freilich noch immer gemacht, jedoch erfordern diese eine angestrengte Thätigkeit und bei weitem mehr sorgliche Vorsicht und Kenntniß als sonst. Im Aeußeren zeigt sich übrigens Hamburg brillanter als je, und die Kleider- und Mobilien-Pracht nimmt täglich zu; doch ist das nur Uebergoldung, weiter nichts. Mit den wohlfeilen Weinen ist es jetzt auch wohl aus; die Franzosen kaufen ihre schlechten Sorten selbst auf und mischen ihre guten vom verflossenen Jahr damit; so kann der reiche Gottes-Segen des vorigen Sommers nicht auf uns kommen, und wir werden ein Gemisch trinken müssen, statt daß wir guten und reinen Traubensaft haben könnten, wenn die Spekulanten nicht den Himmel selbst verfälschten. Zu Bordeaux allein sind 20,000 Oxhofte solch schlechten Weins zur Vermischung des guten aufgekauft; das wird einen genügenden Begriff vom Ganzen geben. Jetzt ist fast an Allem Verlust; nur der Speditions- und Commissions-Handel ist noch mit einigem Vortheil verbunden; auch der Discento steht sehr niedrig. — In der Schwester-Stadt Lübeck steht es aber noch schlimmer aus. Lübecks gänzlichen Verfall muß man auf den Umstand schieben: daß diese Stadt keinen Transito hat, sondern den aus- und eingehenden Waaren starke Zölle auferlegte; dadurch ward der Handel zu sehr bedrückt, und suchte sich andere Wege und andere Stapelplätze, die ihn mehr begünstigten. Dies ist allemal ein durchaus unersetzlicher Verlust für die Städte, und wir dürfen die Hoffnung: Lübeck sich wieder erheben zu sehen, uns leider nicht in baldiger Erfüllung denken. — In Schweden und Dänemark geht es nicht besser; aus Copenhagen melden viele Briefe: daß seit Menschengedenken daselbst nicht so viele Wohnungen leer gestanden; kein gutes Zeichen für den Handelsbetrieb einer Seestadt! — Aber wer hat denn jetzt den Handel? Die Amerikaner und Engländer. Erstere blühen sichtbar empor; ihre Schiffe befahren alle Meere, landen an allen Küsten und holen sich ihre Bedürfnisse selbst ein, statt daß sich sonst jener Welttheil diese durch uns zuführen ließ, sie gegen die reichen und begehrten Produktionen ihres zum Theil trefflichen Bodens und Klima's vertauschend. E.

Indische Zeitungen schildern eine Naturmerkwürdigkeit, welche ein portugiesisches Schiff aus Brasilien mitgebracht haben soll: nämlich eine Masse Amethist von 4 Fuß Umfang und 98 Pfund Gewicht. Noch im rohen Zustande bildet sie eine Form von 50 unregelmäßigen Säulen, durchsichtig, und von purpurner und weißer Farbe, alle aus einem Kern entsprungen. Aehnliche Massen sind schon im Ural-Gebirge in Siberien gefunden, einige bildeten Säulen von Armesdicke; bekanntlich ist jedoch der wahre Amethist violettfarbig. (Censeur.)

Ein amerikanisches Schiff hat in diesen Tagen eine Kahn-Ladung wohlfeiler Damen-Anzüge nach Frankreich gebracht, womit man sich vom Kopf bis zum Fuß für 4 Livres 19 Sous (etwa 1 Thlr. 12 Gr.) kleiden kann. Einzeln sind die Kosten: für ein Kleid: 2 Livres 17 Sous; eine Mütze nebst Besatz: 9 Sous; ein Paar weiße Strümpfe: 19 Sous; ein Halstuch: 5 Sous; eine Halskrause: 9 Sous. (Journ. d. Par.)

Hr. de Bonald hat neulich gesagt: „Sprechen und schreiben gehört eigentlich nicht zu den menschlichen Rechten, sondern muß erst besonders erlaubt werden. Zu den unbedingt freien menschlichen Gerechtsamen gehört nur die thierische Fähigkeit, namentlich z. B. das Gehen.“ — Dem überklugen Mentor ist zu erwiedern: das Zuschlagen ist wohl auch eine rein thierische Fähigkeit, und doch wird dies von der Regierung so lange verboten, bis sie selbst Zuschläger braucht. Hätte übrigens die Regierung wirklich das Schreiben verboten, könnte sich wenigstens Hr. de Bonald gratuliren, denn seine Albernheit wäre nicht landkundig geworden. (Constitut.)

Ein spanischer Oberst, welcher vier Monat in dem Inquisitions-Gefängniß fest eingesperrt gewesen, behauptet: daß er dem Spiel einer ganz eigenen Maschine ausgesetzt worden, deren Hauptwirkung eine Art Perpendikel sey, welcher ihn fortwährend gegen die Stirn schlug, und so unfehlbar einen langsamen Tod hätte herbei führen müssen. (Constitut.)

Zu den schnellsten Emporkömmlingen gehört unstreitig die Stadt Odessa. Vor 24 Jahren war an der Stelle noch ein Dorf, Namens Kojabey, an der Bay dieses Namens, und jetzt zählt diese Stadt, nebst Umgebung, 60,000 Einwohner, hat ihre Citadelle und die reichsten Waaren-Niederlagen. (Renommée.)

Was wird noch aus der Religion werden? Der Pabst gestattet den Protestanten zu Rom öffentlichen Gottesdienst, während der Kaiser von Rußland die Jesuiten aus seinem Reiche verbannt! (Constitut.) Kuriose Zusammenstellung! Der Pabst erlaubte friedlichen Leuten ihren Gottesdienst; der Kaiser von Rußland verjagte trügerische Egoisten, Beide haben also Verdienstliches gethan.

Zur Zeit der Bluthochzeit in Paris war in ganz Frankreich Aehnliches beabsichtigt. Der Vicomte d'Orthe, Maire von Bayonne, schrieb aber dem König: „Sire! der Befehl Ew. Majestät ist den treuen Einwohnern und Soldaten der hiesigen Garnison mitgetheilt worden; ich habe aber nur gute Bürger und brave Soldaten gefunden, keine Henker!“ (Censeur.)

Redacteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurersche Buchhandlung.




# Der Gesellschafter
oder
# Blätter für Geist und Herz.

1820. Montag den 15. Mai. 78stes Blatt.


## Glück, Leid und Warnung.

(Nach dem Spanischen.)

Wenn Sehnen am Sehnen sich pflegt,
Wirst Himmel Du finden:
Denn Erde muß schwinden,
Wenn Sehnen am Sehnen sich pflegt.

Wenn Liebe nicht Liebe erregt,
Hast nirgends Du Habe;
Das All wird zum Grabe,
Wenn Liebe nicht Liebe erregt.

Bis endlich das Herz nicht mehr schlägt,
Wird Qual Dich durchjagen,
Zum Herzen Dir schlagen,
Bis endlich das Herz nicht mehr schlägt.

Eh' Liebe zum Grabe Dich trägt,
Laß d'rum im Vermeiden
Die Liebe verscheiden,
Wenn Sehnen das Sehnen nicht pflegt.

Bertram.

## Die freie Wahl.

7.

Ober-Cassiers hatten seit Jahren kein so weitläufiges Gespräch unter vier Augen gehabt, als an diesem Abend. Zwar ließ die Frau vom Hause ihren Schützling nicht ganz fallen; allein sie äußerte doch: daß der Syndikus allerdings immer noch ein recht leidlicher Mensch sey; worauf ihr Gatte zu Schnurrpfeifers Vortheil weiter fort zu bauen suchte. — „Ich fürchte nur" — sagte die Ober-Cassierin am Ende — „daß wenn wir auch ihn unserer Ida geben wollten, die Geschichte nicht guten Fortgang haben würde, weil sie für Neumond eingenommen scheint." — „Das glaube ich ganz und gar nicht!" erwiederte der Cassier; „gerade das Gegentheil! Uebrigens, mein Schatz, wollen wir die Sache beschlafen; gelegentlich forscht dann jedes von uns einmal das Kind aus, denn wider Willen soll ihr doch Keiner aufgedrungen werden, weder durch Dich, noch durch mich." — „Gott bewahre!" sprach die Cassierin und nahm recht freundlich gute Nacht.

Es war natürlich, daß eine so ungemein lange Conferenz ihrer Eltern der guten Ida einiges Kopfbrechen verursachte, zumal nach dem Vorfall in der Terpsychore; daher näherte sie sich in ihren Filzschuhen ganz leise der Thür des Zimmers immer mehr und mehr, hörte sonach einen großen Theil des Gesprächs mit an, und schrieb hauptsächlich die letzten Worte: daß ihr kein Mann aufgedrungen werden sollte, sich fein hinter das Ohr.

8.

Bei der Rückkehr der Mutter saß sie am Tische in der zweiten gemeinschaftlichen Stube, so vertieft in ein Kochbuch, daß die Mutter eben schon eine Lobeserhebung wegen des Eifers, mit dem sie sich zu der künftigen eigenen Haushaltung vorbereite, auf der Zunge hatte, als ein Schellen-Geläute Beide an das Fenster lockte. Ein Schlitten hielt vor dem Hause. — „Ach, du mein Himmel, das ist ja unser Kuno!" rief die Ober-Cassierin, ihren aussteigenden Pflegesohn an der Stimme erkennend. Freude über Freude; der Ober-Cassier, der eben ins Bett steigen wollte, mußte herzu.

Seit einem Jahre hatte man nun den Vice-Aktuar Dämmer nicht gesehen und vergaß über dem Anschauen des wohlgebildeten Jünglings: daß sein Vice-Aktuariat in einem sehr entfernten Theile des Landes eigentlich ein Exil war, wo er die Vergehung des auf der Akademie zuviel ausgegebenen Geldes abbüßen sollte. Der Ober-Cassier hatte nämlich den entfernten Verwandten, eine Waise, schon als Kind ins Haus genommen und ihn dann studiren lassen. Auf der Akademie nun war er durch einen andern reichen Verwandten zum Spiel verführt worden; ob er aber schon diesen Irrweg bei Zeiten wieder von selbst verließ, so blieben doch die Nachwehen: eine Schuldenlast, welche am Ende seiner akademischen Laufbahn zum völligen Ausbruch kam und die Pflege-Eltern dergestalt gegen ihn erzürnte: daß der Ober-Cassier ihn nur eiligst sich aus den Augen schaffte. — Auch an diesem Abend war der erste Empfang das Beste. Die Fragen: wer ihn habe kommen heißen und wie er sich unterstehen könne, die kostspielige Reise ohne zuvor eingeholte Erlaubniß zu machen? kamen allmählig nach. Und am folgenden Morgen brach das Wetter vollends über ihn herein, als er bekennen mußte: daß ein gleichfalls noch vom ersten akademischen Jahre herrührender, bis dahin von Zeit zu Zeit beschwichtigter Gläubiger — den er, nach erfolgter Wechselmündigkeit, vor zwei Monaten einen nun fälligen Wechsel ausgestellt — ihn hätte arretiren lassen, wäre er dem nicht durch die Flucht zuvor gekommen. — Wahrlich es fehlte wenig, so hätte der Ober-Cassier selbst den Hülfesuchenden dessen harten Gläubigern ausgeliefert!

9.

Der arme Dämmer hatte einen gar schlimmen Aufenthalt im Hause seiner Pflege-Eltern. Nicht sehen durfte er sich lassen vor ihnen, sollte ihm nicht ein Verschwender in den Bart geworfen werden. — Noch viel schlimmer würde es ihm gegangen seyn, wenn die mitleidige Ida dem Syndikus nicht einmal die Lage der Dinge vorgestellt und ihn ersucht hätte: dem armen Bedrängten bei ihrem Vater das Wort zu reden. Und der Steuer-Assessor, welcher durch ein wunderschönes Geburtstags-Gedicht bei der Mutter auch wieder völlig zu Gnaden angenommen war, mußte sich, auf ihr gleiches Bitten, bei der weiblichen Haus-Behörde verwenden. Daher wurde denn nicht nur der Wechselgläubiger befriedigt, sondern auch obendrein der Bär gelöset, welchen der junge Mann während seines Aktuariats, aus Mangel an hinreichendem Einkommen, hatte anbinden müssen. Eine Woche lang brummte ihn der Losgemachte freilich ohne Aufhören durch den Mund seiner Pflege-Eltern an; auch durfte er selber nachher noch immer nicht recht laut werden im Hause. Der Syndikus aber, wohl merkend: daß der Ober-Cassier dem Menschen eine Versorgung in der Stadt wünschte, erkundigte sich gelegentlich im Amte, wo Kuno als Vice-Aktuarius stand; von daher vernahm er viel Gutes über ihn und suchte hierauf den jungen Mann selbst zu prüfen. Weil es ihm nun durchaus nicht an Kenntniß und Geschicklichkeit fehlte, eine Rathsherrn-Stelle aber eben offen war, so brachte er ihn seinen Collegen in Vorschlag; er fand sie geneigt, darauf ein zu gehen, und machte dem am Whist-Tisch sitzenden Ober-Cassier Abends in der Terpsychore, wo eben Conzert war, mit der Nachricht eine solche Freude, daß der ehrliche Mann die Ausputzer seiner Mitspieler, über sein wiederholtes falsches Abstechen und schlechtes Spiel überhaupt, herzlich gern auf seine Schultern nahm. — Seiner Frau aber, an einem benachbarten Tische, nebst mehreren andern Damen der Nützlichkeit durch Strumpfstricken fröhnend, waren die Reden, welche er sich gefallen ließ, schon eine Zeit lang ans Herz gegangen. Da fuhr jetzt auf einmal sein Compagnon im Spiele — ein vormaliger Schiffs-Capitain, welcher mehr seines Geldes als seiner Artigkeit halber berühmt war — stärker als je auf und sprach: „Herr Ober-Cassier, in England unter dem Protektorat hätte Einer so Whist spielen sollen, wie Sie! wahrlich er wäre gehangen worden ohne Barmherzigkeit!“ — Und nun riß der längst auf das Aeußerste angespannte Geduldfaden der Gattin des Gescholtenen. Mit einem nicht sonderlich sanften Blick auf Schnurrpfeifer, dessen fortdauernde Zuäußerungen ihren Gatten um alle Aufmerksamkeit brachten, fragte sie unwillig: „Wie spielst Du denn heute, mein Schatz?“ — Darauf ersuchte er den Syndikus, sich etwas für ihn hin zu setzen, eilte mit seiner Frau in einen einsamen Theil des Saales, und offenbarte ihr hier das Glück, wozu Schnurrpfeifer den Kuno ausersehen habe. — Viel gelegener würde solches der Ober-Cassierin gekommen seyn, wenn es einen andern Ursprung gehabt hätte, zumal da der Ober-Cassier sogleich hinzu fügte: daß unter diesen Umständen man doch des treflichen Schnurrpfeifers Wünsche in Ansehung Ida's endlich krönen müsse.

10.

Neumond, wohl merkend, daß äußerst wichtige Dinge verhandelt würden, nahm, sobald der Ober-Cassier zum Spiel-Tisch zurück kehrte, Anlaß, mit der Gattin desselben zu sprechen. Diese eröffnete ihm die Lage der Dinge und er sagte: „Aber, mein Himmel, glauben Sie denn, daß ich in der nämlichen Angelegenheit unthätig gewesen bin? Nichts weniger! Mein Onkel, der Präsident des Justiz-Collegiums, hat mir erst gestern mit Hand und Mund versprochen: bei der nächsten Vacanz auf Ihren Pflegesohn Rücksicht zu nehmen, und der alte Justizrath Wollmann liegt bereits im Sterben.“ — Wirklich kam auch kaum ein Viertel-

Stündchen später die Nachricht: daß derselbe eben mit Tode abgegangen sey. — Etwas verblüfft war freilich der Ober-Cassier, als Abends vor Schlafengehen seine Gattin ihn auch von der zweiten Aussicht für Kuno in Kenntniß setzte. Er beruhigte sich aber bald darüber, weil auf diese Weise um so gewisser Hoffnung da war, den jungen Mann gut versorgt zu sehen. „Uebrigens" — sagte er noch zuletzt — „muß doch, was Ida's Heirath betrifft, Alles auf das Mädchen selbst ankommen." — Die Mutter war hierüber völlig einverstanden mit ihm. Ida zeigte sich nämlich während der ganzen Zeit, daß die beiden Herren, Schnurrpfeifer und Neumond, um ihre Hand warben, durchaus als gehorsame Tochter, und nur in so fern partheiisch, daß sie, den Mantel nach dem Winde hängend, der Mutter immer Recht gegeben, wenn sie ihr das Lob des Assessors ins Ohr geflüstert, und dem Vater auch, wenn der dagegen, unter vier Augen mit ihr, den Syndikus heraus gestrichen hatte. (Der Schluß folgt.)

## Die Pariserinnen im Frühjahr 1820.

(Aus dem Französischen.)

Die Winter-Gesellschaften haben aufgehört. Der Frühling lacht, und wenn die Pariserinnen nur die Terrassen in den Tuillerien grün, die elyseischen Felder belaubt, die Alleen besprengt sehen, so ist in ganz Frankreich schönes Wetter. Der letzte Winter hat eben keine Reize für sie gehabt. Die Männer bekümmerten sich wenig um sie, und desto mehr um Politik. Die Ereignisse der Zeit, der Minister-Wechsel, die neuen Gesetze und was in und außer den Kammern vorging, das gab Stoff zum Gespräch, während die Schönen, im Halbkreise oder am Spiel-Tisch sitzend, die Politik leise murrend verwünschten, oder auch wohl halb laut sich beschwerten: daß man sie einem Budget oder einer Petition so unbarmherzig ungalant aufopfere. Was thaten Einige von ihnen? Sie warfen sich selbst kecklich in die Politik, und seit einiger Zeit fällt es nicht mehr auf, unsere Pariserinnen in Staatssachen mitsprechen zu hören, und sie nicht nur in die neueste Literatur der Broschüren über die Tages-Ereignisse, sondern sogar in die älteren Schriften unserer besten Publicisten eingeweiht zu sehen. Es ist nichts seltenes, Rousseau's „Contrat social" auf einer Damen-Toilette und Montesquieu's „Esprit des lois" in einem Damen-Boudoir zu finden. Die schöne Clelia zählt keine zwanzig Sommer, und schon weiß sie die hauptsächlichsten Gründe der Alten für Volks-Verfassung Wort für Wort her zu sagen; sie ist von der unerläßlichen Nothwendigkeit der Theilung der Gewalten im Staate überzeugt, nur mit der einzigen Ausnahme: daß sie in ihrem Hause ungetheilt herrschen muß; sie verlangt die strengste Untersuchung des Budgets der Minister, würde sich aber von ihren Ausgaben keine einzige, um keinen Preis, streichen lassen; sie betreibt vielmehr von Jahr zu Jahr eine Erhöhung ihres Nadel- und Spielgeldes. Es ist eine Lust, diese hübsche weibliche Staatskundige abwechselnd von Blumen und Willkühr-Gesetzen, von Hutfedern und der Charte, von Wahl-Collegien und Modefarben reden zu hören. Clelia verfehlt keine Sitzung der Deputirten-Kammer; sie weiß Alles, was vorgegangen, mit einer Lebhaftigkeit und in einem Zusammenhang vor zu tragen, den man bei weitem nicht in allen Journalen bemerkt. Selbst in der langweiligen Sitzung über die Douanen hat sie bis zum Ende ausgehalten, weil sie immer hoffte: es würde auch von dem Impost auf die ostindischen Shawls die Rede seyn. Sie hat über diesen Handelszweig ihre besonderen Gedanken, wobei sie sehr bedauert, sie der Kammer nicht mündlich vortragen zu können, mit deren Mittheilung sie aber einen ihrer Freunde, einen Deputirten, angelegentlich zu beauftragen gedenkt. Uebrigens ist Clelia grundgut, mitleidig, menschenfreundlich; sie besucht nicht aus Neugierde die Kriegsgerichte und die peinlichen Gerichtshöfe, sondern nur aus Theilnahme, aus weichem Herzen, um die Unglücklichen zu trösten und den Unschuldigen Ersatz zu leisten. Die Ungerechtigkeit empört ihr Innerstes; die Unterdrückung zerreißt ihr Herz. Voltaire ist ihr Lieblings-Schriftsteller und Washington ihr Held. T. L. Secha.

## Anklänge.

18.
Hilf schnell, eh' edle Gluth verraucht;
Statt Zweifelsucht nimm Gott zum Bilde:
Der zeiget Allen seine Milde,
Und prüft dann: wie sie Jeder braucht.

19.
Es endet ja der Hoffnung Licht
Selbst mit des Lebens Ende nicht;
Drum sieh gut zu, es ist im Leid
Ganz nahe dir ein Trost bereit.

20.
Bei der steten Frühlingspracht
Würde Frucht der Erde fehlen;
Fruchtlos auch — mag er's verhehlen —
Ist im Geist, wer immer lacht:
Thränen sind der Thau der Seelen,
Der zu Edlem fruchtbar macht.

21.
Das rechte Wort zu rechter Zeit verstehen,
Läßt endlich gute That zu jeder Zeit geschehen.
Ed. Rolle.

## Sonst und Jetzt.

Vormals schrieben gute Köpfe
Gegen dumme Scribler;
Ach, die Zeit ward übler:
Jetzo schreiben Tröpfe
Und verdammte Scribler
Gegen gute Köpfe. Haug.

# Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

Dresden. An unserem Theaterhimmel wird nun bald ein Stern erster Größe, Hr. Gerstäcker, erscheinen. Sein Engagement hebt eigentlich von Ostern an, doch hat er noch auf einen Monat Urlaub erhalten. Dagegen wird uns, wie man sagt, der ehedem treffliche Tenorist Benelli auf immer verlassen; nur wenig theatralische Sänger haben so herrlich die lebendigste Aktion, mit dem kunstreichsten Gesang verbunden, und selten besitzt ein Sänger so viel Theorie, als Benelli. Sein Andenken wird hier immer in Ehren bleiben. — Zwei in ihrer Art äußerst verdiente Männer hat uns der Tod genommen: den eben so gelehrten als humanen Antiken- und Münz-Kabinets-Inspektor Lipsius und den trefflichen Graveur Höckner. — Unser Theater ist übrigens, stete Gastrollen abgerechnet, noch ganz das alte, wird aber bald eine gute Sängerin und Darstellerin, Emilie Zucker, verlieren, welche nach Leipzig sich verheirathet. Aus ihrer lieblichen Schwester Julie — ausgezeichnet besonders als „Olivier" in „Johann von Paris", als „Myrtha" im „unterbrochenen Opferfest", als „Pamina" in der „Zauberflöte" u. s. w. — ist kürzlich eine Madam Haase (Gattin eines trefflichen Kammer-Musikus) geworden; sie läuft uns aber, trotz ihres ominösen Namens, doch nicht davon. — Auf dem Societäts- oder sogenannten freundschaftlichen Theater in hiesiger Neustadt, welches in einigen Jahren sein goldenes Jubelfest feiern wird, sind im letzten Winter acht Vorstellungen gegeben worden; den Beschluß machte „das Mädchen von Marienburg", ein an sich veraltetes langweiliges Stück, das nur durch den Charakter der „Chatinka" gehalten wird. Letztere gab Fräulein Hufeland — Niece des Staatsraths Hufeland in Berlin — mit ungemeiner Lebendigkeit und Wahrheit; diese liebliche Figur ist eine geborne Jüngerin Thaliens. Der „Czaar" zeichnete sich ebenfalls aus und auch die übrigen Dilettanten gaben ihre Rollen recht brav. Nach dem Stück sprach Fräulein Hufeland einen Epilog zum Besten der Armen mit so viel Ausdruck und Wärme, daß Rührung allgemein sichtbar ward. Verfasser dieses Epilogs ist Richard Roos, von dessen Erzählungen bei Arnold eben das erste Bändchen erschienen ist. — Die schöne Jahreszeit führt unserm Dresden immer mehr Fremde herbei, unter welchen die Studenten am lebendigsten und auffallendsten sich zeigen. Im sogenannten kleinen Rauchhause allein, welches man lieber die Studenten-Herberge nennen möchte, wohnen deren immer 40 — 50; die Tracht derer, die besonders sich aus zu zeichnen streben (Flausröcke, Kanonenhosen und Elephanten-Stiefeln), fällt natürlich in der Residenz mehr auf, als in der Universitäts-Stadt, und so fehlt es ihnen nicht an Beschauern, ja oft sogar lachenden Begleitern. Nun auffallen wollen sie — denn gefallen, das sehen sie wohl selbst ein, können sie in solchem Aufzuge nicht — und so erreichen sie denn ihren Zweck. Lassen wir ihnen die unschuldige Freude, wenn nur nicht in demselben Verhältniß, als Stiefeln und Hosen weit, Herzen und Kenntnisse enge und beschränkt sind, sonst möchte es einst schlimm für sie als Staats-Diener stehen, welche — so eigensinnig ist nun einmal der Staat — durchaus etwas Rechtes gelernt haben und sich, als Menschen wie als Bürger, großherzig und kenntnißreich erweisen sollen. Uebrigens legt sich das Kanonenhosen- und Stiefel-Fieber, wenn die Stipendia verzehrt und die 3 — 4 akademischen Jährchen abgelaufen sind, schon von selbst und gestaltet sich dann meist zu dem kalten Examen- oder Amts-Fieber, das manchen armen Menschen entsetzlich mitnimmt. So lange die Studenten nur jovial in Kleidung und Sitten sich zeigen, sollen sie uns auch immer herzlich willkommen seyn; und auf andere, politisch oder moralisch unanständige und unzweckmäßige Art haben sie das schöne Dresden nie heimgesucht. Niemand beleidigend, Ruhe und Sitte auf keine Art störend, meist unter sich bleibend, genießen sie Dresden auf ihre Weise — wer möchte dies der brausenden Jugend verübeln? — Mit den schönen Frühlingstagen beginnen nun auch schon die zahllosen Wanderungen in die sächsische Schweiz, welche den ganzen Frühling, Sommer und Herbst hindurch einen Park darstellt, in dem alle Berge, Gründe und Höhlen belebt sind, besonders an Sonn- und Feiertagen, wo manche Felsen-Parthieen, wie die Bastei und der Kuhstall, nicht selten, gleich öffentlichen Gärten, von Conzerts wiederhallen. Sonderbar genug war jene romantische Gegend vor etwa 25 Jahren noch eine wahre terra incognita, wohin sich nur zuweilen ein Landschafts-Maler verirrte, und von welcher so manche Bewohner der darin liegenden Städte, wie Schandau, Hohnstein u. s. w., wenn sie in Dresden einsprachen, wohl erzählten, aber ohne daß Jemand deshalb sich veranlaßt fand, die dortigen Wunder der Natur in Augenschein zu nehmen. Fremden fiel es nun geradezu gar nicht ein, auch nur ein halbes Stündchen deshalb um zu fahren, statt daß jetzt Viele aus den entferntesten Gegenden kommen, nur um die sächsische Schweiz zu bereisen. Die Summen, welche aus den Beuteln der reisenden Einheimischen und Fremden jährlich in jene Gegenden fließen, sind in der That bedeutend, und die Bewohner derselben können es denen, welche die nähere Bekanntwerdung und häufigere Bereisung jener Gegenden veranlaßt haben, nicht lebhaft genug danken. Jene Veranlassung aber kam zunächst von dem, seit einigen Jahren erst unter dem Namen Richard Roos bekannten Kriegs-Sekretair Engelhardt und dem Kupferstecher Veith, welche im Jahr 1795, im Verlage von Voß in Leipzig, einige Hefte „malerischer Wanderungen durch Sachsen" heraus gaben, worin jene Gegenden beschrieben, auch, nächst Schandau, Lohmen, Hohnstein u. s. w. der Amselfall und der Kuhstall, in trefflichen Kupfern dargestellt wurden. Vorher gab es nur eine kurze Beschreibung jener Gegenden in Götzinger's „Sebnitzer Chronik", welche aber natürlich für die elegante Welt sich nicht eignete und ganz unbeachtet blieb. Sobald jenes elegant gedruckte und mit herrlichen Kupfern ausgestattete Engelhardt-Veithsche Werkchen erschienen war, begannen auch die Wanderungen und Fahrten in die sächsische Schweiz. Dies veranlaßte nun den kenntnißvollen und der Gegend ganz kundigen Pastor Götzinger, welcher zu Neustadt bei Stolpen als Prediger angestellt ist, von der sächsischen Schweiz ein besonderes Werk, unter dem Titel: „Schandau und seine Umgebungen" u. s. w. mit vielen Kupfern und einer Karte erscheinen zu lassen, worin die Wanderer nicht nur weit mehr Nachrichten erhielten, als Engelhardt geben konnte, sondern auch sogar mit Reiseplänen versehen wurden, die sächsische Schweiz in allen Richtungen zu durchkreuzen. Seitdem sind aus den vorher nur häufigen Besuchen förmliche Wallfahrten geworden und es erschien immer ein Buch um das andere, die Reisenden zu leiten; doch waren sie alle nur aus dem äußerst genauen und zuverlässigen Götzinger geschöpft, welcher auch von seinem Buche bald neue Auflagen veranstalten mußte. Den Herren Engelhardt, Veith und Götzinger gebührt also vornehmlich die Ehre, die Herrlichkeiten jener Gegenden der eleganten und reisenden Welt gleichsam empfohlen zu haben, und ihre Namen müssen dankbar den Herzen Aller eingegraben bleiben, welche dort an der unendlich schönen Natur sich ergötzen, oder von dem Besuchen derselben Nutzen ziehen.

— * —.

Die Bewohner der Gemeinde Campagnoles (Calvados-Departement) haben dem König von Frankreich, bei Gelegenheit der Ermordung des Herzogs von Berry, eine Adresse überreicht, worin die Worte vorkommen: „Sire, tödten Sie jene nichtswürdigen Lehren, pulverisiren (pulvérisez) Sie die Empörung und ihre Dolche!" — und die Adresse des Fleckens Marguerite, bei Nismes, sagt: „Es ist der Dolch der bösen Lehren, welcher das Herz der Legitimität hinopfert und durchbohrt!" (Censeur.)

Der verstorbene Dichter Lemiere sagte einmal: „Die Allegorie bewohnt ein durchsichtiges Schloß!" (Journ. d. Par.)

Redacteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurersche Buchhandlung.




# Der Gesellschafter
oder
# Blätter für Geist und Herz.

1820. Mittwoch den 17. Mai. 79stes Blatt.


## Samuel Richardson.

Richardson, dieser geistvolle und tugendhafte Britte — dessen belehrende Schilderungen des menschlichen Herzens ihm bei seinen Landsleuten den Ehrennamen des Shakspeare der Romane erwarben — wurde im Jahre 1689 in einer Stadt von Derbyshire geboren, und sein Vater, ein Tischler und überaus geschickter Bauverständiger, bestimmte ihn zum geistlichen Stande. Schon in seinem zwölften Jahre zeigte er sein glückliches Talent, wodurch er in der Folge so sehr glänzte, in der treffenden Schilderung einer Erzheuchlerin. — Der Tod seines Vaters veranlaßte ihn, sich der Buchdrucker-Kunst zu widmen und bei dem strengen und musterhaft ordentlichen John Wilde in die Lehre zu treten. Nach überstandenen Lehrjahren ward er Aufseher und Correktor einer Druckerei, und betrieb diese Geschäfte fünf oder sechs Jahre fleißig und pünktlich. Im Jahr 1715 war er zuerst selbst ansäßig, anfangs in Fleet-street und dann, als er mehr zu thun bekam, in Salisbury-Court. Er verlegte im Jahr 1723 das Wochenblatt: „Der wahre Britte", verfaßt von dem witzigen und liederlichen Herzog von Wharton, mit dem er, so wie auch der talentreiche Young, in Verbindung stand. Weil jedoch diese Zeitschrift aufrührerischen Geist athmete, so hielt er es nicht länger als bis zum sechsten Stück aus. Da er immerwährend für das Parlament zu drucken hatte, konnte Richardson ziemlich unabhängig von den Buchhändlern leben, die sich indessen sehr um ihn bewarben, weil er ihnen Vorreden und Zueignungen verfertigte. — Die Romane, welche seinen Namen verewigen, sind: „Pamela", „Clarissa" und „Karl Grandison". Die Briefform, in welcher diese interessanten und sehr unterrichtenden Romane abgefaßt sind, war damals etwas ganz Neues. Von der „Pamela" kamen die beiden ersten Bände, die in drei Monaten verfertigt worden waren, im Jahr 1740 heraus. Richardson zeigte darin die Ueberlegenheit der Tugend in einer unschuldigen, nicht verbildeten Seele, nebst ihrer Belohnung, welche die schützende Vorsehung oft schon in diesem Leben gewährt. Die Fabel des Romans war übrigens auf Wahrheit gegründet und dem Dichter durch einen Freund mitgetheilt. Der Herr der Pamela war der Vater des noch im letzten Viertel des vorigen Jahrhunderts lebenden Grafen von Gainsborough, der die unbesiegliche Tugend der Tochter seines Wildhüters, Elisabeth Chapmann, dadurch belohnte: daß er sie zum Range einer Gräfin erhob; einen Stand, den sie durch Tugenden zierte. — Da Richardsons Eintritt in die gelehrte Welt mit der allgemein gelesenen und bewunderten „Pamela" für ihn so aufmunternd war, fügte er noch zwei Bände hinzu, worin er seine Heldin in mannigfaltigen Auftritten des höheren Standes darstellte; ob nun gleich der Verfasser einen größeren Werth auf die beiden letzten Bände, als auf die ersteren legte, so erfreuten sie sich doch keiner so guten Aufnahme bei dem Publikum, und es ist daher zu bedauern: daß die neue sehr veränderte Ausgabe nicht gedruckt worden ist. — Weit mehr erhöhete „Clarissa", von welcher im Jahre 1748 die beiden ersten

Bände heraus kamen, den Ruhm Richardsons, um dessen Bekanntschaft sich nun viele geistvolle, gelehrte und vornehme Personen bewarben. Er hatte bei diesem Roman in acht Bänden — der in wenigen Jahren mehrere Auflagen erlebte — die Absicht: unbedachtsame und gedankenlose Personen des einen Geschlechts vor den niederträchtigen Kunstgriffen und Planen des andern zu warnen; Eltern über die ungerechte Ausübung ihrer natürlichen Vorrechte in Ansehung des Verheirathens ihrer Kinder in Furcht zu setzen; junge Mädchen zu belehren, nicht dem Rechtschaffenen den Mann von Vergnügen vor zu ziehen, und den falschen gefährlichen Satz: „Ein gebesserter Ausschweifling wird der beste Ehemann!" ja nicht durch eigenes unglückliches Beispiel zu prüfen. Gut gezeichnete Charaktere haben diese Aufgaben in Handlung gesetzt und bewährt. — Im Jahr 1753 gab Richardson sein letztes und mühsamstes Werk: „Geschichte Karl Grandison's" in sieben Bänden heraus, welches er größtentheils auf Ersuchen und Veranlassung einiger von ihm geschätzten Frauen geschrieben hatte. Grandison handelt in den verschiedenartigsten Prüfungen stets consequent gut, weil Alles, was er thut, auf einem unbeweglichen Hauptsatz begründet ist; er ist ein Mann von Religion und Tugend, voll Lebhaftigkeit und Kraft, ausgebildet und angenehm, glücklich in sich und für Anderer Wohl bemüht.

Von vieler Anstrengung wurden die von Natur schon schwachen Nerven des edlen Richardson so abgespannt, daß er in seinen letzten Jahren nicht ein gewöhnliches Glas Wein ohne Hülfe zum Mund bringen konnte, und am 4. Juli 1761 endigte ein Schlagfluß sein thätiges, ruhmvolles Leben, das er auf 72 Jahre gebracht hatte. Er war zwei Mal verheirathet; aus der ersten Ehe sind ihm fünf Söhne und eine Tochter, aus der andern fünf Töchter und ein Sohn geboren. Durch seinen unverdrossenen Fleiß ließ er die Seinigen in ruhigen unabhängigen Umständen und sein vortrefliches Herz, seine großen Talente und der musterhafteste Lebenswandel sicherten ihm allgemeine Achtung. Er war zart fühlend, wohlthätig, freigebig, in Kleidung und Sitten einfach und mäßig. Da ihn paralitische Zufälle plagten, genoß er sieben Jahre lang kein Fleisch, sondern lebte vornehmlich von Gemüsen und Früchten; als er aber bemerkte, daß ihm diese Lebensart nicht zusagte, gewöhnte er sich wieder zu seiner vorigen, die stets regelmäßig und etwas enthaltsam gewesen war. — Diderot, J. J. Rousseau, Hill, Warton, Johnson, Sherlock, d'Arnaud, Carter, Ramler, von Haller, Gellert und viele andere der besten Köpfe wurden von Richardsons Meisterwerken entzückt, empfahlen und bewunderten sie, und fast in alle europäische Sprachen sind sie mehr oder minder glücklich übersetzt worden.

— * * —.

# Die freie Wahl.

11.

Am folgenden Morgen schon recht früh erschien Schnurrpfeifer bei dem Cassier; da aber der, schräg über wohnende Steuer-Assessor ihn ins Haus gehen sah und wohl ahnen mochte: daß der Gang diesmal mehr als gewöhnlich bedeute, so trat er bald nach ihm gleichfalls in des Ober-Cassiers Wohnung.

Schnurrpfeifer hatte, in Hinsicht auf Ida, seinem Herzen bei dem Hausherrn bereits völlig Luft gemacht; eben sollte er von dem Ober-Cassier der Gattin als förmlicher Brautwerber um Ida's Hand vorgestellt werden, als Neumond gerade seinen Gefühlen für das schöne Kind bei der Mutter freien Lauf gelassen hatte. — „Meine Herren!" — so begann die Ober-Cassierin, als ihr Gatte ihr des Syndikus förmliche Anfrage ins Ohr geflüstert — „lassen Sie uns ganz offen handeln gegen einander. Schon seit einiger Zeit mußten wir, der Ober-Cassier und ich, uns schmeicheln: daß Sie beiderseits Absichten hätten auf unsere Ida. Leider liegt es in der Natur der Sache: daß wir Ihnen Beiden zugleich nicht Genüge leisten können; sind Sie es aber zufrieden, wenn wir es in den Willen unserer Tochter stellen: an wessen Hand sie durch das Leben zu wandeln denkt?" — Beide Bewerber priesen eine solche, wie Schnurrpfeifer sich ausdrückte, ächt salomonische Weisheit. Sie hatten auch durchaus nichts gegen den Wunsch des Ober-Cassiers, welchem dessen Gattin, was sonst selten geschah, sogleich beistimmte: daß nämlich erst in vierzehn Tagen einmal bei einem frugalen Abendessen, ganz unter sich, die Sache durch Ida's Ausspruch entschieden werde, gelobten auch: gegen diese bis dahin keine nähere Erklärung zu thun.

Der Ober-Cassier sowohl als seine Frau dachten sich binnen den nächsten vierzehn Tagen durch allerlei Bearbeitungen der Neigung ihrer Tochter, jedes für seinen Schützling, immer mehr zu versichern. Lange waren Ober-Cassiers nicht so einig gewesen, als während dieser Zeit; dazu kam noch die große Freude: daß, kurz vor Ablauf derselben, Kuno wirklich zum Justiz-Assessor ernannt wurde.

12.

Der Entscheidungs-Abend kam endlich. Auf Schnurrpfeifers und Neumonds Gesichte stand die Hoffnung so hellleuchtend, wie auf den Gesichtern des Ober-Cassiers und dessen Gattin; jede dieser vier Personen lebte nämlich des Glaubens: daß es ihren Absichten gar nicht fehlen könne.

Der Ober-Cassier mochte sich auf den kleinen Vortrag der Sache, den er — nachdem die Bedienung hinaus geschickt war — machte, gut bereitet haben, denn er gelang vortreflich. — „Nun, mein Kind!" so schloß

er, sich an Ida wendend; „nun bist Du von dem Zustand der Dinge und von den Wünschen und Hoffnungen dieser hochgeehrtesten Herren völlig unterrichtet. Sie haben Deiner Mutter das Wort gegeben, Alles auf Deinen Ausspruch ankommen zu lassen." Hier endigte der Ober-Cassier. — Seufzend und mit tief niedergeschlagenen Augen dankte Ida für das ehrenvolle Vertrauen; beklagte aber zugleich: daß, möge auch ihre Wahl fallen, auf welchen sie wolle, immer Einer von ihnen sich für zurück gesetzt achten müsse. Dabei fragte sie nochmals bescheiden an: ob auch gewiß die Wahl ihr vollkommen frei gegeben sey? — „Vollkommen!" sprachen, wie aus einem Munde, die Eltern und die beiden Freier. — „Wohlan, meine Herren!" sagte Ida, „um Keinen von Ihnen auf irgend eine Weise dem Andern nachsetzen zu müssen, welches mir gar nicht ziemen würde, habe ich mich entschlossen: unserm Kuno, der mich schon lange liebt, meine Hand zu geben!" — Alle erblaßten und wurden sprachlos von dem so ganz unerwarteten Ausspruch, während Ida und der mit anwesende Kuno aufstanden und die Eltern um ihren Segen baten. Die sprudelten zwar Anfangs heftig auf; allein die beiden Zurückgesetzten glaubten ihre kritische Situation noch am leichtesten ertragen zu können, wenn sie die Großmüthigen spielten und sich selbst für die Liebenden verwendeten. Am Ende ließen es sich Ober-Cassiers auch gefallen; sahen sie doch überhaupt ihren Pflegesohn mit ganz andern Augen an, seitdem er ihnen als Justiz-Assessor am Stande über den Kopf gewachsen war.

Manche kleine Pille bekam Ida freilich über ihre Verstellung noch zu verschlucken; allein sie sagte das eine Mal: „Kann ich denn dafür, geliebte Eltern, daß Sie meine Neigung zu dem guten Kuno nur für Schwesterliebe gehalten haben? So lange er noch kein ordentliches Unterkommen gefunden, konnten wir uns ja nicht deutlicher erklären, und als Sie nachher so böse auf ihn waren, durfte ich es doch wohl ebenfalls nicht heraus sagen, aus welchem Grunde mir dabei doppelt übel um das Herz wurde." — Bei dem Punsch setzte Kuno ziemlich gut aus einander: wie sehr Unrecht ihm mit dem elterlichen Unwillen in der letzten Zeit geschehen war, und für die Terpsychore begann übrigens mit diesem Abend eine neue Aera. Schnurrpfeifer und Neumond stifteten nämlich, in Folge ihres gleichen Schicksals, eine Freundschaft für die Ewigkeit, und gaben gemeinschaftlich dem bereits sehr merkbaren Sprung der Gesellschaft einen neuen Kitt. Das alte Sprüchwort von der Tiefe der stillen Wasser fiel ihnen aber doch allezeit ein, wenn die Justiz-Assessorin am Arm ihres Gatten bei der Ankunft in der Terpsychore die Grüße der beiden Poeten auf das unbefangenste zu erwiedern wußte.

## Papierschnitzel aus der blauen Mappe.

Frau v. Sevigné schreibt einmal von sich in einem ihrer Briefe: „Je ne suis ni à Dieu, ni au diable!" (Ich gehöre weder Gott, noch dem Teufel!) Ist das nicht der Zustand der meisten Menschen? nur daß sie sich desselben nicht bewußt oder nicht aufrichtig genug sind, sich dies Bewußtseyn zu gestehen.

Raphaels letztes Werk war die Verklärung; Mozarts: das Requiem; Hogarths: das Ende aller Dinge; Eckhofs letzte, kurz vor seinem Tode gespielte Rolle war der Geist im „Hamlet"; und Moliere, der Feind und Geißler der Aerzte, starb nach einer Vorstellung seines „eingebildeten Kranken", worin er diese Rolle als wirklicher Kranker darstellte.

Es ist merkwürdig und beziehungsreich für die Betrachtung des irrdischen Seyns und Thuns: daß großen Künstlern meist die Darstellung des Bösen weit besser gelang, als die des Guten. Michel Angelo hat in der Sestina die Hölle und die Verdammten weit besser gemalt als den Himmel und die Seligen. Eben so ist es dem Dante in seiner „göttlichen Komödie" ergangen; Miltons „verlornes Paradies" ist ohne allen Vergleich besser als sein wieder gefundenes, der gefallene Abbadonna ist die interessanteste Figur in Klopstocks „Messias" und als Hogarth nach seiner geistreichen „Mariage à la mode" die Idee zu einer glücklichen Heirath entwarf, wollte nichts Kluges daraus werden und das Bild blieb unvollendet.

Wer ist der größte Polygraph? Hier ist die Antwort. — Ein Kapellmeister Volumiens in Berlin (ich glaube in den ersten Regierungs-Jahren Friedrich des Zweiten) zeigte einst seinen sehr reichen Vorrath von Musikalien, den er in einem großen Schrank aufbewahrte, einem fremden, ihn besuchenden Tonkünstler. Auf den verschiedenen Fächer-Abtheilungen standen die Namen der Componisten. Unter dem bei weiten größten und gefülltesten Fach, in welchem Volumiens eine ganze Masse musikalischen Schunds zusammen gehäuft hatte, standen die Worte: „Trés mauvais". Als er dem Fremden alle Ueberschriften der Fächer, zuletzt auch die erwähnte vorlas, sagte dieser, der kein Französisch verstand: „Der Trés mauvais hat ja ganz entsetzlich viel geschrieben!" — Ja wohl, der unermüdliche, unsterbliche, seit Jahrtausenden thätige Mann ist freilich der größte Polygraph auf dieser polygraphischen Welt und schreibt noch immer fort, und wird nicht aufhören zu schreiben: Bücher und Noten, Verse und Zeitungen, Constitutionen und — Papierschnitzel aus der blauen Mappe.

Karl Schall.

## Grabschrift eines Schauspielers.

Ich starb mit viel Natur; folgt kein Applaus,
So hoff' ich doch: Gott ruft mich einst heraus. C. Möller.

## Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

Wien. (Aus dem Briefe eines Reisenden.) Bei dem Mittelstande ist hier die Bildung noch unglaublich zurück und man könnte merkwürdigen Unsinn anführen, wenn man die Gespräche der Leute nieder schriebe. Ich ging neulich zu einer Frau, um Putzsachen von ihr zu kaufen. Sie war ausgegangen; zwei andere Frauen harrten auch schon und ich sah mich genöthigt, ihr Gespräch mit an zu hören. Sie schwatzten von einer eben gestorbenen Nachbarin, die ihrem einzigen Kinde im Tode bald gefolgt war. „Der arme Kleine!" sagte die Frau Nr. 1; „er ist von einer Trude behext worden!" — Es folgten nun mehrere Beispiele, daß solche Truden Jahrelang den Kindern nachstellten, bis sie ihnen in gelegener Teufels-Stunde ihre Hexen-Mittel beibringen. „Aber der Ausruf: Maria und Joseph! kann die Kinder retten, wenn die Mutter zu rechter Zeit die verruchte Nähe der Trude bemerkt, es sey denn, daß bei der Taufe irgend eine Formel weg gelassen ist; dies bringt alle Kinder in die Gewalt des Teufels und da hilft denn nichts, als bei jeder Gelegenheit die unglücklichen Kleinen mit Weihwasser besprengen zu lassen." — Die Frau Nr. 2. gab ihr vollkommen recht und fing nun ihrer Seits an, das Gespräch auf die Kochkunst zu lenken, welche bekanntlich in Wien von allen freien Künsten die freieste und beliebteste bleibt. Ich hatte dabei Gelegenheit, zu hören: wie hier die erhabensten Ausdrücke für die Magenfüllung verbraucht werden. Die Frau hatte ein „majestätisches Roßbradel" (Rostbraten) mit nach Hause gebracht, welches, mit einem Stück Knofel (Knoblauch) bereitet, schmecken würde „wie eine Gottheit". Dieser letzte Ausdruck ist besonders beliebt und die Wiener, welche die gewöhnliche Erziehung erhalten, sagen auch von einem Kleide oder einem Putz: „Das ist eine Gottheit!" — Ein Beweis großer Unduldsamkeit ist neulich von Ungarn hieher berichtet worden: Der Bischof Graf Ladislaus Esterhazy fand sich veranlaßt, dem Grundherren des Dorfes Szentkeraly (Gömörer Comitats), Herrn Georg Pietrich — als dieser einen neuen Kirchhof anwies, auf welchem (wie dies auf dem alten Kirchhofe schon seit Jahrhunderten geschah) Katholische und Evangelische begraben werden sollten — Folgendes zu schreiben: „Der gnädige König und ich dulden zwar die Protestanten (Rex protestantes tolerat et ego); aber man steuert dem höllischen Pfuhle zu, wenn man glaubt, bei irgend einer Religion, außer der katholischen, selig werden zu können. Die Liebe zu den Protestanten wird am thätigsten dadurch bewiesen: wenn man nicht teuflisch klügelt zu ihrem Vortheil und sie nicht mit Worten, sondern mit Thaten bekehrt, indem sie verdammt seyn müssen, wenn sie im Protestantismus sterben. Diesem zufolge soll der Begräbnißplatz zur Hälfte abgetheilt und für die Katholiken gereinigt werden." — Der Gutsbesitzer hat auf diese höchst schädliche Lächerlichkeit mit bescheidener Bestimmtheit eine verneinende Antwort gegeben; das Gömörer Comitat hat, als die Sache weiter betrieben wurde, gegen den Bischof entschieden; dieser erließ nun aber folgendes Schreiben: „Löbliches Comitat! Wir Ladislaus, von Gottes Gnaden erwählter Rosnauer Bischof, bestätigen durchaus, was wir dem Georg Pietrich in Vollmacht bischöflicher Gewalt mit Recht befohlen haben, und da dies der Entscheidung des Löblichen Comitats nicht unterworfen ist, so erklären wir hiemit das anmaßende Schreiben desselben für vernichtet. Rosnau, den 19. September 1819." — Das Comitat suchte ihm nochmals sein Unrecht zu erweisen; die geistlichen Behörden haben es aber durchgesetzt, daß der Kirchhof hat getheilt werden müssen; jetzt ist jedoch die Angelegenheit, wie man erfährt, hier in Wien zur Untersuchung gekommen und man erwartet das Resultat. — In Ungarn steht übrigens, wie ich durch einen Aufenthalt von beinahe 8 Monaten mich überzeugt habe, die inländische Literatur lange nicht so hoch, als deutsche Blätter zuweilen ausposaunen; die Gebildeten halten sich überhaupt mehr an die deutsche Literatur, da sie größtentheils die deutsche Sprache verstehen. Die ungarischen Zeitschriften besonders sind unter aller Kritik und sie haben mit einer Censur zu kämpfen, die noch bei weitem strenger ist, als die in Wien, sich auch die größten Inconsequenzen zu Schulden kommen läßt. — Hier kommen nun auch verschiedene „Müllnereien" zur Sprache; schon haben ein Paar Zeitschriften Herrn West (Hofrath Schreivogel) gegen sehr harte Ausfälle Müllners vertheidigt und West selbst wird, wie die Literaten unter sich erzählen, gegen manches heimtückische Verfahren des Weißenfelser Aristarchen in die Schranken treten. Wenn Herr Müllner die Urtheile der Unbefangenen hören könnte, er ließe gewiß von einer Bahn ab, die ihm und der deutschen Literatur nicht zur Ehre gereicht. — Als eine angenehme Unterhaltung für ein Paar Stündchen empfehle ich die „Erzählungen" von Caroline Stahl, geb. Dumpf (Wien, bei Tendler), deren Verfasserin sich mit Geist und Glück den deutschen Schriftstellerinnen anschließt. R b.

Einer der ältesten Ultra-Liberalen, Aristoteles, sagte einmal: „In einer Oligarchie ist der Lehnzins so hoch: daß nur die Allerreichsten an der Volks-Versammlung Theil nehmen können. Man begünstige vorzugsweise den Mittelstand und mache ihn so einflußreich als möglich; denn in dieser Klasse ist unstreitig die meiste Sittlichkeit und Redlichkeit. Die Bürger derselben sind mit ihrem Schicksal zufrieden und lassen Andern selten den Stolz empfinden, der durch den Reichthum, und nicht den Neid, der durch Dürftigkeit entsteht!" (Constitut.)

Der jetzt berühmte Alterthumsforscher Belzoni, welcher eben aus Egypten nach England zurück gekehrt ist, war früher Seiltänzer zu Venedig. Er wird, wie man sagt, zu Coventgarden mehrere Tänze aufführen, deren treue Darstellung er auf der Mosaik eines Tempels zu Theben gefunden. (Constitut.)

Das naturhistorische Kabinet zu Amsterdam empfing neulich ein ausgestopftes Krokodill von 17½ Fuß Länge, wahrscheinlich das größte in Europa. (Censeur.)

In Paris ist ein neues Stück gegeben worden: „der Schmeichler". Der Schluß ist das beste. Der Mensch, der Allen schmeichelte, wird zuletzt von Allen verachtet, verlassen, verstoßen und kommt ins Gefängniß. „Wo ist er? was macht er?" fragt Jemand, und die Antwort ist: „Er schmeichelt dem — Schließer!" (Journ. d. Déb.)

Redacteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurersche Buchhandlung.




# Der Gesellschafter
oder
# Blätter für Geist und Herz.

1820. Donnerstag den 18. Mai. 80stes Blatt.


## Der Krieg der Vorarlberger im Jahre 1809.

### Ein Beitrag zur Geschichte der Zeit. *)

Der Krieg der Tyroler im Jahre 1809 ist eine hehre, herrliche — ist eine der merkwürdigsten Erscheinungen unserer Zeit. — Ein Volk ruft das Urrecht der Natur zurück, um seine, einer kargen Erde abgerungenen, durch Jahrhunderte geheiligten und selbst im Preßburger Frieden garantirten Rechte von Neuem zu erringen. Ein Alpenvolk greift zu den Waffen, um sich gegen Neuerungen zu stemmen, die es nicht zu tragen vermag im altgewohnten Gange seines Lebens, und wiederholt so einer nur zu gern umformenden Zeit die warnende Lehre: „Anders sey ein Volk auf Bergen, und anders auf Ebenen!"

Nicht ungezügelt greift dieses Volk nach dem Neuen, streckt nicht frevelhaft die gewaltige Hand nach den Rechten eines Zweiten; ihm genügt sein Recht, und macht dieses seinen Kampf ehrwürdig, so wird dieser noch dadurch wahrhaft geadelt: daß dieses Volk den weiteren Grund seines Waffenstandes in jener, noch nicht übertroffenen, unendlichen Liebe an sein angestammtes Herrscher-Haus, an seinen angebeteten Kaiser Franz, am Tage seines Einzuges in des Landes Hauptstadt kund gab. Selbst dem geborenen Spötter, selbst dem wüthendsten Demagogen wäre das Herz weit geworden, hätte er den Tyroler gesehen, wie er nach Jahren zum ersten Mal wieder den Adler seines Franz aufpflanzte! — Und dieses Volk siegt — hat entrissene heilige Rechte, eine Reihe von Unbilden neuerungstrunkener höchst unkluger Beamteter, Hohn und Spott, Plünderung, Brand und Mord zu rächen, und setzt sein furchtbares, sicher treffendes und gefürchtetes Rohr ab, sobald der Feind wehrlos vor ihm steht; trägt Achtung für das Eigenthum und Leben, für den Anspruch auf Menschlichkeit derjenigen, die da, wo sie übermächtig auf Augenblicke geboten, plünderten, sengten, marterten und mordeten, deren Losung stets nur war: Verderben und Tod! — Vier Mal zernichtet dieses Volk tapfere, sieggekrönte Heere des Herrn der Welt, und noch kräftig und muthig genug, ein fünftes Heer zu vernichten, legt es die Waffen nieder, nicht, weil es eine Niederlage, nur weil es das eiserne Geschick der Zeit unabänderlich so gebot. — Groß bestand der Spanier seinen Kampf, doch steht dieser an Adel und Größe noch weit unter jenem des Tyrolers. Hat der Spanier überhaupt als der Erste dem allgemeinen Befreiungs-Werke vorgeleuchtet — ein näheres, einflußreicheres Muster leuchtete der Tyroler dem Deutschen vor. Ausgerufen war die so lange vergessene Losung: „Unüberwindlich sey ein Volk, das unüberwindlich seyn wolle!" zugerufen war es der Welt: „Handle wie wir, und du bist frei!" — Wie im Ganzen, so ist auch in einzelnen Zügen dieser Kampf reich an ächt klassischen Thaten.

*) Dieser Beitrag wird den Zeitgenossen um so willkommener seyn, weil der Königl. Preuß. Lieutenant, Herr Dr. Förster, bis jetzt den dritten Band zu seinem „Krieg der Tyroler im Jahre 1809", welcher den Krieg der Vorarlberger abhandeln sollte, nicht geliefert hat. — Uebrigens gründet sich dieser Beitrag durchaus auf Original-Quellen und dürfte also auch von dieser Seite nicht unerwünscht kommen.

Eng verwebt mit diesem Kriege Tyrols ist jener gleichzeitige Vorarlbergs, und hält er in mancher Hinsicht eine Parallelstellung entweder gar nicht, oder doch nur unter dem Kalkul des Verhältnisses aus, so bleibt er doch um nichts desto weniger historisch wichtig — als Theil zu dem Ganzen — und um nichts desto weniger merkwürdig, und wäre es auch nur um des einzigen erlauchten Mannes willen, der im Laufe der Insurrektion oberster Führer des Ganzen wurde! — Am 9ten April 1809 brach der Tyroler Kampf aus, am 12ten war schon des Landes Hauptstadt erobert, ihre Besatzung todt, verwundet oder gefangen; die Franzosen unter Bisson, im Geleite der Baiern unter Donnersberg, am 13ten April zur Kapitulation von Wiltau und Gefangengebung gezwungen, Tyrol bereits frei, und Vorarlberg noch ruhig! Nicht von Innen, von Außen mußte sein erster Impuls kommen! — Er kam, denn der herrliche Hormayr leitete Tyrol, und seinem großen Blicke entging die Wichtigkeit Vorarlbergs nicht.

Der österreichisch-kaiserliche Hauptmann Kammichel rückte mit einigen wenigen seiner Jäger über den Arlberg vor, und blitzschnell schlossen sich Einzelne an. Schon am 25sten April 1809 stand er mit diesen Einzelnen an der Grenzscheide Vorarlbergs und der ehemaligen freien Reichs- nun baierschen Stadt Lindau. Allein für das Befreiungswerk war hiedurch noch sehr wenig gewonnen; die begeisterte Kraft des ganzen Landes in Waffen zu setzen, war noch die große Aufgabe, ehe an Befreiung zu denken war. — Kammichel bot daher Alles auf, den Enthusiasmus zu beleben. Hinreißend war Hormayrs Aufruf; Siege über Siege, Subsidien, Hülfsheere u. s. w. wurden unter Jubel proklamirt, nachrückende Truppen angekündigt, überhaupt kein in solchem Falle wirkendes Mittel vernachlässigt. Aber nicht weniger thätig waren die baierschen Behörden für Entmuthung. Den Abgrund ahnend, auf dem sie standen, ließen sie schon früher das Glück der französischen Waffen publiziren, die Nachricht über die weiteren Fortschritte Napoleons immer augenblicklich verbreiten, und was ihnen weniger, wurde manchen Theils desto stärker den Zeitungen und ausländischen Briefen geglaubt, welche durch die Schweiz herein kamen. — So theilte sich das Land in Partheien, so wankte Alles zwischen Extremen und Gemeinsinn; allgemeiner Enthusiasmus fehlte. Dieser war nur auf dem Lande und in der Stadt Bludenz, des oberen, Tyrol begrenzenden Theiles vollkommen zu Hause. Die oberen Stände stellten Freiwillige, proklamirten die Landes-Vertheidigung, indeß die unteren schwankten, zwei Stände auf der, von Kammichel erdrungenen Versammlung der Stände vom 3ten Mai gar nicht erschienen, und die übrigen nur mit Mühe für Anordnung eines zweiten allgemeinen Landtages gestimmt werden konnten. Die Stadt Bregenz verweigerte dem Militair-Kommandanten sogar die Verwendung ihres Bürger-Bataillons zu Besetzung der Stadt Lindau; ja nicht einmal dazu wollte sich jene Stadt verstehen: daß ihr Bürger-Bataillon den kaiserlichen Civil-Commissair Fischer, welchen Hormayr zu Eröffnung der Stände-Versammlung aus Tyrol sandte, en Parade empfange. Von dem ausgeschriebenen Landtage schien daher kein hohes, allgemeines Werk erwartet werden zu können, und gewiß kam nichts zu Stande, wären nicht vom oberen Theil des Landes zahlreiche Freiwillige sogleich herab gerückt, und hätte nicht das Landvolk des unteren Theiles in größerer Zahl dem Schwanken dadurch ein Ende gemacht: daß es den Ausspruch der überbedenklichen Väter des Vaterlandes nicht abwartete, und sich freien Sinnes in Schützen-Compagnien formirte.

Natürlich war dieses bewaffnete Volk ein mächtiger Redner, und da solcher Rede selten ein Vater des Vaterlandes widersteht, so proklamirte endlich der allgemeine Landtag am 9ten Mai die National-Vertheidigung und den Waffenruf an die erste und zweite Miliz, welche beide gegen 1500 Mann betrugen; aber nur Kind des freien inneren Sinnes ist der Enthusiasmus, kein Gesetz kann ihn gebären. Dies bewies Bregenz, denn in dieser ganzen Kreisstadt fanden sich am 11ten Mai erst acht Freiwillige, und ihre für die Miliz zu stellende Zahl kam erst den 16ten, und zwar nur darum zusammen, weil der Militair-Chef endlich in die Abrechnung der zum Seedienst verwendeten Schiffer, und dadurch in die Herabsetzung der Zahl 60 auf 40 einwilligte. Und so ging und mußte die Insurrektion am ersten bedeutenden Außenverhältniß zu Trümmern gehen. Am 21sten Mai war sie, in 26 Tagen, geendet! — geendet, obwohl am 14ten Mai 180 Mann Infanterie, 14 Dragoner, 5 Husaren und 30 Jäger, und am 15ten Mai wieder 120 Mann Infanterie — aus Selbstranzionirten, die Hormayr in Insbruck bewaffnete, in einen Körper gebildet — zu Hülfe gerückt waren und kein furchtbarer Feind gegenüber stand.

Die Nachricht, daß die Schutz-Deputation in Insbruck kapitulirt habe, begründete die Auseinandergebung der Insurrektion, die in dieser Zeit für die allgemeine Sache nur das Große gewirkt hatte: daß Baiern und Würtemberg auf Sicherung des eigenen Landes denken mußten, und daher ihre Truppen nicht, wie sie wollten, gegen das wichtige Tyrol verwenden konnten; sich auch den österreichischen Kriegsgefangenen ein sicherer Weg zur Selbstranzionirung öffnete. — Auch nicht arm war diese Zeit an einzelnen Zügen des Muthes. Die baierschen Bürger-Bataillone von Wangen und Lindau wurden entwaffnet, die Magazine von Hofen und Buchhorn aufgehoben, und das von Konstanz und Samertingen geflüchtete baiersche Depot bei

Möskirch und Ulweil eingeholt und, trotz seiner starken Bedeckung, genommen. Ueberhaupt wirkte der Muth dieser Insurgenten so sehr auf die Gegner, daß sie sich immer in ziemlicher Entfernung hielten und, wo sich die Insurgenten nur sehen ließen, zurück wichen.

(Die Fortsetzung folgt.)

## Höchst gründliche Darstellung des Zustandes der deutschen Bühne.

„In den großen Städten Deutschlands besitzen seit undenklichen Zeiten gewisse Zünfte das Recht, bei ihren Aufzügen Possen vor zu stellen. Diese Gesellschaften, aus Leuten bestehend, welche Handwerker und Dichter zugleich waren, nannte man Meistersänger. — In der Mitte des sechszehnten Jahrhunderts verfertigte Einer unter ihnen, Hannsachs (Hans Sachs) genannt, eine große Menge deutscher Dramen. Er hatte ein so fruchtbares Genie, daß seine Stücke ganze Bände in Folio füllten. Man behauptet, er habe von 1514 bis 1567 an die 6000 Stücke von allen Gattungen gemacht. — Nachmals wurden in den öffentlichen Schulen italienische Stücke eingeführt. Endlich setzte sich im Jahr 1626 eine Truppe holländischer und, diese nachahmend, eine Truppe deutscher Komödianten in Hamburg fest, allwo sie durch ihr Spiel und ihre Stücke den Geschmack der Deutschen so veränderten, daß die Brüderschaft der Meistersänger nicht mehr zu erscheinen wagte. — Das deutsche Drama ist noch heute im schlechten Geschmack des alten holländischen Theaters. Es giebt nichts Abscheulicheres und Gräßlicheres als die gewöhnlichen Gegenstände ihrer Stücke; doch gefallen den Zuschauern die Uebersetzungen einiger französischen, englischen, italienischen und spanischen Stücke, die man ihnen zuweilen darstellt. Auch besitzen die Schauspieler italienische Possen, welche in ihre Sprache übersetzt sind, und welche sie nach der Weise der Italiener ex tempore spielen. — Gewöhnlich sind die deutschen Schauspieler die Verfasser der neuen Stücke, welche man auf dem Theater vorstellt. Wenn ein Anderer dergleichen verfertigte, würde er kein Honorar dafür erhalten und sich genöthigt sehen, seine Arbeiten einem Schauspieler oder einer Schauspielerin zu schenken. Der Schauspieler, als Darsteller oder Besitzer des Stücks, erhält, für sich und seine Erben, einen gewissen Antheil der Einnahme, so oft das Stück gespielt wird. Man druckt die neuen Stücke nicht, weil der Druck, nach dem deutschen Recht, den Privatpersonen den Besitz des Stückes nehmen würde, um ihn dem Publikum zu geben. — In Deutschland ist der Stand der Schauspieler ehrenvoll und diese Profession ist kein Hinderniß, um bedeutende Staatsämter zu bekleiden."

Dieser merkwürdige historisch-kritische Ueberblick unserer deutschen Bühne befindet sich in einem im Jahr 1808 (!) erschienenen französischen Werke: „Précis de l'art théâtral-dramatique des Anciens et des Modernes, faisant suite aux oeuvres de Chamfort, publié par Lacombe. Zwei Bände. — Bei Erwähnung des englischen Theaters wird unter Anderem gesagt: „Shakspeare wurde, nach Einigen, aus einem Räuber von Profession ein großer Schauspieler und ein großer Dichter." — Von den Dänen wird behauptet: sie hätten keine Trauerspiele, und vom holländischen Theater erzählt der Verfasser: die Schauspieler in diesem Lande wären fast alle Bürgersleute; und — setzt er hinzu — was hier vielleicht sehr sonderbar scheinen wird, ist: „daß eine Schauspielerin genöthigt ist, über ihren Ruf zu wachen, weil sonst ihre Kameraden nicht mit ihr spielen würden!" — Ueber das französische Theater und nach der beschränkten Ansicht und Gesetzgebung ihrer dramaturgischen Régle de Tri enthält übrigens das Buch manches Gute. Karl Schall.

## Der Walzer nach der Ansicht eines Britten.

Was die Britten von unserem Walzer halten, drückt Einer ihrer Musensöhne in folgenden treu übersetzten Zeilen aus:

Was? Ein Andrer hält mein Mädchen im Arm?
Was? Ein Andrer fühlt ihren Odem noch warm?
Was? Ein Andrer berührt im Wirbel ihr Knie?
Was? Ein Andrer stützt im Ermatten sie?
Dein ist sie — du streifst der Traube zartes Blau,
Entschütterst der Rose den zitternden Thau:
Nimm, was du berührtest! Nimm's, Walzer, zur Frau!

Wem fällt bei diesen Zeilen nicht Werther's Aeußerung ein, da er mit Lotten walzte? Haug.

## Grabschriften aus Christian Weisens „reifen Gedanken".

### Auf ein Kind.

Was man mit Thränen sä't, soll man mit Freuden erndten;
Ist uns der Same schwer, so drückt die Garbe nicht.
Ach, wenn wir allerseits die schöne Weisheit lernten,
So führte manches Grab ein fröhlich Angesicht.

### Auf ein zartes Kind.

1.

Wer Gott im Himmel wohlgefällt,
Thut nur ein Blickchen in die Welt.

2.

Wer seine Kinder so verwahrt,
Dem wird die Lust bei Gott verspart.

### Auf eine alte Matrone.

Der Kindeskinder Hand that mir die Augen zu,
Und wies das liebe Grab zu meiner letzten Ruh.
Ich hab' genug gesorgt, gebetet und gethan,
Nun tret' ein Andres auf, damit ich schlafen kann.

M — n.

## Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

Hamburg. Vor mir aufgeschlagen liegt ein sehr hübsches Büchelchen, womit die Buchhandlung der Herren Perthes und Besser die Lesewelt so eben erfreut; ich meine: „Die Fahrt nach dem Ugley aus der Lüneburger Haide über Hamburg und Kiel", dessen Verfasser ein Herr Sigismund Stille, Rektor in einem Landstädtchen, zu seyn scheint. Die Hypochondrie und sein ärztlicher Freund August haben ihn zu dem Entschluß gebracht; den Schulstaub einmal von den Füßen zu schütteln und eine kleine Reise zu unternehmen; der Rath seines Freundes und sein guter Stern führen ihn erst nach Hamburg, das ihm überaus wohlgefällt. Die rege Geschäftigkeit in den Gassen, das ganze Treiben, der Hafen voll Schiffe, kurz Alles behagt dem aufmerksamen Neuling, dessen offenes Gemüth sich gern den freundlichen Eindrücken hingiebt. Nicht zufrieden bin ich damit: daß er das benachbarte, sehr schöne Altona, überhaupt unsere malerischen Elbgegenden, nur spärlich erwähnt; vielleicht war Herrn Stille eben die Beleuchtung feindlich, die freilich außerordentlich viel thut. Ein Blick von der höchsten Terrasse des Rainvillischen Gartens, nach der jenseitigen hannöverschen Küste hin, giebt dem Auge die reichste Ausbeute. — Die Unwissenheit eines Miethkutschers führt Herrn Stille durch schlechte Moorgegenden nach Kiel; die romantische Lage dieses Orts, die Schönheit der Umgebung, die geahnete Nähe des Meeres, von dem er schon einen tiefen Meerbusen erblickt, dies Alles entschädigt ihn für Unangenehmes, das er in der Bornhöfter Haide erfuhr. Von Kiel geht es nach Eutin, diesem Friedens-Paradiese Holsteins; ach, solche Gegenden kann keine Feder beschreiben, auch hat unser Reisender mehr genossen, als beschrieben. Diese Matten, dies kräftige, üppige Grün, diese stolzen Bäume und stillen Thäler mit ihren kleinen Seen, muß man in schöner Jahreszeit gesehen, um einen Begriff von der Herrlichkeit zu haben, die den Naturfreund hier entzückt. — Eine nützliche Schönheit des lieblichen Holsteins vergaß unser Reisender auch; ich meine die lebendigen Hecken, welche die Koppeln und Wiesen einhegen, und die meist aus festlich duftendem Jelängerjelieber bestehen, die ein Meer von Wohlgeruch um sich her verbreiten. — Am Ugley bei Eutin weilt er, und da hat er gut gethan; hier fand er in wenigen Tagen seine Heiterkeit und Gesundheit wieder, das sieht man aus seiner Reisebeschreibung, ohne daß er es gerade sagt. Die Morgenröthe ist hier über seine Reise herein gebrochen und, von ihr bestrahlt, erscheinen jetzt alle Gegenstände, die sein Auge weiter erblickt. — Schade, daß der Wirth zu Preetz — der so gescheidt war, unsern Rektor nach Eutin und dem Ugley-See zu verweisen — ihn nicht auf das wunderschöne Gut Ascheberg, am Plöner-See, aufmerksam machte, welches er unbeachtet liegen ließ; es giebt wenig Orte auf Erden, die so von der Natur geliebt sind, als dieser! Im Försterhause bei Sielbeck, bei Eutin, nahe am Ugley, war es, wo unser Reisender einige Tage ausruhte. Von hier wird er durch einen Wagen voll, nur aus Neugier reisender Personen, vertrieben, welche in der That die Pest aller gemüthvollen Menschen sind; er wendet sich nach Travemünde; jetzt ist er, ohne es zu ahnen, dem Meere genaht — sein Wagen hält auf einem Hügel und vor ihm liegt es ausgebreitet, das unermeßliche, das erdumgürtende, wunderbare Meer! Ich muß schweigen — wie sollten hier Worte zureichen! Des Meeres Wogengebrause wiegte mich als Kind in den Schlaf, es ist mir Heimath; ich stand tausendmal träumend davor und doch wird mir die Seele durchschauert, wenn ich in der Ferne sein gedenke, und der Stachel der Sehnsucht ist so scharf, daß ich mich vor dem tiefsten Schmerze nicht zu schützen weiß! Doch zurück von den Erinnerungen an die auf ewig entschwundene Vergangenheit — jetzt ist mein Geschäft, einem Reisenden zu folgen, der in Travemünde angelangt ist. Nichts kann ihn hier ansprechen, als das Meer, das er noch hat; die Gegend ist reizlos, und gegen das Paradies, welches er eben sah, arm; die Bade-Anstalt interessirt ihn nicht mehr, denn er ist gesund; der Leuchtthurm scheint ihm unbedeutend, denn er ist nicht Nachts auf dem Meer, von wo aus er sich wunderbar schön ausnimmt; auf dem festen Lande, und gar bei Tage, ist so etwas zu weiter nichts nutz, als eine augenblickliche Neugier damit zu befriedigen. — Endlich nimmt ihn Lübeck auf, welches nicht genug von dem Reisenden gewürdigt ward. Schon von fern zeigt sich diese Stadt sehr schön, denn sie hat ganz herrliche Thürme und ein ächt reichsstädtisches Ansehen, wie es selbst Hamburg nicht hat. Manchem Kunstschatz in den Kirchen, manchem Ueberbleibsel aus einer kunstbegabteren älteren Zeit ist er hier vorüber gegangen, ohne nur zu ahnen: welchen Genüssen er oft sehr nahe stand! Der Küster — ein sehr schlechter Cicerone, wie ich aus Erfahrung weiß — führte ihn in der Marien-Kirche zum Todtentanz, einer elenden, abgeschmackten Sudelei; aber fiel sein Blick nicht auf ein herrliches Gemälde altnordischer Kunst, das am Eingange vor diesem Todtentanz hängt? Es stellt den heiligen Olaf vor, wie er das Heidenthum in der Gestalt eines Drachen, der ein menschliches Antlitz, das des nordischen Königs selbst, trägt, in den Staub tritt, und sich mit himmlischer Klarheit und heiligem Ernst im Blick zum Christenthum bekennt. Eben diese Kirche, die Marien-Kirche, enthält wahre Schätze altdeutscher Malerkunst, welche erst neulich von einem geschickten Maler wieder hergestellt wurden. Selbst im Dom sah er nicht einmal ein unsterbliches Werk irgend eines deutschen Malers — von welchem? ist nicht aus zu mitteln — das vielleicht einzig in seiner Art in Composition und Ausführung ist. Der Maler desselben war zu gleicher Zeit ein großer Dichter, denn er hat hier eine Meßlade g e m a l t. Wie leid thut es mir, daß Herr Stille um diesen Genuß gebracht ward, den sein offenes Gemüth, auch ohne Kunstkennerschaft, zu erreichen gewußt haben würde; und damit keinem andern interessanten Reisenden dasselbe begegnen möge, frage er im Dom nur nach dem g r o ß e n B i l d e, vergesse aber nicht, ehe er die Flügelthüren desselben aufschlägt, um in das innere Heiligthum zu dringen, die Außenseite, und besonders einen wunderschönen Johannes den Täufer zu betrachten, der auf den Flügelthüren angebracht ist. (Schluß folgt.)

In einer „Geschichte von Norwegen und Schweden", von Coupé de St. Donat und de Roquefort, ist auch der berühmte Wasserfall des Tellemark erwähnt, welcher noch größer seyn soll, als der des Niagara. Professor Esmark entdeckte ihn zuerst; späterhin ward er (im Jahr 1812) von Schow und nachher noch von andern Reisenden besichtigt. Er heißt in der Landessprache: Rinkan-Fossen (Rauchfall), von der Dunstwolke, die durch ihn empor steigt. Er besteht aus drei Strömungen, wovon zwei flach sind, die eine aber steil herab stürzt. Nach Esmark ist der letztere Sturz 800 Fuß hoch und die Wassermasse dieser Höhe vollkommen angemessen. Sie wird durch den beträchtlichen Maaselo-Strom geliefert, welcher sich in einiger Entfernung davon in den Miosen- oder Mioswaten-See ergießt, der etwa 8 bis 10 deutsche Meilen lang ist. (Journ. d. Par.)

Nachrichten aus Bagdad vom 25sten August 1819 sagen: daß dort der vorige Sommer ganz ungewöhnlich heiß gewesen ist. Das Thermometer zeigte oft an den kühlsten Orten 40 Grad Reaumur und sogar um Mitternacht an 30 Grad. Im Anfang April fiel ein zu jener Jahreszeit ganz ungewöhnlicher Regen, welcher auf dem brennenden Erdboden die Wirkung eines Dampfbades hervor brachte. In einer Nacht stieg der Strom über 7 Fuß hoch und hatte ganz blutrothes Wasser; das Volk glaubte, der jüngste Tag sey nah. (Constitut.)

Aus dem Leipziger Meß-Katalog geht hervor: daß 1300 neue Bücher erschienen sind. Sachsen allein hat davon 516 geliefert; Oesterreich nur 170; Baiern etwa eben so viel; Preußen: 310; Hessen ein einziges (?), und zwar ein — Feen-Mährchen. (Censeur.)

Redacteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurersche Buchhandlung.




# Der Gesellschafter
oder
# Blätter für Geist und Herz.

1820. Freitag den 19. Mai. 81stes Blatt.


## Antenors Traum.

„Führe mich hinaus, Theon!“ sprach Antenor zu seinem Enkel; „daß ich der erfrischenden Kühle des Abends genieße. Zwar ist es meinen Augen nicht mehr vergönnt, den Glanz der Sterne zu erblicken; aber mir wird so wohl unter dem Gewölbe des gestirnten Himmels, von dort her weht der Geist der ewigen Liebe.“ — Der Greis war aus der Hütte getreten; er setzte sich unter die Laube von Geißblatt und faltete die Hände zum leisen Gebet. Lau und duftend wehte die stille Nacht, der Himmel mit seinen Sternen zog sich über sie hin, des Mondes glühende Scheibe trat aus dem Aether hervor und leuchtete in das Antlitz des Greises, während ein leiser Abendhauch mit seinen Silberlocken spielte.

„Wie glücklich bist Du, Großvater!“ sagte Theon, „da nur Wenige die Zahl Deiner Jahre erreichen. O wie glücklich erst müßte der seyn, welcher zu dem Alter einiger Jahrhunderte hinauf stiege.“ — „Um am Ziel dieser Jahrhunderte von Neuem zu wünschen? Genügsamkeit, mein Sohn, ist die Mutter der Tugend. Die Grenze ist gesteckt und die Bahn gemessen; wende Deine Augen zum Ziel und kümmere Dich nicht, wo das Maaß Deines Laufes vollendet.“ — „Wenn aber das Ziel so entfernt und die Laufbahn so kurz ist?“ — „Ich bin ein Jüngling gewesen wie Du, Theon, und meine Wünsche waren wie die Deinigen. Einst, in einer Sommernacht, lag ich an einem Hügel im Anschauen der Gestirne versunken und wandelte im Geiste auf den zahllosen Welten umher. Wie glücklich ist der Bewohner des Saturns! rief ich aus, sein Jahr gleicht dreißig der unsrigen, hundert Jahr von ihm durchlebt, sind dreißig unserer Jahrhunderte; wie viel glücklicher vielleicht ist der Bewohner des Sirius, wenn er sein Leben zählt nach unsern Jahrtausenden! — Mein Geist erhob sich über sich selbst, die Erde entschwand meinen Blicken, meine Gedanken flogen durch die unermeßlichen Räume und, in diesen seligen Täuschungen verloren, schlummerte ich ein. Da war mir, als stände ein himmlisches Wesen vor mir. Ich bin Dein Schutzgeist! sprach es, erhebe Dich und folge mir! — Wir durchflogen schneller, als der Gedanke ersinnt, die Bahnen der Gestirne; der Sirius entschwand meinen Blicken und der Gürtel des Orions verlor sich in unermeßlicher Ferne. Da ließ mein Führer sich mit mir auf einer der zahllosen Welten nieder, deren Bahn nur die Unendlichkeit mißt. Er brach ein Blatt vom Baum und reichte es mir. Sieh diese Ephemere! sprach er; ein Tag auf diesem Sterne gleicht der Dauer zweier Erdenjahre, neige Dein Ohr herab und höre: Dir ist die Macht verliehen, die Sprache dieses Geschöpfes zu vernehmen. — Wie unglücklich wir sind! seufzte die Ephemere; ich murre nicht, daß unser Leben nur einen Tag währt, denn ich weiß nicht, wie viele Tage andern Geschöpfen bestimmt sind; aber dieser Tag, wie kurz ist er! Schon neigt sich die Sonne, und ich habe noch nicht Muße gehabt, die Hälfte dieses Blattes zu bereisen; wie glücklich wäre mein Loos gewesen, wenn ein Tag auf dieser Welt um das Zwiefache länger dauerte! —

Der Genius berührte mich. Wir durchflogen die ewigen Räume der Schöpfung und standen auf einem andern Sterne. Hier, rief er, vernimm noch einmal die Gedanken einer Ephemere; ihr Tag gleicht an Dauer nur zweien Deiner Stunden! — Meine Augen irrten auf dem Blatte umher und erblickten am Rande desselben eine Ephemere, die zu sterben schien. Welch ein langes Leben ward mir zu Theil! sprach sie, ich habe den Aufgang der Sonne und ihren Untergang gesehen. Zwar weiß ich nicht: ob es Geschöpfe giebt, die eines längeren Daseyns genießen; aber ich bin glücklich gewesen und sterbe zufrieden mit meinem Loose! — Hier trat mein Schutzgeist auf mich hinzu: Kurzsichtiger Sterblicher! sprach er und der Blick seines Auges ward ernster; der Du das Leben nur nach Stunden zählst und die Tage nach ihrer Dauer missest, lerne hier die Thorheit Deiner Wünsche erkennen! Ein Jahrhundert in die Dauer einer Minute gepreßt, oder diese Minute zum Genuß eines Jahrtausends ausgesponnen, ist das nicht Eins vor einer Zukunft, deren Maaß die Ewigkeit ist? Wo die Thaten gerichtet und die Gedanken gewogen werden, da wird die Reihe der Jahre nicht gezählt und der Lauf der Tage nicht gemessen. Sey weise und zufrieden, so wirst Du glücklich seyn! — Die Gestalt des Engels zerfloß hier in einem milden Glanze; ein feuriger Strahl, gleich dem Leuchten des Blitzes, blendete meine Augen, ich erschrack und erwachte.“ — Der Greis tappte jetzt nach Theons Haupt und legte seine zitternden Hände auf die blonden Locken des Knaben. „Zufriedenheit, mein Sohn, ist das Glück des Lebens, Tugend und Frömmigkeit der Segen des Alters. Gott sey mit Dir, daß Du einst ein redlicher Bürger, ein treuer Hausvater werdest, so wirst Du, zu welcher Stunde es sey, Deine Laufbahn gern vollenden. Der hat lange gelebt, der wohl gelebt hat!“

Willibald.

## Der Krieg der Vorarlberger im Jahre 1809.

(Fortsetzung.)

Doch nicht als ephemere Erscheinung sollte der Krieg der Vorarlberger vorüber gehen; er sollte noch eine Seite gewinnen, die ihn ewig merkwürdig macht und welche jeden Unbefangenen mit Achtung für dieses Volk erfüllet.

Vom 24sten Mai an rückten Franzosen und Würtemberger in der Grenzstadt Bregenz ein. Besonders zahlreich war im Verhältniß ihrer ganzen Stärke die Kavallerie; diese wurde auf der Straße bis über Dornbirn und eben so zu beiden Seiten vorpoussirt. Einzelne Landesschützen des oberen Theiles — dessen Insurrektion zwar im Ganzen auch aus einander gegangen war, aus der sich aber noch einige Muthige vereint hielten — plänkelten noch immer. — In der Zwischenzeit aber erfuhr der Landesschützen-Hauptmann Nachbauer: daß Tyrol sich von Neuem in Masse erhoben, das zweite feindliche Heer vernichtet und seinen Boden zum zweiten Mal befreit habe. Augenblicklich bot er — im Verein mit seinen wackeren Genossen Riedmüller und Müller, von Bludenz — abermals die Freiwilligen auf, und vom Arlberge bis in die Gegend von Hohenems ergriff wieder Alles die Waffen. Bereits am 27sten Mai warf ein Trupp dieser Muthigen die in Dornbirn gelegenen Feinde hinaus, und obwohl der größte Theil der rückwärts gelegenen feindlichen Macht sich zu Hülfe vor bewegte, so vermochte doch die vereinte Kraft der Feinde nicht, die begeisterten wenigen Bauern zurück zu werfen, sondern ward vielmehr selbst zum Rückzug auf beinahe zwei Stunden Weges gezwungen. Dies machte die Schützen so verwegen, daß sich eine Compagnie bis in die rechte Flanke der Stadt Bregenz wagte. — Aber auch die Feinde bestimmte es. Schnell sollte die erstandene, aber noch nicht organisirte Insurrektion unterdrückt werden. Baiern und Würtemberger mit zwei Kanonen wurden zur Unterstützung herbei gerufen, und am 29sten Mai zum Angriff der in der Position bei Hohenems aufgestellten Bauern vorgerückt; zugleich aber ein Bataillon Baiern in deren linke Flanke beordert. Die Streitkraft des Feindes betrug 1800 Mann auserlesener Truppen, jene des Landvolkes belief sich in der Position höchstens auf 400 Mann, und gegen das Ende des schon entschiedenen Kampfes fanden sich hiezu 100 österreichische Soldaten mit einer Kanone; die Insurgenten der obersten Landestheile waren noch auf dem Anzuge in die Position und kamen nicht mehr zum Gefecht. Die Position begünstigte zwar die Angegriffenen, aber nur so lange, als sie im Zustande der Vertheidigung blieben; rückten sie vor, ergriffen sie die Offensive, so ward das Verhältniß umgekehrt und der zahlreichen feindlichen Kavallerie ein mächtiger Spielraum auf den freien Feldern gegeben. — Nachbauer, ein Landmann aus dem Dorfe Brederis, Müller und Riedmüller, Gastwirthe aus dem Städtchen Bludenz, waren die Führer. Nachbauer *) leitete das Ganze und insbesondere die Mitte, Riedmüller und Müller befehligten die Flügel. — Hitzig entwickelte der Feind den Angriff; doch ob er auch beinahe fünffach überlegen war und seine Kanonen ununterbrochen feuern

*) Wohl unter allen Führern war Nachbauer nicht nur der einsichtsvollste und muthigste, sondern auch der bescheidenste, und von reinem Eifer beseelteste. Im Jahr 1813 wurde er von Baiern als verdächtig, zu Gunsten Oesterreichs eine neue Insurrektion bilden zu wollen, nach Landshut in Haft gebracht; sein Körper unterlag, und er hat wahrhaft die Ehre verdient, mit allen, einem Staabs-Offizier zu erweisenden Ehrenbezeigungen zu Grabe gebracht zu werden. — Riedmüller steht an Muth und reinem Eifer nicht nach; aber dem bejahrten Manne fehlte die im Kriege so wichtige Schnelle. — Müller's größtes Verdienst besteht in der angebornen Kunst, die Menge zu haranguiren.

ließ — er brachte die tapferen Schützen nicht außer Fassung, und wie auch seine Kavallerie vorstürzte, nicht rückwärts, nur seitwärts zogen sich die kühnen Streiter. — Entscheidung hoffte nun der Feind von der Bewegung der baierschen Truppen in die rechte Flanke der Schützen; allein auch diese hatten das Entscheidende einer solchen Bewegung erkannt und deswegen eben auch einen Trupp über ihre rechte, in des Feindes linke Flanke geworfen. Dieser stieß auf das baiersche Bataillon, und, seine Ueberzahl nicht achtend, stürzte er auf dasselbe los, warf es und kämpfte so mit diesem im Rücken des Feindes. — Eben drang die feindliche Kavallerie wieder vor, eben avancirten seine Kanonen, als dieses Feuern in seinem Rücken den Feind stutzen machte. Blitzschnell benutzen dieses die Bauern, bestürmen nun die linke Flanke, ihr Rohr bringt Verderben in den Feind, er wendet sich — die Bauern stürmen ihm aus der Mitte nach und jagen ihn, obwohl sie sich in drei Kolonnen und auf drei Straßen vertheilten, in einem Laufe sieben Stunden — über des Landes Grenze hinaus. Ja, hätte Riedmüller, der die Kolonne des linken Flügels über Lustenau führte, sich nicht verweilt, so hätte er die Brücke bei Bregenz noch vor dem auf der Hauptstraße fliehenden Feinde erreicht, und Vorarlberg hätte nicht nur den Tag von Wiltau, sondern noch den schöneren erlebt, an dem 1800 Soldaten vor 400 Bauern das Gewehr streckten!

Doch wie rühmlich auch schon dieser Kranz war, noch ein anderer sollte der Sieger harren. — Schwer ist die an keinen Kriegs-Gehorsam gewöhnte, bewaffnete und siegestrunkene Menge zu beherrschen; schwer ist es selbst der zuchtgewohnte Krieger! — Um so schwerer mußte es aber hier werden, als die Führer nur ihres Gleichen waren, Bregenz in ihren Augen als unpatriotisch erschien, und baiersche, mitunter gehaßte Beamtete enthielt: dennoch geschah nicht die mindeste gewaltthätige Handlung, kein Eigenthum, keine Person wurde gefährdet; selbst die Gefangenen sind nicht nur auf eine geziemende, sondern selbst auf eine liebreiche Art behandelt worden.

Die inzwischen nachgezogenen Schützen, wie der Landsturm des oberen Landes, rückten nun ebenfalls an die Grenze und die Feinde zogen sich — mit Ausnahme von Lindau, wohin sich die Würtemberger geworfen hatten — gegen Leutkirch und Isny, mehrere Stunden über ihre Grenze zurück. Es fielen hiebei Plänkeleien vor, in denen der Feind stets den Kürzeren zog, und eine, in der Nacht vom 2ten auf den 3ten Juni, von 200 Würtembergern auf Hörbranz gemachte Patrouille wurde von 40 Bauern bis in das über eine Stunde entfernte Lindau gesprengt.

Die Führer benutzten diese Zeit, die Insurrektion im Umfange des ganzen Landes her zu stellen. Allein mancher Seits blieben die, selbst von Kanzeln herab gelesenen Proklamen wirkungslos; bedeutende Distrikte weigerten sich, ehe nicht eine hinlängliche österreichische Kriegsmacht einrückte, jedes Antheils, und schon gingen die Führer damit um, die Bewaffnung durch Execution mit Gewalt zu erzwingen, als ein glückliches Geschick einen Mann an die Spitze des Ganzen stellte, dessen Geist der Sache blitzschnell einen neuen Umschwung gab. Ehe ich jedoch auf diese Epoche übergehe, erlaube man mir eine Digression über die Lage und den Charakter Vorarlbergs.

Die Insurrektion Tyrols war bereits vor dem Ausbruch des Krieges in Wien, und insbesondere durch den Freiherrn von Hormayr, nicht nur verabredet, sondern auch förmlich organisirt. Als die Sturmglocke tönte, so stand nicht nur ein ganzes bewaffnetes Volk da, sondern auch seine authorisirten Führer, Repräsentanten eines angebeteten Prinzen. — Hormayr, selbst Sprosse eines alten berühmten Landesgeschlechts, gekannt und geliebt im Lande, Einer der erleuchtetsten Köpfe der österreichischen Monarchie, ein Heros an Muth und Vaterlandsliebe, stand mit dem ersten Donnerschlage schon als Commissair seines Kaisers — und der nur wohlverdient „Ritter ohne Furcht und Tadel" bezeichnete, dem Tyroler gut bekannte und von ihm heiß geliebte Chasteler, als Feldherr seines Kaisers — da. Keines von Allem war in Vorarlberg der Fall.

(Die Fortsetzung folgt.)

## Gedanken, Sentenzen und Meinungen.

So wie das Gold im Feuer sich bewährt, der Diamant am Diamante nur: so auch erprobt der Seelenadel sich im Kampf des Innern nur und aus sich selbst. Calderon.

Ohne Schulen werden die Menschen Bären und Wölfe. Luther.

Einen Gott erkennen, ist der Freude Anfang; einen Gott anbeten, ist der Freude Wachsthum; einen Gott lieben, ist der Freude völlige Reife. Young.

## Die Mutter und der Prediger.

Mutter.

Ich fühlte ganz in Freud' und Noth,
Als Mutter, seinen Werth;
Mein Sohn, mein Einziger, ist todt!
O Qual, die mich verzehrt!

Prediger.

Hat nicht, auf höheres Gebot,
Sich Abram groß bewährt,
Und seinen Sohn zu frühem Tod —

Mutter.

Bedenkt erst, eh' Ihr lehrt:
Von einer Mutter hätte Gott
Solch Opfer nie begehrt.

Haug.

## Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

**Hamburg.** (Schluß.) Ferner hätte ich gern den Herrn Rektor — wenn es mir so gut geworden wäre, ihn in Lübeck umher zu führen — in die Fredenhagensche Stube gebracht, wo er eines der mühsamsten Werke menschlicher Kunst und menschlicher Beharrlichkeit hätte sehen können, das in Hinsicht auf die Schönheit nur von dem berühmten Schleswigschen Altar übertroffen wird. Dieses Zimmer enthält nämlich eine große Menge aus Holz geschnitzter Figuren oder eigentlicher Basreliefs, die in der Zahl von mehr als 30,000 sich hier von einer Menschenhand geschnitzt befinden! Man erwarte aber ja nicht gemeine Holzschnitzerei, Kunst- und Schönheitssinn werden gleich sehr befriedigt und der Geist in Erstaunen gesetzt. Die Kleinheit und der Ausdruck in den Figuren und Gesichtern sind gleich bewunderungswürdig und die Mannigfaltigkeit der Gegenstände schützt gegen Ermüdung. Man findet hier Scenen aus der Mythologie neben andern aus der frühesten Geschichte des Menschengeschlechts; das alte und neue Testament mußten Stoff hergeben und Ovid sich mit Sophokles und dem Orpheus vereinen, um ihn mannigfaltiger zu machen. Jede Figur, oft unglaublich klein, ist rein geschnitzt und in allen Verhältnissen richtig behandelt; staunend stand ich besonders vor einer Platte, die das Gastmahl des Reichen und den Lazarus darstellt; der Ausdruck in den Gesichtern ist unglaublich charakteristisch. Aber wohin habe ich mich verirrt? Ich fange an, eigene Reisen zu unternehmen, statt den freundlichen Rektor zu begleiten. — Der Wagen ist bespannt, wir steigen zusammen ein und fahren nach — Mölln. Nun, man kennt dies Nestchen, so weit deutsche Zungen reichen, wenn auch nicht in der Wirklichkeit, doch durch die weltberühmte Schrift: „Till Eulenspiegel" genannt. Hier ruht er, dieser närrischste aller Weisen und vielleicht weiseste aller Narren; aber Herr Stille fand seinen Leichenstein, den Baum auf seinem Grabe, seinen Krug, seine Pfeife und sonstigen Erinnerungen nicht mehr; ich darf ihm aus voller Ueberzeugung sagen: daß er wenig daran verloren hat und daß man darum den Franzosen nicht just abhold zu seyn braucht, weil sie sich dieser Kunstschätze bemächtigten. Ich habe alle diese Herrlichkeiten als Kind oft in Händen gehabt, sie nach allen Seiten gedreht und gewendet, ohne jedoch irgend etwas daran zu entdecken, das sie vor gewöhnlichen Gegenständen der Art auszeichnete; auch konnte ich mich der Idee nicht entschlagen, daß sie gewiß schon oft von einem industriösen Küster erneut und ersetzt worden wären, der sich einen Peterspfennig durch das Vorzeigen derselben machte; der jetzige muß eine zu ehrliche Haut seyn, weil er diese Sachen hat fehlen lassen. — Ueber Lüneburg kehrt Herr Stille in sein Schulhaus zurück und zwar zu Fuß; denn am südlichsten Ende der Haide, nach dieser Stadt benannt, bricht ihm der Wagen, und da kein anderer zu haben ist, faßt er den heldenmüthigen Entschluß, den ihm eigentlich die Nothwendigkeit diktirt, „gleich dem ungerathenen Sohn, der sein Erbtheil durchgebracht" — wie er sich witzig genug ausdrückt — zurück zu kehren. Nur ungern nimmt man von einem so lieben Reisenden Abschied, der uns in einer so natürlich schönen und gefühlvollen Sprache unterhalten hat. Wahrlich, ein Buch der Art ist jetzt die höchste Seltenheit, so viel auch geschrieben wird, um Papier und Taschen zu füllen; möge es recht viele gemüthliche Leser finden und vielen guten Menschen, welche Gefühl für die Schönheiten und Erhabenheit der Natur haben, eine einsame Stunde angenehm ausfüllen. — Z —.

In einer Reisebeschreibung von Vernair berichtet derselbe über eine **griechische Heirath** Folgendes: Die Verlobte, ein hübsches 22jähriges Mädchen, mit allem Putz angethan, erwartete ihren Verlobten, während alle Landbewohner zu Flöten und Tambourins tanzten. Der Verlobte wurde aus einem benachbarten Dorfe erwartet und mehrere Posten waren aufgestellt, seine Ankunft zu verkünden. Zuerst kam ein Courier mit einem Brief für die Schöne (welche übrigens, wie auch ihr Bräutigam, weder lesen noch schreiben konnte); dem Ueberbringer ward dafür von der Braut ein ringförmiger Kuchen über sein Gewehr geworfen. Jetzt sah man ein Lauffeuer, als Zeichen der Ankunft des Bräutigams, und nachdem diese erfolgte, tanzte er bis zur festgesetzten Vermählungsstunde mit der Braut. Hierauf führte sie der Priester, in prachtvoll gestickter Kleidung und einem bis auf das Knie herab wallenden Bart, zum Altar, der mitten in der Kirche stand, und gab ihnen zwei Fackeln, welche sie während der Feierlichkeit halten mußten. Nach einer Rede weihte er zwei Ringe ein und steckte sie den Neuvermählten an den Finger. Darauf ertheilte er ihnen mehrere neue Lebensregeln, während welcher Zeit zwei besonders dazu beauftragte Personen unablässig die neuen Trauringe an den Fingern der Braut und des Bräutigams wechseln mußten. Eben so hatte man das Paar mit Kronen von geflochtenen Bändern gekrönt, welche auch beständig auf den Köpfen gewechselt wurden. Hierauf bedeckte man endlich Beide, als Zeichen der Reinheit, mit einem weißen Schleier und führte sie so drei Mal um den Altar; dicht hinter ihnen ging ein junger Knabe, welcher Beide bei dem Hinterblatt ihrer Kleidung fest hielt, welches bildlich ihr Verlangen ausdrücken sollte, eine Nachkommenschaft zu erhalten. Nun geschah die einweihende Besprengung durch den Priester und dann nahm die Braut Abschied von ihren Eltern, bestieg ihr Maulthier und ritt mit dem Bräutigam davon, bei Flöten- und Tambourin-Spiel und Abfeuerung der Gewehre. (Journ. d. Par.)

**Ein Bad im todten Meer.** Ein Herr Legh wollte einmal versuchen: welche Wirkung ein Bad im todten Meer hervorbringe, und badete sich mit mehreren Kameraden. Das Wasser hat eine solche Schwere, daß der Körper größtentheils daraus hervor ragte, und auffallend war es namentlich bei dem Tauchen, daß der menschliche Körper gleichsam seine ganze spezifische Schwere verloren hatte. Dagegen äußerte das Wasser auf die Haut eine unangenehme Wirkung. Mehrere Stellen fingen heftig an zu brennen; eine ölige Kruste blieb auf dem Körper sitzen, und konnte durch wiederholtes Waschen nur mühsam weg geschafft werden, worauf sich zum Theil die Haut des Körpers ablösete. (Journ. d. Par.)

Redacteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurersche Buchhandlung.




# Der Gesellschafter
oder
# Blätter für Geist und Herz.

1820. Sonnabend den 20. Mai. 82stes Blatt.


## Einiges über die Faröer Inseln.

Geschrieben im Jahre 1819 und aus dem Dänischen übersetzt. *)

Die Bewohner der Faröer Inseln haben, wie alle Völker, Eigenthümliches; besonders weichen ihre hochzeitlichen Gebräuche von denen anderer Gegenden ab und tragen noch das ursprüngliche Gepräge des Alterthums. — Wenn Fremde die Inseln besuchen, werden sie von den gastfreien Einwohnern zu den hochzeitlichen Versammlungen eingeladen. Dieses geschah auch mir, als ich im Jahre 1818, auf einer botanischen Reise, die Faröer Inseln besuchte. — Damals sollte in Elderig, einer Gemeinde an der Nordseite der Ost-Insel, wo in manchen Jahrzehenden kein Ausländer gesehen wird, eine Hochzeit gefeiert werden. An so abgesonderten Orten erhalten sich die Gebräuche der Vorzeit am reinsten; in Thorshafen und der umliegenden Gegend ist die ächt Faröesche Sitte nicht unverändert geblieben und nähert sich jetzt den Gebräuchen dänischer Städte. Ich ging, in der Gesellschaft des Predigers Homann und seines Gefolges, von Skaaleboтn aus durch ein sumpfiges, etwa eine Meile langes Thal nach Fundingsfiord, wo ein Boot auf uns wartete, um uns nach dem erwähnten Elderig zu bringen, das gegen Osten und Westen von hohen und steilen Felsen eingeschlossen ist, die ihre kegelförmigen Spitzen bis zu den Wolken erheben. Es war am ersten August, und doch lag noch an der Nordseite der Schnee des vorigen Jahres in hohen Haufen; auch thauete er in dem Jahre kaum hinweg, wie es in wärmeren Sommern, obwohl nur für eine kurze Zeit, geschieht; denn im September fällt er schon wieder. Diese Felsen haben eine dunkle Farbe; einige hervor ragende kahle Klippen bieten den umher irrenden Schaf-Heerden, die in solcher Höhe das Auge kaum noch unterscheidet, nur die nothdürftigste Nahrung. Die Landung bei dem Dorfe, wohin wir wollten, war höchst beschwerlich und die Brandung sehr stark, trotz stiller Witterung. Keiner von Allen, die in dem Boote waren, konnte über die schrägen Felsenstücke, welche das Ufer umringen, trocken an das Land kommen. Diese tobenden Brandungen haben die Anwohner daran gewöhnt, sehr laut zu sprechen, eigentlich zu schreien; und des Dorfes wichtigster Nahrungszweig, die Fischerei, kann nur an sehr ruhigen Tagen, deren es wenige giebt, getrieben werden. Das Gras wächst hoch und nährend auf den gelockerten und eingehegten Erdflecken an den jähen Felswänden empor und giebt Winterfutter für die Kühe; aber auf den Kornbau kann hier nicht mit Sicherheit gerechnet werden.

Die Dorfschaft enthält zwei Bauerhöfe und einige kleinere Wohnungen: die Hochzeit war auf einem der Höfe. — Bei unserer Ankunft ward Jeder von uns mit dem Gruße: „Willkommen, Du Gesegneter!" empfangen. Der Ausdruck „gesegnet" wird so häufig in Gesprächen gebraucht, daß er nur als eine Redensart ohne besondere Bedeutung zu betrachten ist und die Einwohner richten ihn auch als Liebkosung an ihre Thiere.

*) Herr H. C. Lyngbye, Prediger zu Aarhuus in Jütland, der im Jahr 1818 eine Reise nach den Faröer Inseln machte, ist Verfasser dieser Bemerkungen. D. E.

Ein Prediger und andere Vornehme erhalten den Höflichkeits-Titel: Er selbst. Eingeborene Bewohner grüßen einander durch Küsse, welche die Bejahrten mit vielem Nachdruck geben. — Es hatte sich schon ein Theil der Gäste versammelt, welcher die Feierlichkeit des folgenden Tages mit dem gewöhnlichen Faröeschen Tanze begann; solcher Abend wird der Hochzeits-Abend genannt. — Die Einwohner von Elderig gehören zu Andafiord, wo die gemeinschaftliche Kirche ist; da der Weg dahin über die Felsen beschwerlich, oft gefahrvoll ist, so macht man diese Reise gewöhnlich in einem Boote. — Am nächsten Morgen stieg das Brautpaar und dessen Gefolge in zwei große Böte, welche, weil sie für acht Menschen Raum haben, Achtmannsfahrer genannt werden. Die Männer trugen auffallende, zum hochzeitlichen Putze gehörende Hüte von schwarzem Zeug, mit Spitzen eingefaßt und mit vorn und hinten eine halbe Elle hoch empor ragenden Spitzen, einem Boote mit aufstehendem Vorder- und Hintertheil ähnlich. — Der Himmel war ungewöhnlich klar und kein Nebel umzog die Felsen oder ihre Gipfel; die schöne und freie Aussicht machte unsre Wasserfahrt sehr angenehm. Mit stillem Erstaunen erblickt man die Größe und Erhabenheit der Faröeschen Gestade. Ungeheure Steinmassen, von Jahrtausenden aufgeschichtet, erstrecken sich eine Meile weit schroff in das Meer, dessen Wogen so furchtbar an sie schlagen, daß man den Schimmer ihres Schaumes mehrere Meilen weit sieht, ohne ihr Getöse zu hören. Bald parallel, bald horizontal laufende, jetzt helle, dann dunkle Schichten schmücken diese steilen Wände; in der Entfernung gleichen sie Streifen, obwohl sie mehrere Klafter breit sind. — Von dem obersten Rande dieser Felsenmauern lassen an einem, mehrere hundert Klafter langen Tau die verwegenen Vogelfänger sich hinab senken, bis sie eine kleine Vorragung finden, von welcher sie mit unsicherem Tritte weiter klettern; da treffen sie Nester und junge Brut der Meeres-Vögel, mit dieser Beute werden sie zurück gezogen; dem unten stehenden Zuschauer erscheint der Vogelfänger wie ein fast unsichtbarer Punkt. — Hier hängen Klippen über das Meer hinaus, seit menschlichem Gedenken den Hinabsturz drohend; dort werden die äußersten Niederhänge von starken Säulen getragen und bilden Durchgänge und Thore über das Meer hin; dann wieder öffnet sich in der Klippenwand eine Spalte wie ein Eingang zur Unterwelt; oftmals sind mehrere Spaltungen neben einander tief in die Klippe hinein, deren Inneres die Wohnungen des Kupfers ist; dort zeigen sich schöne, regelmäßig gekantete Basalt-Pfeiler von Ellen-Dicke in dichten Gruppen: an der Felsenseite den Röhren eines Orgelwerkes, an dem Ufer den Pallisaden gleich; dort erhebt sich über eine niedrigere Insel eine andere höhere, mit scharfen unersteiglichen Spitzen, wie die Thürme eines gothischen Gebäudes; hier stürzen prächtige Wasserfälle mit mehreren Absätzen von der steilen Seite des Felsens nieder; hinter ihnen ist die Klippenwand ausgehöhlt und man kann zwischen ihr und der großen nieder stürzenden Wassermasse hindurch gehen. Bald öffnet sich eine Höhle — welche durch die ganze Steinmasse einer Insel bis an das Wasser reicht — von solcher Weite: daß, bei stiller Luft, ein Boot darinnen gerudert werden und man unter der Insel umher schiffen kann; bald steigt aus einem Sprudelloch der Klippe das Wasser mehrere Klafter mit Gebrause in die Höhe. So viele wundervoll-erhabene Ansichten und Erscheinungen zeigen die Faröeschen Gestade, welche in der Entfernung das ungewohnte Auge oft durch Größe und Höhe täuschen und, mehrere Meilen davon liegend, doch nahe scheinen. — Unsere Ueberfahrt nach der Insel war ruhig und nach einer halben Stunde waren wir in der Kirche zu Andafiord, wo die Trauung geschehen sollte.

(Die Fortsetzung folgt.)

## Der Krieg der Vorarlberger im Jahre 1809.

(Fortsetzung.)

Tyrols Lage ist die einer Festung. Vorarlberg hat zwar gegen Lindau den herrlichen Klauspaß, aber nirgends tyrolische Thermopylen; selbst sein Klauspaß ist nur so lange haltbar, als man im Stande ist, mit Kanonen feindlichen Schiffen das Nahen zur See zu wehren. Aber diese Kanonen hatte der Vorarlberger nicht! An Liebe, an Sehnsucht um Habsburg stand der Vorarlberger dem Tyroler nie nach, und an kriegerischer Bravour wird er ihn wohl übertreffen. — Auch ihm waren heilige, ererbte, garantirte und sogar noch ausgedehntere Rechte her zu stellen; auch er lag schwer gedrückt unter unklug und vorschnell betriebener Neuerung. Allein nicht mehr gilt von ihm wie vom Tyroler:

„Aus all den fremden Stämmen, die seitdem
In Mitte ihres Lands sich angesiedelt,
Finden die Schwytzer Männer sich heraus,
Es giebt das Herz, das Blut sich zu erkennen!“

Bedeutend charakteristisch ist der obere Theil des Landes von dem unteren, bedeutend in ersterem der Montafoner und in letzterem der Wälder von seinen übrigen Landes-Genossen unterschieden. Schon die Natur hat den Gemeinsinn, den mächtigen Hebel des tyrolischen Kampfes, allzu sehr gefährdet, als daß er in zweifelhafter Lage sich frei, von innen, anders als durch äußere, oder wenn auch innen entstandene, doch nur von Einzelnen ausgegangene Impulse entwickeln könnte. — Vorarlberg ist sehr naturarm. Hunderte ziehen während des Sommers sogar bis in das tiefe Frankreich, sich Nahrung für den Winter zu verdienen. Zarte Kinder werden jährlich zu Hunderten von Baiern und

Schwaben als Hirten gedungen. — Ein bedeutender Theil des Landes lebt von der Schweiz. Das ganze Land steht sowohl in Hinsicht des Bedürfnisses als seines Absatzes mit Tyrol außer aller, mit dem angrenzenden Auslande aber in höchst abhängiger Verbindung. Nothwendig muß sich also der Begriff des Wortes: „Vaterland" in dem Vorarlberger sehr universaliren, und eigentlich mehr oder weniger in das „Ubi bene, ibi patria" auflösen. — An Glaubensgeist wird der Tyroler auch dem Spanier nicht weichen. Aber bloße Ceremonie ist dieser Glaube nicht; sein einfaches, ehrliches Herz verbürgt bei ihm Religiosität, diese ist ihm tief im Inneren geboren, und durch eingesogene, durch kein Außenverhältniß erschütterte, also fest gewordene Glaubens-Meinungen nur erstarkt. — Hierin lag ein zweiter, äußerst mächtiger Hebel der tyrolischen Insurrektion; der Tyroler kämpft für seinen Gott, er glaubte mit Sicherheit: ihn führe, wenn nicht unmittelbar, doch sicher mittelbar durch seine Engel und Heiligen, der Herr des Alls selbst. — Die Lukas-Zettel, welche Hormayr im Gefecht unter sie austheilen ließ, damit sie, wenn sie das ächte Vertrauen hegten, stich-, hieb- und kugelfest würden, thaten Wunder. Der größte Theil der Vorarlberger hätte hierüber gelacht; was seinem Gemeinsinn schadet, lockert auch seinen Glauben: er geht zu viel und zu früh mit Fremden um, um in einem oder dem andern noch rein national seyn zu können. — Schwer vertraut der Tyroler; aber wenn er vertraut, fest. Im Tyroler ist ihm der Mann seines Vertrauens bald und sicher gegeben, und es ist ein höchst kluger, großer und adelnder Zug im Leben des Baron Hormayr: daß er den Sandwirth Andreas Hofer als König des Tages vorführte. Manch Anderer würde sich schwerlich den Triumph versagt haben: selbst zu glänzen; Er ist groß genug gewesen: wahren Glanz einer blendenden Lage vor zu ziehen. — Der Vorarlberger dagegen vertraut nie oder blind. Blind dem, der zu imponiren weiß, nie dem, der diese Kunst nicht versteht; darum dauert auch sein Vertrauen niemals länger, als der Glühpunkt von seinem Enthusiasmus, und scheitert jedes Mal, sobald sein Glück scheitert. Oft bedarf es selbst zum Sturze seines Günstlings nur den Ruf über Verrath, wenn die Sache nicht sogleich blendenden Erfolg hat, um über den Götzen des Tages den so gewöhnlichen Spruch zu hören: „Er ist bestochen, er ist ein Verräther, man muß ihn todt schießen!" — Sollte daher die neue Epoche der Insurrektion wichtigere Resultate herbei führen, sollte sie Bestand haben und sich nicht in Wuth gegen sich selbst auflösen, so mußte ein Mann an die Spitze kommen, der alle jene ungemeinen Eigenschaften besaß, die erfordert werden: einen Sinn, ein Volk, ein kriegendes Volk — und alle die ihm hiezu mangelnden Mittel zu schaffen. Dieser Mann fand sich in dem Advokaten Dr. Anton Schneider, *) und es war für den tiefblickenden Mann schon der Zug Schneider's eine beruhigende Bürgschaft: daß er die Ernennung zum Landes-Commissair durch Einzelne unter der Bemerkung abschlug: er könne und dürfe eine Würde nicht annehmen, deren Verleihung nur gesetzlich den gesammten Ständen zustehe. — Diese erwählten ihn nun einstimmend am 19ten Mai; da aber indessen die Insurrektion scheiterte, so konnte er erst am 2ten Juni, dem Wiedergeburts-Tage der Insurrektion, seine Stelle antreten. Die k. k. Intendantschaft in Tyrol ernannte ihn auch gleichzeitig zum k. k. General-Commissair und Militair-Commandanten von Vorarlberg.

(Die Fortsetzung folgt.)

*) Franz Anton Schneider wurde zu Trogen (Landgericht Weiler in Vorarlberg) am 13ten Oktober 1777 geboren. Der Vater, ein Chirurgus, war arm, und nur der Fleiß der Mutter, welche einen Handel trieb, machte die ordentliche Ernährung der zahlreichen Familie möglich. Franz Anton wurde zum geistlichen Stande bestimmt, und daher im Jahr 1789 auf das Gymnasium der für mittellose Studirende so wohlthätigen Stadt Feldkirch und im Jahr 1795 weiter auf die hohe Schule zu Insbruck in Tyrol gegeben. Hier betrat er, gegen den Willen der Eltern, die juridische Laufbahn und erhielt — wegen ausgezeichneter Fähigkeiten und wegen Bravheit als Freiwilliger und Offizier unter den Vaterlands-Vertheidigern der Jahre 1799 und 1800 sowohl, als weil die juridische Fakultät dadurch den Vorarlbergern ihre Dankbarkeit für die heldenmüthige Vertheidigung des Landes (selbst Massena mußte sie vor Feldkirch zu Ostern 1799 bitter fühlen) bezeigen wollte — am 3ten März 1802 taxfrei die Doktor-Würde. Er widmete sich nun der Advocatie, und fand sowohl im Lande als in der benachbarten Schweiz reichlichen Erwerb und einen, jenen aller andern Advokaten weit übersteigenden Ruf. Im Kriege 1805 wurde er zum Hauptmann für die Schützen-Compagnie Hofsteig, bei Uebergabe des Landes an Baiern zum Hofgerichts-Advokaten und im Jahr 1807 zum Landes-Deputirten an den König von Baiern ernannt. Seine freimüthige Sprache als Deputirter machte vieles Aufsehen und mag wohl Mitursache gewesen seyn, daß er auf einer Reise durch Ulm verhaftet, und der Unruhen, die in Krummbach (Landgericht Bezau) über die Conscription ausbrachen, als mitschuldig angegeben wurde; Freiheit und Schaden-Ersatz war das Resultat der über ihn verhängten Untersuchung. Im Jahr 1809 war er Civil- und Militair-Chef der vorarlbergischen Insurrektion. Nach 147-tägiger Gefangenschaft und durch hohes Glück dem Blutgericht entgangen, wurde er im Jahr 1810 österreichisch-kaiserlicher Appellations-Rath; im Jahr 1813 aber in Wien — wahrscheinlich aus gleichen Gründen wie Nachbauer — mit Andern verhaftet, und endlich nach glücklich entschiedenem Volks-Kampfe im Jahr 1814 wieder frei. Er lebt jetzt, mit dem Range und Gehalt eines k. k. Appellations-Rathes, im Privatstande zu Bregenz in Vorarlberg, vom ganzen Lande und dem benachbarten Würtemberg, Baiern und der Schweiz hoch geehrt.

## Grabschrift des Satyrikers Regnier.

(Nach dem Französischen.)

Vom Grübeln frei, befolgt ich nur
Gesetze gütiger Natur;
Ich nahm, was mir das Leben bot,
Und wundre mich: warum der Tod
Mich werth hielt, daß er meiner achte,
Da ich doch niemals sein gedachte. F. W. Gubitz.

## Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

**Halle.** Der humoristische Verfasser der „Hammelburger Reisen" erzählt: daß er hier in Halle im „goldenen Löwen" auf seiner Durchreise nicht Platz habe finden können, da Alles von den hierher verschriebenen Mitarbeitern zur „Encyclopädie" von Ersch und Gruber besetzt gewesen sey; ich fand aber doch im „Kronprinzen" ein recht behagliches vorläufiges Unterkommen, als ich einmal wieder hier abstieg. — Die Universität blüht lustig fort, und es wird von oben her fortdauernd für sie gethan, was bei der Sorge für die vielen Bildungs-Anstalten unserer Monarchie möglich bleibt. Besonders reich ist sie auch jetzt, wie bisher immer, von jungen Theologen besucht, und diese Fakultät wird sich im vollsten Glanz erhalten, so lange ein Knapp, Niemeyer, Schütz, Gesenius (der eben eine philologische Reise nach Paris antritt) die Lehrstühle derselben zieren. — Auch jetzt noch hörte ich die Klagen der Einwohner: daß die Summe der hiesigen Studirenden, oder um mich kräftiger und moderner aus zu drücken „die Burschenschaft", die übrigens in re nicht existirt, arm sey, was eben meist in der Menge der Theologen seinen Grund hat, die zum großen Theil Söhne armer Landprediger sind, von denen irgendwo gesagt ist: daß sie nichts als Söhne und Bücher zu hinterlaßen pflegten, und welche freilich den Beutel der Einwohner nicht bedeutend füllen konnen. Die juristischen und philosophischen Fakultäten zählen wackere Namen. Schmelzer, Pfotenhauer (von der, jetzt mit Halle vereinigten Wittenberger Universität hierher versetzt), Schilling (jüngst von Leipzig berufen), Gruber, Maaß, Gerlach, Schütz u. A. wirken mit treflichen geistigen Mitteln in ihrem Kreise. Von den Medizinern ist kürzlich Naße nach Bonn gerufen worden: es bleibt aber in dieser Fakultät eine Anzahl wackerer, durch Schrift und That ausgezeichneter Männer: Sprengel, Mekel, Schweiger, Krukenberg, Weinhold, Dzondi sind auch im Auslande berühmt und geehrt. — Die widrigen Zwistigkeiten, von denen wir früher und auswärts die unangenehme Kunde erhielten, fand ich noch immer nicht beigelegt, was wohl auch nach Streitschriften, (?) wie die bekannt gewordenen sind, nicht anders möglich ist. Unsere polemische Literatur hat in den letzten fünf, sechs Jahren einen Charakter angenommen, der, wie er jeden rechtlichen Mann empört, besonders den Gelehrten und Literaten tief erbittern muß und überall erbittert hat, wo im nahen Bereich solche Helden hervor gingen. Hier ist nicht mehr von abgeschossenen treffenden Pfeilen, hier ist von geworfenem Koth die Rede, und Jena, Weißenfels, Leipzig und Halle glänzen besonders als Lichtpunkte dieser verachtungswerthen Polemik. — Der Geist der hiesigen Studenten, welcher auf jeder deutschen Universität, so viel derselben Schreiber dieses ex officio kennen gelernt, etwas Individuelles und Bleibendes hat, trägt auch jetzt noch bei uns dieselbe Farbe (mit einigen Variationen) als vor zehn Jahren. Der „Hallische Bursch" zeichnete sich von jeher durch Fleiß von der einen, wie durch roh-derbes Betragen von der andern Seite aus; letzteres ist freilich bedeutend verschwunden, und die, in wildem Baß brüllenden Horden, klirrende Pfundsporen und mächtige Stiefeln sind jetzt viel seltenere Erscheinungen als damals. Dafür hat, wie mir aus vielfältigen treuen Berichten und jüngst auch, durch Zufall, aus eigener Anschauung bekannt wurde, ein fressendes Uebel etwas ein zu reißen angefangen, ich meine das furchtbare — Spiel, auf welches jedoch die Behörden auch ihre besondere Aufmerksamkeit gerichtet haben, das aber trotz ihrer im Geheimen fortwuchert. Mag immerhin mich ein kleiner Theil meiner Leser hier als Ankläger ansehen; gelänge es mir, durch meine Angabe die Gesetze noch mehr zu schärfen und auch nur **einen** jungen Mann vor dieser, Geist, Körper, Beutel und Zeit gleich gefährlichen Pest zu erretten, so wäre dies das schönste Honorar, das mir je ward und werden möchte. Von strafwürdigen, die allgemeine Ordnung störenden Gesinnungen hat sich übrigens die ganze hiesige Universität durchaus frei zu erhalten gewußt, und der durch die neue Aenderung der Dinge eingesetzte Curator derselben, Herr von Witzleben, hat in dieser Hinsicht eben so wenig gegen die Untergebenen Strenge an zu wenden Ursach, als sie Ursach haben, mit ihm unzufrieden zu seyn. — Die hier entstehende „Encyclopädie" von Ersch und Gruber schreitet rüstig vorwärts; der vierte Band von Alp — Appel ist unlängst erschienen. Sie wißen, daß der Zuschnitt des Ganzen etwas kolossalisch angelegt ist und daß die Beendigung des Werkes nicht so bald zu erwarten seyn dürfte. Ich weiß jedoch, daß täglich neues Manuscript bei der Redaktion eingeht und daß Alles mit der größtmöglichsten Beschleunigung betrieben wird. Auf jeden Fall wird hier unser Sprüchwort: „Was lange wird, wird gut!" auf seltene Art ihre Anwendung finden, indem diese „Encyclopädie" als bedeutsames Zeit-Denkmal des eisernen deutschen Fleißes und deutscher Gründlichkeit in den Annalen unserer Literatur glänzen wird. — Unsere „Literatur-Zeitung" geht ihren alten soliden Gang, wenn gleich einige Schwächen fast aller unserer Rezensir-Institute auch an ihr zu Tage liegen. Ein besonderer Uebelstand ist überall das unverhältnißmäßige Interesse an der Theologie, was zum Theil im Geiste der Literatur, zum Theil aber wohl auch in lokalen Verhältnißen seinen Grund hat; selbst unpartheiischen Theologen ist dies auffallend, da bei einer **allgemeinen** Literatur-Zeitung jede Vorliebe für ein gelehrtes Fach zur Einseitigkeit führt. Hoffentlich werden die vielen kleinen Schriften, welche meist unnützes Geschwätz als theologische Untersuchungen debitiren, bald keine Verleger mehr finden, und demnach jede kritische Anstalt minder damit belästigt seyn. — Man ist auch hier neugierig: was das durch des unermüdlichen Herrn Brockhaus in Leipzig neu organisirte „Literarische Wochenblatt" leisten wird; wie man sagt, soll es den berühmten Grimmschen „Feuilles litéraires" ähnlich gestaltet werden. — Für diesen Sommer hat sich bereits die Waltherſche Schauspieler-Gesellschaft wieder hier eingefunden und schon im Reilschen Theater mehrere gelungene Vorstellungen gegeben. Referent kann mit bestem Gewissen in das Lob einstimmen, welches dieser wackeren Gesellschaft vor einem Jahre von Halle und Altenburg aus in der „Eleganten" und „Abend-Zeitung" zugetheilt wurde. Er erinnert sich nicht, ein reisendes Theater gesehen zu haben, das mit den natürlich geringen Mitteln so Gelungenes leistete. **B4.**

Redakteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurerſche Buchhandlung.




# Der Gesellschafter
oder
# Blätter für Geist und Herz.

1820. Montag den 22. Mai. 83stes Blatt.


## Der Krieg der Vorarlberger im Jahre 1809.

(Fortsetzung.)

Sollte sich ein Sinn, ein Volk gestalten, so war dieses bei so heterogenen Gemüthern nur durch ein Gesetz möglich. Schneider, diese Wahrheit tief fühlend, rief daher sogleich auf den 5ten Juni einen allgemeinen Landtag zusammen, welcher die Landes-Vertheidigung zu Gunsten Oesterreichs gesetzlich dekretirte, ein Miliz-Reglement gab, die Mannschaft in Bataillone und Compagnien ordnete und ihre Offiziere ernannte. Ueber den Landsturm erging ein weiteres Dekret. — So ward nun in zwei Tagen der schon begonnenen Anarchie gesteuert und aus den Partheien eines Landes war ein Volk und eine Kriegsverfassung hervor gegangen. Unendlich wichtig war diese Schöpfung noch aus dem Mitgrunde, weil selbst unter den Führern Rivalität ausgebrochen, überhaupt aber Niemand gesonnen war, seines Gleichen zu gehorchen. — Mit dem Gesetz erstanden die Vollstrecker, und erst jetzt stand Vorarlberg furchtbar da. Aber noch immer blieb es eine äußerst schwierige Aufgabe, die Gesetze an Einzelnen über solche Vergehungen zu vollziehen, welche die Menge gewöhnlich nicht für strafbar, vielmehr für kriegsgebräuchlich und kriegserlaubt hält. Auch diese Aufgabe löste Schneider in Mitte des angehäuften Landsturmes. — Ein Schütze machte dem Quartierträger Drohungen. Schneider untersuchte streng und fand die Forderungen des Schützen muthwillig; nicht so die Menge. Jetzt aber tritt Schneider kühn unter sie, läßt in ihrem Kreise den Strafbaren züchtigen und, als unwerth des Namens „Vertheidiger des Vaterlandes", nach Hause jagen. So imponirte er Allen, und auch für Handhabung des Gehorsams war Bahn gebrochen. — Es fehlte aber auch an dem Nöthigsten zum Kriege — an Pulver. Im Landgericht Bregenz, an der Grenze Vorarlbergs, lag die einzige Pulvermühle. Diese setzte Schneider in Bewegung, indem er ihr den mangelnden Schwefel aus der Schweiz ein zu schwärzen wußte, und gewann so täglich zwei Zentner Pulver: da er durch kluge Positionsnahme immer glücklich die vielen Versuche des Feindes vereitelt hatte, sich dieser Mühle zu bemächtigen.

Es fehlte an Kanonen. Schneider ließ, mit Hülfe eines der Kriegsgefangenschaft entronnenen Artilleristen, in Feldkirch eine Kanone und eine Haubitze gießen, und in Bregenz schnell die Lavettirung herstellen. So aber hatte das Land immer nur erst zwei Kanonen (eine kam mit der Compagnie Lusignan in das Land) und eine Haubitze; eine allzu kleine Zahl für den dringenden Bedarf zur Vertheidigung eines von der See- und Land-Seite her offenen Landes. General-Commissair Schneider requirirte daher die, im Fürstlich Lichtensteinschen Schlosse Baduz befindliche Kanone und eiserne Feldschlange; ließ, gedeckt durch kluge Demonstrationen, am 29sten Juni von der Seeseite her Konstanz überrumpeln und die da vorhandenen sechs Kanonen nehmen. Bei dieser Gelegenheit wurden auch 38 Gefangene gemacht. Alle diese Kanonen mußten jedoch gebohrt werden. So aber kam binnen weniger als vier

Wochen der Geschützstand der Insurgenten auf eine eiserne Feldschlange, eine Haubitze und acht Kanonen; wahrlich ein Riesenwerk in einem Lande, wo man erst auffinden mußte: auf welche Art Geschütz gegossen und gebohrt werden konnte! — Eben so thätig ging es mit der Erzeugung der Munition.

Noch aber fehlte es an Kavallerie. Auf Errichtung einer beträchtlichen Anzahl ließ sich wohl nicht denken; doch desto näher mußte es dem General-Commissair am Herzen liegen, wenigstens für den Ordonnanzen- und Patrouillen-Dienst Kavallerie zu schaffen. Bald geschah dieses; durch Streifzüge in das feindliche Gebiet wurden die Pferde errungen, die Reiter lieferte die Selbst-Ranzionirung der kriegsgefangenen Oesterreicher und den Rest das Land; die geschaffene Kavallerie bestand aus mehr als 60 Reitern. — Auch den Tyrolern that für Erschaffung der Kavallerie Vorarlberg wichtige Dienste, indem es ihnen eine beträchtliche Anzahl aus dem feindlichen Gebiete genommener Pferde zusandte. Auf diese Art war nun eine Macht vorhanden, welche es sogar wagen durfte, den sich inzwischen zahlreich gesammelten Feind außer ihren Grenzen auf zu suchen und zu schlagen.

Mit Uebergehung kleinerer will ich nun folgender Gefechte erwähnen. — Am 13ten Juni griffen 1200 Franzosen und Würtemberger mit beträchtlicher Kavallerie bei Ober- und Unter-Hofsteig die Schützen an, und diese, nicht 400 Mann stark, wichen, Schritt für Schritt kämpfend, um nicht überflügelt zu werden, zurück; dadurch aber kam die würtembergische Infanterie in eine äußerst vortheilhafte Position. Kaum jedoch stieg durch nachrückende Mannschaft der Compagnie von Lusignan und Landesschützen die Streiterzahl bis 800, so stürmten sie auf den Feind, warfen ihn stürmend aus seiner vortheilhaften Position und bis in die Thore von Lindau zurück. Wie sich die Schützen, welche Nachbauer und Ellenson befehligten, an diesem Tage mit Ruhm bedeckten, so errang sich auch die Mannschaft von Lusignan, unter ihrem tapfern Oberst-Lieutenant Baron Hagen, eine gleiche Ehre. Bei diesem Gefecht wurde der Schützen-Hauptmann Häusler von Feldkirch mit 20 Mann von einem zahlreichen Feinde umringt; er rief um Pardon, dieser wurde verweigert, und Häusler schlug sich mit den Seinigen bei geringem Verlust durch. — Eben so wurde dem, von sechs Mann umgebenen Feldkircher Schützen Dantler, obwohl er den Stutzer zur Erde gelegt hatte, der Pardon verweigert; verzweifelnd griff er nun wieder zum Gewehr, schoß Einen der Feinde nieder und schlug sich durch. — Der in seiner Flucht erbitterte Feind zündete auch in elender Rachgier ein Bauerhaus an; natürlich wollten die Schützen vor Lindau Repressalien brauchen, und nur mit Mühe gelang es den edeldenkenden Führern, sie von so niedriger Rache ab zu halten. — Veranlaßt von diesen Ereignissen machte der General-Commissair Schneider den feindlichen Behörden eine Vorstellung, worin er sagte: daß, im Fall der Nichtabhülfe, er außer Stand wäre, seine Landestruppen ab zu halten, wenn auch sie brennen, auch sie keinen Pardon geben wollten. Es wurde feindlicher Seits nicht nur dem Verlangen entsprochen, sondern auch mit Dank die Menschlichkeit des General-Commissairs erkannt.

Für den 22sten Juni hatte der General-Commissair einen Angriff auf allen Punkten bestimmt. Der Feind zog sich aber, ohne sich ein zu lassen, überall zurück, und nur die Schützen unter Major Rübler, welche aus Mißverständniß zu früh los brachen, erlitten bei Kempten einigen Verlust. Der Feind war auf der Angriffslinie gegen 6000 Mann stark.

Im Schlosse Wolfegg lagen Würtemberger, gegen 300 Mann Infanterie und etwa 120 Mann Kavallerie. Besonders um für seine Kavallerie Pferde zu erhalten, wollte Schneider das Schloß um Mitternacht überrumpeln. Dieses Geschäft hatte er dem Major Riedmüller am 6ten Juli übertragen, indeß er selbst manövrirte, um dem Feind seine Absicht zu verbergen; leider verlor Riedmüller in der dunkeln Nacht mehrere Stunden Zeit, der Feind gewahrte den Angriff und der Fang entging in so weit, daß sich die Ueberrumpelung in ein dreistündiges Gefecht umwandelte, welches mit der Eroberung des Schlosses und der Flucht der Feinde endete; es wurden nun, statt der ganzen Truppe, nur Einzelne gefangen. (Der Schluß folgt.)

## Einiges über die Faröer Inseln.

(Fortsetzung.)

Während die Braut mit ihrem Hochzeits-Gewande bekleidet ward, besahen wir die Faltensteine: zwei Klippenstücke, die in der Nähe der Wohnungen einige Ellen vom Ufer liegen und immerwährend schwanken; doch ist die Bewegung des einen fast unmerklich. Sie sind etwa fünf Klafter breit und lang und ungefähr drei Klafter über und sieben Klafter unter der Wasserfläche. Gewiß ist die Brandung oder das Anschlagen der Wogen die Ursache dieser Bewegung; aber der Zustand dieser Klippenstücke unter dem Wasser und wie sie solcher Einwirkung nachgeben können, ist noch nicht genau untersucht. Die Einwohner verbreiten die Sage: daß in der Vorzeit zwei türkische Schiffe bei Andafiord einliefen, um zu plündern, aber durch der gottesfürchtigen Einwohner Gebete so verwandelt wurden. — Die Braut war bei unserer Zurückkunft angekleidet. Sie trug ein blaues Kleid mit kurzer Taille, nach unten in viele Falten gelegt; die Aermel reichten an das Handgelenk und hatten Flügel-Aufschläge. Vor denselben hingen zwei breite viereckige Silberplatten, welche in Abständen von der

Breite eines Daumens durch Stifte an einander befestigt waren, behängt mit vielen kleinen silbernen Ringen, die bei jeder Bewegung so rasselten, daß man die Braut schon von weitem hören konnte. Sie hatte einen Gürtel mit Flügeln um den Leib, der mit vergoldeten silbernen Kronen, wie mit großen Knöpfen besetzt war. Ihr Haar war geflochten, um den Kopf wand sich ein künstlicher mit Band verzierter Kranz; längst dem Rücken hingen zwei seidene Bänder, welche die hinter ihr stehende Brautführerin während der Trauung in Ordnung erhielt. An den Füßen trug sie die gewöhnlichen Faröeschen Schuhe von gegerbtem gelben Lammsfell, die schnell verfertigt werden können, indem ein Stück Leder vorne und hinten zusammen genäht und mit weißen oder rothen wollenen Stricken, die man einige Mal über die Knöchel wickelt, an den Fuß befestigt wird. — Wir gingen nun nach der Kirche; zuerst das Brautpaar, dann deren Anverwandte, darauf alle Uebrigen, paarweise, zusammen etwa vier und zwanzig; die Männer an der rechten Seite. Die Kirche ist, wie dort alle Kirchen sind, mit Ausnahme der in Thorshafen, klein und niedrig, und faßt kaum hundert Menschen; sie ist von Holz und das Dach, wie alle dortigen Wohnungen, mit Rasen belegt; die Wände sind, zum Schutz gegen Sturm und Hagel, mit einer Steinmauer umgeben. Dieser Vorsicht ungeachtet hatte doch, im Dezember 1815, ein Sturm, der mit schrecklicher Heftigkeit diese Inseln heimsucht, die Kirche zu Qualböl auf Suderö mit ihrem schweren Dach und ihren Steinmauern eine Elle weit von ihrem Platz verschoben. Die Kanzel ist gewöhnlich an der Nordseite, um eine oder zwei Stufen höher als die Sitze der Frauen. Ein alter Prediger, der auf diese Weise fast zwischen seiner Gemeinde blieb, soll bald den zunächst sitzenden Faröeschen Damen eine Prise Taback angeboten, bald von ihnen erhalten haben. — Das Brautpaar ward, nach einer zweckmäßigen Rede des Predigers, getraut, fast nach dänischen Gebräuchen. Der Gesang war zu schnell, er erhob nicht das Gefühl; Einer strebte den Andern zu überschreien, es waren Mißtöne. Einige Stimmen versuchten am Ende einer Strophe die höhere Oktave an zu geben, die ganze Melodie blieb aber verfehlt; auch die Lieder selbst sind ohne Gehalt. — Ein neueres Gesangbuch, welches vor Kurzem eingeführt werden sollte, fand keinen Beifall, und für Aufklärung ist überhaupt noch nicht viel geschehen. Es giebt nur in Thorshafen eine Schule und außer dieser ist noch eine sogenannte Umgangs-Schule in Suderö. Die Eltern, besonders die Mütter, geben ihren Kindern häuslichen Unterricht; sie wissen die alten Gesang- und Lehrbücher und die Evangelien auswendig und können ohne Unterbrechung ihrer häuslichen Geschäfte hören: ob die Kinder richtig lesen. Die dänische Sprache ist die Sprache des Unterrichts, aber im Anfang hinderlich, da die Kinder nicht verstehen, was sie lesen; durch den späteren Religions-Unterricht der Prediger wird dieses Hinderniß gehoben. Erwachsene sprechen das Dänische oder verstehen doch die dänischen Predigten. Es ist zu wünschen: daß alle Insulaner sich dahin vereinigen: die Faröesche Sprache, welche aus dem Norwegischen, Isländischen und Dänischen zusammen gemischt ist, ganz auf zu geben; sie wird nur von etwa 5000 Menschen gebraucht und es würde den Unterricht der Kinder sehr erleichtern. Diesen Vorschlag machte auch ein Faröescher Bauer; aber er kann nicht zur Ausführung kommen, so lange die Insulaner dem Alten so sehr anhangen. — Wie bei den Hochzeiten in andern Ländern, ward auch hier geopfert. Männer und Weiber folgten einander und verneigten und bückten sich bei dem Weggange vor dem Brautpaar. Das Wetter war noch angenehm, als wir aus der Kirche kamen und die Gesellschaft fuhr zurück nach Elderig, wo man sich bald zu Tische setzte. Zuerst ward in einem sehr großen gemeinschaftlichen Gefäße eine Lammfleisch-Suppe mit Grütze, Fleischklößen und Fleischstücken aufgetragen; das zweite Gericht war fettes Lammfleisch, das gekocht, eingesalzen und dann an der Luft gedörrt und kalt mit Roggenbrod gegessen wird. Es ist noch eine andere Zubereitung des Lammfleisches, doch nicht bei Gastgeboten, sondern zum täglichen Gebrauch üblich: es wird ungekocht an der Luft gedörrt und so zu Kuchen von Gerstenmehl gegessen, die täglich zum Hausbedarf in Asche gebacken werden. Unser drittes Gericht war ein Lamms-Braten, zuerst gekocht und dann in einer Pfanne gebräunt, mit einer Sauce. Das vierte Gericht ward wiederum in einem gemeinschaftlichen Gefäß gebracht und war in Milch gekochte Buchweizen-Grütze mit Syrup; Wohlhabende nehmen dazu Reis-Grütze. Dann trank Jeder ein Glas Brandtwein auf das Wohl des Bräutigams und eine Tasse Brandtwein auf das Wohlseyn der Braut. Das fünfte Gericht war ein gebackener Teig von der Art der Aepfelkuchen, doch ohne Aepfel. — Bei Hochzeiten der Reichen wird zuweilen eine Kuh geschlachtet und am Abend des andern Tages, bei dem Schluß der hochzeitlichen Feierlichkeiten, ein Gefäß mit gebratenem Gänsefleisch oder fettem Lammfleisch aufgetragen; in der Mitte liegt das Rückenstück der Kuh mit dem Schwanze, der entweder aufrecht gebogen oder in einen Halbzirkel gelegt und mit Band oder andern Zierrathen geschmückt seyn muß. Ehe etwas davon genossen wird, müssen, nach der Sitte, Reime hergesagt werden. Manchmal hört man einige ganz gute, obgleich eigentlich die Faröer keine geschickten Improvisatoren sind. — Nach der Mahlzeit ward ein Danklied gesungen und dann zum Tanze Platz gemacht, der nun auch bald auf eigenthümliche Weise begann.

(Der Schluß folgt.)

## Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

**Berlin.** Zeit und Raum haben mir gefehlt, um über die letzten Neuigkeiten auf unserer Bühne Einiges zu sagen; ich will Manches nachholen und jetzt über das von West nach Calderon bearbeitete Trauerspiel: „Der Arzt seiner Ehre" sprechen, da es nothwendig ist, die weitere Einwirkung jenes berühmten spanischen Dichters auf die jetzt bestehende deutsche Bühne zu beachten. Die Grundzüge des Planes zu jenem Trauerspiel sind diese: Don Gutierre, in hochmüthiger Eifersucht für seine Ehre, hat eine frühere Geliebte, Donna Leonora, verlassen, weil der Schein wider sie zeugt; er vermählt sich mit Donna Mencia, glaubt diese im Treubruch mit dem Infanten Enrique (der schon früher, wie Gutierre jetzt erst erfährt, Mencia liebte) und giebt ihr heimlich den Tod; so hofft er Arzt seiner Ehre gewesen zu seyn. — Das Thema ist ganz dem Empfinden des, mit der afrikanischen Gluth verwandten Gemüths eines hochmüthigen Spaniers zusagend; da es aber auf einen Exceß der Ehre, auf der Ueberspannung zerbrechlichen Säulen ruht, so mußten wohl die Fäden, welche die Verwickelung halten sollten, um so geschickter binden, da die Aufgabe ohnehin nur zu einem Intriguenstück ernster Art führt, kein größerer Kampf als der mit gewöhnlichen Leidenschaften in Anregung ist. Dem Gutierre war dabei immer noch ein Grad des Mitleids zu bewahren, dadurch: daß er, trotz einer edleren Natur, bei seinem Zwiste mit sich selbst die menschliche Erhabenheit nicht zu erreichen vermag. Im Allgemeinen steht er in der genannten Dichtung folgerecht da; aber er ist nicht Ritter seiner Ehre aus wahrhaft innerer Nothwendigkeit, sondern aus Ansichten, die ihm von außen kamen, und ein wenig Prahlerei macht die Ausstellung noch schwankender. Prahlerei z. B. wird es, wenn er in der Scene, wo sein Diener Florell ihm räth: nicht in sein Gefängniß zurück zu kehren, in eine Extase der Wuth ausbricht; der Vorschlag ist, da die Folgen zehnfach ärger seyn müßten, als was eben droht, eine Albernheit, die nur zum Lachen reizen konnte. Vortreflich ist sein erstes Erscheinen und fast jede Scene bis zur Ermordung der Mencia. Die Mischung des Rühmlichen und Verwerflichen in der Vornehmheit eines Spaniers ist überhaupt gut gelungen, und es gewinnt hier der Bearbeiter, wie überhaupt, auch den Ruhm: die zu sehr gesteigerte Pretiosität im Original sehr glücklich in etwas herunter gestimmt zu haben, obwohl noch immer Uebertreibungen vorkommen, wie unter Anderem die Worte des Königs (als er einen Diamant verschenkt): „Um sie zu verschenken wollt' ich, die Erde wär' ein Diamant!" Doch ist dergleichen auch unerläßlich zum Colorit Calderonscher Dichtungen. Auch hat West eine glückliche Erhebung des Gutierre damit erreicht, daß er eine Erzählung desselben von dem schnell herein gebrochenen natürlichen Tode seiner vortreflichen Gattin, die er sogar treu nennt, weg ließ; der Arzt seiner Ehre wollte damit dieser selbst den Schein auf die ausgedehnteste Weise retten, indem er bei Andern auch keinen Verdacht auf der Gattin ruhen läßt; aber was er seiner conventionellen Ehre giebt, das nimmt er sich an der wahrhaften Ehre durch diese widrige Heuchelei. Ist es doch schon schlimm genug, daß er, zu seiner Sicherheit, den Chirurgus tödten will, der, von Gutierre mit dem Tode bedroht, der Mencia eine Ader öffnen muß. — Den Schluß hat West sehr verändert und dem deutschen Sinne mehr angeeignet; doch dünkt mich, er hätte entweder der Gerechtigkeit oder der poetischen Auffassung näher gebracht seyn können, auch wohl beidem zugleich. Eine Begebenheit fast zur Zeit Calderons verhalf ihm wahrscheinlich zu dem Stoff. In der Wahrheit befahl der König dem Ritter: der Ehre der früheren verlassenen Geliebten durch eine Vermählung genug zu thun, und gleich nach der priesterlichen Einsegnung ließ er ihn, als Mörder seiner ersten Gattin, enthaupten, nachdem er der zweiten dessen Besitzthum gesichert hatte. Diese schärfere Rechtsübung (welche West in Verbannung umschuf, der Gutierre sich durch freiwilligen Tod entzieht) müßte den Schauder erhöhen, wenn auf sinnvolle Art die Momente rasch verbunden würden. Gutierre's Charakter brauchte dabei nicht zu sinken: wie er Arzt seiner Ehre war, mußte er es auch nicht scheuen, Märtyrer derselben zu werden (was auch bei der Verbannung geschehen konnte) und seine falsche Begeisterung würde die dramatische Zeichnung einer Gestalt, die ohnehin ihr Alles auf einen geschraubten Vordersatz stellte, sehr folgerichtig beenden, da Gutierre nicht minder Recht zu haben glaubte, als der König mit seinem Spruch. Die Versicherung: seine Gattin sey unschuldig gewesen, darf ihn gar nicht rühren, da, nach seinen Ansichten, schon der nicht bewahrte Schein sie schuldig macht und diese Schuld trägt Mencia wirklich. — Meine Bemerkung über die Catastrophe des Stücks bezieht sich übrigens nur auf die Bearbeitung; im Original wird Gutierre nicht bestraft, eher noch belohnt (er muß sich der schönen und in Ehrbarkeit bewährten Leonora vermählen), und wäre dies national — was möglich ist, da der Sieg der Nationalität über Menschlichkeit und Recht auch jetzt noch oft begünstigt wird — so ist es doch auch zugleich abscheulich. — Wie Gutierre durch seine ängstliche Besorglichkeit für seine Ehre zum Verbrecher, so wird Mencia durch Sorglosigkeit wenigstens strafbar. Des Infanten Verwegenheit, sie in der Nacht, da ihr Gatte Gefangener ist, zu besuchen (was zu einer Scene führt, die, wenn auch mit spanischer Sitte entschuldigt, immer üppige Sitte zu nennen ist), verräth schon einen solchen Unglauben an ihre Tugend, daß selbst der, welcher die Beweggründe genau untersucht, zweifelhaft wird. Die gewöhnliche Nothhülfe, das Verbergen des Enrique im Schlafgemach, zieht die Scene noch mehr herab. Und wenn sie nun nachher sagt: „Kann Unschuld solche Bangigkeit empfinden?": muß man bemerken: daß ihre Unschuld sehr unklug und der niemals unschuldig ist, welcher es an kluger Sicherstellung fehlen läßt. Ihr Mangel an Vertrauen zu dem Gatten, ihre Vertraulichkeit zu einer ungeprüften Dienerin sind zugleich nothwendige Zeugnisse ihrer Liebe und ihrer Schuld. Die List Mencia's, den versteckten Geliebten aus dem Schlafgemach zu entfernen, muß den Verdacht Gutierre's erwecken, und ganz unbesonnen, auch von den Scheingründen schlecht unterstützt, ist das Schreiben an den Infanten, als dieser, dem Zorn des Königs entweichend, sich flüchtet. So steht die Verwickelung auf leichten Erfindungen, ob auch der Charakter der Mencia an sich gegen innere Richtigkeit nicht fehlt, vielmehr halte ich ihn für den, welcher der allgemeinen Natur am besten entliehen ist. (Der Schluß folgt.)

Der amerikanische Commodore Decatur, welcher zu New-York kürzlich im Duell blieb, wurde von dem englischen Capitain Dacres zu Norfolk (Virginien) nach einer Mahlzeit ersucht: ihn seine Fregatte besteigen zu lassen. Der Commodore willigte ein; bei dem Weggehen sagte der Capitain Dacres: er glaube bestimmt, diese Fregatte zu erobern, wenn Beide jemals in einen Kampf gerathen sollten; und Decatur erwiederte bescheiden: er glaube es nicht. Nach einiger Zeit brach Krieg zwischen beiden Mächten aus, und Decatur eroberte in Zeit von 24 Minuten eine Fregatte. Es war die des Capitain Dacres! — „Goddam, Capitain!" rief Decatur; „es ist mir, als träumt' ich von unserem damaligen Gespräch." (Journ. d. Par.)

Herr Beaublé, Kupferstecher in Paris, wird nächstens eine Sammlung der Alphabete aller Völker heraus geben. Es ist zugleich darauf bemerkt: wie jeder Buchstabe ausgesprochen und angewandt wird, welche Buchstaben alle oder einzelne Sprachen mit einander gemein haben und welche eine Sprache ganz allein besitzt. (Constitut.)

Ein Hr. Garonne erklärt die Möglichkeit der billigen Preise der Colonialwaaren Seitens der Engländer sehr natürlich aus der Thatsache: daß dieselben das, durch alle möglichen Mittel erlangte Vorrecht genießen, in Brasilien, dem spanischen Amerika, Corfu u. s. w. eine geringere Steuer als alle andern Völker zu zahlen. (Constitut.)

Redacteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurersche Buchhandlung.




# Der Gesellschafter
oder
# Blätter für Geist und Herz.

1820. Mittwoch den 24. Mai. 84stes Blatt.


## Einiges über die Faröer Inseln.

(Schluß.)

Die Faröer haben kein musikalisches Instrument, ihre Tänze werden nur von Vokal-Musik begleitet. Sie lieben das Tanzen und vergnügen sich häufig an den Abenden der Sonn- und Feiertage damit. Bei Hochzeiten werden die Gesänge immer mit dem sogenannten Isaaks-Liede: „Ihr braven Brautleut' gebet Acht!" angefangen. Das zweite muß das Susannen-Lied seyn: „Ihr Mädchen und ihr Weiber, die ihr im Ehstand lebet!" Es ist eine versifizirte Bearbeitung der apocryphischen Erzählung von Daniel und Susanna. Diese Lieder werden sehr langsam gesungen und der Tanz ist so ernsthaft und anständig: daß vormals die Prediger ihn in ihrer geistlichen Tracht mittanzten. Das dritte Lied ist: „In Copenhagen sitzet König Hans!" Diese drei Lieder müssen in der angeführten Ordnung bei jeder Hochzeit gesungen werden; dann folgen andere gereimte Verse, nach Willkühr der Vorsänger gewählt. Die Vorsänger wechseln; aber Jeder, der singen kann, muß mindestens bei den Schlußreimen mit einstimmen. Diese sind durch die häufigen Wiederholungen leicht zu behalten und man gebraucht es bei den Predigern, wenn sie bei ihrem Unterricht mit einem ungelehrigen Kinde unzufrieden sind, zur Entschuldigung: „Es kann ja den Schlußreim auch nicht lernen!" — Die Kriegslieder des Peter Syrs sind die gewöhnlichsten; aber es haben sich auch andere von den ältesten Zeiten her durch mündliche Traditionen erhalten, wie die Gesänge von Ganger Rolf, Korald und Scjolf. Am merkwürdigsten ist der Cyclus der Lieder über Sigurd Fosnesbane, welcher an Inhalt sehr der isländischen Edda gleicht, und so lang ist, daß dessen Absingung, mit Wiederholung der Schlußreime, mehrere Tage dauern würde. Man muß das Gedächtniß und die Stärke der Brust an den Vorsängern bewundern, welche so lange Lieder, von denen keine aufgeschrieben sind, ohne Anstoß absingen können. Zuweilen hört man auch dänische Gesänge, die hier vielleicht eben so lange erhalten werden als in Dänemark selbst. — Der Tanz der Faröer ist sehr einfach: Tänzer und Tänzerinnen, gemischt, fassen einander an den Händen und laufen ohne Ordnung in der Runde, aber doch taktmäßig nach dem Gesange: denn eines taktlosen Umherlaufens würden sie bald überdrüssig werden. Außerdem besteht der Tanz im Allgemeinen darin: daß, nach dem Takte, drei Schritte vorwärts oder seitwärts gemacht werden, worauf ein Stillstehen oder ein Balanciren folgt; wer dieses nicht beobachtete, würde den Tanz stören. Man merkt an der Haltung der Tanzenden: daß ihnen die Worte des Gesanges nicht entgehen, denn ihre Mienen und Geberden drücken oft den Inhalt desselben aus. Dadurch wird der Tanz anziehender und auch Alte nehmen oft und lange daran Theil. Diejenigen, welche nicht tanzen, vertreiben die Zeit mit Unterredungen. Man fragte mich, als einen Fremden, nach vielen Dingen, nach der Lage europäischer Länder, besonders Dänemarks; auch nach dem Hauptmann in Frackland — so nannten sie Napoleon,

dessen Ruf auch zu ihnen gekommen war. — Ziemlich spät am Abend that der Speisemeister bei der Hochzeit einen tüchtigen Schlag und sagte mit lauter Stimme: „Jetzt wird die Braut an den ersten Gang in das Bett erinnert!" So geschahen, mit Zwischenräumen von halben Stunden, drei Schläge für den Bräutigam und die Braut. Nachdem das Brautpaar drei Mal auf solche Art erinnert worden, versammelten sich die Frauenzimmer um die Braut und tanzten ohne Männer, langsam und ernsthaft, wobei sie selbst, indeß die Männer ihnen zuschauten, Folgendes sangen:

Euch Weibern sey es hier gesagt:
Seyd folgsam euren Männern!
Dem Mann gebührt die Obermacht,
Der walten soll und herrschen.
Die Männer ehren, ehret Gott;
Er selber gab euch den Befehl,
Und klar müßt ihr ihn deuten.

Bei dem Schluß dieses Gesanges ward die Braut, von allen Frauenzimmern begleitet, im Tanze nach der Brautkammer geführt; dort wird sie, zur Hälfte entkleidet, ins Brautbett gelegt. Als eine halbe Stunde darauf die Nachricht kam: daß die Braut im Bett sey, begannen die Männer einen eben so ruhigen Tanz mit dem Bräutigam, nach folgendem Takt:

Ihr Dänen-Männer, wenn ihr einst
Zur Eh' die Mädchen führet;
So strebet auch mit sanftem Sinn,
Das Ehejoch zu tragen!
Und waltet mit Bedacht im Haus,
Auf daß ihr nicht durch Ungestüm
Die holden Weiber plaget.

Dann ward der Bräutigam, eben so wie die Braut, zur Brautkammer geführt, vor deren Thür eine der Brautführerinnen gestellt war, um den Männern den Eingang zu verwehren. Nach einer kurzen Vertheidigung wich diese Wache der andringenden Menge und ließ sie hinein gehen. — Da fand man mehrere Lichter auf dem Tische und die Braut im Bett, das Gesicht gegen die Wand gekehrt; dieses hält man für nothwendiges Zeichen der Schamhaftigkeit. Die Männer setzten sich um den Tisch und stimmten einen Abend-Gesang an, wobei auch der Bräutigam zur Hälfte entkleidet ward. Nach dem Schluß des Gesanges war auch der Bräutigam im Bett; nun ward ein sonntägliches Abend-Gebet vorgelesen, unterbrochen durch Wünsche für das Glück des Brautpaares, welche den umher stehenden Frauenzimmern Thränen entlockten. Endlich sang man einige Verse eines Abendliedes und damit war diese Ceremonie beschlossen, die vielleicht Manchem sonderbar scheinen wird, aber doch sehr unschuldig war und mit Ernst, ja ich kann sagen, mit Andacht, vollzogen ward. — Nachdem alle Anwesenden an das Bett getreten waren und das Brautpaar geküßt hatten, gingen sie wieder in das Tanzzimmer, aßen, tranken und tanzten, so lange ein Jeder daran Vergnügen fand. — Am folgenden Morgen empfingen die Neuvermählten die Hochzeitsgaben Die Gäste gingen, ohne bestimmte Ordnung, in die Brautkammer, wo sie das Ehepaar im Bette fanden. Die Frau nahm die Geschenke, welche, nach des Gebers Willkühr, in mehrerem oder wenigerem Gelde bestehen; der Mann schenkte Jedem ein Glas Wein oder Brandtwein ein. — Das Fest währte für diejenigen, welche bleiben wollten, noch länger, aber ich verließ es.

Lowtzow (Uebersetzer).

## Der Krieg der Vorarlberger im Jahre 1809.

(Schluß.)

Am 11ten Juli bewegte sich der Feind, 5000 Mann stark, zum Angriff vorwärts. Schneider rückte ihm entgegen, ließ zugleich im Umfange des ganzen Landes die Sturmglocke ziehen, und der Feind, erschreckt, zog sich zurück. Diesem Angriff zuvor zu kommen und den Ausfall der Tyroler über Reuti zu begünstigen, rückte Schneider am 15ten Juli nun selbst vorwärts. Bei Isny warfen 200 Schützen 500 Franzosen, und der General-Commissair selbst schlug mit den zwei Schützen-Bataillons, unter den Majors Metzler und Sutterleite, und dem Landsturm des Inner-Bregenzer-Waldes am 17ten Juli die Vorhut des wenigstens 3000 Mann starken Feindes bis nach Hasloch, eine halbe Stunde von Kempten, zurück, griff da die Haupttruppe muthig an und hätte auch diese sicher über Kempten, das schon eine Deputation an den General-Commissair zusammen gesetzt hatte, hinaus geworfen, wäre nicht in dem entscheidenden Augenblick die Richtmaschine an seinen beiden einzigen Kanonen gebrochen. Durch das Schweigen derselben wieder ermuthigt, aus Kempten verstärkt, griff der Feind, unter dem Schutz seiner Kanonen und des äußerst günstigen Terrains, erneuert mit höchster Wuth und im Geleite zahlreicher Kavallerie an, und sprengte den Landsturm, dessen Flucht auch jene der tapfern Schützen nothwendig zur Folge hatte. Schneider bot Alles auf, die Mannschaft zu halten; schon von den Baiern umringt, entkam er nur durch Glück und Bravour. Erst in Immenstadt gelang es ihm, die Flüchtigen zum Stehen zu bringen. — Während dessen wurden 1600 Franzosen und Verbündete durch die Majors Nachbauer und Ellensohn aus Wangen und Neu-Ravensburg geworfen, und durch den österreichischen Hauptmann Juritsch der übermächtige Feind über den Buchenberg gegen Kempten gedrängt; aber — durch die Flucht der Schützen und des Landsturmes des Inner-Bregenzer-Waldes — in Gefahr, abgeschnitten zu werden, mußte er sich mit seinen wenigen Schützen und der Mannschaft von der Compagnie Lusignan eilig zurück ziehen und seine beiden Kanonen, die, aus

Mangel an Vorspann, durch die ermatteten Pferde den langen steilen Buchenberg nicht mehr hinauf gebracht werden konnten, opfern. — Der Feind getraute sich nicht, die Truppen, welche sich bei Immenstadt wieder stellten, zu verfolgen, und sie zogen sich daher ruhig in ihre Position zurück. Der größte Theil der Schuld an dem Nichtgelingen dieses Angriffes lag in dem Zufall mit den gebrochenen und unbrauchbar gewordenen Kanonen, und noch mehr an dem Umstande: daß die Tyroler ihren Ausfall, zu Gunsten dessen der Angriff unternommen und auf welchen sicher gerechnet wurde, unterließen; obwohl Major Reimer durch seinen Adjutanten dem General-Commissair heilig versichern ließ: um 4 Uhr Morgens mit 1500 Tyrolern das Bataillon Metzler zu verstärken. Der Klugheit und Tapferkeit der Angreifer fiel auch hier nichts zur Last; Vorarlberg stand noch immer gleich furchtbar da, und wie sehr sich der ohnehin so übermächtige Feind auch verstärkte, er hatte doch nicht den Muth, ein Ländchen an zu greifen, das in seinem ganzen Umfange, mit Greisen, Weibern und Kindern, kaum 91,000 Individuen zählt. — Der General-Commissair verwaltete nun das Land auf Rechnung Oesterreichs, und ließ die dadurch überflüssig gewordenen gehaßten Mauth-Beamten über die Grenze bringen. Die Ordnung und Achtung, mit welcher dieses ausgeführt wurde, hat selbst den Dank des Feindes erworben, der es eingestehen mußte: daß Schneider sogar mit Lebensgefahr das Leben mehrerer königlichen Beamteten gerettet habe.

In dieser imposanten Stellung war das Land, als zuerst am 25sten, dann wiederholt am 29sten Juli die Kunde des Waffenstillstandes von Znaim und der Befehl anlangte: daß alles österreichische Militair Vorarlberg zu verlassen habe, und jenes in Tyrol das Land bereits räume. Nun war die Losung zur Anarchie gegeben! — Das Landvolk wüthete und schrie über Verrath. Hier galt es wohl für den General-Commissair die schwierigste, eine um so schwierigere Aufgabe, als die Proklamen des königl. baierschen Hof-Commissairs, Grafen von Reisach, für den Fall längerer Verzögerung unbedingter Uebergabe Tod und Verderben drohten. Hiezu kam noch der Umstand: daß zwei Adjutanten des Majors Müller in Röthenbach planmäßig einen Aufruhr gegen den würdigen General-Commissair bereiteten. — Der General-Commissair wählte einen klugen Ausweg. Die Verschwörung im Entstehen zu vernichten, ließ er die Häupter plötzlich verhaften. Er berief den Landtag, und um dem erbitterten, durch vorgespiegelte Siege der Oesterreicher in ununterbrochener Täuschung erhaltenen und auch jetzt noch an dieser Täuschung hängenden Volke zu genügen, ließ er dekretiren: daß sich drei Deputirte aus des Landes Mitte von der Wahrheit des Waffenstillstandes überzeugen und deshalb in das Tyrol abreisen sollten. Dies geschah augenblicklich, und dem Militair wurde bedeutet: daß bis zu der Rückkunft der Deputirten ihm der Abzug verweigert sey — Um aber auch anderer Seits das vom Feinde drohende Ungewitter zu beschwören, begab sich der General-Commissair mit dem Major Riedmüller und vier Hauptleuten auf die feindlichen Vorposten, und schloß mit dem königl. würtembergischen Oberst Lalens, welcher die Vorposten kommandirte, eine Capitulation. Bereits am 2ten August kamen zwei Deputirte zurück und berichteten das widerstandslose Einrücken der Feinde in Tyrol. — Die Anarchie unter der Menge zu vergrößern und so die wohlthätigen Folgen der Einwirkung, welche der General-Commissair durch bescheidene Landes-Offiziere leitete, zu vernichten, kamen Gerüchte von wieder ausgebrochenem Kriege und errungenen Siegen in Umlauf. Das k. k. Militair wollte abziehen; allein die Soldaten empörten sich, mißhandelten ihre Offiziere und erklärten: bei dem Landvolke zur Mitvertheidigung bleiben zu wollen. Ein Theil verlief sich, und den Rest bewogen die Offiziere und der General-Commissair endlich zum Abmarsch. Allein an der Bregenzer Klause hatten die Bauern eine Kanone aufgepflanzt, standen in Anschlag und drohten den Abzug mit Gewalt zurück zu treiben. Selbst das Zureden des Majors Nachbauer, den sie doch alle liebten, blieb fruchtlos. Das Militair mußte umkehren. Erst am 6ten August stand seinem Abzuge der Paß offen. — Der General-Commissair war schon am 25sten Juli in Lebensgefahr. Das wüthende Volk, über Verrath schreiend, drang in die Stände-Versammlung und verlangte alle Papiere zur Einsicht. Der Anarchie zu wehren, wagte der General-Commissair einen kühnen Schritt. Er trat in die Mitte der, in Folge seines Rufes auf dem Ried bei Bregenz versammelten bewaffneten Menge und forderte sie auf, sein Betragen auf der Stelle streng zu untersuchen. Dies wirkte, und entschieden war die Wirkung, als Hauptmann Martin Mathis [1]) hervor trat und betheuerte: daß er gegen jeden Empörer für den würdigen General-Commissair freudig Blut und Leben setze. Die Lebensgefahr Schneiders mehrte sich aber stündlich mit der steigenden Wuth des Volkes und nur das kluge Trennen und Auflösen besser gesinnter Compagnien und das Vorrücken Beaumonts über den Arlberg bewog endlich die Menge zum Abzug.

Der General-Commissair, auch jetzt noch nur auf des Landes Wohl achtend und nicht an sich denkend (der, nach Beaumonts Proklamation vom 8ten August, in Folge jener des Herzogs von Danzig vom 1. August, mit dem Major Müller von aller Amnestie ausgeschlossen war, und binnen 24 Stunden nach Habhaftwerdung erschossen werden sollte), da doch Flucht in die Schweiz einen sicheren Ausweg bot, ging nun unerschrocken dem Kronprinzen von Würtemberg, jetzigem König, ent-

gegen, Gnade für das Land zu erbitten. — Er wurde verhaftet und ein Glück, daß er es wurde; dem doch herzigen Kronprinzen verdankt er das Leben. Beaumont hätte anders gehandelt! — Aus der Haft zu Lindau wurde er nach Hohenasperg, von da, auf Requisition Baierns, vor das constituirte Kriegsgericht nach Lindau gebracht. Mißlich war die Lage — ein rothes Todtenhemd lag zur Enthauptung schon bereit! — Da baten die Geistlichen Vorarlbergs und die königl. baierschen Beamteten um Gnade! — Graf Reisach rügte dieses sehr, Alles verstummte; da aber nahmen der muthige und edle Decan Steger,[2]) ein aufgeklärter Mann, großer Menschenkenner und seltener Kanzel-Redner, und der Kreis-Ingenieur Gazta,[3]) von Bregenz, das Wort, und forderten die Beamteten auf, zu zeugen: ob nicht sie Alle dem Doktor Schneider ihr Leben verdankten? — Das „Ja!" entschied und der unterdessen geschlossene Friede. — Möge Freude die Tage dieses Mannes umkränzen; er hat es um Freund und Feind, um Oesterreich und Baiern, um die Gefangenen Frankreichs, Badens und Würtembergs, und ganz besonders um sein Vaterland Vorarlberg verdient, das in ihm um so mehr seinen Retter dankbar achten und verehren muß, als, bis auf die würdigen Landrichter Bereiter[4]) und Moz,[5]) alle übrigen Ober-Beamteten ihre Posten verlassen hatten. Johann Gunz.

1) Ein sehr würdiger und geschätzter Advokat zu Feldkirch, als Hauptmann der Landes-Schützen im Jahr 1796 schon sehr ausgezeichnet.

2) Steger hat es schon in den Kriegen seit dem Jahre 1796 bewiesen: daß er nicht nur ein inniger Freund des Vaterlandes, sondern auch ein hoher Freund der Menschheit sey, ein Priester im heiligen Sinne dieses Wortes. Bis tief nach Schwaben und in die Schweiz sorgte er für die Verwundeten, und sein beständiger Aufenthalt bei den Kranken in den verpesteten Spitälern brachte ihn zwei Mal an den Rand des Grabes.

3) Gazta stand früher in österreichischen Kriegsdiensten, und dieser Umstand macht seine Freimüthigkeit doppelt verehrenswerth.

4) Bereiter ist jetzt Präses des Criminal- und Civil-Gerichts zu Feldkirch. Er wurde zu dieser Stelle ausdrücklich „um seiner Gerechtigkeit willen" ernannt, und wahrlich dieser Ausdruck steht nicht über seinem Werthe.

5) Moz ist noch Landrichter in Bregenz, und als edler, würdiger, nur das Gute wollender Beamteter allgemein geschätzt.

## Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

**Berlin.** (Schluß.) Der König, einer historischen Person (Peter dem Grausamen, von Kastilien), nachgebildet, ist ebenfalls von Leidenschaften sehr bewegt und dient nur selten als Stützpunkt, was er doch eigentlich sollte. Mit gutem ernsten Willen ausgerüstet, kann er es sich nicht verhehlen: daß man ihn der Tyrannei anklagen wird, und so ist seine Hoheit nieder gedrückt von Furcht, die ihn selbst in seinem Bruder, dem Infanten, überall entgegen tritt. Diese Furcht, entschiedener benuzt, hätte die Scene im vierten Akt, wo der König, den Enrique über sein Verhältniß zu Mencia ausforschend, zum Zorn übergeht, vor Mißdeutung schützen können. Im Beginn derselben schon ist nicht ein zu sehen, wie der König dadurch: daß er den Gutierre zum geheimen Zeugen von dem Geständniß des Infanten macht, hier Vermittler werden will. Daß er Enrique schuldlos finden würde, konnte er nach dem Bericht Gutierre's schwerlich glauben, da er ja seinem Bruder schon immer mißtraut; und besonders mußte es besser motivirt seyn, daß er den Infanten sogleich eines Mordanschlags gegen sein Leben schuldig glaubt, als er zufällig geritzt wird von dem Dolch, welchen er dem Infanten, der ihn im Schlafgemach der Donna Mencia liegen ließ, zurück giebt. Es scheint mir, daß ein Plan des Königs: den Infanten bei dieser Gelegenheit um jeden Preis von sich zu entfernen, wirksam hätte mitspielen können; war dies ausgesprochen — und es lassen sich im Original dazu Andeutungen auffinden — dann mochte der König allenfalls einen etwas unnatürlichen Anlaß suchen. Die darauf folgende Flucht des Infanten beweist es leicht, daß ihm ein solcher Zweck des Königs nicht unwahrscheinlich ist und darum ließ auch wohl Calderon ihn nicht wiederkehren, was indessen der Bearbeiter abänderte, wozu er auch gewiß die Zustimmung der Mehrheit haben mochte. Jene Scene aber trägt größtentheils die Schuld, wenn in der Stimmung der Zuhörer ein Zwiespalt entsteht, der für die Aufnahme des Ganzen störend ist. — Der Infant, welcher in der ersten Scene des Stücks ein bedeutsames Interesse erregt, verliert sich selbst zu sehr, und West hat ihn vortheilhafter gestellt durch den Versuch, die Geliebte zu retten (obwohl dies die Schlußscenen sehr verlängert) und durch die moralische Erschütterung, daß er seines Leichtsinns gräßliche Folgen vor Augen sieht. — Lenora und Arias (des Infanten Vertrauter) sind glücklich gehaltene Umrisse; Florell (Gutierre's Diener) aber und Jacinta ein wenig verwischt. Nebenher erwähne ich noch: daß die — ohnehin als Wiederholung erscheinende — Scene, wo Mencia, vom Schlaf erwachend, in ihrem Gatten den Infanten zu sehen glaubt, sich augenblicklich lösen sollte, um die Wahrscheinlichkeit und größeren Eindruck zu sichern. — Indem ich nun meine Bemerkungen über dieses Trauerspiel und dessen Bearbeitung schließe, wünsche ich sehr: daß West fortfahren möge, die besseren dramatischen Werke der Spanier, besonders auch die Lustspiele derselben, für die Bühne ein zu richten, und sich dabei nicht stören zu lassen, wenn etwa auf diesem oder jenem Theater nicht immer ein genügender Erfolg sich zeigt. Dieser liegt gar zu oft in der Gewalt des Augenblicks, und auch in Berlin würde das hier besprochene Stück sich längere Dauer auf dem Repertoire verschafft haben, wenn nicht die Hauptrolle, Don Gutierre, durch verfehlte Besetzung gelitten hätte. Ich bin nicht für dieses Trauerspiel eingenommen, da die Haupt-Idee, weil sie meistens aus conventionellen Gründen gebildet ist, mich abstößt. Zu leugnen scheint es mir aber nicht, daß die Wirkung für die Mehrheit sich deutlich erweisen läßt und sich zum Theil erwiesen hat; denn ich sprach mehrere Personen, welche mit der bezweckten Stimmung das Haus verließen. Sie wäre gewiß allgemeiner gewesen, hätte Hr. Lemm oder Hr. Wolff den Gutierre gehabt, und in einer Dichtung, wo besonders auch die Contraste in den Charakteren wirken sollen, wie es hier der Fall ist, hat die Besetzung jeder Rolle entscheidenden Einfluß; um so mehr die der Hauptperson. — Meisterhaft war Mad. Wolff als Mencia. Ich habe irgendwo eine Aeußerung gelesen, welche sagt: die genannte Künstlerin eigne sich nicht für diese Rolle, sie sey nicht mehr jung genug dazu u. s. w. Gewohnt, mehr die psychische als physische Bildung zu beachten, ist mir kein Gedanke an eine solche Rüge eingefallen; die ersten Scenen haben mich nicht gestört und die folgenden mich immer mehr die Vortreflichkeit der Darstellung erkennen lassen, bis eine gar seltene Kunsthöhe erreicht ist in dem Moment, wo Mencia im einsamen Gemach ihr Todesurtheil liest. — Hr. Lemm (König) hat, dem schwankenden Wesen in seiner Aufgabe zu sehr folgend, mehr nüanzirt als nöthig war, doch gab er gelungene Einzelheiten; und um meiner Meinung hier die Beachtung noch zu schwächen, bemerke ich: daß er Vielen besser gefallen hat, als mir. Hr Rebenstein (Infant) war löblich, in der ersten Scene ganz vortreflich, und die übrige Besetzung nicht störend. Gz.

Eine Parthei setzt eine zweite voraus; wo nicht zwei sind, ist gar keine. Jede gemischte Regierung erzeugt aber unerläßlich Partheien. Selbst im Haus-Regimente, wenn es friedlichst zwischen Herr und Madam getheilt ist, hat Jeder von Beiden unter den Dienenden seine Parthei und Gegenparthei. (Gaz. d. Fr.)

Redacteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurersche Buchhandlung.




# Der Gesellschafter oder Blätter für Geist und Herz.

1820. Freitag den 26. Mai. 85stes Blatt.


## Bruchstück aus dem Drama: „Scander-Beg, oder die Befreiung Griechenlands".

### Von Karl Sondershausen.

Das Schicksal der Neugriechen fängt an, so allgemein Aufmerksamkeit und Theilnahme zu erregen, daß es den Lesern nicht uninteressant seyn kann, wenn sie hier an den bekannten glorreichen Abfall des Hauses Castriotto von Sultan Amurath II. (gegen die Mitte des 15ten Jahrhunderts) erinnert werden. Die gewählte Scene zeigt den Helden auf dem Punkte, wo er den Kampf mit den Ungarn für die Türken siegreich verläßt und mit 300 Griechen nach Croja, der Residenz seines unterjochten Vaters, zieht, die er dann — trotz allen Versuchen der Türken, sie wieder zu erobern — mit sehr geringen Mitteln, nur durch seine Klugheit und persönliche Tapferkeit, viele Jahre lang als unabhängiger Fürst mit fast beispiellosem Glück behauptete. S.

### Dritter Akt. Siebenter Auftritt.

Scander-Beg (allein).

Die Ungarn ziehen ab! Junag gerettet!
Der Tag ist unser, wenn wir weiter dringen —
Jetzt oder nie vollende, Castriotto!
Der Augenblick im Strome flücht'ger Zeit,
Er naht, ist da, und bald auf immer fort.
Die nächste Well' im Welten-Ocean
Ist schon die Wiege einer andern That —
Umsonst versuchst du, in ihr auf zu tauchen,
Sie ist ein feindlich fremdes Element.
Doch dieser Tropfe jetzt, befruchtet ist er
Von Anbeginn mit deiner That Atomen,
Nur halber Bildungskraft bedarf's, nur Wollen,
Und selbst gestaltet sich die Schöpfung dir;
Und wie der Wein sich, längst gekeltert, rührt,
Wenn seiner Rebe Blüthen-Sommer kehrt,
So regt der todte Wunsch sich in der Brust,
Naht seiner Reife günst'ger Augenblick.
Du kannst nicht irren in der rechten Zeit,
Mit Geisterhänden greift es in die Seele,
Und Alles ruft und mahnt: Jetzt oder nie!

Du hast das Leben mir erhalten, Sultan!
Das heißt: du hast es grausam nicht genommen,
Als deine Teufel schon die Brüder, Schwestern,
Auf dein Geheiß mir hingewürgt; ich mußte,
Allein verschont, sie Alle sterben seh'n,
Das heißt zehnfachen Todes selber sterben.
Der Letzte bin ich von den Meinen Allen,
Ich will sie rächen, oder sühnend fallen.

Du hast Talent und Kraft in mir gebildet —
Was hätte dein Geschenk auch sonst genützt?
Mit Wucher hab' ich dir die Schuld bezahlet.
Du hast mich reich beschenkt und hoch erhoben,
Das heißt: von meinem Gut, das du geraubt,
Hast du mir eine Gabe hingeworfen;
Groß, wie du selbst und herrlich ausgestattet,
Bin ich dir gleich, zum Diener nicht geboren,
Wer zweifelt dran? mein Schwerdt soll ihn belehren!
Du selber? — wohl! Dir selber will ich's wehren!

(Man hört in der Ferne kriegerische Musik.)

So sey denn, Sultan, Fehde zwischen uns,
Wie zwischen Gott und Teufel, ewig! ewig!
Nicht ruh'n und rasten will ich, Tag und Nacht
Sey jede Fiber gegen dich gespannt,
Und jeder Tropfe Blutes koche Rache!
Und wie in mir nur der Gedanke lebt,
So sey er auch die Seele meines Reichs!
Leidtragend sey's in ungeschwächter Trauer;
Kein Freudenfest, nicht Lustgelage geb' es,
So lange noch die Braut ihm fehlet, Freiheit!
Ein unstät Lager sey's, ein Waffenplatz,
Nur da, die Kampferschöpften zu erquicken,
Und frisch mit neuer Streitlust aus zu rüsten!
Ein Ungeheuer sey mein ganzes Land,

Wo Untergang in jedem Schlunde gähnt,
Und jeder Stein nach Türkenblute lechzt!

### Achter Auftritt.

**Die Albanesen** kommen mit wilder Musik den Ungarn siegreich nachgerückt.

Scander-Beg.
Die That rückt näher! Ha! mit Funkelaugen
Tritt sie vor mich! und Mark und Senne strotzt,
Da jetzt ihr Riesenarm mich schon umschlingt —
Und felsenfest erstarret ist mein Wille!
(Mit Donnerton den Kriegern entgegen.)
Wohin? wohin?

Ballaban (ein Heerführer).
Den flieh'nden Ungarn nach!

Scander-Beg.
Halt! halt! — so weit im Dienste Murads!

Ballaban (erstaunt).
Wie?

Scander-Beg.
Die Wege theilen sich! der führt zum Sultan,
Dem Kronen-, Länder-Räuber! der zu mir,
Nach Croja, meinem Königssitz! wer folgt?

Moses (zweiter Heerführer, drängt sich hervor).
In Noth und Tod! Ein Schurke, wer nicht folgt!

Ballaban.
So giebst du wirklich noch den Plan nicht auf?

Moses.
Das Warten nur, das hat mich längst verdrossen.

Scander-Beg.
Ja, Freunde! wenn die That euch nicht entsetzt,
Wenn sie urplötzlich schnell, nicht langsam werdend,
In Riesengröße vor die Seele tritt;
Wenn ihr nicht weibisch feig davor erbebt,
Gefahr und Müh' ins Männerauge faßt —:

Ballaban.
Wozu das, Scander-Beg? Du kennst uns ja!

Moses.
Voran! und ging's zur Höll', ich folge Dir!

Ballaban.
Dem Landsmann lieber, als dem fremden Herrn,
Für den wir uns als feile Söldner schlagen.

Scander-Beg.
So überspringen wir die Zwischenblätter,
Die vorbereitend zwischen Wort und That
Im Buch des Lebens Vorsicht klügelnd einschob —

Moses.
Vernichte sie, die Zeugen uns'rer Schmach!

Scander-Beg.
Benutzen kühn des Schicksals ernsten Wink,
Und theilen Müh' und Lohn!
(Beiden die Hände reichend.)

Alle.
Ja, Müh' und Lohn!

Scander-Beg.
Wohlan! so kommt und schwöret auf dies Schwerdt,
Das euch den Weg durch Millionen bahnen,
Und nimmer rasten, noch ermüden soll,
Bis uns're Heimath und der Thron errungen!
(Moses, Ballaban und Andere legen die Säbel auf den seinigen.)

Alle.
Wir folgen Dir in Noth und Tod! Auf, auf!

Scander-Beg.
Wohl ist's ein großer, steiler Waffengang,
Ein wild verweg'ner Ausfall aus der Veste,
Ein jahrelanges Durchhau'n durch die Feinde,
Umringt von Tausenden; ein ew'ger Krieg
Und Waffentanz zu Schlachten-Melodieen,
Nicht Ruh und Rast vergönnend Tag und Nacht,
An Abgrunds-Schlünden mit dem Tod gelagert.
Drum, wer die Ruhe liebt und Gut und Leben,
Der scheide jetzt! — ich kann ihm das nicht geben.

Ballaban.
Was ist das feile Leben unter'm Joch?
Hin werfen wir's! — hinaus an Deiner Seite!

Scander-Beg
(ihn umarmend, mit steigender Begeisterung).
So schwinge Dich herauf auf meinen Wagen,
Mit mir das Leben herrlich zu durchjagen!

Moses (begeistert).
Thut zu! thut zu! der Becher will nicht munden!
Das ew'ge Einerlei! — es ekelt mir!

Scander-Beg.
Den vollen Römer reich' ich schäumend Dir,
Gewürzt und frisch! zusammen leeren wir!
(Er umschlingt Beide.)
Wo sind die Andern? mit uns an zu stoßen!
Bracont? Danusius?

Ballaban.
Alle bleiben Dir!

Moses.
Ich bürge, daß sie keine Schurken sind!

Scander-Beg (Arm in Arm mit Beiden).
So kommt! Musik! Musik! zum Hochzeitstanze!
Zur wilden Braut im blut'gen Lorbeerkranze!
(Wilde Kriegs-Musik fällt ein.)

**Ende des dritten Akts.**

## Das Weihnachts-Fest im Norden.

Das Weihnachts-Fest ward im Norden in der frühesten Vorzeit und lange vor der Einführung des Christenthums gefeiert, und dauerte von dem 25sten Dezember bis zum 7ten Januar. Der Ursprung lag in der allgemeinen Freude: daß die Sonne ihres Jahres Laufbahn beendigt und ein neues Jahr begonnen habe. Auch bei den Römern fing das Jahr mit dem 25sten Dezember an, und in dem alten Calendario Bucheriano wird dieser Tag von den Römern natalis invicti genannt, womit sie Phoebus oder Sol bezeichneten. Die Bewohner des Nordens zündeten, als ein Zeichen ihrer Freude über die Aenderung der Sonnenbahn, ein Feuer in der Mitte ihrer Versammlungen an; über diese Gluthen reichten sie einander die Trinkhörner, welche sie auf das Glück des kommenden Jahres ausleerten. Das Feuer war das Bild der Sonne, und daß sie es in den Wohnungen anzündeten, davon findet man ein Beispiel in den Begebenheiten des Rolf Krage. In einigen Runen-Kalendern wird das Weihnachts-Fest durch eine Reihe aufgehäufter Trinkhörner bezeichnet, deren letztes das Ende des Festes andeutet, welches vermuthlich ein Trinkfest war. Am Ende des Festes ward der große Weihnachts-Eber herbei geführt, die Hände wurden mit Schwüren und Gebeten auf seine Borsten gelegt und er ward geopfert. Noch bis jetzt hat sich

eine Nachahmung dieser Sitte bei den nordischen Bauern erhalten; sie schlachten zu den Weihnachts- und Neujahrs-Abenden ein Schwein, essen davon an den Abenden eine Suppe und an den Mittagen — zu diesen wird nicht gekocht — das Fleisch. Auch erfreuen sie sich dieser Zeit wie ihre Vorfahren und senden Geschenke — nicht der Reiche dem Reichen, wie in Städten — den Dürftigen: Lebensmittel, Grütze, Zugemüse und Kuchen von gesichtetem Roggenmehl. Gewöhnlich ist das Weihnachts-Gemach in dem Hause eines der Vermögendsten des Dorfes, wo sich dann Verwandte, Freunde und Nachbarn zu gemeinschaftlicher Belustigung versammeln. Die Frauen trafen schon lange vorher Verabredungen; daher entstand das Sprüchwort: „Es kommt hinter ihm, wie Weihnachts-Abend hinter dem alten Weibe!" Das Ziel war immer Frohsinn und Genuß im Essen und Trinken. Man sagte: „Spare für Weihnachten!" — „Weihnachten muß das Jahr gut machen!" — Für die Weihnachtszeit ward eine Tonne starkes Bier aufbewahrt; in einem alten Kriegerliede heißt es: „Du giebst uns die Weihnachts-Tonne, du bist unser lieber Verwandter!" Es ward dabei stark getrunken; daher sagte man von einem Betrunkenen: „Er hat die Weihnachts-Tonne gekostet!" — In den dänischen Städten werden fast gar keine Weihnachts-Stuben mehr gehalten, die mit den Sitten unserer Zeit weniger vereinbarlich sind.

Zu andern Gebräuchen dieser Feste gehörte auch: daß ein sogenannter Weihnachts-Bischof erwählt ward, dem man das Gesicht anschwärzte, ihm einen Stock mit einem Licht in den Mund gab und ihn so zu seinen Verrichtungen einweihte; dann durfte er so viele Knechte und Mägde durch Trauung zusammen geben, als er für gut fand. Sie mußten ihm alle eine Bezahlung für seine Mühe reichen, wobei er den, dessen Gabe ihm zu gering war, mit einem Aschenbeutel schlagen konnte. — Alle Gebräuche waren an sich unschädlich; doch wurden diese lange dauernden Zusammenkünfte, die nur Wohlleben und Nichtsthun zum Zweck hatten, oftmals die Quelle von Streitigkeiten und Abendtheuern, welche der Sittlichkeit entgegen waren.

In Schweden hat sich die Sitte noch mehr erhalten. Die Städte feiern eine Art italienischen Karnevals, fast nordische Saturnalien. Auf dem Lande sind die Vergnügungen einfacher. Es giebt ländliche Lebensmittel in Fülle, von denen ein Jeder, welcher in das Weihnachtshaus kommt, essen muß, weil er sonst, nach dem Volksglauben, das Weihnachts-Glück mitnimmt. Vorzüglich gehört dort zu den Festlichkeiten die Weihnachts-Grütze und das Weihnachts-Stroh, womit die Stube bestreut wird; man füttert auch das Vieh besser und löset die Kettenhunde. Das Fest dauert bis zum 13ten Januar, dem Kanuts-Tag; daher das Sprüchwort: „Sanct Knud tanzt Weihnachten aus!" — In Norwegen gleicht das Fest dem in Schweden. Im Allgemeinen haben diese und andere altnordischen Gebräuche mit einander Aehnlichkeit, und erscheinen um desto mehr in ihrer eigenthümlichen und alterthümlichen Weise, je höher man gegen Norden hinauf kommt.

Lowtzow.

## Des alten Seifertitz Meinung von Duell-Mandaten.

Wie wunderlich und haltungslos zuweilen die Ansichten der Menschen sind, dazu mag auch Folgendes ein Belag seyn: Im Juli des Jahres 1713 ward der Königl. polnischen und sächsischen Armee ein neues „Duell- und Degen-Mandat" bekannt gemacht und jeder Regiments-Commandant angewiesen, von sämmtlichen Offiziers unterschriebene und untersiegelte Bescheinigungen: daß sie von jenem Mandat gehörig in Kenntniß gesetzt worden, ein zu reichen. Ein Freiherr von Seifertitz, welcher bei dem damals in Annaberg liegenden Bataillon Landmiliz stand, und seiner freien Aeußerungen wegen in der ganzen Armee bekannt war, unterschrieb nun zwar auch die erforderliche Bescheinigung, schickte aber daneben dem General von Wustromirsky zu Dresden, mit welchem er in freundschaftlichen Verhältnissen stand, einen Brief des Inhalts:

„Da habe sollen und müssen bekennen: daß mir das neue Duell- und Degen-Mandat bekannt gemacht worden. Nun und das ist auch geschehen, denn der Martis-Sohn soll und muß gehorchen; doch nur insoweit es seine Kräfte erlauben. Dem verdammten Mandate aber Folge zu leisten, das ist über meine Kräfte. Mein Leben ist mein, darüber hat mein gnädigster König nicht zu gebieten — und wenn ich mich morgen dem Teufel verschreiben will, das stehet bei mir; und wenn ich mich zehn Mal in einem Tage duelliren will um eines Mäusequarks wegen, das stehet auch bei mir. Wen ich aber oder wer mich erstechen oder erschießen soll, das stehet bei dem lieben Gott. Darum wär' es wohl gut, wenn sich die Mandate nicht um die Offiziere bekümmerten. Wenn Ew. Excellenz es so gelegentlich dem Manne, der das Mandat geschmiedet, wollten merken lassen: daß der alte Seifertitz sich den Teufel um das Mandat scheere, das wäre mir eben recht. Ew. Excellenz dem lieben Gotte, und Ew. Excellenz mich empfehlend, verharre mit gehöriger Devotion

Ew. Excellenz

der alte Seifertitz."

## Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

**Bemerkungen aus einer Provinzial-Gegend.** Auch über Provinzial-Gegenstände möchten wohl Manche zuweilen etwas von dem „Gesellschafter" hören und ich bringe ein Paar zur Sprache. Füterst will ich einmal von der Lektüre der

Leute reden, die nicht in der Nähe von guten Buchhandlungen leben: weil es damit wirklich erbarmenswerth zugeht. Von der nächsten großen Stadt beziehen Viele Bücher aus den Leih-Bibliotheken; ohne Kenntniß über Gutes und Schlechtes wahlen sie aus dem dickleibigen Kataloge (den der Leih-Bibliothekar einschickt, von denen Büchern, welche er besitzt und auch wohl nicht besitzt) solche Titel, die ihnen am wohlklingendsten scheinen und bekommen nun die elendeste Meßwaare, und diese oft nicht einmal nach ihrer Wahl, sondern nach eigenem Belieben des Herrn Leih-Bibliothekars, der sich wohl hütet, ein Buch, auf welches die Aufmerksamkeit gelenkt ist, nach der Provinz zu senden, wo er es für lange Zeit entbehren muß. Nun will ich nicht sagen: daß nicht Bücher, nach denen wenig gefragt wird, dennoch vortreflich seyn könnten; aber solche stille Zeugen von literarischem Werth halten sich die gewöhnlichen Leih-Bibliothekare überhaupt nicht und so kommt größtentheils nur Mißgebornes nach der Provinz. Ueberhaupt ist wohl der größte Vorwurf, welchen man den Leih-Bibliotheken machen kann, der: daß sie eine Menge von schlechten literarischen Produkten ans Licht brachten, indem viele Buchhändler bei Empfang eines spottwohlfeilen Manuscriptes sagen: Es ist für Leih-Bibliotheken, fort nach der Druckerei! Den besseren Erzeugnissen verringern sie aber unfehlbar den Absatz; denn weil es in unsern besseren Gesellschaften zum guten Ton gehört, diejenigen Bücher, welche Aufsehen erregen (sey es durch wirkliches Verdienst, oder durch momentane Nützlichkeit und Einwirkung auf Zeit-Ideen überhaupt), gelesen zu haben, so würde Mancher ein Ersparniß an Luxus-Artikeln machen müssen, um sich zuweilen ein gutes Buch an zu schaffen, wenn ihm nicht die Leih-Bibliotheken zu Hülfe kamen. Ist wenigstens ein solcher Zweck in großen Städten zu erreichen, so wird dagegen auf dem Lande auch dies unmöglich: indem, wie schon gesagt, fast nur das Unbegehrte aus dem ohnehin größtentheils recht seicht zusammen gebrachten Bücher-Vorrath der Leih-Anstalten nach der Provinz versandt wird. Durch solchen Zustand ist denn auch der Sinn für gute Lektüre wenig aufgeregt; der reiche Gutsbesitzer, die wohlhabenden Amtleute u. s. w. lesen und lassen in ihren Familien lesen, was die eigene urtheilslose Wahl oder die des Leih-Bibliothekars ihnen in die Hände steckt, ohne zu bedenken: welchen schädlichen Einfluß dies haben muß. Darum ist Jeder, dem es Ernst ist, für die Bildung zu wirken, auf zu fordern: daß er die Einrichtung kleiner Lesezirkel auf dem Lande begünstige und in seiner Nähe einen Mann, dem man Urtheil zutrauen darf, um die Uebernahme des Geschäfts ersuche. Findet sich dieser nicht, so wende man sich an einen bekannten Rathgeber oder **soliden** Buchhändler in der nächsten großen Stadt. Eben so verfahre man bei Zeitschriften, mit denen es sogar noch schlechter steht, als mit den Büchern, indem in der Regel mit dem, von einem Buchdrucker einer kleinen Stadt selbst redigirten Blatte, das er zusammen stoppelt aus alter und neuer Makulatur, die ganze Zeitschrift-Literatur auf dem Lande erschöpft ist, wenn man nicht etwa noch ein Uebriges thut und sich einen „Beobachter" oder eine „Beobachterin an der Spree" kommen läßt. Es könnten sich demnach würdige Männer in den Provinzen ein bleibendes Verdienst erwerben, wenn sie dieser Angelegenheit eine edlere Richtung geben wollten. — Eine zweite Bemerkung betrifft die Bänkelsängerei auf den Dörfern. Fast jeden Dorf-Krug besuchen herum ziehende Sänger und mit Schaudern mußt' ich gewahren, wie sie die sittenlosesten, schmuzigsten Lieder vortragen, unter dem laut aufbrüllenden Gelächter halb betrunkener Bauern. Der Abdruck der gewöhnlichen Volkslieder ist, und mit gegründetem Recht, unter Polizei-Censur gesetzt; aber die Behörden und rechtlichen Männer sind angelegentlich zu ersuchen: ihre Beobachtung auf diese mündlichen Vorträge der Bänkelsänger zu richten, die mit grinsendem Lächeln schändliche, aller Ehrbarkeit Hohn sprechende Reimereien für eine Quantität Brandtwein oder wenige Groschen abschreien. — Da haben Sie ein Paar Hinweisungen, von denen ich wünsche, daß sie solchen Lesern zu Gesicht kommen, denen es nicht an Gelegenheit und gutem Willen fehlt, zur Abhülfe beklagenswerther Umstände bei zu tragen. — B —.

**Leipzig.** Unser Theater hat abermals einigen Zuwachs erhalten. Hr. und Demois. Hanff sind engagirt worden. Sie traten in „Kabale und Liebe", er als „Musikus Miller", sie als „Luise" auf und später gab Demois. H. noch die „Johanna" in der „Jungfrau". Diese neuen Mitglieder haben nicht mißfallen. Auch Mad. Thieme, die Gattin des ersten Helden unserer Bühne, debütirte in dem Weißenthurnschen Lustspiel: „Welcher ist der Bräutigam?" Das Repertoir lieferte, wie gewöhnlich, während der Messe nichts Neues, wohl aber manches Gute und Gerngesehene. Wenn uns der Himmel nur endlich einmal einen guten seriösen Baß zuführen wollte! daran leiden wir noch immer einen fühlbaren Mangel. — Das Gerücht: daß die Direktion in andere Hände übergehen würde, ist jetzt wieder ganz verstummt; vermuthlich war es also nur — Gerücht. — Der Schaulust wurde übrigens in den drei Meßwochen reichliche Befriedigung geboten. Die besten Geschäfte machte Hr. K. S. P. M. aus Wien, der sich „Professor der Magie" nennt und in einer Bude vor dem Petersthor Unerhörtes trieb. Dieser arge Schwarzkünstler schnitt nämlich vor den Augen der erstaunten Zuschauer einem Jungen grausamlich den Kopf ab und setzte ihn alsbald wieder auf, wonach dann der Geköpfte so lange ganz wohlgemuth wieder umher lief, bis neu herbei kommende Schauer das blutige Schauspiel von Neuem beginnen machten. Unbeschreiblich war das Gedränge zu dieser Bude. Wer es nicht wußte, was sich hier begab, und die Begierde sah, mit welcher die Menschen eilten, ein Plätzchen zu bekommen, mußte denken: hier sey das Erfreulichste und Angenehmste zu schauen, was die Phantasie sich nur malen könnte. — Von den reichen Gaben, welche die Literatur in dieser Messe gebracht hat, will ich nur Einiges erwähnen. Die bei Brönner in Frankfurt heraus gekommene „Reise des Prinzen Maximilian von Neuwied" ist ein Werk, welches auch in Hinsicht seiner äußeren Erscheinung unserer Literatur Ehre macht. Ich sah bei dem Verleger ein Exemplar der Prachtausgabe, welches durch Schönheit des Drucks und der Kupfer wahrhaft ausgezeichnet war; möge der wackere und thätige Mann, dessen Fleiß und Mühe um die schöne Ausstattung dieses reichhaltigen Werkes die größte Anerkennung verdient, durch die freundliche Aufnahme desselben von dem Publikum belohnt werden. — Bei den Gebrüdern Hoffmann, Hof-Buchhändlern aus Weimar, sah ich die Zeichnungen zu dem, noch in diesem Jahre erscheinenden Werke von Otto von Kotzebue, enthaltend dessen Reise um die Welt in den Jahren 1816, 1817 und 1818. Es wird drei Bände stark werden und mit acht colorirten Ansichten und vier Karten geziert seyn. Nach dem zu urtheilen, was ich aus dem Manuscript ersah, dürfte dieses Werk eines der interessantesten in seiner Art werden. Die Ausführung der Kupfer ist einem der besten Künstler in Dresden übertragen. — Sonder Zweifel wird Vielen der Kampf nicht unbekannt seyn, welcher neuerlich unter den Aerzten für und wider des bekannten Doktor Hahnemann in Leipzig homöopathische Heilmethode sich entsponnen hat. Jetzt hat kürzlich ein (wie der Titel sagt) Nichtarzt, auf Veranlassung einer kleinen, bei Reimer in Berlin erschienenen Schrift: „die Homoopathie", eine andere kleine hier bei Reclam drucken lassen, die eine Vertheidigung der hart angefochtenen Homoopathie ist, und worin durch Beispiele, namentlich durch die glücklichen (?) Kuren, welche der Dr. Marenzeller in Prag nach Hahnemanns Anleitung verrichtete, bewiesen wird: daß diese Behandlungsart der Krankheiten doch gut und zweckerreichend ist. Schade, daß dies nichtärztliche Schriftchen in einem ungemein ungewandten Styl abgefaßt ist. — * —.

Unlängst wurden zu Plymouth 20,000 Dutzend französischer Eier öffentlich versteigert. Der größte Theil ward zu 8 Sous das Dutzend losgeschlagen. (Journ. d. Par.)

Redacteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurersche Buchhandlung.








# Der Gesellschafter

oder

# Blätter für Geist und Herz.

1820. Sonnabend den 27. Mai. 86stes Blatt.


## Biselhans.

### Von Friedrich Gleich.

Gegen das Ende des siebenzehnten Jahrhunderts wurde in den Gegenden des Oberrheins eine Raubbande zu gefänglicher Haft gebracht, die lange Zeit das Schrecken aller Reisenden wie der Bewohner des ganzen Strichs war, der sich vom Bodensee bis zum Wasgau-Gebirge hindehnt. — Je ärger der Unfug gewesen, welchen das eingefangene Gesindel getrieben hatte, je allgemeiner war jetzt nicht nur die Freude, sie in Richtershänden zu erblicken, sondern auch der Wunsch: daß die zuweilen etwas langsame Justitia diesmal mit rechter ordentlicher Strenge und Schnelle ihr heilig Amt verwalten möge. Und wirklich beeiferte sie sich auch, diesen Wunsch mit ungewöhnlicher Hast zu erfüllen; eine Sache, die nur denen absonderlich vorkam, welche nicht wußten: daß, kurz vor Inhaftirung der argen Sünder, dem Herrn Ober-Präsidenten des Criminal-Gerichts ein großes Stückfaß ächter Liebfrauen-Milch, eigens für ihn den Rhein herauf kommend, schändlich und diebisch war umgetauscht worden durch allerlei Pratiken und Kniffe, also, daß er statt edlen Rebensaftes elenden Krätzer erhielt. Solch schändliches Attentat war aber von Niemand anders ausgeübt worden, als von der erwähnten Räuber-Rotte, welche die unerhörte Frechheit hatte, gleich nach vollführter That dem Herrn Ober-Präsidenten dies schriftlich zu melden, mit der Versicherung: ihr habe des gestrengen Herrn Schlücklein ganz ungemein gemundet. — Dadurch geschah es: daß auch gegen diejenigen, welche eigentlich nicht mit unter die Räuber und Mörder konnten gezählt werden, das Sprüchlein in Ausführung gebracht wurde: „Mit gefangen, mit gehangen!" und wenn man die mit aufgegriffenen Weiber und Kinder auch nicht hing, so peitschte man sie doch wenigstens mit Ruthen, verwies sie des Landes, braunte ihnen zum Abschied einige Buchstaben in die Haut und dergleichen, Alles ohne Unterschied des Alters und Geschlechts, der Schuld oder Nichtschuld.

Unter denen auf diese Art Behandelten befand sich auch ein Knabe, der war neun Jahr alt und hieß Biselhans, welches die Zusammenziehung und Abbrevirung der Namen Tobias Johannes war, die der Knabe einst in der Taufe empfangen hatte und welche das Einzige waren, was er sein nannte, sowohl in nomineller als reeller Hinsicht: denn wer seine Eltern waren, wußte er nicht, seinen Stammnamen eben so wenig und welches Land ihn hatte werden sehen, war ihm gleichfalls unbekannt. Seit dem er denken konnte, war er unter den Räubern gewesen; er nannte die braune Lise — eine der die Landstraßen-Ritter begleitenden Schönen — Mutter, obschon sie es nicht war, und als die noble Gesellschaft vor dem ergrimmten Ober-Präsidenten des Criminal-Gerichts und dessen bejahenden Assessoren keine Gnade fand, wurde auch er, obschon er in seinem Leben weder etwas genommen noch gemordet hatte, in aller Form mit verurtheilt, mit Ruthen gestrichen, mit einem Buchstaben versehen — und zwar aus besonderer Gnade hinten auf dem Rücken — und über die

Grenze geleitet: Alles von Rechtswegen, wie es im Urtheil hieß.

Verlassen von aller Welt, ausgestoßen aus dem Kreis des bürgerlichen Lebens, ein Geächteter auf des Daseyns kaum betretenem Pfade, stand der Knabe nun jenseits der Grenze, und schrecklicher als die unverdienten Streiche des mitleidlosen Henkers seinen Rücken, brannte seinen Geist das furchtbare W, welches die heilige Justiz ihm hatte aufdrücken lassen. — Ein Bauersmann fand ihn, wie er, niedergedrückt aufs äußerste, dem Verschmachten nahe, unter einem Baum sich gelagert hatte — denn der Unglückliche wagte sich zu keiner Menschenwohnung — und ward ihm zum Samariter. Er nahm ihn in sein Haus, gab ihm Speise und Trank und begnügte sich, fern von gewöhnlicher Neugier, mit dem Wenigen, was der, durch des ehrlichen Landmanns Güte tief ergriffene Knabe, von selbst über seine Verlassenheit sagte, ohne ein peinliches Examen an zu stellen. — Treu, fleißig und ehrlich diente dagegen Biselhans seinem Wohlthäter, arbeitete nach seinen Kräften mehr als jeder andere Hausgenoß, war still und friedsam, sanft und Jedem gefällig und dadurch beliebt bei Alt und Jung.

So verstrich manches Jahr und aus dem Knaben ward ein rüstiger Jüngling, an welchem das ganze Dorf seine Freude hatte; mehr aber noch Ilse, des Bauermanns Tochter, der den Armen einst aufnahm. Daraus machte Ilse aber auch gar kein Geheimniß. Sie war ein Kind der Natur, ungeschminkt wie diese und ohne Ziererei. Was sie dachte, sagte sie, denn sie dachte nie Uebeles und brauchte deswegen nicht ängstlich hinter dem Berge zu halten, wie viele Andere; und Gebhard, ihr Vater, dem kein Geheimniß blieb, was bald Alle wußten, hatte nichts dagegen, daß sie den liebte, dem er selbst gewogen war, wie einem eigenen Sohn. — Verwundert war der alte Mann aber doch, daß sein Pflegling, zwar immer still und von weniger Rede, gerade jetzt noch stiller wurde, also daß für ihn die Zeit der Blüthe, das erste Aufkeimen der jugendlichen Liebe, ganz im Gegensatz mit Andern, statt ein heiteres Morgenroth, ein trüb bewölkter Tag zu werden schien. Denn daß der Jüngling Ilsen wieder liebe, tief, glühend und heiß, wie alle seine Empfindungen waren, unterlag keinem Zweifel und bewies sich fast stündlich durch hunderterlei kleine, aber untrügliche Zeichen. — Gebhard beschloß deshalb, bei guter Gelegenheit die Sache zur Sprache zu bringen, und eine solche Gelegenheit zeigte sich bald. Gebhard, der ein guter Hauswirth war und, ohne geizig zu seyn, doch immer sorgte für Tage der Noth, die es zu allen Zeiten gab, hatte eben mit dem redlich erworbenen Sparpfennig noch ein kleines Grundstück an sich gebracht, welches bisher unbebaut und ungenutzt, keinen Segen bringend, an sein Erbe stieß und ging nun eines Tages, begleitet von Biselhans, dahin, gemeinschaftlich mit ihm zu überlegen: auf welche Art es am besten zu benutzen sey. Wie nun die Beiden den verwilderten Boden besahen und der Jüngling meinte: es dürften doch Jahre vergehen, ehe eine lohnende Erndte sich hier erwarten ließ — da erwiederte Gebhard: „Recht! das glaube ich auch, und werde ich solches wohl kaum erleben, und dieser Gedanke hat mich den Handel fast schon bereuen lassen. Zwar habe ich ein Kind, ein gutes liebes Kind, aber das ist schwach und solch ein Unternehmen wie dieses, wüstem Boden lohnende Frucht zu entlocken, dazu gehören rüstige Arme und nicht die schwachen Hände eines Weibes. Ja, wenn Ilse wollte wie ich, und einem braven Manne, z. B. Nachbars Petern, der dem Mädel schon lange mit blitzenden Augen nachsieht, ihr Herz schenken wollte, dann wäre es gut!" — Hier hielt der Sprecher inne und betrachtete den Jüngling, auf dessen Antlitz bei dieser Rede Furcht und Freude seltsam wechselten; dann fuhr er fort: „Aber so habe ich keine Hoffnung dazu. Von Petern mag das Mädel nichts hören, ob ich gleich die Ursache nicht einsehe, denn Peter ist schmuck und brav, und zwingen will ich sie nicht. Weißt Du" — setzte er mit einer schnellen Wendung hinzu — „mir vielleicht zu sagen: warum sie gegen den jungen Nachbar ist?" — Das war eine überraschende Gewissensfrage, welche dem Jüngling, der den Grund wohl wußte, alles Blut in die Wangen jagte, aber nur eine nichtssagende Antwort seinem Munde entlockte. — Traulich näherte sich jetzt Gebhard seinem Pflegling, legte seine Hand auf dessen Achsel, sah ihn gutmüthig und fest an und sprach: „Womit habe ich dies um Dich verdient? Stets offen und wahr, bin ich Dein Vater gewesen vom Augenblick an, wo Gott Dich mir zuführte. Nie hat Dir mein Vertrauen gefehlt, warum fehlt mir Deines?" — Jetzt vermochte der Jüngling nicht mehr zu schweigen. Seinem Vater warf er sich an den Hals, gestand: daß er längst Ilse liebe, daß auch sie, wie er glaube, ihm gewogen sey, daß er eben darum aber nur doppelt unglücklich wäre. — Erstaunt ob dem Schluß dieser Rede fragte Gebhard nun weiter, und das Geheimniß seiner früheren Kindheit kam jetzt zum ersten Mal über des bewegten Jünglings Lippen.

Aufmerksam hörte Gebhard dem Erzählenden zu. Eine Thräne des Mitleids perlte in des Greises Blicken und der Vater theilte den Schmerz seines Sohnes. — „Ihr seht", so schloß dieser; „daß ich unglücklich bin; unglücklich für mein ganzes Leben, dem jeder Schimmer der Hoffnung flieht. Nie kann ich das Glied einer Familie werden; nie kann mich der Menschheit schönstes Band umschlingen. Zwischen mich und dem Glück stellt sich ewig das furchtbare unverdiente W, ein

nimmer zu tilgendes Denkmal meiner Schande. Mit welchen Augen könnte ich, der Gebrandmarkte, der Ausgestoßene aus dem Verein der Ehrlichen, je meinem Weibe unter die Augen treten? Des Mannes Ehre ist des Weibes Schmuck; welchen Schmuck kann das meine tragen?! Mag es kein Mensch wissen, was unverdient mich traf, mag selbst es meinem Weibe ein Geheimniß bleiben, ich weiß es! und dieses Wissen wirft mich in jedem Augenblick von dem Gipfel des Glücks in den Abgrund meines Elends zurück. Und was kann ich einst meinen Kindern hinterlassen? Würde ihres unglücklichen Vaters Leiche auf der Bahre nicht das Geheimniß zerreißen und ihnen zum Erbe, in der Meinung der Welt, die Schande ihres Erzeugers geben? Mein Leben ist verloren für die Ehre und für das Glück, drum laßt mich, mein Vater, meine geschändete Bahn allein gehen; laßt mich fort, fort in die Welt, daß ich denen im Andenken verloren gehe, die ein Herz für mich faßten und, gebe Gott, recht bald! meinem Gedächtniß selbst. Der Kaiser braucht Leute, seine Grenzen zu schirmen gegen die Türken. Da will ich hin; vielleicht finde ich dort einen erwünschten Tod, vielleicht lächelt mir das Geschick in meinen letzten Augenblicken so hold, daß ich unter einem Haufen Erschlagener liege und dann mit diesen, ohne weitere Besichtigung, ein weites gemeinschaftliches Grab bekomme, ein ehrlich Grab auf dem Felde der Ehre, das mich und mein trauriges Geheimniß zugleich umschlingt!" (Die Fortsetzung folgt.)

## Mein Aufenthalt in Avignon.

Nichts gleicht der Sehnsucht, mit welcher ich zu dem Thal von Vauclüse eilte, in dessen Schatten Petrarcha seiner Laura sang und ihrem heiligen Andenken seine Klagen weihte. Meine Phantasie malte sich die heiteren Bilder einer Abend-Landschaft, wie sie uns Claude Lorrains Zauberpinsel vor die Seele führt; wie mußt' ich erstaunen, als ich eine wilde Gegend von Salvator Rosa's kühner Phantasie vor mir fand. Ich erblickte ein steinigtes Thal, von einem öden Kreiden-Gebirge umkränzt, aus dessen Gewölben der berühmte Quell sich ergießt und rauschend über die kahlen Felsen herab strömt. Der Mond stieg eben über die Berge herauf und vermehrte durch seine magische Beleuchtung die romantische Stimmung, in welche meine Phantasie mich versetzt hatte; es war mir, als sähe ich den Schatten des heiligen Sängers an den Felsen vorüber schweben, als hörte ich seine Klagen mit dem Rauschen des Quells sich vermischen. Die Bilder der Vorzeit gingen an mir vorüber; ich hatte Alles um mich her vergessen, als mich die Stimme meines Führers aus meinem schönen Traum unsanft weckte; er erinnerte mich: daß es spät genug sey, um den Rückweg nach Avignon an zu treten. — Mit der Morgenröthe erwachte ich am nächsten Tage; wie hätte mich das Andenken an die süßen Lieder der Liebe länger ruhen lassen! Ich ergriff meinen Stab und ging, um Laura's Grab zu suchen. — Zu suchen? — Ja wohl! Mein Führer, der noch ein Neuling war, und ich, wir mußten lange umher fragen, ehe wir die Grabstätte dieses berühmten Weibes auffanden; endlich wies man uns in den Winkel einer Kapelle, wo unter einem rohen Stein unbekannt Laura's Asche ruht. Mit dem Gefühl einer wahren Andacht stand ich lange davor; gleiche Ehrfurcht muß auch König Franz I. gefühlt haben, als er einst sich ihr Grab öffnen ließ und neben der Asche ein Lied von der Hand des zärtlichen Petrarchs fand. Gerührt legte diese Zierde der Chevalerie die Reliquie der Liebe wieder an ihre Stelle und neben ihr seine eigenen Stanzen zu Laura's Andenken. — Dieses tugendhafte Weib war groß in ihrer Liebe, wie in ihrer Treue. Ein anderer Mann hatte ihre Pflicht, und was auch Petrarch — einer der schönsten Männer seiner Zeit — an Schmeichelei und süßen Worten anwandte, ihre Treue blieb unerschüttert. Sie war es, die ihren Freund, so sehr auch die Eitelkeit und der Schmerz einer verschmähten Liebe anfangs seine Seele verwirrten, zu einem reineren Gefühl und einer höheren Tugend hinauf führte; sie allein war es, die ihn von den Abgründen zurück zog, in welche die Schmeicheleien der Weiber ihn gestürzt hatten; sie war es, die ihn ermunterte, seine Talente aus zu bilden; ohne sie würde er nie der zärtliche Dichter geworden seyn, dessen unsterbliche Gesänge die Nachwelt bewundert! Als er zu Rom auf dem Capitol mit einer Pracht gekrönt wurde, wie man sie seit tausend Jahren an keinem Dichter gesehen hatte — welch ein reines und stolzes Bewußtseyn ihres Werthes muß Laura's Brust gehoben haben; welch ein himmlisches Gefühl für ihr Herz, als Petrarch den Lorbeerkranz zu ihren Füßen legte. Wahrlich, sie war der edelsten Unsterblichkeit gewiß; so lange Petrarchs Gesänge in dem Munde der Nachwelt leben, wird auch ihr Name mit einer heiligen Ehrfurcht genannt werden. — Bald nach der Krönung ihres Freundes starb sie, in der nämlichen Stadt, an demselben Jahrestage und in derselben Stunde, wo Petrarch sie einst zum ersten Mal gesehen hatte. Er war entfernt von ihr; aber sie erschien ihm — wie er dichterisch sagt — an ihrem Sterbetage im Traum als eine Botin des Himmels, dessen Gefilde auch auf Erden ihre Heimath waren.

Willibald.

## Künstler-Unglück.

Wer bücken sich und kriechen lernet,
Giebt auf, was edle Kunst ihm bot;
Wie rasch sich dann die Gunst entfernet —
Der Genius ist doch schon todt!

Bertram.

## Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

Wien. Die Wiener Journalisten sind in großer Bewegung. Ein anonymer Vierundzwanzigpfünder suchte aus dem „Hesperus" die sämmtliche Wiener Tags-Blätterwelt in Grund und Boden zu schießen. Der noch sehr junge und als Redakteur des gleich nach der Geburt verstorbenen „Spectateurs" bekannte Herr Coremans hat als „Ithamarus" im „Wanderer" einen ähnlichen Aufsatz erscheinen lassen, worin er besonders über die Correspondenten des „Gesellschafters", „Morgenblattes", der „Abend-Zeitung" u. s. w. mit gewaltigen Redens-Unarten loszieht. Da der kaum 20jährige Aristarch die Beweisgründe schuldig blieb und nur zu schmähen weiß, würde man ihm nur wieder zu der Achtung verhelfen, die er bei solchen Ausfällen mit Recht verlor, wenn man sich auf eine Widerlegung einließe. — Von einer neuen Monatschrift, betitelt: „Cykade", herausgegeben von C. Weiß, ist bisher nur das erste Heft erschienen und kann füglich das Non plus ultra der Mittelmäßigkeit genannt werden. Es ist zu hoffen, der Herausgeber wird mit dem Probestück schließen. — Unter den theatralischen Neuigkeiten ist „die Klause bei Mödling" wieder eine von jenen Geburten, woran weder die Muse noch das Publikum Antheil nimmt. Ein zweites Ritter- und Pferde-Stück (!) heißt: „Die Ritter vor Ankona". Der Verfasser (oder lag es vielleicht im Plane des Benefizianten?) bediente sich eines besonderen Mittels, die Leute in den April zu schicken: er requirirte nämlich die vorzüglichsten Namen aus Kotzebue's „Kreuzfahrern", um das Publikum glauben zu machen, es werde eine Bearbeitung dieses Zug- und Spektakel-Stückes sehen; das war es nun nicht, aber es gab doch entsetzlichen Lärmen, auch viel Pferde-Getrappel und Schwerdtgeklirre. Treflich war Demois. Resch in der Rolle der „Fatime" und am gelungensten das Erwachen ihrer Liebe zu Balduin. — Zum Vortheil der beiden Spitzeder war: „Almazinda oder die Höhle Sesam". Herr J. P. Pixis, in seiner frühesten Blüthenzeit schon als braver Klavier-Spieler, später als Compositeur bekannt, debütirte mit dieser Oper sehr glücklich und läßt uns von seinem Talent viel Erfreuliches hoffen. Die Fabel des Stücks, aus „Tausend und eine Nacht" entlehnt, ist bekannt und nicht ohne Interesse. Mehrere Musikstücke mußten wiederholt werden. — Sehnsüchtig erwarteten die schaulustigen Wiener die Einnahme des Balletmeisters Hrn. Horschelt. Er hatte einen der ideenreichsten, anziehendsten und glücklichsten Stoffe zu seiner neuen Schöpfung gewählt: „Oberon". Man kann sich nichts Herrlicheres denken als diese vorüber fliegende Bilderwelt, die sich mit unerhörter Pracht vor den staunenden Blicken entwickelt. — Für uns noch ganz neu war die aus dem Italienischen übertragene Oper: „Agnese oder Wahnsinn aus gekränkter Vaterliebe". So dürftig die Dichtung, desto herrlicher ist die treffliche Musik von Pär und das Zusammenwirken der Mitspielenden; zwei Gäste standen gleich würdig an der Spitze: der Baiersche Hoftheater-Sänger Herr Fischer (Lord Morrison) und die Großherzoglich Badische Kammer-Sängerin Mad. Weixelbaum (Agnese) Herr Jager war in diesem treflichen Künstlerbunde der Dritte. — Einen heiteren Abend verschaffte uns Demois. Ennöckel als Benefiziantin, indem sie uns Gelegenheit gab, die beiden Komiker dieses Theaters an einem Abend, in zweien Stücken von Bäuerle, zu bewundern. In dem einen: „Die Geister-Familie", ein kleines humoristisch ausgestattetes Lustspiel (die erste Neuigkeit dieses Dichters seit seinem erneuten Engagement), sahen wir Herrn Reimund; im zweiten: „Der Fiaker als Marquis", ein neu umgearbeitetes Stück, trat Herr Ignaz Schuster auf. Beide spielten ausgezeichnet; Hrn. S. lächelte sein Genius wieder und er stand diesmal auf solcher Kunststufe, daß seine Leistung seinen Ruf begründete. Demois. Ennöckel war nicht weniger liebenswürdig im naiven Charakter des ersten Stücks und als Tyrolerin im zweiten. — o —.

Ein Herr Gatti, welcher das Leben der Europäer mit dem eines Türken vergleicht, giebt Letzterem den Vorzug. Während der reiche und gelehrte Europäer alle großen Städte durchläuft, von Bibliothek zu Bibliothek, von Gesellschaft zu Gesellschaft, von Universität zu Universität, von Schauspiel zu Schauspiel eilt, liegt der Türke, aller jener Antriebe unfähig, ruhig und wohlbehaglich auf weichen Kissen hingestreckt, das Feuer seiner wilden Einbildungskraft durch Erhitzung mit dem auserlesensten Mocka nährend; umgeben von Räucher-Schaalen, die ihm den Labeduft des ganzen Orients bringen; umringt von reizenden Sklavinnen, welche er eben nur in solchem Grade liebt, um Vergnügen, kein Herzeleid von ihnen zu empfangen. Seine Blicke sind getheilt zwischen Europa, Asien und Afrika; alle drei Welttheile liegen vor seinen Augen, welche er auf den herrlichsten Bildern der Schöpfung umher schweifen läßt, um sie endlich zu dem Himmelsgewölbe zu erheben, wo er den Schöpfer der Welten sucht, welchen er mit dem einzigen Gebetswort: „Allah!" abfindet — und solch ein Türke sollte nicht glücklicher seyn, als alle Europäer in ihren zahllosen Abwechslungen, die doch größtentheils nur Qualen ihrer Eitelkeit und ihrer Gedanken sind? (Constitut.) Hr. Gatti mag weiter untersuchen, da wird er unter Anderem finden, daß ein Schooßhund noch glücklicher ist! L.

Es giebt nichts Unmöglicheres für einen Vernünftigen, als „den Wünschen einer Faktion zu genügen." In der Natur einer jeden Faktion liegt es: sich übereilt in einen Abgrund zu stürzen. Es ist daher ein weit passenderes Wort, zu sagen: die Faktion der Ungeduldigen, als daß man, wie kürzlich Hr. Fievée, von einer „Faktion der Behutsamen" spricht. (Constitut.)

Der Reichthum eines Volks läßt sich nicht besser berechnen, als nach seinem Bedarf; folgender Vergleich kann dies bestätigen: England führte in den Jahren 1788 — 1790 jährlich 1,800,000 Centner Zucker ein und verbrauchte davon (Irland mit eingeschlossen) 1,650,000 Centner. Frankreich führte dagegen 1,900,000 Centner ein und verbrauchte nur 500,000 Centner, konnte daher 1,400,000 Centner weiter führen. Vergleicht man jene Angabe mit der Volkszahl der Länder, so ergiebt sich: daß in England damals jeder Einwohner jährlich 20 Pfund Zucker verbrauchte, in Frankreich dagegen nur 1½ Pfund (?). Jetzt ist der Bedarf in England sogar noch hoher gestiegen, so daß man auf jede Person jährlich 30 Pfund (?) Zucker rechnen kann. (Gaz. d. Fr.)

Redakteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurersche Buchhandlung.




# Der Gesellschafter
oder
# Blätter für Geist und Herz.

1820. Montag den 29. Mai. 87stes Blatt.


## Merkwürdiges von Thieren.

(Von dem Verfasser von „Wahl und Führung.“)

1. Von jeher haben Thier-Arten bei einzelnen Völkern besondere Verehrung genossen. Bei den Indiern stehen mehrere Thiere in vorzüglicher Achtung. Papi sagt hiervon: „Die Kuh ist allen Göttern überhaupt geheiligt, und wer sich unterstände, an einem jener Orte, die noch der Herrschaft indischer Fürsten unterworfen sind, eine Kuh zu tödten, den würde man zuverlässig mit dem Tode bestrafen. Dagegen bedienen sie sich des Ochsen, der am heiligsten gehalten wird, zu den härtesten Arbeiten, und wenn er träge ist, so bekommt er Schläge oder wird mit dem Stachel angetrieben.“ — Der Sperber mit der weißen Brust ist dem Wischnu geheiligt; er wird Garuda genannt, und die Indier bezeugen ihre Ehrfurcht für ihn dadurch: daß sie, sobald sie ihn zu Gesicht bekommen, die Hände nach ihm ausstrecken und sich dann leise auf die Backen klopfen. — Die Brillenschlange (Malabarisch: Nella-Pamba) wird, obgleich ein außerordentlich giftiges Thier, nicht getödtet. Sie sichert das Haus, in welches sie kommt, vor Armuth und anderen Unglücksfällen; wen sie beißt, der büßt damit nur für seine begangenen Sünden. — Der große weißhaarige Affe mit rothem Gesicht und rothem Bart wird als geheiligt verehrt. Auch Lord Valentia fand noch zu Narsipor auf einer Insel eine Pagode, worin beständig Affen gefüttert und sehr heilig gehalten werden. — Sehr sonderbar sind — nach Herrn von Klaproth — die Schwüre der Osseten bei Katzen, Hunden und Todten, welche sie gewöhnlich ablegen, wenn man sie eines Diebstahls anklagt. Der Beschuldigte geht z. B. mit einem Hunde in dem Dorfe herum, und ruft mit lauter Stimme: „Ich werde diesen Hund tödten!“ worauf insgemein der wirkliche Dieb den Diebstahl eingesteht; denn sie halten es für höchst Unglück bringend, an dem Tode eines Hundes schuld zu seyn. — Die Parsen, welche gleichfalls die Hunde sehr begünstigen, halten auch die Hähne in besonderer Ehre, weil sie die Rückkehr der Sonne verkündigen. — Die Kaffern tödten keine Wölfe, weil sie diesen ihre Leichname überlassen, die sie nicht begraben.

2. Alle Eisen-Arbeiter heißen — nach Salt — bei den Abyssiniern Buda. Sie hegen in Hinsicht dieses Geschäftes den seltsamen Aberglauben: daß Jeder, der sich damit abgiebt, die Kraft besitze, sich des Nachts in eine Hyäne zu verwandeln. Während dieser Zeit ist er, nach der Meinung des Volkes, sogar fähig, Menschenfleisch zu verzehren. Erhält er in der Verwandlung irgend eine körperliche Verletzung, so soll sich eine entsprechende Wunde an seinem Leibe zeigen. Der Glaube an diese Fabel ist unerschütterlich in dem ganzen Lande.

3. Wie in dem eisigen Norden — erzählt Alexander von Humboldt — die Thiere durch Kälte erstarren, so schlummert hier (in den dürren Ebenen des südlichen Amerika) unbeweglich das Krokodill und die Boasschlange tief eingegraben im trockenen Letten. Zuweilen sieht man (nach den Erzählungen der Eingeborenen)

an den Ufern der Sümpfe den befeuchteten Letten sich langsam und schollenweise erheben, dann plötzlich mit heftigem Getöse, wie bei dem Ausbruch kleiner Schlamm-Vulkane, die aufgewühlte Erde wolkenartig auffliegen. Wer des Anblicks kundig ist, flieht die Erscheinung: denn eine riesenhafte Wasserschlange oder ein gepanzertes Krokodill steigen aus der Gruft hervor, durch den ersten Regenguß aus dem Scheintodte erweckt.

4. Die Sumpfwasser von Bera und Rastro sind mit zahllosen elektrischen Aalen gefüllt, deren schleimiger, gelbgefleckter Körper aus jedem Theil die erschütternde Kraft nach Willkühr aussendet. Diese zu fangen, jagt man Maulthiere und Pferde in einen Sumpf, welchen die Indianer eng umzingeln, bis der ungewohnte Lärmen die muthigen Fische zum Angriff reizt. Schlangenartig sieht man sie auf dem Wasser schwimmen und sich verschlagen unter den Bauch der Pferde drängen; Viele der Letzteren unterliegen unter der Stärke unsichtbarer Schläge; mit gesträubter Mähne, schnaubend, wilde Angst im funkelnden Auge, fliehen andere das tobende Ungewitter; aber die Indianer, mit langen Bambusstäben bewaffnet, treiben sie in die Mitte der Lache zurück. Allmählig läßt die Wuth des ungleichen Kampfes nach. Wie entladene Wolken zerstreuen sich die ermüdeten Gymnoten; sie bedürfen einer langen Ruhe und einer reichlichen Nahrung, um zu sammeln, was sie an galvanischer Kraft verschwendet haben. Schwächer und schwächer erschüttern nun allmählig ihre Schläge. Vom Geräusch der stampfenden Pferde erschreckt, nahen sie sich furchtsam dem Ufer, wo sie durch Harpunen verwundet und mit dürrem, nicht leitenden Holze auf die Steppe gezogen werden. Dies ist der wunderbare Kampf der Pferde und Fische.

5. Aber nicht minder merkwürdig als der Kampf der Rosse mit den Aalen in den Tropen, ist in dem Norden der Kampf der Adler mit den Ochsen, welchen Herr von Buch erzählt. Wir erfuhren — sagt er — mit Verwunderung: daß man auf den Inseln um Helgeland die Adler sehr fürchtet; denn sie begnügen sich nicht allein mit Lämmern und kleinen Thieren, sondern sie bekämpfen sogar auch Ochsen und werden nicht selten über sie Herr. Die Art ihres Angriffes ist so sonderbar, daß wir gern an der Sache gezweifelt hätten, wäre sie nicht zu umständlich, zu bestimmt und an weit entlegenen Orten auf die nämliche Art bestätigt worden. Der Adler stürzt sich mit Macht in die Wellen, erhebt sich ganz durchnäßt und wälzt sich auf dem Sande des Ufers so lange, bis die Flügel ganz vom Sande bedeckt sind; dann steigt er wieder auf und schwebt über dem unglücklichen Opfer. Ganz in der Nähe darüber schwingt er die Flügel, schleudert Sand und Stein dem Vieh in die Augen und vollendet den Schrecken des Thieres durch die Schläge mit den gewaltigen Flügeln. Die verblendeten Ochsen laufen wie toll und fallen endlich ermattet oder von Klippen herunter zu Tode. Der Adler zerhackt dann ruhig die Frucht seines Sieges.

6. Wie der Adler durch seine Schlauheit den Sieg erringt, so werden die Lundfugl (Alca arctica) durch ihre Dummheit eine leichte Beute des listigen Jägers. Lovunnen ist der Sammelplatz von unzähligen dieser Geschöpfe, denen man, ihrer Federn wegen, sehr nachstellt. Sie sitzen auf hohen abgelegenen Klippen in kleinen Felsklüften versammelt; da heraus ergreift der Jäger den ersten mit eisernen Haken, oder ist die Kluft tief, so schickt er abgerichtete Hunde hinein, die, mit einem Vogel im Maule, sich wieder zurück ziehen. Der nächste Vogel beißt den ersten in den Schwanz, diesem ein folgender und so in der Reihe bis zu dem letzten der Republik. Auf solche Weise zieht der Jäger die ganze Reihe auf ein Mal heraus und macht eine große Beute in weniger Zeit.

7. In den dick verwachsenen Wäldern auf Java ist — nach Barrow — eine giftige Art von Spinnen sehr gewöhnlich. Ihr Körper hat etwa zwei Zoll im Durchmesser und ihre Vorderfüße oder Klauen sind beinahe vier Zoll lang. Als wir auf dem Vorgebirge Anjerie durch die Wälder reisten — erzählt jener Reisende — fielen uns die Gewebe dieser Spinnen sehr zur Last; denn sie sind so stark, daß kleine Vögel sich häufig in denselben verwickeln und wie in künstlichen Netzen gefangen werden. Die Nägel an ihren Vorderklauen sind so groß und stark, daß man sie zu Batavia allgemein, in goldene oder silberne Handgriffe eingefaßt, als Zahnstocher zu gebrauchen pflegt.

8. Der schönste unter allen Fischen, die in dem Weltmeer herum schwimmen — sagt derselbe Reisende — ist der Delphin (Coryphaena hipparus), wovon wir manchen fingen. Wir thaten dies nicht sowohl, um unsern Appetit an ihnen zu stillen — denn ihr Fleisch ist keinesweges von vorzüglichem Geschmack — als vielmehr um unsern Augen das grausame Vergnügen zu verschaffen, die außerordentlich schöne und wechselnde Farbenpracht zu bewundern, die sich während des Todeskampfes dieses Thieres in immer neuen und auf einander folgenden Schattirungen über den ganzen Körper desselben verbreitet. Wenn der Fisch zuerst aus dem Wasser heraus kommt, ist er durchaus goldfarben, weswegen er auch den Namen Dorado erhalten hat; nach und nach aber spielt dieses Gold in allen Farben des Regenbogens, die in unendlicher Mannigfaltigkeit schattirt sind und, von jeder Seite betrachtet, verschieden aussehen. Es ist zuverlässig eines der vorzüglichsten unter den prächtigen, aber vergänglichen Schauspielen, welche die Natur uns zuweilen darstellt, ohne daß sie eine Feder zu beschreiben oder ein Pinsel zu malen vermöchte.

## Biselhans.

(Fortsetzung.)

Was Gebhard dem Unglücklichen beruhigend entgegnen mochte, es scheiterte an dem tiefen Gefühl des Jünglings, und der Greis mußte geschehen lassen, was sein Pflegling beschlossen hatte, und was er selbst, im geheimen Innern, nicht mißbilligen konnte. — Aber hülflos wollte er den nicht verstoßen, den er so ganz als den Seinigen betrachtet hatte, und Biselhans mußte, den alten Mann nicht zu kränken, das schwere Opfer bringen: langsam sich von alle dem los zu reißen, was sein verwaistes Herz auf dieser Erde liebte.

Endlich kam der Morgen, an welchem der Jüngling scheiden sollte. Mit dem Muthe des Mannes hatte er bisher getragen; als aber jetzt, hingerissen von Schmerz und vergessend Alles über dem einen, unendlichen Gefühl ihres Herzens, Ilse ihm weinend um den Hals fiel, das letzte, letzte Lebewohl zu sagen — da brach auch bei ihm die lang verborgene, tief verschlossene Gluth seiner Liebe in hellen verzehrenden Flammen aus. Halb ohnmächtig riß er sich aus den umstrickenden Armen der Liebe, von der Brust des Mannes los, der ihm Vater war; und Gott, welcher in der Stunde der Prüfung dem Menschen am nächsten ist, verlieh ihm die Kraft, seine einsame Straße fortwandeln zu können. Sie führte ihn bald aus Deutschlands Marken hinaus, Ungarns gesegneten Fluren zu, an dessen östlicher Grenze damals die Bekenner des Korans standen, in einer Hand tragend den gefürchteten halben Mond, in der andern den oft erprobten blitzenden Damasceener. — In Zeiten der Noth fällt manche Förmlichkeit weg und man ist zufrieden mit dem Menschen, ohne langes Fragen nach woher? und weß Standes? Darum wurde auch unser Jüngling gar willig aufgenommen, und weil er still war und bieder, kühn und unternehmend, so zeichneten ihn seine Oberen bald aus und wo es ein gefahrvoll Unternehmen gab, wo Treue, Klugheit und Muth erfordert wurden, da schickte man Biselhans hin, sicher des guten Erfolges. So gewann der Jüngling an Ehre, äußerlich; der Gram in seinem Herzen kam aber nicht zur Ruh, und wenn ihn Kameraden mit gebührendem Lobe nannten, wenn manches braven Kriegers Hand die seine freundlich drückte und sein Gemüth sich zu einer augenblicklichen Freudigkeit erheben wollte, ach! dann schlug der Gedanke an das schreckliche, unvertilgbare W wie ein zerstörender Blitz all seinen Lebensmuth von Neuem nieder und traurig entzog er sich den lärmenden Kreisen des Lagers, um in der Einsamkeit der Wälder, unter überhangenden Felsen seinen finsteren Ideen nachhängen zu können. — Nur selten erhellte ein Gedanke an Ilse die Nacht seines Lebens; mehr noch [illegible] verfinstern als zu erleuchten diente auch die Erinnerung an die Geliebte, und das einzige Glück, welches noch vor ihm lag, war ein rettender Tod.

Einst — schon fing der Herbst an das Laub zu bräunen — hatte sich Biselhans auch vom Lager seitwärts in eine waldige Bergschlucht verloren, da vernahm er plötzlich Stimmen durch das Dickigt, und ehe er noch Zeit hatte zu weiterer Ueberlegung, sah er sich von einigen Moslems umringt, die raubend das Gebirge durchstrichen und jetzt ihn aufforderten, sich zu ergeben. Mit Verachtung wies der Jüngling den Antrag zurück, zog schnell seinen guten Säbel, die einzige Waffe, welche er bei sich führte, und machte sich bereit, die Gegner zu empfangen, fest glaubend: sein Geschick habe endlich den lang gehegten Wunsch seines Herzens erhört, und bereite ihm nun den Tod im Kampf gegen die Feinde. Und wie sie nun anstürmten, Mehrere gegen ihn, den Einzelnen, da freute er sich im Herzen, und mit einer Munterkeit empfing er die Gegner zum ernsten Kampf, als wären sie gekommen, ihn zu fröhlichem Reigen zu führen. — Schon rann von beiden Seiten Blut, schon begann die Kraft des Einzelnen zu erlahmen an der Ueberzahl seiner Widersacher, und mühsam nur noch hielt sich der Jüngling erschöpft und blutend aufrecht: da tönte abermals das Geräusch Kommender durch das Dunkel des Waldes und die Türken, das Nahen eines christlichen Haufens fürchtend, wandten sich zum Rückweg; Biselhans aber sank, noch schwer getroffen von einer Klinge, auf den Rasen, und mit dem strömenden Blut schwand ihm Licht und Besinnung.

(Der Schluß folgt.)

## Fündlinge.

Unsern jungen Leuten, die gern alter Sitte huldigen, ist „der Zuchtmeister für fromme ehrliebende Jugend" (Augspurg, 1614) zu empfehlen, wo es z. B. heißt: „Kleide Dich nit in Frawen-, Narren- oder Mumkleyder; siehe, daß Du Kleyder habest, die nicht zu lang und nachschläppig, auch nit zu kurz abgemutzt sind; denn beydes ist ärgerlich und stehet nicht wol."

Bacon ließ seinen Bart sehr lang wachsen, „damit er bei dem Anschauen seiner grauen Haare nichts ihrer Unwürdiges begehe."

Wahr ist und schön und treflich von Vater Voß übersetzt das Wort Pope's:

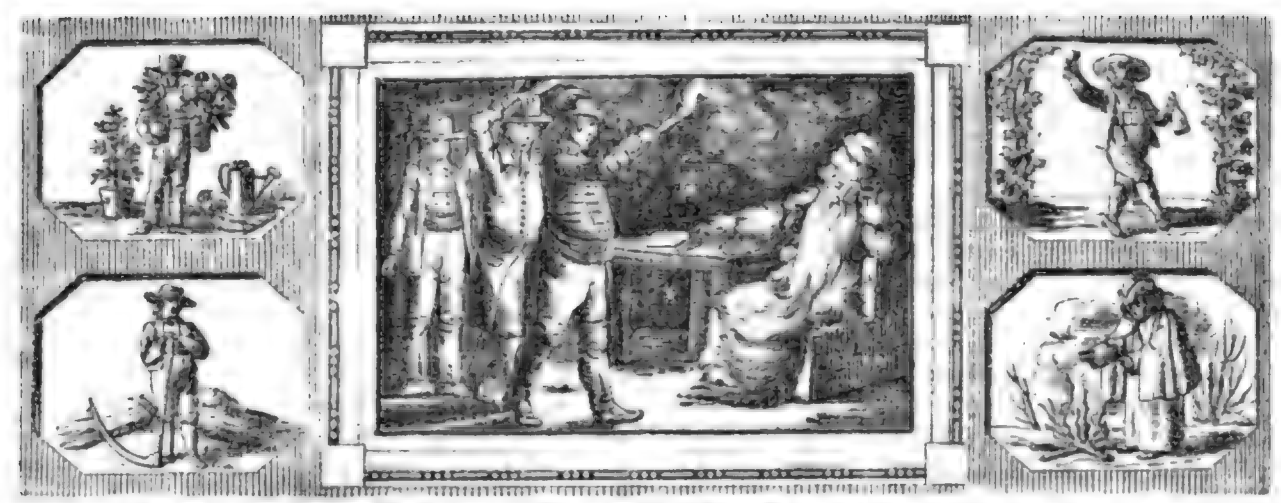
„Halbwisserei ist ein gefährlich Ding;<br>
Nicht koste, nein! trink tief am Musenspring!<br>
Ein seichter Nipp macht dumpf das Hirn und dumm,<br>
Doch voller Trunk ernüchtert wiederum." Haug.

## Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

Copenhagen. Wohl hat man Recht, Copenhagen ein Haupt zu nennen, das für den Staatskörper zu groß ist, und zu fürchten: das heftige Aufsteigen des Blutes nach dem Haupte

werde apoplectische Zufälle verursachen. Ich kenne — mit Ausnahme einiger italienischen Hauptstädte — keine Residenz in Europa, die das Verhältniß ihrer Einwohner gegen die Volksmenge des Staates so sehr überschreitet. Wenn man Dänemark mit beiden Herzogthümern zu 1,630,000 Bewohnern anschlägt und Copenhagen zu 100,000; so enthält es etwa ein Sechzehntheil der ganzen Bevölkerung. Der preußische Staat enthält, nach der letzten Zählung, 10,588,000 Menschen und Berlin nur 160,000. London kommt Copenhagen am nächsten. Nach wenig großen Städten strömen vom Lande, aus den Provinzen und dem Auslande so viele Menschen als nach Copenhagen; sie sind hier aus fast allen europäischen Ländern zusammen gemischt. Die Lage der Stadt und die Verhältnisse machten das Zuströmen erklärbar. Man hat oft gefragt: warum die Fremden, bei allen Klagen über Klima, Mangel an Unterhaltung, Geselligkeit und Auskommen, gewöhnlich hier bleiben? — Unsere fremden Ankömmlinge sind selten wohlhabend oder ausgezeichnet. Reiche bleiben gern wo sie sind und Talentvolle entläßt ihr Vaterland nicht leicht. Copenhagen gehört auch nicht zu den angenehmsten Orten. Ein langer Winter, sechs trübe Tage gegen einen hellen, Mangel an wahrer Geselligkeit und an öffentlichen Belustigungen, sehr große Theurung, — solche Eigenschaften können einen Reichen nicht reizen, einen mildern Himmel zu verlassen. Es würden sogar Manche von hier sich gern nach andern Ländern wenden, wenn es nicht so schwierig wäre, einen Baum mit seinen Wurzeln aus dem mütterlichen Boden zu heben und in einen andern, wenn gleich günstigeren, zu verpflanzen. Es gehet ihnen damit, wie Holberg von seiner Verheirathung sagt: „Als ich jung war, konnte ich nicht heirathen und als ich heirathen konnte, war ich nicht jung." — Copenhagen ist eine See- und Handelsstadt und Handel und Schiffarth locken viele junge Männer zu uns; wenige haben Mittel wieder zurück zu kehren, viele verheirathen sich und vermischen sich mit den Eingebornen; einige sind nur Zugvögel. So bleibt denn der Geist vermischt und nimmt keinen ächt vaterländischen Charakter an. — Die Theurung mancher nothwendigen Gegenstände hat zugenommen oder ungünstige Veränderungen erlitten; z. B. die Hausmiethe. So lange der Werth des Silbers auf 375 stand, richtete sich Alles darnach; jetzt aber, da der in seine Stelle getretene Quartals-Cours weit über hundert Prozente niedriger steht, ist es anders. Die Miether, welche nach Nominalwerth gemiethet hatten, wollen die Miethe nach dem Verhältnisse zum baaren Silber herunter setzen; die Vermiether wollen in baarem Silber behalten, was sie in Nominalwerth erhielten. Man sah längst ein: daß die Miethe zu hoch war, aber so lange der Bank-Cours weit über dem Cours des Silberwerthes stand und der Umlauf der Bankzettel stärker war, bemerkte man es nicht so sehr. Die Preise des Eigenthumes sind mehr gestiegen, als sie es nach der Verringerung des National-Vermögens und den zu erwartenden Einkünften seyn sollten. Die Wenigsten können eine Miethe von 2—300 Speziesthalern bezahlen und es ist auch thöricht an zu nehmen: daß, selbst bei einem heruntergesetzten Münzfuß, 120 Schillinge in die Stelle von 96 treten sollen. Vielleicht ist die Zeit nicht entfernt, daß Wohnungen, die jetzt 400 Reichs-Bankthaler Silber gelten sollen, für 400 Reichs-Bankthaler in Zetteln vermiethet werden. — Die Art, wie unsre Volksmenge in Copenhagen zunimmt, vermehrt wohl die Miether, aber nicht die Zahlfähigen. Nach dem großen Brande im Jahre 1795 wurden die neu erbaueten Häuser mit unzähligen kleinen Wohnungen für die Herbeikömmlinge versehen; wer für die kürzeste Zeit und zur äußersten Nothdurft Geld zu haben glaubte, führte ein Mädchen zu Hymens Tempel. So entstanden und entstehen unzählige armselige Familien, zur Last der andern Bürger und zur Erschwerung des Armenwesens. — Nach jenem Brande verschönerte man indessen die Stadt wie durch Zauber. In vielen Gassen entstanden Gebäude, die an Geschmack, Pracht und Einrichtung Pallästen glichen. Auf einem Theile des Rosenburger Gartens erhoben sich Reihen, die in Venedig und Genua schön seyn würden. Unter den Kaufleuten und Kapitalisten waren Besitzer von bis zu 15 Tonnen Goldes; der Brand gab diesem Reichthum einen Abfluß nach den unteren Volksklassen, denn viele hundert neue Gebäude wurden aufgeführt. Aber auch die schädlichen Folgen des Reichthumes blieben nicht aus. Verschwendung und Prachtliebe verbreiteten sich überall. Vor 40 Jahren war in Copenhagen nur eine bedeutende Tuch- und Seidenhandlung die von Waßerfall. Es war Sprüchwort, von einem recht geputzten Menschen zu sagen: „Er sieht aus, als ob er von Wasserfall kommt." Die übrigen Kaufleute handelten mit soliden Waaren, welche den Modewechsel überleben konnten. Als die englischen und französischen Manufakturen ihre Künsteleien anfingen, ward auch Copenhagen von ihnen heimgesucht; Boutiken reiheten sich an Boutiken. Denselben Gang nahmen die Conditoreien. Vor 30 Jahren waren deren nur zwei, die feine Restaurationen hatten. Sie waren auf die Lieferungen bestellter Sachen beschränkt und verkauften in ihren Boutiken nur Brustzucker und dergleichen, noch zur Hälfte nützliche Sachen. Bald siedelten Italiener sich an. Jetzt ist es dahin gediehen, daß man in jeder Gaße restaurirt, oder vielmehr destruirt werden kann. In gleichem Grade stieg die Epidemie der Schauspiels-Besuche. Vormals begnügte die mittlere Volksklaße sich damit, jährlich etwa zwei Mal dafür Geld aus zu geben; jetzt miethet man Logen für das ganze Jahr und parcelirt sie dann wieder wie ein Landgut. Fortschreiten in der ächten Geistesbildung ist jeder Volksklaße wünschenswerth, aber solche Afterbildung führt zum Verderben! — Man hält das Sinken unserer Fabriken für eine der Ursachen der großen Armuth. Wenn Dänemark keine Fabriken haben kann, so sollte man Eltern unaufhörlich warnen, ihre Kinder dieser Bestimmung zu widmen; und wenn es sie haben kann, so sollte der Nationalgeist sie unterstützen. Von diesem möchten die Britten uns etwas zusenden, anstatt ihrer Manufaktur-Waaren! — Ich finde übrigens eine der stärksten Ursachen der Verarmung in dem übertriebenen Genusse des Brandtweins. Schon vor 13 Jahren gab es in Copenhagen 2000 Brandtweins-Schenken, also war etwa der 50ste Einwohner ein Brandtweins-Wirth; jetzt ist es noch ärger. — Die Polizei hat einige Maaßregeln dagegen getroffen, aber sie sind nicht nachdrücklich genug, da dieses Gift eines der schädlichsten ist für den Fleiß und die Sitten eines Volkes. — W —.

Redacteur und Herausgeber: J. W. Gubitz. Verleger: Maurersche Buchhandlung.



# Der Gesellschafter
oder
# Blätter für Geist und Herz.

1820. Mittwoch den 31. Mai. 88stes Blatt.

## Der Gärtner.

(Am 31sten Mai 1820.)

Die Windsbraut zog verwüstend durch die Gauen,
Aus schwarzen Wolken stürzte Regenbraus,
Es wühlt' die Fluth zerstörend in den Auen,
Die dunkle Nacht löscht alle Sternlein aus —
Den Muthigsten ergriff ein mächtig Grauen,
Der Landmann floh und bebt' für Feld und Haus.
Ein Garten dort, die Zierde sonst der Fluren,
Trug nur, statt Frucht, noch der Vernichtung Spuren.

Entwurzelt lag die Mehrzahl hoher Bäume,
Die Mauer rings in Trümmern hingestreckt;
Ertödtend fuhr der Nordwind über Räume,
Die gestern noch der blüh'nde Segen deckt;
Verwelkt, erstorben ruh'ten alle Keime:
Ein Anblick, der die laute Klage weckt!
Und was nicht schon durch Fluth und Sturm zerstöret,
Ward noch durch Räuberfaust entwendet und verheeret.

Mit tiefer Trauer sah in Blick und Miene
Des Gartens edler Herr das wüste Land,
Und rief — daß der als neuer Schöpfer diene —
Den Gärtner auf, deß kunsterfahr'ne Hand,
Deß klarer Blick sich mit dem Fleiß der Biene,
Deß Milde sich mit hoher Kraft verband;
Und fröhlich übernahm der Mann die Mühe,
Daß seiner Sorg' ein Eden neu entblühe.

Bald grünt im Segen Alles freudig wieder,
Und keimt und wächst bei Sonnenschein und Thau;
Denn prüfend schaut des Gärtners Auge nieder,
Er pflanzt und sä't in seiner lieben Au';
Die Mittel schafft, die Kräfte lenkt er bieder,
Und schirmend stieg der Mauer fester Bau —
Nun mag der Herr mit tapf'rer Diener Schaaren
Die junge Flur vor Raublust siegend wahren.

Und ein Jahrzehend flog mit leichten Schwingen
Zur Ewigkeit, seit wir den Gärtner sehn,
Und seines Strebens glänzend Wohlgelingen,
Der neuen Schöpfung herrliches Erstehn.
Dem Herrn sey Preis, von dem wir ihn empfingen,
Deß schöner Wille durch den Greis geschehn!
O süße Früchte, die dem Guten lohnen:
Bei edlen Herrn auch edle Diener wohnen!

Kennt Ihr den Gärtner mit den Silberhaaren,
Dem siebzigmal der Lenz heut schon erblüht;
Der weise sich und gütig und erfahren,
Mit Freudigkeit für unser Heil gemüht;
Zu dessen Kranz sich Palmenblätter paaren,
Mit Eichenlaub, das hold die Stirn umglüht?
Kennt Ihr den Herrn, den Garten nicht, Ihr Brennen?!
Den Gärtner nicht? Soll ihn mein Lied erst nennen?

K— —.

## Biselhans.

(Schluß.)

Als Biselhans erwachte, fand er sich in einer wilden Felshöhle, deren groteske Wände, matt beleuchtet von dem flackernden Licht eines im tiefsten Hintergrunde brennenden Feuers, vor seinen irren Blicken wie Träume einer dunklen Zukunft gaukelten. — Matt hob er sich von dem dürftigen Lager empor, da gewahrte er neben sich ein altes braunes Weib, in abendtheuerlich zusammen gesetzter Tracht, ähnlich einer Hexe, so zurück schreckend war ihr Aeußeres. Ihrer Sorgfalt aber verdankte er jetzt zum zweiten Mal das Leben; denn die Alte war Niemand anders, als die braune Lise, welche einst schon den Knaben mit mütterlicher

Sorgfalt gepflegt hatte, als sein Geschick ihn in früher Jugendzeit unter die Räuber am Rhein führte, und die jetzt, einem Trupp Zigeuner zugesellt, zum andern Mal seine Erhalterin wurde. — Als Biselhans gegen die ihn überfallenden Ostmannen kämpfte, verjagte das Kommen der Söhne des Waldes und der Wüste noch zur rechten Zeit seine Feinde. Sie hatten den Ohnmächtigen gefunden, ihn aufgenommen und da noch Lebenszeichen sichtbar waren, ihn der Pflege des alten Weibes übergeben, welche nicht wenig erstaunte, als die Fieber-Phantasien ihres Kranken ihr nach und nach verriethen: wer er war und wie nah er ihrem nicht gefühllosen Herzen stand. Mit doppelter Sorgfalt pflegte sie jetzt sein, und als er nun zum ersten Mal mit klarer Besinnung die Augen aufschlug, da fiel das alte Weib auf ihre Knie, dankend dem Höchsten: daß es ihr vielleicht nun noch vergönnt sey, ein Unrecht früherer Jahre gut zu machen. Dem Genesenden erzählte sie aber über seine Herkunft Folgendes:

„Einst, als wir den Sundgau durchstreiften, führte uns unser Weg bei nächtlicher Zeit einem ansehnlichen Landhause vorüber, dessen Wohlhabenheit versprechendes Aeußere den Spekulationsgeist Einiger aus unserer Mitte erregte. Völlig unbekannt jedoch mit der Zahl und Beschaffenheit seiner Bewohner, wagten wir nicht — wir waren damals nur schwach an Mannschaft — etwas zu unternehmen ohne vorherige Untersuchung, und ich sollte Kundschaft einziehen. Ich blieb demnach in der Nähe, um bei anbrechendem Tage — unter der Maske einer Hausirerin — mich mit dem Inneren bekannt zu machen, und die Anderen begaben sich einstweilen in ein nicht zu entferntes Gehölz, meinen Bericht daselbst zu erwarten. — Noch hatte ich keine zwei Stunden hinter einem Gebüsch des weitläuftigen Gartens auf den Augenblick gewartet, wo ich meinem Auftrage Genüge thun könnte, da hörte ich eilende Schritte sich mir nähern und erkannte im Zwielicht des kaum dämmernden Morgens einen Mann und ein Frauenzimmer, welche eilig der Stelle zukamen, wo ich mich verborgen hielt. Tiefer kroch ich ins Gebüsch und die Beiden schritten an mir vorüber, ohne mich zu bemerken. Als sie vorbei waren, ging ich unbemerkt nach. Kaum zwanzig Schritte von mir war die Landstraße gezogen; dieser hatten sich die Beiden genähert und neugierig folgten ihnen meine Blicke. Denkt Euch mein Erstaunen, als ich sah: wie das Frauenzimmer unter ihrem Mantel ein Kästchen hervor nahm und dem Manne hinreichte, dieser sich darüber weg bog, als küßte er es und dann der Begleiterin wieder gab, sich traurig weg wendete und das Gesicht mit der Hand bedeckte, gleichsam als wolle er nicht sehen, was diese damit mache. Das Weib aber nahm das Kästchen, setzte es, einige Schritte weiter gehend, unter einen am Wege stehenden Baum und entfernte sich nun mit dem Mann eben so schnell, wie sie gekommen waren. Kaum konnte ich den Augenblick erwarten, wo ich mich unbeobachtet glaubte, so eilte ich, getrieben von Neugierde, dem Baume zu. — Ich nahm das Kästchen auf. Sanft schlummernd lag ein gewiß nur wenige Tage altes Kind darin. Einen Augenblick kämpfte ich mit mir selbst: ob ich meinen Fund mitnehmen, ob wieder hinsetzen oder vielleicht Anzeige davon machen sollte? Letzteres, da mich dies leicht zur Beantwortung einiger Fragen vor Gericht hätte führen können, verwarf ich aus Sorge für meine persönliche Sicherheit; zu ersterem trieb mich ein Mitleidsgefühl. Statt hier zu bleiben und dem mir gewordenen Auftrag zu genügen, nahm ich das ruhig fortschlafende Kind, suchte eilig meine mich erwartenden Begleiter auf — und hier hätte ich beinahe mein Mitleid theuer gebüßt. Man schalt mich eine alberne Närrin und schon wollte der Hauptmann mich die Stärke seines Armes für meinen Ungehorsam gegen seine Befehle empfinden lassen, als die Entdeckung: daß dem Kinde eine nicht unansehnliche Geldsumme beigefügt war, mich rettete. Sie wurde getheilt; auf meinen Theil kamet Ihr, denn Ihr waret es, welchen das Kästchen barg. — Mit mütterlicher Freude nahm ich das nun mir gehörige Kind und durch Sturm und Unwetter, durch Nacht und Dunkel trug ich Euch, bis Ihr selbst Euch helfen konntet, treu und stark; denn gleich einem eigenen Kinde liebte Euch mein Herz. — Ein Zettel, den ich bei Euch fand, besagte: daß Ihr getauft und die Namen Tobias Johannes erhalten hättet; das war Alles, was man über Euch für gut gefunden hatte, zu sagen, und mehr erlaubten mir die Umstände Jahrelang nicht zu erfahren, da unser Haufe sich nach andern Gegenden zog, dort so lange sein Wesen treibend, bis die Euch bekannte Katastrophe eintrat, die Alles aus einander sprengte. — Sechs Jahre Gefangenschaft lautete mein Urtheil und als diese lange Zeit verflossen, waret Ihr, nicht meinem Gedächtniß, wohl aber meinen Nachforschungen entschwunden. Nach vielem Umherirren führte mich mein Geschick endlich wieder einmal in jene Gegenden, wo mich der Zufall Euch finden ließ. Ein unwiderstehliches Gefühl trieb mich an, nähere Auskunft über Euch zu erhalten, und ich suchte und fand Gelegenheit, mir Zutritt in dem Hause zu verschaffen, aus welchem ich Euch als Kind hatte bringen sehen. Der einstige Besitzer desselben war gestorben; seine Tochter bewohnte es jetzt — diese ist Eure Mutter. In der Blüthe der Jahre lernte sie einen jungen Mann kennen, dessen gewinnende Liebenswürdigkeit ihr unbewachtes Herz rührte; aber er war von geringem Stande und sie die einzige Tochter eines auf seinen Namen stolzen Vaters. Nimmer würde der alte Baron seine Einwilligung zu einer Verbindung

seines Kindes mit seinem Verwalter gegeben haben: das fühlten die heimlich Liebenden wohl; aber was vermag so oft die Stimme der Vernunft gegen die der Leidenschaft! — Die letztere siegte auch hier und das Daseyn eines Wesens, das mit der Geburt den Fluch des Unrechts trug, war die Folge davon. Angst und Furcht vor dem Zorn des heftigen Vaters bewogen Hildegard zu dem furchtbaren Schritt, das Kind ihrer Liebe dem Mitleid des Geschicks hin zu geben. Glücklich war dem Vater das Geheimniß ihres Zustandes verborgen geblieben, glücklich das neu erwachte Wesen seinen Blicken entzogen worden. Aber die Ruhe kehrte nie mehr in Hildegards Brust zurück und zu dem geheimen Schmerz ihrer Seele gesellte sich bald noch ein zweiter, eben so brennender, welchen sie nicht minder den Augen der Welt verbergen mußte, wie den ersten. Ihr Geliebter starb; ein unglücklicher Sturz mit dem Pferde endete sein Daseyn und als nach Jahren auch der Vater in die Gruft seiner Ahnen sank, stand Hildegard nun allein, verlassen, nagende Reue im Herzen, ein unglückliches Opfer jugendlichen Leichtsinns. — Dies Alles erspähte ich, stand aber mehrere Tage an: ob ich der armen Mutter das Geschick ihres Kindes, so weit ich es selbst wußte, entdecken sollte oder nicht? Endlich entschloß ich mich dazu, tief bereuend in diesem Augenblick: daß ich damals, als der Spruch des weltlichen Richters über mich und meine ehemaligen Gefährten erging, hinsichtlich Eurer nicht gesprochen hatte, wodurch gewiß so Manches anders geworden wäre. — Weinend warf ich mich Hildegard zu Füßen und erzählte ihr Alles. Ein Strahl von Freude blitzte in ihrem dunklen Auge auf — ach! nur zu bald umflorte es sich wieder, denn — durfte sie hoffen, jetzt glücklicher in ihren Nachforschungen nach Euch zu seyn als sonst? glücklicher als ich es bisher gewesen war? — Ich erbot mich, alle Gegenden, wo wir einst gewesen waren, noch ein Mal zu durchforschen, alle Unglücks-Bekannte jener bösen Zeit wieder auf zu suchen, vielleicht durch sie Kunde von Euch zu erhalten; und so sehr die arme Mutter auch fürchtete: ihren Sohn auf diesem Wege, vielleicht unter dem Auswurf der Gesellschaft, zu entdecken, so nahm sie doch gern meinen Vorschlag an und versah mich reichlich mit Reisegeld. Vergebens durchzog ich jedoch die beiden Ufer des Rheins, vergebens alle Gegenden, wo ich hoffen durfte, Menschen der Art an zu treffen, unter denen ich einst lebte — nirgends entdeckte sich mir eine Spur von Euch, und schon stand ich im Begriff, ohne Nachricht zu der Trauernden zurück zu kehren, als ich erfuhr: ich würde in den Gebirgen Ungarns Mehrere von denen finden, die einst mit mir zusammen waren, als Ihr noch mich für Eure Mutter hieltet. Hier, dachte ich, vernimmst du vielleicht etwas von ihm, und ging unbedacht neuem Elend entgegen. Denn kaum hatte ich mich den Gebirgen dieses Landes genähert, so führte mich mein böser Stern der Rotte wandernder Menschen zu, unter denen ich mich jetzt befinde, und ich konnte noch von Glück sagen: daß sie mir nur das Wenige, was ich noch hatte, nahmen, und meiner grenzenlosen Noth in diesem fremden Lande dadurch ein Ziel setzten, daß sie mir erlaubten, ihre Kinder zu warten und ihre Kranken zu pflegen." — Hier schloß die Alte ihre Erzählung, die einen tiefen Eindruck auf Biselhans machte. Der furchtbare Glaube an die Abstammung von einem Räuber wurde durch diesen Bericht von seiner Seele gewälzt, und zum ersten Mal dämmerte die Hoffnung in ihm auf, daß auch für ihn wohl noch ein Glück, auf rechtlich bürgerliche Lebensverhältnisse gegründet, blühen könnte. Ungeduldig sah er dem Augenblick seiner völligen Genesung entgegen; er kam — und mit ihm die Entwickelung seines trüben Geschicks.

Längst hatte man bei dem Regimente seine Abwesenheit bemerkt; da kein Zweifel an seine oft erprobte Redlichkeit und Treue war, so vermuthete man nichts anders als seinen Tod durch Feindeshand oder Gefangenschaft, und seine Oberen wie seine Kameraden waren daher nicht wenig überrascht, als eines Tages der Verlorengegebene unter sie trat und seinem Befehlshaber entdeckte, was er selbst von sich kurz zuvor vernommen und was überhaupt seit dem Tage seines Verschwindens mit ihm vorgegangen war. Aufmerksam vernahm dieser den Bericht des Zurückgekehrten, und das Schicksal des jungen Mannes rührte sein menschenfreundliches Herz. Längst ihm gewogen durch sein gutes Betragen im Lager und seine bewiesene Bravheit gegen den Feind, beschloß er, fortan des Armen Schützer zu seyn, und als bald nach dieser Zeit der Heerführer über diese Abtheilung der Armee Musterung hielt, da empfahl diesem der Oberst seinen Untergebenen, bittend die Gnade des Kaisers für ihn in Anspruch zu nehmen. Und der Heerführer that, nachdem er sich von Allem gehörig unterrichtet, was er für Recht erkannte, und es währte nicht lange, so kam ein Schreiben, unterzeichnet von dem höchsten Machthaber, im Lager an, dessen Inhalt war: wie der, einst gegen den armen Tobias Johannes gefällte Spruch des Gerichts von **, seiner Ungerechtigkeit wegen, für null und nichtig erklärt und Kraft höchster Machtvollkommenheit der Betheiligte — der als treuer Mann und unerschrockener Krieger sich bewiesen — feierlich und öffentlich in alle Ehren und Gerechtsame der bürgerlichen Gesellschaft wieder eingesetzt würde, die ihm so lange durch übereilten Richterspruch verkümmert worden.

Schwer ist das Entzücken zu schildern, welches bei Ueberreichung dieses Ehrenbriefes den jungen Mann durchströmte. Nach so viele Jahre lang geheim getragener Last einer unverdienten, schrecklichen Schmach

ging auch in ihm ein neuer Frühling der Hoffnung auf: die Aussicht auf ein Leben voll Ehre und bürgerlichen Glücks. — Mit der Nachricht, ihn gefunden zu haben, war die Alte, welche ihren Pflegling nach seiner Genesung begleitet hatte, schon längst zu seiner Mutter zurück gekehrt; als im folgenden Jahre ein Friedensschluß den Krieg an Ungarns Grenzen beendigte, folgte ihr, ehrenvoll entlassen, Tobias und bald darauf sank er, zum ersten Mal in seinem Leben, an die Brust und in die Arme einer Mutter, in deren alternde Tage das Geschick diese Freudenblume, zum Zeichen der Vergebung ihrer jugendlichen Verirrung, wand. — Leicht ist es zu denken, wohin Tobias sich bald aus den Armen mütterlicher Liebe gezogen fühlte. Er fand seine Ilse liebend wie einst; ihr biederer Vater, sein einstiger Retter, nahm ihn auf, wie einen eigenen Sohn, und bald verband der Segen der Kirche ein Paar Herzen, welche die Natur für einander schuf.

## Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

**Hamburg.** Am literarischen Horizonte unserer Stadt sieht es nicht sehr glänzend aus. — Neuerdings hat uns auch Fanny Tarnow verlassen; sie schien sich unter unseren Handelsherren, in dem gewerbthätigen Leben der alten Hansestadt, nicht ganz zu gefallen; wir hoffen aber doch: bei vorkommender Gelegenheit günstiger beurtheilt zu werden, als einst die Petersburger und die russische Nation überhaupt. — Fast strenger noch, wie Fanny über die letztere, hat der sonst rühmlichst bekannte Däne, Professor Rahbeck, über Hamburg Gericht gehalten! Seine dänischen Briefe enthalten viel Bitteres, Hartes und Unfreundliches, oft in einer Zeile, in einem Worte! — Trotz der vielen Zeitschriften die hier erscheinen, fehlt uns immer noch ein Blatt, welches zur Aufnahme größerer, zunächst die Vaterstadt betreffende Aufsätze vermischten Inhalts bestimmt — ohne jedoch Dichtungen ganz aus zu schließen — dem Geiste eine genügendere Nahrung gewähren möchte, als so manche unserer hiesigen Tagblätter es vermögen, die wirklich zuweilen äußerst frivol oder ganz gehaltlos sind. Zur Herausgabe eines solchen vaterstädtischen Journals müßten sich allerdings mehrere wackere Männer Hamburgs vereinigen, und sich die Mitwirkung der tüchtigsten Gelehrten des benachbarten Holsteins und anderer deutschen Provinzen zu verschaffen wissen, um nicht einseitig zu werden. — Professor Suhr hatte im vorigen Monate wieder neue, erst kürzlich vollendete Panoramen aufgestellt, die jede billige Forderung befriedigen. — Unser Stadttheater besteht noch immer fort, trotz des harten Kampfes, den die Direktion oft zu bestehen hat. Nur Männer, die nach so festen Grundsätzen und mit so ächter Liebe für die dramatische Kunst ihr Geschäft verwalten, wie unsere Direktoren, konnen leisten, was hier geleistet wird. Es ist nicht schwer, sich vor die Bühne hinstellen und nun frischweg kritisiren; aber nur eine Woche versuche man das Ruder des stets auf sturmbewegten Wellen schwankenden Theaterschiffes zu führen, und man wird billiger in seinen Ansprüchen werden. Es läßt sich nächstdem durchaus nicht in Abrede stellen, daß bei einer Privat-Bühnen-Unternehmung, wie sie der Natur unserer kleinen Republick gemäß ist, nicht solche Kräfte wirksam seyn können, als bei ähnlichen, vom Staatsoberhaupte großmüthig unterstützten Unternehmungen. — Neulich ist „Oberon", mit neuen Maschinerien und Dekorationen ausgestattet, dem Publikum wieder dargeboten worden. Oberon (die Sängerin Pohlmann erschien als solcher sehr vortheilhaft) stellte sich uns in Wolken schwebend auf einem Wagen dar, der von Tigern gezogen wird; ob dieses der Dichtung entsprechend, bleibe unentschieden, aber die beiden Bestien waren abscheulich! Gute Musterbilder von Tigern, wenn auch die schöne Zeichnung von G. Stubbs dem Maler unbekannt oder nicht zur Hand war, sind ja in so vielen naturhistorischen Kupferwerken zu finden, warum denn nicht lieber das majestätische Thier naturgetreu malen, als solche Karricaturen aufstellen? Der Theatermaler ist sonst ein fleißiger und nicht ungeschickter Mann. Die Schluß-Decoration im „Oberon" ist den besten Arbeiten solcher Art an die Seite zu stellen. — Das Theater in der Steinstraße ist geschlossen; Herr Professor Kruse, der Verfasser des Trauerspiels „Ezzelino", und ein Wiener Maschinist haben es gemeinschaftlich gepachtet, um dort Kinder-Pantomimen und dergleichen zu geben. Wir möchten dem Unternehmen nicht durch Worte übler Vorbedeutung schaden, fürchten aber, daß es wenig Früchte tragen, und dennoch der alten ehrwürdigen Bühne unseres unsterblichen Schröders (welchem Prof Meyer auf Bramstedt ein so würdiges Denkmal gestiftet) augenblicklichen Nachtheil bringen könnte, wie dieses unläugbar die im Ganzen erbärmlichen Leistungen der Vorgänger gethan haben. Zu seiner Zeit das Nähere über den Erfolg. • • •

Napoleon ist vielleicht unter allen Menschen derjenige, welcher das Wort „unmöglich" am wenigsten leiden konnte, und es immer „ein Beiwort für Narren und Feige" nannte. Jeder der sich dessen bediente, um damit ein Verlangen oder eine Behauptung zu widerlegen, erhielt gleich einen verächtlichen oder zornigen Blick von ihm. Fouché empfand es einst nachdrücklich, wie er das Wort „unmöglich" eigentlich zu würdigen habe. — Im Jahr 1807 sollte eine eben so wichtige als schwierige Unterhandlung mit Rußland abgeschlossen werden, und Fouché, damaliger Polizei-Minister, widersetzte sich derselben, indem er sagte: der erwartete Erfolg sey unmöglich! Napoleon, die Sache von einer ganz andern Seite ansehend, drehete sich plözlich um, und sagte: „Was? Ein in den großen revolutionären Zeit-Ereignissen grau gewordener Veteran kann eine so kleinmüthige Aeußerung wagen? Für Sie gäbe es etwas Unmögliches? Sie, der Sie seit 15 Jahren Begebenheiten geschehen sahen, die man mit Recht unmöglich nennen konnte, ein Mann, der einen Fürsten wie Ludwig XVI. sein Haupt unter das Beil eines Henkers legen, der eine Erzherzogin von Oesterreich, Königin von Frankreich, ihre Kleider und Schuhe flicken sah, während sie das Schaffot erwartete — und der jezt Minister ist, während ich Kaiser bin, ein solcher Mann meine ich, sollte niemals von Unmöglichkeit reden!" (Gaz. d. Fr.)

Mollien erzählt in der Beschreibung seiner Reise nach dem Innern Afrika's folgendes: Die Frauen und Kinder sind die größte Pein für einen Reisenden; die Einen nahmen mir meine Schuhe weg, und schindeten mir die Füße mit ewigem An- und Aufziehen derselben; Andere sezten meinen Hut auf und lachten über seine Form; Andere knöpften mir alles auf. Was aber vorzüglich ihren Abscheu erregte, war unsre weiße Haut. Einige Frauen erklärten: sie möchten um keinen Preis mit mir allein bleiben, sie würden sich förmlich vor mir fürchten. Ein junges Mädchen strich mir übers Haar und rief: er hat ja Pferdemähnen! — Die Neger sind der Meinung, daß die Weißen nur auf dem Waßer leben, weder Land und Häuser noch Thiere haben; die großen Flüsse, meinen sie, gehörten uns, aber alles Land sey ihr Eigenthum. (Censeur.)

Hr. Playfair, Buchhändler in London, zeigt ein Werk: „France as it is" mit folgendem Posaunen-Ton an; „Diese zwei Theile müssen durchaus von jedem Englishman oder von jeder englischen Familie, die in Frankreich wohnt, oder jemals dort zu wohnen gedenkt, gelesen werden." (Courier.)

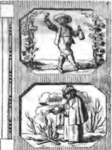
Ein französischer General sagte einmal kurz vor einer bedeutenden Schlacht: „Jezt ist nicht mehr Zeit zum Daseyn, nur zum Abmarschiren. (Courier.)

**Beilage:** Bemerker No 10. u. Blatt d. Ankündigungen No. X.

Redacteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurersche Buchhandlung.








# Der Gesellschafter
oder
# Blätter für Geist und Herz.

1820. Freitag den 2. Juni. 89stes Blatt.


## Des Wunsches Erfüllung.

(Zur Monats-Vignette.)

Aus wüsten Fieberträumen erwachte Edgard von Normansegg, schlug langsam die matten Augen auf und schaute befremdet in dem weiten düsteren Gemach umher. Die ärmlichen Lager, auf welchen rings Verwundete und Kranke gebettet waren, die Schmerzenslaute, die an sein Ohr drangen, und mehr noch die eigenen brennenden Wunden riefen ihm die Erinnerung an das Auerstädter Schlachtfeld zurück. Er entsann sich wieder recht deutlich: wie er in jenen Schreckensstunden an der Seite seines Majors hielt, wie das Weichen des preußischen Heeres ihn mit Schmerz erfüllte, wie der Siegesruf der Franken sein Herz zerschnitt und wie er endlich, von einer feindlichen Kugel hart getroffen, in das herbstliche Gras sank. Das Weitere zog damals dunkel, nur halb vernommen an ihm vorüber; er fühlte sein warmes Blut aus seiner Wunde strömen, sein Leben schwinden und erwachte jetzt zum ersten Mal wieder zu hellem Bewußtseyn.

Das matte Haupt auf seinen [illegible] gestützt, sah er düster vor sich hin. Das Schicksal seiner Waffenbrüder und seiner Heimath faßte ihn mit schmerzlicher Sorge, und dennoch scheute er die Frage nach beidem. Da richtete sich nahe bei ihm eine schöne bleiche Jünglings-Gestalt vom Lager empor und sagte, leise klagend, zu sich selbst: „Du armes, schönes Vaterland!“ — „Giebt's denn noch eines für Dich?“ — lachte eine Stimme von der andern Seite wild auf; durch Edgards Seele drangen die Worte wie ein scharfer schneidender Dolch, er legte die Hand fest über die müden Augen, fest, als fürchte er das Hervordringen heißer Thränen, und sank so auf sein Kissen zurück. — Draußen an den hohen kleingegitterten Fenstern fuhren schneidende Windstöße hin und drehten knarrend die Wetterfahne des nahen Klosterthurmes, der, im bleichen Mondlicht, wie ein schwarzer Riese in das Schmerzenszimmer zu blicken schien. Von Zeit zu Zeit klirrten die losen Scheiben, als wollten sie nun gänzlich aus der Bleifassung brechen, und dazwischen tönten einzelne tolle Reden der Verwundeten so verwirrend, daß Edgards kaum zurück gekehrtes Bewußtseyn schwand und die alten finsteren Phantasieen ihm von Neuem nahten.

Wieder waren einige Tage so vergangen, da rang sich Trommelschall und das Geklirr aufgenommener Gewehre durch seine vom Traum befangenen Sinne. „Mein Gott!“ sagte er, sich schnell empor richtend; „hört Ihr denn nicht den kriegerischen Ruf? Wir müssen ihm folgen, schnell fort, den Brüdern nach!“ — „Diesen wohl schwerlich!“ entgegnete eine Stimme neben ihm, und zugleich drückte ein Arm den Todtmatten sanft auf sein Lager zurück. Edgard wandte den Blick; der bleiche Jüngling saß am Hauptende seines Bettes, und sprach, sich herzlich zu ihm neigend: „Armer Kamerad! Euch hat es wohl hart getroffen? Haltet jetzt nur die bösen Träume fern, die Wahrheit ist ja traurig genug!“ — „O wohl!“ seufzte Edgard, zu dem jetzt das fremdtönende fränkische Kommando herauf schallte. Er sah lange still sinnend in sich hinein, dann

aber heftig zusammen schreckend, fragte er hastig: „Wir sind doch nicht gefangen?" und wie der fremde Jüngling schweigend und trauernd die Augen senkte, wandte der Kranke, tief aus der wunden Brust aufseufzend, sich von ihm ab.

Das Geschick seines Vaterlandes, wie das seiner Lieben, lag lastend auf Edgards Herzen und die düstere Sorge ließ seine Genesung nur langsam vorschreiten. Alois von Walden blieb sein lieber treuer Pfleger; aber er vermochte nicht, den Freund zu erheitern. Die Zukunft lag grauenvoll vor Edgards Seele und kein Stern der Hoffnung blitzte durch das nächtliche Dunkel. Oft wünschte er sehnlichst, die feindliche Kugel möchte lieber gleich sein Herz getroffen haben, das hinfort doch nur unter den Dolchen des Schmerzes schlagen könne. Aber tröstend neigte sich in solchen Stunden ein holdes Bild zu seinem Herzen; er kannte es wohl und nannt' es Amanda, und immer gelang es der sanften Erscheinung, den wilden Gram zu beschwören, die starre Verzweiflung in Wehmuth zu wandeln.

Des Herbstes Stürme hatten ausgetobt, die blendend weiße Schneedecke des Winters lag über der Erde und die Morgensonne schien hell blitzend darauf hin, als Edgard und Alois mit ihren Leidensgefährten auf dem alten, von hohen steinernen Häusern eingefaßten Markt der Stadt versammelt waren, von hier aus, unter leichter Bedeckung, nach dem Inneren Frankreichs zu gehn. — Edgard stand fern von den Andern neben Alois, an den Pfeiler eines Bogenganges gelehnt, und sah finster auf die ärmlichen, dürftig mit Stroh versehenen Wagen, die sie aufnehmen sollten und zwischen denen jetzt Chasseurs, unter wildem rohen Getöse, immerwährend auf und nieder sprengten. Es war Alles zur Abfahrt bereit, nur der fränkische General, welcher die Gefangenen noch einmal sehen wollte, fehlte noch. Für Edgard war der Gedanke unbeschreiblich peinigend: daß sie Alle, noch halb krank, in der kalten Morgenluft auf den Einen warten sollten; er konnte den immer heißer aufsteigenden Unmuth kaum mehr nieder kämpfen: er trat deutlich in den blitzenden Augen, in der dunkeln Gluth seiner Wangen und den zwischen den Zähnen gemurmelten Worten hervor. — Da öffnete sich endlich die hohe Flügelthür eines nahen Hauses; der General trat, in Begleitung mehrerer Offiziere, hervor, sprach, das Haupt zurück gewendet, mit den Seinen und grüßte dann nachlässig die Versammelten. Ueber Edgards Antlitz zuckte des Zornes Flamme; bald aber wandte sich sein Blick von dem General auf einen seiner Begleiter, und, als habe er über diesen nun alles Andere vergessen, so starrten seine Augen wild und flammend auf ihn hin. Der Franke schien Einer der Vornehmeren zu seyn; dies ließ sich aus dem Achtlosen seines Betragens schließen, mit welchem er, eine lange Reitgerte auf und nieder schwenkend, neben dem General her ging und laut und lachend zu den Andern sprach. Um seine Stirn schlang sich ein schwarzes Tuch, auf seinem dunkeln Haargelock hing, leicht und lustig, eine rothe mit Gold verbrämte Sammetmütze, und die kleinen schwarzen Augen glühten, unter buschigten Augenbraunen, aus dem gelblich bleichen Antlitz forschend umher. — Edgard ward es sich immer deutlicher bewußt: er hatte die widerlichen Züge schon einmal gesehen; er erkannte sie trotz der Stirnbinde, die damals dem Antlitz fehlte. „Das ist er! — ja, bei Gott, das ist er!" sagte er rasch und heftig, ergriff Alois Arm und zog ihn den Vorübergehenden nach. — „Was hast Du?" fragte Alois, den Eilenden aufhaltend; „Du siehst so wild, so unheimlich — vergiß doch nicht, daß wir Gefangene und waffenlos sind!" — „Waffenlos!" wiederholte Edgard dumpf und drückte die krampfhaft zusammen geballte Hand gegen die Stirn; ein schnelles Erbleichen zog über seine Wangen und der erhobene Arm sank kraftlos nieder. — Der Zug der Wagen hatte sich während dem geordnet. Alois führte Edgard zu einem der letzten; er setzte sich an des Freundes Seite, der, den Mantel über die Augen geschlagen, im ernsten Schweigen das Haupt senkte. Erst als die alte Stadt, mit ihren gothisch spitzen Thürmen, weit hinter ihnen lag, zog Edgard die Hülle vom Gesicht und sagte bitter: „Auch das vorüber, auch der Kelch geleert — was nun noch? zu Ende ist es ja doch lange nicht!"

Châlons, das Ziel ihrer Reise, hatte sie schon seit Tagen aufgenommen, als der Christabend unter wirbelnden Schneeflocken dämmernd herauf zog und Alois in des Freundes Zimmer trat. „Ich bringe Dir ein Weihnachts-Geschenk!" rief er fröhlich und reichte Edgard einen Brief aus der Heimath. Mit freudiger Eile griff dieser nach der so lang ersehnten Kunde und sprengte in Hast die Siegel. — Zum ersten Mal seit Monden schlug sein Herz wieder von Freude bewegt, als er die lieben, lieben Worte las. Wohl hatten die Seinen viel in der schweren Zeit gelitten; aber des Krieges Schauplatz war jetzt von ihnen fort weiter gegen Norden gerückt, und ihre Ruhe ward nur selten von feindlichen Durchmärschen gestört. Je länger sein Blick auf den theuren wohlbekannten Schriftzügen weilte, je heller traten all die alten, trauten Bilder einer glücklichen Vergangenheit vor seine Seele und rissen ihn von seinem Kummer los in das Gebiet froher Wehmuth hinüber. Mochte auch Alles im Vaterlande sich verändert haben: kehrte er einst heim, er fand die alte Liebe, die alte Treue wieder; er fühlte das jetzt so freudig und gab sich ganz dem beglückenden Glauben hin.

Schon war Mitternacht nahe, und Edgard und Alois saßen noch immer traulich bei einander. „Nun aber" — so sprach Alois — „entdecke mir: was bewegte

Dich am Morgen unserer Abreise hierher so heftig bei dem Erblicken jenes fränkischen Offiziers? Ich habe das bis jetzt nicht fragen mögen, da ich Dich immer so düster sah und konnte dennoch jenen Moment nie vergessen.“ — Edgard entgegnete sehr ernst: „Ich könnte Dir sagen, es wären die wilden Züge gewesen, welche mich mit Entsetzen erfüllten, und ich hätte nur Wahrheit geredet; denn denke ich mir jetzt wieder lebhaft sein Bild, so legt es sich wie Flammen um meine Brust. Du brachtest mir ja aber heute so freundliche Kunde, so will ich es denn nicht scheuen, daß die Erzählung meine Heiterkeit stören könnte; vernimm, warum das Gefühl des Hasses für den Fremden in mir wohnt. — Es war am Abend vor der unglücklichen Auerstädter Schlacht, als ich in Dienstgeschäften, und mehr noch, um freundschaftlich den hochgeehrten Mann zu besuchen, in das Zelt meines Obristen trat. Ich fand ihn und einen ältlichen fremden Offizier am kleinen Feldtisch sitzen; zwischen den Gesichtern der ehrwürdigen Krieger lachten mir die blitzenden Kindesaugen eines zarten Jünglings entgegen, der mein Regiments-Kamerad und, wegen seines muthigen starken Herzens in der reinen Brust, mir längst schon recht innig lieb und befreundet war. Wie ich nun heute die blühenden, schönen, fast noch kindlichen Züge vor mir sah, über die der flackernde Lichtschein von Zeit zu Zeit wie spielend hinflog, faßte mich der schmerzliche Gedanke: daß vielleicht des Todes Sichel bald die zarte Blüthe mähen würde. Ich nahm meinen Platz ihm gegenüber und mochte meine Blicke nicht viel von dem seelenvollen Antlitz wenden. Der fremde Offizier, welcher, wie ich jetzt erfuhr, der Vater meines Freundes war, schaute mit stolzer Freude auf den Liebling, wenn dieser mit begeistertem Muthe von der Weihe seines Standes sprach, die ihm nun bald werden sollte. Er strich dann wohl wie segnend über des Sohnes theures Haupt, und mir erschienen die festen gebietenden Greiseszüge unendlich ehrwürdig, wenn sie in solchen Momenten mit hoher Rührung und Vaterliebe kämpften. — Im Lager war es still geworden, nur das Schnauben der Pferde, nur einzelnes Rufen drang noch in unser Zelt. Hugo! sagte jetzt der Fremde; der morgende Tag will Kraft, lege Dich einige Stunden zur Ruhe, Dein Vater will einmal wieder Deinen Schlummer bewachen! — Der Jüngling ergriff lächelnd des Greises Hand, sah dann fragend auf den Obristen und, da dieser bejahend nickte, lehnte er sich, noch immer des Vaters Hand in der seinen, auf das Feldbett zurück und schlief nach wenig Minuten ruhig wie im Vaterhause. — Unser Gespräch ward nun leise fort geführt und vielleicht schon darum ernster. Nach einer langen Pause, in welcher der Fremde auf die lächelnden Züge des Sohnes geschaut hatte, sagte er, feierlich dem Obristen die Hand reichend: Barner, Du bist nun wohl seit funfzig Jahren mein treu bewährter Freund, sey auch der Vater meines Hugo, fordert der Himmel morgen mein Leben mir ab. Es wird ein heißer Tag werden, und wer von uns kann sich den Abend verbürgen! — Mein Obrist schlug herzlich gewährend ein, und Beide saßen lange schweigend. Ich aber gelobte mir, so lange ich es vermöchte, des theuren Jünglings Leben zu schirmen, und schied dann von den Veteranen, die wohl noch Manches auf dem treuen Herzen haben mochten, was aus zu sprechen die Gegenwart des Dritten sie hindern konnte.

(Die Fortsetzung folgt.)

## B u n t e s.

Der bekannte schweizerische Einsiedler, Niklas von der Flüe, sagte auf dem Sterbebette zu einem Mönch, der ihn noch in theologische Spitzfindigkeiten verwickeln wollte: „Verschont mich mit Euren weisen Sprüchen, die ich nicht verstehe. Mich hat immer bedünken wollen, unser Herr Christus habe am meisten gelitten, und leide jetzt noch — von den Gelehrten!“

In einem alten komischen Helden-Mährchen sagt ein Riese zu einem Menschen von gewöhnlichem Maaß:

Du stehst wohl in dem Wahn,
Mich zu besiegen?
Ich hab 'nen hohlen Zahn,
Da kannst du just drinn liegen.

Als Apoll die Constitution für den Musen-Staat auf dem Parnaß entwarf, war der erste Paragraph und das Grundgesetz: beständige Eintracht. Wahrscheinlich wollte er diesen Erfolg durch Hinwegnahme jedes Unterschiedes bewirken, indem — nach Kassiodor — der Name Musen die Gleichgestellten bedeutet. Man darf demnach mit vollkommenem Recht das Reich der Musen eine literarische Republik nennen; nur lassen kritische Despoten diese Verfassung nicht immer gelten. Sie wollen gern zeigen: daß ihr Pegasus wirklich von dem Blute der Medusa, von der Fürchterlichen (Gorgone), abstamme; doch geht es ihnen auch in der Regel, wie dem Barylus, der zu Boden geschlagen wurde, als er aus eigener Kraft dem Pegasus Zaum und Gebiß anlegen wollte; und ein kriegskundiger Bellerophon weiß dann das Roß zu benutzen, um auch die nachgebliebene Chimära zu tödten, damit die literarische Republik für Friedliche wieder bewohnbar werde.

Paul Flemming richtete einmal „an die Halsperlen seiner Geliebten“ folgende Galanterie:

Was bildet ihr euch ein, ihr Muscheltöchter ihr?
Vermeint ihr, daß mein Lieb' euch trägt zu ihrer Zier?
Nein, darum trägt sie euch, damit ihr selber schaut,
Wie viel ihr dunkler seyd, als ihre klare Haut.

Th. Laurin.

## Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

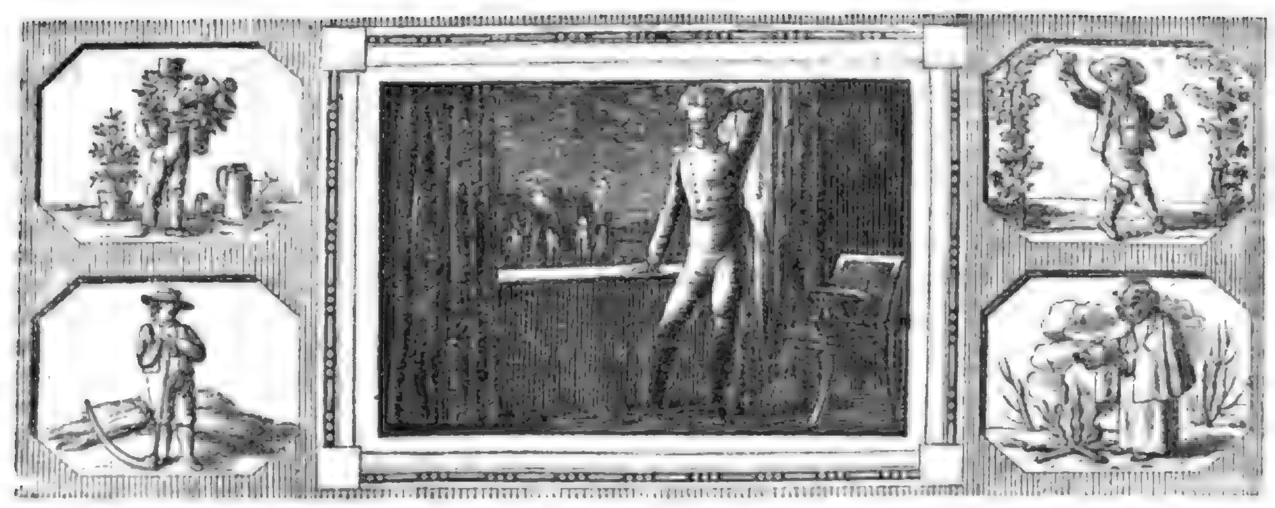
**Copenhagen.** Das Monument des berühmten dänischen Seehelden Tordenskiold, von dem Professor Dajon verfertigt, ist nun in der Kapelle der Holms-Kirche zu Copenhagen, an der rechten Seite des Einganges aufgestellt. Der Sarg von Tannenholz, welcher die irrdischen Ueberbleibsel des Helden umschließt, befindet sich in einem Sarkophag von feinem schwarzen Marmor, der auf einem Fußstück von grauem Marmor ruht und drei Ellen und neun und einen halben Zoll lang, eine Elle und vierzehn Zoll breit und eine Elle und eilf Zoll hoch ist. An jeder Ecke ist ein ächt vergoldeter Löwenkopf; an der einen Seite mit goldenen Buchstaben: Geb. XXVIII. Oct. MDCXCI., gest. XX. Nov. MDCCXX. und an der andern Seite Tordenskiolds Wappen. An der Wand hinter dem Sarkophag befindet sich eine große weiße Marmorplatte mit Tordenskiolds ähnlichem Bildniß (nach einem Original in Oehlmalerei, von dem berühmten Denner, einem der seltensten Kunstwerke in Danemark). Auf dem Vordertheil des Sarkophags stehen die Erinnerungs-Worte an seine Thaten: „Dünekilen. Marstrand. Elfsburg."; und unter seinem Bilde lieset man: „Dem Helden Peter Tordenskiold, Vice-Admiral. Ihn nannten sein König mit Ehre, seine Mitbürger mit Freude, seine Feinde mit Schrecken. Danemarks Jahrbücher bewahren seine Thaten, Friedrich der Sechste setzte ihm dieses Denkmal." — W —.

**Breslau.** Auf das kostbare Kabinet der Cameen eines fleißigen Sammlers, des Kaufmanns Seldstherr, mocht' ich aufmerksam machen, und erwähne deshalb besonders folgende merkwürdige Stücke: 1) Sieben Genien, auf orientalischen Conchylien sehr zart und trefflich von Pichler geschnitten. Bekanntlich ist dieser berühmte Steinschneider zu Neapel am 17. Januar 1734 geboren, wo sein Vater, Antonio Pichler, ein Tyroler, ebenfalls ein geschickter Steinschneider, verschiedene Jahre lang sich aufgehalten hatte, aber im Jahr 1743 weg zog, um sich mit seinem Sohn zu Rom nieder zu lassen. Hier studirte dieser die Steinschneidekunst in allen ihren Zweigen, und erlangte in dieser den Ruhm des größten neueren Künstlers nach Natter. Er schnitt Cameen und tiefe Steine, und arbeitete, wie Jener und alle großen Meister, am Rande (au touret) mit Demant-Pulver statt des Schmergels. Eines seiner berühmtesten Werke ist der „Centaur" tief gearbeitet, welchen er für den Siegelring des Dichters Metastasio arbeitete. Er starb zu Rom im Jahr 1790. — Neun andere auf orientalischen Muscheln geschnittene Cameen, sehr rein und meisterhaft im antiken Styl entworfen und ausgeführt, bezeugen denselben Meister. — 2) Ein trojanischer Streitwagen, in welchem ein Heros mit einer Lanze (etwa Hektor?) steht. Mit außerordentlichem Fleiß ist die Figur des Helden und der beiden laufenden Rosse auf dieser antiken Camee dargestellt. — 3) Venus, Cupido und der Schwan, welcher sich liebkosend mit seinem Schnabel dem kleinen Eros nähert; trefflich, mit hoher Kunst ausgeführt, ebenfalls eine antike Camee. — 4) Fünf andere Cameen, Venus mit Amor in verschiedenen Stellungen und Lagen; erhabene, wunderbare Arbeit, besonders jene Gruppe, wo Idalia, auf einem Ruhebett unnachahmlich schön hingegossen, ruht und Amor die brennende Fackel (wozu eine rothe Stelle in der orientalischen Conchylie trefflich benutzt ist) zu ihr hinwendet, nach der sie mit zarten, fein gearbeiteten Fingern greift. — 5) Ein weiblicher Kopf en profil mit griechischem zierlichen Haarputz, von den Locken künstlich durchschlungen. Diese sind treu und fleißig nachgeahmt, erscheinen aber nicht mühsam, sondern mit einer zierlichen Flüchtigkeit auf den Stein hingehaucht. — 6) Eine im Schleier verhüllte weibliche reizende Figur. Die Locken sind dicht verschlungen und unnachahmlich dem spröden Stein eingeprägt; die schwellenden sanft gewölbten Umrisse der reizenden Figur zeigen sich unter dem durchsichtig gearbeiteten Schleier blaßroth auf der orientalischen Muschel. — 6) Ein Aeskulap, vor ihm ein Genius mit einer Schlange. — 7) Ein kleiner zarter Amor, auf einem Delphin reitend. Die sanft bewegten Wellen des Wassers, bläulich schimmernd, sind gleichsam in die Conchylie gezaubert, denn nirgends sieht man, auch nicht mit dem Vergrößerungsglase, eine Spur vom Werkzeug. — 8) Zwei überaus schlanke reizende Bachantinnen, aus Krystallbechern nippend; ein Mann sitzt bei ihnen unter einem Baum. — 9) Taumelnde Bachanten und tanzende Bachantinnen, das Bachus-Fest begehend; eine reiche, schön gehaltene Gruppe, Hautrelief in Elfenbein. Ein prachtvolles, kunstreiches antikes Stück aus der besten griechischen Kunstzeit; Situation, Zeichnung, Schwung der Wellenlinien in den weiblichen Umrissen, Haare, Füße, Hände und Arme sind durchaus vortrefflich. — Auf unserer Bühne hat Mad. Devrient, vom Königlichen Theater zu Berlin, in folgenden Stücken Gastrollen gegeben: „die Jungfrau von Orleans", „Margarethe" in den „Hagestolzen", „Luise" in „Kabale und Liebe" (zwei Mal), „Elise von Valberg" (zwei Mal), „Antonie" in „Maske für Maske", „Egle" in „der Laune des Verliebten", „Minna von Barnhelm" (zwei Mal), „Clärchen" im „Egmont" und „Maria Stuart". Was die erste Rolle (Johanna) betrifft, so bemerkte Referent, daß der Monolog: „Lebt wohl u. s. w." nicht mit der ganzen Tiefe des tragischen Gefühls, welche der schöne lyrische Aufflug erheischt, und nicht mit gediegener hinreißender Haltung in der Deklamation (denn in der Tiefe ward die Stimme oft unklar, ja kaum hörbar) gegeben wurde. Dagegen aber ward der herrliche hochfliegende Monolog der „Maria Stuart": „Eilende Wolken, Segler der Lüfte!" sehr schön und mit tiefem pathetischen Gefühl, das uns ergriff und festhielt, vorgetragen. Vorzüglich wirkte überhaupt das Feuer, womit die Künstlerin Alle zur Begeisterung stimmte. Auch „Minna von Barnhelm", „Margarethe", „Lulie", „Egle", „Antonie" und „Elise" hat Mad. Devrient in lobenswerthem Eifer, vereint mit glücklichem Geschick gegeben und sie empfing, wie es ihr gebührte, alle Zeichen einer lebhaften Theilnahme. — Den Darsteller des „Mortimer" (Hr. Wallbach) heißen wir im tragischen Gebiete, das er, so viel ich mich entsinne, zum ersten Mal mit Auszeichnung betrat, bestens willkommen. Er kann einst, wenn er nicht in eine Manier fällt, im Tragischen etwas Vorzügliches leisten. Dr. Hermann.

In den Denkwürdigkeiten des Hrn. von Coulanges (einem bekannten Zeitgenossen und Freunde der Frau von Sévigné) kommt unter Anderem die Beschreibung einer Reise nach Deutschland vor, die er in seiner Jugend gemacht. Nichts steht im größeren Kontrast, als damals (1657) die Höfe von Baiern und Würtemberg. Zu München lebte der Hof wie in einem Kloster; man stand um 6 Uhr auf, hörte um 9 Uhr die Messe, speisete um 10½ Uhr zu Mittag und ging täglich in die Vesper; Alles begab sich vor 6 Uhr aus dem Palast, damit die königliche Familie Zeit hatte, um 7 Uhr zu Abend zu essen, um 9 Uhr sich zur Ruhe zu begeben, und am folgenden Morgen eben diese Lebensweise wieder an zu fangen. — Am Würtembergischen Hofe ging es nicht so erbaulich her. Hr. v. C. wurde zur herzoglichen Tafel geladen, wo die Gesundheit aller europäischen Mächte nach einander ausgebracht werden mußte. Unser Reisender, dem diese Toasts zu Kopfe zu steigen drohten, bat um ein Glas Wasser, welches ihm aber mit dem Zusatz verweigert wurde: „An einem so hohen Hofe, wie der herzoglich würtembergische, dürfe kein Wasser auf die Tafel gebracht werden." Dagegen waren die Hofdiener abgerichtet, die Gäste, wenn sie entweder schon unter dem Tische lagen oder nur schwankten, aus dem Eßsaal in die Hof-Kutschen zu tragen und sie sicher nach Hause zu bringen. — Jetzt wird wohl am Münchner Hofe weniger gebetet und am Stuttgarter weniger getrunken. (Journ. d. Par.)

Die Charte eines Landes ist seine geschriebene Vernunft — la raison écrite. (Constitut.)

Redacteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurersche Buchhandlung.



# Der Gesellschafter
oder
# Blätter für Geist und Herz.

1820. Sonnabend den 3. Juni. 90stes Blatt.

## Der Mächtige.

Wer ist der Mann dort auf dem hohen Thron?
Wie kommt's, daß rings sich Alles vor ihm beuget,
Daß sich die Macht, die Größe huld'gend neigend?
Ist er ein Gott? — Ist er der Erde Sohn?

Die Stirne droht, sein Blick voll Flammen zehrt,
Sein Inneres gleicht einer Seherhöhle;
In Räthseln giebt er donnernde Befehle,
Geheimniß deckt sein dreifach scharfes Schwerdt.

Sein Wort ist hehr; er schleudert seinen Witz
In der Erbärmlichkeit nie leere Räume;
Er nur ist wach, die Menschheit fesseln Träume,
Nacht deckt die Welt, Licht strahlt um seinen Sitz.

Sein Wink belehrt; ihn, überall gerecht,
Wird Schönheit nie und nimmer Gold bestechen;
Kein Richter wird wie er ein Urtheil sprechen,
Und keinem Herrn gehorcht so gern ein Knecht.

Klein achtet er das Spiel der Leidenschaft,
Klein nied'ren Haß und Selbstsucht, Stolz und Ehre;
Ihm ist's genug, daß Thoren er belehre —
Unfehlbar selbst, an Weisheit reich und Kraft.

Sein ist die Welt, die Zeit; in seinem Sinn
Herrscht, was den Trieb der Kräfte neu belebet;
Sein Geist ist's, der das Geister-Reich erhebet,
Er will — und schon sein Wollen ist Gewinn.

Da, wo er zürnt, flieht aufgescheucht und bang
Die Wissenschaft, und Spott folgt ihr und Schrecken;
Es flieht die Kunst, um tief sich zu verstecken,
Die Rede selbst verstummt, es schweigt Gesang.

Doch seht, er winkt, und Jubel füllt die Luft,
Und Segensruf und Preis folgt seinem Schritte;
Ihm, wo er ist, in seiner Diener Mitte,
Weiht Jeder gern der Liebe Opferduft.

Und dieser Held, um den der Höllen-Fluß
Sich neun Mal, ihm zum Schutze, glühend windet,
Der Weisheit so mit Tugenden verbindet,
Wer ist er? Sagt! Er nennt sich — Kritikus.

Rista.

## Des Wunsches Erfüllung.

(Fortsetzung.)

„Fort über den Tag, dessen Morgen eben dämmerte, als ich aus dem Zelte trat; warum Wunden von Neuem aufreißen, die wohl noch lange schmerzen werden. Auch unser Regiment traf das Loos des dunkeln Geschicks: wir mußten weichen, die Franken im raschen Fluge hinter uns. Noch ist mir, als höre ich das wilde, verworrene Getöse der Unsern und dazwischen den Siegesruf des verfolgenden Feindes. — Ich blieb, meines mir selbst gegebenen Wortes eingedenk, so viel es sich thun ließ, an Hugo's Seite; ich darf mir sagen, ich habe in diesen Stunden des Schreckens mehr als einmal sein Leben geschirmt. Jetzt rief seine Stimme dicht neben mir: Vater, mein Vater! — raschen Schwunges war er vom Pferde und knieend zu den Füßen des todtwunden Kriegers gesunken, der bleich und blutend an einem Baumstamm lehnte. — Der Greis schlug die brechenden Augen noch einmal auf: die geliebte Stimme des Kindes hatte für einen Augenblick das fliehende Leben zurück gerufen; mit höchster Anstrengung flüsterte er: Mein Hugo! legte segnend die Hand auf des Sohnes Haupt, dessen Antlitz sich todtenbleich über den Sterbenden neigte, und sah mit dem vom nahenden Tod umnebelten Blick auf ihn hin. — Ach, ich werde

den Anblick nie vergessen und nie den darauf folgenden, der mich mit tiefem Abscheu erfüllte. — Mein Regiment war rasch vorwärts gesprengt, nur ich verweilte, nach allen Richtungen scharfen Auges umher spähend; da traf von einer Seite, wo ich mich ganz sicher glaubte, ein Streifschuß meine rechte Schulter; meine Hand mit dem streitfertig gehobenen Säbel sank, und in dem Augenblick sprengte mit verhängtem Zügel, weit den Andern voraus, ein feindlicher Kürassier-Offizier daher. Die schwarzen Roßhaare seines Helmes wehten wild um die gräßlichen Züge: weit über den Hals des Pferdes vorgebogen drang er heran; hoch blitzte das Schwerdt im raschen Schwunge über seinem Haupte und sank dann, ehe ich es hindern konnte, auf den Scheitel meines armen Hugo. Ein heißer Blutstrom sprang aus der tiefen Wunde hervor und lautlos sank sein Antlitz an das gebrochene Vaterherz. — Mich aber erfüllte der Anblick mit unnennbarer Wuth; ich fühlte nicht mehr den Schmerz meiner Wunde, hob meinen Säbel und führte den Hieb nach des Mörders Stirn — ich traf, taumelnd sank er; dann aber wich ich der nahenden Gefahr, wandte mein Roß und sprengte den Brüdern nach. Mir blieb das Bild des Jünglings an der Seite des sterbenden Vaters und die furchtbaren Züge des Franken; nur einen Moment hatte ihn mein Blick gefaßt, aber meine Fieberträume zeigten ihn mir fort und fort, und als er nun an der Seite seines Generals an jenem Morgen erschien, da erkannte ich ihn wieder, wenn auch das schwarze Tuch seines Verbandes sich um die wunde Stirn schlang, wenn auch, statt des Helmes, die leichte Sammetmütze sein dunkles Haar bedeckte. Und denk' ich mir nun: die höllische Erscheinung könne je wieder in meinen Weg treten, so gebe Gott ein Schwerdt in meine Hand und mache mich zum Rache-Engel meines armen Hugo!" — Edgard hatte seine Erzählung geendet und fuhr nun, tief athmend, mit der Hand über Stirn und Augen. Alois aber sagte ungewöhnlich ernst: „Es sollte wohl kein Mensch, aufgeregten Gefühls wie Du jetzt bist, einen Wunsch so dreist aus der Brust senden, erfüllt kehrt er uns wohl oft heim, und nicht selten schaudern wir dann vor dem Ersehnten zurück."

Der heitere Schimmer, welchen jener Brief aus der Heimath in Edgards Gemüth warf, verschwand bald wieder in dem freudenlosen Treiben seines jetzigen Lebens. Fast alle Gefährten theilten seine Stimmung, Keiner konnte, Keiner mochte ihn erheitern; so wurde er immer düsterer, immer verschlossener. Nur zwei Gefühle loderten immer heller und stärker in ihm auf: sein Haß gegen die Franken, die ihre Siege über sein armes Vaterland mit lautem Prunk feierten, und seine Sehnsucht nach Amanden. Ihr holdes Bild trat oft wie ein freundlich tröstender Genius ihm zur Seite, wenn die drückenden Fesseln des Lebens ihm zu schwer zu werden drohten, wenn kalte Verzweiflung sein Herz fassen wollte. Er dachte sie sich als Kind, als Jungfrau, und immer erschien sie ihm wie der gute Engel seines Lebens, immer verdrängte ihr Bild den stürmischen Schmerz wie den wilden Sinn des heftigen Jünglings. — So zog der Winter langsam vorüber, so kam der Frühling, aber weder Hoffnung noch Freude mit ihm. Und wie nun der Tilsiter Friede Edgards Vaterland, Westphalen, von Preußens Krone trennte, da ward dem Armen: als sey der letzte Faden gewaltsam zerschnitten, der ihn an eine bessere Zukunft hätte binden können. Erst jetzt fühlte er, wie wohl noch immer ein Funke von Hoffnung, wenn auch nur matt und verborgen, in ihm geglommen habe und nun erst erloschen sey. Zur Heimath sollte er wieder kehren, aber fremde gehaßte Gewalten herrschten über die vaterländischen Fluren: ihm war, als dürfe er dort nicht Glück noch Frieden suchen. Innig, als wolle er erst jetzt das Band der Liebe recht fest zwischen sich und ihnen knüpfen, so schloß er sich in den letzten Wochen den einstigen Streitgenossen an, die nun ein anderes Vaterland haben sollten; und als ihm der Tag seiner Abreise angekündigt ward, lebte kein Schimmer von der geträumten Freudigkeit in seiner Seele, da war es sein einziger Trost: daß sein treuer Alois mit ihm gehe.

Der letzte Abend hatte alle seine Waffenbrüder um ihn versammelt. Ein alter Veteran hob jetzt sein gefülltes Glas und sprach: „Deutsche Treue, deutscher Muth, fest steh' er im Ungemach und freudigem Hoffen einer besseren Zukunft!" — Aller Gläser klangen an einander, nur Edgard setzte das seine nieder. „Deutsche Treue!" sagte er schmerzlich, „wem geb' ich sie? Hier sind die Banden gewaltsam gelöst, dort kann ich sie ewig nicht knüpfen!" — Er fühlte sich tief bewegt; der alte Krieger aber neigte sich zu ihm und sagte: „Junger Mann, ich sprach auch von Muth, Hoffnung und Ausharren. Trennt uns auch jetzt ein hartes Geschick, so glauben Sie mir, der Himmel führt uns gewiß wieder zusammen, und bis dahin deutsche Treue der deutschen Sitte, der deutschen Redlichkeit, dem deutschen Muth!" — Er reichte dem Jüngling mit Herzlichkeit sein frisch gefülltes Glas entgegen und Edgard stieß an, ein leises „Amen!" sprechend.

Der Morgen war dämmernd herauf gezogen. Vor dem Hause hielt der Wagen und mahnte an den bangen Augenblick des Scheidens. Alois von Walden war hinab zu dem Fuhrwerk geeilt, dort Alles zur möglichsten Bequemlichkeit ordnen zu lassen; Edgard von Normansegg aber stand stumm unter den ihn Umringenden, er konnte nicht Athem finden zu einem lauten Lebewohl; pressend und eisern lag es über seiner Brust. Da drängte sich der alte Krieger zu dem Jüngling

hin, faßte noch einmal seine Hände und wiederholte mit Rührung und Liebe: „Ausharren, Muth, Treue und Hoffnung! das sind meine Wünsche für Dich, Du junges wildes Herz, und so gehe mit Gott!“ — Edgard ruhte lange an des Alten Brust: ihm war, als finde er da Muth und Klarheit; dann aber erhob er das schöne Haupt und sprach, die Augen voll inniger Liebe auf die Versammelten heftend, sein Lebewohl.

Je näher die Jünglinge der vaterländischen Grenze kamen, je stärker rang Schmerz und Freude in Edgards Seele; aus dem Kampfe in seiner Brust erhob sich seiner Amanda Bild und sah mit lieben bittenden Augen ihn an, als wollte sie fragen: Gelt ich und unser Wiedersehn dir denn so wenig? Vergiß doch Alles, was dich bedrückt und lebe mir! — Auch die alten Eltern drängten sich in seine Träume und alle Funken der treu gehegten Liebe schlugen nach und nach hell in seinem Herzen auf und trieben ihn zur Eile. — Der Weg nach Alois väterlichem Landsitz, bis wohin Edgards Eltern dem lang entbehrten Sohn entgegen eilen wollten, führte durch dessen einstige Garnison; da faßte der alte Schmerz wieder scharf und schneidend in seine Seele. Auf diesem Wege, der zwischen hohen Ulmen sich hinschlängelte, zog einst sein Regiment unter lustiger Kriegsmusik und mit wehenden Fahnen dem Feind entgegen; jene Ebene, die vor ihnen sich ausbreitete, war der Platz ernster Waffenübung gewesen, und jene schlanken Pappeln, die im weiten Kreise den Platz umschlossen, sie sahen ihn in besserer Zeit wohl oft sein munteres Roß vor den befreundeten Waffenbrüdern tummeln — das Alles war nun so anders, so ganz anders! All die schönen Träume von Sieg und Ruhm, die hier des Jünglings Brust höher schwellten — sie waren ausgeträumt und höhnend lachte die Wirklichkeit ihn an. — Wie aber der Wagen durch das wohlbekannte Thor des Städtchens rasselte und ein fränkischer Chasseur vor der Wache auf und nieder schritt, in welcher er so oft im munteren Kreis der Kameraden weilte, da meinte er gewiß: das Blut werde ihm nun gleich siedend heiß aus den Adern springen, so mächtig brauste und tobte es in ihm.

Im schreienden Kontrast mit seiner Stimmung stand die Fröhlichkeit, die von den Straßen zu ihm aufschallte. Im bunten Gewühl drängten sich unter den Fenstern seiner Gaststube eine wogende Menschenmasse zwischen den aufgeputzten Buden des Jahrmarktes hin, und mechanisch ließ sich Edgard von Alois unter das Getümmel ziehen. — Die lauten, im gebrochenen Deutsch gesprochenen Scherze der Gallier, welche von seinen Landsleuten laut belacht und erwiedert wurden, erbitterten ihn nur mehr; und wie jetzt die Menge ehrfurchtsvoll aus einander wich, mehreren fränkischen Offizieren Platz zu machen, die nachlässig und vornehm thuend, ohne Gruß und Dank, durch die frei gewordene Bahn hinschritten, brannte der Boden unter seinen Füßen. Er wollte den Verhaßten ausweichen, wohl fühlend, wie er sonst in ihren Weg sich stellen müsse; so riß er Alois heftig mit sich fort in einen Laden, dessen Thüren weit geöffnet waren. — Der Kaufherr trat mit sittigem Gruß den Beiden entgegen. Alois fragte nach manchem kunstreichen Geräth; Edgard aber war zu einem Spinde getreten, hinter dessen Glasthüren Waffen aller Art blinkten. Der Kaufherr öffnete dienstfertig den Schrein, und wie er den Kenner aus des Jünglings Lob erkannte, wählte er mit schnellem Blick bald diese, bald jene Waffe, sie in Normanseggs prüfende Hand legend. Vor Allem aber gefiel diesem ein kleines Taschen-Terzerol von vorzüglich sauberer Arbeit; er mochte es nicht wieder aus der Hand legen und nach kurzem Handel war es sein.

(Die Fortsetzung folgt.)

## Lese-Früchte.

„Perlen bedeuten Thränen!“ sagt Lessing in „Emilia Galotti“. — Schon Pierius erwähnt in seinen Sinnbildern die Perlen als Thränen, und führt Einen an, dem geträumt hat, daß seine Wangen mit Perlen überstreut wären und bei dem Erwachen habe er häufig wirkliche Thränen gefunden.

Es ist bekannt, daß ein Blindgeborner, dem man einen Begriff von der rothen Farbe hatte beibringen wollen, sich dieselbe wie den Schall einer Trompete vorstellte. — Minder bekannt ist Folgendes: Der berühmte Rohault versuchte, einem Blindgebornen, Namens Martin Chatelain, in der kleinen Stadt Warwick in Flandern, begreiflich zu machen: was das Licht wäre, und erschöpfte sich in vielen schönen Beschreibungen, als der Blinde ihm endlich in die Rede fiel und sprach: „Jetzt komme ich darauf: sieht das Licht nicht aus wie Zucker?“

Fr. Raßmann.

## Warnungs-Tafel.

Ruhigen Tritt's gelangt man zum Ziele, es strauchelt im Laufe,
Wer zu muthigen Gang's kühnlich zur Höhe sich schwingt;
Langsam gedeihet das Gute, bedächtig nur reift es zur Größe,
Aber befestiget steht dann auch der sinnige Bau.
Ernsten Wuchses treibet die Eiche empor sich zum Aether,
Aber sie blicket dafür stolz auf die Erlen herab;
In dem Wipfel des herrlichen Baums, des kräftig verzweigten,
Raset des Sturmes Gewalt, aber er beuget ihn nicht.
Deutschlands Eiche bleibe ein Bild für deutsche Verfassung,
Ruhig wachse sie auf, aber auch fester dafür!

Dr. Karl Baldamus.

## Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

Hamburg. Kaum waren der kaufmännische Senator Oetzmann und der Syndikus Doormann aus der Mitte unseres Raths geschieden, als der Tod auch den ersten präsidirenden

Bürgermeister, den Herrn Licentiaten von Graffen, uns nahm. Doormann hat um seine Vaterstadt sich in vielfachen Sendungen bleibende Verdienste erworben, und es bedurfte bei wahren Hamburgern keiner Erinnerung an dieselben; sein Leben, so wie das des verstorbenen Bürgermeisters, werden wir von dem Rektor des Gymnasiums (zur Zeit der Todesfälle Herr Dr. Gurlitt) erhalten. Es ist nämlich eine der Pflichten desselben, den Bürgermeistern, den Syndicis, dem ältesten Senator und den Collegen (Professoren am akademischen Gymnasium), nach ihrem Absterben eine lateinische Denkschrift zu widmen. Aus neuer Zeit besitzen wir von Gurlitt die meisterhafte „Narratio de vita Brodhagenii" — die in gelehrten Blättern den Ernestischen, Ruhnkenischen und Wyttenbachischen Biographien Gesners, Hemsterhuis und Ruhnkens an die Seite gestellt wird; von Hrn. Professor Hipp eine in klassischer Sprache geschriebene Lebens-Darstellung des unvergeßlichen Bürgermeisters Lienau; von Ebeling das Leben seines Freundes und Collegen Reimarus. Ebelings Biograph hatte von dessen Anverwandten, wie er versichert, keine Materialien erhalten, um mehr als wenige Zeilen einer Memoria fremdartigen Inhaltes über den großen Literator, Geographen und Geschichtforscher hinzu fügen zu können! Die von einem Verwandten versprochene Biographie bleibt leider auch lange aus, und doch verdiente es wohl Keiner mehr als Ebeling, den Zeitgenossen und der Nachwelt in einem treuen Bilde zur Nacheiferung überliefert zu werden. — Die reine Bürgertugend, warme Vaterlandsliebe und nicht gewöhnliche Thätigkeit von Graffens haben sich in allen Verhältnissen treu bewährt. So schmerzhaft allen Hamburgern der Verlust des edlen Mannes, so erfreulich war ihnen die Nachricht: daß seine Stelle dem bisherigen Senator, Hrn. Dr. Bartels, durch das Loos zugefallen. Die rastlose Thätigkeit desselben in seinem früheren Wirkungskreise, seine hohe wissenschaftliche Bildung (er ist Verfasser der gelehrten, noch immer klassischen „Reise nach Sicilien und Kalabrien") und seine Herzensgüte sind sichere Bürgen: daß von Graffen in ihm unserem Staate fortleben werde. — Herr Dr. Hudtwalker, als Sachwalter und Verfasser mehrerer Schriften rühmlich bekannt, ward an des neuen Bürgermeisters Platz berufen. Gerade solcher vielseitig gebildeten Männer bedarf ein Senat, der Obliegenheiten wie der unsrige hat; wir Hamburger müssen uns immer mehr überzeugen, daß bloße juristische Kenntnisse hier nicht ausreichen. — Es ist auffallend, daß im Auslande fortwährend irrige Meinungen über unsere Bildungs-Anstalten herrschen. Man verwechselt das Gymnasium mit dem Johanneum, und umgekehrt; ja die Existenz des ersteren ist Manchem ganz unbekannt; hier also einige Worte über diese Institute. Das Johanneum (seine Stellung und jetzige vortreffliche Einrichtung einem preußischen Schulmann verdankend) besteht aus der Gelehrten- und Bürgerschule, deren Direktor, Herr Dr. Gurlitt, gemeinschaftlich mit mehreren Professoren und Collaboratoren, die Jünglinge im Hebräischen, Griechischen, Lateinischen, in der Mathematik, Geschichte u. s. w. unterrichtet. Aus der ersten Klasse der Gelehrten-Schule (in welcher das Parallel-System in den Lehrstunden statt findet) können die jungen Leute, vor dem Besuch der Universität, zu dem akademischen Gymnasium übergehen; diese Anstalt hat sechs Professoren, welche nach akademischer Weise Vorlesungen über Philosophie, alte Sprachen, Geschichte, Literar-Historie, Naturgeschichte, Physik und Mathematik halten. Einer von ihnen ist jährlich Rektor, Zwei sind Bibliothekare unserer reichhaltigen, im Auslande viel zu wenig bekannten Stadt-Bibliothek. Die Vorlesungen werden in einem lateinischen Lektions-Katalog angezeigt. — Das Gymnasium wurde bereits im Jahre 1613 eingeweiht, fand zuweilen heftige Gegner und tüchtige Vertheidiger. Der gelehrte Wiener Bibliothekar, Peter von Lambeck (Lambecius); war Professor der Geschichte an demselben; später zierten diese Anstalt Fabricius, Reimarus (Vater und Sohn), Ebeling u. A. Für die Naturwissenschaften ist vor einigen Jahren der bekannte kenntnißreiche Botaniker Lehmann zum Lehrer erwählt. Möge Hamburg diesen thätigen Mann recht lange behalten! Wenn nun allerdings die beiden Unterrichts-Anstalten hinsichtlich ihrer Einrichtung und Verwaltung von einander getrennt sind und jede für sich besteht, so ist doch die Annäherung derselben aus vielen Gründen wünschenswerth, und sie hat in neueren Zeiten, mehr oder weniger, statt gefunden.

* * *

Ein spanischer Naturforscher, Namens Guimbernat, hat einen Aschenregen, der auf die Ruinen von Pompeji nieder fiel, untersucht, um ihn mit dem zu vergleichen, worin jene Ruinen früher begraben worden. Er fand nicht die mindeste Aehnlichkeit, so daß es zweifelhaft wird: ob jene Stadt wirklich durch einen solchen Aschenregen unter ging. Eine andere interessante Beobachtung ist: daß einer der Krater des Vesuvs, einige Tage nach dem Ausbruch, mit Seesalz kristallisirt war. (Censeur.)

Eine neue Akademie ist am Seine-Ufer errichtet, es ist die Akademie des bêtes. Sie hat eine förmliche Organisation und Statuten, welche von ihrem Sekretär, Reymoudin, mit dem Denkspruch herausgegeben sind: „Die bêtes sind nicht, wofür ein eitel Volk sie hält!" (Constitut.)

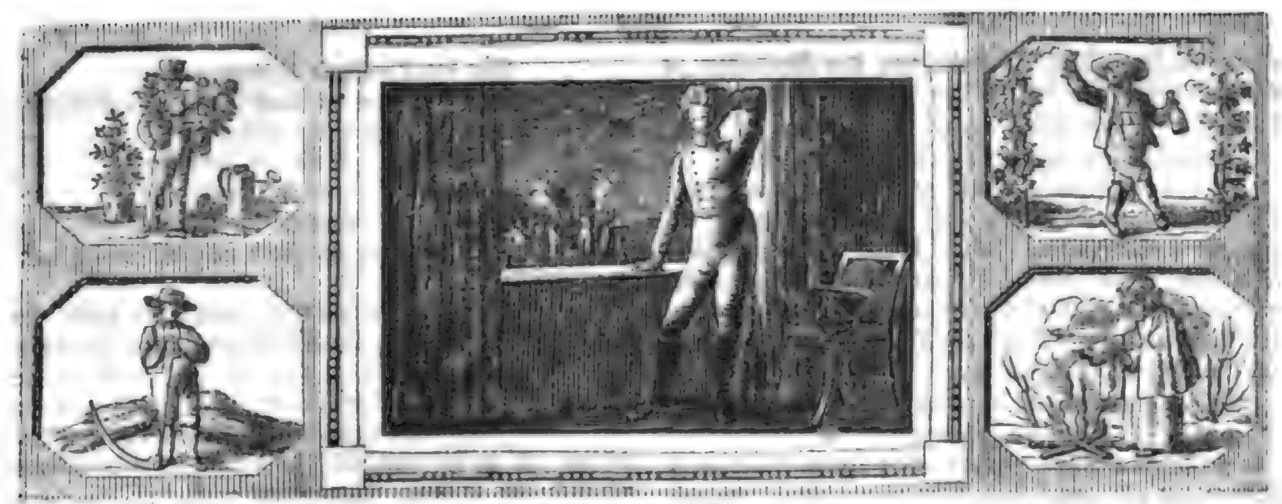
Von der Pflanzschule der Olivierschen Merinos zu Perpignan hat man die Nachricht, daß diese Thiere immer mehr und mehr dort heimisch werden, und die 120 jungen Sprößlinge schon ein Haar tragen, ganz dem ihrer thibetanischen Väter und Mütter ähnlich. (Censeur.)

Nach Molliens „Beschreibung seiner Reise nach dem Inneren Afrikas" ist dort eine Provinz Diallon, wo die Weiber alle Angelegenheiten ihrer Männer leiten. Selbst Krieg und Frieden hängt von ihrem Beschluß ab. (Journ. d. Par.)

Der Katalog der diesjährigen Kunst-Ausstellung in London enthält überhaupt 1172 Nummern; nämlich: 452 Oehlgemälde, 428 Miniaturen und Gemälde in Wasserfarbe, 223 Bau-Zeichnungen und 69 Kunstwerke der Bildnerei. (Courier.)

Frau von Genlis übernimmt in ihrem neuen Journal „l'Intrépide" die Vertheidigung der Maria Stuart; wenigstens behauptet sie: ihr Umgang mit Bothwell könne ihr nicht zum Vorwurf gemacht werden, denn — Bothwell sey damals 65 Jahr alt gewesen. (Journ. d. Deb.)

Redakteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurersche Buchhandlung.




# Der Gesellschafter

oder

# Blätter für Geist und Herz.

1820. Montag den 5. Juni. 91stes Blatt.


## Aus einer Straßburgischen Chronik vom Jahr 1625.

1. Als Fünfhundert Neunzig Ein Jahr
Man zehlt, ein großes Sterben war,
Also, daß viel Leut' in dem Geh'n,
In Gauterepen und im Steh'n,
Todt nieder fielen und das Leben
Im Nießen und Gienen (Gähnen) aufgeben;
Daher kommt, wenn man niest, der Brauch,
Daß man sagt: „Helf Gott!" — Wenn auch
Etliche Leute gienen jetzund,
Machen sie ein Creuz für (vor) den Mund.

2. Im Tausend Siebenzigsten Jahr
An Wein ein solcher Mangel war,
Daß Meß' und Nachtmahl mit Beschwerden
Nicht überall könnt' gehalten werden.

3. In dem Zwei und Fünfzigsten Jahr (1252)
Die Sonn' also verfinstert war,
Daß man die Sterne hat geseh'n,
Welches seit der Creuzigung nicht g'scheh'n,
Und währt von Morgens Neun an bis
Um Vesperzeit solch Finsterniß.

4. Ein seltsam Sucht ist zu der Zeit (1518)
Under dem Volk umgangen,
Denn viel Leut' aus Unsinnigkeit
Zu Danzen angefangen,
Welches sie allzeit Tag und Nacht
Ohn' Unterlaß getrieben,
Bis daß sie fielen in Ohnemacht;
Viel sind todt drüber blieben.

5. Ein Poltergeist ließ zu der Zeit (1617)
Sich in der Straße hören.
Man sah ihn nicht, warf doch viel Leut',
Thät Jedermann bethören.

Haug.

## Gelehrte Preis-Aufgaben zu Krähwinkel.

### Kurzes Programm.

Da wir — nämlich die Mitglieder der Akademieen für Wissenschaft und Kunst in Krähwinkel — die ganze Menschheit mit dem Geiste der Zeit im vollen Laufe sehen, wollen auch wir nicht länger auf unsern soliden Beinen stehen bleiben. Wir bekennen zwar aufrichtig, daß wir bei unserer Wohlbeleibtheit zu Wettrennen eben nicht geeignet sind; allein ein braver Humanist muß allenfalls auch einen Schlagfluß riskiren. — Ueberdies meinen wir im gegenwärtigen Augenblick es schon deshalb bequemer zu haben: weil der Weg des Zeitgeistes bergab geht, unser Bildungs-Thermometer auch unverkennlich den Gefrierpunkt zeigt und wir allenfalls auf russischen Rutschbergen, mithin schnell, zum Reiche jetziger Bildung gelangen können. — Schon dieser Beobachtungs-Geist und diese Verkündigung, welche wir gegen schwere Inserations-Gebühren in alle gelehrten Blätter einrücken zu lassen gedenken, können für einen wenigstens typographischen Beweis unseres höheren Strebens gelten, wenn auch die pekuniären Beweise — welche gegenwärtig wohl am schwersten zu führen sind — unterblieben wären; denn daß wir weder Gold noch Geld sparen, mögen die ausgesetzten Prämien beurkunden.

Für das historische Fach bestimmen wir:

Wie weit verbreitete sich die Schiffahrt der Engländer vor der Sündfluth? — und sind schon damals einige Spuren des wohlthätigen Continental-Systems

oder, im Gegensatze, Beweise von den Freiheiten zu finden, welche sich die Britten überall heraus nehmen dürfen? — Preis: Unser ganzes Vermögen.

Für das archäologische Fach bestimmen wir:

Bei dem Graben einer neuen Kloake in Krähwinkel, welche unstreitig auf der Stelle eines altfränkischen Lagerplatzes befindlich ist, wurde ein unförmliches Stück altes Eisen gefunden. Ließe es sich nicht beweisen: daß es der Hammer sey, von welchem der berühmte Karl **Martell** seinen Namen erhalten hat? — Preis: 50 Dukaten.

Für das geographisch-statistisch-topographische Fach bestimmen wir:

**Erste Aufgabe.** Wäre nicht ein raisonnirendes Verzeichniß aller Weinzimmer, Punsch-Laden, Restaurationen, Kaffee-, Bier- und Brandtweins-Häuser, welche die Polizei kennt; ferner ein Verzeichniß unsittlicher Häuser und Spiel-Banken, welche die Polizei vergißt, als ein nützlicher Beitrag zu Reichards „Passagier durch Deutschland" zu bearbeiten? — Preis: 100 Dukaten.

**Zweite Aufgabe.** Wie viel eigentliche, d. h. wirkliche **Seelen** geben wohl in den verschiedenen Reichen und Provinzen Europa's auf eine Quadrat-Meile? — Preis: 100 Dukaten.

Für das philosophische Fach bestimmen wir:

Läßt sich ein System der jetzt so geübten Kochkunst wohl nach natur-philosophischen Prinzipien konstruiren? — und welches ist der Nutzen davon, daß man alles Schädliche begünstigt? — Preis: 100 Dukaten.

Für das ästhetische Fach bestimmen wir:

1. Für das Epos:

Ist nicht das, den Deutschen noch ganz fehlende Heldengedicht aus dem Stoffe: „Die Bürgergarden von Krähwinkel" zu bilden? Es müssen aber so viele Verse seyn, daß kein Mensch im Stande ist, das Ganze zu lesen. — Preis: 500 Dukaten.

2. Für die dramatische Poesie:

Ist die Ausmittelung des Uebergangs von Poesie zur Narrheit in den neuesten Schicksals-Tragödien nicht als der nothwendigste Artikel zum „Conversations-Lexicon" zu liefern? — Preis: 100 Dukaten.

3. Für die Maler-Kunst:

Ist zum Malen im Sinne einer vergangenen Zeit — wo man noch in der Künste Kindheit war — im Grunde mehr als ein Pinsel nothwendig? — Preis: 150 Dukaten.

4. Für die Ton-Kunst:

Sollte man, im allgefälligen Sinne italienischer Musik, es nicht dahin bringen: daß ein Sterbender einen Walzer nicht bloß singt, sondern ihn gleich tanzt? — Ohne Preis, denn es geschieht gewiß umsonst.

Für die Theologie bestimmen wir:

Würde es nicht — da man die Land-Schullehrer doch wahrscheinlich nicht besser wählen und besolden will — gut seyn, wenn die Landprediger, auch zu eigenem Nutz und Frommen, wenigstens alle Quartale über die Worte des Apostels predigen müßten: „Ist aber Jemand unwissend, der sey unwissend"? — Preis: 100 Dukaten.

Dies wären unsere ersten Aufgaben; wir bitten um gütige Aufnahme und Berücksichtigung der gewöhnlichen Vorschriften. — Man versieht sich jedoch bei der ganzen Veranstaltung der Discretion derer, denen ein Preis zudiktirt wird. Man läßt ja in allen Angelegenheiten des Lebens mit sich handeln; darum wird man es auch uns nicht verargen, wenn wir etwa, wackeren Vorbildern folgend, den Gekrönten **gar nichts** geben — doch dies sub rosa.

**Justus**,
Sekretair der Krähwinkler Akademieen.

## Des Wunsches Erfüllung.

(Fortsetzung.)

Nur wenige Meilen von dem Städtchen lag Alois väterliches Ahnenschloß. Dieser wollte die Nacht rasten und morgen mit dem ersten Dämmerlicht den kurzen Weg hinüber reiten; aber Edgard konnte nicht weilen in den einst so geliebten Mauern und gern erfüllte Alois die kaum ausgesprochene Bitte: noch heute Schloß Wellenstein auf zu suchen. — Schweigend ritten Beide, im hellen Sternenschimmer, auf dem breiten Waldweg fort. Alois dachte sich all seine Lieben und schaute mit hellem Blick auf das nahe, so lang erhoffte Wiedersehn. Auch Normansegg fühlte innig den Werth der nächsten Stunden; aber neben den Blüthen der Freude schoß wuchernd und wild der Haß gegen die Franken herauf. — Die Mitternacht nahte; nur das Schnauben, nur der Hufschlag der Rosse drang durch die einsame Stille. Da erklang nahe bei ihnen die schöne volle Männerstimme eines Wanderers, der auf dem Fußsteig ging, und deutlich vernahmen sie die Worte des Liedes:

Uns Alle zieht ein dunkler Sinn
Zum ungekannten Ziele hin;
Doch was uns hält,
Vergeht und fällt,
Wenn in des Lebens bunte Reifen
Des Schicksals ernste Mächte greifen.
Geheimnißvoll reißt uns ihr Wort,
Nicht eigner Wille mächtig fort;
Und ihr Gebot
Erweckt den Tod —
Denn Alles dienet, zu erfüllen
Der finst'ren Geister strengen Willen.

Der Sänger verstummte; Edgard wandte sich zu dem Freunde und sagte gepreßt: „Hast Du das Lied vernommen? Mir ist, als wär' es mir gesungen!" — Alois aber hörte nur halb die Worte, denn der Wald schloß

sich auf und ferner schimmerten die weißen Mauern des theuren Vaterhauses; er jauchzte laut, er spornte sein Roß, er flog mit Windesschnelle zwischen den lichten Bäumen hin und Edgard folgte ihm stürmisch nach. — Im Schloß Wellenstein war es bereits still; nur in einem Nebengebäude brannte noch eine Leuchte. Ein alter Diener trat neugierig hervor, als Alois leise an das Gatterthor schlug. Der Diener mochte wohl meinen, es wären Franken: so schlich er langsam näher; wie aber Alois ihm entgegen rief: „Ey, Stephan, hat es denn so lange Zeit, Deinen wilden Alois willkommen zu heißen?" — da ging es gar hell in des Alten Herz und Antlitz auf. Mit zitternder Hast schob er den schweren eisernen Riegel zurück und eilte, des geliebten jungen Herrn Hand an seine Lippen zu ziehen; und dieser drückte das erste treue Herz, das ihm auf des geliebten Vaterhauses Schwelle entgegen schlug, an seine Brust. Edgard aber fühlte sich in dem Augenblick, wo der Alte seinen Alois innig willkommen hieß, so allein; er richtete seinen Blick auf die Fenster des Schlosses, die sahen düster und öde auf ihn nieder — und es war ihm wohl schmerzlich, aber nicht befremdend, da er auf sein Befragen erfuhr: wie sein Vater, Graf Normansegg, noch immer nicht angekommen, wohl aber mit den Seinen erwartet sey. — Ach! es war der einzig freudige Halt für Edgards düster umher schweifenden Sinn gewesen, daß er die theuren Eltern, die geliebte Amanda hier finden würde — nun wurden sie erst erwartet! —

Der getroffenen Abrede gemäß, weckte Stephan die Jünglinge mit den ersten Strahlen des kommenden Tages; Alois konnte kaum den Augenblick erwarten, wo er endlich die Seinen überraschend bewillkommnen sollte. Der Alte hatte ihre Ankunft verschwiegen und so führte Alois den Freund leise in das Familienzimmer. Wie sonst war auch heute der glänzend gebohnte Tisch, mit den feinen Tassen besetzt, vor den Sopha gerückt und mit Stühlen umstellt. Alois nahm seinen alten Platz ein und winkte Edgard an seine Seite. — Im Vorzimmer ward es jetzt laut, man hörte die sanfte Stimme der Frau von Walden Befehle ertheilen; über Alois Wangen flog ein glühendes Roth, seine Augen sahen wie zwei leuchtende Sterne nach der Thür, sie öffnete sich, eine edle, würdevolle weibliche Gestalt trat in das Gemach und Alois stürzte, den heiteren Scherz vergessend, welchen er ersann, in die Arme der Mutter. Sie hielt den theuren Sohn lange umfangen, dann aber wandte sie sich zu Edgard; sie sagte ihm: daß sie in diesem Augenblick, wo sie sich selbst so froh bewegt fühle, es doppelt empfinde, daß sie ihm nur die gewisse Hoffnung geben könne: er werde die Seinen heute noch sehen. Sie reichte ihm einen Brief seiner Mutter, der ihre Ankunft bestimmt auf heute verhieß, und Edgard fühlte sich der Geliebten näher, da sein Blick auf den theuren Schriftzügen verweilte.

Der Empfang war von allen Seiten vorüber; Alois streifte bereits durch Schloß und Garten, alle bekannten Plätze zu begrüßen; und Edgard schritt, von heißer Sehnsucht getrieben, über den Hof, sein Pferd zu fordern, um den Erwarteten entgegen zu reiten. Da trat Alois ihm in den Weg. „Höre" — sagte dieser, beide Hände vertraulich auf Edgards Schulter legend — „Du willst fort, den Deinen entgegen; ich verdenke Dir das nicht, denn ich fühle, was es sagen will, die lieben Gestalten der Kindheit, die ewig blühende Heimath wieder zu haben. Reite denn also mit Gott; laß mir aber Dein Wort: daß Du auch dann wieder kehrst, wenn Du sie bis zum nächsten Städtchen nicht triffst; Du weißt, es geben zwei Wege von hier nach Burghofen, wer weiß, welchen Dein Vater wählt!" — Edgard versprach es, und wie er nun auf dem Waldwege hin ritt, da wachten alle Bilder seiner Vergangenheit auf. Er mußte wieder daran denken: wie Amanda, ein Kind, in das Haus seines Vaters kam, der sie so innig gerührt seines Bruders armes verwaistes Kind nannte; wie Amanda sich nun so herzlich an den wilden Gespielen schloß, so sanft, so duldend seinen schroffen harten Sinn trug, und wie sie ihm lieber und lieber ward. Sein Vater zürnte damals seinem Bruder, der, von rascher Hitze hingerissen, seinen Hauptmann forderte und im Zweikampf erschoß; er mußte fliehen. Amanda's Mutter tödtete der Gram um den Gatten und sterbend übergab sie ihr Kind dem Grafen Normansegg. — Edgard fühlte tief im Innern: wie sein ganzes Herz dazu gehöre, ihr des Schicksals Härte zu vergüten, und daß er auch jetzt, da er sie wieder sehen sollte, jede Falte von seiner Stirn verscheuchen müsse. So ward es denn immer heller und freundlicher in ihm und eilender trieb er sein Roß über raschelnde Blätter hin; aber kein Wagen zeigte sich den Blicken und schon lag das Städtchen deutlich vor ihm. Eine finstere Wolke zog über seine Stirn; er sprengte durch die kleine Vorstadt, durch das Thor zum einzigen Gasthof. Auch hier war Niemand, ihm blieb nur die Hoffnung: er habe sie verfehlt, und so jagte er, keinen Augenblick zu verlieren, den Weg zurück. — Auf dem Wellensteiner Schloßhof sah er, bei seiner Rückkunft, mehrere Wagen. „Nicht wahr, Alois!" rief er dem Herbeieilenden entgegen; „nicht wahr, sie sind hier?" — „Lieber Edgard!" sagte Alois, „noch erwarten wir sie; kommen werden sie gewiß, aber eingetroffen sind sie noch nicht!" — „Nicht?" entgegnete Edgard langsam, seine Hand an die Stirn legend; „nicht?" — eine leichte Blässe flog über seine Wangen, und still folgte er dem Freunde, der ihn unter Trostworten in das Schloß führte.

(Die Fortsetzung folgt.)

## Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

**Der isländische Dichter John Thorlakson.** Das uns jetzt bekannt gewordene Ableben des Predigers und Dichters John Thorlakson, auf Island (des Uebersetzers von Miltons „Paradise lost" und Klopstocks „Messias"), in einem hohen Alter, liefert uns den redendsten Beweis: wie sehr der Mensch, bei geistigem Gehalt, sich an Entbehrungen des äußeren Lebens gewöhnen und auf die relative Bedeutung „Glück" (durch Reichthum, Ehre, Geschlecht u. s. w.) Verzicht leisten kann. — Der würdige Greis Thorlakson wohnte zu Bangisa in einer ärmlichen Hütte. Die Thür seines Zimmers war kaum vier Fuß hoch, die Stube selbst aber nur acht Fuß lang und sechs Fuß breit. In dieser stand sein Bett und nahe an der Thür, gerade vor einem kleinen viereckigen Fenster, ein Tisch, an dem er seine Gedichte schrieb. Seine Wohnung lag aber poetisch zwischen drei Hohen, bei Bächen und Wasserfällen, wo man von allen Seiten die Aussicht auf hohe Gebirge hatte. Sein ganzes Einkommen von den beiden Kirchspielen Bangisa und Becka betrug 30 Thaler jährlich, wovon er fast die Hälfte an einen andern Prediger geben mußte, welcher seinen Dienst in dem Kirchspiel Becka verrichtete. Von diesem läßt sich auf seine dürftige Lebensweise schließen, welche mit vollem Recht ein originelles Vorbild von Entbehrung und Entsagung genannt werden dürfte! — Und doch war er mit sich und der Welt zufrieden: denn das Gefühl seines inneren Werthes entschädigte ihn für die Vergänglichkeiten des Lebens. — Für die scandinavische Literatur ist es gewiß ein großer Verlust, daß nicht die ganze Uebersetzung von Milton heraus gekommen ist: da sie nicht allein bei weitem jede andere Uebersetzung übertrifft, sondern an vielen Stellen, wo die eddaische Phraseologie eingeführt worden, selbst das Original zu übertreffen scheint. Das Versmaaß, dessen er sich bedient hat, ist das sogenannte „Fornyrda-lag", welches sich auch in der „Voluspa" und andern Gedichten der „Saemunds-Edda" findet. Vor einigen Jahren hatte Thorlakson sich damit beschäftigt, eine Uebersetzung von Klopstocks „Messias" zu liefern, wovon die ersten vierzehn Gesänge bereits fertig waren. Er gestand aber selbst, daß er damit nicht so glücklich als im Milton gewesen sey: da sein heran nahendes Alter (er zählte damals bereits 70 Jahre) ihm die Arbeit erschwere und den Flug seiner Phantasie hemme. — Der Name dieses Würdigen wird nicht nur dem Nordländer, sondern jedem Verehrer der Literatur unvergeßlich bleiben, dem Hoffnungslosen und Bedrängten aber ein schönes Vorbild von Glaube, Geduld und Ergebung seyn! — Dem hoffenden Dulder Thorlakson ward ein hoher Trost, der ewig bleibt: Ihm ward des „Dichters Erndte", über welche einer meiner Freunde, der Paster Julius Aschenfeldt (in einem noch ungedruckten Gedicht), sich so lieblich ausspricht:

„Dir, o Flurenbesteller, spendet Gaben,
Spendet gold'ne Aehren, Purpurtrauben
Aus dem früchtebeladenen, reichen Füllhorn,
Segnend das Spatjahr.

Doch die schönere Erndte grüßt den Dichter,
Naht mit liebendem Hauch und Blüthenkronen,
Mit der duftenden Ros' und Nachtigallen,
Lächelnd der Frühling."

Thorlakson sah zwar den Frühling seines mühevollen Erdenwallens schwinden: aber es umfangt ihn dagegen jetzt ein ewiger Frühling, und der Engel der Vergeltung reichte ihm die Krone der Unsterblichkeit.

J. Taillefas.

Wienner's Gedicht auf die Parganioten, die, von ihren Peinigern gedrängt, sich veranlaßt fühlten, ihre Vaterstadt (Parga) zu verlassen, hat folgenden energischen Schluß:

O führe, Meer, uns glücklich nun von dannen;
Und sollen deine Wellen uns verschlingen,
Laß nur die Leichen sich vom Ufer ringen:
Daß Britten nicht noch unseren Tyrannen
Für Geld nach off'nem Markt die Todten bringen. (Censeur.)

Der „Anzeiger von Gand" enthält folgende Bekanntmachung: „Ein junger Mann von 30 Jahren, aus guter französischer Familie, welcher Griechisch und Lateinisch versteht, der schönen Künste, der Mathematik, des Zeichnens, und vorzüglich der Vokal- und Instrumental-Musik beflissen ist, wünscht alle diese Talente, mit Inbegriff seiner Person, in rechtmäßiger Ehe gegen eine alte und häßliche Frau aus zu tauschen. Der Heiraths-Candidat fordert von seiner Zukünftigen nur: Geld!" (Journ. d. Par.)

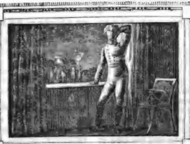
Das Journal „The Sun" erzählt folgende Anekdote von dem jungen Herzog von Reichstadt (Franz Napoleon). Er fragte einst seinen Erzieher: warum er nicht mehr, wie sonst, König von Rom heiße? Der Erzieher sagte ihm: dieser Titel sey abgeschafft, seit dem sein Vater in St. Helena gefangen sitze. — „Wer hat ihn denn dort gefangen gesetzt?" fragte der Kleine. — „Die Engländer." — „O diese schlechten Engländer!" (Those vilainous Englishmen) rief er wüthend und legte die Hand fest an sein kleines Schwerdt. (Morn. Chron.)

Zu Gand ist neulich ein ganz eigener Prozeß geführt worden. Ein dort befindlicher Einwohner (Namens P***, der Vater) forderte von seinem Sohn die Zurückgabe seines Adels-Diploms und Stammbaums, welche er dem Letzteren für 8 geliehene Friedrichsd'or als Pfand gegeben hatte. Der Sohn längnete den Besitz der Dokumente nicht, wollte sie aber durchaus nicht eher heraus geben, als bis der Vater ihm seine 8 Friedrichsd'or wieder gegeben habe. Beide bewiesen demnach einen sehr geringen Begriff von dem Werthe eines solchen Pfandes. (Journ. d. Par.)

Dr. Lemare zu Paris hat eine Vorrichtung zum Kochen erfunden, womit er, in Gegenwart mehrerer Augenzeugen, in einem gänzlich verschlossenen Topfe, dem er den Namen Autoclave giebt, mit einigen wenigen Kohlen in 30 Minuten Fleisch vollkommen gar kochte. Die Brühe war (wie es sich von dem verschlossenen Raume erwarten läßt) von ungewöhnlicher Kräftigkeit, das Fleisch sehr genießbar, und die Abschaumung befand sich, von der Brühe gesondert, auf dem Boden des Gefäßes. (Journ. d. Par.)

Redacteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurersche Buchhandlung.








# Der Gesellschafter
oder
# Blätter für Geist und Herz.

1820. Mittwoch den 7. Juni. 92stes Blatt.


## Des Wunsches Erfüllung.

(Fortsetzung.)

Es ward ein Fest des Wiedersehens auf dem Schlosse gefeiert; an einem Fenster des Vorsaals gelehnt stand Edgard, er mochte nicht in die angrenzenden Zimmer, durch deren hohe weit geöffnete Flügelthüren das bunte Geschwirr der Gäste zu ihm her drang. Es dünkte ihm unmöglich, in den Prunkzimmern des Schlosses aus zu dauern, wo die in glänzender Uniform schimmernden Franken mit leichten tändelnden Worten um deutsche Frauen schwärmten. Er konnte das freundliche Ergeben in ein Geschick nicht fassen, das ihm so ungeheuer schwer und düster auf der Seele lag: so hatte er sich denn, im Inneren Schmerz und Unmuth, von dem geselligen Leben ab und seinen Blick der sterbenden Natur zugewendet. Die hellen Sonnenstrahlen, welche über das lichte röthliche Laub, über die einzelnen Herbstblumen hin blitzten, sie schienen zu sagen: Sterbt nur freudig, einst weck' ich euch wieder! — in Edgards Brust bebte eine tiefe Wehmuth: es war da draußen so friedlich und in ihm Alles so wild und verworren. — Ein glänzender Wagen rollte jetzt dicht an der Gartenmauer hin; Edgard schien es: eine Frauengestalt beuge sich aus dem nieder gelassenen Fenster und winke grüßend mit dem weißen flatternden Tuche. Sie sind es! rief sein ungestüm klopfendes Herz; er trat in das weite Portal des Hauses. Der Wagen rollte durch das geöffnete Gatterthor, ihm folgte ein hoher Reiter; raschen Schwunges war dieser aus den Bügeln, übergab das schnaubende Roß dem hinzu eilenden Diener und stand nun in der funkelnden Uniform am Wagen, einer ältlichen Dame heraus zu helfen. Ihr nach schwebte eine unnennbar holde Mädchengestalt; aber Amanda war es nicht, die ältliche Frau nicht die Gräfin Normansegg. „Also wieder nicht!" sagte Edgard; und als jetzt der Offizier mit seinen Begleiterinnen dem Hause zuschritt, flog eine Todesblässe über sein Antlitz. Mit starren wilden Blicken sah er ihnen nach; ihm war, als habe sein Hugo aus des holden Mädchens Zügen bittend zu ihm aufgesehen, und wer dieser französische Obrist sey, das sagte ihm der laute starke Schlag seines Herzens, der ihm die Brust zu sprengen drohte. „Mein Gott, mein Gott! heute, gerade heute!" sagte er, den Blick starr auf den Boden geheftet; „heute, gerade heute — und so, mit ihr — mit ihm, mit meinem Hugo — o Tag der Freude — o heiß ersehnter Tag! — Nun geh, geh! schlimmer als hier bist Du wohl nirgend berathen!" so klang es in ihm; aber wie trotzend wandte er sich von der warnenden Stimme und ging in die geschmückten Zimmer zurück.

Im Kreise der Bewillkommnenden standen die Fremden, ihre Namen rauschten an dem eintretenden Edgard hin, es war — Hugo's Mutter und seine Schwester, die von dem Jüngling oft so herzlich erwähnte Agnes. Er wollte zu ihr hin, da öffneten sich die Thüren des Speisezimmers; der Obrist bot dem bleichen Mädchen den Arm und, langsam an seiner Seite vorwärts schreitend, wandte sie das schöne Antlitz sanft zurück; die großen milden Augen schienen Jemand zu suchen, und

wie sie jetzt an Edgard hin streiften, neigte Agnes fast unmerklich das Haupt. Edgard folgte unruhig, aufgeregt, zerstreut. Alois Mutter winkte ihn freundlich an ihre Seite. „Wir gehören heute zusammen!" sagte die gütige Frau; „Niemand nimmt wohl so viel Theil an Ihrer Familie, als ich: lassen Sie uns denn recht viel von den Lieben sprechen!" — Edgard neigte sich, sein Blick flog suchend über die Versammlung und blieb fest auf Agnes gerichtet, die ihren Platz ihm gegenüber fand. Der Obrist stand neben ihr und schien sie eifrig zu unterhalten; durch Edgard schoß es siedend heiß: er hörte nur halb die freundlichen Reden seiner Nachbarin, er trank viel und immer fester hing sein Blick an der Schwester seines Hugo und dem furchtbaren Franken. Das holde bleiche Mädchen sprach wenig; ja Edgard schien es: als wende sie sich oft mit innerer peinigender Angst von dem Obristen, als fliege ihr Blick, wie Schutz suchend, zu ihm herüber.

Ein Jäger brachte jetzt der Hausfrau einen Brief; sie nahm ihn schnell, sprengte das Siegel und las dann die kurze Zuschrift, verstohlen vor sich nieder sehend. Edgards Augen streiften zufällig über das Couvert, welches seine Nachbarin achtlos neben sich gelegt hatte; er glaubte die Handschrift seines Vaters zu erkennen, sah schärfer hin und überzeugte sich: daß keine Irrung möglich sey. — Alois Mutter sah jetzt sinnend vor sich hin. „Gnädige Frau!" bat Edgard leis' und dringend; „der Brief ist aus Burghofen; ich bitte, haben Sie Mitleid mit meiner folternden Unruhe: was meldet er Ihnen?" — „Nichts, was ich eigentlich verstehe!" entgegnete Frau von Walden; „nur so viel ist gewiß, daß nicht Unglück, nicht Krankheit sie abhält, heute zu kommen. Ich ahne einen Scherz, vielleicht können Sie das Dämmernde erhellen!" — damit reichte sie nach kurzem Zögern Edgard das Blatt, und dieser las:

„Wenn Sie, verehrte Frau! uns heute, trotz unseres gegebenen Versprechens, nicht auf Wellenstein sehen, so zürnen Sie nicht; wir wären wohl gern zu Ihnen und unserm Edgard entgegen geeilt, aber ein lieber Besuch, den wir stündlich erwarten, gebietet uns, diesen Wunsch, mit all der Freude, die er uns bringen würde, auf zu geben. Wer es eigentlich ist, der uns hier fesselt? — da darf ich nur im Allgemeinen sagen: ein fränkischer Offizier; er will mir meine Amanda, mein liebes Pflegekind, entführen, und ich werde sie wohl mit ihm müssen ziehen lassen — nun, Gott gebe ihr Glück auf allen Wegen! Meinem Edgard sagen Sie wohl: er soll eilen, um die Treulose noch in den Armen seiner Eltern zu finden. Sie aber, Freundin, überzeugen sich von der Hochachtung Ihres ergebenen Alfred, Graf von Normansegg."

„Ja, wahrhaftig, das ist ein recht lustiger Scherz!" sprach laut auflachend Edgard. — Frau von Walden sah befremdet zu ihm hin und mit Erschrecken in sein geisterbleiches Antlitz. „Lieber, junger Freund!" sagte sie begütigend, „wie können Sie nur des heiteren Vaters Brief so bitter aufnehmen? — hätte ich das ahnen können, ich würde ihn nicht in Ihre Hand gegeben haben." — Normansegg wollte antworten, da drängte sich eben die Gesellschaft zwischen ihn und seine Nachbarin.

(Die Fortsetzung folgt.)

## Literarischer Beobachter.

In Wien hat der Dr. Franz Rittler die Spielerei erneuert, ein ganzes Buch ohne R zu schreiben; es ist ein Roman, betitelt: „Die Zwillinge" und, den Anzeigen zufolge, giebt es schon die dritte Auflage davon. Der Verstand — ob auch das Wort selbst nicht darin vorkommt — soll dem Werkchen nicht fehlen, und in diesem Falle möge Hr. Rittler keine Krittler finden.

Der zweite Theil der „Freundlichen Schriften für freundliche Leser" von Franz Horn, ist vorlängst (Nürnberg, bei Schrag) erschienen und bietet denen, die nicht etwa schon deshalb verdammen, weil ein Mensch nicht ihre, sondern seine eigene Manier hat, manches Dankenswerthe. „Ein deutscher Abend" — „Einige Worte über Gesellschaft und gesellschaftlichen Ton" — viel Tüchtiges und Liebevolles über Shakspeare, dann auch viel Gutes und — Absprechendes über neuere dramatische Schriftsteller, das Alles kann recht füglich dienen zu angenehmer Unterhaltung für solche Leute, die von innen heraus selbst etwas zusetzen können; denn da, wo man nicht Jemand findet, kann Niemand unterhalten. Von den vielfachen Andeutungen, die in dem Werke vorkommen, wollen wir einige, welche uns um größere Verbreitung an zu sprechen scheinen, mittheilen. — „Der Mensch redet zuerst mit der Natur, dann mit sich selbst, dann mit dem Geliebten, dann mit Gott." — „Das Ungeschick, mit welchem unsere neumodige Melpomene ihren Dolch schwingt, ist so groß, daß sich hoffen läßt, sie werde sich bald erstechen." — „Das Schicksal ist kein von außen kommender Knecht Ruprecht, sondern lediglich in unserem Gemüth. Aber freilich ist jener Knecht leichter zu schildern, als das Gemüth; daher so mancher literarische Jammer." — „Ueber die deutsche Literatur hör' ich besonders Frauen gern, denn sie haben doch gewöhnlich den Muth, zu sagen, wie ihnen um's Herz ist; von manchen Männern geht die Sage: sie sprechen nur mit mechanischer Zungenfertigkeit und pflügen mit fremden Kälbern ein Land, was früher schon besser gepflügt ist. Wäre es nicht zweckdienlicher, ihr ließet das mechanische Reden und fragtet euch gelegentlich einmal selbst: „Wie meinst denn du es eigentlich?" Ihr werdet euch wundern, wie viel schöne Antworten ihr selbst habt." — „Hast du viel gestritten, magst du auch viel ruh'n; hast du viel gelit-

ten, ey so lächle nun." — „Nicht mache dich zum Wolf, nicht mache dich zum Lamme, damit der Freund dich nicht, der Feind dich nicht verdamme." — „Kannst du den Schmerz zum Gesang erheben, brauchst du vor keinem Geschick zu erbeben." — Freundliche Leser hat der Verfasser gewünscht; aber selbst unfreundliche werden ihm wenigstens insgeheim nachsagen: daß er auch hier wieder, trotz einiger Ziererei und einer Richtung, die zuweilen wie Frommthun aussieht, Werthvolles gebracht hat.

Wir haben neulich die drei Bändchen der „Poetischen Kleinigkeiten" von J. F. Castelli (Wien, bei Anton Strauß) gelesen und empfehlen sie denen, welche, wie wir, bemerkt zu haben glauben: daß der Humor der Deutschen entsetzlich sterblich ist. Der Eine sucht ihn im barocken, der Andere im gemeinen Wesen; aber Sprünge zur Seite und in das Niedrige thun's nicht: der rechte Humor geht, wie alles Rechte, auf geradem Wege. Nun wollen wir nicht behaupten: daß Hr. Castelli immer diesen Weg hält; zuweilen trifft er ihn aber glücklich, und wenn er bei einer etwaigen neuen Auflage von diesen drei Bändchen in der Vorrede sagen kann: und diese drei sind eines! — so wird er seine Leser von einer hübschen Stelle zur andern leiten können, ohne sie vorher in Wüsten zu ermatten. Bei der sorgfältigsten Auswahl empfehlen wir ihm auch noch die Feile, die bei ihm gewaltig scharf seyn muß, indem man nicht bemerkt, daß er sie bisher gebraucht hätte. Die Form ist oft vernachlässigt und Reime findet man so ungereimt wie möglich. Darin zeichnen sich überhaupt die österreichischen Verse aus, denn z. B. in den Wiener Zeitschriften findet sich selten ein Gedicht, dem man nicht schon um der mißhandelten Form willen die Aufnahme hätte verweigern können. Hr. Castelli gebe, seine ungebrauchte Feile hervor suchend, ein tüchtiges Beispiel und fürwahr! hier können die Nachahmer nicht schaden; doch rathen wir diesen, daß sie erst prüfen: ob auch, wie bei Hrn. Castelli, bei ihnen etwas zu feilen ist?

Allen Respekt vor dem „Hermes" Nr. VI! — wenn wir auch den hier im Anhange mitgetheilten, für den 10ten Band der „Real-Encyclopädie" bestimmten Artikel über Herrn Müllner recht gern ignoriren. Diesen Artikel hat sichtlich Jemand bearbeitet, der nicht so viel Verehrung hegt für den Leukopetráer, als dieser für sich selbst; und es ist wenigstens eine Merkwürdigkeit: daß man einmal eine Schilderung von ihm liest, die er wahrscheinlich nicht verfaßt hat. — Doch weg davon! Wir bitten die Leser, im „Hermes" die Rezensionen zu lesen, welche über Goethes „westöstlichen Divan" (den eine süddeutsche Zeitung neulich in einen „westphälischen" Divan umwandelte), über sämmtliche Taschenbücher für 1820 (freilich manches Vergißmeinnicht enthaltend), über die Voß-Stolbergischen Streitschriften u. s. w. gegeben sind. Bei solchen Beurtheilungen werden Alle (wenn ich sage Alle, verstehe ich darunter just nicht die Autoren, welche sich mehr einbilden, als ihnen da schwarz auf weiß zugestanden ist) sogleich einen Begriff der Rechtmäßigkeit bekommen, die den Irrthum nur als Ausnahme zuläßt. Auch einige Uebersichten aus fremden Zeitschriften sind vortrefflich und wenn das Ganze sich fortwährend so brav hält, kann es sehr dazu beitragen, der Kritik wieder zur Ehre zu verhelfen, was sehr wünschenswerth ist, indem der zum Theil bejammernswerthe Zustand derselben so vielen Schlechten zur Ausrede dient. Fr. Lange und Wl.

## Anekdoten.

Der Kapellan Königs Karl II. von England, Dr. South, predigte einst vor dem frivolen Hofe und einer gleichen Zuhörerschaft, wovon Viele während der Rede eingeschlafen waren. Da er es bemerkte, hielt er plötzlich inne und rief wiederholt den Grafen Loutherdale. Nachdem dieser aufgestanden war, sagte der Kapellan ganz kalt: „Verzeihen Sie, Mylord, daß ich Ihre Ruhe unterbreche; aber es geschieht nur, um Sie zu bitten, nicht so laut zu schnarchen, weil sonst der König leicht in seinem Schlafe gestört werden und aufwachen könnte."

Bei Pascal Paoli's Aufenthalt in Amsterdam überredete man ihn, von einer französischen Künstlerin, Demois. Caron, sich malen zu lassen. Während dem Sitzen verlor er oft die Geduld, und als ihn die Malerin fragte: in welcher Kleidung er gemalt seyn wolle? gab er zur Antwort: „Das ist alles eins: Ihre Nation hat mich ausgezogen, sie mag mich auch wieder ankleiden, wie es ihr gefällt. E.

## Reim-Spiel.

(Einem Theater-Diener l. J. 1816 zum Neujahrswunsch gemacht.)

Glücklich Jeder, dem ein Rückblick
Auf die wohl verwandte Zeit heut
Zeigt, daß freundlich ihm das Jahr war!
Auch zum neuen sey der Muth gut!
Fang' es jeder Mann als Mann an;
Und dem Glücke jede Frau trau,
Weichet sie von ihrer Pflicht nicht.
Guter Sache gab der Krieg Sieg;
Schön und herrlich keimt im Staat Saat,
Schöner soll der Frucht Gedeih'n seyn.
Fried' und Freude überall schall',
Als ein ewig Losungswort fort!
Beifall ist dem Musenspiel Ziel,
Werd' er Jedem, der ihn hofft oft:
Oft erfreu' das frohe Herz Scherz,
Immer grün' und blüh' in Gunst Kunst,
Und daß immer sie mit Kraft schafft,
Lohne sie der Gott der Welt — Geld!
Gerne nähm' auch ich den Reim heim,
Sagt Ihr mir für meinen Sang — Dank.

Karl Schall.

# Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

**Ueber die homöopathische Heil-Methode.** Die Nachricht: daß der Feldmarschall, Fürst Schwarzenberg, sich der Behandlung des Herrn Dr. Hahnemann in Leipzig anvertraute, hat mich mit verschiedenen Gefühlen überrascht und mich überzeugt: daß man heut zu Tage, wo man sonst manche Belohnung oft über ein Menschen-Alter hinaus verschiebt, zuweilen sogar schon vor der Prüfung belohnt. — Das bisher unbegriffene Verdienst des Herrn Dr. Hahnemann aber besteht erstens darin: daß er, ohne große Kopf-Anstrengung, in keiner Krankheit zweifelhaft seyn kann: wodurch die Heilung herbei zu führen ist; denn dasjenige Mittel, welches in großeren Dosen eine künstliche Krankheit hervor bringt, die der zu heilenden gleich ist, dient im gegebenen Fall als probates Heilungsmittel, wenn es in kleinen Gaben gereicht wird: dies nennt Hr. Dr. Hahnemann die homöopathische Wirkung der Arzneimittel. Da es sich nach dieser scharfsinnigen Theorie nur um Erscheinungen handelt, die Natur und Ursachen der Krankheiten gar nicht zur Sprache kommen, so sind zu einem guten Arzte auch nur fünf gesunde Sinne, ein gutes Gedächtniß und ein bischen Verstand zur Auffindung der Aehnlichkeit der zu heilenden mit der durch ein Mittel künstlich erregten Krankheit erforderlich; Vernunft ist aber weiter gar nicht nothig. Jene wenigen guten Eigenschaften kann wohl ein Jeder einem Arzte zutrauen, und sich ihm demnach — da zur Behandlung und zur Erlösung von den oft sehr schweren und den vernünftigen Behandlungsweisen hartnackig widerstehenden Leiden so wenig zu beobachten ist — mit unbegrenztem Vertrauen überlassen. — Zweitens bedient sich Hr. Dr. Hahnemann zur Heilung so kleiner Dosen von Arzneimitteln, daß es schon deshalb sich der Mühe verlohnt, diese Heil-Methode in alle öffentliche Krankenhäuser und in die Armen-Praxis ein zu führen. — Hier nur ein einziges Beispiel: wie unbeschreiblich wenig von einem Arzneimittel zur Heilung einer Krankheit hinreichend ist. Seite 258 des 5ten Theils seiner im Jahr 1819 heraus gegebenen „reinen Arzneimittel-Lehre" handelt Hr. Dr. Hahnemann von der Tinctur, die aus einem Theil Saamen von Delphinium Staphisagria und zehn Theilen Weingeist bereitet worden ist. Seite 260 in demselben Buche sagt er: „Zehn Tropfen der Tinctur werden zuerst mit 90 Tropfen Weingeist genau gemischt, um die Verdünnung $\frac{1}{100}$ zu bekommen, von wo aus dann ein Tropfen, zu andern 100 Tropfen Weingeist innig gemischt, $\frac{1}{10000}$ Verdünnung giebt, und sofort die Verdünnung mit überhaupt 30 Verdünnungs-Gläsern so weit gebracht wird, daß das letzte zum Arznei-Gebrauch bestimmte Glas eine **decillionfache Verdünnung** enthält, wovon jedoch nur der kleinste Theil eines Tropfens zur Gabe angewendet wird." — Hr. Dr. Hahnemann will also einen Tropfen der Tinctur von Delphinium Staphisagria decillionfach (1 und 60 Nullen) verdünnt wissen. Wenn wir 10,000 Tropfen auf 1 Pfund Flüssigkeit rechnen, so würden zur gehorigen Verdünnung eines Tropfens von jenem Mittel 100 Nonillionen (1 und 56 Nullen) Pfund Flüssigkeit erforderlich seyn. Unser Planet wiegt, nach einer scharfsinnigen Berechnung, höchstens 10 Octillionen Pfund (1 und 49 Nullen); wenn man also einen Tropfen von jener Tinctur in den Ocean schüttete und ihn damit zu vermischen im Stande wäre, so würde, da derselbe nur ein kleiner Theil unsers Planeten ist, und also bei weitem keine decillionfache Verdünnung veranlassen konnte, ein Tropfen aus dem Weltmeer eine viel zu starke Dose seyn. Viele Arznei-Korper erfordern eine solche decillionfache, manche aber eine weit geringere, eine trillionfache Verdünnung, wo denn z. B. die Donau, der Rhein u. s. w. ohngefahr die erforderliche Menge Flüssigkeit zur Verdünnung eines Tropfens enthalten. — So konnen also künftig leicht Ströme von Heilungsstoff den Erdball umfließen — wer möchte nun wohl, nach solchen Erfolgen, nicht mit mir ausrufen: „Helle frisch zu! Neues ersinnender, glänzend beginnender, Glauben gewinnender, endlos verdünnender Hahnemann du!" H.

**Münster.** Im hiesigen Intelligenz-Blatt vom 21. April ist die einstweilige Suspension der theologischen Fakultät bekannt gemacht worden; mehrere Theologie Studirende sind nun nach Bonn oder Cölln gegangen. Die philosophischen Vorlesungen allein dauern also hier noch fort; indeß soll die Errichtung einer Chirurgen-Schule im Werke seyn. — Zu Bonn wird in diesem Sommer, unter der Leitung des Professors A. W. v. Schlegel, der auch die Anfangsgründe des Sanscrit vorträgt, eine Buchdruckerei für die indische Literatur angelegt werden. — Bei Mühlheim an der Ruhr, zu Kloster Saarn, lebt gegenwärtig Herr Friedrich v. Kurowski-Eichen. Er hat sich im Jahr 1813 als Erfinder der fahrenden Militair-Küchen bekannt gemacht, welche vom preußischen Kriegs-Ministerium bei Eilmärschen und fliegenden Lazarethen für anwendbar erklärt wurden, und in mehreren Exemplaren im Arsenal zu Berlin aufbewahrt stehen. Im Jahr 1817 lieferte er zur Berliner Kunst-Ausstellung einen von ihm erfundenen neuen Versuch, die getriebenen Kunstarbeiten in Metallen, wie sie zur Zeit eines Benvenuto Cellini auf Statuen und Basreliefs anwendbar gemacht wurden, wieder ins Leben zu rufen. Der Versuch bestand in zwei Basreliefs von bronzirten Kopfen (Apollo und Merkur vorstellend), nach antiken Medaillen bearbeitet; beide Prachtbilder, befestigt auf gefärbten Stahlplatten in Stahldamast, wird die Bibliothek zu Königsberg in Preußen (der Bemeldete wurde unweit dieser Stadt auf dem Schlosse Eichen geboren) der Zukunft aufbewahren. Auch als Dichter hat sich Hr. v. K. E. durch sein Epos: „Die Zerstörung von Tantalis" (Erfurt, 1816) nicht unvortheilhaft bekannt gemacht, und ich ließ diese Notiz absichtlich bis zuletzt, weil sein dem klassischen Geiste ganz hingewandtes Talent, verbunden mit einem rastlosen Studium, seinem Namen gewiß mehr Ruhm erwerben dürfte, als die vorhin erwähnten mechanischen Versuche. Ein neues dramatisches Gedicht von ihm: „Pitarena" ist völlig beendigt; es wird mit zwei andern: „Asthyo" und „Baltea", woran er gegenwärtig arbeitet, einen Cyklus bilden. Diese Dichtungen erfordern tiefe historische Studien. ***.

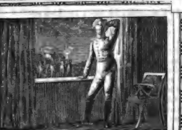
In einer französischen Provinzial-Stadt wurde vor einiger Zeit das Schauspiel auf eine lustige Art gestört. In beiden Vorder-Coulissen stehen bekanntlich, zur Erhaltung der Ordnung, zwei Schildwachen, mit dem Gewehr bei dem Fuße. Plötzlich stürzt einer dieser militairischen Aufseher mit gefälltem Bajonett auf den Souffleur und ruft ihm zu: „Wie oft soll ich's Dir sagen? willst Du schweigen? Du hast kein Roth, Du!" — Dieser überraschende, ein schallendes Gelächter erregende Auftritt hatte folgenden Grund: Der Schildwache (es war ein Ausländer) hatte man befohlen: Alles Geräusch und Geplaudere zu untersagen, und nur denjenigen, die **roth** aufgelegt haben würden (die Schauspieler und Schauspielerinnen), das Wort zu erlauben. Getreu diesem Befehl paßte nun der Grenadier auf. Anfangs ging es gut, es sprachen nur die Gerötheten; bald aber mangelte es ihnen hier und da am Gedächtniß und der Souffleur mußte einhelfen. Der Soldat winkt ihm erst mit den Augen, dann mit der Hand, dann mit dem Gewehr, damit er schweige; da aber Alles nichts helfen will, bricht er hervor, stürmt auf das Blasloch zu und vertreibt den erschrockenen Souffleur ohne Weiteres aus seiner hölzernen Festung. (Morn. Chron.)

Der englische Obrist Chartres pflegte zu sagen: Er würde gern den Ruf eines ehrlichen Mannes mit 10,000 Pfund erkaufen, weil er in kurzer Zeit 20,000 Pfund damit gewinnen könnte. (Morn. Chron.)

Das Besserungs-Tribunal zu Paris fällt jetzt oft Straf-Urtheile über Thier-Morde; doch nur wenn es Hausthiere sind, die aus Haß, der oft auch gegen den Besitzer gerichtet ist, umgebracht werden. Kürzlich ward wieder der Mord einer Hündin mit 16 Franken Entschädigung, an die ehemalige Besitzerin der Hündin zu zahlen, bestraft. (Gaz. d. Fr.)

Redacteur und Herausgeber: J. W. Gubitz. Verleger: Maurersche Buchhandlung.








# Der Gesellschafter
oder
# Blätter für Geist und Herz.

1820. Freitag den 9. Juni. 93stes Blatt.


## Das Monument.

### Bruchstück eines Briefes an einen Freund.

„Wollen Sie nicht das schöne Monument schauen, welches unser gnädiger Herr seiner Gemahlin hat errichten lassen?" sagte die Wirthin in ** zu mir, „der Kirchhof ist nur einige Schritte entfernt." — Ich gehe gern zu dieser Ruhestätte — wo die Menschen alle ihre kleinen Sorgen und ihre großen Entwürfe verschlafen — um die Denkmale zu betrachten, welche die Ueberlebenden — sich selbst errichtet haben. Der Begräbnißplatz lag am Ende des Dörfchens, und schon von fern ragte über die verfallene Mauer ein stolzer Obelisk hervor. Ich trat hinein und erblickte unter einfachen weißen Steinen und schwarzen hölzernen Kreuzen ein Riesen-Monument von Marmor und Gold, an welches der Reichthum alle seine Schätze verschwendet hatte. Erlassen will ich mir die weitläuftige Beschreibung dieses Meisterstücks von Geschmacklosigkeit. An allen Seiten prangten Marmor-Tafeln, auf welchen mit goldenen Buchstaben der Wanderer von den köstlichen Eigenschaften unterrichtet wurde, welche die wohlselige Dame wahrscheinlich — nicht besaß. Auf einer dieser Tafeln standen die berühmten Worte: „Weib ihres Geschlechts, an Geist ein Mann." Friedrich der Große fällte bekanntlich einst diesen Ausspruch über seine Schwester, die Markgräfin von Baireuth.

Meine Neugier war bald dieser Herrlichkeiten müde; ich wandte mich und erblickte dicht daneben einen einfachen Stein, auf welchem von einer kunstlosen Hand eine halb aufgeblühte Rose eingehauen war. Der arme Küster des Dorfes begrub hier vor wenigen Wochen das treue Weib seiner Liebe; in der rührenden Einfalt seines Schmerzes hatte er die Rose mit der Farbe der Natur bemalt und die einfachen Worte darunter gesetzt: „So war sie." — Sage mir, Julius — nicht, welche Inschrift Du vorziehst — sondern welche von diesen beiden Weibern den größeren Lobspruch erhalten hat? — Doch nein, das war es eigentlich nicht, was mir auf dem Herzen liegt. Jene stolze Inschrift ist es, gegen die ich zu Felde ziehen möchte; sie ist eine so große Beleidigung des ganzen weiblichen Geschlechts, daß ich Dich und alle Deine Freunde auffordere, mir einen Ausspruch zu nennen, der mehr als dieser von dem Egoismus der Männer zeuge. Also, wenn das Weib seine ganze Natur verleugnet und seine schöne Bestimmung verfehlt, dann hat es sich unserer Meinung nach am glänzendsten ausgezeichnet, dann glauben wir es mit der höchsten Würde zu beehren, indem wir es uns und unserem Geiste gleich stellen. Ist es nicht sinnlos und widernatürlich, den männlichen Geist des Weibes als ein Ideal zu verehren, während wir den weiblichen Charakter eines Mannes als die größte Herabwürdigung betrachten?

Der Gelehrsamkeit war, wie Du leicht vermuthen wirst, auf dem Monument vorzüglich gedacht. Du weißt, wie ich über die Weiber urtheile, welche ihre schöne Bestimmung verfehlen und die Beschäftigungen der Männer ergreifen. — Die Königin Christine sagte von dem berühmten Salmasius: er wisse den Stuhl in sieben

Sprachen zu nennen, aber er verstünde nicht, sich darauf zu setzen. Was soll ein Mann mit einer Frau, welche die Suppe in sieben Sprachen zu nennen weiß, aber sie nicht zu kochen versteht? Madam läßt hier abgerissene Gedanken, dort kleine niedliche Verse einrücken; wenn sie doch lieber ihre kleinen niedlichen Gedanken auf die zerrissene Ferse im Strumpfe ihres Mannes richtete. Uebrigens kann man den Damen nicht feiner und richtiger ihren Platz in dem Reiche der Wissenschaften anweisen, als es Lafontaine gethan hat: „Das Weib", sagt er, „soll unterhalten, nicht belehren wollen. Für die Weiber gehören die Blumen der Wissenschaften. Sie sollen die Grazien seyn, welche die Musen bekränzen, aber nicht die Musen selbst."

Als ich die Runde um den Todten-Acker vollendet hatte, traf ich ein Paar holder Kinder in Trauer gekleidet, welche Kränze flochten; sie boten mir die ersten Veilchen an, die sie von dem Grabhügel ihrer Mutter gepflückt hatten, und zeigten mir mit kindischer Freude die Rose, welche ihr Vater so schön gemacht habe. Rührende Einfalt der Liebe und Treue! Gewiß sind auf den Pinsel des ehrlichen Küsters mehr ungeheuchelte Thränen gefallen, als an jenem Marmor geweint worden. Schlummere sanft, du gute weibliche Seele! still und bescheiden war dein Wandel, wie die Rose, die sich unter dem Schatten ihrer Blätter verbirgt; aber es gab ein Herz, das deinen Werth erkannte, und wenn die Zeit den Stein zerstört und seine Inschriften in Vergessenheit begraben hat, wirst du noch in dem Andenken guter Menschen fort leben. **Wilibald.**

## Des Wunsches Erfüllung.

(Fortsetzung.)

Von Wein und Mißmuth erhitzt, fast verwirrt, stand Edgard an einem Thürpfeiler gelehnt. Amanda, der im väterlichen Hause erwartete Fremde, Agnes, ihr sterbender Bruder und sein Mörder, dieses Alles wogte und brauste wild durch sein Hirn. Sein Blick hing starr am Boden oder blitzte flammend durch die Zimmer nach dem Obristen hin, der wie an Agnes Stuhl gebannt schien. — Fort und fort klangen des Sängers Worte: „Und ihr Gebot erweckt den Tod; denn Alles dienet, zu erfüllen, der finst'ren Geister strengen Willen!" in seine Seele. Immer zerreißender ward sein Gefühl; er konnte nicht länger in diesem lachenden Geschwirr verweilen und trat in den weiten Schloßgarten. Die Dämmerung sank bereits herab; ein kalter rauher Wind wehte raschelnd das gewelkte Laub von den lichten Zweigen und trieb wirbelnd das bereits abgefallene vom Boden auf. Bleich und verstört, wie ein ruheloser Geist, streifte Edgard durch die öden Gänge; mit dem einen Schrei: „Amanda!" hätte er seine Brust zersprengen und den jugendlich starken Lebensfaden zerreißen mögen; aber das Wort wollte nicht über seine Lippen, es zog ihm nur krampfhaft das Herz zusammen. — So war es Nacht geworden; die hell erleuchteten Fenster des Schlosses strahlten zu ihm hin und fast bewußtlos schritt er darauf zu. Schon stand er im lichten Schein der hellen Erleuchtung, schon drang das verworrene Geräusch aus den schimmernden Gemächern zu ihm nieder, da stand der alte Stephan freundlich grüßend neben ihm. „Lieber Herr!" sagte der Alte gutmüthig besorgt; „ich habe Sie schon lange gesucht. Ich kann es mir ja denken, wie Ihnen hier nicht wohl ist; und so komm' ich, zu sagen: daß, wenn Sie nach Burghofen wollen, Sie noch heute in Gesellschaft hinüber reiten können." — „Das eilt nicht!" sagte Edgard mit bitterem Lachen, „das eilt wahrhaftig nicht!" — „Nicht?" wiederholte der Greis, bedenklich in des Jünglings verstörtes Antlitz schauend; „nicht? — ich meinte nur, da der Herr Obrist bei dem Aufgang des Mondes zu satteln geboten haben —." — „Welcher Obrist?" fuhr Edgard auf — wie ein zündender Blitz schoß ein Gedanke durch ihn hin. — „Der heut mit der ältlichen Dame und dem schönen bleichen Fräulein kam!" sagte der Greis. „Sehen Sie, da tritt er eben mit dem Fräulein an das Fenster, das arme Kind sieht gar nicht fröhlich aus neben dem stattlichen Herrn!" Stephan schaute nach dem Paare hin und ließ Edgard unbeachtet, der, furchtbar wild, als gehe ihm ein inneres Licht grausend hell auf, vor sich hin starrte. Entschieden stand es vor ihm, der von ihm in der tiefsten Seele Gehaßte war es, der Amanda dem väterlichen Hause entführen wollte und dem sie gewiß mit Liebe folgte. Stephans Name ward jetzt gerufen; der Alte eilte in das Schloß. — „Versteh' ich Dich?" murmelte Edgard; sein Blick erhob sich langsam zu dem Fenster, an welchem die Beiden standen: Agnes hatte die kleinen Hände gefaltet, das Haupt gesenkt; sie war das treue Bild seines Hugo. Der Obrist sprach, zu ihr niedergebeugt; Edgard meinte: es schwebe Hohn um seine Lippen. — „Nun weiß ich es ja!" rief er leise, „nun weiß ich es, der Rachengel bin ich und darum habe ich nicht Ruhe noch Friede!" — Er trat in den Saal. — „Armer Edgard! was ist Dir?" fragte Alois, sich durch die Menge zu ihm hindrängend. — „Nichts, nichts!" entgegnete Edgard scharf und heftig; „nun ist Alles hell, Alles geendet; gieb mir nur zu trinken, aber schnell, daß ich den leisen Todesschauer verjage, der durch mich hin zieht!" — Sie standen am Kredenztisch. Alois sah mit Bangen die ungewohnte Hast, in der Edgard Glas auf Glas leerte, die Todtenblässe seiner Wangen, das unstäte Feuer seiner Augen. „Fräulein Agnes, die Schwester Deines Hugo, hat schon zwei Mal nach Dir gefragt, sie wünscht Dich zu sprechen!" sagte Alois, sich schnell besinnend. Edgard setzte das erhobene

Glas nieder. — „Führe mich zu ihr!" bat er, des Freundes Arm ergreifend; ihm war, als gehöre er ihr jetzt nur ganz allein im Leben an.

Das Fräulein empfing Edgard mit holder Freundlichkeit; sie sprach mit Rührung, mit herzlichem Dank von seiner ihr wohlbekannten Treue und Freundschaft für den Bruder, und heiße Thränen stürzten bei der Erinnerung aus ihren himmelsmilden Augen. — Der Obrist faßte ihre Hand. „Fräulein!" sagte er schmeichelnd; „wer so beweint wird, ist neidenswerth; dies schöne Todtenopfer macht ihn selig, unsterblich!" — „Wer aber" — so fiel Normansegg ein, von Wein und Zorn glühend, und trat hart auf den Obrist zu — „wer aber den, über den sterbenden Vater gebeugten, wehrlosen Sohn erschlägt, wird fluchwürdig! Er ist dem Rachengel verfallen und darf diesen trauernden Engel nicht trösten wollen!" — Der Obrist erblaßte, sah aber hoch und stolz den erbitzten Jüngling an; Agnes blickte, von Edgards Ton heftig ergriffen, furchtsam auf Beide. Alois aber, durch dessen Seele die Wahrheit wie ein heller Strahl zuckte, faßte des Freundes Arm und führte ihn, größeres Unheil zu verhüten, fast gewaltsam in ein Nebenzimmer. Zu spät! — der Obrist folgte ihnen auf dem Fuße. Edgard machte sich von Alois sanft los und trat ihm entgegen.

„Sie haben das Fräulein erschreckt!" begann der Franke, „das fordert Rechenschaft. Was wollten Sie mit der dunklen verworrenen Rede, was sollte sie heißen?" — „Daß ich des Freundes Rächer, daß ich der bin, dessen Säbelhieb noch jetzt auf Deiner Stirn glüht, und daß der Erschlagene Hugo von Hochberg, des Fräuleins Bruder war." — Der Obrist fuhr zurück; doch schnell gefaßt sprach er gebietend: „Dem Fräulein sagen Sie das nie, Ihr Wort darauf!" — „Mein Wort!" rief Edgard brausend, „mein Wort, daß ich ihr Dein Bild male, wie es mir vor Augen schwebt!" — Er kannte sich nicht mehr und schritt jetzt dem Saale zu. — „Erst einen Gang mit mir!" sprach der Obrist, riß zwei Säbel aus einer Ecke des Zimmers und reichte sie Normansegg zur Wahl. Mit wilder Hast griff Edgard darnach; ihm war, als sey eine schwere Last von ihm abgefallen, und frei und schnell folgte er dem voran schreitenden Franzosen in das entfernteste Zimmer. Die Thür flog hinter ihnen in das Schloß, die Kerzen flackerten in der Zugluft hoch auf, und die aus den Scheiden gerissenen Schwerdter klirrten an einander.

Vergebens hatte sie Alois auf zu halten versucht und eilte zu seinem Vater. Wie nun Beide hastig durch die Zimmerreihe hin schritten, schallte ihnen schon der Klang der zusammen fallenden Schwerdter entgegen, und jetzt, nahe der verschlossenen Thür, drang ein Wehruf, gleich darauf ein schwerer Fall in ihr Ohr. Alois, von Angst getrieben, sprengte die Thür — da stand Edgard, auf den Säbel gestützt, und sah starr auf den Franken, der, die tiefe Todeswunde in der Brust, bleich und sterbend vor ihm lag. — Der weit hin schallende Ton des Falles, das Sprengen der Thür und die unverkennbare Hast, mit der vor wenigen Minuten Alois den Vater durch die Zimmer zog, hatte Aufmerksamkeit erregt; an Flucht für Edgard, der immer noch unbeweglich stand, war nicht zu denken, denn schon drängte sich die Menge zu dem Unglücks-Gemach hin. Die französischen Offiziere umringten Normansegg. „Ich bin am Ziel!" sagte dieser ernst und düster; dann aber voll Wehmuth sich an Alois Brust lehnend, sprach er leise: „So habe ich das Vaterland, so hat es mich gegrüßt!"

(Der Schluß folgt.)

## Erwähnungen.

Ein Früh-Genie im Anfang des vorigen Jahrhunderts, Philipp Baratier (geb. 1721, gest. 1740), Sohn eines französischen reformirten Predigers in Halle, empfing im Jahr 1735, in seinem vierzehnten Jahre, auf Betrieb des damaligen Kanzlers, den Doktor-Hut der juristischen Fakultät, und hielt bei dieser Veranlassung eine öffentliche Vorlesung, zu welcher die Universität feierlich von ihm eingeladen ward. Es fanden sich aber nur zwei Studenten ein, die zunächst dem Katheder Platz nahmen und die Vorlesung mit größter Aufmerksamkeit anhörten. Nach gesprochenem Dixi erhoben sie sich, nahten mit tiefer Verbeugung dem Katheder, zogen Jeder eine große Düte aus der Tasche, legten sie ehrerbietig vor den vierzehnjährigen Doktor hin und entfernten sich schweigend. In der einen fand Baratier — Rosinen, in der andern — Mandeln; bekanntlich Kinder- und Studenten-Futter genannt.

Der bekannte französische Fabel-Dichter Jean Lafontaine hat sich selbst eine Grabschrift gedichtet, die, wegen ihrer Naivheit, schwer zu übersetzen ist; sey es aber doch versucht in folgenden Zeilen:

Johann zog ab, so wie er einst gekommen,
Da Kapital und Zinsen er verzehrt;
Das Geld hat nie als wichtig er genommen,
Doch auf die Zeit setzt' er gewalt'gen Werth!
In Hälften theilt' er sie und brauchte nun
Die ein' im Schlaf, die zweit' um nichts zu thun.

T. L. Secha.

## Der politische Stein der Weisen.

(Frei nach dem Englischen des Pope.)

Tory's bin ich ein Whig, die Whigs verschmäh'n mich als Tory,
Während gemäßigter Sinn stets mir das Rühmlichste scheint.
Liberale und Ultra's, ihr royalistischen Schreier,
Wißt: in der Mitte nur liegt ewig der sichere Punkt.
Nehmt aus der Schaale hinweg eigenen Vortheils Gewichte,
Gleichmaaß der Waage verbürgt dann euch die sichere Ruh.

Dr. Karl Baldamus.

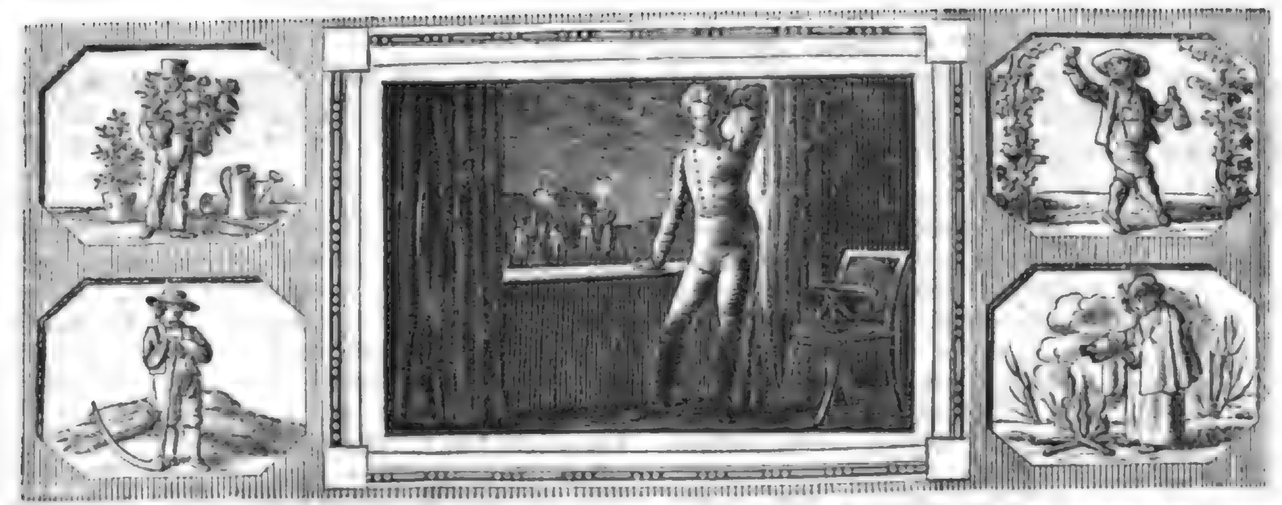
## Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

**Paris.** Sie verlangen, werther Freund, daß ich Ihnen von Zeit zu Zeit Einiges aus Paris mittheilen soll, und ich mache, Ihren Wünschen gern willfahrend, mit diesem Schreiben den Anfang. Sehr reich an interessanten Neuigkeiten wird dieser Bericht noch nicht ausfallen, ich sage es Ihnen und meinen Lesern vorher, denn ich bin nur erst kurze Zeit hier; wohl aber dürfte doch Dieser und Jener nicht ohne Theilnahme lesen, wie einem Deutschen zu Muthe ist, der, obgleich selbst in einer der ersten Hauptstädte Deutschlands heimisch und in dem übrigen Theil des Vaterlandes ziemlich bewandert, mit einem Mal in den Menschenstrudel, in das Zauberreich, in den Wunderort geworfen wird, den man Paris nennt. Alle kleinen Städte Frankreichs, durch welche von Berlin aus hierher mein Weg ging, ahmen in ihrer Bauart, ihren Sitten, ihren Einrichtungen durchaus Paris nach, und es ist dem Reisenden, besonders dem Deutschen interessant, zu sehen: wie weit diese fast lächerliche geistige Abhängigkeit von der Capitale getrieben wird, und den unendlichen Bezug zu beobachten, in dem ganz Frankreich auf seine eine Hauptstadt steht. So fand ich in mehreren kleinen Städten, ja selbst Dörfern, nicht selten an öffentlichen Gärten mit den gewöhnlichen großen Buchstaben: „Au Tivoli", „Café au Pont neuf" und dergleichen, und alle Kaufmanns-Gewölbe, Läden u. s. w. zeigen dem erstaunten Wanderer schon im Voraus Paris im verjüngten Maaßstabe. Aber wohl im verjüngten! denn wo ist der Ort der Welt, welcher in gleichem Maaße ein zweites Paris darstellte? — Hinter Pantin, dem letzten Orte vor Paris (von der Seite von Mainz her), wird die schöne Landstraße, welche hier noch von dem bekannten Walde von Bondy begrenzt ist, immer lebhafter. Schon fingen sich, bei unserer Einfahrt hier, die Cabriolets und eigenen Equipagen, welche nach dem nahen Lustorte Rainey wallfahrteten, zu kreuzen an. Fröhliche Pariser von der unteren Klasse bevölkerten überall die niederen Sammelplätze, die ihre Besitzer bis zu den Barrieren von Paris hin unter den gewöhnlichen Titeln: „Marchand de Vin, donne à boire et a manger, loge à pied et à cheval" für diese Klasse unterhalten. Nebenbei hat jeder dieser Orte seine Firma, denn die Franzosen machen überall gern viel Worte; und so sieht man jedes dieser Landhäuser, wie es im höheren Grade auch hier der Fall ist, mit Fuß langen Inschriften an der Mauer prangen, welche die Besitzung bald: „à la croix d'or", bald „à l'Etoile" u. s. w. taufen. Bei dem Betrachten dieser unzähligen Epigramme, deren fast jedes Haus sein eigenes hat, ist es mir aber doch aufgefallen, wie verschieden selbst in dieser scheinbaren Kleinigkeit diese Nation von der unsrigen verfährt. Wenn in unseren Städten besonders Monarchen und Fürsten sich gefallen lassen müssen, auf diese Weise an den Straßen zu paradiren, so erinnere ich mich unter der zahllosen Menge von Schildern und Aushänge-Gemälden, die ich in den Provinzen und hier in Paris sah, auch nicht eines einzigen — ich nehme ein Schild in einer Pariser Nebenstraße aus, auf welchem ich den großen Friedrich in ganzer Figur und darunter: „au grand Fréderic" fand — ich besinne mich keiner Aushänge-Tafel, auf der ich ein fürstliches Haupt gefunden hätte. Ob dies mit dem Umstand zusammen hängt, daß Frankreich nur eine ungetheilte Monarchie ist und daher nicht so viele Oberhäupter hat, ob es aus der republikanischen Zeit dieses Reiches sich herschreibt? — ich weiß es nicht. Dafür wissen die Franzosen die Gäste auf andere Weise zu locken. Sie haben tausend kleine Charlatanerieen, welche sie benutzen, und unter dieser ist eine der häufigsten: daß sie eine Art passender Bestimmung ihres Lokals an seine Stirn setzen, und es z. B.: „au rendez-vous des étrangers, des allemands, des flamands, au rendez-vous de l'Opéra" u. s. w. benennen. Es ist dies ein kleiner Theil der Industrie dieses Volkes, über die es leichter wäre, ein Buch, als einen Brief zu schreiben. Wie sehr genau diese sogenannte Industrie mit der Population zusammen hängt, ist klar, obgleich die Frage: was hier Ursach, was Wirkung sey? schwerer zu entscheiden seyn dürfte. Ueberraschend für den Fremden ist diese enorme Population von Paris allerdings; alle Straßen der Hauptstadt, selbst die entlegensten und kleinsten, wimmeln von Fußgängern, Cabriolets, Fiacres, Karrenschiebern, Colporteurs, Ausrufern, Wasserträgern u. s. w.; und ein Schauspiel, das in Deutschland etwa die Leipziger Messe alljährlich drei Mal bietet, wiederholt sich hier stündlich in allen Winkeln der ausgedehnten Stadt. Nach der neuesten Zählung sind in Paris etwa 8,50000 Einwohner, und wenn man hierzu Militair und die große Menge von Fremden rechnet, so dürfte an einer Million von Menschen, die in jedem Augenblick innerhalb der Ringmauern leben und weben, wenig fehlen. Kein Wunder auf diese Art, wenn tausend Fiacres und achthundert Cabriolets immerwährend die Straßen und Boulevards durchkreuzen; kein Wunder, daß unzählige Café's in allen Theilen der Stadt ihre brillante Einrichtung doch bezahlt machen können; daß die berüchtigte „Halle" täglich mit Seefischen gefüllt und täglich geleert ist, obgleich Sie sich einen Platz, wie etwa den Donhoffschen in Berlin, denken müssen, auf welchem die Damen der Halle ganz gedrängt sitzen; daß eine Menge anderer Märkte, von denen jeder einzelne fast immer nur für dasselbe Lebensmittel, für Geflügel, Gemüse, Rindvieh u. s. w. bestimmt ist, eben so schnell geleert werden, und daß gewisse Einrichtungen und öffentliche Institute, die man anderwärts nur dem Namen nach oder ganz einzeln, etwa pröbchenweise kennt, hier in Fülle vegetiren. Einige derselben sind, außer auf die Größe der Population, wohl auch besonders auf den Charakter des Volkes basirt, und würden selbst ceteris paribus in Deutschland nie zu diesem Umfang, zu dieser Wichtigkeit gedeihen. Hierzu rechne ich z. B. die unendliche Menge der öffentlichen Bäder, die nicht nur auf dem Fluße, sondern in allen Theilen der Stadt mit mehr oder weniger Eleganz und Zweckmäßigkeit ihr Publikum einladen und es finden; hierzu ferner die bewundernswerthe Fülle der Salons litéraires, der öffentlichen Lese-Cabinette, wo der für sein politisches Leben glühende Franzose den ganzen Tag hindurch die Journale nicht durchfliegt, sondern studirt. Im Palais royal entdeckte ich, nach emsigen Forschen, auch mehrere dieser Salons, welche deutsche Zeitungen und Journale wenigstens zu halten versprechen; in einigen fand ich deren wirklich ausliegend. Ich behalte es mir vor, in einem meiner nächsten Berichte Ihnen ausführlich zu erzählen, welche deutsche periodische Blätter hier in Paris der Oeffentlichkeit preis gegeben sind. — Zu jenen Anstalten ferner sind die Theater zu rechnen, die bekanntlich hier in sehr großer Menge ihre Kunst produziren. Das erste Theater der Franzosen, welches sich vorzugsweise so nennt, feiert jetzt ein wenig. Talma ist nach Brüssel gereist, und entzückt diese Stadt und die umliegende Gegend, nach hiesigen Blättern, so ungemein: daß jedes Mal, wenn er spielt, 12 — 15 Wagen Neugieriger von jeder Landstraße um Brüssel herum, nur um ihn zu sehen, zur Stadt kommen. Er wird, heißt es, eine Schauspielerin des dortigen Theaters, mit welcher er oft spielt, für Gastrollen mit hierher zurück bringen. Demoiselle (?) Mars, vom „Théâtre françois", die bekanntlich wegen Verlustes ihrer Tochter auf einige Zeit die Bühne verließ, hat sie noch nicht wieder betreten, und die Pariser fürchten, daß sie sich gar nicht wieder zeigen werde.

(Der Schluß folgt.)

Nach den der Kammer der Gemeinen vorgelegten Papieren hätte die englische Total-Ausgabe für das Jahr 1819: 69 Millionen 448.899 Pfund Sterling, und die Total-Einnahme 53 Millionen 388.248 Pf. Sterl. betragen; mithin wäre ein Defizit von 16,060,651 Pfund Sterl. vorhanden. Die Einfuhr des Jahres 1819 betrug 6,103,906 Pfund Sterl. und die Ausfuhr 11,206,834 Pfund weniger als im vorigen Jahr. (Constitut.)

Redacteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurersche Buchhandlung.




# Der Gesellschafter
oder
# Blätter für Geist und Herz.

1820. Sonnabend den 10. Juni. 94stes Blatt.


## Des Wunsches Erfüllung.

(Schluß.)

Der Morgen sah hell durch die Fenster des Gemachs, in welchem Edgard in strenger, doch anständiger Haft war. Den wüsten schweren Kopf in die Hand gestützt, saß er und sann, wie das Alles gekommen sey, was nun wie ein verworrener Fiebertraum vor ihm lag. Oft war ihm wohl, als müsse er erwachen und sich dann überzeugen, daß ein Spiel seiner Einbildung ihn befangen halte. Er fuhr dann mit der Hand durch die krausen wilden Locken, über Stirn und Augen, aber — es blieb, wie es war, und das von Zeit zu Zeit klirrende Gewehr des vor seinem Zimmer auf und nieder schreitenden Kriegers überzeugte ihn nur zu gewiß: daß der gestrige Tag mit all seinen Schmerzen und Schrecken Wirklichkeit war. — Wie etwas recht Wünschenswerthes schwebte ihm der Gedanke vor: daß der vergangene Abend ihm wohl den Tod bringen könne. Was sollte er noch auf der Welt, die, seit Amanda ihn verrieth, doch weder Glück noch Freude für ihn hatte. Das Andenken an seine Eltern kam oft recht trübe und schmerzend über ihn, er mußte sich denken: wie sie sich zu dem Langentbehrten gefreut hatten und wie er so blutig die schöne Hoffnung der Alten störte. Das war aber doch nun unabänderlich, und die tiefe Wunde in des Obristen Brust heilte wohl so wenig als sein Herz, welches Amanda's Untreue grausam zerriß.

„Armer, armer Edgard, ich bringe Dir Trost und Schmerz!“ — sagte Alois, der jetzt eintrat — „Amanda hat geschrieben!“ Er zog ein Blatt hervor und reichte es Normansegg; doch schnell es wieder zurück ziehend, setzte er, mit tief bewegter Stimme, hinzu: „Zuvor aber, mein unglücklicher Edgard, fasse den Gedanken recht fest: daß Freude und Leid verschwistert sind und daß wir ja Alle an einen höheren Lenker, an eine bessere Zukunft glauben!“ — Edgard lächelte schmerzlich. „Gieb nur, Du treue Seele!“ sagte er sanft; „wer wie ich steht, dem kann das Schicksal nur wenig noch rauben!“ — Er trat mit dem Brief an das Fenster und las:

„Lieber, lieber Edgard! Hat denn ein Menschenherz so viel Raum für die Freude, als jetzt auf mich eindringt? — und kann dennoch solcher Seligkeit eine schmerzende Angst nahen? — Dich soll ich sehen, Du lieber, treuer Freund, Dich und meinen Vater — Edgard, hörst Du das Wort: meinen Vater — den sein unglückliches Geschick vor Jahren aus seiner Heimath trieb, der seine Amanda kaum kannte, zu dem so ewig lange keine Stimme der Liebe sprach und der nun — von manchem grausamen Schlag des Schicksals getroffen, erbittert und erkältet — zu seinem Bruder, seinem Kinde wiederkehrt, in ihrer Liebe sich mit dem Leben und mit sich selbst aus zu söhnen. Sieh, das ist meine Freude, mein namenloses Glück; die Angst aber — lächle nicht, Edgard! — die Angst entsteht aus dem Briefe Deines frohen Vaters, welchen er an Frau von Walden schrieb; mir ist, als würde sie ihn Dir zeigen, und Du — nein, Edgard, glauben kannst Du nicht, daß Amanda aufhören könne, sie selbst zu seyn — und so

ist es wohl thöricht von mir, daß ich der Sorge Raum gebe, als könnest Du den Zeilen Deines Vaters eine Deutung geben, welche Dir weh thun müßte. Dennoch treibt es mich unwiderstehlich, trotz dem Verbot des guten Oheims, Dir zu sagen: daß der erwartete Fremde mein Vater ist. — Und den, nicht wahr, Edgard, auch Du wirst ihn lieben? Trägt er gleich die Uniform einer Dir verhaßten Nation, er wird sie ablegen wie den Namen Servet, welchen er sich im fremden Lande gab. Guter, lieber Edgard, er hat wohl viel gelitten! — lange der liebenden Sorge entbehrt; darum, wie Du Dich gegen ihn zeigst, so liebst Du mich! Und nun, mein theurer Freund, Du treuer Gespiele meiner Kindheit, nun eile zu Deiner Amanda."

Edgard hatte die Zeilen gelesen; er wandte sich zu Alois, in seinen Zügen lag freundlich ernste Wehmuth. „Gott ist sehr, sehr gütig!" sagte er leise, „gütiger als ich wilder Mensch es verdiene. Amanda's himmlisch mildes Bild schwebt wieder in reiner Klarheit vor mir und auch der Trost tritt ja freundlich zu mir, daß sie nicht verlassen ist." — Alois stürzte, wie vom heftigen Schmerz ergriffen, in seine Arme, und erbleichend zurück, als jetzt ein französischer Offizier in das Zimmer trat.

„Herr Graf!" sprach dieser, sich an Normansegg wendend; „ich komme von Ihrem Gegner, dem Obrist Servet; er ist in diesem Augenblick an seiner Wunde gestorben." — „Wer?" schrie Edgard furchtbar auf, „wer? Um Gotteswillen, wer?" — „Der Obrist Servet!" wiederholte der junge Franzose, voll Theilnahme auf den geisterbleichen Edgard sehend, der sich wankend auf Alois stützte; „er starb in meinen Armen und sendet Ihnen Freundesgruß." — „Zu viel!" stöhnte Edgard aus tiefer Brust und lehnte, von Todesschauern angeweht, sein Haupt auf Alois Schulter.

„Du armer, unglücklicher Edgard!" flüsterte dieser, zu ihm nieder gebeugt; „Du wußtest ja nicht, wie theure Herzen Du mit dem des Gegners verwundetest, das kann Dich ja nun nicht anklagen." — „Nicht?" wiederholte Edgard schmerzlich; „nicht? Alois, wie sagtest Du an jenem Abend in Chalons: Erfüllt kehrt uns wohl oft der ausgesprochene Wunsch heim, und wir beben dann nicht selten vor dem Ersehnten zurück! — Nun laß, ich habe ja erreicht, was wünschenswerth mir vorschwebte!" — Er richtete sich langsam empor und trat still an das Fenster; die Stirn an die Scheiben gedrückt stand er lange, dann aber, sich wieder zu dem Freund wendend, fragte er gepreßt: „Ist das Unglück meinen Eltern gemeldet?" — Alois verneinte. — „Nun", fuhr Edgard fort, „so schweigt noch einige Tage; ruft sie nicht zu dem schauervollen Anblick der blutigen Leiche, sie tragen doch wohl schwer genug!"

Der junge Franzose und Alois sprachen noch manch tröstendes Wort zu dem Unglücklichen; er schien wenig darauf zu achten, und ging, die Arme über die wogende Brust gedrückt, das Haupt gesenkt, wie von innerer Unruhe getrieben im Zimmer auf und ab. Das Schrecklichste hatte ihn zu schnell, zu unerwartet getroffen; er vermochte nichts hell und bestimmt zu denken. Wie es aber nun nach und nach stiller in ihm ward, wie draußen der Abend nieder sank und hell flimmernde Sterne friedlich und freundlich zu ihm nieder sahen, da ward ihm, als brächten sie ihm Amanda's und des Vaters herzzerreißende Frage: Edgard, Edgard, warum hast du uns den Vater, den Bruder erschlagen? — Er wollte den Bildern entfliehen, aber sie drangen nicht von außen auf ihn ein, sie traten aus seinem Inneren hervor und ließen ihn nicht. — Auch die Worte aus seiner Amanda Brief: „Er, zu dem so ewig lange keine Stimme der Liebe sprach, und der nun — von manchem grausamen Schlag des Schicksals getroffen, erbittert und erkältet — zu seinem Bruder, seinem Kinde wiederkehrt, in ihrer Liebe sich mit dem Leben, mit sich selbst aus zu söhnen!" — auch diese Worte standen wie eine ernste Anklage vor ihm und preßten seine Brust zusammen. Das warme Herzblut, welches aus der, von seinem Schwerdt geschlagenen Wunde des Obristen quoll, wusch diesen von jeder Schuld rein; Edgard sah in ihm nur noch den Unglücklichen, aus seiner Heimath Verbannten, dem endlich der Hafen des Friedens sich aufschloß, und den er so gewaltsam, so blutig zurück riß. Er wußte nicht, wie er das Alles ertragen sollte, und mochte den Gedanken nicht fassen, welchen Alois ihm als eine Hoffnung aufstellte: daß das Kriegsgericht ihn vielleicht mit leichter Festungsstrafe los sprechen würde. Wie konnte er je dem Vater, wie der Geliebten unter die Augen treten? wie ihren Schmerz sehen? wie ohne sie leben?

So waren zwei Tage vergangen und der dritte neigte sich zu Ende. Edgard saß noch, in düsterem Hinbrüten versenkt, im einsamen dunklen Gemach; die sinkende Nacht, die Alles rings um ihn verhüllte, that ihm wohl, nur das ungewöhnliche Geräusch draußen drang ängstigend zu ihm auf. Unwillkührlich war er an das Fenster getreten; aus weiter Ferne klangen einzelne Töne einer Trauermusik zu seinem Ohr, sie wurden deutlicher, zusammen hängender, jetzt blitzten helle Fackeln, der Zug nahte sich feierlich langsam. Die ersten Töne hatten alles Blut zu Edgards Herzen getrieben; fast leblos sah er das militairische Leichengepränge sich nahen — der dumpfe Schall der Trommeln, das sanfte Klagen der Instrumente — er hörte in ihnen des Vaters Fluch, den Wehruf Amanda's; und wie nun der Sarg, von ernsten Kriegern getragen, mit den Feld- und Ehrenzeichen des Obristen bedeckt, wie der ganze düstre Zug unter seinem Fenster hin wallte — da stürzte er vom Fenster zurück; aber der Fackelschein

leuchtete durch das ganze Zimmer und die Trauermusik durchklang jeden Raum. — Ferner und ferner verhallten die ernsten Töne, bleicher ward der Fackelschein und lautlose Stille umgab bald wieder den betäubten Edgard. Er wankte zu einem Sessel und saß da, lautlos, sich ganz dem Schmerz hingebend, der heiß und verzehrend in ihm tobte. Der wachthabende alte Krieger brachte ihm Licht; mitleidig sah er auf den Gefangenen, er redete ihn an; Edgard aber blieb stumm, und der Alte, der wohl glauben mochte, er wolle schlummern, schlich leise wieder aus dem Zimmer. — Aber wach, sehr wach war Edgard, nur wild und verworren sein Sinn; der Schmerz riß furchtbar an seinem Herzen: Amanda, seine Eltern, Alle waren ihm zu Schreckgestalten geworden, er konnte nie mehr Frieden finden! — Ein schmerzender Druck auf der Brust ließ ihn mechanisch dahin greifen; seine Hand faßte das kleine Terzerol, welches er in seiner Rocktasche trug und längst vergessen hatte — kalt bebte es durch ihn hin: er hob betend den Blick — da traf er auf Amanda's aufgeschlagenen Brief, er las die Worte: „Wie Du Dich gegen ihn zeigst, so liebst Du mich!" und alle Furien seiner That traten hohnlachend auf ihn zu. Das Terzerol war geladen; es bedurfte nur eines Druckes seiner Hand, und das Leben mit all seinen Schmerzen versank! — Das Bild seiner frommen Mutter trat einen Augenblick trauernd und flehend vor seine Seele; er aber rief: „Gott ist barmherzig, ich kann nicht leben!" Immer wilder wogte es in ihm, immer näher drängte es ihn der dunklen Todespforte. Er riß ein Blatt aus seinem Taschenbuch: „Fluchet mir nicht, Ihr, die ich liebe!" — schrieb er mit zitternder Hand — „fluchet mir nicht! — um der heißen, treuen Liebe willen, die ich für Euch in meinem Herzen trage, fluchet mir nicht! — Laßt den Tod, laßt mein Blut die Schuld sühnen und betet für Euren Edgard!" — Er faßte das Terzerol, er sank knieend nieder; da zuckte die Hand — und das arme irrende Leben war geendet!

Amalie von Selt.

## N o t i z e n.

Nach dem Tode der Herzogin de Chateauroux, welche, so wie früher ihre zwei Schwestern, förmlich declarirte Maitresse Ludwigs XV. gewesen war, sollte auch an die vierte Schwester die Reihe kommen. Allein diese edle Frau, die Marquise de Flavacourt, welche im Jahr 1793 noch in Paris lebte, setzte allen glänzenden Anerbietungen, welche der wollüstige König ihr thun ließ, nichts entgegen, als: „Ich ziehe die Achtung meiner Zeitgenossen vor!" („Je préfere l'estime de mes contemporains"); ein Wort, das ihr unvergängliches Ehren-Denkmal ist.

Kaiser Friedrich II. ließ im Jahr 1230 in einen See bei Heilbrunn Hechte setzen, denen metallene Halsbänder umgelegt waren, in welche er seinen Namen und die Jahrzahl hatte eingraben lassen, damit die Nachkommen erfahren möchten: wie alt wohl ein Hecht werden könnte. Von diesen Fischen ward im Jahr 1497, also 267 Jahre nachher, einer gefangen, der 350 Pfund wog; auf seinem Halsbande las man folgende Inschrift in lateinischer Sprache: „Ich bin der Fisch, welcher durch die Hände Kaisers Friedrich II. zu allererst in diesen See gesetzt worden ist, am 5. Oktober 1230."

E.

## Das Handelsgeschäft am Altar.

Vor einigen Jahren (so erzählt das Journal von Manchester) stellte sich in unserer Nachbarschaft ein Brautpaar zur Trauung bei dem Geistlichen des Orts. Nach dem gesprochenen Segen fragte der Bräutigam: „Herr, was bin ich schuldig?" — „Sieben Schillinge." — „Viel Geld, Herr! wollen Sie es nicht wohlfeiler thun?" — Mit verächtlichem Schweigen wendete sich der Geistliche ab. — „Komm!" sagte der junge Mann zu seiner Braut; „laß uns gehen!" — „John!" erinnerte diese; „Du hast den Pfarrer beleidigt, schäme Dich!" — doch John entgegnete: „Warum mich schämen? Ich bleibe bei meiner alten Gewohnheit; noch hab' ich kein Thier gekauft, ohne etwas ab zu dingen!"

E.

## An meinen Sohn.

(Als ich ihm 36 Pistolen sandte, um Doktor der Rechte und Notar zu werden.)

Sechs Mal sechs ist sechs und dreißig,
In Pistolen blank und baar
Für den Doktor und Notar!
Nun, mein Junge, brav und fleißig!
Nicht genug Dir: „Doktor heiß' ich!"
Sondern sey es, ächt und wahr,
Beides, Doktor und Notar.

Hinz und Kunze, zum Exempel,
Wurden Doktor und Notar
Für Dukaten blank und baar;
Beide führen Schild und Stempel,
Doch im leeren Themis-Tempel
Stehn die Esel am Altar,
Beide, Doktor und Notar.

Glaub' es, Bursche! immer heiß' ich
Selbst den Doktor und Notar
Esel, wenn er's ist und war.
Doch Du mach'st nun, brav und fleißig,
Tausend schnell aus Sechs und dreißig! —
Themis Priester, ächt und wahr,
Ehrt und nährt auch ihr Altar.

B.

## Grabschrift einer schönen Frau.

Ein Hahnrey war ihr Mann; was Sie gewesen,
Weiß Jeder nun, drum soll's hier Niemand lesen.

Ed. Rolle.

# Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

**Paris.** (Schluß.) Dasselbe Theater (Théâtre françois) giebt nächstens von einem neuen Trauerspiel „Demetrius" die erste Vorstellung, welche, wie Sie wissen, immer ein Evénement für die Pariser ist. Zu seiner Zeit werde ich Sie vom Erfolge unterrichten und besonders auch dahin sehen: ob und wie etwa auch hier wieder der französische Verfasser Schiller benutzt hat. Es wäre wohl möglich, daß er unsers Dichters Torso restaurirt hätte; denn „Maria Stuart" hat hier nicht nur augenblickliche ungemeine Sensation gemacht, sondern erhält auch das Interesse wach, obgleich die Tragödie von Lebrun (wegen Talma's Abwesenheit) gerade jetzt nicht gegeben wird. Dagegen ergötzt man sich auch fortdauernd nicht wenig an zwei Parodieen der „Maria Stuart", von denen die eine im „Théâtre du Vaudeville" unter dem Namen „la poste dramatique", die andere in jenem „des Variétés" als „Marie Jobard" für heute wieder angekündigt sind. Die erste sah ich; der Streit der Königinnen, die sich zuletzt in Damen der Halle verwandeln, ist mit vielem Salz gewürzt, und Demoiselle Minette kopirt die Duchesnois vom „Théâtre françois" als „Marie" sehr komisch und zur größtmöglichen Zwerchfells-Erschütterung der Pariser. Bei dem Aussteigen aus der dramatischen Post, welche die Hauptpersonen aus den neuesten Theater-Stücken herein fährt, wird diese Marie gefragt: „Vous êtes Allemande?" und sie antwortet: „Ja, mein Herr! mais à la Française." — Außer diesen Parodieen ist noch gar Manches zu Tage gekommen, was auf Maria Stuart Bezug hat. Eine wörtliche Uebersetzung von Schiller's Meisterwerk, mit kritischen Notizen über unseren Dichter, ist in diesen Tagen in den Buchhandel gekommen; so auch eine „Vie de Marie Stuart" von einem Ungenannten; von Lebrun's Tragödie ist die zweite Auflage erschienen, und Kragen à la Stuart sind neueste Mode. So bald kommt man in Paris en vogue! Im Theater der „Porte St. Martin" gab man vorgestern als erste Vorstellung: „Le Mariage du çi devant jeune homme", welche mit Beifall aufgenommen ward und dem Autor die Ehre des Hervorrufens erwarb. Potier gab den „Çi devant jeune homme" mit einer Gabe sein komischer Kraft, die, nächst Iffland, einzig seyn dürfte. Er ist der Abgott der Pariser für die höhere Komik, und verdient es zu seyn, wie es mir schon nach zwei Vorstellungen scheint, die ich von ihm sah. In dem Theater „des Variétés" giebt man fortdauernd eine zweite Parodie Werther's: „Le retour de Werther", die aber matt ist und sich wohl nur durch das Verdienst des Schauspielers, welcher den „Werther" giebt und Potiers Nachfolger ist, in augenblicklicher Gunst erhält. Die große Oper: „Académie royale de Musique" wird immer noch in der „Salle Favart" gegeben, da das eigentliche Opernhaus, wegen des Mordes des Herzogs von Berry, fortdauernd geschlossen ist und wohl nicht sobald wieder eröffnet werden dürfte. — Im Gebiete der Literatur bietet sich neuerdings wenig Interessantes; das Bemerkenswertheste scheint mir zu seyn: eine angekündigte neue Ausgabe von den „Oeuvres de Rousseau" mit einem „Commentaire historique et litéraire" und einer Biographie Rousseau's von Amar, 5 Theile; eine neue Bibel-Uebersetzung von Eugène Genonde, 15 Theile; jeder dieser Theile hat 500 Seiten und kostet für Subscribenten 5½ Frank. Aus dem Gebiete der belletristischen Literatur verdienen noch Aufmerksamkeit: ein Roman der Demois. Vanhove: „Edmont et Juliette, ou les Amateurs Somnambules", zwei Theile; und „Saphorine, oder l'Aventurière du faubourg St. Antoine", von Merville, welche beide von den Journalen gepriesen werden. Die gut aufgenommene Comödie von Delavigne (Verfaßer der „Vêpres Siciliennes"): „Les Comediens" ist nun auch, bei Barba, im Druck erschienen. Noch nenne ich Ihnen: „Batilde, reine des francs", Gedicht in 10 Gesängen, von — der „Fürstin Canino, Alexie Buonaparte", welches hier, bei Raper, erschienen ist. — Nicht weniger als sechszehn Schriften über den Tod des Herzogs von Berry sind in den letzten Wochen ans Licht gekommen, zum Beweis vielleicht: daß die Franzosen nicht minder schreibselig sind als wir. Auch ihr neuester Bücher-Katalog wimmelt, wie unser Leipziger, von Schriften religiösen Inhalts, unter denen ein „Chemin du ciel", vom Jesuiten Bossu, besonders erbaulich klingt. Unter dieser und einer anderen Menge verschiedener Artikel haben sich nur wenige einzelne solidere wissenschaftliche Werke verirrt: c'est comme chez nous! Daß es an politischen Schriften nicht fehlt, können Sie denken, da hier Alles Politik ist, und in der That Politik und Leben sich zu identificiren scheinen. Die Sitzungen der Deputirten über das Wahlgesetz haben jetzt ihren Anfang genommen, und Sie werden aus den politischen Blättern bald sehen: wie diese höchst wichtige Sache sich wenden wird. Wegen des ganz besonderen Interesses, den diese Verhandlungen im Volke erregen, ist der Andrang zu den Sitzungen ungemein. Am zweiten Tage waren schon früh um 5 Uhr die Plätze besetzt (die Sitzungen fangen erst gegen 2 Uhr Nachmittags an) und heute (am 24sten Mai) ist gar eine Verordnung erschienen, in Folge deren die Gensd'armen darauf zu wachen haben sollen: daß nicht Leute ihren Platz von einer Sitzung zur andern, also die Nacht durch, behalten dürfen, wovon doch also Beispiele, mirabile dictu! vorgekommen seyn müssen!! Casper.

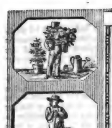
Eine auswärtige Zeitung giebt folgenden Bericht über die Literatur der Türken: Die Summe der Handschriften, welche einen Theil der Bibliothek des Großherrn ausmachen, beträgt 1294; der größte Theil ist in arabischer Sprache (theils Originale, theils Uebersetzungen aus dem Türkischen und Persischen) und die darin behandelten Gegenstände sind: Theologie, Jurisprudenz, Logik, Philosophie, Physik, Grammatik, Geschichte und schöne Wissenschaften. Die Handschriften über die beiden ersten Gegenstände sind zahlreich. Syrische und arabische Bibeln in alten Schriftzügen, welche sich ehemals dort befanden, sind verloren gegangen; auch findet man jetzt keine einzige griechische, lateinische oder hebräische Handschrift mehr. Das Bibliothek-Gebäude, in Gestalt eines Kreuzes, mit einer Kuppel, hat sehr wenig Ausdehnung; das Licht dringt, nicht sehr reichlich, zwischen marmornen Säulen durch einige Fenster ein. Die Handschriften liegen, eine über die andere geschichtet, in nicht mehr als 12 Spinden gedrängt; der Titel steht auf dem Rande. — Im Serail sollen noch mehrere Bibliotheken angelegt seyn, in welche aber Niemand zugelassen wird. (Journ. d. Par.)

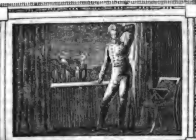
Ein Hr. Garat hat ein Werkchen von zwei Bänden heraus gegeben, worin er eine Parallele zieht zwischen Robespierre und — Jesus Christus! — Trotz allen Lobpreisungen jenes blutdürstigen Fanatikers ist dennoch in dem Werke nicht ab zu läugnen gewesen: „daß Robespierre, von Stufe zu Stufe in die ärgste Schlechtigkeit versinkend, Frankreich mit Mord und allen Verbrechen bedeckt hat!" In einer Unterredung, welche der Verfasser einmal mit Robespierre gehabt haben will, hörte er ihn die schrecklichen Worte sagen: „Die Nachwelt, nichts weniger als entsetzt über das Blut, welches am 2. und 3. September geflossen, wird vielmehr sagen: daß man das Blut der Feinde der Freiheit noch viel zu sehr geschont!" (Gaz. d. Fr.)

Ein Brief aus Athen, vom Anfang März, berichtet folgendes: „Der Verein der Musenfreunde, welcher sich seit 5 Jahren hier befindet, wird täglich wirksamer. Er beschäftigt sich vorzüglich mit der Geistes-Ausbildung junger Griechen und Begünstigung der Wissenschaften, und man bestrebt sich, die berühmte Akademie auf Chios nach zu ahmen. Die Athenienser haben vier junge Griechen nach Italien und Deutschland gesendet, damit sie sich in den Wissenschaften vervollkommnen und nachher als Professoren angestellt werden können. (Journ. d. Par.)

In diesen Tagen ist zu Paris eine Schrift erschienen, mit dem Titel: „Sind die Worte: Es lebe die Charte! der Ausdruck des dankbaren Volksgefühls, oder sind sie ein Aufruhrgeschrei?" (Constitut.)

Redacteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurersche Buchhandlung.








# Der Gesellschafter
oder
# Blätter für Geist und Herz.

1820. Montag den 12. Juni. 95stes Blatt.


## Gastfreundschaft.

(Von dem Verfasser von „Wahl und Führung.")

Schon vielfach haben uns die Reisenden bemerkt, wie bei unkultivirten Volksstämmen, besonders wo diese sich noch unvermischt erhalten haben, eine bestimmte National-Physiognomie so mächtig vorwaltet, daß eine besondere Gesichtsbildung des Einzelnen fast ganz verschwindet, und ein solcher Stamm dem Fremden fast nur wie eine große Familie erscheint, in welcher er bei den verwandten Zügen Aller den Einzelnen nur schwer unterscheidet. Aber auch ihre sittlichen Tugenden scheinen unter den wilden Nationen mehr nach Stämmen als nach Individuen vertheilt, und oft mehr ein unverletzlich geachteter Gebrauch, ein, diesen Menschen inwohnender Instinkt zu seyn, als die aus Neigung und Edelmuth vollbrachte Handlung der freien Willensthätigkeit. Besonders merkwürdig ist in dieser Hinsicht die Sitte der Gastfreundschaft, durch welche die arabischen Hirten-Stämme einen vorzüglichen Ruhm bei uns gewonnen haben, obwohl sich gleiche Sitte fast bei allen Beduinen-Völkern, ja bei allen unkultivirten Nationen findet, und zumal in den gebildeten Reichen des Orients das Recht und die Person des Fremdlings — doch vorzüglich nur des Glaubensgenossen — durch eigene Gesetze gesichert ist. — Ein anschauliches Beispiel von der Sinnes- und Handlungsweise der arabischen Stämme erzählt Jackson in seiner Landreise von Ostindien nach Europa. „Wenn ein Araber" — sagt dieser Reisende — „mit Jemand gegessen oder getrunken hat, und sey es auch ein ihm ganz unbekannter Fremdling, so würde der Araber lieber umkommen, als es zugeben: daß diesem an seinem Eigenthum oder seiner Person etwas zu Leide geschähe. Wer sich in der Noth gänzlich in den Schutz des Arabers begiebt, kann sicher darauf bauen, daß er von demselben auf das treueste geschützt und vertheidigt wird. Ein Beispiel von diesem seltsamen Charakterzuge ereignete sich unlängst. Ein Franzose sollte Depeschen nach Ostindien über die große Wüste von Aleppo nach Basra bringen; er hatte einen Dolmetscher und eine Bedeckung von etwa achtzig Mann, meist auf Kameelen, bei sich. Als sie noch ungefähr fünf Tagereisen von Basra entfernt waren, wurden sie des Abends von einem herum ziehenden Schwarm Araber angegriffen. Der Staatsbote hatte eine Doppelflinte, mit welcher er auf den Schach der Feinde schoß; aber diese stürzten gleich bei dem ersten Anfall mit solcher Wuth auf ihn zu, daß er, bevor er noch zum zweiten Mal laden konnte, von einem Säbelhiebe getroffen, bewußtlos nieder sank. Die meisten von seiner Bedeckung wurden getödtet, und er wie die Andern, da man auch ihn für todt hielt, von den Siegern nackend ausgezogen. Diese zündeten hierauf ein Feuer an, um sich Kaffee zu bereiten, und setzten sich, nach ihrer Gewohnheit, rings um das Feuer im Kreise auf die Erde nieder. Der französische Abgesandte war zwar bedeutend in der Seite des Gesichtes verletzt, ohne doch tödtlich verwundet zu seyn, so kam er allmählig wieder zur Besinnung; aber in welch einem Zustande fand er sich: ganz entkleidet, mit Blut über-

gossen und auf das äußerste ermattet. Dennoch verlor er die Gegenwart des Geistes nicht, und weil ihm die Sinnesweise seiner Feinde nicht unbekannt war, so beschloß er einen Versuch zu wagen, den er als das einzige Mittel ansah, entweder sein Leben zu retten oder seinem traurigen Daseyn schnell ein Ende zu machen. Er sah sich unter den um das Feuer sitzenden Arabern den aus, welchen er nach seinem Alter für ihren Führer hielt; er raffte alle seine Kräfte zusammen, und nackt und mit Blut bedeckt stürzte er in den Kreis hinein und zu den Füßen des Alten hin. Seine Erwartung täuschte ihn nicht. Der Alte, wirklich der Anführer der Horde, bedeckte ihn augenblicklich mit seinem Mantel. Nachdem er mit großer Mühe sich verständlich gemacht hatte, erhielt er nicht nur seine Kleider und Depeschen wieder: der arabische Anführer ging auch einen Vertrag ein, ihn sicher nach Basra zu befördern, wofür ihm der Staatsbote hundert venetianische Zechinen zu zahlen versprach. Beide Theile hielten treulich den geschlossenen Vertrag."

Wie wenig gewissenhaft die afrikanischen Horden, diese fürchterlichsten von allen Barbaren, auch in dieser Hinsicht sind, hören wir bei Poiret. Die Gastfreundschaft wird zwar unter den Maurischen Beduinen, besonders unter denen, die einem gemeinschaftlichen Oberhaupt gehorchen, auf das heiligste beobachtet; der fremde Mahomedaner wird mit aller anscheinenden Freundschaft empfangen und bewirthet; selbst ein erklärter Feind hat nicht leicht in dem Lager, in welchem er eine Aufnahme gefunden, Verrätherei zu befürchten. Indessen haben sie einen Anschlag auf sein Leben gemacht, so lauern sie ihm außerhalb desselben auf, und dann können sie mit kaltem Blute den umbringen, welchen sie vor wenigen Augenblicken als Gast und Freund in ihren Zelten beherbergten. Sogar Blutsverwandtschaft gewährt hier keine Sicherheit; ein Bruder ermordet unbedenklich den andern, sobald er einen Vortheil von der That erwartet.

Viel milder und menschenfreundlicher, als die blutdürstigen Mauren, werden uns die Neger jener Gegenden geschildert. Ihre Gastfreundschaft wird von allen Reisenden gerühmt. „Wenn man" — sagt Winterbottom in seiner Beschreibung der Küste von Sierra Leona — „in eine Stadt, sie sey groß oder klein, oder auch nur in das unbedeutendste Dorf kommt, es mag nun den Bullamern, Timmaniern oder irgend einem andern Volke gehören, so hat man überall ein reizendes Gemälde afrikanischer Sitten und Gebräuche vor Augen. Sobald die Einwohner einen Fremden erblicken, lassen sie sogleich Alles stehen und liegen, um ihm entgegen zu eilen. Sie drücken ihm traulich die Hand und wiederholen zum öfteren das Wort: Semo, d. h. Willkommen. Sogar Kinder, welche kaum lallen können, beeifern sich, so sehr sie auch anfangs bei Erblickung eines weißen Gesichts erschrecken, den Fremden als Gast zu behandeln; sie reichen ihm lächelnd ihre kleinen Händchen dar und freuen sich herzlich, wenn er sich mit ihnen beschäftigt."

Ein räuberisches wildes Volk sind die auf den Höhen des Kaukasus wohnenden Osseten. Der Jüngling beweist unter ihnen — nach Herrn von Klaproth — seine Fähigkeit durch Diebesstreiche, Straßenraub befestigt seinen Ruhm und Mord erwirbt ihm das Ansehen eines Helden. Dennoch wird ein Fremdling in ihren Dörfern nie verletzt; man giebt ihm Essen und Trinken, so viel er bedarf und betrachtet ihn als einen Angehörigen. Verläßt er aber das Dorf ohne Begleitung, so läuft er, wie bei den Arabern, auch hier Gefahr, von seinen Gastfreunden geplündert zu werden; denn die Osseten haben ein Sprüchwort, welches sagt: „Was wir auf dem Wege treffen, hat uns Gott gegeben." — Dieselbe Mischung von Mitgefühl und Gleichgültigkeit, von Großmuth und Raubsucht, zeigt sich auch bei den sonst sehr edlen Stämmen der Afghanen. Die Ausübung der Gastfreundschaft gilt bei ihnen so allgemein für eine nationale Ehrensache, daß sie einem nicht gastfreien Manne den Vorwurf machen: er habe kein Puschtunwulli, d. h. nichts von den Sitten der Afghanen. Dabei findet unter diesem Volke eine eigenthümliche Sitte statt, welche Nunnawati (ich bin gekommen) heißt. Derjenige, welcher von dem Andern eine Gunst verlangt, geht in das Haus oder Zelt desselben, und weigert sich, auf seinem Teppich zu sitzen oder an seiner Gastfreiheit Theil zu nehmen, bis er ihm seine Bitte gewährt. Die Ehre desjenigen, der eine von ihm verlangte Gunst abschlägt, wird beeinträchtigt, und dieser Gebrauch wird zuweilen so weit getrieben: daß ein Mann, der seinen Feinden nicht gewachsen ist, zu dem Hause eines Andern Nunnawati geht und diesen veranlaßt, seinen Zwist auf zu nehmen. Dies muß der Andere thun, wenn er nicht völlig außer Stande ist, sich mit Erfolg ein zu mischen. Diese Sitte ist aber von dem indischen Dhurna, wo der Hunger zur Bewilligung der Forderung zwingt, dadurch ganz verschieden: daß bei dem Nunnawati einzig die Ehre wirkt, und ein noch größerer Anspruch wird gemacht, wenn eine Frau ihren Schleier einem Afghanen schickt und seinen Beistand für sich und ihre Familie verlangt. — Indessen so sehr die Gesetze der Gastfreundschaft den Fremdling schützen, der ein Haus oder Dorf der Afghanen betritt, so erstreckt sich doch auch hier dieser Schutz nicht über das Gebiet des Dorfes oder höchstens des Stammes. Man hat unbezweifelte Beispiele — sagt Elphinstone — daß Afghanen von räuberischen Stämmen Reisende aufnahmen und sie mit Geschenken entließen, aber sie doch beraubten, wenn sie dieselben außerhalb

der Grenzen ihres Schutzes wieder trafen. Die Plünderung eines Fremden auf offener Straße scheint für eine natürliche Sache zu gelten.

Auf eine sehr kurze und bündige, aber eben so freundliche Weise wird bei dem amerikanischen Muskogulgen der Fremdling aufgenommen. „Verreist ein Mann" — erzählt Bartram — „in seinen Geschäften, kommt er in eine andere Stadt und bedarf Lebensmittel, Ruhe und gesellschaftliche Unterhaltung, so geht er mit Zuversicht zu der Thür des nächsten Hauses und sagt: „Ich bin gekommen!" Der Mann oder die Frau erwiedert: „Das ist gut!" und sogleich sind Speisen und Trank in Bereitschaft. Der Fremde ißt und trinkt ein wenig, raucht dann Taback und unterhält sich entweder über Privat-Angelegenheiten oder öffentliche Neuigkeiten. Er steht endlich auf und sagt: „Ich gehe!" der Andere antwortet: „Das thust du!" Alsdann geht der Reisende weiter, kehrt wieder in der nächsten Wohnung ein, die ihm gefällt oder begiebt sich wohl in das öffentliche Versammlungshaus." — Auf eine ähnliche Weise wird — nach Wilson — der Fremde auch auf Otaheiti empfangen. Besucht dort ein Freund oder ein Fremder eine Familie, so wird er mit der herzlichsten Bewillkommnung aufgenommen. Der Herr und die Frau und wohl Alle im Hause rufen zu wiederholten Malen: „Willkommen!" worauf der Gast erwiedert: „Ich komme!" — Jene: „Gott segne euch!" worauf er entgegnet: „Hier!" und sich dann nieder setzt. Das Haupt der Familie fragt nun nach der Veranlassung dieses Besuches, worauf der Gast mit aller Freimüthigkeit antwortet. Es wird sogleich ein Schwein oder Huhn zubereitet, den Freund zu bewirthen, und was er nicht verzehren kann, wird in einen Korb gethan und ihm mit nach Hause gegeben. Dann erhält der Gast noch ein Geschenk von Zeug oder wohlriechendem Oehl, oder etwas, das dem Geber Arbeit gekostet hat. Denn Lebensmittel, sagen sie, bringe die Natur von selbst hervor, und davon müsse man so viel nicht sammeln; was aber mit Mühe gewonnen oder mit den Händen gemacht sey, könne am besten als Geschenk gegeben oder angenommen werden.

So tritt überall in den Menschen das Menschliche wenigstens in irgend einem Gebrauche, einer Sitte hervor, die wie ein altes, heiliges Erbgut unter den entarteten Geschlechtern sich erhält und durch Jahrhunderte fort besteht, so daß auch der Barbar, welcher, ohne Achtung vor menschlichem Recht, außen ohne Scheu den Fremdling beraubt oder mordet, wenigstens das Leben desselben so lange unverletzlich achtet, als dieser von seiner Speise ißt und des Obdaches seiner Wohnung genießt.

## Der Hofmarschall und der Lakay.

Hofmarschall. Von welcher Religion ist er?
Lakay. Ich bin katholisch.
Hofmarsch. Man sieht ihn aber nie in der Messe?
Lakay. Ja, ich treib's halter nicht sehr!

## Der gute Minister und sein Sekretair.

Minister. Die Errichtung des Taubstummen-Instituts sey bewilligt.

Sekretair. Sollte es nicht gerathener seyn, eher solche Institute an zu legen, wo die ohnehin so vorlauten Menschen taub und stumm gebildet würden?

Minister. Kommt's dazu, soll Er zuerst hinein.

C. Möllen.

## Epigramme.

### Als man einen groben Rezensenten genannt wissen wollte.

Den groben Kritiker wünscht Ihr genannt?
Der Nutzen ist nicht groß!
Denn Ihr sollt sehn, wird jemals er erkannt,
So ist er — namenlos.

### Die neuen Schöpfer.

Wohl zeiget mancher Fürst der Gottheit Spuren:
Er schafft aus Nichts sich seine Kreaturen.

### Als Fat ein Epigramm auf sich wünschte.

Auf Dich willst Du ein Epigramm? Nein, nein!
Soll Dich es schildern, müßt' es fade seyn —
Und darauf lass' ich wahrlich mich nicht ein!

### Einem Finanzrath.

„Auch das Genie belastet überall" —
Sprach ein Finanzrath — „lehrt die Künste dienen!"
Lebend'ge Null mit aufgeblas'nen Mienen,
Taugt je zum Lastthier wohl die Nachtigall?

### Auf Doktor Ballers Grabe.

Ihr Alle glaubt es kaum,
Wie thätig einst er war!
Lebt' er nur noch ein Jahr,
So fand er hier nicht Raum.

### Der arme Verleger.

Daß von Frau Poll er Gunst erfahre,
Nahm Manuscript von Herren Poll er an;
Bedauert ihn! — es gab dem armen Mann
Ein Handel zweierlei verleg'ne Waare.

### Als Linchen fragte: was ist ein Epigramm?

„Was ist ein Epigramm?" Das wünschest Du bekundet?
Es gleichet Deinem Blick — es leuchtet und verwundet.

### Als ein Spieler erstochen wurde.

Charakter hielt er sicherlich;
Er, der vom Spieltisch nimmer wich,
Starb consequent am letzten Stich.

### Vergebliche Mühe der Papierhändler.

Bis Mangel an Papier sich ganz verloren,
Tragt emsig Ihr nutzvolle Lumpen ein —
Umsonst! — Stets machen rüstige Autoren
Uns aus Papier nutzlose Lumperei'n.

### Der Bauer Nepomuk über seinen Pfarrer.

Er sagt: „Zur Hölle wirst Du müssen,
Bring'st Du den Zehnten mir nicht ganz!"
Doch gilt es, meine Frau zu küssen,
Da spricht er gleich von Toleranz.

## Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

**Wien.** Ich eile mit der Anzeige: daß der Nachdruck in den österreichischen Staaten und überall abgeschafft werden soll; dies ist in einer Sitzung der Bevollmächtigten aller deutschen Fürsten entschieden. So wäre denn der längst erwartete erste Schritt in dieser höchst wichtigen Angelegenheit geschehen und für die Literatur im Allgemeinen, besonders aber auch für die österreichische viel gewonnen; denn schon seitdem die soliden Buchhändler sich schämen, auch eine stillschweigend erlaubte Unrechtlichkeit durch Nachdrucken zu begehen, hat die Eigenthümlichkeit in der hiesigen Schriftsteller-Welt einen sichtlichen Zuwachs erhalten und tritt immer bestimmter hervor. Es muß dadurch auch der literarische Verkehr mit dem Auslande sich erweitern; denn erstens wird durch die thätigen Buchhandlungen eine immer lebendigere Erweckung der bessern Köpfe im Lande veranlaßt und zweitens wird man außerhalb nicht geflissentlich die in Oesterreich erscheinenden Werke so wenig als möglich bekannt machen, weil das Motiv: sich dadurch für den Nachdruck in etwas zu rächen, wegfällt. So gewinnen, wie dies bei dem rechtlichen Gange immer der Fall ist, wir und Alle, und mit Freude wollen wir Segen ausrufen über die, welche der öffentlichen Stimme auch in diesem Falle Achtung zeigten. — Zwei Vorstellungen (im Hoftheater) von dem neuesten Trauerspiel des Hrn. Hofrath Müllner „die Albaneserin" haben hier die Kritiker in Thätigkeit gesetzt, und sie fanden hinlängliche Veranlassung, sich mit bitterer Entschiedenheit dagegen zu erklären, da besonders auch das Publikum diese theatralische Neuigkeit ungewöhnlich kalt aufnahm. Unter den mehreren Beurtheilungen, die mir bis jetzt vorgekommen sind, ist auch eine bogenlange, als deren Verfasser sich Hr. Wilh. Hebenstreit nannte, welchen Hr. Hofrath Müllner bekanntlich völlig vernichtet zu haben glaubte: auch mit solchen Mitteln, die eine ganz absonderliche Art von Celebrität geben. Was mich anbetrifft, so gestehe ich frei: daß bei den unerhört tadelnden Rezensionen (denn eine, die sich vergeblich mit Courmachen bemühte, ist kaum zu erwähnen gegen die Widersacher) und bei der ganzen Aufnahme des Stücks, — nächst der Indignation, die überhaupt durch boshafte Polemik von dem Dichter selbst veranlaßt ist — wohl auch der Umstand berücksichtigt wird: daß der hier gefeierte Herr Grillparzer an Hrn. Müllner einen durch allerlei Aufsätze vervielfachten Aristarchen fand. Die „Albaneserin" hat unleugbar viel Gedachtes und große Schönheiten; daß die Darlegung wieder auf dem Schicksals-Seile umher tanzt, nächstdem ein Reichsgesetz und einen Fluch als Basis hat, so gebrechlich, daß Beides, wie Vieles im Stück, nur als gemacht erscheint, bleibt jedoch wahr. Ohnehin schon schwer construirt in der Exposition, ist nun noch dazu der letzte Theil des Stückes ganz dazu angethan, um den Zuhörer mit verwirrten Sinnen nach Hause zu schicken. Dies wollen hier die Leute nicht gern mehrmals über sich ergehen lassen; darum blieb auch schon die zweite Vorstellung leer, was bei den Wienern, die früher von Hrn. Müllner als so empfänglich für seine Muse geschildert sind, doch wohl etwas sagt. — Noch wurde am 20sten Mai (auch als eine Neuigkeit) gegeben: „Der Schneider und sein Sohn", Lustspiel nach dem Englischen des Morton von Schröder. Es gefiel, besonders durch das Spiel der Herren Wothe (Frank) und Costenoble (Rapid). Dieser letztere Künstler ist ohnstreitig hier der vorzüglichste in theatralischen Charakter-Zeichnungen; er würde überall gelten, während viele Andere sich nicht aus dem Weichbild Wiens entfernen dürften, wenn sie nicht Anstoß finden wollen. R s.

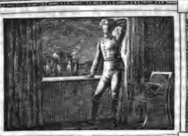
**Breslau.** (Pleasd to commend yet not afraid to blame. Pope.) Der von Ihnen selbst bestimmte Terminus a quo meines diesmaligen Theater-Berichts ist der 1ste April. Von diesem privilegirten Fopptage an haben in der ersten Hälfte des Monats auf der hiesigen Bühne nur Wiederholungen oft gegebener Stücke statt gefunden, worüber nichts Besonderes zu berichten ist. Am 17ten April kam „das Hausgesinde", seit geraumer Zeit nicht gegeben, wieder einmal auf die Bretter, und unser „Lorenz" (Schmelka) zeigte sich ultralustig. Ich will das „est modus in rebus", das gewiß auch in den possenhaftesten Rollen von Darstellern zu beachten ist, nicht sauertöpfisch und kritisch-vornehm gegen den lustigen Uebermuth unsers wirklich genialen Lieblings-Komikers geltend machen; denn ich mag mich oft selbst gar gern und recht weidlich an den übermüthigen Explosionen seiner so recht von innen heraus kommenden Lustigkeit und Laune ergötzen; aber es thut mir immer noch in der Seele weh und leid, wenn ich nicht selten an diesen Explosionen einzig und allein das individuelle Gepräge des Darstellers und somit meist die Vernichtung aller jener charakteristischen Haltung der dargestellten Rolle sehe, die selbst solchen Zerrbildern, wie „Pumpernikel", „Staberle", „Schneider Cilkpin" u. s. w. nicht fehlen soll. — Am 18ten April spielte Hr. Flat, gewesener Regisseur der Pesther Bühne, auf der unsrigen den „Grafen Hirschfeld" in der „Schachmaschine" als erste Gastrolle. Er hat außerdem noch drei Mal gastirt: am 22sten April als „Schwätzer", am 25sten als „Fallbring" in „Dienstpflicht" und am 1sten Mai als „Stuhlbein" in den „Pagenstreichen". Es fehlte diesem bühnengewandten, verständigen Schauspieler, der recht viel Geschick und Talent für intrigante Conversations-Rollen, feinkomische Alte und Charakters zu haben scheint, hier nicht an verdientem Beifall. Er würde dessen noch mehr erhalten haben, wenn er sich nicht gescheut hätte, so stark auf zu tragen, als es hier gewöhnlich und beliebt ist, und wenn sein Sprachorgan, das ihm kräftige Drücker, Mannigfaltigkeit der Töne und selbst ganz deutliche Artikulation zu versagen scheint, nicht eines von den Organen wäre, an die man sich gewöhnen muß. Auch hab' ich ihn nicht ganz frei von Dialekt gefunden; aber das Wenige, was er in dieser Beziehung sündigt, ist wohl leicht ab zu legen und sehr erträglich, — für uns Breslauer wenigstens, die wir seit vielen Jahren an viel und mancherlei dialektische Schnitzer, mitunter von der tollsten Sorte, gewöhnt sind. So läßt uns noch dermalen nicht nur ein antiquirter Komiker und ein neu angelangter Tenorist die süße Musik vom Ufer der Pleiße und der Mittel-Elbe hören, sondern auch ein weiblicher Matador unserer Bühne hat sich, ungeachtet des langen Hierseyns, das liebe Sächseln noch nicht ganz abgewöhnt, ist mit einigen harten und weichen Mitlautern durchaus noch nicht im Reinen, und macht uns, wenn gleich kein X für ein U, doch zuweilen ein D für ein T, ein B für ein P, so daß wohl eine „peinliche Tücke" zu einer „beinlichen Dicke", ein „treuer Pär" zu einem „Dreier-Bär" werden kann. Einem unserer vorzüglichsten Schauspieler — er kann seine liebe Gattin immer mitlesen und mitbeherzigen lassen — ist Moritz „vom Gebrauch des Dativ und Accusativ" zur täglichen Lektüre und genauer Beherzigung dringend zu empfehlen. An Silesiasmen fehlt es auch nicht, die uns, wenn wir in England, Spanien oder Norwegen zu seyn glauben, hörbar daran erinnern: daß wir im schönen Schlesien sind. Ganz vorzüglich aber sind unsere gebildeten Ohren durch das Undeutsch einer kürzlich von hier abgegangenen sehr braven Sängerin gequellt (gequält) worden, deren Gatte — kein braver Sänger — sie eigentlich im Kauderwelschen noch übertraf, und uns zwar mehrmals vorsang, daß er die Menschheit, niemals aber bewies: daß er seinen Dialekt abgeleckt (abgelegt) hätte. (Der Schluß folgt.)

„Mit diesem Schwerdt hast du zum Ritter mich geschlagen,
Hier, nimm's! vertheid'ge dich und stirb als Krieger!"

Diese beiden Verse, aus dem Trauerspiel: „Die Sizilianische Vesper", hat ein Kaufmann zu Paris unter sein Aushängeschild gesetzt, um auf solche barocke Weise die Leute neugierig und kauflustig zu machen. (Constitut.)

Redacteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurersche Buchhandlung.








# Der Gesellschafter
oder
# Blätter für Geist und Herz.

1820. Mittwoch den 14. Juni. 96stes Blatt.


## Berliner Kaleidoskop.

### VI.*) Ein sogenannter Singe-Thee.

> Je m'applique à peindre la société, et non pas telle ou telle société, à saisir des rapports généraux et non des traits particuliers; je m'occupe des classes, des espèces, et jamais des individus. Jouiy.

Ich würde in der That bei einer Prüfung meiner Charakteristiken von Berlin schlecht bestehen, wenn ich einen ausgezeichneten Zug überginge: die bemerkenswerthe Liebe zur Musik, welche die Berliner im deutschen Vaterlande nur mit den Einwohnern Wiens theilen. Auf keinen Zweig der dramatischen Leistungen sieht man größere Summen verwenden (der Setzer fördere hier ja nicht ein verschwenden zu Tage) als auf die Oper. Dagegen belohnt auch wohl kein Zweig jetzt die Anstrengungen der Theater-Verwaltung besser, als gerade dieser; und bei weitem tragischer als z. B. die „Albaneserin" wird dem Theater-Rendanten der Unterschied vorkommen, welcher sich bei den Einnahmen von jenem Trauerspiel und etwa „Cosi fan tutte" ergiebt. So drängen sich auch in den Winter-Monaten die Conzerte der einheimischen wie der fremden Künstler, und wer sich nur sicher wähnt, daß man ihn nicht auslacht, dünkt sich treflich genug zu einer Spekulation auf Applaus. Daß kein öffentlicher Ort ohne Musik ist, läßt sich denken; eigenthümlicher aber ist es, daß an jeder nur irgend lebhaften Straßenecke hier eine Harfe klimpert, dort ein blinder Geiger kratzt; daß auf allen Höfen eine heisere Clarinette, ein heulendes Horn, eine ohrzerreißende Flöte, ein knurrender Baß ihr jammervolles Wesen treiben. Auch die lustig bewegte Volksmasse mag ihr Stück Braten, das ihr allwöchentlich vielmals in den Zeitungen angeboten wird, nicht ohne den Ohrenschmaus einer „Harmonie-Musik" annehmen, und der berühmte, mit und ohne Heiserkeit unverwüstliche Jacobi unterhält sich und sein zahlreiches Publikum seit Jahren mit seinen „Singe-Conzerten". Und nun gar die Klasse der Gebildeten! Ist nicht das Piano in jedem Hause ein so nothwendiges Möbel, als der Spiegel? Und sollte auch Minchen nichts prästiren können, als Variationen von Gelineck auf das Thema: „Mich fliehen alle Freuden!" und den Gesang der „himmlischen" Cavatine: „Di tanti palpiti!" so besitzt sie doch wenigstens in ihrer musikalischen Bibliothek noch die Ouvertüre aus dem „Don Juan", der „Schweizerfamilie" und der „Lodoiska"; Variationen von Klage und von Gelineck auf: „Der Vogelfänger bin ich ja" und „Gieb mir die Hand, mein Leben"; das Duett aus dem „Titus": „In Deinem Arm zu weilen"; Emmelinens Cavatine: „Wer hörte wohl jemals mich klagen?" und — sie ist musikalisch! Steigen wir nun aber eine Klasse höher hinauf, so finden wir wirklich eine seltene musikalische Ausbildung, und Dilettanten der Kunst, die gar manchen Künstler vom — Handwerk zu Schanden machen. Noch klingt in meinen Ohren der seelenvolle Ton, die bewunderungswürdige Volubilität der Stimme, womit die berühmte Demoiselle X.. vor einigen Tagen eine Bravour-Arie aus Rossini's neuester Oper auf einem

*) Nr. V. s. im 53sten Bl. des „Gesellschafters" 1820.

Singe-Thee bei der Generalin M... vortrug, zu welchem man auch mich ein zu laden so gütig war. Ich hatte wider meinen Willen mich verspätet und traf die Gesellschaft schon vollzählig. Unbemerkt schlich ich mich durch zwei hell erleuchtete Zimmer, in denen fünf Parthieen arrangirt waren, um mich ländlich sittlich aus zu drücken. Ich hätte dreist etwas fester auftreten können, denn Lichtwehr's: „Was thun sie denn? sie spielen!" fand hier volle Bestätigung. Nur die lebhafte Majorin A.. störte die gemüthliche Stille, da sie sich durchaus nicht beruhigen konnte: daß ihr Aide bei dem Invitiren auf Trumpf ihr nicht Trumpf nachgespielt habe, worüber nicht allein der entscheidende Trick, sondern auch ihre sämmtliche Geduld verloren ging. Ich trat in das dritte Zimmer, ins innere Heiligthum, wo der Musik geopfert werden sollte. In der Mitte stand das Kistingsche Flügel-Fortepiano mit abgehobenem Deckel, bereit den Zauber der Accorde zu entfalten. — Es schlug acht Uhr und die allerliebste Wirthin winkte nun dem Doktor C.., dem erwählten Accompagnateur, das Signal zum Anfang zu geben. Unter der Masse der vorliegenden Partituren und Klarinet-Auszüge wählte dieser nun, als eben wieder ganz in Mode, „Cosi fan tutte" von Mozart, und die beschäftigten Personen traten hervor an das Piano, das herrliche Finale des ersten Akts zu exekutiren. Ich mag mich in Lobsprüchen über die Pünktlichkeit und Trefflichkeit der Ausführung nicht erschöpfen, da ich eine Rezension zu schreiben weder befugt noch willens bin. Das Stück war geendet und von allen Seiten erschallten verdiente und lebhafte Beifallsbezeugungen, wobei freilich einige Zuhörer aus einem, durch das Ende der Musik gestörten Gespräch schnell auch in Lobeserhebungen geriethen. Die Generalin ersuchte nun eine kleine Brünette, die ich jetzt erst recht bemerkte, an den Flügel zu gehen. Ich sah bald, daß Fräulein Marie von R.. das interessanteste junge Mädchen im Cirkel war; jeder Zug auf dem niedlichen, runden Gesichtchen sprach Geist und Leben aus, und der feurige Blick der dunkeln Augen ward mild durch die Schüchternheit gedämpft, welche das erste Hervortreten der, wie man mir sagte, sehr gebildeten jungen Sängerin begleitete. Sie sang mit dem einnehmendsten Organ eine italienische Arie und dann, aufgemuntert durch das von allen Seiten ihr zugewandte Lob, ein Paar deutsche Lieder von Maria von Weber; obgleich ein Paar Ueberfeine darüber merkbar die Nase rümpften: daß man auf edle italienische Leckerei sogleich die gemeine geistnährende deutsche Kost folgen ließ. — Hervor trat nun ein Mann, der, seit Fischers Abgange von Berlin, mit jeder Miene sagt: Ich bin der Rest von allem Baß in Berlin! Indem er Gesang und Geblöt besser zu vermischen wußte, als neue Componisten den verschiedenen National-Styl, peinigte er die Zuhörer in Mayern's erster Arie eine Viertelstunde lang. Man hatte ihm sein Pensum absingen lassen, und unterließ nicht, ihm das verlangte „Scharmant, sehr schön" u. s. w. zu spenden, worauf er sich, selbstzufrieden lächelnd und eine Prise nehmend, auf den Lehnstuhl zurück zog. — Die Reihe traf nun die kleine Tochter vom Hause, ein unbedeutendes Ding von eilf Jahren, welche schon oft selbst die Freunde der Wirthin, wozu auch ich mich zählen darf, durch ihr schnippisches Wesen — die Musterblüthe des jüngsten Zeitsinnes — empörte. Sie humpelte mit höchst selbstständigen Blicken zwölf Variationen von Beethoven herunter, während die entzückte Mutter ihr die Noten umwandte. Alles überhäufte, wahrscheinlich in der Freude überstandener Langeweile, die Generalin mit exaltirten Lobsprüchen über dies zu kultivirte Produkt; und um dem Vergnügen eine stete Abwechselung zu geben, ward nun wieder ein Ensemble-Stück vorgetragen, während dessen die Diener Eis und Kuchen präsentirten. Der accompagnirende Doktor gerieth dabei in ein so lobenswerthes Feuer, daß er bei dem Umwenden ein in Eil acquirirtes Glas Himbeer-Eis, welches er neben die Noten gestellt hatte, vom Flügel warf, wodurch die erste Sängerin einen bedeutenden Fleck auf ihr weiß atlasnes Kleid und das Finale eine unvorhergesehene Fermate bekam. — Die Whist-Parthieen im Nebenzimmer waren geendet und mit der Miene, als hätten sie geschwelgt im Genuß der vorgetragenen Musik, traten nun auch die Spielenden in das Zimmer. Jetzt strömte Alles mit Bitten auf Demoiselle X.. ein, den Abend durch ihren Meistergesang zu verherrlichen; alle Bittenden zusammen genommen schienen mir aber nicht so viel über die Sängerin zu vermögen, als ein junger sehr artiger Mann, der mit einem Blick ihren Willen leitete. Sie setzte sich anspruchslos an das Piano und sang eine Arie aus Rossini's „Barbiero di Seviglia" mit jener Vortrefflichkeit, welche ihr in Berlin längst den Namen der kleinen Catalani erwarb. Welches bunte Durcheinanderrollen der lieblichsten Töne! Welches Tragen der reinen Silberstimme! Welcher Geschmack in den unendlich verschiedenen Broderieen! — Alles war elektrisirt; der Doktor vergaß vor Wonne sein verlornes Eis, der junge Mann folgte dem Drange seines Inneren und küßte der Dame recht con amore (im buchstäblichen Sinne des Wortes) die Hand, wobei er aber von den Dienern gestört wurde, die eben herein traten und ein kleines Tutti von Messern, Tellern und Gläsern klirrten. Die Gesellschaft placirte sich in einen Halbkreis — wobei die Wahlverwandtschaften eine Rolle spielten — um den runden Tisch. Bald brachte nun auch ein elegantes, kaltes Souper und der feurige Burgunder neues Leben in die etwas abgespannten Köpfe. Der allgemeine Chor verbreitete sich auf die kleinen Kämpfe bei

dem Theater und die großen in Spanien und Frankreich; auf die Nahrungslosigkeit und die sinnlose Steigerung der Hausmiethen; auf ehemalige boshafte Reden und jetzige oft fade Lobsprüche in den Theater-Rezensionen der Zeitungen; auf des Fürsten Radziwill wahrhaft originelle Musik zu Goethe's „Faust" und über die Wünsche: daß alle hohe Herren die Künste lieben und üben möchten; auch kam sonst noch Allerlei vor, was man eher spricht als schreibt. Während dem wurden pianissimo einige Duetts neben mir ausgeführt, in denen das con expressione, wie ich merkte, häufig angebracht war, und um Mitternacht endlich winkte Alles den Dienern: Hüte, Ueberröcke und Mäntel in Bereitschaft zu halten. Ich war noch einer der Letzten, um der Wirthin meinen freundlichen Dank zu sagen, als die kleine Schnippische sich eben nochmals an das Pianoforte setzte; mich fürchtend vor neuer Stümperei, wäre mir beinahe der Dank verunglückt in der Hast, mit welcher ich an das Hinauskommen dachte; aber ich hatte wenigstens das Glück, nichts mehr zu hören. T. Bs.

## Deveroux's Lanze.

Bei meinem Aufenthalt in Franzensbrunn, dieser kleinen Colonie, die, bei einer freundlichen Lage, nur noch etwas mehr Unterstützung bedarf, um ihren benachbarten Schwestern nacheifern zu können, schloß ich mich an einige Badegäste, die einen Spaziergang zu dem nahgelegenen Eger machten. Man sieht leicht, wie unhaltbar diese Festung seyn würde, da sie von den umliegenden Anhöhen beherrscht wird, auch scheint man in den neueren Zeiten ihre Vertheidigung aufgegeben zu haben. In der Stadt selbst fiel mir die Tracht der Frauenzimmer von der geringen Klasse auf: sie hüllen sich in einen weiten Mantel von Tuch, der, ohne Aermel und bis auf die Knöchel reichend, gerade unseren ehemaligen Militair-Mänteln gleicht; da der Kragen desselben gewöhnlich mit Tressen besetzt ist, so wird dieses Kleidungsstück kostbar, ohne schön oder bequem zu seyn. — Unser erster Gang war auf das Rathhaus, um uns die Hellebarde zeigen zu lassen, mit welcher der Hauptmann Deveroux seinen Feldherrn und Wohlthäter erstach. Einer aus unserer Gesellschaft spöttelte über die Aufmerksamkeit, mit der wir sie betrachteten. „Eine Lanze", meinte er, „sey eine Lanze, und überdem wäre es sehr wahrscheinlich, daß die Hellebarde nur eine Repräsentantin der eigentlichen sey." Leicht kann er Recht haben; indessen diese Reliquie erreicht ihre Absicht: sie weckt die Erinnerung an große Thaten. Zweifeln doch auch Manche an der Wahrheit mehrerer Züge aus Tells Leben, und gesetzt nun, daß Tradition und Enthusiasmus den Thaten dieses kühnen Mannes etwas von ihren Farben geliehen hätten, wird deshalb der Reisende die Gefilde von Morgarten und Sempach mit minder hohem Gefühl betreten? Wahrlich, Niemand wird in Altorf, wo Tell den Apfel vom Haupte seines Kindes schoß, erst untersuchen: ob auch dieser Schuß wirklich geschehen sey? — Auf der Spitze jener Lanze schwebte übrigens vielleicht das Schicksal der katholischen Religion in Deutschland. Schon hatte Wallenstein die geheimen Unterhandlungen mit dem Herzog Bernhard von Weimar beendigt, deren erste Bedingung die öffentliche Empörung gegen den Kaiser war; schon näherten sich die Schweden unbemerkt den Thoren von Eger, und die Verschwörung war auf dem Punkt aus zu brechen, als das Haupt derselben fiel. Was Ferdinand durch den Abfall Wallensteins verlor, das gewannen die Schweden durch dieses Bündniß, und wer vermag zu sagen: wohin diese Verfechter der protestantischen Religion alsdann ihre siegreichen Waffen getragen hätten? Man entgegne mir nicht: daß ja schon in Pilsen die vornehmsten Offiziere ihn verlassen hatten, und nur wenige Getreue ihm nach Eger gefolgt waren; die Armee betete ihn an, mehr als die Hälfte der Soldaten waren Fremdlinge, seine Talente wogen allein ein Heer auf. Der erste Sieg der Schweden, und Wallensteins Krieger würden Alle wieder zu Wallensteins Fahnen zurück gekehrt seyn. Ister.

## Buntes.

In dem Roman: „Sirius oder Schwärmereien der Liebe im August-Monat der Phantasie" (Hamburg und Mainz, 1803) heißt es unter Anderem S. 55 bei Betrachtung des gestirnten Himmels: „Versenkt ins Aetherbad der Göttergefühle meiner Seele, sah und hört' ich nichts mehr, als das Tetrachordon der Sphärenharmonie und die poetische Prosa meiner kathegorischen Herzens-Empfindungen. Der Pentateuchus der Schöpfung rollte sich meinen staunenden Blicken auf, und die Masora meiner intellektuellen Kraft ergoß sich in hell leuchtenden Feuerzügen über den göttlich dunkeln Urtext verworrener Herzgefühle." — Man merkt wohl, daß sich die Phantasie des Verfassers in den Hundstagen Luft machte!

Im Jahre 1806 hat die Inquisition in Madrid einen spanischen Arzt verhaftet, weil er gelehrt hatte: „Der Sauerstoff enthält das belebende Princip der Natur" — und „die Grenzlinie zwischen dem Menschen und dem Thiere zu ziehen, sey in physischer Hinsicht unmöglich." Wo man um solcher Sätze willen verhaftet wird, ließ es sich allenfalls, in Bezug auf die Richter, beweisen: daß auch in psychischer Hinsicht jene Grenzlinie nicht auf zu finden sey. — Es gehörten übrigens die höchsten Anstrengungen des Friedensfürsten und 30,000 Realen dazu, um jenen Arzt aus den Klauen arroganter Dummheit oder planvoller Tücke zu befreien. Th. Laurin.

## Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

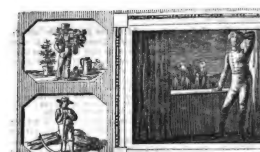
Breslau. (Schluß.) Hr. Luge, zweiter Musik-Direktor, gab am Bußtag, der für ihn alljährlich ein Geld- und Benefiz-Tag ist, zu seinem Besten eine musikalisch-deklamatorisch-pittoresk-enigmatische olla podrida bei vollem Hause. Wenn ich doch nur mit Ueberzeugung läugnen konnte: Hr Luge habe Recht, wenn er, das hiesige Publikum berücksichtigend, von einem solchen Allerlei-Conzert, wie er es zu geben gewohnt ist, eine ungleich bessere Einnahme erwartet, als von der Ausführung eines größeren, ganzen musikalischen Kunstwerks. Wie erfreulich wäre den Freunden würdiger Tonkunst ein Handelsches Oratorium gewesen, ein Alexandersfest, ein Judas Makkabäus, ein Simson, den Ihr glücklichen Berliner an demselben Tage, unfehlbar vortreflich, gehört habt. Wir Breslauer dagegen hörten in der ersten Abtheilung des Benefizes en question folgende Musikstücke: 1) Ouvertüre zum Drama „Moses", von Seyfried. 2) Violin-Conzert von Krommer, gespielt vom Benefiz-Mann, einem braven Geiger. 3) Quintett aus „Tigranes". 4) Pot-pourri von Blyma, für die Violine (sehr schwache Arbeit). Hr. Anschütz deklamirte Kind's bekanntes Gedicht: „Der Gang in die Pilze" mit jener Naivität, die ihn, nach meinem Gefühl, nicht kleidet, Vielen hier jedoch sehr gefällt. Hätte er nicht ein dem Bußtage homogeneres, seinem ausgezeichneten Talent für das Pathos zusagenderes Gedicht wählen sollen? Auch wurden nebenbei noch zwei Charaden durch Bilder vorgestellt. Das hiesige Publikum hat sich an Tableaux vivans — NB. ohne räthselhafte Bedeutung — im vorigen Jahre, in welchem sie durch Herrn Ehlers in seinem Benefiz zuerst auf die Bühne gebracht, nachmals oft vorgestellt worden sind — sehr satt gesehen, aber ihre enigmatische Anwendung war nur ein Paar Mal in vornehmen Gesellschaften, jedoch noch nicht öffentlich vorgekommen und gab dem Vielgesehenen einen Reiz der Neuheit. Die erste Charade war dreisylbig und dreibildrig. Sylbe Nr. 1: Drei geputzte Mädchen, einem vierten, geputzteren, einen Myrthenkranz aufsetzend. Die Sylben 2 und 3: eine Soldaten-Gruppe, um einen Bauerburschen herum stehend und sitzend und diesem zutrinkend und ihm Geld gebend. Das Bild, welches das Ganze bedeutete, zeigte einen wohlgekleideten Herrn in bittend überredender Stellung vor einem alten Ehepaar, hinter welchem ein schaamröthliches Mädchen, so wie seitwärts vom Bitter ein blöder Jüngling stand. Die zweite zweisylbige Charade bestand gleichfalls aus drei Bildern. Faust, sich dem Bösen verschreibend, bezeichnete die erste, der Consul Brutus, seine Söhne zum Tode verdammend, die zweite Sylbe; Götz v. Berlichingen, sich auf dem Rathhause zu Heilbronn gegen die Bürger wehrend, das Ganze. Durch transparente Schrift wurden die Auflösungen bekannt gemacht; die der ersten Charade werden Sie allzu leicht finden (Brautwerber), die der zweiten undeutlich und schief bezeichnend (Faustrecht), das Ganze — ich meine beide Charaden — ziemlich albern. *) So ist mir das Ding bei der Ausführung selbst vorgekommen, und die Erfindung war doch von — mir. Daß diese Sylben-Räthsel-Bilder so viel Beifall fanden, als es in der That der Fall war, ist wohl hauptsächlich der hübschen, geschickten Anordnung der Gruppen durch unsern wackeren Theater-Maler Hrn. Arrigoni zu danken. Ich habe zur geselligen Unterhaltung — auf dem Lande oder in der Stadt, ganz ad libitum — einige dramatische Charaden ersonnen und entworfen, von denen ich Ihnen — wenn Sie es anders nicht verschmahen — nächstens ein Pröbchen für den „Gesellschafter" mittheilen will. **) Vielleicht fallen sie besser aus als die erwahnten pittoresken. — Nach dem angeführten Gimmelsammelsurium besagter ersten Abtheilung krönte die zweite und letzte, zur innigen Freude aller versammelten Mozartisten, das Werk: denn des „Idomeneo" erster Akt wurde, mit ein Paar Weglassungen, als Conzert gegeben. Wenn auch in der Ausführung, besonders bei den Chören, Manches zu wünschen übrig blieb; so war doch aus der Anhörung der herrlichen Composition gar reicher und schöner Genuß zu schöpfen. Es ist unverantwortlich, daß diese Oper bei uns noch gar nicht gegeben ist; so wie auch „Cosi fan tutte", diese Welt voll Melodie, seit vielen Jahren auf unserem Repertorium fehlt. Sollten wir — was jetzt freilich leider nicht der Fall ist — wieder einmal ein Opern-Personal zusammen bekommen, um „Cosi fan tutte" geben zu können, so bewahre uns nur Polyhymnia vor einer Verbalhornung und Verschlimmbesserung des Textes, die, um ein Paar Unwahrscheinlichkeiten und Albernheiten eines schlechten Opern-Fabrikanten zu corrigiren, die ganze charakteristische Bedeutung und feinsinnige Bezeichnung eines musikalisch-genialen Meisterwerks auf eine Weise zerstört und verkehrt, über welche Sachverständige ein lautes „Anathema" schreien müssen. Wirklich soll man auch am — wenn ist die verbesserte Oper „Cosi fan tutte" zum ersten Mal in Berlin gegeben worden? — ein furchtbares Klopfen in Mozart's Sarge gehört haben. Nach dieser Digression, die ich meiner fast unbegrenzten Verehrung Mozarts nicht versagen konnte, habe ich in meinem April-Bericht nur noch von der einzigen dramatischen Neuigkeit zu sprechen, welche hier in diesem Monat in Scene kam, nämlich von dem Lustspiel des Hrn. Heinr. Kuno: „Vetter Benjamin aus Polen", welches am 27sten April zum ersten Mal auf diesem Theater gegeben wurde. Fabel und Charakter dieses Stücks sind aus lauter höchst verbrauchten Stückchen und Läppchen schlecht zusammen genäht. Es ist wirklich schwer zu begreifen: wie es noch heut zu Tage einem dramatischen Schriftsteller einfallen konnte, eine so ganz abgedroschene Idee, wie die Heimkehr eines sich arm stellenden Reichgewordenen — der seine Verwandten prüfen will, um die, welche die Prüfung bestehen, zu beglücken — zum Hauptstoff eines Drama's zu machen und dabei die Behandlung mit dem Stoff noch an Plattheit wetteifern zu lassen! Und doch hat dieser „Vetter Benjamin" hier und an mehreren anderen Orten recht sehr gefallen, der Masse nämlich! Woran liegt das nun? Darauf wäre ein Paar Seiten lang zu antworten; hier mögen einige Andeutungen genügen. Vor Allem ist ein Ausspruch Chamforts anzuwenden: „Ce qui fait le succès de quantité d'ouvrages est le rapport qui se trouve entre la médiocrité des idées du public et la médiocrité des idées de l'auteur." Auch ist das von Hrn. Kuno benutzte dramatische Gemeingut so ganz das rechte mixtum compositum von plattem Spaß und wohlfeilem Edelmuth, um eben à la portée de tout le monde zu seyn. Ueberdem sind die meisten Rollen solche, die sich ganz von selbst spielen und in denen es kinderleicht ist, beklatscht und bebravo't zu werden. Auch hat es den Damen Anschütz und Unzelmann und den Herren Anschütz und Nagel nicht an lautem Applaus gefehlt. So viel vom April; nächstens „vom Maien — alles sich freuen — alle die munter'n Vögelein!" Karl Schall.

*) Ich hoffe, nicht der Herausgeber allein, auch mancher Andere wird widersprechen. **) Soll willkommen seyn! Gß.

Die hannöversche Regierung hat — unfehlbar um den Leichtsinn unbedachtsamer und ohne die mindeste Aussicht auf einen Erwerb und auf Fortkommen geschlossenenen Ehen zu steuern — die Veranstaltung getroffen: daß kein Handwerker ohne obrigkeitliche Einwilligung sich verheirathen darf. (Censeur.)

Damit es buchstäblich wahr werde, daß man die Sklaven wie Heringe einpackt, so entdeckte die englische Eskadre, welche den Sklavenhandel an der afrikanischen Küste zu verhindern sucht, unlängst eine Goelette, auf welcher sich einige junge Mädchen in Tonnen eingepackt befanden. Sie waren fast erstickt, als man sie heraus zog. Aus den neuesten Verzeichnissen zu Havanna ergiebt sich: daß man aus Afrika nach Havanna vom Jahr 1790 bis 1815: 159,731 Sklaven, im Jahr 1816: 17,722 und 1817: 24,560 zum Verkauf gebracht hat. (Constitut.)

Redacteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurersche Buchhandlung.






# Der Gesellschafter
oder
# Blätter für Geist und Herz.

1820. Freitag den 16. Juni. 97stes Blatt.


## Ueber Shakspeare's Trauerspiel: „Julius Cäsar".

Von Franz Horn.

Dieses Werk ist mit einer so großen Ruhe, Mäßigung und Sicherheit angelegt und durchgeführt worden, daß die gewöhnlichen Ausleger diesmal mit ihren gangbaren Redensarten von hinreißender Leidenschaftlichkeit und überfeurigem Genie des Dichters nicht recht ankommen konnten. Sie merken selbst, daß ein ganz eigener Geist in diesem Werke walte, und daß von allen den Fehlern, die sie sonst dem Dichter Schuld geben, hier auch nicht der entfernteste Schein vorhanden sey. Da sie aber nie recht wissen, was sie wollen, so halten sie mit ihrem Lobe dennoch zurück und bedauern vielmehr, daß diesmal der Stoff des Dichters Genie gehindert habe, sich gänzlich Luft und Bahn zu bereiten.

Welche Aufgabe hatte hier Shakspeare? Er stellte dar den Untergang einer großen Natur, die aber schon über ihren Zenith hinaus ist, und, einem Irrthum folgend, der so leicht zu einem Verbrechen wird, sich selbst den Untergang bereitet. Aber aus dem Blute, welches Cäsars Wunden entströmt, sproß die Freiheit nicht. Das Geschick scheint seinen Irrthum in Schutz zu nehmen, wenn nur nicht er, sondern — schlechtere Menschen ihn ergreifen. Schlechter und schwächer! hier spricht sich die tragische Ironie furchtbar aus; aber die innere Welt des Menschen ist dennoch unantastbar, und niemals kann sich ein Brutus gezwungen sehen, unfrei zu athmen. Was von draußen kommt, ist doch nur Schein und oftmals Lüge; was in uns, ist allein Wahrheit, und so können wir, wenn auch äußerlich besiegt, doch als edle Sieger da stehen. Dieser Gedanke schwebt, wie mich dünkt, über dem ganzen Werke, führt uns durch alle Kämpfe in demselben durch, und entläßt uns am Schlusse mit einem schönen erhobenen Gefühl.

Gehen wir jetzt in das Einzelne. — Der Haufe, nicht das Volk, war hier gleich anfangs zu schildern! Niemand kann die Idee des Volkes höher achten, als Shakspeare, Niemand aber auch den Haufen geringer; ich meine: jenes müßige Gesindel, das sich nur am Markte herum treibt, jene herzlosen Gaffer, die nur Neues wollen, und was sie gestern vergötterten, heute in den Staub treten, wenn es nur ohne Gefahr und mit Bequemlichkeit geschehen kann. Diese Menge hat sich Shakspeare gar oft zum Gegenstand seiner Satyre gewählt, ja es scheint, als habe er das stets mit besonderer Lust gethan, theils aus gerechter Verachtung gegen diesen Haufen, theils weil dessen Aeußerungen (so betrübt auch ihre Folgen seyn mögen) in sich selbst häufig etwas höchst Komisches und Ergötzliches haben. Dem Dichter, welcher genau weiß, was er will, ist es wohl zu gönnen, daß er diejenigen, welche das nicht wissen, mit Lust belächle und darstelle. — So finden wir hier gleich anfangs ein zahlreiches Gesindel, welches aus dem Werktage gern einen Feiertag macht, und, wie es sich ehemals über Pompejus gefreut hat, daß er zu einem Auflauf oft Gelegenheit gab, wenn er

prunkend durch die Straßen zog, so jetzt über Cäsar jubelt, der ein noch größeres Spektakel gewährt. Besonders hervor gehoben wird ein Schuster, der sich im Gespräch mit dem ungeduldig heftigen Marullus die beste Zeit zu halbschierigen Späßen nimmt, wodurch er ihn nur noch mehr in Eifer bringt; so wie überhaupt der Streit zwischen Einem, der durchaus keine Zeit hat, und dem Andern, der unendlich viel Zeit hat und Gott dankt, wenn er ein wenig davon los wird, stets etwas Ergötzliches haben muß.

Die Weise, wie sich diese Menge benimmt, als Antonius dem Cäsar das königliche Stirnband anbietet, ist sehr richtig aufgefaßt. Sie freut sich allerdings, daß Cäsar es ausschlägt; da er aber in Ohnmacht fällt und späterhin sämmtlichen Leuten auf dem Markt die offene Brust voll Narben zeigt, so werden sie sinnlich zur Theilnahme erregt und würden in dem Augenblicke nichts mehr dagegen haben, wenn er seine Stirn mit dem Diadem umflochten hätte. Seine Größe geistig auffassen kann die Menge nicht; wenn er aber die narbenvolle Brust entblößt und rührende Worte dazu spricht, dann wird es ihr klar, er sey der große Mann und könne allenfalls auch wohl König seyn. — Diese Scene, nur von Caska erzählt, leitet dann die größere sichtbare ein bei Cäsars Ermordung. Als er fällt, ist das erste Gefühl, welches die Menge ergreift: Furcht, und sie flieht bestürzt, nur an sich selbst denkend. Dann, doch ein wenig sich brüstend und sich vertrauend, weil sie ja die Menge ist, fordert sie Rechenschaft, und Brutus erklärt sich dazu bereit, da dieses Verlangen ohne Zweifel ein gerechtes ist. Wir können annehmen, sie seyen schon dadurch befriedigt. Ein so vornehmer Mann, wie Brutus, will Rechenschaft ablegen; das ist dem Haufen schon genug, und das Wie fast einerlei, nicht aber dem edlen Brutus. Er spricht in kurzen Blitzen, geistreichen Epigrammen und zuweilen im Senecaschen Glanzstyl. Da ist das Volk im Ueberschwang befriedigt, und es bedarf einer ausdrücklichen Bitte von Seiten des Brutus, damit nur Marc Anton zu Worte komme. So bald wir aber wissen, er werde wirklich zum Worte kommen, ahnen wir auch schon, er könne den Erfolg der früheren Rede vereiteln. Er braucht nur einen andern (etwa den asiatischen) Styl zu seiner Rede zu wählen, so ist ihm schon geholfen und er darf auf einen guten Eindruck rechnen. Aber Antonius will nicht bloß auf eine Stunde wirken, sondern auf Tage, und in diesen Tagen sollen die Römer nicht bloß schreien und wüthen, sondern handeln. Haben sie aber erst einmal entscheidend gegen Brutus gehandelt, dann sind sie sein und des Octavius, und was sie späterhin noch handeln sollen, das wird er selbst und sein mittelmäßiger Gönner anordnen. — Cäsars noch blutende Wunden sind dem Volke unendlich rührender als alle Narben, und, was sich fast von selbst versteht, als alle Verdienste seiner Gegner. Dennoch würden sie wohl nur momentan rühren, wenn nicht Antonius den Commentar dazu lieferte und zwar nicht selten in einem gewissen künstlich-pathetischen Styl; z. B.:

Hier stieß der vielgeliebte Brutus durch;
Und als er den verfluchten Stahl hinweg riß,
Schaut her, wie ihm das Blut des Cäsar folgte,
Als stürzt' es vor die Thür, um zu erfahren:
Ob wirklich Brutus so unfreundlich klopfte.

Die Geschichte lehrt an vielen Stellen: daß wer den Haufen erregen will, ihm erst etwas Grelles zeigen und dann dieses Grelle noch greller in Worten aussprechen muß, damit jener, der eigentlich nur schreien kann, genau erfahre: was er nun zu schreien habe. — Deshalb darf uns auch bei diesem Haufen der Uebergang von der Rührung zur Grausamkeit und Tücke nicht befremden, welcher uns in der dritten Scene des dritten Akts gezeigt wird. Der arme Poet Cinna muß für seinen Namen büßen, welcher den Pöbel an einen der Hauptverschwornen erinnert; für diesen, der nicht zu finden ist, leidet der Unschuldige, und das Gesindel ergötzt sich an dem Witz: daß er ja auch für seine schlechten Verse zerrissen werden könne. *) — Wallenstein gedenkt der „losgeritznen Furie der Wuth", hier sehen wir sie handeln.

Betrachten wir jetzt die Charaktere der einzelnen Personen, wie sie das Verzeichniß giebt.

(Die Fortsetzung folgt.)

*) Daß dieser Zug historisch wahr ist, wissen wohl alle Leser; doch möchten vielleicht Einige vergessen haben, daß dieser Cinna keinesweges ein schlechter, sondern ein höchst talentvoller Dichter war, da zwei sehr competente Richter: Catullus (im 95sten Gedicht) und Ovidius (Trauer-Gedichte II. 435) seiner, theils mit ausgezeichnetem Lobe, theils als einer deckenden Autorität, erwähnen; dennoch wollen wir den Untergang seiner Werke nicht bedauern, da selbst Ovid ihrer Ueppigkeit gedenkt.

## Der Umzugs-Tag in Copenhagen.

Wenn ein Bewohner der Polar-Länder aus seiner sicheren, nie gewechselten Erdhütte an einem Umzugs-Tage nach Copenhagen käme, so würde er über den allgemeinen Lärm, das Getreibe und Getrabe, in Erstaunen gerathen; noch mehr, wenn er vernähme: daß in einer Stadt, mit so vielen weitläuftigen Gebäuden, der größte Theil der Umziehenden die Lebenszeit meistens nomadisch zubringt; daß die Winter-Sonne ihn in diesem Quartier der Stadt und die Frühlings-Sonne in jenem bescheint, und daß, dem Planeten-System ähnlich, die ganze Stadt fast in einer immerwährenden Bewegung ist. Aber ein Umzugs-Tag setzt nicht bloß die Bewohner der Polar-Länder in Erstaunen, sondern zuweilen sogar noch die Copenhagener. Ueber die Unbequemlichkeit des Umziehens giebt es nur eine Stimme, man rechnet diese Meinung zu den unbestrit-

kenen Wahrheiten. — Seht auf jene ungeheure Wagenlast! schwer und langsam kriecht sie dahin, wie, mit dem Kastel auf seinem Rücken, ein Elephant vom Ganges Bei jedem Schritt erschallt ein Knacken und ein Gerassel, das den Zusammensturz der ganzen Masse droht. Welche Dinge hat denn dieses rollende Transportschiff geladen? Alle Bedürfnisse einer ganzen Familie für ihren mühseligen Zug von der Wiege zum Grabe: Bettstellen und Kessel, Schränke, Tische und Stühle liegen in verworrenem Gemisch durch einander, wie die Gefallenen nach einer Schlacht. Auf dem Gemisch erheben sich die Betten, aufgebläht von den Federn unzähliger Gänse-Generationen; auf ihnen der Fuhrmann wie ein Fürst auf seinem Thron, mit einem Arm die Peitsche schwingend, mit dem andern das Mädchen umfassend, welches den Transport begleitet. Dort kommen Land-Soldaten mit Tragbahren voll prachtvoller Meubles, die einzigen Ueberbleibsel des verschwundenen Glückes. Eine Flora mit einem blumenumkränzten Horn des Ueberflusses, aber erblaßt wie eine Leiche, ruht zwischen Hackbrett und Brod-Trog. Haltet! — zu spät, das spendende Horn liegt zersplittert auf dem Pflaster. Trauernd eilt der Eigenthümer herzu und bejammert Flora's Verlust; er schilt die unvorsichtigen Land-Soldaten und indem sie bestürzt sich nach dem Scheltenden wenden, stoßen sie an einen Wagen. Was klingt, was rasselt? — der Ankleide-Spiegel der Dame! Tausend Thaler — in schlechtem Gelde — war sein Preis. Nun entsinket dem unglücklichen Ehemann eine Thräne; wer wagt es, der Gebieterin das neue Unglück zu verkünden? Er selber? der dem theuren Spiegel zum Beschirmer mitgesandt ward? Der Verzweiflung wilder Sinn treibt ihn vorwärts, mitleidsvolle Blicke folgen ihm. — „Platz!" ertönt aus zwei heiseren Kehlen; die Fülle ihres Tones lehrt, daß sie in der Jugendblüthe am: Wer da? geübt sind. In jenen goldenen Tagen schrieen sie wie homerische Helden; wenn in Heldenrollen ihre Stimme auf der Bühne erschallte, so würde das ganze Haus erbeben. Schweiß entrieft ihrer Stirn und überzieht mit einer Beize das braune Antlitz; Branntwein hat ihre geistigen Kräfte erhoben und in ihre Beine eine kurze Energie gebracht. Seht, wie mit ihrer Last sie dahin eilen! — Welche ungeheure Ballen Papiers werden dort gefahren? welche Massen von Weisheit und Thorheit! sind es Sammlungen kostbarer Handschriften? oder die Rechnungsbücher eines Handlungshauses? Nein! leset doch die Aufschriften: Akten; verdorrende abgefallene Blätter von dem immer grünen Baume der Themis, den Blut düngt und Thränen anfeuchten: ein Rechtsgelehrter zieht um.

Ein Copenhagener Umzugs-Tag ist das Bild des menschlichen Lebens. Alle Menschen — im Allgemeinen — lieben die Veränderung. Sie würden von Planet zu Planet ziehen, wenn sie es vermöchten. Diesem gelüstet nach der Wohnung, die Jener gern verläßt; dem bekannten Ungemach entfliehend, eilen sie in Neues: aus der Charybdis in die Scylla. Die Bewohner wollen einen gefälligeren Wirth eintauschen, der Wirth ruhigere Bewohner. Diese wollen ihr Lokal erweitern, Jene es beschränken. Der Arme ist aus seiner dürftigen Behausung gestoßen; der freie Himmel wird die Decke dieses Erdensohns, und wenn die Vermiether fortfahren, ihre Wohnungen lieber leer zu lassen, als eine billige Miethe an zu nehmen, so werden in Copenhagen die Armen, wie die Chinesen, endlich Schiffe zu Wohnhäusern machen. Lowtzow.

## B u n t e s.

Der reiche Römer Marcus Licinius Crassus pflegte zu sagen: Es sey eigentlich Niemand reich zu nennen, als wer eine Armee unterhalten könnte. — Das „unterhalten könnte" wird hier wohl der Grund des Reichthums seyn; denn namentlich zu unserer Zeit ist die Unterhaltung einer Armee gar oft ein Gegenbeweis vom Reichthum.

„Der Ruhm ist der Narrheit Lockspeise und der Adel ist die Maske derselben!" sagte Diogenes. Danach müßte Jeder wünschen, nicht berühmt und nicht von Adel, d. h. (nach Diogenes) kein Narr und keine Maske zu seyn.

Das Betragen der Kinder und Diener zeigt mit Sicherheit an: von welcher Art die Freundschaft oder Achtung ist, die uns in einer Familie zugetheilt wird. Wo die Kinder artig auf dich zukommen, traulich um dich her spielen, das Gesinde aufmerksam und zuvorkommend ist, da kannst du glauben, willkommen zu seyn. Wenn aber die Kinder gegen dich ungezogen und naseweis thun, die Diener dich gelegentlich übersehen oder es an Ehrerbietung fehlen lassen, da weißt du, was du wissen mußt, um dich mit Anstand aus diesem Hause zu entfernen. Nur Wenige sind so bescheiden oder so weise, sich vor ihren Kindern und Dienern in Acht zu nehmen, und noch Wenigere so schlau, es zu können.

Ein Herzog von Sully (Abkömmling des berühmten Sully unter Heinrich IV.) vermählte sich mit einer so jungen Braut, daß der Pfarrer, sich zum Schein versprechend, fragte: „Wollt Ihr, daß dieses Kind getauft werde?"

Barthez, Arzt zu Paris, nahm im 96sten Jahre seines Alters keine Nahrung mehr zu sich, um seine Frau, die ihm, 94 Jahre alt, eben gestorben war, nicht lange zu überleben. Wasser war das einzige, was er genoß, und dennoch lebte er dabei noch 36 Tage.

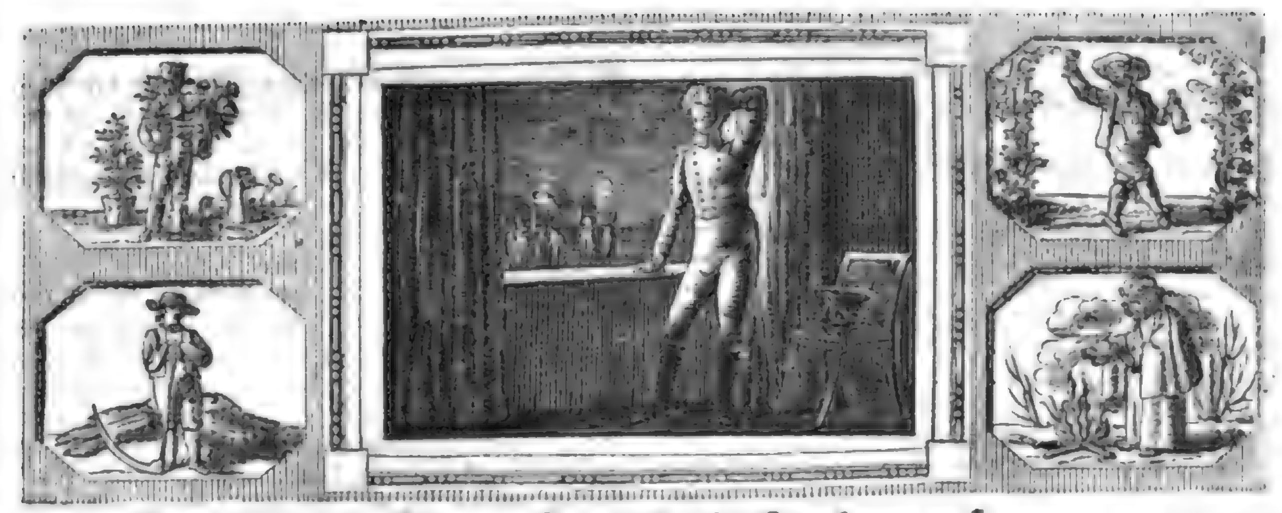
Th. Laurin.

## Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

Paris. Aus ganz authentischen Quellen kann ich Ihnen versichern: daß der Bau noch eines neuen Theaters nunmehr ganz bestimmt ist, und sogar an der Ausführung desselben in so weit schon gearbeitet wird, daß man auf dem Platze des künftigen Gebäudes die jetzt dort befindlichen Häuser nieder reißt. Obgleich dies erst der Anfang zu einem Anfang ist, so will man doch schon am 27. Oktober dieses Jahres das neue Schauspielhaus eröffnen, und wenn man weiß, daß das schöne Theater an der „Porte St. Martin" in fünf und siebenzig Tagen erbaut wurde und das jetzige „Odéon" sich auf den Trümmern des abgebrannten in wenigen Monaten als eines der schönsten Gebäude der Hauptstadt erhob, so wird man auch an der raschen Ausführung des neuen Theaters nicht zweifeln. Der Platz dazu ist auf dem Boulevard bonne nouvelle, ganz in der Nähe von vier andern besuchten Boulevard-Theatern, und auch das neue Schauspiel wird, wie diese, nichts Anderes als Vaudevilles und kleine Lustspiele mit Liederchen zum Besten geben. Man könnte glauben, daß ein tüchtiger Muth dazu gehöre, unter diesen Umständen eine solche Entreprise zu wagen, aber — ce n'est pas comme chez nous! und zum Gegenbeweise erzähle ich Ihnen, daß die dreihundert Aktien zu tausend Franken, die man dazu eingerichtet hat, in kurzer Zeit vergriffen waren, und jetzt schon von den Eigenthümern wieder mit Gewinn verkauft werden! Man darf auch um so weniger an dem Erfolg des Unternehmens zweifeln, da ein beliebter Vaudeville-Dichter, Scribe, mit an der Spitze der Aktionnairs steht, mehrere der besten Schauspieler und Schauspielerinnen aus den andern kleinen Theatern bereits gewonnen sind, und die Lust der Franzosen an dieser Gattung von Schauspiel in der That unersättlich ist. Und — sie ist es mit Recht. Man komme und sehe diese Feinheit des Spiels, diese Grazie, diesen Anstand, diese Leichtigkeit, man bemerke den unaufhörlich sprudelnden Witz, diese Fülle von esprit in diesen kleinen Stücken, diese immer neue Erfindung interessanter Situationen, diese unaufhörliche Ironie auf das Leben und Treiben der Capitale, und man tadle dann mit kalter, frostiger Kritik diese Gattung, die wir Deutsche fast nur dem Namen nach kennen, und die auch nicht eher bei uns einheimisch werden kann, bis aus unserer Mitte Dichter erstehen, die sie, mit mehr oder weniger nationeller Variation vielleicht, auf unsere Bühne verpflanzen. — Die eben genannte Bühne an der „Porte St. Martin", auf welcher Potier's seltenes Genie jetzt alle Abend den größten Triumph feiert, war übrigens neulich der Gegenstand einer langen Diskussion, die noch nicht ganz geschlossen scheint, da man willens war: die große Oper wieder dahin zu verlegen, wie sie im vorigen Jahrhundert auf diesem Theater spielte. Sie werden nämlich erfahren haben, daß man im großen Saale der „Académie royale de Musique", dem Lokale der Oper, die Vorstellungen seit der Ermordung des Herzogs von Berry ganz eingestellt hat; Einige sagen auf Veranstaltung der Geistlichen, welche den durch ihre Gegenwart und durch die dort gemachte Salbung geweihten Ort nicht wieder entweiht wissen wollen!! Bisher wurden nun die großen Opern in der „Salle Favart" gegeben, die aber für den Apparat dieses Schauspiels bei weitem zu klein ist, und man geht eben deßhalb darauf aus, ihr wieder einen würdigeren Tempel zu verschaffen. — Auf dem „Théâtre françois", dem „Odéon", soll dem Vernehmen nach „Don Carlos", eine neue Tragödie, angenommen worden seyn, und bei dem Erfolg, welchen Schillers „Maria" in Paris gehabt hat, darf man es wahrscheinlich finden, daß auch diesem „Don Carlos" unser Meisterwerk zum Grunde liege. — Talma (welcher fortdauernd in Brüssel sein Publikum elektrisirt) soll damit umgehen, sich auch Schillers „Tell" für die französische Bühne einrichten zu lassen, und so wäre es möglich, daß nun in einer kurzen Reihe von Jahren die Franzosen mit allen Werken unsers Dichters bekannt gemacht würden. Einen „Wilhelm Tell" auf die Bretter zu bringen, dürfte übrigens gerade jetzt in Paris sehr gewagt, wenn nicht unmöglich seyn, da die Politik mehr als in langer Zeit die Köpfe beschäftigt, und die wichtigen Diskussionen in der Kammer der Deputirten an jedem Morgen mit neuem, regen Interesse die Augen von ganz Frankreich auf sich ziehen. — Noch einmal zurück zum Theater. In der komischen Oper (Théâtre feydeau) macht fortdauernd Boyeldieu's Operette: „les Voitures versées" das größte Glück, und Martin muß mit der Panchard die beliebten Variationen auf das: „Au clair de la lune etc." unter entsetzlichem Furore an jedem Abend da capo singen. Nichts desto weniger muß Referent den etwa übersetzungslustigen Landsleuten wohlmeinend rathen: diese Oper nicht auf unsere Bühne zu verpflanzen, wo sie durchaus kein Glück machen kann, da sie ganz auf Pariser Sitten basirt und der Stoff übrigens höchst dünn ist. In der Opera buffa hat Rossini's „Turco in Italia", bei der meisterhaften Ausführung von Seiten der Sänger und des Orchesters, sehr glücklichen Erfolg gehabt. Auch in der komischen Musik, in welcher dem Componisten Spontini und Cimarosa als sichtliche Ideale vorschweben, behält Rossini seine Eigenthümlichkeit, welche in Paris, wie bei uns, von der einen Seite eben so viele Gegner und Spötter, als von der andern warme Anhänger findet. In dieser Oper sind einige höchst charakteristische originelle Stücke neben vielen faden Alltäglichkeiten, und wir sind überzeugt: daß der „Turco" mehr als manche andere Rossiniaden einer vollkommenen theatralischen Ausführung bedürfen wird, um in Deutschland sein Glück zu machen. Rossini's Bild ist so eben in Steindruck hier erschienen und in allen Musik-Handlungen, an allen Straßenecken in zwei-, dreifachen Abdrücken zu schauen. — Aus der neuesten Literatur weiß ich Ihnen nur wenig mit zu theilen. Ein mir unbekanntes neues Buch: „Abel, ou les trois frères", von Charles de Pongens, ein kleiner Theil von 200 Seiten; „renferme", wenn anders das öffentliche Blatt, dem ich es nacherzähle, nicht partheilich ist; „plus de verités, plus de philosophie, que la plupart des longs ouvrages de nos obscurs métaphysiciens". Wer Lust hat, alle diese Wahrheiten zu lesen, kann sie für das Spottgeld von drei Franken kaufen. Gelobt wird eine „Histoire, organisation, constitution de l'Académie des bêtes", von welcher ich nichts weiß, als daß eben eine Broschüre confiszirt worden ist, die, dem Titel nach, von einem Mitglied dieser ehrenwerthen Akademie herrühret. Unter der unzähligen Menge von Sâlons literairs, welche Journale, Zeitschriften und Broschüren halten, habe ich nach langem Suchen auch einen gefunden, der eine ansehnliche Menge deutscher Zeitungen auslegt. Es beweist mir für die große Menge der hier anwesenden Engländer, daß in sehr vielen dieser Lese-Cabinette alle englischen Zeitungen gehalten werden, dagegen man sehr emsig suchen muß, um auch nur ein deutsches Blatt auf zu treiben. Ich glaube Vielen einen kleinen Gefallen zu erweisen, wenn ich hier die Adresse der Anstalt mittheile, in welcher, wer hierher reist, die an zu führenden deutschen Blätter findet. Man liest bei Madam Robert, im Palais royal, galerie de bois No. 205, die „Preußische Staats-Zeitung", den „Oesterreichischen Beobachter", das „Weimarische Oppositions-Blatt", das „Morgenblatt", die „Jenaische Literatur-Zeitung", den „Korrespondent für Deutschland", das „Frankfurter Journal", den „Schwäbischen Merkur", den „Hamburger Korrespondent", die „Liste der Börsenhalle" und die „Allgemeine Zeitung". Den „Hermes", das „Archiv für den thierischen Magnetismus" und die „Europäischen Annalen" sehe ich nur in früheren Heften; wahrscheinlich hält man diese Zeitschriften jetzt nicht mehr. **Caspar.**

Neulich bat Jemand den Justiz-Minister, seinen Namen verläugnen zu dürfen, welches ihm aber nicht gestattet wurde. Er hieß: Drei-Eier —! (Trois-Oeufs) und sagte: er wäre deshalb schon so oft ausgelacht worden, daß er es nun satt hätte. (Censeur.)

Redacteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurersche Buchhandlung.




# Der Gesellschafter
oder
# Blätter für Geist und Herz.

1820. Sonnabend den 17. Juni. 98stes Blatt.


## Der Drache.

Belfort schlenderte eines Abends mit Lemberg auf den Wällen umher. Sie gingen eine Weile stumm neben einander. „So in Gedanken, Belfort?“ sagte Lemberg. — „Ja, ich träume mir ein Arkadien. Mir geht es, wie den Dichtern, die bei einem Wasserkruge dem Gott des Weins ihr Evan Evoe singen. Aber Du, denkst Du auch an Arkadien?“ — „Ich? — Leider, nein! Ich dachte an mein Wochenblatt.“ — „Das verwünschte Wochenblatt. Mußt Du, während C** sich in den Bädern herum treibt, hier seinen Geschäftsträger machen?“ — „Ich habe mein Wort gegeben.“ — „Und betrügst Dich um Deine schönsten Stunden.“

Indem fiel ein papierner Drache vor ihnen nieder. „Komm her, Kleiner!“ rief Belfort; „laß mir Deinen Drachen, da nimm und kaufe Dir einen andern.“ — „Willst Du mit Makulatur handeln?“ fragte Lemberg. — „Nein, aber ich habe einen kostbaren Einfall.“ — „Mit diesem Drachen? soll er etwa aus Deinem Fenster aufsteigen?“ — „Getroffen! Morgen kann er als Dein Wochenblatt ausfliegen.“ — „Welch ein kostbarer Fund! Laß doch einmal sehen: Alte Zeitungen, eine Waaren-Rechnung, ein Stück von einem Komödien-Zettel, ein zerrißner Brief“ — „Schön, schön! das ist Alles zu gebrauchen.“ — „Unsere Pfeifen dabei an zu zünden?“ — „Ganz recht, sobald es in Deinem Wochenblatt geprangt hat. Glaubst Du etwa, mit dieser Ephemeride die Unsterblichkeit zu erringen? Guter Freund, Dein Blatt ist so geschwind vergessen, als sein Datum.“ — „Wenn ich aber alte Papierkasten plündern will —.“ — „So geschieht dadurch nichts Neues unter der Sonne.“ — Sie traten in Lembergs Wohnung ein. „Gieb mir eine Scheere“, sagte Belfort, „fort, daß ich die einzelnen Blätter ausschneiden und ordnen kann.“ — „Eine schöne Rangordnung.“ — „So, nun sind sie gereiht. Nichts fehlt als der Titel, der das einzige Verdienst meiner Erfindung seyn wird. — Höre zu, was ich Dir vorlesen werde:

### Lebenslauf eines Bösewichts.
### In acht Nummern.

1.

**, d. 13. Febr. 1804.

Das ist das letzte Mal, daß ich an Dich schreibe, Taugenichts; ich weiß nun alle Deine Streiche. Anstatt in die Collegia zu gehen, treibst Du Dich mit liederlichen Mädchen umher. Drei Jahre bist Du nun schon auf der Akademie, und was hast Du gelernt? Gar nichts, oder noch etwas Schlimmeres als nichts. Alle Deine heiligen Betheurungen: daß Du Dich bessern werdest, haben nur dazu dienen sollen, Deinen alten ehrlichen Onkel bei der Nase herum zu führen. Denkst Du, nachdem Dein väterliches Vermögen verpraßt ist, daß nun der gutherzige Thor von Onkel sich wird den Beutel fegen lassen? Mit nichten, Herr Neffe! Ich ziehe meine Hand ganz von Dir ab, unterstehe Dich nicht, mir vor die Augen zu kommen. Hier hast Du zum letzten Mal zweihundert Dukaten, bezahle damit Deine Schulden, so gut Du kannst, und wenn Du rechtschaffen und fleißig geworden bist, so frage wieder nach. v. P—.

2.

**Nota für gelieferte Waaren an Herrn v. P—.**

Den 19 Febr. 1804.

| | | |
|---|---|---|
| Ein Kleid von feinem Linon mit goldenen Blumen . . . . . . . . | 120 | Thlr. |
| Ein Paar Ohrgehänge . . . . . | 100 | — |
| Eine Reiherfeder . . . . . . . | 85 | — |
| Ein Paar goldene Armbänder mit Perlen | 120 | — |
| Ein Dutzend seidene Damen-Strümpfe . | 36 | — |
| Ein türkischer Shawl . . . . . | 125 | — |
| Ein Fächer . . . . . . . . . | 14 | — |
| Summa: | 600 | Thlr. |

3.

Herr und Madam P**, durch den allgemeinen Wunsch der Theaterfreunde aufgefordert, haben sich entschlossen, bei ihrer Durchreise nach der Residenz einige Tage in hiesiger Stadt zu verweilen. Sie werden die Ehre haben, dem verehrungswürdigen Publikum mit einigen Gastrollen auf zu warten. Morgen wird Herr P** den Hamlet und Madam P** die Ophelia geben.

4.

Bade-Chronik.

Da ich keine Kur brauche und wenig Bekanntschaft suche, so zieht mich zuweilen die Langeweile an den Spieltisch. Man spielt hier viel und hoch. Vorzüglich lockt eine der größeren Banken viele Gäste an sich, weil der Bankier ein wunderschönes Frauenzimmer an seiner Seite hat. Er ist ein noch junger Mann von einer einnehmenden Bildung und soll eigentlich v. P— heißen. Schade um ihn, daß er ein so verächtliches Handwerk ergriffen hat. Die Sirene neben ihm scheint eben so listig zu seyn, als sie kokett ist; ich habe sie oft beobachtet, mit welcher Feinheit sie ihre Netze aus zu stellen weiß. Während sie die Augen und Sinne eines unerfahrnen Gecken beschäftigt, wird der Herr Bankier seine geschickten Finger wohl zu gebrauchen wissen. Man erzählt sich gar ärgerliche Anekdoten davon: wie Madam von jungen Männern das zu bekommen weiß, was der Herr Gemahl ihnen am Spieltische etwa noch gelassen hat.

5.

Der Professor ** macht hiemit bekannt: daß er eine Bildungs-Anstalt für junge Frauenzimmer in hiesiger Stadt errichtet habe. Die Weltkenntniß und Erfahrung, welche er auf seinen weiten Reisen gesammelt hat, setzen ihn in den Stand, Alles zu leisten, was zu einer vollkommenen Erziehung erforderlich ist. Er wird in allen Sprachen und Wissenschaften, die von einer Dame gefordert werden können, den faßlichsten Unterricht ertheilen, so wie seine Gattin in den weiblichen Künsten unterweisen wird. Er schmeichelt sich, daß man seiner Anstalt den Beifall, den sie verdient, nicht versagen werde, und bittet alle würdigen Eltern, ihn mit ihrem Zutrauen zu beehren. Da aber der Plan, den er sich vorgezeichnet hat, seine Elevinnen auf eine gewisse Zahl beschränkt, so bestimmt er hiemit: daß unter dem Alter von dreizehn Jahren keine angenommen werden könne.

6.

Steckbrief.

Es ist in vergangener Nacht der Laden des hiesigen Juweliers Baruch gewaltsam erbrochen und eine beträchtliche Anzahl Juwelen daraus entwendet worden. Man hat gegründeten Verdacht, daß dieser Diebstahl von einem Manne verübt worden, der in dem Hause des Juweliers gewohnt hat und mit Zurücklassung seiner Effekten in derselben Nacht verschwunden ist. Dieser Mensch, welcher sich für einen Professor ausgegeben hat, und hier eine Erziehungs-Anstalt errichten wollte, nannte sich N**, ist ohngefähr sechs und zwanzig Jahr alt und von guter Gesichtsbildung; eine Frauensperson, die sich für seine Frau ausgiebt, hat er zurück gelassen; sie ist aber, als man sie eben zur Haft bringen wollte, auch entwichen.

7.

„Gott verdamme den heuchlerischen Buben!“ rief der Oberst aus, „er hat uns Alle elend gemacht!“ — Frau von Nordstern saß am Fenster und weinte still vor sich hin. — „Ich bitte Dich, liebe Frau, höre auf zu weinen, Deine Thränen zerschneiden mir vollends das Herz.“ — „Willst Du mir auch diesen letzten Trost versagen?“ — „Nun, Gott lasse mich noch so lange leben, bis ich den Schurken gefunden habe, und wenn dann nur diesmal meine Hand nicht zittert!“ — „Greife dem Himmel nicht vor; der Bösewicht wird seiner Strafe gewiß nicht entrinnen.“ — „Bei den Haaren will ich ihn zu Sophiens Grabe schleifen.“ — „O lieber Mann, entweihe ihr Grab nicht, laß das arme Kind in Frieden ruhen.“ — Der Oberst saß eine Weile nachdenkend da. „Verfluchte Heuchelei!“ fuhr er wieder auf, „sich so teuflisch zu verstellen, die Maske nicht eher fallen zu lassen, bis er das Unglück über uns gebracht hatte.“ — „Wer hätte auch einen solchen Bösewicht in ihm gesucht. Sein anständiges Betragen, seine einnehmende Gestalt —.“ — „Ja, so seyd Ihr Weiber, eine hübsche Larve, ein Paar glatte Worte, gleich läuft Euer Herz mit dem Kopfe davon.“ — „O lieber Mann!“ — Frau von Nordstern hob ihre nassen Augen gen Himmel. Der Oberst fühlte, wie tief er sie gekränkt hatte, er umfaßte sie mit seinen zitternden Armen und legte den grauen Kopf auf ihre Schulter: „Vergieb mir, gutes Weib, ich kann meiner Wuth nicht Meister werden.“

Indem trat die Wärterin mit dem Kinde herein; er nahm es auf seinen Arm und streichelte ihm die Wangen. „Du holder Engel mit Deinen großen blauen Augen! — gerade so sah meine Sophie aus, als ich sie vor

achtzehn Jahren auf meinen Armen hatte. Wer mir damals das Herzeleid voraus gesagt hätte! — der verdammte Schurke!" — „Ich bitte Dich, lieber Mann, kränke das Andenken unserer armen unschuldigen Tochter nicht, sie hat uns in achtzehn Jahren auch nicht ein Mal betrübt." — „Du armes Kind, Du bist nun ihr einziges Vermächtniß. O meine schönen Hoffnungen, die ich hatte! — Tod und Teufel! wenn ich an den Schurken, Deinen Vater, denke, ich könnte Dich —!" — Frau von Nordüern sprang erschrocken auf und riß ihm das Kind aus den Armen.

8.

**, den 30. Juni 1812.

Gestern ward hier ein berüchtigter Spion gehenkt, auf dessen Kopf ein Preis von 500 Dukaten gesetzt war. Zwei Soldaten ertappten ihn, als er im Begriff war, an ein großes Heumagazin Feuer zu legen. Man sagt, daß er von guter Familie, ein Herr v. P—, gewesen sey. In seinen letzten Stunden hat er sich noch großer Verbrechen schuldig bekannt und ist voller Verzweiflung zum Tode gegangen." **Willibald.**

## Ueber Shakspeare's Trauerspiel: „Julius Cäsar".

(Fortsetzung.)

**Julius Cäsar.** Schon wurde oben angedeutet, daß er sich dem geistigen Nadir nähert. Er ist kränklich, gereizt, gespannt, fühlt sich weder innerlich noch äußerlich ganz frei; immer aber bleibt ihm noch Größe genug, um ihn zum Mittelpunkt des Werks zu machen. Solche Naturen, wie er, fühlen sich nach einer Scene, wie die, wo er durch scheinbare Ablehnung der Krone das Volk hat rühren wollen, besonders erstarrt, und so war es vollkommen richtig, daß er mit einer sehr scharfsinnigen Bemerkung über — wohlbeleibte und hagere Männer, in Beziehung auf den Cassius, auftritt. Daher auch das Aussprechen der eigenen Größe:

— — Zwar ich fürcht' ihn nicht,
Doch wäre Furcht nicht meinem Namen fremd,
Ich kenne Niemand, den ich eher miede,
Als diesen hagern Cassius.

(Man vergleiche Wallensteins Wort über Buttler.)

Ganz in diesem Tone ist die meisterhafte Scene mit Calpurnia und Decius. Die geliebte Gattin hat einen bedenklichen Traum gehabt, der, vereint mit den mannigfaltigen Wunderzeichen, die sich haben blicken lassen, ihr Gemüth in Aufruhr bringt, so daß sie den Gemahl mit Bitten bestürmt, heute nicht auf das Capitol zu gehen. Er bekämpft ihre Furcht, wie ein ächter römischer Held und Schriftsteller, mit ruhigen Sentenzen; und es ist sehr charakteristisch: daß er, der jetzt nicht mehr in alter Kraft handeln kann, sich an schönen Sprüchen labt:

Wir haben stets Gefahren
Im Rücken nur gedroht; wenn sie die Stirn
Des Cäsars werden sehn, sind sie verschwunden;

ferner:

Der Feige stirbt schon vielmal, eh er stirbt,
Die Tapfern kosten einmal nur den Tod;

und:

— — — gar wohl weiß die Gefahr,
Cäsar sey noch gefährlicher als sie.

Endlich aber, um nur des ewigen Gebetenwerdens überhoben zu seyn, giebt er auf einen Augenblick nach; doch kaum steht er sich wieder einem Manne (dem Decius) gegenüber, so ekelt ihn vor dem Gedanken, sich mit einer Unwahrheit, als sey er unpäßlich, zu entschuldigen, und nur, daß er heute nicht kommen **will**, ist das einzige, was er sagen lassen mag. Indessen giebt er auch diesen Gedanken sogleich auf, da des Decius fröhlichere Auslegung des Traums ihm auch die bessere scheint. — Mit zwei Worten wird dann das Verhältniß zu den vornehmen Römern angedeutet. Er behandelt sie freundlich, doch sind sie ihm wenig. Daß er sogar von dem Fieber des Cajus Ligarius etwas weiß, kann uns eben so wenig befremden, als daß Wallenstein selbst die Gemeinen vom Regiment Pappenheim bei Namen zu nennen im Stande ist. An den Antonius, der ihm wohl der bequemste Freund ist, wendet er einen halben freundlichen Scherz. Sein Verhältniß zum Brutus kommt hier nicht zur Sprache; daß wir es dennoch **wissen**, dafür hat der Dichter gesorgt; aber **gerührt** sollen wir dadurch **nicht** werden, das hätte hier nur ungünstig wirken müssen. — Cäsar ist wirklich groß; doch auch sich stets bewußt, daß er es sey, deshalb hört er auf, **liebenswürdig** zu seyn. In diesem Geiste zeigt er sich nunmehr auf dem Capitol; er sieht es vielleicht nicht ungern, daß Metellus vor ihm knieet, um für den verbannten Bruder zu bitten; aber er zieht es doch vor: öffentlich zu erklären, daß ihm dieses knechtische Verbeugen zuwider sey, und in der Unbesiegbarkeit sich gefallend, beschleunigt er selbst den Moment, der ihn — aller weiteren irrdischen Siege überhebt.

**Octavius Cäsar.** Dieser Mann, der späterhin ein erträglicher Fürst ward, da man ihn zwang, seine gefährlichen Leidenschaften an Ketten zu legen, steht hier, wie in der Geschichte, als ein kalter, trockener, unritterlicher Jüngling. In der Unterredung mit den beiden andern Triumvirn ist er starr, gegen Brutus trotzig und käferartig-keck, ja endlich, um die Unritterlichkeit zu vollenden, ungehorsam gegen den erfahrnen Ober-Feldherrn Antonius, so daß, wie billig, auf seiner Seite das Treffen verloren geht. Nur Antonius kann zuletzt noch retten. Die Geschichte ist hier fast tragisch bitter in dem Gedanken: der große Julius mußte fallen, damit der kleine Octavius herrsche.

(Die Fortsetzung folgt.)

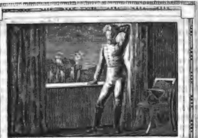
# Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

Hamburg. Von Seiten unserer Stadt geschieht, im Wetteifer mit den Privaten, sehr viel zur Verschönerung; die drei Hauptthore sind in geschmackvolle Einfahrten umgeschaffen und man gelangt durch neu angelegte Baumgänge zu denselben. Vorzüglich das Millernthor (nach Altona führend) verdient Bewunderung. Jeder, der Hamburg in früheren Zeiten besucht hat und der finsteren, unförmlichen Pforten und Pallisaden (damals freilich nothwendige Requisite der Festung Hamburg!) sich noch entsinnt, wird bei einem jetzigen Besuch die freien, heiteren, architektonisch schönen Eingänge mit Vergnügen bemerken. — Der Hamburger-Berg wird mit großer Kraftanstrengung geebnet; vielen geschäftslosen Arbeitern entstand dadurch eine Erwerbsquelle. Die St. Pauls-Kirche in dieser Vorstadt, welche von den Franzosen abgebrannt wurde, ist wieder aufgebaut und hat in dem Herrn Dr. Horn einen allgemein beliebten Prediger erhalten. — In der Stadt sind zwei freie Plätze durch das Abbrechen des Doms und der Marien-Magdalenen-Kirche schon vor Jahren gewonnen; der Platz, auf welchem die letztere stand, ist mit Bäumen umpflanzt, in die Mitte sind gleichfalls Bäume gesetzt, welche, wie man glaubt, einen Brunnen umgeben werden; daß diesen das Bild des tapfern und frommen Grafen Adolph von Schaumburg zieren und nach ihm die Straße benannt werden möge, ist Wunsch der Bürger. Graf Adolph stiftete nämlich, nach der Schlacht bei Bornhövede (1227), der heil. Maria Magdalena zu Ehren, hier ein Kloster, und erzeigte sich den Hamburgern vielfach wohlthätig. — Ob der Domplatz sich eigne, um dort (wie Herr Dr. Gurlitt den Wunsch in einem Programm geäußert) ein großes Schulgebäude, umgeben von den Wohnungen der Lehrer, auf zu führen, verdient wenigstens die Beachtung der Behörden, und man würde durch die Ausführung des Vorschlages einem großen Mangel und manchem Uebelstande abhelfen können. — Unser Rathhaus, welches schon früher im Inneren neu eingerichtet und dekorirt worden, hat im vorigen Jahre auch, so viel dies möglich, eine neue Außenseite erhalten; die Fenster mit großen Glasscheiben passen aber nicht zum Ganzen und vorzüglich nicht zu den alterthümlichen Zierrathen (den Statuen der deutschen Kaiser u. s. w.) — Das Archiv der Stadt — bisher zwei Haupterfordernissen solcher Aufbewahrungs-Oerter wichtiger Dokumente: Helle und Reinlichkeit, nicht entsprechend — ist gleichfalls renovirt. — Der Bau eines Krankenhauses (Kranken- und Irrenhauses), in einer zweckmäßigen Gegend vor dem Steinthor, wird mit Umsicht und weiser Ueberlegung, wie die Errichtung einer der leidenden Menschheit so wohlthätigen Anstalt sie erfordern, vorbereitet und ausgeführt. Das bisherige Lokal war ursprünglich zu ganz andern Zwecken bestimmt, und wurde, nach der französischen Zerstörung des alten Kranken- oder Pesthofes, nur aus Mangel eines andern, besseren, gewählt. Um so mehr verdient der Eifer der Behörden und Beamten, denen es gelungen, trotz der vielen Hindernisse, eine musterhafte Ordnung des Inneren zu begründen, dankbare Anerkennung. — Schon lange wollte ich Ihnen einige Mittheilungen über den Zustand des neuen israelitischen Religions-Vereins machen und schreite jetzt zum Werke; ich will Ihnen kürzlich berichten, was ich gesehen und gehört. Das Gotteshaus selbst ist natürlich nur von beschränktem Umfang, aber passend verziert und zweckmäßig eingerichtet. Die Herren Doktoren Kley und Salomon (Verfasser der „Parabeln", früher in Dessau) halten am Sabbath, an Festtagen und bei andern feierlichen Gelegenheiten, abwechselnd Vorträge über Worte des Wochen-Abschnittes. Vorher wird, wohl größtentheils nach altem Ritus, der Gottesdienst hebräisch begangen; gegen 9½ Uhr fängt der Vortrag an, nachdem ein Lied aus einer deutschen Lieder-Sammlung (vom Dr. Kley im Jahr 1818 heraus gegeben), mit Begleitung der Orgel, gesungen. Die letzte Predigt des Dr. Salomon hatte zum Thema: „Gräber und Grabschriften; Erinnerungen, welche sich bei dem Anblick derselben uns aufdrängen." Die Veranlassung lag im Texte, in dem Ausdruck des Moses: „Gräber der Lüsternheit!" Reicher Stoff für den Redner, und wahrlich treflich benutzt! Vergebens würde ich mich bemühen, die Wahrheiten nach zu schreiben, die der verdiente Mann seinem Volke hier sagte. So ziemt es sich, und nur so kann durch den Verein etwas Gutes gestiftet werden. „Blickt dort hin" — hieß es unter Anderem — „Ihr sehet niedrige Hügel kaum über die Erde sich erheben; dort ruhen Säuglinge, Kinder, in den ersten Jahren des Lebens dahin geschieden. Sie trugen den Keim des Todes in sich, wurden in Sünden geboren! Eitelkeit, Sucht nach Genuß, verblendete und verführte die Mütter, daß sie der Kinder vergaßen, von Miethlingen ihr heiliges Amt verwalten ließen! — Gräber der Lüsternheit!" Die verschiedenen Lebensalter, und in ihnen die Ursachen des Todes (gewöhnlich Lüsternheit in des Wortes weiterer Bedeutung!) wurden mit Wärme geschildert, der Grabschriften gedacht und zum Schluß an den Tod des Tugendhaften erinnert. Ein Kirchen-Gebet (welches von der Gemeinde, ganz schicklich, stehend angehört wird) und der Segen folgen dem Vortrag, dann Gesänge. — Am Sonntage, den 4ten Juni, fand im Tempel die feierliche Einsegnung einiger jungen Mädchen statt. Herr Dr. Kley hielt eine mit Sorgfalt ausgearbeitete Rede an die Versammlung; dann wurde über die Hauptlehren der israelitischen Religion examinirt und von den vier Jungfrauen das Glaubensbekenntniß abgelesen. Die leicht zu erklärende und zu entschuldigende Schüchternheit derselben verhinderte jedoch das deutliche Verstehen des Vorgetragenen. Der Anblick der bewegten Mädchen, welche in die Arme der Ihrigen eilten, ergriff alle Anwesende. Gerührt empfingen sie den Segen und Gesang endigte die wahrhaft feierliche Handlung. — Eine Sammlung von Predigten des Herrn Dr. Salomon wird nächstens erscheinen. ***.

Es giebt in der menschlichen Gesellschaft zwei Elemente, ein materielles und ein moralisches. Das materielle ist die Gewalt, das moralische die Gerechtigkeit. Wenn in der Gesetzgebung eines Volkes das moralische Element dem materiellen nachstehet, so ist sein Unglück vollständig. (Journ. d. Par.)

Auf der afrikanischen Küste, in Cruka, erscheint jetzt eine Zeitschrift, genannt: „Afrikanischer Liberal!" (Gaz. d. Fr.)

Redacteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurersche Buchhandlung.


# Der Gesellschafter

oder

# Blätter für Geist und Herz.

1820. Montag den 19. Juni. 99stes Blatt.

## Die Bibel.

Die Bibel ist — wer wollt' es nicht gestehen?
Ein Wort aus Gott und eine Himmelsthür.
Doch Niemand muß den wahren Sinn in ihr
Nach Willkühr und nach Vorurtheilen drehen.

Mein! weder Pabst noch Ketzer sage mir:
Das mußt du so, und anders nicht verstehen;
Gern lass' ich mit mir sprechen, aber — hier
Muß ich durchaus mit eig'nen Augen sehen.

Sie zu erkennen, folg' ich keiner Zunft;
Die Losung meines Forschens ist — Vernunft,
Ist auch der Weg zur Wahrheit desto schwerer.

Die Bibel ehr' ich — doch als sich'res Thor
Zu ihr halt' ich Geschichte mir bevor,
Und Kopf und Herz sind meine Schrift-Erklärer.

Ch. Gittermann.

## Ueber Shakspeare's Trauerspiel: „Julius Cäsar".

(Fortsetzung.)

**Antonius.** Einer der seltsamsten und ausgezeichnetsten Charaktere, die je der Dichter aufgestellt hat. Seine überreiche Natur gefällt sich in dem gefährlichen Vermögen, die Extreme in Gesinnung und Handlung zu vereinigen. Er ist rasch und bedächtig, tapfer und schwelgerisch, er scheut den Tod nicht, häuft aber, ein Wüstling, Genuß jeder Art auf das schnell vorüber fliehende Leben. So lange Cäsar lebt, ist Antonius nur selten geneigt, zu schaden; denn jenen allein achtet und liebt er unbedingt, ordnet sich ihm gern unter und ist dadurch in eine Art von Abhängigkeit gekommen, die ihm aber Freude macht, da es der große Julius ist, der ihn ja auch wieder liebt. Er wünscht dem Cäsar die Krone, damit die Reibungen für immer ein Ende nehmen und er den ersten Platz nach jenem antreten könne; eine Stelle, die ohnehin mehr Lebensgenuß zu bieten und weniger Arbeit zu verlangen scheint, als die erste. Doch alle diese Ansichten treten zurück, sobald Cäsar nicht mehr ist. Er hat seine Liebe verloren und ist nun im höchsten Grade gefährlich. Irgend einem Andern sich unter zu ordnen, ist ihm unmöglich; am wenigsten diesen Verschwornen, deren größten Theil er gering schätzt. Nur den Brutus achtet er in der That hoch; aber er liebt ihn nicht, denn die hohe Tugend des Mannes ist ihm unbequem, und für den Cassius hat er wohl kein anderes Gefühl, als das, was Cäsar gleich zu Anfang ausspricht, obwohl er es damals noch in fröhlichen Tagen ruhig zu beseitigen strebt. Es war ihm unbehaglich, Jemanden als unbehaglich zu fühlen; darum lehnte er gleichsam diese Empfindung von sich ab; jetzt aber steht sie unumwunden da und läßt sich nicht besiegen. — Seine Rede an das Volk ist zu allgemein als unübertreffbares Meisterstück in ihrer Art anerkannt, als daß eine ausführliche Betrachtung hier vonnöthen wäre. Sie ist das höchste Muster jener Beredsamkeit, die nichts weiter will, als die Menge bereden, dieses aber auch bis zum äußersten Grade erreicht. — Als Feldherr zeigt sich Antonius, wie bereits oben erwähnt worden, sehr bedeutend, und wenn er, dem Brutus und Cassius gegenüber, auch mit Worten zürnt und wüthet (Akt 5,

Scene 2), so ist in diesem Betragen eben sein Unterschied von einem wahrhaftigen Helden treffend gezeichnet. Immer aber bleibt er würdig genug, dem Brutus die Leichenrede zu halten, und es ist köstlich, wie der Dichter ihm hier die wahre nervige Beredsamkeit geliehen, da jene frühere, wie sie sich bei Cäsars Leiche zeigte, durch ihre äußeren und unlauteren Zwecke ihre Reinheit verlor. Brutus ist todt; nun darf Antonius ihn lieben und loben, und er thut es mit Innigkeit.

M. Aemilius Lepidus. Die meisten Dichter stellen sich selbst ein wenig beschränkt an, wenn sie beschränkte Charaktere zu schildern haben. Sie legen gewöhnlich solchen Personen einige leicht auf zu treibende Plattitüden in den Mund, lassen auch wohl einige Andere versichern: X sey ein wenig dumm, oder den X selbst ein solches Geständniß ablegen, und meinen dann, das Ihrige leidlich gethan zu haben. Nicht also Shakspeare: Wir sehen hier im Lepidus eine mittelmäßige trockene — Sache, oder — wenn dies zu hart scheint — ein begrenztes Wesen, das selbst nicht recht weiß, wie es in so große Verhältnisse gekommen ist, als die sind, in denen es sich jetzt bewegt. Da es aber einmal sich also begeben hat, so nimmt Lepidus sich der Sache an, so gut es gehen will. Er gleicht einem Esel, der, so lange er Gold trägt, ein beachtungswerther Gegenstand ist, doch wenn es ihm abgenommen wird, das Interesse verliert. Selbst daß er einigermaßen tapfer ist, kann ihn nicht retten, denn diese Einigermaßen-Tapferkeit schreibt Antonius auch seinem — Pferde zu. — Zu einer ausführlicheren Charakteristik des Lepidus hatte Shakspeare hier nicht Raum; wohl aber fand sich ein solcher in dem Trauerspiel „Antonius und Cleopatra", wo er zu unserer größten Ergötzung ausgefüllt wurde. Es ist nämlich beschränkten Naturen eigen, daß sie für etwas, das nur im Zusammenhange wichtig seyn kann, in seiner Abgesondertheit ein ungebührliches und seltsames Interesse haben, welches außer jener Beschränktheit auch noch die — Philisterhaftigkeit bezeichnet.*) So zeigt Lepidus in der genannten Tragödie ein ungemeines Streben nach genauer Wissenschaft über die — Krokodille; Antonius ist so lange in Egypten gewesen und hat die schönste Gelegenheit gehabt, sich mit jenen Thieren vertraut zu machen; deshalb soll er nun aber auch Rede stehn, mittheilen, was er weiß, und sämmtliche Fragen beantworten, die man an ihn richtet. Antonius ist aber leider verdrießlich und neckt den Wißbegierigen auf eine so arge Weise, daß der arme Mann es doch wohl zuletzt merken muß. Da jedoch bei demBöswerden nichts heraus kommt, so hält er sich lieber an den Wein, und zwar so eifrig, daß man endlich den Beherrscher des dritten Theils der Welt fort tragen muß.

Cicero. Es giebt unter den auserwähltesten Genies zuweilen die Erscheinung eines durchaus pfeilartigen Verstandes, der immer den richtigen Punkt trifft, so daß, wenn wir denselben getroffen sehen, der einstimmige Ruf erschallen muß: das sey nun eben wirklich der einzige Punkt. Es ist gewiß eine sehr schwierige Aufgabe, so hoch berühmte Männer, wie z. B. Cicero, in einem Werke zu schildern, wo sie nur Nebenpersonen sind und ihnen nur der kleinste Raum bewilligt werden darf. Wir verlangen mit Recht, daß der Dichter sie dennoch in dieser Begrenzung genau charakterisire, da er sich einmal auf ihren Namen eingelassen. Wie hat nun Shakspeare diese Aufgabe hier gelöst? Casca erzählt die Bewegung unter den Großen und im Volke, welche Antonius durch das Anbieten der Krone und Cäsars Ablehnen veranlaßt habe. Wenige Momente in der ganzen römischen Geschichte erscheinen so interessant wie dieser, und sehr begreiflich ist die Frage des Cassius: wie sich Cicero dabei benommen? Die Antwort: „Er spricht griechisch!" giebt uns den vollständigen Charakter des Cicero in drei Worten. Er ist nicht kraftreich genug, um entscheidend mit zu handeln, ehe der Umschwung geschehen, und er will kein entscheidendes allgemein verständliches Urtheil aussprechen, um stets freie Hand zu behalten, wenn die Dinge sich erst klarer und bequemer gestaltet haben. Es ist weniger Furchtsamkeit als ästhetische Vornehmheit in ihm; — mit dem gemeinen Volke mag er jetzt nicht reden, und auch so bizarre Ritter, wie Casca, sollen ihn jetzt nicht verstehen. — Und wenn Shakspeare sämmtliche Werke des Cicero und alle Urtheile über ihn im Original hätte lesen und studiren können, niemals, glaube ich, würde sich ihm ein besseres Wort zu dessen Charakteristik geboten haben, als: „Er sprach griechisch."

(Der Schluß folgt.)

## Edelmuth einer indischen Amazone.

(Von dem Verfasser von „Wahl und Führung.")

Die folgende Geschichte verdient um so mehr gekannt und bewundert zu werden, als wir Abendländer, nach unsern Begriffen von orientalischen Frauen und in unserem Selbstgefühle, kaum einem indischen Mädchen eine solche Stärke des Charakters zutrauen möchten.

„In einem der indischen Bataillone" — erzählt Broughton — „ward vor ungefähr einem Jahre (im Jahre 1808) ein junges Mädchen entdeckt, das in demselben zwei oder drei Jahre als Seapoy diente und sich die Gunst seiner Obern und die Achtung aller Kameraden durch ein ruhiges, gesittetes Betragen und strenge Beobachtung seiner Pflichten erwarb. Man hatte be-

*) Lasset uns dieses Wort, das bekanntlich auch Goethe gebraucht hat, nicht verwerfen; es ist in demselben ein sehr beziehungsreicher Glanz, von dem Lepidus nur einen kleinen Theil erfüllt.

merkt: daß dies Mädchen sich sein Essen immer selbst bereitete, es allein genoß und sich allein wusch; dies veranlaßte jedoch nicht den geringsten Verdacht, bis es durch die Neugierde eines jungen Seapoys entdeckt wurde, der ihm folgte, als es badete. Nachher diente dieses Mädchen noch mehrere Monate. — Der Vorfall wurde bald Gegenstand der Unterhaltung in dem Lager; und da ich den Wunsch geäußert hatte, Jurur Singh — so hieß die indische Amazone — zu sehen, so brachte sie einer unserer Seapoys, der sie kannte, in mein Zelt. Sie schien etwa 22 Jahre alt, war sehr hübsch, und wenn auch nicht schön, doch von anziehender Haltung. Sie sprach frei von ihrem Gewerbe und ihrer jetzigen Lage, verrieth aber weder die erheuchelte Verschämtheit, noch die freche Kühnheit, welche eine solche Lage wohl hätte hervor bringen können; und zur Ehre aller ihrer Umgebungen sey es gesagt, seit dem Augenblicke der Entdeckung ihres Geschlechts wurde sie von ihren Kameraden nur mit mehr Achtung und Aufmerksamkeit behandelt. — Endlich ward auch ihr Beweggrund, Dienste zu nehmen und darin zu bleiben, offenbar. Ihr einziger Bruder war zu Bopal Schuldenhalber verhaftet, und dies reizende Geschöpf hatte den Muth, sich als gemeinen Soldaten anwerben zu lassen, und setzte nachher beharrlich ihre Person den Gefahren und Mühseligkeiten des kriegerischen Lebens aus, nur in der Absicht, die gehörigen Summen auf zu bringen, um ihren Bruder aus dem Verhaft zu befreien. — Als Scindia (der mächtigste Maratten-Fürst) hiervon Kunde erhielt, ließ er freiwillig ihre Entlassung ausfertigen, machte ihr ein bedeutendes Geschenk an Geld und sandte sie mit einem Briefe an den Nuwab von Bopal, dem er Bruder und Schwester angelegentlich empfahl."

So vermag der Mensch unter jedem Volke und Himmelsstrich zu einer gewissen Größe des Geistes sich zu erheben; und so will es ein ewiges Recht unserer Natur: daß selbst der, welcher diese Größe nicht gewonnen, sie anstaunen, und, wenn es in seiner Macht steht, belohnen muß.

## Ueber den Ausdruck: gothische Baukunst.

Man nennt, sehr irrig, unsere alten Kirchen gothisch, obgleich einige in den sächsischen, andere in den normännischen Zeiten erbaut sind. Als die sächsischen Könige Christen wurden, wallfahrteten sie oft nach dem heiligen Lande und bauten dann daheim ihre Kirchen nach den Mustern in jenem Lande. Hier war die Baukunst zwar in griechischer Weise, aber sehr vom alten, einfach-edlen Geschmack herab gesunken; jedoch zeigten sich noch Spuren der alten Kunst in den zirkelförmigen Wölbungen, den ungebrochenen Säulen und der Abtheilung des Gebälkes in eine Art von Architrung, Fries und Karnies. Diese Bauart sollte man, zum Unterschiede, die sächsische nennen. — Unsere normännischen Gebäude aber waren eine Erfindung der Gothen. Als diese Spanien erobert hatten, und ihre neue Religion bedeckte Gebäude erforderte, fielen sie auf die Idee, ihre Kirchen möglichst den Hainen ähnlich zu machen, weil sie während ihres Heidenthums ihre Götter in Hainen verehrten. Unter diesem Gesichtspunkt verschwinden nun alle unregelmäßigen Verletzungen der Kunst; denn konnten die Bogen-Gewölbe wohl anders als spitz zulaufend seyn, wenn der Baumeister diejenige Kurbe nachahmen wollte, welche sich aus Zweigen von gegenüber stehenden Bäumen bildet? — mußten die Säulen nicht als abgesonderte Schäfte gespalten seyn, um die Stämme einer dichten Gruppe von Bäumen nach zu ahmen? — Die sich ausspreitenden Zweigwerke der steinernen Einfassung der Fenster sollten die Zweige und das bunte Glas die Blätter vorstellen. Durch diese Ansicht erklären sich die gehäuften Zierrathen in dem luftiggetragenen Bau. Fr. Lenburg.

## Gedanken, Sentenzen und Meinungen.

Es wird mir viel leichter, in Europa, als zwischen zwei Weibern Frieden zu stiften. Ludwig XIV.

Lieb' ist wind- und federleicht. Simon Dach.

Selbst die Götter sind betrübt, wo Musik nicht Freude giebt. Paul Flemming.

Eifersucht ist Tod der Liebe. Calderon.

Die Wunde des Gewissens wird nicht von dem Flügel der Zeit gekühlt; ihre Sense hält sie stets offen. Jean Paul.

In verschlung'ner Krümme wandeln, ist und bleibt des Höflings Handeln. Joh. Rist.

Viel besser ohne Glück, als ohne Liebe seyn. Gellert.

## A n k l ä n g e.

22.

Daß sich in dir ein richtig Urtheil schafft,
Sieh streng' auf dich, auf And're unbefangen;
Im Kreis der Eigensucht und Leidenschaft
Kannst du die eig'nen Kräfte nicht erlangen:
Doch soll im Leben Alles dir gelingen,
Ist ein's nur noth: dich selber zu bezwingen.

23.

Gieb, dir ein unzerstörbar Glück zu gönnen,
Nie Dingen Werth, die And're nehmen können;
Der Weise pflegt nur solche Lebensblüthen,
Die er, mit Gott, sich selber kann behüten.

24.

Die Poesie will eine edle Seele,
Bei Haß und Bosheit weilt die Muse nie;
Vergiften jene dir die Phantasie,
Erlahmt ihr Flügel, ob auch Geist nicht fehle.

25.

Lern'st du im Erdenschmerz
Nur Rach' und Neid beschränken,
Sink'st du an Gottes Herz,
Wenn dich die Menschen kränken. Ed. Rolle.

## Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

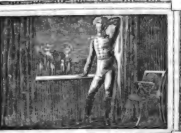
Wien. Am 2ten Mai gab Herr A. W. Mozart, Sohn des unsterblichen Tonsetzers, ein Conzert, worin er sich als Compositeur und Künstler gleich vortheilhaft zeigte. Er trug von eigenen Compositionen ein Conzert und Klavier-Variationen mit zartem Gefühl vor. Unsere treffliche Mad. Grünbaum und unser braver Tenorist Jäger standen dem Sohne des großen Musikers würdig zur Seite. Hr. M. wurde mit Auszeichnung empfangen und behandelt, aber die Versammlung war wider Vermuthen nicht sehr zahlreich. — Der berühmte Hummel, Großherzoglich Sachsen-Weimarischer Hof-Kapellmeister, entzückte uns in zwei Conzerten durch seine Compositionen und sein meisterhaftes Spiel. Sein Phantasieren auf dem Pianoforte übertrifft Alles, was wir je in dieser Art gehört haben. — Einen herrlichen Genuß bereitete uns auch in vier Conzerten die kaum 16jährige Virtuosin, Demois. Canzl, mit ihrer wunderlieblichen Stimme. Dem Vernehmen nach beginnt sie, zur Ausbildung ihres glücklichen Talents, eine Reise nach Italien. — Die oft besprochene, langerwartete „Albaneserin" hat hier nicht gefallen. Die Streitsucht und Arroganz des Verfassers ist den friedliebenden Wienern ein Stein des Anstoßes, auch die lieblose Beurtheilung von Grillparzers „Sappho" in frischem Andenken, daher die dritte, zum Vortheil des Verfassers gegebene Vorstellung von den sonst liberalen Bewohnern der Kaiserstadt sehr sparsam besucht wurde. Ein bekannter Bonmotist nannte den Fall der „Albaneserin" die literarische Leipziger Schlacht, und meinte: wäre der Dichter Sieger geworden, so würde er sich künftig nicht anders als: „Wir, Adolph Müllner, von Gottes Gnaden Alleinherrscher im Reiche der Literatur" genannt haben. Hr. Hebenstreit findet in diesem Trauerspiel die umgekehrte „Schuld", und belegt seine Behauptung sehr scharfsinnig mit Beweisen. — Von Hrn. Pannasch, Verfasser des „Fündlings", sahen wir im Theater an der Wien: „Hymen und die Parzen" oder: „Hier thront die Lust, dort weint der Schmerz, kaum wendet sich das Blatt, thränt hier das Aug', lacht dort das Herz." Es ist allerdings eine originelle Idee, zwei sich gänzlich entgegen gesetzte Handlungen (die Bühne ist getheilt) dem Publikum vorüber zu führen, wovon die eine mit einer Hochzeitsfeier und die andere mit dem Begräbniß anfängt, und welche im Verfolg der Geschichte dergestalt wechseln, daß sie wieder damit, doch umgekehrt, enden. Die Ausführung läßt aber gar viel zu wünschen übrig, daher es sich nicht lange auf dem Repertoire erhalten dürfte. — Am Pfingstsonntage war, zum Vortheil des Invalidenhauses: „Der Grünmantel von Venedig", von Franz Freiherrn von Schlechta, nach Clauren (beides hatte der Zettel verschwiegen). Können wir gleich dieses Stück nicht in die Reihe früherer Leistungen des jungen Dichters stellen (als „das Christusbild", „die Rache" und „Kaiser Max auf der Martinswand"), deren Aufführung die Censur versagte, so wußte der Verfasser doch das Publikum geschickt bis zum Ausgang, wo sich das Wunder- und Schauerrolle auflöst, in einer Spannung zu erhalten und besonders effektvolle Aktschlüsse an zu bringen. Von der Darstellung können wir, außer Demois. Botta, Niemand loben. Das Vorspiel „die Rückkehr", für diesen Abend eigends gedichtet, ist in des Verfassers gewöhnlicher zarten Manier geschrieben. Es wurde von Mad. Gottdank, Demois. Schwarz, Hrn. Demmer und Küger trefflich gegeben und hat ungemein gefallen. Die Einnahme der Invaliden betrug 3000 Gulden. — Im Theater der Leopoldstadt war neu: „Graf Heinrich oder Heinrich Graf", Lustspiel in einem Akt vom Grafen Riesch. Daß eine Verwechslung zum Grunde liegt, läßt sich aus dem Titel erkennen; übrigens gehört es zu den Kleinigkeiten, welche den leeren Raum vor einem Ballet gehörig ausfüllen. Unter den Mitspielenden zeichnen wir vorzüglich Herrn Manetinsky aus, der, wie gewöhnlich, seine Rolle — verdarb. — Herr Gleich schüttelte wieder aus seinem fruchtbaren Aermel: „Barthels Traumbuch". Möchte doch dieser fleißige Priester der Musen weniger schreiben und Besseres leisten! — Am 18ten Mai war der zweite Theil des „Bastel-Geistes", betitelt: „Der Geist in der Familie oder die Vermählung der Sappho und des Tobias". Komisch genug ist die Idee, den Geist mit der Sappho eine ernste Liebschaft anknüpfen, ihn den Verführungen in der Residenz unterliegen zu lassen u. s. w., aber die Ausführung ist verfehlt. — Der beifälligen Aufnahme des Zugstückes „Scils, Mond und Pagat" verdanken wir eine ähnliche Karrikatur: „Coppe, Denari, Bastoni und Spade". Wir wissen in diesem Machwerke nichts zu loben als die Tableaux, von Hrn. Seligmann arrangirt. — Die hier eröffnete Kunst-Ausstellung enthält in 6 Sälen: An Zeichnungen, lythographischen Gegenständen und Kupferstichen 100; Bildhauer-Arbeiten 19; Miniatur-, Pastell- und Wasserfarben-Gemälde 31; Oehl-Gemälde 251; in Allem 401 Stück. Es sind viele rühmliche Zeugnisse für die inländischen Künstler dabei. Lr.

Kunst. Es ist einem deutschen Künstler gelungen, die bisher den Franzosen eigenthümliche Kunst, Kupferstiche auf Porzellan auf zu tragen und ihnen diejenige Festigkeit zu geben, daß sie den gemalten Verzierungen nicht nachstehen, in mancher Hinsicht zu vervollkommnen und Arbeiten zu liefern, die sich durch Feinheit, Genauigkeit, Treue, Harmonie und — Wohlfeilheit rühmlichst auszeichnen. Sowohl Bildnisse, Prospekte interessanter Gegenden, als auch mehrere mythologische, architektonische und ähnliche Gegenstände werden in verschiedenen Farben auf in- und ausländischem Porzellan dargestellt, und sind ganze Service der Art und einzelne Tassen und Pfeifenköpfe in der Handlung des Hrn. Schwarz in Rudolstadt für sehr billige Preise zu bekommen. — Die mir übersendeten Probe-Tassen: Abbildungen Schwarzburgs, Blankenburgs, Rudolstadts und der Ruinen von Paulinzelle enthaltend, erreichen an Aehnlichkeit und Schönheit die besten mir bekannten Kupferstiche von diesen romantischen Gegenden, und haben hier bei Freunden und Kennern solcher Kunstleistungen ungetheilten Beifall gefunden. Hamburg, im Mai 1820. F. L. Hoffmann, Dr.

In dem Werkchen des Hrn. Garat, worin er Robespierre mit Jesus Christus zusammen stellt, ist noch Folgendes bemerkenswerth: Zu Anfang der französischen Revolution vereinigten sich diejenigen, welche für die Monarchie fürchteten, bei einem General-Pächter, der seinen Reichthum edelmüthig zur Verwendung hergab. Diejenigen aber, welche für die eben werdende (?) Freiheit fürchteten, vereinigten sich in den Trinkhäusern, in welchen Herr Garat von mehr als einer Unterhaltung „werth der Rathgeber der Völker", Zeuge war. Hier also wurden so viele von den 35,000 Gesetzen, welche uns die Revolution verehrte, geschmiedet; dort befand sich auch der Mann, der „nur für Vernunft und Menschlichkeit" Sinn hatte und der zum Lohn dieses tugendhaften Sinnes eines Todes starb, „der ihn, wie einst Sokrates, zur Apotheose führte". Man brennt vor Begierde, zu hören: wer denn dieser „menschenfreundliche, tugendhafte Sterbliche" sey, der gleich Sokrates vergöttert worden? Kein Anderer als Condorcet; derselbe Condorcet, der aus reiner Menschenfreundlichkeit den König von Frankreich zum lebenswierigen Galeerendienst verurtheilen wollte, und der zuletzt, von seinen Mitgenossen verbannt, nicht etwa, wie Sokrates, wartete, bis ihm der Giftbecher gereicht ward, sondern der sich selbst vergiftete! (Gaz. d. Fr.)

In einer Rede, welche neulich in der Kammer gehalten wurde, kamen die Worte vor: „Erfahrung lehrt, daß zuweilen die Völker, zu fest eingeengt in ihren Schranken, durchaus gezwungen wurden, sich von der Gesetzlichkeit zu trennen, ob schon mit Schmerz." — Welch ein bedachtloser, frevelhafter Satz! denn er enthält wohl nichts Anderes, als: Die Völker sind zuweilen gezwungen, ihren Fürsten zu sagen: Sire, es thut uns wehe, Gesetz und Thron um zu stürzen, aber es muß seyn! (Gaz. d. Fr.)

Redacteur und Herausgeber: J. W. Gubitz. Verleger: Maurersche Buchhandlung.



# Der Gesellschafter

oder

# Blätter für Geist und Herz.

1820. Mittwoch den 21. Juni. 100tes Blatt.


## Ueber Shakspeare's Trauerspiel: „Julius Cäsar".

(Schluß.)

M. Brutus und Cassius. Im Leben Shakspeare's, zu dessen Aufhellung seine Zeitgenossen leider gar wenig gethan haben, findet sich dennoch für Jeden, welcher das beste Denkmal eines Dichters, seine Werke, genau betrachtet, unter Anderem ein sehr entscheidender Zug, nämlich eine unbedingte Liebe für seine Königin (Elisabeth) und für den darauf folgenden König (Jakob I.), so wie überhaupt für die gemäßigte Monarchie. Diese Liebe scheint bei Shakspeare, dem Menschen, völlig in Saft und Blut übergegangen zu seyn und wir dürfen annehmen, daß er sich in einer Republik höchst unbehaglich würde gefühlt haben; aber dem Dichter darf keine bedeutende Form des Lebens unbekannt seyn, und er muß mit reiner Unpartheilichkeit auch die Liebe und Abneigung, welche sein eigenes Gemüth keinesweges theilt, klar und kräftig zu schildern wissen. So hier im Brutus den reinen Republikanismus, und die Hingebung des Lebens und jeder andern dem Herzen noch so theuern Neigung für diese eine Staatsform, die er öffentlich und in sich selbst beschworen hat. Die Grundlage im Gemüth des Cassius ist fast wie im Brutus; doch die Farbe, in der sein Leben spielt, hat etwas dunkleres: er weiß nichts von heiterer Tugend, und ist um deswillen nicht selten in Gefahr, tief zu sinken; doch rettet ihn seine unbedingte Liebe für Brutus, ohne den er nicht leben zu können sich selbst gestanden hat. — Es ist schon oftmals durch frühere Ausleger zur Sprache gekommen: daß in jener berühmten Unterredung zwischen Brutus und Cassius (Akt 4, Scene 2) mehr römischer Geist zu finden sey, als in irgend einem mit römischen Helden erfüllten Drama; aber ich möchte doch mehr noch auf die reine Menschlichkeit und auf die tiefe Bedeutung hinweisen, die, wie in gar manchem andern leuchtenden Punkt dieser Scene, auch in dem Umstand zu liegen scheint: daß hier der sanfte Brutus der Mächtigere und Zürnende ist, während Cassius, nach geringem Widerstreben sein Unrecht erkennend und sich selbst nicht mehr trauend, so lange ein solcher Freund zürnt, auf die rührendste Weise nachgiebt. Er, der Einzige, den Cäsar fürchtet, und der wirklich allein über Cäsars Tod entscheidet, der den Antonius übersieht und den Octavius und Lepidus verachtet, eben der zittert hier, weil er den Freund gekränkt hat, und das ganze Leben hat seinen Reiz verloren, wenn dieser Freund ihn nicht mehr lieben kann.

— — — — — — O ich könnte
Aus meinen Augen meine Seele weinen!

ruft er aus, und durch diese reine Herzens-Rührung gewinnt der sonst überstarke Republikaner erst die wahre Lebendigkeit, Individualität und Physiognomie. — Was aber bei Cassius nur Aufwallung von Zartheit, das ist bei Brutus schon zu einer reinen geistigen Gewohnheit geworden, denn die Kraft und die Milde sind bei ihm nicht mehr zwei neben einander hergehende Eigenschaften, sondern innig verbunden und Eins ge-

worden. Nur die allerhöchste Tugend scheint ihm genügend, wenn nicht Cäsars Tod ein ewiger Gewissensschmerz für ihn werden soll, und nur die höchste Anmuth und Würde, Tapferkeit und Zartheit können es möglich machen, daß wir ihn nach dem Tode jenes Helden noch mit stets wachsendem Interesse betrachten. — Ich brauche z. B. nur auf die liebende Väterlichkeit hin zu deuten, mit welcher er in jener Nacht, die der entscheidenden Schlacht voran geht, seinen Diener Lucius behandelt.

Es giebt für einen modernen Dichter wohl kaum eine schwerere Aufgabe, als — die Helden der alten Welt, insonderheit aber Römische zu schildern, obwohl es bei der ersten Ansicht ziemlich leicht scheinen mag. Sie werden gewöhnlich mit so viel starrer Kraft überladen, daß sie fast wie riesige Thürme da stehen, die sich nicht bewegen können, oder mit dem Mantel der stoischen Philosophie so tief verhüllt, daß man kaum ihr Gesicht erblicken kann. Nicht wie des Sophokles „Philoktet" dürfen sie sich auch nur einen Schmerzenslaut erlauben, sie kennen weder Hoffnung noch Besorgniß, weder Lächeln noch Thränen. Das Talent, zu sterben, ist bei diesen Pseudo-Griechen und Römern fast zu einer mechanischen Fertigkeit geworden, wobei wir die Freunde der früheren deutschen Literatur, statt vieler anderen Beispiele, nur auf den „Codrus" von Cronegk aufmerksam machen wollen. In dieser Tragödie hat der Dichter gänzlich vergessen, daß er einen griechischen Helden, bei dem man doch mit Recht einige Anmuth vermuthen dürfte, vor sich habe; ja er hat die Sterbenslust (fast möchte ich sagen Sterbenswuth) des Helden den meisten andern Personen des Stücks gleichfalls zugetheilt, so daß man seinen Tod unmöglich sehr bewundern kann, weil ja Alle die nämliche Neigung mit herkömmlicher Rhetorik aussprechen. — Auch suchte man der mangelnden Lebendigkeit und der träge starrenden Handlung durch die ungeheuersten Lobeserhebungen, welche dem Helden fünf Akte hindurch von den Freunden gebracht werden, auf zu helfen, wie z. B. in Addisons „Cato", für welchen von der ersten Scene bis zur letzten Lorbeer-Kränze gewunden sind, die früherhin auch viele deutsche Kritiker dem Stücke brachten, bis endlich Lessing die Mittelmäßigkeit desselben zeigte. — Aber nicht bloß Griechen und Römer haben sich über Verzeichnung zu beklagen; auch die alten Deutschen erscheinen meistens ohne nationelle Physiognomie, z. B. Herrmann, den der sonst sehr schätzbare Elias Schlegel völlig wie einen in der Senecaischen Schule gebildeten Römer reden läßt.

Zurückkehrend zu dem Shakspeareschen Werke, hätte ich noch gar Manches hinzu zu setzen, z. B. über Casca's Kraft, die zur thatenlosen Verdrießlichkeit geworden ist; über Calpurnia und Portia, über den Charakter jedes einzelnen Verschwornen, über die Art, wie sich der Dichter rechtfertigen lasse hinsichtlich einiger Verstöße gegen das Kostüm (z. B. die tief ins Gesicht gedrückten Hüte in der Verschwörungs-Scene); aber es sey für diesmal genug. Nur das eine Wort finde hier noch Raum: daß unmöglich jene Verstöße aus Unwissenheit hervor gegangen seyn können, da wir ja wissen, daß Shakspeare's fast grämlicher Freund, der grundgelehrte Ben Jonson, ihm mit solcher Weisheit zu Hülfe zu kommen jederzeit gar willig war. Was sich aber ohne alle Mühe in etwa zwei Minuten beseitigen läßt, muß doch wohl mit Absicht geblieben seyn, weil es geblieben; und es ist, dünkt mich, keinesweges schwer zu begreifen: was der Dichter mit jenen herunter gedrückten Hüten der Verschwornen habe sagen wollen.

## Ueber Maria Stuart.

Frau von Genlis kann vollkommen Recht haben, wenn sie (wie neulich im „Gesellschafter" erwähnt wurde) den Charakter der Maria Stuart vertheidigt, namentlich in Hinsicht des Bothwell. — Hören wir darüber den berühmten Geschichtschreiber Stuart. Dieser stellt den Charakter der Königin Maria in einem viel glänzenderen Licht dar, als Robertson; und als er den Letzteren zu einer unpartheiischen Untersuchung aufforderte, so schwieg dieser. — Der Graf von Murrey, der uneheliche Bruder der Königin, sah wohl: daß durch ihre vorhabende Heirath mit dem Grafen Darnley — der mit dem Rizzio, einem Günstling der Königin, in vertrauter Freundschaft lebte — seine Macht zu Grunde gehen würde. Er erregte deshalb eine Empörung, und mußte fliehen. Seine zurück gelassenen Freunde machten den König auf den Rizzio eifersüchtig, welcher in seinen Mord in Gegenwart der Königin einwilligte; Maria verzieh dem Murrey und den Empörern, um die Mörder desto sicherer zu bestrafen. Der König läugnete seine Einwilligung und verfolgte die Mörder; er ward zu Glasgow gefährlich krank, Maria söhnte sich ganz mit ihm aus, und pflegte seiner auf das sorgfältigste, so sehr auch die Grafen Murrey und Bothwell sie zu einer förmlichen Ehescheidung bewegen wollten. Am 10ten Februar, Morgens um zwei Uhr, ward der König durch Pulver in die Luft gesprengt. Bothwell, welcher durch seine Vertrauten im Gericht Alles bewirken konnte, führte die Königin nach der Festung Dunbar, und erhielt durch die listigsten Ränke ihre Verzeihung und ihre Hand. Nun bauten ihre Feinde auf diese Heirath die Beschuldigung: sie habe um den Mord ihres Gemahls gewußt. Der Graf Murrey brachte ein Kästchen zum Vorschein, mit verliebten Briefen und Sonetten der Königin an Bothwell, wel-

ches er am 20sten Junius 1567 gefunden haben wollte; allein die Widersprüche, welche sich aufdrängen, zeigen klar, daß es eine tückische Erfindung gewesen. — Diese Auffindung hat keine zuverlässigen Zeugnisse, es ist kein einziger authentischer Beweis da, daß die Königin dem Lord Darnley untreu war und selbst im andern Falle würde sie gewiß keine Briefe an Bothwell geschrieben haben; hätte sie aber auch an ihn geschrieben, so würden diese Briefe offenbare Beweise seiner Schuld enthalten haben, denn er war der Theilnahme an dem Morde dadurch mehr als verdächtig — warum vernichtete er also diese Briefe nicht? Murrey gab vor: er hätte sie einem Diener des Bothwell abgenommen, der sie aus dem Schlosse Edinburg habe holen sollen: die Vermählung Bothwells mit Maria geschah am 15ten Mai 1567; dies war das Signal für ihre Feinde, von Bothwell, dem sie Freundschaft geheuchelt hatten, ab zu fallen und Beide zu stürzen; und dennoch sollte Bothwell nicht sogleich, sondern erst am 20sten Junius hinschicken, um diese Briefe, die ihn so laut anklagten, vernichten zu lassen? Und wenn wirklich der Graf Murrey diese Briefe den 20sten Junius in seine Hände bekam, warum hielt er sie bis zum 4ten Dezember geheim? — denn an diesem Tage zeigte er sie erst. In der Proklamation, die er zur Gefangennehmung des Grafen Bothwells ergehen ließ, bei der Rechenschaft, die er einem Gesandten des Königs von Frankreich von seinen Handlungen gab, bei den Anfragen der Königin Elisabeth, bei noch mehreren dringenden Gelegenheiten erwähnte Murrey des Kästchens mit den Briefen mit keiner Sylbe, da dies doch gar viel zu seiner Rechtfertigung hätte beitragen können! — Alles dies macht es mehr als wahrscheinlich, daß diese Briefe untergeschoben waren. C. Möllen.

## Lese-Früchte.

Es ist bekannt, daß Pabst Gregor I. gerade kein besonderer Freund der Wissenschaften und vorzüglich nicht der römischen Klassiker gewesen. Demungeachtet soll bei den Katholiken (ja selbst in einigen protestantischen Orten) sein Gedächtniß-Tag als ein großes Schulfest gefeiert worden seyn, und der Jesuit Imhöfer sogar in seiner „Historia sacrae Latinitatis" eine Abhandlung „de Gregorii Magni studio pro conservanda Latinitate" (von Gregor des Großen Bemühung für die Erhaltung der Latinität) haben.

Unter den Ordens-Regeln der Malthesker fand sich folgende: daß sie, um ihre Pflichten desto aufmerksamer erfüllen zu können, nur mit einer kleinen Anzahl von Gebeten beschwert und daher das „Vater-Unser" täglich nur 150 Mal zu beten verbunden seyn sollten.

Ein sechszehnjähriger Jüngling, Bödeker, aus Pommern, der sich während der Geburt des zweiten Brandenburgischen Churprinzen Friedrich (nachmaligen ersten Königs von Preußen) auf der hohen Schule zu Königsberg aufhielt, machte im Jahr 1657 folgenden Vers:

Nascitur in Regis Fridericus monte: quid illud?
Praedicunt Musae: Rex Fridericus erit.

Von Wilhelm Pryen, einem unruhigen englischen Rechtsgelehrten (dem Karl I. die Ohren abschneiden ließ), erzählt man, daß er als ausgemachte Wahrheit geglaubt: Pabst Alexander VII. sey, als Köhler verkleidet, nach England gekommen, und habe durch eigenhändiges Feueranlegen den berühmten Brand in London (im Jahr 1666) verursacht!!

Der König von Fez und Marocco hatte sich einfallen lassen, den an ihn abgeschickten englischen Gesandten zu zwingen: in bloßen Füßen vor seinem Thron zu erscheinen. Um Gleiches mit Gleichem zu vergelten, suchte König Karl II. einen der kältesten Tage im Jahre aus, und ertheilte dem Maroccoschen Gesandten am 21sten Januar 1682, in einem großen, mit Marmor gepflasterten Saale, die Audienz, nachdem er ihm vorher Schuhe und Strümpfe hatte ausziehen lassen. Hoffmann.

## Verheirathungen bei den Sanen-Hirten.

Im Hirtenlande der Sanen (in der Schweiz) ist das Verfahren bei Verheirathungen ganz eigenthümlich und Manches dabei erlaubt. Zu Neujahr wird der Schrisseten vorgenommen, d. h. jeder unverheirathete Jüngling ergreift nach der Predigt eine Jungfrau, bringt sie nach der Schenke und lebt dort mit ihr zwei oder drei Tage; die Pflicht der Heirath geht daraus hervor. Am nächsten Sonntage bleiben die Verlobten aus der Kirche; am zweiten erscheinen sie sehr weiß gepudert, mit den schönsten Kleidern: der Bräutigam mit einem Degen geziert und es wird nun eine ganze Woche in Mahlzeiten zugebracht. Bei solchen Gelegenheiten, besonders aber, wenn Wittwen sich wieder verheirathen, pflegt man ein Schariwari zu veranstalten, das ist eine Art von Maskerade, wobei man allerlei Neckereien für die Verlobten ausführt und auch wohl weiter geht. So sah ich in einem Schariwari zu Rötschmund einen jungen Burschen auf den Achseln zweier Andern stehen; er zog mit einem langen Stabe durch das Dorf, nannte sich König und die, auf welche er trat, seine Unterthanen.

## Tabelle über Theater-Applaus.

Nach einem alten Theater-Kalender wäre folgende Tabelle über den Applaus der meisten Parterre in Deutschland zu machen:

| | | | |
|---|---|---|---|
| Gute Lunge . | bringt | 60 Grad | Applaus. |
| Dieselbe bei einem Abgange | | 100 — | — |
| Feine Nüance . . | | 1 oder 0 | — |
| Gutes Mienenspiel . | | 5 Grad | — |
| Gesichter schneiden . | | 90 — | — |
| Unsittlichkeiten aussprechen | | 100 — | — |

H.

## Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

Literatur. Der Freiherr von Wedeking hat in einer Schrift: „Der pithagoräische Orden und die Obscuranten-Vereine in der Christenheit“ aus dem päbstlichen Katechismus Mancherlei beigebracht, was die Zwecke der römischen Kurie beleuchtet. Da heißt es unter Anderem: „Alle Bibelstellen gegen die katholische Kirche beweisen nichts, weil sie nicht im rechten Verstande genommen werden. Im rechten Verstande werden sie nicht genommen, weil sie nicht nach dem Verstande der katholischen Kirche genommen werden, welche allein den wahren Verstand der Kirche hat, weil sie allein die wahre Kirche ist. — Alle Bibelstellen für die katholische Kirche hingegen beweisen Alles, weil sie im rechten Verstande, d. h. im Verstande dieser Kirche genommen werden, die allein den wahren Verstand der heiligen Schrift hat, weil sie die allein wahre Kirche ist.“ — Das heißt doch wohl mit Sicherheit darauf rechnen: daß die Menschen überhaupt keinen Verstand haben; denn wer sich dergleichen Sätze konnte als wahre und rechte einprägen lassen, der ist wohl für die Bestimmung des Menschen: das Leben und den Geist immer mehr auf zu hellen, gänzlich verloren. So möge denn Jeder, überzeugt, daß nur sein Inneres, nicht aber irgend eine Kurie ihm sagen kann, welches der wahre und rechte Verstand ist, die Worte des Heilandes beherzigen: „Wandelt, dieweil ihr das Licht habt, daß euch die Finsterniß nicht überfalle. Wer in Finsterniß wallet, weiß nicht, wo er hingehet. Glaubet an das Licht, dieweil ihrs habt, auf daß ihr des Lichtes Kinder seyd.“ (Ev. Joh. C. 12. V. 35 und 36.) Wl.

Eine sehr bemerkenswerthe Sache ist es: daß die französische Revolution von alle dem, was sie bezweckte, nichts erreicht, dagegen Alles hervor gebracht hat, was man im Laufe derselben verdammte. Hier die Beweise: Die Revolution wollte im Jahre 1789 eine einzige immerwährende Kammer, statt der früher von Zeit zu Zeit berufenen Landstände; jetzt haben wir zwei Kammern, und zwar nicht feststehend. — Die Revolution fand: daß der Adel unverhältnißmäßig repräsentirte; jetzt haben wir eine bis ins Unendliche zu vermehrende Zahl Pairs, während ein Gesetz die Zahl der Deputirten beschränkt. — Die Revolution wollte im Jahr 1793 keinen König von Frankreich, ja überhaupt keinen in Europa; einige Jahre später hatten wir einen Kaiser von Frankreich, welcher die Zahl der Könige in Europa verdoppelte. — Die Revolution wollte überall nur Republiken; statt dessen gingen alle nach und nach ein, selbst die alten Freistaaten Genua und Venedig. — Die Revolution verjagte zwei Mal die Bourbons, und zwei Mal bestiegen sie wieder den Thron; sie verjagte die Könige von Neapel und Piemont; Beide regieren jetzt ruhig fort. — Die Revolution schaffte den Adel ab; jetzt haben wir zwei, einen alten und einen neuen. — Die Revolution hatte gesetzlich fest gestellt: daß Frankreich keine Eroberungen machen wolle; statt dessen hatten unsere Heere Lager bis nach Moskau. — Die Revolution wollte eine Verfassung; statt einer gab sie sechs, und behielt keine, bis ein Bourbon endlich eine bestehende gab. Was bleibt nun also von der Revolution übrig? — Louvel und Gravier!! (Gaz. d. Fr.)

Die offizielle Zeitung von Christiania berichtet: daß im Jahr 1819 in Norwegen 515 Bösewichter fest genommen und bestraft worden sind; so daß, bei einer Bevölkerung von 885,400 Einwohnern auf das Reich, ein Verbrecher auf 1726 Einwohner gerechnet werden kann. (Journ. d. Par.)

Die Krönungs-Feierlichkeiten der Könige von England kosteten ehedem weit mehr Zeit, als jetzt. Von Richard II. bis Karl II. war es Sitte: daß der Monarch im Tower zu Pferde stieg, die Straßen von London bis zum Palast von Westminster (jetzt steht nur die Halle noch) durchritt, und sich von der Halle in Parade, zu Fuß, nach der Abtei begab. Karls II. Krönungs-Feier dauerte zwei volle Tage; am ersten erfolgte die Prozession vom Tower bis zum Westminster-Palast, am zweiten die Krönung selbst. Georgs III. Krönung, im Jahr 1761, war in sechs Stunden abgemacht, das Bankett nicht mit gerechnet. (Courier.)

In der Zeitung von Shrewsbury liest man nachstehende Anzeige eines bescheidenen Haarkräuslers. „Pyle giebt sich die Ehre, bekannt zu machen: daß er so eben von London zurück gekommen, wo seine üppige Einbildungskraft bis ins Unendliche in alle Quellen neuer Entdeckung zur Verschönerung seiner hochgeehrten Kunden eingedrungen ist. Da ihm bewußt ist, daß es in seiner Nachbarschaft eine Menge eingebildeter und empirischer Mitbewerber giebt, so erachtet er es für seine Pflicht, sich ihnen in dieser Anzeige siegreich entgegen zu stellen. Es ist eine Pein für ihn, die Verwüstungen mit ansehen zu müssen, die jene gierigen und oberflächlichen Charlatans mit dem Haar eines menschlichen Kopfes anrichten! Pyle's Geschicklichkeit ist freilich zu groß, daß sie nicht den Neid und die Mißgunst seiner Feinde und Verläumder rege machen sollte; aber ich bin, als unzertrennlich von dem Ruhm eines Künstlers, darauf gefaßt.“ (Courier.)

Vor 5 bis 6 Jahren traten die vornehmsten Banquiers und Handelshäuser in London und England zusammen und beschlossen, dem Herzog von Wellington eine Huldigung zu bringen, zu welcher beträchtliche Summen unterzeichnet wurden. Man weiß jetzt, daß dieses Geschenk in einem silbernen Schild besteht; in der Mitte befinden sich Wellington und die ihn nach der Halb-Insel begleitenden Generale in hoch-erhabener Arbeit; ringsum Wellingtons vorzüglichste Siege. Die Zeichnungen sind von dem berühmten Maler Stothard. Neben dem Schilde sind zwei Säulen, mehrere Palmbäume und Gruppen von Kriegern aller Waffengattungen. (Courier.)

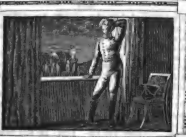
Ein Pfarrer des Departements Ober-Garonne hat den Plan gemacht: eine Stadt zu gründen, „wo man nur die Sprache Cicero's, Virgil's und Horaz's reden darf!“ — Dieser ecclesiastische Romulus hat aber schon viele Händel. (Journ. d. Par.)

In einer Zeitung von Barbados (in den Antillen) las man vor Kurzem folgende Anzeige: „Richard und Jacob Nurse (zwei Irländer) erlauben sich, ihren Freunden und dem Publikum gehorsamst an zu zeigen: daß sie einen Leichenwagen zum Gebrauch erbaut haben, und ihren Gönnern sehr dankbar seyn würden, wenn diese sie recht oft und fleißig mit ihren Aufträgen beehrten.“ (Morn. Chron.)

Beilage: Bemerker No. 11 u. Blatt d. Ankündigungen No. XI.

Redacteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurersche Buchhandlung.








# Der Gesellschafter
oder
# Blätter für Geist und Herz.

1820. Freitag den 23. Juni. 101stes Blatt.


## Reiten und Fahren.

Wenn jetzt in großen Städten ein vornehmer, reicher oder betitelter Mann nicht Wagen und Pferde hält, so rümpft man über sein Unvermögen oder sein Streben nach Ersparniß die Nase; und wenn Einer, der mit der Lust, vornehm zu thun, ohne es zu seyn, Geld oder Kredit verbindet, Wagen und Pferde hält, so rümpft man wieder die Nase und meint: der Mann mit der Equipage trage die Nase zu hoch. — Hält sich ein Mann von Gewicht nur ein Reitpferd, so findet man das karg; reitet ein Bischof oder seines Gleichen, so wundert man sich wenigstens, und reitet eine Dame, so schreibt man ihr Uebermuth oder Sucht zu glänzen, ja wohl gar noch mehr Uebles zu. Und doch gab es eine, nicht allzu ferne Zeit, wo nur das Reiten zur Ehre, das Fahren aber zur Schande gereichte; wo man bei gewöhnlichen so gut, wie bei feierlichen Gelegenheiten ritt; ja, wo es sogar für unanständig gegolten haben würde, wenn man nicht hätte reiten wollen. — So sehr hängt Alles, was schicklich, anständig, vornehm, nothwendig, fein u. s. w. genannt wird, einzig von Zeit und Verhältnissen ab.

In der Periode des Ritterthums, wo die Lehnspflicht durch Reiten geleistet, das Lehn durch Reiten verdient ward, wo, wenn der Fürst Hülfe zu Krieg und Fehde brauchte, mehr vom Aufsitzen als vom Marschiren die Rede war, da galt auch das Reiten für die erste Kunst *) sowohl, als für die erste Pflicht. Da ritt der Herr wie der Diener, der Bischof *) wie der Mönch, der Mann wie die Frau, der Minister wie der Schreiber, der Rathsherr wie der Büttel — nur mit dem Unterschiede: daß das sanftere Geschlecht, und von dem stärkeren wenigstens der sanftmuthpflichtige Theil, die Geistlichkeit, meist der Esel oder Maulthiere sich bediente. — Höchst lächerlich nicht nur, sondern sogar unanständig würde man es gefunden haben, wenn Ritter hätten der Wagen sich bedienen wollen. Darum sagte ein böhmischer Ritter, Hinko von der Duba, spottweise von dem alten Landvoigt Nicol von Sternberg, der (1514) eine junge Frau genommen hatte: „Er werde wohl am Ende gar auf seine alten Tage, erschöpfter Kräfte wegen, noch einer Karrete sich bedienen müssen!" — und die Engländer fanden das Fahren anfangs so lächerlich: daß ein Graf von Northumberland achtspännig fuhr, um durch das Mißverhältniß der Kräfte zur Last die Sache lächerlich zu machen.

Die Pferde müssen aber auch damals, wo fast Alles ritt, kirre und artig, wie die Hunde, abgerichtet ge-

*) Sonder Zweifel schreibt sich aus jener Zeit auch der gewöhnliche Ausdruck her: Hat dich der Teufel geritten? — denn diesem traute der Aberglaube natürlich die höchste Reitkunst zu.

*) Geistliche Herren liebten, wie bekannt, von jeher die Bequemlichkeit; und doch mußten selbst Bischöfe auf Reisen, waren sie auch noch so krank, reiten. Als z. B. der Erzbischof von Magdeburg, Gieseler, am 20. Juni 977 krank von Merseburg, wo er Messe gelesen hatte, abreiste, konnte er vor Kopfschmerzen kaum auf dem Pferde sich halten und würde herab gestürzt seyn, hätten ihn seine Begleiter nicht herab gehoben und auf der Erde sein Sterbelager bereitet. Ein Bischof späterer Zeit aber, besonders ein kranker, hätte ohne den bequemsten Reisewagen sich gar nicht auf die Reise gemacht.

wesen seyn. Denn wenn der Minister nach Hofe, der Bürgermeister zu Rathhause ritt, ließ er nicht selten, sobald er abgestiegen war, den Gaul laufen, welcher nun, sonder Irr- und Nebenwege, dem Stalle zutrabte, und wenn der Herr wieder ab zu holen war, von dem Diener an Ort und Stelle geführt ward. — Uebrigens ritt man auch zu Kindtaufen und Hochzeiten, zu Krönungen und Belehnungen, zur Tafel wie ans Krankenbette, zu Hofe wie zu Grabe. — Kaiser hielten reitend ihre feierlichen Auf- und Einzüge. Die deutschen Reichs- und Erzbeamten zogen zur Wahl und Krönung der Kaiser reitend in Frankfurt ein, verrichteten reitend ihre Reichs-Hofdienste, und hatten sie Gründe, bei Reichstagen oder an kaiserlichen Hoftagen nicht zu erscheinen, so waren sie hinlänglich entschuldigt, wenn es hieß: Sie könnten, kränklicher Umstände wegen, das Reiten nicht vertragen. Geistliche von hohem Rang hielten feierliche Ein- und Aufzüge auf Pferden oder Eseln. Neugewählte Päbste selbst sind, bei ihren feierlichen Zügen nach dem Capitol, von jeher auf Schimmeln oder Mauleseln, Segen ertheilend, geritten, begleitet von berittenen Kardinälen — und gekrönte Häupter rechneten es nicht selten sich zur Ehre, ihnen den Steigbügel zu halten oder das Pferd zu führen.

Bei großen militairischen oder fürstlichen Leichenbegleitungen durfte noch bis in die neueren Zeiten des seligen Herrn Freuden- und Trauerpferd nicht fehlen, und in Bücher- wie in Gemälde-Sammlungen findet man häufig Abbildungen von dergleichen Parade-Pferden. — Der Stallmeister oder Marschall war daher in den Ritterzeiten die erste und wichtigste Person an Höfen und in Burgen, und die höchste Pracht wendete der Ritter auf seinen Marstall. So ließen z. B. die Herren von Theler — in der Gegend von Hökendorf, im sächsischen Erzgebirge, welche (im 16ten Jahrhundert) durch außerordentlichen Bergsegen reich geworden waren — ihre Pferde mit Silber beschlagen und die Gebisse nebst andern Verzierungen von massiven Silber arbeiten. — Ein schlesischer Ritter des 15ten Jahrhunderts, Poppo von Lüben, verwendete, laut handschriftlichen Nachrichten, auf den Staat seines Leibrosses gegen 60 Pfund Silbers; Kaiser-Pferde hatten sogar nicht selten goldene Gebisse, und die Schweife waren mit goldenen Schnallen und Steinen zopfartig verziert. Welch ungeheurer Prunk auf fürstliche Parade-Pferde gewandt wurde, beweisen am anschaulichsten fürstliche Rüstkammern: Steigbügel von massivem Gold, Gezäume mit Steinen besetzt, Sattelknöpfe von großen Türkissen, Topasen, Kristallen u. s. w. — wer solchen und ähnlichen Pferdeschmuck im höchsten Grade sehen und bewundern will, darf unter andern nur die Dresdener Rüstkammer besuchen.

In den meisten alten Reichsstädten bemerkt man noch aus der Zeit, wo die Senatoren zu Rathe ritten, an den Rathhäusern Steine oder kleine Treppen zum bequemen Auf- und Absteigen der Rathsglieder von den Pferden. Deshalb hießen auch Rathsherren, welche auf Reichstage, an Hoflager, an Feldherren u. s. w. mit wichtigen Aufträgen gesandt wurden, gewöhnlich Rittmeister, weil sie dergleichen Sendungen nur reitend verrichten konnten. — Als z. B. Wenzel, König von Böhmen, im August 1418 von den Städten Zittau, Budissin und Görlitz verlangte: daß jede derselben den Bürgermeister und zwei aus dem Rathe zu ihm senden sollte, um über wichtige Lausitzisch-Böhmische Angelegenheiten sich mit ihnen zu besprechen, entstanden im Rathe zu Görlitz darüber: wer der „Rittmeister“ zu Königlicher Majestät Hofpfalz seyn sollte? so lebhafte Debatten, daß es fast zu Thätlichkeiten gekommen wäre. Schon hatte ein Rathsherr die Hand aufgehoben, einem Andern, welcher durchaus der Rittmeister seyn wollte, seine rittmeisterlichen Rechte mit senatorischer Kraft zu beweisen, als die Landvögte Hinko, Berka und Johann von Polenz eintraten, und durch ihr Ansehen sowohl als glimpfliche Reden den „Rittmeisterhandel“ schlichteten. — So hatten auch die Magistrate der Vorzeit meist reitende Diener, wovon sich noch bei manchen Stadt-Magistraten von Bedeutung, z. B. bei dem Dresdener, die sogenannten Ausreiter herschreiben, eine Art von officiellen Dienern, welche aber jetzt wenigstens, kraft ihres Amtes, nie ein Pferd besteigen, sondern alle ihre Pflichten per pedes apostolorum verrichten.

Auch die längsten und beschwerlichsten Reisen thaten, im 16ten Jahrhundert noch, die vornehmsten Herren zu Pferde, und dem Adel, wenn er z. B. zu fürstlichen Beilagern geladen war, erlaubte man — unter der Voraussetzung, daß er beritten sich einstellen werde — nur Wägelein zum Transport der Ehrenkleider, welche bekanntlich von Gold und Silber strotzten und meist sehr steif und so beschaffen waren, daß sie sich auf Pferden nicht gut unversehrt fort bringen ließen. — Kutschen für ihre Personen blieben ihnen nur vergönnt, wenn sie kränklich waren und besonders darum anhielten. So bat z. B. Graf Wolf von Barby, als er im Jahr 1511 den Reichs-Convent zu Speier bereisen mußte, den Churfürsten von Sachsen, Johann Friedrich den Großmüthigen, um die Gnade: fahren zu dürfen, weil Kränklichkeit halber ihm das Reiten nicht zuträglich seyn dürfte. — So berichten auch alle Historiker, welche Kaiser Karls V. Flucht von Inspruck vor dem Churfürsten von Sachsen erzählen: daß er sich „podagrischer Beschwerden wegen“ in einer Sänfte habe tragen lassen. Außerdem würde es gewiß Schande für ihn gewesen seyn, wenn er sich, in der Stunde der Gefahr, nicht hätte auf das Pferd schwingen wollen.

Daß auch Frauen und Jungfrauen von Stande noch im 16ten Jahrhundert mehr ritten, als fuhren, ergiebt sich unter Anderem aus dem Beispiel einer Würtembergischen Prinzessin, welcher im Jahr 1545 ihr Gemahl zu einer Badereise einen Wagen nur unter der Bedingung erlaubte: „daß ihre Hof- und Kammerfrauen reiten sollten."

Im Anfang des 17ten Jahrhunderts noch gaben Ritterfrauen Visiten nicht selten zu Pferde oder zu Maulthier, und zwar — wenn sie recht vornehm seyn wollten — sitzend hinter dem Geheimschreiber des Gemahls. Dies that z. B. eine der vornehmsten Pariser Damen, Nicole d'Aubespier, sehr oft. — Ziemlich um dieselbe Zeit noch ritten schwedische Prinzessinnen, wenn es regnete, in Wachstuch-Mänteln, und schwedische Ritter nahmen nicht selten ihre Frauen oder Liebchen mit auf den Sattel. So klagte z. B. eine junge Gräfin von Reventlov (1533) ihrer Freundin, einer Frelin von Rumor in Altona: daß sie nicht zum Besuch zu ihr kommen könne, weil ihr Bräutigam, der sie auf einer Reise nach Lauenburg vor sich auf dem Pferde gehalten, sie habe fallen lassen, wodurch sie sich „ein Ripplein oder zweene fast verrenket". — Diese Art von Doppelreiterei war übrigens ganz besonders in Frankreich, dem Vaterlande aller Spielerei und Narrethei, üblich. Da ritten oft Herr und Stallmeister, Mann und Frau, Bräutigam und Braut auf einem Pferde. Als die Braut Karls VI. ihren feierlichen Einzug in Paris hielt, saß ihr königlicher Bräutigam zu Pferde hinter seinem treuen Savoisy, um die Braut unerkannt zu beobachten.

(Die Fortsetzung folgt.)

## Die Perlen.

Die Entstehung der Perlen hängt mehr von zufälligen Ursachen, als von einem natürlichen Ueberflusse, und einer daraus erfolgenden Ergießung des Perlsaftes ab. Mehrere Arten von Seewürmern, welche die Schaale von außen anbohren und durchlöchern, legen den Grund dazu. Man darf daher eine Muschel nur von außen genau untersuchen: sind beide Schaalen glatt, ohne Höker, Vertiefungen und Löcher, so kann man beinahe zuversichtlich behaupten: es ist keine Perle darin; sind sie hingegen von Pholaden oder andern Thieren durchbohrt, so trifft man immer größere oder kleinere Perlen, wenigstens Ansätze dazu. Die verschiedene länglichte, birnförmige oder runde Gestalt der von den Würmern gegrabenen Oeffnungen verursacht die verschiedene bald länglichte, bald runde Gestalt der Perlen, indem sich der Perlsaft an den beschädigten Stellen des inneren glänzenden Ueberzugs der Muschel ergießt, sich verdickt und zur Perle verhärtet. Man kann daher eine Muschel zwingen, Perlen hervor zu bringen, wenn man ihre Schaale vorsätzlich durchbohrt. Die Chinesen müssen diese Bemerkung schon lange gemacht haben. In London haben Viele Perlmuscheln gesehen, die aus China kamen, und mit denen diese Operation vorgenommen war; denn das vorsätzlich gemachte Loch war mit einem Draht verschlossen, der außerhalb wie ein Nagelkopf breit geschlagen, und an dessen innerem Stiftchen eine schöne Perle wie angelöthet war. Wilibald.

## Anekdote.

Als Heinrich IV. zum ersten Mal in einer Schlacht war, bemerkte er in der Hitze des Gefechts: daß einige Offiziere vor ihm standen, um ihn zu decken. Er schob sie zur Seite und sagte: „Stellt mich nicht in den Schatten; ich will auch gesehen seyn, wenn ich brav bin!" W.

## Das Kind an die Tanne.

O Tannenbaum, o Tannenbaum,
Was bist du schlank und hoch!
Man sieht den bunten Vogel kaum,
Der auf den Wipfel flog:
Vom Wipfel bis zur Wolke Saum
Scheint mir nur einer Spanne Raum.

O Tannenbaum, o Tannenbaum,
Wie grün ist dir das Haar!
So grün ist Gras und Laubfrosch kaum;
Auch bleibt das ganze Jahr,
Wie arg es stürmt und frier't und schneyt,
Unwandelbar dein Schmuck und Kleid.

O Tanne mein, o Tanne mein,
Wie ist dein Kopf so kraus!
Voll Locken hängt es hübsch und fein,
Bis ganz nach oben aus.
Und weht einmal der Wind hinein,
Was muß das für ein Rauschen seyn!

O Tannenbaum, o Tannenbaum,
Wie spitz ist dir das Blatt!
Voll Nadeln hängt der weite Raum,
Geschliffen scharf und glatt.
Doch Mutter sagt: es hat nicht Noth;
Du stichst nicht kleine Kinder todt.

O Tanne mein, o Tanne mein,
Was hängt dir da so rund?
Das muß ein hübsches Spielwerk seyn,
So glatt, so grün, so bunt.
O lieber Baum, ich bitte sehr,
Wirf mir ein Dutzend Zapfen her.

O Tannenbaum, o Tannenbaum,
Du bist der Flügelsmann!
Drum stehst du an des Waldes Saum
Gar stattlich oben an.
Dem andern Pack sitzt schief der Rock;
Es steht wie Krück' und Ofenstock.

O Tanne schlank, o Tanne schön,
Komm mit, mein lieber Baum!
Du sollst vor uns'rer Thüre stehn,
Das ist ein freier Raum;
Und wär' ein Schiff mit Segeln mein,
So solltest du der Mastbaum seyn.

K. Lappe.

## Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

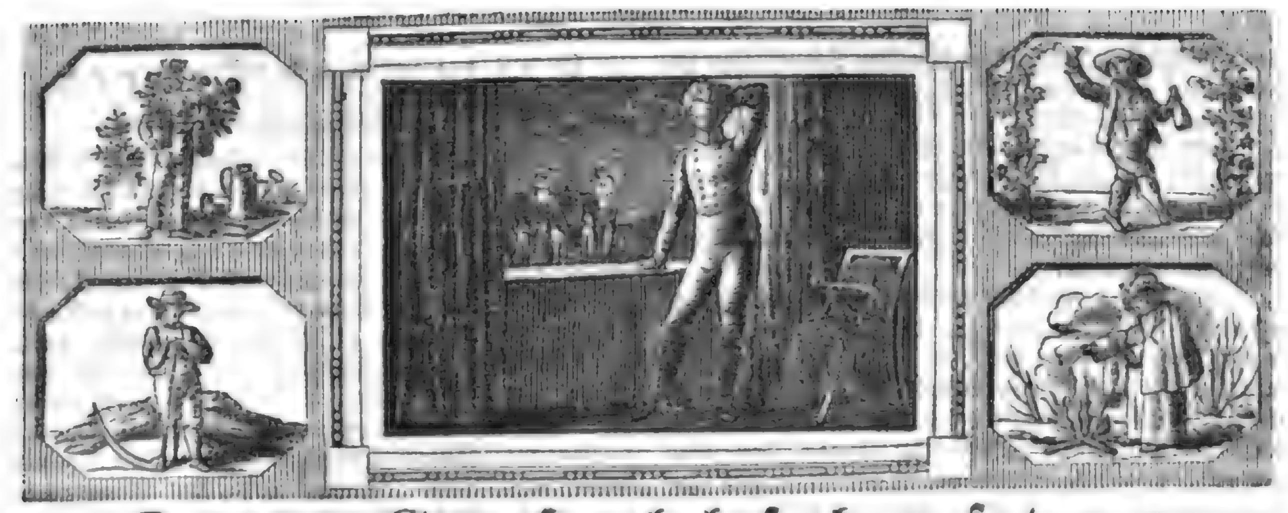
**Leipzig.** Neu war auf unserem Theater: „Das Haus Anglade", Drama nach dem Französischen von Th. Hell. Es wurde kurz hinter einander ein Paar Mal gegeben und fand eine nicht ungünstige Aufnahme. — Jetzt ist der treffliche Tenorist Gerstäcker hier und erfreut uns durch einige Gastrollen. Er geht nach Dresden, wo er Engagement genommen und wo die, in der neuesten Zeit sehr in Aufnahme gekommene deutsche Oper durch ihn wieder einen großen Gewinn erhält, da er unstreitig einer der vorzüglichsten jetzt lebenden deutschen Tenor-Sänger ist. Seit seinem Abgange von hier nach Hamburg (etwa 5 Jahre) ist eine bedeutende, sehr vortheilhafte Veränderung mit ihm vorgegangen. Damals konnte man an ihm nur die herrliche Natur-Anlage bewundern; jetzt hat Fleiß und Ausbildung ihn zu einem achtungswerthen Sänger gemacht, dessen Kunstfertigkeit reichlich schadlos hält für das, was seine zarte Tenor-Stimme in dieser Zeit etwa an jener jugendlichen Frische verlor, die damals uns entzückte. Auch sein Spiel, einst sehr steif und unbeholfen, hat sich merklich gebessert und vor Allem verdient bemerkt zu werden: daß er die löbliche, bei deutschen Sängern nicht häufige Eigenschaft sich angenommen hat, den Text deutlich und klar aus zu sprechen, und nicht, wie Viele, leider! thun, so unartikulirt vor zu tragen, daß der Zuhörer nicht weiß, was gesungen wird, wenn es ihm das Opern-Büchlein nicht verräth. Auch der früher gesprochene, einem gebildeten Ohr keineswegs angenehme singende und ziehende Dialekt, den Hr. G. sonst sehr an sich hatte, ist größtentheils von ihm, auf der Bühne wenigstens, abgelegt worden, und somit darf man sagen: die fünf Jahre Abwesenheit aus dem Vaterlande haben Hrn. G. in vielfacher Hinsicht genützt und ihn auf eine bedeutende Stufe in seiner Kunst-Region gehoben. — Daß unser Theater in diesem Sommer auf einige Zeit uns gleichsam ungetreu wird, ist nun gewiß. Ich sage gleichsam, denn es wird es nicht ganz. Es soll nämlich während der Badezeit von der hiesigen Gesellschaft zwei Mal wöchentlich in dem benachbarten Lauchstädt gespielt werden, um durch den dort, wie man hofft, zu machenden Gewinn (? in Lauchstädt!!) das Deficit wo möglich zu decken, welches der böse Sommer den Theater-Kassen bei zu bringen pflegt. — Vermuthlich aus demselben Grunde wird die Direktion in den nächsten Tagen — wie angekündigt worden — einen berühmten Equilibristen, aus Wien kommend, auf den Brettern, die den Musen heilig sind, seine Sprünge machen lassen und zwar das erste Mal „bei aufgehobenem Abonnement". Dieses aufgehobene Abonnement führt mich auf eine nicht erfreuliche Betrachtung, nämlich diese: Es ist doch voraus zu setzen, daß die Theater-Direktion ihr Publikum kennt, und weiß, was sie zu thun hat, um solches zu befriedigen und dabei zugleich möglichst ihre Rechnung zu finden. Nun fand sie nicht gerathen, bei den, ihr auf jeden Fall theuren Gastrollen Gerstäckers das Abonnement auf zu heben, wohl aber thut sie es bei den equilibristischen Kunststücken des Wieners. Daraus folgt doch wohl nichts anders, als daß sie Grund hat, zu vermuthen: das liebe Publikum, d. h. die Menge, wird sich mehr zu Letzterem, als zu Ersterem drängen? Und wenn dies richtig geschlossen ist, giebt dann dieser einzige Zug nicht ein schlagendes Licht über den Grad, auf welchem jetzt Kunstsinn, Kunstschätzung u. s. w. stehen? Wahrlich, man kann es demnach heut zu Tage keiner Direktion verdenken, wenn sie, um nicht ein Opfer ihrer Kunst-Achtung zu werden, zu Spring-Mitteln greift, die eigentlich, so wie die Einrichtung bisher bei uns war, nicht in den Tempel der Pierinnen, sondern in die Meßbuden vor dem Petersthore gehören. Daß im Ganzen die Theaterlust sich hier, — in dem Leipzig, welches noch vor wenigen Jahren gewissermaßen zwei Gesellschaften, die wechselnd hier spielten, erhielt — ungemein vermindert hat, zeigt übrigens Jedem, der sonst und jetzt das Theater besuchte, der bloße Augenschein. Woher aber diese auffallende Veränderung kommt? — das zu untersuchen dürfte hier zu weitläuftig seyn und mag dieserwegen nur das Eine hier stehen: „Gewiß ist, daß der Grund dazu nicht auf einer Seite allein gesucht werden muß." — Von Neuem in der Literatur nenne ich Ihnen heut nur Weniges. Erschienen ist in zweiter Auflage: „Der Fürst des Lebens und sein neues Reich", zweite Zugabe zu der (trefflichen) Schrift: „Christus an das Geschlecht dieser Zeit", von dem wackeren Dräseke; ein Werk, welches in jedem Hause, von Jedermann, Alt und Jung, gelesen und — aufs höchste beherzigt zu werden verdient. — Krug von Nidda, der bekannte Dichter, hat seine zerstreuten Dichtungen gesammelt in einem Bändchen heraus gegeben und damit gewiß den Freunden seiner Muse einen willkommenen Dienst erwiesen. Daß er seinem Werkchen eine Vorrede, von einem Andern geschrieben, mit auf den Weg gab, finde ich um so unnöthiger, da ein Dichter, wie Krug von Nidda, wohl auch ohne eine solche, neuerdings Mode gewordene Poeten-Krücke auftreten kann; ja, ohne eine solche, wie hier gegeben ist, weit besser und rühmlicher auftritt. — Unter der Presse befinden sich jetzt hier zwei Werke, auf deren baldige Erscheinung ich aufmerksam machen will; das erstere ist eine zweite, sehr erweiterte Auflage und Fortsetzung des geistreichen Werkes von Schubart (in Breslau) über Goethe, das zweite ein neuer Roman: „Brambilla" genannt, von dem genialen Hoffmann in Berlin. Ch.

**Paris.** Interessant ist der Aufschluß, welchen man hier so eben über den sonderbaren Umstand erhalten hat: daß Voltaire in der „Henriade" die Person Sully's ganz ignorirt hat, und daß ein so nationales Werk einer Königin von — England gewidmet wurde. Der junge Arouet hatte so eben sein Gedicht vollendet und es dem noch ganz kleinen Ludwig XV. dedizirt, als er einst, indem er bei dem Enkel des großen Sully speiste und mit der ihm und seinem Alter eigenen Wärme sprach, einen vornehmen Herren mit Hochmuth fragen hörte: „Quel est donc ce jeune homme, qui parle si haut?" Voltaire gab auf der Stelle eine Antwort, die den Fragenden tief beleidigte; doch verbarg dieser seinen Zorn und nur einige Tage nachher, als Voltaire abermals bei Sully speiste, rief ihn ein Diener von der Tafel, indem er ihm ankündigte, daß Jemand ihn dringend zu sprechen wünschte. Er steigt herab bis vor die Hausthür; hier steht ein Fiaker mit geöffneter Thür: der Dichter steckt den Kopf hinein, und sogleich fassen ihn zwei Menschen, während zwei Andere ihn tüchtig zerprügeln, bis der Herr im Wagen an das Fenster klopft und mit einem: „C'est assez!" die Katastrophe schließt. Empört verlangt der beleidigte Dichter von Sully Genugthuung, aber — vergebens. Voltaire schickt seinem Feinde eine Herausforderung, aber ein Arrest-Brief ist die einzige Antwort des mächtigen Gegners. Als er aus der Bastille kam, flüchtete er nach England, veränderte hier seine Dedikation, indem er sein Werk der Königin widmete, die ihn wohl aufgenommen hatte, und um sich an dem Hofmann zu rächen, der seine Vertheidigung zu übernehmen sich geweigert, setzte er, statt der Person Sully's, die von Mornay hinein. Casper.

Als die Leiche des jungen Lallemand, welcher in diesen Tagen zu Paris verunglückte, feierlich von seinen studirenden Genossen nach dem Kirchhof gebracht ward, fanden sich an der Kirchhofs-Pforte zwei sehr wohlgekleidete Individuen ein, welche zwei große Ballen Schriften bei sich hatten und sie unentgeldlich vertheilten. Es war: die Meinung des Deputirten de Lafayette, welche er in der Sitzung vom 27sten Mai ausgesprochen. (Quotid.) Wahrscheinlich sollte sie bei dieser Gelegenheit mit zu Grabe getragen werden!

Die „Times" gesteht: daß die Deutschen jährlich für 20 Millionen Pfund Sterling Colonial- und englische Kaufmanns-Waaren verbrauchen, während England aus Deutschland jährlich nur für 3 Millionen Werth heraus zieht. (Censeur.)

Redacteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurersche Buchhandlung.



# Der Gesellschafter
oder
# Blätter für Geist und Herz.

1820. Sonnabend den 24. Juni. 102tes Blatt.

## Nachricht und Aufforderung.

Wer auf eine, zu Tharau (einer alten Burg unweit Wirpellpre an der Knauder) am 29sten Februar 1820 aufgefundene Schreibtafel, woraus zu deutlichster Bezeichnung der nachstehende Aufsatz (2) abgedruckt worden ist, Eigenthumsrechte zu haben vermeint und solche durch Angabe der sonst noch darin enthaltenen Gegenstände zu bekräftigen im Stande ist, kann selbe Schreibtafel, gegen Entrichtung seiner Erkenntlichkeit, bei Endes-Unterzeichnetem in Empfang nehmen, oder kürzer bei

Ludwig Stahlpanzer.

### 1. Geschichtliche Einleitung für fremde Leser.

Zweifelsohne wirst Du, vortrefliche Lesewelt, obschon im ungestörten Besitz Deiner Schreibtafeln und wohl wissend, wie Alles dies nur für Einen unter Dir gedruckt worden, dennoch mit einer großen Begierde dem genannten Aufsatz entgegen eilen, sobald Du nur bemerkt haben wirst: daß selbiger am neun und zwanzigsten Februar aufgefunden worden. Denn ist dieses nicht der unvergeßliche Tag, an welchem das Verhängniß in Müllners „Wahn" dem seligen Wilhelm Horst und dessen Frau so unzählige Püffe ertheilte? Ist dieses nicht der Tag, der allerlei Unnützes veranlaßt, so z. B. jetzt diese meine unnöthige Einleitung? Doch was ist unnöthig oder unnütz? ich thue, was ich muß und das Verhängniß, des Himmels unverantwortlicher Minister, mag's auf sich nehmen; ruhig schreite ich weiter, wenn auch nicht vorwärts.

Tharau streckt bekanntlich nur noch einen runden Thurm von seinem Bergesgiebel in die Höhe. Rings umher alte Mauern: etliche umgesunken am Boden, gleich als wären sie vorsichtig auf dem weichen Rasen umgelegt worden, so unversehrt liegen sie da: etliche stehen noch aufrecht, ja man kann aus den Trümmern recht wohl ein geräumiges Gemach erkennen, und in den weiten leeren Fensterbogen in der Höhe sieht man noch an jeder Seite einen steinernen Sitz (der Einleitende hat selbst auf einem gesessen). Wie oft mag hier ein blauäugiges Fräulein emsig die Spindel gedreht, ja wohl gar sehnsüchtig nach dem Donnerloch hinüber geseufzt haben, das man bei klarem Wetter recht deutlich von da aus wahrnimmt. Ueberhaupt kann man diese Gegend neuen Romantikern sehr anempfehlen. Hier finden sie feuchtes, gar seltsamliches, zuweilen auch flimmerndes Gestein in wundersamen und schlichten, grausigen und nicht grausigen Zinken und Zacken, abendtheuerlich von Moos und Moder gefärbt; darüber kriechen hin fremdartige Pflanzen mit breiten dunkeln Blättern, unter denen hervorschauende Kröten mit ihren Jungen eine fast sichere Wohnung haben, und der Mond schaut auf diese Trümmer so trübselig, wie man nur immer wünschen kann. — Auf die Warte führen von innen vier lange Leitern; allein Wenige nur steigen hinauf, denn sie sind so wandelbar, wie die Versprechungen der Großen der Erde, worunter die Ausbesserung dieser Leitern selbst gehört. — Meine Wenigkeit hoffte sich übrigens oben deutlich genug zu denken: wie schön es da im Frühling seyn müsse. Das rostige Thürlein knarrte und schon hatte mich der schwarze Mund verschlungen. So klomm ich — ein

umgekehrter Taucher — dem Läppchen Himmelblau zu, welches ich durch das runde Loch oben erblickte: denn das kegelförmige Dach war völlig eingestürzt. Nun aber muß ich den bescheidenen Wunsch äußern: die Lesewelt wolle sich den Einleitenden lebhaft vorstellen, wie er hoch oben vom Rande dieser erhabenen Kanzel — er sieht ganz klein aus — die winterliche Gegend folgendermaßen anpredigt:

„Gegend! — In der That bist du ganz hübsch, ich mag nun die Berge erwägen, die mit ihren Schneekoppen oben und den schwarzen Tannenwäldern unten aussehen wie gepuderte Mohrenköpfe; oder das Donnerloch in Anschlag bringen, dessen neue Kalkwände noch heller gleißen, als der Schnee zu ihren Füßen; oder den Wind bedenken, welchem ich in seinem eigenen Gebiete hier oben einen Besuch abstatte: denn hier fliegt er mit breiten Schwingen; oder ich mag hinunter in die Knauder sehen, die an den schroffen Felsen empor braust. Nicht ohne Rührung nehme ich meinen Hut ab und fahre weiter fort“ — ich legte ihn neben mich auf die Mauer; — „hat doch der Thurm, der mich in die Wolken hebt, die ich hier allein über mir habe, vor der ehrwürdigen Reihe seiner Jahre das Mützchen ebenfalls abgenommen. Es fehlt wenig und ich bleibe für immer — ein neuer Stylit — in diesem lustigen Aufenthalt. Braten und Brod für einen halben Tag sind in der Rocktasche, und für Weiteres wird schon Rath. Warum nicht? Ich hieße dann der säulenheilige Stahlpanzer im schwärmenden Zeiträumchen; denn das aufgeklärte, meine liebe Gegend, haben wir glücklich überstanden. — Krächze er mich nicht so an, Rabe, ich mache schwerlich Ernst daraus; er wird also seine Domaine behalten, ohne daß es langer Conferenzen bedarf. — Auch als Philosoph könnte ich mich hier mit Ehren behaupten auf diesem höchsten Standpunkte der Betrachtung, auf dieser Fundamental-Philosophie; wenn gerade Nebel die Gegend umhüllte, müßte Einem ja Alles völlig wie Begriffe vorkommen! — Selbst — o ewig schaffender Himmel und winterliche Erde! — selbst zum großen Dichter ist es von hier nicht weit! Sehe ich denn nicht von oben, selbst unverworren, das wunderliche Thun und Treiben der Welt wie einen Traum zu meinen Füßen; hier, wo reine Lüfte mir die Stirn fächeln, ungeschwängert mit den Lauten und den Seufzern der erdgebückten Menschen da unten? Nur die Halme säuseln mir zu und rankender Epheu klettert über die Mauer und sieht mich freundlich an. O wie lieb wirst du mir, steinerner Großvaterstuhl, und ihr ziehenden Wolken da oben!“ — Hier legte ich mich ganz zurück, sah lange in den weiten offenen Himmel rings um mich her, und sprach dann, ohne großen Zusammenhang, weiter:

(Die Fortsetzung folgt.)

## Reiten und Fahren.

(Fortsetzung.)

Die in Taschenbüchern und andern Schriften hundertmal wiederholten Erzählungen: daß es im Jahr 1550 nur drei Kutschen in Paris gegeben, davon eine der Königin, die andere der Poitiers, Herzogin von Valentinois, Maitresse Franz I. und Heinrichs II., die dritte René de Laval, einem entsetzlich dicken und deshalb zum Reiten ganz unfähigen Herrn, gehört habe, sind indeß doch unwahrscheinlich, *) weil um diese Zeit schon in Deutschland die Kutschen, wenn gleich Ritter sich ihrer in der Regel nicht bedienen sollten, doch wenigstens an fürstlichen Höfen mit zu dem höchsten Prunk gehörten; in Allem aber, was Prunk und Bequemlichkeit betraf, Paris von jeher Deutschlands Muster war. — Eben so unwahrscheinlich ist auch die, bei jeder Gelegenheit wiederholte Anekdote: daß Heinrich IV. für sich und seine Gemahlin nur eine Kutsche gehabt und deshalb einst einem seiner Günstlinge geschrieben habe: „Er könne ihn nicht besuchen, weil er seinen Wagen für heute seiner Gemahlin überlassen habe“ — denn Heinrich konnte ja reiten, wenn ihm der Wagen fehlte. Auch soll er in der That stets in Paris geritten seyn, und, wenn schlechte Witterung zu befürchten war, immer einen Mantel hinter sich auf dem Pferde gehabt haben. — Uebrigens pflegten auch weit früher schon französische fürstliche Frauen einer Art in Riemen hängender Wagen sich zu bedienen, welche man Chariots Damerets, Damen-Wagen, nannte. In einem solchen Wagen hielt Isabelle, die Gemahlin Karls VI., im Jahr 1405 ihren Einzug in Paris, und der Drang, nicht nur die Prinzessin, sondern, als sie längst schon ausgestiegen war, ihren Wagen zu sehen, war so groß, daß ein Knabe von 12 Jahren dabei erdrückt ward.

Es ließ sich erwarten, daß, wenn anfänglich auch Hofdamen nach einer so bequemen als prunkvollen Sitte, als das Fahren in Kutschen war, trachteten, fürstliche Frauen dies natürlich als eine Art von Eingriff in ihre Rechte betrachteten. Wahrscheinlich also nur auf königliche Einflüsterung — nicht, weil man eine Art von Sittenverderbniß im Gebrauch der Kutschen fand — geschah es: daß das Parlament Karl IX. bat, den Gebrauch der Kutschen auf Reisen zu beschränken. — Und sonder Zweifel war es nur Spott über die Frauen oder Eigensinn, wenn sein erster Parlaments-Präsident, Gilles le Maitre, seine Gemahlin und Tochter in einem erbärmlichen, mit Stroh ausgefütterten Wagen verreisen und seinen Diener auf einem Maulthiere daneben

*) Manche nennen als die glücklichen Wagen-Besitzer: Maria v. Medicis, Diana v. Angouleme und den Präsidenten de Thou, welchen das Podagra am Reiten gehindert habe. Schon diese Verschiedenheit der Personen macht die Angabe verdächtig.

her kraben ließ. Denn schon gegen das Ende des 15ten Jahrhunderts bedienten sich Kaiser zuweilen, wenigstens bei den größten Feierlichkeiten, der Kutschen, und ziemlich um dieselbe Zeit, oder wenigstens nicht viel später, als es in dem luxuriösen Paris nur drei Wagen gegeben haben soll, strebten Fürsten in Deutschland schon durch Menge und Pracht der Wagen sich aus zu zeichnen. Das Beispiel der oben angeführten Würtembergischen Prinzessin war also wohl nur eine Ausnahme von der Regel, welche gewiß mehr in dem Eigensinn ihres Gemahls, als in der Landessitte lag. — Schon um die Mitte des 16ten Jahrhunderts nämlich zogen fürstliche Personen nicht selten mit 40—50 Wagen feierlich in Städten ein; und es gab damals schon ganz vergoldete, mit Gold und Silber gestickte, mit Sammet, meist von carmoisiner oder schwarzer Farbe, behangene oder ausgeschlagene, auch rothjuchtene mit gelben Zwecken verzierte, von wohlriechendem Leder gefertigte Wagen. Bei wichtigen Gelegenheiten waren die Pferdestränge meist von rothem Sammet mit goldenen Franzen, in der Regel aber von Leder. Die Dienerschaft mußte mit gewöhnlichen Stricken vorlieb nehmen. — So lange die Kunst, zu lakiren, noch in der Wiege lag, mußte man den Mangel derartiger Zierrathen durch massive zu ersetzen.

Als der erste portugiesische Gesandte, Prince de Ligne, Marquis d'Arronche, im Jahr 1697 in Wien einzog, hatte er einen Staatswagen, an welchem über 200 Mark Goldes und Silbers verschwendet waren; jeder Zierrath, jeder Nagel, ja selbst das Pferdegeschirr bestand aus massivem, stark vergoldetem Silber. — Wer seine Kutsche nicht mit Gold und Silber verzierte, ließ sie desto mehr mit Bildhauer-Arbeit überladen, und es gab dergleichen, welche Kirchen-Portalen nicht unähnlich waren. An Kutschen, welche fürstlichen Frauen gehörten oder zum Geschenk bestimmt waren, brachte man oft Hunde, Katzen, Falken und andere Lieblings-Thiere an, die nicht selten sogar in Lebensgröße sich darstellten. So schenkte z. B. der Ritter Lothar von Isenburg zu Mainz einer seiner Verwandtinnen, Brunhild von Stauffenberg, einen Wagen, dessen Gesims aus lauter Blumen und Blättern bestand, zwischen welchen junge Katzen lagen, weil die adeliche Frau, welcher er bestimmt war, jene Thierchen besonders liebte. So ließ Einer der oben genannten von Theler auf Höckendorf, welche durch den Bergsegen reich geworden waren, seiner Gemahlin einen Wagen fertigen, an welchem der Künstler Bastian Gundelfinger, zu Nürnberg, statt der Eintritte, niedliche Hunde angebracht hatte, welche sich nach Hundeart demüthig zu schmiegen schienen.

Den höchsten Prunk zeigten fürstliche Personen in Kutschen, deren Wände aus dem stärksten Krystallglas bestanden, welche, Glanz, Schönheit und hohen Werth abgerechnet, besonders den Vortheil gewährten: daß die in dergleichen Glaskasten sitzenden hohen Häupter auf allen Seiten gesehen werden konnten. — In einer solchen Kutsche von geschliffenem Krystall, worin aber nur zwei Personen sitzen konnten, hielt z. B. die spanische Infantin Maria, als Gemahlin Ferdinands III., in Kärnthen im Jahr 1631 ihren feierlichen Einzug.

Wie hoch in Ehren die Kutschen im 16ten Jahrhundert in Deutschland gehalten wurden, ergiebt sich unter Anderem daraus: daß vorzüglich schöne von Dichtern besungen sind. So besang z. B. der österreichische Hof-Poet und Pritschmeister, Heinrich Wiere, auf 56 Folio-Blättern den Wagen, worauf die Herzogin Renate von Lothringen im Jahr 1568 zur Vermählung mit Wilhelm, Pfalzgrafen am Rhein, in München einfuhr. In jenem Gedicht heißt es unter Anderem:

Ich will bey meiner trewen sagen,
Das ich kein solchen zierten Wagen
Warlichen alle meine Tag
An keinen Ort nit gesehen hab.
Vnd bin vil Förstenhöf außzogen,
Aber so lustig vnd geschmogen
Hab ich warlich vor nit gesehen u. s. w.

Doch nicht bloß im köstlichen Materiale, wie in Vergoldung und Zierrathen, suchten die Wagenbesitzer Ehre und Freude, sondern auch in der Größe. So hielt z. B. Erzherzog Ferdinand von Oesterreich, bei der oben gedachten Vermählung, seinen Einzug in München in einem Wagen, auf dessen Hintertheil drei Reihen Musikanten saßen. — Johann Friedrich der Großmüthige, welcher etwas phlegmatischer Natur war und seines großen, ungewöhnlich starken Körpers wegen Bequemlichkeit liebte, hatte — handschriftlichen Nachrichten zufolge — einen Wagen von rothem Saffian, mit Gold gepreßten Vorhängen, und von solcher Größe, daß er sich der Länge nach darin legen konnte und dann die Füße in einem spitzigen Kasten vorn nach der Deichsel zu ausgestreckt wurden.

(Die Fortsetzung folgt.)

## Gedanken, Sentenzen und Meinungen.

Kultur übt Toleranz; die Intoleranten haben keine Kultur. Raynal.

Der Tod ist der letzte Kampf des Menschen, worin sich das Göttliche in ihm mit dem Allgemein-Göttlichen verbindet. Solon.

Die Erde und die Zeit bringen nichts hervor, wozu nicht ein Saame gegeben ist. Batteux.

Ein hülfreich Wort ist besser wie eine Gabe. Sirach.

In des Gerechten Hause ist Gutes genug. Salomo.

Das Wahre allein ist liebenswürdig. Boileau.

Der Geist ist das einzige, wovor die Zeit Respekt hat. Ulrich von Hutten.

# Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

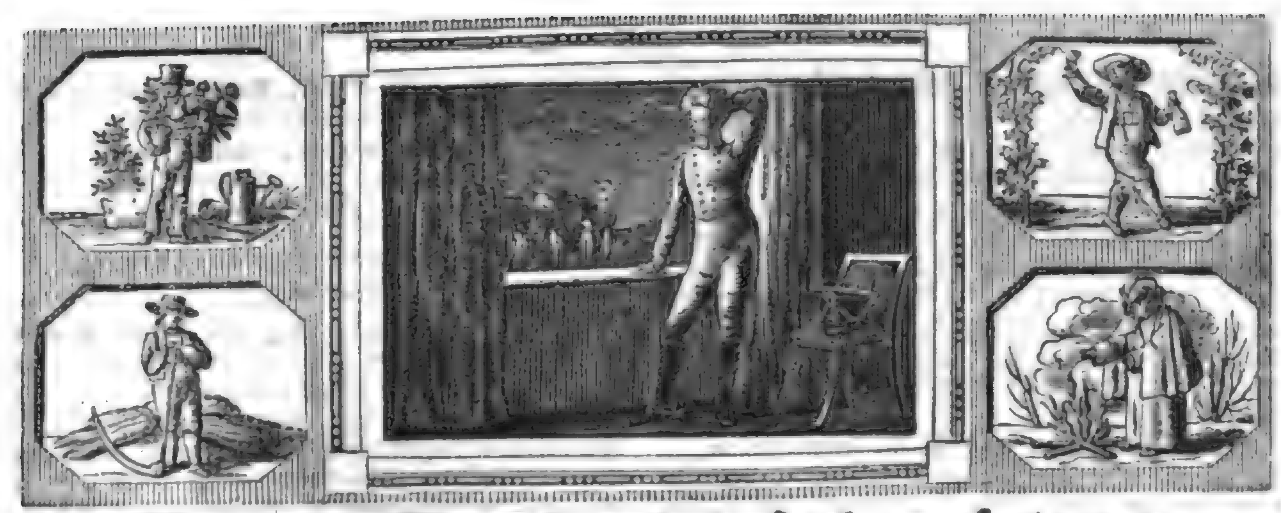
Lüneburg. In Hannover ist noch Alles im alten Geleise und wird es wahrscheinlich noch lange bleiben, denn es kostet dem Hannoveraner recht viele Mühe, sich dem Neuen an zu schließen. Das Volk ist im Ganzen mit seinen Regierern zufrieden, und wenn ihm jetzt gleich Manches, woran man sonst gewöhnt war und das man als nothwendiges Uebel ertrug, auffällt und auffallen muß, so ist man doch immer mit Leib und Seele Hannöversch. Wer in der Liebe dahin gekommen ist, daß er Vergleichungen anstellt und das Geliebte, dem er Treu' und Glauben gelobt, Reizenderem gegenüber stellt, der sieht den Wärme-Messer bald bis zum Gefrierpunkte sinken. Zum Glück für uns haben wir im Allgemeinen noch keinen Beruf gefunden, Vergleichungen dieser Art mit Nachbar-Regierungen an zu stellen! — Der König, der schon früher als Prinz-Regent mit hochherzigen Aufopferungen handelte und unter Anderem seine Domainen der Besteuerung mit unterworfen hat, fährt unausgesetzt fort, Beweise seiner Huld zu geben. Vor Allem ist es eine freudige Erscheinung: daß der König sogar von dem Detail der Regierungs-Geschäfte Notiz nimmt. Der Herzog von Clarence, der sich längere Zeit im Lande aufgehalten hat und dem ein Freisinn, eine Rücksichtslosigkeit eigen sind, wie man sie nur von einem in England gebornen und erzogenen Prinzen erwarten kann, soll besonders dazu beigetragen haben, daß der König jetzt Vieles mit andern Augen ansieht. Die Adels-Vorurtheile, die leider bei uns noch immer fort spuken, prallten an Clarence's freier Stirn ab, und darum würden es unsere Casten-Menschen auch nicht gern sehen, wenn dieser herrliche Fürst, wie man vernimmt, das General-Gouvernement von Hannover bekommen sollte. Da der Kronprinz von England, nach dem brittischen Staatsrecht, nie Generalissimus der englischen Armee seyn kann, so theilt man dem Herzog von Cambridge, unserem jetzigen Vice-König, den bisher vom Herzog von York bekleideten Posten eines Chefs der englischen Armee zu. Wir würden dann unsern Prinzen Adolph verlieren. — Unser Landtag hat uns leider, seiner langen Dauer ungeachtet, noch keine bedeutenden Resultate geliefert, indessen wollen wir darum die Hoffnung nicht aufgeben. Der Kampf der beiden Kammern ist sehr lebhaft gewesen. „Ohne Kampf ist kein Leben!" sagte der große Königsberger Weise, und so wird denn auch uns, aus diesem landständischen Ringen, endlich ein heiteres Leben hervor gehen. Die erste ständische Kammer huldigt noch immer dem alten Götzen, der auf dem Polster der Privilegien und Exemtionen gemächlich ruhet. Man wird hier unwillkührlich an den Verfasser des „alten Adams" erinnert, welcher unser Hannover eine halb und halb venetianische Aristokratie nennt, doch ohne Doge und Lagunen, wo Jeder das goldene Buch des Adels immer in der Tasche trägt. Die zweite Kammer geht von ganz anderen Grundsätzen aus und hat das Prinzip: „keine Ausnahmen" als Glaubens-Artikel laut ausgesprochen und auf das kräftigste verfochten. Der Kampf um dieses Palladium des wahren Volksglücks ist einmal bis zu einer solchen Lebhaftigkeit gediehen, daß die Mehrzahl der zweiten Kammer auf die Heimkehr bedacht war! Es leidet nach Allem, was man hört, wohl keinen Zweifel, daß die Grundsteuer künftighin auch die Güter der sogenannten Exemten unbedingt berühren und dieses bisher der allgemeinen Mitbelastung entzogene Grundeigenthum ohne Einschränkung zur Concurrenz ziehen werde. — Die Criminal-Justiz ist, insofern sie auf einer Verleihung beruht, in die Hände des Landesherrn zurück gegeben; die peinliche Gerichtsbarkeit des Adels wird daher zum Glücke des Landes verschwinden: ein wahrhaft großer Gewinn, denn dieser Theil der Rechtspflege war die schwächste Seite der hannöverschen Justiz. Die großen Städte des Landes, z. B. Hannover, Celle, Lüneburg, Haarburg und andere bleiben ferner im Besitz der peinlichen Gerichtsbarkeit. Vielleicht hat man hier zu sehr subtilisirt, und aus dem Grunde, weil sich in Hinsicht der meisten Städte keine eigentliche landesherrliche Verleihung nachweisen ließ, der Autonomie zu Gunsten der Städte einen zu großen Effekt zugeschrieben. Wenn man auch nicht leugnen kann, daß mehrere Städte unseres Landes, vor der ausgebildeten Landeshoheit, die Gerichtspflege im Allgemeinen und namentlich die Criminal-Justiz im weitesten Sinne des Worts ausgeübt haben, so hätte man doch, des Abgangs eines Verleihungs-Titels ungeachtet, die peinliche Rechtspflege, dem Prinzip der Gleichmäßigkeit huldigend, dem König ausschließlich überlassen sollen.

(Der Schluß folgt.)

John Brown, der Verfasser der „Denkwürdigkeiten über die Höfe von Dänemark und Schweden", äußert über Gustav III., König von Schweden, nachdem er ihm erst der Laster genug zueignet: „Er besaß aber viel Geschmack und Prachtliebe, einen klassischen Ueberblick, und war sogar selbst ein geistvoller dramatischer Schriftsteller. Er würde unfehlbar einer der ersten Schauspieler Schwedens gewesen seyn, unbestreitbar wenigstens einer der besten Schauspiel-Direktoren." — Auch kommen in jener Skizze folgende Anekdoten vor: Christian VII., der Vater des jetzigen Königs von Dänemark, sah einst Ludwig XV. Letzterer bemerkte den großen Unterschied ihres Alters und sagte: „Ich könnte Ihr Großvater seyn!" — „Das fehlte nur noch zu meinem Glück!" erwiederte Christian. — Ein ander Mal aß er bei Ludwig, der ihn fragte: wie alt er jene Frau von Flavacourt schätze? die ihm zu gefallen schien. — „Dreißig Jahr!" erwiederte er. — „Sie ist über 50 Jahr!" sagte Ludwig. — „Ein Beweis, Sire, daß man in Ihrem Herzen nicht altert!" — Eines Tages kam Christian von Fontainebleau zurück. Ein Haufen Volks umgab ihn und rief: „Es lebe der König!" Christian lehnte sich zum Kutschenschlag hinaus und rief: „Kinder, er befindet sich wohl, ich habe ihn so eben gesehen!" (Journ. d. Par.)

Der berüchtigte Marcel sagte einmal: „Wie viele Dinge giebt es in der Menuett zu beachten!" — Ein Herr Hullin hat jetzt ein Werk über die „detaillirte Tanz-Kunst" geschrieben, worin er verlangt: daß Jeder, welcher das Tanzen gründlich erlernen will, Kenntnisse von der Musik (um des Takts), der Malerei (um des Anzugs), der Bildhauerei (um des Anstandes der Stellung) und der Anatomie (um der gefährlichen Sprünge willen) besitzen muß. (Journ. d. Par.)

Redacteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurersche Buchhandlung.



Der Gesellschafter
oder
Blätter für Geist und Herz.

1820. Montag den 26. Junl. 103tes Blatt.

## Reiten und Fahren.

(Fortsetzung.)

Als Churfürst August von Sachsen mit der dänischen Prinzessin Anna, nachher die gute Mutter Anna genannt, sich vermählte, ließ er in Brüssel einen Wagen bauen, in welchem zur Noth ein Bette für zwei Personen, also ein wahres Ehebette nach Art der Vorzeit, angebracht werden konnte; auch war vorn ein Sitz für drei männliche, hinten einer für drei weibliche Domestiken und der Bock bestand aus einer Art von Zusammenfügung aller sächsischen Provinz-Wappen. — Derselbe Churfürst ließ Wagner und Stellmacher aus den Niederlanden kommen, um seine Unterthanen mit dem besseren Wagenbau, welchen er für eine der nützlichsten Erfindungen hielt, bekannt zu machen. Durch einen jener niederländischen Meister ließ er einen unbändig großen Reisewagen bauen, in welchem ein ganzer Meß-Apparat angebracht war; denn der Churfürst maß, auf seinen vielen Reisen im Vaterlande, die Lagen und Entfernungen aller Orte selbst, und fertigte daraus kleine Special-Charten Sachsens, welche sich zum Theil noch auf der königlichen Bibliothek in Dresden befinden.

Die Gestalt der Wagen war im Anfang natürlich sehr einfach und kam mehr kleinen massiven Kasten, als niedlichen Zimmern gleich. Doch begann Veränderungs- und Verschönerungs-Kunst gar bald ihr Heil daran zu versuchen; wenigstens hatte Nikol Schaf, ein Oberlausitzer Ritter, dessen Geschlecht in der Folge von Schaffgotsch sich nannte, schon am Ende des 16ten Jahrhunderts einen Wagen in Form einer großen Muschel, welcher in Prag gebaut war. In einer kleinen, auf die Verbindung eines Meisnischen Edelmannes, Kreuzwend von Mohorn, von seinem Guts-Prediger geschriebenen Gelegenheits-Schrift unter dem Titel: „Tractätlein von nützlichen Dingen des nützlichen Hausstandes“ (ohne Druckort 1596) heißt es unter Anderem: „Was soll man sagen von der großen Kunst, Wäglein wie Thürmlein zu bauen, worin sich die Norimberger herfür gethan.“ — So heißt es auch in „Unterschiednen Collectaneis“ (welche der gelehrte Pfarrer Ursinus zu Boritz hinterlassen): Im Gefolge des Markgrafen Albert von Brandenburg, der mit dem Churfürst Moritz von Sachsen kriegte, habe ein Ritter sich befunden, dessen Hausfrau einen Wagen in Gestalt eines Hauses, mit Thurm, Feueressen, Fensterladen u. s. w. besessen. — Statt der Fenster hatten die Wagen anfänglich nur eine Art von hölzernen Fensterladen, welche man auf- und zuschieben konnte. Bald aber bediente man sich künstlich geformter Leder von verschiedener Farbe und mit mancherlei gepreßten Zierrathen. Erst in der Mitte des 16ten Jahrhunderts kamen die Glasfenster in den Wagen auf, welche der Marschall Bassompierre im Jahr 1599 zu allgemeiner Verwunderung nach Frankreich brachte.

Die Mode, lang zu spannen, schreibt sich, wie man bisher glaubte, von dem Kaiser Leopold I. her, welcher, als ein Kutscher einst, weil er dem Herrn zu nahe saß, mehr hörte, als er hören sollte, nachher immer mit

Postillionen fuhr, welche so lang als möglich spannen mußten. Daß aber die Mode des langen Spannens schon im dreißigjährigen Kriege geherrscht habe, ergiebt sich aus einer handschriftlichen Nachricht über die Schicksale der Stadt Erfurt in jener trüben Periode, wo es unter Anderem heißt: „Da kam benebst andern großen Schaarhansen auch herein gefahren der weltberühmte kaiserliche General Holke, sas in einer köstlichen Carethen, dafür waren gespannet vier fleckige Rosse, all so lang, daß die Bestien schon lange um die Ecken gejagt waren, bevor man konnt sehen den kaiserlichen Kriegsmann darinnen sitzen."

Wenn sich die Fürsten der Dienste erinnerten, welche ihnen von jeher ein wohlberittener Adel leistete, so kann man es ihnen fast nicht verdenken, daß sie von der allgemeinen Einführung der Kutschen Sinn für Bequemlichkeit, Abneigung gegen die Strapatzen des Kriegsdienstes zu Roß, überhaupt Verweichlichung und Verminderung des ritterlichen Sinnes befürchteten, und deshalb sehr zeitig schon den Gebrauch der Kutschen, wenigstens ihrem Lehn-Adel, diesem aber auch „bei Strafe der Felanie" verboten. — So sagt z. B. Herzog Julius von Braunschweig in einer Verordnung vom Jahr 1588: wie er „mit Schmerzen und höchstem Verdruß" ein merkliches Abnehmen der uralten, rühmlichen, tapfern und mannlichen nützlichen Rüstung und Reiterei wahrgenommen, welches einzig darin liege, daß alle Lehnsleute, Diener und Verwandten, ohne Unterschied, jung und alt, auf Faullenzen und Gutschenfahren (diese standen demnach al pari) sich zu begeben unterstanden, und deshalb nur Wenige noch auf „wohlstaffirte reisige Pferde" und wohlerfahrne, versuchte, wegkündige Jungen und Knechte hielten. — Leider spüre man jetzt einen großen Mangel an Pferden, Harnischen, Büchsen u. s. w. und habe dagegen „Gutschknechte, Pflugbengel, Hirten, Bernhäuter und ander untauglich Gesinde" in Menge — statt daß man in die Fustapfen der redlichen frommen Alten treten solle, welche Kaisern und Königen mit Ehren gedient, habe man sich so ganz auf das „faullenzende Gutschfahren" gelegt, daß es nur noch wenig reisige (reitende) Leute gebe, mit denen sich etwas Ruhmwürdiges ausrichten lasse. Dies wolle er, der Herzog, aber länger nicht mehr mit ansehen, sondern die alte „angestammte und aufgeerbte Reiterei" wieder empor bringen — deshalb solle Jeder die von alter Zeit her seiner Lehne wegen schuldige und pflichtige Zahl Pferde, nebst Rüstungen und Dienern, beständig in Bereitschaft halten; nie aber, sey es nun wegen der Lehensempfängnis, oder in andern Fällen, in Gutschen, sondern mit reitenden Dienern bei Hofe erscheinen, indem die „Gutschpferde nicht passirten". — Uebrigens war des Herzogs Kutschenhaß nur gegen die Ritter gerichtet: denn er selbst, seine Gemahlin und Söhne, Doktoren und gelehrte Theologen, Canzlei-Verwandte und andere unvermögende alte Adelspersonen und schwache kranke Leute, Bürger und dergleichen „sollten damit nicht etwa gemeint seyn." (Der Schluß folgt.)

## Nachricht und Aufforderung.

(Fortsetzung.)

„Wie schön, wenn der Lenz diese Wiesen anhaucht und dichter Rasen grün und weich empor sprießt; wenn dort in der Bucht vor seinem Lächeln die Eisrinde weg schmilzt, die ohnehin nicht stark genug ist, das kleine Tobieschen zu tragen, wie sein Vater wohl weiß, der eben seine heulende Leibesfrucht vor sich her nach Hause prügelt — ach, und wenn die Büsche am Ufer und die blinkernden Gewässer süß zusammen flüstern und jungfräuliche Blumen mit erröthenden Wangen schüchtern aus den Knospen hervor lauschen und immer fröhlicher ihren Gespielinnen zunicken und sich im Wasser spiegeln und sich putzen, und die Welschen empor nach Küssen haschen; wenn der klare blaue Himmel die grünende Erde liebend umfängt — ach, sollte da nicht der selige Mensch seine Arme ausbreiten! — — Wehe, da stürzt, stürzt unaufhaltsam mein alter Deckel, mein Hut: er fällt in die Wogen der Knauder und schilfbekränzte Najaden tragen ihn fort! Schon entschwimmt er meinen Blicken. Fahre wohl, du, mit dem ich so oft meine erhabenen Gedanken zudeckte. Auch dich werden die Nixen schmeichelnd nieder ziehen, bethörter Filz! Die Wasser rauschen wohl auf und nieder, doch keines bringt den Filz mir wieder! — Aber du sollst meine hohe Stimmung nicht unterbrechen. Und doch, wenn auch nicht du — wird mich nicht der heutige Abend schon wieder da unten erblicken? Ach, warum" — so seufzt' ich und zog mit gesenktem Haupte den Braten aus der Tasche — „warum kann sich der arme Mensch nicht immer in so seliger Höhe erhalten? Warum ward er nicht, wie der Paradiesvogel,*) ohne Füße geboren, um ewig im klaren Blau sich zu wiegen? Warum ward ihm unter allen Wesen allein dies wechselnde schmerzvolle Ringen beschieden, so daß er zum Vieh zu stolz ist und zum Engel" — ich fing an zu essen — „gar zu erbärmlich? — Wer hielte das aus, wenn ihm nicht die Lebensweisheit lächelnd entgegen träte und ihn belehrte: „Man müsse jeden Theil für das nehmen, was er wirklich sey und neben dem andern bestehen lassen, und nur ja nicht in die Thorheit fallen, einen Theil durch den andern bezwingen zu wollen. Auf beiden Seiten liegt Uebertreibung", sagt die Holdselige, „der Geist, ihr Kinder, ist jenes liebliche leichte Flämmchen über dem Schlamme. Aber" setzt sie fein verweisend hinzu, „wär' es nicht verkehrt, den Schlamm vom

*) Der Sage nach.

Irrlicht ableiten wollen? Was meint ihr?" — Indem ich nun das Rabennest suchte, um gute Nachbarschaft durch ein Stück Braten zu veranlassen, bemerkte ich ganz nahe vor mir — denn man muß es Vielen hundert und zwei und neunzig Schuh hoch über der Knauderfläche sagen, wenn der Satz was Neues haben soll: daß die Menschheit immer nur in der Zukunft lebt, wenn sie jung ist, und immer nur in der Vergangenheit, wenn sie alt ist, worüber ihr das Nahe und Gegenwärtige entgeht — genug, ich sah vor mir liegend eine zierliche Schreibtafel, wahrscheinlich von einem meiner Vorgänger hier vergessen. Das ist die Schreibtafel, mein lieber Leser, woraus der besagte Aufsatz genommen, und da jetzt die Welt weiß, woran sie ist, wird kein Mensch mit mir hinunter steigen wollen, ich mag's noch treflicher beschreiben. Darum mach' ich mich allein auf den Weg, händige nur noch dem Leser den versprochenen Aufsatz ein und empfehle mich zu Gnaden, da ich nun leider einem Andern das Wort lassen muß durch den Brieftaschen-Aufsatz, oder Nr. 2, nämlich ein

Mahnendes Wörtchen
an die nordischen Künstler.

Hätt' ich so viel Flugschriften über die Tagesbegebenheiten ans Licht gebracht, daß die Lesewelt bei jedem neuen Ereignisse zuversichtlich ihre Laufburschen zum Buchhändler schicken könnte, um meine Meinung darüber ab zu holen, kurz: wär' ich der tüchtige Herr Professor Wilhelm Traugott Krug in Leipzig, so hätt' ich ohne Zweifel drucken und zu allgemeiner Ergötzung nochmals in eine der Zeitschriften einrücken lassen: „ein mahnendes Wort an die nordischen Künstler". Ja, wäre ich der literarische Ueberall und Nirgends, der rüstige Herr Hofrath Müllner in Weißenfels, so hätte ich sogar in zehen mir dienstknechtischen Zeitschriften ein Gleiches gethan. So aber erscheinen meine Quasi-Gedanken hier nur ein Mal und stark zusammen gedrängt, da ich weiß: daß der Herausgeber dieser Blätter mir nicht weniger Zeilen zu streichen pflegt, als etwa jedem Andern, der auch gern um Nichts viel Worte macht. So höret denn, ihr Künstler!

Ahmet nach euren herrlichen Vorfahren! Selbst die Natur ahmt sich ja nach und man unterscheidet mit leichter Mühe in den Völkerschaften eine kalmuckische Schule, eine französische, hottentottische, mohrische, russische u. s. w. Was sollte heraus kommen, wenn sie, die Natur, die ihr doch nachahmen sollt und die meines Erachtens antiker ist, als die Antike selbst, — die Mittel-Antike nicht ausgeschlossen — alle Tage nach Neuem und Unerhörtem strebte? Müßten nicht da die Natur-Philosophen ihre ganze Gemüthsruhe verlieren und der Welt verdrießlich melden: hier sey das einzig fest Bestehende augenblickliche Veränderlichkeit, das einzige Gesetz losgebundene Gesetzlosigkeit und jeder Erscheinung fehle es völlig an Vater und Mutter; sie sey ein wahrer Adam? Mein Himmel, wie gräßlich! — Und wenn die Drillinge der Idee des Unbedingten: Wahr, Gut und Schön, welche das Geisterreich zusammen halten, plötzlich abhanden kämen, so würde wahrlich die Verwirrung noch größer, als sie schon in diesem Erdenthal ist. Ihr seht, wie Alles in festen Bahnen geht; warum wolltet ihr euch dessen schämen, Deutsch-Röckige?

Noch eins! Eigentlich sollte man gar nicht sagen: „nachahmen", wo Nothwendigkeit zum Grunde liegt; so wenig man sagt: daß die Menschen dem alten Adam das Essen, Trinken, Lieben und andere natürliche Verrichtungen nachahmen. Dies dürfte Gewicht haben, Nordsinnige!

Euch denn, die ihr den für Deutsche einzig wahren Weg einschlagen, die ihr gern als hochherzige und hochselige Seelen erscheinen wollt, euch werd' ich etliche Armsäulen aufrichten mit der Inschrift: „HIER GEHT'S ZUR TEUTSCHEN SCHULE". Und so schreitet muthig vorwärts an euren Malerstöcken; euer Farbenbrettchen (von Fremdsinnigen Palette genannt) sey der beste Schild gegen hämischer Lästerung Geschosse; die Wachsleinwand, auf welcher ihr eure Thaten verrichtet, halte den Platzregen des Lebens von euren Häuptern ab; eure Staffelei (der Setzer nehme sich vor Stoffelei in Acht) trage euch zu Gunst und Sternen, und es werde mehr und mehr der Tempel der Kunst durch eure und ähnliche Pinsel verziert, ihr Langhaarigen und Plattmützigen! (Der Schluß folgt.)

## Buntes.

Im Jahr 1542 gab das brittische Parlament zur Unterstützung des grausamen Heinrich VIII. (der unter einem gesuchten Vorwande eben wieder eine seiner Frauen hatte enthaupten lassen) das wunderliche Gesetz: „Jeder, der von einer Galanterie einer Königin von England unterrichtet sey, solle sie anklagen, bei Strafe des Hochverraths; und bei gleicher Strafe solle jedes Frauenzimmer, welches sich mit einem König von England vermähle und keine Jungfrau mehr sey, dies sogleich selbst bekennen.

Zu Anfang des 16ten Jahrhunderts fand ein Mönch in einem griechischen Schriftsteller einen Satz, welcher sagt: „Die Seele ist immateriell, unsterblich (αυλος)." Er suchte in seinem Wörterbuch dieses Wort, fand: daß es auch eine Pfeife bedeute und brachte nun nicht weniger als sechszehn Gründe zu Tage, welche beweisen sollten: daß die Seele eine Pfeife sey.

Unter den alten egyptischen Hieroglyphen bedeutet die Straußfeder einen unpartheiischen Richter, in der Hinsicht: weil die Rippe der Feder genau die Mitte hält. Th. Laurin.

# Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

Lüneburg. (Schluß.) Die Städte haben an dem wackeren und geistreichen Syndikus Sievers zu Lüneburg einen sehr warmen und kräftigen Wortführer gefunden. In rechtlicher Hinsicht ist in Betreff der Rechte der Minderjährigen ein sehr folgenreicher Beschluß gefaßt, und jede von einem Minorennen mittelst Eides bekräftigte Verbindlichkeit, was auch das kanonische Recht dagegen einreden mag, für unwirksam erkannt. Auch die Frauen hat man vorläufig bedacht und bestimmt: daß künftighin die weibliche Fidei-Jussion nur vor dem competenten Richter (ohne daß es einer eidlichen Entsagung der Authentica si qua mulier und des Vellejanischen Rathschlusses bedarf) vorgenommen werden könne. Zwei sehr wichtige Gesetze, deren sichere legislative Momente unverkennbar sind. — Ueber eine Wege-Ordnung hat man sich vereinigt und so vielleicht symbolisch die Straße des Heils geöffnet. — Die Ausarbeitung einer für das ganze Land geltenden Gerichts- und Advocatur-Sporteltaxe ist beschlossen, und wird bei der nächsten Zusammenkunft zur Discussion gelangen. — Das Projekt einer Wechsel-Ordnung scheint in Vergessenheit gerathen zu seyn und doch thut uns ein solches Gesetz sehr noth. Sie werden lächeln, wenn Sie hören: daß der Adel die Ausnahme vom Wechselrecht verlangt habe. Diese Herren wollen sich bei ihrem Schuldenmachen doch immer das Hinterpförtchen offen erhalten! Ex ungue leonem! Hannover kann, da es sich immer mehr und mehr zum handelnden Staate ausbildet, eines eigenen Wechselrechts nicht mehr entrathen; allein, wenn man halbe Maaßregeln ergreift, so tödtet man das Kind in der Geburt. Keine Ausnahmen! wird hoffentlich die zweite Kammer auch hier sagen. — Es ist Schade, daß die Regierung der Mehrzahl in der Stände-Versammlung, welche für die Oeffentlichkeit der ständischen Verhandlungen gestimmt hat, nicht nachgegeben. Das Land verliert ganz außerordentlich dabei, denn die Resultate der letzten Sitzung sind nicht einmal en squelette erschienen. Man hat dieses zwar beschlossen, indessen noch nicht realisirt. Der Grund des Ministeriums gegen die Publizität der Verhandlungen scheint mir nichts weniger als gehaltvoll. Man meint: die Oeffentlichkeit möchte für dieses oder jenes ständische Mitglied eine Aufforderung werden, Redner-Talente auf Kosten der Sache zu entwickeln. Wenn man aber von einem gewissenhaften Manne wohl nicht zu fürchten hat: daß er über die Form die Materie vergessen werde, so wäre es doch wahrlich auch noch kein Verlust, wenn die Oeffentlichkeit der Landtags-Verhandlungen glänzende Redner-Talente weckte. Möchte dann auch dieser und jener subalterne Kopf, der früherhin bei verschlossenen Thüren seine geistigen pudenda noch zu decken wußte — bei freiem Luftzug seiner Engherzigkeit sich bewußt werdend — schweigen, so sehe ich darin nur Gewinn. Es fehlt uns schon jetzt nicht an Männern, die mit Wärme und Kraft das Wort zu beherrschen verstehen. Der Präsident der zweiten Kammer, der Geheime Justizrath Meyer, der Ober-Steuerrath Zwicker, der Geheime Justizrath Heise, haben sich auf eine ehrenvolle Art als Redner ausgezeichnet und dabei einen Freimuth dargelegt, den man an Fürsten-Dienern, im gewöhnlichen Sinne des Worts, nicht gewohnt ist. Das Ausscheiden des Geheimen-Raths von Hammerstein aus dem Ständewesen wird schmerzlich bedauert; er gehört zu den seltenen Menschen, welche mit ausgezeichneter Geisteskraft Hochherzigkeit des Willens vereinigen und ihr und ihres Standes Interesse in dem allgemeinen Glücke freudig unter gehen lassen. Es mußte diesem herrlichen Manne, dessen Reden, hauptsächlich gegen den Exemtionen-Unfug gerichtet, mit goldenen Buchstaben über den ganzen deutschen Himmel geschrieben werden sollten, wehe thun, daß man dasjenige, was er aus reiner rücksichtsloser Ueberzeugung aussprach, mißverstehen und ihn, den patriotischen Staatsdiener, eines gemeinen Jacobinismus zeihen mochte. Traurig ist es, daß der offizielle Wirkungskreis des Geheimen-Raths von Hammerstein so beschränkt ist, und daß ein Mann, welcher an der Spitze jeder Regierung an seinem Platze seyn würde, als arbeitendes Mitglied der Kriegs-Canzlei seine glänzenden Eigenschaften größtentheils der Ramasche widmen muß. B.

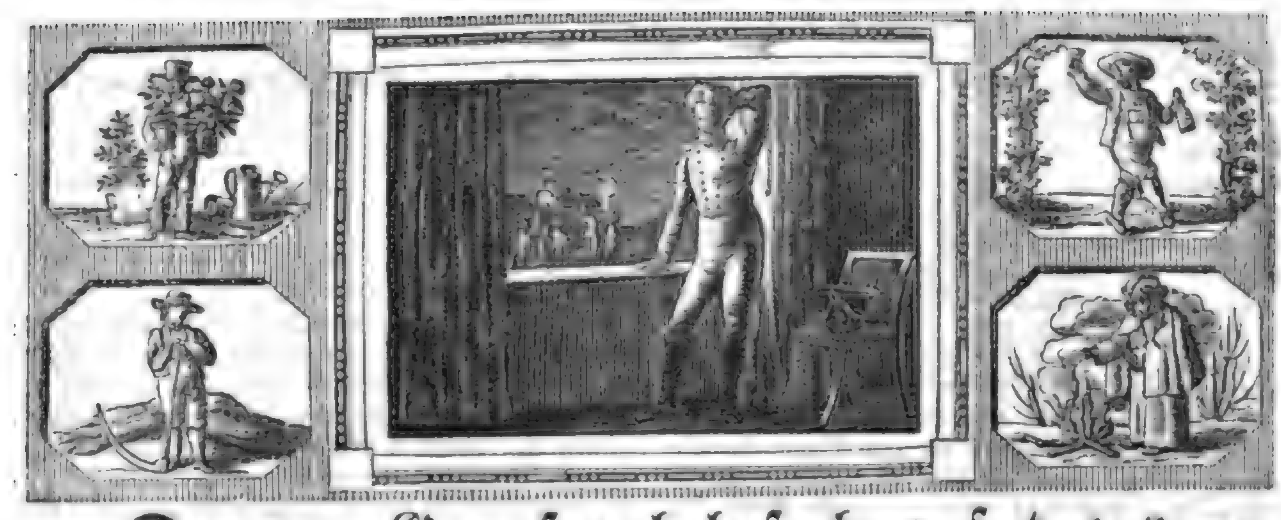
Hunt hat aus seinem Gefängniß zu Ilchester folgenden Brief an die Reformatoren Englands, Schottlands und Irlands geschrieben: „Einer meiner Vorfahren, Oberst Thomas Hunt, ist einst in dasselbe Gefängniß gesetzt gewesen, um nachher gehängt und geviertheilt zu werden, weil er eine Compagnie Reiterei in der Grafschaft Wilts aushob, kleidete, beritten machte und bewaffnete, um Cromwell damit zu bekriegen. Dieser war aber bei dieser Gelegenheit menschlicher, als einige seiner Nachfolger; denn er milderte jenes Urtheil dahin: daß der Oberst nur geköpft werden sollte. Derselbe fand Mittel, unter Verkleidung seiner Schwester, welche am Abend vor dem Tage seiner Hinrichtung zu ihm gekommen war, zu entkommen, und am Morgen fand man diese in seinem Bett, während er Zeit genug gehabt, sich nach Frankreich ein zu schiffen, um sich seinem Fürsten, Karl II., an zu schließen und nachher mit ihm zurück zu kehren. Cromwell ließ nicht nur die Schwester zwei Jahre lang im Gefängniß schmachten, sondern nahm auch sein ganzes Eigenthum in Beschlag, welches auch Karl, nachdem er König geworden war, ihm nicht wieder heraus gab. (Constitut.)

Professor Afzelius zu Upsala, in Schweden, wird nächstens eine Lebensgeschichte des berühmten Linné, von ihm selbst verfaßt, heraus geben. Die Handschrift dazu hat sich auf jener Universität gefunden. (Journ. d. Par.)

Mirabeau schrieb einst an Cabanis, in einem Augenblick, wo er die heftigsten Schmerzen litt: „Wenn ein Kranker ohne Hoffnung liegt und seinen besten Freund zum Arzt hat, so wäre dieser ein Barbar, wenn er ihm ein wenig Opium verweigerte. (Constitut.) Mirabeau ist, als er dies schrieb, wirklich in jeder Hinsicht krank gewesen.

Aus dem monatlichen Bericht des Vereins zur Beförderung des öffentlichen Unterrichts geht hervor: daß in Frankreich 1500 Schulen des wechselseitigen Unterrichts sind, welche 150,000 Schüler zählen. Das Seine-Departement hat allein 805 solcher Schulen mit 23,000 Schülern. (Constitut.)

Redacteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurersche Buchhandlung.




# Der Gesellschafter
oder
# Blätter für Geist und Herz.

1820. Mittwoch den 28. Juni. 104tes Blatt.


## Mahnendes Wörtchen an die nordischen Künstler.

(Schluß.)

Alle Armsäulen aber können und sollen nur hin deuten auf unsere Väter, die altdeutschen Meister. Sich von ihnen entfernen wollen, wär' eben so lächerlich, als wenn ein Kalmucke seine breite Nase in die Länge ziehen oder sein Maul verdeutschen wollte. (Wir wollen uns nicht verrömern, Beste!) Und so richte ich denn muthig empor die

Erste Armsäule.

Je mehr man die Heiden mit einem neudeutschen Auge betrachtet, o Turnjäckige! desto mehr treten sie gegen unsere Herrlichkeit zurück. Ich werde in einer besonderen Abhandlung gegen den jederzeit übrigens gescheidten, aber nichtadeligen Friedrich Schlegel *) darthun: daß nichts an ihnen war. Sie waren durchaus keiner Friktionen zu den himmlischen Dingen fähig (zu welchen Erhebungen wir so gemüthlich gestimmt sind). Das zeigen schon ihre Baukunst und ihre Tempel mit den kugelrund überwölbten Dächern, die Sinnbilder einer abgeschlossenen Sinnlichkeit. Dagegen weisen auf allen unsern Gotteshäusern riesige Finger in die Höhe und in den Fingerkuppen sitzen jene erhabenen Herolde des Himmels, die Glocken, welche, wie die blinden Ausrufer auf den türkischen Minarets, die Flucht der Zeiten ausbrummen und brüllen.

*) Er meint wohl seine frühesten Abhandlungen, worin ihm ein griechischer Mensch und ein vollkommner Mensch eins war. L. St.

Ein ähnliches Verhältniß findet zwischen uns und den Malern vieler auswärtigen Schulen statt. Was haben sie durch ihre künstliche Nebeneinanderstellung und Anordnung bewirkt, als daß ihre Bilder abgeschlossen aussehen und also sinnlich? Wir nicht also; sondern unsere Gestalten mögen sehr schlank in die Höhe streben, gleichsam als dünne Thürmchen. Jenen sey es gegeben, in der Symmetrie zu glänzen, uns in Längen-Verhältnissen und Dünnungen. Und hier darf man behaupten: daß die Wirklichkeit noch mehr auf unsere Seite tritt, als die Natur. Denn leider ist bekannt: daß unser christliches Geschlecht — ich kann aber nur von den Männern reden — selbst bei glücklicher Anlage zu beträchtlichen Bäuchen, etwas dünnschenklich ausfällt, so daß wir beinahe nur einzelnen aufgetrödelten Fäden aus Heldenleibern gleichen; Schneider werden es bekräftigen. — Um so treflicher eignen wir uns, schlank und schwank, wie wir sind, zu Bratspießen, *) zu dem Himmel empor deutend, auf den Bildern unserer Meister. Sie können ferner am schicklichsten mit uns den neuchristlichen Haß des Fleisches ausdrücken, denn es ist keines an uns. Wir Lebende sind gleichsam die Taschen-Ausgaben der alten Zeit, und da wir, wie Semmeln in der Theurung, immer kleiner werden, so bestätigen wir nicht wenig Bonnets Meinung: daß der Vorfahr den Nachfolger in sich trage. Platz wenigstens hätten wir in einer altdeutschen Mannsgestalt und es blieben da gewiß noch Leeren genug, neben der miserablen Ausfüllung durch uns.

*) Obelisk kann zu deutsch: Bratspieß heißen. L. St.

Zweite Armsäule.

Man hat sich häufig in neuerer Zeit über die Ehescheidung der Künste von Tisch und Bett beschwert, und dagegen die Heiden gepriesen, bei denen Tonkunst und Dichtkunst und selbst Tanz immer Hand in Hand gingen. Aber ungerechnet, daß auch bei uns ein Aehnliches oft statt findet (man sehe nur die der Zeit Reverenz machenden Theater-Repertoire's), so haben wir in diesem Fache sogar etwas ganz Volkthümliches auf zu weisen, und es ist unverzeihlich, daß man es bis jetzt vernachlässigt hat: ich meine die Vereinigung der Malerei mit der Rede. Mit dem geringsten Aufwande — von wenigen Buchstaben vor dem Munde der Gestalten — lieferte sonst der Deutsche sprechende Bilder und — was sonst nicht leicht — gemalte Witze. So sah ich ein altdeutsches Bild, welches einen Fischer vorstellte, der im ausgeworfenen Netze ein ganz artiges Mädchen aus dem Wasser zog. Dabei stand ein Mönch, welcher sagte — die Buchstaben fuhren ihm wie ein Fliegenschwarm zum Munde heraus —: „Bekämen wir solche Fische, so wollt' ich, 's wär' immer Fastenzeit." Seht da eine Vereinigung der bildenden und redenden Künste, welcher sich die Heiden nicht rühmen können. Denn Eigennamen zwar haben sie den Gestalten beigeschrieben, und daß sie sonst zu den Bildern gesetzt: „Das ist ein Baum, das ein Mann" könnten wir uns auch ohne den Aelian denken, welcher dies die Windeln der Kunst nennt; allein den Gestalten selbst die Zunge zu lösen, das flüchtige Wort auch mit dem Pinsel fest zu bannen, das haben sie nicht verstanden, und das, Freunde — beim Teut beschwör' ich euch und bei Wodan! — das lasset nicht unter gehen, weil unsere sinnigsten Ausführungen es immer bedürfen, daß man den Sinn hinzu schreibt.

Dritte Armsäule.

Besonders zu bemerken ist ferner: daß durch Neigen des Kopfs, sogenanntes Kopfhängen, sich ungemein gut bei den Altvordern Innigkeit und Andacht aussprachen. Sie wächst mit den Winkelgraden. Je mehr sich nämlich die Biegung des Halses dem 180sten Grade hüben oder drüben nähert, desto inniger drückt sich das tiefe Gefühl aus. Nur muß man dabei wohl beobachten — ich berufe mich auf die deutschen Meister — daß die Augen sodann nach der entgegen gesetzten Seite, und zwar in die Höhe gedreht sind.

Allein ich eile dem Ende sehr zu, denn meine Fräulein Köchin begehrt so eben von mir Makulatur zum Filtriren des Kaffee's, und da will ich ihr das noch übrige weiße Papier geben. Wäre dies nicht, könnt' ich euch noch überaus viel anrathen, z. B. auf goldnen Grund zu malen, damit euer Handwerk ganz eigentlich goldenen Grund und Boden habe — und wenn Manche das Haupt darob schütteln, so schüttele ich sie dagegen gelegentlich mit der Kraft der Rede, und beweise: daß wir in Allem und Jeglichem die rüstigen Neuhintern unserer Altvordern seyn müssen, und daß, mit einem unserer christlichen Maler zu reden, die Originalität nichts weiter sey, als eine Liederlichkeit des Geistes.

## Reiten und Fahren.

(Schluß.)

Wie wenig indeß dergleichen Mahnungen an die ritterliche uralte Sitte des Reitens und die Verschmähung des bequemen Fahrens fruchteten, beweisen unzählige Beispiele. — So klagte unter Anderen Johann Georg II., Churfürst von Sachsen, in der Landtags-Proposition vom Jahr 1666 über die „Ueppigkeit, das Prachten und sichre Wesen" seiner Unterthanen und rechnet dazu besonders das Fahren — und im Jahre 1673 klagte die Landschaft selbst: daß Viele, wenn sie nur zwei reisige Pferde oder drei, vier Mousquetiers halten sollten, es unerträglich finden würden, „fürstliche Carethen" aber sich zu halten und fünf bis sechs, auch mehr Diener in „kostbarer Liberey" neben her laufen zu lassen, dazu hätten sie Geld genug; auch schämten sie sich deß nicht, obschon ihre Vorfahren in Stand und Würden, so lange sie Leibeserben gehabt, sich nicht gescheut, zu Fuße zu gehen. Kein Schuster und Schneider wolle mit seiner Familie bei Hochzeiten und Kindtaufen erscheinen, „er werde denn mit Carethen geholt und abgeführt." — „In Leipzig" — heißt es weiter — „ist annoch im Menschengedenken, daß keine Carethe bräuchlich gewesen, jetzo werden daselbst gar viele gebraucht, ist auch wegen der vielen Carethen und muthigen Pferde bei dem Gottesdienste und Messen auf den Gassen fast nicht fort zu kommen." — Die Carethen selbst aber werden also geschildert: „Sie wären zum Theil dermaßen reichlich vergüldet und beschlagen, also kostbar ausstaffirt, mit Mal-, Bild- und Schnitzwerk dergestalt zugerichtet, daß der Werth derselben oftmals an viele hundert bis tausend Gülden steige."

Lange vor diesen landständischen Klagen, schon im Jahr 1613, nach der sogenannten Thüringischen Sündfluth, eiferte unter Anderen der Prediger einer durch jene Ueberschwemmung hart mitgenommenen Stadt: „Wie es freilich kein Wunder sey, wenn Gott strafe, maßen der Freß-, Sauf-, Spiel-, Wucher-, Wollust-, Hoffahrt- und — Carethen-Teufel nie toller gehauset und die Leute besessen habe, als zur Zeit vor jenem Strafgerichte Gottes." — Vom Carethen-Teufel aber sagt er insbesondere: „Da sitzen die Schlemmer und Narren in großen, dickwanstigen und reich verzierten, ja wohl gar übergüldeten Holz-, Leder oder Glaskästen — kostet so ein Kasten wohl bis 1000 Gülden — und blasen darin und blähen sich darin und fahren darin zum Gotteshaus, wie zum Spiel- und Saufhaus —

absonderlich die Herren von Adel stolziren mit ihren Sammet- und Gold-Carrethen, als wären sie die allein, die man sehen solle vor allem Volk — und lassen darauf sitzen und stehen und darneben herlaufen güldige Carethen-Kerle; die blähen sich also gleich den Herren, sehen Niemand an, werfen Alles auf die Seiten, wenn ihr Dominus aus der Carethen steiget, und dünken sich viel, ja viel mehr, denn unser Einer, masen wir keinen solchen Kasten haben und von unsern magern Einkommens-Salarien auch nicht bezahlen können."

Indeß halfen alle dergleichen Zornergießungen nichts gegen das täglich mehr um sich greifende „Carethen-Wesen", welches so viel Empfehlendes in sich trug, indem es mit Stoff zu Glanz und Geschmack auch unzählige Arten von Nutzbarkeit und Bequemlichkeit vereinigte. Wohl nicht leicht kann irgend eine Mode mit so reißender Schnelligkeit um sich gegriffen haben, als es der Fall mit den Kutschen war, sobald sie nur einmal die Hofgrenzen hinter sich hatten. — Am spätesten fanden sie Eingang in der Schweiz, wo man noch höchlich verwundert war, als im Jahr 1676 ein französischer Gesandter seinen Einzug zu Baden in einer Kutsche hielt. — Wenn es übrigens in der Wahrheit bestehen sollte: daß es im Jahr 1550 nur drei Wagen in Paris gab — welch ein Kontrast, wenn man in der „Continuation du traité de la police, Paris 1738" lieset: daß Charles Willerme schon im Jahr 1650 dem königlichen Schatz für die Erlaubniß, Fiacres*) in Paris zu halten, 25,000 Livres jährlich zahlte. — Was würde vollends Heinrich der Gute gesagt haben, wenn er — der, wie man erzählt, mit seiner Gemahlin nur einen Wagen hatte — mit dem Auge der Zukunft einen russischen — nicht französischen — Gesandten, den Fürsten Repnin, im Jahre 1775 mit 80 Kutschen und 200 Livrei-Dienern in Konstantinopel hätte einziehen sehen — was würde er gesagt haben, wenn er in Mercier „Tableau de Paris" hätte lesen sollen: daß es im Jahr 1782 in Paris 15,000 Kutschen gab und wenigstens hundert Fußgänger jährlich von den Fiacres gerädert wurden. — Was würde Herzog Julius von Braunschweig gesagt haben, welcher im Jahr 1550 „Faullenzen und Kutschenfahren" für gleichbedeutend nahm, wenn er, nur 44 Jahre später, seinen Vetter Johann Siegmund von Brandenburg, als er dem König von Polen die Huldigung wegen des Herzogthums Preußen leistete, mit 36 sechsspännigen Kutschen hätte in Warschau einfahren sehen; — was endlich die sächsischen Landstände, welche im Jahr 1673 die Carethensucht ihrer Zeit beseufzten und bestritten, wenn sie — nicht viel über ein Jahrhundert später — die sächsischen Bauern — besonders der Lommtzschen Pflege, und — vor dem Jahre 1806 — hätten fahren sehen sollen in lakirten Carethen mit hohen Kutschböcken und verzogenen Namen, und zwar nicht bloß zur Kirche und Kirmeß, zum Gevatterbitten und Brautheimholen, sondern auch — in städtische Spiel- und Trinkhäuser, ja sogar in Italiener-Keller! — Richard Roos.

*) Anfänglich „Fünfschillings-Kutschen" genannt, weil, als diese Mieth-Kutschen aufkamen, die Person für jede Stunde 5 Sous zahlen mußte. Diese Wagen waren übrigens auf 6 Personen eingerichtet, davon zwei an den Thüren auf Bänkchen saßen, welche auf und nieder geschlagen werden konnten. Eine Stange mit Laterne hinter dem Kutschen-Sitze diente zur Beleuchtung, weil es den Pariser Straßen noch an Laternen fehlte. Der Erste, welcher dergleichen Miethwagen hielt, hieß Sauvage und wohnte im Hôtel de St. Fiacre, weshalb nachher alle Miethwagen Fiacres genannt wurden.

## Marokkanische Gerechtigkeitspflege.

Zu Paris ist ein Werkchen erschienen, betitelt: „Denkwürdigkeiten eines Narren!" (Mémoires d'un Sot). Unter Anderem befindet sich darin auch folgende Anekdote: Ein marokkanischer Jude hatte einen französischen Kaufmann beauftragt, ihm eine beträchtliche Menge schwarzer Castor-Hüte, grüner Shawls und rother seidener Strümpfe zu liefern. Als die Artikel zur Empfangnahme bereit lagen, wollte der Jude sie nicht einlösen. Er ward vor den Kaiser von Marokko geführt, der bekanntlich selbst das Recht handhabt; allein er läugnete nicht nur die Ordre, sondern wollte den französischen Kaufmann nicht einmal kennen. „Hast Du keine Zeugen?" fragte der Kaiser den Franzosen. — „Nein!" — „Schlimm für Dich; warum sahest Du Dich nicht vor? Jetzt geh!" — Der arme Kaufmann ging vernichtet nach Hause, und wollte eben einen verzweifelnden Entschluß fassen, als ein großer Lärm vor seiner Thür entsteht. Er tritt hinaus; ein unzähliger Volkshaufe umgiebt einen kaiserlichen Offizier, der unter Trompetenstoß ausrufen läßt: „Jeder Jude, welcher 24 Stunden nach Bekanntmachung dieses in den Straßen gefunden wird, ohne schwarzen Castor-Hut auf dem Kopf, grünen Shawl um den Hals und rothseidene Strümpfe auf den Beinen, wird augenblicklich verhaftet und nach dem Schloßhof geführt werden, um dort Stockschläge zu empfangen!" — Jener Kaufmann verkaufte nun in einigen Stunden seine Waaren zu den annehmlichsten Preisen. Dt.

## Triolett.

Wenn Sie dort gegenüber singt,
Muß rasch mein Dichten sich entspinnen;
Musik selbst meinen Vers durchschlingt,
Wenn Sie dort gegenüber singt,
Die holdeste der Nachbarinnen!
Meist wird mein Tag von Pros' umringt:
Wenn Sie dort gegenüber singt,
Muß rasch mein Dichten sich entspinnen!

Fr. Raßmann.

## Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

**Münster.** Die verschiedenen Streit-Aufsätze über Voß und Stolberg im „Rheinisch-Westphälischen Anzeiger" hat der Herausgeber desselben, Hr. Dr. Heinrich Schulz in Hamm, mit ein Paar noch ungedruckten vermehrt, als eine kleine Sammlung unter dem Titel: „Protestantismus und Katholizismus, oder der Kampf über Voß und Stolberg in Westphalen" (88 S.) jetzt erscheinen lassen. Referent bleibt bei dem bis dahin noch Ungedruckten stehen. Westphalus Eremita (der rühmlichst bekannte Sommer) schickt seiner Rezension des „Briefwechsels in Asmus Manier" und der Stolbergschen „Abfertigung" mehrere Bemerkungen voraus, die zum Theil durch Entgegnungen seiner Rezension der Voßischen Schmähschrift veranlaßt worden sind. Er behauptet hier: diese Schrift sey eine Folge des 20sten Septembers 1819; die historische Schule, keine Freundin des Despotismus, habe einen ihr nicht zur Empfehlung gereichenden Schweif, der aus denen bestehe, die sich äußerlich zur historischen Schule halten, aber keine Urkunden lesen, und als historisch nur finden die Göttlichkeit unbedingter Herrschergewalt und die Knechtschaft eines prügelgebornen Volks; Voß finde im neuerdings ausgesprochenen historischen Prinzip nur den Schweif, somit den Despotismus, und stehe nun auch nicht an, eine durch ganz Europa verbreitete Verschwörung des Katholizismus zu wittern. — In der Folge antwortet der Verfasser einem übrigens achtungswerthen Gegner, Hrn. Pfarrer Bäumer, der eine verständige Mystik eine Contradictio in adjecto genannt hatte, unter Anderem: „Die Mystik stammt, wie die Liebe, von oben; Worte können das nicht ausdrücken, was des Gemüthes innerste Tiefe ergreift. Jede Religion muß Mystik als einen wesentlichen Bestandtheil haben. Daß Gott dem Menschen sich äußerlich offenbart, daß er im Fleische den Sterblichen erschienen, daß die Bibel göttlich offenbarte Wahrheit sey: diese dem Christenthum wesentlichen Vorstellungen sind schon rein mystisch. Der Mystiker steht sich durch das Medium der Religion — und, setzt der Katholik hinzu, der Kirche, welche die allgemeine Mystik hegt — mit dem Uebersinnlichen in nähere Berührung gesetzt, ohne daß er diesen Zusammenhang schulgerecht definiren konnte. So ist z. B. der Eid rein mystisch und in ihrer Art eben so schauerlich dunkel ist die katholische und lutherische Ansicht vom Abendmahl u. s. w. Aber, möchte man fragen, was soll uns diese dunkle Kammer der Seele? Ein Wort von Möser ist hier sehr treffend: „Ein deutlicher Begriff kommt mir eben so vor, wie eine Hafersuppe, worin man Wasser und Grütze, Butter und Salz völlig von einander unterscheiden kann. Aber ein dunkler Begriff ist wie ein Pudding von Miß Samson, worin die Masse vortreflich schmeckt, ohnerachtet man nur eine Vermuthung von allen einzelnen Ingredienzen bekömmt." (Patr. Phant. II. S. 307.) — „Wenn man die Mystik vertheidigt, so vertheidigt man nicht alles das, was Thoren als Mystik betrachten; der Schluß der Wahlverwandtschaften wird Niemand als Mystik erbauen." — Aus dem, was der Verfasser bei Gelegenheit des Briefwechsels zwischen Asmus und seinem Vetter bemerkt, erwähn' ich folgende Stelle: „Es giebt Postwagens-Freund- und Liebschaften, die in einigen Stunden geschlossen und vergessen werden; aber eine solche Profanation einer Freundschaft, wie sie Voß sich öffentlich und fecklich zu Schulden kommen läßt, ist seit lange unerhört gewesen. Mit einem Manne, der dieses Beginnen billigen kann, möchten wir wahrlich nicht allein durch den schauerlichen Wald gehen; unvermuthet hinterrücks möchte der den physischen Mord üben, der den moralischen vertheidigt, der in einen so kläglichen Bankerott aller humanen Gefühle verfallen." — Die Rezension der Stolbergschen Rechtfertigung besteht größtentheils in Aushebungen, und am Schluß bemerkt der Verfasser: daß Voß als der geschlagene Theil aus dem Streite scheidet. — Hierauf folgt noch ein Aufsatz von einem Ungenannten, der unter Anderem bemerkt: daß Stolbergs Widerlegung nicht getroffen habe, indem dem Verfasser der Punkt, worauf es ankam, nämlich die Wahrheit und Tüchtigkeit seiner Ueberzeugung zu beweisen, entgangen ist. „Er hätte zeigen müssen" — heißt es — „wie sein Geist unpartheiisch und ohne Vorliebe beides, das Eigenthümliche der protestantischen und katholischen Kirche, erkannt und geprüft, wie er einen Standpunkt zu gewinnen gewußt, von welchem aus er, vollkommen frei von jedem schon angenommenen Glauben, ein unpartheiisches Urtheil zu fällen im Stande gewesen; wie sein Glaube eine Frucht reiflichen, nicht durch Phantasie, nicht durch vererbte Meinungen, nicht durch fremde Autorität verleiteten Nachdenkens sey." — Der ganze Aufsatz spricht mehr gegen als für Stolberg. — Als Anhang dieser zeitgemäßen Sammlung ist das Glaubensbekenntniß eines zur römisch-katholischen Kirche übertretenden Protestanten, nach der Verordnung Pabst Pius IV., im lateinischen Original abgedruckt worden.

***

**Leipzig.** In diesem Jahre hielt die Schützengesellschaft im Peter-Schießgraben das solenne Schießen, welches einer ihrer ehemaligen Hauptleute, der im Jahr 1733 verstorbene Goldschläger **Mengel** gestiftet, und welches sie seit dem Jahre 1806, wegen der Kriegsunruhen, nicht gehalten hat. Am andern Tage nach dem Schießen versammelten sich die Theilnehmer an demselben im Speisesaale des Schießhauses zu einem fröhlichen Mittagsmahle, welches ebenfalls Mengel, der überhaupt mehrere gute Stiftungen gemacht, verordnet hat. Während desselben feierte der dermalige regierende Schützen-Hauptmann, durch Leerung eines mit Wein gefüllten und mit Blumen bekränzten Glases, das Andenken des Stifters, und warf dann jenes, herkömmlicher Weise, mit dem Spruch von sich: „So schnell wie dieses Glas zerbricht, erlischt auch unser Lebenslicht!" — Ein Chor Thomas-Schüler sang sodann einen kurzen Choral, auf welchen sogleich das, von dem verstorbenen Mengel als Tischgesang vorgeschriebene Kirchenlied: „Herr, wie du willst, so schick's mit mir!" folgte. —*—.

Pichegru war in Mastricht eingerückt und hatte seine Truppen unter gebracht, wie er konnte. Ein Kaufmann, der sich für einen großen Patrioten ausgab, kam zu ihm und gab ihm eine Liste **Orangisten**, bei denen sich auch Soldaten befanden, aber gar nicht genug: nach dem Ermessen unsers Demagogen, welcher wollte, daß man den Aristokraten Keller und Boden damit fülle. — „Ich freue mich über Ihre Nachweisung!" sagte Pichegru, „und Sie, Bürger, wie viel Mann haben Sie?" — „Vier Mann!" — „Gut!" — Der Kläger ist kaum zu Hause, als **vierzig** Mann bei ihm eintreten und sich einquartiren. Er läuft eilend zum General, sich über das wahrscheinliche Mißverständniß zu beschweren. „Keineswegs!" erwiederte dieser; „ich habe meine Soldaten den Orangisten weg genommen, wo sie schlecht bequartirt waren, um sie zu einem Patrioten, wie Sie, zu schicken, der sie doch gewiß nicht anders als gut aufnehmen wird!" (Journ. d. Par.)

Im Haag erscheint eine Zeitung unter dem Titel: „Die Fackel", mit dem Sinnspruch: „Die Preßfreiheit ist eine Fackel, welche Regierung und Volk zugleich erleuchtet!" — Diese Worte soll Ludwig XVIII. einmal gesagt haben. (Constitut.)

In einem Trauerspiel des Jahres 1620 begegnet ein junger Theater-Held seiner Theater-Prinzessin, in welche er sterblich verliebt ist, und bricht in die Worte aus, um ihre Schritte zu hemmen:

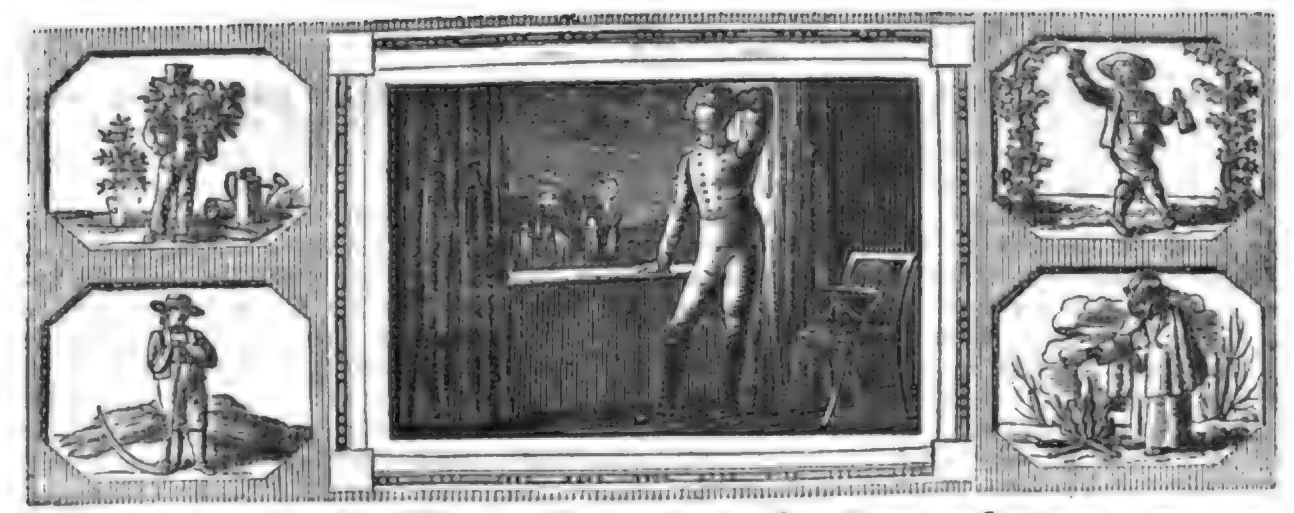
„Halt! meine Sonne, nun dich auf in deiner Bahn!"

Die Prinzessin aber scheint einen sehr richtigen Begriff von den strengen Gesetzen zu haben, welche die Ordnung der Welt regieren; sie antwortet:

„Bin ich die Sonne, muß ich unaufhaltsam fort!" (Journ. d. Par.)

In Paris ist ein Albinos aus England angekommen, welcher mit seinen rosenrothen Augen mitten in der dunkelsten Nacht alle Gegenstände sieht und erkennt. (Censeur.)

Redacteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurersche Buchhandlung.




# Der Gesellschafter
oder
# Blätter für Geist und Herz.

1820. Freitag den 30. Juni. 105tes Blatt.


## Die Politesse der Franzosen.

Man pflegt — und nicht mit Unrecht — England die Hölle der Pferde, aber den Himmel der Weiber zu nennen. Immerhin mag der eitle Franzose im ausschließlichen Besitz der sogenannten Galanterie zu seyn behaupten, und Jeden eines Mangels an Lebensart beschuldigen, der nicht, gleich ihm, die Damen mit Komplimenten zu überhäufen versteht — obgleich er sich nicht entblödet, eben diesen Damen zugleich die lockersten Dinge ins Gesicht zu sagen — dieses eminente Artigthun entspringt ja doch niemals aus der einzigen ächten Quelle, aus welcher der Deutsche, den Grundsätzen seiner Voreltern getreu, die in ihren Weibern etwas Heiliges und Göttliches ahneten, seine Verehrung schöpft. *) Bei den Britten wie bei uns entsteht diese Achtung aus der Vermischung der Liebe zu ihren Personen, mit der Ehrfurcht vor ihren Tugenden; dem Franzosen ist seine Galanterie nichts als ein gewisses modisches Herkommen, welches eher das schöne Geschlecht überhaupt, als einzelne Personen unter demselben angeht, und wobei das wahre Gefühl des Herzens nicht den geringsten Antheil nimmt. **) — Von ähnlichem Schlage mag wohl auch die „politesse si parfaite" gewesen seyn, von welcher Frau von Genlis nicht aufhören kann, sie an Ludwig XIV. zu preisen. Die Galanterie dieses großen Königs war so allgemein anerkannt, versichert diese Dame, daß Niemand darüber erstaunte, als er einst die Herzogin von Vallière bis zu ihrer Wagenthür geleitete, oder ein anderes Mal, wo er auf einem Spaziergange einer Dame den Arm gereicht hatte, trotz des heftigsten Platzregens länger als eine Stunde den Hut in der Hand behielt. Aber dieser allervollkommensten Artigkeit ungeachtet mußten sich die armen Damen seinen eigensinnigen Launen, welche oft die höchste Geringschätzung beurkundeten, unbedingt unterwerfen. Auf seinen Reisen zum Beispiel — und hier beging er zuweilen die heimliche Bosheit, seine Gemahlin, die Herzogin la Vallière und die Frau von Montespan zugleich in seinen Wagen zu nehmen, wobei denn das Volk nie ermangelte, in Menge herbei zu strömen, um, wie es sich laut ausdrückte, die drei Königinnen zu sehen — auf diesen Fahrten durfte sich Niemand bei höchster Ungnade ausschließen. Im Wagen, wo immer ein großer Vorrath von Lebensmitteln vorhanden war, mußten die Damen oft Stundenlang — von einer Staubwolke, welche das Detachement der Leibgarde verursachte, umgeben — geduldig verharren, und dabei, aus Gefälligkeit gegen ihn, in reichlichem Maaße essen und trinken. Kein Fenster durfte aufgezogen, noch weniger der Wagen verlassen werden; wen einmal die Nothwendigkeit zum Aussteigen zwang, sah sich auf immer von des Königs

*) Wer zu erfahren wünscht, wie der Menschenkenner Rousseau in diesem Punkte über seine Landsleute urtheilt, der lese den 21sten Brief des zweiten Theils der „neuen Heloise".

**) Diese albernen kleinen Künste der Galanterie sind nicht nur ohne Nutzen und Werth für die menschliche Gesellschaft, sondern es ließe sich wohl auch darthun: daß dergleichen Grimassen den deutschen Charakter nur verderben, und den großen Haufen unter uns leicht irre leiten und argwöhnisch machen können.

Begleitung ausgeschlossen. Die königlichen Prinzessinnen waren so gut wie Andere diesem Zwange unterworfen; selbst Frau von Montespan, welche sonst Alles vermochte, war nicht frei davon. Einst mußte die Herzogin von Burgund, seines Enkels Gemahlin, ihn nach Marly begleiten, obgleich die Aerzte sich wegen des Zustandes der Prinzessin der Reise durchaus widersetzten; zu diesem Eigensinn fügte er noch die Grausamkeit: im schärfsten Trabe fahren zu lassen. Die Folge davon war eine zu frühe Niederkunft der Herzogin. Als man ihm den Unfall berichtete, erwiederte er gleichgültig: „Was kümmert's mich, wer mein Nachfolger ist; sind sie doch alle meine Enkel!“ — Indessen für alle diese Gehässigkeiten entschädigte er hinlänglich wieder durch — die Galanterie seines unbedeckten Hauptes: er wäre durch nichts zu bewegen gewesen, den Hut im Wagen auf zu setzen; und das war poli, man kann nicht mehr seyn. — Ueberhaupt spielte der Hut eine bedeutende Rolle in dem Etikette-Leben dieses Fürsten. Wenn er in Versailles spazieren ging, so war er der Einzige, welcher den Hut auf dem Kopfe hatte, und er würde es hart geahndet haben, wenn sich Jemand ein Gleiches erlaubt hätte. Zu Marly hingegen ward es sehr übel aufgenommen, wenn man sich nicht bedeckte, sobald der König sprach: „Den Hut, meine Herren!“ Im Lager, wo kein militairischer Rang, sondern einzig hohe Geburt die Ehre verschaffte, mit dem Monarchen zu speisen, hatte Jeder an der Tafel den Hut auf dem Kopf, nur der König nicht. Redete man diesen an, oder wurde man von ihm angeredet, so nahm man den Hut ab; sprach man mit einem Andern, so griff man nur an den Hut. Ueberall aber und jederzeit blieb Ludwig unbedeckt, so lange er mit Damen sprach. Es bedurfte in der That eines eigenen Studiums, um die verschiedenen Nüancen des Abnehmens und Aufsetzens des Hutes gehörig zu beobachten.

Eine ähnliche Bewandniß hatte es auch mit des Königs großer Perücke. Um sein kahles Haupt jedem Auge zu verbergen, legte er sich mit der Perücke in das Bett, und nur erst, wenn die Vorhänge zugezogen waren, empfing sie ein Page aus seiner Hand, um sie in ein eigenes Zimmer, das Perücken-Cabinet genannt, zu bringen. Am Morgen ward die gleiche Vorsicht beobachtet.

Auf nichts verstand sich Ludwig so gut, als auf das Repräsentiren und auf die Behauptung seiner Würde, daher er sich auch nie zur Vertraulichkeit herab ließ. Nur eines einzigen Scherzes erinnert man sich während seines ganzen Lebens von ihm. Als er einst in Versailles die welschen Hühner vorbei ziehen sah, welche in einem eigenen Häuschen der Sorge eines Aufsehers, der den Titel Capitain führte, anvertraut waren, und ihre auffallende Magerkeit bemerkte, so rief er diesen zu sich. „Herr Capitain!“ sagte er zu ihm, „wenn es künftig mit Ihren Hühnern nicht besser geht, so kassire ich Sie und behandle Sie, wie Sie Ihre Compagnie behandeln.“

Jener lächerliche Etiketten-Zwang, der große Kleinigkeits-Geist, welcher den schwachen König beherrschte, waren nichts als eine der unglücklichen Folgen der kindischen Erziehung, die der schlaue Mazarin für den minderjährigen Prinzen angeordnet hatte. Indem er denselben von der Gesellschaft der Weiber gleichsam ummauert hielt, sicherte er sich die ewige Vormundschaft über ihn, und seine Regierung. Es ist schon oben berührt worden, mit welcher Sorgfalt Ludwig über die Behauptung seines königlichen Ansehens wachte. Was er indessen länger als funfzig Jahre standhaft genug behauptet hatte, entglitt ihm endlich in den letzten Tagen seines Lebens; das Gefühl aller Nichtigkeit menschlicher Dinge überwältigte ihn oft so sehr, daß ihm die Worte entschlüpften: „Als ich noch König war!“

Es sey erlaubt, hier noch einmal auf einen Vergleich zwischen England und Frankreich zurück zu kommen, der den Grad der öffentlichen Freiheit, welchen das schöne Geschlecht in beiden Ländern genießt, berührt. Bekanntlich legt in England die öffentliche Meinung den Frauen eine größere Eingezogenheit und Zurückhaltung auf; aber weit entfernt, daß dieser Zwang eine Art von häuslicher Tyrannei beurkunde, verschafft er denselben vielmehr eine höhere Achtung und sichert den Männern zwei wesentliche Vortheile: die Aufrechthaltung reiner Sitten und die Entfernung der Weiber von den öffentlichen Geschäften. „Ein wenig Orientalismus“ sagt einmal ein Schriftsteller sehr richtig, „schadet den weiblichen Reizen nicht, er würde auch dem Familien-Glück nicht nachtheilig seyn.“ — Und was nun die verführerische Anmaßung des schönen Geschlechts betrifft, die Hand an das Ruder des Staats zu legen, statt allein dem wohlthätigen Berufe des häuslichen Kreises zu folgen, so bietet uns die ganze Geschichte Frankreichs Stoff genug zu den ernstesten Betrachtungen dar. In diesem Lande, wo von jeher Alles, was den Weibern gefällt, von den Männern befolgt werden mußte, wird darum auch der schädlichste Intriguen-Geist immer die Oberhand behalten. Welche grausame Wunden, an denen Frankreich noch heute blutet, haben nicht drei Königinnen *) und drei Maitressen **) diesem schönen Lande geschlagen und jedes Blatt seiner Geschichte mit Blut und Thränen befleckt! und doch werden selbst die jetzigen Schriftsteller nicht müde, dem Einfluß zu huldigen,

*) Maria von Medicis, Katharina von Medicis, Anna von Oesterreich.

**) Frau von Maintenon, die Marquise von Pompadour, die Gräfin du Barry.

welchen die Frauen auf die neueste Wiederherstellung ausgeübt haben. Das Reich der Bourbonen, versichern sie, sey auch ganz derselben Reich. Und weshalb? Weil der Ton gegen das schöne Geschlecht unter Napoleon so weit hinter den Galanterien ihrer Könige zurück blieb! Freilich gewährte jene „Politesse parfaite" den Damen auch das Recht, ihre zarte Hand an Alles zu legen: von der Rechnung ihrer Putzmacherin an bis zu Montesquieu's unsterblichen „Geist der Gesetze", den er der Frau von Vilette zu Gefallen schrieb; von den Spitzen des Häubchens à la Pompadour bis zu den Diamanten der Krone auf Ludwigs Haupt; aber eben diese Galanterien haben auch vorzüglich dazu beigetragen, das geschäftige England, Frankreichs feindseligsten Nebenbuhler, auf die Stufe zu heben, auf welcher es zum Staunen und zum Nachtheil einer ganzen Welt in diesem Augenblick steht. Ister.

## B u n t e s.

Wir fühlen unsere Vergnügungen und unsere Schmerzen nur im Verhältniß unserer Eigenliebe; und können wir dieselbe selbst leiten oder leiten lassen, so vermehren wir die Anzahl jener und vermindern die Anzahl dieser.

Man erkennt die Weisen und die Narren an ihren Wünschen, die Guten und Bösen aber an dem Zweck ihrer Wünsche.

Die vortreflichste Poesie, von der vortreflichsten Musik begleitet, sind nur Asymostoten; sie nähern sich einander wohl, können sich aber nie erreichen.

Als Quinaults Trauerspiel „Astrate" schlecht aufgenommen wurde, und er mehrmals äußerte: „Das Stück spielt in Cappadocien, man muß sich durchaus nach jenem Lande und in den Geist jenes Volkes versetzen!" — erwiederte ihm Jemand: „Sie haben Recht; ich glaube, das Stück kann nur dadurch unserem Mißfallen entgehen, wenn Sie es künftig an seinem eigentlichen Ort spielen lassen!"

Der Erste, welcher die Ceremonie der Doktor-Würde in den hohen Schulen einführte, war ein deutscher Rechtsgelehrter Werner (Wernerius, auch Guarnerius genannt).

Rigold, ein übrigens ganz gescheidter Arzt im 13ten Jahrhundert, hatte die sonderbare Idee: daß, seit man das wahre Kreuz des Erlösers aus Jerusalem wegführte, alle Kinder nicht mehr als 20 bis 23 Zähne bekämen, da sie doch sonst 30 bis 32 gehabt hätten.

Giovanni Gonelli, ein Bildhauer im 17ten Jahrhundert, ward blind, als er 20 Jahre zählte, und fertigte in diesem Zustande dennoch Statuen, ja sogar Büsten nach dem Leben, so z. B. den Pabst Urban VIII.

Peter der Große pflegte sehr oft zu sagen: „Ich habe mein Volk reformirt, mich selbst aber nicht reformiren können!" Th. Laurin.

## Das ächte Bildniß Raphaels.

### Mitgetheilt von G. Schadow.



Angenehme Täuschung durch Wahrheit aufheben, ist hart! Morghen, der vortrefliche Kupferstecher, hat mit seinen Bildnissen berühmter Leute auch einen Raphael erscheinen lassen: ein lieblicher süßer Junge, nach einem Gemälde aus der Sammlung des Königs von Baiern. Dieses Portrait gefiel sehr, und so macht es die Zierde vieler Zimmer der gebildeten Welt. Den Künstlern Italiens, auch denen, die in Italien waren und diesen Gegenstand beachteten, ist es aber längst bekannt: daß dieser Kopf das Bildniß eines Freundes von Raphael vorstellt, des jungen Bindo Altoviti, welches auch Vasari angiebt. Der obige Umriß ist nach einer Zeichnung von W. Schadow, die dieser zu Florenz mit Genauigkeit nach dem Gemälde in der dortigen Großherzoglichen Portrait-Sammlung gemacht hat. Dieses Gemälde ist ohnbezweifelt ächt und von Raphaels eigener Hand. — In der „Schule von Athen", im Vatican, erblickt man Raphael neben seinem Meister, Pietro Perugino; hier stimmen die Gesichtszüge mit dem Florentiner Bild ganz genau. — Das Bild in München hat blonde Haare und jene beiden Bilder haben braune. — Zu Siena, in der Sakristei des Doms, ist in der Malerei des Pinturichio „Pabst Silvius und Kaiser Friedrich" ein junger Mann zu Pferde, den sie dort Raphael nennen. — Ferner befindet sich der bekannte Dachziegel mit dem Portrait Raphaels zu Perugia bei dem Grafen Cesario; dann wird der Scolare, ehemals in der Gallerie des Duc d'Orleans auch so genannt. Diese vier letzteren Bilder sind jedoch Manchem zweifelhaft.

# Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

**Hamburg.** Unsere Bühne hat drei neue Mitglieder erhalten: Herr und Mad. Klengel, vom Leipziger Stadt-Theater, und Demoiss. Neumann aus Berlin. Herr Klengel ist als erster Tenorist in Gerstäckers Stelle gekommen; es ist bei den Darstellungen, die er bereits gegeben, das Talent und die Kunstfertigkeit dieses Künstlers, wie billig, anerkannt. Nächstens wird Herr Klengel als „Joseph" auftreten. Madam Klengel debütirte als „Margarethe" in den „Hagestolzen". — Demoiselle Neumann ist eine Anfängerin, welche, wie verlautet, noch nie auf einem öffentlichen Theater ihre Kunst geübt. Es ist ihr deshalb allerdings Nachsicht zu gestatten, um so mehr, da sie viel für die Zukunft verspricht. Im „Joseph" wird sie die Rolle des „Benjamin" übernehmen. — Für den August ist Hr. Wurm angekündigt. — Die Baukosten unseres neuen Krankenhofes (auf 600,000 Mark angeschlagen) werden zum Theil durch freiwillige Subscriptionen herbei geschafft. Nach einer deshalb ergangenen Aufforderung haben patriotische Männer sich dem Geschäft, die Unterzeichnungen in den verschiedenen Kirchspielen in Person an zu nehmen, unterzogen und sich schon manches schönen Resultats ihrer edlen Bemühung erfreut. — Bei Hoffmann und Campe ist in diesen Tagen erschienen: „Dramaturgische Aphorismen", von Friedrich Ludwig Schmidt, Mit-Direktor des Hamburgschen-Stadt-Theaters. Herr Schmidt gehört zu denjenigen dramatischen Künstlern, welche wissenschaftliche Bildung besitzen und die Stunden der Muße zum Nachdenken über ihre Kunst anwenden. Die Zahl derselben möchte bei genauer Untersuchung wohl nicht so groß befunden werden, als man es wähnt, und um so willkommener müssen Ergebnisse einer so lobenswerthen Beschäftigung seyn, nützlich für den Kunstgenossen und unterhaltend für den Laien. Die Vorrede deutet an: daß die Aphorismen aus der unmittelbaren Ausübung des Geschäftes entsprungen und Ergüsse der Empfindung des Verfassers nach einer gespielten Rolle waren; daher habe das Büchlein keine methodische Form, sondern wünsche als **geschriebene** Unterhaltung betrachtet zu werden. Man findet in dem Werkchen **Wahrheit** in einer einfachen, gebildeten Sprache vorgetragen; Manches, von dem man erwarten sollte, daß es jedem denkenden Schauspieler bekannt sey, ist hier zwar berührt, allein das **Gute** mag immerhin von Zeit zu Zeit wiederholt werden. Nach der Einleitung folgen die Abschnitte also: das Memoriren; über Individualität und Originalität des Darstellers; über das Studiren der Rolle; das Abhalten der Proben; das stumme Spiel; über den Hang zu outriren; Verschiedenheit der Affekte; Verhältnisse der Comparsen; der Standpunkt des Darstellers auf der Scene; fragmentarische Bemerkungen; Schluß. Der dritte Abschnitt enthält von S. 56 bis 104 eine Anweisung: wie ein Künstler die Rolle des „Marinelli" studiren könne. — Ein Gespräch zwischen Schröder und Iffland kann ich nicht unterlassen, hier ab zu schreiben. „Es fiel in die Periode, wo Schröder, nach langer Trennung vom Theater, zum ersten Mal wieder ein Schauspiel und Iffland als Gast darin sah. „Sie haben mit großem Beifall gespielt!" sagte Schröder; „aber welche mir unbekannte **Art** des Spiels haben Sie sich angeeignet! Ich würde neben Ihnen nicht mehr gefallen oder Sie nicht neben mir." — Was fehlt meinem Spiel?" — „Ich bewundere Ihre Kunstfertigkeit; Sie wissen jeder Thorheit eine Seite der Liebenswürdigkeit ab zu gewinnen, Sie amüsiren, Sie interessiren; doch vermisse ich das, was ich im Zusammenhange **Wahrheit** des Spiels nenne." — „Sie mögen Recht haben!" erwiederte Iffland; „Erfahrung aber hat mich zu **meiner** Darstellungsweise gezwungen. Ich habe früher in **Ihrem** Sinne zu spielen versucht, jedoch ohne Erfolg, weil meine Eigenthümlichkeit von der Ihrigen so ganz verschieden ist. Ich würde bei längerem Zwange vielleicht ein wenig brachteter Künstler geworden seyn. Ich versuchte daher eine Darstellungsart, wie sie **mir** zusagte; und da ich fand, daß man sie überall mit Beifall aufnahm, so bestrebte ich mich, meine Gattung des Spiels so aus zu bilden, wie Sie dieselbe gesehen und die Wirkung gehört haben." — **Gattungen** des Spiels kannte Schröder aber nicht, und somit endete die Diskussion; sie giebt jedoch einen erschöpfenden Begriff von den Ansichten dieser zwei seltenen Künstler und bezeichnet die Diversional-Linie zwischen Beiden!" — Erfreulich ist es zu lesen, wie der Verfasser von Goethe's „Meister" als Kunst-Katechismus mit so vieler Wärme spricht: „Ich habe mich oft auf „Wilhelm Meisters" Urtheil bezogen — er ist in jedem kritischen Falle eine Autorität. Es ist nicht möglich an zu nehmen, daß dies Werk nicht jedem Schauspieler bekannt seyn sollte. Aus der gesammten schönen Literatur ist ihm kein Buch dringender zu empfehlen, als dieser Roman von Goethe. Er ist als der Katechismus für Künstler zu betrachten und muß als solcher ununterbrochen studirt werden. Fast jedes Blatt entschleiert ihm ein Geheimniß seines Berufes. Ich behaupte daher kühn: daß der Schauspieler, welcher nach reiflichem Studium dieses Werkes kein edlerer Menschen-Darsteller wird, seine Ansprüche auf den Namen eines Künstlers aufgeben muß." Die Schlußworte über den scenischen Mißbrauch der Bühne sind, wie das Ganze, allen Theater-Direktionen zu empfehlen zur Beherzigung und Anwendung. — Die berüchtigte Wunderfrau hat Barmbeck nun schon seit mehreren Monaten verlassen und ist, wenn ich nicht irre, nach Danzig gezogen. Was man auch von den Heilkräften der alten Frau erzählen mag, und angenommen, daß einzelne Kranke wirklich durch sie hergestellt seyn sollten: so ist es dennoch ein Beweis der weisen Fürsorge unseres Medizinal-Rathes, daß man dem Wirken der Doktorin ein schleuniges Ende gemacht. Solche Pfuscherei sollte bei vernünftigen Menschen schon an sich keinen Glauben finden, abgesehen von den gefährlichen Folgen: Rückkehr zu dem abscheulichsten Aberglauben und Verringerung des Zutrauens zu der Kunst der Aerzte, die, wenn sie ihre Grenzen nicht überschreitet, so achtungswerth und wohlthätig ist. —h—

Der englische Oberst Hutchinson war, wie alle großen Charaktere, stets ruhig. Seiner Güter durch seine Aufopferungen für die gute Sache beraubt, seiner Aemter von Cromwell entsetzt, von Verläumdern beschimpft und dem Volke bald als Verräther, bald als Fanatiker verdächtig gemacht, blieb seine Ruhe dennoch unerschütterlich. Der Despot, welcher sich hiervon gar keinen Begriff machen konnte, glaubte einmal, nun genug gethan zu haben, um Hutchinson zu unterdrücken, und ließ ihn in seiner Zurückgezogenheit fragen: ob er denn durchaus gesonnen sey, aller Thätigkeit und jedes Triebes, seinem Volke zu nützen, sich zu enthalten? — „Wenn der Augenblick gekommen seyn wird", erwiederte Hutchinson, „wo ich nutzen kann, werde ich gewiß nicht fehlen. Ich warte mit Sehnsucht auf diesen Augenblick; werde aber nicht die Schlechtigkeit derer theilen, welche für Lohn ihr Land erniedrigen helfen!" (Censeur.)

König Chlodowig, Gründer der französischen Monarchie, pflegte den heiligen Martin oft zu beschenken. Einst hatte er ihm auch ein schönes Pferd geschenkt, welches er aber nachher gern zurück haben mochte. Er sandte daher 100 Sous Lösegeld; das Pferd blieb unbeweglich. Darauf sandte er noch 100 Sous, und siehe: das Pferd kam. Ueber dieses Wunder wunderte sich Chlodowig indeß nicht. Er sagte lachend: „Der heilige Martin ist ein großer Nothhelfer; aber ich weiß, er läßt sich auch gut dafür bezahlen!" (Censeur.)

Ein Deutscher, Namens Varnhagen, steht seit mehreren Jahren an der Spitze aller bedeutenden Maschinen-Anstalten in Brasilien. Er hat mehrere Schmelzöfen und Gießereien angelegt, in denen man auch Kanonen gießt, welche früher aus Europa dorthin gesendet werden mußten. Wie unvollkommen indeß noch Alles der Art in Brasilien ist, geht daraus hervor: daß alle Schmelzen des Landes nicht vermögen, jährlich mehr als 150 Centner Eisen zu liefern. (Censeur.)

Redacteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurersche Buchhandlung.





# Der Gesellschafter
oder
# Blätter für Geist und Herz.

1820. Sonnabend den 1. Juli. 106tes Blatt.


## Der hülfreiche Freund.
(Zur Monats-Vignette.)

Die Frühlingssonne strahlte hell und heiter, und überall zogen Bewohner der Stadt zum Thor hinaus, um den schönen Festtag im Freien zu genießen. Wohl stand auch hie und da ein munteres Mägdlein noch an der Hausthür, die Begleiterinnen erwartend, oder eine Schaar wilder Bursche lärmte an den Fenstern eines Kameraden; doch überall sah man schon Rüsten und Bewegung. Nur im Hause des Schullehrers Holm war noch Alles still. Den alten Mann hinderte an einer weiten Wanderung sein Alter, und den jungen regsameren Neffen, der, außer einer betagten Dienerin, sein einziger Hausgenosse war — der Fleiß. Emsig saß er unter Büchern und Papieren, die Wange höher geröthet vom stillen Eifer, und das Auge so hell und fröhlich, daß man es ihm wohl ansah: wie Lernen, Streben und Weiterkommen für ihn das eigentliche Fest des Lebens sey. — Doch nicht lange, so ward an der Thür der stillen Wohnung geklingelt, und Wilhelm — so hieß der Jüngling — hörte den alten Kirchenrath Stark, den er sogleich am schwerfälligen Gange erkannte, langsamen Schrittes die etwas steile Treppe zu seinem Oheim hinauf steigen. Nun war es vorbei mit seinen Arbeiten. Unruhig ging er im Zimmer auf und nieder, und schlich sogar leise hinauf an des Oheims Thür, um zum ersten Mal in seinem Leben zu versuchen: ob er sich auch wohl auf das Horchen verstehe. Doch da sein Gehör sich nicht als besonders scharf bewährte, ging er bald zurück auf sein Stübchen, das Weggehen des alten Herrn mit Ungeduld erwartend. Endlich knarrte die Stubenthür. Wilhelm lauschte; ein wenig scheu, wie ein fast allzu fleißiger Schüler, wollte er nicht gern dem Fremden noch auf der Hausflur begegnen. Da trat der alte Holm, der Jenen gewissenhaft bis an die äußerste Grenze seines kleinen Gebiets begleitet hatte, schon zu ihm in das Zimmer.

„Es ist nichts mit dem Stipendium, mein guter Wilhelm!" so sprach er, mitleidig die Hand des Lieblings fassend, welcher ob der unwillkommenen Kunde sichtlich zusammen schrack. „Ich sagte es Dir wohl! Dazu gehören Gönner, gehören Verbindungen; die hast Du nicht, und so bekommst Du auch nichts. Nun ist es wohl aus mit dem Studiren, armer Junge!" — „Oheim!" rief der Jüngling, in diesem Augenblick den letzten Hoffnungsstrahl fest haltend; „man erzählt ja doch von manchen großen deutschen Männern, daß sie in ihrer Jugend, und besonders auf der hohen Schule, oft den härtesten Mangel litten. Wenn solche Männer das ertrugen, in denen etwas so Besonderes lag, wie sollt' ich es denn nicht auch ertragen wollen? Laßt mich nur hin! das ganz Nothwendige erwerb' ich mir gewiß durch Unterricht." — „Lieber Wilhelm!" antwortete der Alte im Ton des gutmüthigen Zweifels; „daß hie und da ein ganz seltener, ganz außerordentlicher Mann solchen Druck ertrug und sich unter ihm zu etwas Ausgezeichnetem empor arbeitete, das" — doch hier lähmte ein tiefes Roth der Beschämung in des lebhaften Jünglings Gesicht dem Sprechenden die Zunge, und mil-

dernd setzte er hinzu: „und wenn Du es sonst auch könntest, so gehört doch wenigstens ein hoher Grad von Körperkraft dazu, um ohne Nachtheil zu ertragen, was dann ertragen seyn muß. Und den, mein armer Freund, den hast Du nicht. Sieh, das allein verschließt Dir schon den Weg. — So fasse doch Muth!" sprach er freundlich zuredend weiter, als Wilhelm so recht aus tiefer Seele traurig aussah. „Es giebt ja mehr als eine Bahn, ein braver Mann zu werden. Laß uns morgen zu dem Kaufmann Ernst gehen; er will Dir wohl, und wird Dich, denk' ich, gern in seine Dienste nehmen. Und was das Beste ist, er ist nicht mürrisch und verdrießlich, wie so manche Andere. Was man mit Unlust thut, pflegt leider wohl, auch wenn es leicht ist, anfangs manchmal zu mißlingen, und da könnte es freilich seyn, daß er zuweilen ein wenig Geduld bei Dir nöthig hätte. Doch, wie gesagt, er ist nicht streng. Schreibe doch, wenn Du kannst, noch heute ein Paar Zeilen, damit ich ihm Deine Handschrift zeigen kann; denn was geschehen soll, muß jetzt freilich bald geschehen." — So sprechend, sich selbst zum Theil beruhigend, und in der Meinung, auch seinem Neffen eine beruhigende Aussicht gegeben zu haben, ging er wieder auf sein Zimmer, und ließ den armen Wilhelm in recht bitterem Herzeleid zurück. — Das also sollte das Loos seyn, welches jetzt seiner wartete? Mit dem Contobuch und der Rechentafel sollt' er alle die schöneren Beschäftigungen vertauschen, die er nun schon so lange als für sich bestimmt angesehen hatte, durch die ihn schon im Anfang seiner Bahn so manche Stunde erhellt und belebt worden war. — Mißmuthig holte er Feder und Papier wieder herbei, um die verlangten Zeilen zu schreiben. Allein wie langweilig und verdrießlich kam ihm dies Achten auf die Handschrift, dies Schreiben bloß um des Schreibens willen vor. Die Federn waren stumpf, die Dinte bleich; das Alles mußte erst in Ordnung gebracht, erst in andern Stand gesetzt werden, um einen Beifall zu gewinnen, der, wäre er auch der allereuneingeschränkteste gewesen, doch nicht den mindesten Reiz für ihn hatte.

Wahr ist es, schon zu weit war er auf seinem jetzigen Wege fort gegangen, um nun auf so erzwungene Weise wieder um zu kehren. So lange sein Vater lebte, hatte er die sicherste Aussicht, studiren zu können; und als dieser starb — es mochte etwa ein Jahr seitdem vergangen seyn — gaben alle seine Freunde ihm die gewisse Hoffnung zur Erlangung jenes Stipendiums, nur der alte Oheim nicht, welcher immer mit Besorgniß der lange verzögerten Entscheidung seines Gesuchs entgegen harrte. Leider zeigte jetzt der Ausgang, daß von ihm allein die Sache richtig beurtheilt worden war.

Ungeachtet des geringen Eifers, mit welchem Wilhelm seine Probeschrift geschrieben hatte, war sie doch ganz leidlich ausgefallen; der Kaufmann war zufrieden und verlangte nur noch, den jungen Menschen selbst zu sprechen. So mußte sich dieser wohl am folgenden Tage zu dem schweren Gange entschließen; doch begleitete ihn sein Oheim, vielleicht eine kleine Anwandlung von Studenten-Hochmuth bei dem kaufmännischen Examen fürchtend, und gesonnen, durch seine Gegenwart wenigstens für dies Mal Alles im gehörigen Geleis und Ebenmaaß zu halten. — Diese Vorsicht war jedoch unnöthig. Der Kaufmann zeigte sich nicht im Mindesten herrisch oder vielfordernd, und Wilhelm gehörte nicht zu denen, die angreifen, ohne angegriffen zu seyn. Nach einigen andern Erkundigungen äußerte Jener, daß er viel englische Correspondenz habe, und fragte: ob Wilhelm wohl im Stande sey, ihn zuweilen dabei zu unterstützen? Allein so gern der Neuling in kaufmännischen Geschäften gerade dieses übernommen hätte, da es doch wenigstens Sprachübung war, so hatte er zum Unglück kaum angefangen, englisch zu lernen, als sein Vater starb; nach dessen Tode war der Unterricht abgebrochen und er konnte sich also für jetzt noch keiner großen Kenntniß der Sprache rühmen. — „Nun" — erwiederte der Kaufmann freundlich auf seinen etwas mißmuthig gegebenen Bescheid — „Sie lernen ja leicht. Ein Paar Monate werden ohnedies noch vergehen, ehe Sie bei mir eintreten können. Suchen Sie wieder Unterricht zu bekommen, die Kosten trage ich. Doch" — setzte er, auch hier seinen Vortheil nicht ganz aus dem Auge verlierend, schnell hinzu — „eben fällt es mir ein! ich hörte gestern von einem meiner Bekannten: daß der junge Doktor Blum eine Reise nach England machen und vorher noch die Sprache gründlich lernen will. Mit ihm werd' ich Ihretwegen sprechen; vielleicht könnten Sie zusammen ihre Lehrstunden nehmen." — Mit diesem Erbieten war nun Wilhelm im Herzen sehr wohl zufrieden, ob er gleich wenig darüber äußerte; und so kam er wirklich, erfreut durch die Aussicht, auch hier etwas lernen zu können, das ihn interessire, um Vieles heiterer, als er gegangen war, nach Hause zurück. — Er war froh, wenigstens noch eine Zeit lang mit vollem Rechte seinen Büchern treu bleiben zu dürfen, und lesend und das Unverständliche im Wörterbuch nachschlagend, übte er sich unermüdet fort bis zum Abend, wo er zu seinem Oheim gerufen ward. Hier traf er den Fremden, dessen der Kaufmann erwähnt hatte. Er sey vorbei gegangen, sagte er, und komme, mit ihm wegen der Stunden zu sprechen, zu welchen er selbst noch einen Theilnehmer wünsche. — Wilhelm räumte gern alle kleinen Hindernisse aus dem Wege und so war ihre Verabredung sehr bald getroffen. Der Fremde sprach hierauf von englischen Büchern, die man sich werde anschaffen müssen, und fragte: ob Wilhelm deren schon habe? Dieser nannte einige, und

unter ihnen ein statistisches, welches Jener auf einige Tage von ihm zu leihen wünschte. So fügte es sich, daß er bei dem Weggehen ihm einen Augenblick in sein Arbeitsstübchen folgte.

Gleich bei dem Eintritt fiel ihm ein ziemlich großes Gemälde aus der altdeutschen Schule, ein betender Heiland, in die Augen, welches auf der Mittelwand des kleinen hellen Zimmers recht gut beleuchtet hing. Blum malte selbst etwas, hatte von Jugend auf Gelegenheit gehabt, mancherlei Gemälde zu sehen, und dadurch war wenigstens eine Art Interesse für die Kunst in ihm geweckt. Schnell trat er zur näheren Prüfung des Bildes heran. „Da haben Sie ja wohl etwas recht Schönes!" rief er nach einigen Augenblicken mit Verwunderung aus; „ich meine, es ist ein Dürer, und die sind ziemlich selten. Wie kommen Sie zu dem Bilde?" — Wilhelm erzählte nun: daß er es aus dem Nachlaß seines Vaters mit hieher gebracht habe. „Das heilige, wehmuthvolle Antlitz" sagte er, „blickte mich oft in trüben Stunden so milde und beruhigend an, und dann schien mir auch die Farbengebung so schön." — „O ja, das ist sie auch!" unterbrach ihn Jener mit etwas kennermäßigem Ton. „Es ist gewiß ein Bild von sehr vorzüglichem Werth; ich möchte es wohl einem meiner Freunde zeigen, der selbst eine Gemälde-Sammlung hat und auch zuweilen noch Einiges kauft. Würden Sie mir erlauben, ihn morgen früh auf ein halbes Stündchen her zu führen?" — Wilhelm erlaubte dies gern, ihm jetzt auch das verlangte Buch reichend, und mit freundlichem Dank nahm Jener nun eilig Abschied, denn die Stunde des Schauspiels rief ihn zu gewohntem Genuß. Doch warf er vorher noch einmal den ernst prüfenden Blick eines Sachverständigen auf das Bild, es dann von Neuem mit immer größerer Entschiedenheit lobend.

(Die Fortsetzung folgt.)

## Ein Brief Kästners an **.

Wohlgeborner Herr,

Insonders hochzuehrender Herr Professor!

Die lange Verzögerung meines Danks wegen Ihres geneigten Schreibens vom 29sten Januar 1797 und des beigefügten Geschenks bitte meinen vielen Geschäften zu verzeihen. Was Sie in Ihrem Programm gesagt haben, finde ich Alles sehr richtig und der Zeit angemessen. Die Neufranzen haben bisher unter sich und bei andern Völkern nichts gestiftet als Unglück, in der Gelehrsamkeit nichts als Verwirrung.*) Mit der Geographie machten sie den unglücklichen Anfang, und mit dem Kalender und dem Maaße den Fortgang. Eigentlich zeigt dieses Alles Furcht und Mißtrauen an, das Tyrannen eigen ist. Sie wollten die alte Eintheilung unter den Königen und die bei Christen eingeführte Zeitrechnung aus dem Gedächtnisse bringen, weil sie die Erinnerung daran fürchteten. Bei den Protestanten sind Heiligen-Namen im Kalender und bei den Kirchen gelassen worden, ohne Rückkehr zur römischen Verehrung der Heiligen zu befürchten. Die protestantische Reformation hat über die Gemüther mehr Gewalt gehabt, als die französische Revolution sich zutraute. Den Unterschied zwischen den vormaligen Refugiés und den jetzigen Emigrirten haben Sie auch richtig bemerkt; es ist aber noch einer: Die Refugiés mußten ihrem Könige entsagen, der sie nicht dulden wollte; die Emigrirten wollen ihren König wiederum herstellen und das auf Kosten ausländischer Mächte, denen gleichgültig seyn kann: ob Frankreich eine Republik oder ein Königreich ist, wenn es sonst als Republik nicht schlimmer ist, als es als Königreich war. Wir haben um das Jahr 1734 Salzburger Emigranten gesehen, die doch immer nützliche Arbeitsamkeit mitbrachten; man konnte also im Deutschen immer diese Emigranten und die jetzigen Emigrirten unterscheiden, aber unsre deutschen Zeitungsschreiber und Journalisten wissen vielleicht manchmal nicht so viel Latein, daß sie verstünden: was proprietas sermonis heißt.

Die neue Gradmessung kann besser als die vorhergehende ausfallen, weil sie mit neueren Instrumenten und Kenntnissen geschieht; sie wird aber auch ihre Unvollkommenheiten haben, und am Ende ist ja wohl ausgemacht, daß die Gestalt der Erde durch einzelne Gradmessungen nicht der Wahrheit völlig gemäß zu bestimmen ist, nur proxima vero lassen sich so angeben.

Den gelehrten Anstalten werden selbst die Hülfsmittel entzogen, die sonst dazu bestimmt waren; der Aufwand, den Ludwig XIV. auf Wissenschaften machte, wird gewiß nicht von der Republik gemacht, und von dem Elogio: „sich um die Republik verdient gemacht zu haben" können Gelehrte nicht leben; Soldaten in fremden Ländern können es, denn die rauben dabei. — Ich verharre voll Hochachtung

Ew. Wohlgeboren

Göttingen, 29. Sept. 1799. gehorsamst ergebenster

Kästner.

*) Man vergleiche Kästners Bemerkungen in der „Neuen Berlinischen Monatsschrift" 1799, S. 110, S. 360 — 62, S. 472. Der Einsender.

## Gnomen.

1.

Zornige fleuch auf Momente, jedoch auf immer den Heuchler.

2.

Ein Tyrann, trotz Macht und Gold und Muth,
Fürchte so viel Uebles, als er thut.

3.

Blind ist das Glück; doch seine Kinder
Sind, ach! mit off'nen Augen blinder.

Haug.

## Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

**Aus dem Briefe eines Reisenden.** Die Beschreibung der Versammlung des landwirthschaftlichen Vereins in Idstein erlaß mir! Du weißt, daß solche Dinge mich wenig berühren. In Frankfurt am Mayn las ich gleich darauf in irgend einem Blatt einen Artikel darüber, der das unselige Gepräge unserer selbstdünkeligen, prahlsüchtigen Zeit trug. Hüte Dich vor ihm! Dagegen kam mir so eben eine Nummer des „Morgenblattes" zu Händen, welche in einer Correspondenz aus Frankfurt alles wirklich Interessante, welches diese Idsteiner Versammlung darbot, in einem so einfachen, kühlen Ton erzählt, daß ich fast auf den Gedanken kommen könnte: ich hätte den Artikel im magnetischen Schlafe selbst geschrieben. — Der Mann, welcher an der Spitze jenes Instituts steht, hat seinen Beruf als Lehrer und Landbauer ganz praktisch erlernt. Er trieb nach vollendeten Universitäts-Jahren, in denen er der sogenannten Cameral-Wissenschaft sich befleißigte, das Forstwesen bei einem vorzüglichen baierschen Forstmann, studirte dann ein Jahr bei Thaer in Möglin, war darauf mehrere Jahre Lehrer in Hofwyl, durchzog in dieser Zeit die Schweiz in allen möglichen Richtungen, ging nach Wien, wo er zu einem wissenschaftlichen Zweck die Bibliotheken benutzte, bereiste — was vielleicht vor ihm kein wissenschaftlicher Reisender that — einen großen Theil Ungarns zu Fuß, seine Aufmerksamkeit stets auf Anbau, Volksthum und Naturgeschichte richtend, baute dann mit eigener Hand (nicht als poetische Floskel) ein ihm gehöriges Gut — ich glaube an der Ober-Donau — und machte endlich als freiwilliger Jäger-Ober-Lieutenant den letzten französischen Feldzug mit, nach dessen Beendigung er wieder zu seinem Feldbau zurück kehrte, bis ihm der ehrenvolle Ruf nach Idstein zukam. — Diese Details, die mir einer seiner Universitäts-Freunde mittheilte, den ich in Frankfurt am Wirthstisch fand — wo ihm das Herz warm ward, da er mich nach meiner Rückkehr von der Idsteiner Versammlung theilnehmend nach seinem Jugendgenossen fragen hörte — würde ich nicht so langweilig her erzählen, wenn ich Dir damit nicht begreiflich machen wollte: daß ein, durch so mannigfache Schulen gegangener Mann eine sehr vollendete Bildung erhalten haben muß, wenn wir ihn jetzt — er scheint noch kein Vierziger — einen Platz rühmlich ausfüllen sehen, der eben so viel Ueberblick im Großen, als Sorgfalt im Kleinen erfordert. Bei Allem, was dieser Mann in der Versammlung sagte, auch bei seinen Mittheilungen, bei dem Umhersteigen in der Anstalt selbst, gefiel mir die männliche Bestimmtheit, mit welcher er jedes ins Weite greifen abwies und das Vorhandene — ohne alles Sand in die Augen streuen — darlegte. Es schien mir sichtbar, daß er den Nachtheil des Prahlens kennen gelernt hatte und fest entschlossen sey, im Geist und in der Wahrheit zu wandeln. Ein solcher Mann muß bei der Führung der landwirthschaftlichen Zöglinge sehr wohlthätig wirken, um so mehr, da ihm die Behandlung junger Gemüther, wie man mir sagte, in Hofwyl ganz vorzüglich gelungen ist. — Auch das „Landwirthschaftliche Volksblatt", welches dieser Instituts-Direktor — er heißt Albrecht — redigirt, habe ich mir holen lassen. Ich lernte bei meinen Geschäften den Charakter und die Bedürfnisse des Volks so gut kennen, wie Ihr hinter dem Pflug und auf der Kanzel; deshalb kannst Du mir — bis Du Dich selbst überzeugt hast — glauben, wenn ich Dir sage: daß ich noch nichts so Zweckmäßiges für den Unterricht des Landmannes fand. Die Verfasser wollen nur auf ihre nächsten Umgebungen wirken, auf Nassau, das sie kennen, dessen Hülfsmittel und Bedürfnisse sie zu berechnen wissen, und gerade eine solche Schrift wäre überall nöthig. Bei allen Vorschlägen ist die Ausführbarkeit die erste Bedingung; und die Verbesserung des Vorhandenen mit vorhandenen Mitteln hat nirgends mit den Maaßregeln zu kämpfen, welche der Natur da etwas abtrotzen wollen, wo sie nach ewigen Gesetzen versagt. Der Ton ist ganz volksthümlich und erhält sich doch immer anziehend und würdig, wird nie kindisch, nie pöbelhaft, und deutet auf Religiosität, ohne mystische Poeterei oder schlaffe Beterei. Bei den Materialien läßt sich noch Einiges rügen: so tadle auch ich, als Rechtsgelehrter, die Mittheilung von Rezepten, welche keine gesetzliche Autorisation aufweisen können — allein das sind Fehlgriffe, die leicht zu vermeiden sind und welche der Redakteur vielleicht in jedem einzelnen Falle rechtfertigen könnte. Der Landmann der Umgegend liest dieses Blatt sehr gern, und das zeugt günstig für seinen intellektuellen Standpunkt. — r —.

Als Pius VII. aus Savona nach Paris abgeholt werden sollte, traten zwei französische Offiziere unangemeldet zu ihm in das Zimmer und zeigten ihm an: daß er ihnen zu folgen habe. Sie trafen den Pabst am Eßtisch; zwei Schüsseln mit Fischen standen vor ihm und machten die ganze Mahlzeit aus. „Meine Herren!" sprach der ehrwürdige Greis zu den Offizieren; „ein Souverain, der nicht mehr als einen Scudi den Tag bedarf, läßt sich nicht leicht von jungen Leuten in Furcht setzen. Ich werde morgen früh mit Ihnen gehen, in dieser Nacht aber noch ausruhen!" (Morn. Chron.)

Ganz Europa zollt noch immer dem Admiral Sir Francis Drake, für die Wohlthat der zuerst von ihm aus Amerika eingebrachten Kartoffeln, den einstimmigsten Dank. Wir erfahren aber, daß in Santa Fé di Bogota (im Königreich Neu-Grenada) eine noch nahrhaftere und noch schneller und häufiger sich vervielfältigende Pflanze wächst, die Arakatscha. Sie gleicht an Geschmack und Festigkeit der spanischen Wallnuß; ihr Vaterland sind die Cordilleren, der Boden erfordert keinen grösseren Grad von Wärme und Nässe, als Europa darbietet, und die Pflanze vermehrt sich von selbst mit der größten Leichtigkeit. Man ist darauf bedacht, sie in Europa einheimisch zu machen. (Courier.)

Cicero sagte einst: „Der Richter ist das lebendige Gesetz!" — Ein ander Mal sagte er aber auch: „Das Gesetz ist die Weisheit! der Richter ist Vertreter dieser Weisheit; welche Thorheit, wenn er seinen Verstand, voll Mängel und Irrthümer, an die Stelle der Weisheit des Gesetzes stellen wollte!" (Quotid.)

Je mehr eine Revolution bekannt wird, je größere Fortschritte macht sie. Anders ist es mit einem Complott, das schreitet nur im Dunkeln fort und ist beendigt, sobald es entdeckt ist. (Quotid.)

Redacteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurersche Buchhandlung.






# Der Gesellschafter
oder
# Blätter für Geist und Herz.

1820. Montag den 3. Juli. 107tes Blatt.


## Lager und Heereszug der Maratten.

(Von dem Verfasser von „Wahl und Führung.")

„Die ganze Linie" — bemerkt Lord Valentia von einem englisch-indischen Heere — „war jetzt beisammen und bestand aus ungefähr 5000 Soldaten und etwa 20,000 Personen, welche den Troß bildeten. Dies ist das gewöhnliche Verhältniß einer indischen Armee und eine Ursache der Schwierigkeit, sie zusammen zu halten, wegen der außerordentlichen Menge von Lebensmitteln, die ihre Unterhaltung fordert." — Eben so bemerkt Tone in seinen Nachrichten von den Maratten: „Die Menge der Leute, welche ein indisches Heer begleiten, ist so groß, daß man drei Personen auf jeden wirklichen Streiter annehmen kann."

Nichts aber gewährt uns eine anschaulichere Ansicht von einem eigentlich asiatischen Heere in dem Lager und auf dem Marsche, als die Beschreibung, welche Broughton von einem Maratten-Heere macht. „Das Lager einer Maratten-Armee" — sagt der Bericht-Erstatter — „kann durchaus keinen Anspruch auf den Namen eines ordentlichen Lagers machen. An Marschtagen bricht der Bini Wala, oder General-Quartier-Meister, frühzeitig auf, und wenn er an der Stelle anlangt, wo die Armee lagern soll, so pflanzt er eine kleine weiße Flagge auf, um die Stelle zu bezeichnen, wo die Zelte des Muha Rai (der Titel, durch den gewöhnlich jeder Hinduische Fürst bezeichnet wird) aufgeschlagen werden sollen, welche zusammen der Deurih heißen. Die Flaggen der verschiedenen Bazars oder Marktplätze werden dann aufgepflanzt, so wie sie anlangen: jedes Mal in einer verhältnißmäßigen Stellung zu einander und gewöhnlich in einer so geraden Linie, als es der Boden erlaubt. Die Buden, Dotans genannt, werden in zwei Reihen aufgeschlagen, die mit einander parallel laufen und so eine große Straße von der Spitze der Armee bis zu dem Nachtrab bilden. Diese Straße erstreckt sich oft drei bis vier Meilen weit, und da der Deurih ungefähr drei Viertheile der ganzen Länge von der Fronte liegt, so hat er bloß den Marktplatz, welcher Chuori Bazar heißt, in seinem Rücken. Die verschiedenen Häuptlinge sind rechts und links von der Hauptstraße gelagert, gemeiniglich jedoch in der Nachbarschaft eines besonderen Bazars. Ihre verschiedenen Lagerstellen werden ohne die geringste Rücksicht auf Regelmäßigkeit, Reinlichkeit und Zweckmäßigkeit gewählt. Menschen, Pferde, Kameele und Ochsen, Alles ist in eine Masse zusammen gedrängt, welche auf allen Seiten wieder von andern ähnlichen Massen in ununterbrochenen Reihen und in der unangenehmsten Verwirrung umgeben ist. So verhält es sich mit der sogenannten Bura Luschkur oder Haupt-Armee, welche in der Breite, d. h. von einer Flanke zur andern, ungefähr eben so viele 100 Ellen einnimmt, als sie Meilen in der Länge, von der Spitze bis zum Nachtrab, hat. Auf diese Art wird gerade die Ordnung umgekehrt, welche bei den disciplinirten Armeen Europa's herrscht. — Die Buden, welche die Bazars ausmachen, bestehen meistens in wollenen Decken oder groben Zeugen, die man über einen Stab oder einen

gekrümmten Pfahl breitet, der an beiden Enden auf einem gabelförmigen Stabe ruht, den man in die Erde gesteckt hat. Solche Wohnungen heißen Pals und sind von allen Größen, von 3 bis 8 oder 9 Fuß hoch und verhältnißmäßig breit und lang, nach den Umständen des Eigenthümers. Unter diesen elenden Decken befinden sich nicht bloß die zu verkaufenden Waaren, sondern auch die Familie des Krämers lebt das ganze Jahr hindurch, ja mehrere Jahre hinter einander, darin. Die reichsten Kaufleute des Bazars bedienen sich solcher Pals; aber die Krieger und Andere, welche zu dem Lager gehören, haben gemeiniglich eine etwas bequemere Wohnung, die regelmäßig aus zwei- oder dreifachem Zeuge in der Dicke gemacht, an dem einen Ende geschlossen ist und eine Klappe hat, um den Wind und Regen an den entgegen gesetzten Seiten ab zu halten. Solche Wohnungen führen den Namen Ruotis und nähern sich unserer Vorstellung von einem Zelte mehr. — Dabei genießen diese Menschen nicht einmal das Vergnügen einer warmen Stube oder eines Lichts, sondern werfen sich unter einander um ein elendes Feuer von Pferde- und Kuhmist oder kothigem Stroh her, das sie um ihre Zelte aufgehäuft haben; wickeln sich in eine grobe Decke oder baumwollene Matratze und bringen etliche Stunden bei einer Pfeife schlechten Tabacks in sorgloser Trägheit zu. Wenn sie des Rauchens und Schwatzens überdrüßig sind, so kriechen sie in ihre Pals und befinden sich bald in einem Zustande, worin wenigstens nicht die verfeinerten Europäer sie zu beneiden brauchen. Auf diese Art bringen die Mäßigen ihre Abende zu; diejenigen aber, welche glauben, das Leben sey zu höherer Freude bestimmt, verfügen sich bei der Annäherung des Abends in eine Arak-Bude oder in das Zelt einer feilen Dirne und schwärmen die Nacht hindurch auf die liederlichste Art. — Der Rauch von den Feuern vor den Zelten liegt, weil er, um auf zu steigen, zu schwer ist, über dem Lager, und dient wenigstens dazu, die Menschen zu erwärmen und die Fliegen von dem Vieh zu verscheuchen. — Dies ist im Allgemeinen das Gemälde von einem Maratten-Lager. Zuweilen, wenn die Armee einige Zeit Halt macht und Gras oder Bäume in Menge in der Nachbarschaft sind, errichtet sie sich kleine Hütten und genießt verhältnißmäßig einen gewissen Grad von Bequemlichkeit; das Ganze hat dann mehr das Ansehen einer Landstadt als eines Lagers.

Der Jinsih oder Park macht ein besonderes Lager aus, wie es auch mit den Brigaden der regulairen Infanterie der Fall ist. Die Letzteren schlagen ihre Zelte in einem Viereck auf. Unsere Stellung" — fügt der englische Bericht-Erstatter bei — „findet sich im Rücken des Ganzen und wir suchen uns gewöhnlich eine Meile von der Armee entfernt zu halten, weil ihre häßliche Unreinlichkeit sie zu höchst unangenehmen Nachbarn macht. Man kann unmöglich einen Ritt in der Nähe des großen Lagers machen, ohne durch den Gestank vergiftet zu werden, den die Gerippe der todten Ochsen, Pferde und Kameele, welche Niemand aus dem Wege zu schaffen sucht, und eine Menge anderer lästiger Dinge verbreiten.

Setzt sich nun aber diese bunte Masse in Bewegung, so bietet nicht minder, als das Lager, eine Zugreihe der Maratten groteske Gegenstände und Gruppen dar. Dabei zeigt sich nirgends auffallender als hier der Unterschied der Maratten von andern Indianern in Behandlung ihrer Frauen; denn diejenigen, welche es können, reiten, durchaus unbekümmert darüber: ob ihr Gesicht verdeckt sey oder nicht; sie sprengen umher und durch das Gedränge, so kühn und ausdauernd wie Männer. Unter den Vornehmen sieht man gewöhnlich den Hausherrn seinem Weibe und seinen Kindern zur Seite reiten; sie sind Alle wohl beritten und von einem halben Dutzend Reitern und zwei bis drei Dienerinnen, gleichfalls zu Pferde, umgeben. Oft kann man eine Frau hinter ihrem Manne gespreizt mit nicht wenig Anstand und Gewandtheit sitzen sehen, während der Mann das Pferd in einem tüchtigen Galopp im Kreise herum tummelt. — Im Allgemeinen aber haben die Marattinnen ein häßliches und verwegenes Aussehen, wie kein anderes Weib in Hindostan. Die Aermsten binden ihre Kinder in einen Sack, den sie über die Schultern werfen und eine ganze Tagereise weit schleppen, ohne die mindeste Spur von Mißbehagen. Dies geschieht oft, wenn das Kind eben erst unterweges geboren ist. Die aber weder einen Ochsen noch einen Tutbu (eine Art kleiner, aber außerordentlich nützlicher und dauerhafter Pferde) mit sich führen, müssen sehr arm seyn; denn gewöhnlich tragen diese Thiere das ganze Geräth der Familie, oben auf die Frau, ein Kind im Schooße, und ein Hauslamm oder einen kleinen Hund vor ihr aufgebunden. Die Hackery und Ruths, wie die vierräderigen Fuhrwerke heißen, werden in diesem Lager immer von Ochsen gezogen, aber nicht viel gebraucht. Sehr ansehnliche Figuren in dem Zuge bilden die Marwari-Buniyas (Kaufleute). Sie reiten je Zwei und Zwei auf Kameelen, die wie ihre Herren sehr stattlich und wohlgenährt aussehen."

So erscheint ein solches Heer nicht wie ein Zug von Kriegern, sondern wie ein wanderndes Volk mit seinen Märkten, den Frauen, dem ganzen Haushalte, allen Geschäften und Ergötzlichkeiten des bürgerlichen friedlichen Lebens. Aber wenn wir diese und ähnliche Schilderungen lesen, so wird uns nun auch länger nicht mehr befremden, was wir von den Heereszügen der alten persischen Könige vernehmen, oder was wir hören von den stets erneuten Siegen und der Ueberlegenheit

kleiner schlagfertiger, in jeder Waffenkunst und Taktik wohlgeübter europäischer Kriegerschaaren über diese unentwickelten, durch ihre Größe unbehülflichen, und in ihrer Verworrenheit sich selbst verderblichen Massen asiatischer Heere.

## Der hülfreiche Freund.

(Fortsetzung.)

Schon früh am andern Tage war der Doktor Blum mit dem Gemälde-Freunde wieder da, welcher, wie Wilhelm nachher erfuhr, Agent in holländischen Diensten und auch selbst ein geborner Holländer war. Dies letzte schien auch schon sein Wesen zu verrathen, denn ihm war vom ächt holländischen Phlegma ein reichliches Maaß zu Theil geworden. Bedächtig vorher die krystallhellen, vielgebrauchten Brillengläser putzend, welche dieser Sorge gar nicht zu bedürfen schienen, trat er nun langsamen Schrittes vor das Gemälde, beschaute es mit immer gleichem, unwandelbar ausdrucklosem Gesicht erst aus der Ferne, dann in der Nähe, nahm dann auch sogar den Rahmen und die Festigkeit der Leinwand auf's Korn, und wandte sich endlich in gedehntem Ton mit der Frage an seinen Begleiter: welche Gründe er denn eigentlich habe, das Bild für einen ächten Dürer zu halten? Dieser, dessen Autorität bei ihm viel zu gelten schien, führte nun mit so großer Beredsamkeit Alles an, was er für diese Meinung zu sagen wußte, daß nach einem kurzen Schweigen der Agent sich nicht abgeneigt erklärte, das Bild in seine Sammlung auf zu nehmen, wenn man es ihm zu billigem Preise überlasse. Eben keine große Summe dafür erwartend, stand Wilhelm noch sehr bei sich an: ob er es überhaupt verkaufen wolle, als der Lobredner des Bildes ihm heimlich und eifrig durch allerlei Zeichen zu verstehen gab: daß er sich noch auf nichts Bestimmtes einlassen und die Sache in die Länge ziehen möge. Etwas verwundert, da er sich auf Handelskünste schlecht verstand, erklärte nun Wilhelm: daß er den Vorschlag überlegen und in ein Paar Tagen Antwort geben wolle; worauf der Agent nur noch mit einigem Nachdruck erinnerte: daß, was er kaufe, baar und prompt bezahlt werde; und dann sogleich in der leichten Chaise, die ihn mit seinem Begleiter her geführt hatte, wieder davon rollte. — Einige Stunden später brachte ein kleiner Knabe an Wilhelm folgendes Billet von Blum:

„Aus reinem Eifer für Ihre Kasse, lieber Holm, war ich diesen Morgen ganz ernstlich besorgt, Sie möchten für Ihr Bild zu wenig fordern. Jetzt sollen Sie wissen: der gute Freund, welchen ich vor einigen Stunden zu Ihnen führte, hat noch einen andern sehr schätzbaren und reellen Freund, auf dessen schwer zu erschöpfende Kraft Sie immerhin mit einiger Zuversicht bauen mögen: es ist ein völlig solider, niemals an Schwindsucht noch Abzehrung leidender Geldbeutel. — An Ihrer Stelle würde ich den bewußten Dürer nicht unter 60 Louisd'or weggeben, er ist es werth und Sie bekommen diese Summe, wenn Sie sich nur auf das Fordern verstehen. Uebrigens darf es Sie nicht wundern, daß ich so bereit bin, Ihnen auf Kosten des älteren Bekannten einen kleinen Liebesdienst zu erzeigen. Darüber kann ich meinem Gewissen jede Bedenklichkeit ersparen; denn obgleich unser Handelsmann sich anfangs etwas schwer vom Gelde trennt, so ist es doch ausgemacht: er findet das Bild erst dann ganz aus vollem Herzen vortreflich, wenn Sie es ihn recht theuer haben bezahlen lassen. Dies Wörtchen also mag Ihnen immerhin gesagt seyn. Blum."

Das war nun freilich ein Vorschlag, welcher sich leicht ausführen ließ; nur war Wilhelm wegen des Erfolgs sehr ungewiß. Indessen, da auch der Oheim ihm rieth, den Versuch zu wagen, so bestimmte er am folgenden Morgen schriftlich die ihm von Blum angegebene Summe als Kaufpreis. Erhielt er sie, dann leuchtete ihm noch eine Möglichkeit, seinen schon aufgegebenen Lieblingswunsch erfüllt zu sehen; doch schickte er sein Billet nur mit halber Hoffnung ab, denn immer blieb er noch im Herzen der Meinung: daß gerade ein Mann, wie der Agent ihm zu seyn schien, sich wohl schwerlich auf einen Kauf solcher Art einlassen werde.

(Die Fortsetzung folgt.)

## Buntes.

Der alte berüchtigte Stockjobber und Lottospieler D... wohnte im Jahr 1798 bei einem Bäcker in London, in Old-Bethlem, Namens Impyk. Er hatte ein Loos genommen, aber die Nummer gefiel ihm nicht; er verkaufte es nun wieder in Husands Lotterie-Comptoir. Wenige Tage darauf ersuchte ihn sein Wirth: sich nach einer andern Wohnung um zu sehen, er habe sein Glück gemacht und werde nun sein Haus allein brauchen. — Auf die Frage: wie er so plötzlich reich geworden? sagt ihm Jener: er habe ein Viertel-Loos gekauft und dadurch 20,000 Pfund gewonnen; und auf die zweite Frage: auf welche Nummer? hörte er mit Entsetzen die seinige, die er verkauft hatte.

Der bekannte englische Schriftsteller Hobbes liebte die Hofleute nicht, sagte aber mehrmals: „Ein Paar solcher Menschen muß man zu Bekannten haben, weil es erlaubt ist, sich schlechter Instrumente zu bedienen, wenn damit Gutes bewirkt werden kann."

Bei einem Feste, welches Hr. Gordon in Neu-Galloway vor einiger Zeit der Behörde gab, wurde der Punsch in einer Bowle von ungewöhnlicher Gestalt aufgetragen. Sie bestand in einer ungeheuren Muschel-Schaale aus den Südsee-Inseln und wog 120 Pfund. Die Natur hat sie weit schöner ausgearbeitet, als der künstlichste Gold- oder Silber-Arbeiter es vermocht haben würde. C.

## Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

**Dresden.** Auf dem literarischen Markt sind neu die, meist für Deklamation sich eignenden „Gedichte von Richard Roos", welche bei Arnold erschienen sind. Derselbe Verfasser, welcher auch im historischen Fache arbeitet, hat längst schon eine aus Archiv-Quellen geschöpfte Geschichte des Porzellan-Erfinders **Böttcher** versprochen. Warum erscheint sie wohl nicht? — der Gegenstand ist doch fürwahr interessant genug. — Von Gustav Schilling hat die „Familie Bürger" die Presse verlassen; gewiß einer seiner besten Romane, der eben so viel Stoff zur Erheiterung, als zum ernsten Nachdenken und zu stillen Betrachtungen enthält. Dieser Schriftsteller gehört in der That zu den fruchtreichsten und originellsten seiner Art — denn welcher Roman-Dichter kann sich rühmen: zwischen 50 — 60 Bände geliefert zu haben, welche mehrmals aufgelegt sind? Zu leugnen ist es aber auch nicht, daß seine Sprache eben so leicht als kräftig ist und einem Witze zur Unterlage dient, der wie Champagner schäumt, herrlich mundet und nur in ethischer Hinsicht zuweilen etwas gezügelter seyn sollte. — Kind wird bald den 5ten Band seiner Dichtungen erscheinen lassen. Für die „Abend-Zeitung" ist er ein Deus ignotus; diese geht übrigens noch treflich und findet immer mehr Absatz, nur hat sie sich vor van der Veldeschem Breitmachen zu hüthen. Ziemlich ein halbes Jahr hat die „Eroberung von Mexico" fast einzig und allein das Blatt in Beschlag genommen; dergleichen Breite aber schadet der Zeitung hinsichtlich der Mitarbeiter sowohl als der Leser; denn wenn einem Schriftsteller so viel Raum gegönnt wird, so müssen alle Andere indeß zurück stehen, welches natürlich üble Laune macht und so manchen guten Kopf veranlaßt, seine Produkte in andere Blätter zu senden, wo sie schneller aufgenommen werden. Die Leser aber bekommen gar zu lang ausgesponnene Erzählungen, wenn sie in lauter einzelnen Theilen erscheinen, bald satt. Wer nun vollends dergleichen romantisch-historische Lektüre nicht liebt, oder, durch Zufall darin unterbrochen, sie nicht fortsetzt, hat dann an jedem Blatte fast nichts zu lesen. Damit soll aber van der Veldens herrlichem Talent der Darstellung, welches mit seltener Kenntniß des Geographischen und Historischen verbunden ist, nicht im Mindesten zu nahe getreten werden. Nur muß es, um sich zu entwickeln, das weite Feld einer besonderen Schrift, nicht das eines Journals suchen, dessen erstes Erforderniß Vielseitigkeit und Abwechselung ist. — Von mehreren gelehrten Damen ist in den neulichen Pfingst-Feiertagen zu Schandau ein literarischer oder vielmehr ein ästhetischer Congreß gehalten worden — butterweiche Herzen in felsenfesten Umgebungen! — Geht davon etwas über auf den Congreß-Zweck — ein „Journal von und für Damen" — welche schneidende Contraste wird dies geben! Contraste sind aber die Seele des Witzes, und so haben wir gewiß ein recht interessantes Journal zu erwarten. Unter den Herausgeberinnen nennt man Helmina von Chezy, Uhde Spazier, Fanny Tarnow, Caroline Wilmar, Elise Selbig — nun, Gott stärke sie, die lieben Journal-Bürden zu tragen, denn diese sind nicht unbedeutend! — **.

Der Verfasser der „Lalla Roukh *) oder der mongolischen Prinzessin", Sir Thomas **Moore**, einer der ersten lebenden Dichter Englands, von dem Sheridan zu sagen pflegte: er trage sein Herz in seine Phantasie über! verdient näher bekannt zu werden. Irland ist sein Vaterland, Dublin sein Geburtsort. Sein Vater, ein achtbarer Handelsmann, lebte im Wohlstande. Seine Schwester ist der Gegenstand seiner Liebe und seiner Lieder. Sein Lehrer, Samuel White, war auch Sheridans erster Jugend-Lehrer. Frühzeitig besuchte er die Universität Dublin, wurde am 15ten November 1799 als Mitglied in die gelehrte Gesellschaft von Middle-Temple aufgenommen, und gab (noch vor seinem zwanzigsten Jahre) seine Uebersetzung des „Anacreon" in englischen Versen heraus, die er im zwölften angefangen hatte. Sie hat statt der Vorrede eine griechische Ode an Anacreon und eine Zueignung an den Prinzen von Wales. — Bekanntlich ist Sir Th. Moore von kleiner Gestalt und trug lange ein jugendliches Ansehen. Hierauf anspielend gab er im Jahr 1801 einen Band seiner Gedichte heraus, die er scherzhafter Weise einem gewissen, schon im 21sten Jahre verstorbenen Mastre Little (Hrn. Klein) zuschrieb; diese Gedichte athmen Catullischen Geist. Noch lebte der junge Dichter unabhängig und ohne Amt. Im Jahr 1803 versuchte er, sich in die Pflichten des Bürgers zu fügen; er erhielt einen Schreiberposten und den Auftrag, sich nach den Bermudischen Inseln ein zu schiffen. Er überließ aber bald die Hälfte seines Gehalts, mit den Vortheilen und Arbeiten seiner Stelle, einem prosaischen Unterschreiber und brachte seine Zeit in Amerika mit Reisen zu. Im Oktober 1804 ward er dieser Wanderschaft überdrüßig und kam, mit Oden und Episteln wider die nordamerikanischen Staaten, zurück, welche er ganz anders gefunden, als er sie sich gedacht hatte, und die er mehrmals mit den Worten des Horaz: „Du glänzest, doch nur von weitem!" persiflirt. — Jetzt unternahm Moore das schwere, aber verdienstliche Werk: den vielen originellen Volks-Melodien seines Vaterlandes passendere Lieder unter zu legen; wem konnte dieses Vorhaben besser gelingen, als ihm, der zugleich als Dichter und Componist wirkte? Die Sammlung dieser Lieder würde schon allein ihren Verfasser unsterblich machen! — Zugleich aber zeichnete er sich in der launigten, satyrischen Gattung aus, und schrieb seine „aufgefangene Briefe", die „Geschichte der Familie Judge in Paris" (Briefwechsel eines geheimen Agenten mit Lord Castlereagh) und „Tom Cribb's Adresse an den Congreß". — Sein vorzüglichstes Werk aber, worin er sich im Leben verewigt hat, ist „Lalla Roukh". (Morn. Chron.)

*) Dieses Wort bedeutet im Arabischen: Tulpen-Wange.

Bei seinem letzten Aufenthalt in Paris, im vorigen Jahre, gab der Aldermann Wood Visiten-Karten aus, worauf er hatte setzen lassen: „Matth. Wood, feu Lord-Maire de Londres" (er wollte sagen: gewesener, und sagte: verstorbener). (Courier.)

Eine der drolligsten öffentlichen Bekanntmachungen befindet sich unstreitig an den Thüren der Parochial-Kirche zu Dieppe, wo es heißt: „Es wird hierdurch verboten, Steine gegen die Glasfenster der Kirche zu werfen!" (Journ. d. Par.)

**Beilage:** Bemerker No. 12.

Redacteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurersche Buchhandlung.








# Der Gesellschafter

oder

# Blätter für Geist und Herz.

1820. Mittwoch den 5. Juli. 108tes Blatt.


## Der hülfreiche Freund.

(Fortsetzung.)

Wirklich vergingen auch zwei, es vergingen drei Tage, ohne daß der Agent das Mindeste von sich hören ließ, und Wilhelm fing schon an, die Sache als abgebrochen und die letzte frohe Aussicht als verschwunden an zu sehen. Doch Blum, mit welchem er gerade jetzt die englischen Stunden anfing, sprach ihm bald wieder Muth ein. „Ich sehe wohl“, rief er lachend, „Sie haben noch gar keine Ahnung davon, was ein point d'honneur, etwas Seltenes zu haben, über ein holländisches Gemüth vermag. Lassen Sie mich nur machen! Die unübertreflichen Vorzüge Ihres Bildes müssen in noch helleres Licht gesetzt werden, und dann sollen Sie Wunder sehen! Auch hat es diese Vorzüge ja wirklich; das einzige Uebel bei der Sache ist nur: daß der Liebhaber etwas blöden Auges ist und die Reize des bewunderten Gegenstandes eigentlich nur vom Hörensagen kennt. Wie aber vermöcht' ich wohl die glückliche, vom Himmel selbst mir verliehene Suada besser zu benutzen, als indem ich ihm diese Reize mit den lebhaftesten und erfreulichsten Farben schildere?“ — Das that er denn auch wirklich mit solchem Eifer, daß der Agent in wenigen Tagen die heiße Sehnsucht seiner Eitelkeit nicht mehr zu bemeistern vermochte und eines Abends mit raschem Entschluß dem Gemälde-Besitzer die 60 Louisd'or übersandte; doch — getreu dem in ihm waltenden Geiste der Vorsicht und Behutsamkeit — mit dem ausdrücklichen, wiewohl geheimen Befehl an den Ueberbringer: die Summe ja nicht eher aus zu zahlen, bis das theuer erkaufte Bild dafür in seinen Händen sey.

Wie man von einem alten Freunde scheidet, so trennte sich Wilhelm von diesem Bilde. Hatte es ihn doch, so lange er denken konnte, freundlich angeblickt! war es ihm doch, als gehöre es ganz unerläßlich mit in sein stilles häusliches Leben! Und so schöne Aussichten für die Zukunft ihm auch der kleine Schatz gab, welchen er zum Ersatz dafür erhielt, doch konnte er sich nur mit Mühe einer Thräne erwehren in dem Augenblick, da es aus dem Hause getragen ward. — Dieser kleine Schmerz ward indessen bald überwunden, und mit dem freudigsten Eifer rüstete er sich nun zur Abreise nach der Universität. Der Kaufmann erließ ihm willig alle übernommenen Verpflichtungen und so hinderte ihn nichts mehr, im Vertrauen auf die erhaltene Unterstützung und den eigenen miterwerbenden Fleiß, sein akademisches Leben zu beginnen.

Von den treuesten Segenswünschen seines väterlichen Freundes begleitet, trat er an dem herrlichsten Frühlingsmorgen die Reise nach der Universität H. an; voll des fröhlichsten Jugendmuths erreichte er den neuen Aufenthalts-Ort, und war bald so heimisch in dem Kreise seiner neuen, langersehnten Thätigkeit, daß man hätte glauben können, er sey seit Jahren schon der fröhlichen Burschenschaar beigesellt.

Der eigenen Phantasie eines Jeden bleibe es überlassen, sich die Bilder der Zeit, welche Wilhelm auf der Universität verlebte, mit mehr oder minder warmen

und treuen Farben aus zu malen. Wer sie sich selbst nicht zu entwerfen vermag, für den würden sie auch schwerlich in fremder Schilderung anziehend seyn. Nur das sey vergönnt, eine kleine Episode in der Geschichte dieser Jahre des Fleißes, ja selbst der Anstrengung, und dennoch des reinsten Genusses hier heraus zu heben.

Schon das zweite Jahr seines Aufenthalts in H. neigte sich zu Ende, als Wilhelm eines Abends, das Bedürfniß der Erholung lebhaft fühlend, einem etwas entlegenen Thale zuwanderte. Dort angekommen suchte er nach seiner Gewohnheit unter der schattigsten Eiche sich ein Plätzchen zum Ausruhen, und zog schon ein Buch hervor, um indessen von einem lieben alten Bekannten ein befreundetes Wort zu hören. Allein noch ehe er anfing zu lesen, ward er auf dem höchsten, doch ziemlich wegsamen Hügel zwei Frauenzimmer gewahr, welche, von einer Stelle zur andern gehend und von Zeit zu Zeit um sich schauend, gekommen schienen, sich an der lieblichen Aussicht zu erfreuen, die man von dort hatte. Jetzt stiegen sie herab; es war eine ältliche Dame, von einem jungen, hoch und schlank gewachsenen Mädchen begleitet, welches mit unnachahmlicher Anmuth ihr bald an den steilsten Stellen die Hand sorgfältig leitend reichte, bald allein vorwärts gehend erst die bequemsten und sichersten Pfade auswählte, und endlich — wie Wilhelm aus ihren lebhaften und neckenden Bewegungen schloß — als sie wieder auf ebener Erde standen, die Gefährtin mit ihrer ängstlichen Verzagtheit während der Wanderung ein wenig auslachte. — Die beiden Damen wählten jetzt einen schmalen, neben der Straße hinführenden Fußweg, und Wilhelm stand unwillkührlich auf, ihnen entgegen zu gehen. Allein als er sie fast erreicht hatte, fühlte er sich zu schüchtern, sie an zu reden, und würde mit einem stummen Gruße an ihnen vorüber gewandert seyn; doch die ältere von Beiden wandte sich freundlichen Wortes an ihn mit der Frage nach dem Namen einer kleinen Stadt, deren rothe Dächer man vom Hügel herab deutlich erblickte. Bereitwillig gab Wilhelm den Bescheid, warf dann auch schnell einen Blick auf die jüngere Wanderin und sein Auge — nein! sein Herz ward von diesem einen Blick unaussprechlich froh überrascht. Er sah ein so holdes, so anmuthsvolles Gesicht, wie es ihm noch nie im Leben erschienen war, wie es nur in leiser Ahnung zuweilen seiner Phantasie vorgeschwebt hatte. — Leider war ihm auch fast nur dieser eine Blick vergönnt. Schon rollte eine zierliche Chaise herbei, welche, von ihm unbemerkt, in einiger Entfernung gehalten hatte, um die Damen wieder ab zu holen — und nach wenigen Sekunden war die Erscheinung vor dem sehnsuchtsvollen Auge des traurig nachblickenden Wilhelm verschwunden. — Umsonst fragte er auf dem Rückwege mehrere Bekannte, an welchen der Wagen hatte vorüber fahren müssen, nach den beiden Damen. Die Chaise war wegen der Kühlung auf einer Seite verschlossen gewesen; Niemand hatte die Reisenden gesehen, Niemand konnte ihm Nachricht über sie geben, und so stand denn die holde Gestalt, welche sein Herz so lebhaft bewegt, so tief gerührt hatte, in der Erinnerung namen- und heimathlos vor ihm da. — Es war der Eindruck einer einzigen Minute; allein giebt es denn in Liebe, Leid und Freude solcher viel entscheidenden Minuten nicht öfter im Leben? — Mit unauslöschlicher Lebendigkeit blieb das Bild der Unbekannten in seiner Seele; Wochen, Monden vergingen — immer noch umschwebte es ihn, hell wie die Aethergestalt eines himmlischen Traums. — Als nun endlich die Zeit seiner Abreise von H. heran kam, da war es ihm in seltsamer Beklemmung, als schwinde jetzt die Aussicht, der geliebten Erscheinung jemals im Leben wieder zu begegnen, auf einmal beinahe völlig dahin, und kein seinen Fleiß ehrendes Zeugniß seiner Lehrer, keine Aeußerung des freundlichsten Wohlwollens seiner Gefährten vermochte diesen Gedanken ganz aus seiner Seele zu verdrängen. — Ein Glück war es übrigens, daß Wilhelm — obgleich in manchen Augenblicken in Schwärmerei und Sehnsucht tief befangen — sich doch nicht hatte erschlaffen, sich seine bisher so ernst und eifrig verfolgte Bahn nicht hatte verrücken lassen. Das Ideal eines schönen, aller Wahrscheinlichkeit nach ihm nicht erreichbaren Glücks zog nur einen leisen Schleier über seinen sonst frischen und kräftigen Jugendmuth, und mit größerer Innigkeit als sonst dachte er an seine Vaterstadt, an das Wiedersehen seines alten väterlichen Freundes.

Er ereilte aber nicht, was er gehofft hatte. Sein alter Oheim war seit Kurzem gefährlich krank, und so ward die Freude des Wiedersehens tief beschattet. Anfangs zwar schien sie demungeachtet den biederen Greis neu zu beleben; mit heiterer Klarheit hörte er den Erzählungen des geliebten Heimkehrenden zu, fühlte sich wohler und selbst der Arzt faßte wieder einige Hoffnung. Allein rasch sanken die schnell geweckten Lebensgeister in ihre alte Mattigkeit zurück, und bald entschlief der Kranke sanft im Arm des Einzigen, den er noch auf dieser Welt sein nennen konnte. Alle seine Jugendfreunde, alle seine näheren Verwandten waren schon vor ihm hinüber gegangen; er war dem neuen Vaterlande, wohin auch er jetzt abgerufen ward, schon befreundeter als dem alten. — Wilhelm erkannte das wohl; er fühlte auch, daß es ihm unmöglich gewesen seyn würde, dem Greise Ersatz für alle die Entbehrungen zu geben, welche Altersschwäche und Kränklichkeit ihm mit immer herberer Strenge auflegten. Allein dennoch schmerzte der Tod des guten alten Mannes ihn tief, und manche Verdrießlichkeit kam hinzu, seine

Stimmung zu trüben. Die Vermögens-Umstände des alten Holm waren in den letzten Jahren, wo er Vieles Fremden anvertrauen mußte, in große Unordnung gerathen, und als nun Alles geordnet und friedlich beigelegt war, da fand es sich, daß der kleine Nachlaß des Verstorbenen zwar ausreichte, alle Forderungen zu befriedigen, allein auch weiter nicht. Wilhelm mußte sich also schnell nach einem Erwerb umsehen. An seinem Geburtsort aber — einer angesehenen, betriebsamen Handelsstadt — ging es mit den Anstellungen so schnell nicht; ein junger, eben erst von der Universität zurück gekommener Mann durfte im ersten Jahre gewiß noch auf keine solche rechnen. Er bemühte sich um eine Hofmeisterstelle, doch auch diese wollte sich nicht finden; er begann kleine literarische Arbeiten, der Ertrag derselben war aber sehr gering, und es fehlte ihm an Verbindungen. So ward seine ökonomische Lage jetzt oft ziemlich drückend und er war zuweilen wirklich niedergeschlagen darüber. Weit leichter, so schien es ihm, würde er in der Zeit des fröhlichen Burschenlebens einigen Mangel ertragen haben, als gerade jetzt, da es in seinen näheren Umgebungen, und wohl manchmal auch in seinem Herzen, ohnehin recht trübe und traurig aussah. (Die Fortsetzung folgt.)

## Mädchen und Blumen.

Man vergleicht so oft die Mädchen mit Blumen — sehr richtig, denn blühen und schnell verblühen ist Beider Loos. Allein hinsichtlich der Kleidung will mir der Vergleich doch nicht gelten. Die Blume ist zufrieden mit und geehrt in einem einzigen Kleide, das Mädchen, soll es das eine wie das andere seyn, muß den Wechsel haben; der Blume Kleid hat ewig dieselbe Form, des Mädchens Kleid flugs aller vier Wochen eine andere; der Blume Kleid kostet nichts, des Mädchens Bekleidung oft schweres Geld; das Morgenroth findet die Blume schon gekleidet, die Sonne brennt meist schon heiß, wenn das Mädchen aus dem Bett in die Kleider fährt; der Blume Kleid, wenn es nichts mehr taugt, fällt sanft in den Schooß der Mutter Erde, des Mädchens Schmuck, post varius casus, endlich in die Lade des Haderlumps — aus ersterer gehen neue Blumen, aus letzterer, je nachdem der Stoff ist, Velin-, Post-, Herrn-, Canzlei-, Conzept-, Druck-, Pack- und Lösch-Papier hervor; des Blumenkleides Bestimmung ist also sehr einfach, die des Mädchenkleides grenzt — denn wozu sind genannte Papiere nicht anwendbar — an das Unendliche. Richard Roos.

## Strafe des Ehebruchs bei unsern Vorfahren.

(Nach einer alten Chronik.)

In der grauen Vorwelt Nebeltagen
Gab es Sitten sonderbarer Art;
Was man heut zu Tage frei darf wagen,
Strafte man vor Zeiten grausam hart.
Dichter geben hiervon laute Kunde,
Auch noch mancher hochgelahrte Mann;
Zwar die Lehre geht von Mund zu Munde,
Jeder hört sie — Niemand kehrt sich d'ran.

Doch man zählt ja zu des Dichters Pflichten,
Daß er — wenn er sich auch heiser schreit —
Nicht ermüden soll, uns zu berichten
Von der guten Sitte jeder Zeit.
Ihr zum Lobe will ich heute singen,
Weiß ich's leider, daß ein deutscher Mann,
Schwerlich sich dadurch den Preis erringen,
Noch auf Lorbeerkronen zählen kann.

Heut zu Tage, wenn der Gecken einer
Eines Biedermannes Weib beschlich,
Spricht der Weltton: Einer oder Keiner,
Und des Mannes Wuth heißt lächerlich.
Takt, Erziehung haben, Nachsicht üben,
Ein gefällig durch die Finger seh'n,
Und verstohlen die Vergeltung üben,
Das ist noch ein Mann! der nimmt sich schön!

Zwar wenn es eklat geworden wäre?
Ja, dann trägt der aufgezäumte Mann
Hochbetrübt, zur Rettung seiner Ehre,
Doch mit Anstand auf die Scheidung an. —
Anders war es in der Vorzeit Tagen,
Ein Gesetz, mit freilich rauhem Mund,
Wenn ein solcher Fall sich zugetragen,
That, wie folgt, den ernsten Ausspruch kund:

„Der Gekränkte soll die Schuld'gen führen,
„Wo des Hochgerichtes Säulen stehn;
„Dort soll er sie auf einander schnüren,
„So, daß Beide sich in's Antlitz seh'n.
„Hierauf soll er eine Grube graben,
„Sieben Schuhe tief und zwei breit;
„Soll ein Dorngewebe bei sich haben,
„Das er ihnen bettend unterstreut.

„Darauf soll er die Verworf'ne legen,
„Und den Friedensbrecher oben auf;
„Und ein zweiter Strauch von Dorngehegen,
„Halb mit Nesseln, komm' als Decke d'rauf.
„Dann soll einen Eichenpfahl er tragen,
„Mitten in die Grube hingestellt,
„Kräftig ihn durch beide Schuld'ge schlagen,
„Lebend oder todt, wie's Gott gefällt!

„Angefüllt mit Erde sey die Grube;
„Ruhen soll, bis die Posaune weckt,
„Dort die Ehebrech'rin und der Bube,
„Der das Bett des Biedermanns befleckt!" —
Also das Gesetz, das ein Jahrhundert
Und noch drüber sich erhielt mit Lob:
Gerne glaub' ich, daß es Manchen wundert,
Der da meint, es sey doch wohl zu grob.

Nein, da loben sich die heut'gen Zeiten,
Wo man tolerant zu seyn sich müht —
Zwar Geweihe künstlich sich bereiten,
Nur statt Betten keine Nesseln sieht.
Doch gesetzt, die alte närr'sche Sitte
Würde wieder geltend heut zu Tag:
Ey, wie würde um des Galgens Mitte
Blüh'n und grünen junger Eichenschlag!

Adalbert vom Thale.

# Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

Leipzig. Seit meinem letzten Schreiben trat der Mit-Direktor des Kasseler Theaters, Zieten-Liberati, bei uns in mehreren Rollen („Lear" im Trauerspiel gleiches Namens, „Stahl" im „Hausfrieden", „Franz Moor" in den „Räubern", „Balken" in der „Schachmaschine" und „Salat" im „Vogelschießen") auf, und zeigte sich als einen denkenden und wackeren Schauspieler, dem Manches sehr vorzüglich, Manches aber auch weniger gelang. Nebenbei sey hier nur bemerkt: daß als Ganzes die Vorstellungen des „Lear" und der „Räuber" nicht zu den ausgezeichneten gehörten, indem im ersten Stück, um nur Einiges an zu führen, weder der „Narr" noch die eine böse Königstochter, im letzteren der „Karl Moor" so waren, wie wohl zu wünschen wäre; wofür freilich der Gastirende nicht kann. — Die früher schon gemeldeten Badereisen unseres Theaters nach Lauchstädt werden den 1sten Juli beginnen, wo wir dann für einige Zeit nur zwei Mal wöchentlich etwas zu schauen bekommen werden, nämlich des Mittwochs und Sonntags, welches auch für die Sommer-Monate hinreichend ist. — Von der Schrift: „Das Retorsions-System, als Mittel, dem Ruin des deutschen Fabrik- und Handelswesens zu begegnen", vom Kaufmann Weber in Gera (einem wackeren, denkenden und wahrhaft patriotisch gesinnten Mann, der die Achtung aller wahren Vaterlandsfreunde verdient), ist neuerdings ein Nachtrag dazu erschienen (Gera, bei Heinse) — auf Veranlassung einer andern, in Leipzig verfaßten, gegen Weber und den deutschen Fabrik- und Handels-Verein gerichtete Schrift. Diesem Nachtrag ist Oben und Unten, bei Fürsten und Volk in Deutschland, die größte Anerkennung zu wünschen, indem darin mit einer eben so anständigen als überzeugenden Freimüthigkeit und Klarheit die fehlerhaften Ansichten derer beleuchtet werden, die, theils durch an sich verzeihlichen Mißverstand, theils durch sein unverzeihlichen engherzigen Egoismus, der nur auf sich und seinen Beutel denkt — mag auch darüber der Wohlstand von Millionen zu Grunde gehen — sich angetrieben fühlen, Wünschen, Bitten und Vorschlägen auf eine Art sich zu widersetzen, die wahrhaft schmerzend ist; ja, die sogar, um das durch zu setzen, was ihnen am engen Herzen liegt, um das zu verhindern, was ihrem Ich gefährlich dünkt, zu dem unlobenswerthen verbrauchten Rüstzeug greifen, denen nämlich schnöden Eigennutz vor zu werfen, die nichts Anderes wollen, bitten und bezwecken, als den gerechten Schutz deutschen Gewerbfleißes gegen des Auslandes und namentlich gegen Englands Monopol- und Schlauder-System, als (wie Weber auch sehr richtig bemerkt) der großen Hunger- und Verarmungs-Quelle Deutschlands, die freilich, indem sie für Tausende und aber Tausende dies ist und täglich mehr wird, für einige Wenige gerade das Gegentheil abgiebt. — Der zweite Band des Werkes: „Von Gott, in der Natur, der Menschengeschichte und im Bewußtseyn", vom Professor Clodius, unter dem Separat-Titel: „Christus und die Vernunft, oder Gott in der Geschichte und im Bewußtseyn", ist so eben erschienen und mag hiermit den Freunden religiöser und philosophischer Spekulationen empfohlen seyn. — ch —.

Handels-Bericht aus Hamburg. Der Fall der irländischen Banken hat auf den hiesigen Platz Einfluß gehabt, Rothschild zog große Summen baaren Geldes, besonders Louisd'or, nach London, und das hat den Cours derselben beträchtlich erhöht. Es ist doch etwas Tüchtiges um einen Kaufmann, wie Rothschild es ist; überall hat er die Hände, überall hin verbreitet sich sein Einfluß. Seine zahlreichen Schiffe befahren alle Meere, bringen die Produktionen aller Zonen in alle Gegenden der Welt und setzen unermeßliche Summen in Umlauf. Man darf ohne Uebertreibung annehmen, daß ein solcher Kaufmann nicht nur Hunderte von Geschäftsmännern in Bewegung und Nahrung setzt, sondern Tausende. Sein Einfluß erstreckt sich bis auf den Thron und in die Hütten der Armuth; auf seine Bürgschaft giebt der Reiche seine Schätze in die Hände der Regierung, und wenn Niemand Rath zu schaffen weiß, so ist er bei ihm zu finden. Der Londoner Rothschild, so große Summen er auch oft auf dem feindlich-gesinnten Elemente hat, ist stets der Assecurateur seiner Wagniß und läßt nichts versichern. Unaufhörlich fahren zwischen England und dem Continent sehr dauerhafte und schöne Schiffe von ihm, sogenannte „Schatz-Boote", die seine Waaren laden und löschen und seine Geld-Versendungen besorgen. Erst neulich gingen 64,000 Stück Louisd'or für ihn von hier ab, die nicht versichert waren und mit dem gewöhnlichen Packet-Boot gesandt werden mußten, weil gerade keins seiner Schatz-Boote da war. Eile ist natürlich bei solchen Unternehmungen vonnöthen, weil jeder Tag Verzug Zinsen kostet. — Ein neuer Handels-Artikel mit Indien, und besonders mit China, hat sich seit einigen Jahren und vorzüglich seit Kurzem in einem bisher unbekannten Seidenzeuge eröffnet, das „indischer Crepp" genannt wird. Früher kannte man diesen schönen und vortreflichen Stoff hier gar nicht; aber das berühmte Comptoir von Parish hat mehrere reiche Ladungen aus Canton erhalten, wobei sich eine beträchtliche Menge desselben befand, die ziemlich theuer verkauft ward. Es ist fast mit Gewißheit an zu nehmen, daß dieses Seidenzeug einmal eine eben so wichtige Rolle im Handel spielen wird, als der Nanking es noch immer thut; denn will und muß man einmal ausländische und seidene Stoffe tragen, so eignet sich dieser ganz vorzüglich dazu, weil die fleißigen Chinesen ihm Leichtigkeit, Dauerbarkeit und eine unbeschreibliche Farbenpracht zu geben wissen, welches Eigenschaften sind, womit die französischen und englischen Seidenstoffe nicht aufwarten können; auch läßt der indische Crepp sich waschen, wie Linnenzeug. Wer aber könnte bei dieser Gelegenheit es sich versagen, darauf aufmerksam zu machen: daß diese Liebhaberei für das Fremde das größte Unglück für unser geliebtes Deutschland ist, und man darf nicht aufhören, es den deutschen Frauen ans Herz zu legen: welche Sünde sie begehen, wenn sie verächtlich alle vaterländischen Produktionen des Kunstfleißes von sich weisen, um sich in indische, arabische, amerikanische, englische, französische u. s. w. zu kleiden. Ich kann mich nicht enthalten, bei dieser Gelegenheit eine kleine Anekdote, die streng wahr ist, von einem wackeren Fürsten mit zu theilen. Der jetzige König von Dänemark, Friedrich VI., ritt einst auf der Parade neben dem jungen und schönen Grafen von H—, welcher einen großen Werth darauf setzte, stets ausgezeichnet gekleidet zu seyn und als Offizier den schönsten englischen Scharlach zu tragen; der König dagegen trägt nur Tuch aus den Manufakturen seines Reichs. Als dieser einst neben dem Grafen ritt, fiel sein Auge auf dessen glänzende und überaus kostbare Uniform, und indem er sein Pferd ganz nahe zu ihm lenkte, sagte er, den Arm an den seines Begleiters haltend: „Sehen Sie, lieber H—! Ihr Scharlach ist viel, viel schöner als meiner; aber meiner ist doch besser, denn er ist in meinem Vaterlande gefertigt!" Alle, welche den König umgaben, hörten dies zu ihrer eigenen Beschämung, und der junge Graf glühte fast wie sein Rock; von der Zeit an trat ein edler Wetteifer unter denen ein, welche den König umgaben, sich einfach und in die Produktionen des geliebten Vaterlandes zu kleiden. — F.

Während sich der Norden Europa's des Gesanges zweier berühmten südlichen Sängerinnen, der Catalani und Sessi, erfreuet, entzückt den Süden Europa's eine nordische Sängerin, Namens Casagli, eine geborne Schwedin, welche Italien durchreiset. (Censeur.)

In Dänemark wirkt ein literarischer Verein zu Gunsten der isländischen Literatur; derselbe hat neulich das größte isländische historische Werk: „Sturlunga Saga" abdrucken lassen, und veranlaßt, daß jetzt in Island eine öffentliche Leih-Bibliothek besteht. Auch kommt in Island schon ein periodisches Blatt heraus, wovon monatlich ein Heft erscheint. (Censeur.)

Redacteur und Herausgeber: J. W. Gubitz. Verleger: Maurersche Buchhandlung.



# Der Gesellschafter
oder
# Blätter für Geist und Herz.

1820. Freitag den 7. Juli. 109tes Blatt.

## Der hülfreiche Freund.

(Fortsetzung.)

Endlich ward Wilhelm von einem Bekannten, welcher sich für ihn interessirte, zu einer Sekretair-Stelle auf einem, mehrere Tagereisen weit entlegenen Gute vorgeschlagen. Es war nicht eigentlich, was er wünschte, doch blieb ihm für den Augenblick keine Wahl. Der Edelmann, welcher die Stelle zu besetzen hatte, war dem Vorschlag nicht abgeneigt; nur verlangte er, den jungen Mann, welcher sich um sie bewerbe, erst persönlich kennen zu lernen. Wenn die Reise zu Fuß gemacht ward, konnten die Kosten so groß nicht seyn; Wilhelm entschloß sich also leicht, auch diesen Versuch zu machen. Sein Bekannter hatte jedoch zu lange gesäumt, mit ihm über die Sache zu sprechen; als er auf dem Gute ankam, hatten sich schon andere Bewerber um den kleinen Dienst gefunden, welche mit günstigeren Augen angesehen wurden, als er. Es war dem Edelmann leicht, einen Vorwand zur abschläglichen Antwort für Wilhelm zu finden, und dieser mußte, um einige Dukaten und wieder um eine Aussicht ärmer, nach kurzer Zeit den vergeblich unternommenen Weg wieder zurück messen.

Unfälle aller Art schienen sich jetzt wider ihn verschworen zu haben. Noch auf der ersten Tagereise des Heimwegs verletzte er sich den Fuß und sah sich gezwungen, in der nächsten Stadt die Hülfe eines Wundarztes zu suchen. Dieser fand zwar den Schaden nicht bedeutend, rieth jedoch dem Wanderer, am folgenden Tage zu ruhen; eine Vorschrift, welche von dem Uebel selbst schon gegeben wurde. — Der Tag war drückend heiß gewesen, und durch den beschädigten Fuß am Gehen gehindert, hatte Wilhelm nur mit Anstrengung die Stadt erreicht. Schmerz und Ermüdung vereinigten sich, seine Verstimmung zu mehren, und so niedergeschlagen, als er sich noch nie gefühlt hatte, warf er sich auf sein Lager. Allein da in diesem Augenblick die Hoffnung ihn verließ, nahm der Schlaf, der zweite milde Tröster der armen Sterblichen, sich seiner desto freundlicher an und die Sonne stand schon hell und hoch, als am folgenden Morgen der Schläfer erwachte.

Schon viel besser gestimmt, als am Abend vorher, schien ihm das Leben doch wieder des Lebens werth; und den Mißmuth kräftig abschüttelnd, beschloß er, da es nun heute einmal gerastet seyn müsse, sich durch Schreiben an einige akademische Freunde die Zeit so gut als möglich zu verkürzen. — Jetzt warf Wilhelm auch einen Blick auf das Zimmer, durch welches er gestern achtlos dem Lager zugeeilt war, und das erste, was ihm ins Auge fiel, war der stille Gefährte seiner Jugend: das alte, wohlbekannte Bild von Dürer. — Er trat näher hinzu; kein Zweifel! es blieb das nämliche Bild. Schon an seinem Geburtsort hatte er sich nach demselben erkundigt und erfahren: daß es von den Erben des verstorbenen Agenten sehr wohlfeil an einen durchreisenden Maler verkauft sey. Wie es aber jetzt hieher gerathen war, das blieb ihm ein Räthsel. — Schnell die Klingel ziehend, verlangte er den Wirth

zu sprechen, und erkundigte sich nun bei ihm mit angelegentlichen Fragen: auf welche Weise das Bild in seine Hände gekommen sey? „Nichts weiter als das?" murrte dieser in ziemlich übler Laune, weil ein Fußgänger sich anmaßte, ihn herauf zu klingeln. „Ey nun, das Bild stammt von einem reisenden Maler, der, unklug genug, wohl seinen letzten Pfennig dafür hingegeben haben mochte. Wenigstens, als er nachher hier erkrankte und bald darauf starb, fand sich nicht einmal so viel Geld noch Geldeswerth bei ihm, daß meine Rechnung bezahlt werden konnte; da mußte ich freilich nehmen, was zu haben war: außer einigen unbedeutenden Kleinigkeiten dies Bild. Leider hat sich noch Niemand gefunden, der es mir wieder abnehmen wollte, sonst würde ich es sehr gern für einige Louisd'or verkaufen." — „Es ist weit mehr werth!" antwortete Wilhelm ehrlich; „doch ist es mir in diesem Augenblick unmöglich, mehr dafür zu geben. Wollen Sie es mir indessen zu diesem Preise überlassen, so habe ich zufällig eine kleine Anweisung an einen hiesigen Kaufmann, die Sie sich sogleich einlösen können, und vielleicht bin ich künftig noch einmal im Stande, Ihnen etwas nach zu zahlen." — Dies weder erwartend noch verlangend, willigte der Wirth mit Freuden ein; denn mehr als einige Louisd'or waren es nicht, um derentwillen er so oft das Andenken des armen Verstorbenen schmähte. Schnell holte er Feder und Papier; Wilhelm übertrug die Anweisung, und — wer war froher als er — das alte liebe Bild war nun wieder sein! — Daß er selbst durch diesen Kauf vielleicht in kurzer Zeit in drückende Verlegenheit gerathen könne, daß es in seiner jetzigen Lage wohl mit Recht eine Unbesonnenheit zu nennen sey, daran kam ihm kein Gedanke. Ihn beschäftigte in diesem Augenblick ganz allein der alte, wieder gefundene, oft vermißte Freund.

(Die Fortsetzung folgt.)

## Aus Briefen des Professors Rask.

Wiburg, in Finnland, am 24. März 1818.

Endlich bin ich zehn Meilen ostwärts über die ehemalige schwedische Grenze gekommen. Hier wird in allerlei Sprachen und Zungen geredet und ich zähle deren nun schon zehn. In dem Hause, worin ich wohne, spricht die Aufwärterin finnisch, der Hausknecht schwedisch, der Marqueur deutsch und der Wirth italienisch. Wiburg ist eine kleine schmutzige Stadt; sie hat ein Gymnasium und ein Schloß, das jetzt als Gefängniß gebraucht wird. — Meine Reise durch Finnland ist übrigens angenehm und in hohem Grade anziehend gewesen, obwohl auch nicht ohne Aerger, da ich vier Stunden auf drittehalb schwedischen Meilen zubringen mußte. Ich wählte den Weg von Tawastehus nach Wilmanstrand, um die ächten alten Finnen zu sehen und zu hören, obgleich Viele mir den Weg längst der Küste anriethen, auf dem fast allgemein die schwedische Sprache geredet wird. Ich lernte mit allen Kräften finnisch und die Bauern bewunderten meine Fertigkeit in ihrer, wirklich schweren Sprache, besonders wenn sie erfuhren, daß ich ein Däne bin. Ihnen das recht begreiflich zu machen, ist nicht leicht, da sie nicht fassen können, wie Dänemark eigentlich beschaffen ist. Sie kennen es nur als Juutin-maa, welches Jütland ist. Als ich meiner Wirthin, die eine umgängliche redselige Frau ist, eines Abends eine weitläuftige Erklärung über mein Vaterland gemacht hatte und sie dann fragte: ob vor mir schon mehrere dänische Gäste bei ihr gewesen wären? antwortete sie in schwedischer Sprache: „Ja wohl kommen hier oft Judäer und Italiener her!" — Als ich ihre Geübtheit in der schwedischen Sprache lobte und fragte: ob ihr Mann ein Schwede sey? sagte sie: „Ja, mein Mann war aus dem deutschen Reich; er war von — Smaaland." — Auch die Gelehrten sind nicht stärkere Länderkundige; ein Prediger, den ich fragte: wie weit das Finnische geredet würde und die Finnen sich gegen Osten ausdehnten, und ob zwischen Finnland und dem weißen Meere Finnen, Lappen oder Russen wohnten? antwortete: „Ich habe nie erfahren, wer bei Kamtschatka wohnt!" — In Abo traf ich einen Mann, der sehr stark in der finnischen Sprache ist: den Lektor Renuvall. Er gab mir vierzehn Tage hindurch täglich vier Stunden Unterricht. Es war mir sehr angenehm, das finnische Declinations- und Conjugations-System wieder zu finden, das ich in meiner Preis-Abhandlung vorgeschlagen habe; es ist angenommen und ausgeführt in einem handschriftlichen Entwurf zu einer Grammatik, der mir geliehen ward. — Ich mache mich mit der Sprache und den Sitten der Finnen bekannt, theils in Rücksicht auf die finnischen Stämme in Rußland, theils wegen des Ursprungs der grönländischen Sprache, über die ich vielleicht dereinst eine Abhandlung schreiben werde.

Petersburg, April 1819.

Molbech, unser neuester Reisender durch Schweden, muß nicht in Kalmar gewesen seyn und überall kein Däne seit langer Zeit. Unser Schiff lief in den Hafen jener Stadt ein, weil der Capitain desselben in Kalmar selbst und Einer der Rheder in der Nähe der Stadt ihren Wohnort hatten; der Andere wohnte zwar eigentlich in Norköping, hatte aber in Kalmar Bekanntschaften und Verbindungen. — Wir gingen am 8ten November an das Land und ein Jeder suchte seine alten Freunde auf. Ich, der einzige Fremde, wohnte bei dem Schiffs-Clarirer, der eine liebenswürdige Familie hat. Eine täglich vereinte Mittagsgesellschaft von Männern, unter denen mehrere Mitglieder des Gymnasiums waren, gab mir gleich eine willkommene Gelegenheit,

Bekanntschaft mit Gelehrten zu machen und Unterricht zu erhalten von den Sitten, der Lebensweise und der Treue des guten Volkes, das dieses Land bewohnt. — Mein Wirth stellte mich einem der ältern Mitglieder als einen Fremden vor; aber ich bemerkte, daß er nur wenig auf mich achtete, und hielt mich zurück, ohne die Ursache seiner Zurückhaltung ergründen zu können. Nach der Mahlzeit zeigte sie sich bald, als er ohne Veranlassung viele Heftigkeit gegen die dänische Nation ausstieß und dann erzählte: wie ihn der Copenhagener Pöbel behandelt habe; dieser war ihm von der Schiffs-Brücke an durch mehrere Straßen gefolgt und hatte ihm nachgerufen: „Du schwedischer Hund!" Ferner sagte er: daß ihm, in dem widerlichen dänischen Dialekt, ein Dukaten abgefordert sey, ehe man ihn in die königliche Bibliothek und in die Bibliothek der Universität auf dem runden Thurm eingelassen habe. Ich war in dem Augenblick zu unwillig, um den Zusammenhang begreifen zu können. Späterhin stellte ich mir die Sache so vor: man hat vermuthlich Trinkgeld bei dem Ausschiffen von ihm verlangt und er wird, nach schwedischer Art, nur wenige Schillinge gegeben haben. Das hat eine Zänkerei veranlaßt, und wenn er diese nach dem Maaßstabe seiner freundschaftlichen Unterredung mit mir geführt hat, so kann man sich über die Begrüßung der Straßenjungen nicht wundern; vielleicht haben sich auch einige Betrüger vor die Bibliotheken gestellt, um sich wegen der Trinkgelder zu entschädigen. Anders ist es mir nicht begreiflich und auch nach der jetzigen Einrichtung in Copenhagen nicht möglich.

Ich benutzte die Tage meines Aufenthalts in Kalmar und in dem Hause der liebenswürdigen Familie, um die nicht ganz geringen Merkwürdigkeiten der Stadt zu besehen, die jedem denkenden Sohn des Nordens immer theuer und unvergeßlich seyn muß. Die Stadt ist nicht vorzüglich gut gebauet und hat viele hölzerne Häuser, besonders an den Außenseiten. Sie ist ganz von Wällen umgeben, die mehrentheils von gebrannten Steinen aufgemauert, hin und wieder zwar versunken, aber auch leicht her zu stellen sind. Auf den Wällen sind rund umher Spaziergänge; aber das Merkwürdigste ist die schöne Kirche, in der Mitte der Stadt. In ihrem Bau ist eine sonderbare Zusammensetzung; ihre äußere Ansicht gleicht der eines Schlosses und sie soll — denn ich vermag nicht, es zu beurtheilen — eine Nachahmung der Peters-Kirche in Rom seyn. — Das größte Heiligthum für den betrachtenden Geschichtsforscher ist das Kalmar-Schloß, welches außerhalb der Stadt liegt. Es enthält so viele Denkmale des grauen Alterthums, der späteren Vorzeit, fast unserer Tage, daß man erstaunen muß, es noch von keinem Alterthumsforscher beschrieben zu sehen. — Man findet noch den älteren Unions-Saal, in welchem die Königin Margarethe die berühmte Vereinigung der drei nordischen Reiche stiftete. Jetzt dient er zu einem Korn-Magazin. Der Thron der Königin hat, wie ein alter zerbrochener hölzerner Stuhl, in einem Winkel gestanden, bis man ihn vor einigen Jahren für — neun Schillinge als Brennholz verkaufte. Man findet noch viele andere Gedenkzeichen schwedischer Prinzen und anderer königlichen Personen jener Zeiten: eine uralte Bettkammer mit einer Bettstelle nach dermaliger Mode; viele, theils gemalte, theils ausgehauene Darstellungen merkwürdiger Ereignisse aus der schwedischen Geschichte; einen Ritter-Saal, in dem nun eine ökonomische Gesellschaft ihre Versammlungen hält. Zu einer genauen Beschreibung würde ein längerer Aufenthalt erforderlich seyn und sie müßte von geschichtlichen Entwickelungen und von Abbildungen begleitet werden; aber die billige Neubegierde der gelehrten Welt wird vermuthlich befriedigt, wenn der Professor Siöborg und der Adjunkt Liliegren ihre Zeichnungen und Sammlungen der schwedischen Alterthümer heraus geben. — Das Schloß ist nicht ganz ungebraucht und öde, sondern wird sehr passender Weise angewandt: ein Theil desselben als Gefängnisse; in einem andern hielt man im vorigen Kriege Franzosen gefangen, die sich so befreiten, daß sie in einem Viereck unzählige kleine Löcher in eine Thür bohrten, das ganze Stück nun ausbrachen und sich einen ziemlich leichten Durchgang verschafften; dann ließen sie sich in den wasserlosen Graben hinunter und entkamen mit vieler Mühe wirklich in das Land, wo sie aber als Fremde und Unbekannte gleich wieder ergriffen wurden.

(Die Fortsetzung folgt.)

## Ueber öffentliche Todes-Anzeigen.

Wenn ich in dem Zeitungs-Blatte
Lese, wer gestorben ist:
Hier der beste Freund und Gatte,
Dort der beste Mensch und Christ;
Hier der Frömmste aller Frommen,
Dort der Patrioten Zier —
Denk ich oftmals still bei mir:
„Woher mag es doch wohl kommen,
Daß auch nicht ein Böser stirbt,
Immer mehr die Welt verdirbt?
Bleibt nur Schofelzeug auf Erden,
Wer mag streben, alt zu werden?"

Richard Roos.

## Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

Paris. Am 7ten Juni ist der Meuchelmörder des Herzogs von Berry, Louvel, nach einem höchst einfachen Prozeß, da der Verbrecher seine That nicht einen Augenblick geleugnet hatte, auf dem gewöhnlichen Richtplatz an der Seine, mitten in der Stadt, guillotinirt worden. Die Menschenmasse, welche sich zu diesem gräßlichen Schauspiel versammelt hatte, war ungeheuer, und obgleich Tausende davon diese Procedur gewiß oft gesehen

hatten, da derselbe Platz durch dasselbe Instrument in der Revolution so unzählige Schlachtopfer fallen sah, so war man doch neugierig, das Ende dieses historisch-merkwürdigen Verbrechers zu sehen, der durch seine That, wie durch sein späteres Betragen, bewiesen hatte: daß er, wenn gleich ein verruchter, doch auch ein ungewöhnlicher Mensch sey. Man schätzte die Summe der Zuschauer auf beiden Ufern des Flusses auf 200,000, und ich glaube nicht, daß man sie zu hoch anschlägt, wenn man gesehen hat, wie die Häuser auf dem Platze bis zu den Schornsteinen hinauf, wie alle umliegenden Straßen vom Kerker des Delinquenten bis zum Richtplatz, wie die beiden Quais des Flusses auf eine lange Strecke, wie selbst alle Plätze des in einiger Entfernung liegenden Thurmes von Nôtre-dame mit Menschen überfüllt waren. In dieser Zeit der Gährung auf einen möglichen unangenehmen Ausgang gefaßt, war eine Menge von Militair zu diesem Akt in Bewegung gesetzt, wie sie sonst nicht aufgeboten zu werden pflegt. Doch war des Verbrechers That zu allgemein und von allen denkbaren Partheien gleich sehr verabscheut, als daß sich auch nur eine Stimme hätte für ihn hören lassen, und so ging das Trauerspiel ganz ruhig zu Ende. Es ist hier nicht der Ort, weitläuftiger zu deduciren: wie unendlich wichtig für Frankreichs Lage Louvel's That war, wie denn auch zum Theil die Folgen derselben noch nicht ganz zu berechnen sind; daß sie gerade in einen Zeitpunkt, wie der jetzige, fiel, macht sie doppelt wichtig und für die Weltgeschichte markirend. Der Herzog von Berry scheint allgemein und aufrichtig betrauert zu werden; jeder Tag gebiert noch immer fortdauernd neue Kupferstiche auf die That, Portraits des Herzogs und seines Mörders (von dem allein fünf verschiedene zu haben sind), Sonaten und Phantasieen für alle denkbaren Instrumente (meist der Herzogin gewidmet, und gewiß zum größten Theil Spekulation) und eine Fluth von Schriften und Schriftchen, aus deren Legion ich nur eine nennen will, wie sie ein hiesiges Journal ankündigt, um zu zeigen, wie schlecht man sich noch immer hier auf unsere Muttersprache versteht; die Schrift soll heißen: „Die letzen Stunten seiner konigl. hoheit des herzog von Berry.“ *) — Ein anderes politisches Faktum hat lebhafter auf die Nation, namentlich auf die Pariser, reagirt, ich meine die Veränderung des Wahlgesetzes. Die Diskussionen über diese Modifikation sind nun geschlossen; sie hat zu sehr bedeutenden Unruhen Gelegenheit gegeben, und es war die royalistische Parthei, die zuerst Lärm schlug. Freudig, ihren Plan durchgesetzt zu sehen, wälzte sich eine große Menge dieser Parthei von der Kammer der Deputirten nach den Tuillerien und dem Palais-royal, wo sie mich nicht weniger als alle unvorbereiteten Zuschauer überraschte; sie erfüllte die Luft mit ihrem Geschrei: „Vive le Roi! à bas la gironde!“ u. s. w., wozu sie drohend die Stöcke gegen die Kaffeehäuser des Palais-royal schwang, welche der Sammelplatz der Liberalen zu seyn pflegen und die auch bald geschlossen wurden. Diese Parthei ließ ihre Gegner am ersten Tage ruhig gewähren, um besser gerüster bald darauf imposanter hervor zu treten. Dies geschah auch am andern Tage, und der Lärmen und die Unruhen wälzten sich, immer wachsend und einer stark bewaffneten Macht, selbst mit Verlust mehrerer Todten und vieler Verwundeten, Trotz bietend, zehn bis zwölf Tage hindurch durch die Straßen der Stadt und auf den Boulevards fort. Jetzt ist es des Abends wieder ruhig und die Patrouillen sind bedeutend vermindert. Dagegen erzählen uns die Zeitungen von den kleinen Feuern, die an verschiedenen Ecken in der Provinz aufblitzen. Daß auch diese Diskussionen in der Kammer eine Menge von Schriften erzeugt haben, läßt sich denken; einige davon suchen durch wunderliche Titel die Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen, die ihnen bei der Anonymität oder Unberühmtheit ihrer Verfasser entgehen dürfte: so nennt sich eine „brochure sans titre“ und eine andere „Nouvelles nouvelles“ u. s. w. Der ewige red- und schreibselige, semper parate Herr von Pradt kündigt auch diesmal wieder eine Schrift: „de l'Affaire des elections“ an! — Ich theile Ihnen bei dieser Gelegenheit abermals mit, was die Literatur so eben an interessanten Neuigkeiten bietet. An der berühmten „description de l'Egypte“ wird unausgesetzt gearbeitet. Als man neulich in der Kammer abermals eine Summe für dieses Werk forderte, hörte ich ein Mitglied der Opposition die närrische Berechnung vorlegen: daß dasselbe nun schon drei Millionen koste, wofür man doch — setzte er unter Gelächter der Versammlung hinzu — beinahe Egypten selbst gekauft haben könne, was unstreitig besser gewesen wäre als seine Beschreibung! — Von Duclos Werken ist eine neue Ausgabe in drei Theilen (24 Fr.) erschienen. Duclos ist einer der besten und klügsten Schriftsteller aus dem Zeitalter Ludwigs XV., und besonders die Geschichte Ludwigs XI. aus seiner Feder ist von großem Interesse. Diese neue Sammlung wird seinen zahlreichen Freunden auch in unserm Vaterlande angenehm seyn. — Eine größere Klasse deutscher Leser dürfte aber folgender Titel sehr anlocken, den ich ganz citiren will, zugleich auch zum Beweise, wie ich später noch einen andern an zu führen habe, daß auch hier in Frankreich jetzt das Schauderhafte, das Furchtbare mehr reizt als das Schöne, daß man auch hier gepackt und geschüttelt, statt ergriffen seyn will. Das Wunder-Buch heißt: „Les ombres sanglantes, galerie funèbre de prodiges, événemens merveilleux, apparitions nocturnes, songes épouvantables, délits mysterieux, phénomènes terribles, forfaits historiques, cadavres mobiles (!), têtes ensanglantées et animantées (!!) vengeances atroces et combinaisons du crime, puisés dans des sources réelles: recueil (man höre!) propre à causer les fortes émotions de la terreur“!! — Starken Geister! für etwa anderthalb Thaler sächsisch werdet Ihr dies schöne Buch, zwei Theile mit gar hübschen Titelkupfern und Vignetten, im Mittelpunkt von Deutschland kaufen können. Und wer sich das Verdienst um die deutschen Leih-Bibliotheken erwerben wollte, gar eine Uebersetzung dieses kostbaren recueil zu liefern! — Von dem bekannten geistreichen Rougemont ist „Raphael d'Aquilar oder die portugiesischen Mönche“ erschienen; es ist eine Kritik der Klostersitten mit piquanten Beobachtungen und komischen Scenen aus jener Zeit. — Das ganz neue Lustspiel: „Le folliculaire“, welches erst einige Mal mit großem Erfolg aux françois gegeben worden, ist auch schon für 1000 Thlr. sächs. (wie Sie wissen der gewöhnliche Preis!!) dem Verfasser abgekauft und vorgestern gedruckt erschienen; nächstens mehr über diese interessante Produktion. (Der Schluß folgt.)

Ein Künstler zu Brüssel, Namens Desprets, hat eine neue Maschine erfunden, welche er den Windmacher nennt. Sie wird durch ein sich immer erneuerndes Gewicht von 1800 Pfund in Bewegung gebracht. Die bewegende Kraft läßt die Luft, welche aus dem Windmacher heraus dringt, in jeder Sekunde 250 Fuß durchlaufen; dieser Wind faßt die Triebe eines schwebenden Rades, welches etwa 30 Fuß Umfang hat; die Axe dieses Rades greift in ein hundertzahniges anderes Rad. Die Masse Wind, welche das große Rad treibt, ist: in einer Sekunde 500,000 Kubikzoll, und gerade so viel, als die rechte Seite der Maschine ausbläst, eben so viel dringt in die linke Seite wieder ein. Hierdurch wird die Thätigkeit beider Seiten in stetem Gleichgewicht erhalten, und die Maschine kann vollkommen die Dampfpumpen ersetzen. (Censeur.)

Ein Waffenschmidt zu Rom, Namens Diamanti, hat ein sehr einfaches Mittel gefunden, den bisher gebräuchlichen Feuerstein an der Flinte durch Knallpulver zu ersetzen, wodurch der Vortheil entsteht: daß man, nächstdem, daß ein solcher Stein leicht zerspringt, auch des Zündpulvers entbehren und 40 Schuß hinter einander thun kann. (Censeur.)

*) Gleich daneben wird ein anderes, gleichfalls in Straßburg erschienenes Buch so angezeigt: „Bluthen dem bluchenden alter gewidet“!!

Redacteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurersche Buchhandlung.




# Der Gesellschafter oder Blätter für Geist und Herz.

1820. Sonnabend den 8. Juli. 110tes Blatt.


## Aus Briefen des Professors Rask.

(Fortsetzung.)

In einem andern Theile des Kalmarer Schlosses ist eine Schule für arme Kinder, wo sie, anstatt zu betteln, arbeiten lernen. Die Landes-Verwaltung hat sie eingerichtet, Reisende besuchen und beschenken die Anstalt oft mit bedeutenden Gaben. Es war mir unangenehm, daß man der Stiftung den Namen: „Correktions- oder Zucht-Haus" gegeben hatte. Correktion setzt Verderbtheit und Vergehen voraus, die bei den schuldlosen Kindern nicht statt finden, und an die Sünden ihrer Eltern sollte man doch so wenig als möglich erinnern. Dieser Platz und die ganze Gegend um Kalmar sind in der schwedischen Geschichte klassisch. — Man zeigt nahe an der Stadt den Ort, wo Gustav Wasa ans Land stieg, als er von Lübeck kam; der jetzige französische König, Ludwig XVIII., besuchte ihn, als er sich unter der Regierung des nun abgesetzten Königs in Schweden aufhielt. Er küßte den Boden, ließ zur Erinnerung ein Denkmal errichten und nahm ein Grasstück als eine Reliquie mit. Wer kann dieses erfahren, ohne Betrachtungen über den Wechsel der menschlichen Schicksale an zu stellen? Nun ist der damalige Flüchtling, der wahrscheinlich den Schweden schmeicheln wollte, der König eines der ersten Throne in Europa und sein damaliger Beschützer irret unstät in fernen Landen umher, wie sein Sohn, der letzte Sprößling von dem Stamme Gustav Wasa's. — Ich wäre gern länger in dieser berühmten Stadt geblieben; aber wir mußten am 10ten November weiter. — Der Ausgang des Kalmar-Sundes oder die nördliche Seite zwischen Oeland und Smaaland schien mir schöner, als die südliche; an der südlichen ist Oeland kahl und von Holzungen entblößt, aber auf der nördlichen Seite der Insel sieht man zerstreute Waldstücke und bedeutende Trümmer des alten Schlosses Borgholm. Man sagte mir, daß eine neue Stadt in der Nähe angelegt werden solle und daß einige Familien in Kalmar sich erboten hätten, dahin zu ziehen. Der Hafen von Borgholm ist gut und gehört vielleicht zu denen, die im Mittelalter absichtlich errichtet wurden.

Ich will diesem Briefe einige Nachrichten über die Literatur der Finnen hinzu fügen. — Die Finnen sind seit ihrer Vereinigung mit Rußland, die sie gewissermaßen zu einem eigenen selbstständigen Volk erhob, völlig aus dem Schlummer erwacht und eine neue Periode ihrer Literatur ist begonnen. Man muß gestehen, daß seit einiger Zeit schon die Behandlung der Finnen den Herrschern Ehre macht. Mag auch Politik der Beweggrund gewesen seyn, so darf man solche Politik segnen, deren Wirkung die Ausbildung einer edlen Nation ist, und diese Wirkung erkennt man nicht nur in der intellektuellen Bildung, sondern auch in dem Wohlstand und dem Charakter des Volkes. Es ist gesittet, ruhig, arbeitsam, sparsam, denkend, gastfrei und redlich im höchsten Grade; und daß diese Eigenschaften wirklich das Werk der schwedischen Regierung sind — mindestens in so weit, als sie solche ernährt und gepflegt hat — beweiset der leichteste Blick auf die Finnen in Inger-

manland, die mit den eigentlichen Finnländern ein Volk sind und dieselbe Sprache reden. Dasselbe beweiset der leichteste Vergleich mit den Esthländern, die, in Knechtschaft, Elend und Unwissenheit gehalten, obgleich demselben Stamm entsprossen, meine Meinung in ein helles Licht stellen. Der Edelmuth der jetzigen russischen Regierung hat ganz vorzüglich auf die Finnen gewirkt, besonders dadurch, daß das sogenannte alte Finnland — das Viburger Gouvernement — mit dem neuen Finnland vereinigt ist, unter einer Regierung, mit gleichen, schwedischen Gesetzen, von denen es eine sehr gute Uebersetzung in finnischer Sprache giebt. Die sämmtlichen Einwohner Finnlands, bis einige Meilen vor Petersburg hin, leben nun in derselben bürgerlichen Freiheit, unter derselben milden Behandlung, wie in ihrer Vereinigung mit Schweden; sogar noch regsamer, da der Kaiser Alexander ihre Freiheiten erweitert hat. Diese Vereinigung des ganzen Landes hat die vortheilhaftesten Folgen. Vormals war das Gymnasium in Viburg der Universität zu Dorpat untergeordnet; dadurch wurde die deutsche Sprache in dem Unterricht herrschend; die schwedische war von den höheren Ständen angenommen; die finnische war die Sprache des Volkes geblieben; mit der militairischen Einrichtung ward die russische eingeführt; also strebten vier verschiedene Sprachen einander zu verdrängen und Alle wurden schlecht und geschmacklos gesprochen und geschrieben. Jetzt ist das Gymnasium und sind die Schulen im Viburgschen wieder mit der Universität zu Abo vereinigt und die schwedische Sprache, deren sich die Regierung bedient, wird wieder allgemein. So schreiten nun die Finnen fort auf der begonnenen Bahn der Vereinigung mit einander und ihren nördlichen Brüdern. Sie hat schon Früchte getragen: zuerst erschien im Viburgschen eine finnische Sprachlehre von Johann Strahlmann, die aber verwickelt, fehlerhaft und in schlechtem deutschen Styl geschrieben ist. Zugleich erhob sich ein finnischer Gelehrter und Dichter, der Sekretair Judén in Viburg, welcher durch mehrere Aufsätze und Volkslieder bei seinen Landsleuten die Leselust erhält. Sein größtes Werk ist: „Försök till Utredande af Finsca Sprakets Grammatik. Viborg, 1818." Es ist kurz und deutlich und übertrifft die früheren Versuche. Außerdem hat er eine Sammlung finnischer Sprüchwörter heraus gegeben, und, neidischer Verfolgungen ungeachtet, seine ruhmvolle Arbeit fortgesetzt. Sein letztes kleines Gedicht ist im Jahr 1819 in Viburg heraus gekommen und betitelt: „Lahtolaulu eli Hyvasti-Jatto Vainamoiselle", d. h. Abschiedslied an Finnlands Braga; doch hoffe ich, um des Volks willen, daß es nicht seine letzte Arbeit seyn wird. Die Finnen haben vielleicht größere Gelehrte, aber keinen verdienstvolleren und unentbehrlicheren, da das Volk keiner erhabenen, sondern nur einer mäßigen Ermunterung des Geistes bedarf, um zu denken, zu lesen und seine eigene Sprache zu verstehen.

(Die Fortsetzung folgt.)

## Der hülfreiche Freund.

(Fortsetzung.)

Auch des leidenden Fußes völlig vergessend, ließ er das durch Staub und Vernachlässigung fast unkenntlich gewordene Bild heraus auf den Vorplatz tragen und arbeitete nun, in ein Fenster gelehnt, emsig daran, das ehemalige schöne Colorit desselben wieder hervor zu bringen. Indem er noch so geschäftig war, öffnete sich die Thür des gegenüber liegenden Zimmers; ein junger Mann von edlem Ansehen kam heraus, stand einen Augenblick still, der Arbeit zusehend, und trat dann hinzu, mit dem Verlangen: das Bild näher zu betrachten. Mit Willfährigkeit stellte der bisher so eifrige Arbeiter es sogleich in das beste Licht; der Fremde besah es lange und sprach mit Geist und Interesse über Malerei; das Bild sowohl als der Eigenthümer schien ihm zu gefallen, und er bat bei dem Weggehen: daß *Wilhelm*, wenn es ganz wieder in besseren Stand gesetzt sey, doch Abends noch einmal damit auf sein Zimmer kommen möge. — Auch das ward recht gern versprochen; ihm schien es fast, als verrathe Anstand und Wesen des Fremden: daß er befehlen könne, wo er nur bat. Indem nun Jener die Treppe hinab ging, bemerkte Wilhelm, daß der herauf kommende Wirth ihm höchst ehrerbietig Platz machte und ihn fast überdemüthig mit einem: „Unterthänigen guten Morgen, gnädiger Herr!" begrüßte. Dadurch neugierig gemacht, erkundigte sich Wilhelm nun näher nach ihm. Anfangs machte der Wirth den Geheimnißvollen, mit wichtiger Miene versichernd: es sey eine hohe Standesperson, die nicht erkannt seyn wolle; da er indessen selbst im Grunde die größte Lust hatte, zu erzählen, was er wußte, so erfuhr Wilhelm bald: daß es der junge Fürst des benachbarten Landes sey, welcher, man wisse nicht, zu welchem Zweck, im strengsten Incognito, nur von einem einzigen Cavalier und einem Diener begleitet, eine Reise gemacht habe, von der er jetzt zurück kehre. — Diese Kunde, mit prahlender Geschwätzigkeit vorgetragen, war für Wilhelm nichts weniger als unwillkommen; ein Hoffnungsstrahl blitzte durch seine Seele, und als er am Abend das Gemälde wieder zu dem Fürsten trug, ließ er es sich angelegen seyn, das Gespräch fest zu halten und auf mancherlei Gegenstände zu leiten, bis endlich dieser die von ihm schon lange gewünschte Frage nach seinen Verhältnissen und seinen Planen für die Zukunft that. Jetzt verhehlte nun Wilhelm seine Lage nicht; doch mit bescheidenem Stolz stellte er sie in sehr gemäßigten Farben dar. Nicht ohne freundliche Theil-

nahme hörte der Fürst ihm zu; dann faßte er seine Hand und sprach mit Lächeln: „Nun, lieber junger Freund! da kann ich vielleicht helfen. Im Lande des Fürsten von ** wird jetzt mancher talentvolle Kopf hervor gezogen. Wenn ein guter Gehalt damit verbunden wäre, hätten Sie wohl Lust, die Stelle eines Lehrers an dem neuerrichteten Gymnasium an zu nehmen?“ — „O wie gern würde ich diesem Rufe folgen!“ rief Wilhelm bewegt und sich vergessend aus: „wenn Ew. Durchlaucht —.“ — „Wie? Sie wissen schon?“ unterbrach ihn hier der Fürst fast unzufrieden. Doch, sich schnell besinnend, setzte er gelassen hinzu: „Nun, es ist ja ohnehin jetzt in wenigen Stunden mit der goldenen Freiheit vorbei! — Es bleibt bei meinem Worte, junger Mann! Kommen Sie, sobald Sie können!“ — Hier sagte eine leichte Verbeugung, daß der Fürst jetzt das Gespräch ab zu brechen wünsche; und voll der lebhaftesten Freude über die neue glückliche Wendung seines Schicksals, welche er, wie das erste Mal, keinem Andern als dem alten treuen Dürer verdankte, eilte nun Wilhelm zurück in sein Zimmer.

Jetzt doppelt froh, daß ihm wieder verstattet war, ungehindert weiter zu wandern, setzte Wilhelm am folgenden Morgen seine Reise fort, welche er so sehr als möglich beschleunigte. Bald hatte er sein Ziel erreicht, bald auch seine kleinen Habseligkeiten zusammen gepackt und sein Stübchen geräumt. Es blieb ihm nur noch übrig, von einigen Freunden, welche in der Nähe seiner Vaterstadt lebten, Abschied zu nehmen; und in weniger als vierzehn Tagen zog er — ein bescheidener Fußgänger wie immer — schon in die Residenz des nachbarlichen Landes ein.

Auch jetzt, da er nicht mehr dem einfachen, den Fürsten verläugnenden Reisenden, sondern dem künftigen Herrn und Gebieter gegenüber trat, war die Aufnahme, welche er fand, so milde, so rein wohlwollend, daß er es nicht über sich gewinnen konnte, sie gnädig zu nennen. Seine Ernennung zum Lehrer am Gymnasium ward sogleich ausgefertigt, und zu seiner Freude fand er in mehreren seiner Collegen Männer, welche er schon lange dem Namen nach gekannt und geschätzt hatte. Auch die Liebe seiner Schüler erwarb er sich bald durch die Lebhaftigkeit seines Vortrags, durch den freundlichen Ernst seines einfachen Wesens; und hätte nicht ein Wunsch sich gerade jetzt immer öfterer in seiner Seele hervor gedrängt, so würde es ihm fast geschienen haben, als sey ihm nun gar nichts zu wünschen mehr übrig.

Eine kleine freundliche Wohnung war sein — sie gehörte mit zu seinen Vorrechten als Schullehrer — ein mäßiges Auskommen war ihm zugetheilt, mit welchem er es hätte wagen können, einem geliebten Mädchen seine Hand zu bieten; und immer noch stand das Bild jener Einzigen, deren Besitz vielleicht jetzt nicht mehr unerreichbar für ihn gewesen wäre, in seiner ganzen früheren Klarheit vor seiner Seele. Allein wo sie wieder finden? wie von dem Glück, welches schon so viel für ihn gethan hatte, auch noch die Erfüllung dieses letzten, sehnsuchtsvollen Wunsches hoffen? — Und war es denn nicht auch Schwärmerei, vielleicht nur allzu vergebliche Schwärmerei, immer noch so fest an dem Zauber dieser Erscheinung zu hangen? immer noch so bestimmt von der ihm völlig Unbekannten zu wähnen, daß sie allein sein Leben zu beglücken im Stande sey? — Allein trotz solcher Betrachtungen gewann sein Herz, oder vielleicht nur seine Phantasie, immer wieder die Oberhand über die kühleren Aussprüche der Vernunft, und an Schließung eines anderen Bündnisses zu denken, das erschien ihm als ganz unmöglich.

(Der Schluß folgt.)

## B u n t e s.

Als Belisarius den Gelimer, Fürsten der Vandalen, der mit den Seinen im Kriege Hungersnoth litt, auffordern ließ, sich der Großmuth des Kaisers Justinian zu ergeben, antwortete Jener stolz und kraftvoll: „Ich will nicht Sklav meines Feindes werden! Weil Justinian nicht nur Fürst, auch Mensch ist, wird ihm der Himmel mein Unglück zu vergelten wissen; von Dir aber erbitt' ich nichts als ein Brod, einen Schwamm und eine Laute: ein Brod, weil ich seit drei Monaten keines sah; einen Schwamm, um meine Wunden zu waschen und eine Laute, um mich in meinem Elende zu trösten!“

Vor mehr als dreißig Jahren konnte ein Franzose aus der Provinz in Paris sich nicht satt sehen, als Ludwig XVI., die Königin, der Dauphin und die jetzige Herzogin von Angouleme auf der Terrasse des Tuillerie-Gartens spazieren gingen. „Ey, sehen Sie doch, schauen Sie doch!“ rief er wiederholt aus; „da spazieren Ihre Majestäten und der Herr Dauphin und Madam, Alle — in höchsteigener Person!“ (il se promènent eux-mêmes.)

Die Stelle in Shakspeare's „Macbeth“, wo ihm die Hexen so lange den Sieg versprechen, bis Birnams-Wald nach Dunsinane kommen wird, ist im „Morning-Chronicle“ mit Hülfe eines Wortspiels auf die Ankunft der Königin in England angewendet worden. Ihr Begleiter ist der ehemalige Lord-Mayor von London, Matth. Wood. Wood heißt auf englisch: ein Wald. Ein Wood (ein Wald), sagt die Parodie, bewegt sich von den Hügeln von Calais zu uns her!

Auf den Vortrag in der Deputirten-Kammer in Paris: „eine lateinische Stadt an zu legen“, bemerkte ein Spaßvogel: Dies sey das Mittel, sich vollends in Frankreich nicht zu verstehen; man habe ohnehin schon Mühe genug, mit Hülfe der französischen Sprache dahin zu gelangen.

Th. Laurin.

## Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

**Paris.** (Schluß.) Anderer Neuigkeiten in der dramatischen Welt gab es im Monat Mai nicht viel. Die schon früher erwähnte Tragödie „Demetrius", im ersten französischen Theater, hat selbst nach einer Aenderung am zweiten Abend kein bedeutendes Glück gemacht. In der „Opera comique" haben die von mir erwähnten „Voitures versées" fortdauernd so viele Zuschauer hinein geworfen, daß es der Verwaltung unmöglich war, auch der kleinsten Neuigkeit ein Plätzchen zu gönnen. Auf dem „Odéon" ist eine „schwarze Dame" wie ein Schatten erschienen und sie hat sich hier nur zwei Mal sehen lassen. Im „Vaudeville" ist der Unsichtbare alle drei, vier Tage einmal sichtbar geworden; eine niedliche Kleinigkeit, die, wenn gleich auf bekanntem Boden ruhend, durch vortreflliches Spiel sich hält. Desto ungebührlicher hat man auf diesem Theater den „unentschlossenen Arlequin" behandelt, den von der Bühne zu entfernen man nicht einen Augenblick unentschlossen war. In den „Varietés" erschüttert die neue komische Farce „das Automat" alle Abend die Zuhörer, die Odry mit seiner hölzernen Steifheit außerordentlich lebendig zu machen weiß; aber „die Frau und das Pferd" auf derselben Bühne sind am ersten Abend gestolpert und gestürzt. Die „geraubte Perücke" amüsirt das Publikum in der „Gaité", wie das kleine niedliche Stück: „Zieht den Vorhang auf!" das eine Art „Proberollen" oder „Beruf" unserer deutschen Bühne ist, im „Ambigu comique". Im Theater an der „Porte St. Martin" hat das kleine Vaudeville: „die Epauletts des Grenadiers" der französischen National-Eitelkeit sehr geschmeichelt und folglich sehr gefallen. Eine viel wichtigere Neuigkeit hat aber dieses Theater gebracht, eine Neuigkeit, die rasch en vogue kam und so eben ganz Paris beschäftigt. Es ist dies das Beispiel, von dem ich oben sprach. Die genannte Bühne hat nämlich ein Melodram in drei Akten: „der Vampir" auf die Bühne gebracht, wo Lord Byron's bekannte Novelle dieses Namens zum Grunde gelegt ist und womit die Prophezeihung erfüllt wurde, die ein deutscher Rezensent dieser Novelle in der „Halleschen Literatur-Zeitung" ironisch aussprach: daß es nämlich gerade jetzt an der Zeit wäre, den Vampirismus auf die Bühne zu bringen, auf der alle übrigen denkbaren Schrecknisse fast erschöpft sind. Sie können denken, daß auch französische Kunstrichter diese Tendenz bitter tadeln, nichts desto weniger aber drängt sich das Publikum alle Abende ins Theater St. Martin und alle andere kleinen Theater haben sich rasch bemüht, gleichfalls durch Vampire ihren Zuschauern, wenn nicht das Blut, doch das Geld zu entziehen: so hat man im „Vaudeville" einen „verliebten Vampir" und in den „Varietés" gar — die „drei Vampire" mit Glück in die Scene gesetzt, und man spricht noch von neuen zu erwartenden Stücken dieses Namens. Ich zweifle nicht, daß man auch in Deutschland diesen neuen Hebel, die Theater-Kassen zu füllen, bald in Bewegung setzen wird, und beeile mich, näher mit zu theilen, wie der französische Verfasser seinen Stoff benutzt hat. — Ruthwen, Freund des O'bray, hat mit diesem eine Reise durch Griechenland gemacht, und sich unterweges in Malvina, die Schwester des Lords O'bray verliebt, deren Portrait der zärtliche Bruder ihm oft gezeigt hatte. Der Lord hat seinem Freunde nach Beider Zurückkunft die Hand seiner liebenswürdigen Schwester versprochen, als dieser, von Straßenräubern überfallen, tödtlich verwundet wird. O'bray entfernt sich einen Augenblick vom Kampfplatz, und ist unglücklich genug, bei seiner Zurückkunft seinen Freund nicht wieder zu finden. Er reist nach Schottland zurück und macht bald Bekanntschaft mit Marsden, dem Bruder Ruthwen's, dessen Züge ihn so fesseln, daß er, der alten Freundschaftsbande mit dieser Familie eingedenk, beschließt, seine Schwester mit dem Bruder des Mannes zu verbinden, dem er sie früher versprochen hatte. Malvina ist durch einen Traum erschreckt, den sie in der Grotte Staffa — berüchtigt wegen der nächtlichen Erscheinungen und des Aufenthaltes von Vampiren — gehabt hat, und erwartet den ihr bestimmten Gatten, als der wiedererstandene Ruthwen auftritt und seine, auf Athens Gefilden ihm zugesagte Verlobte fordert. Er ist äußerst dringend im Verfolgen seines Glückes, weil wichtige Umstände ihn dazu anspornen: der Vampir nämlich muß für immer in sein Nichts zurück kehren, wenn nicht binnen sechs und dreißig Stunden ihn das Blut eines Schlachtopfers wieder belebt hat. Ruthwen also, besagter Vampir, muß eilen, die schöne Gelegenheit zu benutzen, und O'bray verspricht seinem alten Freunde, daß vor Ablauf des nächsten Tages sein Ziel erreicht seyn soll. Der Vampir, dem die Präparative einer Hochzeit das Signal zu einem fürchterlichen Genusse sind, nimmt die Zusage mit wilder Freude an. Er durchirrt das nahe Dorf, sieht die schöne Braut, und entzündet von strafbarer Begier, verlangt er nur einen Blick und die Erlaubniß zum Handkuß. Diese widersteht noch und schon verändert ein unbekanntes Gefühl ihre reizenden Züge. Der Tanz beginnt, Ruthwen verfolgt die Schöne, und — wie im „Don Juan" — wird das Fest durch das Geschrei des Schlachtopfers und durch den Schuß unterbrochen, den einer der Anwesenden auf des Vampirs Herz führt. O'bray hört seinen letzten Seufzer und muß ihm schwören, Malvina das Genauere dieser Scene zu verheimlichen. Es ist nicht möglich, diesen Schwur zu halten und er steht nicht an, Malvinen Alles mit zu theilen, die ihn — der Narrheit beschuldigt. Sie hat so eben ihren Bräutigam gesehen, er hat ihr ein Bouquet angeboten, jetzt eben kömmt er an sie heran — er beeilt die Ceremonie — schleppt sie zum Altar — als Abdiel erscheint, der Engel der Liebe und der Verlobten. Die Schicksals-Stunde schlägt; Geister umringen Ruthwen und der Schlund der Gräber öffnet sich, ihn auf immer zu verbergen!!! — Da haben Sie einen kurzen Ueberblick der abentheuerlichsten dramatischen Composition, die wohl je über die Bretter gegangen ist, und die doch, wie ich schon erwähnte, verbunden mit einem Aufwande von äußeren Mitteln, Costümen, Dekorationen u. s. w., alle Abend ein großes Publikum und darunter viele sogenannte Gebildete anlockt!! Casper.

Zu Vesoul ist von einem Ingenieur-Offizier eine Maschine erfunden, welche während der Nacht genau den Ort anzeigt, wo so eben eine Feuersbrunst ausbricht, so daß die Hülfe schleunigst an rechte Stelle gesendet werden kann. (Constitut.)

Redacteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurersche Buchhandlung.




# Der Gesellschafter
oder
# Blätter für Geist und Herz.

1820. Montag den 10. Juli. 111tes Blatt.


## Gleichniß.

Frei nach dem Spanischen.

Wenn ich so den Ring betrachte,
Der an meinem Finger blitzt —
Einst im Diamanten-Schachte
Von dem Geist des Bergs beschützt —
Wird ein zwiefach Bild gestaltet
Mir in seinem Wellenspiel:
Warme Treu, die in mir waltet,
Und dein lieblos herb Gefühl —
Fest wie Demant ist mein Lieben,
Hart wie er dein Herz geblieben!

Wilh. Smets.

## Der hülfreiche Freund.

(Schluß.)

Als Wilhelm nun einst, ermüdet von der Arbeit des Tages, am Abend in seinem stillen Stübchen allein saß und das alte, ihm immer lieber werdende Gemälde seine einzige Gesellschaft war, sah er ein junges Mädchen am Arm eines ältlichen Mannes schnell und nahe unter seinem Fenster vorbei gehen. Sie waren schon fast vorüber, als er sie bemerkte, und nur noch die Gestalt der Jungfrau fiel ihm als sehr angenehm auf. Gleich nachher hörte er auf der Flur seines Hauses sprechen, trat heraus und — wer malt sein freudiges Erstaunen? — seine schöne, so oft und sehnsuchtsvoll herbei gewünschte Unbekannte stand vor ihm.

„Wohnt hier vielleicht der Maler N.?" mit dieser prosaischen Frage störte der Begleiter der Schönen sogleich sein erstes, lautloses Entzücken; und wäre es nicht ihr Begleiter gewesen, Wilhelm hätte vielleicht, ganz gegen seine Gewohnheit, die unwillkommene Frage mit einer ziemlich mürrischen Antwort vergolten. Doch jetzt nahm er sich zusammen, antwortete ein bescheidenes „Nein!" und erbot sich, die Fremden zu der noch etwas entfernten Wohnung des Malers zu begleiten. Dies Erbieten ward freundlich angenommen und im Gehen erzählte der alte Herr: daß er von einer ziemlich weiten Reise so eben erst mit seiner Tochter hier angekommen sey, um seinen einzigen Sohn wieder ab zu holen, den er, eines hartnäckigen Augenübels wegen, einem hiesigen berühmten Arzt habe in die Kur geben müssen. Dieser Sohn wohne bei einem Maler und da ihm nun, im Vorübergehen, an Wilhelm's offenem Fenster ganz deutlich ein schönes Oelgemälde ins Auge gefallen sey, so habe er geglaubt, dort schon die Wohnung desselben zu finden. — „Wie?" rief Wilhelm mit lebhafter Theilnahme; „der sanfte, so lange schon leidende Heinrich, einer der liebenswürdigsten meiner Schüler, wäre Ihr Sohn? Beinahe so lange ich hier bin habe ich ihm täglich in Manchem, was sich ohne Beihülfe der Augen lernen ließ, einige Stunden Unterricht gegeben, und wahrlich! er ist mir mit jedem Tage lieber geworden. Wohin er auch komme, jetzt, da er genesen ist, wird er überall in kurzer Zeit die meisten seiner Mitschüler hinter sich zurück lassen." — Indem er noch sprach, waren sie der Wohnung des Malers nahe, und Heinrich, eben am Fenster stehend, erkannte schon von fern die geliebten Verwandten an der Seite des neuen, ihm jetzt auch so werth gewordenen

Freundes. Er eilte ihnen entgegen, und konnte bald nach dem ersten freudigen Gruße gar nicht müde werden, zu erzählen: wie viel er dem immer sanften, theilnehmenden Wilhelm zu danken habe. — So knüpfte er schnell ein Band des Wohlwollens, der Dankbarkeit und des Vertrauens zwischen den Neuangekommenen und seinem Freunde; und Wilhelm, welcher immer noch seine schöne Unbekannte fast nur gesehen hatte, wagte jetzt die Bitte: ob er, ohne störend zu seyn, noch ein Stündchen die Bekanntschaft mit den Verwandten seines lieben Heinrichs fortsetzen dürfe? — Aus dieser einen Stunde wurden drei; und jetzt erfuhr er auch: daß Auguste — so hieß die Jungfrau — damals, als er sie in der Gegend von H. zuerst gesehen, mit ihrer Mutter allein zurück gereist sey, nachdem der kranke Bruder von ihnen her begleitet worden. Sie scherzte über den Zufall, welcher sie nun schon zum zweiten Mal unbekannter Weise zusammen führe, und meinte, um der Sache etwas Imponirendes zu geben, hätte es eigentlich erst bei dem dritten Mal zu Anrede und Gespräch kommen müssen. Wilhelm brachte den Abend so glücklich zu, wie sonst noch keinen im Leben — allein freilich für jetzt auch nur diesen einen Abend; denn da Heinrichs Vater durch Geschäfte gezwungen war, zu eilen, so verließen die kaum Angekommenen schon am folgenden Morgen in aller Frühe wieder die Stadt. Doch in wenigen Wochen kamen die Schul-Ferien und Wilhelm hatte nichts eiliger, als eine Reise nach F., dem Wohnort Augustens. Als er nach vierzehn Tagen des frohesten Aufenthalts von dort wieder abreiste, da hatte er schon heiter vertrauend dem lieben Mädchen alle die Wünsche, Träume und Hoffnungen ausgesprochen, welche er kurze Zeit vorher noch auf immer in seiner Brust verschließen zu müssen vermeinte. — Daß nun auch die schöne, so lange, so treu im Stillen geliebte Auguste ihm nicht abhold war, daß ihr Vater gern seine Einwilligung zu der gewünschten Verbindung der jungen Leute gab, das wird wohl Jeder von selbst dem guten Glück zutrauen, welches sich bisher des wackeren Wilhelm so unermüdet annahm. — Ehe noch der Frühling mit seinen tausend Blumen und Blüthen die Erde neu schmückte, blühte schon ein schönerer Frühling auf seinem stillen Pfade empor. Wilhelm erkannte innigst die ganze Fülle seines Glücks, und als bei dem munteren Hochzeitmahl die Gläser fröhlich klangen, da schenkte er das seinige voll bis zum Rande, hob es hoch empor und rief mit froher kräftiger Stimme: „Wer mich lieb hat, der trinke mit mir! Es lebe Dürer, der treue hülfreiche Freund meines ganzen Lebens!“ Caroline Stille.

## Aus Briefen des Professors Rask.

(Fortsetzung.)

Auch in Abo selbst hat die Literatur große Fortschritte gemacht. Die Universität ist erweitert und ausgedehnt und hat mehrere gelehrte und vortrefliche Professoren, z. B. Gadolin. Die Meisten waren aber schon vor der Vereinigung mit Rußland da, und ich will mich auf die späteren Arbeiten beschränken. Man hat von den beiden Magistern Ehrström und Ottelin eine „Rysk Spraklara for Begynnare“; der Letztgenannte ist nun Lehrer bei dem Gymnasio zu Borga, und der Erste an der Universität zu Abo, wo er jetzt im Begriff ist, ein russisches Lesebuch zu beschließen; er bearbeitet auch ein schwedisch-russisches Wörterbuch mit öffentlicher Unterstützung. Der gelehrte G. Rennvall bearbeitet, auf Kosten des berühmten russischen Reichskanzlers Romanzow, ein vollständiges finnisches Wörterbuch mit einer lateinischen und deutschen Uebersetzung, dessen Hälfte bereits im Manuscripte fertig liegt. Mit dem Jahre 1819 begann eine geschmackvolle und gut gedruckte Zeitung zu Abo; sie ist in schwedischer Sprache geschrieben, hat den Titel „Mnemosyne“ und wird von jungen hoffnungsvollen Gelehrten heraus gegeben, die sich, wie es scheint, auf keine literarische Parthei in Schweden beschränken. Sie hat schon interessante Abhandlungen und Rezensionen, die finnländische Sprache und Literatur betreffend, geliefert. Dieses ist erfreulich für den, der die alte Aboer Zeitung gekannt hat, welche wohl nicht schlechter seyn konnte. — Die eifrige Kultur der finnischen Sprache ist wünschenswerth und erfreulich für die Aufklärung des Volkes, für die Ehre der Regierung und für die Wissenschaften. Die finnische Sprache gehört zu den eigenthümlichsten, regelmäßigsten, gebildetsten und wohlklingendsten; sie hat das schönste Verhältniß zwischen der Zahl und Vertheilung der Selbst- und Mittellauter und kann darin mit der italienischen Sprache verglichen werden; sie hat nicht die unangenehmen zischenden Buchstaben der slavischen und lappländischen Sprachen und gleicht darin der dänischen; sie hat, wie die isländische und französische, einen bestimmten Tonfall; sie hat zwölf Kasus, aber nur zwei oder drei Declinationen und sehr wenig Unregelmäßigkeiten; also größere Vortheile und geringere Unvollkommenheiten und Beschwerden für den Begriff und das Gedächtniß. Sie ist, wie das Griechische und Deutsche, unendlich reich an Ableitungs-Wörtern und Zusammensetzungen, und scheinet die vorzüglichsten Eigenschaften der übrigen europäischen Sprachen in sich zu vereinigen. Von der englischen Sprache sagt man das Gegentheil. — Aber leider entbehrt die finnische Sprache etwas, welches für das Leben einer Sprache wichtiger ist, als die angeführten Vollkommenheiten, nämlich eine bedeutende Literatur; eine weitere Ausdehnung, stärkeren Zusammenhang zwischen den Finnen, Olonesen und Ingrern, und eine überwiegende Anwendung durch einen glänzenden Hof. Doch wird sie für einen denkenden Kopf stets merkwürdig und den Sprach-

Forschern unentbehrlich seyn, als ein Schlüssel zu der Sprache der uslavischen Stämme in dem Inneren Rußlands und des nördlichen Asiens, so wie für Jeden, der für die Vervollkommnung dieses sich größtentheils selbst überlassenen Volks arbeiten will. — Die Literatur fehlt jedoch auch nicht gänzlich. Bibel, Gesetze und Volks-Poesie sind schon erwähnt; außerdem giebt es viele Kirchen- und Andachts-Bücher; unter diesen Bugges „Predigten", die erst in das Schwedische und dann in das Finnische übersetzt sind, unter dem Titel: „P. O. Buggen Postilla" u. s. w. — „Juutin kielella ensin kirjoetetut. Turnsa 1804", d. h. zuerst in jütländischer Sprache geschrieben. Abo 1804. Auch „Erasmi Roterodami de civilitate morum puerilium" ist im Jahr 1670 übersetzt. Aber das Anziehendste von Allem bleiben die alten zum Theil heidnischen Runen (Runot-Gesänge), auf welche Ganander seine „Mythologia Fennica" gegründet hat. Sie sind wohl fast vernichtet, und da er keine vollständige Rune eingerückt hat, so scheint nun auf ewig verloren zu seyn, was davon zu seiner Zeit noch bekannt war. Es giebt auch geschriebene Sammlungen in Finnland; aber eine unzeitige Furcht, dem Christenthum zu schaden und Aberglauben zu verbreiten, hält die Eigenthümer ab, sie bekannt zu machen. Eine gedruckte Ausgabe würde natürlicher Weise das Gegentheil bewirken und zugleich möchten diese Dichtungen ihren Ruf als Zauber-Lieder verlieren, wenn ein jeder Bauer die ganze Hexerei für ein Geringes kaufen könnte. Man scheint aber auch in Finnland schon auf die Rettung dieses Schatzes zu denken: in einer Beilage der „Mnemosyne" wird von einem Deutschen, Doktor von Schröder, eine Sammlung finnischer Runen mit einer deutschen Uebersetzung angekündigt, die mit Hülfe eingeborner finnischer Gelehrten in Upsal heraus kommen soll; aber nur für Subscribenten, wie die Anzeige bestimmt, in der eine Rune auf Finnisch und auf Deutsch zur Probe steht. So wird also vielleicht bald eine finnische Edda erscheinen und eine neue Quelle zur Kenntniß der alten nordischen Götterlehre, des Aberglaubens und der Dichtkunst eröffnet werden. Ganander hat mit seinen Bruchstücken und seiner alphabetischen Fabellehre die gelehrte Welt nur wenig befriedigt. Man hätte lieber eine vollständige Sammlung aller Runen mit schwedischer oder lateinischer Uebersetzung gehabt.

(Der Schluß folgt.)

## Der Troubadour.

(Eine Fabel, aus dem Englischen.)

Im dreizehnten Jahrhundert zog ein Troubadour mit seiner Harfe umher. Einst überfielen ihn Räuber, banden ihn an einen Pferdeschweif und schleppten ihn so in ihre Höhle. Die Harfe, der es nicht viel besser, wie dem Troubadour selber ergangen war, kam sehr beschädigt mit ihm an. Die Räuber aber, nachdem sie getrunken hatten, wurden lustig und begehrten Gesang; der Troubadour mußte Folge leisten. Er begann mit noch zitterndem Ton und mit verstimmter Harfe; die Zuhörer schienen jedoch kein sehr zartes Musik-Organ zu haben und nahmen die Sache nicht so genau. Der Gegenstand seines Gesanges war eine Romanze, worin der Liebhaber seiner Gebieterin klagte: sie habe ihm sein Herz gestohlen. Bei diesem Wort gab ihm einer der Räuber einen derben Schlag, mit dem Bemerken: alle Anzüglichkeiten für die Zuhörer zu vermeiden. Der Troubadour sang darauf eine andere Romanze von einem Gefangenen, welcher Gerechtigkeit verlangt. Er ward sogleich wieder unterbrochen, und ihm bei schwerer Strafe befohlen: sich durchaus aller Persönlichkeiten zu enthalten. Der Troubadour machte nun einen dritten Versuch, seinen Zuhörern zu gefallen; allein zum Unglück bildete schon im zweiten Verse das Wort Menschlichkeit den Reim. „Eine neue Grobheit!" rief der Räuber-Hauptmann; „das ist zu arg! Jetzt werde ich Dir vorschreiben, was Du besingen sollst, und wage nicht, dagegen zu handeln. Gieb sogleich eine Hymne zu Ehren meiner Person und meiner Tugenden!" — Der Troubadour gerieth in peinliche Zögerung; er sollte gehorchen, doch — der Räuber war zu häßlich, seine Hände noch mit Blut besudelt; seine wilden Reden, sein abschreckendes Betragen — Alles widerstrebte einem Lobgedicht und der Barde — schwieg! Wüthend ergriff jetzt der Räuber die Harfe und warf sie gegen die Wand, daß sie in Stücke sprang. Da sprach mit frohem Blick der Troubadour: „Habe Dank, guter Gott! besser vernichtet, als entehrt!"

Heraklius.

## Lese-Früchte.

Wenig Päbste — sagt Herr von Coulange in seinen Memoiren — sind so streng gewesen als Innocentius XI. In einer Verordnung, die er am 30. November 1683 erließ, wird den verheiratheten und unverheiratheten Frauenzimmern bei schwerer Strafe verboten, anders als mit bedeckten Schultern, bis an das Kinn verhülltem Busen, langen Aermeln und undurchsichtig gekleidet öffentlich zu erscheinen. Einer andern Verordnung zufolge durften keine männlichen Musik- und Gesang-Lehrer bei ihnen zugelassen werden.

Ein neuerer spanischer Dichter, Don Gonzalez Carbajal, wollte im Jahr 1818 eine Uebersetzung der Psalmen heraus geben; als die Handschrift den Censoren der Inquisition mitgetheilt wurde, erklärten sie: „Wir haben nichts gegen die Bekanntmachung dieses Buches, finden es aber höchst auffallend, daß darin nirgends des Pabstes gedacht ist."

T. L. Secha.

## Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

**Hamburg.** Am 27sten Mai wurde eine öffentliche Versammlung der „Gesellschaft zur Beförderung der Künste und nützlichen Gewerbe“ gehalten, in welcher Hr. Dr. Trummer, als ernannter zweiter Sekretair, den Vortrag hielt. Man hörte mit Bedauern, daß die Gesellschaft, die nun seit einer langen Reihe von Jahren nach so vielen Seiten hin wohlthätig gewirkt, in den letzt verflossenen nicht die gewünschte Gelegenheit gefunden, für das allgemeine Beste so, wie in früheren Zeiten, sich thätig zu erweisen, indem nur selten zu Berathungen und Verhandlungen sich eignende Vorschläge und Mittheilungen gemacht worden. — Da Ihnen die ehrenwerthen Bestrebungen des wahrhaft patriotischen Vereins bekannt sind, so werden Sie gewiß gern in den lebhaften Wunsch: daß künftig keine Veranlassung zu ähnlichen Klagen sich finden möge, einstimmen. — Alle Institute der Sozietät gedeihen auf's Beste; die Rettungs-Anstalten für Ertrunkene und Erstickte erhielten seit der letzten öffentlichen Versammlung 89 Verunglückten das Leben; die Zeichnungs-Schule für Bauriße, freie Handzeichnungen und Ornamente hat durch eine verbesserte Schul-Ordnung gewonnen und zeigt einen vielfach bewährten Nutzen für die Ausbildung des Professionisten zum Künstler; in dem Versammlungs-Saal waren zum Theil sehr wackere Arbeiten der Schüler ausgestellt. Auch die Navigations-Schule erfreut sich eines günstigen Fortgangs. — Die im Jahr 1818 aufgegebene Preisfrage über die Verbindung der Ostsee mit der Elbe durch eine zu bewirkende gute schiffbare Gemeinschaft der Alster und Trave, ist von dem Herrn J. A. Lorentzen, Dr., Ritter des Dannebrogs, zu Oldesloe, und Hrn. von Justi, Königl. Dänischem Artillerie-Capitain zu Arensburg, zur Zufriedenheit der Gesellschaft beantwortet und diese Beantwortung mit dem ausgesetzten Preise belohnt worden. — Die neue Preisfrage ist folgende: „Welche gegenwärtig in Hamburg nicht bekannten oder doch nicht bestehenden Fabriken, Manufakturen und Gewerbe könnten Privat-Unternehmern in Hamburg empfohlen werden, die bei einem geringen Kosten-Aufwande und Kapital-Bedarf zur ersten Anlage, bei gehöriger Solidität und Wahrscheinlichkeit des Erfolgs, zugleich eine zu der Mühe und den Auslagen der ersten Einrichtung im Verhältniß stehende Einnahme versprechen? u. s. w.“ Die Wettschriften sind vor Ostern 1821 mit versiegelten und mit Wahlsprüchen bezeichneten Namenszetteln ein zu senden. Der Preis ist 25 Species-Dukaten. — Sie werden aus öffentlichen Blättern ersehen haben, daß in den letzten Jahren hier oft Menschen bei Feuersbrünsten umgekommen. Diese unglücklichen Vorfälle veranlaßten Deliberationen der Behörde, der General-Feuer-Cassen-Deputation, die nun, nachdem leider! in der Nacht vom 15ten auf den 16ten Mai, bei einem großen Feuer auf dem neuen Steinwege, wieder drei Personen verunglückten, einen Bericht über die zur Beförderung der Menschen-Rettung bei entstandenem Feuer zu treffenden Einrichtungen zur öffentlichen Kunde gebracht hat. Der Haupt-Inhalt dieses Berichtes ist: daß alle Hülfe von Außen gewöhnlich ohne Erfolg bleibe, „wenn nicht hauptsächlich von Innen kräftigst mitgewirkt würde“. Nur dadurch allein könne es erreicht werden, daß die Hülfe von Außen nicht zu spät komme. Die Deputation hat 1) die Anwendung einiger Vorsichts-Maaßregeln (vorzüglich genaue Bekanntschaft mit den Auswegen zur Rettung und der Lage des Schlafzimmers seiner Nachbarn, Unterhaltung von Licht zur Nachtzeit u. dergl.) empfohlen; 2) einige Vorschriften ertheilt zu einem zweckmäßigen Verfahren bei entstandenem Feuer (daß man den gewöhnlichen Ausgang, oder, wenn dies nicht mehr möglich, einen künstlichen Weg zum Nachbar zu erreichen suchen, sich nicht zu sehr auf sich selbst verlassen, seine Anwesenheit zu erkennen geben solle u. s. w.), und endlich 3) beihelfende Verfügungen getroffen, durch die von außenher auf Menschen-Rettung möglichst schnell und wohlthätig gewirkt werden kann. Es sollen nämlich aus den Schornsteinfegern und Haus- und Schiffs-Zimmerleuten, welche man zu diesem Geschäft besonders geeignet glaubt, Einige (12) der tauglichsten ausgewählt (je 2 und 2), auf sechs verschiedenen Posten vertheilt und mit dem nöthigen Geräth zur Menschen-Rettung versehen werden. Sobald in der Nacht ein Feuer entsteht, sollen sie zur Stelle seyn und ausschließend der Rettung der in Lebensgefahr befindlichen Personen sich widmen. Es bedarf wohl keines Commentars, um die Zweckmäßigkeit dieser Bekanntmachung, aus der ich nur einen kurzen Auszug mitgetheilt, die aber ganz gelesen und beherzigt zu werden verdient, zu erweisen; sie muß aber, um ihren Zweck zu erreichen, so viel als möglich verbreitet und von Zeit zu Zeit wiederholt werden. — o —.

**Hamburg.** Auf der Bühne fiel gar wenig Neues vor. Der „Tod Heinrichs IV.“ von Gehe, reizte die Zeitschriften zu verschiedenen Aussprüchen, ich halte mein Urtheil darüber zurück und berichte nur den Eindruck, welchen die Darstellung auf das hiesige Publikum machte. Dieser war, trotz aller Anstrengung und dem löblichsten Eifer der Direktion und aller Künstler, die darin auftraten, nicht eben vortheilhaft. — Man giebt jetzt hier zuweilen Ballets, die aber kein besonderes Lob verdienen und kaum der Erwähnung werth sind. — Die Direktion hat auch wieder viele alte Stücke hervor gesucht, besonders Ifflandsche. Es ist begreiflich, daß sie jetzt wieder Altes bietet, da man fast alles Neue verschmäht, was auf der Bühne erscheint. Aber ich fürchte, ich fürchte: auch das Alte wird weder den gehofften, noch billig gewünschten Zauber üben, denn wie hat sich nicht der Geschmack geändert, seit diese Dinge *furore* machten! — Auch in dem benachbarten Altona hat Thalia, in Verbindung mit ihrer ernsten Schwester — denn auch Trauerspiele werden gegeben — wieder ihren Sitz aufgeschlagen; es sind die Schleswigschen Hof-Schauspieler, welche ihre Sommerrechte, eigentlich Wanderrechte, geltend machten, und dahin kamen. Die Altonaer sind indeß ziemlich zufrieden, und das macht ihrer Genügsamkeit wahrhaft Ehre, wenn es gleich ihrem Geschmack nicht eben das beste Zeugniß giebt. — Aus Altona erzählt man eine artige Geschichte. Ein armer Schuster, dem es bisher oft am Nothigsten für sich und seine zahlreiche Familie gefehlt hatte, that plötzlich eine Erbschaft aus einem der beiden Indien, so daß er sich im Besitz von einem Vermögen sah, das einer Million Thaler nahe kommt. Seine Freude war natürlich außerordentlich, und neulich sagte er, bei der Wiedererzählung seines Glücks, zu einer Frau, die bisher seine Wohlthäterin gewesen war: „Gottlob! nun bin ich ein reicher Mann, und kann mir endlich auf den Winter einen grauen kalmucknen Oberrock machen lassen; so brauche ich doch nicht mehr so hündisch als bisher zu frieren!“ Gott erhalte dem wackeren Mann seine Genügsamkeit! — Zwei der bravsten Offiziere Hamburgs, Beide Familienväter, haben geglaubt, durch ein Duell eine Uneinigkeit ausgleichen zu müssen, welche seit einiger Zeit zwischen ihnen bestand. Major G. ward vom Lieutenant H. gefordert, hatte den ersten Schuß und traf seinen Gegner so, daß er gleich nachher starb. Major G. flüchtete. Wie schrecklich ist es, daß die Barbarei der frühesten Jahrhunderte unserer Geschichte noch immer nicht ausgerottet werden kann! — Für das neu zu erbauende Krankenhaus hat der Banquier, Hr. Salomon Heine — dessen ich schon früher einmal, bei Gelegenheit des begründeten neuen israelitischen Gottesdienstes, rühmlichst gedachte — 25,000 Mark Hamb. Cour. unterzeichnet. Gott lohne es ihm und erhalte ihm noch lange die blühende Gesundheit, die er bis jetzt genießt, da er so eifrig bemüht ist, Kranken und Unglücklichen zu Hülfe zu kommen. Wenn solche Männer reich sind, ist es ein Segen für Alle! — E.

Viel Köpfe, viel Sinne! Die „Quotidienne“ meint: Herrschen heißt: Wollen! Der „Constitutionnel“: Herrschen heißt: Gerechtigkeit üben! und wir sagen: Herrschen heißt: zu — wählen verstehen! (Courier.)

Redacteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. **Verleger: Maurersche Buchhandlung.**




# Der Gesellschafter
oder
# Blätter für Geist und Herz.

1820. Mittwoch den 12. Juli. 112tes Blatt.


## Aus Briefen des Professors Rask.

(Schluß.)

Petersburg.

Es war meine Absicht, die Reise nach Moskau auf einem Schlitten zu machen; aber ein plötzliches Thauwetter trat ein, machte die Wege unfahrbar und war der Vorbote der Frühjahrs-Witterung. — Ich hatte mich mit einem Armenier verabredet; aber seines langen Zauderns müde, ergriff ich mit Freuden die Gelegenheit, mit einem Offizier ab zu reisen, obgleich er einen Umweg über Volhynien machte. Seine Gesellschaft ward mir sehr nützlich; theils wegen der persönlichen Sicherheit und Kosten-Ersparung, theils weil ich mit ihm bis Tiflis in Georgien zusammen bleiben konnte — er war zum Kommandanten in Tiflis ernannt — und endlich, weil er sehr schnell reisete und ich so viel Bücher und Sachen mitnehmen konnte, als ich wollte, da er einen großen Packwagen bei sich führte. Ich machte meinen Reiseplan nach dem seinigen: er wollte sein Hochzeitsfest auf der Reise feiern und dadurch ward sie etwa zehn Tage unterbrochen; ich gedachte unterdessen das Gymnasium in Kreminets zu besuchen, das in dem dortigen ganz polnischen Lande sehr berühmt ist; von da wollte ich nach Odessa, theils um diese merkwürdige Stadt zu sehen, theils um mit dem dänischen Consul eine Verabredung darüber zu treffen, eine Anzahl Bücher zu Wasser ab zu schicken, die ich nicht mit nach Persien nehmen konnte und die mir in Tiflis sehr wichtig waren, da ich zu spät in Petersburg angekommen war, um sie hier zu benutzen. Von Odessa aus wollte ich die Goter in der Krimm aufsuchen, und wenn ich sie nicht fände, den Staatsrath Steven in Simpheropol, einen berühmten Gelehrten, welcher den Kaukasus oft bereist hat, und an den ich von Adelung eine mir sehr willkommene Empfehlung und ein Buch zur Besorgung erhielt. Darnach wollte ich an einem verabredeten Orte wieder mit meinem Kommandanten zusammen treffen, um seine sichere Begleitung durch Tscherkassien und über den Kaukasus zu benutzen. — Dieser Plan gefiel mir so sehr, daß ich das Anbieten der Herren Koppen und Gariski, mit ihnen die Reise zu machen, ablehnte. Sie sind zwei junge hoffnungsvolle Gelehrte und Beamtete, mir längst schon persönlich bekannt, welche dieselbe Reise machten, um gelehrte Untersuchungen an zu stellen und noch vor mir abgingen. Auch ein gelehrter Servier, Stephanowitsch, der Herausgeber eines servischen Wörterbuchs, wünschte meine Gesellschaft bis Moskau, von wo er nach Odessa wollte; aber ich mochte weder den mir gefallenden Plan verändern, noch dem Kommandanten von Tiflis mein Wort brechen. Ich vollendete also ruhig meine Abhandlung über das finnische Volk und erkundigte mich oft bei dem Kommandanten nach seiner Abreise, der mich immer wieder beruhigte. Endlich ging ich, schon mißmuthig, zu ihm, um die letzte bestimmte Antwort zu erhalten; da gab er mir einen nahen Tag an, wo der äußerste Zeitpunkt seines Urlaubs zu Ende sey und er nothwendig des Abends abreisen müsse. Ich richtete mich also dazu ein. Es kostete mich einen ganzen Tag, um mir einen Paß zu verschaffen. Ich sollte ein Zeugniß

meines Hauswirthes liefern: daß Keiner in der Stadt Ansprüche an mich habe. Ich that es, aber es schien nun, daß die Ausstellung des Passes in russischer Sprache eine neue Ursache der Zögerung war. Ich nahm einen Bekannten zu Hülfe und wir wurden an einen Major verwiesen, welcher an dem andern Theile der Stadt wohnte. Wir mußten das Ende seines Mittagsmahles abwarten; endlich erschien er, ließ einen Soldaten der Wache meinen alten Paß und den neuen Schein mehrere Mal ein-, aus- und abschreiben, und gab endlich einen neuen Schein, den wir, nach geschehener reichlicher Bezahlung des Soldaten, an das Adreß-Comptoir abliefern sollten. Wir fanden das Büreau offen, aber Alles wie im Schlaf versunken. Endlich brachten wir einen Soldaten aus dem Schlafe; durch den Lärm erweckt, kam auch einer der Büreau-Beamteten, welcher ziemlich geübt im Deutschen war und unser Anliegen schnell befriedigte. Der Paß lautete auf die kaukasische Linie, die vor uns liegt. Ich eilte nun wieder zu meinem Kommandanten; er war im Begriff aus zu gehen und verschob die Abreise auf unbestimmte Zeit. Dadurch ward ich erschreckt. Nach langer Ueberlegung beschloß ich, ohne ihn nach Astrachan zu reisen und vollführe es.

Aus dem Lande der Kosaken 1819.

Ich bin nun seit zwei und zwanzig Tagen auf der Reise von Moskau. Mein Fuhrmann versichert: daß wir an der äußersten Grenze sowohl von Groß- als von Klein-Rußland und in dem Lande der Kosaken sind, welches seine eigene Verfassung hat. Ich muß es glauben! — denn gesehen habe ich fast noch keinen Menschen, obgleich ich beinahe in der Mitte des Landes bin. Man erzählt — besonders thut es mein Fuhrmann — sehr viel von Ueberfällen und Beraubungen in diesem Lande; anfangs lachte ich darüber, aber als ich dessen überdrüßig ward, bat ich ihn in russischen Ausdrücken, zu schweigen. Mein Unglaube ist auch gegründet gewesen; mir sind keine Räuber zu Gesicht gekommen und den kosakischen Sand fürchte ich eben so wenig, als Abraham den arabischen. Ich bin seit meiner Abreise von Moskau in keinem Bette und nur einmal entkleidet gewesen, als ich in einem Flusse badete. Diese Reise übertraf an Entbehrungen noch unsere schwedische; wir hatten z. B. in der vorigen Nacht unser Quartier im offenen Felde; ich trank eine Schaale Quas, badete mich in einem Flusse, aß ein Stück trockenes Brod mit Wurst und legte mich in meinen Wagen zum Schlafe. Mein Fuhrmann aß mit den Leuten auf einem nahe liegenden Hofe; den Wagen wollte er nicht dahin nehmen, weil da, wie er sagte, Schurken und Diebe wären. Einen andern Hof auf dem jenseitigen Ufer hielt er für noch gefährlicher. Am nächsten Morgen um drei Uhr fuhren wir weiter, ohne Frühstück und ohne Essen und Trinken bis eilf Uhr, durch eine lange und dürre Sandwüste. Hier sah ich das erste Kameel zwischen Hornvieh weidend, späterhin habe ich die Kalmucken sie reiten und beladen mit sich führen gesehen; sie tragen große Lasten auf dem Rücken, werden aber niemals zum Ziehen gebraucht. — Um eilf Uhr kamen wir zu der Handelsstadt Tsaritzyn, einer alten Grenzfestung mit verfallenen Erdwällen, die mit Stege in Fühnen und Reikerig in Island Aehnlichkeit, aber nach russischer Sitte mehrere Kirchen hat. Ich konnte aber in dieser Handelsstadt weder Thee noch Kaffee trinken, weil kein Zucker zu erhalten war. Mein Mittagsmahl war Grütze und Schaffleisch in hölzernen Gefäßen, ein fingerdickes Stückchen Brett diente zum Teller; statt Gabel mußt' ich ein zweites Messer gebrauchen. Solches Mittagsmahl kann man hier aber doch nur in einer Handelsstadt erwarten! — Nachdem ich wieder mehrere Stunden gefahren war, erblickte ich die Grenzpfähle des Kosaken-Landes — welches etwa doppelt so groß ist als Dänemark — und das russische Wappen, da hier der Weg durch einen Strich der Saratowschen Statthalterschaft führt, worin Tsaritzyn liegt. Bald darauf sah ich die Wolga in ihrer ganzen Herrlichkeit, die mir aber einen mittelmäßigen Fluß in Island nicht zu übertreffen schien. Abends um zehn Uhr kam ich nach der von deutschen Kolonisten bewohnten kleinen niedlichen Stadt Sarepta an der Wolga. Ich konnte ein eigenes Zimmer mit einer Bettstelle erhalten; aber Betten, sagte man, würden in Sarepta nicht gebraucht. Die Sicherheit ist so groß, daß man sein Gepäcke nicht zu verwahren braucht. — Ich habe mich hier verweilt, um diesen Brief in Ruhe zu schließen und weil ich mich nach einem andern Fuhrmann erkundigen wollte. Der bisherige hat aber, Angesichts vieler kalmuckischen Zuschauer und durch einen Fußfall nach russischer Weise, sich Verzeihung erfleht. Mein Herz ward zu aufrichtigem Frieden bewegt und ich reise mit ihm weiter. Mitgetheilt von Lowtzow.

Nachschrift. Von dem in Asien reisenden Professor Rask ist zuletzt von Astrachan ein Brief eingetroffen, geschrieben am 22sten September 1819. Die englischen Missionarien hatten ihm viele Gefälligkeiten während seines dortigen Aufenthaltes erwiesen, und ihm in ihrer Wohnung, der besten in der Stadt, die für den Pastor Henderson bestimmten Zimmer eingeräumt. Er wollte damals bald nach Tiflis in Georgien abreisen, dann über Tauris nach Basra, von da zu Wasser nach Bombay und wieder zu Wasser nach Madras, Kalkutta oder Tranquebar. Man versicherte ihm aber: daß es unmöglich seyn werde, die Reise durch Indien zu machen, da der Krieg mit den Engländern eine zahllose Menge Räuberhaufen hervor brachte: Versprengte der indianischen Armeen, welche das Innere des Landes durchstreiften. Durch Kabul und das östliche Persien zu gehen, war auch fast unmöglich; dagegen hatten Perser ihm in Astrachan gesagt: daß

eine Reise durch Persien nach Basra wenig gefährlich seyn werde, wenn die persischen Prinzen, die Statthalter der Provinzen sind, ihm eine Bedeckung mitgeben würden; nur die Strecke zwischen Tiflis und Tauris könnte durch die Bergräuber unsicher werden, da hier keine persische Bedeckung zu erhalten sey. Er wählte diesen Weg. Der Einsender.

## Die ersten Taucher-Glocken.

Den ersten Versuch mit der Taucher-Glocke machten im Jahr 1538 zu Toledo, in Gegenwart des Kaisers Carls V. und einer Versammlung von mehr als 20,000 Zuschauern, zwei Griechen. Sie bedienten sich eines ungeheuern großen Kessels, den sie umstülpten und an Seilen allmählig hinunter winden ließen. In der Mitte waren ein Paar Bretter angebracht, auf welchen sie saßen und an denen zwei Laternen befestigt wurden. Sie erreichten eine bedeutende Tiefe und kamen glücklich wieder in die Höhe. — Im Jahr 1683 entschloß sich William Phipps, der Sohn eines Hufschmids in Amerika, ein reiches mit seinen Schätzen gesunkenes spanisches Register-Schiff auf der Küste von Hispaniola auf zu finden, und einen Theil der Ladung zu retten. Er theilte seinen Entwurf dem König Carl II. mit, der ihn mit einem Schiffe und allem Nöthigen versah; allein der Versuch scheiterte und Phipps kehrte in großer Armuth zurück. Jacob II., bei dem er um ein zweites Schiff anhielt, versagte ihm die Bitte; allein der reiche Herzog von Albemarle ließ sich zu einer Subscription bewegen, welche Phipps eröffnet hatte, und so glückte sie. Phipps segelte im Jahr 1687 in einem Schiffe von 200 Tonnen ab, sein Glück nochmals zu versuchen, und versprach den Theilnehmern Jedem den zwanzigsten Theil des Ertrags, wenn es gelänge. Anfangs war alle seine Mühe und Arbeit vergebens; endlich glückte seiner Beharrlichkeit und seiner Verzweiflung ein letzter Versuch; er brachte 200,000 Pfund nach England zurück, wovon er selbst 20,000 Pfund für seinen Theil erhielt. Der König erhob ihn zum Knight und Phipps legte damit den Grund zum Glanze des gegenwärtigen Hauses der Grafen Mulgrave. T. L. Secha.

## Die deutsche Sprache.

Vielen wird hoffentlich eine geschichtliche Betrachtung unserer Sprache nicht unwillkommen seyn, welche sich in der Schrift des Hrn. von Bosse: „Darstellung des staatswirthschaftlichen Zustandes in den deutschen Bundesstaaten auf seinen geschichtlichen Grundlagen u. s. w." (Braunschweig 1820, bei Vieweg) findet, und so lautet: „Die innere Erklärung der jetzt verlöschenden Sprach-Verschiedenheit zwischen dem Hoch- und Plattdeutschen, und die Vergleichung der einzelnen Wörter, welche aus der germanischen Zeit zu uns gekommen sind, lassen nicht zweifeln, daß diese Sprach-Verschiedenheit unter den Germanen bestand. Das Hochdeutsche braucht mehr Selbstlauter und schärft sich durch Diphtongen, wählt zwischen weichen und harten Mitlautern die harten, und sucht auf alle Weise den Ton zu verstärken. Will man im Winde auf Bergen sich Entfernten verständlich machen, so ist es im Hochdeutschen weit leichter als im Plattdeutschen; und will man dort singen, so empfiehlt sich die Weise der Schweizer und Tyroler. In dem Plattdeutschen ist ein reiner Selbstlauter eine Seltenheit, gewöhnlich wird er verdoppelt; die Mitlauter sind weich und ein breites sch vorherrschend. Alles wird darin angewandt, damit der Ton sich längere Zeit erhalte, durch eine dicke, feuchte Luft dringe und auf Seen und Strömen vernehmlich sey. Wenn man nun erwägt, daß beide Mundarten in freier Luft entstanden sind, zu einer Zeit, worin die Häuser noch keine Fenster, sondern nur Laden hatten, und worin selbst die wichtigsten Sachen unter freiem Himmel verhandelt wurden, so scheint sich die Bildung dieser beiden Mundarten aus der Verschiedenheit zwischen Ober- und Nieder-Deutschland zu erklären. Das Vaterland des Hochdeutschen, dem Schwedischen ähnlich, ist das Hochland von der Schweiz bis zu den hessischen, Harz-, böhmischen und schlesischen Gebirgen, wo die Luft schärfer und reiner ist, und wo die Winde, zwischen den Bergen vielfach zurück geschlagen, heftiger wirken, als in dem vorliegenden, dem Meer später abgewonnenen Küstenlande, wo die Luft, vom Nord- und Baltischen Meer durch Nebel geschwängert, rauher und feuchter ist, wo das Wetter unbeständiger als in Ober-Deutschland, und wo mehr Regen als Wind ist, wie schon Tacitus wußte. Hier findet sich das Vaterland des Plattdeutschen, dem das Dänische verwandt und dessen Halbtochter das Englische ist. Diese Sprach-Verschiedenheit gründet sich also auf Land- und nicht auf Stamm-Verschiedenheit." Sd.

## Anekdote.

Ambrosius Philipps, ein stutzerhafter sehr eitler Mann, war einst mit Congreve, Pope und Andern in Gesellschaft. Man sprach über Julius Cäsar. „Wie mag Cäsar ausgesehen haben?" fragte endlich Philipps. Man antwortete: Er sey, wie man nach Münzen und andern Denkmalen schließe, ein kleiner Mann von dürrem Gesicht gewesen. „Ich glaube", sagte Philipps, „er war hager, von blasser Gesichtsfarbe, ungemein niedlich in seinem Anzuge und fünf Fuß fünf Zoll hoch!" genau so wie Philipps selbst aussah. Swift ließ ihn ganz ausreden. „Und ich, Herr Philipps!", sprach er darauf, „halte ihn für einen plumpen Mann, gerade fünf Fuß fünf Zoll hoch, nicht sehr niedlich gekleidet, in einem schwarzen Rock mit Hänge-Aermeln." L.

## Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

Dresden. Die Wälle des See- und Pirnaschen Thores, welche dem Verschwinden ihrer Brüder an den übrigen Thoren lange genug zugesehen haben, kommen nun endlich, zur Freude Aller, die dahinter wohnen, aus dem Stande der Erhöhung in den der Erniedrigung. Das über 220 Jahr alte Pirnasche Thor, welches Churfürst Christian I. im Jahr 1590 baute und mit Bildhauer-Arbeiten schmückte, welche man für damalige Zeit schön nennen konnte, wird seit dem 5ten Juni auch abgetragen. Die innere Pirnasche Gasse mit dem schönen Landhause und vielen andern treflichen Gebäuden gewinnt dadurch eine freiere, schönere und gesündere Lage und jedes der dortigen Häuser an Werth. — Von der Annen-Kirche her hat man seit einigen Tagen auch eine neue Straße eröffnet, welche den Weg in die Stadt kürzt und die Umgebungen lebendiger macht. Der Holzhof bei der Ostra-Allee soll, wie man sagt, in einen Packhof verwandelt werden und bei der neuen Zucker-Siederei, einem der schönsten Gebäude, das seiner Vollendung entgegen wächst, noch ein Theil des Zwinger-Walles weichen, damit das Schauspielhaus freiere und freundlichere Umgebungen gewinne. Wie treflich ließe sich hier ein Theil des Stadtgrabens, den man aus zu schütten gedenkt, mit der Elbe in Verbindung setzen und so eine Art von Hafen oder wenigstens ein sicherer Ausladungsplatz für die Schiffe gewinnen, welche dort mit der Strömung der Elbe zu kämpfen haben. — Die herrliche Ostra-Allee, deren hohe gewölbte Kastanien-Bäume einen einzigen ungeheuern, über 400 Schritte langen Laubengang bilden, wird gepflastert, um dem Staub zu wehren, der diese Promenade im Sommer bisher oft unerträglich machte und der Sommer-Palast des Prinzen Maximilian, am Ende jener Allee, ist durch neu vergoldete Kuppel, bronzirte Thüren, Uebermalen mit Oelfarbe u. s. w. ungemein verschönert worden. Eine Menge Häuser in der Stadt werden abgeputzt und — welches sonst hier gar nicht üblich war — mit Oelfarbe angestrichen. Kurz, Dresden gestaltet sich immer freundlicher. Gebe der Himmel, daß in langer — ewiger Zeit — kein politischer Sturm seine Ruhe störe, seine neuen Schöpfungen verwüste. Sind wir doch wenigstens darüber getröstet, daß wir nicht wieder blokirt oder belagert werden können! — An unserem Theater-Himmel ist nun endlich der längst erwartete Hr. Gerstäcker erschienen und hat am 10ten Juni zum ersten Mal sein Licht leuchten lassen im „unterbrochenen Opferfest" auf dem Theater bei dem Linkschen Bade, welches auch die Wiege oder Schule seiner Virtuosität ist; denn dort trat er zuerst auf, nachdem er die hiesige Kreuzschule verlassen hatte. Der Zudrang, ihn zu hören, war ungeheuer, und fast ward den Freunden der Bretter (nämlich der theatralischen) bange um die alte Brettbude, wie man Thaliens erbärmlichen Tempel dort an den freundlichen Ufern der Elbe wohl nennen möchte. Unglücklicher Weise konnte das Stück erst gegen halb 7, statt um 6 Uhr beginnen, weil die Gondel mit den Instrumenten, welche allemal zu Wasser nach dem dortigen Theater geschafft werden, auf einer seichten Stelle der Elbe sitzen geblieben war. Und so regte sich denn die Ungeduld ziemlich lebendig. Desto freudiger ward Gerstäcker bei seinem endlichen Erscheinen begrüßt; das Applaudiren nahm fast kein Ende. Sein Gesang wie sein Spiel bezaubert. Wir gratuliren uns, diesen Liebling Thaliens unser nennen zu können, wünschen aber desto mehr: daß er nicht in die Klasse jener eigensinnigen Strichvögel sich spielen und singen möge, die jedes warme Lüftchen eines andern Theater-Himmels zum Fortfliegen lockt. Da Hr. Gerstäcker so gut bei Thalien steht, Götter und Göttinnen aber doch gewiß einander gern Gefälligkeiten erzeigen: könnte er denn nicht durch Thalia auf die Najäden der Elbe und die Oreaden der Radeberger Haide, zwischen welchen beiden jene Linksche Brettbude steht, wirken, daß sie letztere — denn bei Göttern ist ja kein Ding unmöglich — in einen Tempel Thaliens verwandelten? Das schöne Dresden hat weder in der Stadt, noch außer derselben ein schönes Theater — unbegreiflich; und doch wieder sehr begreiflich, wenn man weiß: daß hier, und mit Recht, erst das Nützliche, dann das Schöne gehegt und gepflegt wird. — Bei dem Nützlichen fällt mir etwas ungemein Heilsames und Verdienstliches ein. Der Kaufmann Schütz, welcher in Amerika und England durch Thätigkeit, Kenntniß und Spekulation viel erworben und damit in den Schooß seines Vaterlandes (er ist ein geborner Meißner) sich gewendet, hat aus eigenen Mitteln, ohne die mindeste Beihülfe, in Dresden eine Arbeits-Anstalt für arme Blinde gestiftet, welche in einem von ihm erkauften und mit den nothwendigsten Dingen versehenen Lokal Unterkommen und Arbeit finden. So hat er sie z. B. Korbflechten lehren lassen, welches treflich von statten geht. Von demselben Edlen ist auch in dessen Vaterstadt Meißen eine Schule für arme Kinder gestiftet worden und wird noch von ihm unterstützt. Auch war er in den jüngst vergangenen Zeiten der Trübsal einer der vorzüglichsten Hebel in England, durch welche die brittische Wohlthätigkeit für das vom Krieg verheerte Sachsen in Anspruch genommen ward. Die goldene Schrift über dem Waisenhause in Pirna: „Durch brittische Wohlthätigkeit" — verdankt eigentlich dem edlen Schütz ihren Inhalt. — Der fameuse Bestehler des grünen Gewölbes, Block, welcher zeither im Zuchthause zu Zwickau sich befand, ist, seiner geschwächten Gesundheit wegen, nach Waldheim geschafft worden, wo mehr für Krankenpflege geschehen kann, als dort. Wie ein Mann von Blocks vornehmem Herkommen, angesehenen Verbindungen, feiner Bildung, hohem Lebensgenuß, Sinn für Eleganz und Bequemlichkeit, das Schicksal, vom Baron, Hofrath und Geheimen Kämmerer zum gemeinsten Züchtling herab zu sinken, hat erdulden, oder vielmehr überleben können, ist unbegreiflich. Und doch soll er sich recht erträglich befinden. Was mag wohl hier vorherrschen: philosophischer, leichter oder niederer Sinn? — — ß.

„Don Sebastian, König von Portugal", ein historischer Roman von Miß Maria Porter, ist wohl der Hohepunkt von dem, was das Schicksal mit einem irrenden Ritter beginnen kann. Don Sebastian zog bekanntlich mit einem Heer streitender Ritter gegen die Mauren zu Felde, und soll, nach Angabe der Geschichtschreiber, in der Schlacht bei Alcazar geblieben seyn. Miß Porter dagegen läßt ihn erst nach Afrika, von da nach Portugal, von da nach Brasilien, von da nach Sizilien, von da nach Venedig, von da nach Neapel, von da nach der spanischen Küste, von da nach Persien, von da wieder nach Spanien, von da nach Deutschland und von da zurück nach Portugal gehen, um daselbst endlich zu sterben! (Gaz. d. Fr.)

Eine der gefährlichsten Empörungen der neuesten Zeit ist unstreitig die der — Pensionaire zu Beaumont. Diese Knaben, deren Senior etwa 12 Jahr alt seyn mag, haben sich unter dem Ruf: „Es lebe die Charte!" aufgemacht, um sich in Paris an ihre „kräftigen Mitfechter" an zu schließen. Zum Unglück erreichte aber die Gensdarmerie die Aufrührer, nachdem sie etwa fünf Stunden Weges zurück gelegt, nahm die „Insurgenten-Chefs" fest, welche schon ziemlich erwildet schienen, und brachte sie wieder nach ihrer Behausung, obgleich die jungen „Vertreter der Freiheit" unter ihrer Bedeckung noch so keck einher traten, daß sie behaupteten: „Frankreich sey in ihnen unterdrückt!!" (Gaz. d. Fr.)

In einer gottesdienstlichen Feier der Vendée zur Ehre des verstorbenen Herzogs von Berry sprach Hr. Jaunet, ehemaliger General-Sekretair der katholischen und königlichen Central-Armee, unter Anderem Folgendes: „Das Eisen kann das Eisen brechen, die stärksten Wagen und Rosse können durch noch stärkere gestürzt werden; aber nichts auf Erden durchdringt den Helm des Heils und den Panzer der ewigen Gerechtigkeit!!" — (le casque du salut et le cuirasse de l'éternelle justice.) (Courier.)

Redacteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurersche Buchhandlung.




# Der Gesellschafter
oder
# Blätter für Geist und Herz.

1820. Freitag den 14. Juli. 113tes Blatt.


## Das Welt-System.

### Dargestellt von Eduard Schröder.

I. Als Gellius (N. A. V. 15) uns von einer, bei den alten Philosophen lang gehegten Streitfrage: ob der Schall etwas Körperliches oder Unkörperliches sey? Nachricht giebt, scheint er sich zu freuen: daß er diejenigen, welche von ihm die Entscheidung dieser Frage verlangen möchten, mit den Worten des Ennius abfertigen kann: „Philosophandum est paucis, nam omnino haud placet." Die Frage schien ihm nicht nur unauflösbar, sondern auch unpraktisch. Daß weder das Eine, noch das Andere sey, zeigt uns in jedem Lehrbuche der Physik das Kapitel vom Schall. Dieselbe Frage und von derselben Wichtigkeit ließe sich auch in Hinsicht des Lichts aufstellen: Ist das Licht Materie, oder ist es eine bloße Erscheinung durch die Materie? Wer von einem Lichtstoff redet, behauptet das erstere; obgleich aber die Luft das nothwendige Mittel der Erzeugung und der Wahrnehmung des Schalls ist, so nennt doch Niemand die Luft den Schallstoff, und wir geben dadurch zu erkennen: daß der Schall nicht Materie selbst, sondern eine Erscheinung durch die Materie ist.

Sowohl Newton als Euler behaupten: das Licht sey Materie; Jener, eine Materie, die von der Sonne ausströmt; Dieser, eine Materie, welche durch den Weltraum in gleicher Intensität verbreitet, vermittelst der Rotation der Sonne in eine schwingende Bewegung gesetzt wird, und welche in diesem Zustande das Licht ist. Mit einer von beiden Theorien hat man sich bisher begnügen müssen, sich aber wohl eingestanden: daß keine von beiden hinreiche, sämmtliche Phänomene zu erklären. Man gehe davon ab: daß das Licht die Materie selbst, oder diese Materie mit einer gewissen Qualifikation sey, und nehme eine Materie an, den Aether, als das patiens, eine Kraft, als das efficiens, und das Licht als effectum, so ist die Sache einfach diese: Der Aether, gerade so, wie ihn sich Euler dachte, ist im ganzen Weltraum bei jedem Himmelskörper nach dem Verhältniß der Massen derselben selbst vorhanden. Die Attraktion der Massen (umgeben von dem Aether) bewirkt das Licht. Das Sonnenlicht ist also das Produkt der Attraktion der Erdmasse auf den bei der Sonne befindlichen Aether. Die Erscheinung der Brechung der Lichtstrahlen in sieben verschiedene Farben ist eben so wenig ein Beweis für die Materialität des Lichts, als es ein Beweis für die Materialität des Schalls ist, wenn wir neben der größeren oder geringeren Intensität desselben noch sieben verschiedene Töne unterscheiden. Es besteht dasselbe Verhältniß zwischen Licht und Farbe, wie zwischen Schall und Ton.

Durch diese Darstellung ist behauptet: daß jeder Himmelskörper ein nach Verhältniß seiner Masse leuchtender Körper sey; daß uns aber nicht ein jeder Körper in dem Verhältniß seiner Masse leuchtet, wird dadurch erklärt, weil die Attraktion im geraden Verhältniß mit der Masse steht, wie das Quadrat der Entfernung der gegenseitigen Massen zu- und abnimmt; so, daß wenn die Sonne noch einmal so weit von der

Erde entfernt wäre, die Erleuchtung durch die Sonne auf unserer Erde viermal geringer seyn müßte, und umgekehrt.

Der Mond ist eben sowohl von Aether umgeben, als die Erde, als die Sonne. Sein eigenthümliches Licht, in welchem er uns erscheint, hängt von der Masse des ihn umgebenden Aethers und von der Masse der Erde ab, welche durch ihre Attraktion auf ihn wirkt. Der Mond erscheint uns bei totalen Mondfinsternissen in einem aschfarbigen Lichte; dies ist das eigenthümliche Licht desselben, hervor gebracht durch die Attraktion der Erdmasse auf den Mond-Aether. Wäre der Mond nicht auch mit Aether umgeben, so müßte er uns bei totalen Mondfinsternissen ganz verschwinden. Dies geschieht äußerst selten, und nur, wenn die Erd-Atmosphäre mit Dünsten angefüllt ist, welche das eigenthümliche, schwache Licht des Mondes nicht durchbrechen lassen.

Jene Erklärung der Entstehung des Lichts macht es zugleich nothwendig, zu behaupten: daß der scheinbare Durchmesser jedes erleuchteten und um so mehr jedes erleuchtenden Körpers größer als sein wirklicher Durchmesser ist. Es wird dadurch erklärt, wie der Durchmesser der erleuchteten Mondscheibe von uns größer, als der Durchmesser der uns nur im aschfarbigen Lichte sichtbaren und nicht von der Sonne erleuchteten Mondscheibe gesehen wird; wie uns ferner Fixsterne erster Größe und auch die vorzüglich hellen Sterne zweiter Größe noch einige Zeit-Sekunden vor der Mondscheibe erscheinen können, weil sie nämlich ein Licht von größerer Intensität, als das Mondlicht ist, haben, und deshalb nur erst dann verschwinden können, wenn sie hinter die mit Dünsten angefüllte Mond-Atmosphäre oder hinter den eigentlichen Mondkörper treten.

Das Volumen der Himmelskörper aus ihrem scheinbaren Durchmesser berechnen zu wollen, ist also falsch, und aus dem Verhältniß des scheinbaren Durchmessers der Sonne von etwa 32 Minuten und des scheinbaren Durchmessers der Erde von 17 Sekunden folgt keinesweges, daß sich ihre Volumina verhalten, wie die Würfel von 1 und 115. Solche Resultate, wie das Verhältniß der Dichtigkeiten der Massen der Erde und des Saturn, welcher zehnmal weniger dicht als die Erde seyn soll, hätte die Physiker schon lange auf die Unhaltbarkeit einer solchen Behauptung aufmerksam machen können, wenn nicht jeder Zweifel gegen dieselbe unterdrückt werden mußte, weil sie einen integrirenden Theil des als unwiderlegbar angesehenen Systems ausmacht.

Wenn man sich den Satz: in einer Masse können nicht zwei verschiedene bewegende Kräfte seyn, aufgestellt und deutlich gedacht hat, so ist es unmöglich, die Centrifugal-Kraft als den Grund der Bewegung der Planeten um die Sonne, der Neben-Planeten um die Haupt-Planeten bestehen zu lassen. Der Mond bewegt sich mit der Erde, die Bewegung um die letztere ist eine bloße Modifikation seiner eigentlichen Bewegung mit der Erde um die Sonne. Jene wird bewirkt durch die Attraktion, diese durch die gleichzeitige Bewegung der Erde in einer krummen Linie, durch welche die geradlinichte Bewegung, welche Folge der Attraktion ist, in eine krummlinichte übergeführt wird. Der Mond beschreibt also in Beziehung auf die Erde eine doppelt gekrümmte Linie, welche auch die Erde beschreiben muß, sobald die Sonne in Bewegung um und mit einem andern Körper gedacht wird, der in demselben Verhältniß zur Sonne steht, wie die Sonne zur Erde, wie die Erde zum Monde. Die Bewegung der Planeten wird also hinreichend und nothwendig erklärt durch die Attraktion, als die eine in der Masse befindliche, Bewegung bewirkende Kraft, und durch die Bewegung der Sonne mit und um eine Central-Sonne. So wenig wie die Bahn des Mondes eine Ellipse ist, so wenig ist es die der Erde und aller übrigen Planeten. Die Bewegung derselben geschieht in einer doppelt gekrümmten Linie, deren Axe die Bahn der Sonne mit und um die Central-Sonne ist.

(Die Fortsetzung folgt.)

## Die Luft in der Campagna di Roma.

Der Chemiker Brochi in Rom hat neuerlich verschiedene Versuche mit der Stickluft, dem mephitischen Gas, aus der Gegend von Rom gemacht. Die dazu gebrauchte Luft wurde aus der ungesundesten Gegend der Campagna di Roma genommen, welche in so üblem Rufe steht, daß man jeden Reisenden warnt, eine Nacht daselbst zu verweilen. Es soll sich jedoch bei der Untersuchung ergeben haben: daß sich jene Luft von der gewöhnlichen atmosphärischen Luft durchaus nicht unterscheidet, und keine nach Mischungs-Verhältnissen oder Kraft abweichenden Bestandtheile enthält. Ob aus dem sumpfigen Boden keine anderen Ausflüsse aufsteigen, ob jene Luftart bei dem Einathmen nicht irgend einen Bestandtheil verliere oder einen neuen erhalte, würde nun noch aus zu mitteln seyn. Daß die mal aria (böse Luft) des Landes höchst gefährliche Krankheiten hervor bringt, ist nicht zu bezweifeln, und die Aerzte behaupten, es sey eine unbestreitbare Thatsache, daß die Luft in Rom zwar nicht gleiche Wirkung äußere, aber doch einen mächtigen Einfluß auf die Nerven habe. Die Geruchs-Nerven besonders werden so reizbar, daß die römischen Frauen Anwandlungen von Ohnmacht bekommen, wenn sie Moschus riechen. — u.

## Zwei altdeutsche Geschichtchen.

1.

Zwei zogen mit einander in den Krieg, und schwuren zusammen: was Einer gewänne, das sollte er mit

dem Andern theilen. Da sie fast zum Lager gekommen, mochte sich der Eine krank; er war erschrocken. Der Andere zog hin, ward angenommen, und brachte eine gute Beute davon. Als der Krieg zu Ende war und er wieder zu seinem Gesellen kam, zogen sie mit einander heim. Der Kranke wartete: ob sein Geselle das Geld mit ihm theilen wollte. Er sprach endlich zu ihm auf dem Felde: „Gesell, bist Du eingedenk des Vertrages, so wir mit einander gemacht haben? Du sollst mit mir theilen!“ — Der Andere sprach: „Es ist wahr. Ich habe zwei Dinge im Kriege erobert: Wunden und Geld. Soll ich das Geld mit Dir theilen, so ist's billig, daß ich auch die Wunden mit Dir theile!“ — Und da er so sprach, zog er von Leder. Als der Andere das sah, sprach er: „Gut, Gesell, behalte Dein Geld und Deine Wunden selber, ich will nichts haben!“

2.

Ein Edelmann war den feisten und faulen Mönchen feind. Nun bekam er einst einen Mönch, der hatte Tuch, womit sich seine Brüder bekleiden sollten. Er nahm ihm davon, so viel er zu einem Rock bedurfte. Der Mönch ging mit dem andern Tuch unwillig davon und sagte: „Er sollte ihm das Tuch am jüngsten Gericht wieder geben!“ — Alsbald kehrte sich der Edelmann um, nahm ihm das Tuch gar und sprach: „Habe ich so langes Ziel, so hat's keine Noth; ich wollte, ich hätte Dein ganzes Kloster auf solch eine Zeit!“ L.

## Aus dem Nachlaß eines alten Literaten.

Leibnitz ward in seinem sechszehnten Jahre Baccalaur der Philosophie und disputirte unter dem hochverdienten Professor der Moral und Politik, Jakob Thomasius, den er unter seinen Lehrern ganz vorzüglich schätzte. — Der König von Großbrittannien, Georg I., nannte Leibnitz sein lebendiges Dictionnair, weil nichts vorkam, wovon er nicht gründlich hätte sprechen können. Mit Hofleuten, Staatsmännern, Soldaten, Künstlern u. s. w. redete er, als wenn er von ihrem Metier gewesen wäre, weshalb er auch allgemein beliebt war. Er sprach von Jedermann Gutes, wandte Alles zum Besten und schonte auch sogar seine Feinde. An allen gelehrten Sachen wollte er Theil nehmen, und wo er nur von einer neuen Erfindung hörte, ruhete er nicht eher, bis er davon völlig unterrichtet war. Seine berühmte Rechen-Maschine kostete ihm große Summen. Uebrigens war er genau und ein Freund des Geldes. Er hinterließ 12,000 Thaler seinem undankbaren Erben, M. Löffler, Pfarrer zu Propstheyde bei Leipzig, der seiner Schwester Sohn war und ihm nicht einmal ein Monument errichten ließ. Als Löfflers Gattin das Geld sah, starb sie vor Alteration. — Leibnitz hatte gute moralische Grundsätze, denen er fast überall folgte. Er bekannte sich zur evangelischen Religion, ging aber wenig oder gar nicht in die Kirche und sehr selten zum Tisch des Herrn, wenigstens hat er dies in den letzten neunzehn Jahren seines Lebens nicht gethan. Nur als eine gefährliche Epidemie in Wien war, ließ er sich daselbst das Abendmahl, auf Zureden — seines Kutschers, reichen. Das Volk nannte ihn deswegen: Glöubknix (Plattdeutsch: Lövenix), und die Prediger schmäheten ihn öffentlich auf der Kanzel. Und dennoch hat er ein „Systema theologicum“ geschrieben, wovon das Manuscript in Hannover aufbewahrt, und worin von ihm die katholischen Lehren, selbst die Punkte, über welche Katholiken und Protestanten am meisten uneinig sind, vertheidigt werden. — E —.

## Notizen.

Ein Quäker, Bernard Barton, hat vor Kurzem eine Sammlung von Gedichten (Poems — London 1820) heraus gegeben; eine literarische Merkwürdigkeit, da unter seinen Glaubensgenossen die Dichtkunst von finstren Eiferern verdammt wurde. Man erzählt sich sogar, der liebenswürdige Quäker-Dichter, Scott von Amwell, sey auf seinem Todesbette von einigen sauren Frömmlingen ermahnt worden, die Sünde des Dichtens zu bereuen. Jetzt scheinen auch hier freisinnigere Ansichten zu herrschen. Die Proben, welche englische Blätter aus der Sammlung mittheilen, sind so anziehend, daß man mit ihnen den Dichter freundlich begrüßt.

Aus den feinen und starken Fasern der Ananas-Frucht, die man spinnt, wird in Brasilien, wo sie in Ueberfluß wächst, ein Gewebe bereitet, das sehr gut wie Leinwand benutzt werden kann.

Ein Offizier, der ein gläsernes Auge hatte, gab es bei dem Auskleiden dem Aufwärter in einem Wirthshause, welcher ihm half, und befahl: es auf den Tisch zu legen. Der Bursche blieb wartend stehen. „Nun, worauf wartest Du noch?“ fragte der Offizier. — „Auf das andere Auge!“

Es hat neulich Jemand in England ein Patent auf Stiefeln ohne Naht erhalten. Er läßt dazu das Fell von dem Schenkel des Thieres, ohne Einschnitt, abziehen und dann gerben.

Als Lord Hyde von seiner Reise zurück kam, sagte ihm sein Schwager, Lord Essex, sehr freudig: er habe ein Jahrgeld für ihn erhalten. — „Aber wie wußten Sie denn“, antwortete Jener, „daß ich zu verkaufen war, oder wie konnten Sie wenigstens so genau den Preis für mich bestimmen?“ — b —.

## Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

Wien. Mit dem Beginn des Monats Mai wurde die Kunst-Ausstellung geöffnet, welche nach jedem dritten Jahr statt findet. Die diesjährige ließ ihre Vorgängerin weit hinter sich,

und das Fortschreiten der Kunst, besonders der Malerei, gewährt einen erfreulichen Anblick. Unbedeutender sind die Leistungen der Plastik und Bildhauerei; doch verdient das Basrelief in Gyps, von Schmelzer, vorstellend die Scene: wie Achill den Ajax und Odysseus als Sieger bei den zu Patroklus Ehre veranstalteten Kampfspielen erklärt, auszeichnende Erwähnung. Auch mehrere in Stein geschnittene Portraits gefallen. — Unter den Gemälden strahlt des Malers Schnorr von Karlsfeld „Faust" hervor. Er nannte das Bild „nach Goethe"; dagegen hat man aber viel ein zu wenden. Goethe's „Faust" lacht lustig empor, als er den Scholasten vor sich stehen sieht, der anfangs zum Elephanten schwoll; Schnorr's „Faust" zwingt nur gewaltsam das ungeheure Entsetzen, welches der finstere Gast um sich verbreitet, aber sein Auge bändigt sich selber und jenen Höllenschatten. Goethe's „Mephistopheles" hat sich den Balg eines pedantischen bissigen Gelehrten umgehangen; in Schnorr's „Mephistopheles" ringt die Hölle mit dem Himmel, das ist nicht Mensch, kein Engel, kein Teufel, und dennoch furchtbar alles zusammen. Eine kritische Zerlegung aller Schönheiten würde zu weit führen; doch sey es gesagt: daß auch die Nebensachen des Gemäldes mit einem Fleiß ausgeführt sind, dessen man jetzt so selten ansichtig wird. Schnorr hat sich damit bleibenden Ruhm gesichert. — Orest von den Furien verfolgt, von Ender, ist eine mittelmäßige Composition; die Zeichnung der Figuren grell und ohne Lebens-Ausdruck, das Kolorit nicht übel, schön aber der Gedanke: wie aus dem Kohlendampf des umgestürzten Opfer-Beckens, in welches der Mörder seine Hand gleichsam beschwörend ausstreckt, die grinzenden Eumeniden aufleuchten. — Phädra verläumdet Hyppolyt bei ihrem Gemahl Theseus, von Anton Petter, ist eine Gruppirung, nicht ohne Anlage gedacht, doch ist der Ausdruck der Gestalten nicht wahr. Theseus erscheint zu jugendlich nervig: das ist nicht der Zornesblitz im Auge eines Helden; Phädra's Miene verräth zu wenig Angst, sie ist ja nicht durchaus verderbt; Hyppolyt gehört mit ganzem Recht auf eine Zucker-Torte, so kläglich steht er da; die beste Figur ist die lauschende Oenone. — Die Rückkehr des Landwehrmanns, von Kraft, ein Seitenstück zu seinem früheren Werke: Der Abschied des Landwehrmanns, hat das Schöne wie die Fehler mit diesem gemein, nämlich frisches Kolorit, Richtigkeit in Stellung der Personen und schlecht gemalte Nebensachen. Er hat in dem „Abschied" eine Figur mit bedecktem Gesicht gemalt, die damals viel Interesse erregte: es ist ein herrlicher Gedanke, daß er nun die Täuschung in der „Rückkehr" der Phantasie nicht genommen und diesem Mädchen abermal eine interessante Stellung gegeben, welche ihr Antlitz verhüllt. — Die heilige Cäcilie, von Scheffer von Leonhardshof, ist ein wahres Meisterstück an Erfindung, Zeichnung, Lebhaftigkeit der Farbe, und dem wahrhaft ätherischen frommen Geist, der aus dem herrlichen Werke spricht. Frisch auf, wackerer Künstler, Dir wird die Palme nicht fehlen! — Die heilige Ludovika, von demselben, ist von minderem Werth. — Das Testament Jakobs, von Gobel, ist ein gefeiertes Stück, mit deren Skizze er bei der letzten Preiswerbung den Kranz errungen. — Madonna mit dem Christuskinde, von demselben, ist keine Madonna, wohl aber ein recht anmuthiges Menschenbild. — Die beiden Madonnen, von Petter, haben wunderschönes Kolorit, weniger Werth in den Stellungen. — Lais im Bade von Aristipp, und Alcibiades von Sokrates überrascht, beide von Petter, haben viele Lieblichkeit. — Nennenswerth ist noch die Religion, von Ramberg; des ritterlichen Jägers Liebeslauschen und Golos Liebesfang an Genofeva, beide von Schnorr. — In der Landschafts-Malerei gewinnen sich Wutky, Schödlberger, Steinkopf, Schindler und Fischbach die Preise. — Der Altmeister in der Miniatur-Malerei ist Agricola. Unter den Portrait-Malern giebt es viele, die ihre Kunst sehr rühmlich treiben — aber es offenbart sich eine Wuth an denselben, ihr eigenes Selbst zu allererst gehörig ab zu pinseln, und dadurch der entzückten Menschheit gleichsam das Motto hin zu stellen: „Seht, so offenbart sich der Gott!" Wo Tüchtiges geleistet wird, mag die Krankheit hingehen; lächerlicher aber ist die Art, Abbildungen von höchst unbedeutenden Personen preis zu geben. Selten wird vor der platten Physiognomie auf den Farbenstrich Rücksicht genommen, und in der That, eine so lächerliche Eitelkeit straft sich selber! — In der Literatur sind wir durch ein poetisches Institut, genannt „Cikade", durch das zweite Bändchen der „Bühnen-Spiele", vom Grafen Riesch, endlich durch „Erzählungen" von Kuffner bereichert worden. Das zuerst genannte Heupferdchen versprang sich, zur Freude der Menschen, sogleich wieder in seinem Elemente, dem Heu, und die genannten „Bühnen-Spiele" möchten wohl nur wenig für die Bühne benutzt werden; da ist zu viel Breite, als daß es zu wirksamen festen Gestaltungen kommen könnte. Kuffner's Erzählungen unterhalten, und würden noch mehr zum Vergnügen thun, wenn sich eine Sucht nach Originalität, die im eigentlichen Sinne schlimme Copie ist, nicht so vordrängte. Jean Paul und Hoffmann wissen ihre Bizarrerie mit ganz etwas Eigenthümlichem zu ergänzen; doch haben auch die vorliegenden Erzählungen ihren Werth, besonders wenn des Verfassers klarer Verstand wirkt und Phantasie eben nicht nöthig ist. — Am theatralischen Himmel hat sich für diesmal manches Bedeutende blicken lassen. Darunter gehört „das Landmädchen", Lustspiel nach dem Englischen des Wycherly. Obgleich dies Sujet so oft durchgedroschen wurde, daß sich darin wohl nur mit Mühe irgend ein Körnchen entdecken läßt, so ist es doch schon darum der Rede werth, weil es eine Uebersetzung aus dem Englischen, nicht aus dem Französischen ist, womit uns hier Jemand, der von einer wahrhaft französischen Manie besessen scheint, bis zum Ekel überfüttert. Hr. West ist der Bearbeiter dieses Lustspiels; er hat das Verdienst, dasselbe lokalisirt zu haben. Uebrigens scheint es, daß dieser Gelehrte am rüstigsten auf seinem einmal begonnenen Wege fortschreiten könne: nämlich in Uebertragung der spanischen Dichter. Es ist dies eine glorreiche Bahn, wenn man sie wie West zu gehen weiß. — Ferner sahen wir „Zaire", Trauerspiel nach Voltaire. Nach? — nein, aus dem Französischen, mittelmäßig übertragen. Diese aus den brennenden Zonen des Orients auf den Boden Frankreichs versetzte Pflanze kann nur wenig gedeihen in unserm kühlen ernsten Deutschland. — Endlich am 1sten Mai wurde uns ein so lange versprochener Genuß, nämlich die Darstellung der „Albaneserin" von A. Müllner. Ueber den Werth dieser Arbeit will ich nicht reden, da die Mängel und Schönheiten derselben schon genugsam besprochen wurden. Aber gegen die Lüge sey zu Felde gezogen: der Correspondent des „Morgenblattes" ließ sie gefallen, dem ist nicht so — —! Mit seinem „Scheibenschießen" hat Hr. Ziegler fehl geschossen; die Hauptfiguren sind abermal von seinen „Temperamenten" entlehnt, die Sprache ist sehr unrein, zuweilen obscön, die Anlage und Fabel keiner Bemerkung werth. — „Der Schneider und sein Sohn", eine Bearbeitung des Schröderschen Lustspiels, welches er wieder nach dem Englischen gemodelt hatte, bietet in seiner chaotischen Natur doch manches Amüsante und gefiel. Hrn. Kettel und Hrn. Costenoble gebührt Lob. — Hr. und Mad. Ehlers, Hr. und Mad. Anschütz, vom Breslauer Theater, und Hr. und Mad. Neumann, von der Karlsruher Bühne, gaben bisher Gastrollen im Hof-Theater. Die beiden Ehlers gefielen nicht sehr, Mad. Neumann erndtete dagegen entschiedenen verdienten Beifall. Die schönste Erscheinung ist uns Mad. Anschütz; ihr Gemahl aber noch ein ungeschliffener Edelstein zu nennen; er könnte viel werden, ist es jedoch nicht. — Ein neues Ballet Aumers: „Alfred der Große" gefiel außerordentlich; die Musik dazu, vom Grafen Gallenberg, ist sehr schön.

— S —.

Nach dem in England mit besonderen Kupferstichen und Zeichnungen erschienenen Werk über die Kunst: „Das Halstuch zu binden!" ist die vortheilhafteste Art und Weise, dasselbe zu tragen: „entweder à la Steenkerk oder à la Fuhrmann!" (Journ. d. Par.)

Redacteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurersche Buchhandlung.



# Der Gesellschafter
oder
# Blätter für Geist und Herz.

1820. Sonnabend den 15. Juli. 114tes Blatt.

## Die Brüder.

(Nach einer Chronik vom Jahr 1546.)

Es ist seitdem manch Tröpflein Wassers aus der Thur in den Rhein geflossen, da wohnte zu Bischoffszell, einem netten Städtlein an der Thur, eine ehrbare Rittersfrau aus dem Geschlecht derer von Zorn. Sie hatte ihren Gemahl in frischer Jugend verloren, und lebte still und sittiglich vor sich hin, wie es einer frommen Wittib wohl geziemen will. Früh und spät saß sie daheim an ihrer Kunkel, pflegte treulich des Haushalts und kümmerte sich nicht um Anderer Thun und Lassen, vermeinend, wie das Sprüchwort redet: daß männiglich vor seiner Thür fegen möge. Dabei zog sie in ihrer Einfachheit zwei wackere Buben groß und gut, daß Jeder, der dieselben schauen mochte, seine Lust und Freude an ihnen hatte. Der Aelteste, Rudolph des Namens, war des Vaters leibhaftes Conterfey an Gestalt, Sinn und Art. Ein Knäblein noch auf der Mutter Arm, langte er schon nach dem blanken Schwerdt, hatte sein Spiel mit Wehr und Waffen, und wie die rechte Kraft in seinem Arm erwuchs, liebte er nichts als ein Roß zu tummeln und den Bogen zu spannen. Der jüngere Bruder, Walter genannt, war anderer Art. Er besaß ein fein und lieblich Gesicht, glich einem Mägdlein, trieb Kurzweil mit Blumen und jungen Vögeln, und hatte seinen Sinn auf Lied und Gesang gestellt. Und die treue Mutter pflegte der beiden Buben emsiglich, und betete bei dem Frühroth und in der Abendmette: daß Gott zu ihrem Beginnen helfe und seinen Segen verleihe, der ja doch jeglichem Werke erst das rechte Gedeihen giebt.

So war nun Rudolph über das fünfzehnte Jahr gekommen, und wer ihn sah in seinem Stolz und Muth und wie er des Vaters hohe Gestalt fast erreicht, der wollte vermeinen, die Mutter habe den Taufschein des Knaben um einige Jahre vorgestellt. Darum war auch kein Weib in den Lüften vor des Jägers sicherem Pfeil geborgen, und mochte das Gemslein sein Felslager hoch und steil in die Wolken gebaut haben, Rudolph vermaß sich, es auf zu spüren. Früh im Morgengrau hing der kecke Schütz Bogen und Köcher über die Schulter, nahm den Springstock zur Hand und schritt hinaus in die Wildniß, dem jungen Uhr nach zu stellen oder mit dem Steinbock wettauf im wilden Sprunge sich zu messen. Walter aber, der zarte Knabe, jünger um dreizehn Monden, blieb daheim und pflegte seiner Blumen und pflückte die schönsten, sie der Mutter in den Schooß zu schütten, wenn sie die Spindel drehe. Und somit setzte er sich an ihre Seite und schlug die Harfe und sang wohl manch ein Lied dazu, daß der edlen Frau das Herz aufging, und ruhte ihr Auge mit Lust und Wehmuth auf dem holden Buben, der mit seinem zarten Wesen und frommen Treiben beiden Welten an zu gehören schien. War ja doch sein erster Schrei Freude und Leid gewesen! Sie hatte ihn am Morgen desselben Tages zur Welt geboren, an welchem Abend ihr Herr und Gemahl diese Zeitlichkeit gesegnet;

und ob sie auch gleich das Büblein in den Arm des Vaters gelegt, war schon alle Kraft von dem Sterbenden entwichen, also daß er es nicht mehr erkannt, noch seinen Segen ihm ertheilen konnte. Darob gedachte die Mutter heimlich in ihrem Sinn: sie werde nicht lange mehr des holden Buben sich erfreuen; und hob nun Walter sein Liedlein an vom Welken der Blumen, und sang von dem Wiedersehen über den Sternen, und von den Engelein, die über den Wolken schweben, da erseufzte die edle Frau von Zorn und sagte leise in sich hinein: „Es ist so! dem armen Buben heimelt der Himmel an, er mag ohne des Vaters Segen nicht leben.“ — So kam denn wohl der Abend heran, und der Mond stieg über den Bergen auf und der Hirt kehrte heim mit der Heerde, aber Rudolph der Schütz trieb noch sein Wesen im Walde. Da sprang die edle Frau von ihrem Sessel und schritt in Hast auf und ab, und wieder ab und auf und kam ihr ein Grausen an, als höre sie des Uhrs zorniges Brüllen oder das Donnern des Wassersturzes. Darob entsetzte sie sich und vermaß sich, dem meisterlosen Buben Armbrust und Köcher unter Schloß und Riegel zu verwahren; worauf Rudolph eingetreten und die Beute von der Schulter geworfen, also daß der mächtige Steinbock queer zu ihren Füßen gestürzt. Alsbald ist der Mutter des Dräuens nicht mehr Noth gewesen, und hat sie nicht anders vermeinet, als kehre ihr Gemahl von der Jagd und stehe vor ihr. Und wenn ihr dabei zu Sinn gekommen, daß Muth und Stärke des Ritters schönster Schmuck sey, und wie das Vaterland auch Männer heische, die der Gefahr trotzig ins Auge zu schauen gelernt, so hat sie ihren Arm um den Knaben geschlungen, und insgeheim die Unbill ihm abgebeten. — Walter aber, über seine Harfe hin, reichte dem Bruder die Hand und sagte: „Gottlob, lieber Bruder Rudolph, daß Du wieder bei uns bist! So erzähle nun auch, wie es Dir ergangen.“ — Worauf Rudolph von dem Gemsbock geschwätzet, dem er nachgestellt, bis wo die Felswand schroff in den Abgrund hinunter steigt; wie hierauf das ergrimmte Thier mit Blitzesschnelle umgewandt, den Kopf auf die Brust gesetzet und verzweifelten Sprunges auf ihn losgestürzt, also daß er nur eben sich nieder geworfen, als das Ungethüm über ihn weg in die Tiefe verschwunden sey. — Hierüber ist Walter aufgesprungen, hat seine Harfe auf die Seite geworfen und ist dem Waidmann um den Hals gefallen, rufend: „Gottlob, Du lieber böser Bruder, Gottlob, daß Du wieder bei uns bist!“ — Und die Mutter hat Beide an ihr Herz gezogen und zu den Sternen aufgeblickt, wo ihr lieber seliger Herr wohl auf sie herab schauen mochte und dabei gesagt: „Meine theuren Söhne! werdet durch Lied und That der Stolz des Vaterlandes!“

(Der Schluß folgt.)

## Das Welt-System.

(Fortsetzung.)

II. Ist aber die Bewegung der Planeten um die Sonne nur eine Modifikation ihrer eigentlichen Bewegung mit derselben, und bleibt diese die Hauptsache, so ist eine andere zu beantwortende Frage: wodurch dann die Planeten die Geschwindigkeit erhalten, um der Bewegung der Sonne folgen zu können, die doch eben so groß bei Merkur, als bei Uranus erfordert wird. Bewegung ist die Wirkung der Attraktion, die Intensität der Bewegung; die Geschwindigkeit derselben hängt eines Theils von der Masse, andern Theils von der Entfernung der durch die Attraktion Bewegung bewirkenden Masse ab. Gleiche Massen haben in gleicher Entfernung gleiche Geschwindigkeit der Bewegung durch die Attraktion; bei verschiedener Entfernung und gleicher Geschwindigkeit verhalten sich die Massen der Planeten, wie die Quadrate ihrer Entfernungen von der Sonne, und ist Uranus 19 Mal entfernter von der Sonne als die Erde, so hat er 361 Mal mehr Masse, wodurch er dann erst auf seinem Standpunkte die Geschwindigkeit erlangen kann, die dazu erfordert wird, daß er fortwährend in gleicher Entfernung von der Sonne sich erhält. Sonach kommt Einheit in die Stellung unserer Planeten, und wir haben nicht mehr die unauflösliche Frage zu beantworten: warum Jupiter, der nähere Planet, den Saturn an Masse drei Mal übertreffe, und warum Uranus, obgleich er noch einmal so weit von der Sonne entfernt ist als Saturn, doch beinahe sechs Mal kleiner seyn soll, als dieser. Das Keplersche Gesetz: daß sich die Quadrate der Umlaufszeiten wie die Würfel der Entfernungen verhalten, bleibt also das Fundament der Berechnung der Entfernungen und der Massen der übrigen Planeten.

Der Aether soll sich bei jedem Himmelskörper, also auch bei den Planeten, nach dem Verhältniß ihrer Massen befinden. Da die Planeten ihre Stellung von der Sonne durch ihre Massen haben, so ist das Sonnenlicht auf jedem Planeten von gleicher Intensität, und nicht etwa auf dem Uranus 361 Mal schwächer, als bei uns. Die Sonne aber leuchtet sich nicht selbst, was für die dortigen Astronomen ein großes Uebel seyn müßte, sondern wird durch die Central-Sonne erleuchtet, die uns, obgleich wir nur höchstens 20 Millionen Meilen weiter von ihr entfernt seyn können, doch vielleicht ganz unsichtbar ist, weil die gegenseitige Attraktion der Central-Sonne und Erde zu gering ist, als daß dieselbe Licht hervor bringen könnte.

Diese Harmonie in unserm Sonnen-System wird durch die Kometen gestört, deren Bewegung ebenfalls durch die Sonne bewirkt werden soll, und die doch weder erweislich die Masse haben, welche sie nach ihrer

berechneten Entfernung von der Sonne haben müßten, um eine gleiche Geschwindigkeit mit den Planeten und der Sonne zu erhalten, noch auch eine regelmäßige Entfernung oder nur geringe Verschiedenheit in dieser Entfernung von der Sonne beibehalten. Wer weniger mit der Theorie der Kometen bekannt ist, glaubt diese eben so begründet, als es die Bewegung der Erde um die Sonne ist. Die Astronomen wissen am besten, wie wenig sie befriedigt. Der einzige Fall, daß die Erscheinung eines Kometen bis jetzt vorher gesagt wurde, ist der von 1759, wiewohl er doch 500 Tage später erschien, als die Rechnung verlangte. Freilich hat Clairant behauptet: daß diese Verspätung durch die Perturbation der Bahn des Kometen von Seiten des Saturn und Jupiter herrühre; indessen kann eine solche Erklärung dem nicht genügen, der das Ende einer jeden Perturbations-Theorie in dem Auffinden der klaren Wahrheit vorher sieht.

Wenn es heißt, daß der Komet von 1759 seit 1456 schon fünf Mal erschienen ist, so soll das so viel sagen: daß in den Tabellen der seit dieser Zeit beobachteten Kometen von 75 zu 75 und 76 Jahren ein Komet vorhanden ist, und dies, in Verbindung gebracht mit der Berechnung der Bahn des Kometen von 1683, der nach 75 Jahren wieder erscheinen sollte, und mit dem Kometen, der 1759 erschien, giebt der Behauptung allerdings einige Wahrscheinlichkeit, daß alle die seit 1456 von 75 zu 75 und 76 Jahren erschienenen Kometen ein und derselbe sind. Es ist nicht auffallend, daß in einem Zeitraum von 500 Tagen ein Komet erscheint, da jetzt jährlich mit Hülfe der Kometen-Sucher wohl mehrere entdeckt, beobachtet und deren Elemente berechnet werden, und wenn der Komet, der 500 Tage später kam, als derselbe galt, so konnte es auch der, welcher etwa 500 Tage früher kam, und dann ist um so eher zu erwarten: daß in 1000 Tagen ein Komet am Himmel erscheinen wird.

Die Kometen gehören nicht zu unserm Sonnen-System, sie stehen nicht auf gleicher Stufe mit den Planeten, sondern eine Stufe höher, und sind Himmelskörper, welche sich mit der Sonne um eine gemeinschaftliche Central-Sonne als Planeten dieser bewegen. Stellen wir uns auf den Mond, und beobachten von diesem die Planeten, so haben dieselben eine gleiche Bahn, wie die Kometen von der Erde aus gesehen. Kommen die Planeten in die Erdnähe, so werden sie auf dem Monde sichtbar; entfernen sie sich von der Erde, so verschwinden sie. Vom Mond aus die Bahn dieser nur periodenweise sichtbaren Planeten berechnen zu wollen, wäre deshalb unrichtig, weil man vergäße: daß das Wiedererscheinen der Planeten auf dem Monde von dem mittleren synodischen Umlaufe abhängt. Wir können also auch von der Erde aus das Wiedererscheinen der Kometen nicht eher berechnen, bis wir nicht den mittleren synodischen Umlauf des Kometen und der Sonne in Beziehung auf ihre gemeinschaftliche Central-Sonne kennen.

Daß der Kometen-Körper etwas ganz anderes ist als der Kopf, wissen wir; daß er auch der mit schwachen Instrumenten in demselben beobachtete sogenannte Kern nicht ist, hat Herschel (Monatl. Corresp. B. 28. Nr. 53) längst gezeigt. Bei dem großen Kometen von 1811 wurde dieser Komet von Herschel mit einem scheinbaren Durchmesser von °,775 Linien beobachtet, wenn ihn andere mit schwächeren Instrumenten bedeutend größer berechneten. Kopf und Schweif des Kometen sind Erscheinungen, durch den Aether, und der letztere wenigstens gehört auf keinen Fall zu dem Kometen selbst, sondern ist die Wirkung der Attraktion des Kometen auf den Erdäther, gerade wie das Zodiaka-Licht durch die Attraktion der Sonne auf den sich fern von der Erde mit abnehmender Intensität hinauf erstreckenden Aether entsteht, und das wir kurz nach Sonnen-Untergang in der Dämmerung bei dunstfreier Atmosphäre beobachten. So erklärt sich das Wenden des Schweifes, und aus der Bewegung des Kometen und der Sonne, und der Stellung der Kometen, entweder der Central-Sonne näher oder entfernter als die Sonne, erklärt sich, wie uns die Kometen bald rechtläufig, bald nicht erscheinen; eine Erscheinung, welche allein schon hinreichend wäre, die Kometen aus unserm Sonnen-System zu verweisen, oder bis dahin, daß man die Wahrheit einsah, lieber die Kometen für Luft-Erscheinungen zu halten, wie Kepler selbst, ehe man sich einbildete, sie als Himmelskörper in unserm Sonnen-System erklären zu können.

Der im Jahre 1822 zu erwartende Komet, welcher seinen Umlauf um die Sonne in 3 Jahren und 3 Monaten vollbringen soll, wird nun die Frage entscheiden: ob die Kometen mit unseren Planeten oder mit der Sonne auf gleicher Stufe stehen. Die projektirte Sternwarte auf dem Cap wird dessen Beobachtung, weil er nur für die südliche Erdhälfte sichtbar seyn soll, möglich machen, und da die Zeit ziemlich genau bestimmt ist, in welcher er erscheinen soll, und auch bei ihm nicht bloß sein Erscheinen, sondern eine Eigenschaft vorher gesagt ist: daß er nämlich einen 26 Mal stärkeren Lichtglanz haben soll, als bei seinem Sichtbarseyn im vorigen Jahre für die nördliche Halbkugel, so ist es unwahrscheinlicher: daß ein anderer Komet, theils zu dieser bestimmten Zeit, theils mit dieser Eigenschaft eintrifft, und die Entscheidung durch den Augenschein, welche immer die beste ist, wenn verjährte Irrthümer als solche dargestellt werden sollen, wird also bald erfolgen.

(Die Fortsetzung folgt.)

## Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

Theater-Bericht aus Braunschweig. VI. Der Hr. Kapellmeister Wiedebein hat eine Reise nach Italien angetreten. Hr. Cornett, erster Tenorist, lebt in der Gunst des Publikums auf. Frau Dölle erndtet ungetheilten Beifall durch Stimme und Gesang. Hr. Horn, ein braver junger Künstler, ist abgegangen. Frau Schröder wird, wie man sagt, im Herbst hier Gastrollen geben. Frau Kiel wird hoffentlich Rollen zu spielen haben, wie sie ihrem anerkannten Verdienste zukommen. Die geschätzten Komiker, die Herren Bachmann und Günther, bleiben dem Publikum unverändert werth. Als Gäste besuchte uns die Familie Veltheim, und man war mit den schönen Fortschritten zufrieden, welche die beiden ältesten Töchter bezeugten. Der Gesang der Demoiselle Charlotte Veltheim erwarb sich lebhaften Beifall. — Nehmen Sie, mein werther Herausgeber des „Gesellschafters", mit diesen geringen Sachkenntnissen vorlieb.

Dr. G. Frhr. von Seckendorff.

Hamburg. Der Sohn des verstorbenen höchstverdienten Bürgermeisters von Graffen, Herr Dr. und Sekretarius von Gräffen, hat dem Verfasser der, in lateinischer Sprache ab zu fassenden Denkschrift, durch Herausgabe einer kleinen Schrift: „Andenken an Friedrich von Graffen"— Materialien zu derselben geliefert. Aus der Rede des Greises, die er im Mai 1814 als präsidirender Bürgermeister an die Bürgerschaft hielt, hier die wenigen, aber inhaltschweren Worte: „Vor allen Dingen muß uns die Erhaltung unserer Verfassung theuer und werth seyn. Sie ist das Werk einer langen Erfahrung mehrerer Jahrhunderte. Es ist leicht, Abänderungen zu machen; aber wirkliche in allen ihren Folgen nützliche Verbesserungen sind desto schwieriger." — Daß unser Landsmann, Herr Justizrath Heise, der berühmte scharfsinnige Rechtslehrer, Präsident des Appellationsgerichts geworden, muß selbst diejenigen, welche von der absoluten Nothwendigkeit einer solchen Instanz für die freien Städte bisher nicht überzeugt waren, erfreuen. Nächstens wird auch die Wahl der Räthe und des Sekretairs statt haben. — Die „beiden Gutsherren", von Julius von Voß, sind hier mit Beifall gegeben; das treffliche Spiel der Herren Schmidt und Schwarz, die im Besitz der Hauptrollen sind, trug viel dazu bei, diesen Beifall hervor zu bringen. — Als Gast haben wir Hrn. Hillebrand im „unterbrochenen Opferfest" als „Maffern" gesehen; er hat gefallen. — Demois. Neuendorf (nicht Neumann, wie letzthin irrig berichtet) muß ihren Bewegungen recht viel Aufmerksamkeit schenken. Mit Anstand sich auf der Bühne dar zu stellen, ist freilich höchst nothwendig; allein das Ringen nach demselben muß nie zu sichtbar werden, nie in Steifheit ausarten, sonst erhalten wir Bildsaulen statt Menschen. — o —.

Ueber Hayti. Als die Schrift eines Negers und in statistischer Hinsicht merkwürdig ist der, in der königlichen Druckerei zu Sans-Souci gedruckte „Versuch über die Ursachen der Revolution und die Bürgerkriege in Hayti", von dem Baron de Vastey. Man findet hier sehr schätzbare geschichtliche Nachrichten; die Schilderung der Fortschritte zur Gesittung und Freiheit unter einem Volksstamm, der sich aus der Sklaverei zur Menschenwürde erhoben hat. Ohne Zweifel werden wir bald über den inneren Zustand der Insel nähere Nachrichten erhalten und daraus urtheilen können: ob sich derselbe durch die allgemeine Umwandlung wirklich verbessert habe, wie es allerdings scheint, oder in wie fern diejenigen Recht haben, welche behaupten: daß die einst ertragreichen Ebenen durch die Ueberschwemmungen der Flüsse zu giftigen Sümpfen geworden seyen, da man während des Krieges den Ufer- und Schleusenbau vernachläßigt habe; daß man die Berge entholzt sehe, von deren Abhängen nun der Boden durch Regengüsse herab geschwemmt werde; daß man die durch Feuer und rohe Gewalt zerstörten Wohnungen nicht durch neue, eben so gute ersetzt habe. Aber man darf diesen Nachrichten nicht unbedingt trauen, da sie meist von ehemaligen Pflanzern kommen, welche noch immer hoffen: die Insel wieder unter Frankreichs Gewalt und die Herrschaft der Sklaven-Peitsche hergestellt zu sehen. Es ist jedoch hier ein neues Geschlecht aufgewachsen, das nie die Sklaverei kannte, und die wenigen alten Sklaven, welche noch übrig sind, werden den Haß gegen die Knechtschaft zu nähren wissen. — • —.

Steindruckerei. Eine der interessantesten Erscheinungen der Lithographie sind wohl ohne Zweifel die gegenwärtig in Wien erscheinenden „Donau-Ansichten" vom Ursprung bis zum Ausfluß in das Meer. Der vortrefliche Landschafts-Maler Jakob Alt, der sich durch Ausarbeitung von Gegenden des österreichischen Kaiserstaats bereits einen großen Ruf und Verdienste erworben hat, zeichnet diese Ansichten mit lobenswerther Treue nach der Natur auf Stein; der verdienstvolle Lithograph, Adolph Kunike, selbst von Sennefelder mit Achtung anerkannt, giebt diese Zeichnungen treu und bestimmt von dem stärksten bis zu dem zartesten Ton wieder, und der unermüdete Literator, Christian Duldtschreiber, welcher sich seit längerer Zeit mit Sammlung der Materialien zu einem österreichischen Künstler-Lexicon beschäftigt, wird nicht nur die Beschreibung der dargestellten Gegenden liefern, sondern hat zugleich die Sorge für den ökonomischen Theil des Unternehmens auf sich geladen. Monatlich erscheint ein Heft von vier Platten von 21 Zoll Breite und 15 Zoll Höhe, für den gewiß sehr billigen Preis von 10 Gulden W. W. (ungefähr 2 Thlr. 16 Gr.) Bisher sind vier Hefte fertig geworden und enthalten die Ansichten der Hauptstadt Wien, der Städte Stein, Mautern und Ips, der Stifte Melk und Göttweih, der Schlößer Weideneck, Persenbeug, Dürrenstein u. m. a. — Ge.

Als Beweis, wie zuweilen das Gute mit Gewalt verkannt wird, dient wieder Folgendes: Seit dem Jahr 1788, also schon seit 30 Jahren, stand auf dem Conservatorium der Künste und Gewerbe zu Paris ein Weberstuhl, dessen kunstvoller Mechanismus das Schiff von selbst wandte und alle anderen dabei vorkommenden Bewegungen machte, ohne daß der, welcher den Stuhl leitete, Hände oder Füße dabei an zu wenden brauchte. Niemand wollte jedoch darauf achten, bis endlich ein Engländer zufällig das Conservatorium besuchte, ihn ganz vortreflich fand und ein Modell mit nach England nahm, wo der Stuhl augenblicklich mit dem besten Erfolg angewandt ward. (Journ. d. Par.)

Redacteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurersche Buchhandlung.




# Der Gesellschafter
oder
# Blätter für Geist und Herz.

1820. Montag den 17. Juli. 115tes Blatt.


## Johannes.
### Sonett.

Als, liebend noch, der Christen fromme Schaaren,
Begeistert für das Göttliche und Reine,
Einmüthig in der Hoffnung, Groß' und Kleine,
Zu Ephesus im Herrn versammelt waren,

Und Er, der hehre Greis in Silberhaaren,
Ersehnt ward in der Gläubigen Vereine,
Daß er den Seinen einmal noch erscheine,
Die frohe Botschaft froh zu offenbaren —

Da kam des Wortes herrlichster Verkünder:
Ein Himmlischer erschien im Menschenfreunde,
Vertrauend schlug ihm jedes Herz entgegen:

Und Er hob seine Händ' empor zum Segen
Und sprach: „O liebet euch, ihr lieben Kinder!"
Dies sprechend nur, entließ er die Gemeinde.

J. E. A. Stiegler.

## Die Brüder.
### (Schluß.)

Nun geschah es, daß der späte Lenz eine gar wunderliche Luft und Wärme mit sich brachte. Der Schooß der Erde öffnete sich, die Brünnlein des Himmels thäten sich auf und von den Gletschern schmolz Eis und Schnee, also daß die wilden Bergwasser einher brausten und überall Jammer und Noth kund ward im lieben Schweizerland. Auch die Thur brach aus ihrem Bettlein und tobte über Flur und Matten, gleich dem wilden Uhr, der das Eisen seines Gefängnisses durchbrochen. Und wie die edle Frau von Zorn eines Morgens am Heerd steht und das Frühmahl bereitet — Walter saß unter den Blumen und sang ein Liedlein zur Harfe; Rudolph war auf den Söller gestiegen, in die wilden Fluthen zu schauen — horch, da schallt der dumpfe Ton der Sturmglocke. Ein verwirrt Geschrei wogt durch die Straßen: „Dort Noth, dort Hülfe, rette wer vermag; dort Hülfe, dort Noth!" Rudolph springt vom Söller und drängt durch die dichten Haufen: da erschauet er jenseits am Ufer ein Fischerhäuslein, wo die Fluth zu den Fenstern herein stürzt und die Wellen an das schwanke Gemäuer anschlagen, daß der Schaum hoch aufspritzt. Und auf dem Dache steht der arme Fischer mit Weib und Kind und ringt die Hände zum Himmel, und die Mutter liegt auf ihren Knieen und streckt weitaus den unschuldigen Säugling hin und kreischt durch den Sturm. Aber da war Keiner, der ein Leben an den Tod zu setzen hatte. So erglüht denn Rudolph von Angst und Zornmuth, und springt in den Nachen und schlägt die Kette los. Das gewahrt sein Bruder Walter, der eben sich durch den Gedrang windet, und ist blitzesschnell in dem Schifflein. „Ich ziehe mit Dir!" ruft er; „bei Dir will ich bleiben, lieber Bruder Rudolph, im Leben wie im Tode!" — „So recht, lieber Bruder Walter!" sagt Rudolph und reicht ihm die Hand; „so ist's recht, das ist ein schönes Wagstück vor Gott und Welt, das einem Menschenleben gilt!" — Und alsbald ging einem mannlichen Bürger das Herz auf, er wirft das Wamms von sich und tritt in den Nachen. „Nun in Gottes Namen!" schreit Rudolph und stößt vom Ufer. — Das Schifflein steuert muthig durch die Wellen und nimmt den Fischer mit

Weib und Kind auf. Und wie der edlen Frau von Zorn die Kunde ob ihrer Buben kecker That zu Ohren gekommen, läuft sie zum Ufer, da wo die Wellen am höchsten schlagen, und ringt die Hände und bittet den Himmel: daß er sich erbarme. Aber der Sturmwind schüttelt mächtig die Flügel, die Fluthen toben und brausen. Wehe, das Schifflein schwankt; wehe, wehe, da stürzt es um. Die edle Frau sinkt auf ihre Kniee. „Nehmt meine Burg, mein Leben, rettet nur meine Kindlein!" — Es springen drei wackere Schiffsmänner in einen Nachen, aber der Sturm wirft das Schifflein zurück, daß es zerschellt. Und mit Stricken und Stangen kommen die Bürger herbei und schleudern sie hinaus in die Wellen, und bergen die Schiffbrüchigen, die mannlich mit den Fluthen kämpfen. Und Rudolph, als er das Seil schon erfaßt, schaut sich um und sieht, wie sein Bruder Walter nicht hinan kommen mag und eben sinkt; so läßt er das Seil fahren und schwimmt zurück und erfaßt den Bruder, und als sich Beide umschlungen — werden sie nicht mehr gesehen und sind nimmer funden worden.

Aber die edle Frau von Zorn geberdete sich nicht, als sey alsobald Sinn und Verstand gewichen, wie wohl Manchem widerfährt, der sein Herz nicht gen Himmel wenden mag. Sie ging in ihr Burgverließ und verschloß sich in das innerste Gemach. Daselbst warf sie sich auf ihre Kniee und bat zu Gott: wie er ihr Muth und Kraft verleihen möge, auf daß sie an seiner Liebe und Treue nimmerdar verzage; und als sie so ein Stündlein gebetet, geht sie hervor aus ihrer Kammer und spricht zu den Umstehenden, die sie zu trösten gekommen: „Der Herr hat Alles wohl gemacht! Meine Söhne sind, wie mein Wunsch gewesen, in Lied und That heim gegangen. Ich bin eine glückliche Mutter. Das Vaterland darf stolz auf sie seyn: sie sind in seinem Dienst gestorben!" — Es kam aber dennoch manche Stunde, wo sie daheim saß in einsamer Stille und die Armbrust anschaute, die an der Wand hing und ihr war, als erklinge die Harfe aus dem Winkel zu ihr herüber. Wohl trat dann ein Weinen in ihr Auge, und bedachte sie, daß die zwei letzten Sprößlinge ihres Stammes untergegangen seyen und der Name von Zorn nicht mehr werde genannt werden im lieben Schweizerlande; da hat sie die Kunkel zur Seite gelegt und wiederum zu Gott gebetet, und ist ihr in dem Gebet einsmal zu Sinn gekommen: sie sey wohl so hoch über Viele gestellt, daß sie an Kraft und Gemüth weit hervor rage; und wie sie ein Beispiel geben müsse, eigen Leid in Anderer Freude zu verkehren. Und von Stund an hat sie einen erfahrnen Baumeister beschickt und besprach sich mit ihm, und gab eine große Summe Geldes an das Seelgestift in der Probstei zu Bischoffszell zu Erbauung einer Brücke, mitsammt einem jährlichen Kornzins zu derselbigen baulichen Erhaltung. Und seit dieser Zeit steht eine gar schöne steinerne Brücke über die wilde Thur geschlagen, und ist dieselbe ihrer Länge nach fünfhundert vierzig Schuh, und hat acht gewölbte Schwibbögen, durch welche das Wasser seinen täglichen Gang nimmt. Und am Ende der Brücke hat die edle Frau lassen einen Stein aufrichten, mit einer Ueberschrift, den Namen der Stifterin und die Jahrszahl anzeigend, auch den Zoll; daß, der darüber gehet, statt des Zolls solle ein andächtig Vaterunser für sie und ihre Kindlein beten. Und es stehet die Brücke wie der Stein noch bis auf heutigen Tag.   Bertram.

## Das Welt-System.

(Fortsetzung.)

III. Das durchgreifende Gesetz einer gleichen Geschwindigkeit aller Himmelskörper, in einer Bewegung nach einer Richtung, läßt endlich die Geschwindigkeit der Bewegung des Mondes um die Erde, der Erde um die Sonne, als die Modification ihrer eigentlichen Bewegung, gegen diese betrachtet verschwinden, wie das Schleichen der Schnecke gegen die Geschwindigkeit des Gedankens. Die Bahn des Mondes um die Erde macht etwa den 30sten Theil seiner Bahn aus, wenn man die der Erde um die Sonne, welche er doch auch zurück legt, hinzu rechnet. Wie aber, wenn wir dabei nicht stehen bleiben, sondern die Erde in Bewegung mit der Sonne um, und mit einer Central-Sonne, diese wieder in Bewegung um, und mit einer Central-Sonne zweiten Grades, und so ferner betrachten? Hier geht uns bald das Auffassen der Intensität der Geschwindigkeit verloren, wir haben kein Maaß, diese auszudrücken, weil wir nirgend einen Ruhepunkt der Bewegung selbst annehmen können und dürfen, um nicht überhaupt alle Bewegung leugnen zu müssen.

Wenn aber diese Geschwindigkeit, selbst zwar eine beständige Größe, doch niemals von uns zu messen, ja nicht einmal zu beobachten ist, weil sämmtliche Himmelskörper in dieser Bewegung begriffen sind, so führen uns doch die Modifikationen dieser Bewegung, welche Gegenstand unserer Beobachtung werden können, dahin, die Einrichtung unsers Sonnen-Systems deutlich zu erkennen und von diesem auf die Oekonomie des ganzen Welt-Systems zu schließen. Wir haben schon früher aus den Umlaufszeiten die Entfernungen der Planeten von der Sonne und das Verhältniß ihrer Massen zur Erde berechnet; es bleibt uns jetzt übrig, aus dem allgemeinen Gesetz der gleichförmigen Geschwindigkeit der Planeten und der Sonne um und mit einer Central-Sonne u. s. w. das Verhältniß der Masse der Sonne zur Erde oder auch zu irgend einem andern Planeten, und die Umlaufszeit der Sonne um ihre Central-Sonne zu berechnen.

Wenn der Mond auf seinem Abstand von der Erde, den wir rund zu 50,000 Meilen annehmen wollen, seinen Sideral-Umlauf in 27 Tagen 7 Stunden vollendet, so ist nach dem dritten Keplerschen Gesetz: daß sich die Quadrate der Umlaufszeiten wie die Würfel der Entfernungen verhalten, zu berechnen: welche Zeit der Mond zu seinem Umlauf gebrauchen würde, wenn er auf jedem beliebigen Standpunkt von der Erde gedacht wird. Die Entfernung des Mondes von der Erde wird aber lediglich durch seine Masse bestimmt, und die größtmöglichste Entfernung muß zugleich für ihn, als Neben-Planet, die Grenze seiner Masse und die Grenze seiner Umlaufszeit seyn. Denken wir uns also den Mond continuirlich von seinem jetzigen Standpunkt weiter geschoben, so wächst nach den bekannten Verhältnissen sowohl seine Masse, als die Dauer seiner Umlaufszeit. Der Mond wird endlich auf eine Entfernung kommen, in welcher seine Umlaufszeit gleich wird der der Erde, seine Masse gleich der Erdmasse. Weil aber der Mond in dem Augenblick, daß er die Masse der Erde erhält, aufhört ein Neben-Planet der Erde zu seyn, und die Stelle der Erde selbst, eines Planeten der Sonne einnimmt, so folgt: daß er in diesem Augenblick auch eine gleiche Umlaufszeit mit der Erde haben muß. Also, der Mond auf einer Entfernung, in welcher er gleiche Umlaufszeit mit der Erde hat, hat auf dieser auch gleiche Masse mit derselben.

Suchen wir diese Entfernung, so erhalten wir dieselbe gleich 281,690 Meilen, auf welcher also der Mond eine Umlaufszeit von 365 Tagen und 6 Stunden, und die Masse der Erde hat. Die erste Folge ist die Bestimmung der Masse des Mondes auf seinem jetzigen Standpunkt zu der Masse der Erde, es ist das Verhältniß derselben wie 1:31,7, oder der Mond ist beinahe an Masse 32 Mal geringer als die Erde, oder auch ihre Durchmesser (bei vorausgesetzter gleicher Dichtigkeit, die immer angenommen werden muß, so lange das Gegentheil nicht erwiesen ist,) verhalten sich beinahe wie 1:3,1.

Wenn nun aber die Masse der Erde in einer Entfernung von 281,690 Meilen eine gleiche Geschwindigkeit durch die Attraktion, wie die Sonne, auf einer Entfernung von 20 Millionen Meilen bewirkt, so muß der Grund in dem Verhältniß ihrer Massen in Bezug auf jene verschiedenen Entfernungen liegen, und wenn also die Sonne in einer 70 Mal größeren Entfernung eine gleiche Geschwindigkeit als die Erde bewirkt, so muß die Sonne 4900 Mal mehr Masse als die Erde haben, denn diese Zahl ist das Quadrat von 70.

Für diejenigen, welchen das vorstehende Raisonnement deshalb, weil ihre Phantasie im Augenblick des Lesens zu wenig erregbar seyn möchte, um sich durch dieselbe die Bewegungen der Sonne, Erde und des Mondes, und die Folgen aus dem Näher- oder Entfernter-Setzen des einen Körpers von dem andern sinnlich zu machen, nicht recht einleuchtend seyn möchte, will ich ein Beispiel geben, welches hier eben so dienen mag, wie die Probe bei einem Rechnungs-Exempel, wenn man sich nicht zutraut, richtig gerechnet zu haben. Hat nämlich die Sonne 4900 Mal mehr Masse als die Erde, kommt es bloß auf die Geschwindigkeit an, welche erfordert wird: daß die Erde, der Mond, der Bewegung der Sonne, wie groß deren Geschwindigkeit auch seyn mag, folge, und ist die Bewegung der Erde, des Mondes, um die Sonne, um die Erde nur eine Modification der Bewegung durch die Attraktion, hervor gebracht durch die gleichzeitige Bewegung desjenigen Körpers, welcher eben durch die Attraktion Bewegung wirkt, in einer nicht geraden Linie, so muß der Planet, welcher 70 Mal entfernter von der Sonne ist, als der Mond, von der Erde auch eine Umlaufszeit von 27 Tagen und 7 Stunden haben. Man berechne die Umlaufszeit eines Planeten auf einer Entfernung von der Sonne, welche 3,500,000 Meilen beträgt, und man wird das angezeigte Resultat finden.

(Die Fortsetzung folgt.)

## Peter Glitze.

Am 21sten April 1615 ward zu Dresden ein Verwalter der Meißner Fürstenschule, Peter Glitze, enthauptet, nachdem er drei Jahre gefangen gesessen hatte. Seine Verbrechen? — Er hatte den Fürsten-Schülern schlechte und knappe Kost, schwarzes statt feines Brod, Kofent statt Bier gereicht; hatte sie Mangel leiden lassen an Kleidung und Schuhen, dem Rektor die Besoldung nicht zur gehörigen Zeit gezahlt, die Censur-Stunden nicht fleißig besucht, dem Rektor mit Absetzen vom Dienste gedroht, welches er durch hohe Gönner bewirken wolle, Schimpfreden gegen die übrigen Lehrer ausgestoßen, die Handwerks-Leute nicht befriedigt, unnütze Baue vorgenommen u. s. w. — Gravamina genug zum Beweis, daß Peter Glitze nicht der Schul-Verwalter war, wie er seyn soll — und Ehre der Justiz im siebenzehnten Jahrhundert, welche mit exemplarischer Strenge gegen ihn verfuhr; gegen betrügerische Verwalter milder Stiftungen können die Gesetze nicht strenge genug seyn. — Dagegen behauptete man aber auch damals: Glitzens hoffärtige Frau habe ihres Mannes Schicksal dadurch gar sehr verschlimmert: „daß sie auf dem Dresdener Jahrmarkte einer hohen Person eine Mütze weg gekauft" — wäre diese Sage gegründet, dann Schande der Justiz und Wehe noch jenseits der hohen Person ob der weg gekauften Mütze!

— s.

# Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

**Weimar.** Der Hof-Advokat Hempel, als geistreicher Schriftsteller (Spiritus Asper) bekannt, ist, laut öffentlichen Anzeigen, wegen Kassen-Defekten u. s. w. vor mehreren Monaten aus Altenburg, seinem damaligen Wohnorte, entwichen. Unter seinen Papieren fand sich ein „poetischer Nachlaß", geschrieben „im Dezember 1819", der als psychologische Merkwürdigkeit zu beachten ist und der hier, als ehrendes Zeugniß für die Empfindungen des Schuldigen, stehen mag:

„Vom Sündentraum erwacht — nein, durch die Hand
Der Freundschaft und der Brudertreue
Erweckt, und von des Abgrunds Rand
Zurück gezogen — ach! ich fand
Auf mir die Schmach, in mir die Reue.

Ergriffen von vernichtendem Gefühl
Schau' ich in des Gewissens Spiegel,
Und sah der Eumeniden Spiel
Um mein entrücktes Lebensziel —
Zur Rache der entweih'ten Siegel.

Ich sah, wie, zürnend meiner Ungebühr,
Die Themis griff nach Schwerdt und Wage;
Ich hörte schon des Kerkers Thür
Sich klirrend schließen hinter mir,
Und hörte meiner Lieben Klage.

„Verlorner!" rief's — der hohle Donnerton
Schlug all mein Glück, wie Glas, in Scherben —
„Siehst du nicht deiner Feinde Hohn?
„Durchzuckt dich nicht die Ahnung schon,
„Den bürgerlichen Tod zu sterben?

„Zertrümmert ist des Lebens Ernst und Scherz,
„Verschlossen jede Freudenhalle;
„Dir bleibt für dein verwaistes Herz
„Nichts, als der ersten Eltern Schmerz
„Nach offenbartem Sündenfalle."

Und schwül und schwer ward um mich her die Luft,
Und irrend wogten die Gedanken;
Es öffnete sich meine Gruft,
Und des Versöhnung-Opfers Duft
Umnebelte den Seelenkranken.

Ich griff — da nahete mein Schutzgeist mir,
An seiner Hand die holde Muse —
„Vertrau' auf uns! Wir helfen dir,
„Und Himmelsgaben sammeln wir
„Zu Tilgung deiner Erdenbuße!"

Und Freundschaft reichte mir den Pilgerstab,
Und Hoffnung Göttertrank und Speise;
Ich nahm, und sah das offne Grab
Sich schließen, und mein Engel gab
Mir Muth zur neuen Lebensreise!"

Möge er, wohin auch das Schicksal den Verschollenen trieb und wie ihm auch die Loose fallen, seinen Vorsätzen stets getreu bleiben, und sich erheben aus den Tiefen, in die er sank! —ß—.

**Dresden.** Das 73ste Stück der „Dresdener Anzeigen" enthält auf einer halben Spalten-Seite eine Ehrensäule, welche die Aeltesten der israelitischen Gemeinde der hiesigen Tischler-Innung, so wie dem Tischler-Meister Adler insbesondere setzen; Letzterem, daß er eine israelitische Waise, Ernst Polac, in die Lehre genommen, gut behandelt, väterlich gepflegt, zu Religiosität, Fleiß und Sittlichkeit ermahnt — der Innung aber, daß sie den Knaben unweigerlich angenommen und losgesprochen. Das ist jedoch eine Ehrensäule mit Spiegel, worin die Israeliten ihr eigenes Ehrenbild erblicken. Denn daß sie einem ihrer Waisen-Knaben ein Handwerk haben lehren lassen und sich wegen der Zulassung bedanken, ist doch auch ehrenwerth! Möchten alle Zeloten gegen die Israeliten an den Dresdener Tischlern sich spiegeln! Möchten aber auch überall die Israeliten geneigt seyn, das Erlernen eines ehrlichen Handwerks dem heillosen Wucher und Schacher — das Kaufmanns-Geschäft in Ehren! — vor zu ziehen. — Ueberhaupt dürfen sich die Dresdener Juden über Intoleranz nicht beschweren. Sie besitzen hier Häuser, haben die größten Wechsel-Comptoirs; sie handeln mit Juwelen in den elegantesten Gewölben, mitten unter Christen, deren Gewölben oft die Käufer fehlen, welche jenen zufallen; sie erscheinen in Gesellschaften und — haben so manche bürgerliche Lasten wenigstens persönlich nicht zu tragen, denen der Christ gar oft auch gern durch ein Geld-Aequivalent sich entziehen möchte. Sie werden z. B. zu Rekrutirungen und Bürger-Garden nicht gezogen; sie sind frei von persönlichen Leistungen zu den Feuerlösch-Anstalten u. s. w. Von Spott und Verfolgung aber, die sie in der neueren Zeit in so manchen Städten haben erdulden müssen; hat sich bei uns nicht die mindeste Spur gezeigt, welches wir Christen uns übrigens nicht zur Ehre anrechnen, vielmehr das Gegentheil für eine Schande halten würden. — Endlich ist neuerlich hier auch die letzte Ruine aufgebaut worden, welche der jüngste Krieg geschaffen hatte, nämlich die königliche Spiegel-Polir-Mühle an der Weisseritz, zwischen Plauen und Dresden. Dieses schöne Gebäude, welches in der Dresdener Schlacht bald von den Russen, bald von den Franzosen behauptet, endlich aber ganz in Trümmern geschossen ward und in diesen seit dem Jahr 1813 lag, ist nun durch einen Kaufmann in eine Spinn-Mühle verwandelt worden, welche nächstens im Gange seyn wird. Da Sachsen durch die Theilung seine größte Spiegel-Hütte zu Friedrichsthal bei Senftenberg verloren hatte, so war auch die Spiegel-Polir-Mühle überflüssig und die königliche Spiegel-Faktorei bezieht ihren Bedarf an Spiegeln und Luxus-Artikeln in Bein- und Milchglas mit größerem Vortheil, als bei der eigenen Fabrikation zu erlangen war, aus Böhmen. — Da fällt mir eben in Klingemann's „Natur und Kunst" eine Stelle in die Augen, wo es heißt: daß unser verehrter König von treuen Bürgern zwischen ihren vier Wänden gutmüthig meist nur „Gustel" genannt werde. Das ist aber, mit aller Achtung für Hrn. K. gesprochen, wohl nicht gegründet. Wenigstens hat Referent, der hier seit 55 Jahren lebt und die treuen Bürger ziemlich genau kennt, jene Benennung, die mehr an das Kindische, als an das Gemüthliche streift, nicht gehört. Vater August aber — so, und mit Recht so, heißt der treffliche Monarch allüberall. — Die königliche öffentliche Bibliothek wird sich nun bald eines Hülfsmittels, sie zu benutzen, erfreuen, das ihr leider bis jetzt fehlte. Der verdienstvolle Bibliothek-Sekretair Ebert arbeitet nämlich seit mehreren Jahren schon an einem Real-Catalog, der nun bald beendigt seyn wird. Jenes wackeren Gelehrten Schrift „über die Bildung des Bibliothekars" giebt goldene Aepfel in silbernen Schaalen. — Z —.

Die Anzahl der Candidaten zur Aufnahme für die „Akademie der Dummköpfe" (Académie des bêtes), zu welcher Niemand zugelassen wird, der nicht Beweise von „notorischer Albernheit" giebt, ist so groß, daß, um Aller Ehrgeiz zu befriedigen, es nothwendig werden möchte, eine Anzahl Ehren-Dummköpfe zu creiren. (Constitut.) Die Convenienz hat schon zu diesem Zweck das Ihrige gethan.

In einem orientalischen Moralisten lieset man folgende sehr treffende Lehre für jetzige Zeit: „Tadle nie die laut, die du verachtest; das ist gerade der Kunstgriff der verächtlichen Leute: sich verhaßt zu machen, um aus ihrer Niedrigkeit heraus zu kommen; dein Tadel erhebt sie bis zu dir selbst. (Courier.)

**Beilage:** Bemerker No. 15. u. Blatt d. Ankündigungen No. XII.

Redacteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurersche Buchhandlung.




# Der Gesellschafter
oder
# Blätter für Geist und Herz.

1820. Mittwoch den 19. Juli. 116tes Blatt.


## Die beiden Träume.

Rauschende Musik hallte von den goldenen Wänden wieder; Graf Alben schwelgte an dem fürstlichen Mahle, das die Habe der Wittwen geschmückt und die Thränen der Waisen kredenzt hatten. Längst war die Hore der Mitternacht düster vor diesem erleuchteten Palast vorüber gewandelt, der Strahl im Osten röthete schon die Werkstatt des fleißigen Künstlers, als der Prasser sich taumelnd erhob und auf das damastene Lager in einen Todtenschlaf sank. Plötzlich dünkte es ihm: er stürze endlos hinunter in den Abgrund der Hölle; rings umher, bis in unermeßlicher Ferne, die keines Menschen Auge erreicht, wogte ein Feuermeer, in dessen Tiefe die Verdammten gefesselt waren. Die Stille der Todten waltete überall. Hoch über der feurigen Lohe erhob sich ein Riesenfelsen, von den Thränen der Bedrückten gehärtet; auf seinem Gipfel stand das Zeitmaaß des Weltgerichts. Aus dem unerreichbaren Abgrunde tönte der langsame Pendulschlag furchtbar herauf durch die Stille, und das Zifferblatt der Unendlichkeit, dessen Zahlen in Sternenbildern sich verloren, glühte, von dem Abglanz des feurigen Meeres geröthet, bis in das fernste Dunkel. Zur Seite dieses furchtbaren Maaßes des Weltgerichts stand der Engel der Verdammniß, die schrecklichen Blicke unverwandt auf den Zeiger geheftet, der langsam wie die Qual des Verbrechens sich fortbewegte. Plötzlich erhoben sich, auf den Schlag eines Donners, die Verdammten aus den flammenden Wogen; die Wuth der Reue zuckte in ihren Blicken und der ewige Schmerz hatte sich auf ihrem entstellten Antlitz gelagert. „Welche Stunde ist es?" riefen sie mit der Stimme der Verzweiflung. — „Die Ewigkeit!" antwortete der Todesengel, „die Ewigkeit!" — Und immer erhoben sich die Verzweifelnden und wimmerten: „Welche Stunde ist es?" und immer erscholl die furchtbare Stimme: „Die Ewigkeit!" — Alben sprang von seinem Lager auf, bebend und voll Todesangst. An den goldenen Wänden glänzte ihm der Wiederschein der feurigen Lohe und in seinem Innern tönte immer noch die Stimme des furchtbaren Engels wieder; er stürmte in die Glocke, die erstaunte Dienerschaft stürzte herbei und fand den bleichen Sünder leblos zu den Füßen des Bettes hingesunken. Fürwahr, eine Stunde in diesem Vorgefühl der Vergeltung verlebt, kann ein Jahrzehend von Lust nicht aufwiegen!

Hinweg von diesem Lager des bestraften Frevels! Wechsele deine furchtbaren Schwingen, du Gott der Träume, und nimm mich auf dein rosenfarbenes Gefieder, mit welchem du zu den Schwanenbetten der reizenden Clementine schwebst. Sie hat das Haupt in ihre Linke gelegt, wie die Kinder schlafen; so schlummert die Unschuld, mit diesem Lächeln wiegt die Tugend ihre Lieblinge ein. Der Zukunft schöne Ahnung wird der holden Schlummernden zur Gegenwart; auf einer Silberwolke schwebt sie in die Gefilde der Seligen, die himmlische Musik der Sphären erklingt aus der Ferne; Wohlgerüche, ewig neu und süß, duften um sie her; ein heiterer Frühlingstag, der nie untergeht, wölbt sich über sie; von fern her wallt eine Schaar

von freundlichen Gestalten ihr entgegen, sie winken ihr und nähern sich allgemach: es sind ihre Lieben, die in diese Gefilde voran geeilt waren. Einer dieser Engel trennt sich von dem Kreise; der ätherische Glanz, der ihn umgiebt, löst sich in Duft auf; die Gestalt schwebt lächelnd auf sie zu — es ist ihre Mutter. Clementine breitete die Arme aus, sie flog ihr entgegen, um sie an ihre Brust zu drücken — und als sie erwachte, schmiegte ihr holder Säugling sich an ihren Busen; und deutlicher noch als sonst fand Clementine die Züge der seligen Mutter im Antlitz des Kindes. Fr. Lange.

## Das Welt-System.

(Fortsetzung.)

IV. Steht nun fest, daß die Sonne die Erde an Masse 4900 Mal übertrifft und ihr Durchmesser nur 17 Mal größer seyn kann, als der der Erde, so folgt daraus: daß der Sonnenkörper mit seinem wirklichen Durchmesser etwa den 7ten Theil des scheinbaren Durchmessers der Sonnenscheibe einnimmt, und die früher aufgestellte Licht-Theorie erhält hierdurch einen recht augenfälligen Beweis. Es folgt aber auch, daß die Sonnenflecke — abgesehen davon, daß es unmöglich seyn muß, in einer Entfernung von 20 Millionen Meilen eine theilweise größere oder geringere Beleuchtung durch die verschiedene physische Beschaffenheit der Oberfläche eines Körpers unterscheiden zu wollen — uns dahin führen müssen, mit vollkommener Bestimmtheit das Daseyn näherer Planeten als Merkur an zu nehmen, welche uns, da sie in dem Glanze der Sonne, von welcher sie sich nie weit entfernen können, verschwinden, als Schatten durch Unterbrechung des Sonnenlichts, welches sie auffangen, auf der Sonnenscheibe sichtbar werden; gerade wie vom Uranus die Erde sich als ein Sonnenfleck zeigen muß, weil sie sich von dort aus gesehen nur 3 Grad von der Sonne entfernen kann. Die auf den Planeten beobachteten Flecke sind Beweise des Daseyns von Trabanten, und anstatt aus der Bewegung dieser Flecke auf die Rotation dieser Planeten zu schließen, muß man daraus auf die Umlaufszeit dieser Trabanten um ihren Haupt-Planeten schließen. Der auf der Venus bemerkte Schatten, wenn ich gleich nicht leugnen will, daß bei diesem Planeten es noch möglich seyn kann, Gebirgsschatten durch sehr gute Fernröhre zu bemerken, zeigt dann doch das Daseyn eines Trabanten, welcher im Jahr 1645 von Fontana zuerst und auch später von Zeit zu Zeit beobachtet worden, und welcher schon seit langer Zeit wieder vermißt ist. Sehen wir die Venus ohne diesen Schatten, so wird auch der Trabant wieder zu beobachten seyn, wenn ihn nicht die Venus uns selbst verdeckt, wie das der Fall bei den Durchgängen der Venus durch die Sonne in den Jahren 1761, 1769 und 1777 gewesen seyn muß, weil er auf der Sonnenscheibe nicht bemerkt wurde; oder wenn man nicht überhaupt annehmen will, daß er überall nicht auf der Sonnenscheibe zu bemerken ist, weil der Schattenkegel mit seiner Spitze uns nicht erreicht.

Die Umlaufszeit der Sonne um ihre Central-Sonne zu berechnen, dient das Gesetz, welches in dem Vorhergesagten deutlich ausgesprochen ist. Der Trabant auf die Entfernung gestellt, in welcher er gleiche Masse mit seinem Haupt-Planeten hat, hat zugleich die Umlaufszeit desselben. Nehmen wir also irgend einen Planeten und stellen ihn auf die Entfernung, in welcher er, um der Bewegung der Sonne zu folgen, gleiche Masse mit der Sonne haben müßte, so ist die berechnete Umlaufszeit dieses Planeten auch die der Sonne um ihre Central-Sonne. Zum Beispiel: die Erde, welche 4900 Mal weniger Masse als die Sonne hat, müßte in einer 70 Mal größeren Entfernung von der Sonne seyn, also 1400 Millionen Meilen, und auf dieser Entfernung hätte sie eine Umlaufszeit von 585 Jahren 241 Tagen; dies ist also auch die Umlaufszeit der Sonne um ihre Central-Sonne. Der Schluß, daß deshalb die Sonne 1400 Millionen Meilen von der Central-Sonne entfernt sey, ist eben so unrichtig, als die Entfernung der Erde von der Sonne zu 281,690 Meilen an zu nehmen, weil auf dieser Entfernung der Mond eine gleiche Umlaufszeit mit der Erde hat. Die Entfernung der Sonne von der Central-Sonne ist ein Vielfaches von 1400 Millionen Meilen, hervor gebracht durch die Multiplikation mit der Wurzel des Exponenten des Verhältnisses der Massen der Sonne und Central-Sonne als zweitem Factor.

Von dem Sonnen-System wollen wir nun uns zu den Planeten-Systemen wenden, und zeigen: wie die Entfernungen und Massen der Trabanten derselben zu berechnen sind. Beides müssen wir durch die Masse und die Entfernung des Haupt-Planeten von der Sonne finden; denn, ob wir die Entfernung der Trabanten selbst richtig schätzen, ist ungewiß, weil uns die Lage derselben gegen ihren Haupt-Planeten zweifelhaft seyn kann. Das Decken zweier Gegenstände durch einander von einem Standpunkte aus betrachtet, ist immer noch kein Beweis, daß sie eine gleiche Entfernung von uns haben, und wenn wir die Entfernung zweier Gegenstände von Westen nach Osten, oder umgekehrt kennen, so ist das nicht ihre größtmöglichste Entfernung, weil sie viel weiter in den entgegen gesetzten Richtungen von Süden nach Norden, oder umgekehrt entfernt seyn können. Wir kennen nun z. B. das Verhältniß der Massen des Jupiter zur Sonne, es ist wie 1 : 181, oder die Sonne ist 181 Mal an Masse größer als Jupiter. Ohne daß wir nun Rücksicht auf einen der Trabanten nehmen, wissen wir durch das Verhältniß der Massen die Entfernung, in welcher ein Trabant des

Jupiter gleiche Masse und gleiche Umlaufszeit mit seinem Haupt-Planeten haben müßte. Es ist dies zugleich, wie bei der Erde und Sonne, die Grenze der Wirkungskreise der Attraktion von Seiten der beiden Massen. Die Berechnung giebt für diese Grenze die Entfernung vom Jupiter auf 7,195,700 Meilen. Der Trabant des Jupiter auf dieser Weite hätte demnach eine Umlaufszeit, welche gleich wäre der des Jupiter um die Sonne, also 11 Jahr 314 Tage. Das Verhältniß dieser Umlaufszeit zu den beobachteten Umlaufszeiten der Jupiters-Trabanten giebt nun die Entfernung derselben vom Jupiter und das Verhältniß ihrer Massen zu demselben. Auf gleiche Weise werden Entfernungen und Massen des Saturns und Uranus-Trabanten berechnet, wodurch man die Resultate erhält: daß der entfernteste Jupiters-Trabant halb so groß, als der Mond und beinahe 179,900 Meilen vom Jupiter absteht, der entfernteste Saturn-Trabant viermal größer als der Mond und 821,457 Meilen vom Saturn entfernt ist; der entfernteste Uranus-Trabant endlich sechsmal größer als der Mond, ein Fünftheil der Erde und 1,865,760 Meilen vom Uranus entfernt ist.

Es ist sehr unwahrscheinlich, daß die bekannten Trabanten des Uranus und Saturn, vielleicht auch die des Jupiter, die einzigen wirklichen sind; vielmehr habe ich die Ueberzeugung: daß es noch entferntere bei diesen Planeten giebt, welche wir nicht beobachten können, da ihr Licht, das sie von ihrem Haupt-Planeten erhalten, zu schwach wird, als daß es als reflektirtes von uns bemerkt werden könnte; ja es ist sogar möglich, daß es Trabanten des Uranus, des Saturn geben kann, welche wieder ihre eigenen Trabanten haben, denn ihre Wirkungskreise gegen die Sonne von 80 Millionen und 21 Millionen Meilen machen sehr entfernte Trabanten dieser Planeten möglich, deren Masse wieder durch diese Entfernung bestimmt wird.

(Die Fortsetzung folgt.)

## Stellen aus Chroniken.

1.

„Um das Jahr 1554 kamen die weiten sogenannten Pumphosen auf, welche bis auf die Knöchel hinab hingen, und um's Jahr 1570 die Degenscheiden, welche am Ende mit einem Knopfe, beinahe von der Größe eines Kindskopfs, verwahrt waren. Jetzt (1733) trägt man aller Orten große leinene Halskrägen (stattliche Pfifferlinge) an den Hemdern, oder Ketten, da vorher die Hälse der Deutschen bloß waren. So kommen auch die ringsum breit gestülpten Hüte auf. Gott gebe uns Vernunft und Klugheit!"

2.

Im Jahr 1483 ist in Schwaben eine solche Menge Wein gewachsen, daß man ein volles Faß für ein leeres, und einen Eimer Wein für ein Ey gab. Ja, der Wein wurde sogar verschenkt und der Kalk zum Bauen mit Wein angemacht.

3.

Als im Jahr 1485 Kaiser Friedrich mit seinem Sohne Maximilian an den Berg bei Gmünd kam, setzte man einen Vorspann von einigen Rindern an die Kutsche, um sie leichter hinauf zu ziehen. Da rief der Kaiser scherzend aus: „Sehet durch Gott! Ein Paar Rinder führen das ganze römische Reich!"

4.

Um Schwäbisch-Halle herum soll ehemals eine große Einöde und häufiger Zulauf von wilden Thieren, allda das Salzwasser zu lecken, gewesen seyn. Auch trug man sich dort vor Alters mit der Fabel: Der Teufel habe einst einem Salzsieder Nachts durch einen Spalt in der Wand im Holzhaus eine große Nase gezeigt und gesagt: „Wie gefällt Dir diese Nase?" — Darauf habe der Andere aus einem Gefäß ihm siediges Wasser auf die Nase gegossen, mit der Frage: „Wie gefällt Dir dieser Guß?" — worauf der Teufel den Salzsieder über den Kocher-Fluß auf den Gensbühel geschleudert und gefragt hätte: „Wie gefällt Dir dieser Wurf?"

5.

Im Jahr 1557 übersandte **Crusius** dem Herzog Ludwig von Würtemberg, der sich mit der Marggräfin Dorothea Ursula von Baden vermählte, griechische und lateinische Hochzeit-Verse, und erhielt dafür eine Verehrung von 15 Thalern. — Die Universität übergab zwei vergoldete, einer Ellen hohe, Pokale. Die Nördlinger schenkten einen Becher von 180 Mark. **Haug.**

## Beweis für die Nicht-Existenz des Teufels.

Ein Zuchthaus-Prediger hielt Examen mit der verworfensten Klasse der Züchtlinge, und fragte unter Anderem: Ob es wohl einen Teufel gebe? — Einstimmig brüllten die Kerls ihr gläubiges „Ja!" denn sie glaubten am besten zu wissen: daß der Teufel es war, der sie in Ketten und Banden geführt. — „Nein!" behauptete dagegen der Prediger, und führte den Beweis also: „Gäbe es einen Teufel, so hätt' er euch Canaillen längst Alle geholt und mich der Mühe überhoben, mit euch hier Examen zu halten!" M.

## Anekdote.

Als ein Schauspieler den „Hofmarschall Kalb" in „Kabale und Liebe" als Gastrolle nicht ohne Beifall gespielt und ein Kritiker mehr boshaft als witzig öffentlich geäußert hatte: „er war als Kalb vollendet" — schlug Jemand dem Gekränkten vor, in die Zeitung setzen zu lassen: „Ich danke dem Herrn Rezensenten für seine **väterliche** Beurtheilung." —e—.

## Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

Lüneburg. Die Organisation des hannöverschen Städtewesens, wo sich Gebrechen über Gebrechen gehäuft haben, ist noch unvollendet, ja noch nicht einmal begonnen. Die Reform der städtischen Verfassung ist uns höchst nothwendig, denn an einer wohldurchdachten, den Verhältnissen der Zeit anpassenden Städte-Ordnung fehlt es ganz. Die Städte sind bei uns die Wiege des grenzenlosesten Nepotismus, denn es ist gar keine auffallende Erscheinung: daß irgend ein Magistrats-Mitglied, das durch Talent oder Thätigkeit eine gewisse Hervorragung erlangt hat, die Stadt oder das Städtchen als ein Familiengut betrachtet und deren Regierung, wenn auch nicht immer nach der Strenge des Lehnsrechts auf den Mannsstamm Sr. Magnificenz vererbt, doch wenigstens durch die Kunkel auf einen in dem Geiste des Schwiegervaters handelnden Eidam überträgt. Besser würde es um unsere Städte stehen, wenn man königliche Commissarien an die Spitze der städtischen Administration stellen und der Bürgerschaft die Wahl der städtischen Beamteten überlassen wollte. Zu dem Ersteren haben wir wenig Hoffnung, weil unser König die städtischen Gerechtsame mit einer übertriebenen Gewissenhaftigkeit ehrt, und Privilegien, die größtentheils der Schwäche und der Geldarmuth der alten Herzöge und Fürsten ihren Ursprung verdanken, unangetastet läßt. So haben z. B. die Städte Lüneburg und Uelzen die Befreiung von fürstlichen Voigten titulo oneroso erlangt. Lüneburg hat für diese Befreiung in der Vorzeit eine nicht unbedeutende Summe erlegt und zahlt noch alljährlich 1000 Thaler in die Register der königlichen Kammer. Uelzen hat aus gleichem Grunde die vor Uelzen liegende Papiermühle geopfert und ist dadurch der Controlle des vormaligen herzoglichen Voigts ledig geworden. So viel Ehre es auch einer Regierung bringt, wenn sie die Vertrags-Rechte achtet, so artet doch dieser sonst so hoch stehende Rechtssinn in Schwäche aus, wenn man in die Augen springende Mängel nur darum auszuschneiden unterläßt, weil dieser Krebs, der an dem Volksheile nagt, mit der Aegide der Vertragsmäßigkeit bedeckt ist. Will die hannöversche Regierung die an ihr gewohnte Hochherzigkeit auch hier nicht verleugnen, so gebe sie Dasjenige zurück, was man in der Vorzeit als Preis für unzweckmäßige Freiheiten ausgesetzt hat. Zu dem Zweiten, der freien Wahl der Magistraturen durch die Bürger, kann man leichter gelangen, weil hier keine Vertragsmäßigkeiten den Weg sperren und der kräftige Wille der Regierung allein schon hinreichen dürfte, um Wünsche zu erfüllen, die dem Wohle des Ganzen und den Anforderungen des besseren Zeitgeistes überall zusagend erscheinen. Ich hoffe, nächstens über diesen Punkt etwas Umständlicheres zu sagen; die Mängel des Städtewesens liegen mir zu nahe, als daß ich schweigen sollte; auch halte ich es für Pflicht eines treuen Staatsbürgers, sein Scherflein in die große Truhe der Völkerwünsche nieder zu legen. B.

Als Beweis des Trugs, der Unvernunft und des Unsinns, womit man die niedere Volksklasse in Spanien behandelt, gebe ich, um anderer Schriften nicht zu erwähnen, hier ein Fragment aus der „Centinela contra judios", eines Volksbuches, worin besonders die Inquisition gerühmt, und dann, unter Anderem, die Sünden und Strafen der zwölf jüdischen Stämme so dargestellt sind: „Der Stamm Juda hat den Herrn in verrätherischem Sinne ausgeliefert: dreißig seiner Glieder sterben alljährlich durch Verrath. Der Stamm Ruben hat den Herrn im Garten ergriffen: unfruchtbar bleiben darum alle seine Saaten und keine Blume erschließt sich über seinen Gräbern. Der Stamm Gad setzte dem Herrn die Dornenkrone auf das Haupt: an jedem 25sten März öffnen sich blutende Wunden an denen, die zu jenem Stamm gehören. Die Kinder Assers haben den Heiland ins Angesicht geschlagen: ihre rechte Hand ist deshalb stets kürzer als die linke. Der Stamm Nephtali verspottete den Herren um einer Viehheerde willen: seine Kinder kommen mit Thierzähnen zur Welt und haben eine viehische Gestalt. Der Stamm Manasse rief: „Sein Blut komme über uns und unsre Kinder!" bei jedem Neumond bedecken blutige Geschwüre die Söhne Manasse. Der Stamm Simeon hat den Erlöser ans Kreuz geschlagen: an jedem 25sten März zeigen sich vier tiefe Wunden an Händen und Füßen aller Juden dieses Stammes. Die Kinder Levi spieen unserm Herrn ins Antlitz: was sie ausspeien, wirft der Wind ihnen ins Angesicht, so daß Unflath sie stets bedeckt. Der Stamm Isaschar hat den Heiland gegeißelt: am 25sten März fließen Blutströme von den Schultern der Juden dieses Stammes. Der Stamm Zabulon hat über seine Kleider die Loose ausgerufen: am nämlichen Tage brennt ihr Gaumen, von schmerzhaften Geschwüren wund. Der Stamm Joseph schmiedete Nägel zur Kreuzigung Christi und stumpfte die Spitzen ab, um seine Schmerzen zu vermehren: es leiden darum alle Kinder Josephs an blutig zerrissenen Händen und Füßen. Die Söhne Benjamins haben dem Herrn Essig geboten: sie sind deshalb alle schielängig und lahm und ihr Mund mit ekelhaftem Ungeziefer ausgefüllt. In gleiche Strafe verfallen auch alle Jüdinnen, die über fünf und zwanzig Jahr alt sind, weil ein jüdisches Weib dem Stamm Joseph den Rath gab: den Nägeln zur Kreuzigung die Spitzen nicht zu lassen." — Dies ist ein treues Pröbchen von dem Inhalt eines Buches, das 220 Seiten hat und die Krone aller religiösen und literarischen Frechheit genannt werden darf. (Annales protestantes 1820.)

Zu Troyes ist ein öffentlicher Gesinde-Markt. Es versammeln sich nämlich auf dem dasigen Zwiebel-Markt sämmtliche männliche und weibliche Individuen, welche sich als Schäfer, Knecht, Köchin, Hausmädchen u. s. w. vermiethen wollen, und erwarten die Gesuche und Gebote der sich einfindenden Herrschaften. Das letzte Mal, am Johannistage, war aber der Handel sehr gering, indem die Verkäufer ihre Talente und Treue viel zu theuer bezahlt haben wollten. (Gaz. d. Fr.)

In London hat man auf die Rückkunft der Königin folgendes Wortspiel gemacht: Wie können die Minister sich unterstehen, auf Kosten des Landes einer edlen Königin 50,000 Pfund Sterling zu bieten, da sie doch nur eine halbe Krone verlangt!? (Courier.)

Redacteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurersche Buchhandlung.




# Der Gesellschafter
oder
# Blätter für Geist und Herz.

1820. Freitag den 21. Juli. 117tes Blatt.


## Die Friedens-Konferenzen zu Kostebaude und Kötzschenbrode.

Daß dem westphälischen Frieden der Eilenburger Vertrag voraus ging, weiß man allgemein; weniger bekannt aber ist: daß der Grund dazu in einem unbedeutenden Dorfe der Gegend zwischen Dresden und Meißen, nämlich zu Kostebaude, gelegt ward. Die Schweden, unter Königsmark, längst im Besitz des größten Theils von Sachsen, gewannen endlich auch das Schloß Meißen und damit einen Elbpaß, durch welchen Dresden bedroht ward. Oft schon hatte Königsmark zu Pflegung der Güte sich erboten; nun endlich fand Johann Georg I. für rathsam, darauf ein zu gehen. Nachdem man sich gegenseitig die nöthigen Pässe und Sicherheits-Zusagen gegeben, ward der 15te August 1647 zum Tag und das genannte Dorf Kostebaude zum Ort der Unterhandlungen bestimmt. — Chursächsischer Seits erschienen der Geheime Rath Johann Georg von Oppel, der General-Wachtmeister und Oberst Wolf Christoph von Arnimb und der Oberst Hans von der Pforte, begleitet von vielen Offizieren und unter Bedeckung von 50 Mann Kavallerie. Früh um 9 Uhr ritten die Commissarien fort und gegen 11 Uhr kamen sie in Kostebaude an, wo die schwedischen Deputirten, der General-Major Axel Lilie, der Oberst Johann Saracien und der Obrist-Lieutenant Johann Mehr, gleichfalls mit vielen andern Offizieren und 50 Mann Kavallerie, bereits eingetroffen waren. In einem Garten, der Schenke gegenüber, wurden unter freiem Himmel und stehend die Unterhandlungen eröffnet. — Die Landleute hatten sich auf die nächsten Anhöhen begeben, die Scene, von welcher so sehr auch ihr Wohl und Weh abhing, von fern mit an zu sehen. In einem Steinbruch auf den Bergen bei Oberwarthe, aus welchem man die ganze Gegend überschauen konnte, hielt der Pfarrer von Weistropp mit seinen Kirchkindern sogar Betstunde, um des Himmels Segen für das Gedeihen der Unterhandlungen zu erflehen und der Gutsherr, von Güntherod, fiel dabei auf die Kniee mit den Worten: „Herr! der Du lenkest die Herzen der Menschen, wie die Wasserbäche, lenke zum Frieden diese Gewaltigen, beide der Schweden wie der Sachsen!" — ein Gebet, welches desto brünstiger dem Herzen entquoll, da er die Plackereien des Krieges in seinem nahen Ritterschlosse oft, kürzlich aber erst in so vollem Maaße erfahren hatte, daß ihm auch nicht ein Saamenkorn, nicht ein Stück Vieh geblieben war.

Bei den Friedens-Conferenzen in dem Bauergarten ging es übrigens ziemlich lebendig zu, so daß die Zuschauer in der Höhe mehrmals fürchteten, es möchte das Uebel ärger werden. Jenes Leben war jedoch mehr ein fröhliches als ein feindliches, indem man dem Becher ziemlich derb zusprach. Ja, Axel Lilie warf gar den seinigen hoch in die Luft, daß er mitten unter die Bauern fiel, welche, ängstlich der Dinge harrend, die da kommen sollten, unfern des Konferenz-Gartens bei der Schenke versammelt standen. Demüthig überreichten sie den Becher dem sächsischen Obersten von Arnimb, welcher ihnen aber denselben überließ, mit dem

Bedeuten: daß sie ihn zum Andenken des militairischen Besuches in ihrem Dorfe behalten möchten. Die darob Hocherfreuten looseten nun darum, und so fiel er auf Martin Hensel, dessen Erben ihn in der Folge dem Pfarrer zu Weistropp, M. Schmeisser, überließen. — Bei der Tafel, welche nur aus kalter Küche bestand und Tags vorher nach Kostebaude geschafft worden war, ließen die Sachsen den Schweden die rechte Hand. Mit Untergang der Sonne schwang man sich auf die Pferde, und so langten dann die Schweden gegen 11 Uhr in Meißen, die Sachsen um 10 Uhr in Dresden an.

Am 17ten August wurden die Conferenzen auf dieselbe Art wiederholt. Weil aber indeß einige kaiserliche Regimenter sich genähert und im sächsischen Lager auf dem Hahnenberge, zwischen Dresden und Plauen, Posto gefaßt hatten, verlegte man die Fortsetzung der Unterhandlungen in den gerade gegenüber, auf dem jenseitigen Elbufer gelegenen Flecken Kötzschenbrode, wo sie im dasigen Pfarrhause den 19ten, 22sten und 23sten August statt fanden und endlich am 27sten ein sechsmonatlicher Waffenstillstand, der glückliche Vorläufer des westphälischen Friedens, zu Stande kam. In der Kirche zu Kötzschenbrode beurkundet diese Begebenheit eine Tafel mit gereimter Denkschrift; auch zeigt man noch den großen Tisch, an welchem die Friedens-Commissarien saßen; sogar das Tintenfaß, woraus der Friede unterzeichnet ward, war vor etwa 20 Jahren noch vorhanden, ist aber nun zerbrochen. Der Sage nach gab es anfänglich Noth um einen Tisch, an welchem sämmtliche Commissarien nebst andern Offiziers sitzen konnten, indem der Pfarrer, M. Preschner, während des Kriegs seiner Habseligkeiten mehrmals beraubt worden war. Ein schwedischer Offizier aber schaffte bald Rath, indem er von Haus zu Haus ging und endlich auch bei einem Kindtauf-Schmaus einsprach, wo er fand, was er suchte. Die Gäste, als sie seine Wünsche vernahmen, sprangen schnell auf und der Kindtauf-Vater bat um die Erlaubniß, die Tafel, mit Allem, was eben aufgetischt war, ins Pfarrhaus schaffen zu lassen. Dies geschah; der Offizier half selbst mit tragen und die Friedens-Commissarien waren nicht wenig überrascht, eine mit Kuchen, Wein u. s. w. besetzte Tafel zu erhalten. M. Preschner wollte nachher den Tisch dem Kindtauf-Vater abkaufen; Letzterer schenkte ihn aber in die Pfarre zum ewigen Andenken.

Richard Roos.

## Das Welt-System.

(Fortsetzung.)

V. In dieser Einheit und Uebereinstimmung des Sonnen-Systems und aller Planeten-Systeme bemerken wir zwei Anomalien, über welche, bei nicht ganz vollständigen Beobachtungen, die Entscheidung schwierig seyn möchte. Es ist, erstens, die Erscheinung des Saturn-Ringes. Daß er kein Ring sey, sondern die Zusammensetzung von mehreren Trabanten, welche uns durch ihre Lage als ein Ring erscheinen mußten, war meine Idee, noch ehe ich wußte, daß sie schon Cassini geäußert hat, und später wieder von einem Manne in Anregung gebracht ist, dessen Name mir entfallen. Wenn man mit der Voraussetzung: daß der Ring des Saturn sein Licht durch diesen erhält, den reichhaltigen Schatz von Beobachtungen, welchen Dr. Schröter in seinen „kronographischen Fragmenten" niederlegte, durchgeht, so möchte man die vorstehenden Knoten an der östlichen und westlichen Seite des Ringes für diese Trabanten halten, wenn nicht wieder die Beobachtung: daß diese Knoten fix sind, und woraus nothwendig geschlossen werden mußte: daß der Saturn-Ring keine Rotation habe, dieser Annahme gerade entgegen wäre: weil Trabanten ohne Umlauf um ihren Haupt-Planeten nicht möglich sind. Dagegen hat nach der Herschelschen Beobachtung der Ring eine Rotation von 10 Stunden 32 Minuten, welches für die Entfernung der den Saturn-Ring constituirenden Trabanten 26,540 Meilen geben würde. Aus übereinstimmenden Beobachtungen wird erst das richtige Resultat hervor gehen können.

Es kann, zweitens, die Frage aufgeworfen werden: ob denn die einzelnen zwischen Mars und Jupiter befindlichen teleskopischen Planeten die Masse haben, welche ihnen nach ihrer Entfernung von der Sonne zukommt; ob sie also etwa 7 Mal größer an Masse als die Erde sind? Aus der großen Unwahrscheinlichkeit der Sache bei Bejahung dieser Frage dürfte ein Einwurf hergenommen werden, welcher das aufgestellte System und die Behauptung: daß die Massen der Planeten sich nach der Entfernung von der Sonne richten, zerstören könnte. Dieser Einwurf bleibt daher näher zu erörtern. Es ist so oft von dem Zusammentreffen eines Kometen mit der Erde die Rede gewesen, und man hat gar nicht bedacht, daß ein solches Zusammentreffen zweier Himmelskörper aus physischen Gründen unmöglich ist. Ich will dies näher aus einander setzen, weil es, wie man bald sehen wird, zur Sache gehört. Gesetzt also: ein Himmelskörper nähere sich in seiner Bewegung fortwährend unserer Erde, so ist diese Annäherung für die Bewegung und den Standpunkt der Erde so lange ganz ohne Folgen, bis dieselbe so weit gediehen ist: daß der sich nähernde Körper sich auf einer solchen Entfernung befindet, in welcher er durch seine Attraktion auf die Erde stärker wirkt, als die Sonne. Beide Körper, die Erde sowohl als der andere, behalten nun zwar die Bewegung um und mit der Sonne bei, aber die Erde bewegt sich zugleich gegen den Körper, welcher sich ihr nähert, und zwar erhalten sie dann

den Standpunkt von der Sonne, welchen ein Körper erhalten müßte, der eben so viel Masse hat, als diese beiden Körper zusammen genommen. Durch das Verhältniß der Massen dieser beiden Körper wird dann auch bestimmt, in welchem Verhältniß sie gegen einander stehen sollen. Ist der sich der Erde nähernde Körper an Masse geringer, so wird er ein Neben-Planet der Erde; ist er größer, so wird die Erde ein Neben-Planet desselben; haben sie gleiche Masse, so stehen beide gegen einander in dem Verhältniß sowohl eines Haupt- als Neben-Planeten. So wäre also die Sache, wenn die Kometen zu unserm Sonnen-System gehörten und der Fall eintreten könnte, daß sie sich unserer Erde näherten. Von einem Zusammenstürzen der Massen beider wäre überall nie die Rede gewesen. Es folgt aber aus dem, was so eben gesagt worden: daß nicht die Masse des Haupt-Planeten an und für sich die Entfernung desselben von der Sonne bestimmt, sondern daß die Massen der Neben-Planeten mit hinzu gerechnet werden müssen. Bei der Berechnung der Massen der Planeten und Sonne ist, wenn die Erde als Einheit angenommen wird, immer die Masse der Erde mit dem Mond zu verstehen; die Sonne ist 4900 Mal größer als die Erde mit dem Monde, und der Uranus mit seinen Trabanten ist 361 Mal größer als die Erde mit dem Mond. Die Masse der Planeten für sich ist dann aber auch leicht zu berechnen, weil man die Verhältnisse der Massen der Trabanten zu ihrem Haupt-Planeten kennt, wobei jedoch voraus gesetzt wird: daß es keine anderen Trabanten giebt, als die uns bekannten. Die Anwendung ist: die vier teleskopischen Planeten zwischen Mars und Jupiter brauchen nicht nothwendig jeder für sich die Masse zu haben, welche sie nach ihrer Entfernung von der Sonne haben müßten, um der Bewegung derselben folgen zu können; sondern in so fern mehrere zusammen gehören, z. B. Ceres und Pallas, wird nur bedingt, daß dieselben beide die erforderliche Masse haben, welche unter ihnen selbst auf unzählig verschiedene Weise vertheilt seyn kann. Die Elemente dieser teleskopischen Planeten geben schon bis jetzt mannigfaltige Beweise der Behauptung: daß sie nicht einzeln als Planeten im Sonnen-System stehen; die künftigen Beobachtungen, wenn sie von diesem Prinzip aus geregelt werden, müssen die Behauptung näher bestimmen und zur Evidenz führen.

(Der Schluß folgt.)

## Theater-Kritik.

Wenn man jetzt über die Theater-Beurtheiler klagt, so sehe man nur nicht hinzu: sonst sey es anders gewesen. Es gab noch keine Zeit, welche den Schauspielern in jeder Hinsicht so vortheilhaft war, als die unsrige; und das kommt daher, weil auch der Geist nur selten das Wahre, sondern mehr den Luxus sucht. — Zu meinem Satz über sonstige Theater-Beurtheilungen bin ich durch ein Bändchen Broschüren geführt, die mir neulich ein Zufall in die Hände gab. — Im Jahr 1771 gab nämlich in Magdeburg (wo damals die Döbbelinsche Gesellschaft spielte) ein Prediger, C. W. Lüdecke, eine Warnung gegen Schauspiele in Druck, unter dem Titel: „Nöthige Vorsichtigkeits-Regeln bei Ergötzungen" — es folgte dagegen eine „Beleuchtung der nöthigen Vorsichtigkeits-Regeln bei Ergötzungen"; dann trat ein Vertheidiger Lüdecke's auf mit einer „Handlaterne zur Beleuchtung der Lüdeckischen Predigt" und erhielt eine Antwort mit dem Titel: „Acht Groschen zur Verbesserung der Handlaterne". Nun entstand eine neue Gegenschrift: „Zurückgabe der acht Groschen nebst malitiösen Interessen" und endlich schloß diese Broschüren-Folge ein Bogen mit dem Titel: „Klares Licht, ohne Laterne, ohne Groschen und Malicen". — Alle diese Drucksachen erschienen im Jahr 1771. Ueberhaupt war damals, nächst den Zeitungs-Kritiken, das Broschüren-Wesen über und gegen Schauspiel-Gegenstände sehr lebhaft; neuerdings haben die Unterhaltungs-Blätter die eigenen Schriftchen über so unbedeutende Streitigkeiten in sich aufgenommen, und fangen nun an, das Geschwätz über Theater zu beschränken, was lobenswerth und gewiß wirksam für das ernstere Streben ist, aber den Schauspielern selbst schwerlich Anlaß zur Zufriedenheit geben wird: indem das endlose Geschwätz über das theatralische Treiben ohnfehlbar bisher eine große Stütze ihrer oft übermüthigen Prätensionen war. Ed. Rolle.

## Notizen.

Mit dem Titel „Legitimität" hat ein englischer Versemacher, J. Brown, neuerlich den trockenen und widerspenstigen Stoff poetisch auf zu frischen sich kläglich abgemüht, und seine prosaischen Lehren über Monarchismus, leidenden Gehorsam und das göttliche Recht der Fürsten ganz in dem Sinne, welcher den Stuarts so verderblich geworden ist, in matten Reimen vorgetragen. Die englischen Kritiker sagen ihm: „daß solche Lehren eben so feindlich gegen die brittische Verfassung sind, als was wüthige Demagogen predigen, und daß die Legitimität seines Dichter-Berufes, nach solcher Darlegung, nicht zu retten sey."

Vor vielen Jahren wurde ein Lieutenant Campbell, wegen Verfälschung von Banknoten, in London zum Tode verurtheilt. Abends vorher schickte er Einladungen an seine Kriegsgefährten, des Inhalts: „Lieutenant Campbell bittet — morgen früh eine Tasse Chokolade mit ihm zu trinken, und ihm die Ehre zu geben, ihn nach Tyburn zu begleiten, um bei seiner Hinrichtung gegenwärtig zu seyn."

L.

## Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

Hamburg. Seit einiger Zeit hat hier ein Unfug wieder freies Spiel gewonnen, dessen Einfluß auf die Moralität und den Geldbeutel der Bürger zu nachtheilig ist, um einer freien, öffentlichen Rüge entgehen zu dürfen: nämlich das Betteln zum Theil ganz anständig gekleideter Personen beiderlei Geschlechts. Sie dringen bis in die Arbeits-Zimmer, ohne sich abweisen zu lassen, als Güter-Besitzer, denen Feuersbrünste, als Schiffs-Capitaine, denen der Sturm das Ihrige geraubt; als dürftige Studenten, die in ihr Vaterland heimkehren wollen; als Herumträger erbärmlicher Lobgesänge auf Blücher und andere gefeierte Männer, verbotener scandaloser Broschüren u. dergl.; als Töchter kranker Mütter, als Wittwen in der Schlacht bei Leipzig gebliebener preußischer Offiziere u. s. w. Ich will gern zugeben, daß unter ihnen sich wohl wirkliche Hülfsbedürftige und Hülfe verdienende Individuen befinden mögen; allein die Mehrzahl gehört unbedingt in die Klasse der Beutelschneider. Wie ist es z. B. glaublich: daß hinterbliebene Frauen preußischer Krieger, wenn sie des Beistands würdig sind und gehörigen Ortes und in gehöriger Form darum nachsuchen, genöthigt seyn sollten, bettelnd nach Hamburg zu kommen? Atteste der Freimaurer-Logen werden dabei auch nicht selten gemißbraucht. Unsere sonst so wachsame Polizei wird aber künftig über diesen Unfug gewiß strenger wachen, da in den letztverflossenen Wochen sogar der Name des ehrwürdigen, auf die Bildung der weiblichen Dienstboten so vortheilhaft wirkenden Frauen-Vereins gemißbraucht worden. Freilich sind die Grenzen und die Natur der Polizei-Gewalt und Polizei-Verwaltung in einer freien Stadt anders, als in einer Monarchie, und müssen es seyn; allein bei Gegenständen, wie der oben berührte, schweigen alle Rücksichten. Das Hausbetteln ist der leichteste Weg zum Hausdiebstahl, und es ist mehr als wahrscheinlich, daß diese verunglückten Güter-Besitzer und Consorten eine eigene Zunft bilden. — Auf unserer Bühne erscheint jetzt eine Frau von der Klogen, die in einigen Rollen vielen Beifall eingeerndtet hat; so als „Margarethe" in den „Hagestolzen". Sie ist noch sehr jung und hat ein angenehmes Aeußere; von den Darstellungen, in welchen ich sie sah, bin ich jedoch nicht ganz befriedigt. Als „Susette" in den „Rosen des Herrn von Malesherbes" war die Naivetät zu sichtbar erzwungen und artete zuweilen in Verzerrungen aus; als „Liesbeth" in „Peter und Paul" gelangen der Darstellerin einige Momente ungemein glücklich und ließen die Zuschauer vergessen, was unsere Mad. Reinhold in dieser Rolle, die allerdings zu den dankbarsten gehört, leistet. Es heißt, Frau von der Klogen solle bei uns bleiben; eine solche Vermehrung des weiblichen Bühnen-Personals wird gewiß mit Dank erkannt werden. — o —.

London. Es war ehemals Sitte, daß Se. Majestät den königlichen Caplanen zu St. James täglich den Mittagstisch gaben. Dieser ganz gute Gebrauch wurde eine Zeitlang unterbrochen aus folgendem Grunde: König Carl II. hatte einst Lust, mit seinen Caplanen zu speisen und erschien bei der Tafel. Die gewöhnliche kurze Gebets-Formel war: „God save the king and bless the dinner" (Gott erhalte den König und segne das Mittagsmahl). Dr. South, an dem die Reihe war, zu beten, wollte witzig seyn, kehrte die Formel um und sprach: „Gott segne den König und erhalte (uns) das Mittagsmahl!" Der König fand den Scherz übel angebracht und profan. Den Doppelsinn des englischen Worts „save" benutzend, welches zugleich erhalten und ersparen bezeichnet, nahm er die Formel in der letzten Bedeutung und sagte: „Nun ja, das Mittagsmahl soll von nun an — erspart werden." Und so wurde es den witzigen Caplanen, zur Ponitenz, eine geraume Zeit entzogen. (Courier.)

Als der Prinz Chrame sich gegen Ludwig den Gutherzigen, seinen Vater und König, emporte, ward er von Hofleuten angetrieben; ein Graf von Bretagne lieferte ihm die Waffen zum Kriege gegen den Vater, und seine Soldaten waren — Ritter. — In einem kurzen Zeitraum von wenigen Jahren sah man von dem französischen Thron zwei Königinnen, sieben Könige und eine Menge junger Könige (Prinzen) abtreten, die bis in den Arm ihrer Amme erdolcht wurden. Die Geschichte, welche dies meldet, nennt keinen Thäter, der nicht aus — adlicher Familie stammte. Wer ließ auch wohl eine Königin an dem Schweif eines wilden Pferdes schleifen? Clotar II. unter Vormundschaft setzen? Childerich und Dagobert auf den schottischen Küsten aussetzen? Die Geschichte nennt sie — es ist kein einziger Bauer, kein Bürger darunter. — Childerich II. ward mit seiner Gemahlin und seinen jungen Kindern im Schloß Livri gemordet. Warum? Weil Childerich die Erblichkeit der Würden, hoher Aemter u. s. w. bei den Adelichen aufgehoben hatte. — Der unglückliche Carl VI. hatte, ehe er für wahnsinnig erklärt ward, seine Hofleute sämmtlich mit Gunst überhäuft. Alle verließen ihn in seinem Hôtel St. Paul. Seine Meubles mußten Stück für Stück verkauft werden, um ihn nur zu erhalten, und als er nichts mehr besaß, lebte er vom Credit einiger ungenannten Bürgerlichen! — Die Geschichte nennt auch die: welche am Tage von Verneuil in den Reihen der Engländer gegen den rechtmäßigen König Carl VII. fochten — wer ein Complott machte, um den König fest zu nehmen und ihn als Gefangenen nach dem Thurm zu London zu schicken — wer die Provinz Bordeaux unter englische Botmäßigkeit gebracht — wer zwei Mal versuchte, den jungen König Ludwig IX. zu verhaften — wer den Plan faßte, Franz I. gefangen zu nehmen und ihn den Spaniern und Engländern aus zu liefern — wer den Kopf verlieren mußte, weil er gegen Heinrich IV. conspirirt, und wer verurtheilt (doch nicht gerichtet) wurde, weil er einen Anschlag auf die Person dieses Fürsten gemacht — das waren Pfaffen und Adliche. — Die Geschichte nennt die Namen des Mörders des Connetable, der neun Mörder des Herzogs von Orleans, unter Carl VI., des Mörders des Marschalls d'Ancre — sie sagt auch: wer seinen Degen in das Blut des Prinzen von Condé getaucht, als er auf den Knieen gekämpft, weil eine Kugel ihm das Bein zerschmettert — — wir finden keine Bürger darunter. (Courier fr.)

London. Wir wollen der Lesewelt ein Lehrgedicht mittheilen über unsern Lord Chatham, der bekanntlich die schlechte Expedition auf Walchern (1809) kommandirte und jetzt zum Gouverneur von Gibraltar mit 10,000 Pfund ernannt wurde:

Zehntausend Pfund und solch ein Amt dem Mann
Für einen großen Fehler — das ist billig!
Wer wäre nicht zu fehlen willig,
Da durch Verdienst man nichts erhalten kann. (Morn. Chron.)

„Herostrates, welcher, um sich einen Namen in der Geschichte zu machen, den Tempel zu Ephesus anzündete, wird ein Rasender gescholten. Aber jener gekrönte Räuber, welcher zur selbigen Stunde, als jene Schandthat geschah, geboren ward, der, um Ruhm zu erlangen, Asien verwüstete, Ströme Menschenbluts vergoß, die Erde mit Trümmern und Leichnamen bedeckte, jener große Alexander hieß ein Gott, während der, welcher nur einen Tempel in Brand steckte, ein Ungeheuer hieß." — Mit einer solchen Vorbemerkung fängt das „Leben der berühmtesten Feueranleger", von Alexander Verri, an. (Courier fr.)

Außer denen, welche zur Krönungs-Feier sich zu Aemtern drängten, für Benefize, haben sich noch Mehrere gemeldet, um für Nichtsthun Lohn zu erhalten; da dieser aber längst in der Regel ist, hat man ihre Meldung nicht einmal wieder geschrieben, sondern Allen geantwortet: bei dem Nichtsthun verstände sich ja die Belohnung von selbst. (Morn. Chron.)

In Paris ist eine neue Kaffee-Maschine erfunden worden, welche den Kaffee so rein und wohlschmeckend bereitet, daß man (mit dem Abbé Delille) darauf dichten könnte: „In jedem Tropfen trink' ich einen Strahl der Sonne!" (Constitut.)

Redacteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurersche Buchhandlung.



Der Gesellschafter
oder
Blätter für Geist und Herz.

1820. Sonnabend den 22. Juli. 118tes Blatt.

## Wechsel.

Blumen verblüh'n,
Freuden vergluh'n,
Leben und Liebe von dannen zieh'n!
Menschen nahen und scheiden wieder,
Treten den Staub unsrer Gräber nieder,
Bis sie der Erde, wie wir, einst entflieh'n.

Künftige Zeit,
Dunkel und weit
Dich auch umhüllt schon dein Todtenkleid —
Andere Pilger vorüber wallen,
Neue Jahrhunderte wieder fallen,
Wie es die Stimme des Schicksals gebeut!

Liebe verglüht,
Frühling verblüht —
Himmel wohl schönere Blumen erzieht.
Ueber des Grabes schauriger Nacht
Waltet der Gottheit unendliche Macht,
Wie auch die Zeit und das Leben entflieht!

Adelheid von Stolterfoth.

## Das Welt-System.

(Schluß.)

VI. Das Vorhergehende hat deutlich gezeigt, daß man sich die Bewegung der Neben-Planeten um ihre Haupt-Planeten, der Planeten um die Sonne, als auf der Oberfläche eines Cylinders, und die Bewegung der Sonne als in der Axe dieses Cylinders vorstellen muß. Denkt man sich daher den Haupt-Planeten oder die Sonne in Ruhe, das heißt: nimmt man von der zusammengesetzten Bewegung den einen Theil weg und läßt bloß die Bewegung um den Haupt-Planeten, um die Sonne bestehen, so muß man sich den übrig bleibenden Theil als eine Bewegung in der Peripherie der Grundfläche eines Kegels vorstellen, in dessen Spitze der Haupt-Planet oder die Sonne sich befindet. Es ist unmöglich, daß die Sonne in der Ebene der Bahn der Planeten ist, welches auch schon daraus hervor geht: daß die Planeten und überhaupt alle Himmelskörper keine einfach gekrümmte Linie in ihrer Bewegung beschreiben, sondern eine doppelt gekrümmte in Beziehung auf denjenigen Körper, mit und um welchen sie sich zunächst bewegen. Es wird auch dadurch klar, wie Merkur und Venus zwar vor der Sonnenscheibe vorüber gehen können, nie aber durch die Sonne, von der Erde aus gesehen, verdeckt werden können, und wie dies letztere eben so wenig bei den oberen Planeten der Fall seyn kann. Wenn aber die Entfernung des Planeten von der Sonne durch eine Linie in der Seitenfläche des Kegels gemessen wird, so ist dadurch noch gar nichts für den Halbmesser der Grundfläche des Cylinders oder Kegels bestimmt, und wenn dieser gleich nie größer seyn kann als die Seitenfläche, ja nicht einmal eben so groß, so ist doch das Verhältniß bei verschiedenen Entfernungen ungewiß, oder vielmehr unberechnet. Aber abgesehen davon, und die Beschaffenheit dieser Linie im Verhältniß zu den außer unserm Sonnen-System befindlichen Himmelskörpern betrachtet, muß durch die Ausweichung der Sonne aus ihrer Bahn mit der Central-Sonne eine Bewegung dieser Himmelskörper entstehen. Diese Bewegung ist vorhanden durch die Kometen; daß aber diese 585jährige Bewegung der

Sonne keinen Einfluß auf die Fixsterne zeigt, beweist einmal: daß sie so weit entfernt sind, daß diese Ausweichung der Sonne gar keinen Einfluß auf ihre Stellung hat; zweitens: daß sie sämmtlich Himmelskörper seyn müssen, welche in dem Welt-System wenigstens den Grad einer Central-Sonne zweiten Grades haben. Daß unsere Central-Sonne kein Fixstern seyn kann, ist eben dadurch bewiesen. Die Praecession der Fixsterne, die Veränderung in der Lage der Ekliptik sind aber eben die Bewegungen, welche die Ausweichung der Erde mit der Central-Sonne ersten und zweiten Grades hervor bringen. Es wäre falsch, auf die Dauer dieser Ausweichungen dadurch zu schließen, daß man die jährliche Bewegung durch alle 360 Grad führte, weil alle diese Ausweichungen keine Sphären-Bewegungen, sondern nur eine zwiefache Abweichung von den Polen dieser Bewegung selbst hervor bringen können, und wenn daher die Praecession der Fixsterne mit 50,4 Sekunden jährlich zur Sphären-Bewegung 25,716 Jahre bedürfte, so ist nur so viel mathematisch gewiß: daß der Umlauf der Central-Sonne um die Central-Sonne zweiten Grades eine geringere Zeit als 25,716 Jahre erfordert.

Dieselben physischen Gründe, welche die Bewegung der Erde um die Sonne bewirken, sind auch die Ursache der Rotation der Himmelskörper. Die Stellung der Axe ist bestimmt durch die Ausweichung des Himmelskörpers aus seiner eigentlichen Bahn, sie muß nämlich derselben gerade entgegen gesetzt seyn. Wenn es nun zwar im Weltraum weder ein Rechts noch Links, weder ein Oben noch Unten giebt, so lassen sich doch diese Verhältnisse durch irgend eine bestimmte und zu beobachtende Richtung angeben. Die Planeten, heißt es, bewegen sich von Westen nach Osten um die Sonne, ihre eigentliche Bewegung mit der Sonne ist also von Süden nach Norden, oder umgekehrt. Denkt man sich die Sonne in Ruhe, die Bewegung der Planeten also in der Peripherie der Grundfläche eines Kegels, in dessen Spitze sich die Sonne befindet, so kann man sagen: die Axe eines jeden Himmelskörpers stehe auf der Ebene seiner Bahn senkrecht.

Diese Ansicht der Bewegung der Erde um und mit der Sonne, deren Bahn ebenfalls eine doppelt gekrümmte Linie um und mit der Central-Sonne ist, muß die Lage der Erdaxe gegen die Central-Sonne verändern, und dieser Cyklus der Veränderung der Lage derselben muß eben so viel betragen, als die Umlaufszeit der Sonne um ihre Central-Sonne. Nehmen wir also den Zeitpunkt an, in welchem eine Linie von der Central-Sonne durch den Mittelpunkt der Erde gezogen zugleich die Erdaxe ist, so ist nach diesem Zeitpunkt von demjenigen Pole aus betrachtet, von welchem die Central-Sonne sichtbar ist, diese in einer Kreisbewegung begriffen, welche zu gleicher Zeit von Osten nach Westen und von Süden nach Norden, oder umgekehrt beobachtet werden muß. Diese Bewegung ist der Grund der Inclination und Declination der Magnet-Nadel. Wenn es nämlich den Chemikern überlassen bleibt, die Identität des Aethers und des Sauerstoffgases, von welchem ersteren ich die Erscheinung des Lichts abhängig gemacht habe, nach zu weisen, oder einen andern der einfachen Stoffe uns für denselben zu geben, so rede ich auch hier nicht von dem Wesen und den Eigenschaften der magnetischen Materie, sondern nur von einer Erscheinung, welche durch dieselbe als Mittel bewirkt wird. Die Attraktion der Central-Sonne auf die sich bei der Erde befindliche magnetische Materie bestimmt die magnetischen Pole und den magnetischen Aequator. Die magnetische Materie ist in einem fortwährenden Strömen nach dem magnetischen Pole; fällt derselbe mit dem Erdpol zusammen, so ist der magnetische Aequator und der Erd-Aequator dieselbe Linie, und auf jedem Punkt der Erde zeigt die Magnet-Nadel nach den Polen ohne Abweichung. Ist dies aber nicht der Fall, so zeigt die Abweichung der Magnet-Nadel von den Polen der Erde den Winkel an, welchen der magnetische Meridian mit dem wahren Meridian macht. Es ist nur ein größter Kreis auf der Erde, in welchem zugleich für einen bestimmten Zeitpunkt der magnetische Meridian und der wahre Meridian zusammen fällt, und auf welchem die Abweichung gleich Null ist. Der magnetische Pol ist aber nicht fix, folglich ändert sich auch die Lage des magnetischen Aequators, und wie die Lage der Erde gegen die Sonne dieselbe ist, wenn sie den Frühlingspunkt nach einem Jahre wieder erreicht hat, so ist die Lage der Erde gegen die Central-Sonne nach 585 Jahren und 8 Monaten wieder dieselbe, und wenn ich so sagen darf, der magnetische Cyklus beginnt von Neuem. Die westliche Ausweichung der Sonne von der Bahn der Central-Sonne giebt eine östliche Abweichung der Magnet-Nadel, die östliche Ausweichung eine westliche Abweichung; zugleich aber verändern sich die Hälften der Erdkugel nach dem magnetischen Pole und Aequator, und auf diesen verschiedenen Hälften incliniren die entgegen gesetzten Pole der Magnet-Nadel. Offenbar muß für jeden Ort der Erde während eines einmaligen Umlaufs der Sonne um die Central-Sonne die Abweichung der Magnet-Nadel zweimal Null, einmal eine größtmögliche östliche, einmal eine größtmögliche westliche seyn; der Cyklus dieser Abweichung wäre also ungefähr zu berechnen, wenn man nur den Zeitraum wüßte, welcher verflossen ist zwischen der Abweichung Null und einer größten westlichen oder östlichen Abweichung, denn es müßte beinahe das Viertheil des ganzen Cyklus geben. Im Jahre 1666 war für Paris die Abweichung Null; von dieser Zeit an

wurde die Abweichung westlich und nahm immer mehr zu, bis sie in dieser Abweichung vor nicht langer Zeit wieder ab zu nehmen anfing. Es wird in der Folge leicht seyn, mit Hülfe einfacher Tabellen und einer Vorrichtung an dem Erdglobus durch Inclination und Declination der Magnet-Nadel den Ort zu bestimmen, wo man sich auf der Erdkugel befindet, und dieser Nutzen des aufgestellten Systems für das praktische Leben wird wohl den Meisten das Beste erscheinen, vorzüglich denen, welche von aufgestellten Hypothesen sprechen werden, die nicht zu erweisen sind. Für diese will ich bemerken: daß, indem ich alle Erscheinungen in der Natur an das Daseyn der Masse und die in ihr befindliche Grundkraft knüpfe, jeder Grund der Erscheinung, und diese selbst, gar nicht mehr als möglich oder zufällig, sey es wegen Gottes Allmacht, Weisheit und Güte, oder auch aus einer anderen Ursach, hingestellt wird, sondern als durchaus nothwendig, und daß nach meiner Ansicht die Welt in ihrer Harmonie durch die Schöpfung der Masse und Theilung derselben allein besteht, und daß Gottes Allmacht, Weisheit und Güte für die Naturwissenschaft die schlimmsten Hypothesen sind, welche uns nur die Mühe ersparen sollen, auf die Grundprincipien zurück zu gehen und aus diesen die wahrgenommenen Erscheinungen zu entwickeln.

Eduard Schröder.

## Friedrich II. und der Schatz-Minister v. Boden.

Als Kronprinz schon versäumte Friedrich II. nicht, sich zu seinem hohen Berufe vor zu bereiten, und besonders die Kräfte und Mittel des Staates kennen zu lernen, den er dereinst regieren sollte. In diesem Sinne fragte er einst den damaligen Schatz-Minister, Herrn von Boden: wie hoch sich der Schatz anschlagen lasse? In aller dem Thronerben seines Monarchen schuldigen Ehrerbietung wies Boden diese Anfrage des Prinzen mit den dürren Worten: „Königliche Hoheit, das weiß ich nicht!“ zurück, wobei wahrscheinlich ein Zug leiser Ironie über das Gesicht des alten Ministers gleiten mochte, welcher der Frage des Prinzen einen ganz anderen Sinn unterlegte. Der königliche Jüngling wandte dem trockenen Abfertiger hocherglühend den Rücken zu und vernachlässigte ihn von der Zeit an mit auffallendem Widerwillen. — Unter solchen Verhältnissen konnte Herr von Boden bei dem Hintritt König Friedrich Wilhelm I. nur seine Entlassung erwarten und traf alle Veranstaltungen, um sich gleich nach der ersten Cour auf sein, nahe bei Berlin liegendes Gut Blumberg begeben zu können. Sich der strengsten Rechtschaffenheit in seiner Dienst-Verwaltung bewußt, hatte er allerdings keine Verantwortung zu scheuen, doch des Vorhergegangenen wegen ein unangenehmes Zusammentreffen zu befürchten. — Würdevoll empfing der junge König die Beileids-Bezeigungen und Glückwünsche seiner Minister, und äußerte nur im Allgemeinen: daß auch er den, seinem Vater bewiesenen Diensteifer erwarte. So beurlaubt entfernten sie sich; da rief der König den Schatz-Minister zurück, der nun nichts gewisser vermuthete, als das volle Ungewitter des Zorns über sich ausbrechen zu sehen, besonders da der junge Monarch sogleich ernst und finster begann: „Nun, Herr von Boden, werde ich doch wissen können, wie hoch sich der Schatz meines Vaters beläuft?“ — Boden zog sogleich ein Papier hervor, auf welchem die vorhandenen Summen genau und bestimmt angegeben waren, und sprach, als der König das Blatt flüchtig übersah: „Für die Richtigkeit dieser Angaben, wie überhaupt meiner Rechnungsführung, hafte ich Ew. Majestät mit meinem Kopfe. Dero Herr Vater hatten befohlen: daß außer ihm und mir Niemand von dem Betrag des Schatzes Kunde erlange, und mir hinsichtlich Seiner Königlichen Hoheit des Kronprinzen keine Ausnahme gestattet!“ — „Und ich“ entgegnete der König, „muß Ihm das Zeugniß geben, daß Er diesen Befehl pünktlich befolgt hat. Diene Er mir mit derselben Treue, über alles Weitere sprechen wir ein ander Mal.“ — Unter huldvollem Bezeigen entließ nun der Monarch seinen freudig betroffenen Minister und gab ihm ferner bei jeder Gelegenheit Beweise des ehrenden Zutrauens.

F. Karoli.

## Der Schiedsrichter.

Das große Standbild des Pompejus, wahrscheinlich dasselbe, an dessen Fuße Cäsar ermordet wurde, fand man bei dem Grundgraben einiger Keller auf dem Platze, wo einst der Versammlungs-Ort des Senates war. Der größte Theil des Bildes lag unter dem Hause, zu welchem die Keller gehörten, der Kopf aber reichte in den Boden des Nachbars hinüber. Dies gab Gelegenheit zu einem Streit, den der Kardinal Spada schlichtete. Er entschied: der Kopf sollte abgeschlagen werden und dem Nachbar zufallen; der Rumpf aber dem Eigenthümer des andern Hauses. Man sieht daher noch die Fugen an dem Bilde, wo die getrennten Theile wieder vereinigt wurden. Der Kardinal hatte gar gute Gründe bei dieser Entscheidung: Er wünschte, das Bild selbst zu besitzen, und erhielt es nun weit wohlfeiler, als es sonst der Fall gewesen seyn würde. W.

## Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

**Berlin.** Zu einer Zeit, wo die Bewohner der Residenz über immer theurer werdende Hausmiethe und die erhöhten Preise mancher Bedürfnisse des Lebens die gegründetsten Klagen führen — wo die Einnahme nicht vermehrt werden kann, sondern, oft ohne Verschulden, bei Vielen bis unter die Hälfte vermindert worden ist — sollte man es nicht darauf ankommen lassen, die traurigen Folgen einer solchen Lage heran kommen zu sehen, ohne

voraus auf Mittel bedacht zu seyn: wie dem ab zu helfen sey. Leider! sind nicht alle Familien und Individuen in dem Fall, daß sie den Ort ihres Aufenthalts leicht vertauschen und sich den wählen können, wo ihre verringerten Einkünfte ausreichen; allein nicht minder wahr ist es, daß Mehrere unter ihnen gern bereit seyn würden, die Residenz mit allen ihren Herrlichkeiten zu verlassen und ihr Leben ruhig auf dem Lande zu beschließen — aber wohin sich wenden? Andererseits ist es eben so gewiß: daß vielen Gutsbesitzern, Beamteten, Förstern, Landpredigern u. s. w. damit gedient wäre, ihre baare Einnahme mit einigen hundert Thalern jährlich zu vermehren, wogegen sie wohl gern bereit seyn würden, braven Stadt-Flüchtlingen eine kleine Wohnung ein zu räumen und Platz an ihrem frugalen Tisch einnehmen zu lassen. Wir haben Vermiethungs-Büreaux aller Art; es fehlt uns nicht an Commissionairen und Agenten, durch deren Hülfe man seine Kapitalien mit verschiedener Sicherheit anlegen und angelegt erhalten kann; ja, wüßte man es mit Anstand ein zu richten, so hätten wir wahrscheinlich auch, so wie in Paris, ein Heiraths-Büreau, und erführen nichts von einzelnen Ausbietungen, wie dergleichen ohnlängst in Sachsen versucht und mit Erfolg gekrönt worden. Wäre es nicht auch ein wohlthätiges, zweckmäßiges und heilbringendes Unternehmen, wenn sich in der Residenz ein sicherer Mann erböte: die Wünsche derjenigen einzelnen Personen und Familien auf zu nehmen, welche in den Fall gerathen sind, ein mit ihren Mitteln in Verhältniß stehendes Unterkommen auf zu suchen und dagegen das Anerbieten und die Bedingungen der Landbewohner zu vernehmen, denen damit gedient seyn könnte, sich mit jenen zu vereinigen? Man sollte glauben, daß die bereits bestehenden Miethscomptoirs sich dazu am besten eignen würden und es käme vielleicht nur darauf an, daß einer von ihnen es versuchte, die Betheiligten auf zu fordern: sich an sie zu wenden. Wie vielen, durch die eiserne Hand der Verhältnisse gebeugten Menschen wäre auf diesem Wege zu helfen, wenn der Vorschlag beherziget würde!

Lg.

Die letzten Bank-Verlegenheiten in Dublin haben einem Einzelnen Vortheil gestiftet. Ein benachbarter Eigenthümer, der eine Banknote von 50 Pfund hatte, schickt seine Tochter nach der Stadt, sie wo möglich ein zu wechseln. Die neue Johanna, ein männliches Mädchen, besteigt das Reitpferd ihres Vaters und trabt dem Banquier-Hause zu. Hier wird sie mehrere Stunden aufgehalten, und entschließt sich endlich, unverrichteter Sache mit dem Papier und ohne Geld nach Hause zu reiten. Unter den Vielen, die in derselben Hoffnung gekommen waren und unbefriedigt blieben, befand sich ein wohlgekleideter, wohlgesitteter Mann, der sich mit dem Mädchen in eine Unterredung einließ, und weil er ohngefähr denselben Weg zu machen hatte, ihr seine Begleitung anbot. Sein artiges Betragen machte den Vorschlag annehmbar. Sie waren einige Meilen zusammen geritten, als, in einer abgelegenen Gegend, der artige gebildete Mann seiner Gefährtin die Banknote abforderte, welches sie lange für Scherz hielt, und nur mit vorgehaltenem geladenen Pistol eines — Schlechteren belehrt werden konnte. Sie mußte die Banknote hervor ziehen und dem Räuber hinhalten. Ein wohlthätiger Luftzug kam ihr zu Hülfe und wehte das Papier über ein Gezäun; der Reiter stieg ab, es zu holen. Diesen Augenblick benutzte das Mädchen und, Aergeres befürchtend, jagte sie davon; ihrem Pferde folgte das ledige. Der Räuber, welcher ihr das Pistol nachschoß, machte beide Pferde vollends scheu, und so kam das Mädchen mit dem Beute-Pferde glücklich an. In dem Mantelsack fanden sich 1500 Pfund baares Geld und das Pferd möchte die Banknote werth seyn. (Morn. Chron.)

Das „Journal de Paris" hat unlängst behauptet: „Gesandte müßen nur aus vornehmen Familien gewählt werden!" Wir fragen an: ob Offat, der Sohn eines Hufschmids, etwa Cardinal war, als Heinrich IV. ihn zu seinem Gesandten nach Rom ernannte? Und Melchior de Polignac war nur Abbé, als er, Gesandter zu Warschau, die Krone Polens auf das Haupt eines Prinzen aus dem Hause Bourbon brachte, und später konnte er, als Gesandter Ludwigs XIV., zu den Holländern sagen: „Wir werden über Euch, bei Euch und ohne Euch unterhandeln!" (Constitut.)

Der ehrwürdige Hr. Colton sagt in seiner Schrift: „Many things in few words" (Viel Sinn in wenig Worten): „Einige Tropfen Oel sind hinreichend, die politische Maschine in Bewegung zu setzen; ein Faß Essig würde die Räder rostig machen." (Courier.)

Die in Rußland befindlichen Jesuiten rechnet man auf 750, von denen schon 400 das Land geräumt haben; die Andern aber müßen erst aus Kamtschatka und Siberien herbei gerufen werden, wo sie als Missionäre umher ziehen. Keiner will sich dort säcularisiren. (Gaz. d. Fr.) Wer wird gern weltlich werden, wenn ihn das Geistliche so lange gut nährte?

Im Jahr 1796 schrieb Volney Folgendes: „Die Macht eines Staates entspringt aus seiner Volksmenge, die Volksmenge aus seinem Ueberfluß, der Ueberfluß aus seiner Kultur-Beförderung und die Kultur-Beförderung aus dem guten Geist der Grund-Eigenthümer. Je freier der Eigenthümer, je mehr Produkte entwickelt er, und je mehr bereichert er den Staat; es wird demnach das Land in dem Grade mächtiger, als es seine Grund-Eigenthümer vermehrt. (Constitut.)

Ludwig XIV. ergriff einst in jenen unglückseligen Streitigkeiten zwischen der Geistlichkeit und der Krone gegen vier Bischöfe die härtesten Maaßregeln, so daß er ihnen sogar ihr weltliches Einkommen nahm. Der tugendhafte Caulet, Bischof von Pamiers, gerieth dadurch so in Elend, daß ein Einsiedler, welcher die Abtei St. Cyran bewohnte, einem Banquier zu Paris einen Wechsel über 2000 Thaler zusandte, um ihn für den Bischof zahlbar zu machen. Er ward indeß aufgefangen und dem Pater Lachaise zugesandt. Die Sache kam nun vor den Staatsrath, wo Jemand den Vorschlag that: den Einsiedler in die Bastille zu sperren: denn er habe einen rebellischen Unterthan unterstützt. Ludwig XIV. aber erwiederte: „Ich habe gegen den Bischof von Pamiers verfügt, aber nicht gegen die, welche ihm in seinem Unglück helfen wollen. Man soll nie sagen: daß unter meiner Regierung Jemand um einer wohlthätigen Handlung willen bestraft worden sey!" (Constitut.)

Redacteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurersche Buchhandlung.








# Der Gesellschafter
oder
# Blätter für Geist und Herz.

1820. Montag den 24. Juli. 119tes Blatt.


## Ein bisher ungedruckter Brief C. F. D. Schubart's *) an seine Gattin.

Hohen-Asperg, den 23. Mai 1783.

Hier, meine Auserwählte, ist ein Brief, den die Jungfer Pfeiflerin Dir zu überbringen das Vergnügen haben wird. Ich hoffe, Du werdest nach Deinem so guten Herzen die Jungfer Pfeiflerin wohl aufnehmen. Sie hat sehr viel Genie zur Musik und ist Deines Mannes Scholarin. Ach, dürft' ich statt ihrer in Deinen Arm fliegen und nach so langer qualvoller Entfernung das Glück der Liebe kosten!! Gestern war Dein Namenstag und ich hab' ihn tief in meiner Seele gefeiert.

Besingen wollt' ich Dich, Helene —
Schon rauschte gold'ner Saitenklang,
Mein Lied begann — doch eine Thräne
Erstickte plötzlich den Gesang.

Was hilft's, wenn ich die Hände ringe,
Was hilft's, wenn ich ein Lied von Dir
Ins Goldgewed' des Flügels singe:
Du bist ja fern von mir.

Du hörst es nicht, wenn ich in Tönen wühle,
Und wenn mein Mund Helena spricht;
Du siehst es nicht, wenn zärtliche Gefühle
Die Wange röthen — ach, Du siehst es nicht!

Darum ist es besser, wenn ich meiner Klage zu verstummen gebiete, bis sie mir das Herz abdrückt — oder Jubel wird.

Herr Pfeiflin, gar ein sanfter und geschickter Mensch, sagt mir: wie zärtlich Du noch immer mein Schicksal beklagest und wie Du nach Erlösung für mich seufzest. Ich danke Dir für Deine Liebe und bitte Gott: daß er Dir's vergelte. Inzwischen suche ich mich in mein schreckliches Schicksal zu fassen — wie ein armer Sünder im Elend sterben zu müssen. Zwar wirft mir mein Gewissen manche Thorheit vor; aber diese Schmach habe ich nicht verdient. Ich habe mein Vaterland geliebt und habe den Menschen mit dem wärmsten Herzen gedient. Wenn ich todt bin, so wird noch mancher Zeuge auftreten, der an meinem Grabe weilt und meine Schutzrede hält. Wenn ich ein Schurke gewesen wäre, für den mich der Herzog hält, so würden sich nicht die edelsten Menschen meines Vaterlandes für mich interessiren. Doch ich werde mich in der Folge meines Lebenslaufes zu vertheidigen wissen.

Du bist beschämt, daß ich so Vieles von den Leuten empfange und nichts dafür gebe. Aber, meine Liebe, niemals habe ich mehr gegeben und weniger empfangen, als eben jetzt. Ich informire den ganzen Tag in Künsten, Sprachen und Wissenschaften, im Klavier und Singen; ich unterhalte die vielen Fremden, die hieher kommen; ich dichte, schreibe Briefe für den Herrn General und erhalte für all dies — todtkalten Dank. Frage die Jungfer Pfeiflerin, die wird Dir noch mehr sagen. Inzwischen freut es mich, daß ich noch für meine Brüder, die Menschen, wirken kann, für die ich sterben könnte. — Der General ist ein gutherziger Mann; aber träge, furchtsam und unternimmt

*) Dieser geachtete Schriftsteller wurde bekanntlich wegen unvorsichtiger Aeußerungen, ohne richterlichen Spruch, mit zehnjähriger Gefangenschaft bestraft; ein Gewaltstreich, der in der Zeitgeschichte mit Recht strenge gerügt worden ist. E.

nichts. Von seiner Seite hab' ich also schwerlich Hülfe zu erwarten. — Heute kommt der Herzog hieher; er bringt mir aber, wie gewöhnlich, nichts mit als Hoffnungslosigkeit und mehrere Einschränkung; denn so oft er hier ist, darf ich nicht zum Fenster hinaus schauen. Ich fange also an, an aller Menschenhülfe zu verzagen und bitte Gott um Stärkung meines Glaubens und Vertrauens zu ihm.

Mein Leben bring' ich sehr einförmig zu. Ich brauche jetzt eine Kräuterkur, wate ein Paar Mal im Staube meines Walls herum, dann les' ich, informire, mache Grillen und würge so einen Tag nach dem andern hin. Wenn ich den Wall hinaus blicke, so schaudr' ich, wenn mir die Gegend, wo Stuttgart liegt, in die Augen fällt; dann denk' ich: dort ist dein Liebstes auf der Welt, durch Tyrannei von dir auf immer getrennt!! — Weinen kann ich wenig mehr; aber Zorn und Unmuth bäumen sich, wie zwei Riesen, in mir auf, wenn ich mein Schicksal denke. Jedes graue Haar, jeden alternden Zug in meinem Gesicht, den mir der Spiegel darstellt, jedes Gefühl meiner herab sinkenden Geisteskräfte erfüllt mich mit Schauder und Entsetzen und befleckt selbst meine so innige Liebe zu Gott.

O Tod, du Kettenzerbrecher,
Du Führer zur ewigen Ruh:
Wann drückst du mit trösiendem Finger
Die blutigen Augen mir zu? —

Die Jungfer Reichenbachin, ein Mädel von herrlichem Geist und Herzen, ist jetzt auch in Stuttgart. Ich empfehle Dir ihre Freundschaft. Lebe so gut, als Du in Deiner trüben Lage als einsame Wittwe zu leben vermagst. Geh nicht mehr in die Audienz, denn man spottet nur Deiner Wehklage und Deiner Erniedrungen. Vielleicht macht Gott dem langen, schrecklichen Trauerspiel auf eine andere Art ein Ende.

Dem lieben Ludwig und meiner Julia tausend heiße, väterliche Küsse. — Ist's Dir möglich, so schick' mir doch ein Paar baumwollene — von Dir oder meiner Tochter gestrickte Strümpfe. Ach, wenn ich nur nichts mehr brauchte; denn es geht mir allemal ein Stich durch's Herz, wenn ich Dich um Hülfe anflehen muß.

An Deine Eltern und Anverwandte meinen herzlichen Gruß. Meine Feinde sind für mich todt. Mögen sie auf ihren Mistbäufen kriechen und das Menschengefühl vergessen. Mir wär's bange, wenn ich so hart, unempfindlich, gleichgültig gegen die jammernde Menschheit seyn könnte.

Ich drücke Dich im Geist fest an mein Herz, o Du Einzige, und bin — mit langer blutender Wehklage

Dein
armer Schubart.

## Königin Blanka von Sizilien.

### Eine geschichtliche Anekdote.

Im Jahre 1410 nach unseres Herrn Geburt starb König Martin von Sizilien, und hatte Blanka, seine Gemahlin, noch in der Blüthe ihres Lebens als Wittwe zurück gelassen. Nach dem letzten Willen des hingeschiedenen Königs wurde ihr Krone und Scepter von Sizilien übertragen. Diese gute fromme Königin hatte aber bei ihrem Regierungs-Antritt gewaltig mit Partheien zu kämpfen. An der Spitze der mächtigsten Parthei stand Bernardo Cabrera, Groß-Oberrichter des Reichs. Dieser, vom Stachel der Herrschsucht gereizt, hatte schon manchen mißlungenen Versuch gemacht, die rechtmäßigen Besitzer von Siziliens Thron zu stürzen und sich selbst darauf zu schwingen. Da es ihm mit Gewalt nicht glücken wollte, suchte er sein Ziel durch List zu erschleichen. Er hatte schon oft gewirkt, um die Königin Blanka in sicheren Gewahrsam zu bringen; aber die kluge und kühne Frau wußte immer seinen Schlingen zu entrinnen, und er ward nun aus einem feindlichen und kriegerischen Gegner ein schmachtender und demüthiger Freiersmann. Er schickte eine seiner Kreaturen zur Königin und ließ förmlich um ihre Hand werben; Blanka ward durch diesen kühnen, ganz unvermutheten Antrag überrascht und entrüstet; doch wußte sie sich schnell zu fassen und beschied den Abgesandten dahin: daß der Groß-Oberrichter Signor Bernardo Cabrera nach Hof kommen und seine Werbung persönlich vortragen solle. — Der Tag zu diesem feierlichen Hoffeste wurde bestimmt und der sämmtliche hohe Adel und die ganze Ritterschaft geladen.

Der Saal des Palastes zu Syrakus war in höchster Pracht; die schöne liebenswürdige Königin Blanka saß schon reich geschmückt mit Krone und Scepter auf dem Thron, von ihrem Purpurmantel umhüllt. An den Stufen des Thrones standen alle hohen Beamteten des Reiches; zu den beiden Seiten des Saales aber der hohe Adel und ihnen zunächst die Ritterschaft. — Jetzt trat der Abgesandte des Bernardo Cabrera ein und meldete den hohen Kron-Vasallen; Königin Blanka neigte ihr Scepter zum Zeichen des Eintritts.

Als Cabrera, ein kleines buckliges Männchen mit einem verschobenen Gesicht, in einem seltsam-abentheuerlichen Costüm herein trat und mit tausend zierlichen Kratzfüßchen, gleich einem wohlgeübten Tanzmeister, zwischen zwei riesenhohen Trabanten auf die Königin zuging, rief ihm Blanka entgegen: „Seht, hier kommt mein süßer schmachtender Adonis, mein liebegirrender Schäfer! — Nun sagt mir, was ist Euer Begehren?"

„Erhabene, glorwürdigste Herrscherin! Weil die Menschen dazu erschaffen sind, die Welt zu bevölkern,

also habe ich mich denn jetzt, und zwar bei reiferen Jahren, entschlossen, mich zu Ew. Majestät unsterblichen Füßen zu werfen und Sie um Höchstdero alabasterne Hand flehentlich bitten wollen, wohl verhoffend, Höchstdieselben werden zu jenem großen allmächtigen Weltzweck förderlich seyn und mich nicht verschmachten lassen in Liebe. Von Eurer Großmuth und segensreichen Erbarmung hoffe ich die Gewährung meiner allerunterthänigsten Bitte!"

„Gut, mein Cabrera!" erwiederte die Königin. „Es soll nach Eurem Verlangen geschehen; jedoch nur unter der Bedingung: daß Ihr Euch einer schweren Prüfung unterwerft." — „Von Herzen gern!" entgegnete Cabrera; „bestimmt nur, was Ihr wollt, das ich thun soll. Verlangt Ihr einen Eiszapfen von Lapplands äußerster Nordspitze, ich eile ihn zu bringen; oder wollt Ihr eine Mumie aus den egyptischen Gräbern, flugs hol' ich sie zu Fuße; auch bis auf den Meeresgrund will ich hinab tauchen wie ein Fischlein wohlgemuth und Euch die köstlichste Perle herauf bringen." — „Nichts von Allem dem!" sagte lachend die Königin; „denn Euer voreiliges unbedachtsames Versprechen könntet Ihr nur sehr schwer, fast gar nicht erfüllen. Nein, meine Bedingung ist bei weitem gemäßigter und sie entspricht ganz dem Geiste Eurer romantischen Liebe. So hört denn: Ihr wißt, wie sehr Ihr Euch an Thron und Land seit meines Gemahls Hintritt versündiget habt; das sollet Ihr nun büßen. Von heute an müßt Ihr Alles von Euch abthun, Reichthum, Prunk und Ehre, arm und demüthig werden wie Hiob. Nichts als ein härenes Gewand, eine Schäfertasche und Stab sey Eures Leibes Schmuck und Eure Kost Brod und Wasser. So zieht Ihr nun fort zu dem hohen Aetna, werdet dort ein Schäfer; aber ganz so einfach, arm und beschränkt, wie uns Meister Theokrit die alten sikulischen Schäfer geschildert hat. Habt Ihr nun dreimal sieben Jahre die Schafe gehütet und Euch durch und durch in einen andern Menschen verwandelt, dann fragt wieder einmal an." — Ein Lächeln und kicherndes Flüstern ging durch die Versammlung; das liebe Männchen aber fing vor Schaam und Groll zu zittern an, warf ein Paar zornglühende Blicke in die Versammlung, ließ sich wieder von den beiden Trabanten unter die Arme greifen und keichte giftig und zornig zum Saal hinaus. Darauf brach die ganze Versammlung über das wunderliche beschämte Graumännchen in ein helles Lachen aus.

Der so beschämte und verhöhnte Groß-Oberrichter Cabrera schwur blutige Rache. Er ließ schnell alle Häupter seiner Parthei zusammen rufen und bestürmte in der folgenden Nacht die Stadt Syrakus. — Die Königin, die eines solchen unvermutheten Ueberfalles nicht gewärtig war, floh, mit Hülfe ihres Admirals Sancio, nach der Insel Ortygia auf das dortige feste Felsenschloß; ehe jedoch der triumphirende Cabrera es vermuthete, stand das königliche Heer vor den Mauern von Syrakus. Er vertheidigte sich wüthend; doch wurden die Thore gesprengt und die Stadt mit Sturm erobert, und Cabrera, der sich verborgen hatte, entdeckt, nach Ortygia gebracht und dort auf einen hohen Thurm an der Seite des Meeres verschlossen. — Nach einiger Zeit wandte sich Cabrera mit den glänzendsten Verheißungen an die Wache seines Gefängnisses, ihn zu befreien. Signor Filippo, Hauptmann der Wache, schien dem Antrag geneigt zu seyn. Die Flucht wurde näher verabredet, und hierauf von Filippo ein Kahn dicht unter den Thurm beordert, der den Gefangenen, an Seilen hinab gelassen, aufnehmen sollte. Zur Stunde der Morgen-Dämmerung kam Filippo zu Cabrera und meldete, daß Alles bereit sey. Cabrera schickte sich eiligst mit Hülfe der Soldaten, die Stricke auf seinen Leib fest banden, zur Abfahrt an. Sie ließen ihn zum Fenster des Thurmes hinab; Filippo aber hatte aus Stricken ein Netz etwas über dem Kahn ausgespannt, und als Cabrera schwebte, ließ man die Stricke plötzlich fahren, worauf Cabrera, durch den Fall in Todesängsten gebracht, in das Netz fiel und so in demselben hängen blieb. — Filippo eilte nun zur Königin mit der Nachricht: es habe sich ein wundersamer Vogel gefangen, und bat: ihm nach dem Strand des Meeres zu folgen, um das Wunder an zu schauen. Ganz Syrakus eilte auf Kähnen zu dem schönen Schauspiel, welches Cabrera im Netze gewährte. Drei Monate mußte er zum Hohngelächter des Pöbels, bei Sturm und Wetter, hängen. Darauf brachte man ihn nach der Küste Afrika's, ihn dort seinem Schicksal überlassend.

Dr. Hermann.

## Grönland.

Nach dem neuesten Bericht der Glaubensboten in Grönland rechnet man die Volksmenge der ganzen Insel in allen siebenzehn Ansiedlungen auf der Westküste zu 6836 Menschen. Bekanntlich sind nur die Küsten bewohnt, da das Innere mit ewigem Schnee oder Eis bedeckt ist; aber die alte Meinung: daß diese Massen immer wachsen, ist in neueren Zeiten unwahrscheinlich geworden, und man darf annehmen: daß in manchen Jahren sehr viel davon in wärmere Breiten-Grade getrieben wird. Seit dem Jahre 1789 hat die Volksmenge in diesen unwirthlichen Gegenden um 714 zugenommmen. So viel wissen die Dänen; es scheint jedoch — nach den Entdeckungen, die Roß auf seiner Reise in Grönland gemacht hat — daß im Inneren, oder in entlegeneren Theilen der Insel, noch andere, den Glaubensboten unbekannte Volksstämme wohnen.

— d —.

## Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

**Paris.** Ganz Paris wird fortdauernd vom Theater herab nicht magnetisirt, nicht elektrisirt, sondern — vampirisirt. Sie sollten die Vogue sehen, welche diese phantastischen Geschöpfe aus dem fernsten Osten, neu belebt durch Lord Byron's excentrische Poesie, rasch in dieser Hauptstadt erlangt haben! — Außer den Vampiren, die ich in meinem vorigen Bericht nannte, haben sich seitdem wieder eine Menge Anderer etablirt, und sogar die Seiltänzer auf dem Boulevard du temple verkündigen einen Vampir auf dem lockenden Anschlagzettel, wie denn endlich sogar die Rutschberge nicht zurück bleiben wollen im allgemeinen Fortschritt der Kultur und neulich (im Jardin Belleville) einen feuerspeienden Vampir angekündigt haben, der für diesmal nur aus Pulver und gedrehtem Papier bestand und nach einem lustigen Verpuffen in der Luft keine bedeutende Spur seines irrdischen Daseyns hinterließ, außer einem etwas üblen Geruch. Troß allen Parodieen hört indeß der Erz-Vampir in der Porte St. Martin nicht auf, alle Abend eine große Menge Geld aus, oder vielmehr ein zu fangen, und er ist bis jetzt seit seinem ersten Erscheinen schon vier und zwanzig Mal auf dieselbe Bühne zurück gekehrt, wo er immer vier und zwanzig Stunden vorher durch einen derben Schuß und obendrein durch den Machtspruch höherer Gewalten zu Boden gestreckt worden war: ein ächter Beweis seiner Vampiren-Natur! — Lassen Sie uns nun aber seine lustigen Parodieen etwas näher betrachten. Im Vaudeville ist der Vampir ein — denken Sie nur — ein diable de prussien! Dieser junge diable, der ein sehr gewandter Schlaukopf ist, und vom Publikum so gut aufgenommen wird, als man es als prussien bei den Franzosen nur wünschen kann, war früher in einer Festung bei der Garnison, und fand kein anderes Mittel, zu seinem entfernten Liebchen zu kommen, als zu — sterben. Er wurde begraben, und sieh da! — plötzlich erscheint derselbe gute Offizier auf dem Vaudeville-Theater wieder. Alles ist bestürzt; Jeder spricht von den Vampiren, man fürchtet sich höchlich vor dem Gaste, und wagt nur erst, sich ihm zu nahen, als er erklärt: daß statt seiner damals eine Puppe begraben und er glücklich aus der Festung entwischt sey. Verzeihung, Heirath, Schluß-Couplets u. s. w. folgen, und ich kann versichern: daß das kleine Stück, mit dem Geist und der Laune, mit der es gegeben und — empfangen wird, den Erfolg verdient, den es erhält. — In den Variétés erscheinen gar drei Vampire, die aber viel unschuldiger zu ihrem Ehrentitel kommen, als unser Landsmann im Vaudeville. Es sind drei — Zoll-Beamte, die Nachts immer Rendez-vous in einem Dorfe bei Paris haben, und von den Anverwandten ihrer Schönen nur deshalb einen Augenblick für Vampire gehalten werden, weil deren Einbildungskraft eben durch die Lektüre des Byronschen Romans erhitzt ist. Das Stückchen bietet gar keinen Stoff für die nähere Analyse dar, und es gefällt auch weniger durch seine Situation, als durch einige witzige Couplets, und ganz besonders durch die Nachäffung eines der beliebtesten Sänger der komischen Oper (Martin) in dem berühmten Clair de lune, die einer der besten komischen Schauspieler dieses interessanten Theaters sehr gelungen durchführt. — Eine Theater-Neuigkeit anderer Gattung, welche eben die Pariser anzieht, ist das große Ballet: „Clari in der Oper", von dem bekannten Milon, mit Musik von Kreutzer. Ohne in lange Discussionen über den ästhetischen Werth oder Unwerth der Gattung überhaupt ein zu gehen, ist so viel gewiß: daß dieses Ballet zu den besten, interessantesten Produktionen der Art gehört, besonders wenn Clari, wie hier, durch eine Bigottini dargestellt wird, die in ihre Pantomime eine ergreifende Wahrheit zu legen weiß, von der manche tragische Schauspielerin keine Ahnung hat. Der Stoff ist einfach, aber für ein Ballet glücklich gewählt. Clari ist von einem vornehmen Herrn aus ihrer Bauern-Hütte auf sein Schloß geführt worden; alle seine Bitten aber, alle seine Bemühungen um ihre Gunst sind vergebens geblieben. Er bietet Alles auf, die neue Existenz ihr so reizend als möglich zu machen, und in den mannigfachen Festen, die er ihr zu Ehren veranstaltet, hat das ganze Ballet-Personal, der Decorateur und der Illuminateur natürlich Gelegenheit genug, das Publikum zu vergnügen. Clari ist unbeweglich. Ein Schauspiel wird aufgeführt. Wie dort im „Hamlet" absichtlich, so trifft es sich hier zufällig, daß Clari's Entführungs-Geschichte vorgestellt wird, und — sie erträgt nun nicht länger, auf's Aeußerste bewegt, ihre unglückliche Lage. Ohne Begleiter und heimlich entflieht sie Nachts in ihrer ländlichen Tracht aus dem Schlosse. In ihrem Dorfe wird ein Fest gefeiert, welches Clari durch ihre Zurückkunft unterbricht. Der harte Vater will die verlorne Tochter nicht aufnehmen, ja er zielt auf ihr Herz, als Alles mit Bitten auf ihn einstürmt; bis endlich der Graf, der Clari's Spur verfolgte, auftritt, Clari zu seiner Gemahlin erhebt, und so Alles glücklich beschließt. Dies interessante Ballet verdiente neben mehreren seiner älteren Brüder auf das Berliner Opern-Theater transponirt zu werden, und bei der Sorgfalt, mit der es auf die neue Scene gebracht werden würde, dürfte es eines sicheren Erfolges nicht ermangeln. — Bei jeder neuen bedeutenden Darstellung in der hiesigen Oper, wozu „Clari" auch gerechnet wird, bedauern die Pariser immer mehr den augenblicklichen Mangel eines ihrer Hauptstadt würdigen Opern-Theaters; die Journale hören nicht auf, Plane zu entwerfen, zu debattiren und die rascheste Vollendung eines neuen Gebäudes zu empfehlen. Nach langem Hin- und Herreden scheint die Sache von Seiten der Behörden also entschieden: daß man rasch in Holz ein provisorisches Theater in der rue de la paix erbaut, in welchem schon am 1sten Oktober d. J. gespielt werden soll, und das eigentliche größere Opern-Theater für die Zukunft im jetzigen interimistischen Lokale bleibt, welches zu diesem Zweck bedeutend erweitert werden soll. — Ich kann von der Bühne nicht scheiden, ohne meinen vaterländischen Lesern zu erzählen: daß vor einigen Wochen unser deutsches Meisterwerk: Mozart's „Figaro" im Repertoire der opera buffa wieder einmal aufgelebt ist. Obgleich Mozart bei den besseren Musik-Freunden in Paris geschätzt ist und seine Werke bei ihnen auch ziemlich allgemein bekannt sind, so ist doch sein „Figaro" beinahe das einzige allgemein beliebte Stück, welches auch öfters gegeben wird. Dieses Mal diente die treffliche Oper zweien nichts weniger als trefflichen jungen Sängerinnen als Debüt, die, aus Paris gebürtig, unter den italienisirten Namen Demoiss. Negrini und Favelli als „Page" und „Gräfin" ihr Heil versuchten. Ich kann Ihnen nur so viel versichern: daß auf jeder guten deutschen Opern-Bühne beide Damen, besonders aber der „Page", der gar nichts singen konnte, complett durchgefallen wären, und daß die Pariser nur aus übergroßer Galanterie gegen die nicht üblen Lärvchen (immer eine halbe Gewißheit des Beifalls) beider Damen ihre Hände fleißig in Bewegung setzten. Die ganze Vorstellung war — wenn gleich hinsichtlich des Orchesters durchaus unübertrefflich — von Seiten der Sänger und Sängerinnen Mozart's unwürdig, und mit diesem gewiß nicht zu harten Ausspruch fällt jeder sonst einladende Vergleich mit der Aufführung desselben Meisterwerks auf dem ersten deutschen Opern-Theater, auf dem Berliner, von selbst weg, um so mehr, da „Figaro" mit zu den glänzendsten Punkten im Repertoire der Berliner Oper gehört.

**Casper.**

Ein Dichter zu Brüssel, welcher etwas in Uneinigkeit mit den Musen zu leben scheint, hat ein Lobgedicht auf Talma's Theater-Genie gemacht, worin er ihn den Günstling der — Polyhymnia nennt. Es giebt indeß einige Theater-Prinzessinnen, welche im Théâtre françois drei bis vier Mal wöchentlich ihr Trauerspiel — absingen. (Journ. d. Par.)

Nach einer angestellten Berechnung verlor Frankreich in seinem Seekriege mit England von 1792 — 1801: 47 Linienschiffe, 133 Fregatten und 161 Schaluppen; zusammen 341 Fahrzeuge. (Courier fr.)

Redacteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurersche Buchhandlung.



Der Gesellschafter
oder
Blätter für Geist und Herz.

1820. Mittwoch den 26. Juli. 120stes Blatt.

## Der Bibliothekar Morelli.

(Aus dem Briefe eines reisenden Dänen.)

Rom, im Jahr 1819.

Einer der ersten Gegenstände, die ich in Venedig, der schwimmenden Stadt, aufsuchte, mußte die Markus-Bibliothek seyn. Sie ist in den Sälen aufgestellt, wo in jenen Tagen der Republik sich der große Rath versammelte. Ueber den niedrigen Bücher-Gestellen hängen der vorzüglichsten venetianischen Maler Darstellungen der glänzendsten Ereignisse aus der vaterländischen Geschichte und die Bildnisse der größten Männer der Republik; sie verkünden den ewigen Wechsel der Dinge. — Diese Bilder betrachtend, saß ich in der Bibliothek und erwartete Morelli. Die Thüren gingen auf und herein getragen ward ein schwacher Greis im Priester-Gewande (Morelli war vormals Priester an der nun abgebrochenen Kirche St. Geminiana), von Alter und Sorgen gebeugt. Er ward auf einen Stuhl gesetzt, ein Wärme-Topf zu seinen Füßen. Als er hörte: daß ein reisender Gelehrter mit ihm zu reden wünsche, erhellte sich sein dunkler Blick, ein sanftes Lächeln vertrieb den strengen Ernst und mit ihm einen Theil meiner Scheu. Ich mußte mich an seine Seite setzen und diesen Platz behielt ich während meines ganzen Aufenthaltes in Venedig; er erlaubte nicht, daß ich mich zu den übrigen Studenten in das Lesezimmer begab. Er schien mit besonderem Vergnügen zu erfahren: daß ich ein Däne sey und eine öffentliche Unterstützung zu meiner Reise genösse. Er schätzte die Verdienste unserer Gelehrten, besonders um die critica sacra, und das Bestreben unserer Regierung, die Wissenschaften zu befördern; seine persönliche Bekanntschaft mit Einigen unserer Gelehrten hatten ihm Liebe für die Dänen eingeflößt und die Aehnlichkeit der Unglücksfälle, welche politische Stürme über sein und mein Vaterland gebracht hatten, waren ein neues Band für sein theilnehmendes Herz. Er sprach dann von sich selber und von seinem Alter, das seine wissenschaftlichen Forschungen hemme, aber ihn nicht abhalte, im Nachdenken und im Lesen Trost zu finden. „Ich würde hülflos seyn ohne diesen braven Mann!" sagte er, auf den Unter-Bibliothekar, den liebenswürdigen Abbate Bettio zeigend; er nannte ihn seinen Sohn und das war er ihm auch, sowohl in der Bibliothek als in seinem Hause. Das Bewußtseyn einer thätigen und wohl durchlebten Laufbahn erhielt ihn unter der Last der Jahre, der Kränklichkeit und des Kummers. Er sagte mir oft: Gelehrt zu seyn ist nur wenig, aber ein rechtschaffener Mann seyn bedeutet mehr. In seinen Lobpreisungen trennte er Verstand und Kenntnisse niemals vom Herzen und vom Willen; daher haßte er auch gelehrten Betrug und bezeigte Unzufriedenheit über den berühmten Angelo Majo in Mailand: daß er sich durch die Verrätherei eines Klosterbruders den Besitz einer Abschrift des armenischen Kodex von Eusebii Chron. verschafft habe, der sich in dem armenischen Kloster auf der Insel St. Lazarus bei Venedig befindet, und nun durch dessen Herausgabe dem Mönche die Ehre der Entdeckung rauben will. Er hörte mit Vergnügen mein Versprechen: auf

meiner Reise dem armenischen Mönche, dem gelehrten Aucher, zu seiner Herausgabe Subscribenten zu verschaffen. Die Mönche des Klosters haben in dem Reichthum ihrer Sammlung armenischer Manuscripte eine reichhaltigere Quelle zur Ausstattung des Textes, als der Abbate Maja. — Die Liebe zum Vaterlande und zu der Freiheit war ein liebenswürdiger Zug in dem Charakter des Morelli. Er war ein ächter Republikaner; seine schönsten Lebensjahre trafen in die Zeit der venetianischen Freiheit und sein Geist nährte sich nicht allein von den Schriften klassischer Vorzeit, sondern auch von den Jahrbüchern seines Vaterlandes. Er sprach gern über den ehemaligen Zustand Venedigs und verglich er den Glanz der Vorzeit mit dem Elende der Gegenwart, so funkelte sein lebhaftes Auge, wenn er der vergangenen Macht gedachte; sein graues Haupt sank und er weinte heiße Thränen; oftmals war ich Zeuge solcher Scenen. — Ich habe Bruchstücke aus der venetianischen Geschichte auf der Bühne der Stadt vorstellen sehen, bei denen ich, obgleich ein Fremder, nicht hätte bis an das Ende bleiben können; aber das Volk, für den Inhalt unempfänglich, beklatschte nur die Schauspieler. Man kann nicht läugnen, daß diese politische Gleichgültigkeit der übrigens lebhaften Venetianer, so wie überhaupt die Geschichte von dem Verfall des Staates, ein Beweis ist: daß die Verbindung der Regierung mit dem Volke sehr locker war. In dem Staatsbau war zu viel Kunst und Mechanismus. — So urtheilte auch Morelli; er war kein blinder Anhänger der Oligarchie; aber er wollte, daß die terroristische Energie aus einer Verwaltung verbannt seyn solle. Das Volk hatte keine Kränkung seiner anerkannten Berechtigungen zu befürchten, Alles aber die durch das Serrar del consiglio beleidigenden Vornehmen, wenn sie einer Anmaßung verdächtig wurden. Ich verdanke dem umsichtigen Morelli die Berichtigungen mancher Meinungen, welche durch die Erzählungen falsch unterrichteter, vielleicht absichtlich irre geleiteter Reisenden in Umlauf gekommen waren. — Morelli zeigte sich nicht ganz frei von der Eitelkeit eines Gelehrten. So geschah es als praefectus bibliothecae St. Marci. Die Bibliothek war ihm Alles und nichts ihm lieber, als daß man nach Venedig kam, um aus dieser reichen Quelle zu schöpfen. So oft Jemand in den Saal, wo ich arbeitete, eintrat, sagte er ihm, er möchte ein Fremder oder ein Venetianer seyn: „Seht, das ist ein Däne, der bei mir studiren will. Wir haben doch noch Etwas!" — Er erzählte mir mit fast kindischem Stolze: daß der berühmte Niebuhr auf seiner Reise nach Rom einen Umweg durch Venedig gemacht habe, um ihn und seine Bibliothek zu sehen. — Ich hielt mich in Venedig auf, um eine vorläufige Bekanntschaft mit der geschichtlichen Literatur Italiens zu machen. Morelli unterrichtete mich von Allem, was ich zu wissen wünschte, mit seiner allgemein gelobten Bereitwilligkeit. Er machte mich aufmerksam auf die Sorgfalt der Republik für die Geschichte, ohne mir zu verhehlen: daß die Geschichtschreiber unter der Aufsicht und Leitung der Regierung stehen. Er theilte mir die venetianischen Geschichtschreiber mit, die sich durch die Darstellung auszeichnen, z. B. Bembo, und warnte mich vor den häufig angeführten Autoritäten, wo sie wenig genau oder gar unbillig gegen Venedig sind, z. B. Guicciardini. Mit innerer Freude gedachte er oft der Zeit der Ligue von Cambray und drückte sich mit rednerischer Kunst aus, wenn diese Saite berührt ward. — In Venedig, wie anderswo, ist es üblich, bei Hochzeits-Festen Gelegenheits-Gedichte zu verfertigen; Morelli verfiel zuerst darauf, solche Gelegenheiten zur Verbreitung kleiner literarischer Produkte zu benutzen. Er wählte dazu anfangs Nachrichten über einzelne Personen aus der Familie des Brautpaares, die in der Geschichte Venedigs hervor glänzten. In einer dieser kleinen Schriften gab er gefallende Beiträge über die Reise des dänischen Königs Friedrichs IV. in Italien. — Seine Arbeitsamkeit war sehr groß und seine Gänge von seiner Studirstube nach der Bibliothek wurden auch von Regen und Kälte nicht unterbrochen. Er besaß selbst eine ausgesuchte Bücher-Sammlung, darunter gegen 1200 Bände akademischer Dissertationen und kleinerer Schriften; auch manche Seltenheiten, wie z. B. drei sehr merkwürdige alte venetianische Seekarten. Aber er konnte doch nicht unterlassen, die Markus-Bibliothek an jedem Tage zu besuchen. Seine Pflicht erfüllte er auf's genaueste und ich konnte, so groß auch übrigens die Beweise seines Wohlwollens waren, niemals ein Buch aus der Bibliothek mit nach Hause nehmen. Auffallendere Beispiele der Ordnung und des gelehrten Fleißes, als Morelli's Excerpten-Bücher, sind nicht gedenkbar; er begann sie im achtzehnten Jahre und führte sie, nebst einem Verzeichniß aller von ihm gelesenen Schriften, durch den langen Zeitraum von 55 Jahren fort. Sein starkes Gedächtniß war ihm sehr hülfreich; noch im hohen Alter erinnerte er sich unbedeutender Kleinigkeiten oder mindestens konnte er sie wieder auffinden. Dieses machte ihn vermögend, die außerordentliche Gelehrsamkeit zu entwickeln, welche man in seiner „Bibl. Divi Marci Venetiarum manuscripta graeca et latina" (Supplementen zu Zanetti's und Bongiovanni's Katalogen) findet. Er arbeitete an diesem Werke ohne Hoffnung auf die Vollendung. Die Materialien zu vier Bänden hatte er liegen. — Ich mußte mich wundern: daß er, ohne deutsch zu verstehen, nachtheilig über die ultramontanische Literatur urtheilte; vermuthlich aus politischen Gründen. Die englischen Philosophen schätzte er sehr. Er bediente sich — auch in Briefen — der

lateinischen Sprache, wo die italienische nicht an zu wenden war. Man könnte aus meinen Nachrichten vielleicht schließen: daß Morelli den gesellschaftlichen Umgang vermieden hätte, wie die Stubengelehrten gewöhnlich thun; aber dies war nicht der Fall. Nie sah ich ihn z. B. heiterer, als an dem Tage, da die liebenswürdige, geistvolle Gräfin Albrizzi ihn besuchte, welche ihn in ihren „Ritratti della mia conoscenza" geschildert hat. Uebrigens verschreit das Gerücht die Bekanntschaften der Gräfin, und der alte Morelli ist dann, ohne sein Verschulden, nicht in die beste Gesellschaft gekommen. In diesem Buche ist auch sein, doch nicht ganz ähnliches Bildniß.

Ich nahm mit gerührtem Herzen, ohne Hoffnung des Wiedersehens, von dem Greise Abschied, und wünschte ihm ein noch langes Leben, dessen er doch überdrüssig war. — Ein Jahr darauf sank er in das Grab. Friede seinem Staube! —

Mitgetheilt von Lowtzow.

## Friedrich Packan.

So hieß ein Sonderling, welcher im Jahr 1765 in einem Felsen bei dem Dorfe Kuckau, in der Ober-Lausitz, als Eremit sich niederließ. Verschmähte Liebe machte ihm Welt und Menschen zuwider. Des festen Entschlusses, nie unter Letztere zurück zu kehren, zog er mit seiner wenigen Habe nach jenem Felsen, arbeitete sich selbst eine Wohnung darin, legte eine Kutte an, ließ sich den Bart wachsen, schlief auf einer Granitbank und verlebte so 23 Jahre, doch nicht eben ganz nach Brauch und Sitte der Einsiedler: denn er holte sich oft gute Bissen in der Küche des nahen Klosters Marienstern, entzog sich auch nicht den Besuchern, welche Neugier herbei lockte, und die selten ohne milde Gaben erschienen. Diese verschmähte denn auch Packan ganz und gar nicht, so daß es am Ende in seiner Einsiedelei wohlhabender aussah, als in der Wirthschaft manches fleißigen Bürgers, und in seiner Felsenküche oft die feinsten Leckerbissen zu finden waren. Daß übrigens in der Einsiedelei sein Herz nicht zu einer solchen worden, vielmehr recht frisch und lebendig geblieben war, bewies der Erfolg. Ein Löbauer Mädchen nämlich von 19 Jahren, welches mit ihren Verwandten den Eremiten besuchte, verrückte diesem den 57jährigen Kopf binnen wenig Minuten so, daß er, wäre er nicht gewesen, was er wenigstens scheinen wollte, den Augenblick um das liebe Kind angehalten hätte. Indeß hielt er es nur noch vier Wochen in dem Felsennest aus. Schönstens angethan, und zwar nicht in Kutte und Kaputze, erschien er einst Sonntags nach der Kirche bei des Mädchens Eltern, schüttete Ersterem sein Herz aus, legte seinen nicht unbedeutenden Wohlstand dar und — erhielt ohne viele Schwierigkeiten seiner Wünsche Gewährung. Seelenvergnügt kehrte er heim, machte gleich Anstalt, seine Einsiedelei zu räumen, miethete sich den folgenden Tag schon in Camenz ein und ließ sich in 14 Tagen trauen. Seine Ehe war glücklich, sein größter Kummer aber: daß er keine kleinen Einsiedler bekam. Er nährte sich redlich als Strumpfwirker, ließ zeitlebens Kutte und Kaputze neben dem Wirkstuhl hängen und wallfahrtete dann und wann mit seiner Frau nach der — Kuckauer Einsiedelei. — g.

## Buntes.

Im Hof-Adreß-Kalender für Frankreich vom Jahr 1820 findet man auch einen „Hauptmann der Hof- und Kammer-Kaninchen".

In dem „Leipziger Tageblatt" vom „Dienstag den 4ten Juli" ist im „Thorzettel vom 3ten Juli" unter den Angekommenen genannt: „Se. Majestät der König von Preußen, als Graf von Rubin". — Da hat den Sachsen ihre Verwechselung des b und p einen Streich gespielt, denn bekanntlich muß es Ruppin heißen; vielleicht aber — und wir sind geneigt, dies zu glauben — wollten die Leipziger damit die angenehme Wahrheit sagen: daß der König von Preußen nicht im Incognito, sondern in der Wirklichkeit einem Edelstein, einem Rubin, vergleichbar ist, der auch im Feuer seinen Werth nicht verliert.

Herr Friedrich Schlegel redigirt seit dem 1. Juli dieses Jahres in Wien eine Zeitschrift mit dem Titel „Concordia", zu deren Herausgabe sich eine bedeutende Anzahl von Gelehrten in Oesterreich und dem übrigen „katholischen Deutschland" vereinigt haben. — Diese neue Concordien-Formel scheint demnach einen Anti-Protestantismus zu bezwecken und es könnte dadurch J. H. Voß weitere Nahrung finden für den Glauben: daß sich Schriftsteller gewinnen lassen zu dem Geschäft, die Menschen wieder zu Gunsten des Katholizismus zu bearbeiten. Eine Zeitschrift, die nur katholische Mitarbeiter haben will, giebt übrigens augenscheinlich einen Sektengeist zu erkennen und muß den Titel „Concordia" Lügen strafen.

In Grätz ist eine Broschüre erschienen: „Ursach des Verfalls der gepachteten Theater u. s. w.", nach welcher jede Bühne, zur Belehrung der Schauspieler, einen Recensenten engagiren soll, versteht sich einen „allgemein bekannten und geschätzten" Literator. Der Arme würde gewiß sein Brod im Schweiße seines Angesichts essen, wenn es ihm nur in etwas Ernst wäre, der Selbsttäuschung nicht zu schmeicheln. Th. Laurin.

## An Rosa.

Dein Herz, o Rosa, zu gewinnen,
Ist all mein Streben, all mein Sinnen,
Doch gieb es schnell und ohne Wählen:
In unsrer thatenreichen Zeit,
Will doch, um solche Kleinigkeit,
Kein Mensch sich lange quälen. A. Flet.

# Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

Dresden. Am Johannis-Tage habe ich einem alten fröhlichen Jugendfeste, beglückt durch fürstliche Herablassung, in Pillnitz beigewohnt. Dort war es nämlich, seitdem dieses, sonst schriftsäßige Ritter-, ein Kammergut und der Sommersitz des Hofes geworden ist, Brauch und Sitte: daß die Jugend des Dorfes am Johannisfeste dem Vater des Vaterlandes ihre kindliche Huldigung durch Tänze um Johannis-Töpfe, mit Blumenstreuen u. s. w. brachte. An diese Pillnitzer Jugend schloß sich bald auch die des Rittergutes Schönfeld, nachdem der König dieses gekauft hatte, und endlich, seit mehreren Jahren schon, nahmen daran die Kinder aller um Pillnitz, dies- und jenseits der Elbe liegenden Herrschaften Theil, so daß die Zahl der Huldigenden diesmal 890 betrug. Alle reinlich und nett, zum Theil weiß gekleidet und mit Blumen geschmückt, wurden die Kinder auf dem großen Freiplatze, zwischen dem Berg- und Wasser-Palais, in zwei Reihen gestellt, Jedes eine auf das Fest sich beziehende Gabe in der Hand oder neben sich; als da waren: Johannis-Töpfe, Kornblumen- und Rosen-Kränze, ungeheure Kirschen-Sträußer u. s. w. Hinter den Reihen der Kinder standen die Schaulustigen, diesmal wohl über 4000. Nachdem die Mittags-Tafel aufgehoben war, gingen der König und die Königin, nebst dem gesammten Hofstaat, langsam durch diese fröhlichen Jugend-Reihen, freundlich grüßend und manche der Kleinen ansprechend und liebkosend, nach der Kapelle, worauf die Kinder durch einen Hof-Fourier ein kleines Geschenk erhielten. Der Andrang der städtischen und ländlichen Zuschauer hinter den Reihen war so groß, daß die armen Kinder kaum sicher stehen konnten. Ehedem, d. h. vor etwa 20 Jahren, stürzten sämmtliche Kinder, sobald der König vorüber war, Johannis-Töpfe, Sträußer, Guirlanden u. s. w. — wie Studenten die Vivat-Fackeln — auf einen Haufen, in welchen die höchsten Herrschaften von einem Balkon herab Geld warfen. Allein die Freude, welche man damit der Jugend zu bereiten meinte, wurde von ungeschliffenen Zuschauern, die, frech genug, sich unter die geldsuchenden Kleinen mengten, für Letztere nicht selten in Schmerz und Gefahr verwandelt, weshalb dieses Geld-Auswerfen in ein Fixum verwandelt worden ist. Es ist übrigens ein erhebender Anblick, den guten alten Vater August so herzlich und liebevoll unter den Kindern seiner Kinder zu sehen. In Pillnitz gab es ehedem, unter den prachtliebenden Augusten, bis in die Mitte des vorigen Jahrhunderts, Fest an Fest, immer eines glänzender als das andere; ein herzlicheres und erquickenderes aber wohl nie, als jetzt alljährlich unter dem sparsamen August jenes fröhliche Kinderfest. — Das neue Schloß in Pillnitz, welches — an der Stelle des vor einigen Jahren abgebrannten — unter Direktion des verdienstvollen Ober-Landbaumeister Schuricht gebaut wird, ist der Vollendung, wenigstens im Aeußeren, ziemlich nahe. Schade, daß es, um es mit dem Ganzen der übrigen Flügel in Einklang zu bringen, meist in dem steifen chinesischen Styl hat ausgeführt werden müssen. Indeß wird es doch immer einen recht heiteren Prospekt geben. Der Hauptpunkt des ganzen Gebäudes ist ein, auf Säulen ruhender Speise-Saal, dessen vier Hauptwände mit Gemälden aus der sächsischen Geschichte dekorirt werden sollen. Nun dann nehme der Genius diese Kunstwerke, welche Dresdener Künstler liefern sollen, nur in besseren Schutz, als die Gemälde von Gliedern der königlichen Familie und andern zu ihrer Zeit am sächsischen Hofe berühmten Personen, womit sonst der sogenannte Venus-Saal, welcher in dem abgebrannten Schlosse sich befand, verziert war; denn an diesen Gemälden haben die fremden Krieger, welche in der letzten trüben Zeit Sachsens allüberall, und so auch in Pillnitz, zerstörend hauseten, schwer sich versündigt. Viele ruinirten sie ganz; die aber noch übrig sind und im jetzigen Interims-Speisesaal des Königs hängen, tragen abscheuliche Spuren von Barbarei. Hat nun auch die Kunst dabei nicht immer viel verloren, desto mehr die Geschichte. — Kürzlich hat sich ein Mädchen niederer Herkunft in einen unserer jüngeren königlichen Prinzen verliebt, ist ihm vor der katholischen Kirche zu Füßen gefallen und — natürlich — als Wahnsinnige unter ärztliche Aufsicht genommen worden — die Unglückliche! — Der 76 Jahre alte General von Zezschwitz, ein wackerer Degen, welchen Napoleon nach der Jenaer Schlacht, als ihm der Greis als Gefangener vorgestellt ward, Général Grand-Papa genannt haben soll, ist gestorben. Zezschwitz diente schon im siebenjährigen Kriege und zeichnete sich besonders in den Rheinkriegen 1793 — 1796 durch Tapferkeit und Umsicht aus. Ueberdem war er ein Biedermann und Patriot von altem Schrot und Korn. — Einer unserer verdientesten Gelehrten und Geschäftsmänner, der Geheime Finanz-Rath Blöde, ist so gefährlich krank, daß man fast an seinem Aufkommen zweifelt. Der Himmel gebe das Gegentheil! Mit großen kameralistischen, mineralogischen und chemischen Kenntnissen verbindet er auch genaue Kunde der neueren Sprachen, sogar des Schwedischen, aus welchem er für Arnolds Verlag das große Werk von Berzelius übersetzt und mit Anmerkungen begleitet hat. Ein Glück für Hrn. Arnold, daß es beendigt ist, sonst möchte sich hier schwerlich Jemand zur Fortsetzung der Arbeit finden. Auch ist Blöde thätiger Arbeiter an der Ersch-Gruberschen großen Encyclopädie. — Eine eigene Lebendigkeit hat jetzt die Dresdener Gegend nach Abend hin, wo die meisten Kirschen wachsen, der sogenannten Kirschgänger wegen, die sich in Händler und Näscher theilen. Jene fahren nämlich mit Schiebkarren 2 — 3 Stunden weit, laden an Kirschen, was nur möglich ist und fahren diese dann in die kirschlosen Gegenden der Ober-Lausitz und des Erzgebirges, wohl 8 — 10 Meilen weit; ein kärglicher Erwerb, den sie noch dazu mit einem treuen Hunde theilen müssen, der vor den Schiebkarren gespannt ist und als Zugpferd und Wächter zugleich dient. Wie die Schneegänse, immer Einer hinter dem Andern, sieht man diese Handler auf allen Feldwegen zu Dutzenden ziehen. In ganzen Schaaren aber stürzen, besonders Sonntags, die Näscher zu den Thoren hinaus in das Kirschen-Canaan von Priesnitz, Nausslitz, Korbitz, Plauen u. s. w. auf dem linken Elbufer; denn sonderbar genug wächst auf dem rechten keine süße Kirsche. In den stärksten Kirsch-Pflegen findet man fast aller hundert Schritte eine Stroh-Hütte, welche von dem, der dem Bauer die Kirschen abgemiethet hat, meist mit Weib und Kindern bewohnt wird, und worin Alles unter einander, in jedem Sturm und Wetter, auf ebener Erde schläft. Vor der Hütte steht ein kleiner, von Lehm gekneteter Heerd, das Küchen-Geräth steht, liegt und hängt unter freiem Himmel und unter den Bäumen; wo die Aussicht am schönsten ist, sind Tische und Bänke für die städtischen Kirschen-Näscher befestigt, welche meist so zahlreich sich einstellen, daß oft in einer Stunde verzehrt wird, was der Miether mit seinen Gehülfen, deren er wohl vier bis sechs hält, den ganzen Tag gepflückt hat. So wie die Kirschen abnehmen, verschwinden jene Strohhütten-Kolonieen von den Feldern. Die wenigsten Bauern behalten ihre Kirschen, die Meisten vermiethen sie in der Blüthe schon an solche Kolonisten, die oft viele Meilen weit aus dem sogenannten Niederlande, d. h. den Gegenden unter Meißen, herkommen. — Dresdens Handel erhebt sich und wird noch lebendiger werden, da nun, als Haupt-Resultat der hier versammelt gewesenen Elbschiffahrts-Commission, die Elbe frei wird und aller Stapel- und anderer Zwang aufhört.

— Z —.

Als Ludwig XIII. mit unter der Commission saß, welche den Herzog la Valette verurtheilte, sprach der Präsident de Bellièvre in Gegenwart des Monarchen: „Meine Herren, es ist ein Fall ohne Gleichen seit Menschengedenken: daß ein König von Frankreich als Richter, nach seinem Gutachten, einen Edelmann zum Tode verurtheilt!“ — Es war wohl nicht das erste Mal, daß dies geschah, aber wenigstens das letzte Mal. (Courier fr.)

Redacteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurersche Buchhandlung.




# Der Gesellschafter

oder

# Blätter für Geist und Herz.

1820. Freitag den 28. Juli. 121stes Blatt.


## Die Karavane und das Kameel.

(Von dem Verfasser von „Wahl und Führung.")

Wer, der von den Reichthümern und den Herrlichkeiten der Länder des Morgens und Mittages vernommen, hätte nicht auch schon voll Sehnsucht seinen Geist nach jenen Regionen hin gewendet, wo in dem hellsten Scheine eines oft Monate lang unumwölkten Himmels die Thier- und Pflanzenwelt in ihren schönsten und erhabensten Formen hervor tritt, wo auch die Menschen in größeren Staaten und volkreicheren Städten, als bei uns, sich sammeln, und mit einem Glanze umgeben sind, der uns mangelt. Und wenn wir hören, wie da Gesellschaften von Reisenden weite Strecken durchziehen und die Güter der Länder nach kaum glaublichen Fernen hin tragen und von da andere Schätze mit zurück bringen: wer fühlte nicht schon bei diesen Erzählungen das Verlangen, einem solchen Zuge sich anschließen zu können, und indem er sich alle die Genüsse einer solchen Reise ausmalt: wie er mit den Gefährten an einem labenden Quell in dem Schatten von Palmbäumen sich lagert, die Pracht orientalischer Königshöfe ansieht oder die Bazars der großen Städte durchstreift, welche dem Beobachter nicht bloß ein Gemisch der verschiedenartigsten Nationen, sondern auch alles Köstliche und Sinnverlockende darbietet, was nur der Orient besitzt — wie könnte er dabei nur der Mühen und Fährlichkeiten gedenken, denen solche Karavanen auch wieder ausgesetzt sind. Denn diese Einrichtung zahlreicher und bewaffneter Reise-Gesellschaften beruht zum Theil wenigstens mit auf der Nothwendigkeit, sich durch vereinte Kraft gegen die Gefahren zu schirmen, denen der einzelne Reisende in jenen Gegenden nothwendig unterliegen müßte. Eigentlich gebahnte, bequeme Straßen giebt es dort nur in den großen Reichen; Gasthäuser, in welchen der Wanderer jede Bequemlichkeit findet, auch in den großen Städten nicht. Mitten inne zwischen kultivirten Nationen schwärmen nicht selten wilde, räuberische Horden, und man kann kaum von einem Hauptmarkte zu dem andern gelangen, ohne mehr oder minder ausgedehnte ganz öde Strecken zu durchwandern. Hier ist denn Alles darauf berechnet: daß der Reisende, besonders der Kaufmann — der auch hier fast ausschließlich nur der Reisende ist — sich zahlreichen Gesellschaften vereine, und nothwendig: daß eine solche Gesellschaft auf ihren weiten Zügen die strengste Ordnung beobachte und ihre Stärke und Einigkeit dadurch wahre: daß alle einzelnen Glieder freiwillig einem von ihnen erwählten Oberhaupte sich unterwerfen, der, als Führer des wandernden Heeres, Alles leitet und ordnet. Er heißt — nach Elphinstone — der Caflabaschi (Haupt der Karavane), wählt eine Zahl von Männern zu seinem Beistande, sorgt für den Frieden, schlichtet Streitigkeiten, bestimmt und stellt Wachen und Posten aus, wählt die Stellen für das Lager, macht die Zölle mit den Stämmen ab, durch deren Länder er ziehen muß, sammelt die an dieselben zu entrichtenden Summen und händigt sie ihnen ein.

Besonders bekannt und berühmt sind unter uns Europäern die Reisen durch die arabischen Wüsten von

Syrien nach den Ufern des Euphrat und Tigris. Olivier berichtet uns das Folgende von einer solchen Karavane, mit welcher er jene unwirthbaren Gegenden durchwanderte:

„Eine Karavane, welche bestimmt ist, durch die arabische Wüste zu ziehen, besteht aus einer gewissen Zahl von Oberhäuptern oder Eigenthümern der Kameele, die sich verpflichten, gegen den ausgemachten Preis die ihnen anvertrauten Waaren auf ihre Gefahr von einer Stadt zur andern zu bringen. Dieser Preis, welchen die Kaufleute für den Transport ihrer Waaren und die Reisenden für ihre Personen und Habseligkeiten von jedem Kameel bezahlen müssen, ist nach der Jahreszeit verschieden und richtet sich theils nach den Geschenken, die man, so viel sich vermuthen läßt, den Arabern für den ungehinderten Durchzug wird entrichten müssen, theils nach der Zahl der Musketire, die man mitnehmen muß, um Jenen Achtung ein zu flößen. (Die Karavane, welcher der französische Reisende sich anschloß, bestand aus 2000 Kameelen, 150 Arabern, 50 Musketiren und etwa 20 Kaufleuten und Reisenden.) — Ist die Karavane beinahe ganz gebildet, so versammeln sich die Häuptlinge und erwählen unter sich einen Ober-Befehlshaber oder Scheik. Die Oberhäupter sind zu Pferde, reiten vor dem Zuge her, oft eine Stunde Weges voraus, um die Gegend zu durchspähen und steigen deswegen auf alle Anhöhen, um zu sehen: ob keine Araber in der Nähe sind. Sobald sie deren erblicken, so reiten sie auf dieselben zu, wenn sie nicht zu zahlreich sind; ahnen sie aber Gefahr, so ziehen sie sich zur Karavane zurück. — Die Musketire gehen gewöhnlich zu Fuße und weichen nicht von der Karavane, so lange diese auf dem Marsche ist. — Wird es Zeit, zu lagern, so steckt der Scheik eine Fahne in die Erde; Jeder steigt dann ab und macht Anstalten, sein Zelt auf zu schlagen. Dies geschieht immer in derselben Ordnung und im Kreise um die aufgesteckte Fahne her. Die Waaren-Ballen, deren jeder 300 Pfund und etwas darüber wiegt, werden auf einander gesetzt, so daß sie einen Wall von vier bis fünf Fuß Höhe um das Lager bilden, innerhalb dessen bei den Ballen die Zelte aufgeschlagen sind. So wie dies geschehen, schickt man die Kameele mit einer bestimmten Anzahl von Knechten und unter Bedeckung einiger Musketire auf die Weide. Nachts werden sie in das Innere des Lagers gebracht. — Alle Zelte werden bei Sonnen-Untergang herab gelassen; Niemand hat die Nacht hindurch Licht. Mit Tages-Anbruch haben die Oberhäupter sich schon erhoben; die Knechte besorgen und beladen die Kameele und bei Sonnen-Aufgang wird der Befehl zum Ausbruch gegeben. Jeder zieht den Weg hin, ohne dem Andern zu nahe zu seyn, aber auch ohne sich zu weit von der Reise-Gesellschaft zu entfernen. Die Reiter allein können voraus ziehen, wie es ihnen gefällt. Gewöhnlich bleiben sie zusammen und wenn sie zwei oder drei Stunden geritten sind, so steigen sie ab, entweder um in Ruhe ihr Frühstück zu sich zu nehmen oder bloß um des Vergnügens willen, ein Pfeife zu rauchen oder eine Schaale Kaffee zu trinken, der hier sogleich im freien Felde gekocht werden kann. — Ist die Karavane bis auf einige Schritte nahe gekommen, so sitzen die Reiter wieder auf und ziehen voran, bis sie den Ort erreichen, wo das Lager aufgeschlagen werden soll. Dazu wählt man, wenn es anders geschehen kann, eine Stelle, wo zuvor schon eine Reise-Gesellschaft gelagert war, weil man daselbst noch den trockenen Mist der Kameele vorfindet, dessen man sich zu einem Feuer bedient, woran man kocht und besonders Brod backt; dieses ist zwar schlecht, aber die Araber begnügen sich damit; die Reisenden nehmen gewöhnlich Zwieback mit sich."

Auf solche oder auf ähnliche Weise geordnete Züge von Reisenden sind es, wodurch die fernsten Städte und großen Marktplätze des Ostes und Südes in Verbindung und gegenseitigem Verkehr mit einander stehen, und durch welche die Erzeugnisse europäischen Kunstfleißes, besonders englische Waaren, von den Grenzstädten, welche mit dem Ausland in Verbindung stehen, bis tief in das Herz von Afrika und das Innere asiatischer Reiche gebracht werden. Ganz Afrika und Asien werden von ihnen durchzogen. Ein Hauptpunkt z. B., wo die Karavanen aus den weitesten Fernen und jeder Richtung eintreffen, ist Groß-Cairo, einer der ersten Märkte der Welt, von wo aus nicht bloß große Karavanen nach Mekka und überhaupt nach Asien gehen, sondern wohin sie auch von Sennar und Abyssinien und nach südlichen Gegenden den Nil herab, nach Südwesten hin von den Ufern des Niger über Dar-Fur her, und aus Nordwesten von Fez und Marocco kommen, und nach dem Absatz ihrer Waaren dahin zurück kehren; so wie von diesen letzteren Staaten wieder andere Karavanen über Murzuk, der Hauptstadt von Fessan, und auf andern Wegen nach dem immer noch mehr berühmten als zuverlässig gekannten Tombuctu und nach den Ufern des Niger gehen. Alle diese, besonders die großen Karavanen, haben ihre bestimmte Zeit, zu der sie ihre Wanderung in jedem Jahr oder nach dem Verlauf von einigen Jahren, antreten. Wer mit reisen will, rüstet sich voraus und trifft dann auf dem großen Sammelplatz ein. Besonders regelmäßig gehen die Karavanen der Mahomedaner zu ihrer Propheten-Stadt Mekka. Lempriere schildert uns den Zug der großen afrikanischen Karavanen nach dem heiligen Wallfahrts-Orte.

„Sieben Monat nach dem Feste Aid de Cabier oder der Feier von Mahomeds Geburt" — so erzählt der

englische Reisende — „versammeln sich die Pilgrime aus allen Gegenden zu Fez, um sich an die Mekka-Karavane an zu schließen. In dieser befinden sich drei Arten von Leuten: Bergbewohner oder Brebes, mohrische Kaufleute und Personen, die in öffentlichen Bedienungen stehen oder an dem Hofe des Kaisers angestellt sind. So vereinigt Religion und Eigennutz das bunteste Gemisch von Menschen zu einer eben so ermüdenden und gefährlichen, als kostbaren Reise.

(Die Fortsetzung folgt.)

## Juden-Kolonie.

Als Lord Godolphin englischer Minister war, boten ihm die Juden 500,000 Pfund Sterling, ja sie hätten eine Million gegeben, wenn ihnen die Regierung gestatten wollte, die Stadt Brentford zu kaufen, mit der Erlaubniß: sich daselbst völlig nieder zu lassen und gänzliche Handelsfreiheit zu genießen. Die Geschäftsführer der Juden sagten: die Sache sey bereits mit den Vornehmsten ihrer Glaubensgenossen im Auslande besprochen, und es würden sich die reichsten jüdischen Kaufleute nach England wenden, wodurch das umlaufende Geld über zwanzig Millionen zunehmen würde. Der Minister sah voraus: daß zwei der mächtigsten Körperschaften im Volke, die Geistlichkeit und die Kaufmannschaft, gegen den Entwurf seyn würden, und der Antrag ward endlich abgewiesen. 8.

## Inschriften.

In Waltersdorf (bei Königs-Wusterhausen in der Mark Brandenburg) findet man folgende Grabschrift: „Kommet her, ihr Sterblichen, hier ruhen ermüdete Priestergebeine des wohlehrwürdigen und großachtbaren wohlgelehrten Herrn Fried. Albert. Gerikenii; sie erinnern euch: euer Cap de bonne Esperance sey das Grab. Als er 1660 den 6ten Januar zu Schlalach geboren war, mühete er sich zwar, in das himmlische Gold-Indien mit vollen Segeln ein zu schiffen, aber die grausamen Winde waren ihm beständig contrair. Anno 1714 den 20sten August war er endlich glücklich und sein Leib ward in dem sicheren Hafen des Grabes verschlossen; darum gehet hin, ihr Sterblichen und vernehmet es: euer Cap de bonne Esperance sey das Grab."

In einem schlesischen Städtchen fand ich auf dem Kirchhofe folgende Grabschrift:

„Aus Erd' erzielt, verwandelt mich
Der Schöpfer wiederum in Erde;
Wird diese wieder Mensch, wünsch' ich:
Daß besser dann als ich er werde."

Bei einer gefährlichen Strömung der Oder hat ein Breslauer Bürger eine Tafel setzen lassen mit der Inschrift: „Hier ersäuft man gewiß." A. Münde.

## Der Camaldolenser.

Nach einem Gemälde von Wilhelm Schadow.



Dieser Laienbruder lebt in seinem Kloster zu Monte Corona bei Perugia im Kirchenstaate; wie die Klöster dieses Ordens liegt auch dieses in einer einsamen Gegend. Der obenstehende Umriß ist eine schwache Andeutung des höchst gelungenen kleinen Bildes. Eine reine blühende Haut, blonde Barthaare, mit einer weißen Kappe, sind die Zierden, die nur das Colorit geben kann. — Eine unaussprechliche Ruhe verbreitet sich so anmuthig über das Ganze, daß der unbefangene Beschauer eine besänftigende Gemüthsstimmung mit empfindet. Obwohl zum Orden der Benediktiner gehörig (welche gelehrte Leute sind) und nach der Regel des heiligen Bernard lebend, ist dieser unser Bruder in stiller Einfalt verblieben. Nachdem er die drei Gelübde: der Keuschheit, der Armuth und des Gehorsams abgelegt hat, hält er sie auch. Der Uebermüthige, der das erste dieser Gelübde verletzt, so oft ihm möglich; statt des zweiten all sein Trachten, gleich dem Geier, nur auf Anwendung seiner Habgier richtet und über das dritte vornehm lächelt — der endet bei Beobachtung dieses Bildes damit: daß er die Seelenruhe des armen Laienbruders beneidet. G. S.

## Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

Breslau. (Pleasd to commend yet not afraid to blame. Pope.) Im eben nicht sehr wonnigen Wonnemond, von dessen Anfang ich diesen meinen ungebührlich verspäteten Bericht an zu fangen habe, ist zwar kein neues Stück auf unserer Bühne gegeben, die Theilnahme des theaterliebenden Publikums jedoch durch das Gastspiel der Frau Devrient recht lebhaft in Anspruch genommen worden. Sie begann am 4ten mit der „Jeanne d'Arc en ciel", wie der unvergleichliche Jean Paul irgendwo Schillers schillernde „Jungfrau" treffend nennt, und spielte dann noch bis zum 28sten die „Margarethe" in den „Hagestolzen", die „Luise" in „Kabale und Liebe", die „Egle" in „Laune des Verliebten", die „Hedwig", die „Antonie" in „Maske für Maske", die „Rosine" im „Jurist und Bauer", die „Minna von Barnhelm", die „Elise von Valberg", das „Klärchen" im „Egmont", die „Maria Stuart" und die „Fanchon". Die Himmelische, von so Vielen auch für eine himmlische gehaltene Oper, wurde dreimal bei sehr vollem Hause gegeben, wobei zu bemerken ist: daß sie seit einigen Jahren geruht hat, daß unser Opern-Repertorium sehr dürftig ist und daß die Herren Moserius, Schmelka und Wiesen in den Parthieen des „Abbé", „Martin" und „André" neu und sehr gut waren und mit Recht neben der Gastspielerin sehr gefielen. Diese hat in allen oberwähnten, hier gespielten Rollen vielen, in einigen ausgezeichneten Beifall erhalten, und war das Haus nicht jedes Mal, wenn sie auftrat, gefüllt, ein Paar Mal sogar ziemlich leer, so lag das am seltenen schönen Wetter oder den sehr abgespielten und mitunter abschreckend besetzten Stücken. Das schöne, auf der hiesigen Bühne zuerst zur Entfaltung gelangte Talent der Frau D. hat — sehr begreiflich — in Berlin an künstlerischer Ausbildung unstreitig viel gewonnen. Am naturgemäßesten und somit auch am ansprechendsten schien es mir — jetzt wie sonst — in den Gattungen des Sentimentalen, Elegischen und Rührend-Naiven zur Erscheinung zu kommen. Was Frau D. jetzt hier im Munteren, Schalkhaften und Fein-Conversationellen leistete — Fächer, in denen sie bei ihrem früheren Hierseyn fast nichts von Bedeutung spielte — hab' ich meist sehr anmuthig, geschickt und verständig, aber doch mehr angeeignet als eigenthümlich gefunden. Ihr sehr wohltönender, biegsamer und gemüthlich-ansprechender Sprachton war hier von besonders günstiger Wirkung, da unsere Bühne seit vielen Jahren keine Schauspielerin hatte, welche in dieser Eigenschaft ihr gleich zu stellen wäre. Selbst im Ausdruck des Heroischen, Kräftigen wirkte in unserem kleinen Hause ihre Stimme recht bedeutend und nur das hier und da sehr hörbare Aufathmen störte. Der sehr allgemein geäußerte Wunsch: Frau D. möchte für unsere Bühne zu gewinnen seyn, wurde von Seiten ihrer und der Direktion zu einer Hoffnung erhöht, von deren Erfüllung jedoch nichts weiter hat verlauten wollen. Ihre Anstellung wäre in der That ein sehr willkommener Gewinn für unsere Bühne. Sie würde uns Frau Ehlers, für welche der Ersatz noch fehlt und Noth thut, mit großem Uebergewicht ersetzen; auch neben den beiden höchst schätzenswerthen, aber zu manchen von ihnen gespielten Rollen wohl nicht recht geeigneten Künstlerinnen Unzelmann und Anschütz und neben Fräulein Rogée, die wir zu Michaelis als Mitglied unserer Bühne mit Freuden zu sehen erwarten, einen freieren und weiteren Spielraum finden, als den ihr in Berlin gegönnten. — Neben dem Gastspiel der Frau D. haben noch einige Gast-, Debüt- und Probe-Rollen im Mai hieselbst statt gefunden, aber nur wenig bedeutet und angezogen. Hr. Wagner, Stiefsohn des wohlbekannten Dresdener Hofschauspielers Geyer, ein noch sehr junger Mann, der erst kürzlich in Leipzig und Dresden seine ersten theatralischen Versuche gemacht hat, trat hier am 9ten Mai als „Belmonte", am 15ten als „Tamino" und sodann in den obenerwähnten Vorstellungen der tugendbelobten Leverantine als „Eduard" auf und erhielt Engagement. Seine Gesangsweise zeugt von recht guter Schule; ob aber seine zwar ganz anmuthige, aber sehr schwache Stimme, welche durch recht geschickte Anwendung des Falsetts den Mangel an Brusthöhe zu ersetzen sucht, sich durch Fleiß und Uebung noch hinlänglich kräftigen wird, um ihm gerechten Anspruch auf die Stelle eines primo Tenoro bei einer bedeutenden Bühne zu geben, wird erst die Zukunft lehren. Die leidige Tenoristen-Noth! Sollte sie wirklich, wie ich kürzlich irgendwo behauptet las, davon herkommen: daß dermalen die liebe Jugend zu viel Bier trinkt? Wäre das richtig, so müßte es ja bei den Barditen unserer Ur-Ur-Ur-Ur-Großväter noch viel schlechter bestellt gewesen seyn, als bei den Opern ihrer Ur-Ur-Ur-Ur-Enkel. Als Schauspieler ist übrigens Hr. Wagner noch ganz im ersten Anfänger-Studium, und, wie es scheint, zu wenig bemüht, aus diesem Stadium heraus zu kommen. — Noch ein junger Mann (auch ein quasi-Tenorist, aber ohne gute Schule), ein Hr. Kriete, ist mit einem Fräulein Ambrosius im Mai hieher gekommen, aufgetreten und engagirt worden. Beide mögen bei einer kleinen Bühne primirt und sollen eine Menge bedeutender Rollen gespielt haben. Fräulein A. debütirte als „Königin der Nacht", „Prinzessin von Navarra" und „Henriette" im „Schiffscapitain"; doch ist nach dem, was sie in diesen Rollen geleistet hat und was darüber mit Recht sehr allgemein geurtheilt worden, nicht zu glauben: daß ihr von der Direktion Parthieen von dieser Bedeutung zugedacht sind; überhaupt eben nicht wohl ein zu sehen: warum und wozu sie eigentlich engagirt worden ist. Hr. K. debütirte als „Johann von Paris", „Junker Hans von Birken" und „Schiffscapitain Brander". Mehr als seine Begleiterin könnte Hr. K. unserer Bühne nützen, bei welcher das Fach der jugendlichen Liebhaber, im Schauspiel wie in der Oper, eben nicht das am besten besetzte ist. Freilich müßte er alsdann — wenigstens für jetzt — nicht so hoch gestellt werden, als er sich nach seinen Debüt-Rollen selbst zu stellen scheint. Er besitzt eine angenehme Persönlichkeit, ein wohlklingendes Sprach-Organ, unverkennbare Anlagen und sehr viel — nur zu viel Routine, so daß er offenbar zurück lernen muß, um vorwärts zu kommen. (Die Fortsetzung folgt.)

Der berühmte Massillon sagte einst zu Ludwig XIV.: „Die Fürsten und Gebieter sind nur Männer des Volks, und wenn die Umgebungen und Minister der Könige, fern davon, die Beschützer der Schwachen zu seyn, vielmehr ihre Unterdrücker und barbarische Vormünder sind, die ihre Pupillen bestehlen, so wird der Klageruf des Armen, des Unterdrückten bis zum Himmel dringen! Du, großer Gott, wirst solch ein verruchtes Geschlecht vertilgen, du wirst deinen Blitz auf solche Giganten schleudern, ihr Gebäude des Stolzes, der Ungerechtigkeit, das sich auf den Trümmern so vieler Unglücklichen erhebt, zerbrechen und ihren Glanz unter Trümmern begraben!" — Solche Keckheit wollten natürlich Mehrere bei Ludwig XIV. verklagen; aber der König erwiederte: „Er hat seine Pflicht gethan, thun wir die unsrige!" Der Tadel schwieg. (Constitut.)

Man arbeitet jetzt an Ausbesserung der Brücke Pont-neuf. Der südliche Theil dieser Brücke ward am 31. Mai 1578 unter der Regierung Heinrichs III. begonnen, welcher König im Juni darauf den ersten Grundstein dazu legte, und zwar an demselben Tage, als er den Leichenzug seiner ersten Lieblinge Quelus und Maugiron hatte vorbei ziehen sehen. Spaßvögel meinten damals: er werde der Brücke darum den Namen Thränen-Brücke geben. Bürgerkriege und andere Unruhen verzögerten den Weiterbau der Brücke bis zur Regierung Heinrichs IV., welcher sie im Jahr 1604 vollenden ließ. (Journ. d. Par.)

Der Verfasser der Regierung-Geschichte des englischen Königs Georg des Dritten erwähnt darin auch, als unumgänglich damit in Verbindung stehend, der französischen Revolution, und äußert den Wunsch: es möge ein eben solcher Tacitus auftreten zur Würdigung der Volks-Tyrannei, als es einen für die Würdigung der Herrscher-Tyrannei gegeben. (Journ. d. Par.)

Redacteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurersche Buchhandlung.




# Der Gesellschafter
oder
# Blätter für Geist und Herz.

1820. Sonnabend den 29. Juli. 122stes Blatt.


## Bei der Ueberreichung eines Ringes.

Ein Ring bedeutet hohe Dinge,
Der kleine Zierrath, hold und leicht,
Wird eine enge, feste Schlinge,
Wenn ihn die Gunst der Liebe reicht.

Erst gleicht er jedem andren Schmucke,
An inn'rer Kraft und Wirkung leer;
Allein bei seinem leisen Drucke
Erinnert er an etwas mehr.

Und wenn ich's näher überdenke,
Und sonst im Denken glücklich bin:
So nimmst du, Kind, in dem Geschenke
Den Anfang einer Kette hin.

K. Köchy.

## Die Karavane und das Kameel.

(Fortsetzung.)

„Die Wallfahrt geschieht nun aber entweder zur See oder zu Lande. Doch darf sich Keiner einschiffen, ohne zuvor dargethan zu haben, daß es ihm nicht an den nöthigen Mitteln zur Reise fehlt. Die, welche zu Lande reisen, müssen sich zwar auch examiniren lassen, doch geschieht dies bei ihnen so strenge nicht, weil der Scheik der Karavane das Recht hat, Jeden zu bestrafen, der sich irgend eine Unordnung zu Schulden kommen läßt. — Die große Karavane, an welche noch viele andere sich anschließen — z. B. eine nach Algier, eine nach Tunis u. s. w. — reiset in der Hälfte des Monats Jumeth Tenit von Teza, einer Stadt in der Provinz Tedla, etwas östlich von Fez, ab. Nachdem sie den wahren und einigen Gott und seinen Propheten Mahomed um seinen Segen zu dem heiligen Unternehmen angerufen haben, versammeln sich alle bei dem Zelte des Haupt-Anführers, welcher arabisch Schech Rebek heißt, und eröffnen ihre Andacht unter dem Schalle von Klarinetten, Trommeln und andern Instrumenten. Die unbeladenen Kameele und Maulesel ziehen zuerst ab und werden von den Köchen, Wasserträgern u. dgl. geführt. Zunächst folgen die, welche die Reise aus Frömmigkeit oder Noth zu Fuße machen und ihnen ist die Sorge für die beladenen Kameele und Maulthiere anvertraut. Die auf Pferden und Mauleseln reiten, beschließen den Zug. Mit Sonnen-Aufgang setzt die Karavane sich in Bewegung; um zwölf Uhr hält sie an, um zu essen, und etwa um vier Uhr Nachmittags lagert sie sich. — Die Pilgrime nehmen zuerst ihren Weg durch das Innere des Landes, bis sie nach einer Reise von drittehalb Monaten zu dem Theile der Seeküste gelangen, wo der Thurm Salines steht, und von wo man etwa eine halbe Tagereise zu Pferd nach Tripolis hat. Hier lagern sich die Wanderer zehen Tage und versehen sich mit Lebensmitteln auf vierzig bis fünfzig Tage, womit sie ungefähr bis Alexandria oder Groß-Cairo reichen, wo sie sich abermals mit dem Nöthigen für den übrigen Theil der Reise versorgen, die zusammen beinahe sieben Monate erfordert. — Die Araber von Fez bis nach Alexandrien oder Cairo sind zwar ein rohes, aber für ihre Religion eifriges Volk. Daher nehmen sie die Pilgrime freundlich auf und versehen sie mit Gerste, Butter, Eiern, Hammel- und Rindfleisch. Von der letzteren Stadt bis Mekka ist die

Reise minder bequem, da die dortigen Araber, statt den heiligen Reisenden Gutes zu thun, diese oft plündern, besonders wenn sie sich weigern, den ungehinderten Durchgang zu bezahlen; und zumal in den letzten Jahren ist die Reise viel gefährlicher geworden. — Ist endlich der Zug in der Stadt des Propheten glücklich angelangt, so geht Jeder seinem Geschäft nach. Einige verrichten ihre Andacht und heiligen Gebete, Andere sorgen für den Austausch ihrer Waaren" — Lempriere schätzt den Werth des baaren Geldes und der Waaren, welche diese große Karavane mitbringt, auf zwei Millionen Thaler — „oder Jene kaufen, nachdem sie mit ihrem Gott sich abgefunden, gegen das mitgebrachte Geld Güter ein. Ist die Zeit des Festes beendet, so begiebt sich die Karavane nach Alexandrien auf demselben Wege, den sie gekommen, zurück, von wo nun Mehrere die Reise zu Wasser, die Meisten zu Lande fortsetzen, und endlich zu Hause ankommen, mit irrdischem Gewinn bereichert und in dem Glauben, ein frommes, verdienstliches Werk vollbracht zu haben."

Doch so mühselig solche Reisen sind, so entbehrt der Reisende auch wieder in den kultivirten Gegenden nicht jeder Bequemlichkeit und die Stelle der Gasthäuser füllen durch den ganzen Orient die Karavanserai's, in denen er wenigstens ein Obdach und ein sicheres Nacht-Quartier findet. Olivier macht in seiner Reise nach Persien folgende Beschreibung von denselben:

„Die Gebäude dieser Art sind, nebst den Haupt-Moscheen und den königlichen Palästen, die schönsten Bauwerke, welche wir in diesem Lande gesehen haben. Man findet sie in allen Städten und auf allen gangbaren Straßen in Entfernungen von 5 bis 8 Stunden von einander und möglichst an Stellen erbaut, wo gutes Wasser in der Nähe vorhanden ist. Fast alle bilden ein Quadrat mit einem großen Hofe in der Mitte, von einem Stockwerk, sogar in Städten selten von zwei Stockwerken. Ein großes, hübsches, wohl verschlossenes Thor führt in das Innere, dessen Bewachung einem Manne anvertraut ist, der für alle Diebstähle von Waaren, Pferden oder andern Lastthieren, die in dieser Herberge vorfallen, verantwortlich ist. Innen sind theils Wohnzimmer für die Reisenden, theils Ställe für die Thiere, in welchen jene nicht selten neben diesen Platz nehmen müssen. Da das Ganze nicht möblirt ist, so muß der Einkehrende seinen Teppich, sein Bett und das nöthigste Küchengeräth mitbringen. Gegen Bezahlung findet er auch Stroh und Gerste für seine Pferde, und gewöhnlich für sich selbst Brod, Milch, Obst, Reis und sogar auch Fleisch. Für Obdach wird allein nur in den großen Städten, und auch hier nur etwas sehr Geringes bezahlt; und in der schönen Jahreszeit kehren die Karavanen gewöhnlich gar nicht in den Karavanserai's ein, sondern lagern sich lieber in dem freien Felde, wenn sie anders nicht einen räuberischen Ueberfall zu befürchten haben."

Wie im Westen die Karavanserai, so gewähren ähnliche Gebäude im Osten des Indus dem Reisenden auch nur Dach und Fach. Sie sind in Hinsicht der Größe und Pracht und Dauer ihrer Bauart sehr verschieden, und heißen hiernach Maram, Trivasel u. s. w., gewöhnlich Schultri (Chauderie, eigentlich Tschotori), welches nach Haafner ein Viereck bedeutet, weil die Gebäude immer viereckig sind. Die meisten sind von Backsteinen aufgeführt und haben Ziegeldächer. Viel ansehnlicher, und zum Theil aus künstlich zusammen gesetzten Felsenstücken aufgeführt sind die, welche sich aus alter Zeit erhalten haben. Man findet sogar solche, die mit allen ihren Gemächern und Säulengängen in einen einzigen Felsen gehauen und überall mit Götter-Figuren und Sinnbildern verziert sind. Jahrhunderte stehen diese Gebäude schon und können noch Jahrhunderte dauern. — Meistens sind die Schultri fromme Stiftungen der Wohlthätigkeit reicher Leute oder Fürsten; und die Hindu's sind überzeugt, daß durch eine solche Stiftung die Sünden des Stifters gänzlich getilgt seyen, und daß jeder dankerfüllte Segenswunsch eines Reisenden, der in diesen Herbergen ein Obdach findet, noch der Seele des frommen Erbauers in jener Welt zu gut komme. — In der Entfernung von einigen Schritten befindet sich gewöhnlich ein kleines Häuschen, in welchem ein Bramine, ein Einsiedler oder Büßender wohnt, der es sich zum Geschäft macht, die Herberge rein zu erhalten und die Reisenden und Pilger zu bedienen und ihre Lastthiere zu tränken; denn jeder Beistand, den man einem Reisenden leistet, wird von dem Indier für ein gottgefälliges, sehr verdienstliches Werk geachtet.

Bei dieser Einrichtung der Karavanserai's aber reiset man im ganzen Orient sehr wohlfeil, weil man zu keinen andern Ausgaben, als die der Transport erfordert, genöthigt ist, und überall unabhängig von einem Wirth oder andern Mitreisenden seine eigene bewegliche Wirthschaft und seinen Haushalt mit sich führt. Dabei treiben denn — nach Olivier — die Armenier, welche am häufigsten in dem Orient reisen, ihre nüchterne Sparsamkeit so weit: daß sie oft Reisen von 3 oder 400 Meilen und darüber machen, ohne etwas anderes als Brod zu genießen, das sie bloß mit einer Art von gepulvertem Saturey würzen. Nur in den Städten, wo sie verweilen, essen sie einmal des Tages Reis oder Fleisch und trinken Wein oder Brandtwein. Auch der Unterhalt der Lastthiere beträgt sehr wenig, da sie auf den Feldern frei weiden und in den Herbergen nur Stroh und Gerste für sehr geringe Preise erhalten. So können Waaren ungeheure Strecken weit, z. B. von Tibet und Hindostan nach Constantinopel, zu Lande

verbreitet werden, ohne daß sie im Preise beträchtlich steigen.

Auch Brown äußert auf seiner Reise nach Dar-Fur seine Verwunderung über die große Genügsamkeit seiner Reisegefährten. „So viel ich bemerken konnte" — sagt er — „hatte kein Einziger gedörrtes Fleisch bei sich, ohne welches die Fezzaner (deren Karavanen überhaupt besser eingerichtet sind) sich nie auf den Weg machen. Nur Wenige waren mit Kaffee und Taback versehen; die Anderen ließen es dabei bewenden, daß sie einen ledernen Sack voll Mehl, einen andern mit hart gebackenem Brod, ein ledernes Gefäß mit Honig oder Syrup, und eines, das mit Butter angefüllt war, mitnahmen." — Das Wasser wird in künstlich zubereiteten Schläuchen von Ziegenhäuten fort gebracht; tauglicher zur Erhaltung desselben sind die größeren von Ochsenhäuten, deren jene Karavane auf ihrem Zuge von Sudan nach Egypten sich bediente, und von denen zwei die volle Ladung eines Kameeles ausmachen. Auf dieses Thier selbst aber müssen wir, wenigstens so fern es das Lastthier der Karavanen ist, einige Blicke werfen.

Das Kameel heißt bei dem Araber mit Recht das Fahrzeug der Wüste oder das Landschiff, da es eigentlich von der Natur durch seinen hohen Bau und seine übrigen Eigenschaften für jene Einöden gebildet scheint, die, undurchdringlicher als Meere und Ströme, mehr als diese bevölkerte Reiche von einander trennen. Es ist schnellfüßig, stark, muthig, geduldig und in Mühsalen ausdauernd, wie kein anderes Geschöpf. Die Wüste, welche den andern die Nahrung versagt, gewähret diesem Thiere wenigstens einen oft nicht spärlichen Unterhalt in einer Menge von fetten, saftigen Salz- und Soda-Pflanzen, welche sie hervor bringt, oder auch in dornigen, stacheligten und trockenen Gewächsen, die es begierig verzehrt, ohne daß seine mit einer harten Haut gut gewahrte Zunge und sein Gaumen davon verletzt würden. Auch wird es durch den weichen sandigen Boden in seinem Gange nicht gehemmt, vielmehr würde sein hierfür gebildeter breiter und fleischiger Fuß auf dem harten und schneidenden Boden eines steinigten und felsigen Landes beschädigt werden und auf zähem und feuchtem Grunde zu tief einsinken. Sein doppelter Magen und Wasserbehälter (welcher letztere jedoch von Einigen geläugnet wird) setzen es in den Stand, der Nahrung und besonders des Trankes mehrere (Poiret sagt, fünf oder sechs) Tage ganz zu entbehren. James Riley, der lange in der Gefangenschaft der afrikanischen Horden lebte und ihnen ihre Kameele hütete, erzählt gar: „Da ich selbst Kameele habe tränken müssen, so kann ich mit Zuverlässigkeit behaupten: daß die größten, wenn sie lange ohne Wasser gewesen sind, wenigstens zwei Tonnen auf einmal trinken und daß dann die sämmtlichen, dem Stamme meiner Herrschaft zugehörenden Kameele in zwanzig Tagen keinen Tropfen mehr erhielten. Dieser Kameele waren wenigstens 2000; wir befanden uns damals in einem der heißesten und dürresten Theile der großen westlichen Wüste, wo kaum ein grünes Blatt oder ein Strauch zu finden war; und ich bin überzeugt: daß diese Thiere, ohne vor Durst zu sterben, dreißig bis vierzig Tage ungetränkt bleiben können."

(Der Schluß folgt.)

## Der Begräbnißplatz in Neapel.

(Aus Diary of an Invalid. London 1820.)

Der Campo Santo liegt ungefähr drei Viertelstunden hinter der Stadt auf einer Anhöhe. Es sind hier 365 Höhlen, wovon täglich eine zur Aufnahme der Leichen geöffnet wird, die meist alle hierher gebracht werden, sobald man die kirchlichen Gebräuche vollzogen hat. Es wurden fünfzehn hinein geworfen, während wir da waren: Männer, Weiber und Kinder, und keine von allen Leichen war auch nur mit einem Lumpen bedeckt. Ich blickte hinab in dieses schreckliche Leichengewölbe. Es war ein zurückstoßender Anblick: eine Masse von blutigen Gliedern und Eingeweiden — denn viele Leichen waren vorher in den Spitälern geöffnet worden. — Wir ließen uns vom Todtengräber, der hier seit eilf Jahren seinen Dienst that, die Gruft für den folgenden Tag öffnen, welche man auf ein Jahr versiegelt hatte. Das Fleisch war gänzlich geschwunden, da in einer solchen Gährungsmasse die Fäulniß schnell vor sich gehen muß; auch thut man lebendigen Kalk in die Gruben, um die Verwesung zu beschleunigen. Wir sahen nichts als einen Haufen von Gebeinen und Schädeln. Wie muß es um das Gefühl der Menschen aussehen, die mit den Ueberresten eines Freundes, einer Schwester, einer Mutter, einer Gattin so umgehen lassen! — Es waren einige Weiber auf dem Begräbnißplatz, welche für die Seelen ihrer abgeschiedenen Freunde ein Ave Maria beteten. Unsere Ankunft störte sie in ihrer Andacht. Unheilige Berechnungen beschäftigten sie, denn sie zählten uns und unsere Wagen, um sich bei der Wahl glücklicher Zahlen im — Lotto danach zu richten. K. W. Lindau.

## Als man neulich in England Gesundheiten ausbrachte bei — Wasser.

Der Deutsche liebt die Sitten fremder Zonen,
Hier kann jedoch Nachäfferei nicht lohnen;
Denn Wunsch bei Wein wird ganz dasselbe seyn:
Da alle guten Wünsche jetzt auf Erden —
Bei Mayn-, Stein-, Rhein- und Ungar-Wein —
Eh wir es uns versehn, zu Wasser werden. —•—.

## Der Grammatiker.

„Jean, einen Fidibus!" schrie Stuy. — „Wie dumm!"
Rief sein Papa; „sprich richtig, sonst sey stumm;
Der Casus will; „„Jean, einen Fidibum!""" —•—.

## Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

Breslau. (Fortsetzung.) Im Brachmond, den wir Breslauer in diesem Jahr billig Regenmond schelten mögen, hat es unserer Bühne keinesweges an demjenigen Fleiß gefehlt, dem es mehr um das Wieviel als um das Was und Wie zu thun ist; denn er hat fünf Neuigkeiten in Scene gebracht. Zuerst am 2ten Juni „Fausts Mantel", eine wienerisch-leopoldstädtische Zauberposse von Hrn. Bäuerle, Musik von Wenzel Müller. Ich gehöre nicht zu denen, die bei unserer modigen Spuk-Literatur mit Goethe's „Faust" unwillig ausrufen: „Mir widersteht das tolle Zauberwesen!" Recht gern mag ich mir dann und wann einphantasiren: das Spuken und Zaubern sey in unserem heutigen Philisterleben wirklich so im Gange und Schwange, wie es der geniale Hoffmann zu schildern liebt; der Teufel sey realiter und in der That los und ledig; nicht bloß idealiter und symbolice; ein heutiger Archivar — z. B. mein sehr lieber und werther Freund Büsching — sey wirklich eigentlich ein Salamander; die alten Töpfe, nach denen er ganz Ober- und Nieder-Schlesien umgraben läßt, seyen lauter Zaubergefäße und nur durch dämonische Mittel gewinne er mir so viel Geld im Whist und Boston ab; — oder der Rezensent, der im „Freimüthigen" mit mir noch viel unbarmherziger umspringt, als ich im „Gesellschafter" mit andern Leuten, sey unfehlbar der leidige Gottseybeiuns selber; denn nur dieser könne so treffliche Geistes-Produkte wie die Karl Schallschen so ungerecht anfeinden und anschwärzen und die mystische Chiffer W—r, zu der kein hiesiger Winkler, Walter, Werner, Wagner, Winter, Winzer passen will, bedeute Wunderbarer. So mein' ich nun, um von dieser jokosen Digression wieder auf mein jokoses Thema zu kommen, die „Geister, die verneinen" und am besten die „Schälke" unter ihnen, könnten auch auf der Bühne, wie in den jetzt beliebtesten Erzählungen, ein schauerlich-ergötzliches Wesen treiben; mir wenigstens wäre auf diesen brettermen Welten ein Präsident oder Hofrath, dem der Teufel auch im bloß cachirten Pferdefuß säße, poetisch-amüsanter, als Einer, dem er bloß im cachirten Herzen sitzt. Freilich müßten solche moderne Zauber-Dramen, wo die Zauberer und Bezauberten sich im englischen Frack oder der slavisch-neu-altdeutschen Kurtka eben so gut ausnähmen als im mittelaltrigen Wamms, um recht zu ergötzen und vollkommen in ihrer Art zu seyn, sinn- und geistreicher ersonnen und poetischer ausgesponnen werden, als das in Rede stehende Bäuerlianum, dem es leider an argen Plattheiten nicht fehlt, das aber auch gar manche Einzelheiten enthält, in denen sich das in seiner engen Beschränkung gewiß sehr bemerkenswerthe Talent ihres Verfassers kund giebt. Die Theater-Kasse und die Lachlust der Lachlustigen hat sich bei den Vorstellungen von „Fausts Mantel" sehr wohl befunden. Dem Ensemble fehlte Rundung und der scenischen Anordnung jene Nettigkeit und Präcision, womit dergleichen in Wien gegeben wird; auch wird dort gewiß in diesen Possen im Spiel und Costüme weniger outrirt als bei uns; doch ist zu loben, daß sich fast alle Mitspielende viel Mühe gegeben haben. Schmelka als „Schuster Fledermaus" hieb wieder gewaltig über die Schnur und stellte eben kein fest zusammen gehaltenes Karrikaturbild, wohl aber so viele und so ächtkomische Bruchstücke auf, daß der jubelnde Beifall, den er erhielt, nicht ausbleiben konnte. Unter Anderem belustigte er ungemein durch eine sehr glückliche Parodie der Spreitzungen, Männerchen und deklamatorischen Hinwerfungen, die mir und Anderen das Spiel des vielbelobten Herrn Lowe so verleidet haben. Nächst Herrn Schmelka verdienen noch Fräulein Klein, die ganz vortreflich auf gut wienerisch naivte; Hr. Wiesen, der in seiner Ausbildung und dem Beifall des Publikums bedeutend fortschreitet, und die Herren Wallbach und Meievius, welche ihre platten Rollen mit dem löblichsten Ernst und Fleiß behandelten, auszeichnende Erwähnung. — „Der Tagsbefehl", Drama in zwei Akten und in (sehr holperig gemachten) Jamben vom Wiener Hof-Schauspieler Hrn. Töpfer, der früher ein mit Recht sehr beliebtes Mitglied der hiesigen Bühne war, wurde am 7ten Juni zum ersten Mal gegeben. Zu diesem Stück sind zwei zu dramatischer Behandlung sehr geeignete Anekdoten, die man von Friedrich dem Einzigen erzählt, etwas flüchtig und oberflächlich, aber doch mit unverkennbarem Geschick und Talent benutzt. Das Stück hat hier und wird wahrscheinlich überall, wo man es giebt, mehr oder minder gefallen; wenn es auch schwerlich noch irgendwo den furore machen wird, den es in Wien gemacht hat. Den vorkommenden Fürsten zum König oder gar zu Friedrich II. selbst zu machen, erlaubte vermuthlich dem Verfasser die strenge Censur seines Wohnorts nicht; er nannte ihn deshalb Herzog, spielte ihn aber, und zwar bei glänzendem Erfolg, mit dem Bestreben: die Aeußerlichkeit und das Wesen des alten Fritz möglichst nach zu ahmen. Dasselbe hat hier Hr. Stawinsky versucht; da er jedoch, um seinen geistig-großen, aber körperlich-kleinen Urbild ähnlich zu seyn, seine lange Figur nicht anders als durch Krümmung der Knieen und des Rückens zu verkürzen vermochte, so kam in seine Haltung etwas Gottlieb Koteschès, was freilich der Würde des Eindrucks schadete. Dies abgerechnet war sein Spiel verständig, gehalten und wirksam. Es ist schade, daß vom Verfasser für die Bezeichnung der gemeinten Zeit eigentlich nichts weiter gethan ist, als daß er den Herzog die Männer „Er" und die Damen „Sie" (in der dritten Person des Singulars) nennen läßt. Das äußere preußische Costüm des siebenjährigen Krieges soll übrigens in Wien auf das sorgfältigste beobachtet worden seyn und auch die vorkommenden Frauen sind dort à la mode de 1756 — 1763 gekleidet. Hier hatte man die Männer, so gut es ohne Kosten-Aufwand gehen mochte, leidlich mit dem Herzog übereinstimmend costümirt; die Damen aber erschienen ganz modern. — In der am 14ten Juni zum ersten Mal gegebenen kleinen Posse: „Die Damenhüte im Berliner Theater" trafen die Frauen Meievius und Regmann (besonders die erste, die sehr gut spielte) — zwei geborne Berlinerinnen — und Hr. Stawinsky, ein erzogener Berliner, den dortigen Dialekt ausnehmend wohl, und auch Hr. Schmelka, der als Jokey sehr belustigte, that sein Möglichstes und berlinerte fanz fut. Doch wurde dieser lokale Sprachspaß, der freilich hier nicht am rechten Orte war, nur von Wenigen verstanden und belacht; so wie denn das Possen überhaupt hier viele zu strenge und überdelikate Beurtheiler fand. — Noch sind im Juni zum ersten Mal gegeben worden: „Die seltsame Heirath", Original(?)-Lustspiel in vier Akten von Ziegler, und: „Die Hintertreppe", Lustspiel in einem Akt. Daß ich diese beiden Komödien nicht gesehen habe, wäre freilich für einen rezensirenden Correspondenten, wie er ist, kein Grund, über sie und ihre Darstellung nicht zu richten; für Einen aber, wie er seyn sollte — und so Einer wär' ich gern — muß es doch unter solchen Umständen bei der Anführung der Titel, bis auf Weiteres, sein Bewenden haben; ich erwähne auch nichts von dem, was mir darüber kurz und lang referirt worden ist; denn ich wünschte noch von andern Kunst- und Natur-Produkten als von theatralischen zu berichten. (Der Schluß folgt.)

Eine bald erscheinende Schrift enthält folgende Bemerkungen: „Unter Ludwig XIV. war Alles glänzend und erhaben, selbst die Intrigue. In unserer Zeit ist Alles düster und falsch, selbst der Ruhm. — Die Gesichtsbildungen täuschen nur die, welche nicht darin zu lesen wissen. — Wem das Edle fehlt, dem fehlt auch wahrhafte Beredsamkeit, und wer dem Volke schmeichelt, wird nie Anspruch auf wahre Beredsamkeit haben. — Der Ehrgeizige stürzt sich in die Revolution und schreit dann laut über Mißbrauch, etwa so, wie ein Spitzbube „Halt den Dieb!" ruft. — Mangel an Religion ist besonders am Weibe und am Volk häßlich, da sie Stütze für die Schwäche und Zügel für die Kraft ist." (Quotid.)

Redacteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurersche Buchhandlung.








# Der Gesellschafter
oder
# Blätter für Geist und Herz.

1820. Montag den 31. Juli. 123stes Blatt.


## Der Spieler.

Saht Ihr den Jüngling, der auf eine Karte
Sein Hab und Gut, sein zeitlich Wohl gelegt?
Der, was ein treuer Vater sorgsam sparte,
Voll Leichtsinn dort zu frechen Gaunern trägt? —
Seht hin! Verzweiflung bleicht die hag're Wange,
Der durchgewachten Nächte traurig Bild
Erschreckt an ihm, dem bei des Goldes Klange
In schnöder Gier die öde Brust erschwillt.

Mit hohlem Auge blickt er sich im Kreise
Der kalten, mitleidlosen Buben um;
„Fluch, Pharo, dir auf ewig!“ — schwört er leise —
Ein neuer Abzug macht den Vorsatz stumm.
So wagt er keck, bis nichts mehr ist zu wagen,
Bis wilder Sinn allein ihm übrig bleibt,
Der, wenn er auch das Letzte hin getragen,
Ihn ohne Rettung zur Verzweiflung treibt.

Da steht des Vaters hoffnungsvolle Freude,
Ein frucht- und marklos früh entlaubter Baum;
Das Auge matt, dem inn'ren eignen Neide
Verfallen, kennt der Mensch den Menschen kaum.
O seht des greisen Mutteralters Stütze
Am goldbedeckten Tische fest gebannt,
Mit Höllenmartern unter'm Polstersitze,
Ihn, den die Welt einst gut und brav gekannt.

Hier naht der Gatte schamlos und vergeudet
Des Weibes Gut, der Kinder letztes Brod;
Wenn sich sein Blick am Sünden-Mammon weidet,
Ist Sinn und Herz für Vaterpflichten todt.
Er bringt den Kindern zwar den süßen Namen,
Doch nicht das reine Vaterherz zurück;
Und wenn die Gauner ihm das Letzte nahmen,
So wähle er schaudernd zwischen — Dolch und Strick.

Wer in der Schlacht den Sieg davon getragen,
Wird hier am Pharo-Tisch ein schwaches Kind;
Mit einer Karte wird der Held geschlagen,
Weil er nicht Kraft zum Widersteh'n gewinnt.
Er, der im Kugelregen nicht gezittert,
Bebt vor dem Buben hier wie Espenlaub;
Und er, den Menschen-Elend einst erschüttert,
Wird endlich hier für jede Tugend taub.

Er heuchelt Ruh' — im Herzen Gift und Galle,
Zuckt Fieberfrost durch sein verstört Gesicht.
Die Karte fällt! — Sie fällt! — die Gauner Alle
Bewundern starr die Ruh', die aus ihm spricht.
„Ja, ich bin ruhig!“ — knirscht er, und die Nägel
Der Hand, die lässig er im Busen trug,
Sind blutig, als sein Schiff in vollem Segel
Sich an ein einzig „Trentleva“ zerschlug.

O Fluch dem Spiel! dem Markstein aller Tugend,
Der wilden ungezähmten Leidenschaft,
Die rettungslos die unerfahrne Jugend
Im Sturm als sich're Beute mit sich rafft.
Macht schon der Name: Mörder! Euch erzittern?
Ein Leben ist ja nur dem Dolche feil!
Der Name: Spieler! soll Euch mehr erschüttern,
Sein Dolchstoß trifft der Seele ew'ges Heil.

Der Spieler stirbt, und keines Freundes Zähre
Netzt sein verödet, selbsterwähltes Grab.
Entmenschte Spielerzunft! erbeb' und höre:
„Die grause That streift keine Reue ab!“ —
Der Wittwe Noth, der Waisen Elend fluchen
Ihm, der ihr Wohl auf einen Wurf gelegt;
Wie mag er Gnade wohl beim Himmel suchen,
Wenn er die Schuld mit sich hinüber trägt!

Der Spieler stirbt, und gute Menschen schlagen
Ein Kreuz an ungeweihter Ruhestatt;

Mit Schaudern werden sie dem Enkel sagen:
Daß hier ein Bösewicht verblutet hat,
Dem keine fromme Thräne nachgeflossen,
Weil er den Bund zerriß mit der Natur,
Der nur dem Spiel gelebt, und ausgeschlossen
Vom Himmel ist, von Gottes Gnadenflur.

Adalbert vom Thale.

## Die Karavane und das Kameel.

(Schluß.)

Es ist aber wohl zu unterscheiden das bactrianische, zweibuckelige Kameel, und das arabische mit einem Höcker. Jenes findet sich vorzüglich in Kandahar, Kaschmir, Nord-Persien, Klein-Asien und der Tatarei und allen gemäßigteren und kälteren Ländern des Orients; es ist stärker und dicker und erduldet die Kälte besser; es trägt 1000 bis 1200, in der Karavane 800 Pfund. Dieses bewohnt nur die wärmeren Länder, z. B. Indien, Süd-Persien, Arabien, Egypten und Nord-Afrika; es trägt — nach Olivier — bei nicht zu langen Märschen 800, bei der Karavane nur 600 Pfund. Auch Hamilton bestimmt seine Ladung auf 6 Zentner, außer 40 Pfund Bohnen, als Unterhalt für einige Tage; Du Bois Aimé spricht nur von 400 Pfund. Dabei berechnet er die mittlere Geschwindigkeit einer Karavane von 100 beladenen Kameelen auf 2330 Toisen in einer Stunde; Olivier auf eine französische Meile von 2500 Toisen und bei einer Karavane nur auf die Hälfte hiervon: so langsam sey sein Gang. Die Araber hängen eines an den Schwanz des andern, und ein Mann führt dann gewöhnlich sechs. Die Last wird gleich auf beide Seiten des Thieres, mittelst eines mit Stricken versehenen Tragsattels, getheilt. Auf Befehl seines Führers läßt es sich auf die Kniee nieder, um desto bequemer bepackt werden zu können, und erhebt sich dann wieder auf seinen Wink. Musik soll es vorzüglich lieben und der Klang eines musikalischen Instrumentes ihm während der Reise zur Aufmunterung dienen.

Doch selbst dies Schiff der Wüste kann den Reisenden oft nicht vor den Gefahren retten, welche ihm in jenen unwirthbaren Einöden nicht bloß räuberische Horden und reißende Thiere, sondern auch der bewegliche Sand des Bodens, der erstickende Gluthwind und der Mangel des Wassers bei der Verirrung oder vertrockneten Brunnen, ja, in der Stunde der Verzweiflung, das Schwerdt seiner eigenen Gefährten drohet und wodurch schon zahlreiche Karavanen sollen ihren Untergang gefunden haben. Bruce erzählt uns Schauerliches, was er in den nubischen Wüsten erlitten. Aber kaum kommt dem etwas Anderes bei, was uns James Riley erzählt und er selbst aus dem Munde des Sidi Hamet, des Arabers, der ihn aus der Sklaverei befreite, vernahm:

Sidi Hamet reisete nämlich mit einer Karavane von 4000 Kameelen und mehr als 1000 wohl bewaffneten Menschen von Marokko auf der Karavanen-Straße nach Tombuctu ab. Die Karavane gerieth aber in Dünen von Sand, welchen der Erzähler schildert als fein wie Staub auf Felspfaden oder in Häusern und als am Tage heiß wie glühende Kohlen. Hier ward sie von einem heftigen Wind überfallen, welcher der Wind der Wüste heißt und der, aus Südosten wehend, Tod und Zerstörung mit sich führte. „Wir konnten" — fährt hier der Erzähler fort — „weder vorwärts noch rückwärts, entluden alle unsere Kameele, legten sämmtliche Ladungen in einen großen Haufen und ließen die Thiere sich nieder legen. Der Staub flog so dicht umher, daß wir weder einander, noch unsere Kameele sehen konnten und kaum im Stande waren, zu athmen. So legten wir uns mit dem Angesicht in den Staub und riefen laut mit einer Stimme den gnadenreichen Gott an, unser Leben zu erhalten. Aber zwei Tage lang wehte dieser furchtbare Wind und wir waren genöthigt, uns von einer Stelle zur andern zu bewegen, wenn der Sand sich so schwer auf uns gesammelt hatte, daß er uns den Athem benahm. Doch endlich gefiel es dem Allerhöchsten, unser Flehen zu erhören; der Wind ließ nach, Alles war wieder still, und wir krochen aus dem Sande hervor, der uns begraben hatte — aber nicht Alle, denn als die Reise-Gesellschaft gezählt ward, fehlten Dreihundert." — Auch von den Kameelen waren an 200 gestorben. Als die Karavane endlich sich wieder reisefertig gemacht hatte, suchte sie so schnell als möglich den großen Trinkplatz, das berühmte Thal Haberah, zu erreichen. Man gedachte, hier zwanzig Tage zu verweilen. Aber welcher Ausdruck vermöchte das Entsetzen der Reisenden zu schildern, als sie endlich in dem Thal anlangten und alle Brunnen versiegt fanden. Auch nicht ein Tropfen Regen war hier in dem verflossenen Jahre gefallen. Kaum vermochte jetzt auch das Ansehen des Sheik Ishrel die Verzweifelnden zu bändigen. Begierig, Leben und Eigenthum zu retten, liefen Alle, gleich Rasenden, einzeln im Thale umher, um Wasser auf zu suchen. Die Ordnungslosigkeit währte zwei Tage; dann kehrten Alle, überzeugt, daß ohne Vereinigung nichts geschehen könne, zum Gehorsam zurück. Man grub jetzt, zu großen Haufen vereint, die Brunnen aus; als nach fünftägigem Graben nicht die geringste Spur von Wasser zu finden war, lösseten sich von Neuem alle Bande der Ordnung. Der Sheik, ein weiser und kluger Mann, rieth: die Kameele, bis auf 300, zu schlachten, um mit ihrem Blute und dem wenigen in ihnen zu findenden Wasser das Leben der noch übrigen Thiere und der Reisenden zu fristen, bis man irgendwo Wasser erreichen würde; allein Niemand wollte sein Eigenthum aufopfern. Sheik Ishrel rief hierauf dreißig der ältesten und verständigsten

Männer: die 300 Kameele, welche erhalten werden sollten, aus zu wählen. Dies geschah, sie suchten die stärksten aus; als sie anfingen, die übrigen zu schlachten, erhob sich ein wüthender Streit, der bald zu einem schrecklichen Gefecht ward. Der Sheik, obgleich ein Mann Gottes, wurde im Augenblick getödtet und mit ihm fielen an dem entsetzlichen Tage zwei bis dreihundert Andere unter den Streichen ihrer Gefährten. Das Blut der Erschlagenen ward von denen, die es vergossen, getrunken, um ihren glühenden Durst damit zu lindern. — Da der Erzähler fürchtete: der blutige Kampf werde zuletzt nur mit dem Tode der ganzen Gesellschaft enden, er auch schon bei einer andern Karavane die Stelle eines Unter-Anführers bekleidet hatte und er des Weges durch die Wüste nicht unkundig war, so schlachtete er bei dem Anbruch der Nacht vier von seinen sechs noch übrigen Kameelen. Das Blut und Wasser derselben gab er den beiden andern zu trinken, barg ein kleines Bündel Waaren, etwas Gerste und Fleisch, und beredete heimlich eine Zahl seiner Freunde, mit ihm in der Dunkelheit zu entfliehen. Es gelang so einer Gesellschaft von dreißig Menschen und zwei und dreißig Kameelen, sich unbemerkt zu entfernen; aber auch von diesen kamen, nach großen Mühsalen, nur ein und zwanzig Menschen und zwölf Kameele in Tombuctu an. Dies war also der Ueberrest einer großen Karavane von mehr als 1000 Mann und 4000 Kameelen, von deren fernerem Schicksal nie wieder etwas vernommen ward.

Neue Karavanen ziehen auf derselben Straße wieder hin. Denn ob der Mensch auch dem mächtigen Element unterliege, er betritt stets von Neuem die Bahn wieder, auf welcher die, welche vor ihm wandelten, Tod und Verderben übereilte; und die zweite Karavane findet, von günstigen Sternen geleitet, da Wasser, wo die erste verschmachtete, und sättigt ihren Durst neben den Leichen derer, die in dem Sande ihr Grab gefunden.

## Literarischer Beobachter.

In dem Werkchen: „Die Bibel, nicht, wie Viele wollen, ein Buch für Priester nur, sondern auch für Fürst und Volk“ (ohne Angabe des Verfassers und Verlegers) ist auf einen geheimen Bund aufmerksam gemacht gegen das Bibellesen und alles wahre Licht in der katholischen Kirche überhaupt, um so allmählig wieder die alte römische, für Deutschland schon ehemals so verderblich gewesene, verabscheuungswürdige Hierarchie zu erneuern. — Daß ein solcher Antrieb vorhanden ist, darf nicht geleugnet werden, und es ist ihm mit Kraft entgegen zu arbeiten; übrigens aber scheint es doch unbesonnen, den Ungebildeten (namentlich auch den Völkern, die noch auf der niedrigsten Stufe der Kultur stehen) die ganze, aus so verschiedenartigen Ansichten und Theilen bestehende Bibel in die Hände zu geben. Wer sich strenge nach Allem darin richten will, kann weder zur Vernunft noch zur Moralität kommen, er steht fort und fort am Scheidewege. Man sollte sich nicht scheuen, durch einen Auszug der Bibel dasjenige ab zu scheiden, was nothwendig vieles Gute und Wahre denen verdächtig machen muß, die den Zwang, glauben zu sollen, nicht als etwas Ehrwürdiges betrachten. Eine solche Abscheidung thäte dem wirklich Erhabenen keinen Schaden: denn Christus z. B. steht auch ohne direkte göttliche Abstammung in derselben Hoheit da und sogar in einer größeren, indem man ihm jeden Schein der Täuschung nimmt mit dem Hinwegthun dessen, was der Fabel und dem blumenreichen Wortschmuck der Morgenländer verfallen ist.

Herr de Pradt sagt in seinem neuesten (seit wenigen Jahren 24sten) Werk, betitelt: „Ueber das Wahlgesetz“ unter Anderem: „Ich kann die Dinge nur geben, wie ich sie selbst empfange. Tropfen für Tropfen!“ — Dieser neueste Tropfen hat 400 Seiten und der Vergleich scheint wenigstens in der Hinsicht gut gewählt, als damit bekannt gemacht ist: daß der politische Herr Erzbischof es auf Wasser abgesehen hat.

Nach Brown's Reisebericht ist die Erzählung: daß der Sultan der Geliebten des Tages im Serail das Schnupftuch hin werfe, nicht fest begründet. Wahrscheinlich hat eine Gewohnheit zu dieser Meinung Anlaß gegeben, welche in der westlichen Türkei herrscht. In Bosnien dürfen junge Mahomedanerinnen unverschleiert ausgehen; jeder Heirathslustige wirft nun der Schönen, die ihm gefällt, im Vorübergehen ein zierliches wohlriechendes Schnupftuch, oder wenn er dies nicht bei der Hand hat, irgend einen andern Theil seines Anzuges an den Kopf. Die Schöne geht dann sogleich heim und betrachtet sich als Verlobte.

Der General Augereau erließ (nach der „Correspondance inédite) im Mai des Jahres 1797 an die Truppen seiner Division einen Tagesbefehl, worin er verbietet: sich des Wortes „Monsieur“ zu bedienen, „bei Strafe der Degradirung und der Verstoßung aus der Armee.“ Jener Ausdruck hatte wieder eine Art von Aristocratismus im Dienste eingeführt und schon blutige Streitigkeiten veranlaßt. Augereau sagt: „Wozu diese nichtsbedeutende, barbarische, unharmonische Benennung ohne etymologischen Sinn?“ In letzterer Beziehung hat er gewiß recht; denn Monsieur (früher Messire) bedeutet ursprünglich weiter nichts als — mein Greis! und kann so als Epigramm für eine entnervte Jugend betrachtet werden. Fr. Lange.

## Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

Breslau. (Schluß.) Vom 5ten bis 14ten Juni fand hier die dritte, von der schlesischen vaterländischen Gesellschaft

veranlaßte Ausstellung von Kunstsachen, Fabrik-Waaren und Natur-Erzeugnissen statt. Sie war viel reicher als die beiden vorher gegangenen und breitete sich, früher in ein Zimmer zusammen gedrängt, diesmal in vier Zimmer aus. Da war viel und Mancherlei für den höchst billigen Eintrittspreis von 2 Groschen zu beschauen: Landwirthschaftliche Modelle, Preskauer Thongeschirre, Wollproben, Tapeten, Hütten-Produkte, mehrere Arbeiten des hiesigen Blinden-Instituts, zwei Becher, ein Ring, ein Gürtel, ein Pianoforte, eine Rettungs-Leiter, eine Schreib-Maschine, ein Stuhl, sich selbst zu fahren, Gyps-Abgüsse, Thon-Modelle, Steindrücke, Kupferstiche, Stickereien, Häkeleien und Bilder. Natürlich erregte das ins Gebiet der zeichnenden Künste Gehörige die allgemeinste und lebhafteste Theilnahme. Geistreich und sachverständig, doch zugleich mild, freundlich und schonend, wie die Förderung des so löblichen Unternehmens es wohl erheischt, hat mein theurer Freund v. d. Hagen diese Ausstellung in Nr. 92 meiner Zeitung (der neuen Breslauer) ausführlicher, als es in diesem Bericht passen würde, beurtheilt. Ohne hier den strengeren Nachrichter machen zu wollen, wozu es mir eben so an Lust als an Beruf fehlt, will ich nur anführen, was mir besonderer Auszeichnung werth scheint und dabei der Ordnung des Verzeichnisses folgen. — Die Schlacht der Amazonen, Nachbildung eines antiken Basreliefs in Wien, von Hrn. Maler Ludw. Bittner in Wien. (Schöne, kräftige Arbeit.) — Mehrere Köpfe, von Hrn. Maler Grüson (jetzt hier in Breslau lebend). — Von demselben Künstler eine sehr gelungene Copie des herrlichen, sinnigen Bildes von Leonardo da Vinci: Christus unter den Pharisäern. — Maria mit dem Christusbilde, nach Francesco di Francia. Das Urbild ist in der Gallerie Borghese in Rom, das ganz vorzügliche Abbild eine Arbeit des Herrn Herrmann aus Oppeln in Ober-Schlesien, jetzt zu Rom. Es schien mit seiner tiefen Innigkeit nur Wenige an zu ziehen und zu ergreifen; hätte ich nur ein Bild für mich wählen dürfen, ich hätte unbedenklich dieses gewählt. — Jo, nach Correggio's in Wien befindlichem Original, von Hrn. Klöber in Berlin. Man hatte diese überaus wackere Arbeit, die sehr gelobt wurde, nicht ganz günstig gehängt, vermuthlich damit die nackte Schöne nicht allzu sehr in die Augen fallen und den Damen Gelegenheit gegeben seyn sollte, sie ad libitum zu be- oder zu übersehen. — Grillparzers Bild, auch von Hrn. Klöber sehr gut gemalt, ist gewiß nicht minder gut getroffen; denn aus diesen Zügen spricht sapphisch-ahnfräuliche Poesie. — Getuschter Aufriß der neu zu erbauenden eilftausend Jungfrauen-Kirche in der hiesigen Oder-Vorstadt, *) von unserem Baurath Langhanns. Dieser Aufriß verspricht uns ein schönes Bauwerk. Sehr geschickt werden an dieser Kirche die trefflichen, vom alten hiesigen Nikolai-Thor glücklich abgenommenen Bildwerke über den drei Thürbogen der schön- und reichverzierten Eingangsseite angebracht. — Bildniß einer Mutter mit zwei Kindern. Das sehr hübsche Original — Frau Professorin Büsching — ist, wie die Kinder, sehr wohl getroffen. Die Malerin oder (wie Wolke will) die Malinn des Bildes, das talentreiche Fräulein Julie Mihes (hier in Breslau geboren), ist gegenwärtig in Wien. Sie hat zu dieser Reise von dem, Kunst und Wissenschaft so eifrig fördernden Minister von Altenstein ein Geschenk von 150 Thaler erhalten. Außerdem sind noch zwei Bilder bei ihr bestellt worden, worauf 60 Personen Loos-Aktien, jede zu 1 Friedrichsd'or, genommen haben. — Vier kleine treffliche Sepia-Zeichnungen (italienische und Schweizer-Gegenden), vom Hrn. Professor Rösel. — Cleopatra, nach Herrn Professor Pochmann in Dresden, von dem sich jetzt hier aufhaltenden Maler Hrn. Rother. (Das sehr reizende Bild fand ganz vorzüglichen Beifall und bald einen Käufer.) Von demselben Künstler, der sich durch diese feine Arbeiten hier sehr empfohlen und beliebt gemacht hat, waren noch vier bemerkenswerthe Bilder zu sehen: Eine Copie der Madonna della Sedia — eine Copie eines Christuskopfes von Annibal Caracci — das ausdrucksvolle, gewiß getroffene Bild des obgenannten Professors Pochmann und — der liebliche Knabe mit der Pfeife, nach dem Original in der Dresdener Gallerie copirt. — Sehr saubere Zeichnungen vom Hrn. Zeichnenlehrer Schall. (Nicht Ich, sondern ein Vetter von mir.) — Zwei Landschaften vom hiesigen Maler Hrn. Schöne (Morgen und Abend). — Drei sizilische Landschaften, von Hrn. Siegert, nach der Natur gemalt; (der Maler dieser ganz vorzüglichen Bilder ist jetzt mit der Malerei eines sizilischen Panoramas fleißig beschäftigt) und Blumenstücke von dem in dieser Gattung excellirenden hiesigen Maler Hrn. Steiner gefielen mit Recht sehr. Eben so mehrere (sehr wackere) Kreide-Zeichnungen von Schülern des verdienten Zeichnenlehrers Hrn. Kalter. Eine davon, der herrliche Kopf eines olympischen Jupiters, von Eduard Erhard (jetzt in Dresden), hat den Preis der Akademie gewonnen. — Von den mitunter sehr beachtungswerthen Dilettanten-Arbeiten erwähne ich — um mich nicht noch breiter zu machen, als ich mich schon gemacht habe — nur zwei: nämlich ein Viehstück, nach Berghem, von unserer kunstreichen und kunstsinnigen Fürstin Biron sehr wacker copirt und — eine Original-Zeichnung von Friedrich II. (nämlich der vermuthlich einem Baumeister vorgezeichnete Entwurf der Potsdammer Kirche), schief, aber deutlich und vollständig mit der Feder aus freier Hand gemacht. Diese Merkwürdigkeit befindet sich im Besitz des Hrn. Baurath Langhanns. — Die Ausstellung, welche, wie die vorigen Male, in die Zeit des sehr lebhaften hiesigen Wollmarkts fiel, war diesmal besonders zahlreich besucht. Die vaterländische Gesellschaft hat wieder von dem Ueberschuß der sehr reichlichen Einnahme, vermehrt durch das, was bei der Verloosung dreier im vorigen Jahr gekauften Bilder einging, mehrere Gemälde gekauft, so den Künstlern aufmunternde Unterstützung gewährend. Diese, wie auch die Fabrikanten und Handwerker scheinen nun doch — wenn auch noch nicht so allgemein, als es zu wünschen wäre — ein zu sehen: daß die Ausstellung eigentlich ihren Vortheil bezweckt. Sehr zu wünschen ist: daß in Zukunft für den hoffentlich noch reicheren Vorrath ein geräumigeres Lokal benutzt werden könnte, indem die Bilder zu gedrängt neben, über und unter einander und manche höchst ungünstig aufgehangen waren. — Auch durch eine Menagerie, die viele sehr wohlconditionirte und einige sehr seltene Bestien enthielt, und durch sogenannte Buschmenschen, die ein Hr. Hill gleich Bestien sehen und allerlei eingelernte, auch sogenannte religiöse Fratzen machen ließ, wozu ihm nach meiner Meinung in einem wohlpolizirten Staate nicht die Erlaubniß gegeben werden sollte, wurde die Schaulust der Breslauer und der Wollfremden beschäftigt. Ueber selbiges Vieh und selbige bestialische Menschen hat Steffens in der „Neuen Breslauer Zeitung" *) gründlich und gelehrt berichtet. — So viel — mehr als zu viel — für heute. Nächstens erhalten Sie wieder einen Bericht von allen hiesigen Dingen und auch von einigen andern
Karl Schall.

*) Die alte Kirche wurde bei der Belagerung im Jahr 1806 zerstört und verbrannt. Nach langem Geldsammeln ist nun der von Langhanns zu leitende Bau der neuen möglich geworden.

*) Diese treffliche politisch-dramaturgisch-artistisch-scientivische Zeitung ist unstreitig eines der vorzüglichsten Blätter Deutschlands und der allgemeinsten Verbreitung werth.

Unpartheiische Anmerkung des Abschreibers.

In London ist eine Karrikatur erschienen über die Zwistigkeiten der königlichen Personen. Auf einem Tische liegen die beiden grünen Beutel (die Anklagepunkte enthaltend); der von der Königin hat die Inschrift: „Hony soit qui mal y pense"; bei dem des Königs fehlen einige Worte von dieser Inschrift (Morn. Chron.)

Bei dem letzten Verkauf der Merinos zu Rambouillet ward der erste und schönste Bock mit 1510 Franken bezahlt. (Courier fr.)

Beilage: Bemerker No. 14. u. Bl. d. Ankündigungen No. XIII.

Redacteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurersche Buchhandlung.



# Der Gesellschafter
oder
# Blätter für Geist und Herz.

1820. Mittwoch den 2. August. 124stes Blatt.

## Evathlos.

(Zur Monats-Vignette.)

Es achtete Evathlos, ein Jüngling in Athen, sein Vaterland; aber er liebte auch die Menschen und ferne gute Sitte war ihm da werther, wo die heimische die Liebe zum Vaterlande störte. Immer strebend war sein Geist, glühend oft sein Herz; aber nicht Ehrgier regte ihn auf, nicht Jagen nach solchem Ruhm, den man von der Menge gewinnt durch Frohndienst bei ihrem Willen; er wollte Höheres: er wollte seinen Werth fühlen, seiner Tugend gewiß seyn. — Und als er nun in Jahren so weit vorrückte, daß ihn das Vaterland berief, da ging er mit Freuden zu Allem, was heilsam war, und stemmte sich muthig Jedem entgegen, der Menschenglück zertreten wollte um eigenen Glanz. Es lieben aber die Meisten nichts Besseres, als sie selber sind, und wen sie fürchten um seines Edelsinnes, den wollen sie verderben. Wohl verstand es Evathlos, sich fest auf seiner Bahn zu halten und mit geradem Gange auf lichter Straße entkam er den Heimtückischen, die, in dem Zweck, ihn abwärts zu locken, verborgen auf die Stunde lauerten, die ihn in die Gewalt seiner Feinde gab; oft gekränkt, doch nicht geschwächt, oft gebeugt, doch nie gefallen, stand er den Stürmen des Lebens; aber ein bitteres Weh überfiel ihn doch, das nämlich: mit so ernster Kraft, das Rechte zu thun, dennoch Niemand zu finden, der die Oede aus seiner Brust verscheuchte. In Einsamkeit stritt er oft vergebens mit innerem Schmerz, und wenn ihn auch der Geist mahnte: die Klugheit zu gebrauchen, List gegen Trug aus zu senden, immer verwarf der Stolz seines Herzens den Rath; denn auch um des Guten willen verschmähte er die Verleugnung.

Doch immer zu neuer Thätigkeit trieb es ihn an; dem inneren Rufe zu genügen mahnte ihn auch das Hinschwinden seines, ohnehin gar geringen väterlichen Erbes. Also entschloß er sich, der Unterdrückten Vertheidiger zu werden und ging in die Schule Protagoras, des Weltweisen, damit er sich leiten lasse von der Erfahrung und der Redekunst mächtig werde. Es war aber Protagoras ein Klügling, dem nichts galt als sein Vortheil, und der sich auch nicht um die Götter bekümmerte, sprechend: „Ob es Götter giebt, ob nicht, wer will es entscheiden? aber das Leben halt' ich zu kurz zur Untersuchung und der Zweifel dagegen sind mehr, als der Gründe dafür.“ — Evathlos fand keinen Gefallen an solchen Schlüssen, und eben so wenig gefiel es ihm: daß sein Lehrer mehr nach Gold trachtete als nach Weisheit. Er mußte dem Protagoras den Werth eines Talents voraus bezahlen und sich noch verbürgen, daß, wenn er als Redner die erste öffentliche Sache gewinne, er die gleiche Summe spenden wolle; weigern mochte er sich nicht, weil es ihm Ernst war, in den Wissenschaften vor zu schreiten. Er blieb in solchem Eifer mehrere Jahre; daß er sich nun besser noch bereite zu dem Amte, welches er heilig zu halten gedachte, bereisete er dann viele Länder, um die Rechte und die Sitten der griechischen Staaten in ihrer Wirksamkeit zu prüfen. So kam er auch nach Abdera, der

Stadt, wo Protagoras geboren und vom Democrit, dem freundlichen Denker, gefunden ward als Lastträger, eben im Begriff, einen Beweis zu führen über geometrisches Gleichgewicht; es verwunderte sich Democrit mit Recht darüber, nahm den Protagoras mit sich und führte ihn zu Ehren. Als Vaterstadt seines Lehrers war dem Evathlos Abdera merkwürdig; er suchte die Stätte, wo Protagoras seine Jugend verlebte und fand mit Schaudern den greisen Vater desselben in der bejammernswerthesten Armuth; es hatte der Sohn im Ueberflusse sein vergessen. — „O ihr Lehrer der Weisheit, daß ihr doch nicht lernen mögt von eurem Herzen!" klagte Evathlos und half dem Greise so, daß es seine Kräfte fast überstieg; er gedachte aber Erlaß zu bekommen von dem Protagoras an der Summe, die er einst ihm noch würde zu zahlen haben.

Als nun der Jüngling nach Athen zurück kehrte, dem er ein Jahr lang fern war, schalt ihn der Lehrer: daß er so lange seinen Lohn ihm vorenthalte, indem er nicht daran denke, eine öffentliche Sache zu übernehmen. Evathlos trug jetzt, in Erinnerung des Elends, welches Protagoras den eigenen Vater hatte erdulden lassen, Bitterkeit im Innern und sprach zu ihm mit ermahnenden Worten, verheimlichte nicht: daß er dem bedürftigen Greise geholfen und heischte Ersatz. Protagoras aber, den Vater verleugnend und behauptend: es habe ein Alter den schwärmerischen Evathlos getäuscht, mochte von keiner Erminderung hören, und da der Jüngling jetzt dem Geschäfte sich widmen wollte, mußte er die Summe herbei schaffen und hatte dazu keinen Rath, als sein ererbtes Eigenthum zu verkaufen.

(Die Fortsetzung folgt.)

## Ueber Westindien und Europa.

(Bericht von dem dänischen Etatsrath West.)

(Diese Mittheilungen sind zwar schon vor einigen Jahren geschrieben; aber die Persönlichkeit des Verfassers und ihr Inhalt werden ihnen auch jetzt noch den Beifall der Leser erwerben. Der dänische Etatsrath West war berühmt als Sprachforscher, Topograph, Botaniker, Kenner der Malerei, und sein Name wird in den Jahrbüchern der gelehrten Welt gepriesen. Man findet eine, leider sehr kurze Biographie von ihm in dem Wörterbuche dänischer Schriftsteller; über einzelne Momente seines Lebens hat er hier selbst berichtet. Durch den Aufenthalt in wärmeren Klimaten und durch eine übergroße Thätigkeit erzeugte er sich Krankheiten, die ihm ein frühes Grab bereiteten.)

Mein alter Schulfreund! Ich habe Deinen an Fragen reichen Brief erhalten. Du willst Nachrichten von der spanischen gelehrten Gesellschaft, deren unter den Handzeichnungen von Westea in meinem raisonnirenden Verzeichniß gedacht wird. Du willst wissen: warum ich so plötzlich von der Botanik und den öffentlichen Geschäften zu den Zaubergefilden der Künste übergegangen bin? und Du willst Nachrichten von meinen Begebenheiten in diesem Welttheile haben? Wie beantworte ich alle diese Fragen? und was willst Du damit? Doch, welche Absicht Du auch haben magst, ich weiß, sie ist gut, und Du sprichst mich doch nicht los. Ich will Dir also von meinen Begebenheiten seit meiner letzten Abreise von Copenhagen mittheilen, was ich noch in meinem Gedächtniß finde.

Du weißt, daß ich bei meiner ersten Reise nach Westindien den „Leonidas", das „verlorne Paradies" und alle Zaubereien der schönen Literatur verließ, um mich dem Dienste der wirklichen Natur zu weihen, vorzüglich der Botanik. Du weißt, daß ich, als ich während meines hiesigen Aufenthaltes meine „Sacontala" in Vereinigung mit Dir heraus gab, ich auch die „Beschreibung von St. Croix" bekannt machte, die sicherlich den größten Theil der dortigen Flora enthält. Ich schickte diese mit andern Natur-Erzeugnissen an unsere naturforschende Gesellschaft und zu der Sammlung unsers unsterblichen Vahl; sie enthält nebst der späteren Nachsendung fast neun Hundert verschiedene Arten Gewächse; ich schreibe Gewächse, weil Vahl in einer seiner Eclogen von mir schrieb: nachdem er Alles auf der Erde durchforscht hatte, stieg er in das Meer hinab. Wahrscheinlich hat Keiner so viele amerikanische Seegewächse aufgefunden als ich; der größte Theil davon ist in den letzten Heften der Gesellschaft beschrieben und die andern sind in Vahls Nachlasse zu finden. — Doch — da habe ich schon von Gegenständen meiner Reise geschrieben, ohne meiner Abreise von Dänemark weiter zu gedenken.

Mit einem englischen Convoi reisete ich von Helsingör nach London. Der Convoi, etwa dreißig englische und holländische Schiffe stark, lichtete in großer Kälte und Schneegestöber die Anker. Als wir am nächsten Morgen gegen zehn Uhr Lesoe kaum im Gesicht hatten, ward unser Schiff auf die Seite geworfen und zugleich sahen wir vier Fahrzeuge aus dem Convoi vor unsern Augen untergehen und einige große holländische Flütschiffe warfen ihre Ladungen über Bord, um sich zu erleichtern. Eine ungeheure Wogenmasse, von der wir glaubten, daß sie uns zerschmettern werde, drückte unsern aufgekehrten Schiffskiel nieder und riß uns durch ihre gewaltige Kraft in die Höhe, so daß wir — mit allen Kräften immer pumpend — das Schiff wieder wenden konnten. Kaum waren wir aber eine Stunde auf der Rückfahrt nach Helsingör, als der sich wieder erhebende Wind unser leckes Schiff aus dem Kattegat hinaus trieb. In ununterbrochenem Sturm ward funfzehn Tage und Nächte mit der Arbeit der Pumpe angehalten; wo wir uns befanden, wußten wir nicht. Die tauglichste Mannschaft war auf das Kriegsschiff genommen; wir hatten Unwissende und Aufrührer und nächstdem noch Mangel an Lebensmitteln. Endlich erblickten wir Scarborough in Yorkshire, anstatt der

Themse, in die wir einlaufen sollten; da sprang ich in das erste der zu Hülfe kommenden Böte und ließ meine Sachen am Bord, um nur vorläufig das nackte Leben zu retten. Ich machte 260 englische Meilen zu Lande nach London, fünf Wochen später kamen mehrere Schiffe des Convoi an und ich erfuhr: daß zwölf desselben untergegangen waren. Den Winter verlebte ich in London, meine Zeit theilend zwischen Joseph Banks Museum, das ich täglich besuchte, dem brittischen Museum, dem Exeter change, das eine starke Zahl lebendiger Thiere enthielt, Kew-garden u. s. w. Auf solche Weise schritt ich in der Naturgeschichte fort, besonders auch in der Botanik. Banks täglicher Umgang leitete mich. Nicht minder zog mich ein anderer Gegenstand an, nämlich Richard Townsleys reichhaltige Sammlung alter Statuen, Büsten, Vasen u. s. w. Ich erhielt durch unsers gelehrten Schönborns genauere Bekanntschaft mit Townsley einen immer freien Zugang zu dieser Sammlung und, geleitet von der Kritik und den tiefen antiquarischen Kenntnissen dieses edlen Freundes, lernte ich des stummen Marmors starken Ausdruck verstehen, der mich so hinriß: daß die unbeschreibliche Sanftheit in den Zügen der Clythias, in dem Augenblick, da sie in eine Sonnenblume verwandelt wird, noch jetzt in meiner Erinnerung lebt und mein Herz mit Zärtlichkeit erfüllt. — Ich verließ Clythias und Europa mit einem englischen Convoi, der nach Barbados bestimmt war. Bei unserer Ankunft fanden wir den Befehl: daß der Convoi nach Martinique segeln sollte, welches eben genommen war. Hier sah ich das schreckliche Elend, welches ein Bombardement, das 26 Tage und Nächte währte, auf Port-Bourbon angerichtet hatte, wo darauf Rochambeau kapitulirte. Man arbeitete daran, das Fort-Royal, welches an dem Meere liegt und mit Sturm genommen war, von den verfaulenden Leichnamen zu reinigen, welche eine ansteckende Krankheit verbreiten konnten. — Der General Grey hatte mir einen Erlaubnißschein gegeben, Alles zu besehen; meine Neubegierde siegte über die Furcht, angesteckt zu werden, und ich sah die Schrecknisse in ihrem ganzen Umfange. Wir erhielten nun auch die Nachricht von der Einnahme von Guadeloupe; aber ich eilte zu meiner Familie und meiner Bestimmung nach St. Croix. Hier trat mir die Natur in vielfachen Reizen entgegen und ich vergaß bald die Kunst um aller der Schönheiten willen, die ich auffand, untersuchte und zu meiner eigenen und Anderer Freude sammelte. Meine Bemühungen erhielten aber bald eine andere Richtung. Der bekannte Victor Hugues, welcher den Engländern Guadeloupe wieder genommen hatte, war als ächter Robespierianer nothwendig ein Feind aller monarchischen Staats-Einrichtungen; er drohte jetzt durch einen zu uns gesandten Parlementair: die Kolonie mit Mord und Brand zu verwüsten, wenn nicht für einige — ersonnene — Verletzungen der Würde und Rechte der französischen Republik Genugthuung gegeben werde. Ich erhielt den Auftrag, diese Streitigkeiten aus zu gleichen und reisete als bevollmächtigter Agent der Regierung zu ihm. (Die Fortsetzung folgt.)

## Merkwürdige Wirkung des Blitzes.

Vor vielen Jahren — so wird in einer englischen Zeitschrift erzählt — traf der Blitz bei einem heftigen Gewitter eine Glasscheibe in einer Hausthür. Die Hausfrau, welche hinter der Thür stand, trat einige Schritte zurück und stürzte nieder, ohne jedoch beschädigt zu werden. Die Scheibe war ganz unverletzt; der Blitz hatte aber einen merkwürdigen Eindruck zurück gelassen: eine Gestalt, die einem Kopfe glich, der aus mehreren kleinen Köpfen zusammen gesetzt war. Von dieser Zeit an ward die Scheibe nie vom Thau naß und fror nicht, obgleich die übrigen Scheiben wie immer vom Frost angegriffen wurden. Neulich zerbrach die lange sorgfältig bewahrte Scheibe, und nun zeigte es sich: daß der Blitz sie in zwei Theile gespalten hatte, vorher aber war diese Trennung nie sichtbar gewesen. L.

## A n e k d o t e.

Der Graf Büssi-Rabutin war sehr geistreich, aber auch sehr zügellos in seinem Lebenswandel. — Fräulein von Scudery schrieb einst an ihn: „Ihre Tochter hat so viel Verstand, als wenn sie täglich Ihres Umgangs genösse, und dabei ist sie so tugendhaft, als wenn sie nie in ihrem ganzen Leben Sie gesehen hätte!" M — r.

## Liebchens Träumen.

Nacht, die sich mit ihren Träumen,
Süß auf Liebchens Augen senkt;
Ach, verrathe mir, ich bitte:
Was sie heimlich sinnt und denkt.

Laß' es deine Lüfte rauschen,
Laß' es mich im Monde sehn:
Welche liebliche Gesichte
Jetzt durch ihren Schlummer gehn.

Schlagen deine Nachtigallen,
Daß es mir zum Herzen dringt,
Glaub' ich, es sind Liebchens Worte,
Die im Schlafe spricht und singt.

Horch, der Bächlein helle Stimmen
Thun mir ihr Geheimniß kund!
Rufen sie mich nicht bei'm Namen,
Wie ihr lieber süßer Mund?

Ich verstehe deine Sprache,
Traute Nacht, ich weiß es jetzt:
Liebchen hat von mir geträumet,
Und sich an dem Traum ergötzt.

K. Köchy.

## Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

Lüneburg. Die Bekanntmachung des Schatz-Collegii des Königreichs Hannover, die Liquidation des im Jahre 1807 von dem französischen Intendanten Belleville und Commissair Neuvier ausgeschriebenen gezwungenen Anlehns betreffend, hat einen nicht günstigen Eindruck gemacht. Es ist nämlich beschlossen: daß a) diejenigen Verleiher, welche sich noch gegenwärtig im unverrückten Besitz der ihnen auf Befehl der französischen Autoritäten ertheilten Scheine und der nachmals dagegen ausgestellten westphälischen Amortisations-Kassen-Obligationen befinden, so wie deren Erben und Universal-Successoren Fünf und Siebenzig vom Hundert des Kapital-Betrages; b) diejenigen aber, welche durch Cessionen solcher ursprünglichen Inhaber das Eigenthum der darüber sprechenden Papiere acquirirt haben, Fünf und Zwanzig vom Hundert des Kapital-Betrages erhalten; und zwar c) in Obligationen der hiesigen General-Landes-Kasse, auf Conventions-Münze lautend (vier Franken auf einen Thaler gerechnet), und vom ersten Januar 1820 an jährlich vier Procent Zinsen tragend. Alle und jede Eigenthümer der über das gezwungene Anlehn ausgestellten Papiere und Scheine haben solche bis zum ersten Januar 1821 an das Schatz-Collegium und zwar portofrei ein zu senden und hat derjenige, welcher auf die ausgesetzte Schadloshaltung von 75 Procent des Betrages seines Anlehns Anspruch machen will, persönlich vor seiner Obrigkeit mittelst körperlichen Eides zu versichern: daß der von ihm produzirte und genau bezeichnete Anleihe- oder Schuldschein von ihm nie cedirt, daß er vielmehr ohne Unterbrechung Eigenthümer derselben gewesen. Erben und Universal-Successoren der ursprünglichen Inhaber müssen gleichmäßig, wenn sie auf jene 75 Procent Anspruch machen wollen, eidlich vor Gericht erhärten: daß von ihnen der fragliche Anleihe- oder Schuldschein nie an Dritte cedirt worden, auch daß sie nicht wissen und nicht glauben, daß eine Cession von Seiten ihres Erblassers und des ursprünglichen Verleihers statt gefunden habe. Diese Erben und Universal-Successoren und deren etwaige Vormünder und Curatoren haben entweder sämmtlich diesen Eid zu leisten oder einen unter sich specialiter, mittelst gerichtlicher Vollmacht, zu dessen Ableistung zu bevollmächtigen; jedenfalls aber eine glaubhafte Bescheinigung darüber bei zu bringen: daß außer ihnen keine Erben oder Universal-Successoren des respectiven Erblassers und ursprünglichen Verleihers weiter vorhanden sind. Das über die formgerechte Eidesleistung aufgenommene Protokoll, so wie die respektiven Vollmachten und Bescheinigungen sind zugleich mit den Anleihe- und Schuldscheinen bei dem königlichen Schatz-Collegio zu Hannover ein zu reichen, und haben diejenigen, welche jenen Eid nicht leisten können oder wollen, zu gewärtigen: daß sie gleich den Cessionaren auf eine Vergütung von 25 Procent beschränkt werden. — Ich bin hier etwas umständlich, weil mich die Härte dieser in das Privat-Wohl der hannöverschen Unterthanen allzu tief eingreifenden Verfügung sehr vernehmbar angesprochen hat. Bin ich gleich mit ganzem Herzen Hannoveraner, so kann ich doch diese Verordnung nicht billigen, und die Gründe, die man dafür anführt, sind sehr seicht. Man meint dadurch in künftigen Occupations-Fällen (die der Himmel verhüten möge!) dem Feind die Lust zu ähnlichen Zwang-Anlehnen genommen und der Willfährigkeit der Staatsbeamteten und Unterthanen, dem Feind in die Hände zu arbeiten, auf ewig einen Damm entgegen gesetzt zu haben. Einmal wird sich kein feindlicher Machthaber durch Verfügungen dieser Art von Zwangs-Anleihen abhalten lassen; zweitens war das von Belleville und Neuvier ausgeschriebene Anlehn wahrlich kein den Franzosen halb freiwillig dargebotener Tribut, vielmehr lag in diesem Zwangs-Anlehn das einzige Rettungsmittel der landesherrlichen Domainen, namentlich der königlichen Domainial-Forsten, die, wenn das Zwangs-Anlehn nicht realisirt worden wäre, der Verwüstung des Feindes Preis gegeben blieben. Bei diesen Umständen hätte man wohl die verwendeten Summen als eine Ehrenschuld betrachten und deren unverkürzte Zahlung anordnen sollen. — Die Anerkennung des Zwangs-Anlehns als Staatsschuld hat zu den lebhaftesten Debatten geführt. Der geistvolle Geheime Cabinets-Rath Rehberg (der „Untersuchungen über die französische Revolution“ geliefert, das „Buch vom Fürsten“ von Niccolo Machiavelli bearbeitet, über den Code Napoleon und dessen Einführung in Deutschland geschrieben und manches andere gehaltvolle Werk der literarischen Welt geschenkt hat) war der Coryphee der ministeriellen Parthei, die an dem Lüneburgschen Deputirten, dem Consul Dr. Kruckenberg, der später durch den Syndicus Sievers ersetzt worden, einen sehr gründlichen Gegner fand. Kruckenberg entwickelte in einem drittehalbstündigen Vortrag die Nothwendigkeit der vollständigsten Anerkennung des Zwang-Anlehns als Staatsschuld und hatte die Satisfaktion, daß mehrere ministeriell gesinnte Stände-Mitglieder durch einen frühzeitigen Weggang aus der Stände-Versammlung das Einleuchtende seiner durchdachten Momente anerkennen mußten. — B —.

Paris. Am 14ten Juli 1789 fiel die Bastille und riß mit ihrem Fall im Fluge den Thron, die geistliche Macht, den Adel, die Parlamente und alle Stützen der alten Monarchie nieder; am 14ten Juli 1820 herrscht die Charte und erhält den Thron und die Dynastie, die Religion, die öffentliche Freiheit und Aller Rechte. — Am 14ten Juli 1789 gab es drei Ordnungen; am 14ten Juli 1820 sind alle Franzosen vor dem Gesetz gleich. — Am 14ten Juli 1789 war allgemeine Bewegung in den Massen; am 14ten Juli 1820 ist sie nur in einzelnen Individuen. — Am 14ten Juli 1789 wollte Alles zerstören; am 14ten Juli 1820 will Alles den Bau erhalten. — Am 14ten Juli 1789 war die Gegenwart ein Ungewitter, die Vergangenheit heftiger Haß und die Zukunft ein Geheimniß; am 14ten Juli 1820 ist die Gegenwart eine stete Unruhe, die Vergangenheit eine gute Lehre und die Zukunft voller Hoffnung. (Courier fr.)

Als die Gänse auf dem römischen Capitol schnatterten, hatten die Gallier den Felsen schon wirklich erstiegen. Möchten die Feder-Kiele der Nachkommen dieser braven Thiere doch einige Wahrhaftigkeit als Erbe empfangen haben, damit sie nicht eher von Gefahr schreiben, als bis sie wirklich zu erweisen ist! (Constitut.)

Redacteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurersche Buchhandlung.




# Der Gesellschafter
oder
# Blätter für Geist und Herz.

1820. Freitag den 4. August. 125stes Blatt.


## Ueber Westindien und Europa.

(Fortsetzung.)

Ich kann die Nachricht von der Unannehmlichkeit meiner Sendung übergehen; sie nöthigte mich, drei Wochen unter demselben Dache mit einem Manne zu wohnen, der damals mehr einer Hyäne in menschlicher Gestalt, als dem Repräsentanten einer großen Kolonie glich. Erinnere Dich nur an die Zeit, in der alle Rechtlichen die Opfer eines zügellosen Pöbels wurden, in der mehr als 120,000 eben frei gelassene Neger die Weißen ungestraft beleidigten, die täglich vor das Revolutions-Tribunal geführt wurden, um ihre Verurtheilung zur Guillotine an zu hören und — als man in deren Gebrauch ermüdet war — in Gruben gestellt und erschossen zu werden. Aber ich will die Gräßlichkeiten verschweigen, mit denen meine Sendung mich bekannt machte, und nur erzählen, was mir mit Victor Hugues begegnete. — Er machte unter andern Beschuldigungen auch die: daß es durch die Aufbringung eines dänischen Fahrzeuges bekannt geworden sey, daß die Dänen schwarze französische Bürger an deren Feinde, die Engländer, verkauft hätten. Ich erfuhr die größten Unannehmlichkeiten bei diesem Geschäfte und kämpfte ritterlich: meine Waffen waren die Grundsätze des Völkerrechts nach Martens, Vattel u. s. w. und lange Citate aus der „ordonnance de la marine", welche mir ziemlich geläufig war, die man aber nicht anerkennen wollte. Die Unhaltbarkeit aller Beschuldigungen wird durch die einzige Handlung ziemlich einleuchtend: daß die französischen Machthaber ein dänisches Fahrzeug condemnirten, weil es — eine englische Bibel am Bord hatte. Der Gerichts-Beisitzer Norderling, jetzt schwedischer General-Consul in Marokko, war als schwedischer Agent auf Guadeloupe; er ist ein kenntnißvoller Mann und die Aehnlichkeit unserer Sprache, unseres Benehmens und unserer Aufträge verband uns bald. Wir machten es uns jedoch zum Gesetz, keine Spaziergänge mit einander zu wagen, um nicht, in der Zeit des Schreckens und der Guillotine, für Beobachter oder Kundschafter gehalten zu werden, und vertrieben die Zeit im Nationalhause. Da wurden die Instrumente und die Effekten aller Art aufbewahrt, welche die Ausgewanderten den Repräsentanten der Republik zur Beute gelassen hatten. Die Commissaire der Regierung: Victor Hugues, Goyrand und Lebas wunderten sich: daß die beiden nordischen Bären mit allerlei Wissenschaften und Künsten bekannt schienen und hatten die Höflichkeit, uns ein — jedoch höchst einfaches — Conzert zu veranstalten. An dem Tage, da es gegeben ward, waren ich und Hugues in dem Augenblicke des Anfangs eben in einem tiefen Gespräch in dem National-Saale begriffen. Da wir gerufen wurden, schlug Hugues vor: dem Conzert, das ihn nicht anziehe, zu entsagen und die Unterredung fort zu setzen. Ich konnte es nicht ablehnen. Nun fing er an, sich über die Natur seiner neuen Verwaltung der Kolonie zu erklären, über die Freilassung der Schwarzen, die zugestandene Gleichheit der Rechte mit den Weißen, ihre Theilnahme an dem Ertrag u. s. w. Ich hörte — er verlangte meine Mei-

nung — ich schwieg. Als er die Ursache meines Schweigens wissen wollte, sagte ich: „Unmöglich kann ich meine Meinung über Verfügungen äußern, die so wichtige Folgen haben und dem System, das wir in unsern Kolonieen befolgen und dessen nützliche Resultate vieljährige Erfahrungen bewährt haben, gerade entgegen gesetzt ist. Wir tragen Beide einen öffentlichen Charakter, der unsern Aeußerungen Gewicht giebt, daher meine Meinung, wenn sie von der Ihrigen verschieden wäre, leicht den Anschein eines Tadels erhalten könnte, einer Censur der neuen Verwaltung, deren ich mich nicht schuldig machen will. Ich bitte Sie daher, es nicht weiter zu verlangen.“ — Da schlug er vor: daß wir für die Dauer der Unterredung unsere öffentlichen Verhältnisse außer Kraft lassen und als Philosophen und Freunde reden wollten. Wie sehr ich auch seinen Versicherungen mißtrauete, so mußte ich doch seine Hand und sein Ehrenwort darauf annehmen: daß Alles, was vorfallen und gesprochen werden möchte, als ungeschehen und ungesagt solle angesehen werden; eine längere Weigerung würde ihn beleidigt haben. Ich ging nun aus von dem Charakter und den Anlagen der Schwarzen und ihrer, den Weißen so sehr überlegenen Anzahl, als der Basis aller Folgen einer veränderten Verfassung; ich entwickelte ihm die Betrachtungen über die Denkweise und den Charakter dieser Naturmenschen, die ich in meiner Beschreibung von St. Croix angestellt habe; bat ihn aber zu bemerken: daß sie die Schwarzen auf unsern Inseln nicht treffen könnten und am wenigsten die französischen Schwarzen, die ich weder beurtheilen könne noch wolle. Ich zeigte ihm: daß sie Menschen des Augenblicks sind, Tygern und Löwen gleichend, in der ersten Wuth alle Grenzen überschreitend; kriechend, wenn das Feuer der Leidenschaft sinkt, aber immer voll brennbaren Stoffes zu neuer Flamme; ich erwähnte: daß ich niemals die Thräne des Mitgefühls aus dem Auge eines Schwarzen hätte rinnen sehen, immer nur des Zornes, der ungemäßigten Leidenschaft. — In der Lebhaftigkeit unserer Unterredung, im Saale auf und nieder gehend, sagte ich: „Schätzen Sie sich glücklich, wenn der Lohn Ihrer Wohlthaten gegen diese treulosen Menschen kein Dolchstoß in Ihre Brust ist!“ — Ohne die Absicht, einen Theaterstreich zu machen, berührte ich ihn in einer deklamatorischen Bewegung mit der Hand: er erbebte. Wir faßten uns wieder und ich erinnerte ihn noch an die Ausbrüche der Neger-Revolutionen auf St. Domingo. — Das Conzert war beendigt, wir wurden zum Abendessen gerufen; Hugues gab mir die Hand und eilte fort, anstatt zum Essen zu kommen. Ich konnte die ganze Nacht vor Besorgniß wegen der Folgen dieser Unterredung nicht schlafen — das gegebene Ehrenwort beruhigte mich nicht. Ich hatte mit einem Zögling Robespierre's zu thun, dessen Bild, wie ein Idol, in Hugues Schlafzimmer hing, das dicht an dem meinigen war; denn der Commissair Goyrand hatte mir seine drei Zimmer überlassen und wohnte so lange bei seinem Collegen Lebas. Am folgenden Morgen erschien Hugues nicht, wie er sonst gewohnt war. Neue Quelle der Unruhe für mich! Endlich kam er zu unserem großen Frühstück von dreißig Couverts, wobei auch Mulatten und Neger (in blauer wollener Kleidung auf bloßem Körper) zugelassen und von Weißen bedient wurden. Die Neger ließen tüchtig für sich einschenken, und des Gebrauches der großen silbernen Gabeln wenig kundig, zerrissen sie die Speisen mit den Fingern. Hugues, den ich nicht aus dem Auge verlor, war munter und zutraulich. Aber nun ereignete sich ein Unglück. Als wir kaum vom Tische aufgestanden waren, kam sein Leibarzt, Doktor Peyni, rief ihn an die Seite und las ihm eine Zeitungs-Nachricht vor. Es war unglücklicher Weise unsere Zeitung von St. Croix, in welche die Nachricht von St. Christoph eingerückt war: daß man in Guadeloupe die unglücklichen betrogenen Schwarzen wie die weißen Einwohner guillotiniren lasse. Hugues nahm wüthend das Blatt, spuckte darauf, hielt es mir vor die Nase und schrie: „Das schändliche Gouvernement! da, nehmt es hin!“ — Ich faßte es, warf es auf einen Marmor-Tisch und ging schweigend auf mein Zimmer. Mehr als dreißig Schwarze und Weiße waren zugegen, und unter Andern der General Pellardi. Kaum war ich auf der Treppe, als Hugues mir nachkam, mich und mein Gouvernement mit Scheltworten überhäufte, Lindemann selber in St. Croix zu prügeln drohte, ferner Malleville auf St. Thomas mit gebundenen Händen nach Frankreich wolle führen lassen. Mich nannte er einen Spion, einen Negerfeind, einen Aristocraten, Sklaven der Engländer, und hielt mir in jedem Augenblick die geballte Hand vor das Gesicht. Es war ein sehr ernsthafter Sturm und er tobte so, daß ich kein Wort zu sprechen vermochte. — Du kannst Dir vorstellen, wie schrecklich mir die Unterredung des vorigen Abends ward, da ich ohnehin Vieles zu dulden hatte. Sogar mein Diener, ein Mulatte von St. Croix, der sah, welche Freiheit die Schwarzen in Guadeloupe erhalten hatten, war so unverschämt geworden: daß er sich am Tage vorher zu mir in mein Bett legen wollte, da er — weil Alle völlige Gleichheit hatten und er nicht als Diener, sondern als ein Vertrauter — homme de confiance — angesehen ward — mit mir, den Commissairs und dem General Pellardi zu Abend gegessen hatte; aber über das Toben des Victor Hugues gegen mich erstarrte er dennoch vor Schrecken. Hugues schloß mit der Erklärung: daß ich nun ein Gefangener sey, daß er mir eine Wache geben und mich unter Bedeckung wolle nach meinem Fahrzeuge

führen lassen, welches mehrere Meilen entfernt lag. Dann ging er weg.

(Die Fortsetzung folgt.)

## E v a t h l o s.

(Fortsetzung.)

Mißmuthig suchte Evathlos in den nächsten Tagen den künftigen Herrn für sein so liebes Vaterhaus, und als er gefunden war für wenig mehr als die Summe, welche Protagoras noch begehrte, hatte er den Schmerz des Scheidens zu überwältigen: denn jede Stätte in seinem Besitzthum erinnerte ihn jetzt mit tieferem Weh an der Kinderjahre längst verklungene Freuden. Sinnend das Haupt in die Hand stützend, gelehnt an die Pforte seines Gartens, sah er die Sonne hinab sinken von dem Tage, der ihm der letzte seyn sollte unter dem väterlichen Dach und wünschte: daß sie nun Keinem den Morgen verkünden möge, der nicht glücklicher sey als er. Seines Gartens Mauer begrenzte zugleich einen Raum, wo Viele die Asche ihrer Todten in Urnen bewahrten; die Ueberreste der Eltern des Evathlos und einer Schwester, welche die Götter früher noch als jene hingenommen hatten, waren hier auch vereint, und der Jüngling schritt dahin, seine Kniee zu beugen vor den Todten. Und als er zurück kehrte, sah er eine edle weibliche Gestalt, tief in den Staub gebückt, vor einer Urne; in heftiger Erschütterung war sie, und Thränen erhoben den Reiz der schönen Züge. Sie gewahrte den Evathlos nicht, der fern stehen blieb und mehr als jemals den Sieg der Schönheit empfand, da sie, mit inniger Rührung vereint, in einem Augenblick ihm nahete, wo jeder Gedanke, jedes Empfinden in ihm zur Wehmuth sich wandte. Lange hatte er, im Anschauen verloren, seine Schritte gehemmt; eine Bewegung verrieth ihn und die edle Gestalt erhob sich, von der Ueberraschung in sichtlicher Scheu. Evathlos aber trat zu ihr, sprechend: „Ich habe Deine Thränen gesehen, gönne es mir nun, Dein Leid zu wissen, denn selbst Trost ist eine Hülfe, wäre ich auch für jede andere machtlos!“ — Sie aber sagte: Sie heiße Inara, habe hier der Mutter, mit Aufopferung der geringen Habe, die letzte Achtung erwiesen und nun die Botschaft empfangen: daß ihr Vater, der auf einem athenienſischen Kriegsschiffe ausziehen mußte, in die Gefangenschaft der Seeräuber gefallen sey und ein Lösegeld von 30 Minen bezahlen solle. Dies war unmöglich und Inara gedachte nach der Insel, wo ihr Vater in Fesseln schmachtete, um zu versuchen: ob das Flehen der Tochter Barbaren zu Menschen mache; hier, wo der Schatten der Mutter sie umschwebte, hatte sie noch einmal die Götter um das Gelingen ihres Vorhabens angerufen.

Gedankenvoll hörte Evathlos die Worte des bewegten Herzens von den schönen Lippen Inara's klingen und sagte dann: daß sie nimmer diese Reise wagen dürfe, die nur Gefahren, ohne Lösegeld aber keine Hoffnung biete. Sie aber meinte Milde zu finden, wo nur Habsucht waltete und mochte nicht ablassen von ihrem Plane. Da rief Evathlos entschlossen: „Inara, vertraue mir! in Monatsfrist wirst Du nicht mehr einsam weinen; Dein Vater soll Dir zurück gegeben seyn!“ Und wie er mit Begeisterung also sprach, da glaubt' es die Jungfrau. Ihr freudiger Dank aber war dem Evathlos ein zu reicher Lohn, als daß er nicht beschämt und dennoch ungern in seines Gartens Dunkel sich hätte verbergen sollen, nachdem er die Wohnung Inara's erkundete, deren Bild nun über die Oede in seinem Inneren der ersten Liebe Frühling zog und ihm Alles so vergessen machte, daß die mondhelle Mitternacht ihn noch fand in Betrachtungen seines beseligten Herzens.

Evathlos konnte sein Wort nur halten, wenn er so viel, als die Lösung-Summe betrug, dem Protagoras verweigerte. Jetzt, wo es eine gute That, nicht seinen Vortheil galt, fühlte er den Muth dazu und rüstete den klugen Sinn gegen die Unbilligkeit des Protagoras. Am Morgen aber trat er zuerst, bereitet zur Reise, vor Inara, um zu empfangen, was die Liebe der Tochter dem Vater an Worten oder nützlichen Dingen mit schicken wollte; dann aber eilte er und ehe noch der Mond wieder leuchtete, wie an jenem Abend, lag Inara in den Armen ihres Vaters, dessen Gefangenschaft durch einen jungen Krieger, Eponides, der mit ankam unter den Befreiten, sehr erleichtert worden war.

Protagoras aber hatte indessen seinen Unwillen gegen Evathlos immer mehr genährt, so daß er in Zorn ausbrach, als dieser auch jetzt noch zögerte, seine Fähigkeiten öffentlich zu zeigen. Evathlos aber wollte dies so, und er ward endlich, vom Protagoras verklagt, vor die Richter beschieden, welche den Jüngling zwingen sollten zur Erfüllung des Verabredeten. Still erwartete er den Tag, an welchem er vor den Richtern und dem Volk erscheinen sollte, und es beklagte Evathlos nur: daß er, um dieses Zwistes willen, so oft seinen sehnenden Gedanken an Inara sich entziehen mußte, die er, in der Demuth erster Liebe, dennoch mehr vermied als suchte.

(Der Schluß folgt.)

## A n e k d o t e.

Der Geheime Rath von S* las auf dem Museum zu F* eines seiner matten Gedichte vor, wodurch er der Versammlung nicht wenig Langeweile gemacht hatte. Nach Beendigung der Vorlesung sagte Einer der Zuhörer dem Andern ins Ohr:

Apoll, du großer Richter!
Mach' du den Herrn Geheimen Rath
Auch zum geheimen Dichter.

M — r.

# Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

Paris. Ein theatralischer Todesfall hat in diesen Tagen die Journale sehr beschäftigt. Ein Boulevard-Theater hat nämlich einen wichtigen Akteur verloren, der seinen Ruhm schnell durch ganz Europa fort zu pflanzen und überall Nacheiferer zu erwecken wußte, einen Akteur, der durch sein, bis dahin unbekanntes Talent ein ganz neues dramatisches Genre erschuf, einen Akteur, der auch von Seiten seiner persönlichen Eigenschaften so schätzenswerth war, da während seiner ganzen theatralischen Laufbahn auch nicht eine von ihm gespielte Kabale, höchstens einige Liebschaften, bekannt wurden, einen Akteur, der niemals krank war, wenn er auftreten sollte, einen Akteur, der sich niemals auf den Souffleur verließ, einen Akteur endlich — denn wie könnte ich alle seine seltenen Tugenden, alle jene Merkmale, die ihn so wesentlich von allen andern dramatischen Künstlern unterschieden, hier rasch aufzählen — einen Akteur also, dessen erstes und letztes Auftreten durchaus gleich vollkommen war — der Hund Dragon ist nicht mehr! — Die bildende Kunst verspricht etwas für Frankreich Interessantes, nämlich ein schon zu drei Lieferungen vorgerücktes „Monument national", das heißt: eine Sammlung der getroffenen Bildnisse der constitutionell gesinnten Pairs und Deputirten (in Kupferstich), die bei ihrer Parthei Käufer finden dürfte. — Außerdem bemerkte ich einen hier erschienenen Steindruck von Sand, auf den Knieen liegend, und wie die Unterschrift sagt: „Nach der Ermordung Kotzebue's sich den Tod gebend (?)." Daß Kotzebue hier Interesse erregen muß, beweist ein so eben erschienenes Buch mit diesem Titel: „Supplément au théâtre choisi de feu Mr. de Kotzebue, avec un Portrait, fac simile, et une notice sur sa vie et détails sur Charles Sand." Die in diesem Bande enthaltenen Stücke sind „Robert Maxwell" und „der natürliche Sohn". — Angekündigt ist eine „Biographie nouvelle des contemporains, ou Dictionnaire historique et raisonné de tous les hommes, qui depuis la révolution française ont acquis de la celebrité par leurs actions, leurs erreurs, ou leurs crimes, soit en france, soit dans les pays étrangers", redigirt von Arnault, Jouy, Jay und einigen andern bekannten Schriftstellern, mit 240 Bildnissen. Das Werk soll acht Bände stark werden. Casper.

Wir wollen hier einen kleinen Katechismus der Liberalen mittheilen: „Wer hat dich erschaffen und in die Welt gesetzt? — Die Natur! — Was ist die Natur? — Davon ein ander Mal! — Was ist Gott? — Die Natur! — Was ist Religion? — Die Stimme der Natur! — Was will die Natur? — Freiheit! — Was ist Freiheit? — Davon ein ander Mal! — Was will die Natur noch mehr? — Gleichheit! — Was ist Gleichheit? — Davon ein ander Mal! — Was ist Gesetz? — Eine Eingebung der Natur! — Was ist Volk? — Volk ist die Allheit! — Was sagt die Natur zum Volk? — Daß es nach den Gesetzen der Natur beherrscht werden soll! — Was ist das erste Naturgesetz? — Freiheit, Gleichheit oder Tod! — Giebt es Natur-Könige? — Nein! In der Natur giebt es keinen König!" (Gaz. d. Fr.)

Während man in Frankreich fürerst nur sehnlichst wünscht: daß die Staats-Verbrecher von den gemeinen Verbrechern abgesondert werden möchten, hat der Kaiser von Rußland sogar Anstalten gegründet, wo diejenigen schweren Verbrecher, welche vor Alter oder Schwäche zur Arbeit unfähig geworden sind, besonders unterhalten werden, und giebt dadurch einen glänzenden Beweis: daß der schuldige Mensch immer Mensch genug bleibt, um ein Recht auf das Mitleid des empfindenden Mitbruders zu haben! (Constitut.)

Im Jahr 1796 fiel ein Mann bei einer dünnen Eisstelle in die Seine. Sein Pudel versuchte lange vergebens, seinen Herrn wieder aus dem Wasser zu retten, und da er es nicht vermochte, legte er sich trauernd auf das Eis und kein menschliches Mittel war im Stande, ihn dort weg zu schaffen; er kam auf dem Eise um. Eine geistreiche Dame nannte diesen Zug thierischer Anhänglichkeit eine „übermenschliche Freundschaft!" — Ein Herr Vigneron brachte auf die letzte öffentliche Gemälde-Ausstellung zu Paris ein Gemälde, das eine ähnliche Art von Anhänglichkeit darstellt. Es hat die Unterschrift: „Der Leichenzug des Armen!" Ein alter Korbwagen fährt nach dem allgemeinen Kirchhof mit der Leiche eines armen Mannes und statt alles andern Gefolges sieht man den treuen Haushund mit traurig hängendem Kopf nachschleichen, dem Jeder ansieht: er werde seine Stelle nicht wieder verlassen. — Unsere neueren Künstler scheinen jetzt wahre Empfindung überhaupt gern durch Muster aus dem Thierreich dar zu stellen! (Constitut.)

Wenn man die Geschichte verfolgt, wird man finden: daß die Volkswuth nie durch tiefes Raisonnement erregt wird, sondern am leichtesten durch lebhafte Bilder von dem Wohlleben der Reichen, in Vergleich mit der Armuth des Volks. Dieses wußten z. B. Licinius Macer und Manlius. Alle malten den scandalösen Luxus der Herrscher aus und stellten dagegen die Nothdurft und das Darben des Volks auf. Thomas Payne's Träume würden schwerlich je ein Volk in Gährung bringen! (Journ. d. Par.)

Seit einiger Zeit kaufen die Engländer in den beiden Marken, Pommern und den benachbarten Provinzen alle Knochen auf. Ein Hr. Beucher (?), Schiffseigner, soll davon 4000 Centner für Rechnung eines brittischen Commissarius nach Hamburg bringen; auch andere Schiffer haben denselben Auftrag. An manchen Orten lassen Commissarien sich alle Thierknochen ausgraben und nehmen auch deren noch mit Fleisch bedeckte mit. Man ist auf den Zweck dieses Sammelns begierig. Einige meinen: die Knochen seyen zu Phosphor bestimmt, Andere zu Raffinerien, noch Andere glauben: daß sie verkalkt unter den Dünger gethan werden, und als solcher entweder in England oder Indien gebraucht werden sollen. (Journ. d. Par.)

In der Bastille, welche anfänglich nur für Staats-Verbrecher bestimmt war, wurde so viel Nachsicht gestattet: daß Laporte sogar einmal von den „Freiheiten der Bastille" redet. — Linguet dagegen sagte einmal: über die Gefängnisse könnte man in gewissen Zeiten die bekannte Kirchhof-Inschrift setzen: „Hodie mihi, cras tibi!" (Constitut.)

In der Straße Rue Neuve St. Paul wohnte einst unweit den Ställen der Königin Isabeau von Baiern, Gemahlin Karls VI., deren Geliebter, der schöne Louis de Bourbon. Als er eines Tages aus dem Schloß Vincennes zurück kam, wo er der Königin ein Rendez-vous gegeben, begegnete er dem König, grüßte ihn, ohne weiter an zu halten, und ritt im Galopp davon. Diese sonderbare Vernachlässigung erregte eifersüchtigen Verdacht, und der König befahl auf der Stelle dem Tanneguy du Chatel, Jenem zu folgen und ihn nach dem Gefängniß zu führen. Der Befehl ward vollführt, Bourbon verhört, in einen ledernen Sack gesteckt und in den Fluß geworfen. Der Sack führte die Aufschrift: „Laufpaß der Gerechtigkeit des Königs!" (Journ. d. Par.) Eine sehr zweideutige Aufschrift!

Außer einer siebenjährigen Pergami, welche alle Londoner durch ihr Schauspiel-Talent entzückt, und außer der kleinen „Joas", welche Talma aus Brüssel mit brachte, ist nun auch in Italien eine zehnjährige „Iphigenia" erschienen, welche als „Iphigenia von Mailand" so viel Enthusiasmus in Italien erregt, als „Iphigenia in Aulis" einst bei den Griechen erweckte. (Journ. d. Par.)

Im vorigen Jahr wurden in Frankreich 36 Millionen Hektoliter Wein gewonnen; davon sind eine Million nach dem Ausland verschickt, 1,500,000 zu Brandtwein verbraucht und 33 Millionen von den Franzosen selbst consumirt worden. (Constitut.)

Redacteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurersche Buchhandlung.




# Der Gesellschafter
oder
# Blätter für Geist und Herz.

1820. Sonnabend den 5. August. 126stes Blatt.


## Evathlos.

(Schluß.)

Als nun am bestimmten Tage die, von den Archonten erwählten Richter vor dem Volke versammelt waren, traten Protagoras und Evathlos hinzu, und es ward Jedem angedeutet: wie viel Zeit ihnen gegeben sey zur Darlegung ihrer Sache. Es rechnete aber Protagoras auf einen glänzenden Sieg seiner Klugheit, indem er mit wenig Worten vortrug, daß es Bedingung sey: sein Schüler solle ihm noch ein Talent bezahlen, wenn er die erste öffentliche Sache gewinne, und dann ausrief: „Entscheidet, Richter, wie Ihr wollt! gesichert bleibt mein Begehren. Ist Euer Spruch für mich, so muß mich Evathlos bezahlen; ist aber Euer Spruch dem Evathlos günstig, so muß er mich auch bezahlen, indem er dadurch seine erste öffentliche Sache gewinnt!“ Und das Volk jauchzte ihm Beifall zu; die Richter aber geboten Ruhe und Evathlos sprach nun, gleiche Klugheit entgegen setzend: „Protagoras, ich mußte Dir schon viel geben, darum sieh' ein: daß Deine Anforderung ein Unrecht, Dein Satz ein falscher ist. Denn wäre mir der Richterspruch günstig, so wird Deine Forderung nichtig, und ist der Spruch für Dich, so habe ich meine erste öffentliche Sache nicht gewonnen und bin Dir also nichts schuldig!“ — Und das Volk jauchzte auch dem Evathlos Beifall zu; die Richter aber wußten nicht zu entscheiden. Da bestieg, in Zorn entbrannt, Protagoras die Redner-Bühne und sprach mit dem Eifer der Leidenschaft über die Undankbarkeit des Evathlos, dem er all sein Wissen treu und angestrengt mitgetheilt habe; hingerissen von der Rede und ermuntert von einer Parthei, die Protagoras in Athen hatte, schrie das leicht bewegte Volk: „Schuldig ist Evathlos, der Undankbare!“ und mit donnerndem Ungestüm wurde der Ruf wiederholt. Tief gekränkt von dem Vorwurf der Undankbarkeit stand Evathlos unentschlossen, doch fühlte er bald, daß er nicht nur seinen Verstand, auch sein Herz erretten müsse vor der Verdammniß und wollte reden zu dem Volk; aber seine Worte verhallten in dem Getöse, also, daß den Jüngling die Furcht befiel, der Macht der Menge zu erliegen. Da ertönte Klang der Saiten und der Doppel-Flöten; man gewahrte auf geschmücktem Wagen einen Jüngling und eine Jungfrau, begleitet von dem Vermählungszuge, und zu dem neuen Schauspiel hin drängten sich Viele. Plötzlich erhob sich fern ein jubelndes Geschrei und Bürger von Athen zogen den Wagen mit dem Hochzeitpaare herbei und Alle gaben Raum der ungewohnten Erscheinung. Mit Entsetzen aber sah Evathlos die Jungfrau: es war Jnara, auf ihrem Haupte den Kranz, gewunden von Mohn und Sesam, beide der Venus heilig; in dem Jüngling neben ihr erkannte er Evonides, den jungen Krieger, der Jnara's Vater in der Gefangenschaft pflegte und Epheu-Zweige, die Beide trugen, bezeugten: daß der Schwur ewiger Treue den Göttern schon gebracht war. Bleich und bebend mühte Evathlos sich, das Band seiner Zunge zu lösen; vergebens! Jnara aber sprach: „Athenienser, ich hörte den Ruf: „Schuldig ist Evathlos, der

Undankbare!" Laut sagt' ich da: er hat meinen greisen Vater befreit aus der Gefangenschaft, er hat das Lösegeld bezahlt und jeglichen Dank verschmäht von uns, die wir ihm fremd waren! — und er sollte dem Lehrer undankbar seyn? — Hieher geführt haben mich Eure Mitbürger, daß Ihr nun Alle dieses Zeugniß hören mögt!" — Hervor aus der Menge trat jetzt auch ein Fremder, sprechend: „Nach Abdera sendet, und Ihr hört Evathlos Güte preisen. Aus dem Elend errettet hat er den Vater des Protagoras, der ein undankbarer Sohn ist!" — Protagoras, schon abgewiesen von den Richtern, mußte verstummen vor dem Freudenruf: „Heil Evathlos, dem Edlen!" — und Viele umfaßten den Jüngling, auf ihren Schultern ihn im Triumph heim zu tragen. In Evathlos aber regte sich kein Wiederhall der Freude; tief bewegt preßte er die gefalteten Hände auf das stürmende Herz, das die Fesseln zu sprengen drohte und in seiner Gluth jeden Zuruf des Geistes verschmähte. — Er mußte dem Schmerze lange nachgeben, bis er ihn endlich zur Milde zwang und zum Guten wandte. Wohl fühlte er stets, daß der Augenblick, da er Inara fand, gebeugt den Schatten der Mutter anrufend, für ihn das höchste Glück hätte herbei führen können; aber er entschied: daß er berufen sey, dem Heil der Menschheit sich ganz zu weihen und er that es mit rastloser Aufopferung, für sich jedem Anspruch entsagend. Wenn er nun mit allen Kräften dem Unterdrückten geholfen, den Unschuldigen gerettet hatte, da erkannte er: auch die Klugheit ist eine Gabe der Götter und wohlgefällig ist ihnen deren Benutzung, weiß sie das Rechte durch Ueberlisten schlauer Eigensucht, durch Entlarven der Scheintugend zu fördern. Und er übte die Klugheit fortan, hochgeehrt von den Mitbürgern, die ihm, als die Götter ihn frühe schon zu sich riefen, ein Denkmal stifteten, mit der Inschrift: „Hier ruht Evathlos. Unterdrückte, beweinet Euren Freund!"

Bertram.

## Ueber Westindien und Europa.

(Fortsetzung.)

Ich benachrichtigte Norderling sogleich von dem Vorfall, da ich selber meine Zimmer nicht verlassen wollte und vertraute seiner Aufbewahrung einen Brief an einen im Gefängniß befindlichen dänischen Bürger, der mich compromittiren konnte, wenn meine Sachen durchsucht wurden. Dieses war kaum geschehen, als Hugues wieder kam. Nun, da wir allein mit einander waren, fing ich an zu zürnen und zu schelten, wie er vorher, und sagte ihm: daß er das Völker- und Gast-Recht mit Füßen träte. Er schwieg, ging weg und ich folgte ihm in diesem Ton bis an die Treppe. Bald kam Norderling; er war bei Hugues gewesen, der berathschlagte: ob er mich gefangen nehmen solle, bis die dänische Regierung wegen der Zeitungs-Anzeige Genugthuung gegeben; dagegen hatten seine Rathgeber, zu denen der General Pellardi und der Intendant Villegegue gehörten, ihn ersucht: mir eine Genugthuung zu geben. Norderling hatte nun den Auftrag erhalten, mir eine befriedigende Erklärung zu veranlassen. Von der einen Seite quälte mich der Verdruß über eine so harte und öffentliche Kränkung, von der andern Seite die Besorgniß, von den Schwarzen in tausend Stücke zerrissen zu werden, wenn Hugues unsere Abend-Unterhaltung bekannt machte. Norderling trieb mich deshalb an, meine Zimmer zu verlassen, obgleich ich mich für einen Gefangenen hielt. Ich ging zu Goyrand und Lebas, um die Ehrenerklärung im National-Saale, wo die Scene vorfiel, zu erhalten. Der alte brave Soldat bot mir eine Prise Taback und sagte: „Bekümmere Dich darum nicht; Du weißt ja, daß der Bürger Hugues ein Hitzkopf ist!" — Der listige Advokat Lebas wollte Nichts gesehen haben und sagte: Es würde ihn schmerzen, wenn etwas Unangenehmes vorgefallen wäre. Ich mußte mich wohl bequemen und ruhig zum Mittagsessen gehen. Hugues war sehr zuvorkommend und bedauerte: daß ich nichts essen wolle. Ich war in einem starken Fieber. Nach Tische äußerte ich den Wunsch: daß meine Geschäfte beendigt würden und ich abreisen könne. Er versprach es mir; doch verflossen noch einige Tage, ehe ich mündliche und schriftliche Antwort auf mein Anliegen erhielt. Dann nahm ich Abschied und ward mit der Admirals-Schaluppe, sammt Norderling, der mich begleitete, nach meinem Fahrzeug gebracht, das einige Stunden entfernt lag. Als wir ankamen, war es zu spät, um Lootsen zu erhalten, und wir mußten uns bis zum nächsten Morgen beruhigen. Bei dem Anbruch des Tages meldete man uns: daß der Commissair Hugues in der Nähe seyn müsse, weil alle Fahrzeuge flaggten. Mein Schiffsvolk, mit dem letzten Vorgange bekannt, glaubte: daß er gekommen sey, um mich ab zu holen. Als sie riefen: „Da kommt er!" stand er auch gleich bei mir auf der dänischen Barke. Er umarmte mich und Norderling, den ich nach St. Bartholomee zu bringen versprochen hatte, nahm ein Frühstück mit uns und fuhr bei dem Hurrah-Rufen von allen Schiffen wieder zurück. — Es gab oft Zwischenzeiten eines ruhigen Betragens bei Hugues nnd dann war seine Unterhaltung anziehend; er hatte einen offnen, feurigen Kopf, obwohl keine Beredsamkeit. Seine Befehle bestanden immer nur aus wenigen Zeilen; seine Verwaltung hatte wenige Worte, aber viele Handlungen. Jeder flog auf seinen Wink und nirgends war Einer vor ihm sicher. Genug — ich hatte jetzt sein Wohlwollen erworben, und auf andern Sendungen — da er mit Regierungs-Veränderungen in Europa auch sein Benehmen geändert hatte — ver-

mehrte es sich so sehr, daß er mich einladen ließ: mit einer Commission in Guadeloupe zusammen zu treten zur Untersuchung und Beschreibung des großen Natur-Ereignisses, als der Rauch gebende Berg la Souffriere, der hinter Basseterre liegt, seit der Zeit des Pere Labat den ersten Ausbruch gemacht hatte, der einen Umkreis von 10 — 12 französischen Meilen mit Asche bedeckte; ein neuer Krater entstand neben dem vorigen, der aber niemals Lava oder Flammen, sondern nur Asche, Rauch und Funken auswarf.

Ich mußte seine Einladung ablehnen, weil ich gerade damals als Agent des Gouvernements in öffentlichen Geschäften auf Portorico war. Hier schloß ich eine genaue Verbindung mit der gelehrten spanischen Gesellschaft von Mexico, die acht Jahre (bis Kalifornien) auf königliche Rechnung gereiset und mit allen Bequemlichkeiten, sogar silbernem Geschirr, versehen, einen Theil dieses Continents und viele Inseln durchwandert war, um Materialien zur genaueren Kenntniß der Natur-Produkte dieser Länder zu sammeln. Ihr Anführer war der edelmüthige und gelehrte Martin de Sessé, der mir Vieles aus seiner vortreflichen Sammlung mittheilte, das ich großen Theils unserm Vahl schenkte. Ich mache davon bemerklich: einige neue Arten der Cincoria, des Chinarinden-Baumes, Zanthoxylum, des gelben Sandelbaumes, welcher das so schöne Holz zu Meubles giebt. Ich theilte dem würdigen Sessé, der mir den Eintritt in die Gesellschaft anbot, die neueren botanischen Werke mit, welche er sehr zu besitzen wünschte; auch den Theil der „Flora danica", der in der Mexicanischen Bibliothek fehlte, und eine Reise-Zehrung von Wein und dänischem Schnupf-Taback. — Sessé schrieb, noch ehe ich ihn verließ, an Cervantes, den Rektor der Universität in Mexico, um seine Bekanntschaft für mich und bat ihn: mir Sessé's Sammlung von Mineralien und den „Prodromus florae Chilensis" zu geben: die erste Frucht der Nachforschungen der Gesellschaft, die nach Chili und den südlichen Theilen des Continents abgegangen war. Etwa zwei Jahre darauf, als ich auf der Fregatte Freia wieder nach Portorico kam — der Commandeur Brown führte sie dahin, um, zu Folge des Cartells mit Spanien, Ueberläufer zurück zu fordern — erfuhr ich von dem Doktor Reiffer: daß Sessé ein Paket an mich von Madrid geschickt habe, welches vermuthlich die königliche Erlaubniß enthielt: den spanischen Continent bereisen zu dürfen; aber das Paket ward zwischen Portorico und St. Thomas über Bord geworfen, aus Besorgniß: es könne das Fahrzeug der Aufbringung aussetzen. Ferner erfuhr ich mit Betrübniß: daß das Schiff, welches meine kostbare Mineralien-Sammlung von Vera-Cruz bringen sollte, an der Küste von Portorico gescheitert und nichts gerettet sey, als jenes schöne Werk. Es war glücklicher Weise in Segeltuch genäht und Text und Kupfer wurden, des Seewassers ungeachtet, noch erhalten. Dieses einzige Exemplar in Dänemark ist mit der Bibliothek unsers Freundes Vahl nun in dem Besitz des Königs und in der Sammlung des botanischen Gartens.

(Die Fortsetzung folgt.)

## Doktor Stösel.

Dieser gelehrte und gottesfürchtige, nur für seine Zeit zu hellsehende Mann — erst Superintendent zu Heldburg, dann Professor zu Jena, späterhin Superintendent zu Pirna und endlich des großen Churfürsten, August von Sachsen, Kirchenrath und Beichtvater — ward, als des Kryptokalvinismus verdächtig, im Jahr 1575 verhaftet und auf einem Korbwagen, wie der gemeinste Verbrecher, von Dresden nach Senftenberg abgeführt, wo er in dasigem Schlosse eine elende Kammer zum Gefängniß erhielt. Der Gram darüber machte ihn wahnsinnig und so starb er auch — zum Glück schon den 18ten März 1576. Seine treue Hausfrau, die ihm ins Gefängniß gefolgt war, überlebte ihn nur einige Stunden. Seine Feinde fanden in seiner Geisteszerrüttung nur göttliche Strafe für Geistesverirrung von dem heiligen Pfade der Orthodoxie. Die Senftenberger Geistlichkeit wollte ihm sogar, als einem Ketzer, durchaus kein Grab in der Kirche neben andern frommen Christen verstatten, und selbst dann, als ein eigenhändiger Befehl des Churfürsten sie belehrt hatte: „daß die Erde überall des Herrn sey" — begrub sie ihn, nebst seiner Frau, wenigstens nicht im Schooß der Kirche, sondern — unter dem Glockenthurm, und zwar, wie es heißt: „nach Art der Ketzer in der Queere". — Was das wohl heißen mag — und ob wohl der gute Stösel in der Queere nicht eben so sanft schlummert, als die Zeloten, die ihn verfolgten, in der Länge? — O Zeiten! — in welchen ein solcher Churfürst solche Geistlichkeit ob solchem Zelotismus nicht Sitte und Vernunft lehrte!

Richard Roos.

## Anekdote.

Die kleine Eitelkeit des verstorbenen Pabstes, überall durch die Inschrift „Munificentia Pii Sexti" sich zu rühmen, wurde witzig verspottet, als zur Zeit einer Theurung ein kleines Brod, die pagnotta — welches immer zwei Bajocchi kostet, und nach Verhältniß des Waizen-Preises größer oder kleiner wird — zu kläglicher Winzigkeit zusammen geschwunden war. Man fand eines dieser Brödchen in der Hand des Pasquino-Bildes mit einem großen Papierstreifen, worauf zu lesen war: „Munificentia Pii Sexti" (durch die Freigebigkeit Pius des Sechsten). L.

# Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

**Ueber die Berliner Bühne.** I. Die Darstellung der Berliner Bühne, als eines vollständigen geschlossenen Kunst-Instituts, mit allen seinen inneren und äußeren Kräften, wie sie theils lebendig und wirksam hervor treten, theils noch müßig oder unentwickelt in das Ganze sich auflösen, muß eine für die Kunstgeschichte und den Flor theatralischer Kunst gleich fruchtbare Arbeit seyn. Schon das einfache Bild einer Bühne an sich, wenn sie ohne ihren Zusammenhang mit dem Publikum, ohne ihre Einwirkung auf die öffentliche Meinung und die bürgerliche Lebenseinrichtung, und selbst ohne ihren Einfluß auf Kunst-Theorie und allgemeines künstlerisches Erzeugen in der Zeit gedacht wird, ist, wie das Bild jeder anderen geistigen Richtung, die sich aus eigener innerer Kraft entwickelt und äußerlich gestaltet hat, von vorzüglichem Interesse. Gewöhnlich wird, so oft der Zustand einer Bühne zu beurtheilen ist, nur dieser und jener Künstler von berühmtem Namen aufgeführt, und, nach der Stufe ihrer Bildung und Kunstfertigkeit, zu Gunsten oder zum Nachtheil der Anstalt entschieden. Diese dunkle Verwechselung des Publikums beruht auf der durch die Kunstgeschichte und selbst noch durch die Gegenwart gegebenen Erfahrung: daß der Glanz der Bühnen immer durch die Gewalt einzelner reichbegabter, durch Produktivität und Schönheitssinn mächtig hervor ragender Geister gegründet wird. Die Kritik müßte daher einmal zu zeigen versuchen: welcher Standpunkt des Werths im Schaffen einem geschlossenen Künstler-Verein, als solchem, an zu weisen wäre, wenn jene, das Ganze erst befruchtenden und verschönernden Talente, nur wie Glieder am Ganzen in der Reihe der Uebrigen betrachtet würden. — Wer die Aufgabe einer Darstellung der Berliner Bühne lösen will, beginne mit der Beurtheilung aller durch Geschick und Kunstbildung ausgezeichnetsten Künstler, die einen eigenthümlichen Styl für die verschiedenen Gattungen theatralischer Kunst in ihren Darstellungen entfalten, und als einen allgemeinen Typus auf die Uebrigen zu übertragen suchen. Er halte die von ihnen ausgehenden Formen und Leistungen mit ihrem den Kunstbegriffen und Forderungen der Zeit angemessenen Ideale zusammen. Ist einmal die Richtung dieser Künstler genau bezeichnet und ihre Wirksamkeit auf die Bühne, der sie angehören, untersucht worden, so geht er zur Beurtheilung der ganzen Anstalt über, und sucht nach einem gemeinschaftlichen Mittelpunkt unter den ihrer ursprünglichen Kraft und Anlage nach abgesondert und einsam stehenden Talenten, wie er durch diese selbst oder die Vermittlung der Regie gegeben wird. Zu diesem Zwecke mag er einzelne zur Erscheinung gekommene Kunstwerke der Bühne, die unter die gelungensten und glücklichsten gehören können, als Maaßstab nehmen. Die Beurtheilung der äußeren Hülfsmittel hängt freilich zu sehr von einer Einsicht in das ganze vielfach verschlungene und sinnreich verbundene Bühnenwesen, in die örtlichen Verhältnisse der Bühne, in ihre Verfassung, Regierungsform u. s. w. ab. Besonders wichtig für den Dramaturgen möchten jedoch zwei offen liegende und deutlich erscheinende Werkzeuge und Hebel der theatralischen Kunst seyn: der Bühnen-Raum und die Bühnen-Malerei oder Bühnen-Verzierung. Die Betrachtung beider würde zu vielen allgemeinen leitenden Grundsätzen und Kunst-Ansichten führen. Ich gehe hier nicht ungern über die Grenze meiner Arbeit hinaus, um selbst auf das Auffallendste hin zu weisen. Bei der ungeheuren Tiefe des Raumes im sogenannten Opernhause ist die Entfernung der Zuschauer vom Schauplatz der Handlung zu verschieden, so daß für Jeden ein neuer Eindruck gegeben ist. Die Darstellung soll aber für Nähere und Entferntere zu gleicher Befriedigung und Freude da seyn, und, von nichts Aeußerlichem abhängig, nur in ihrem inneren Geist, der immer derselbe bleibt, das nothwendige Maaß ihrer Wirkungen haben. Den Hintergrund des Hauses erreicht der bloße leere Schall, und wird erst durch die mimische Begleitung des Künstlers wieder zu einem bezeichnenden Laute der Sprache. Auf dem Standpunkt der höheren Seitenlogen empfängt der Zuschauer höchstens das flache Profil des Bühnenbildes, oder hat sogar, bei einer oft zu willkührlichen Stellung der handelnden Personen, nur die Rückseite desselben im Auge. Da sich die Handlung gewöhnlich nicht im Verhältniß zur Größe des Bühnen-Raums in langen, freien Linien entwickelt, so steht sie auch oft ganz isolirt wie ein Gemälde da, woran erst ein Theil vollendet ist. Ein, den ganzen Bühnen-Raum erfüllendes Personale, wie es in größeren Dramen und Opern auftritt, würde die gewaltigste Wirkung hervor bringen, wenn seine einzelnen Gruppen und Bewegungen künstlerisch berechnet und vertheilt wären; bei dem sichtlichen Mangel einer solchen Anordnung schließt die ganze erscheinende Masse in einen engen Haufen zusammen, so daß nur spitze und gedrückte Formen entstehen. Ueberall sieht man das gegebene Bild zu sehr von seinem Rahmen bedungen, und es ist gewiß eine Unvollkommenheit in der Einrichtung unserer Bühnen, daß der Rahmen, so oft sich das Bild, welches er einschließt, verändert, immer derselbe bleibt. Durch eine Verkürzung der Tiefe des Raumes ist nichts gebessert; die Breite ist unveränderlich. Ja, eine solche Verkürzung wirkt oft nur störend auf das Gemälde, weil sie das harmonische Verhältniß zwischen Tiefe und Breite aufhebt, das ursprünglich vom Baumeister für alle Fälle als unbeweglich festgestellt wurde. — Gleich tadelnswerth möchte die Anhäufung und der Ueberfluß äußerer Hülfsmittel einer Gattung seyn, welche den Geist des Publikums zwischen diesen und der Darstellung selbst schwankend erhalten. Die spielenden Personen scheinen oft nur da zu seyn, damit sich mit ihren Stimmen und Bewegungen der prächtig gemalte Hintergrund belebe. Da in den meisten Kunstwerken bedeutender Art, welche die Malerei geliefert hat, die Farben nicht selten zu fein, nur wie ein leiser, in der Ferne verschwimmender Duft gegeben sind, so verlangen sie sogar einen längeren und genaueren Antheil. Daher müßte auch wohl das allgemeine Kunstgesetz, mehr an zu deuten als aus zu führen, für die Bühnen-Malerei, insofern sie hier der lebendigen Darstellung gefährlich wird, fester bestimmt und eingeschränkt werden. — Jetzt zur ferneren Entwickelung meiner Aufgabe zurück. — Neben denen, die einen eigenthümlichen Styl für Tragödie, Comödie, Lustspiel und Posse dem ganzen zusammen wirkenden Verein mittheilen, sind auch die nicht zu vergessen, die auf das Entstehen einer vollständigen und in sich übereinstimmenden Darstellung in der Oper hinarbeiten. Es scheint Grundsatz der hiesigen Bühne, jedes bedeutendere Talent, dessen Neigung sich für das Drama entschieden hat, zugleich für einen engeren oder weiteren Kreis in der Oper zu gewinnen und gefangen zu nehmen. — Es müßte auch darauf hin gewiesen werden: daß noch immer in der Oper die verschiedensten Schulen des Gesanges, wie im Drama die verschiedensten Schulen der Rede, sich neben einander zeigen, und in diesem zufälligen Zusammentreffen sich gegenseitig parodiren. Auch könnte man verlangen: daß sich endlich einmal bestimmte Formen der Mimik für die Gattungen der Oper feststellen. Da sich der Gesang zur Rede eigentlich wie die Poesie zur Prosa verhalten sollte, so müßte die Mimik der Oper ein selbstständiges, von der des Dramas verschiedenes Wesen haben. Sie darf reicher an lyrischen Bestandtheilen seyn, eine malerische Kraft und Fülle der Darstellung voraus haben, nach der Art und Höhe ihres Gegenstandes sogar ins Dythirambische hinauf gehen. Gesang und Mimik sind in der Oper, wie Rede und Mimik im Drama, die beiden Elemente der Darstellung, und müssen dort, wie hier, sich gegenseitig anregen und erhöhen und harmonisch verbinden; beide wollen überall noch nicht e i n e s werden, und ich glaube: daß es selbst den feineren, sinnigen Künstlern unsrer Oper an Kraft und Klarheit fehlt, beiden Erforderlichen Zusammenhang zu geben.

(Der Schluß folgt.)

Redacteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurersche Buchhandlung.




# Der Gesellschafter
oder
# Blätter für Geist und Herz.

1820. Montag den 7. August. 127stes Blatt.


## Ueber Westindien und Europa.

(Fortsetzung.)

Einige Monate, nachdem ich meine mir so werthe spanische Gesellschaft verlassen hatte, riefen öffentliche Geschäfte mich wieder nach Guadeloupe. Ich betrachtete, ehe noch die Anker ausgeworfen waren, den Berg la Souffriere durch mein Fernglas und fand mit Verwunderung, dem Anschein nach, einen angelegten Weg auf diesen steilen Klippen, der mir mit Steinen bestreuet schien. Als ich ans Land kam, erfuhr ich gleich: daß eine spätere Explosion erfolgt war; ich las den gedruckten Bericht der Commission über die erste Explosion, der unter Anderem angab: daß die senkrechte Höhe des Kraters über die Meeresfläche 5000 Fuß betrage, und meine Begierde, den höchsten Gipfel des Berges zu ersteigen, vergrößerte sich bei jeder neuen Bemerkung. Ich hätte drei Tage dazu anwenden müssen, wenn ich dem geebneten Umwege gefolgt wäre, die ich meinen Geschäften nicht entziehen konnte; wenn ich Kräfte genug hatte, die Beschwerden aus zu halten, so konnte ich, in gerader Richtung, es in einem Tage vollbringen. Doktor Fontellian, Mitglied der ersten Commission, der unter einem Zelte acht Tage auf der Höhe des Berges zugebracht hatte, ermunterte mich zu dem Unternehmen und erbot sich, mich zu begleiten. — Wir verließen Basseterre des Morgens um drei Uhr, und kamen bei dem Aufgang der Sonne — etwa um fünf Uhr — an den Fuß des Berges, wo wir unsere Pferde nicht weiter gebrauchen konnten. Hier harrte Unserer ein Frühstück, und ein erfahrener Neger — mit einem Messer, das einer Sichel glich — der unser Wegweiser seyn sollte. Wir erklimmten eine Höhe nach der andern; wenn wir schon glaubten, uns der höchsten zu nähern, so zeigte sich bald eine noch höhere, oder wir sahen eine Lavine vor uns, eine Bergkluft, mehrere tausend Fuß tief, die wir mit Hülfe von Baumwurzeln und Buschwerk an der steilen Seite hinunter klettern mußten, um über einen Strom zu kommen, der zwischen Granitstücken, woraus das Lager bestand, nieder brausete. Gleiche Mühseligkeiten hatten wir an der andern Seite des Stromes, um eine solche Höhe wieder zu erreichen, als wir schon hinab gestiegen waren. Auf solche Art kamen wir über mehrere Ströme, nicht ohne Lebensgefahr; denn wäre ein Fuß ausgeglitten, hätte eine Hand los gelassen, so wären wir hinab gestürzt. Bald schwanden mir Muth und Kräfte, und da wir vergessen hatten, uns mit Erfrischungen zu versehen, so gab es zur Stärkung nur Flußwasser und die saure Frucht des Psidium pomiferum. Endlich waren die festen Bergmassen bis dahin erstiegen, wo die strenge Luft alle Gewächse zu Zwergen eingeschrumpft hatte. Ueber diese Region hinaus kamen wir in eine andere, in der wir den Boden nur noch mit einem so sehr verschlungenen Geflecht bedeckt fanden, daß wir kaum hindurch oder hinüber kommen konnten, und das der Sichel unseres Negers, welcher uns eine Bahn durch die Gesträuche hieb, immer entwich. Nach dieser Region der Geflechte kamen wir zu einer, in welcher sich, einem Teppich gleich, feuchtes Moos über eine

Aschenlage breitete. Diese, doch nur kurze Strecke ward uns beschwerlicher als die vorigen, weil wir bei jedem Schritte tief einsanken. Dann kamen wir auf eine nackte Klippe, wo ich ausruhte, um zu der letzten Anstrengung Kräfte zu sammeln und den Horizont zu betrachten, der sich vor uns ausdehnte. Das unten liegende Basseterre erschien uns wie große Steine, und der Weg, den ich durch das Fernglas entdeckt hatte, lag nun offen und breit vor mir, hier und dort mit Granitblöcken von der Größe eines Bauerhauses bestreuet, die mit festem Schwefel incrustirt waren. Es war sehr kalt, theils wegen der Höhe an sich, theils durch die feuchten Wolken, welche, mit dem Schwefeldampfe des Kraters vermischt, uns umgaben. Es mochte etwa eilf Uhr seyn, als wir uns auf der Bergspitze Piton befanden, wo der Krater sich öffnet, der inwendig mit lauter feinen Krystallen besetzt ist. Im Inneren konnte ich nichts sehen; es fehlte uns an Zeit und an Fackeln; auch ließ der Rauch uns nicht nahe kommen, welcher noch seit der letzten Explosion aufstieg: diese war so stark, daß die Asche vierzehn französische Meilen im Umkreise und auf die Fahrzeuge fiel, welche zwischen Guadeloupe und Montserrat lagen. Sie versetzte einen Bergrücken, verschüttete das Bette des Flusses les trois rivieres und öffnete ihm an einer andern Stelle einen neuen Weg. — Ich habe, wo ich nicht irre, in meiner Beschreibung von St. Croix Broken Jerusalem auf Spanishtown erwähnt; aber das sinkt in ein Nichts gegen die Zerstörungen auf dem ganzen Striche, der von dem Meere aus das Ansehen eines Weges hatte. Die Einwohner von Basseterre sagten: die Explosion habe einem Schuß geglichen, als ob alle Kanonen der Welt zugleich abgefeuert würden. Dieses geschah zur Nachtzeit; welch erhabener Anblick wäre es gewesen, an zu sehen, wie der Berg sich erhob, wie abgerissene Klippenstücke nieder stürzten; das Sausen der unterirrdischen Luft zu hören, als Schwefel, Aschenregen, Bäume, Felsen und Flüsse sich stürzend vermischten; aber ich fürchte, daß diejenigen, welche nahe Zuschauer waren, es vergessen, davon zu erzählen. Ich werde mich immer mit Ehrfurcht an diese großen Natur-Ereignisse erinnern! Meiner Ermattung ungeachtet, füllte ich meine Taschen und Tücher und bepackte meine Gefährten mit schönen krystallisirten Stufen, Mineralien und Asche beider Explosionen, so wie mit seltenen Gewächsen; die ersteren sind in des Professors Schumacher Mineralien-Sammlung, die letzteren in des Professors Vahl Pflanzen-Sammlung und einige in meiner eigenen.

Unser Rückweg, welchen wir um zwölf Uhr antraten, war zwar etwas kürzer, aber mir fast unaushaltbar. Ich fiel häufig aus Schwäche und meine Brust bewegte sich so heftig: daß Fontellian sie mehrere Mal aus allen Kräften gegen einen Baum drückte und zuweilen mußte ich mich auf die Brust legen, um zu athmen. Meine Gefährten schleppten mich abwechselnd die Abhänge auf und nieder, und als wir endlich gegen fünf Uhr am Fuße des Berges ankamen, mußten zwei Schwarze mich auf das Pferd heben und darauf fest halten, bis wir eine nahe liegende Plantage erreichten, wo unsere Freunde mit einem stärkenden Mahl auf uns warteten. Ich ward halbtodt vom Pferde gehoben, in ein Gefäß voll warmen Wassers gelegt und am ganzen Körper mit jungem Rum gerieben; alter Rum ward mir in den Mund gegossen. Nachdem ich mich erholt und umgekleidet hatte, setzte ich mich mit den guten Menschen zu Tische, die mit Selbstgefühl einem wißbegierigen Fremden zu Hülfe kamen, der muthig genug gewesen war, einen Platz zu besuchen, welchen, außer den Mitgliedern der Commission, keiner ihrer Mitbürger betreten hatte. — In Matuda, der Gegend unten am Berge und ein Paar Stunden Weges von der Stadt, athmet man die lieblichste Luft, die ich jemals gefühlt habe. Wir hatten Spargel, Artischocken, Erbsen und Erdbeeren auf dem Tische und sonst die eigenthümlichen Produkte dieses Himmelsstriches. Ich bin bei keinem Mahle gewesen, das Wein und Frohsinn so belebten, wie dieses, und so mäßig die Franzosen im Genuß des ersteren auch sind, so ritten wir doch Alle mit einem kleinen Rausche nach Hause. Meine starken Gefährten brachten fast den ganzen folgenden Tag in warmen Bädern zu, um einem Fieber zuvor zu kommen; ich nahm dänische Medizin, starken Madeira und erhielt durch viel Bewegung meine Glieder in Geschmeidigkeit. Einige Zeit darauf ward ich wieder nach Guadeloupe gesandt: der Lieutenant Fedder, welcher das Fahrzeug befehligte — derselbe, der nachher durch die Kugel eines englischen Kapers vor dem Hafen von St. Croix fiel — sah von der Plantage, wo wir aßen, den dampfenden Krater und ward von dem Anblick so hingerissen, daß er sogleich hinauf eilen wollte und Geld über Geld ausbot, um einen Führer zu erhalten. Aber es fand sich Keiner und man berief sich auf mich, um ihn von den Gefahren und der Langwierigkeit der Unternehmung zu überzeugen. (Die Fortsetzung folgt.)

## Einzelne Aeußerungen von Bonaparte.

(Aus der „Correspondance inédite" in den Jahren 1796, 1797 u. s. w.)

An den Bischof von Como schrieb Bonaparte (am 6ten Mai 1797): „Gießen Sie Wasser, nie Oehl, in die Leidenschaften der Menschen; zerstreuen Sie die Vorurtheile, bestrafen Sie mit Kraft die falschen Priester, welche, die Religion herabwürdigend, sie zum Werkzeuge des Ehrgeizes der Großen gemacht haben. Die Moral des Evangeliums predigt Gleichheit; sie steht mit der

republikanischen Regierung, der Regierung, die in Ihrem Vaterlande empor kommen wird, in der nächsten Verbindung."

Dem „Directoire exécutif" schrieb er (am 8. Mai 1797), als er im Begriff stand, die Regierung in Venedig zu verändern und den Aristocratismus ab zu schaffen: „Ich mache es der Landes-Verwaltung zur Pflicht, die Bürger einander näher zu bringen und die Keime des Hasses, der unter ihnen bestehen kann, aus zu rotten und zu ersticken. Die feurigen Köpfe kühle ich ab, die kalten feuere ich an."

Schon im Jahre 1797 dachte Bonaparte an die Simplom-Straße. Am 14ten Mai schrieb er an das Direktorium: „Ich habe Comeyras den Auftrag gegeben, nach Sitten zu gehen, mit dem Walliser-Lande Unterhandlungen zu eröffnen und zu versuchen: ob sich nicht im Namen Frankreichs und der cisalpinischen Republik ein Vertrag abschließen ließe, der uns eine Straße zwischen dem Genfer-See und dem Lago-Maggiore, längs dem Rhone-Thal, eröffnen würde. Ich habe zugleich einen geschickten Brücken- und Wege-Baumeister hingeschickt. Er soll die Gegend aufnehmen, einen Bau-Anschlag aufsetzen und den Kosten-Betrag ungefähr angeben. Die Straße müßte dann von Versoys nach Bouveret über den See gehen, 15 Lieues; von Bouveret nach Sitten, 10 Lieues; von Sitten nach Brigge, 8 Lieues; von Brigge nach Domo d'Ossola, 8 Lieues; von d'Ossola nach dem Lago-Maggiore, 8 Lieues; vom Lago-Maggiore nach Mailand, 12 Lieues; zusammen: 61 Lieues von Mailand nach Versoys, und 160 Lieues von Mailand nach Paris. Der Weg über den Genfer-See und von Mailand nach dem Lago-Maggiore bedürfte von unserer Seite fast keiner Kosten; den Bau der übrigen 25 Lieues müßte die Regierung von Mailand über sich nehmen." — Man sieht, daß der im Jahr 1806 vollendete Bau der Simplom-Straße in diesem rohen Entwurfe liegt, und daß Bonaparte dieses eben so ungeheure als nützliche Werk, welches man jetzt aus kleinlicher Leidenschaft gegen ihn verfallen läßt, in der Idee viele Jahre bei sich trug.

Als Bonaparte den General Gentili am 26sten Mai 1797 von Venedig über das adriatische Meer schickte, um Corfu und die venetianischen Inseln in Besitz zu nehmen, schrieb er ihm: „Nehmen Sie den Dichter Arnault" (Verfasser des „Germanikus", „Marius" u. s. w.) „mit sich; lassen Sie ihn an den Proklamationen arbeiten und den Einwohnern sagen: sie sollten frei werden. Er soll ihnen vor allen Dingen viel von Griechenland, von Sparta und von Athen versprechen!" Da hat man eine kleine Theorie der Proklamationen.

Nach einer glücklichen Schlacht bestand die von Bonaparte beschlossene Belohnung zweier Regimenter in Folgendem: „Befehlen Sie dem General Brune" — so schrieb er an Berthier — „auf die Fahne der 18ten Halbbrigade der Linien-Infanterie zu setzen: Tapfere achtzehnte Brigade! Ich kenne dich! Der Feind hält deinen Anblick nicht aus! — und auf die Fahne der 25sten Brigade: Die 25ste Brigade giebt ihren Ruhm nicht auf!"

Die Aufseher des musikalischen Conservatoriums in Paris hatten sich an Bonaparte gewendet, mit der Bitte: ihnen Abschriften von der besten italienischen Musik zukommen zu lassen. Er gab ihnen zur Antwort: Er habe den Befehl dazu ertheilt; die Arbeit sey im besten Gange — und setzte hinzu: „Unter allen schönen Künsten übt die Musik den größten Einfluß auf die Leidenschaften, die allgemeinste Herrschaft über den Menschen. Es ist Pflicht für den Gesetzgeber, die Tonkunst mehr als jede andere Kunst zu begünstigen." (Deshalb hielt Bonaparte auch soviel auf seine Kapelle und auf die Regiments-Musik.) „Ein moralisches Musikstück, von Meisterhand entworfen, dringt zum innersten Gefühl und wirkt tiefer (?) ein, als ein gutes moralisches Werk, welches zur Vernunft spricht, ohne in unsere Lebens-Gewohnheit ein zu gehen."

In einem Briefe an den General Joubert schreibt er: „Verlangen Sie vom Bischof von Vicenza: daß er Missionaire auf das platte Land schicke und, unter Androhung der Höllenstrafen, Ruhe und Gehorsam predigen lasse. Lassen Sie vorher die Missionaire selbst zu sich kommen, geben Sie Jedem 15 Louisd'or für die Reise; versprechen Sie ihnen eben so viel, wenn sie ihre Runde werden vollendet haben." (Der Schluß folgt.)

## Die Hand zum Scheiden.

Du reichst mir deine liebe Hand
Mit so verstörten Blicken!
Soll ich sie etwa, abgewandt,
Zum letzten Abschied drücken?

Sonst hast du mir wohl minniglich
Die Hand recht oft gegeben,
Und unsre Hände durften sich
Wie Ranken da verweben.

Ach, mit den Händen wuchsen bald,
In stiller Liebe Flammen,
Mit hold erreichender Gewalt
Die Herzen uns zusammen.

Die Hände floh'n und trennten sich,
Doch unsre treuen Herzen —
Fest halten sie sich ewiglich
Zu Freuden und zu Schmerzen.

Nein, dieser fremden, kalten Hand
Kann ich nicht ohne Grauen
Mein letztes, schönstes Liebespfand,
Den Abschied, anvertrauen.

Die Herzen ja verstehen sich,
Im süßverschwieg'nen Glücke;
Sie fragen und bereden sich
Durch Thränen und durch Blicke. K. Köchy.

## Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

**Ueber die Berliner Bühne.** I. (Schluß). Nach der Darstellung der Berliner Bühne an sich, als eines geschlossenen Instituts, geht der Dramaturg zur Untersuchung ihres Einflusses auf die untergeordneten deutschen Bühnen über. Die Bühne Berlins muß, als die erste in Deutschland, der Kunst einen Stempel aufdrücken, d. h. einen allgemeinen Ton und Typus angeben, worin überall, wo sich ein wahrhaft künstlerisches Bestreben regt, gearbeitet wird. Durch die Erfindung und Ausbreitung einer solchen allgemeinen Methode wird der theatralischen Kunst erst der nöthige noch fehlende Standpunkt gegeben. Es braucht dadurch gar nicht die Erweiterung der Kunst durch persönliche Kraft gehemmt und eingeschränkt zu werden. Die Kunst verlangt aber immer, wie jedes einzelne Kunstwerk für sich, eine Begränzung, um durchaus vortreflich und vollkommen zu seyn. Auch hat sich die theatralische Kunst schon in zu vielen Richtungen entwickelt, und ein zu freies Feld gewonnen, als daß es zu früh wäre, allgemeine Normen und Bedingungen für sie festzusetzen. Eine republikanische Freiheit ist in jeder Kunst und jeder Art der Geistesentwickelung eines Volks, besonders im ersten Aufleben und in der ersten Entfaltung beider, erfreulich; doch der Zustand unseres Zeitalters ist der einer völligen Auflösung, Erschütterung und Gährung. Man spricht, in Bezug auf theatralische Darstellung, immer von wirklich historisch-gebildeten Schulen, die sich an gewissen Zeichen erkennen lassen. Ich entdecke unter den Künstlern meistens nur eine Nachahmung einzelner Schöpfungen dieses oder jenes erfindungsreicheren und mächtiger wirkenden Geistes; weit weniger schon hat der Künstler ein lebendiges Beispiel, das ihm in seiner ganzen gefühlten Persönlichkeit begeisternd vorschwebte unter seinem Arbeiten und Erschaffen; am wenigsten ist aber unter Mehreren ein gemeinschaftliches Band nachzuweisen, das sie, als Lehrlinge, an den Stifter einer Schule knüpfte. Die Ifflandsche Schule ist vielleicht die einzige, die noch sichtbar überhaupt, und auch hier in den Darstellungen einzelner Jünger hervortritt; denn sie beruht nicht etwa allein auf der Kraft eines, im Denken und Erzeugen tüchtigen Bühnenkünstlers, sondern auch auf einer ganzen für sich bestehenden Bühnen-Poesie und Bühnen-Literatur; den Dramen und den Dramaturgien des verstorbenen Meisters. Es wäre ein interessanter Gegenstand der Untersuchung: ob mehr der persönliche Werth des Bühnenkünstlers, oder der des Bühnendichters und Bühnendramaturgen zur Verbreitung seiner Schule beigetragen hätte? Die von ihm ausgegangenen Kunstformen müssen durchaus erhalten werden, damit wenigstens für Comödie und Lustspiel, diese Darstellung der lebendigen Gegenwart, zu der sich alle heutige Kunst mit besonderer Vorliebe hinneigt, ein wahrer, angemessener, treffender Kunststil endlich gefunden werde. In idealen Darstellungen ist gewiß Wolf, doch mehr seinem Verdienst, als einem sichtbaren Einflusse nach, Vorbild zu nennen. Seine Produktivität kann eben so wenig, als seine feine Kunstbildung, die über der Ifflandschen steht, geleugnet werden; aber es fehlt ihm, wenn man die Summe seiner Hervorbringungen als Dichter und Künstler zusammennimmt, und als ein Ganzes betrachtet, an jener innern Harmonie der Ansichten und Absichten, die uns bei Iffland überall entgegen tritt. Jeder grossere Denker und Dichter hat eine hohe, sein ganzes Streben und Bilden in Kunst oder Wissenschaft beseelende Idee, die überall bald deutlicher bald undeutlicher aus den äußeren Formen seiner Werke als innerster Lebensgeist und Mittelpunkt hervorgeht. Auch Iffland's Wirken hat diese Einheit der Richtung und des Zwecks behauptet. Ueber den eigentlich poetischen Werth seiner Werke mag anders geurtheilt werden. Die Aufgabe des Dichters ist zweifach: Er soll entweder aus dem engen Dunstkreis des Lebens in eine freiere Sphäre der Gefühle erheben, oder uns vertraulicher in die heitere Mitte der Natur und Menschheit hinein führen, um uns mit ihnen zu versöhnen und zu befreunden. Das eine konnte Iffland überhaupt nicht, weil es ihm an Schwungkraft und lyrischer Begeisterung fehlte; das andere nicht immer, weil er nicht genug Klarheit und Gemüthlichkeit hatte, oder sie in den abgebrochenen Zeiträumen seiner Arbeiten als Dichter nicht festzuhalten wußte. In so fern der Deutsche mehr im Hause, in der Familie und in dem engen Bezirke bürgerlicher Verhältnisse lebt, mag Iffland ein deutscher Dichter genannt werden; ungeschickt aber ist der oft wiederholte Vergleich seiner Schule mit der niederländischen Malerschule. Eben diese zeigt uns gerade die Erscheinungen der Welt in ihrer ursprünglichen Unschuld und Einheit, und will uns zu einem frohen sinnlichen Genusse des Lebens auffordern. Die Ifflandische Comödie dagegen führt uns in die innere mehr verworrene, in sich uneinige und unruhig bewegte Welt des Menschen ein; und nichts ist zerstörender für den Muth und die Freude desselben, als diese psychologische Zergliederung seiner Gefühle und Leidenschaften. — Zuletzt hat der Dramaturg das Verhältniß der Berliner Bühne zu ihrem Publikum zu erklären. In Berlin, wie in jeder größeren Stadt, bewegt sich das Volk in den mannigfaltigsten Lebensformen und Richtungen aus einander. Es fragt sich daher: wie die Bühne, als gemeinnützige, allen Ständen offene Anstalt, eine so vielgliedrige und vielgestaltige Masse von streitenden Interessen und Bedürfnissen, Begriffen und Weltansichten überhaupt, unter sich auszugleichen vermag. Eine genaue Beantwortung dieser Frage würde das allgemeine Verhältniß der Bühne zum ganzen deutschen Publikum anschaulich machen. Der Dramaturg nehme dabei das jährliche Repertoir, aber in seiner ganzen Ausführlichkeit bis zur Rollenbesetzung zu Hülfe. Ich will ihn besonders auf das Unbestimmte und die Veränderlichkeit der Rollenbesetzung aufmerksam machen. Der Grundsatz der Bühnenregie: eine Rolle niemals der Behandlung und Ausarbeitung eines Künstlers hinzugeben, sondern sie vielmehr als einen unerschöpflichen Stoff im Kreise des ganzen Personals umgehen zu lassen, mag die vielseitige Bildung des Künstlervereins der Bühne auf eine Weise befördern, wird aber der Vollendung eines wirklichen Kunstwerks, das sich erst im Laufe mehrerer Wiederholungen vorbereiten und begründen kann, und besonders dem Aufblühen fester Darstellungsarten und Stile, die wir zu wünschen Ursach haben, überall hinderlich werden. — Wie aber auch die Bühne hinter der Geistesbildung und den Forderungen der Zeit zurückbleibe, immer sei es ein Bestreben der Dramaturgen, die Rechte derselben, als eines nothwendigen Volks-Instituts, zu beschützen. Das Erfreuliche oder Lehrreiche einer Bühne an sich wird in den leeren und verkehrten Beurtheilungen der heutigen Kritik gewöhnlich mit dem Zustand der deutschen Bühne verwechselt. Während das öffentliche Urtheil einige durch Erfindung oder nur äußere Fertigkeit ausgezeichnete Künstler vergöttert, greift dasselbe mit einer oft feindseligen und abscheulichen Härte die Bühne selbst an. Das veranlaßt einen sonderbaren Zwiespalt und Widerspruch in der Meinung des Publikums, was der Verbreitung eines regeren und edleren Kunstsinnes und eines reineren Antheils am Fortschritt der Bühne höchst ungünstig entgegenwirkt. Es sind schon so viele Mißverständnisse in jeder Kunst zwischen dem Künstlerstand und dem Publikum auszugleichen, daß sich falsches Lob und falscher Tadel nicht noch ein zu mischen brauchen. Möchte doch für die dramatische Kunst, woran schon seit einem halben Jahrhundert die begabtesten und genialsten Männer viel herrliche Kraft verschwendet haben, endlich eine dauerhafte, gründliche, ernste und wohlwollende Kritik entstehen! K. Koch.

Lord Castlereagh sagte neulich im Parlament: „Es giebt Leute, die es nicht werth sind, von sich selbst mit dem Rücken angesehen zu werden!" Wir empfehlen diese Phrase den Sammlern irländischer Bulls. (Morn. Chron.)

Redacteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurersche Buchhandlung.



# Der Gesellschafter
oder
# Blätter für Geist und Herz.

1820. Mittwoch den 9. August. 128stes Blatt.

## Der Kosak und der Bäcker.

Zu jener Zeit, als von der Beresine
Das Frankenheer mit schener Miene
Und mit dem Pilgerstab in stolzer Hand —
Entwich aus unserm Vaterland:
Begab es sich, daß ein Kosaken-Schwarm
Nach Kreuzburg kam — ein Städtchen klein und arm,
Drei Meilen nur von Königsberg belegen.

Um seinen Magen auch einmal zu pflegen,
Hält ein Kosak vor einem Bäcker-Laden still,
Und klar ist's, was der bärt'ge Reiter will.
Man sieht ihn nach den frischen Semmeln schmunzeln,
Ein heit'res Lächeln glättet plötzlich alle Runzeln
Auf dem bebaarten braunen Angesicht,
Das eben nicht viel Gut's dem Bäckersmann verspricht.

Es packet der Kosak gar viele Semmeln ein,
Die werden, denkt der Bäcker, wohl verloren seyn;
Doch einen fränk'schen Thaler wirft ihm zu
Jetzt der Kosak und trabt hinweg in Ruh'.

Da schallt's: „Kosak! Kosak!" in seinem Rücken;
Er hält sein Rößlein, um zurück zu blicken;
Der Bäcker bietet ihm gar höflich dritt'halb Gulden:
„Verzeihen Sie! Ich mach' nicht gerne Schulden.
Hier ist das Geld, das Sie zu viel gegeben,
Und hiermit wünsch' ich Ihnen wohl zu leben!"

Im Anfang weiß der bied're Moskowite
Nicht was das sagen will; doch Jener macht's ihm deutlich
Durch Pantomime: „Haben Sie die Güte!"
Des Bäckers Ehrlichkeit erfreut den Krieger weidlich.
Er weigert sich, und nimmt das Geld nicht wieder;
Denn — denkt er — sicherlich hat Mancher meiner Brüder
Gar oft schon Semmeln hier auf gut Kosak'sch erhandelt,
Und ist dann, mir nichts dir nichts, seinen Weg gewandelt —
Allein er muß sich doch bequemen,
Sein Eigenthum vom Bäcker an zu nehmen.
Er greift nun still in seine weite Tasche,
Wo neben der gefüllten Flasche
Ein Vorrath von Franzosen-Gute steckt.
Der Trieb zu lohnen ist in ihm geweckt:
„Nimm", spricht er; „Bäcker! bist ein braver Mann!"
Und heftet ihm ein — Legions-Kreuz an.

**Adalbert vom Thale.**

## Ueber Westindien und Europa.

(Fortsetzung.)

Um diese Zeit kam der französische Capitain Baudin, der Weltumsegler — der, wie er mich versicherte, in Owehen, wo Cook erschlagen seyn soll, als ein wieder erstandener Cook angebetet ward — in einem französischen Fahrzeuge nach St. Thomas, um wissenschaftliche Untersuchungen an zu stellen, mit Pässen aller kriegführenden Mächte versehen. Die Engländer hatten ihm dennoch den Eingang in den Hafen von Trinidad verweigert und zu Guadeloupe wollte er nicht einlaufen, weil die revolutionairen Grundsätze seiner Ansicht zuwider waren. Er blieb deshalb drei Monate mit seiner gelehrten Gesellschaft in St. Thomas und sammelte eine beträchtliche Menge lebender Bäume und Gewächse, welche der Gärtner, den er mit sich führte, sehr sorgfältig in Kasten brachte; auch viele ausgestopfte Vögel, Fische und andere Landes-Produkte. Der Botaniker le Dru, jetzt Professor in Frankreich, der noch immer in freundschaftlichem Briefwechsel mit mir ist, war eine lange Zeit bei mir auf St. Croix; ich unter-

stützte ihn mit Anleitungen und mit Stücken aus meiner Sammlung und verschaffte ihm eine gute Erndte an Gewächsen aus dem Garten unsres nun verstorbenen Freundes von Rohr. Als nachher Baudin seinen Lauf nach Portorico nahm, wo er mehrere Monate blieb, kam noch von dort eine Gesandtschaft bei mir an, und da ihr erlaubt war, tiefer ins Land zu gehen, so vereinigten wir uns zu einer Reise nach der Gebirgskette Luquillo, die das Land von Osten nach Westen, also in einer Länge von etwa vier und zwanzig dänischen Meilen durchschneidet, da die Insel über anderthalb Grade lang und etwa zehn Meilen breit ist. Unsre Gesellschaft wohnte auf einer Plantage nahe an dem Flusse. Baudin selbst beschäftigte sich vorzüglich mit der Entomologie und ging ganze Nächte hindurch mit einer Leuchte auf Feldern und in Wäldern umher, um Nachtvögel zu fangen, die dem Lichte zufliegen. Le Dru arbeitete in dem botanischen Fache, ein Anderer schoß Vögel und stopfte sie aus; ein Anderer sammelte Steine und Erdarten; ein Anderer Saamenarten und Gummi; der Gärtner grub aus und verpflanzte. Wir waren Sechs an der Zahl, ohne die Handlanger, und kamen fast jedes Mal von den täglichen starken Regengüssen ganz durchnäßt zurück. Die Wolken stehen auf den Bergen, wo sich die vielen schönen Flüsse bilden, welche diese Insel so fruchtbar machen. Von meiner Bergreise mit Baudin darf ich nicht viel erzählen, denn sie zog mir den Beinamen eines Schwärmers und Enthusiasten zu. Aber wer müßte nicht bewundern: diese wechselnden Höhen, auf denen in jedem Augenblicke Blitze knistern; wo mehrere Bergwände einander den Wiederhall des Donners zusenden — aus der beständigen Reibung der Wolken gegen die Berge und den aufsteigenden starken Dünsten ist der Donner sehr gewöhnlich — wo eine, in jenen Himmelsgegenden sonst so seltene erfrischende Feuchtigkeit unaufhörlich von allen Zweigen fällt und an dem nämlichen Baume eine unglaubliche Menge Schmarotzer-Pflanzen, plantae parasiticae — Moosarten und Baumschwämme, convolvulio ipmaeae, kriechende Gewächse besonders epidendra hangen (deren es so unendlich viele schöne Arten giebt, die mit ihren herrlichen Blumen die Zweige schmücken, daß ich ohne Uebertreibung schreiben kann, daß oftmals zwanzig verschiedene Gewächse an einem einzigen Baumstamme prangen); wo die Gipfel der Bäume von wilden Tauben, Papagoien und Spottvögeln — mocking bird, turdus polyglotta — wimmeln; wo wilde Ochsen in dem Gebüsche springen, große Schlangen ihre Kreise ziehen, ohne Schrecken zu erregen — wogegen in Martinique der Stachel einer Schlange den gewissen Tod bringt — wo sich Wasserfälle in die Klüfte stürzen; wo durch kühlende Lüfte sich der balsamische Duft der blühenden Cassia verbreitet, des weißen Kanels, der Eugenien, der Mimosen, der Orangen, Limonen, Citronen, Pomeranzen, Apfelsinen, der Pompelmuse, so dicht an einander gedrängt, daß man kaum gehen oder reiten kann; wo fischreiche Flüsse von Gewächsen der mannigfaltigsten Arten umblühet und Meilen weit mit wilden Enten bedeckt sind; wo das Hornvieh auf Wiesen wandelt, die sich mit allen Gras- und Blumen-Arten überziehen! — Keinen fruchtbareren Erdstrich giebt es in Westindien; oftmals fließet den Gewächsen zu viele Feuchtigkeit aus der Fülle des Bodens zu: so habe ich 22 Fuß hohes Zuckerrohr gesehen, das Wasser, statt des Saftes, enthielt, da doch in St. Croix das höchste Zuckerrohr 8 Fuß nur selten übersteigt. — Aber Du hast keine Beschreibung von Portorico von mir gewünscht, sondern eine Erzählung meiner Begegnisse. Wie könnte ich Dir alle ausgestandenen Beschwerlichkeiten mittheilen! Ich bin ohne Beschützer in die Welt getreten; eigener Muth hat mir einen Weg bahnen müssen, den Keiner meiner Landsleute vor mir gewandelt ist; ich habe in den Palästen der Fürsten und in den Hütten der Neger Wohlwollen gefunden und halte mich in diesem Augenblick für einen der glücklichsten Menschen. Ich fühle die ganze Stärke der stoischen Philosophie: nicht die Zustände machen die Menschen unglücklich, sondern die Meinungen.

Kehren wir nun zu dem kühnen Weltumsegler zurück! Er mußte noch einige Zeit in Portorico bleiben und fing an, Besorgnisse wegen seines Schiffes zu fassen, da ihm alle Mittel zur Rückreise fehlten. Das Schiff mußte die Einrichtung erhalten, die seine Bestimmung erforderte; die Mitteldecke mußte durchgeschnitten werden, um ziemlich hohen Palmen und andern Bäumen Platz zu verschaffen; überdies mußte es ausgebessert werden, ob es gleich mit Kupfer beschlagen war; dazu desertirte auch noch die Mannschaft, weil es dem Chef an Gelde fehlte. Der Gouverneur Don Raimon von Castro erklärte ihm: daß die Vertheidigungs-Anstalten des Landes so viele Kosten verursachten, daß es ihm unmöglich wäre, einen Vorschuß zu machen. Victor Hugues auf Guadeloupe, an den er sich wandte, gab die Antwort: er kenne ihn nicht — vermuthlich weil er Guadeloupe vorbei gegangen war. Baudin entdeckte mir diese Sorgen, die ihn sehr quälten, durch mehrere Briefe. Er bedurfte einer Summe von etwa 4000 Piaster. Ich entschloß mich, deshalb an Hugues zu schreiben und fügte hinzu: wenn er in seiner Weigerung beharre, so würde ich den Vorschuß für diese von dem französischen Staate ausgesandte Expedition von meiner Regierung bewirken, aber dann auch den Vorgang an den französischen Minister Grouvelle in Copenhagen melden müssen. 200 Piaster konnte ich selber gleich vorschießen, die mir in Europa erstattet sind und bald erfuhr ich mit Vergnügen: daß

Hugues dem französischen Agenten auf St. Thomas den Befehl zur Auszahlung der ganzen Summe gegeben. — Baudin segelte nun nach Isle de France und andere östliche Häfen, um seine Sammlung fort zu setzen. Zu den ausländischen Natur-Produkten, die er nach Frankreich brachte, gehören auch die schwarzen Schwäne, die man in Malmaison vermischt mit den weißen findet. Ich habe Abschriften aller so anziehenden Briefe Baudins an mich mit der Uebersicht seines Reiseplans an unsern Vahl geschickt und glaube: daß die glückliche Rückkunft Baudins nach Frankreich mit etwa 700 grünenden Gewächsen und so vielen andern seltenen Gegenständen den Letzteren — diesen treuen Freund der Wissenschaften — zu der Reise nach Paris bewogen hat. Vahl bestimmte drei Monate zu dieser Reise und blieb achtzehn Monate aus; aber er bereicherte sein Vaterland bei seiner Rückkunft mit etwa 5000 Gewächsen und vielen Bemerkungen und hinterließ in Frankreich mehrere Freunde, die seinen Tod aufrichtig betrauerten: Desfontaines, Thouin, Richard, van Spandock, Alle Florens Priester, betrauerten ihn. Nicht eines edlen Freundes Verlust allein beklagten sie: der Hohepriester in dem Tempel der Flora war nicht mehr und Keiner erhielt wie er die Reinheit und Heiligkeit ihres Dienstes.

(Die Fortsetzung folgt.)

## Einzelne Aeußerungen von Bonaparte.

(Schluß.)

„Wenn der deutsche Reichskörper nicht schon bestände, müßte man suchen, ihn zum Vortheil Frankreichs zu organisiren.“ — Dies schrieb Bonaparte an das Direktorium (am 26sten Mai 1797).

In einem Schreiben an den General Clarke, welchen Bonaparte zwar nicht für einen großen Geist hielt, dessen Einsichten und Charakter er aber schätzte, sagte er: „Ich habe mich, wie Sie sehen, zur Zielscheibe aller Faktionen gemacht. Ich würde wie ein Thor handeln, wenn ich es aus Ehrgeiz thäte, und noch thörigter, wenn ich in hohen Stellen Glück und Zufriedenheit fände. So aber, da ich frühzeitig mein Glück und meine Befriedigung in die Meinung, die Europa von mir hat“ (wäre dies kein Ehrgeiz) „und in die Achtung der Nachwelt gesetzt habe, so denke ich, ich dürfe mich nicht durch kleinliche Rechnung der Politik und durch den Lärmen, den die Faktionen machen, abhalten und abschrecken lassen. — Gleichwohl gestehe ich Ihnen, daß ich oft und herzlich wünsche, wieder in das Privatleben zurück treten zu können: ich habe meine Schuld abgetragen (j'ai payé ma part)!“

„Wozu hilft es uns“ — sagte Bonaparte einst — „Siege in Italien davon zu tragen und in unserem Vaterlande geschändet und gehaßt zu seyn? Was Cassius von Rom sagte, läßt sich auf die Stadt Paris anwenden: Man nennt sie die Königin der Städte: und was ist sie? die Sklavin von Pitts Guineen!“

Schon im Jahr 1797 dachte Bonaparte an die Eroberung von Egypten. Er schrieb an das Direktorium: „Wenn wir das Vorgebirge der guten Hoffnung verlieren, so muß Egypten unser seyn. Egypten ist Niemands Eigenthum; es gehört dem Großherrn nicht, es muß uns gehören. Mit Armeen, wie die unsrigen, denen alle Religionen: die türkische, coptische, arabische, gleich viel gelten, läßt sich ein solcher Zug mit Erfolg unternehmen; wir haben für alle Glaubens-Meinungen Schonung und Achtung.“

Von den deutschen Diplomatikern sagt Bonaparte: „So verschlossen sie vor Tische thun, so gern und offen schwatzen sie, wenn sie von der Tafel aufgestanden sind.“

Dem Minister der allgemeinen Polizei, der Bonaparte vor einem Mordplan auf seine Person warnt, ertheilte er die erhabene Antwort (den 1. Oktober 1797): „Ich danke Ihnen für die gegebene Warnung; ich wünsche den Herren Royalisten: daß sie der Republik nie mehr Schaden zufügen mögen, als durch den Mord eines Einzelnen. Uebrigens ist dieser Entwurf leichter zu machen als aus zu führen.“

Dem Minister der auswärtigen Verhältnisse schrieb er (am 7ten Oktober 1797): „Sie sind im Irrthum; Sie versprechen sich viel von einer Revolution in Italien. Sie gehen von einer falschen Hypothese aus, wenn Sie sich einbilden: daß die Freiheits-Liebe oder der Freiheits-Schwindel viel über ein verweichlichtes, abergläubiges, gauklerisches und feiges Volk vermag!“ T. L. Secha.

## Ein altes Urtheil über die Oper.

Der bekannte Schriftsteller Hippel sprach schon im Jahr 1769 über die Oper folgendermaßen: „Was könnte mehr Besorgniß erregen, als die bei den Ausländern der guten Tragödie und Comödie so nachtheilig gewordene Sucht der Opern, die sich in Deutschland so unzeitig frühe zu äußern anfängt, und die selbst einer unserer besten Dichter“ (Goethe, der aber bekanntlich bald aufhörte, die seichten Forderungen der Opern-Componisten befriedigen zu wollen), „undankbar gegen Melpomenen, durch sein eigenes Beispiel zu begünstigen wagt? Bei jenen Völkern war es Folge einer langen und übermäßigen Fruchtbarkeit; aber bei uns, was kann es da anders seyn, als der traurige Beweis unserer frühzeitigen Armuth oder unserer mehr als kindischen Unbeständigkeit?“ — Ob dieser Ausspruch nicht auch heute noch gilt? C. Möllen.

## Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

Paris. Früher schon habe ich den Lesern die verschiedenartigen Producte erwähnt, welche die bildenden Künste bei Gelegenheit der Ermordung des Herzogs von Berry hervorgebracht haben. Das bedeutendste Werk dieser Art ist in diesen Tagen erschienen: es ist das Bild des Fürsten in Lebensgröße, von Gerard gemahlt und im Königl. Museum des Louvre vorläufig zur Schau gestellt. Der Herzog steht am Eingange der Gallerie, in der man im Hintergrunde die Büste Heinrichs IV. erblickt; er ist im reichen Gallakleide seines Standes, das er nur einmal in seinem Leben trug, dargestellt, und das Bild soll von auffallender Aehnlichkeit mit dem Original sein. Ueber die Arbeit selbst äußerte ein geistreicher Beobachter: daß sie den Figuren im Polymorphoskop gliche, die alle unter sich gleich sind, und nur in jeder neuen Veränderung einen neuen Kopf bekommen. Wirklich sind alle diese Arbeiten der neufranzösischen Mahlerschule nach einer ermüdenden Monotonie zugeschnitten, und Streben nach Effect ist in allen zu sichtbar, und dem Künstler zu sehr Bedürfniß, als daß etwas wahrhaft Effectvolles, aus reiner Begeisterung Hervorgegangenes von dieser Schule zu erwarten sein dürfte. Die Abtheilung der neueren Mahler in der Gallerie Luxemburg, wo bekanntlich nur französische Künstler Eingang finden, beweist diesen Satz mit jedem Bilde. Wo ältere, gute Schulen das Ideal einer Leidenschaft zeichnen, da giebt diese Schule die Karrikatur, und selbst David, die Blüthe, das Haupt der neufranzösischen Mahler, und unstreitig ihr größtes Talent, ist von diesem Fehler nicht ganz frei, wie hier nur allein die weibliche Figur in seinen berühmten „Sablnerinnen" beweisen mag, die ihr Kind unter die Feinde werfen will. — Während im neuen Vaterlande der Turnkunst man es für gut fand, die Turnplätze zu schließen, und diese Uebungen in der Form, die man ihnen aufgeprägt hatte, zu untersagen, fahren die hiesigen Nachahmer lustig fort, ihre Streiche zu machen; der hiesige Turnwart (heißt's nicht so?), Hr. Amoros, hat neulich in einer séance publique die Gelenkigkeit und Geschicklichkeit seiner Schüler bewundern lassen; die Journale haben viel zu seinem und seiner Kleinen Lobe geredet, und sich von einer künftigen, in sich besseren Jugend Manches versprochen, die vielleicht in Frankreich (wohl auch bei uns Deutschen) so übel nicht wäre! Uebrigens darf man nicht vergessen, daß auch die Erziehung der eben herrschenden Generation nur in Ausnahmen eine lobenswerthe zu nennen ist. — Aus dem Gebiete der Literatur für heute nur, daß der Vampirismus hier immer noch fortspukt. Von einem französischen Originalroman: Lord Ruthwen, ou le Vampire, der erst vor einiger Zeit in die Lesewelt kam, ist schon die zweite Auflage nöthig geworden, die mit Noten „sur le Vampirisme" bereichert, unstreitig bald wieder vergriffen sein wird!! Eine: „Biographie des Députés," die viele Anekdoten aus dem Leben dieser Herren, pikante Züge, auch unnütze Aufklärungen über ihre Privatverhältnisse u. s. w. giebt, ist sogleich nach ihrem Erscheinen konfiscirt worden, ein Akt der Behörde, der wohl Niemanden öfter begegnen dürfte als einem ächtfranzösischen Etablissement, das sich seit vier Tagen eröffnet hat, einer sogenannten „libraire nationale," die nicht weniger als alle Tage wenigstens eine politische, constitutionell gesinnte Schrift herausgeben will! Casper.

Man erzählt sich folgende Anekdote: „Ludwig XVIII. bestimmte dem Herzog von Cazes sein Bild. Der Besteller versieht unrecht und bringt es zum Herzog von Castres. Dieser steht nichts weniger als in Gunst bei dem König; er wundert sich, trägt Bedenken, das Geschenk an zu nehmen, als ein zweites Bote mit einer Medaillen-Sammlung — ebenfalls vom König für ihn bestimmt — erscheint. Jetzt verwandeln sich die Zweifel in die lebhafteste Freude. Die Boten werden reichlich beschenkt und entlassen. Aber bald kam der dritte — hinkende Bote nach und fordert Medaillen und Bildniß zurück, ohne daß der Herzog nur den Trost hatte, sich die Trinkgelder erstatten zu lassen. Er mußte, wie ein Sprüchwort sagt, die zerbrochenen Topfscherben bezahlen! (Courier.)

In einer der Verhandlungen im Oberhause, über die Königin, trug der Bischof von Exeter, die Rede eines der Räthe der Angeklagten unterbrechend, darauf an: daß sie abtreten möchten. Als dies geschehen, legte er seine Frage vor; sie bestand in dem Zweifel: „ob das Haus berechtigt sey oder nicht, die Räthe der Königin abtreten zu lassen?" — Hierüber und über den Bischof selbst wurde nun — selbst von dem stets ernsthaften Lord-Kanzler — sehr gelacht. (Morn. Chron.)

In England giebt es noch ein Gewissen! — und die Lehre vom Ersatz des ungerecht erworbenen Gutes steht nicht bloß in den Büchern, die von der Moral handeln. Hr. Vansittart, der Kanzler der Schatzkammer, führte unter den Rubriken der letzten von ihm abgelegten Rechnung an: 223 Pfund von einem Unbekannten, aus Gewissenhaftigkeit ersetzt; — 499 Pfund, aus eben dem Grunde. Uebrigens wären Bekannte zu nennen, die nicht so viel Gewissenhaftigkeit haben. (Morn. Chron.)

Auf die Königin und den Lord-Mayor Wood, der ihr sein Haus in London abtrat, ist folgender Vers gemacht:

> Wie Karl im Baume Aufenthalt,
> Fand Karoline Schutz im Wald (Wood);
> O Wood, o Wald! Du trägst, trotz jedem platten Scherz
> Des wäss'rigen „Couriers" ein englisch Eichen-Herz.
>
> (Morn. Chron.)

Dr. Mattisen war 60 Jahre lang Pfarrer zu Patterdale im Westmorland, und starb 96 Jahre alt. Die Pfarre trug gewöhnlich 12 Pfund jährlich ein (72 Thaler), in guten Jahren 18 Pfund (108 Thaler), nie darüber. Damit wirthschaftete er so gut, daß er heirathen konnte, vier Kinder zeugte und erzog, gut lebte und 100 Pfund baar hinterließ. Er begrub seine Mutter, traute seinen Vater zum zweiten Mal, begrub ihn, taufte sein künftiges Eheweib, las selbst sein Aufgebot ab, taufte und traute alle seine Kinder, und brachte seinen Sohn durch eigenen Unterricht so weit, daß er gleich ein Gymnasium besuchen konnte. (Morn. Chron.)

Redacteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Mauersche Buchhandlung.






# Der Gesellschafter
oder
# Blätter für Geist und Herz.

1820. Freitag den 11. August. 129stes Blatt.


## Ueber Westindien und Europa.

(Fortsetzung.)

Als ich die Zerstörungen auf Martinique, nach Rochambeaus Räumung dieser Insel, und auf Guadeloupe, nach dem Abzuge des General Prescott, gesehen hatte, kam ich einsmals nach Portorico, wenige Tage, nachdem der General Abercrombie die Belagerung von St. Juan aufgehoben und seine Truppen plötzlich zur Nachtzeit eingeschifft hatte; er ließ einen Theil seiner Zelte und Ammunition zurück. Man sagte, er habe gefürchtet: daß sein Lagerplatz unterminirt sey; aber es stand auf einem sumpfigten Boden. Mit welchem Jubel sahen bei dem Anbruch des Tages die Einwohner der Stadt die Feinde, von deren Beschießung sie viele Tage geängstigt waren, auf 60 Schiffen an ihren Küsten hingleiten! Dunkelheit und Eile hatten die Engländer genöthigt, Vieles zurück zu lassen: 100 Tonnen Fleisch, mehrere Feldstücke und Ammunitions-Wagen; einige Hundert deutsche Soldaten hatten sich in den Wäldern versteckt. Abercrombie war hier und bei einigen andern Unternehmungen unglücklich; aber er siegte, als er in Egypten für sein Vaterland fiel. — Vieles hörte ich über dieses kriegerische Ereigniß in Portorico erzählen; aber Keiner ward höher gepriesen als der Bischof: er bestieg eines der höchsten unter den flachen Dächern der Stadt und sprach seinen Segen, und — seitdem platzten keine feindlichen Bomben mehr; sie fielen ausgelöscht zur Erde. So groß war — durch den noch größeren Glauben — die Segenskraft des Bischofs, der auf seinem Landsitz das feindliche Hauptquartier hatte; und seine Macht allein vertrieb den Feind!! Der ganze Triumph, Englands absegelnde Flotte und der Bischof auf dem Dache, sind zu ewigem Angedenken, in einem großen Gemälde von Joseph Campeche, dargestellt und in einer Kapelle des Dominikaner-Klosters aufgehängt.

Ich war auf einer dieser Sendungen so glücklich, Sir Joseph Banks und einiger Anderer Wünsche zu befriedigen und ihnen nähere Auskunft über den schönen gelbfarbenen Baum — Satin wood, Yellow Sander — zu geben, welcher jetzt in England so sehr zu Meubles gesucht wird. Ich fand, daß es Zanthoxylum flavum oder Z. clava herculis war und ließ über 40 Bäume fällen, um die Stämme nach Dänemark zu schicken. Wie das Otaheite-Rohr nach St. Croix, führte ich auch dieses Holz zuerst in mein Vaterland ein; aber ich verlor daran, indem man damals die Kunst der Tischler-Arbeit und die Feinheit der Politur noch mit minderer Geschicklichkeit übte. — Ich habe während des letzten Krieges zehn solcher öffentlichen Sendungen an englische, französische und spanische Insel-Gouvernements übernommen; ich konnte aber niemals einen Ersatz meiner Kosten erhalten, und nur die Ueberfahrten auf königlichen Fahrzeugen sind unentgeldlich gemacht. — Bei dem Aufenthalt im National-Gebäude zu Guadeloupe, wo ich dieselben Bequemlichkeiten hatte, wie Hugues selbst, kostete das Trinkgeld in Küche, Keller, Stall u. s. w., 400 Reichsthaler; denn man giebt dort einen Johannes — 10 Reichsthaler — wie

bei uns einen Thaler. Da diese Opfer meine Kräfte nicht überstiegen, so brachte ich sie meinem Vaterlande gern; größer und lästiger waren die Beschwerden von Stürmen, Kapern und Räubern, die uns oftmals eine ganze Lage Musketenfeuer gaben, um uns zum Anlegen zu nöthigen, und sie bleiben nicht ohne nachtheilige Folgen für die Gesundheit. Ich habe das Glück gehabt, mir Achtung auf meinen Missionen zu erwerben und meinem Vaterlande Nutzen zu verschaffen; zuletzt hielten meine Privat-Geschäfte, als Commissair bei der holländischen Anleihe und andere europäische Aufträge, auch das Amt als Notarius publicus mich an St. Croix gefesselt; aber ich mußte doch den Briefwechsel und den Federkrieg mit den fremden Gouvernements führen. Vergebens sehnte ich mich nach meiner, in das Vaterland zurück gekehrten Familie bis zu der unglücklichen Zeit, als unsere Inseln von den Engländern eingenommen wurden. Ich war der einzige Beamtete, der seine Stelle nieder legte, unter Allen, die sie zu Folge der Kapitulation behalten konnten. Ich selbst mochte nicht in den Dienst der Engländer treten; aber ich ermunterte jeden Dänen, seinen Posten nicht zu verlassen, um zur Erhaltung der Ordnung bei zu tragen, und beschloß, über die dänischen Rechte, so weit ich es vermöchte, zu wachen; denn Keiner kannte die Denkweise der Britten, die sich unsere Gäste nannten, besser als ich. Der Vice-General-Gouverneur Mühlenfels mußte, als eine Militair-Person, das Land, zu Folge der Kapitulation, verlassen; der Regierungs-Rath ging nach Nordamerika, und der redlichste Mann, der abgesetzte General-Gouverneur Lindemann, starb, von Nahrungssorgen und Kummer überwältigt, in meinen Armen. Ich blieb also, als der älteste Beamtete, allein in dem Lande, mit zerrütteter Gesundheit, aber muthvoll genug, um mich den Ungerechtigkeiten des englischen Kommandanten Fuller und seiner Anhänger zu widersetzen. Sie opferten Alles ihrer Willkühr auf: Kapitulation, Gesetz und Recht des Einzelnen. Ich bewirkte indessen doch manches Gute, und Fuller glaubte, daß alle Hindernisse, die er antraf, durch mich entständen, weshalb er mich, wenn ich nicht zugegen war, gewöhnlich mit dem Prädikat: „the damned fellow" beehrte. Aber so viele Kränkungen schwächten meine Gesundheit, und meine eigene Lage und die Unterhaltung meiner Familie in Europa verzehrten einen bedeutenden Theil meines Vermögens. — In dieser Zeit schrieb ich die Geschichte des Landes von der Einrichtung unserer Vertheidigungs-Anstalten an bis zu der Zurücklieferung desselben von den Engländern.

Ich komme nun zu einer Zeit und zu Vorfällen, deren Erinnerung noch jetzt mein Gefühl erschüttert. Wer niemals sein Vaterland verließ, wer niemals dessen Ehre von Ueberwindern gekränkt sah, kann mein Gefühl nicht theilen: das Gefühl nämlich, eine dänische Flagge wieder gegen den Hafen wehen zu sehen (wo die Flagge der Sieger noch flatterte) und dem Lande Befreiung zu verkündigen. Wir hielten das Schiff für eine Fregatte, aber es war nur ein Transportschiff mit Soldaten, das voraus geschickt war, um die Nachricht von der Zurückgabe der Insel zu bringen, und es hatte keine Beglaubigung bei sich, um von den Engländern freundschaftlich aufgenommen zu werden. Welche Freude und welcher Schmerz! — die Sieger wollten sie als Kriegsgefangene behandeln; der Oberste des englischen Regiments Buckingham sandte ihnen Erfrischungen, aber sie durften nicht ans Land kommen. Einige Tage später kam der General Waltersdorf, auf der Fregatte Freia, mit dem englischen Commissair Swinburne, um alle Streitigkeiten aus zu gleichen. Nach vielen Einwendungen mußte der Kommandant Fuller endlich das Fort räumen, und die dänische Flagge wehte wieder auf dem alten Boden. — Bald nachher gedachte ich, im Mutterlande Erholung zu suchen, das mein Herz, mein Weib und meinen Sohn umschloß. Ich hatte durch ungünstige Handels-Conjunkturen in Europa, durch das Fallen der Produkten-Preise, durch Wegnahme einer nach Jamaika gerichteten Schiffsladung und durch Plünderungen anderer Fahrzeuge 36,000 Reichsthaler verloren und wollte nun nichts weiter aufs Spiel setzen. — Ich reisete im Monat Mai von St. Croix ab. Das Schiff bekam einen Leck und wir mußten uns bemühen zu landen; die Pumpen waren drei Wochen hindurch im Gange, wir suchten Amerika zu erreichen. 48 Stunden waren wir auf den Nantucket shoals in einen so dichten Nebel gehüllt, daß wir weder die Sonne noch den Mond sehen konnten und in jedem Augenblick den Untergang des Schiffes erwarten mußten; Fischer retteten uns und wir kamen nach Boston. Da verließ ich das Schiff, reisete durch Neu-York, Philadelphia u. s. w., kehrte nach Neu-York zurück und sammelte allgemeine Gesetze, besonders Akten, Karten, Beschreibungen und was zum Finanzwesen gehört, dessen Uebersicht den vereinten Staaten jährlich gedruckt vorgelegt wird — kurz alle zu erhaltenden Materialien der Statistik. Diese Sammlung kostete mich über 400 spanische Thaler; aber ich konnte die Kosten nicht scheuen, da ich die Absicht hatte, eine statistische Uebersicht der amerikanischen Staaten aus zu arbeiten, in deren Verwaltung sich manche vortrefliche Einrichtungen finden, die Nachahmung verdienen. Möchte ich den National-Charakter eben so rühmen können; aber man irrt sich darüber in Europa; es heißt auch hier — virtus post nummos! — Ich reisete von da in einem englischen Paket-Boot ab, in Gesellschaft des Herrn Law, Bruder des englischen Lord-Kanzlers Ellenborough. Er war 18 Jahre hindurch in einem obrig-

keitlichen Posten in Ostindien gewesen; aber wegen der von der Regierung angenommenen Grundsätze brachte er sein Vermögen nach Amerika und verheirathete sich mit Washingtons Stieftochter. Jetzt, nach ihrem Tode, wollte er sein Vaterland und seine Familie noch einmal wieder sehen. Sein mir bewiesenes Wohlwollen, sein Verstand, seine edlen Gesinnungen, seine geistreichen Unterhaltungen über die großen indischen Reiche und deren wahrscheinlichen dereinstigen Verlust für England, über Washingtons erhabenen Charakter, haben ihn meinem Andenken theuer gemacht. Auch seine besonderen Launen sind bemerkungswerth; niemals sah ich eine solche Zerstreuung bei irgend Jemand. Er scheute weder Feuer noch Wasser, war ein Dichter, rezitirte täglich lange Stellen aus Virgil und Cicero, war oft überzeugt, gegessen zu haben, wenn er nicht einmal Genießbares gesehen hatte, saß oft ganze Tage in seiner Kajüte bei einem Licht und schrieb, ging dann des Nachts auf dem Verdeck umher, legte sich einsmals, in ein Laken gewickelt, der Länge nach auf einen Tisch und schlief ein, so daß Hinzukommende ihn für eine Leiche hielten. Oftmals vergaß er die eine Hälfte des Bartes ab zu scheeren, trug Strümpfe von verschiedenen Farben, und in Halifax lief er im Oberhemde, mit einem Rasirmesser in der Hand, einem Manne, mit dem er sprechen wollte, auf der Gasse nach. Er war ein Original an Sonderbarkeiten, aber auch an Edelmuth und Talenten; er kannte seine Zerstreuungen und war so daran gewöhnt, daß er fast jedes Mal, wenn ich die Lippen öffnete, sagte: „I ask your pardon, my dear friend!" weil er immer glaubte, ein Versehen begangen zu haben. In Falmouth verlor ich ihn einsmals; ich suchte ihn in allen Gassen und fand ihn endlich, in strenger Kälte, in schwarzem Kleide mit seidenen Strümpfen, auf den Steinen sitzend und — mit Kindern Läuferstein spielen. Er ward beschämt, ging mit mir und sagte: „Pardon me! I wuld not help it indeed." — In London trennten wir uns.

(Die Fortsetzung folgt.)

## Bedächtiger Selbstmord.

In der Nacht vom 22—23sten April 1736 erhing sich der Königl. Sächs. Kabinets-Minister Graf H...... im Gefängniß auf der Festung Königstein, wo er, mehrerer Unbilden wegen, seit einigen Jahren schon sich befand. Auf dem Tische, über welchem er sich hing, fand man ein Billet an seine zwei Diener, des Inhalts: „Seyd ja klug und macht keinen Lärmen, sondern knüpfet mich gleich ab und leget mich ins Bette, und ziehet den Riegel der Thür mit diesem Bindfaden zu von außen, so weiß Niemand, daß Ihr hierinnen gewesen seyd und muß heißen: ich sey an einem Schlagfluß gestorben. Machet Ihr dieses recht klug und gut, so sollen Euch 1000 Dukaten von meiner Familie, auf diesen Zettel, zum Recompense bezahlt werden." — Sonderbar genug, ward dieser Zettel damals in den Leipziger Zeitungen abgedruckt.

Bei Abnahme des Körpers fand man in den Taschen Scheer- und Federmesser, nebst Scheere, im Zimmer aber Stränge und Bindfaden, Hammer und Zange. Einige Tage vorher hatte er sich erschießen wollen, woran ihn aber einer seiner Diener hinderte. — Der Unglückliche war einer der feinsten, angenehmsten und gelehrtesten Kavaliers seiner Zeit. Auf langen Reisen hatte er große Kenntnisse und eine ausgezeichnete Bibliothek, besonders im Fache der französischen Literatur, während seines Aufenthalts als Gesandter in Paris gesammelt. Sein Haus, eines der glänzendsten in Dresden, bildete gleichsam einen Stapelplatz aller fremden und einheimischen Gelehrten. Von seltener Herzensgüte, ließ er nicht leicht einen Nothleidenden, wenn er konnte, ohne Hülfe oder Trost. Arme Gelehrte aber unterstützte er im Stillen und, ohne daß sie je den Geber erfuhren, mit königlicher Freigebigkeit. Nichts fehlte diesem trefflichen Manne, als etwas mehr — Klugheit und Vorsicht. Dies verwickelte ihn in verdächtige Correspondenz, welche seine Verhaftung nach sich zog. Im Jahr 1732 schon kam er als Staatsgefangener auf den Sonnenstein bei Pirna, ward aber nach einem Jahre wieder entlassen. Und doch handelte er kurz nachher abermals so, daß er auf den Königstein kam, wo er sein Leben durch Selbstmord endigte. — Seine Feinde behaupteten: er sey „durch das viele Lesen französischer Intriken und Praktiken" zum Landesverräther worden. Seine Verwandten und Freunde bedauerten ihn als einen zu Gutmüthigen, der, weil er Allen Alles seyn wollte, sich in Verlegenheit und Unglück brachte; die sächsischen Gelehrten aber, besonders die Dresdener, nannten ihn den Elb-Mäcen. — s.

## Anekdoten.

Eine Mutter, die viele Kinder hatte, sagte bei den Zwistigkeiten unter den Kleinen mehrmals zu ihrer fünfjährigen Cäcilie: „Der Klügste giebt nach!" und sie that dann, was die Mutter wollte. Einst stritt Cäcilie mit dem Bruder um ein Spielwerk. „Laß es ihm!" sagte die Mutter; „der Klügste giebt nach!" — und das Mädchen erwiederte im naiven Zorn: „Ach, ich soll auch immer die Klügste seyn!"

Der Herzog von ** machte gleich nach seinem Regierungs-Antritt bekannt: „Allen denen, die zu lebenslänglicher Gefangenschaft verurtheilt wären, solle ein Jahr davon erlassen seyn."

E. R.

## Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

Wien. Seit einigen Tagen hat sich endlich der Sommer, zwar etwas spät, aber um so kräftiger eingestellt, und man

fieht jetzt täglich, besonders des Sonntags, Hunderte von Wagen und unzählige Fußgänger, nach dem Prater, dem kaiserlichen Lustschloß Schönbrunn, dem romantischen Thal der Brühl, den schönen Umgebungen des Kahlenberges, dem reizenden Laxenburg und dem freundlichen Baden ziehen. Der letzte Ort ist gewöhnlich der Punkt, wo sich Sonntags ein großer Theil der eleganten Welt Wiens versammelt. Zwischen 12 und 1 Uhr findet sich Alles, und zwar ganz gegen die Sitte anderer Bade-Orte, im größten Staat in dem dasigen Park ein, um zu sehen und gesehen zu werden. Des Mittags sind alle Gasthöfe überfüllt, Nachmittags ziehen gedrängte Reihen in das nahe gelegene romantische Helenen-Thal, Abends wird das Theater besucht, wo die Hensler'sche Schauspieler-Gesellschaft Vorstellungen giebt, dann speiset man zu Nacht und kehrt hierauf nach Wien zurück, welches man in zwei, höchstens drei Stunden erreicht. Diese Lustfahrt ist ein Lieblings-Vergnügen der Wiener und selbst jeder nur einigermaßen wohlhabende Bürger unternimmt sie wenigstens ein Mal des Jahres. — Die Theater der Residenz waren in letzter Zeit häufiger besucht, als sonst in diesen Monaten der Fall zu seyn pflegt; theils weil mehrere interessante Gäste auftraten, theils weil einige neue Erscheinungen die Schaulust der Wiener, die sich bei solchen Gelegenheiten deutlich ausspricht, anregten. Auf dem k. k. Hoftheater nächst der Burg gaben beinahe zu gleicher Zeit Hr. und Mad. Neumann, vom Karlsruher, und Hr. und Mad. Anschütz, vom Breslauer Theater, Gastrollen. Mad. Neumann besitzt eine reizende jugendliche Gestalt und ein günstiges Organ; sie zeigte mehr als gewöhnliche Anlage, die bei zweckmäßiger Leitung Bedeutendes erwarten läßt. Wir wünschten dasselbe von Hrn. Neumann sagen zu können!! Auf das Angenehmste wurden wir durch die Darstellungen des Hrn. Anschütz überrascht, der ein, auf der deutschen Bühne leider immer seltener werdendes Talent für die Tragödie beurkundete. Meister in der Kunst der Rede, weiß er sein schönes kräftiges Organ vortrefflich zu gebrauchen; in jeder Rolle bewies er den denkenden Künstler und wir bedauern nur, daß seine Bewegungen mit dem Adel der Worte nicht immer gleichen Schritt hielten. „Don Gutierre" im „Arzt seiner Ehre", „Hamlet", „Hugo" in der „Schuld", „Orest" in Goethes „Iphigenia" und „Karl Moor" waren seine vollendetsten Leistungen. Mad. Anschütz ist eine liebliche Erscheinung, doch dürften naive Rollen ihr mehr zusagen als tragische. — Die Hof-Opernbühne erfreute uns mit einer, in allen Theilen gelungenen Aufführung der Rossinischen Oper: „Die diebische Elster". Hr. Rossner, ein vortheilhaft gebildeter, höchstens zwanzigjähriger Jüngling, trat darin zum ersten Mal als „Gianino" auf und entwickelte eine schöne, in der Höhe und Tiefe gleich klangreiche Tenorstimme; dieser Gewinn ist um so erfreulicher, da unserer Oper seit Wilds Abgang ein guter Tenorsänger fehlte. — Im Theater an der Wien füllte ein neues Lustspiel in fünf Aufzügen, nach dem Französischen, von Vogel: „Die Schauspieler" wiederholt die Kasse. Der Vetter einer jungen reizenden Schauspielerin machte in Indien eine reiche Erbschaft, wobei ihm zur Bedingung gemacht wurde: entweder sein schönes Mühmchen zu heirathen oder ihr ein bedeutendes Legat aus zu zahlen, wenn er sie nicht nach seinem Geschmack finden sollte. Er kommt unter dem angenommenen Namen Kronfeld an, um die ihm bestimmte Braut vorher kennen zu lernen und findet, daß sie bereits mit dem jungen Dichter Wittern in dem zärtlichsten Einverständniß steht, der durch den günstigen Erfolg seines zur Aufführung übergebenen neuen Lustspiels in den Stand gesetzt zu werden hofft, die Geliebte heim führen zu können; allein die Kabalen der Schauspieler thürmen seinen Hoffnungen unüberwindliche Hindernisse in den Weg. Kronfeld ist edel genug, sich der Liebenden an zu nehmen; er weiß die Kabalen durch List zu besiegen und der gelungenen Arbeit des Dichters den verdienten Lohn zu verschaffen. Dieser an sich magere Stoff ist durch einige interessante Episoden und mehrere pikante Züge aus dem leidigen Treiben der Coulissen-Welt mit vielem Geschick zu einem ziemlich anziehenden Ganzen verarbeitet, das um so mehr ansprach, weil das Publikum es immer gern sieht, wenn Jene, welche so oft die Thorheiten der Welt geißeln, auch einmal ihre eigenen Gebrechen — und zwar nicht auf die delikateste Weise — zur Schau tragen. Die Darstellung war für eine Bühne, auf welcher das Ritter-Unwesen grassirt und Pferde zur Tages-Ordnung gehören, ziemlich gerundet. — Nächstens erscheint das erste Heft der von Friedrich Schlegel redigirten Zeitschrift: „Concordia". K.

Adelsberg. Auf der Wiener Poststraße zwischen Laibach und Triest liegt der Kreisort Adelsberg, durch seine herrliche Stalaktiten-Höhle äußerst merkwürdig. In dieser Höhle, die von der Piuka durchströmt wird, hält die Natur ihre Schöpfungen von Tropfstein verborgen. Die von dem Führer Luca Tschitz am 15ten April 1818 in einer Höhe von 75 Schuhen neu entdeckte ungeheure Höhle ist die eigentlich interessante. In einem Theil derselben ist man bereits über vier Stunden weit hinein gegangen, ohne daß sich das Ende gezeigt hätte. Ein Abgrund verhindert dann jede weitere Nachforschung; doch hofft man, dieses Hinderniß noch zu überwältigen. Die weißen, grauen und gelblichen Massen, welche sich durch den herab sinkenden Stoff bilden, erregen die Phantasie zu den abentheuerlichsten Gebilden; man glaubt eine ganze versteinerte Welt zu erblicken. Hier tritt man in eine leblose Stadt, dort in die weiten Hallen eines gothischen Tempels, dann in die Laubengänge eines unermeßlichen Gartens u. s. w. Es ist nicht möglich, einen recht anschaulichen Begriff von den Wundern zu geben, welche diese unterirdische Welt bietet. Unter den vorgefundenen Seltenheiten sind die Stalaktite eines Menschen und das Skelett eines Thieres merkwürdig. Ersterer ist so versteinert, daß nur bei dem Abschlagen der Tropfmasse die Gebeine sichtbar werden; allem Anschein nach ist es der Körper eines Verirrten, dem das Licht aufgegangen, und der, um Luft zu schöpfen und um den Ausgang zu finden, mit den Händen an den Wänden hintappte; dies ist aus der Stellung zu ersehn. Das Skelett des im Tropfstein begrabenen Thieres, welches sich jetzt im Museum zu Triest befindet, zeigt, daß es zur fleischfressenden Gattung gehörte; es ist, den Schenkelbeinen nach, von beträchtlicher Größe gewesen, und soll, der Beschaffenheit des Schädels zu Folge, einem nicht mehr existirenden Geschlecht angehören. Die hier im Flusse Piuka gefangenen grauen Fische sind von besonderer Art und Gestalt; sie gleichen den Eidechsen, haben vier Flossen — gerade wie Menschenhände mit drei Fingern — von gleicher Farbe, zierliche Ohren, Augen wie kaum bemerkbare Punkte, und werden von den Gelehrten proteus sanguinius getauft. L—r.

In Garat's Denkwürdigkeiten über Suard's Leben und Schriften wird gesagt: „Nachdem Aristoteles Logik erschienen war, fing Alexander (der sogenannte Große) an, auf Asiens Unterjochung zu denken, und die Revolution Nordamerika's war eine Folge der Herausgabe von Franklins Werken." Wir sind aber, trotz diesen Angaben, dennoch überzeugt: Alexander habe den Darius gewiß ohne Hülfe der „drei Prinzipien" besiegt, und Bostons Einwohner befragten eben so wenig Franklin's „Versuch über die menschliche Vernunft", um zu wissen: ob sie den Thee der Compagnie in Depot behalten oder ins Meer werfen sollten? (Journ. d. Par.) Wahrscheinlich wollte Hr. Garat nur sein Bedauern zu erkennen geben darüber: daß kein Censor bei der Hand war, — d. h. (nach Raynal) kein Hagelwetter, welches die geistigen Saaten verwüstet — um dem Aristoteles die Logik und dem Franklin die Vernunft zu vertreiben, zwei Fähigkeiten, die in gewissen Zeiten gegen alle Conventionen anstoßen.

Wenn du in ein Land kommst, meinte Montesquieu, dessen Gesetze du nicht kennst, sieh das Militair an. Ist es anmaßend und stolz, so ist die Regierung stärker als das Gesetz, aber schwächer als der Soldat. (Courier fr.)

Redacteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurersche Buchhandlung.






# Der Gesellschafter
oder
# Blätter für Geist und Herz.

1820. Sonnabend den 12. August. 130stes Blatt.


## Die Rechnungen des Lebens.

### Eine Selbst-Biographie nach dem Tode.

Als ich geboren ward, zählte man den 29sten Februar des Schaltjahrs X — ich mache es zur unbekannten Größe, um meinen verehrten Lesern Gelegenheit zu geben, durch Gleichungs-Exempel — wenn es nämlich möglich — die bekannte zu finden.

Die Hebamme war noch mit meiner kleinen Figur sehr thätig beschäftigt, als sie schon die für mich erkohrenen Pathen summirte, und durch die Wahrscheinlichkeits-Rechnung das zu erwartende Baare, wozu ich ihr die Anweisung seyn sollte, heraus brachte. Meine Mutter lag sehr schwach auf einem Ruhebette, berechnete aber mit bewundernswerther Genauigkeit die Tage, in denen sie der häuslichen Wirthschaft fehlen und Marien die Schlüssel lassen würde. Mein Vater, der Geheime Ober-Rechnungsrath von ***, warf unwillig den großen Jahresschluß in den Aktenhaufen, weil er, trotz der ihm mit mir gelungenen Multiplikation, einen Divisions-Fehler gewahrte, und nebenher auch wohl starke Subtraktionen und Brüche in seiner häuslichen Oekonomie ahnen mochte. — Um Vieles sorgenloser addirte der alte Johann auf einer wackelnden Bank vor der Hausthür die Reigen der Weinflaschen, mit denen er bei dem etwaigen Kindtauf-Schmaus die weitere Färbung seiner, ohnehin schon an Sang du boeuf erinnernden Nase, besorgen konnte. — Dieser feindselige Umstand: daß nach meinem ersten Erwachen zu des Lebens Licht, dessen von mir noch unberechneter warmer Sonnenstrahl so freundlich auf meine Wiege schaute, Alles um mich her gerechnet hatte, mochte wohl die Dämonen der Rechenkunst gegen mich aufgehetzt haben; beständig strebte aber mein inneres Gefühl diesen schwarzen Zahlen-Geistern entgegen.

Die Lehrer meiner Jugend würden mit mir zufrieden gewesen seyn, wenn ich etwas mehr Sinn für Arithmetik gehabt hätte. Der Eine, welcher ein großer Logiker war, schloß von Ursachen auf Wirkungen, und meinte: Rechnen erlernt man durch Fleiß, zum Fleiß können auch Prügel mitwirken; ergo erlernt man das Rechnen durch Prügel. Diesen falschen Syllogismus wendete er so treulich auf meinen Rücken an, daß dieser manchen Nachtheil, mein Kopf aber keinen Vortheil davon hatte. Da ich aber in andern Wissenschaften bessere Fortschritte machte, bestimmte man mich dennoch zum Studiren. Ich bezog die Universität und hörte Rechts-Collegien. Ein neues, seliges Leben schien mir auf zu gehen in dem brüderlichen Bundeskreise, aus welchem alle Rechnungen verbannt waren und der für die meisten Jünglinge der Zauberring des Lebens ist. Mein Vater verlangte jedoch, als Antwort auf den halbjährigen Wechsel, stets eine Nachweisung meiner Ausgaben; hierbei fand sich nun immer ein Minus im Bestande, trotz meiner nicht verschwenderischen Lebensweise: nichts aber vermochte mich zu geordneter Eintheilung; ich vergaß stets nach üblichen Preisen mich zu erkundigen, zahlte immer, ohne zu handeln, und theilte mit, so lange ich hatte.

Nach bestandenem Examen erhielt ich einen kleinen

gerichtlichen Posten, ohne fixes Gehalt. Ich hoffte nun meinem Beruf mit Eifer zu leben, und träumte mich im Geist mit silbergelocktem Haar auf einen baumbepflanzten Hügel, um mich her das Volk, dessen Zwiste ich klüglich schlichtete. Allein ich ward täglich gezwungen, die Verbrechen der Menschen und ihre gesetzlichen Strafen nach Geld und Geldeswerth zu berechnen und obenein meine Gebühren zu liquidiren, wenn ich nicht verhungern wollte. Meine schönen Träume vom heiligen Priesteramt der Themis schwanden bald; ich sah in mir nur den Rechen- und Zucht-Meister menschlicher Verirrungen, und war froh, als ich meinen, ohnehin schlechten Posten verlassen und eine kleine Pachtung übernehmen konnte, von deren einfachen ländlichen Beschäftigungen ich mir den Himmel auf Erden versprach. Aber wie sehr fand ich mich getäuscht! — das Rechnen fing nun erst an. Nicht genug, daß ich ein Manual und Monats-Rechnungen führen und auf dem Erndtefeld, wie in der friedlichen Scheune, wo ich sorglos die Früchte meiner Arbeit ein zu sammeln glaubte, über das Ankerben der Getreide-Mandeln mit den Tagelöhnern, die mit Korn-Prozenten bezahlt wurden, zanken mußte — deren Kopfrechnung so gern meine Papierzahlen von Gewinde zu Gewinde betrog — nein, ich mußte auch selbst des lieben Gottes Regen und Sonnenschein nach dem hundertjährigen Kalender, ferner die sich immer ändernden Marktpreise berechnen. Gern würde ich es noch ertragen haben, daß manches antikalendrische Donnerwetter in diese gottlosen Zaubereien fuhr und die schönsten Heu-Erndten und Saat-Pläne zerstörte, wenn ich nur Gottes liebe Welt, wie ehedem, freudig und gerührt hätte anschauen dürfen; aber kaum wollte ich mich einmal der heiteren Abendsonne recht herzlich erfreuen, so kam mir auch schon der Gedanke ein: daß die Kohlpflanzen eines tüchtigen Regengusses bedürften und dabei prätendirte noch ein Witterungs-Buchhalter, ein Ahn des Herrn Professor Dittmar: daß ich eine Controlle über Regen, Sonnenschein und Wind führen solle.

(Der Schluß folgt.)

## Ueber Westindien und Europa.

(Fortsetzung.)

Ich muß die Geschichte meiner Seereise nachholen. Achtzehn Passagiere reiseten mit uns in dem Paket-Boote von Neu-York. Wiederum verbarg ein Nebel an der Küste von Neu-Schottland unsern Augen Sonne und Mond; wir hatten keinen Wind, immer heftigen Sturm. Wir wurden 48 Stunden hindurch im Finstern bugsirt und hörten stets in unserer Nähe die Brandung an den Klippen. Die Seeleute erwarteten zu scheitern. Endlich verschwand der Nebel und wir naheten uns Halifax, dem Sitz der Regierung für die vier großen englischen Provinzen. Nackte Klippen, ein sechs Monate dauernder Nebel und ein eben so langer Frost würden diesen Aufenthalt unerträglich machen, wenn die reiche Fischerei an den Küsten nicht wäre; einen ähnlichen Fischmarkt habe ich niemals gesehen. — Als die Posten abgefertigt waren, segelten wir ab. Zwischen Newfoundland und Grönland entstand ein Geschrei: daß Feuer im Schiffe sey; es war in dem Magazin. Der Capitain und das Schiffsvolk sprangen hinzu und warfen ihre Kleider auf das Feuer; die Spritzen arbeiteten und Jeder schöpfte Wasser. Schon wurden die Boote mit Kompassen und Lebensmitteln ausgesetzt. Nur eine Bretterwand war noch zwischen dem Feuer und der Pulverkammer. Ich nahm meinen Schreibkasten, der mein eigenes und Anderer Vermögen in Wechseln und sonstigen Papieren enthielt und bat meinen Neger: sich, ohne weiter für mich zu sorgen, damit nach Dänemark hin zu retten, wo er belohnt werden würde. Ich, der ich so schwach und gichtkrank war, daß ich keine Viertelstunde auf dem Verdeck seyn konnte, hatte keine Aussicht, die Schrecknisse eines Meeres in einem offenen Boote zu überleben, noch dazu in einer schon späten Jahrszeit, wo man in jener Gegend fast niemals ein Segel erblickt. Dieser Gedanke erregte zuerst Schaudern in mir, aber ich faßte mich bald. Als ich Law bat, sich meines Negers an zu nehmen, im Fall sie sich Beide retten würden, brachen seine Thränen aus; dann ward ich ruhig und half wie die Andern bei der Pumpe und dem Wassertragen, so viel ich vermochte. Wir wurden gerettet; nach zwei Stunden war das Feuer gelöscht. Der Capitain kam zu uns, schwarz wie ein Schornsteinfeger und sagte: „Meine Herren! das Unglück ist vorüber; ich habe dem Schuldigen verziehen und hoffe, daß Sie es auch thun und Alles vergessen werden!" Sein Liebling hatte, während er Brandtwein zapfte, ein brennendes Licht an eine Brod-Tonne geklebt und in dem Magazin vergessen. Der Ausdruck des Schmerzes war in Aller Blicken; tiefes Schweigen herrschte und kein Wort ward weiter über das Unglück gesprochen. — Wir reiseten von Falmouth, wo wir landeten, nach London. Hier waren von Dänemark mehrere Nachrichten eingelaufen, daß ich verunglückt sey. Freudenvoll empfing in London der Commerz-Intendant Hage den erretteten Freund und wir Beide überraschten den edlen Schönborn, der damals seiner 25jährigen Dienste bei der dänischen Gesandtschaft entledigt war. — Da erhielt ich — meiner unglücksvollen Reise die traurigste Zugabe — die Nachricht von dem Tode meiner Frau. Ich überredete nun meinen edlen Freund Schönborn: mit mir nach Paris zu reisen; dort wanderten wir in dem Museum zwischen den Werken der Vorzeit. Wie oft entzückten mich seine antiquarischen Bemerkungen, durch den Geist, welchen

er in dem Marmor auf zu finden verstand, als wäre er ein zweiter Winkelmann oder Heyne, und den man nicht in den Analysen findet, mit denen die Herausgeber der Darstellungen des Museums die Leser unterhalten.

Als wir den Pflanzen-Garten zum ersten Mal besuchten, meldete ich mich bei dem Botaniker Desfontaines als ein Däne an, der seine Bekanntschaft zu machen wünsche. Er nahm uns sogleich an und ich führte mich als einen Freund des Professors Vahl ein. „Wie befindet er sich?" fragte er. — „Darum wollte ich Sie fragen!" sagte ich. Er erstaunte; da erzählte ich ihm: daß ich von der andern Seite des atlantischen Meeres, von der dänischen Insel St. Croix käme. — „Ha, ha! da wohnt der tüchtige Botaniker, der uns durch manche neue Gewächse bereichert hat, der die Sämereien, die wir hier nun bestellen, an Vahl sandte, und der dem Capitain Baudin die großen Dienste geleistet hat, dessen Expedition ohne ihn vielleicht verunglückt wäre. Unser Botaniker le Dru and der Gärtner reden noch immer von ihm." — Ich schwieg. — „Aber wohnt er nicht da? Mein Gott! ich kann mich seines Namens nicht erinnern und er kommt doch so oft in den „Symbolis botanicis" und den „Eclogis americanis" vor!" — Er wollte nachschlagen; da sagte ich: „Meinen Sie vielleicht West?" — „Ja! den, den meine ich!" — „So sehen Sie ihn vor sich!" — Nun sprang er auf und umarmte mich. Schönborn freute sich dieser Scene; dann wurden Richard, der Gärtner, und Thouin herbei geholt. Le Dru war abwesend. Alle empfingen uns mit offenen Armen; und wie groß war meine Freude, als sie mich in den Treibhäusern zu meinen westindischen Bekannten führten, die ich selber auf den Bergen von Portorico aufgesucht hatte. Auch der berühmte Blumen-Maler van Spandoek ward geholt, um den Mann von St. Croix zu sehen. Nach einigen Tagen führte uns Desfontaines in die Versammlungen des National-Instituts und zu den angesehensten Gelehrten. So verlebten wir ein Paar Monate in wissenschaftlichen Freuden, bis der heran nahende Winter uns Eile gebot. Da reiseten wir ab und ich trennte mich von meinem theuren Schönborn in Altona, wo ich ihn in den Armen eines älteren und verdienstvolleren Freundes zurück ließ — in den Armen des unsterblichen Klopstocks.

Nach einer Abwesenheit von 20 Jahren sah ich mein geliebtes Vaterland wieder, den mutterlosen Sohn — der ein Krüppel war — und meine alten Freunde. Die Erinnerungen aus einer Reise von 3000 Meilen begleiten mich. — Aber ich fühlte bald, daß meine zerrüttete Gesundheit das rauhe und windige Klima nicht ertragen konnte, und ich hatte das Glück, wenige Monate darauf zum Consul in Brüssel ernannt zu werden; an einem Orte, der mir sehr angenehm war, seiner eigenen Schönheit und seiner reizenden Gegenden wegen und weil er der Sitz der Künste aus der niederländischen Schule ist. Ich eilte dahin; die ersten sechs Monate hatten manche Unannehmlichkeiten für mich, theils wegen der anhaltenden Gichtschmerzen, theils durch die verdrießliche Lage: daß die Franzosen mich für einen Kundschafter und die Einwohner für einen französisch Gesinnten hielten. In dieser Trennung vom gesellschaftlichen Umgang lebte ich ganz für das Studium der Kunst. Dazu gaben mir die Akademie, die öffentliche Bibliothek, das Museum, Sammlungen von Privatleuten, Liebhabern und Kennern der Künste Gelegenheiten genug. — Auf meiner ersten Reise in das Aachener Bad verleiteten mich blindes Zutrauen und unvorsichtige Leidenschaft für die Kunst zu einem Ankauf von etwa 120 Gemälden. Ich hatte 5500 Thaler in Golde bei mir und zog noch einen Wechsel von 2000 Gulden auf meinen Freund Arnold Finmann in Amsterdam. So viel kostete dieser Vorfall; denn in Brüssel erfuhr ich von Kunstverständigen: daß ich hintergangen war und habe nur noch drei Stück davon in meiner Sammlung behalten — so bezahlte ich Lehrgeld! Nachher machte ich keinen Kauf wieder ohne Rathgeber: diese waren der Aufseher des Museums Vosschaert, und Palma, ein geschickter Römer, ein Günstling von Barras; dem Palma verdanke ich besonders die erworbene Sachkenntniß und viele Stücke, die er, der überall bekannt war, für mich aufgefunden hat.

(Die Fortsetzung folgt.)

## Zwei gar nicht üble Bemerkungen.

Es gab Philosophen, die ein Leben nach dem Tode prophezeit haben. Dies scheint mir unrecht: weil die jetzige Generation z. B. so angethan ist, daß sie sich vor den tugendhaften Eltern augenblicklich wieder zu Tode schämen müßte.

Als man die Freundschaft noch nicht kannte, waren gute Zeiten; dies glänzende Wort hat uns Alles verdorben: denn sonst glaubte man, Jedem gerecht seyn zu müssen, jetzt sucht man sich dazu (auch wohl nur zur Gunst) ein Paar aus, und diese Ungerechtigkeit wird nur dadurch etwas erträglich, daß so ziemlich Jeder alljährlich seine Freunde wechselt. C. Möllen.

## Die Standes-Erhöhung.

Der Unterthänige.

Mein gnäd'ger Herr Patron! Sie werden pardonniren,
Wenn eilend ich erschein', um froh zu gratuliren.

Der Gebietende.

Mein Herr, ich weiß von Nichts! Es ist kein Rang, kein Orden
Mir in der letzten Zeit von hoher Hand geworden.

Der Unterthänige.

Ey, ey, Herr Präsident! das ist doch zu verschwiegen!
Ist jüngst der Herzog nicht zum Großherzog gestiegen?
Da sind der gnäd'ge Herr — kam eben auch kein Orden —
Doch augenscheinlich auch großherzoglich geworden. —•—.

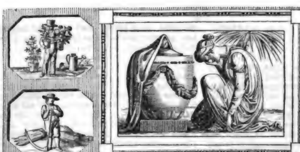
## Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

Kissingen (an der fränkischen Saale). Auf dem sehr vortreflichen Wege von Berlin hier angekommen, habe ich Alles weit über meine Erwartung gefunden und wundere mich, daß die Bade-Orte Kissingen und Bokiet (eine Meile von hier gelegen) in meinem Vaterlande Preußen nicht mehr bekannt sind. Man wohnt hier sehr nett und wohlfeil. Für Mittag- und Abendessen (jenes mit 6 Schüsseln) bezahlen wir nach preußischem Gelde 13 Gr. und ein Schoppen guter Wein kostet 2 Gr. — Herrlich ist die Gegend; in der größten Mannigfaltigkeit wechseln Weinberge, Getreide-Felder, Wald und Wiesen. Das Getreide wird hier auch auf den Bergen gewonnen, welche aus Stein bestehen und nur eine Erddecke haben, die oft kaum 5 Zoll hoch liegt; dennoch ist es ein Wald von Aehren, und diese sind so schwer, daß die Halme unter dem Segen erliegen. Auch manche interessante Trümmer, wie z. B. das Bergschloß Hohenlauben, das aus einer hier nicht auf zu findenden Steinart erbaut und im Bauernkriege (1525) verwüstet worden ist, ferner die Ritterfeste Trimberg u. s. w., so wie die Thätigkeit in den verschiedenen Anlagen längs des Flusses unterhalten den Spaziergänger. — Die Bade-Anstalt selbst ist sehr bequem eingerichtet und für gute Aerzte gesorgt. Außer dem Landgerichts-Physikus Dr. Maas ist noch der praktische Arzt und Geburtshelfer Dr. Büchler hier; er wohnt schon 30 Jahr in Kissingen, kennt die Wirkung der Quellen sehr genau und empfiehlt sich durch Thätigkeit und freundliche Behandlung der Kranken, von denen Viele hier Genesung und Erleichterung finden. Die Gäste sind jetzt ziemlich zahlreich und täglich vermehren sie sich aus allen Gegenden. Sie wohnen bei den Bürgern und finden auch in der Stadt mehrere Restaurationen, wenn sie einmal nicht im Kurhause essen wollen, wo man übrigens sehr gut ißt und seinen Wein mitbringen darf, ohne daß man ein Pfropfengeld zu zahlen hat. Man findet auch die leidigen Anstalten zu Pharo und Rollet, doch hört man nichts von Ausschweifungen im Spiel. — Es wäre bei dem vielen Guten, was die Anstalt schon hat, und bei der Kraft der Quellen (es sind ihrer mehrere, und fast keine bedeutende Krankheit giebt es, die hier nicht Heilstoff fände) sehr wünschenswerth, daß die baiersche Regierung, zur höheren Belebung dieses so vorzüglich wirksamen Bades, mehr noch thun und namentlich auf die Vorschläge hören möchte, die ein Herr von Rabenau (sonst Gesandter des Großherzogs von Würzburg am Münchener Hofe) gemacht hat. Er ist als Biedermann und Menschenfreund verehrt, und bewies bei seinen Vorschlägen die nöthigen Lokal-Kenntnisse. Ein Mineral-Wasser, wie es hier die sogenannte Ragozi-Quelle liefert, ein dem Selterwasser ähnlicher Sauerbrunnen und eine höchst vorzügliche Quelle zum Baden: Alles dies, vereint in einem Weinlande und einer überaus reizenden fruchtbaren Gegend, findet sich in Deutschland nirgends, und dazu kommt noch in Bokiet eine stahlenthaltende Quelle, die der Pyrmonter wenig nachgiebt. — Dort ist jetzt der Physikus Dr. Wohlgemuth Arzt und die Anstalten Bokiets haben einen glänzenderen Anstrich. Bei meinen Streifereien dorthin kam ich durch das anmuthige Dorf Hohn, wo ich Gelegenheit hatte, die bäuerliche Tracht der Frauen zu bewundern. Die Mädchen haben die Haare rund um den Kopf geflochten; das Ganze ist von einem messingenen Pfeil gehalten und ein rothes Band flattert von dem Scheitel herab. Ein rothes Mieder zu den weiten Aermeln des feinen Hemdchens, mit Kanten besetzt, weiße Strümpfe und weiße Schürzchen zu kurzen braunen Röcken — das zusammen giebt einen recht lieblichen Eindruck. Kurz, wohin ich sehe, wird mir Interessantes geboten; ich freue mich sehr, daß mein Arzt mich hieher schickte, da ich mich täglich wohler und kräftiger fühle, und so rufe ich allen Kranken zu: Seyd gescheidt und thut wie ich, damit Ihr Kissingen und Bokiet preisen könnt, wie ich! L.

Grätz. Das „Johanneum“, dessen Natur- und Kunstschätze durch die Liberalität des edlen Stifters, Erzherzog Johann, und seiner Verehrer sich stets mehren, ist bereits eine höchst achtungswerthe Gründung. — Die hiesige Gallerie besteht auch nur durch die Güte der Gemälde-Freunde, die ihre inhabenden Meisterwerke (mit Vorbehalt des Eigenthumsrechts) zum allgemeinen Vergnügen in einem dazu eigens eingerichteten Lokal im Landhause aufstellen ließen. Außer dem Urtheil des Paris (ein Gemälde, auf dem dieser in voller Rüstung eines turnierfähigen Ritters erscheint), von Lukas Kranach, und einer Madonna mit dem Kinde und einem Engel, der sich vor dem Heiland auf der Violine produzirt, von Albrecht Dürer, sind noch mehrere berühmte Namen in dem Verzeichniß. Auch viele gute Copien nach Correggio, Titian, Rubens, von L. Stark, Direktor der hiesigen Zeichnungs-Akademie, sind vorhanden. Die Krone der neueren Gemälde ist unstreitig das historische Bild „die Zusammenkunft des Erzherzogs Maximilian von Oesterreich und der Prinzessin Marie von Burgund in Gent“, von dem talentvollen jungen Künstler Anton Petter aus Wien, das von dem Prinzen Johann der Gallerie als ein stetes Eigenthum geschenkt wurde. — Das Triumvirat der ehemaligen Theater-Direktoren fand für gut, seine Pachtung vor Ablauf der Zeit nieder zu legen, weil sie sich auch merkantilisch schlecht befanden. Die Stände haben nun Herrn Domeratius, in Gesellschaft des Hrn. Winters, die Leitung des Bühnen-Wesens vertraut. — Unlängst gab Hr. Jäger aus Wien sechs Gastrollen mit dem lärmendsten Beifall. Am Ende der dritten Vorstellung (es war Rossini's „Barbier von Sevilla“, Hr. Jäger gab den „Grafen Almaviva“) wurde er mit einer Krone, aus Lorbeer und Rosen gewunden, bekränzt; auch mit einem Regen von besonders mittelmäßiger Poesie überschüttet. — Der wackere Professor und Historiograph Julius Schneller hat durch sein thätiges Wirken im Kreise der Studirenden die erforderliche Summe aufgebracht, dem zu früh verstorbenen talentvollen steiermärkischen Dichter Karl Schröckinger ein Denkmal zu errichten; es wird in der Lehkirche (die älteste Kirche in Grätz) aufgestellt. L — r.

Der gelehrte Varron sagte einmal: „Wenn die Musen lateinisch reden wollten, nähmen sie die Sprache des Plautus an!“ (Constitut.)

Redacteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurersche Buchhandlung.





# Der Gesellschafter
oder
# Blätter für Geist und Herz.

1820. Montag den 14. August. 131stes Blatt.


## Ueber Westindien und Europa.

(Fortsetzung.)

Als es in kurzer Zeit bekannt ward, daß ich weder ein Spion noch ein Franzose wäre, fand ich Aufnahme in den besten Familien. Unter diesen muß ich vorzüglich den würdigen, leider! erblindeten Herzog von Ahremberg nennen, dessen Name und Ruf ein Alter von sechs Jahrhunderten in Europa haben. Diese zahlreiche Familie — denn des Herzogs Mutter, die verwittwete Herzogin, zählte 72 Kinder und Kindeskinder — sah mich als Einen der Ihrigen an und bewies mir das ganze Vertrauen, welches Freundschaft und Wohlwollen geben kann. Der Herzog von Ursel, der Prinz von Ligne, die Fürsten von Windischgrätz und Stahremberg waren der Familie verschwägert. Der Prinz August Ahremberg war ein Bruder, und der reiche Fürst Schwarzenberg ein Schwiegersohn dieses Hauses. Der regierende Herzog Prosper von Ahremberg — der Inhaber des belgischen Regiments, das in Jütland war — befand sich damals auf Reisen in Italien. In dieser Familie verlebte ich die Zeit, die man gewöhnlich Gesellschaften widmet, und unterhielt noch mit der größten Erkenntlichkeit einen herzlichen Briefwechsel sowohl mit meinem würdigen Freunde, der in seiner Blindheit die Briefe diktirt, als auch mit seiner vortrefflichen Gemahlin, einem Muster der Tugend und der Religiosität, der Herzogin Brancas von Ahremberg. — Ich muß Dir noch Einiges von dem trefflichen vormaligen Herzog erzählen. Nachdem er als Oberst-Lieutenant einen Feldzug, unter Clairfaits Befehl, gemacht hatte, erhielt er die Erlaubniß, seine junge Gemahlin zu besuchen. Er war damals 26 Jahre alt, und diese Jugendblüthe, seine Geburt und das höchst ansehnliche Einkommen von seinen Schlössern und Fürstenthümern — unter denen ich nur das Schloß d'Enghien nennen will, von welchem der unglückliche Herzog den Namen führte — gaben ihm Mittel, die Freuden des Lebens zu genießen. Dieses Schloß liegt vier Stunden von Brüssel und bringt in den dazu gehörigen Ländereien eine Revenue von gewiß einer Tonne Goldes. Die dortigen Treibhäuser enthalten 5000 Gattungen exotischer Gewächse und eine Anzahl Orangen- und Granitäpfel-Bäume, so daß man sich zu indischen Wäldern versetzt glaubt. Man findet 6 Fuß hohes Zuckerrohr und Ananas täglich in Menge. Er feierte seine Zurückkunft durch eine wilde Schweinsjagd, wozu 400 Fremde geladen waren; denn er hielt 80 Pferde und 150 Hunde. Dieses Fest der Freude ward ihm ein Unglück. Ein unseliger Schuß seines Freundes Gordon, des englischen Gesandten in Brüssel, raubte ihm das Gesicht — die halb geschlossenen Augen rollten erblindet in ihren Höhlungen. Das Gefühl, die Einbildungskraft und Uebung hatten die verlorene Fähigkeit des Sehens so weit ersetzt, daß er sogar über jedes Gemälde so sprach, als ob er es sähe oder gesehen hätte. Er befühlte die Größe, ließ sich den Plan erklären, das Verhältniß der Figuren angeben, die Vertheilung des Kolorits, kurz die genaueste Analyse machen und war — da er jeden berühmten Meister kannte und studirt

hatte — dann im Stande, ein Gemälde zu beschreiben, als ob er es hätte sehen können; dazu kam noch, daß sein Gedächtniß durch keine Zerstreuungen gestört ward. In seinen Gärten konnte er mich, wenn ich ihn anfaßte, zu jedem seltenen Baum führen. Wir spielten, und zuweilen zweimal des Tages, Whist oder l'Hombre, und ich habe ihn niemals einen Fehler machen sehen. Er hatte sich eine kleine Maschine, von der Größe einer Hand, ersonnen, die bei ihm auf dem Spieltisch stand. Sie hatte vier Reihen beweglicher Knöpfe von Elfenbein, welche die vier Farben der Karten bezeichneten; Einer seiner beiden Vorleser ordnete die Karten und schob die Knöpfe, welche seine Karten angaben, hervor; dann nahm der Herzog die Karten und befühlte die Maschine. Jeder Mitspieler nannte die von ihm ausgespielte Karte und dann spielte er so schnell wie jeder Andere. Der Kaiser Napoleon, um sich von seiner Fertigkeit zu überzeugen, spielte in Aachen Whist mit ihm, und war erstaunt. — Mit seinem wundersamen Takt und umfassenden Talent machte er auch alle Anordnungen selber; sogar die zu dem Bau eines ganzen Schlosses. Er entwarf dessen Zeichnung mit Kreide auf einem Tisch und darnach ward ein Modell aus Holz verfertigt. Auch war er geschickt in mechanischen Erfindungen. Nach einer Auswanderung von zehnjähriger Dauer entsagte er seiner fürstlichen Würde, seinen Vorrechten als Grand von Spanien, als Ober-Kämmerer, um seine Besitzungen jenseits des Rheins zurück zu erhalten. Sein Sohn Prosper behielt an dieser Seite des Flusses Ahremberg und Pappenburg, dessen Flagge jetzt so bekannt ist. — Der 60jährige erblindete Mann ist seitdem zum Senator ernannt; eine Ehrenbezeugung, der er zu entgehen wünschte. Er wohnt in dem Palast des bekannten Herzogs Alba. Seine Einkünfte betragen gewiß drittehalb Tonnen Goldes. — Möchtest Du mich fragen: warum ich nicht mein Leben bei ihm zubringe? — ich habe ein Vaterland und einen Sohn!

Als ich um meiner Gesundheit willen Aachen zum zweiten Mal besuchte, fand ich da meinen westindischen Freund, den General Waltersdorf, der eingezogen, in der Gesellschaft seines Sohnes und dessen Lehrers, lebte. Wir vereinigten unsere häuslichen Einrichtungen und Vergnügungen. — Da kam die Kaiserin Josephine an und brachte die ganze Stadt in Bewegung. Wir wurden ihr durch ihren ersten Kavalier, den General Harville, vorgestellt. Sie, in ihrer allgemein geschätzten Herzensgüte, empfing uns mit einem unerkünstelten und herzlichen Wesen und rühmte mit uns, die wir ihr Vaterland Martinique kannten, die westindische Gastfreundschaft und Liberalität. Aus Wohlwollen für uns selbst oder für unsere Nation schien sie uns und die Grafen Bassenheim, Vater und Sohn, vor den andern Badegästen aus zu zeichnen; denn wir wurden eingeladen, ihre Abendgesellschaften zu besuchen und in ihrem Gefolge den Festen, welche die Stadt ihr gab, den Feuerwerken und Bällen, bei zu wohnen; dabei hatte ich oft Gelegenheit, mich mit ihr über unsere gemeinsamen Lieblings-Gegenstände, Malerei und Botanik, zu unterhalten. Die erstere liebte sie leidenschaftlich und bewährte viel Geschmack und ein richtiges Urtheil; in der zweiten zeigte sie ein seltenes Gedächtniß und hatte die richtige Terminologie; doch will ich damit nicht andeuten: daß sie Linné's „botanische Philosophie" auswendig gelernt hätte. Sie verlangte meine Meinung über Gemälde, die ihr zum Kauf angeboten, und ehe ich ihr widerrieth, sich darauf ein zu lassen, bat ich sie um die Erlaubniß, ihr Le Brun's Gallerie mit Kupfern über jeden Meister leihen zu dürfen. Sie studirte länger als vier Wochen darin. Ich hatte ihr auch Fidanza's Raphaelsche Köpfe geliehen. Sie sagte mir: diese beiden Werke wären ihre angenehmste Unterhaltung in ihrer Unpäßlichkeit und während des schlechten Wetters gewesen. In ihren Abendgesellschaften ward nach Beendigung der Unterhaltungen entweder mit Karten oder Lotto gespielt, aber niemals um Geld. Sie selber spielte Whist. Sie konnte nicht begreifen: warum ich meinen Franciscus, von Rembrandt, nicht an sie verkaufen wollte, auf den sie durch ihren Maler, den Professor Vandree in Antwerpen, bieten ließ. Ich sagte: ich wünschte ihn aus demselben Grunde zu behalten, aus dem Ihro Majestät ihn zu besitzen wünschen: weil er tadellos ist.

Meine Gemälde-Sammlung nahm immer zu, nicht an Zahl, aber an Werth. Ich fuhr fort, das minder Gute zu entfernen, und da ich bald nachher jeden Meister in dem reichen Louvre zu Paris studirte, so ward ich immer schwieriger in der Auswahl. Ich will das Museum hier nicht beschreiben, aber es ist für den, dem Schönheit und Auswahl nicht fremd sind, eine rudis indigestaque moles. Selbst von der Hauptschule, der italienischen, findet man nicht einmal alle Arbeiten eines jeden Meisters zusammen; so z. B. muß man Annibal Caracci zwischen allen andern Italienern aufsuchen, was nur in der Sammlung eines nicht reichen Privatmannes verzeihlich ist. Diese Masse kostbarer Stücke, diese reiche Bibliothek der Kunstgeschichte ermüdet mehr, als sie die Augen und den Geist beschäftigt. — Ich hatte nun einmal den Beschluß gefaßt, mein mäßiges Vermögen an Gemälde zu verwenden, um in meinem Vaterlande der Kultur der Künste den Weg zu eröffnen. Ich mußte also ununterbrochen Kapitalien aus Dänemark ziehen und meine Correspondenten über meine Ausgaben beruhigen. Wie oft habe ich in schlaflosen Nächten selbst darüber nachgedacht, wenn ich am Tage vorher für ein Stück oft 500

Reichsthaler bezahlt hatte! — ich war nicht einmal gewiß, meine Ankäufe aus Frankreich, meine ganze Sammlung über das Meer zu bringen oder deren Aufstellung in Dänemark zu erleben. Meine Besorgnisse, die goldenen Pläne für die Zukunft, diesen ersten Versuch der Art in meinem Vaterlande durch irgend einen Unfall scheitern zu sehen, quälten mich mehr als das Opfer meines Vermögens und bereiteten mir schlaflose, fieberhafte Nächte. (Der Schluß folgt.)

## Die Rechnungen des Lebens.

(Schluß.)

In meiner Nachbarschaft lebte ein Freiherr mit seiner Familie. Ich gewann dessen Tochter lieb, und da meine Eltern selbst sich eine solche Schwiegertochter wünschten, so begehrte ich sie zur Ehe. Mein Plan scheiterte jedoch und zwar wieder an einer Rechnung. Der Freiherr summirte nämlich das Verdienst nach der Anzahl seiner Vorfahren und der hinterlassenen harten Thaler. Mein Vater war in den Adelstand erhoben, zum Schwiegersohn des Freiherrn aber fehlten mir gerade noch funfzehn Väter mit denselben Vorrechten; und als er das Ding anders anfing, diese fehlenden Väter in Ausgabe, mein gegenwärtiges und zukünftiges Vermögen aber in Einnahme stellte, um mit dem Resultat die Ausgabe decken zu können, fand sich zum Unglück: daß die nichtadlichen Voreltern — wie es denn auch moralisch richtig war — weit höher angeschlagen werden mußten, als das geringe vorhandene adliche Kapital, und somit zerschlug sich, aus Mangel an Adels-Surrogat, die ganze Sache, zumal da ihm auch mein Widerwille gegen die zu einem honetten Leben so nöthigen Rechnungen bekannt wurde. — Bald darauf hätte ich beinahe Muße bekommen, in der Haft meines Gläubigers die Pacht-Rechnung noch einmal zu entwerfen, wenn meines Vaters Geldbeutel mit eigener Aufopferung mir nicht freien Abzug verschafft hätte.

Ich trat nun in den Kriegerstand, mit dem Glauben: hier herrsche wohl das eiserne Scepter des Gehorsams, aber die Zahlen-Gespenster flöhen schüchtern das laute Schwerdter-Geklirr. Man ernannte mich zum Offizier; meinen Sold erhielt ich pünktlich, man mochte dabei aber wohl gedacht haben: ich könne die eine Hälfte des Monats meinen Magen auf Urlaub schicken: denn in den letzten Tagen mußte ich meine Mondirungsstücke immer etwas enger einschnüren, wobei mir die Mode zu Hülfe kam. Ich fing jedoch an, recht glücklich zu leben; denn ich rechnete weder für mich, noch für Andere. Allein plötzlich ward ich zu einer Mondirungs-Commission kommandirt; ich sollte unter Anderem mit zerschossenen Grenadieren Abrechnung halten, die verabschiedet wurden. Den Etat begriff ich so wenig, daß ich es für zweckmäßig hielt, den armen Leuten die nöthigen Bekleidungsstücke zu reichen und sie dann gehen zu lassen. Als ich einem Kriegs-Commissariat darüber Rechnung legte, fand es sich: daß ich gerade das Gegentheil hätte thun, nämlich ihnen die besten Sachen abnehmen und für die abgetragenen das zur bestimmten Tragezeit noch fehlende Geld fordern sollen. Ich mußte ein monatliches Gehalt zusetzen und ward unfähig zu Rechnungs-Geschäften erklärt.

Da brach ein mächtiger Völkerkrieg aus; ich kämpfte freudig in der Freiheitsschlacht. Ein früher Jugend-Traum ward erhört: im Siege zerriß mir eine Kugel die Brust. Ich fand jedoch jetzt das Resultat der Heldenträume etwas kühl und lag nun still unter den Sterbenden mit diesen Betrachtungen: Der Mensch rechnet mühsam sein Leben hindurch; auf dem Todtenbette muß er vielleicht noch an des Pfarrers und Todtengräbers Rechnung, gewiß aber an den General-Abschluß mit Gott denken. Ich liege hier, bald frei, auf einem blutigen Kampffelde, aller Rechnungen entübrigt, nur der letzten nicht. Mein Gott, laß sie nicht zu schwer seyn; du weißt es ja: ich habe nie im Leben das Rechnen erlernen können!

Da legte der Todes-Engel mit breiten Fittigen Dämmerung über meine Blicke und betend zog ich meine letzte Balance. — Ich hatte des Guten viel eingenommen, aber immer noch mehr Böses ausgegeben. Mein brechendes Herz schlug heftiger; doch der Engel des Trostes senkte sich lächelnd auf meine kalte Stirn und flüsterte: „Dort oben wird nicht so streng gerechnet!" — Ein heiteres Thal lag vor meinem plötzlich wieder erhellten Blick. Auf dem Altar der Barmherzigkeit, welchen Genien des Dankes umkränzten, sah ich eine Pergament-Rolle mit der Aufschrift: „Deine Lebensrechnung". Sie war, trotz dem bösen Plus, genehmigt und zerrissen. Fröhlich faltete ich meine Hände und hörte noch die Worte: „Nicht aus Zahlen besteht das Vermögen des Herzens, der ernste Wille zum Guten ist ein Kapital, das Vieles ausgleicht!" — Dann nahm der gewaltige Todes-Engel mich in seine Arme und trug mich zum Ewigen. Wilh. Silesius.

## B u n t e s.

Eine Dame von gefährdetem Ruf sagte zu einem jungen Manne: „Wie, Sie rühmten sich meiner Gunst?" — Er entgegnete: „Madam, gesprochen habe ich davon, aber gerühmt habe ich mich wegen derselben nicht!"

Es sucht Jemand 50,000 Thaler; gleich viel, wo sie her kommen. Wer sie ihm verschafft, kann die Hälfte für sich behalten.

„Da kommt mein Arzt, laß' uns ausweichen!" — „Warum?" — „Ich muß mich schämen: ich bin in Jahr und Tag nicht krank gewesen!" Ed. Rolle.

# Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

**Hamburg.** Abermals hat unsere Stadt in merkantilischer Hinsicht große Schläge aus dem Norden, und zwar diesmal aus Dänemark erlitten. Das Fallissement des berühmten Hauses de Coning — welches auch besonders auf den hiesigen Platz wirkte, indem dasselbe sich vorzüglich mit hiesigen Häusern eng verbunden hatte — und jetzt die Stockung des größten Handelshauses, ebenfalls in Copenhagen, Mayer und Trier, werden viele, ganz unvorhergesehene Unglücksfälle für Hamburg und auch für das benachbarte Altona herbei führen. — Eine sehr laut und allgemein gewordene Meldung (auch aus Copenhagen) hat hier die größte Sensation erregt; ich will mittheilen, was man mir vor einigen Tagen aus Dänemark darüber schrieb: „Wunder über Wunder in unserer seltsamen Zeit! Bei uns hat sich jetzt ein neuer Kronprinz eingefunden, mit dem es folgende Bewandniß haben soll: Der höchstselige König, Christian VII., hatte eine Stiefmutter, Juliane Marie, über welche die Geschichte — hinsichtlich ihres Bestrebens, ihren rechten Sohn, den Erbprinzen Friedrich, zum Nachtheil des rechtmäßigen Erben, auf den Thron zu bringen — schon gerichtet hat. Diese Juliane Marie war dem König Christian so feind, wie dessen Nachkommenschaft; ihr schreibt man einzig und allein das Unglück zu, welches der König in seiner Ehe mit der englischen Prinzessin Karoline Mathilde, Schwester Georg III., hatte, ihr selbst den Zustand geistiger Zerrüttung, worin Christian sein Leben verbrachte. Da sie aber alle ihre Pläne für ihren Sohn nicht durchsetzen konnte, soll sie wenigstens ihrem Enkel (dem Prinzen Christian Friedrich, eben demselben, welcher jetzt mit seiner liebenswürdigen jungen Gemahlin Italien bereist) die Krone haben sichern wollen. Als daher die jetzige Königin, damals Kronprinzessin von Dänemark, Gemahlin Friedrich VI., zuerst einen Thronerben gebar, soll sie diesen haben weg nehmen und gleich nach der Geburt ein todtgebornes Kind dafür hinlegen lassen. Das todte Kind ward begraben und der wahre Thronerbe einem königlichen Hof-Fourier, mit Namen H**, anvertraut, der, den Betrug kennend, ihn als seinen Sohn erzog; die Stiefgroßmutter setzte jährlich die Summe von 4000 Thlr. zu seiner Erziehung und zur Belohnung ihres Vertrauten aus. Der Prinz ward, als er größer geworden war, nach Schnepfenthal zur Erziehung gegeben und ein ansehnliches Altonaer Bankier-Haus hat, ohne zu wissen was es that, die erforderlichen Summen für seine Erziehung dorthin auf Ordre aufgezahlt. Der junge Mann mochte nun aus Manchem gemerkt haben: daß der Hof-Fourier nicht sein Vater sey, und er drang, als er nach Vollendung seiner Studien nach Dänemark zurück kehrte, in denselben: ihm das Geheimniß seiner Geburt zu enthüllen, welches dieser endlich, zum Theil durch sein Gewissen getrieben, that. Er versah seinen Pflegling mit den erforderlichen Dokumenten, um seine Ansprüche dadurch zu unterstützen, und gab sich dann selbst den Tod, weil er Strafe dafür mit Recht befürchtete, daß er so lange Mitwisser einer so schändlichen That gewesen sey. Der Prinz wandte sich, in Copenhagen selbst anwesend, fürerst mit jenen Dokumenten und seinen Ansprüchen an die Polizei-Behörde, welche sogleich die Sache an den König selbst berichtete, der den Prätendenten vor sich führen ließ, seine Papiere untersuchte, und da sein Gesicht so wie seine Gestalt eine auffallende Aehnlichkeit mit seiner eigenen Person hatten, auch die Papiere wichtige und nicht verwerfliche Aufschlüsse enthielten, ließ er ihn auf eine glimpfliche Art sogleich festsetzen und von Offizieren bewachen, um genau zu untersuchen: wen er vor sich habe." So weit sollen jetzt die Sachen gediehen seyn, die in Wahrheit mehr der romantischen Ausgeburt eines müßigen Gehirns, als der Wirklichkeit ähnlich sehen; *) doch wird mit solcher Zuverläßigkeit aus ganz Dänemark, selbst aus Copenhagen, darüber geschrieben, daß diese Nachricht wohl Aufmerksamkeit verdient. Man behauptet hier ferner: der Bankier aus Altona, welcher die Summen nach Schnepfenthal für den jungen Prätendenten aufgezahlt, sey nach Copenhagen berufen worden, um den Aufschluß zu geben, den er geben könne, und bereits seit acht Tagen abgereist; und der dänische Staatsminister K. habe in der Nacht vom 22sten zum 23sten Juli Hamburg auf seiner Reise nach Schnepfenthal passirt; auch habe man von Seiten der königlich dänischen Regierung zwei in Hannover — ich weiß nicht: ob die Stadt oder das Königreich gemeint ist — ansäßige Kammerfrauen der verstorbenen Königin requirirt, die angeblich um das Geheimniß wissen. Der Prätendent soll 29 Jahr alt seyn, dem König sehr ähnlich sehen (bis auf das Haar, welches bei ihm braun, bei dem König aber, wie bekannt, sehr weißlich ist) und zuletzt als Lieutenant gedient haben. Dieses ist, was ich über die seltsamste aller Begebenheiten habe sammeln können, welche die Zeit beleuchten mag. — Wenn es gelingen sollte, wird für unsere Stadt ein ganz vortreflisches Institut angelegt, das ein wahres Bedürfniß in Hinsicht der Kunst für dieselbe befriedigen würde. Es wird nämlich am heutigen Tage (am 1sten August) eine Bilder-Gallerie eröffnet, womit in der Folge eine Maler- und Zeichnen-Akademie verbunden werden soll. Diese Gallerie enthält viele vortrefliche Original-Gemälde, unter Anderem einen ächten Correggio, der unbezahlbar köstlich ist. Das Bild stellt den Moment dar: wo Christus, erschöpft und ermattet von der Geißelung, das Haupt hinten überlehnt. Das große leidende Auge verkündet Ermattung, aber nicht die der sterblichen Naturen; die Madonna an seiner Seite, in die Arme ihrer Begleiterinnen gesunken, verrath dagegen die höchste menschliche Abspannung, die übrige Umgebung Mitleid und Bewunderung des Gottmenschen, der so die höchste Schmach ertrug. Es ist ein göttliches Bild in Composition und Farbengebung, ganz des hohen unsterblichen Meisters würdig, der es ins Daseyn hervor rief. Schon dieses Bildes, dieses einzigen Bildes wegen, sollte Keiner, der sich nur irgend für die schönste der bildenden Künste interessirt, unser Hamburg verlassen, ohne jene Gallerie, die auch sonst noch des Guten und Schönen Manches besitzt, besucht zu haben. Man wird Originale von fast allen berühmten Meistern daselbst finden, wenn gleich kein anderes Stück derselben sich an jenes einzige Bild reihen kann. Ich mache die Besuchenden ferner noch auf einen treflichen Simeon, von Gerhard Dow mit unendlichem Fleiß ausgeführt, auf eine Fürstin, von Lucas Kranach, von seltener altdeutscher Kunst, auf mehrere Stücke von dem großen Niederländer Teniers und selbst auf die genialen Klecksereien Calotts aufmerksam. Wer nur mit einigem Kunstsinn diese Gallerie besucht, wird für den geringen Eintritts-Preis (1 Mrk. 4 Schill.) viele Stunden reiches Vergnügen finden. — Auf dem Theater gab es nichts Neues von wahrhafter Bedeutung: denn, daß Frau von der Klogen, die in ihren ersten Gastrollen mit rauschendem Beifall auftrat, jetzt schon ganz kalt behandelt wurde, ist im Charakter einer Menge, deren Beifall gar oft nur mit Nebendingen zu gewinnen ist.

— W —.

Ein Hr. Colqhoun sagt in seiner Abhandlung über die Londoner Polizei: „Man hat bemerkt, daß während des Schließens aller Brandtwein-Destillir-Anstalten in den Jahren 1796 und 1797, troß dem bedeutenden Steigen der Brodpreise und anderer Bedürfnisse, der Arme sich wohler befand, seine Abgaben regelmäßiger bezahlte und sich besser als jemals ernährte, bloß weil er den theuern Genièvre (Art Brandtwein) nicht bezahlen und mithin nicht trinken konnte. Auch fielen weit weniger Zank und Prügelei vor und Alles ging sittlicher zu. (Courier fr.)

Die Beiträge zu dem Denkmal Karls XII., welches auf den von demselben eroberten Kanonen ruhen soll, sind so unbedeutend, daß der jetzige König das Unternehmen decken muß. Der Grund hierzu möchte wohl darin liegen: daß die Eroberung jener Kanonen den Schweden schon gar zu theuer geworden ist. (Constitut.)

*) Der angebliche Prinz soll schon als Wahnsinniger erkannt seyn. D.H.

Redacteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurersche Buchhandlung.




# Der Gesellschafter
oder
# Blätter für Geist und Herz.

1820. Mittwoch den 16. August. 132stes Blatt.


## Offene Briefe.

### 1. An Herrn Hofrath Müllner in Weißenfels.

Fürchterlicher Herr Hofrath!

Sie haben in Ihrer dramaturgischen Batterie (wie Sie im „Morgenblatt" erklären) nach Ihrem zweiten „zweijährigen Säculum" um Ablösung gebeten; Sie — d. h. Sie Kurzer, Dramaturg, Ganzoffizieller, Doppelter Halboffizieller und Constitutionell-Dämliche — haben Sich aber den Abzug nicht zugestanden, werden vielmehr als jene sechs Personen (wobei ich die siebente, nämlich den Artillerie-Capitain, obenein gänzlich ignorire) uns auch ferner beweisen: daß nicht nur drei, sondern sogar sechs Eines sind, und daß Ihre Lobpreiser aus diesem Grunde eigentlich eine zwiefache Göttlichkeit, wenn auch keine Einigkeit in Ihnen finden sollten. Sagen muß ich Ihnen aber, daß Sie Sich richtiger antworten konnten; ich will Ihnen dies skizziren, Sie mögen Sich's dann wieder „maulrecht machen", wie Sie geständig mit den Berichten jener Masken thaten, die Alle Sie unaufhörlich gelobt haben, wobei natürlich die Offenheit zu bewundern ist, mit der Sie das „maulrecht gemacht" nennen. — Als Kurzer hätt' ich an Ihrer Stelle, statt: „Fortgeschossen! Hilft's nichts, so knallt's doch. Hält munter!" diesmal mich sagen lassen: „Fehlgeschossen! Hilft's nichts, so knallt's doch. Bringt 'runter!" Wen es herunter bringt? das zu ergrübeln überlass' ich Ihrer mathematischen Einsicht, die Sie in demselben Bericht so vortreflich dazu gebrauchen können, um ein Kalb als Facit zu bekommen: indem Sie nämlich einem Gastspieler, der den „Hofmarschall Kalb" gespielt hat, die Würde verrechnen und den Namen lassen. — Als Dramaturg überreden Sie Sich damit: „Gute Kritik ist eine fortdauernde Protestation gegen die Verjährung des Schlechten!" Das klingt sententiös und antik; weil aber die Wahrheit klassisch und demnach mehr als antik ist, so darf sie Ihren Spruch also corrigiren: „Boshafte Kritik ist eine fortdauernde Protestation gegen die Vermehrung des Rechten!" — An den Ganzoffiziellen und die beiden Halboffiziellen haben Sie „aus begreiflichen Gründen Ihr Dimissionsgesuch nicht mit gerichtet". Die Hälfte von Ihrer Sechsheit hat also nichts gesagt, und nichts läßt sich nicht widerlegen, nur auf gewisse Weise vermehren, welches wir Beide uns zuweilen angelegen seyn lassen. — Als Constitutionell-Dämliche rufen Sie Sich aber noch zu: „Haben Sie schon keine Courage mehr?" Sie haben es weiter gebracht, als jener Aufgeblasene, der sich ärgerte: zu sich selbst nicht Sie sagen zu können, denn Sie sagen Sie zu Sich. Was schwatzten Sie aber als constitutionell gesinnte Dame? Da es ein Monolog war, hätten Sie wohl aufrichtig fragen sollen: „Hast Du" — oder, wenn Sie auch nicht einmal mit Sich Selbst vertraulich umgehen können — „hat man schon keine Rage mehr?" — Denn zum wahren Muth — oder sagten Sie vielleicht Courage, um den Muth ganz zu umgehen? — gehört: daß man die Wahrheit ohne Masken, nicht aber maskirte Bosheit als Wahrheit giebt, wenn man nicht etwa der Waffen des Gegners sich bedienen will, wie ich hier.

Auf die Reden Ihrer halben Sechsheit haben Sie entschieden: nach wie vor zu knallen, ohne daß es etwas hilft und sich die Rage nicht fehlen zu lassen. Zugleich werden Sie aber auch Ihren Lesern gefällig, d. h. Sie versprechen zu streichen: „wie 99 Regisseurs zusammen", wobei Ihre Bescheidenheit zu bewundern ist: indem Sie Sich gewiß zutrauen, sogar für 100 Regisseurs streichen zu können, auch wohl ohne Schaden könnten, und es würde Manches, z. B. die „Albaneserin" noch immer zu lang bleiben. Ihrer Verkündigung setzten Sie gleich ein Stückchen Bericht an und welche ungeheure Neuigkeiten haben Sie mit dem Streichen verschont! „Die „Albaneserin" schläft; „Deodata" ist aufgewärmt; und die „falsche Prima Donna aus Krähwinkel" ist angekündigt" — fürwahr, es scheint Zartgefühl, daß Sie auf die gewöhnlichen Correspondenten, deren Berichte Sie „täglich in den Journalen finden und mit Ekel lesen" (sollten Sie denn das Lesen nicht unterlassen dürfen?) „zwar schelten, aber sie nicht durch Bessermachen bestrafen, vielmehr durch noch größere Armseligkeit ihnen zur Autorität werden wollen. — Aber warum schläft die „Albaneserin"? Keinesweges Kraft eigener Langweiligkeit, sondern „von den vielen Proben ist Hr. Wolff krank geworden, Hr. Rebenstein dito" (wußten Sie Sechsfacher denn nicht, daß er ganz gesund in der sächsischen Schweiz war?) „und da kein Hervorrufen ihre Herzen stärkte, so" — nun kommt ein Ausfall auf die, welche nach dem Hervorrufen geizen; aber obgleich Sie solche Leute mit dem Hund des Aubry parallelisiren, es bleibt dennoch wahr: die Schauspieler geizen Alle nach dieser Art von Beifall. Bei Ihrem Angriff werden sie sich aber, zu eigener Tröstung, daran erinnern: daß man in der Regel die Kritiker mit Hunden vergleicht, die den Leuten in die Beine fallen, weil ihnen der Kopf zu hoch ist.

„Deodata" und die „Prima Donna" haben Sie nur erwähnt, um wieder recht derb auf den Berliner General-Intendanten los zu schlagen; es ist aber auch ein großes Verbrechen von dem Herrn Grafen Brühl: daß er die schläfrige „Albaneserin" nicht wach erhalten, sie nicht, dem Publikum und der Theater-Kasse zum Trotz, „aufgewärmt" hat, was wohl mit daher entstand, weil die Holde schon als Neuigkeit theilweise aufgewärmt erschien. — Daß man die „Prima Donna aus Krähwinkel" sogar nach Berlin brachte, verdrießt Sie mit Recht; statt derselben hätte man ja lieber den Primo Critico (accaniato) aus Weißenfels mit Beifall nach Berlin bringen sollen; aber so etwas ist noch nicht einmal angekündigt, obgleich Jeder begreift, daß dadurch in Berlin ein Krähwinkel verwirklicht, nicht bloß gespielt würde, indem Sie von da aus doch etwas mehr Stoff haben könnten, um Ihren verschiedentlich blinden Redaktionen durch „Batterieen" und „Couriere" zu dienen und so mit Puff und Knallpeitsche die literarische Welt in Respekt zu halten. Dann würden Sie auch Ihr drittes „zweijähriges Säculum" (wahrscheinlich brauchten Sie diese Phrase, um zu bezeichnen, daß Sie in zwei Jahren leisten, was Andere höchstens in einem Jahrhundert können!) nicht mit den Worten einleiten: „Im Fall über das Theater nichts Erhebliches zu berichten ist, lieber mehrere Monate zusammen kommen zu lassen" — wobei wiederum die irregulaire göttliche Gewalt an Ihnen zu rühmen ist: „mehrere Monate zusammen kommen zu lassen", welches, außer Ihnen, gewiß kein Sterblicher vermag.

Indem ich nun schließen will, fällt mir ein: daß ich Ihnen noch im Namen Vieler condoliren muß, weil Sie mit dem vorigen „Vierundzwanzigpfünder" der Welt den Schuß mittheilten, weshalb Sie keine Tragödien mehr schreiben wollten, nämlich den triftigen Grund: daß eine Gardinenpredigt der Frau Bürgermeisterin in Weißenfels Sie daran hindere. Ich muß Ihnen condoliren, sagt' ich, indem die Vielen von der malitiösen Idee befallen wurden: der Frau Bürgermeisterin zu danken, die durch Ihre Schuld nun öffentlich als Ihr Fatum, so wie die Gardinenpredigt als ein Zigeunerspruch präsentirt ist. Hat aber eine Gardinenpredigt so viel Einfluß auf Sie, so möge Ihnen bald eine zweite Ihre Art der Kritik verleiden, die eigentlich zu einer literarischen Tragödie wird, indem die gewaltigen Hebel, Furcht und Mitleid, dadurch erregt werden: Furcht bei den Schwachen und Mitleid bei denen, die mit Schmerz sehen müssen, wie Sie Kraft und Talent unnütz vergeuden. Vielleicht könnte diese zweite Gardinenpredigt um so eher auch Ihre „Batterie" zum Schweigen bringen, da Sie doch nun endlich gemerkt haben werden: daß nicht aus jedem Artilleristen ein Napoleon wird, in der politischen wie in der literarischen Welt. — Bitten muß ich Sie noch, es zu entschuldigen, daß dieser Brief gedruckt erscheint; ich dachte, wenn ich ihn privatim abgäbe, so könnten vielleicht Sie ihn drucken lassen (wie Sie einst mit Hebenstreitschen Briefen thaten, Gleiches also nicht übel nehmen könnten), und da hielt ich es für das Beste, mir das Honorar gleich selbst zu verdienen, worin Sie gewiß vollkommen Recht geben

Ihrem Audividi.

## Ueber Westindien und Europa.

(Schluß.)

Der Prinz Joseph Napoleon kam damals als Großwahlherr nach Brüssel, um bei der Wahl der Kandidaten für den Senat, das gesetzgebende Corps und alle andere constituirten Autoritäten zu präsidiren. Ich ward ihm sogleich durch den Präfekten Chabian vorgestellt; der Prinz kam auf mich zu und fragte: ob ich

den Baron Dreier kenne? als ich Ja! antwortete, pries er ihn sehr und nannte ihn den achtungswerthesten Mann und das Organ der weisesten Regierung in Europa. Dann ging er zu dem See-Gefecht der Dänen gegen die Engländer (am 2ten April 1801) über, verglich es mit spartanischen Heldenthaten und nannte es einen der herrlichsten Züge in Europa's Jahrbüchern, so wie Dänemarks Weigerung: einen Geld-Ersatz für die Kolonien an zu nehmen, eine Lichterscheinung in der Politik. Er sprach von der Aufhebung der Leibeigenschaft, der Abschaffung des Sklaven-Handels, von dem Aufblühen der Wissenschaften, besonders der Naturgeschichte, von der Pflege der Künste, und schloß mit den Worten: „Die Künste sind die Krone der Kultur, wie die gute Erziehung das Fundament ist; beides auf rechtem Wege zu erhalten, erfordert hohe Einsichten!" — Unter Anderem sagte er auch: „Dänemark schreitet langsam, aber sicher zur Veredlung und zum Volksglück: der unbeschränkte Monarch und das Volk sind eines und das ist ein Phänomen in der Politik!" Nach der Audienz zeigte mir der Tribun Freville eine tiefe Kunde von Dänemark und erwähnte mehrere mir selbst unbekannte Dinge, so daß ich mich nicht mehr über des Prinzen Bekanntschaft mit Dänemark verwunderte. — Wir wurden zum Mittagsessen für den andern Tag schriftlich eingeladen. Der Prinz war sehr gesprächig und freundlich. Hier sah ich auch den General Sebastiani wieder, welchen ich bei der Kaiserin in Aachen fand, wo er auf seiner ununterbrochenen Reise von Konstantinopel nach 300 Stunden eine Nacht ausruhte. Alle besuchten meine Gemälde-Sammlung unter der Anführung des Divisions-Generals Belliard, und der Prinz, bei dem ich mehrere Mal aß, sagte mir Vieles zu ihrem Lobe. Das letzte Mal mußte ich mich an seine Seite setzen und wir sprachen eifrig über Wissenschaften, Künste, Kolonieen, über Nordamerika, Englands Fortschreiten und Volksmenge, auch über das brittische Museum, welches er sehr richtig beurtheilte. — Brechen wir nun von meinen Begebenheiten ab! Ich bat darum, zurück berufen zu werden und mein Wunsch ward erfüllt. — Aber das Einpacken! welche Arbeit! Ein russisches Schiff sollte die ungeheuren Kasten in Antwerpen an Bord nehmen. Ich wollte die Gemälde in Brüssel taxiren und plombiren lassen; aber es war nicht thunlich, da Antwerpen eine Zollstelle war, wo die Zoll-Diener nach Willkühr taxiren und durch Auspacken die Arbeiten mehrerer Wochen vergeblich machen konnten. Ich wandte mich also an den sachkundigsten Commissionair, der harte Herzen zu rühren verstand, nämlich an meinen Geldbeutel, und kam, ganz ohne Eröffnung der Kisten, mit einer Schätzung zu etwa 40,000 Fr. davon. — In Amsterdam ließ ich mich noch zu so großen Ankäufen verleiten, daß ich, außer der baaren Zahlung, einen Kredit von 10,000 Gulden gebrauchte. In Antwerpen erhielt ich noch einige Stücke, um die ich früher mich vergeblich bemühte. Nachdem ich auf meiner Rückreise nichts Sehenswürdiges in dem Gebiete der Kunst versäumt hatte, kam ich endlich wieder in das geliebte Vaterland. Und mit welcher Freude sah ich alle meine Kisten wieder, die in verschiedenen Schiffen von Rotterdam, Antwerpen und Amsterdam abgegangen waren! Aber ich war noch nicht zufrieden, und wo sind die Grenzen unserer Wünsche? Ich kaufte die Sammlung des Justizraths Gröves, und zwar besonders um des Albano willen, weil ich Aehnliches, in Dresden ausgenommen, gar nicht kennen lernte. Außerdem nahm ich von den 150 Stücken, welche die Sammlung enthielt, nur etwa 10 in die meinige auf. — Meine eigenen Bemühungen, jahrelangen Entbehrungen, die Hingebung meines Vermögens, wären mir kein zu großes Opfer gewesen, um in meinem Vaterlande die erste Bahn der Kunst zu öffnen, aber — es konnte nicht geschehen!

Also — meine Sammlung wandert aus, wie sie eingewandert ist, und ich habe doch — nach dem Sprüchwort — gelebt, eh' ich sterbe! —

Mitgetheilt von Lowtzow.

## Die weiße Frau.

(Nach einer Patrouille im königlichen Schloß zu Berlin.)

Was willst du, Geist im Sterbekleide,
In meines Königs Ahnenschloß?
Wer ließ, dem Lug und Trug zur Freude,
Dich aus des Wahnes Grüften los?
Es spricht der Väter graue Sage:
Du hättest oft mit stummer Klage
Dem Vaterlande tiefes Leid
Mit deinem Kommen prophezei't.

Hinweg aus diesen heil'gen Hallen,
Gespenstisches Gebild der Nacht!
Hier darf nur Gottes Engel wallen,
Der über fromme Fürsten wacht;
Fürwahr! — in Friedrich Wilhelms Hause
Schreckt mich kein nächtlich Sturmgesause,
Kein unterirrdisch flüsternd Weh,
Weil ich auf sich'rem Grunde steh'.

Es mag um Burgen der Tyrannen
Ein kalter Ahnungsschauer weh'n;
Hier ist kein Zauber weg zu bannen,
Kein ruheloser Geist zu seh'n.
Wo man der Unschuld Flehen höret,
Den Jammer stillt, die Freuden mehret:
Da hält in sternenvoller Nacht
Der Friede Gottes selber Wacht.

Und ließe sich bei später Runde —
Die narbenvolle Krieger gehn —
Auch in bedeutungsreicher Stunde
Ein rosenfarb'ner Lichtglanz seh'n,
Und würde jede Marmorschwelle
Und jedes Fenster freundlich helle:
So ist's Luisens sel'ger Geist,
Der Segen ihrem Haus verheißt. —*—.

## Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

Essen. Ohnerachtet der sehr vernehmlichen Klagen der Kaufleute und Fabrikanten vermehrt sich doch sichtlich der Wohlstand des Landes am Rhein und man sieht überall vormaliges wüstes Land zu Acker machen und neue landwirthschaftliche Gebäude errichten. Es ist wahr, seit dem Frieden, von dem man eine sehr gewerbreiche Zeit erwartete, haben im Gegentheil Gewerbe und Handel bedeutend verloren. Aber wenn dagegen das Kapital auf den Landbau verwendet wird, so kann dadurch der wahre National-Reichthum nur gewinnen; denn der Landbau hängt von keinen politischen Conjunkturen ab, besonders in einem Lande, wo es theils an Consumenten nicht fehlt, theils die Wasser-Communikation zur Ausfuhr sehr zweckmäßig ist. — Bei dem Verkauf von Domainen-Grundstücken am Rhein kann man sich überzeugen: wie sehr das Agrikultur-System befördert wird, da man bei dem Handel weniger seine Rechnung findet. Ueberall fehlt es nicht an einer bedeutenden Concurrenz von Käufern und selbst schlechtere Grundstücke werden so gut bezahlt, daß man sich wundert: warum man nicht noch mehr Domainen verkauft. Daß der Landbau jetzt sehr ergiebig ist, läßt sich übrigens auch daraus sehen: daß überhaupt Grundstücke bei freiem Verkauf in sehr hohem Werth stehen. An den meisten Orten am Rhein bezahlt man den Magdeburger Morgen Ackerland mit 50 bis 80 Thlr. Preuß. Cour. J. J.

Wien. Unter den Neuigkeiten des Theaters an der Wien ist „Bohrerls Dienstfertigkeit" die erste; dieses Machwerk, eine Art Faschingsstück, das jedoch einige geniale Lichtpunkte enthält, war für das Sonntags-Publikum berechnet und machte einige volle Kassen. — Hr. Keller aus Breslau hat hier die „Prima Donna" (in Bäuerle's Posse) gespielt; er amüsirte durch seinen Gesang, ist aber mit unserem Schuster nicht in Parallele zu bringen, da er bei der Darstellung von einem ganz anderen Gesichtspunkt ausging. — Demoif. Maas gab die „Jungfrau von Orleans" als Gastrolle und hat nicht gefallen; wir behalten unser Urtheil vor bis zum Schluß ihrer Gastspiele. — Demoif. Reich, vom k. k. privileg. Theater an der Wien, hat einen Ruf nach Breslau erhalten; sie unternimmt eine Kunstreise durch das nördliche Deutschland und wir glauben: daß diese talentvolle Künstlerin sich überall einer freundlichen Aufnahme erfreuen wird. — Die in den Zeitungen mitgetheilte (ungegründete) Geschichte der kühnen Pächters-Tochter, die sich gegen eine Räuberhorde so heldenmüthig vertheidigte, hat Hr. Jung unter dem Titel „das kühne Jägermädchen" auf die Leopoldstädter Bühne gebracht, aber ohne Talent und Glück. — Auch Graf Niesch hat ein Bühnenstückchen geliefert: „das Gespenst im Keller", worin ein Roßelixir, welches der Liebhaber für Wein hält (!), die Hauptpointe ist. — Bäuerle's neuestes Produkt: „Tausendsassa", nach einem englischen Stück, ist nun auch erschienen. Eine Fülle von Laune hat auch hier mitgewirkt; dennoch gehört diese Bearbeitung nicht zu den vorzüglichsten Leistungen desselben. Unserer Ansicht nach sollte Hr. B. jede Nachbildung vermeiden; er kann nur in seiner eigenthümlichen Manier ergötzen. Hr. Reimund gab die anstrengende Rolle des „Tausendsassa" mit großem Aufwand von komischer Kraft; in jeder Verkleidung schien er ein anderer Mensch zu seyn. Auch Hr. Swoboda ward gern gesehen; er giebt seinen „Bohmen" mit solcher Wahrheit, daß wir diese Rolle unbedenklich für seine beste halten. Noch verdiente Mad. Sartory (Amalie Kieselberg) rühmliche Erwähnung. —r.

Der Land- und See-Soldat in England ist Eigenthümer aller gemachten Prisen; aber nach dem Grundsatz: daß der gemeine Mann 1 Antheil, der Capitain 50, der Oberst 150, der General 1200 und der Marschall 2000 Antheile daran hat. — Wellington (so erzählt Dupin) ließ bei seinem ersten Einrücken in Frankreich (über die Pyrenäen) alles öffentliche Eigenthum taxiren, um seinen Antheil davon zu beziehen. Folgendes ist der merkwürdige Ertrag dieser Prise:

| | | |
|---|---|---|
| Kriegsgeräth . . . . . | 285,000 | Pf. St. |
| Mundvorrath und Gepäck . . . | 289,000 | — — |
| Öffentliches Eigenthum der Stadt Bordeaux | 107,000 | — — |
| Kriegsschiffe . . . . . . | 81,000 | — — |
| Kauffartheischiffe . . . . . | 96,000 | — — |
| Amerikanische Schiffe . . . . | 22,000 | — — |
| Gold und Silber . . . . . | 33,000 | — — |
| Zusammen: | 913,000 | Pf. St. |

Man nannte es noch sehr großmüthig, daß die bereits in den Magazinen befindlichen Kahn-Ladungen verschont blieben. — Als die Engländer in Madrid und in andere große Städte Spaniens einzogen, betrachteten sie gleichfalls das Materielle als Eigenthum, aber nicht als spanisches, sondern als französisches, und nahmen so das ganze, als feindlich, für sich in Beschlag, was zur Hauptursache des Hasses der Spanier gegen die Engländer geworden ist. (Courier fr.)

Der berühmte Alfieri verliebte sich, wie alle Feuerköpfe, mit reinem Herzen in die französische Revolution. Sie hatte, in ihrem Anfang, keinen entschiedeneren Anhänger als ihn. Bald aber sah er die Folgen ein, die sie nach sich ziehen mußte, und ging von ihrem Grundsatz ab. Auf die Frage: wie er so veränderlich seyn könne? gab er zur Antwort: „Ich kannte die Großen, aber ich kannte noch nicht die Kleinen!" (Journ. d. Déb.)

Jäger aus Tolosa in Spanien, welche in der umliegenden Gegend auf die Wolfsjagd ausgingen, trafen plötzlich auf einen Tyger. So sehr man sich wundern sollte: wie dieses Thier dorthin gekommen, so ist es doch wahr: daß vor etwa 30 Jahren gleichfalls ein Tyger in der Umgegend von Tolosa durch die Jäger der Stadt aufgefunden ward. (Courier fr.)

Es giebt so viele verschiedene Buchhandlungen jetzt in Paris: „constitutionelle, nationale, politische, polemische" u. s. w., daß ein Hr. N. beschlossen hat: eine Buchhandlung schlechtweg zu etabliren. (Journ. d. Par.)

Zu Guines (Departements Calais) fand man am 12ten Juli einen Gerichtsdiener von einem Tollen erschlagen. Der Mörder saß noch ruhig bei der Leiche und erwiederte sehr trocken: „Gott hat mir befohlen, alle Teufel zu erschlagen, mit diesem habe ich aber viel Mühe gehabt!" (Courier fr.)

Beilage: Blatt der Ankündigungen No. XIV.

Redacteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurersche Buchhandlung.




# Der Gesellschafter
oder
# Blätter für Geist und Herz.

1820. Freitag den 18. August. 133stes Blatt.


## Skizzen aus einer Flug-Reise durch Holland.

(Um Ostern 1820.)

**Vorwort.** Wer ein fremdes Land im Fluge durchreiset, sollte vielleicht, nach Vieler Meinung, sich des Schreibens über dasselbe enthalten. Ich fehlte dagegen mit Vorbedacht. Ein frischer Sinn und ein gesundes Auge müssen immer sogleich einen Ertrag finden, welcher der Mittheilung werth ist, und was der sorgfältige, von Zeit und Lage begünstigte Forscher sammelt und sichtet, sind Früchte eigener, gewöhnlich höherer Art, die indeß sehr oft mit den Flug-Bemerkungen sich glücklich verstehen und einander ergänzen. War ich in einer großen Stadt nur einen Tag, so darf ich doch sagen: auf welches Neue an diesem Tage das Auge traf, welche Eigenthümlichkeit den Sinn berührte, was überhaupt mich bewegte. Zu Allem giebt einst glücklicher ein Forscher Ausführung und Erklärung, wenn ich für sein Dargebotenes bereits den Sinn der Leser empfänglich stimmte. Ueberhaupt, zuerst Anregung, und dann Verständniß, zuerst Skizzen, und dann Gemälde.

### Ueber festsitzende Hüte.

Der Reisende, welcher Holland sich nähert, bemerkt bald, wie der Hut auf dem Männerkopfe allmählig anfängt, sich fester zu behaupten, bis er fast anfriert, und ein Wärter uns durch die heiligsten Oerter bedeckten Hauptes leitet. Soll darin Freiheit liegen, so ist das etwas anderes; aber mir gefiel die Sitte nicht. Gewohnheit thut auch hier viel; indessen darf das Haupt, als Sitz des Geistigen, nicht hinter einem plumpen Erden-Schilde stehen, wenn uns die gottgeweihte Stimmung berührt; wir sollen nicht Freundes-Ergießungen, trautem Familien-Gekose in heiterer Stube einen schwarzen Filz entgegen strecken. Das giebt Härte und Stumpfsinn; und mir will Annäherung der Seelen und Körper bei bedecktem Haupte nicht zu Sinne.

### Sprach-Bemerkung.

Eine Sprach-Bemerkung läuft mit der vorigen Rüge vielleicht parallel, nur daß ich auf die Seite des Auslands trete. Fordern wir in der Nähe der holländischen Grenze im Gasthofe irgend etwas, so ist die Antwort: „Ja wohl!“ anstatt daß man ein nacktes „Ja!“ erwarten sollte. In Holland selbst erkennt man bald, daß durch dieses „ja wohl“ der Uebergang zum holländischen „ye wel“ gebildet wird. Dem alten Deutschen mochte sein kräftiges „Ja“ und „Nein“ vortreflich stehen, unsere Zeit ist nicht jene; der Umgang, wie die Natur, gefallen sich nicht im scharfen Abstich. Vermittelnd tritt ein Abend- und Morgenroth zwischen Licht und Finsterniß; wir klopfen vor dem Eintritt an die Zimmerthür, um den vielleicht Einsamen nicht zu plötzlich in die Geselligkeit zu reißen. So widersteht uns jede einsylbige Antwort, weil der Fragende sich zu schroff und schnell wieder auf sich selbst zurück geworfen sieht. Ein holländisches „mein Herr“ (myn heer) hinzu zu fügen, ist müßig; aber ein „ja wohl“, wo das „wohl“ nur eine Milderungs-Andeutung annehmen dürfte, ist schön. Widerlich traf mich das barbarische „Ne!“ eines Cavaliers im Hannoverschen Theater, welchen ich doch ganz höflich fragte: ob er mir nicht die Zeit angeben könne?

### Reinlichkeit.

Die Reinlichkeit der Holländer ist ein entsetzlich verbrauchter Stoff; Jeder, der über das Land sich aus-

sprechen möchte, beginnt und endet mit ihr, ja Reisebeschreiber können von der armseligen Notiz des Speinäpfchens (Quispedoorchen) sich gar nicht loswinden. Ich gebe nur die eine Bemerkung: daß es mich rührte, wie die Vorsehung einen Trieb, den die Beschaffenheit des Landes nothwendig macht, in die Gemüther zu senken wußte; einen Trieb, der ihnen zur liebenswürdigen Natur ward, an den sich das Leben angenehm knüpft und der jetzt schon mit keinem äußeren Drange in Verbindung scheint. Der steht bereits sehr hoch, welchem sich seine ausgezeichnete Seite bis zur Bewußtlosigkeit steigert. Die Holländer geben nichts auf die Lobpreisung dieser ihrer Tugend, und auch meine Vorwürfe waren einer Frau in Utrecht durchaus gleichgültig, da sie meinen beschmutzten Stiefeln, und mithin auch mir, den Eingang in ihr Haus als Zufluchtsort gegen ein starkes Regenwetter strenge verwehrte. — Hiemit steht in natürlicher Verbindung die große Achtung, welche in Holland die Katze genießt. Zwischen Leyden und dem Haag sah ich eine nicht üble Urne, welche man diesem Reinlichkeits-Thier als Grabstein gesetzt hatte.

### Eine Ansicht von Holland.

Was regt den Menschen an? Des Lebens Gefahr und Kürze. Dort ist das feurigste Leben, wo die Anschauung beider die lebendigste ist. Den Neapolitaner gemahnt sein ewig drohendes Flammen-Ungeheuer zu nichts, als nach dem flüchtigen Genuß zu haschen, bevor die Lava darüber hingeht; den Holländer treibt die auf seinen Boden sich werfende Wasser-Hydra, ihr in rastloser Thätigkeit seine Tage ab zu gewinnen. Er schmiedete gewaltige Ketten für die Bändigung, und genießt Siegerfreude, wenn sie in denselben schäumet, murret und schwillet. Möchte ihr doch der Sieg stets schwerer werden, und das Leben ruhiger einem Volke, das sich Alles erschuf, wo wir so bequem auf dem treuen Boden baueten. Aber es muß ein Volk empor ziehen, wenn es auf jedem Schritte in seinem Werke, und darum auch in seinem Werthe sich ganz eigentlich spiegeln kann.

### Erloschene Laternen und Sonnen-Kragen.

Es ist wohlthuend, zu bemerken: wie zuweilen die Sitte veredelnde Gedanken in einem einfachen Zeichen dem Volke überreicht und zu deren Eigenthum macht. So hängt in mehreren holländischen Städten (ich sah es in Deventer) eine ausgelöschte Laterne vor demjenigen Hause, in welchem sich ein Todter befindet; sie ist groß, wenn der Verstorbene bereits an Jahren vorrückte; klein, auch mit flatternden Bändern umgeben, wenn ein Kind die Erde verließ. Im Gewühl der Straßen, unter tausendfachem Menschengetreibe soll es eine sanfte, aber ernste Mahnung seyn, die jeder Vorübertretende mitnehme und in den Sinn seines Thuns übertrage. — Auf der andern Seite sah ich in Haarlem das Haus der Wöchnerin mit einem, nach Art einer Sonne geformten weiblichen Kragen bezeichnet, und das Kennerauge unterscheidet leicht an den Falten: ob das Geborene ein Sohn oder eine Tochter sey. Hier nimmt also der Wandernde die angenehme Erinnerung an unser keimendes Leben mit. In einer Sonne gehen Allen die Tage auf, bis in der Zeit die meisten Strahlen verlöschen oder sich mit uns in den Himmel flüchten.

### Straßen von Amsterdamm.

Das Leben erwacht erst spät; um 9 Uhr ist noch sehr früh, und man darf so lange vorzüglich an der stummen Sprache langer, mit hohen prangenden Gebäuden eingeschlossener Grachten und den ziemlich engen, aber nicht unangenehmen Straßen sich unterhalten. Kirchen und einzelne große Gebäude erscheinen auch hier die festen, in den Boden ausgeworfenen Anker, um welche das Ganze still fluthet. Gegen 10 Uhr schwillt die Bewegung. Unter der Menge von lastführenden Schiffsleuten, die in wildem Zuge mit großen, zweirädrigen Schubkarren, oder auf Kopf und Schultern selbst beladen an einander vorüber drängen, bestürmen den Geschäftlosen gewinnsuchende Juden mit vorgehaltenen Ringen und Uhrschlüßeln; frische Nord-Holländerinnen mit ihren Goldblechen um die Schläfe mischen freundlichere Farben in den dunklen Umtrieb, und schwarzgekleidete Ansprecher stehen, Gevatterschaften, Kindtaufen u. s. w. zu verkündigen, klopfend an den spiegelnden Hausthüren. Kokosnüsse stehen an den mit Bekanntmachungen eingewickelten Straßen-Ecken feil, Milchfrauen schenken mitten im Getreibe den Dienstboten aus leuchtendem Geschirr, Knaben quälen uns, die Stiefeln putzen zu dürfen, und gewaltige Fische, lange und runde, hängen aus. Bilder scheußlichster Armuth, welche die Hände nach der Gabe widerlich lang ausstrecken, stechen ab in der Wohlhäbigkeit des Mittelstandes; nur das geschäftige, rauhere Werk belebt Alles: Spaziergänger, geputzte Damen sah ich nicht auf den Straßen.

### Hafen.

Hast Du Dich hinaus gerettet aus dem Gewühl, Stöße, Gedränge, Wagen vermieden, so umfängt Dich Erhitzten kühlend der weite Mastenwald. Das Leben hat sich auf das Meer geflüchtet und hier dessen großartigere, feierlichere Natur angenommen. Du wandelst unter den Söhnen des freundgewordenen Elements. Aber die Gewitterwolken, in welche sie häufig ihr Haupt streckten, wurden zum Theil auf ihre Stirnen abgesetzt: wie armselig nahm ich in meiner Sanftmuth unter diesen Seepfeilern mich aus. Die Verbindung der Pole, das kühne Uebersteigen des Raumes hat seinen Sinn geworfen in jede ihrer Bewegungen, und es thut einmal wohl, so auf gar nichts Kleinliches zu stoßen.

Worte, wie Batavia, Guinea, Surinam, feiern auf ihren Lippen den schönen Verbrüderungs-Tanz, und man sieht gern in ein Gesicht, das schon in viele Himmelsstriche hinein blickte. Ja, fast auf die grobe Kleidung, welche doch auch mit gewesen, ging ein Theil meiner Achtung über. (Die Fortsetzung folgt.)

## Friedrich der Große und sein Schatz-Rentmeister.

Der Kriegsrath N** war anfangs Schatz-Rentmeister Friedrich des Großen. Dieser äußerst rechtschaffene und in seiner Geschäftsführung streng ordentliche Mann hatte in seinem Wesen eine Befangenheit und Peinlichkeit, durch die er sich besonders seinem jungen feurigen Monarchen schlecht empfahl. Eines Tages traf er den König in verdrießlicher Stimmung, der, nachdem einige Geschäfte von dem Betroffenen eben nicht mit großer Gewandtheit abgethan waren, demselben viele Gegenstände, größtentheils Artikel des höheren Luxus und der Mode, nannte, welche er als Weihnachts-Geschenke für die Königin und andere Frauen des Hofes eingekauft wissen wollte. Wie ergrimmte Fluthen brauseten die ungewohnten Benennungen über den erschrockenen Kriegsrath her; betäubt sah er den König an, bis dieser, ärgerlich, ihn mit den Worten ausdonnerte: „Aber was gafft Er mich an? hat Er keine Schreibtafel bei sich?" — Fassungslos wollte der Arme in die Taschen greifen, ach! sie waren der eng anschließenden Hofkleidung nicht verstattet, und der König gewährte keine Zeit, sondern befahl: die eben ertheilten Aufträge ihm zu wiederholen. Daß der vor Angst beinahe Halbtodte es nur mangelhaft und verkehrt zu thun vermochte, ist natürlich, und daß der Unwille des jungen Fürsten dadurch immer mehr gesteigert ward, eben so begreiflich. „Lern Er auf den Dienst passen, dann will ich Ihn anderswo versorgen! Hier kann ich Ihn nicht brauchen! Pack' Er sich zum Teufel!" so lautete der Schluß der erbitterten Zornrede, und die letzte Weisung war dem N**, der bisher ganz regungslos Alles mit angehört hatte, doch so verständlich, daß er geisterbleich zur Thür hinaus, an Buchholz, dem Garde-Feldwebel von der Leib-Compagnie, vorbei schritt, welcher dem König eben den gewöhnlichen Morgen-Rapport abstatten wollte. Jenem weissagte die Schreckensgestalt nichts Gutes, auch vernahm er noch deutlich den Nachhall des schweren Gewitters; doch weil Umkehr nicht zulässig, ging er als ein guter Kriegsmann muthig vorwärts und begleitete die fest stehenden Worte seiner Meldung mit den Geberden des strengen Dienstes; kurz, besonnen und klar die andern Fragen, welche der König mürrisch an ihn richtete, beantwortend. — „Hat Er eine Schreibtafel bei sich?" fragte der König endlich. Der Feldwebel zog mit der Bejahung diese sogleich hervor und stand alsbald in schreibfertiger Stellung. — „Die Königin erhält eine goldgestickte draps d'argent Robe, die Prinzessin Amalie desgleichen ohne Goldstickerei, mit Purpur durchwirkt" — und so fuhr der Monarch fort, nach und nach die hohen Frauen des königlichen Hauses seinen ehrlichen Gardisten zuzugesellen, die bisher in ungefährdeter Alleinherrschaft in der Schreibtafel des Buchholz gewaltet hatten. Während des hastigen Auf- und Abschreitens war Friedrichs Zorn verlodert, und er ergötzte sich jetzt höchlichst an seinem ehemaligen Exerziermeister, der sich zwar mit allem Diensteifer bemühte, die fremdartigen Klänge auf dem Papier fest zu halten, aber doch, wenn es ohne Verletzung des militairischen Anstandes anging, sich nicht entbrechen konnte, besorgliche Blicke auf den verehrten ehemaligen Schüler zu richten. Dieser, nachdem er sich genugsam an des Feldwebels Verlegenheit geweidet, ließ sich jetzt das Geschriebene reichen, überlas es beifällig und sagte dann gütig: „Nun geb' Er damit heute noch zu Boden, meinem Minister, und lass' Er sich von dem weitere Anweisung geben. Ich weiß, Er hat schon lange einen ruhigen Dienst gewünscht, ich ernenne Ihn zu meinem Schatz-Rentmeister; dien' Er mir, wie bisher, ordentlich und treu, und nun mach' er, daß Er fort kömmt!" — In nicht viel geringerer Betäubung, als vorher der Kriegsrath N**, kam der neue Schatz-Rentmeister durch die Thür, doch froheren Herzens als Jener zu dem Minister von Boden, der die Trostlosigkeit des armen, sonst sehr verdienstvollen Kriegsraths durch anderweitige vortheilhafte Anstellung zu mildern wußte. Buchholz trat sogleich sein Amt an und verwaltete es bis zu seinem Tode zur völligen Zufriedenheit des Königs, der sich niemals entschließen konnte, den Hochbetagten in den gewünschten Stand gänzlicher Ruhe zu versetzen, sondern ihm lieber junge Männer zugesellte, die unter seiner Anleitung und Aufsicht die Geschäfte besorgten. Doch mußte der bewährte Buchholz jedesmal bei der Rechnungs-Abnahme gegenwärtig seyn, wobei ihm dann in der letzten Zeit eine seltene Vergünstigung bei Friedrich, das Niedersitzen vor dem gnädigen Monarchen, verstattet ward. Die Rechnungs-Abnahme war von Seiten des Königs sehr einfach und bald abgethan. Er empfing vom Schatz-Rentmeister ein genaues Verzeichniß der auf den Schatz angewiesenen Summen, wie der Bestände; dann zog er gewöhnlich aus dem Aufschlag seines Rockärmels ein Quartblatt, verglich seine eigenen Notizen mit dem Erhaltenen, schrieb unter dieses: „Gesehen und richtig befunden. Friedrich" und gab es dann dem Buchholz zurück. Als dieser in späterer Zeit einen Gehülfen mitbringen mußte, der die allenfalls geforderte Nachweisung zu ertheilen vermochte, verfehlte der König nie, die jungen Männer zur Ordnung und Treue in der Dienstführung zu ermahnen und ihnen in Buchholz das Muster und den Lohn vor zu halten. E. Karoli.

## Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

Paris. Herr Karl Begasse, ein junger Maler aus Heinsberg bei Cölln, der seit mehreren Jahren hier sein bedeutendes Talent an den ewigen Meistern, besonders der alt-italienischen Schule, stärkte und bildete, hatte vor einiger Zeit die Ehre, eine große Composition, Christus am Oelberge, dem König von Preußen vor zu stellen, die Se. Majestät für die Garnison-Kirche in Berlin kauften. Der König unterstützte den Künstler und befahl ihm eine neue Arbeit im ähnlichen Styl, die Ihm zu seiner Zeit präsentirt werden sollte. Hr. Begasse hat jetzt sein Werk vollendet und es seit einigen Tagen, wie es hier öfter der Fall ist, in dem Bibliothek-Saale des Conservatoire dem Publikum ausgestellt. Des Künstlers Gegenstand ist die Erscheinung des heiligen Geistes am Pfingstfeste. Zeichnung, Colorit und Composition zeigen gleich bei dem ersten Anblick: wie sehr der Künstler, weit entfernt, dem Streben der großen Mehrzahl unserer neu-deutschen Maler zu huldigen, seinen eigenen Weg wandelt. Man findet den Beweis eines Talents, das sich die schönste Blüthe der modernen Malerei, die italienische Schule in ihrer besten Zeit, namentlich aber Raphael, Fra Bartolomäi und Correggio zu unwandelbaren Mustern nahm. Man wird bei einem jungen Künstler in dieser Hinsicht nicht tadeln, daß einige der funfzehn Köpfe des Bildes sogar in der Zeichnung offenbare Reminiscenzen aus den Werken jener Meister sind, da alles Andere darin sehr bedeutend für eigene Originalität spricht. Das Ganze hat die gewöhnliche Größe eines Altarblattes; die drei den Vordergrund füllenden Hauptfiguren sind in der Mitte: die Mutter Gottes, die, schmerzensreich auf den Stufen vor einer Säule knieend, mit Resignation und Hoffnung gen Himmel betet, und zu ihren beiden Seiten die Apostel Johannes und Petrus. Hinter der Mutter Gottes betet Magdalena, fast erschreckt von der blendenden Erscheinung: ein köstlich gezeichneter Kopf, der etwas an einen ähnlichen in den sogenannten spanischen Raphaels erinnert, und zu beiden Seiten im Hintergrunde sind die übrigen Apostel und eine Alte gruppenweise placirt. Jeden Beschauer erfreut die gelungene Harmonie und die Kraft des Colorits, ein Hauptvorzug des treflichen Gemäldes, der besonders in den schönen Drappirungen hervor leuchtet, die Wahrheit in der Zeichnung, vorzüglich wieder der Köpfe und Hände, und die obere Beleuchtung des Tempels. Als ausgezeichnete Einzelnheiten nenne ich noch außer der Magdalena, welche ich schon erwähnte, eine Gruppe von drei Aposteln und einem Alten, die treflich verkürzte Hand des Jakobus und die ganze Haltung des Bartholomäus, der mit dem Ausdruck des Gesichtes und den Gesten der Hände die Erfüllung einer frohen Ahnung aus zu drücken scheint. — Vielleicht wird man auch in Berlin finden, daß die Schatten nicht der bedeutendste Vorzug in dem Gemälde sind und daß das Ganze ein wenig zusammengedrängt erscheint; gewiß aber wird man dort wie hier dem jungen, sehr bescheidenen Künstler verdiente Gerechtigkeit widerfahren lassen. — Abermals mußte eine Erfindung erst über den Rhein wandern, um wahrhaft nützlich und allgemein verbreitet zu werden: ich meine den Steindruck. Während diese wichtige Entdeckung in Nord-Deutschland immer nur noch mehr oder weniger Gegenstand der Curiosität ist, oder doch nur langsam empor kommt, kann man ihr reges, fast unbegreifliches Wachsthum in Frankreich bewundern! Viele einzig auf diese Erfindung begründete Etablissements in Paris fordern tagtäglich (im strengsten Sinne des Worts) mehrere neue lithographirte Blätter zu Tage, und die unzähligen Läden der Bilderhändler auf den Boulevards wimmeln von den verschiedenartigsten Erzeugnissen dieses neuen Kunstzweiges. Man braucht den Steindruck zu Darstellungen von Landschaften, von Ansichten in Paris, von Thierstücken, von Karrikaturen (und schon dies Faktum sichert seinen Erfolg), von historischen Compositionen; aber auch große wissenschaftliche Werke bedienen sich schon seiner zu wichtigen Darstellungen, wie ich z. B. durch Privat-Verhältnisse begünstigt, schon vorläufig die illuminirten Tafeln zu einem großen Werke sah, das nächstens erscheinen wird. Selbst an Portraits wagt sich der Steindruck mit einem so entschiedenen Erfolg von Seiten der Kunst, der Künstler und — der Käufer, daß gerade in diesem Fache jeder Tag neue Kunstprodukte erzeugt. So figurirt seit gestern Bergami's Bild mit fürchterlichem Backen- und Schnurrbart, wie ihn die hiesigen Journale schilderten, in allen Boutiken der Kupferstich-Händler, und neben ihm — die hohe Person, die den unberühmten Mann ins Gerede gebracht hat. Mehr Mühe verwenden die Künstler auf Bildnisse, die auf bleibenderes Interesse rechnen dürfen. So hat man eine Gallerie der besten Schauspieler und Schauspielerinnen von den hiesigen zehn oder eilf Theatern angefangen, welche fleißig vorrückt und das Verdienst der vollkommensten Aehnlichkeit zeigt. Ganz besonders sorgfältig ist von den bis heut erschienenen Bildnissen das von Talma ausgearbeitet, welchen die Pariser nicht müde werden, immer wieder in erneuter Gestalt und Umgebung ab zu schildern. Wie sehr verdient aber auch Talma, der Liebling eines gebildeten Volkes zu seyn! Er hat seit seiner Zurückkunft aus Brüssel bereits mehrere Mal in den verschiedensten tragischen Charakteren sein eminentes hohes Talent vor einer großen Menge entfaltet und erst jetzt erfährt man durch die Journale genauer, wie sehr auch sein diesmaliger Zug durch die Provinzen für ihn und die Theaterkassen, die er beglückte, gewinnreich war. In Brüssel sind für achtzehn Tragodien während seiner Anwesenheit 71,000 Franks eingenommen worden. Auch die erste tragische Schauspielerin der Franzosen, Demois. Duchesnois, ist von ihrer Reise zurück, und man erwartet nun wieder die, eine Zeit lang wegen Talma's und dieser Künstlerin Abwesenheit ausgesetzten Vorstellungen der „Maria Stuart" mit Ungeduld. — Nächstens wird auch in dem Theater der Porte St. Martin zum ersten Mal eine „Maria Stuart", wörtlich nach Schiller, als Melodram à spectacle (!) gegeben; die Journale reden schon viel davon.

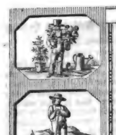
Casper.

Die Zeitung von Ravenna ist voll eines Triumphs, welchen die Signora Rosa Morandi, berühmte Sängerin, selbst ankündigt. Sie sagt nämlich: sie habe die „hohe Erlaubniß" erhalten, öffentlich gekrönt zu werden, wolle nun mit ihrer gewöhnlichen Vollkommenheit singen, und zwar das köstliche Rondo, welches stets so rauschenden Beifall gefunden. Dabei werde, nach der gebräuchlichen Art, von oben ein scheinbarer Goldregen herab fallen, mit einer Unzahl Sonetts, Lob- und Ehrengedichte, worin die Bewunderung durch die schönsten Verse sich aussprechen solle, und hierauf würden mehrere Amors herab schweben mit Blumen-Guirlanden, Tauben und andern Vögeln, und mitten unter diesem Oper-Paradiese solle die Krone auf das Haupt der Sängerin gesetzt werden. Nach diesem Schauspiel wird die unvergleichliche Sängerin in einer prächtigen Kalesche mit 6 Pferden zu ihrer Behausung gebracht, begleitet von herrlicher Musik; alle Straßen werden erleuchtet und ihr zu Ehren Feuerwerke abgebrannt, und unter Abfeuerung von Granaten, Schwärmern und Raketen wird sie sich in ihr Gemach begeben. Damit auch von fernher Theilnehmer kommen mögen, wird die Unvergleichliche dieses Programm auch in die venetianische Zeitung einrücken lassen. — Da sieht man, welch eine Posse die Italiener aus dem Ruhm machen, mit dem man am gerechtesten seyn sollte! (Gaz. d. Fr.)

Als die verstorbene Königin Karoline aus Neapel nach Sizilien flüchten mußte, folgten ihr eine Menge Anhänger. Nachdem aber die Engländer sich aller Angelegenheiten bemächtigt hatten, entließ sie Einen nach dem Andern mit den Worten: „Geht! Joachim (Murat) ist mein Feind, er sitzt in Neapel auf meinem Thron; aber er ist Franzose und ein menschlicher Soldat, er wird Euch besser behandeln, als Euch hier und als mich selbst meine Verbündeten behandeln!" (Courier fr.)

Hiebei eine literarische Beilage.

Redacteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurersche Buchhandlung.






# Der Gesellschafter
oder
# Blätter für Geist und Herz.

1820. Sonnabend den 19. August. 134stes Blatt.


## Das Pfänder-Spiel.

„Was soll der Eigenthümer des Pfandes, das ich in der Hand halte, thun?" fragte Steinfeld. — „Er soll sich dort an den Tisch setzen" erwiederte Madam Belmont, „und eine Viertelstunde hindurch von dem weiblichen Geschlecht nichts als Böses erzählen." — „Aber wenn das Pfand einer Dame zugehört, so wird sie von uns" — „Nichts als Gutes zu sagen wissen, denn die Männer haben ja, wie bekannt, gar keinen Fehler."

Steinfeld hielt die Hand in die Höhe und zeigte einen Uhrschlüssel. „Sellow, Sellow!" riefen die Damen und klatschten in die Hände; „da ist das Pfand an den rechten Mann gekommen!" — Der arme Sellow protestirte; aber die Schönen bestürmten ihn Alle zugleich: „Sie müssen, Sie müssen! Die Gesetze des Pfänder-Spiels darf Niemand übertreten!" — Sellow kam nicht los; er ließ sich nun geduldig an den Tisch führen, man stellte ein Paar Lichter darauf und legte die Uhr dazwischen; die Gesellschaft setzte sich in einen Halbkreis und forderte den armen Redner auf, an zu fangen. Er räusperte sich ein Paar Mal und begann:

„Es ist, wie Ihnen allerseits bekannt ist, ein löblicher und christlicher Gebrauch, den die allgemeine Menschenliebe überall eingeführt hat, von seinem Nächsten so viel Böses zu erzählen als man weiß, oder vielmehr noch ein gutes Theil mehr als man weiß; so wie Jeder von uns vor sich selbst erröthen würde, wenn er nicht so viel feinen Ton besäße, um einen ehrlichen Namen, der durch fromme Zungen an Theetischen schon ganz unkenntlich geworden ist, vollends zerreißen zu helfen. Wenn ich aber bedenke, wie leicht einem so großen Verehrer des schönen Geschlechts, als ich zu seyn mich rühme, das glückliche Unglück begegnen könne: daß All' das Böse, was er zu sagen willens ist, sich im Nu auf seiner Zunge in Lobsprüche verwandelt; wenn es ferner wahr ist, daß die liebenswürdige Schwachheit der Damen in unseren Augen sogar zur Tugend werden kann" — „Nichts!" fiel Madam Belmont ein, „das ist wider die Abrede, Herr Sellow; sparen Sie Ihre Komplimente bis auf eine andere Zeit. Ehe wir es uns versähen, wäre die Viertelstunde verflossen, und Sie hätten uns mit lauter Schmeicheleien unterhalten. Fangen Sie nur hübsch wieder von vorn an."

„Sie befehlen es; nun, ich wasche meine Hände in Unschuld. So macht euch denn auf, ihr Plagegeister der armen Männer, und erscheint vor meinem Richterstuhle; Legion ist eure Zahl und zehntausendmal tausend euer Name. Da steht das schreckliche Gefäß vor mir, Pandorens Büchse, voll und ein gerüttelt Maaß. Ich hebe den Deckel auf, hu! welch ein Schwarm von Dämonen drängt sich heraus, er könnte die Sonne verfinstern. Sieh, da hab' ich ein kleines luftiges Wesen erhascht; welch ein niedliches Geschöpfchen, so glänzend und glatt, alle Farben spielen um seinen Scheitel. Wie heißest du, kleine Dämone, mit deinen bunten Schmetterlings-Flügeln und der Immortelle in den blonden Locken? — Ach, Eitelkeit ist dein Name. Und das zierliche Kästchen auf deinem Rücken? Laß mich hinein

schauen: Hauben, Bänder, Spitzen — du bist wieder mit einer ganzen Welt voll neuer Moden beladen. O, Wehe über die armen Männer! — Gieb mir ein Band aus deiner Schachtel — was ich damit machen will? Dir die Flügel binden, kleiner Flattergeist, damit du hier vor mir still stehest und zuhörest, was ich dir sagen werde! — Es ist noch nicht lange her, daß die Gewänder, welche du zu uns brachtest, so dünn gewebt und so karg zugemessen waren, daß sie von einer Bekleidung beinahe nichts als den Namen hatten, und, wie ein Spötter meinte, aus der Hälfte eines Hemdes und der Hälfte eines Kleides bestanden. Man sagte damals, du habest diese Schleier aus dem ehemaligen Griechenland geholt; aber man tadelte auch zugleich, daß du das griechische Klima mit zu bringen vergessen. Dein kleines Schwindelköpfchen bildet sich freilich nicht ein, wie sehr das menschliche Geschlecht dabei interessirt ist; das Wohl einer ganzen Nachkommenschaft hing davon ab, aber was ist die blühende Munterkeit eines Kindes gegen eine neue Haube! — Vergebens schrieen damals Aerzte und Moralisten sich heiser; wer nicht darauf hörte, das waren du und die schönen Kinder. Endlich stand ein listiger Mann auf und bekämpfte dich mit deinen eigenen Waffen. Die Damen — sagte er — verstehen ihren Vortheil sehr wenig, wenn sie ihre Reize so unverhüllt dem lüsternen Auge preis geben. Nur verborgene Schönheiten ziehen an, Sinn und Auge müssen etwas zu errathen übrig finden, wenn nicht der gewohnte Anblick in Kurzem gegen den schönsten Reiz gleichgültig machen soll. Dieser Erfahrungssatz sey so wahr, fügte er hinzu, daß, wenn das schöne Geschlecht die Mode einführte — und, lieber Himmel, welche Mode, sie sey so närrisch als sie wolle, findet nicht ihre Verehrer! — kurz, wenn die Damen einmal die kleine Grille hätten, den ganzen Körper zu enthüllen, und nur die große Zehe zu verschleiern, so würde, ehe ein Jahr verstrich, das lüsterne Auge nur für diese Zehe einigen Sinn haben. — Dieser gelehrte Schlaukopf war ein schlimmer Feind für dich und deine Mode, meine kleine Sybille; du siehst, daß der Mann sein Handwerk verstand. Wenn du seinen Worten nicht glaubst, so mache nur einen kleinen Abstecher nach Afrika oder in das Südmeer, dort wirst du den Beweis bei allen Nationen finden, welche unbekleidet gehen. Ja, ich will dir noch mehr sagen: Bei einigen Völkerschaften in Indien ist nur eine Klasse der Schönen bekleidet, nämlich die zu gutwillige, weil, wie diese Indianer sagen, ihr Stand es erfordere, die Sinnlichkeit zu reizen. Du kommst ja überall in der Welt herum, so wirst du auch in Griechenland von einer seiner berühmtesten Hetären, der schönen Phryne, gehört haben; diese schlaue Kokette ging nie aus, ohne ihre Schönheit sorgfältiger zu verhüllen, als es die Ehrbarste that. (Die Fortsetzung folgt.)

## Skizzen aus einer Flug-Reise durch Holland.

(Fortsetzung.)

### Linienschiffe auf dem Stapel.

Dieser Anblick berührt auf eine ganz eigene Weise. Einst in die Welt hinaus gesandt, mit Donnersprache den entferntesten Ländern die Majestät und den Kraftwillen ihrer Schöpfer zu verkündigen, ruhen sie hier gleich schlummernden Löwen. Aber sie ruhen mit weiten Augen; denn aus den Oeffnungen zur Seite schaut der Ernst bereits so finster, während das Handlungsschiff glatt und freundlich liegt. So ist das Feld des Friedens geebnet, oder, dem Erwerbe bestimmt, nur leise Furcht. Aber der Krieg bricht zur Unfruchtbarkeit die Räume, und freut sich, wenn sie, statt Erndten zu geben, uns schrecken.

### Steuermanns-Schule.

Ein Haus, völlig wie ein Schiff gebaut und eingerichtet, umfängt eine Menge blaugekleideter Jungen, deren Körper und Geist einst die Leitung auf dem fremdartigen Element gewohnen soll. Dazu erfordert es besonders äußere Kraft, und deren Weckung spricht wohl bei der Erziehung das erste Wort. Deshalb nimmt jede ihrer Bewegungen eine gewaltige Form an. Sie halten die Bücher nicht in Händen, sondern in Fäusten, und wo wir mit den Fingern auf dem Tische spielen, scheinen sie Sturm zu trommeln. Wie der Blitz am Mast fliegen sie über die Treppen, und ihre Stimmen scheinen ewig das sausende Element überschreien zu wollen. Verfolget ihn immer den Kraftweg, ihr guten Kinder, laßt nur nicht das Fünkchen Lebenssinn von dem Ungestüm verschüttet werden, dann erlassen wir euch Zartheit und Weichmuth. Von den Wellen geworfen, sollet ihr fest stehen, vom Lichte verlassen, sollet den Weg ihr finden, vom Tode umdrohet, sollet ihr ihn mit Fassung melden und nehmen.

### Sinn dieser Stadt.

Es giebt in Amsterdam keinen gelehrten, auch keinen militairischen Stand. Die Kaufleute sind das Heer, welches alle Tage über die Straßen in den Börsensaal wogt. Ich Vorübergehender ward trotz meines festen Willens mit fortgerissen, und stand plötzlich unter mehr weit- als tiefdenkenden, mehr bedenklichen als ernsten Gesichtern, die mir bald den nichtsnutzigen Laien ansahen. An dieser Klippe scheitert die Kraft des weltbeherrschenden Schneiders: es fällt nichts an uns in die Wage, sondern was außer uns stehet und schliffet. Es hilft kein stolzer Blick, wenn daheim die Flagge gesenkt ist, keine Zunge wird überreden, wenn das Metall nicht klinget. Wüßte doch nur jeder Mensch wie der Kaufmann, woran wir uns im Leben zu halten haben!

### Nebel.

Die Luft in Amsterdam ist nie völlig rein, und

die Sonne, sobald sie scheint, ringt ewig mit dem Nebel. Zuweilen steigt dieser in so dicker Masse aus dem Wasser empor, daß er plötzlich das ganze Volksleben in graue Finsterniß hüllt. Man sieht durchaus nichts, der Tag in seiner Geschäftigkeit muß plötzlich verstummen, Läden werden geschlossen und die Laternen unweit der Kanäle, oft ganz vergeblich, angezündet. Wen diese Erscheinung mitten in einer Gracht (vom Kanal durchschnittene Straßen) plötzlich überfällt, der thut wohl, still zu stehen und die Helle ab zu warten, sobald er die Richtung der Häuser nicht mit Bestimmtheit verfolgen kann. Weil nämlich die Kanäle an den Seiten mit Geländern zu versehen, bei der Unbequemlichkeit des Aus- und Einladens, unterlassen wird, so hat man schon über hundert Menschen gerechnet, die an einem solchen Tage ins Wasser stürzten. — Es liegt nun einmal in meiner Natur, aus solchen äußeren Erscheinungen eine allgemeine Lebens-Wahrheit ziehen zu müssen: Wirft sich nicht das Schicksal eben so plötzlich und dunkel in unser Ameisen-Getreibe, wir fallen leicht, wenn wir blind fortstürzen; es ist besser, ab zu warten, wohin es sich verzieht.

Nachthäuser.

Die Einrichtung der Nachthäuser ist nicht alt, scheint aber bereits den Einwohnern zum Bedürfniß geworden. Sie öffnen sich im froh erwachenden Leben, während rings schon Alles der Ruhe zuflüchtet, und treten in den Schlaf zurück, wenn der Tag anfängt, sein Spiel zu treiben. Es sind also nächtliche Weltkörper, die dem Wanderer den dunklen Weg erhellen und verkürzen wollen. Er findet Alles, was der Tag an solchen Orten giebt: seine Töne, seine Erquickungen und kann ein Wachslicht ihm die Sonne ersetzen, so wird er vollkommen glücklich seyn.

Neben-Bemerkungen.

Es ist etwas gar schönes, wenn einzelne an sich unbedeutende Einrichtungen ein ganzes Volk oder Land charakterisiren. Wer erkennt nicht das Volk, wenn es im Amsterdamer französischen Theater die Logen durch Mastbäume stützte; wer erkennt nicht das Land, wenn man fast auf jeder Wiese eine oder zwei Wallfisch-Ribben aufgerichtet sieht, damit sich das Vieh an ihnen scheuere. Es schadet nichts, daß die Mastbäume statt der Säulen kahl, die Ribben auf dem Grün fahl erscheinen; die Gewohnheit gleicht Alles aus.

Papier-Mützen.

Dergleichen bedienen sich alle Arbeiter in der berühmten Haarlemer Schriftgießerei. Ich fragte nach dem Grunde; man wußte keinen, als: es sey in dieser Anstalt alterthümliche Sitte und so endlich ehrenvolle Auszeichnung geworden. Das freute mich, denn es bewies mir so klar, wie äußere Ehre gar nichts ist. An Alles läßt sie sich anflicken, der Mensch braucht nur zu wollen, und nimmt sich überall gleich gut aus, am Goldkragen wie am Löschpapier.

Cicerone.

Zwei der allermerkwürdigsten sind mir aufgefallen. Der Eine, auf dem Stadthause in Amsterdam, beschreibt uns von seiner Nebel-Höhe Alles, was man sehen könnte, sobald — heiteres Wetter wäre, und bestimmt sogar die Richtung, in welcher man nöthigenfalls ein Perspektiv an zu legen habe. So gleicht er doch manchem Weltweisen, der ewig auf ein überirdisches Wissen hinarbeitet, anstatt zufrieden auf das Daseyende hin zu leiten und es uns zu erhalten. Viele meiner Leser erinnern sich hierbei gewiß des alten Roßtrappe-Führers, welcher uns seine Gegend nur in, von Fremden entlehnten Citaten schildert, also ganz eigentlich Gelehrter ist. Spricht der Philologe: „Von dieser schönen Stelle sprach schon Casaubonus, daß u. s. w.“ so dieser: „Hier ist nun die Stelle, von der mir einmal ein Engländer sagte: nein, es ist zuviel auf einmal!“ — Der andere Cicerone, auf dem Teylerschen Museum, ist in der That eine angenehme Erscheinung. Ohne Wissenschaft, bei dunkler Kunde von dem Sinne und Zwecke der Dinge, welche er vorzeigt, hegt er dennoch eine mit den Jahren eingesogene, fast schwärmerische Liebe für die Coryphäen seines Kabinets. Er hat manche Unterredungen dieser Männer zum Theil in einer ihm fremden Sprache mit angehört und ist jedesmal entzückt gewesen. Belebtes Auge, Sprachfülle, Kraft und Bescheidenheit waren seine Leitsterne geworden. Man erkennt angenehm: wie also auch Wissenschaft, gleich der Religion, den ungebildeten Sinn im Glauben erziehen kann. (Die Fortsetzung folgt.)

## Ein Impromptü.

Der Bekannte.

Du hast in langer Zeit kein Epigramm gemacht!

Der Dichter.

Ich hab' in langer Zeit auch nicht an Dich gedacht! **.

## Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

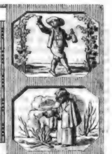
Berlin. Wenn ich gern die flüchtigen Erscheinungen auf der Bühne unbeachtet lasse, so muß ich dagegen Alles, was eine Art von Einwirkung auf die neuere dramatische Richtung hat oder haben will, genauer betrachten, so auch Müllner's Trauerspiel: „Die Albaneserin“, welches bis jetzt zwei Mal auf der Berliner Bühne gegeben ist. — Als Einleitung wird die Fabel nothwendig, es ist diese: König Basil von Sizilien, der aus seiner ersten durch den Tod der Gattin gelöseten Ehe einen Sohn (Fernando) hat, vermählt sich zum zweiten Mal und verletzt dadurch ein wunderliches Staatsgesetz, also lautend: „Nie soll der Regent, wenn ihm ein Sohn lebt aus gelös'ter Ehe, zu neuem Bündniß schreiten. Geschieht's, so ist das Reich sofort dem Sohn, und fehlt das Alter ihm, die Vormundschaft dem Herzog von Camastro zugehörig.“ Dieser weiß nun nach der zweiten Vermählung des Königs — aus der ihm auch ein Sohn, Carlos, geboren wird — eine Macht im Lande zu bewaffnen, um jenes Gesetz in Achtung zu erhalten; der König besiegt ihn, verliert aber bei einem Ueberfall seine Gattin auf schaudervolle Weise

und läßt nun sogleich auf dem Schlachtfelde den Herzog von Camastro enthaupten, der vorher des Schicksals Mächte aufruft mit folgendem Fluch: „Fahl und blutig, wie er zur Erde schleudert mein gehaßtes Haupt, hoch in der Luft auf einem Pfahl der Schmach, zeigt ihm ein Haupt einst, das er liebte! Raubt, wie das Gesetz er durch zwei Weiber brach, raubt ihm durch ein Weib beider Mütter Söhne, und laßt sein Grabmal ohne Kindesthräne!" — Basil sieht nun, wie das Haupt fällt und sagt davon: „Ein rother Strahl schoß hoch empor; so steigt nicht Blut; — die blutigen Gedanken des Sterbenden" — und Furcht und Wahn bemächtigen sich seines Gemüths. Er erzieht, dem Fluch aus zu weichen, die Brüder zur innigsten Liebe, es gelingt ihm bis in das Erhabenste; er glaubt das Verhängniß überwunden und nur einmal bebt er noch: als beide Brüder auf einer Reise die schöne Eleonora, die Albaneserin genannt, sehen. Aber Enrico kommt, für den Bruder um den Vatersegen zur Vermählung zu bitten, welche bald erfolgt. Jetzt wähnt Basil der Kinder Glück auf festen Säulen — da reizt der thatengierige Enrico die Tuneser; er verliert gegen sie eine Seeschlacht und die Feinde landen. Fernando eilt ihnen rasch entgegen, Basil folgt mit einem stärkeren Heer und sieht die Flotte der Tuneser schon wieder in See — das Haupt Fernando's auf des Hauptschiffs Mastbaum. Muthmaßlich in der Verzweiflung über den Tod seines Bruders wird Enrico wahnsinnig und Basil läßt den Arzt Benvolio kommen, daß dieser durch „geheime Kunst" die Macht des Fluches, von der Basil durchdrungen ist, dem Prinzen abwende. — Dies ist die Exposition, welche Basil selbst in einer etwas langen, aber dichterisch schönen Erzählung an Benvolio giebt. — Der Arzt sucht nun die Ursach der Krankheit Enrico's zu erspähen, und leicht ist entdeckt: daß er Eleonora schon früher liebte, als sein Bruder Fernando um sie warb; er hat sich überwunden, seine Liebe unter Haß verborgen und jetzt, da nach des Bruders Tode mit dem Reize der Sinnlichkeit die Hoffnung sich vereint, trieb ein Zwiespalt der Leidenschaften ihn zum Wahnsinn. Mit der Lösung dieses Geheimnisses wird er geheilt und Eleonora soll die Seine werden; da landet der Sohn Camastro's, der zuletzt in Tunis verweilte, in Sizilien. Er hat Fernando lebend gefunden als Sklaven in Tunis, führt ihn mit sich in seinem Gefolge und will nun, in einer sehr gewundenen Rede, Basil, Enrico und Eleonora vorbereiten auf die Erscheinung des Todtgeglaubten; doch, da erwähnt wird, daß die Wittwe des Fernando sich von Neuem vermähle, stürzt dieser plötzlich hervor. Im Hader geschieht es nun, daß Enrico das Schwerdt gegen Fernando zum Kampf erhebt, Eleonora's Blick besänftigt ihn; doch da Basil ihn nach Norweg, seines Stammes Wiege, verbannt, geht er, in einer ihm von der Geliebten gestatteten Zusammenkunft so weit, daß er den Plan denkt, Fernando zu vergiften. Dieser hat schon selbst Gift genommen, weil es ihm scheint, als sey er des Glückes Störer in seinem Vaterhause: er stirbt; Enrico ersticht sich. Die That der Männer wird angestaunt und Basil versichert: „königlich sind sie gestorben"; dann übergiebt er sein Reich dem Camastro und will nach Norweg; Eleonora, die sich „ein Nichts fühlt in der Männer Werke", denkt ihm zu folgen, doch der König erinnert sie an ihren noch lebenden Vater und scheidet mit der Ueberzeugung: daß Alles Folge sey vom Fluche des Camastro, „der sterbend wider ihn den Abgrund reizte". — So hätten wir nun in Umrissen die Bilder vor uns, welche der Stoff bietet, und es folge nun die Mittheilung meiner Ansicht über die Grundzüge des Planes. Wir sehen: daß auch hier wieder die Schicksalsidee, welche Hr. Müllner so gern geltend machen möchte, vorwaltet. Es ist nicht die unsichtbare, oft unergründliche Gewalt des Schicksals, dieser schlagende oder erhebende Flügel, der erdrückend und rettend, aber für das edle Herz allzeit tröstend über dem Leben waltet; es ist vielmehr ein im Dienste der Dämonen gegängeltes Wesen, das nach einem berechneten Ziele sich bewegen soll und deshalb untergeordneten Mechanismus, statt eines allmächtigen Schritts beurkundet. Der Fatalismus (welcher in seiner neuen Gestaltung durchaus nur im vollkommenen Mißverstande des die Götter der Griechen überragenden Fatums erzeugt wurde) ist der Versuch, dem Leben solche Fesseln an zu legen, daß der freie Muth nicht zur Kraft komme; dazu ward er benutzt von den Priestern jener Völker, wo er vorherrschend war und ist, und nur als Thorheit kann es erscheinen, wenn eine solche einengende Schreckgestalt uns statt der höheren Vernunft personifizirt wird. In dem bequemen Prinzip der Schwäche: nichts vermögen zu können, unterliegt der Geist; er wird ein vergängliches Material und wo Scharfsinn ist — wie bei Müllner unbedenklich — muß die Ausführung einer fatalistischen Idee unwillkührlich das Ganze selbst widerlegen und vernichten, indem man dabei von der Natur und dem uns jetzt zusagenden Glauben sich entfernen, die allgemeine Gerechtigkeit vor der Vernunft verläugnen soll. Auf einem Punkte der Art, der aller besseren Zeit-Individualität fern liegt, kann sich auch der scharfsinnigste Systematiker nicht consequent zeigen, am wenigsten da, wo die Poesie waltet, die von jenen Annahmen das Gegentheil bedingt. Die wahre Poesie weiset stets auf den Zweck: Alles besiegt hin zu stellen, was den Kräften des Lebens eine strenge, Freiheit nicht zulassende Messung, den Gottheiten eine arithmetische Pedanterie verleihen will; wo das Gegentheil zur Idee wird, verschwindet der Geist vor derselben, und wo dieser erscheint, geht die Idee verloren und solcher Zwiespalt wirft dann das Interesse hin und her, bis es gefallen ist. — Wenn wir nun die Mittel betrachten, welche Müllner zur Sicherung seiner Aufstellung benutzte, so finden wir, daß der Dichter diesmal mehr als je sein fatalistisches Gebäude wider alle Anfechtungen zu vertheidigen gedachte; er hat in dem Arzt Benvolio und andeutend auch in dem Cardinal-Minister Onophrius sich selbst eine Art von Opposition gebildet; es ist aber, wie in der Regel, eine, welche sich nicht unterstehen darf, die eigentlichen Gründe an das Tageslicht zu bringen, und dadurch wird Benvolio, der, durch das Vertrauen zweier Fürsten (Eleonora's Vater und Basil) anfangs eine so bedeutende Stellung hat, und der überhaupt eine höchst interessante Person seyn konnte, so zahm, daß man wohl merkt, Nachgeben sey all seine Weisheit. Er, der anfangs, als ihm Basil seine Methaphysik entwickelt, ausruft: „Wie, ist der König selbst der Kranke?" — wird in die Krankheit fast hinein gezogen und verliert sich mit in der Aufgabe: die Bewegungen der Seele durch Räderwerke nach zu ahmen; da doch ein einziger Zug aus wahrhaftem Leben ein solches Automat in seiner Unbehülflichkeit zeigt. Hr. Müllner hat seiner Ansicht den Triumph sichern wollen, und weiß den Benvolio so zu halten, daß er scheinbar psychologisch wirkt, während er sich wenig oder gar nicht aus dem Kreise des Physischen entfernt und zuletzt selbst Werkzeug der Fatums-Intrigue wird: indem er einen vergifteten Ring, den ihm Enrico nach seiner Genesung schenkt, nicht anders zu verbergen weiß, als daß er ihn dem (sich später damit vergiftenden) Fernando giebt. Da er diesen in heftiger Bewegung weiß, wie den Enrico, so begeht Benvolio eine Unvorsichtigkeit, durch welche er selbst die untergeordnete Stellung als physischer Arzt eben so gewiß verdächtig macht, als überhaupt die an ihm gerühmte Weisheit von jeder ganz gewöhnlichen Erfahrung leicht übertroffen werden kann. Was scheinbar Benvolio in psychologischer Hinsicht, das soll Onophrius als Opposition aus Religion und Glauben seyn, und er ist wenigstens fester in seiner Richtung, obwohl auch er nicht unterläßt, die Möglichkeit hin zu werfen: „daß der Glaube trage, daß der Enthauptete (Camastro) noch Basil's Feind seyn könne in anderer Welt und in der Faust des Schicksals Richtschwerdt führte"; das Schwanken geht indessen nicht tief, nur wird er überhaupt durch eine Canzleisprache der Vernunft und der Religion so langweilig, daß seine ganze Aufstellung gar leicht eine Opposition findet in jedem dichterischen Gemüth. (Die Fortsetzung folgt.)

Redacteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurersche Buchhandlung.








# Der Gesellschafter
oder
# Blätter für Geist und Herz.

1820. Montag den 21. August. 135stes Blatt.


## Skizzen aus einer Flug-Reise durch Holland.

(Fortsetzung.)

### Camper-Stör.

Jedes Land gefällt sich darin, ein kleines, oft unschuldiges Städtchen zu wählen, auf dessen Boden es jeglichen Witz, der die Spießbürgerei und den Kleinstädtersinn ängstigen soll, getrost abladen kann. Das griechische Abdera, die Seriphier, bis auf unsere Krähwinkel, sind wahre Märtyrer. Die Holländer wählten ihr Campe. Aus dem vielen Zugebürdeten nur dieses: Ein Fürst sollte die Stadt passiren; ein Stör hatte schon lange über der Flamme geröstet, und der hohe Besuch erscheint nicht. Als endlich der Fisch ungenießbar ist, hält der Monarch vor dem Thore, und bekömmt zur würdigen Entschädigung — Eier und Senf. Dieses Gericht ist seitdem unter dem Namen des Camper-Störs überall zu haben.

### La plus belle village du l'univers.

So nannte ein Franzose den Haag gewiß mit Recht. Der liebliche Eindruck, den er bei meinem Eintritt auf mich machte, vergeht mir niemals. An einem heiteren Tage auf der Schuite leicht hinschwebend, hatte ich noch kaum auf das Vorliegende genau geachtet, weil die Augegend, aus welcher die besonnten Menschen-Wohnungen mild hervor traten, nach allen Seiten mich hinzog, als mir schon einige hellglänzende Palast-Gebäude ganz nah waren. Sie standen völlig frei, so daß der Wiesengrund an ihrem Fuße fort zu laufen schien. Und doch befand ich nach wenigen Minuten mich in einer Residenz, wo eine Menge Menschen — der Staats-Verwaltung Sinn und Zeit hingebend — vielleicht nie im Leben dazu kommen, einen warmen Blick auf die nahe Wiese zu werfen. Dem ist nun einmal in dieser Welt nicht anders; trägt ja doch am Ende Jeder seinen Frühling in sich, und es ist gleich: ob er bei dem Einen aus Bächegerlesel und Blüthenstaub, bei dem Andern aus Dinte und Streusand zusammen rinnt. Doch ich nehme Keinem seine Ehre, und weit tiefer steht mir derjenige, welcher durch eine abgeschmackte Frühlingsfreude hindurch nicht in das Gottes-Antlitz zu schauen vermag, als der überhaupt lieber auf ein Blatt Papier sieht.

### Der Haag im Gegensatz zu Amsterdam.

Wie nur eine Hofes- und Handlungswelt einen Gegensatz bilden können, findet er sich zwischen beiden Städten. Dort reine Bürgerwelt, Oekonomie des Raums, lautes, flüchtiges Leben; hier weite Plätze, schöne Abgemessenheit, Militair und Stille. Der Offizier, welcher in Amsterdam gewöhnlich Civil-Kleidung anlegt, tritt hier fester und sicherer auf. Dort ein stolzes, prangendes Wappen, hier ein Storch im ländlichen Felde, welcher auf den Ursprung des Ganzen einfach und sinnig zurück führt.

### Fürsten-Gehorsam.

Es ist bekannt, daß bei den Römern der Triumphator an seinem Ehrentage durch verschiedene kleine Veranstaltungen auf den Gedanken der Hinfälligkeit, die er leicht vergessen konnte und die doch Niemand vergessen soll, geleitet wurde. Aehnliche schöne Sitte ist in

neueren Freistaaten nicht ganz verschwunden. Mitten im Haag steht noch ein Thor, das, von Jedermann durchschritten, früherhin der Erbstatthalter ohne Bewilligung des Magistrats zum Durchgang nicht benutzen durfte. Sinniger noch ist es, daß einem Bienenwagen der Fürst ausweichen muß, sobald der Bauer entgegen ruft: er führe diese republikanische Ladung. Stolz zieht er dann an dem zur Seite haltenden königlichen Wagen vorüber, schwingt den Hut und ruft: „Es lebe der Landesvater!“ Zu Hause erzählt er dann den Seinigen diesen Triumph.

### Asyl.

Unweit dem Haag (denn vor dem Thore darf man bekanntlich nicht sagen) sieht man ein weißes Gebäude, das vormals Mördern zum Asyl diente. Sie durften zwei Tage darin unangetastet bleiben, während die Polizei es dann freilich bewachte. Das Ganze sey gemessen, meint man, dem Mörder Zeit zu geben, sein Vergehen zu bereuen, sein Gemüth zu sammeln. Gewiß schön! — Ein hiesiger Jurist, dem ich dies mittheilte, nahm es so nicht auf, und meinte: Heut zu Tage würde der Mörder diese Büßungszeit zur Aussinnung von Entkommungs-Ränken verwenden. Traurige Zeit, wenn dem so seyn sollte!

### Ueber Malerei.

Wer das Haager Museum gesehen, gedenkt meistentheils zuerst des großen Thierstücks von Potter, und weiß die Tausende, welche es gekostet. Warum konnte wohl ich es so gar lange nicht betrachten? Weil neben dem Gefühl einer musterhaften Treue sich in meine Seele nichts weiter drängte, und ich durch die Kunst aus dem Alltäglichen gehoben und besser gemacht werden will. Ein Rind erhöht den Sinn einer ländlichen Gegend, sobald es in derselben als Allgemeines aufgeht; aber einzeln hervor gehoben schrumpft es ein zum ökonomischen Prinzip, wir möchten denn etwa gar auf seiner breiten Stirn die ländlichen Friedensbilder suchen wollen. — Was die Holländer nun gerade zur niederländischen Schule führen konnte, ist mir auf ihrem Boden klar geworden. Die gleich einem Brette daliegende Landschaft kann den Pinsel nicht in Versuchung führen, wohl aber des Hauses Nettigkeit, des Anzugs Reinlichkeit und der Bewohner Zufriedenheit.

### Schirm.

Es kann der Schirm, welchen ein Fürstenhaus genießt und der angeerbter Hoheit und kräftigem Menschenwillen zur Stütze dient, nicht schöner ausgesprochen werden, als auf einem Gemälde des Orange-Saals in dem königlichen Lustschlosse, das Haus im Walde. Das fürstliche Kind sitzt in der auf einem Löwen ruhenden Wiege, und hält sich mit den Händchen an dem Schaft einer Lanze, welche eine zur Seite stehende Minerva in den Boden pflanzt.

### Virtuosen.

Der größte Billard-Spieler heißt Mengo und lebt in Amsterdam, der größte Damen-Spieler van Emden, Männer, die, wegen der Beliebtheit dieser beiden Vergnügungs-Arten, fast Jedermann in Holland kennt. Man strömt begierig zusammen, wo irgend eine Gelegenheit sich bietet, sie öffentlich zu bewundern. In zwei, drei Zügen hat van Emden gewöhnlich seinem Gegner alle Steine fort geschlagen. Eben so besuchen sich ausgezeichnete Schlittschuh-Läufer, die von einander vernahmen, auf viele Meilen. Doch giebt es noch etwas, worin alle Holländer Virtuosen sind, nämlich im — Rauchen. Nirgends kann es mit einem größeren Anstand betrieben werden, und in allen Wirthshäusern wird dem Eintretenden die Pfeife unentgeldlich gereicht, weil sie bei der ungeheuren Menge in der That keinen Geldeswerth hat. Im Nu sitzt auch der nach Hause kehrende Holländer schon an seinem Eisen-Ofen und drückt die Pfeife innig auf eine Art Torf, welche, gelblich von Farbe, gar nicht dunstet. Auch lang glühender Hülsen bedient man sich zu gleichem Behuf, und die Rauchwelt der Fidibusse ist gänzlich verbannt. Weit greift menschlicher Scharfsinn dort, wo man das Geschäft gern treibt; deshalb trägt fast jeder Holländer in seinem Hutfutter den großen, mit dem Hute parallel gekrümmten Draht zur Pfeifen-Reinigung.

### Seltener Vorzug Hollands.

Wenn uns das Land der Griechen anziehend wird, in so fern auf einem so kleinen Flächenraum ein Volk in großer Mannigfaltigkeit und innerer Verschiedenheit sich bewegte, und man z. B. Attika's ganzen Reichthum in etwa zwei Tagen umreisen konnte, so geht ein Theil dieses Anziehenden auch auf Holland über. Man kann mit einem Miethskutscher in weniger als zwei Stunden vom Haag nach Leyden fahren, also die allgemeine Ansicht zweier berühmten Hauptstädte in den Raum eines Vormittags zusammen drängen. Wer gegen Morgen um 7 Uhr in Nimwegen sich auf die Post setzt, ist Abends um 10 Uhr in Amsterdam, und hat unterweges noch Utrecht und eine Menge zur Seite liegender herrlicher Paläste geschaut. Abgesehen von dem äußeren Vortheil solcher Nähen, hat es auch für den Menschensinn etwas äußerst Angenehmes. Der einzelne Tag wird gleichsam zu einer in sich abgeschlossenen inneren und äußeren Welt, und wenn gleich von Minute zu Minute schnell verronnen, nimmt er doch am Abend vor der reproducirenden Phantasie eine wohlthuende Länge an. So soll das Menschenleben überhaupt seyn, flüchtig im Einzelnen, aber reich und langsam in der Ueberschauung.

### Erklärung des holländischen Garten-Geschmacks.

Die stumme, aber herrliche Sprache, in welcher der um ein Volk ausgebreitete Natur-Schauplatz zu dessen

Innerem redet, und mehr oder weniger zur allgemeinen Volks-Erziehung im täglichen freien Entfalten seines Reichthums beiträgt, diese Gottessprache geht an den Holländern größtentheils vorüber; denn sie haben in der That nur die Hälfte einer solchen Natur, indem die andere von der sich eindrängenden Kunst weg genommen wird. Der schnurgerade Kanal, der hochgethürmte Damm können das Herz nur von ganz andern Seiten berühren. Dennoch lag es auch hier im Bedürfniß des Menschen, sich seine idealisirte Natur zu schaffen, und weil er das phantasiereiche, ungebundene Umherschweifen derselben nie zu beobachten Gelegenheit hatte, bildete er, was ihm nahe lag, kunstreich nach. Was sind denn die langen Rabatten und sandbestreuten Wege anders, als die mit einander so oft parallel laufenden Kanäle und Chausseen, denen die regelrecht beschnittene Hecke als Damm zur Grenze und zur Beschützung dient. Immer artig genug, daß man auf der krausen Wasserwüste hier würzige Blumen schwimmen sieht. Lasse ich nun meiner Phantasie den Zügel ferner schießen, so sehe ich in den oft abentheuerlichen, hochaufschießenden Taxus-Figuren nichts als holländische Windmühlen, welche in den Landschaften oft die Stelle der Bäume vertreten. Deutsche Windmühlen verhalten sich nach meiner Meinung zur Natur, wie Maikäfer zum Lindenabend. (Die Fortsetzung folgt.)

## Das Pfänder-Spiel.

(Fortsetzung.)

„Ich habe keine gute Freundin unter unsern schönen Putzmacherinnen, und niemals die Lehren der berühmtesten Schneider belauscht; daher weiß ich fürwahr nicht, welchem Welttheil oder welcher Nation unsere Schönen jetzt mit ihrer Kleidung huldigen, und ob sie noch immer die boshafte Behauptung eines Spottvogels wahr machen: daß keine Dame aus dem Hause ginge, ohne sich vorher gehörig entkleidet zu haben. Was hätte ich auch nöthig, dich davon zu unterrichten, die du so glücklich bist, stets um die Damen zu seyn, damit sie ja vor dem Sinnen über den Putz zu keinem andern Geschäft Lust und Zeit haben. — Doch jetzt komm, laß uns einmal sehen, wie mancherlei Unheil du in der Welt anrichtest. — Hier, schaue durch's Fenster in die Schreibstube des grämlichen Herrn, der ein gewaltiges Paket Rechnungen für den Putz der Frau und dreier Töchter vor sich ausgebreitet hat; seufzend zieht er einen Schiebkasten nach dem andern heraus, alle sind leer, und zuletzt wird er dir seine Ehrlichkeit opfern müssen. — Dort begegnen sich zwei Busenfreundinnen. Was ist das? Julchen sieht links, Malchen sieht rechts. Julchen hat ein reiches Kleid aus Lyon nach der neuesten Mode bekommen, flugs ist ein kleines Teufelchen bei der Hand und zerreißt dies schöne Band, das für die Ewigkeit gewebt war. Ist das Alles? — Nein, noch nicht. — „Mann!“ spricht das sanftmüthige Malchen, „wenn du mir wieder die Schande machst, daß ich mit dem altmodischen Kleide neben dem prächtigen von Julchen stehen muß, so weine ich mir die Augen aus!“ — und der liebe Mann küßt den niedlichsten Pantoffel und kauft für das Geld, womit er einen Gläubiger befriedigen wollte, ein Kleid aus Lyon. — Sage mir doch, welche von jenen beiden Damen die Mutter ist? Ach, nun ich näher hinzu trete, sehe ich wohl, daß Schminke nicht Jugendblüthe, Ziererei nicht Naivität, und die Kunst des Schneiders nicht die Reize der Natur sind. Sieh her, welche wüthende Blicke die Mutter auf ihr Engelskind von Tochter schleudert, weil die Augen der Männer sich der Schönheit zuwenden, wie die Sonnenblume sich nur gegen die Sonne kehrt. Armes Mädchen, wie grausam wirst du diese ungesuchten Huldigungen entgelten müssen! — Fort, fort von hier, böse Dämone! ich will nicht deinen grausamen Triumph feiern helfen, indem ich den heiligsten Trieb der Natur, die Mutterliebe, zu deinen Füßen sehe! Noch nie bin ich so unwillig auf dich gewesen; fürwahr, ich möchte dir alle deine Federn ausrupfen, aber was wäre gewonnen? Du würdest nur deine Gestalt gewechselt haben, und das ist es ja, was stets Alles umwandelt. Dein Scepter herrscht in der Hauptstadt der Welt, wie in den Höhlen von Nova Zembla; du spiegelst dich wohlgefällig in dem Diadem der Königin, und hilfst der ärmsten Bettlerin die Ueberreste ihres Gewandes zusammen reihen; du spielst um das Mädchen, das mit der Puppe tändelt, und schaukelst dich auf dem Stabe, an welchem die Matrone einher wankt. — Schau nach Afrika hinüber. O des blutigen Haders zweier Negerkönige! Sie bekriegen sich um den Besitz einer blühenden Provinz? — Nicht doch, du Schelm! du weißt besser als ich, daß der Kampf einem kostbaren Schmuck gilt, den beide Königinnen, ihre erlauchten Gemahlinnen, sich zueignen wollen; kurz, das Blut fließt — um eine alte Grenadiermütze, die ein Europäer an der Küste als unbrauchbar zurück gelassen hatte. — Du lachst über die alte Grenadiermütze, mein kleiner Schmetterling? Nun, wir brauchen nicht nach Afrika über zu schiffen, um den närrischen Spuk zu schauen, den du überall anrichtest! — es gab Aehnliches in Europa. (Der Schluß folgt.)

## Zwei Bemerkungen.

In seiner Jugend sagte Voltaire einst: „Ich mag mit den Frauen, die ohne geistige Bildung sind, nichts zu thun haben; sind sie schön, so verlieb' ich mich gleich und sind sie häßlich, hab' ich Langeweile!“

Franklin pflegte zu sagen: „Ich kenne auf der Welt nur zwei unvermeidliche Uebel: den Tod und die Abgaben!“ Th. Laurin.

## Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

Berlin. (Fortsetzung.) Nachdem ich den Benvolio und Onophrius, die scheinbare, in auffallender Zähmung gehaltene Opposition der fatalistischen Ideen dieser Tragödie, zugleich in charakteristischer Hinsicht betrachtete, folge die Meinung über die Hauptgestalten, nämlich Basil, Enrico, Fernando und Eleonora. Basil, der starre Punkt, an welchem diesmal das Fatum die chimärischen Bilder haltbar zu machen sucht, ist auf seine Weise consequent, aber in der Thorigkeit; nicht so, daß man ihn (wie selbst Benvolio thut) den Weisen nennen konnte. Wie die ganze Tragödie basirt ist auf ein Reichsgesetz, welches die Spur, daß es zu einem romanhaften Zweck gemacht wurde, deutlich in sich trägt, so der Charakter des Basil auf einen Fluch, der nach der Vollendung des Stückes erst den verschiedenen Wendungen der Handlung angeschmiegt scheint; denn solch eine verwünschende Quälerei mochte nur aus einem eben hülflosen Geiste eines Dichters hervor gehen konnen. Die Furcht, welche den König befällt, nachdem Camastro den Fluch ausgesprochen hat, wird noch kindischer dadurch, daß er sie nicht mit Reue über die Gewaltthat motivirt, sondern (was auch Benvolio mit den Worten: „Ihr thatet, was ihr mußtet!" beschönigt) diese für gerecht hält, da doch nur des Gewissens Mahnung diese stete Erinnerung an jenen Fluch begründen konnte. Die Experimente, mit denen er sich nun plagt, um den Folgen von Camastro's Spruch aus zu weichen, sind wirklich ein künstlich Spiel, wie Basil sie selbst nennt; die Natürlichkeit allein konnte so besiegt werden und all die Bruderliebe, welche auf solchem Wege erzielt wurde, mußte zu einer Heuchelei führen, die auch wirklich hervor bricht, aber nicht vorhanden seyn soll, weil nun einmal die Aufgabe war: den Enrico und Fernando im Uebermaaß von Bruderliebe untergehen zu lassen, obwohl sie sich auf ein Paar Theater-Coups, wobei sich Beide bemühten, das Herz zu verbergen, einschränkt. So, Thor in seinem Glauben, Thor in seinen Vorkehrungen, ist es für Basil consequent genug, wenn er am Schlusse von den Söhnen sagt: „Königlich sind sie gestorben!" da sie doch der Schwäche erliegen und sich von ihr zu Verbrechen hinreißen ließen. Denn Verbrechen ist es schon, daß die gewaltige Liebe des Enrico zu Fernando, als dessen Rückkehr glaublich wird, nicht allein ganz schweigt, sondern daß er während der Erzählung des Camastro ausruft: „Seinen Tod berichtet — Tod!" — und wer dies damit entschuldigen wollte: daß die Hoffnung, die sich zu seiner Liebe gesellte, jedes andere Gefühl erdrückt, gesteht die Nichtigkeit der Bruderliebe und kann es nicht widerlegen, wenn man in früheren großsprecherischen Thaten nur Stolz der Eigenliebe, nicht Wirkung der Bruderliebe sieht; ja es wird, wenn man die gegebene Bahn bis zum Mord-Gedanken naturgemäß verfolgt, dahin kommen: daß auf Enrico — dem wohl die größte Erschütterung durch den, aus seiner unüberlegten Aufregung der Tuneser herbei geführten Tod seines Bruders entstehen sollte — der Verdacht eines gespielten Wahnsinns lastet, so wie auf Eleonora der Schein ruht: daß sie stets nur auf Mittel gesonnen hat, ihrem Sinnenreiz zu Enrico nach zu geben. Dieser, für den sich anfangs alles Interesse vereint, geht in den letzten Akten so sehr in seiner Leidenschaft unter, daß man sich gern von ihm abwendet, wie man es von Eleonora schon gethan hat, diesem sogenannten männlichen Charakter, der von dem Manne nur das stärkere Begehren, von dem Weibe nur die Schwächen zu haben scheint und aller ethischen Hoheit entbehrt, deren Schätzung, trotz hochstrebender Worte, hier überhaupt nirgends sichtbar wird. Basil selbst, der stets von der Erhabenheit seiner Söhne schwatzt, glaubt den Enrico, durch eine einzelne Andeutung verleitet, schnell der Verachtung schuldig und übereilt sich mit einer Verfluchung; auch hat er die gemeine Härte, den Fernando seine Rückkehr als Schuld an zu rechnen und ihm zu sagen: daß er, „der wieder aufstünd bei Gelegenheit", ohnmöglich noch auf die alten Verhältnisse habe rechnen können. — Dieser Fernando, von dem man, durch die voraus gegangenen Schilderungen, ein Bild in sich empfangen muß, hält dem Gefühl nicht Wort. Statt eines Menschen, den das Irrdische wenig berührt, wie Alle ihn zeichnen, sieht man plötzlich einen leidenschaftlichen Jüngling, der dem Zorn seines Bruders nicht den Sieg über Eitelkeit entgegen setzen kann; statt eines kalt Liebenden, wie Eleonora ihn hinstellte, erkennen wir einen Menschen, der die Gattin liebt „mehr als die Ehre makelfreien Todes, mehr als die Sicherheit der ew'gen Gnade!" — dennoch wird ihm bald darauf gesagt: „Du bist kein Mensch, ein Engel gebar dich, du bist kein Selbst, kein sich empfindend Wesen u. s. w."; statt eines religiösen Dulders, der angekündigt wird, finden wir zuletzt einen Selbstmörder, dem die Besonnenheit fehlte, zu begreifen: daß er den Bruder und Eleonora durch seine That nur noch unglücklicher machen muß. Wenn Jemand von diesen Personen, die durchaus jeder für sich im vollsten Egoismus handeln, den Tod aus innerer Ueberzeugung zu wählen hatte, so war es Eleonora, die, in jedem Augenblick dem Mangel an Ueberlegung verfallen, diese Schwäche auch noch vollbringen konnte, und zwar motivirt aus ihren Verhältnissen und dem erwachenden Gefühl für Pflicht und Sitte, die sie unaufhörlich verletzt, ohne daß es sich durch den Glauben an seltene Unschuld (wie etwa bei der „Julia" in Shakspeare's „Romeo und Julia") mildern läßt. Ihr Tod würde sie zwar nicht höher stellen und das Mitleid für sie nicht sonderlich steigern; aber es wäre doch eine Genugthuung, zu bemerken: wie das Erkennen ihrer moralischen Nichtigkeit durchbräche; auch möchte man ihren Tod immer begreiflicher finden, als den von Fernando, der nur ein usurpirtes Mittel ist, dem Fluch Camastro's noch nähere Erfüllung zu geben. — Dr. Müllner soll, wie man sagt, diese Erfüllung überhaupt bestreiten, so wie er auch nicht das Fatum, sondern das Streben, ihm entgehen zu wollen, als die Ursach der angeblich nur theilweisen Erfüllung will angenommen wissen; was aber die Sache nicht ändert. Ein personifizirtes Fatum konnte ja nur durch dieses berechnete Widerstreben des Basil ihn besiegen; es möchte dies Fatum in solcher Hinsicht des Kunstgriffs der Schlauen sich bedienen, welche die That vollbringen und mit irgend einem Schein sich decken; aber Rabulisterei macht bei dem Ueberirrdischen nur eine noch schmachvollere Wirkung, und getäuscht werden davon nur diejenigen, welche Alles einseitig beachten. — Wenn ich meine Ansicht über die Charaktere zusammen fasse, so ist Basil nur in seiner Furcht folgerecht, in jedem anderen Gefühl unklar und niedrig; Enrico erliegt dem Schein einer bezweckten Täuschung und verliert mit dem Vertrauen auch alle Wirkung; Fernando, völlig uneins in sich, ist ohne Selbstständigkeit und das Gegenstück von dem Bilde, was der Dichter, um die Verknüpfungen zu motiviren, entwerfen ließ, ehe Fernando selber erscheint. Eleonora weiß nur in ihrer Sinnlichkeit, was sie will und steht übrigens im Kampfe mit Allem, was ihre Eitelkeit und ihre Triebe begrenzen möchte; Camastro strebt, sich aus zu zeichnen, ob im Guten oder Bösen, darüber ist er unentschieden, fürerst ist jedes Abentheuer seine Liebhaberei; Benvolio könnte gescheidt seyn, er wagt es aber nicht; Onophrius ist gescheidt, aber seine Langweiligkeit lähmt sein Bestreben; und endlich ist noch Leontio, Enrico's Page, zu erwähnen, der gescheidt ist und es auch zeigen würde, wenn man ihn mehr als nebenher brauchte; ihn nicht lieber gern ignorirte, was ihn so zu verdrießen scheint, daß er fast Jeden für „verrückt" und „nicht bei Sinnen" erklärt.

(Der Schluß folgt.)

Als der Name der Königin von England aus der Liturgie gestrichen wurde, machte ein Spaßvogel folgendes Epigramm:

„Wie's seltsam doch mit jenem Paare steht?
Des Volkes Wunsch für Sie; für Ihn des Volk's Gebet!"

(Morn. Chron.)

Redacteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurersche Buchhandlung.






# Der Gesellschafter

oder

# Blätter für Geist und Herz.

1820. Mittwoch den 23. August. 136stes Blatt.


## Gute Nacht.

(Frei nach dem Altdänischen.)

Die losen Gesellen in Lindsoms Haus,
Sie tranken wohl Humpen auf Humpen aus.

Die berauschten Gesellen sind wie verjüngt:
Im Thurme sitzt Herr Vollmer und singt.

Frau Ingeborg fragt, des Liedes froh:
„Sang Eine von meinen Jungfrau'n so?"

„Wir zweifeln, ob Eine so singen kann;
Im Thurme sang der gefang'ne Mann."

Frau Ingeborg zu zwei Dienern sprach:
„Führt den Gefang'nen in mein Gemach!"

Herr Vollmer erschien im raschen Lauf:
Frau Ingeborg stand vor dem Edeln auf.

Am breiten Tisch er bescheiden stand:
„Ihr, holde Frau, habt nach mir gesandt!"

Frau Ingeborg nickt ihm freundlich zu:
„Auf Scharlachkissen hier sitze Du!"

„Was soll ich? Entscheidet!" — Die Herrin entschied:
„Herr Vollmer, singt mir ein Liebeslied!"

„Nie hab' ich ein Liebeslied erprobt,
Doch wag' ich's: ob Ihr vielleicht mich lobt?"

Hold sang Herr Vollmer in's Lautenspiel,
Daß Schlummer Frau Ingeborg überfiel.

Allmählig von Vollmer's süßem Schall
Entschliefen die Frauen und Mägdlein all.

Herr Vollmer schaut in den Scharlach hinein:
Da fand er die Schlüssel so groß als klein.

Gute Nacht vergaß er zu sagen ihr,
Und schlich wie ein Westhauch aus der Thür.

Als er vor dem Schlosse das Weite gewann,
Da hob er ein Spottlied zu singen an;

Er schwenkte sein Hütlein: „Ey, Wächter, gieb Acht!
Sag' Frau Ingeborg vielmals gute Nacht!

Ja, trill're, du Thurmleinswächter, genau,
Mein kurzes Liedlein vor deiner Frau.

Ich gelobte: Laßt frei mich zieh'n und Ihr sollt
Erfreuen Euch eines Scheffels Gold!

Ihr habt das Gedoppelte stolz begehrt,
Und empfangt nun nicht eines Pfennigs werth!"

„Gute Nacht!" rief er spöttisch hinauf in's Schloß,
Und flog im Sturm von hinnen zu Roß. Haug.

## Das Pfänder-Spiel.

(Schluß.)

„Eine Grenadiermütze gegen ein Paar Handschuh — das Zünglein der Waage wird wohl mitten inne stehen, und doch opferte eine große Königin einem Paar französischer Handschuh das Wohl ihres Vaterlandes und die Ehre ihrer Krone. Du stutzest? Was wolltest du auch wissen, die du um die Folgen deiner Streiche unbesorgt bist; du fragst nicht nach dem, was du gestern angerichtet hast, wie viel weniger kümmert dich ein verflossenes Jahrhundert. So laß dir denn diese Begebenheit erzählen, bessern wird sie dich nicht, das weiß ich nur zu gut; aber du mußt mir noch so lange still stehen, und das sey deine Strafe."

„Marlborough, der größte Feldherr seiner Zeit, flog in Deutschland von Sieg zu Siegen, als seine Gemahlin eines Tages mit einem Paar neumodischer

Handschuh in den Gemächern von St. James erschien. Anna war eine große Königin und — ein Weib. Sie bewunderte diese kleinen Pariser Fremdlinge auf eine Art, die den Wunsch, sie zu besitzen, errathen ließ; und wenn eine Königin wünscht, wo sie befehlen kann, so darf Keiner ungestraft diese Huld verkennen. Die Herzogin war so boshaft, die Handschuh rings herum bewundern zu lassen und sie nicht einmal bei der Tafel aus zu ziehen. Dies war das Signal zur Rache. Anna rief den Herzog von Marlborough zurück und entsetzte ihn aller seiner Würden. Vergebens waren die dringendsten Vorstellungen der Großen des Reichs, vergebens erschien Eugen, der Waffengefährte, und — was noch mehr als der Kriegsruhm galt, der Freund Marlboroughs — persönlich in London: die Königin war unerbittlich; sie verließ die Parthei des Hauses Oesterreich und gab Ludwig XIV. zu verstehen: daß sie geneigt zur Versöhnung wäre. Eine Reihe von Folgen führte den Utrechter Frieden herbei, der den verdunkelten Ruhm Ludwigs wieder herstellte und die stolzen Hoffnungen seiner Feinde vernichtete."

„Nun, kleine Dämone, was sagst du dazu? Meinst du noch, daß wir nach Afrika reisen müssen, um ein Epigramm auf dich zu machen? Dein Raritätenkasten ist die beste Fundgrube. Was hast du Alles darin zusammen gepackt? Ein Farbenkästchen für die europäische Schöne, um am Abend ihren Anbeter mit einem neuen Gesicht zu überraschen; Pfeil und Messer für die asiatische Kokette, ihre Wangen auf eine bezaubernde Art zu zerkratzen; Ringe für die Ohren, Ringe für die Nase; eine Halsschnur von Solitairs, ein Halsband von eisernen Nägeln. — Wunderliches Phantom der Putzsucht! Wenn eine Pompadour ihre Liebkosungen gegen Diamanten aufwiegt, deren jeder eine Grafschaft werth ist, so verschenkt eine Neu-Seeländerin, welche diese Diamanten vor ihren Füßen nicht aufheben würde, ihre Gunst für ein halbes Dutzend eiserner Nägel. — Kurz, du bist die böse Fee, die in jede Wiege schaut, und sobald ein Mädchen darin liegt, sogleich ihren Zauberkreis um sie zieht. Du hast das erste Feigenblatt gepflückt, um es verstohlen auf Eva's Toilette zu schieben; die Tiefen der Erde, selbst der Abgrund des Meeres müssen dir zinsbar seyn; und wenn einmal der große Komet unsern armen Erdenklos um deiner Sünden willen wie einen Fidibus ansteckt, so wirst du vor Allem nach deiner Haubenschachtel greifen."

„Sieh her, da flattert ein kleines Schwesterchen um uns herum, das dir zu winken scheint. Was trägt es in der Linken? Ist das nicht ein Kleidungsstück, welches den Männern vorzugsweise angehört? Und in der Rechten? Einen kleinen sammetnen Pantoffel, so weich, so warm! Ach, jetzt seh' ich die untere Seite: sie ist mit scharfen Spitzen bewaffnet; die weibliche Herrschsucht ist es, ein schlimmer Gast, ja er soll sogar dir zuweilen den Rang ablaufen. — Ich pflege des Abends, wenn ich nicht einschlafen kann, und keine Verse bei der Hand habe, in einer alten Chronik zu blättern; da habe ich gestern gelesen: daß es einmal in Asien ein Volk gab, welches man die Scythen nannte. Zu diesem kam das Teufelchen und steckte sich hinter die Weiber und machte sie dir abspenstig. Besser noch Sklaven als Bewunderer! — flüsterte es ihnen zu, und in einer Nacht waren alle Männer blind. Das Mittel soll probat seyn, sagt man, indessen da heut zu Tage der Mann mit zwei gesunden Augen —. Doch, dem Himmel sey Dank, die Viertelstunde naht ihrem Ende; du bist frei und ich bin es auch. Du wirst es mir gewiß angesehen haben, wie schmerzhaft mir selbst jedes Wort dieser Rede geworden, zu welcher der grausame Befehl meiner Gebieterin und die Gesetze des Pfänder-Spiels mich verurtheilt hatten. Ich freue mich, daß eine Viertelstunde nicht viel zu sagen erlaubt — darum flattere nun fort, du Schooßkind des schönen Geschlechts; aber nimm noch zwei Worte mit auf den Weg. Sieh mir einmal in mein ehrliches Gesicht und sage auf dein Gewissen: ob du einen boshaften Zug darin erblickst? Dein Händchen her, Kleine, ich bin dir immer gut gewesen. Wenn du auch hier und da zu viel Bänder und Spitzen auskramst, immerhin; das Band soll ja die seidenen Locken zusammen knüpfen, und die Spitzen, die einen reizenden Busen schmücken — man kann sie wohl beneiden, aber nicht auf sie zürnen. Was würde die Welt werden, wenn du entfliehen wolltest! Eine Einöde, in welcher die Menschen kalt und still und traurig an einander vorüber gingen. Nur wenn man gefallen will, kann man lieben! — Lebe wohl, liebes Kind, und vergiß meiner Worte nicht. Vermuthlich wirst du bald bei einigen Damen vorsprechen, deren Huld — ich würde zu leben aufhören, wenn ich diese Huld verscherzen könnte. Sie werden mich bei dir verklagen, ihr sanftes Herzchen wird auf schwere Rache sinnen, sey du großmüthig, lege ein gutes Wort für mich ein; sage Ihnen: daß ich diese Viertelstunde für die bängste meines Lebens rechne, und daß ein Anderer, dem die Bosheit nicht so ganz und gar mangelt, wie mir, noch viel ärgere Dinge —."

„Hier ist Ihr Pfand wieder!" sagte Madam Belmont; „Sie haben es ehrlich gelöset!" — „Und wenn meine kleine Vorsprecherin bei Ihnen erscheint?" fragte Sellow, indem er ihre Hand küßte. — „So werde ich ihr rathen, keinen Beweis von dem Mangel an Bosheit von ihnen zu fordern, dann sind Sie schon mehr als hinlänglich belohnt." — „Und mit dieser Entgegnung bestraft" antwortete Sellow, „aber warum brachte ich auch Wahrheit und Damen zusammen!" **Willibald.**

## Skizzen aus einer Flug-Reise durch Holland.

(Fortsetzung.)

### Sonnen-Untergang bei Scheveningen.

Den Weg vom Haag nach Scheveningen nimmt ein Lustwald ein, und man wird bei dessen Oeffnung von dem Anblick des Meeres noch weit edler überrascht, als wenn uns Jemand nach dunklen Irrgängen plötzlich auf eine aussichtreiche Terrasse stellt. Ein Sonnen-Untergang in den Wellen, wie ich ihn sah, ist deshalb vor einem gewöhnlichen so anziehend, weil die beiden sich hassenden Elemente, Wasser und Feuer, plötzlich in den einen Schönheitsbund zusammen getreten scheinen. Dazu kömmt die ideale Linie des Wasser-Horizonts, gleichsam eine nur leichte Grenze zwischen Himmel und Erde. Scheint uns die wohlthuende Sonne mit ihren Zauberstäben dem Lande Fruchtbarkeit entlocken zu wollen, so hat ihr gleiches fruchtloses Bestreben auf dem Meere etwas Wehmüthiges. Der stolze Wasserkoloß gleicht manchem Menschen, er will nicht des Lichtes sanftes Beleben, nur das strahlende Bild selber, nicht zur Veredlung, nur zum Schmucke.

### Fischer-Scene.

Einzelne, in gerader Linie stehende Fischer-Böte halten auf der Rhede, und ihre nassen Bewohner steigen in langsamer, abgemessener Bewegung durch noch über das Kniee gehende Fluthen, einen Kabliau nach dem andern in paralleler Richtung auf das sandige Ufer zu legen. Um die Schätze des Nereiden-Reichs sammelt sich indeß vom Lande her eine bunte Menge, Greise in ärmlicher Kleidung, welche die Züge ihres ruhigen Fischer-Antlitzes unzerrissen durch das Leben tragen durften; kecke, redselige Frauen, junge, rothbackige Mädchen, welche weniger auf die Kabliau's, als verstohlen um sich sehen, und ernste Männer, mit dem ruhigen, waareprüfenden Blick. Alle tragen meist Schüsseln unter dem Arm, denn man hatte die Flagge der noch in hoher See Stehenden schon längst gewahrt. Ein äußerlich nicht ausgezeichneter Mann mit langem bemalten Stabe tritt in die Mitte, weil ohne ihn der Verkauf nicht vor sich gehen kann; er leitet Alles zum Frieden, gewährt Jedem das Seine, und ist ein kleines untergeordnetes Glied des Allgewaltigen in Amsterdam, welcher dem gesammten Fisch-Verkauf der Stadt vorsteht, und einen Gehalt von 16,000 Gulden beziehen soll.

### Stimmungen.

Was man Stimmungen nennt, nämlich Steigerung des gewöhnlichen Gemüths-Zustandes sowohl nach der Seite des Trübsinns als der Fröhlichkeit hin, habe ich bei den Holländern nicht bemerkt. Selbst der von beiden Geschlechtern reichlich genossene Wein bringt keine Veränderung in ihnen hervor, weshalb er auch in der That mit einer größeren Unschuld genommen wird, als bei uns. Wer dürfte es wohl in Deutschland ohne Verletzung des Anstandes wagen, einer bei Tafel sitzenden Dame, welche durch ein so eben vorgelesenes Gedicht zu Thränen gerührt ward, ihr indessen leer stehendes Glas schnell zu füllen. Solche Sitte befremdet dort Niemand, weil man sehr naiv annimmt, es werde im Glase die verlorne Stärke wieder zu finden seyn.

Ich bemerke noch hier, wie man gewöhnlich mit Unrecht dem Wein die Eigenschaft, uns fröhlich zu machen, zuschreibt. Er kann nur die schon einmal im Gemüth eingeleitete Stimmung fortführen: ward mir einmal für den Tag der Keim zur Traurigkeit gegeben, so wird der Wein mich nur trauriger machen. Wenn aber die meisten Menschen durch den Wein fröhlicher werden, so lag der Grund in einem schon vorangehenden Triebe, fröhlich zu seyn, welcher überhaupt zu dem Entschluß, Wein zu trinken, vermochte. Es ist des Gebildeten nicht unwerth, durch den Wein auch seinen Schmerz steigern zu wollen, nicht allein, weil er so auch, gleichsam den Sturm hinter die Wolken sendend, schneller vorüber geht. Aber es ist überhaupt für Geist und Gemüth nichts Abtödtenderes, als halbe Stimmungen, als Dämmerung. Sie schlingen sich so matt um die in ihrem Spiegel seicht strömende Zeit, und nur armselige Frucht geht aus solcher Umarmung hervor. Wunderbar, daß selbst der physische Mensch siechet im Helldunkel des Geistes.

(Der Schluß folgt.)

## Guter Gebrauch der Augen.

Ein Bischof in einer kleinen italienischen Stadt hatte viel gegen Hindernisse und Feindschaft an zu kämpfen; nie aber zeigte er den Widersachern die geringste Ungeduld, den kleinsten Groll. Einer seiner vertrautesten Freunde fragte ihn einst: wie er bei so bösem Spiel stets guter Laune seyn könne? — „Ich will Dir mein Geheimniß sagen!" gab er zur Antwort. „Daß ich immer frohen leichten Sinnes bin, verdanke ich meinen Augen und der Art, wie ich sie gebrauche." — „Wie so?" fragte der Freund. — „Bei jeder Veranlassung hebe ich sie zuerst gen Himmel auf, und erinnere mich: daß mein Hauptgeschäft dort oben ist; dann blicke ich auf die Erde hin und bedenke, wie wenig Raum ich davon bedarf, um einst begraben zu werden; endlich schaue ich um mich her und betrachte die Menge derer, die es schlimmer haben als ich. Dieses Alles belehrt mich: wie wenig ich berechtigt bin, mich über die Plagen des Lebes zu beschweren." T. L. Secha.

## Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

Berlin. (Schluß) Es ließe sich nun noch in der, größten Theils sehr gediegenen Sprache Auffallendes rügen, z. B.

mancher unreine Reim, als: weg und Gespräch, Herr und er, hin und ihn, Söhne und Thräne, Auge und Gebrauche u. s. w.; ferner gewöhnliche prosaische Redensarten, als: „er hätte sich nicht unterwunden — vermögt ihr den Undank zu vertreten — nicht allerdings — in keine Wege“; auch wohl widrige Gleichnisse, wie das Benvolio's: „Ein offenes Geschwür frißt selten unter sich“ — ich wende mich aber gern davon ab, um meine Meinung — welche bis hierher, dem Anscheln nach, beinahe ganz gegen diese jüngste Tragödie Müllner's ist — über Angenehmes zu sagen, und das viele Vortrefliche zu erwähnen, was sich in dem Ganzen bietet. Zuerst habe ich dann zu äußern: daß Jeder, der in dem Reichsgesetz und in dem Fluche Camastro's nicht gleich Absicht erkennt oder ihr wohl gar gewogen ist, in drei Akten eine höchst talentreiche Kraft, Alles für einen Zweck zu benutzen, gewahren kann, und diese steigert sich so sehr: daß selbst der, dem jene Tendenz zuwider ist, bei einem ehrlichen Bekenntniß gestehen muß: daß er bis zu poetischer Höhe getragen wird und daß des Dichters Darstellungsgaben bei weitem mächtiger sind als seine Motive. Ich kenne nichts von Müllner, was mehr gelten dürfte, als der zweite und dritte Akt der „Albaneserin“, und die nicht zu bezweifelnde Wirkung habe ich an mir selbst erfahren, indem ich (obwohl eine Scene mit Onophrius sehr störte) nach dem dritten Akt mich in ungewöhnlich erhobener Stimmung fühlte; denn selbst die verschiedene Ansicht war mir durch den poetischen Reiz getilgt. Man hat es oft gesagt und wiederholt: daß Müllner, selbst in seinen besten Momenten, nur die Steigerung des Verstandes, nicht die des Gemüths zu geben vermöge; im zweiten und dritten Akt der „Albaneserin“ scheint mir dies widerlegt. Schon der Wahnsinn Enrico's (obwohl mehr pathologisch als allgemein psychologisch ergriffen) zeugt dagegen; wer aber möchte namentlich innige Begeisterung läugnen oder hinweg streiten, wenn Enrico, nachdem er Eleonora's Liebe gewiß ist, ausruft:

> Fallt nieder, Thürme! brechet eure Stämme,
> Ihr stolzen Cedern! Eure Häupter neiget,
> Ihr waldgekrönten Berge! Wolken schmieget
> Euch huldigend zu meinen Füßen! Wie
> Gehorst du, widerspenstige Natur —
> — — — — — — — —
> Gebt Flügel mir, in ungeseh'ner Höh
> Mich fröhlich mit dem Adler aus zu tummeln;
> Gebt mir den Ton der Nachtigallenliebe,
> Die sich nur singt, nicht die Geliebte nennt.
> Gebt meinem Rausch die Sterne zu Gefährten,
> Die Licht im ew'gen Born des Lichtes schöpfen,
> Und einer von des andern Strahlen trinken u. s. w.

Solche Stellen, die sich leicht vermehren ließen, sind Beweises genug, um dar zu thun: daß Müllner — wollte er überhaupt das Herz nicht berechnen, sondern selbst mitbringen, wollte er nicht ein Spiel treiben mit dem Edlen, vielmehr die Größe des Menschen selbst in seinem Erliegen zur Erhebung benutzen, mit einem Worte: wollte er die höhere Wahrheit klar, nicht in modisch-mystischen Irrgängen zweifelhaft machen — seine geistigen Kräfte, wie die Wirkung derselben, nicht auf so wunderliche Weise zertheilen, nicht durch stete Kritik vorweg seinem Gefühl die Ermunterung nehmen würde. — Auch die Vorwürfe, welche man dem ersten Akt macht, kann ich nicht theilen, indem mir die Schönheiten der Exposition die Länge derselben gänzlich vergessen machten, nachdem ich mit ernstem Willen mich auf den Standpunkt zu stellen versuchte, den der Dichter begehrt: welches ich für meine Pflicht halte, auch dann, wenn mir die Basis zuwider ist. Sogar die steten willenvollen Erinnerungen an andere Tragödien (als „die Braut von Messina“, „der standhafte Prinz“, „das Leben ein Traum“ u. s. w.) und die Verflechtung antiker und romantischer Motiven hat mich ergötzt. Jene bezeugen zwar ein fast verwegenes Zutrauen, welches Müllner auf seine Talente setzt; aber eine Kühnheit, die so etwas mit zum Zwecke macht, ist schon neu und interessant. — Was aber die letzten Akte betrifft, so muß Jeder gestehen: Müllner habe das Zerstörungs-Prinzip seines Verstandes gegen seine eigenen Geburten gewendet, und zwar in einem solchen Grade, daß auch die Tendenz: die Söhne Basils in ihrer Bruderliebe untergehen zu lassen, vernichtet ist. Ueberall nur Kopf zeigend, der jugendlichen Gefühle noch fähig, des Alters Erfahrung damit vereinend, wäre Müllner dem Janus zu vergleichen; aber nur den Scepter will er brauchen, nicht den Schlüssel, der die Himmelsthür öffnet und nicht die Natur und ihre Befruchtung ist sein Zweck: er erfindet sich die Menschen, da ihm das Höchste, die wirklichen Menschen treu zu erkennen und zu schildern, bis jetzt nur in einzelnen Momenten möglich wurde. — Nicht sagen will ich: daß den letzten Akten die Schönheiten fehlen; im Gegentheil. Selbst die sonderbare Erzählung des Camastro, diese zweite Introduktion im Anfange des vierten Akts, hat ganz vortrefliche Stellen; aber es waltet darin ein Advokaten-Talent, welches, um sich recht zu zeigen, geflissentlich den wahren Punkt verhüllt. Vielseitig geschliffen ist auch hier der Diamant und könnte strahlen; da er jedoch sein Licht sich selbst geben soll, das belebende von außen nicht nöthig zu haben glaubt, so bleibt er, trotz aller Kunst, wirkungslos. — Zu dem Herrlichsten im ganzen Stücke gehört auch die Scene des fünften Akts, wo Eleonora und Enrico sich zum letzten Mal sprechen; mit dem Köstlichsten, was die Poesie (jedoch mit Beimischung sinnlicher Entwickelung) bisher brachte, läßt sie sich vergleichen; aber beide Charaktere sind uns da im Werth schon so gesunken, daß kein Antheil mehr vorhanden ist, als der, welchen man an schönen Worten nimmt, die vergebens uns nochmals täuschen wollen, nachdem wir schon enttäuscht sind. — Doch genug der Andeutungen; ich schließe sie mit der Hinweisung auf eine Meinung, die ich schon vor einigen Jahren aussprach, und wonach ich glaube: daß Müllner sich durchaus auf historischem Boden feststellen sollte, damit ihm die Menschen gegeben, nicht erst von ihm zu ersinnen wären, und ein Ereigniß der Geschichte ihn auch in dem Stoff vor dem Wahne bewahrte: daß selbst die Natur ihre Herrschaft verläugnen und ihm eine unterthänige Magd seyn könne. Ich bin fest überzeugt, daß es ein großer Verlust wäre, wenn Müllner eine gelegentliche Aeußerung: nicht mehr für die Bühne schreiben zu wollen, wahr machte; aber eben so gewiß scheint es mir: daß er, mit allem Aufwand seines seltenen Talents, auf der bisher mit eigensinniger Willkühr verfolgten Bahn niemals ein, den Ruhm durch alle Zeiten sicherndes Werk gewinnen könne. — Die beiden Darstellungen waren des höchsten Lobes werth; denn daß Onophrius besser besetzt seyn konnte, ist, wie der Charakter selbst, von geringer Einwirkung. Mad. Stich (Eleonora), Herr Lemm (König) und Hr. Wolff (Enrico) stellten sich auf musstervolle Höhen der Kunst, und die Herren Beschort (Benvolio), Krüger (Camastro), Rebenstein (Fernando) und Stich (Leontio) thaten das Mögliche, um ihren Gestaltungen Interesse zu geben; wenn es zum Theil gar nicht, zum Theil nur wenig gelang, so hatten sie sich dabei über die Dichtung zu beklagen, worin Alle in den letzten Akten vergebens jede Kraft aufboten. G. g.

Der „Courier fr.“ hat neulich die drei Farben der neapolitanischen Fahne (mit Hinsicht auf die Carbonari, Kohler) so gedeutet: „Schwarz: Farbe der Kohle; roth: glühende Kohle; blau: brennende Kohle.“ (Gaz. d. Fr.)

In Neapel ist Alles so constitutionell, daß sogar die Damen an einander schreiben: „Deine dich liebende constitutionelle Freundin!“ (Courier fr.)

Manufakturisten zu Lille haben die Entdeckung gemacht: daß die Körner des amerikanischen Baumwollen-Baums, die sich häufig unter die Baumwolle gemischt finden und bis jetzt in Amerika nicht genutzt wurden, sehr reich an Oehl sind. (Courier fr.)

Beilage: Bemerker No. 15. u. Bl. d. Ankündigungen No. XV.

Redakteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurersche Buchhandlung.








# Der Gesellschafter
oder
# Blätter für Geist und Herz.

1820. Freitag den 25. August. 137stes Blatt.


## Der Troubadour.

Gott Amor sprach:
„Mir folge nach!
Du wirst gefallen.
Laß dein Gefühl
Zum Saitenspiel
In Liedern schallen.
Ja, pilg're nur,
Freund Troubadour!"

Ich reis'te gern,
Und nah' und fern
Sang ich zur Leyer;
Theilt auch geschwind
Ein schönes Kind
Mein Liebesfeuer?
„Versuch' es nur,
Freund Troubadour!"

Mir gab Apoll —
Wie gnadenvoll! —
Der Dichtung Gabe,
Und Lob ist mein;
Auch sprudelt Wein,
Daß ich mich labe. —
„Sey zärtlich nur,
Freund Troubadour!"

Die Schäferin
Lauscht freundlich hin,
Sobald ich singe;
Gering und Groß
In Hütt' und Schloß
Ist guter Dinge.
„Romanzen nur,
Freund Troubadour!"

Der Krieger macht
In grauser Schlacht
Eroberungen;
Doch Küss' erringt
Und Spröde zwingt —
Durch Huldigungen
Und Liedchen nur —
Freund Troubadour.

Ihr Mägdelein!
Will Keines mein,
Ganz mein sich nennen?
Ich will allein,
Sein eigen seyn,
Und treu bekennen,
Was ich erfuhr
Als Troubadour.

Haug.

## Skizzen aus einer Flug-Reise durch Holland.

(Schluß.)

### Gähnende Türkenköpfe.

In Deutschland sucht Jeder, der vom Gaumen-Kitzel der Menschen lebt, diesem ein ideales Gewand um zu hängen, damit ja nicht die Menschen in ihrer Armseligkeit sich erkennen und der Verdienst aufhöre. Deshalb fällt Alles gar lieblich, bis auf Präzel und Salzkuchen, aus Fruchthörnern, oder wird von zierlichen Genien schwebend getragen. — Wie offen und wahr ist der Holländer. Er hält z. B. sich bloß an die eine Eigenschaft des Schlafbringens bei süßen Mohnkuchen, und überall, wo dergleichen Zungentändeleien zu finden sind, gähnt vor der Thür aus weitem Munde ein Türkenkopf.

### Der Landmann.

Es ist überaus wohlthuend, einen reichen holländischen Landmann in seinen Umgebungen zu belauschen. Hier sieht man doch einmal den Stand, auf welchem das Staatsgewölbe ruht, als aufragende Säule und nicht als gebeugte Caryatide. Der Mann steht so sicher in der Thür seines sonnenhellen Flurs, durch welchen die Hausfrau in netter Reinlichkeit sich ordnend bewegt; er schaut zufrieden hinaus auf die im grünen Plan sich ergehende Heerde, während das Auge der Frau überall auf reichen Vorrath und edelgeformtes spiegelndes Geräth trifft. Da giebt es keinen jungherrigen Laffen, vor dem schon aus der Ferne ein Hut zu schwingen oder gar am Pfluge Front zu machen wäre; aber Hände schütteln, Blicke begegnen sich. Was Fleiß und Gottessegen gewannen, darf auch frei an die Gottessonne hinaus, und die Brillanten im Ohr der Bäuerin blitzen uns eine viel bedeutendere Sprache entgegen, als ihre freilich an zartere Körper geschmiedeten Brüder im Ballsaal. Die großen Goldbleche um Stirn und Schläfe schmücken meist gern ein rothes volles Gesicht, und spiegeln freundlich das Wiesengrün, dem sie ja ihre Ehrenstelle verdanken. — Caryatiden, deren ich vorher gedachte, sind gewiß, seit der Begriff von einem Sklaven als non ens nicht mehr fest steht, ein unzeitiger und fast sträflicher Schmuck. Welcher Hausherr, wenn er sich nicht Despoten-Gedanken an zu regen wünscht, kann ein gedrücktes Menschengebild, welches ihm jede Straße lebendig genug zeigt, auch noch mit Wohlgefallen über seine Schwelle in der Versteinerung pflanzen. Es ist ein wahres Glück, daß die Meisten es weit bequemer finden, bei dergleichen gar nichts als etwas zu denken. Mir ist selbst schon die Kette verwundend, welche so Viele gewiß gedankenlos als Schutz um ihre Häuser ziehen. Was kann ich dafür, daß es mir immer däucht: es müßten dort hartherzige Menschen wohnen.

### Nord-Holländer.

Wer eine entfernte Gegend mit Nutzen auffassen will, muß das Auge vorzüglich üben, auf der Stelle die Verschiedenheiten derselben mit seinem Vaterlande sich vor zu rücken, und unter diesen sich wieder die innere Harmonie zu suchen. Eine solche bilden gewiß z. B. Neger und Palmbaum, Kameel und Sandwüste, Chinese und Theestrauch. Sie wird völlig gestört, wenn wir den Neger etwa im Schatten einer deutschen Eiche wollten ruhen lassen. Je mehr der verschiedenartigen Punkte, je angenehmer der Eindruck, weil uns in ihnen der weit zurück gelegte Weg am klarsten und belohnend entgegen tritt. — Setzt man von Amsterdam aus über die Zuider-See, so findet man im gegenüber liegenden Nord-Holland eine völlig neue Welt in den bunt geschnitzten Holzhäusern, unnatürlich verzerrten Garten-Anlagen, Gold- und Juwelen-Schätzen in Bauerhäusern und tausend Sonderbarkeiten. — Bei dem wilden Erscheinungs-Gewirr finden wir allein in unserem eigenen unveränderten Bild den Ankergrund, und setzen es deshalb im angenehmen Spiel immer dem Aeußeren entgegen. Das öffnet uns dann auch zuerst die reiche Innenwelt der Außendinge.

### Hochzeits-Gebräuche auf dem Lande.

Der Verbindungs-Akt selber ruht bis jetzt noch, dem Code Napoleon gemäß, nur in der kalten Hand des Juristen. Zu ihm begiebt sich das Paar Abends ohne Zeugen oder läßt ihn auch zu sich kommen. Indessen wird die Küche mit Tannen verziert, ein langer gedeckter Tisch mit Blumen und Kräutern geschmückt, und mit ähnlich umwundenen Weingläsern reich besetzt. In der Mitte sieht man zwei mit Bändern bezeichnete Stühle für das Paar und auf ihnen zwei Herzen von Wachs. Dem eintretenden Bräutigam reicht man eine mit Blumen und Bändern prangende Pfeife, der Braut einen schönen Strauß, und ein tiefer Napf wird auf den Tisch gesetzt mit Brandwein, Rosinen und Zucker; dieses Getränk heißt Brauts-Thränen (Bruids-Tranen) und wird sehr süß gemacht, weil ja die Thränen der Braut wohl nicht anders als süß seyn können. Die Allegorie ist etwas derb gehalten, aber gut gemeint.

### Einzelne eigenthümliche Weisen.

Unter den spirituösen Getränken herrscht eine Sorte vor, der Genever, ein Wachholder-Brandtwein, welcher dem feuchten Klima am besten widersteht und den daher jede Dorfschenke feil bietet. Auch Frauen scheuen sich hier nicht vor starkem Getränk und junge Mädchen bitten sich auf Brandtwein und Zucker zu Gaste. Wie die Alten ihr erstes Glas dem guten Genius weiheten, so trinkt man hier die Gesundheit des Doktor Snell, der vielleicht in Holland die Stelle des Agathodämon vertrat. — Eier, Zucker, Zimmet und Brandtwein bilden zusammen einen Advokaten; Milch, Brandtwein und Zucker den niederen Grad eines Doktors, und sind unter diesem Namen in jeder Schenke bekannt. Zwieback wird in einer zugemachten Dose servirt. — Ich saß an einer Tafel, wo es einem Herrn gemüthlich schien, etwas zu singen, bei dem er die Damen gerade nicht zu Zeugen wünschte; er bedurfte nur einer Anspielung und sie waren im Nu verschwunden, erschienen indessen nicht wieder, als auf vorher gegangenes Bitten, und auch da mußte noch mancher Ehemann einen strafenden Blick sich holen.

### Literatur.

So viel sich mir bei einiger Umsicht ergab, scheint Holland einem regsamen literarischen Verkehr entgegen zu gehen. Besonders gefiel mir die Achtung des Fremden, das fleißige Uebersetzen deutscher Schriften. Wilmsens „Eugenie" erschien bereits holländisch im ersten Halbjahre ihrer Herausgabe; schrecklich ist indeß „Don

Carlos" übersetzt; auf der Bühne leben die Kotzebue'schen Stücke. Der Sinn für Poesie spricht sich lebendig aus; ich selber hörte einen der ausgezeichneteren Dichter des Landes seine Oden bei Tische vortragen. Er fragte, bevor er begann, sehr naiv: ob er travestiren oder ordentlich lesen solle? und es war herrlich, daß er den hier und da erzeugten tiefen Eindruck durch leichtes, anspruchsloses Zwischengespräch von seiner Persönlichkeit ab zu lenken und nur dem Gegenstande hin zu wenden sich zart bemühte. Möchten überhaupt die Menschen noch lernen: daß der wahre Dichter höchstens den Beifall des Auges, nicht den der Zunge will; daß es ihm am liebsten wäre, die Erde trüge nur Genien jeglicher Gattung, und er ginge in der Menge auf, damit nur mehr das große unsichtbare Reich gefördert würde. Die meisten Lobpreiser wollen ja nur mit ihrem ans Dichterhaupt geschleuderten Rauchfaß sich die Larve der Kennerschaft erzielen, und mancher gute Mann erkennt nicht: wie er mit seinem gutmüthigen Lobe so ganz wider sein Wissen und Willen unverschämt stolz wird. Die Welt hat viel gewonnen, wenn wir erst unseren aus dem Schauspiel kommenden Herren und Damen, statt der Phrase: „Es war ein schönes Stück!" die bessere angewöhnen können: „Das Stück hat mir gefallen!" Aber es wird schwer halten, denn das scheinbar Unbedeutende wurzelt tief im Bildungssinne der Zeit.

### Abschied.

Was ich hier dem Leser mittheilte, sind einzelne Farbenkörner zu einem Gemälde, das ich selber niemals zu vollenden vermag. Nur wenige Tage verweilte ich in Holland, und auch in diesen war mein Gemüth weit mehr auf sein eigenes Innere als auf Außendinge gerichtet. Dennoch will mich's fast bedünken, als habe meine Mittheilungsweise etwas Eigenthümliches, ein Bestreben, von dem, was ich sah, die Frucht für das Herz unmittelbar hervor zu ziehen und den Leser nicht zu enge mit dem nackten Stoffe zu überbauen. Reisebeschreibungen, die das Innere erziehen, nicht bloß belehren sollen, könnten ein solches Bestreben mehr im Auge haben, als es gewöhnlich geschieht. Dann wird die Verkehrsstraße zwischen Außen- und Innenwelt niemals leer, und beide Planeten grüßen sich häufiger auf derselben mit ihrem Licht. — Wie dem nun sey, in Demuth lege ich die karge Gabe dem Publikum vor. Wilh. Aug. Klüh.

## Was ist stärker: Tod oder Liebe?

Im Juni 1725 vermählte sich ein sächsischer Graf von Friesen mit einer Comtesse Kosel, einer natürlichen Tochter Friedrich Augusts des Starken. Der König selbst stattete die Braut aus und hielt auch mit ungeheurem Luxus die Vermählungs-Feierlichkeiten zu Pillnitz, wo deshalb mehrere Regimenter kampiren mußten. Das Brautpaar war evangelisch; darum verrichtete der zu seiner Zeit berühmte Kanzelredner, Dr. Marperger, die Copulation. Nach den Worten des zum Grunde der Traurede gelegten Textes: „Die Liebe ist stark wie der Tod" — sprach er mit hoher Salbung von der Stärke der Liebe, worüber nachher Spottvögel manch loses Wort fallen ließen. Kurz nach jenen Herrlichkeiten aber starb die junge Gräfin an den natürlichen Blattern. Da erhielt Dr. Marperger, den man lange Zeit nur die „starke Liebe" nannte, einen versiegelten Zettel, des Inhalts: „Auf den Fall, daß Ew. Hochwürden der verblichenen Gräfin Friesen, wie einst zu Pillnitz, den Trau- so hier in Dresden den Leichen-Sermon halten, wollte Subscriptus wohlmeinend rathen, den damals etwas zu stark gebrauchten Text: „Die Liebe ist stark wie der Tod" — diesmal um zu kehren, also: „Der Tod ist stärker, denn die Liebe" — maßen er die Gräfin Friesen übermannet, die doch gewiß aus starker Liebe entsprungen." — Damit meinte man ihre Abkunft von August dem Starken. — Der Briefsteller war gar so frei, diesen Brief dem zu seiner Zeit in Dresden allbekannten Iccander (Crell), welcher die „Curiosa Saxonica" heraus gab, Behufs der Einrückung in dieses Blatt mit zu theilen, welches aber natürlich verweigert ward. — 6.

## Buntes.

Forsyth erzählt in seiner Reisebeschreibung von Italien: „Ich war im Jahr 1802 kaum ein Paar Tage in Genua, als schon in einer Nacht drei Mordthaten vorfielen. In Genua besteht eine von der Regierung privilegirte Stilett-Fabrik; aber das Tragen der Stilette ist von der Regierung streng verboten. Für 50 Lire kann man einen Meuchelmörder dingen, und dieser, wird er ertappt, stellt für 24 Lire zwei Zeugen auf, um sich von dem Galgen los schwören zu lassen."

B* versicherte seinem Sohne: „Wenn Du Deine Schul-Arbeiten nicht fertig hast, bekömmst Du nichts zu essen, so wahr ich Dein Vater bin!" — Tröstend sagte darauf seine als galant bekannte Frau zu dem weinenden Knaben: „Fürchte nichts, Du bekommst zu essen!"

Ein erster Liebhaber unter einer Schauspieler-Truppe bestellte sich Tricots und sagte zum Schneider: „Nur ja recht fest anschmiegend, daß alle Formen zu sehen sind; auf mein Wort! kann ich hinein, so nehm' ich sie nicht!"

„Verdammt! man hat mir ein Hemde gestohlen!" — „War's neu?" — „Völlig schadhaft, aber es fehlt mir nun gerade an einem Dutzend zerrissener Hemden!" Ed. Rolle.

# Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

Leipzig. Seit gestern Abend sitze ich hier an der Pleiße, um mich wieder ein wenig zu sammeln. Mein Zustand ist für einen Gichtkranken leidlich, und wenn Dein und des Arztes Rath, in der Ferne Hypochondrie und Gicht zu vertreiben, auch nicht hilft, so lindert er doch und so wird auf der Reise mit dem Geldbeutel auch der Mensch leichter. Verdrießlich, für mein Geschäft nicht wirken zu können, reisete ich mißmüthig von Frankfurt ab, fuhr des Nachts durch Eisenach und traf den 19ten Juli früh im „Mohren" in Gotha ein. Dieser Mohr, den, wie Kotzebue einst scharmant sagte: „man nicht weiß zu waschen brauche", gehört unter die seltenen Gasthöfe Deutschlands; Herr Schäfer, der Besitzer desselben, sollte sich um Deutschland verdient machen und in Gotha eine Universität für junge Gastwirthe gründen — ich habe ihn bereits zum Kanzler dieser Universität ernannt! — Gotha konnte mir gefallen. Die herrlichen Anlagen um die Stadt, das Reinliche und Nette der Straßen, ein sichtbarer Wohlstand spricht den Fremden an. Es ist keine unbedeutende Handels- und Fabrikstadt; die Regierung scheint vorzüglich Fabrik-Unternehmungen und überhaupt Erwerb zu begünstigen, daher der Fleiß und die Regsamkeit unter den Einwohnern. Von den Kaufleuten zeichnet sich Hr. Ernst Arnoldi besonders aus; als Kaufmann wissenschaftlich gebildet, besitzt er eine ungemeine Thätigkeit und als Fabrikherr sehr solide technische Kenntnisse. — In Erfurt hatte ich einen herrlichen Genuß. „Der Vater des Klaviers", wie ihn die Wiener nennen, der Kapellmeister Hummel aus Weimar, gab mit dem Kammer-Sänger Moltke Conzert, das ich besuchte. Moltke's herrlicher Tenorgesang entzückte mich; Hummels Spiel auf dem Forteplano aber riß mich völlig hin und übertraf Alles, was ich bis jetzt in dieser Hinsicht gehört habe. Er trug eine freie Phantasie vor und fesselte mit dieser mich und alle Anwesende so, daß wir stundenlang hätten zuhören mögen. Es ist wahrlich unglaublich, welche Töne, Wendungen, Imitationen und Accorde ihm zu Gebote standen, wenn ihn eine augenblickliche Laune zu diesem oder jenem Thema führte. Was sind alle einstudirte Conzerte gegen ein solches geistvolles freies Spiel! — Die Gicht muß übrigens weder musikalisch noch Liebhaberin von Musik seyn, denn mit Schmerzen ging ich in das Conzert und ohne Schmerzen verließ ich es; was gäbe ich darum, wenn mir Hummel die Gicht weg phantasiren könnte! — In Weimar verweilte ich meherere Tage, weil das Wetter malitios wüthete. Thaliens Tempel war geschlossen, hatte sich jedoch dem „berühmten Indianer" geöffnet, der jetzt so vieles Aufsehen erregt. — Ich besuchte das herrliche Belvedere, welches sich durch neue geschmackvolle Anlagen immer mehr verschönert; es ist die Sommerwohnung des Erbgroßherzogs und seiner Familie, und unstreitig einer der schönsten Punkte in den Umgebungen Weimars, so wie in Rücksicht der Botanik, hauptsächlich der Südpflanzen, jetzt einer der wichtigsten Deutschlands; hier schwelgt der alte würdige Großherzog in seinen botanischen Schätzen, welche er aus allen Ländern der Erde zusammen holen ließ; er ist selbst ein wackerer Botaniker. Ich schlenderte durch den Park und hatte meine Betrachtungen über die Sorgfalt, mit welcher diese südlichen botanischen Schätze hier gehegt und gepflegt werden; da störte mich der Ruf und das Lachen eines Kindes in einem Nebengange. Ich nähere mich und lausche; da erblicke ich ungesehen eine herrliche kindliche Johannis-Pflanze*), von einer lieblichen Gärtnerin gehegt und gepflegt, im besten Gedeihen und Wachsthum. Die Erbgroßherzogin Maria Paulowna war es, welche mit ihrem zweijährigen Prinzen scherzte und kurzweilte und mit hohem mütterlichen Wohlgefallen auf den kleinen muntern Liebling herab sah, welcher durch seine Lebhaftigkeit mir das Vergnügen des Zusehens leider sehr verkürzte. Ich kann Dir nicht sagen, wie froh mich diese vorüber gehende Scene machte, zu welchen angenehmen Folgerungen mich diese ächt fürstlich-mütterliche Botanik führte und welche Freude ich hatte, eine Fürstin unbemerkt gesehen zu haben, deren höchstes Vergnügen es ist, ihre Kinder selbst zu erziehen und zu bilden. — Ein Mittagessen, das ich im Gasthof zu Belvedere einnahm, schmeckte mir vortreflich; später wunderte ich mich freilich nicht darüber, als man mir erzählte: daß die Wirthin vor einigen Jahren noch Köchin bei Goethe gewesen sey! — Auf dem Rückwege besuchte ich das Dorf Ober-Weimar und besah mir das Großherzogliche Mustergut daselbst. Es werden hier alle neuen Entdeckungen und Erfindungen in allen Zweigen der Oekonomie geprüft, um zum Besten des Landes angewendet zu werden. Welche Massen von Rindvieh! Schweizer, Tyroler, Ostfriesische und Meklenburgische Race; Champagner-Schweine; die schönsten feinsten Merino's; welche Reinlichkeit in der ganzen Wirthschaft und welche Vorräthe! So etwas muß man sehen, um einen Begriff von großen Wirthschaften zu bekommen. Eine ganz neu gebaute englische Bierbrauerei ist eben fertig und liefert einen Trank, der sehr weit verfahren und in der ganzen Gegend gern getrunken wird. Um dieses Gut zu sehen, muß man sich an den Herrn Kammerrath Brand in Weimar wenden, welcher demselben mit seltenen Kenntnissen und vieler Umsicht vorsteht. — Ich wunderte mich, in Weimar fast gar keine Soldaten oder eine Soldateska in Friedenszeiten zu finden und erfuhr auf Befragen: Eigentliches stehendes Militair habe man nicht, sondern nur Landwehr; sämmtliche Offizier und Unter-Offizier der Feld-Bataillone seyen im ganzen Lande vertheilt, wo sie, mit möglichster Schonung der Gewerbe und der Landwirthschaft, die Landwehr exerzirten und außerdem noch und zwar sehr zweckmäßig zu Vermessungen gebraucht würden. Ein Mal im Jahre werde die Landwehr auf mehreren Punkten des Großherzogthums zusammen gezogen, in Masse exerzirt und dann wieder entlassen; doch sey Alles so eingerichtet, daß das Bundes-Contingent in sehr kurzer Zeit marschiren könne. In Weimar selbst sey nichts weiter als eine unbedeutende Schloßwache von 56 Mann; sowohl der Großherzog, welcher im Park im römischen Hause wohne, als auch der Erbgroßherzog in Belvedere, hätten gar keine Wache; da nun alle fürstlichen Personen Jeden vor sich ließen, der mit ihnen sprechen wolle, so sey die Wache ohnedies überflüssig: indem sie keinen Menschen ab zu weisen habe, der Zutritt verlange; durch diese Maaßregel würde viel erspart u. s. w. Das klang mir Alles recht gut, und was ich in dem Weimarer Lande selbst sah und hörte, gefiel mir nicht minder. — Bei meiner Abreise von Weimar quälte mich die Gicht ganz abscheulich. Auf der preußischen Mauth in Eckartsberga, als mein Koffer plombirt wurde, überfiel mich eine komplette Wuth auf alle Aerzte. Wenn doch nur ein Einziger die Gicht zu plombiren oder zu konfisziren verstünde, daß sie gar nicht wieder käme! dachte ich; aber da ist Keiner, der ihr Schlagbäume legt und wenn alles Contrebande wird, die Krankheiten bleiben heimisches Gut. — Von hier aus, nämlich von Leipzig, weiß ich noch wenig zu sagen; ich habe bis jetzt nichts gesehen, als den neuen Packhof, der sehr zweckmäßig erbaut und als Prachtgebäude die Stadt zieren wird. Wäre dieser Packhof 50 Jahre früher gebaut worden, so wäre es noch zweckmäßiger gewesen — für die Rathskämmerei-Kasse.

o o.

Als Mißgriffe sonst gepriesener Männer bemerken wir, unter Anderem: Raphael kleidete seine heilige Jungfrau als italienische Bäuerin; Rembrand stellte einen polnischen Reiter zur Seite des Kreuzes; Le Tintoret bewaffnete die Juden, welche durch das rothe Meer ziehen, mit Feuergewehr; Shakspeare läßt einmal ein Schiff an der Küste Böhmens scheitern; Le Camoëns läßt Bachus Messe lesen und Milton eine Kanone im Himmel abfeuern; Malherbe vergleicht die Thränen des heiligen Petrus mit Strömen und seine Seufzer mit Donner u. s. w. (Journ. d. Par.)

*) Der Prinz wurde am Johannistage 1818 geboren.

Redacteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurersche Buchhandlung.








# Der Gesellschafter

oder

# Blätter für Geist und Herz.

1820. Sonnabend den 26. August. 138stes Blatt.


## Ermordung Kaiser Jakobs I. von Hayti.

**Bruchstück aus des (bald im Druck erscheinenden) Baron de Vastey's, Kanzlers des Königs von Hayti u. s. w. „Versuch über die Ursachen der Revolution und der Bürgerkriege in Hayti", übersetzt und mit Aktenstücken und Anmerkungen versehen vom Dr. Pfeilschifter.**

Es ist schon oft ausgesprochen, daß der Kaiser Dessalines ein braver Soldat, ein warmer Freund des Vaterlandes gewesen und den besten Willen gehabt habe, seine Mitbürger glücklich zu machen; daß ihm aber die einem guten Regenten nöthigen Fähigkeiten gemangelt. Dazu hatte er noch das Unglück, sich mit unsittlichen, verdorbenen Menschen zu umgeben, welche an die Franzosen verkauft waren und ihn ins Verderben stürzten, wie die vormaligen Pflanzer den Statthalter Toussaint-Louverture ins Verderben gestürzt haben. — Durch eine Verordnung vom 26sten Juli 1805 ernannte der Kaiser den Divisions-General Heinrich Christoph [1]) zum Ober-Befehlshaber der Haytischen Armee, Andreas Vernet [2]) zum Minister des Innern und der Finanzen, und Sebastian Elias Gerin [3]) zum Minister der Armee und Marine. Die farbigen Generale Petion, [4]) Geffrard und Gabart wurden in ihren Kommandostellen beibehalten.

Damals suchten die Haytier, die mit den Franzosen freiwillig weg gezogen waren, Mittel und Wege, in ein Vaterland zurück zu kehren, das sie unglücklich gemacht hatten. Der Kaiser, mehr liberalen Gesinnungen folgend, als der Stimme der Ueberlegung, gestattete ihnen nicht nur die Rückkehr, sondern ließ sogar die Kosten der Ueberfahrt für sie bezahlen. Da sah man denn bald die Blanchet, Dartiguenave, Faubert, David Trois [5]) u. s. w. wieder in Hayti erscheinen; der Kaiser empfing diese treulosen und undankbaren Menschen mit Güte und überhäufte sie mit Wohlthaten; kaum hatten sie aber den Fuß ans Land gesetzt, so schlossen sie sich schon an Petion an und arbeiteten nach Kräften am Umsturz des Thrones und der Wiederbelebung des Bürgerkrieges. — Das Ziel dieser Faktion war, Petion an die Spitze der Regierung zu stellen; um es zu erreichen, mußten die beiden schwarzen Häupter Johann Jakob Dessalines und Heinrich Christoph fallen, welche Beide durch ihre langjährigen Dienste, so wie durch den Wunsch des Volkes und des Heeres, auf die Regierung Ansprüche hatten. Zu diesem Zweck waren auf allen Punkten Helfershelfer aufgestellt. Die um die Person des Kaisers waren, reizten ihn zur Verfolgung seiner treuesten Freunde, denn daraus erwuchs den Verschwornen der doppelte Vor-

1) Jetzt, unter dem Namen Heinrich I, König von Hayti.

2) Starb den 25. Dezember 1813 in einem Alter von 72 Jahren als Fürst des Gonaives, allgemein betrauert. Er hatte bis dahin das Ministerium des Innern und der Finanzen verwaltet.

3) Wurde Senator zu Port-au-Prince und im Jahr 1809 in Anse-a-Veau ermordet. Er hatte seiner Unerschrockenheit wegen den Beinamen „die Eisenrippe" (Cote de Fer).

4) Starb im Jahr 1818 als Präsident der Republik Hayti.

5) Kam im Jahr 1809 bei einem Einfall, den die Republikaner in die Nord-Provinz machten, als Obrist um.

theil, nämlich seine Freunde von seiner Person zu entfernen und zu verhindern, daß die Wahrheit nicht zu ihm dringe. Die in den Provinzen verbreiteten Genossen arbeiteten im Stillen, die Gemüther zu erhitzen: Bepalier [6]) in les Cayes, Gerin in Anse-a-Veau, wohin er sich angeblich krank zurück gezogen; Blanchet der Jüngere in les Gonaives und David Trois durchstreifte das Land, um den Faden der Verschwörung in den Gebirgen Rochelois, zu Mole, Port-de-Paix, Kap-Henry u. s. w. fest zu knüpfen. — Die Seele der Verschwörung war Petion; er heuchelte die wärmste Freundschaft für den Kaiser, der seiner Seits ein blindes Zutrauen zu ihm hegte. Petion besaß ganz und gar die Taktik großer Verbrecher; er machte sich täglich volksthümlicher, schmeichelte dem Pöbel und den Truppen, gestattete Zuchtlosigkeit und Unsittlichkeit, nahm die Maske der Philosophie vor, that als verlange er weder Würden, noch Ehren, noch Reichthum, verachtete Alles, verbarg seine unmäßigen Wünsche unter den Lumpen eines Diogenes, und näherte sich so — ein zweiter Sixtus V. — seinem Ziele mit kühnen Schritten und in völliger Sicherheit.

In der Regierung riß gänzliche Unordnung ein. Die Finanzen geriethen in Verfall, die Truppen waren ohne Sold und ohne Kleidung, die Auflagen wurden, ohne billige Vertheilung, ins Unglaubliche gesteigert, die Schlechtigkeit derjenigen, welche die höchsten Würden im Staate bekleideten und das allgemeine Mißvergnügen, das sich unter dem Volke und im Heere mehr und mehr verbreitete, bedrohte den Staat mit einer nahen Umwälzung. — Der Ober-Befehlshaber des Heeres, Heinrich Christoph, bemühte sich vergeblich, dem einreißenden Sitten-Verderben einen Damm zu setzen; er hielt, so viel ihm möglich war, strenge Kriegszucht und Ordnung. Sein Betragen im Privatleben, seine Sittlichkeit zog Aller Blicke auf ihn, er war die Hoffnung der Familienväter und aller Besseren. — Der Kaiser selber ergriff kein Mittel, dem täglich wachsenden Uebel Schranken zu setzen, ja er kannte es nicht einmal. Schmeichler hinderten ihn, die Seufzer seines Volkes zu hören; er beschäftigte sich nur mit kleinlichen Dingen: Bällen, Liebschaften u. s. w. und ließ sich zu Handlungen verleiten, die seiner unwürdig waren und ihn um den letzten Rest der Liebe seines Volks brachten.

Am zehnten Tag des Weinmonats 1806 brachen die Verschwornen in den Ebenen von les Cayes los; die Anhänger des Kaisers fielen als Opfer ihrer Rache. — Der Kriegs-Minister Gerin, der sich krank gestellt, trat in der Süd-Provinz an die Spitze der Empörung, und rückte mit seinen Truppen gegen Port-au-Prince an. Petion meldete dem Kaiser, um ihn gänzlich sicher zu machen: daß im Süden ein Aufstand ausgebrochen, daß er aber sogleich abgehen wolle, ihm Schranken zu setzen. Der Kaiser, noch immer voll Vertrauen zu Petion, trug ihm auf, zur Stillung des Aufruhrs die nöthigen Maaßregeln zu nehmen. Petion eilte mit seinen Truppen nach Port-au-Prince, in der Absicht, sich mit denen der Süd-Provinz zu vereinigen, nahm aber den General Germain, dessen er nicht ganz sicher war, mit sich und gab Befehl: daß Niemand, weder zu Lande noch zu Wasser, die Stadt verlassen sollte, damit der Kaiser von den Vorgängen nicht unterrichtet werden konnte. Nachdem er in Petit-Goave eine Unterredung mit Gerin gehabt, ließ er seine Truppen in Grand-Goave zu denen der Aufrührer stoßen und wendete sich gegen Port-au-Prince, wo die Armee, mit den Generalen Yayou, Magloire, Duagnac und andern Werkzeugen der Verschwörung an der Spitze, am 16ten des Weinmonats einzog. (Der Schluß folgt.)

6) Wurde im Jahr 1811 geadelt und General-Major, vermählte sich mit einer Freundin der Königin, ließ sich aber im Jahr 1813 in eine Verschwörung gegen den König ein, die entdeckt und ihm verderblich ward.

## Borgwall und Remus-Insel bei Rheinsberg.

1.

Durch vielfache Unbill erbittert, stürmten rachgierige Wendenhaufen, unter Anführung zweier edlen Prinzen, Nakko und Stoinef, gegen die deutschen Lande. Kaiser Otto I. eilte den hart bedrängten Marken zu Hülfe und im klugen Rückzug wichen die Wenden den Tapfern des Lechfeldes, Schaaren jammernder Weiber und Kinder in schmähliche Gefangenschaft mit sich führend. Dies schreckliche Loos hatte auch Agnes, das schöne Kind eines deutschen Grafen. Vergeblich leistete Ritter Hosed, ihr Verlobter, hartnäckige Gegenwehr; er mußte, nachdem die Kampfgenossen um ihn gefallen, fliehen, und Agnes selbst ward von dem Prinzen Stoinef nur durch ein halbes Wunder den Flammen entrissen. In heftiger Leidenschaft erglühte der Held für seine reizende Beute; doch hinderte ihn ein den Göttern gethanes Gelübde, sie ganz zu der Seinen zu machen, und er war edel genug, in dieser Zwischenzeit auch ihre Neigung erwerben zu wollen. Deshalb ließ er sie, sogar gegen den Gebrauch seines Volkes, nicht als Sklavin, sondern, nach deutscher Weise, in möglichster Freiheit, mit Achtung und Ehrerbietung behandeln. Ein von seinem Lager abgesondertes Zelt war ihre Wohnung; seine Krieger durften sich ohne Erlaubniß nicht vor ihr zeigen, und er selbst wagte nur in ritterlicher Unterwerfung zu nahen. Schon durch Dankbarkeit ihrem edelmüthigen Schützer innigst verpflichtet, erweckte die Hingebung seiner Heldenseele bald eine zartere Neigung in Agnes jungem Herzen; aber sie war Hoseds Verlobte und Christin, Stoinef ein Feind ihres Vaterlandes wie ihres Glaubens. So gewann sie es über

sich, ihm äußerlich ernst und kalt gegenüber zu stehen; aber in ihrem Inneren sprach es mächtig für ihn, während er sich beeiferte, die Jungfrau in heißer Liebe zu umwerben. — Dringender, doch auch ernster als je, hatte der Fürst eines Abends mit ihr gesprochen: wie er sie mit den Rechten einer deutschen Hausfrau als sein Gemahl heim zu führen gedenke, ihr sogar die Ausübung ihres Glaubens zugestanden. Als aber die Jungfrau — mit widerstrebendem Herzen — ihm abermals ablehnend und kalt begegnete, erschreckte er sie durch einen Ausbruch furchtbarer Wildheit, von der er zwar, sich schnell bemeisternd, in die Bahn gewohnter Ehrerbietung zurück gelenkt, doch mit Verdruß von ihr geschieden war. Agnes sank auf ihre Knie, Hülfe und Rath von oben erflehend; sie fühlte nur zu wohl, wie sie in sich selbst den größten Feind zu bekämpfen habe und gab jedes Vertrauen an eigene Kraft auf, gläubig ein Zeichen vom Himmel erbittend. Wie ihr Inneres, so war die Natur um sie her im wilden Aufruhr; ein fürchterlicher Orkan wüthete, das Heulen empörter Wogen ward nur durch den rollenden Donner übertäubt, dem die Erde selbst in ihrer Grundfeste nachdröhnte. Agnes glaubte in dem Ungewitter die Strafgerichte der erzürnten Gottheit zu vernehmen, welche die Sünderin mit dem Heidenvolke zugleich vernichten will; aber die Donner verhallten, der See stillte seine schäumenden Fluthen und Gottes Sonne beleuchtete das grausige Werk der Nacht. Die erzürnten Wogen hatten, sich eine neue Bahn brechend, ein bedeutendes Stück Land los gerissen und weit in den See hinein getrieben; auf einer Insel stand jetzt das Zelt der Jungfrau in bedeutender Entfernung von Stoineſs Lager. Sie sah hierin das von Gott erbetene Zeichen; doch der Wendenfürst, der schnell einen tiefen Blick in ihr Herz that, fand eine freundlichere Deutung, meinend: die Götter hätten einen schützenden Wall um sie gezogen und so sein Liebstes vor jeder Gefährdung geborgen. Da die Insel jetzt fest stand, ließ er Agnes mit leichtem Herzen dort, bis die entscheidende Schlacht, zu der er eben ausrückte, geschlagen war. Er verließ sie mit der freudigen Zuversicht des Siegers und des beglückten Liebenden, für den der Himmel selbst sichtbarlich sorge.

(Die Fortsetzung folgt.)

## Müchler's Anekdoten-Almanach für 1821.

Bald erscheint der neue Jahrgang dieses Almanachs, dessen Register (welches die Verleger, Dunker und Humblot, über zehen Jahrgänge anfertigen ließen) seinen Reichthum hinlänglich bekundet. Daß auch der zu erwartende Ankömmling für 1821 mit gleicher Fülle ausgestattet ist, dazu mögen folgende fünf Anekdoten, aus dem Manuscript entlehnt, mit als Zeugniß dienen:

Alle Stücke, die Dufresni für das Theater in Paris lieferte, wurden von den Schauspielern abgekürzt, oft um ganze Akte. Sehr empfindlich sagte Dufresni: „Ich werd' es wohl nie erleben, daß von mir ein Stück in fünf Akten aufgeführt wird. — „Warum nicht?" entgegnete der Abbe Pellegrin: „machen Sie nur eins von elf Aufzügen; die Schauspieler werden Ihnen sechs davon streichen, dann bleiben immer noch fünf übrig."

Die Perser wünschen nichts sehnlicher, als die Wiedereroberung Georgiens. Als man einem Perser vorstellte: daß dadurch dem Reiche kein wesentlicher Nutzen erwachsen würde, griff er an seinen Bart und antwortete: „Auch dieser ist von keinem Nutzen, aber er ist eine Zierde!"

Ludwig XV. sagte einst zu dem Marschall von Noailles, als dieser sich bittere Bemerkungen über die General-Pächter erlaubt hatte: „Man mag sagen, was man will, sie halten doch den Staat!" — „Ja, Sire!" entgegnete der Marschall, „wie der Strick den Gehängten!"

Bei einem Dinė der Frau von Tencin kam die Rede auf eine in der französischen Akademie erledigte Stelle, und man fragte: wem solche gebühre, dem Abbe von Bernis oder dem Abbe Girard? — Piron, auch zugegen, sagte: „Ich stimme für Girard, das ist eine ehrliche Haut!" Er hatte, bei seiner Kurzsichtigkeit, nicht bemerkt, daß nicht weit von ihm Bernis saß; sein Nachbar flüsterte es ihm ins Ohr. Piron wandte sich nun augenblicklich an Bernis mit den Worten: „Sie denken doch wohl nicht daran, Mitglied der Akademie werden zu wollen? Sie sind offenbar viel zu jung, um eine Invalidenstelle verlangen zu können!"

Ein Reisender besuchte Newtons Grabmal. Der vielen prächtigen, unnützen Grabschriften, die er fand, überdrüssig, schrieb er auf eine leere Stelle des Marmors: Hominem si nescis, abi! (Kennst du den Mann nicht, so gehe.)

S.

## Architektonische Merkwürdigkeit.

Jede der vier Säulen, welche die Kuppel der Peterskirche zu Rom tragen, nimmt so viel Raum ein, als eine kleine Kapelle nebst Kloster, wo Einer der Baumeister wohnte, und doch erscheinen sie dem Auge nicht unförmlich dick, weil Alles umher groß ist. Michel Angelo hat sie gezeichnet; er bestand ernstlich darauf, daß nichts in seiner Angabe geändert werden sollte. — Bernini wollte späterhin eine Treppe in jeder Säule anbringen; aber als man eben angefangen hatte und eine derselben zu diesem Zweck aushöhlte, krachte das ganze Gebäude, und man wagte es nicht, die übrigen Säulen an zu tasten.

W.

## Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

Dresden. An theatralischen Zugvögeln fehlte es bisher nicht. Der bedeutendste war Costenoble; wer ihn sah, hat die

höhere Komik im höchsten Glanze gesehen und wird sich nach der niederen, die wie ein — Wurm am Boden kriecht; ferner nicht mehr sehnen." — Unser Theater ist jetzt nicht sonderlich besucht, weil man die herrliche Bühne der Natur der bretternen vorzieht; doch sind mehrere neue Stücke in die Scene gekommen, wie die „Fürsten Chawansky", die vielbelachten „Bürger Wiens" u. s. w. — Die Gebrüder Bender, als treffliche Klarinettisten, und die Gattin des Einen derselben, als Sängerin bekannt, haben sich vor dem König hören lassen. Madam Bender, welche man der Catalani gleich schätzt, wird bei der hiesigen Oper engagirt werden. Im „Tankred" soll sie nächstens sich hören und sehen lassen. An dem guten Erfolg des ersteren ist nicht zu zweifeln, denn davon hat sie in Pillnitz (wo der König sich jetzt aufhält) die trefflichsten Proben gegeben; ob sie auch, wie in der Gesang-, so in der himmelweit davon verschiedenen Bretterwelt zu Hause seyn werde, muß die Zeit lehren; Jeder aber, der von ihren herrlichen Tönen, ihrer lieblichen Art des Vortrags entzückt worden ist, wünscht es. — Auf unserer Elbe wird es immer lebendiger, unser Handel immer blühender. Die Geschäfte im Großen mit Material-Waaren, deren Hauptsitz sonst Pirna war, haben sich jetzt meist nach Dresden gezogen, und auch in andern Zweigen wächst der Verkehr mit jedem Tage. Fragt man aber den einzelnen Kaufmann, besonders in der Provinzialstadt, da klagt er — sollte man es glauben — über zu wohlfeile Zeiten und, aus seinem Gesichtspunkt betrachtet, nicht mit Unrecht; denn, was in wohlfeilen Zeiten der Staatsdiener und Rentier, zum Theil auch der Handwerker und Künstler, gewinnen, das kommt Alles auf Rechnung des Landmanns, der für alle Anstrengungen aus den Produkten seines Fleißes wenig löset und also auch dem Städter, besonders dem Kaufmann, wenig zu lösen geben kann. Seine Mittellosigkeit ist dem Lande in jeder Hinsicht nachtheilig, denn er bildet wenigstens drei Viertheile der Bevölkerung. Ob es aber gut sey, wenn ein Viertheil auf Kosten von drei Viertheilen sich wohl befindet, das bedarf so wenig der Untersuchung, als ob es gut sey: daß drei Viertheile volle und ein Viertheil leere Beutel haben, wie es wieder umgekehrt der Fall ist in Zeiten, wo der Landmann zu den höchsten Preisen seine Produkte absetzt, während der Städter dabei seufzt und Hunger leidet. Die goldene Mittelstraße — im Staat wie im Haushalt die beste — ist leider auch immer die seltenste und sogar die alte Mutter Erde hält sie nur selten, denn bald giebt sie zu viel, bald zu wenig. — Für den 15ten Oktober ist die Eröffnung des Landtages angesagt. Gebe der Himmel, daß er dem Staate Früchte bringe in Geduld, denn diese sind in jeder Hinsicht erquickender und nahrhafter, als die in Stürmen abgeschüttelt werden von dem Baum des Staats, wobei unter viel reifen auch viel, ja wohl mehr, unreife und wurmstichige mit herab geschüttelt werden, die mancherlei Weh verursachen. Kj.

Im Jahr 1347 ward Calais durch die Engländer belagert. Nach einem lebhaften und langen Widerstande mußte es sich endlich Eduard III., König von England, der es in Person belagerte, ergeben, welcher aber die Besiegten nicht anders sehen wollte, als nach Auslieferung von sechs ihrer Angesehensten, welche er hinrichten lassen wollte! — Alle Bürger erwiederten sogleich: ehe sie diese Bedingung annähmen, wollten sie Alle sich lieber unter den Trümmern der Stadt begraben lassen. Da trat Eustachius de St. Pierre auf und erklärte: er sey bereit, für seine Mitbürger zu sterben. Nach vieler Entgegnung nahm man endlich das edle Opfer an und fünf andere Männer folgten seinem Beispiel (die undankbare Geschichte hat die Namen dieser Braven nicht aufgezeichnet); die Thränen der Königin von England erhielten ihnen aber das Leben. Man ist jetzt beschäftigt, den braven Märtyrern in Calais ein marmornes Denkmal zu setzen. (Constitut.)

Der Erfinder des Schwimmstockes, dessen Gebrauch aber nicht glücken wollte, hat jetzt ein neues tragbares Fahrzeug angefertigt und damit öffentliche Versuche angestellt. Das Ganze steckt in einer kupfernen Schaale, von der Dicke einer Ofenröhre und wiegt etwa 60 Pfund. Es besteht aus zusammen zu schiebenden Kupferstreifen, welche durch ein Gerippe von geschlagenem Eisen zusammen gehalten werden. Wenn es ausgebreitet ist, erscheint es wie ein papierner Kahn, womit die Kinder spielen, und entfaltet sich auch etwa eben so; zwei Ruder, wie Handkellen, bewegen es. Der Erfinder fuhr damit quer über ein Bassin, und sogar unter der Brücke durch. Ob es aber als Reise-Kahn gebraucht werden kann, ist zu bezweifeln: nicht alle Wasser sind so still, wie ein Bassin; auch geht es sich mit 60 Pfund schlecht spazieren. (Journ. d. Par.)

In Paris werden jährlich zusammen 4,426,000 Stück Vieh aller Gattungen verzehrt. Diese Thiere gebrauchen zu ihrem Lebensunterhalt jährlich etwa 2000 Quadrat-Lieues urbares Land. Die Einwohner von Paris gebrauchen ferner zu dem Korn, welches sie verzehren, etwa 850 Quadrat-Lieues besäeten Erdboden und für 98 Millionen Pinten Wein 100,000 Morgen Weinland. Hieraus ergiebt sich: daß die Volksmenge von Paris, welche etwa $\frac{1}{25}$ der des ganzen Königreichs ist, jährlich die Produkte des funfzehnten Theils von ganz Frankreich verzehrt, so daß drei Provinzialisten für einen Pariser Einwohner arbeiten müssen. Dennoch nimmt die Bevölkerung von Paris immer zu und zwar jährlich etwa um 600 Individuen. In 1,122 Jahren, wenn dies nicht aufhört, würde der Erdboden von ganz Frankreich gerade so viel hervor bringen, um eine Masse Einwohner zu erhalten, welche in einem Raum von etwa 7 Quadrat-Lieues eingeschlossen sind. (Gaz. d. Fr.)

Le Brun, welcher sich jetzt zu Athen befindet, und daselbst schon den Areopagus und den Markt besucht hat, welcher ganz in Fels gehauen ist, so wie die Tribunen, wo so viele berühmte Männer einst gesessen, und die Rednerstühle, welche einst Aeschines und Demosthenes betraten, berichtet auch: daß man einer besonderen Erlaubniß bedarf, um die dortige Citadelle zu besteigen, weil die Türken sich beschwert haben: daß man von dort aus mit einem Fernrohr das Geheimste ihres Harems erspähen könne. Ein Herr Prevost, welcher mit der Aufnahme eines Panorama's beschäftigt war, darf seitdem nicht mehr daran arbeiten. (Courier fr.)

Redakteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurersche Buchhandlung.



# Der Gesellschafter oder Blätter für Geist und Herz.

1820. Montag den 28. August. 139stes Blatt.

## Borgwall und Remus-Insel bei Rheinsberg.

(Fortsetzung.)

Wirklich schienen die Elemente mit Stoinef im Bunde zu seyn; durch die fürchterlichen Regengüsse war die ohnehin mißliche Lage der Deutschen noch bedenklicher geworden. Hinter sich und seitwärts hatten sie sumpfige Waldungen und Feindeshaufen, vor sich den Havel-Strom und die Hauptmacht der Wenden, und Hunger und Krankheit würgten in ihren Reihen. Unter so verzweifelten Umständen schickte Kaiser Otto sich an, im Angesicht des Feindes über den Strom zu setzen; da ließ Markgraf Gero, mit dem Zunamen: „Wendenbändiger", unbemerkt drei Brücken seitwärts über den Strom schlagen und stand plötzlich im Rücken der Wenden. Schrecken und Tod flog durch ihre Massen; vergeblich strebte Stoinef, die bestürzten Schaaren zu sammeln; sein heldenkühner Muth vermochte nicht, die allgemeine Flucht auf zu halten, er selbst ward nach dem hartnäckigsten Kampf von ihr fort gerissen. Unwirthbare Wildniß durchirrte er und sank endlich, im Uebermaaß körperlicher Erschöpfung, bei einem Gebüsch in tiefen Schlaf; so ward er von dem racheschnaubenden Hosed gefunden und wehrlos getödtet. Im stolzen Gepränge trug dieser das Haupt des erschlagenen Feindes durch das deutsche Heer zum Kaiser, und nun erst wagte Otto einen vollständigen Sieg zu feiern; denn die erschrockenen Wenden suchten jetzt nur Heil in der Flucht, und so sah auch Agnes sich bald unter den Ihrigen. Das Gerücht von der auf einer Insel vor Feindes Gewalt bewahrten Jungfrau drang zum deutschen Lager, und der glückliche Hosed eilte, die geliebte Braut mit reicher Mitgift aus des Kaisers Hand selbst zu empfangen; doch Agnes, die in schweren Kämpfen gezagt und gerungen hatte, sprach: „Gott selbst und seine heiligen Engel haben mich hinter sicherem Wall geborgen; nicht will es mir geziemen, in die Welt zurück zu kehren und das Herz an ihrer Lust zu vergnügen, ich will mein Leben vollbringen in Dank und Buße!" — Der Ernst der hohen Jungfrau und die Sitte der Zeit erlaubten keinen Widerstand; in strenger Uebung hat Agnes auf der Insel ihr Leben geführt und mag manches Gebet für die Seele des edlen Stoinef zu Gott und seinen Heiligen gesendet haben. Ob auch der Krieg sie noch viele Jahre umtobte und im raschen Wechsel seines Geschicks das Gebiet seinen Herrn änderte, so ehrten doch auch Nakko und seine Wenden den Wall, hinter welchem ihr edler Führer sein Kleinod geborgen, und nur in frommer Verehrung sah Agnes ihren Zufluchtsort besuchen. Die Kunde von ihrem Leben und dem geheiligten Boden der Insel hat sich durch die Jahrhunderte hindurch gerettet; sie empfing die durch Albrecht (der Bär genannt) berufenen rheinländischen Ansiedler, welche hier, an den schlängelnden Wellen des Rhin, Rheinsberg gründeten. Nach Borgwall aber flüchtete man, wenn in späterer Zeit von den Raubrittern zu Lindow Gefahr und Ueberfall drohte, die Habseligkeiten, und dankbar erhielt das Volk in der Erzählung das Andenken an diese Art der Begründung. (Der Schluß folgt.)

## Ermordung Kaiser Jakobs I. von Hayti.

(Schluß.)

Der Kaiser hielt sich indessen noch immer zu Dessalines auf. Nachdem er die nöthigen Befehle in Betreff seiner Abreise gegeben, benachrichtigte er den Ober-Befehlshaber des Heeres von dem in der Süd-Provinz ausgebrochenen Aufstande und befahl ihm, sich zum Aufbruch bereit zu halten. Den Minister Vernet bestellte er zum Befehlshaber für Dessalines und die West-Provinz, mit dem Auftrag: die hier liegenden Truppen ihm nach und nach folgen zu lassen, im Fall er ihrer benöthigt seyn sollte, und reisete, von einigen Adjutanten und wenigen Reitern begleitet, nach Arcahaye ab.

Den Ober-Befehlshaber erfüllte der Empfang des kaiserlichen Schreibens mit den lebhaftesten Besorgnissen; er fertigte unverweilt einen seiner Adjutanten an den Kaiser ab, um Befehle zum Aufbruch zu begehren und empfahl dem Monarchen, sich nicht ohne Truppen und ohne genaue Nachrichten vom Stand der Dinge Gefahren aus zu setzen; allein der Adjutant traf den Kaiser leider nicht mehr; schon in Source-Puante erfuhr er: daß derselbe nicht mehr war — ein unbegreifliches Geschick hatte ihn in den Tod geführt. Auf dem Wege nach Arcahaye begegnete ihm einer seiner Adjutanten, welchen er früher mit Aufträgen nach der Süd-Provinz ausgesendet. Dieser Offizier, der nicht weiter als bis Miragoane hatte vordringen können, stattete dem Kaiser genauen Bericht ab und bat: sich nicht ohne Truppen nach Port-au-Prince zu wagen; allein der Kaiser, dessen unerschrockenes Herz über jede Furcht erhaben war und der zu Petion blindes Zutrauen hegte, verachtete den guten Rath, welchen ihm der Adjutant gegeben, und befahl ihm: aus seinen Augen zu gehen. In Arcahaye nahm er die sechs Eliten-Compagnien des dritten Regiments zur Leibwache, ließ sie unter der Anführung des Obrist Thomas und des Obrist-Wachtmeister Gedeon abmarschiren und befahl ihnen: zu Pont-rouge vor Port-au-Prince auf ihn zu warten; er selber hielt auf der vormaligen Pflanzung Labarre an, um ein wenig aus zu ruhen. Hier war es, wo er bei dem Anblick der Rauchsäulen, die man in der Ferne an den südlichen Gebirgen aufsteigen sah, zu seinen Umgebungen sagte: „In diesem Augenblick muß mein Gevatter Petion im Feuer stehen!" So groß war seine Verblendung noch damals!

Die erwähnte Leibwache traf wirklich zu Pont-rouge ein. Während man den Kaiser erwartete, zerstreute sich der größte Theil der Offiziere auf den nahgelegenen Pflanzungen; man stand ja im Begriff, in eine Stadt ein zu rücken, die man im tiefsten Frieden glaubte; man hegte weder Besorgnisse noch Mißtrauen. — Als Petion die Ankunft dieser Truppen erfuhr, beschloß er sogleich, sie zu gewinnen und sich ihrer zu bedienen, um den Kaiser durch eine List zu fangen. Er sandte zu diesem Endzweck den General Yayou, eines der blindesten Werkzeuge dieser Verschwörung, an die Offiziere, um sie zu bewegen, ihre Truppen in die Stadt zu führen. Der Versuch hatte den erwünschten Erfolg. Man ließ sie sogleich durch eine Abtheilung des 15ten Regiments (Truppen aus der Süd-Provinz) ersetzen, und Petion trieb die Treulosigkeit so weit: daß er einen Mann von Gedeons Wuchs und Kleidung an die Spitze des Bataillons stellte, um den Kaiser desto leichter betrügen zu können; denn hätte der Kaiser die Truppen erkannt, so würde er Mißtrauen geschöpft und sich nicht genähert haben. — Gerin, Yayou, Magloire und Andere legten sich mit ihren Truppen zu beiden Seiten des Weges in Hinterhalt. Die Verschwornen hatten auf dem Wege von Port-au-Prince bis zur Höhe von Drouillard hinauf an 10,000 Mann Fußvolk und Reiterei auf die Lauer gestellt, so daß der unglückliche Kaiser ihnen auf keinen Fall entrinnen konnte.

In der Nacht vom 17ten des Weinmonats 1806 begab sich der Kaiser auf den Weg nach Port-au-Prince. Er hatte zu seiner Begleitung nicht mehr als einige zwanzig Personen bei sich. Auf dem Wege ereignete sich nichts Besonderes. Er reisete durch die ganze Ebene von Cul-de-Sac in der vollkommensten Sicherheit; es begegnete ihm Niemand, der ihn von dem, was man gegen ihn zu thun gedachte, hätte unterrichten können. Als er Pont-rouge nahe kam, sah er längs des Weges Truppen aufgestellt; er hielt sie für diejenigen, die er voraus geschickt hatte, und setzte seinen Weg ohne Mißtrauen fort. Er war schon mitten in den Schlingen, bevor er oder Jemand aus seinem Gefolge etwas gewahr wurde. Als er den Truppen ganz nahe war, hörte er das Kommando: „Schlagt an!" und den tausendfach wiederholten Ruf: „Halt! Halt!" — Jetzt bemerkte der Kaiser seinen Irrthum: er ist verrathen; er sieht sich mitten unter dem 15ten Regiment. Der unerschrockene Heerführer, der dem Tode in tausend Gefahren getrotzt, drang mitten durch die Bajonette mit dem Rufe: „Soldaten, kennt Ihr mich denn nicht?" und schlug mit dem Stock die gegen ihn gerichteten Waffen aus einander. Die Truppen, von Schrecken und Ehrfurcht ergriffen, wichen zurück, indem sie die Hand nicht gegen ihren Kaiser, der mitten durch ihre Reihen dahin ritt, auf zu heben wagten. Da erkühnte sich einer der Frechsten, ihm nach dem Gesicht zu stoßen; der Kaiser schoß ihn nieder. — In diesem Augenblick kommandirten Gerin, Yayou und die andern Häupter der Verschwörung, die im Hinterhalt gelegen: „Feuer!" — es erfolgte ein allgemeiner Schlag, das Pferd des Kaisers stürzte nieder und

— er selber fiel, von Kugeln durchbohrt. — So starb er, des Reiches Oberhaupt, mitten unter seinen Waffengefährten, die Ruhm und Gefahren mit ihm getheilt, nachdem er ein Jahr, zehn Monat und sechs und zwanzig Tage regiert hatte! — Niemand sonst, als der Befehlshaber seiner Leibwache, Obrist Macardier, kam in ruhmwürdiger Vertheidigung seines Kaisers an seiner Seite um.

So gelang es Petion, seinen Fürsten, Freund und Wohlthäter zu stürzen und sich die Wege zur höchsten Gewalt zu bahnen!

## Alle Vortheile gelten.

In den Zeiten der schlesischen Kriege lebte zu ······ ein Advokat, Namens Fehme, der eine eben so feine Frau als starke Praxis hatte, der Ersteren aber es immer griesgrämig verdachte, daß sie einen Theil der letzteren in Kaffee vertrank, welcher damals noch zu den vornehmen Flüssigkeiten gehörte. Weil er überhaupt ein rechter Erbsen-Zähler war, ärgerte er sich allemal, wenn er das verdammte Kaffeefeuer prasseln hörte; und wurd' es nöthig, Holz fahren zu lassen, fuhr ihm auch allemal die bittere Bemerkung über die Zunge: „Hätte auch acht Tage länger reichen können die letzte Klafter, wenn das verdammte Kaffeefeuer nicht wäre!" — Das schrieb sich Frau Practica hinter die Ohren und gewann einen kleinen Kaffee-Reserve-Holzhof folgendermaßen: Bauern und Knittel sind bekanntlich unzertrennlich. Wenn daher Erstere bei ihrem Mann einsprachen und die Knittel, nebst Mützen oder Hüten, wie es die Ehrfurcht gebot, im Vorhofe ablegten, ehe sie eintraten in das Heiligthum der Themis, nahm der Letzteren holde Priesterin allemal die Knittel weg und hob sie sorgfältig auf. Suchten aber dann die Clienten bei dem Fortgehen ihre Tröster, so hieß es: „Ihr habt wohl keine mitgebracht" — oder: „Es sind mehr Bauern da gewesen, die haben sie wahrscheinlich mitgenommen!" — Als nun der Herr Gemahl bei dem nächsten Geldabfordern zu Holz das alte Lied vom „verdammten Kaffeefeuer" anstimmte, da führte Madam ihn in ihr Holzkämmerlein, erklärte unumwunden: wie sie zu den vielen Knitteln gekommen, versicherte: daß sie nur davon künftig ihren Kaffee brennen und kochen werde, und verbat sich daher alle weiteren Bemerkungen. Darob lobte der Herr die ungerechte Haushälterin; und wenn seitdem Bauern mit Tröstern bei ihm einsprachen, hieß es allemal: „Bauern 'rein, Knittel draußen!" — Mit dem Knittelsammeln seiner lieben Ehehälfte ging es aber endlich doch übel; die Sparsame ward von einem Knittelherrn über das Wegschleppen seines Stabes ertappt und hieß bald bei allen Bauern der ganzen Gegend nur der Knitteldieb. Ja, endlich galt überall das sächsisch-ländliche Sprüchwort: „Hör', gehst du zu Fehme, lass'n Knittel derheme!" Auch in der Stadt blieb die Geschichte nicht unbekannt und als die Frau Practica gestorben war, der sie überlebende Practicus aber sich wieder verehlichte, ließ ihm ein malitiöser Anonymus einen Karren voll Knittel vor das Haus fahren auf deren jedem ein Zettel klebte des Inhalts: „Kaffeeholz für die junge Frau." — Die Anekdote ist ächt und wird hier als ein Exempel zur Uebung gegeben. Richard Roos.

## Zwei Lieder nach Casimir Brodzinski.*)

### 1. Der Schäferin Sehnsucht.

Wer wird meinem Herzen sagen,
Wie's ihm geht, dem Vielgeliebten?
Wer zu ihm hinüber tragen
Gruß auf Gruß von der Betrübten?

Vöglein, das daher jetzt eilet,
Schneller als der Flug des Windes,
Sage, wo mein Liebling weilet,
Holder Bote, schnell verkünd' es!

Wo auf weitem Erdenrunde
Das Geschick ihn hält, den Lieben,
Da flieg' hin nun, bringe Kunde:
Ob er lebt und treu geblieben.

Doch das Vöglein, leicht sich schwingend,
Ist verschwunden in den Hainen;
Eine Aehr' im Schnäblein bringend,
Eilet es zu seinen Kleinen.

Holdes Vöglein, zieh' in Frieden,
Dich erwartet deine Traute —
Mein sind jetzt, von Ihm geschieden,
Seufzer nur und Klagelaute!

### 2. Kriegers Abschied.

Liebchen, süße Tag' entrannen
Uns im Schatten dieser Tannen,
Doch jetzt will mir Ahnung lehren:
Nimmer werd' ich wieder kehren!

Ruh' ich dann im Schlachtgefilde
Und der Mond strahlt rein und milde:
Dann schleich' aus der Mutter Hütte
Dich hieher mit leisem Schritte.

Singe dann die Liebeslieder,
Die du sangst im Frühling, wieder,
Und die Wiederhall so gerne
Durch das Thal trug in die Ferne.

Und mit linder Wehmuth schaue
Auf zum hohen Himmelsbaue:
Dort in heller Sterne Höhen
Werd' ich sehnend dich nur sehen.

Hörst du dann des Wipfels Aeste
Flüstern, wie berührt vom Weste,
So bin ich's, der in die Zweige
Traulich mich hernieder neige.

Sinken Zweiglein dir zu Füßen,
Denk' es dir als Freundesgrüßen,
Deut' es als die leise Bitte:
„Damit schmücke deine Hütte!" A. v. Drake.

*) Casimir Brodzinski ist ein jetzt lebender Dichter der Polen, der Aufmerksamkeit erregt; seine elegischen und idyllischen Dichtungen gefallen seinem Volke als durchaus national. D. E.

## Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

**Berlin.** Auch ich will wieder einmal über unsre Bühne reden, trotz dem, daß der „Gesellschafter" den Theater-Correspondenten eine so ernste Miene zeigt (Vide Umschlag zum Juli-Heft.); aber zusammen drängen will ich mich auch, ist doch ohnehin zur Weitläuftigkeit nicht viel fernhafter Stoff vorhanden!! — Was gab es aber Neues? „Das letzte Mittel" mag anfangen. Es ist ein hübsches Lustspiel von Frau von Weißenthurn, das man nur nicht weiter als an Ort und Stelle betrachten muß, sonst liegen die Scrupel so nah, daß die Kritik üble Laune nicht verbergen kann. Der Graf Sonnstett muß durch das letzte Mittel eine junge Wittwe heirathen, die einen Fehler dadurch wieder gut macht, daß sie den Herren Bräutigam noch auf verschiedentliche andere Manieren täuscht — solche Heirathen mögen ja innerhalb der Theater-Wände bleiben! Hr. Wolff gab den „Grafen Sonnstett" — er gab ihn; es ist ein gutes Wort, wenn man einen Charakter so ganz und gar bekommt. Ganz und gar? — Ein hiesiger Zeitungs-Kritiker wollte aber Hrn. Rebenstein die Rolle zugetheilt wissen? — Ja, der würde freilich ein besseres Aussehen für sich haben; ich aber stimme — ohne Hrn. Rebenstein, den ich in vielen Rollen gern mag, seine Brauchbarkeit bestreiten zu wollen — hier für das bessere Einsehen. Mad. Stich brachte als die erwähnte Wittwe die vollste Wirkung hervor. Frau von Weißenthurn verlieh ihr einen französischen Charakter mit einem deutschen Namen; dieser erlaubt die Rolle etwas derber zu coloriren, jener würde die Intrigue etwas feiner abrunden. Die Künstlerin erinnerte bei der Zeichnung an beides; aber es läßt sich glauben, daß auch unter einzelnen deutschen Damen (sie sind gelehrig!) das leichtere französische Wesen einheimisch seyn könnte; also denk' ich, wir denken weiter nicht an den Namen und Mad. Stich wird dann ihrer Vortrefflichkeit noch einen Brillant mehr ansetzen. Hr. Krüger als „Baron Gluthen" war zu loben; er verstreut jedoch den Humor etwas zu sehr und macht ihn breit; hübsch sich zusammen gehalten, nicht dem Augenblick, nur einem sicheren Studium vertraut, das wirkt! wenn man aber frischzu dem Bühnenwinde sich überläßt, hat man zuweilen contraire Richtung. Mad. Eunicke hat eine adliche Klatsch-Muhme; nun, wir haben diese Rolle schon funfzigmal in andern Stücken von ihr gesehen und wundern uns weiter nicht über die totale Aehnlichkeit aller Klatsch-Muhmen der ganzen Welt. Mad. Bader repräsentirte eine ältere Baronin — sie spielt mit zu viel Rundung! Physische Fülle stört — selbst wenn die geistige so stiege, daß ein Gleichgewicht möglich wäre: es geht doch nicht! Mad. Bader, die es wohl fähig seyn mag, eine denkende Künstlerin zu seyn, wird auf dem Theater stets ungern gesehen werden, wenn sie nicht aus dem Fach der Anstands-Rollen in ein anderes zu kommen sucht, das ihrer Aeußerlichkeit mehr zusagt. — Shakspeare's „Was ihr wollt" haben wir Berliner nicht gewollt; wir verdanken dies dem Herrn von Zieten-Liberati (wären wir doch diesmal Liberati, d. h. die Befreiten, gewesen!!), der dieses Lustspiel (von ihm „die Zwillingsgeschwister" benannt) nicht sonderlich bearbeitete, zum Theil vielleicht aus zu großem Respekt für Shakspeare, mehr aber wohl aus zu geringer Fähigkeit. Er ließ zu viel Verbrauchtes und Mattes stehen und wo ihm nicht genug davon war, that er aus eigenem Vermögen hinzu, ohne dem Guten beisteuern zu können. Wer ein solches Lustspiel unserer Zeit genießbar machen will, muß auch so ein Stück Zwillingsgeschwisterschaft mit dem Geiste Shakspeare's zu dokumentiren wissen. Der Respekt vor dem großen Dichter wollte anfangs den Zuhörern nicht aus dem Kopf; endlich lenkte aber die Bearbeitung doch auf den Gebrauch der Füße, was ich übrigens tadelnswerth finde. Schade um die Kräfte der Madam Stich, die heute sogar für Zwei (das Zwillingspaar) brav spielte! — „Der Hausfriede" ist neu einstudirt worden. Wunder über Wunder! Hr. Devrient (Hofrath Stahl) wußte mehr und besser als der Souffleur und war dazu so meisterhaft wie — Devrient. Mad. Schröck als „Frau Hofräthin" ist ein Unicum; sie zeigt nicht die Rolle, das ganze Fach gehört ihr und dabei weiß die Künstlerin zu nüanziren! — Sie stellte uns gewiß nicht funfzig Mal dieselbe Gestalt, und wenn auch funfzig Theater-Dichter sich freundschaftlich abschrieben; und dabei giebt sie, wie Mad. Stich (Fräulein Hainfeld), sich niemals sichtbarlich oder hörbarlich mit dem Souffleur ab: dieses ganze Verhältniß bleibt cachirt. Mad. Stich spielte die „Hainfeld" zum ersten Mal; da kann man von einer so geübten Künstlerin zwar viel, aber immer noch nicht Alles verlangen; es schleift sich auch hier bei wiederholter Darstellung gewiß noch manche kleine Härte ab. — Eine Oper: „Das Schützenfest" war ebenfalls neu. Es ist mir recht angenehm, daß eine Oper auch einen Text hat; denn, läßt sich nun über beides nichts sagen, so kann man sich wenigstens mit der Erklärung helfen: es ist Eines just so viel werth wie das Andere. — Auf eine weitere Analyse will ich mich recht gern nicht einlassen; doch die Darstellung, als Drittes, nicht jenen beiden Dingen anreihen, denn sie war wirklich gut und mit diesem Wörtchen endet sich's gut.

K.

Es ist nicht ohne Interesse, von den lebenden Schriftstellern und schönen Geistern Englands zu den verstorbenen, die nach Shakspeare lebten, und zu Shakspeare selbst, auf zu steigen. Man sieht mit Vergnügen, wie sie sich einander die Hände bieten; so hat z. B. Thomas Moore, der Verfasser der „Lalla Roukh", dem berühmten Sheridan die Hand geschüttelt, dieser kannte Johnson; Johnson war Savage's Freund; Savage war mit Steele bekannt und Steele mit Pope; Pope war Congreve's genauer Freund; Congreve Dryden's. Dryden lebte mit Milton; Milton zu Davenant's Zeit, wenigstens waren Dryden und Davenant Freunde. Davenant kannte Hobbes, Hobbes kannte Bacon, Bacon kannte Ben Johnson; dieser war mit Beaumont und Fletcher mit Clarendon, Sidney, Raleigh, mit allen Zeitgenossen Shakspeare's, der Königin Elisabeth und dem König Jacob und mit Shakspeare selbst, dem größten Genie von Allen, bekannt. (Courier.)

Die „Drapeau Blanc" läßt in diesen Tagen einen Herrn O'Maheny folgende Beschwerde führen: „Der Scepter, ehedem die Stütze der Fürsten, ist jetzt ein zerbrechliches Rohr geworden. Pindar besang einen König von Rhodes, dessen Scepter von so hartem Holz war, daß er Jeden erschlug, den er traf. Diese Holzart scheint ganz ausgegangen; bloß Chlodowig, Karl der Große, Ludwig der Heilige und Ludwig XIV. hatten sie noch gefunden. Um Madrid und Neapel aber scheint es nicht mehr zu wachsen, und doch wäre ein einziger Stamm davon jetzt ein größerer Schatz, als alle jene kostbaren Orangen- und Oliven-Wälder, welche dort stehen." — Wir erwiedern hierauf: „O ja, es giebt noch solche Stämme: die constitutionellen Scepter werden daraus gemacht. Ob sie gleich nicht zum Todtschlagen, sondern nur zum Regieren dienen können, so sind sie doch noch härter und dauernder, als der Scepter des Königs von Rhodos!" (Courier fr.)

Ein englisches Blatt vergleicht die Radicalen und Reformer mit den Irländern in der letzten Empörung. Ihnen war das damals unter Beresfords-Bankzettel bekannte Papiergeld verhaßt, weil sein Cours gewaltsam eingeführt wurde. Bei der Kassen-Plünderung von Dublin fanden sie 100,000 Pfund in diesen Papieren. Sogleich machten sie ein großes Feuer auf dem Marktplatz, und unter dem Ausruf: „Bei dem Heiland! — wir wollen dem Beresford den Hals brechen; jetzt muß er bankerott werden!" — verbrannten sie die al pari stehenden Zettel bis auf den letzten, und machten ihren Feind um 100,000 Pfund — reicher, sich selbst um eben so viel ärmer. Es ist nicht das einzige Mal, daß ein Volk in seiner Verblendung — Beresford-Bankzettel verbrennt. (Courier.)

Redacteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurersche Buchhandlung.








# Der Gesellschafter
oder
# Blätter für Geist und Herz.

1820. Mittwoch den 30. August. 140stes Blatt.


## Offene Briefe.

### 2. Sarkasmus an seinen neugierigen Vetter.

Erstaunlich gut hab' ich's mit Dir gemeint, daß ich Dir bisher nicht schrieb; aber Du willst es nicht erkennen. Neues soll ich Dir aus Berlin melden — giebt es denn Neues für den, der alle Zeitschriften so eifrig liest, wie Jemand, der nichts Anderes zu thun hat, als z. B. Du. Wahrhaftig, eine complette Instruktion sendest Du mir, und zwar so bunt an Fragen, die ich lösen soll, daß es scheint: Du hältst mich für einen Kabinets-Sekretair und eine Theeschwester zugleich; denn in das Auswärtige und Einheimische, in die große und kleinliche Geschichte hast Du Deine Neugierde eingenistet, als wärest Du gedungen, in Deinem Erdwinkel den Allwissenden zu spielen. Wahrscheinlich willst Du, daß ich mit Häkeln und Mäkeln den alten Ausspruch eines egoistischen Franzosen „que les français seulement savent converser et que les autres nations ne savent que disserter et discuter" auch hier wahr machen soll, denn ihr Krähwinkler fühlt eure Größe nur dann, wenn ihr in eurem Clubb auf die Residenzstädter sticheln könnt. Ad vocem Clubb, sagst Du: da es bekannt ist, daß die Clubbs in England und Frankreich entstanden sind, um die Constitutionen (verdammter Plural!) aufrecht zu erhalten, so möchtest Du besonders über künftige deutsche Constitutionen etwas wissen. Bist Du auch Einer von denen, welche die Zeit nicht erwarten können, in der entweder ein Nichts oder ein Zankapfel präsentirt und repräsentirt wird? Ich sage Dir, mit einer sonstigen Regierungs-Verfassung und einer veränderten verhält es sich, wie mit dem Lohn und dem Trinkgeld des Casperle in einer Puppen-Komödie. Er will sich einem neuen Herrn vermiethen. Dieser fragt: was gab dir dein alter Herr? — Drei Thaler Lohn und acht Groschen Trinkgeld. — Das will ich dir auch geben! — Nee, das ist nichts, eine Veränderung muß seyn! Wissen Sie was, geben Sie mir acht Groschen Lohn und drei Thaler Trinkgeld! — Nimm Dir, neugieriger Vetter, daraus Dein Theil und befrage mich nicht weiter über solche Dinge. — Den Apoll auf dem Schauspielhause soll ich Dir beschreiben? Nun, es ist eine getriebene Arbeit, besonders im Preise, und obwohl nur in Kupfer, so ist sie doch dadurch auch in Silber getrieben. Uebrigens fangen die Kritiker — gegen die er mit den beiden vorgespannten zutäppischen Greifen besonders gerichtet scheint — bei seiner werthen Person ihre Geschäfte an. Namentlich ist sein Haupt ein Gegenstand ihres Tadels, indem ein Büschel Haare nach vorn und das vom Wind (schlecht in Kupfer) getriebene Haar nach hinten in der Profil-Ansicht so ziemlich einen dickköpfigen Raben bilden, der von oben herab zu krächzen scheint; welcher fatalistische Zufall in unserer so entsetzlich aufgeklärten Zeit ein natürliches Omen wird; denn man will nun meinen: Einige Dichter würden stehlen, einige Sänger singen, wie die Raben und Andere setzen gar hinzu: daß, weil die jetzigen Tragödien eigentlich der Criminal-Justiz die ihr gehörigen Opfer entziehen, so wolle der eingeschwärzte Rabe (durch den kein gutes Haar am Apoll ist) nun

auf dem Schauspielhause seine Rechte reclamiren. — Auch über die neueste Musik willst Du schwatzen können. Nun, bei der macht man dem Spektakel die Cour und zuweilen in einem solchen Grade, daß, wenn Samuel Johnson jetzt lebte, er nicht immer wiederholen könnte, was er einst sagte, nämlich: „Ich denke, unter allem Getöse ist Musik dasjenige, was am wenigsten unangenehm ist.“ Es gab eine Zeit, wo man mit wenigen Mitteln viel leistete, diese ist glücklich vorüber; uns sind zu dem Wenigen, was wir leisten, die großen Mittel, die wir haben, noch viel zu gering; darum machen wir Anleihe auf Anleihe auch in der künstlerischen Welt, und es kommt wahrscheinlich noch dahin: daß eine ganze Nation alljährlich vier Wochen musikalisch einexerzirt wird, um einen Gesang vor zu tragen. — Doch von etwas Anderem! Dir hat ein Gedicht von Müllner, „die Lumpe“ betitelt, sehr gefallen; da nimm hier, mit dem Urtext, eine Parodie (Reim auf Reim), die in einer Berliner Trink-Gesellschaft improvisirt wurde:

Original.

**Kritikus.** Gestehen zwar muß Recensent,
Der junge Dichter hat Talent;
Allein es zeigt der Vorbericht,
Bescheiden — leider — ist er nicht.

**Meister.** Jeder möge so verkünden,
Was ihm heute recht gelang!
Das ist erst das rechte Zünden,
Daß entbrenne der Gesang.
Keinen Druckser hier zu leiden,
Sey ein ewiges Mandat!
Nur die Lumpe sind bescheiden,
Brave freuen sich der That.

**Leser.** Mich dünkt, der Rezensent hat recht.
Das: „Ich bin ihr ergeb'ner Knecht“
Ist mir das Liebst' an jedem Brief;
Wer jung zumal, der bück' sich tief.

**Derber.** Nur die Lumpe sind bescheiden,
Brave freuen sich der That.
Ihr Gefühl nicht zu beneiden,
Ist des Selbstgefühls Mandat.
„Bückt euch vor mir, stolze Kegel!“
Welch Verlangen, dumm und plump.
Solch ein Krittler, ist's kein Flegel,
Nun, so ist's gewiß ein Lump.

Parodie.

**Kritikus.** Nur ICH bin tücht'ger Recensent,
Wer hat wohl außer mir Talent! —
Führ' ich d'rum Einen zum Gericht,
Knie' er im Staub' und muckse nicht.

**Meister.** Jeder mag uns frei verkünden,
Was uns heute nicht gelang;
Rechtes wird den Geist entzünden,
Neu beflügeln den Gesang.
Doch den Giftpilz nicht zu leiden,
Sey ein ewiges Mandat;
Macht ihn Warnung nicht bescheiden,
Helf' am rechten Fleck die That.

**Leser.** Mich dünkt, der Meister hat ganz recht;
Im Reich der Seel' ist Keiner Knecht!
Wer gab denn Jenem wohl den Brief:
Hoch steh' ER, jeder And're tief.

**Derber.** Macht ihn Warnung nicht bescheiden,
Helf' am rechten Fleck die That,
Folget fortan im Beneiden,
Er der Eitelkeit Mandat.
Nur zum Fallen, wie ein Kegel,
Steht er hirnlos da und plump,
Und das kräft'ge Wörtchen Flegel
Ist zu gut für solchen Lump.

Hinweg nun von Lumpen in Original und Parodie, denn Du willst ja noch von den „Königlichen Schauspielen“ hören. Die kannst Du auf den Theaterzetteln finden, wenn Du einmal hier bist und des Nachmittags an eine der Straßenecken Dich hinstellst. Vormittags mußt Du es Dir aber nicht einfallen lassen, es sey denn, Du wohntest ganz in der Nähe des Theaters; an andern Orten werden sie oft nur erst gegen Abend, oft auch gar nicht angeklebt. Wolle nur aber nicht etwa durch diese Theaterzettel Logik und Urbanität lernen; denn Du wirst da z. B. oben finden: „Auf vieles Begehren: Die Prima Donna in Krähwinkel“ und unten: „Wegen eingetretener Hindernisse kann heute „Donna Diana“ nicht gegeben werden“ — als ob, wenn auf „vieles Begehren“ ein anderes Stück aufgeführt wird, das im alten Canzleistil „eingetretene“ Hinderniß nicht schon offenkundig wäre. Hinsichtlich der Urbanität warne ich Dich vor einem Aerger. Hast Du z. B. Dir Billets zu einer Vorstellung holen lassen und sie wird dann auf einen andern Abend verschoben, so ist auf dem Theaterzettel zu lesen: „Die Billets müssen gegen andere umgetauscht werden“ — während Du (denn leider hast Du Logik) erwarten könntest: daß man zu einer zweiten Mühe, die Du auf keine Weise verschuldest, Dich wenigstens mit einem Ersuchen einladen würde. — Aber etwas Behülfliches haben die Theaterzettel. Wenn Du Dich etwa in eine unverheirathete Schauspielerin verliebst (und dazu, man muß der Wahrheit die Ehre geben, ist manches Hübsche sehr gefährlich), so kannst Du durch den Theaterzettel erfahren: wie Du Deine Geliebte mit dem Vornamen zu nennen hast; findest Du es kurios, daß die verheiratheten Damen (die — versteht sich, mit Ausnahmen — auch so hübsch sind, daß man sich in sie verlieben kann) und die Herren gar keine Vornamen haben, so ist darauf zu antworten: Ein Herr, und wär' es der unterthänigste, ist immer ein Herr; eine Frau hat auch ein Prädicat oder zu deutsch eine Beilegung; aber Mannlose sind nur Henrietten, Luisen u. s. w., seitdem es die Puristen, zu deutsch: Reinsprechler, dahin gebracht haben, daß man für eine Unverheirathete gar keine Anrede mehr hat. Da diese doch besonders im Hauptfalle sehr nothwendig ist, so würden blöde Männer bei Heiraths-Anträgen gewiß sehr in Verlegenheit seyn, wenn nicht die blöden Männer völlig ausgestorben wären, wie sich z. B. daran merken läßt: daß die Herren in Logen und Parterre sich die besten

Plätze nehmen und oft die Damen stehen lassen, welche saubere Sitte das zweite Geschlecht bei dem Prozeß wegen der großen Hüte im Theater billig zu seinem Vortheil benutzen sollte. — Wenn nun aber, mein lieber Vetter, schon aus den Theaterzetteln eine solche Abhandlung hervor geht, so kannst Du leicht denken: daß über die Vorstellungen selbst kein Ende zu finden wäre, wenn ich es nicht diesmal gleich fände, indem ich mich schlüßlich empfehle als Dein dienstwilliger Vetter

Berlin. Sarkasmus.

## Borgwall und Remus-Insel bei Rheinsberg.

2. (Schluß.)

Indessen ging die Herrschaft Rheinsberg von Hand zu Hand, bis sie endlich Friedrich II. noch als Kronprinz an sich kaufte, die Lieblichkeit der Gegend zu einer reizenden Garten-Anlage benutzte und das Schloß im Sinn seiner Erbauer erweiterte. Natürlich wurde bei diesem Geschäft jener Zeit der ersten Gründung gedacht, und die dem Prinzen zugesellten Jünglinge verweilten besonders gern in deren Dämmerlicht, wo ihre Vorfahren schon als bedeutende Gestirne an dem vaterländischen Himmel geleuchtet, während Friedrich, inniger von den Vorzügen der Gegenwart durchdrungen, ihnen die Ueberschätzung der Vorzeit gern durch einigen Spott vergalt, und hiebei an Heinrich von ·· einen rüstigen Gehülfen fand. Obgleich — als Sohn einer erst in neuerer Zeit erblühten Familie — heimlich beschuldigt: nur das zu verspotten, was ihm abgehe, führte dieser doch so siegreich die Waffen des Witzes, daß nicht leicht Jemand mit ihm streiten mochte, ob auch die jugendlichen Genossen gegen jede seiner etwaigen Blößen auf scharfer Wacht standen. Eine solche schien sich ihnen im reichen Maaße zu bieten, als der Prinz, auf dringende Empfehlung Heinrichs, einem Italiener Gehör gab, der sich in dem Zustande einer ganz besonderen Geisteszerrüttung befand. Von glühender Vaterlandsliebe erfüllt, mit der Geschichte seines Volkes innig vertraut und voll heiligen Unwillens über dessen politische Zerstückelung, war bei dem Bestreben, die begeisterungslose Gegenwart durch eine große Vergangenheit zu erheben, in dem Römer der Wahn entstanden: Roms fabelhafter erster König Remus werde von höheren Mächten an irgend einem Ort der Erde im tiefen Schlaf gehalten, und könne, von einem Getreuen geweckt, zur Beglückung des Erdkreises aus seinem Grabe hervor gehen. Sich hielt er für den Berufenen und irgend ein Rheinsberg der Welt für die verheißene Stätte; er erzählte ausführlich: wie er sowohl in Rheinberg (Renomontanum) als auch in Rheinbergen vergebliche Nachsuchungen angestellt, nun aber von einem Geist nach Rheinsberg und zwar zu der Borgwalls-Insel gewiesen sey. Friedrich staunte über die Abrundung der Idee und über ihre Verzweigung in einem so tief und vielseitig gebildeten Manne; und Heinrich unterstützte sein Gesuch mit einem seltsamen Eifer. Die eben gemachte Entdeckung Herculanums und Pompejis hatte den jungen Fürsten auf eigene Weise erregt, und er gab — wahrscheinlich in ganz anderer Idee als der Italiener sie hatte — seine Einwilligung zu den Nachgrabungen. Mit Eifer ging der Fremdling ans Werk; Heinrich blieb ihm treulich zur Seite und nur die Theilnahme des Prinzen hielt den lauten Spott der Jünglinge in Schranken. Dem Prinzen ward der Italiener täglich interessanter; auch er nahte sich ihm oft und gewahrte bald das geheime Band, welches Heinrich umschlungen hielt. Die Tochter des seltsamen Mannes, eine in höchster Lieblichkeit eben erblühende Jungfrau, welche den Vater in Knabentracht begleitete, zog den Jüngling an. Des Mädchens Geist hatte durch den väterlichen Umgang eine höchst eigenthümliche Richtung gewonnen, die Idee von dem schlafenden Remus sich mit den früher empfangenen christlich-katholischen Bildern wunderbar verschmolzen: die Nothwendigkeit, sich einem gleichen Gedankenspiel zu fügen, um bei dem Kinde Gehör zu finden, belebten Heinrich auf eigene Weise und stürzten den sonst so Besonnenen in einen Zustand leidenschaftlicher Verwirrung. Dies Alles bemerkte Friedrich mehr als er es beachtete; der Vater ward ihm dagegen als philosophische Aufgabe immer anziehender. Indessen kam die Kunde auch zu dem König und er äußerte in einem eigenhändigen Schreiben sein Mißfallen. Heinrich schlug dem Prinzen mehrere Ausflüchte vor und suchte ihn endlich nur zu einigem Aufschub zu bewegen; aber der königliche Jüngling war sogleich streng entschlossen. Dem Italiener wurde schleunige Entfernung geboten, und ein ernstes Wort zwang Heinrich, wenigstens äußerlich Ruhe zu zeigen; auch schien er sich gefügt und gefaßt zu haben: die Fremdlinge reiseten ab, aber nach wenigen Tagen war auch der junge Edelmann verschwunden. Sehr bedeutende Summen, die er sich zu verschaffen gewußt, ließen seine Absicht errathen; alle übrigen Maaßregeln waren so gut genommen, daß man keine Spur entdeckte. Von dem Italiener und seinem Kinde hat man nie wieder etwas gehört; Heinrich aber lebte nach vielen Jahren, unter verändertem Namen, am päbstlichen Hofe in großem Ansehen und ist dort im hohen Alter gestorben. Friedrich entsagte, als König, zu Gunsten dieses Jugendgenossen, dem Recht: das Vermögen eines entwichenen Edelmannes ein zu ziehen; doch hielt er darauf: daß davon die zur Flucht erborgten Summen bezahlt werden mußten. — Im leisen Spott nannten die Jünglinge — denen Friedrich selbst, im freimüthigen Bekennen einer Jugend-Thorheit, die ihn doch nur äußerlich berührte, sich anschloß — den Borgwall fortan Remus-Insel. Als Erinnerung an eine Hofbegebenheit wurde der Name bald auch im Städtchen gebraucht; doch heißt im Munde des Landvolks die kleine Insel bis heut noch der Borgwall. E. Karoli.

## Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

**Hamburg.** „Der Mohr", Lustspiel in einem Aufzug von Präzel, ist jetzt bereits zwei Mal aufgeführt. Nach dem dermaligen Zustand unserer deutschen Bühnen und den Anforderungen, die an sie gemacht werden, sind Lustspiele ein wesentliches Bedürfniß. Aber freilich ist zu wünschen: daß Alles, was uns unter diesem Namen dargeboten wird, denselben auch in der That verdienen, sich wenigstens über das Mittelmäßige erheben möge. „Der Mohr" des als Mensch und Dichter gleich achtungswerthen Präzel befriedigt diesen eben ausgesprochenen Wunsch, wenn auch nicht ganz, doch bei weitem mehr, als andere dramatische Erzeugnisse dieser Gattung, die seit einiger Zeit sich auf dem Repertoire unseres Stadt-Theaters finden. Exempla sunt odiosa; auch mögen wir Niemanden, dem es nur Ernst in seinen Bestrebungen ist, und am wenigsten den Lustspiel-Dichtern, üble Laune machen, und darum, ohne Gegeneinanderstellung und Vergleichung, hier bloß von dem, was als neue Gabe uns dargeboten worden. Zuerst die Fabel des Stücks, dann einige beurtheilende Andeutungen. — Ein 53jähriger Baron ist in seine bei ihm lebende Nichte, Rosalie, verliebt; Betrachtungen desselben über einen von ihr ihm verehrten Blumenkranz mit beigelegtem Billet — welches dem Alten nicht recht gefallen will, weil es das Lob seiner grauen Haare ausspricht — werden durch das plötzliche Erscheinen eines Mohren gestört, der die nahe Ankunft eines Freundes des Baron, Capitain Stein, den er in 12 Jahren nicht gesehen, meldet. Daß dieser, ein warmer Fürsprecher für Theodor — des Barons nicht nach seinem Sinne gerathener Sohn — Theodor, Rosaliens Geliebter, seyn möge, befürchtet der Vater, und freut sich, als die Nichte — welche wähnt: Theodor trage die Larve eines Schwarzen und ihn daher zur Strafe necken und ängstigen will — verspricht, von ihm nichts hören und sich dem alten verliebten Oheim geneigt stellen zu wollen. Der Hauptmann erscheint; das Gespräch kommt sogleich auf Theodor. Der Baron und die Nichte stimmen seinem Lobe des Jünglings nicht bei und er ergrimmt über die Treulosigkeit des Mädchens. Die schlaue Kammerjungfer, Dorette, erzählt hernach dem Baron: wie ihre Gebieterin, die sich entfernt, seufze und sich sehne nach dem ihr ungemein gefallenden Hauptmann (der Mohr lauscht); der getäuschte alte Herr geräth in Wuth. Der Hauptmann stellt sich, als sey er entschlossen, Rosalien zu heirathen; in der großen Verzweiflung fügt nun der Baron: sein Theodor werde kommen, er habe ihm verziehen; Rosalie soll sich entscheiden. Sie willigt ein, den Hauptmann Stein zu ehlichen. Ueber ihre neue List triumphirend, wendet sie sich an den Mohr; in dem Wahn, diesen, den verkleideten Theodor, den heimlichen, mißtrauischen Belauscher, tüchtig zu beschämen, reißt sie ihm die Larve ab und vor ihr steht — Anton, ehemals Jäger im Dienste des Barons, der weg geschickt worden, weil er ein liebes Windspiel des Herrn getödtet. Rosalie will vor Schaam, der Baron vor Wuth, Dorette, das Kammermädchen, vor Freude (sie liebt Anton) vergehen. Nun ist es Zeit, daß auch der Hauptmann seinen Stutzbart und seine falschen Haare weg wirft, und — Theodor, vom Papa zu Gnaden angenommen, sinkt in der getäuschten Geliebten Arme. — Die Charaktere der handelnden Personen sind richtig und mit Liebe gezeichnet; nur der alte Baron in seiner geckenhaften Neigung für die schöne Nichte ist eine zu gewöhnliche Bühnen-Erscheinung, um besonders pikant seyn zu können. Die Intrigue ist für den beschränkten Umfang fast zu fein gesponnen und dadurch die Darstellung erschwert. Die metrische Form des Dialogs, welche der Verfasser gewählt hat, scheint jetzt im Lustspiel (für welches sie doch wohl nur, wenn der Stoff romantischer Natur ist, sich ganz eignet) immer mehr herrschend zu werden; nur wird ihr selten so viel Sorgfalt gewidmet, als hier geschehen. — Die Rollen sind zweckmäßig vertheilt; Hr. Direktor Schmidt stellte den „Baron", Hr. Lebrün „Theodor", Madam Lebrün (geborne Steiger) „Rosalie", Mad. Reinhold „Dorette", Hr. Weiß den „Anton" (den Mohren) dar. Je schwerer, wie gesagt, die Darstellung, desto rühmlicher ist die trefliche Ausführung derselben. Nur scheint uns Herrn Lebrüns (Theodors) Maske noch immer zu jung; bei einer solchen, Täuschung bezweckenden Verkleidung, pflegt man gewöhnlich Alles auf zu bieten, um sich möglichst unkenntlich zu machen. — Das Stück ist in jedem Fall eine Bereicherung unserer dramatischen Literatur und kann allen Bühnen mit Recht empfohlen werden. Möge Herr Präzel Muße finden, uns mehrere ähnliche Arbeiten zu liefern.

o —.

**Leipzig.** Seit dem Anfang des August haben die Vorstellungen auf unserer Bühne (die 14 Tage lang, während welcher in Lauchstädt allein gespielt wurde, unterbrochen waren) wieder begonnen. — In einer Reihe Gastrollen erfreute Herr Schmelka, vom Breslauer Theater, das Publikum; auch der Tenorist Hr. Bergmann, von Dresden, gab bereits einige mit Beifall. Angekündigt sind uns Hr. Krebs, von Stuttgart, und ein Hr. Hillebrand, von Wien (beide Sänger). So kommt uns wenigstens von Auswärts, was, wie Einige meinen, uns selbst (bei dem Theater nämlich) fehlt, Neues und Wünschenswerthes. — In der Literatur ist jetzt, wie gewöhnlich um diese Jahreszeit, eine Art Stillstand. Flugschriften, deren Zahl begreiflich seit dem September v. J. sehr abgenommen hat, erscheinen fast gar nicht; andere Werke sehr wenig. Die früher im „Bemerker" des „Gesellschafters" angezeigte kleine Schrift von Pougens: „Les quatres Ages", ist jetzt in deutscher Uebersetzung unter dem Titel: „Die vier Alter des Lebens", von Fr. Gleich (Leipzig, bei Reclam), in eleganter Ausstattung erschienen und wird hoffentlich unter uns Deutschen sich eben so viele Freunde erwerben, als sie früher im Original in Frankreich und in Uebersetzungen in Spanien, England, Italien und Holland erhielt. — „Das Leben Carnots", von Korte, und „Mährchen und Sagen", von Lothar (beide bei Brockhaus), verdienen als ein Paar schätzbare neue Erscheinungen in der Literatur Empfehlung; deßgleichen die „vermischten Schriften von Weitzel" (Wisbaden, bei Schellenberg), von denen bis jetzt der erste Band, enthaltend „der heilige Bund", ausgegeben ist. Auch die „politischen Lektionen" von Pahl (in München heraus gekommen) sind zu beachten; denn mit einer seltenen Umsicht und klaren Erfassung seines Gegenstandes bringt hier der Verfasser Dinge und Ereignisse unserer geschichtlich sehr großen Zeit zur Sprache, deren Interesse eben in unsern Tagen wohl Keinem mehr fremd ist. — Mit der Gesundheit des Fürsten Feldmarschall Schwarzenberg, der, wie bekannt, seit längerer Zeit der medicinisch-homöopathischen Hülfe des hier lebenden Doktor Hahnemann sich bedient, will es noch immer nicht ganz eine erwünschte Wendung nehmen. Wir wollen hoffen, daß der Spätsommer und Herbst in dieser Hinsicht zu gedeihlicheren Resultaten führt.

— Ch —.

Neulich ward zu Mans ein Verbrecher, Namens Collet, zu 5jähriger Festungsarbeit verurtheilt, welcher während des Betriebes seines diebischen Handwerks die Frechheit so weit getrieben: daß er ein Mal in der Grafschaft Nice als Erzbischof herum reisete und 53 Priester einsetzte, ein ander Mal aber sich für einen französischen General ausgab und als solcher eines Tages die ganze Garnison von Montpellier die Revüe passiren ließ!! (Courier fr.)

Professor Dejernon zu Paris hat eine neue Lehrmethode erfunden, das Schreiben zu lernen, nach welcher man bei einer öffentlichen Sitzung Blinde und Kinder von 5, 6 bis 9 Jahren auf eine überraschende Art schreiben sah. (Quotid.)

**Schreibfehler.** Bl. 135. 1ste Spalte, Zeile 18, ist statt „La plus belle" zu lesen: „Le plus beau village".

Redacteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurersche Buchhandlung.






# Der Gesellschafter
oder
# Blätter für Geist und Herz.

1820. Freitag den 1. September. 141stes Blatt.


## Der Kornblumen-Kranz.

(Zur Monats-Vignette.)

„Das nenne ich Unglück!" sprach Welmar, ein junger Dragoner-Offizier, trat vom Spieltisch zurück und drückte halb lachend, halb zornig, die leicht gewordene Börse in der Hand zusammen. — „Du hast gespielt?" fragte der eben eingetretene Gerlow, sein bedächtiger Freund, und sah verweisend auf den Jüngling hin. — „Das kam nun heute so!" entgegnete dieser, leicht mit der Hand über Stirn und Augen streifend; „daran ist das schöne Mädchen und der neidische Alte schuld. — Ja!" so fuhr er, sich besinnend, fort: „Du weißt noch nicht, wie es mir gestern ging; laß Dir erzählen und dann sage: ob es nicht zum Verzweifeln ist!" — damit zog er den Freund in ein Nebenzimmer, rief nach Wein und begann:

„Ich war gestern bei der Tante; da wimmelte es wieder von schönen Geistern und Karfunkel- und Hyazinth-Glöcklein schwirrten gereimt und ungereimt durch die Gesellschaft. Wie aber nun Nettchen endlich gar den zierlich glänzenden Kasten brachte, in welchem der Cousine blumenreiche Geistes-Produkte aufgeschichtet sind und die Ahnung mir zur Gewißheit ward: es gehe an ein Vorlesen, da schien es mir, als läuteten und bimmelten alle Glocken der Stadt vor meinen Ohren. Mir fielen alle vergessenen Geschäfte ein, ich empfahl mich mit unsäglichem Bedauern und sprengte davon, als ginge hinter mir die Welt in Flammen auf. Ein ziemliches Weilchen hatte ich meinen Mohrenkopf schon durch Wald und wogende Kornfelder gespornt; das Thier schnaubte und brauste, mir selbst war entsetzlich heiß, und vor mir ragte über dichte Gebüsche ein rothes Ziegeldach. Ich bahnte mir, so gut es gehen wollte, einen Weg durch das verworrene Gestripp; mein Pferd am Zügel leitend, in der andern Hand mein gutes Schwerdt, das hie und da hindernde Zweiglein nieder hieb, deklamirte ich laut und lachend, eingedenk des verlassenen Kreises: „Durch des Waldes Rabendunkel, bricht des Ziegeldachs Karfunkel!" — aber ein ganz anderer Karfunkel, als die bemoosten Steine, zeigte sich plötzlich meinem Blick. Ich stand wie versteinert; der Glaube an der Tante Feenmährchen kam über mich, denn vor mir auf grünem Rasen saß ein Mädchen — ich bitte Dich, Gerlow, lache nicht! — wahrhaftig wie eine Himmlische. Das blühende Frühlings-Angesichtchen ein wenig gesenkt, schien sie eben einen Kornblumen-Kranz vollendet zu haben und hatte jetzt, wie sinnend, das eine Händchen an die Stirn gelegt. In der Ferne gewahrte ich einen hoch bepackten Reisewagen; der Postillion tränkte die Pferde. Ich hätte den Unglücklichen verjagen, das Fuhrwerk zertrümmern mögen, wenn ich bedachte: daß der alte Kasten sie mir, der Himmel weiß wohin, entführen könne. Mein Unmuth aber sollte noch höher steigen. Ein kugelrunder Herr trat jetzt herzu, sah sich gemächlich nach allen Seiten um, gewahrte mich und ging, so schnell er konnte, zu dem Mädchen. Da leuchteten die hellen Sterne ihrer Augen auf, eine dunkle Rosengluth zog über das schöne Antlitz und ein neidischer Hut verbarg mir plötzlich das holde Gesichtchen.

Ich, noch immer mein blitzendes Schwerdt in der Hand, schritt mit meinem Pferde über den Rasen; da zog der alte Herr, fast wie hohnlächelnd, sein Sammetmützchen, neigte sich gegen mich und führte das holde Mädchenbild zum Wagen. Der Postillion schwang sich auf, stieß in sein Horn und dahin ging es, daß die Staubwolken wirbelnd aufstiegen. Ich war rasch auf meinem Gaul und sprengte den Davoneilenden nach; bald hatte ich den Wagen eingeholt, mein Blick flog durch die niedergelassenen Fenster: das Mädchen saß in eine Ecke geschmiegt, der Alte aber streckte sein rothes glänzendes Gesicht heraus, zog mit dem vorigen widerlichen Lächeln abermals sein Mützchen und dann die grünseidene Gardine vor. Ich ärgerte mich über den alten Neidhart, warf mein Pferd herum und ritt auf die andere Seite; aber recht als hätte er schon auf mich gewartet, so lag er hier, breit wie er war, an dem Fenster, begann mein Pferd zu loben und parirte mit Kopf und Schultern meinen Blick, daß auch nicht einer zu dem Mädchen hin konnte. Ich hätte verzweifeln mögen; nur der Gedanke tröstete mich: der alte Herr werde das Manöveriren nicht lange ertragen können, und so beugte ich mich nun geflissentlich im raschen Wechsel bald rechts, bald links, ihn schneller zu ermüden. Da bat er mich recht freundlich um einige laubreiche Zweige; ich brach, froh, ihm einen Dienst zu leisten, ganze Büsche und reichte sie ihm; er dankte und stellte sie dann dicht gedrängt vor das Fenster. — Alter Herr, das ist Betrug! rief ich laut in meinem Unmuth. — Nur Kriegslist, lieber Herr! entgegnete er, noch einmal den Blätter-Vorhang zurück ziehend, und grüßte zum dritten Mal in seiner höhnischen Art. Mir blieb nichts, als neben dem Wagen her zu traben; das that ich und geleitete ihn bis zur Stadt. Gottlob, sie blieben hier! — ich weiß ihre Wohnung und bin heut schon einige Mal dort vorüber gegangen, aber leider immer umsonst." — „Und da mußtest Du spielen?" fragte Gerlow. — „Ja!" entgegnete Welmar; „wollte ich nicht immer des Alten höhnende Züge vor mir sehen, so mußte ich wohl zu den Karten greifen. Nun ist es vorbei, die Flasche leer — komm, laß uns gehen!"

Beide traten hinaus in das Freie; der Abend war sternenhell, die Luft lau und schmeichelnd, durch die Stille aber drang ein leises Weinen zu ihnen hin. — Welmar sah forschend umher; unfern von ihnen saß ein kleines Mädchen, den Kopf in das Schürzchen gehüllt, jammerte sie leise. „Was giebt es, kleine Unke?" fragte Welmar. — „Ach!" weinte das Kind, „ich habe den ganzen Tag Kränze gewunden, nun will sie Niemand kaufen und ohne Geld darf ich nicht kommen!" — „Zeige mir Deine Waare, vielleicht kann ich etwas brauchen!" sagte Welmar freundlich; die Kleine trocknete schnell ihre Thränen und hielt ihm ihren Vorrath hin. — „Kornblumen!" rief der Jüngling rasch, „die behalte ich!" — Er nahm die Kränze und schüttete den Rest seiner Börse in ihre Hand; des getrösteten Kindes Dank schallte ihm nach. — „Siehst Du" begann Welmar nach einiger Zeit, „siehst Du das hell erleuchtete Haus dort am Ende der Gasse? da wohnt meine schöne Unbekannte; ich bitte Dich, Gerlow, komm mit. Im Schatten der gegenüber stehenden Häuser sind wir verborgen; von dort aus können wir die Zimmer übersehen." — Fast mit Gewalt zog er den Widerstrebenden fort. Die Gardinen waren aus einander gezogen, helles Licht brannte im Zimmer und reine harmonische Töne drangen durch das geöffnete Fenster. — Sie standen jetzt dem Hause gegenüber; die Fremde saß am Pianoforte, ein Offizier saß hinter ihrem Stuhl und blickte, das Antlitz von den Schauenden abgewendet, auf die Noten. Welmar erkannte die Uniform seines Regiments; er murmelte viel zwischen den Zähnen, Gerlow wußte nicht recht: waren es Worte der Begeisterung oder des Zorns. — Das Lied war geendet. „Gieb Acht!" rief Welmar leise, und der schönste seiner erhandelten Kränze flog geschickten Wurfes durch das Fenster und sank vor der Schönen nieder. Mit einem lauten Schrei fuhr diese empor; auch der Offizier erhob sich, wandte befremdet das Antlitz und, ihn erkennend, rief Welmar: „Alle Wetter, mein Rittmeister!" Er sprang in den finsteren Schatten zurück. Der Offizier aber trat zum Fenster, schaute rechts und links, die Gasse hinauf und hinab, und sprach dann wieder mit Achselzucken in das Zimmer zurück.

„Ich bitte Dich" sagte Gerlow zu Welmar, „wenn er Dich erkannt hätte! — und nächstdem vergiß doch nicht, daß Dich des Vaters Wille und Dein eigenes Wort verlobte." — „Mein Gott!" fiel Welmar heftig ein, „ich kenne das Mädchen nicht; ich habe zu des Vaters Bitte Ja! gesagt, das ist Alles; nun aber werde ich Nein! sagen, wahrhaftig, das werde ich!" — Er ging rasch vorwärts, ohne viel auf des Freundes Rede zu hören, der fort und fort von Ceciliens anerkanntem Werth und seines Vaters Wunsch sprach.

Die Sonne, welche hell in Welmars Zimmer schaute, weckte diesen aus Träumen; das erste, worauf sein Blick fiel, waren die Kornblumen-Kränze, die er am gestrigen Abend bei seiner Nachhausekunft unmuthig auf den Tisch warf, von dem sie ihm nun trauernd und welk entgegen sahen. — Das schöne blühende Mädchen stand vor seinen Augen, zugleich aber auch sein Rittmeister; ihm fiel ein, daß es schon seit einiger Zeit heiße: er werde sich vermählen, daß mehrere Anordnungen in seinem Hause von der bald zu erwartenden Feier sprachen. Welmar hatte Herrn von Welfenstein immer wie einen älteren Freund geliebt und geehrt; er

war von dem hochgeachteten Krieger oftmals ausgezeichnet worden. Gewohnt, mit Liebe und Achtung auf ihn zu sehen, peinigte ihn der Gedanke unbeschreiblich: daß er sich nun in seinen Weg wie eine dunkle Wolke stelle. Dem Unmuth zu entfliehen, klingelte er dem Diener und gebot, seinen Renner zu satteln. Während der Alte nun ging, des Herrn Befehl zu vollziehen, schritt Welmar rasch im Zimmer auf und nieder; oft blieb er vor den blauen Kränzen stehen, sich dann immer wie zum Trost sagend: „Einen von euch hat sie doch!" — Als er nun eben wieder vor dem Tisch stand und mit der Hand spielend und sinnend die Blumen streifte, öffnete sich nach einem raschen Klopfen die Thür: der Rittmeister trat in das Zimmer. — Noch bei der Begrüßung hafteten die Blicke des Herrn von Welfenstein an den Blumen, die Welmar schnell zu beseitigen suchte; doch schwebte mehr ein lächelndes Befremden als Zorn oder Mißbilligung über die ernsten Züge des Besuchenden. Er trat zu dem Jüngling. — „Die Kränze, lieber Welmar, die Sie da eben meinem Blick entziehen wollen, sind wohl mir zur Feier des heutigen Tages gewunden?" sagte er gütig. „Ich komme selbst so früh, Sie zu mir ein zu laden und erwarte Sie am heutigen Abend in meinem Garten." — Welmar neigte sich zusagend und beide Männer sprachen darauf noch Manches, was sonst sich wohl zu stundenlangen Gesprächen dehnte, jetzt aber immer kurz abgebrochen blieb, denn Beide sahen oft unwillkührlich nach den Blumen, die bald verborgen unter Welmars Papieren hervor sahen. „Irre ich nicht" sagte endlich der Rittmeister, „irre ich nicht, so sind mir diese Blumen nicht fremd, wenigstens flog gestern ein ähnliches Gewinde nahe an meinem Haupte vorbei." — Welmar senkte verwirrt die Augen; sie aber bald wieder zu dem Blick des Rittmeisters erhebend, sagte er erröthend: „Sie haben ganz recht, Herr Rittmeister! ich war es, der unbesonnen einer augenblicklichen Eingebung seines Gefühls folgte; doch trug ich nichts im Sinn als eine hohe Bewunderung für die holde Sängerin; ich hoffe, Sie glauben dies meinem Wort!" — Des Jünglings jugendlich blühendes Antlitz war bei diesen Worten recht ernst geworden; Herr von Welfenstein aber reichte ihm die Hand und sagte begütigend: „Ich zweifle nicht, mein lieber Freund! Nun, meine Bitte vergessen Sie wohl nicht" setzte er freundlich hinzu, „und somit auf Wiedersehen!" — Wenn er doch nur nicht etwas so gar Gutes und Ehrenwerthes hätte! dachte Welmar, als ihm der Rittmeister scheidend noch einmal die Hand bot und dazu so recht mit herzinniger Liebe auf den Jüngling hinsah. Er mochte nicht mehr an die liebliche Sängerin denken, denn immer leuchtete neben ihr des Rittmeisters liebes vertrauendes Antlitz. — Die Stunden des Tages zogen langsam und bleiern vorüber, es war als wollten sie kein Ende nehmen. Welmar mochte sich nicht gestehen: daß mit Furcht und Freude die Hoffnung in ihm lebte, er werde den Alten und seine Begleiterin im Garten des Herrn von Welfenstein treffen. Endlich schlug die ersehnte Stunde und mit ihr des Jünglings Herz hoch und hörbar. „In des Himmels Namen!" sagte er, den Federhut leicht in die blonden Locken drückend; „ein guter Soldat geht ohne Zaudern der Gefahr entgegen!"

(Die Fortsetzung folgt.)

## B u n t e s.

Ein Dominikaner, der im Gefolge des Ferdinand Cortez nach Amerika kam und dort Ketzer hinrichten ließ, rief einst: „Tödtet immer zu! Ich bin nicht allwissend; ist aber ein Nichtketzer darunter, so wird ihn Gott in jener Welt sich schon heraus lesen!"

Noch in der zweiten Hälfte des 18ten Jahrhunderts haben Prediger in Hamburg Schauspielern die Ertheilung des Abendmahls verweigert; in Danzig that dies ein Zelot noch im Jahr 1781.

Im Jahr 1753 spielte in Hamburg eine Schauspieler-Truppe (oder Bande, wie sich in jener Zeit selbst die besten Schauspieler-Vereine nannten) unter Direktion eines Herrn Reibehand. Ein Zettel verkündigte auch folgendes Stück: „Mit Bewilligung der hohen Obrigkeit wird heute aufgeführt ein ganz besonderes Schauspiel, betitelt: L'amour masson, die Liebe ein Freimäurer oder das von ungefähr gern entdeckt seyn wollende Geheimniß der Freimäurer durch Isabella, einer wegen dem weiblichen Geschlecht angebornen Kuriosität in Angst und Schrecken gebrachten weiblichen Freimäurerin, imgleichen der bestrafte närrische Ehrgeiz des von hochmüthigen Einbildungen eingenommenen, aus der Lehre entlaufenen, sich selbst erhöhten Schusterjungens und deswegen mit Recht zum Narren gehaltenen Baron von Windsack."

Der persische Dichter Saadi äußerte einst: „Wenn ein Fürst bei hellem Mittags-Sonnenschein spricht: es ist Mitternacht, dann rufen Viele sogleich: Ich sehe den Mond und die Sterne!" Th. Laurin.

## Jugend und Alter.

Im Alter, wo die Phantasie,
Die unsern jugendlichen Träumen
Des Schmetterlinges Flügel lieh,
Nicht mehr entschwebt zu ungebahnten Räumen;
Wo Bleigewicht an jeden Schritt sich hängt,
Vernunft die Leidenschaft verdrängt —
Im Alter bleibt uns ein Genuß:
Das ruhige Gefühl, das stillere Behagen,
Ein sanfter Reiz, der unsern Wintertagen
Des Frühlings Grün ersetzen muß,
Und oft ersetzt; mit einem Wort, der Schluß:
„Der Kelch ist in der Jugend voller, größer,
Das Alter nutzt die kleine Neige besser." T. L. Secha.

# Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

**König Friedrich der Große auf der Bühne.** Das Töpfersche Drama: „Der Tagesbefehl", dessen mehrere Zeitschriften erwähnten, ist bereits auf einigen deutschen Bühnen gegeben worden und wird vermuthlich nach und nach, wo nicht auf allen, doch auf den meisten gegeben werden. Dies berücksichtigt, dürfte diese, unter obige Aufschrift passende Zusammenstellung und Betrachtung an der Zeit und für Manche nicht uninteressant seyn. — Der erste Band der „Histoire du théatre français depuis le commencement de la révolution jusqu'à la réunion générale, par Etienne et Martainville" *) enthält S. 8 und 9 Folgendes: „Den 27sten März (1789) gab man zum ersten Male „August und Theodor oder die beiden Pagen". Der Gegenstand dieses Stücks ist aus einer Anekdote genommen, welche am Ende der „vie privée du grand Fréderic" gedruckt ist. Engel, ein deutscher Schriftsteller, hatte daraus ein kleines Drama gemacht, von welchem mehrere Uebersetzungen erschienen. Dieses deutsche Stück gab den Stoff zu dem französischen. Letzteres wurde mit Entzücken beklatscht. Der Verfasser nannte sich nicht; aber man weiß jetzt: daß das Stück von Faure ist, der sich durch mehrere dramatische Produktionen bekannt gemacht hat, und von Dezede, dem Componisten der Musik zu „Blaise und Babet" u. s. w. Alles schien zu dem Erfolge der „beiden Pagen" bei zu tragen. Dezede hatte für die Couplets, mit denen das Stück durchwebt ist, eine ausnehmend angenehme Musik gemacht; die Rollen wurden von Demoiselles Contat, Dazincourt, Fleury, Mad. Petit und Emilie Contat gespielt; Fleury war vor Allen bemerkenswerth durch die Wahrheit, womit er die Aehnlichkeit Friedrichs auffaßte und fest hielt. Der Prinz Heinrich von Preußen, welcher der ersten Aufführung beiwohnte, konnte einige Thränen nicht zurück halten; er glaubte seinen Bruder zu sehen und schickte den folgenden Tag dem Fleury eine sehr reiche, mit dem Bilde des großen Königs gezierte Tabacks-Dose. **) Ein Couplet des Stücks enthielt ein feines Lob (un éloge delicat) des Prinzen; das Publikum faßte begierig die Anwendung auf und ließ das Couplet wiederholen. Die „beiden Pagen" wurden dreißig Mal gegeben und nachmals mehrere Mal mit Erfolg wiederholt, so daß sie sich auf dem Theater erhalten haben." — Im 4ten Bändchen der von Nikolai gesammelten und berichtigten „Anekdoten von Friedrich dem Zweiten" heißt es S. XXII.: „1789 kam in London ein im Grunde sehr unbedeutendes Schauspiel zum Vorschein, betitelt: „The english Tavern at Berlin, a Comedy in three Acts etc." (der englische Gasthof in Berlin, ein Lustspiel in drei Akten). Die Idee scheint aus Engels „Edelknaben" genommen zu seyn; doch ist sie ganz verändert. Es ist darin ein Reitpage nebst dessen unglücklicher Mutter und anstatt des Fürsten im „Edelknaben" König Friedrich II. auf das Theater gebracht." — Ein aus diesem Stück angeführter Monolog des Königs ist höchst albern und sonderbar. Friedrich mustert Briefe, die er aus der Tasche zieht. „Ach" — sagt er

*) Dieses im Jahr 1802 erschienene, aus vier Bändchen bestehende Werk scheint in Deutschland wenig bekannt geworden zu seyn. Manches daraus wäre noch heute der Mittheilung durch ein vielgelesenes Zeitblatt werth, und würde für die Geschichte der Revolution und ihren Einfluß auf die Bühne historisch interessant gefunden werden.

**) Ich habe irgendwo gelesen: Fleury habe während seiner Darstellung, nach der von Friedrich erzählten Weise, den Taback, den er häufig schnupfte, aus der Westentasche genommen. Der Prinz habe ihm nun geschrieben: dies sey nicht richtig, sein Bruder habe aus Dosen geschnupft, und er schicke ihm eine, um bei den folgenden Vorstellungen davon Gebrauch zu machen; was Fleury dann auch gethan hat.

unter Anderem — „der ist von meinem Leibarzt: er giebt mir immer Rath, wenn ich ihn nicht verlange; aber er versäumt keine Gelegenheit, sich ihn wohl bezahlen zu lassen. — Der ist vom Finanzminister! Gewiß wieder neue Auflagen, ob er gleich immer seine Sparsamkeit rühmt. — Der ist vom Premier-Minister, den will ich noch in 14 Tagen nicht aufmachen; sein Stolz verdient eine kleine Demüthigung. Ich will ihm bald zeigen, daß er nicht der einzige gescheidte Mann im Lande ist u. s. w." — Nikolai fügt folgende Anmerkung zu dieser Erzählung: „Sogar noch bei Lebzeiten des Königs ward er auf dem deutschen Theater vorgestellt. Im Jahr 1782 kam ich um zwei Tage zu spät nach Karlsruhe, um den 29sten August in der mittleren fürstlichen Orangerie von der Felix-Bennerschen Gesellschaft Tänzer und pantomimischer Kinder vorstellen zu sehen: „Arno", ein militairisches Drama von Jos. Maria Babo *) (welches auch gedruckt ist). In demselben war Friedrich II. in der Staatsuniform seiner Garde zu Fuß vorgestellt worden. Auf dem Komödienzettel hatte man den Namen des Königs, der Merkwürdigkeit wegen, mit großer Frakturschrift gedruckt. Der Schauspieler, welcher den König vorstellte, hieß Hr. Haslinger. Eine neue Merkwürdigkeit war: daß an eben diesem Tage, in einem großen militairischen Ballet, eben dieser Hr. Haslinger (laut des Komödienzettels) sich in einem besonderen Charakter im Tanzen zeigte, nämlich, man rathe einmal — als einen kroatischen Zwiebel-Verkäufer. Es hätte einem dabei die spanische Passions-Vorstellung einfallen mögen, die Clark in Madrid sah, wo eben der Schauspieler, welcher, die Person des Herrn Christi vorstellend, gekreuzigt worden war, hernach eine Sarabanda tanzte." **) — In den „Briefen auf einer Reise durch Süd-Deutschland, die Schweiz und Ober-Italien im Sommer 1808", von Georg Wilhelm Keßler (Leipzig, bei C. Salfeld 1810), berichtet der Verfasser (S. 200 und 201) von einer Vorstellung, die er im Theater della Scala zu Mailand sah. Man gab zwischen den Akten einer Oper (Di posta a posta) ein pantomimisches Ballet, genannt „Friedrich II." „Die Anekdote" — heißt es — „ist mir unbekannt. Ein rechtlicher Mann in Diensten des Staats wird von einem Minister verfolgt, seines Amtes entsetzt und in Ketten gebracht. Der Muth und die Treue der Gattin weiß aber endlich dem König die Augen zu öffnen über den Handel; der Minister erfährt die in ähnlichen Fällen gewöhnlichen Mißhandlungen und der Gefangene wird unter rührenden Bezeigungen gnädig und glänzend erhoben. Der große König erscheint zu Pferde und zu Fuß auf der aus den buntesten und albernsten Uniformen gemischten Wachparade; seine, des Prinzen Heinrichs, Ziethens und Anderer Gestalten waren kenntlich nach gemeinen Abbildungen kopiert. Wir wußten nicht: ob wir das Ganze mehr lächerlich als ärgerlich finden sollten. Das Publikum, welchem zum Theil Friedrichs Leben zu Potsdam vielleicht nicht näher lag als die Hofhaltung irgend eines Kaisers von Japan, ergötzte sich aber auf eine sehr unschuldige Weise an dem Unsinn."

(Der Schluß folgt.)

*) Ich habe dieses Stück des wohlbekannten Verfassers nie zu Gesicht bekommen. Es ist wohl seine erste dramatische Arbeit.

**) Als in Breslau neulich der 18te Juni (Schlacht bei belle Alliance) auf dem Theater durch einen sehr gemüthlichen bildschen Prolog von Carl v. Holtei gefeiert wurde, gab man nachher den recht passenden „Tagesbefehl" und zum Beschluß die sehr unpassenden „Damenhüte". Man fand es sehr unschicklich, daß Hr. Stawinsky, der im ersten Stück „Friedrich II." vorgestellt hatte, im zweiten Stück als der „Berliner Ausspanner Walter" erschien. Eine höhere Ansicht der theatralischen Illusion mag dies gestatten; doch könnte und sollte man auf die Mehrzahl, die nicht à la hauteur solcher Ansichten ist, billige Rücksicht nehmen.

Redacteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurersche Buchhandlung.






# Der Gesellschafter
oder
# Blätter für Geist und Herz.

1820. Sonnabend den 2. September. 142stes Blatt.


## Ueber mündliche Unterhaltung.

Mündliche Unterhaltung besteht in der freiesten Mittheilung von Ideen; sie ist ein natürlicher Austausch der Gedanken und Gefühle, der das Vertrauen erweckt. Zu viel Kunst würde ihr einen großen Theil ihrer Anmuth nehmen und sie drückend beengen. Es giebt jedoch eine Kunst, das Gespräch zu leiten; zu verhindern, daß es nicht in ein leeres Geschwätz ausartet, es in interessanter Richtung, die Wortführer in den gehörigen Schranken zu halten, und diejenigen, welche unzeitige Absprünge machen, wieder auf den rechten Weg zu bringen. Es giebt eine Kunst, wo man Personen und Sachen immer auf die möglichst unterhaltendste Weise darstellen kann, und wodurch man Veranlassung giebt, daß Jeder an der Unterredung Theil nehmen muß. Es giebt geistreiche Menschen, die es sich rühmen: daß sie nie einen ganz albernen Menschen gefunden haben; ja Einige behaupten sogar: daß ihnen nie Einer Langeweile erzeugt hat. — Um die Unterhaltung interessant zu machen, muß man sich dafür selbst interessiren. Die Theilnahme, welche man zeigt — der Gegenstand kommt nicht in Betracht — theilt sich bald mit; es ist wie mit der Elektrizität. Eine innere Lebhaftigkeit giebt Allem Reiz, und selbst Verstand und Witz gewinnen dabei, wenn man erkennt, daß ein inneres Feuer sich Luft zu machen strebt. Wenn aber dies Feuer verraucht ist, so zeigt sich gewöhnlich ein kaltes Nordlicht, das man gleichgültig bemerkt, weil es weder wärmt, noch Andere elektrisirt.

Ob man die Gabe der Unterhaltung hat, läßt sich am besten erfahren, wenn man sich in Gesellschaft von geistreichen und witzigen Personen befindet. Diese sprechen nur in Sentenzen oder Witzfunken; es giebt oft Pausen, wo das Gespräch sehr trocken wird: sie warten nur darauf, ein Witzwort oder ein Epigramm an zu bringen, einem Jäger vergleichbar, der auf dem Anstand steht, um ein Wild zu erlegen. Sie haben zwar Witz für den Augenblick, aber nicht für ganze Stunden: wie sie immer auf der Lauer sind, muß man es ebenfalls seyn; gewöhnlich herrscht zwischen ihren künstlichen Witzfunken große Finsterniß. Sehr geistreichen Leuten fehlt es oft an der Gabe, eine schnelle Antwort zu geben, und erst, wenn es viel zu spät ist, fällt ihnen ein, was sie hätten antworten können und sollen. Aber ist erst diese Schüchternheit besiegt, so sprechen sie auch mit einer solchen Begeisterung, daß Alles verstummt und aufmerksam lauscht. — Es ist übrigens ein großer Unterschied zwischen Wortfülle und Gedankenreichthum. Leeres Geschwätz gleicht solchen Spaziergängen, wo man sich nur eine Bewegung macht: es wird nur die Lunge in Thätigkeit gesetzt. Gedankenreichthum verfehlt aber auch seinen Zweck, wenn er nicht gehörig geordnet wird, doch ohne pedantische Kleinigkeitskrämerei, die in der Gesellschaft unleidlich ist.

Man findet Leute, die zwar viel Verstand haben, aber doch nicht unterhalten. Sie sprechen zum Bewundern; was sie sagen, ist allerdings interessant, aber sie wählen ganz allein ihren Stoff und erlauben es Keinem, sie nur mit e i n e m Wort zu unterbrechen. Diese Menschen

wissen zu reden, aber nicht sich mit Andern zu unterreden. Sie tödten die Unterhaltung, wie die Aufkäufer den Verkehr hemmen. Ein Austausch verschiedener Ideen ist die Würze der Gesellschaft; selbst Widerspruch macht die Unterredung lebhaft, nur muß er nicht in Streit und hartnäckige Rechthaberei ausarten, sonst werden die Blumen der Artigkeit sich bald in Nesseln und Dornen verwandeln.

Der Hypochondrist ist der schlechteste Gesellschafter. Wenn man an Leib und Seele leidet, ist man eben so wenig fähig zu denken als zu sprechen. Auch Eigenliebe ist oft nachtheilig, denn man wird zerstreut, und aus Furcht, das, was man eben selbst sagen wollte, zu vergessen, achtet man nicht auf das, was Andere sagen.

Man hüthe sich, immer bei einem Gegenstand stehen zu bleiben. Ein Gesellschafts-Zimmer ist kein Hörsaal. Man muß in den Gegenständen der Unterhaltung wechseln; man kann nur die Aufmerksamkeit rege erhalten, wenn man von einer Sache auf die andere übergeht. Bemerkungen müssen mit Anekdoten vermischt werden, und wenn man eine drollige erzählt hat, muß man nicht gleich eine ähnliche darauf folgen lassen.

Wäre nicht zu viel Oberflächlichkeit in den meisten Unterhaltungen unserer Gesellschaften, so würde man aus ihnen mehr lernen können als aus Büchern; denn man behält das Gesagte besser als das Gelesene. Die Mehrzahl sucht indeß in Gesellschaften nichts als Zerstreuung und nur Erholung nach ernsten Geschäften, nicht aber Belehrung und Erweiterung ihrer Kenntnisse.

K. Müchler.

## Der Kornblumen-Kranz.

(Fortsetzung.)

Als Welmar nun durch das Thor in das Freie trat, lag der schöne schattenreiche Garten in einer Vertiefung zu seiner Linken vor ihm, er konnte ihn fast ganz übersehen. Viele Uniformen, leichte weißgekleidete Grazien-Gestalten, auch manche grotesk-costümirte Figuren bewegten sich unter den malerischen Baumgruppen; man sah wohl, es herrschte eine recht frohe Lebendigkeit auf dem blumenreichen, von weißen Spalieren eingezäunten Stückchen Erde. Welmar sah in ihm das Paradies; denn deutlich bemerkte er seine Unbekannte, welche an der Hand des alten runden Herrn die Allee hinauf und zu einem schattigen Rasenplatz schritt. Bald trat auch die hohe Gestalt des Rittmeisters durch das dichte Gezweig; er neigte sich, einige Worte voll Anmuth und Würde sprechend, zu dem Mädchen; es antwortete mit freundlichem Kopfneigen und Beide traten darauf mehrere Schritte von einander. Zwei glänzende buntgefiederte Bälle flogen nun hohen Schwunges hin und zurück und wurden von den Beiden in blinkenden Bechern aufgefangen. Es sammelten sich mehrere Zuschauer um sie her, auch Welmar stand bald unter diesen. Das liebliche Mädchen, so unendlich schön in dem leichten anmuthigen Bewegen des Werfens und Fangens, stand nahe, ganz nahe vor ihm, mit den großen heiter lachenden Augen den Bällen folgend, die wie leicht gefiederte Liebesboten grüßend umher flogen. Des Rittmeisters Züge lächelten so mild zu dem freundlichen Kind herüber, seine Gestalt war so hoch und edel — Welmar mußte immer wieder sagen: es sind zwei schöne, ach, sehr schöne Bilder! —

Das Spiel war jetzt zu Ende, lauter Beifall ertönte ringsum; Welfenstein aber trat, Welmar gewahrend, zu diesem und hieß ihn willkommen; er führte ihn darauf zu der Unbekannten, die zu den Andern getreten war. Ein leichtes Roth flog über ihre Wangen; Welmar wußte nicht recht: galt es seinem Namen oder erkannte sie ihn wieder; er selbst fühlte sich verwirrt und hörte nur die Worte: „Fräulein Clementine von Norbeck!“ — Der alte Herr schob sich durch die Versammelten zu ihm hin und erwiederte, da Herr von Welfenstein auch ihm seinen jungen Freund vorstellte, mit satyrischem Lächeln: „Wir sind alte Bekannte, wenn auch nicht alte Freunde!“ — sich darauf zu dem Fräulein wendend, sagte er mit Laune: „Kind, unser Begleiter von vorgestern!“ — Clementine erröthete höher, doch konnte sie ein kleines Lächeln nicht bergen. — Der Rittmeister, heut liebenswürdiger als je, unterhielt sich von nun an fast ausschließend mit dem Fräulein, wenn seine Pflichten als Wirth ihn nicht von ihr entfernten. Sie war so herzlich vertrauend zu ihm, sie sah ihm immer so lächelnd entgegen und sprach dabei so angelegentlich, daß Welmar es immer enger und drückender in dem lustigen Sommerhause fand. Er trat hinaus auf die Terrasse; sich hier, das Haupt in die Hand gestützt, auf eine Bank werfend, sah er starren Blicks auf die volle Rosenhecke, die sich im weiten Kreise rings um das Gebäude zog. Welfensteins Worte: Ihre Kränze sind wohl mir zur Feier des heutigen Tages gewunden! — sie klangen störend durch ihn hin — welch ein Fest war gemeint? — wohl gar des Rittmeisters Verlobung?

Der alte Herr war in die Thür getreten; er sah lange auf den Jüngling, dann sagte er, sich ihm nähernd: „Die Sonne sticht recht heiß, ich glaube, wir bekommen Regen!“ — „Ja wohl!“ erwiederte Welmar, aus seinem Sinnen auffahrend. — „Ey!“ fuhr der Alte fort, ihn komisch ansehend, „ich meinte, die Sonne senke sich bereits friedlich hinab, auch weht die Abendluft schon recht kühl und erquicklich durch Blumen und Gezweig.“ — „Kann auch seyn!“ sprach Welmar verdrießlich und wandte sich seitwärts. Der Alte aber setzte sich zu ihm und sprach fort und fort auf ihn

ein; der Jüngling konnte ihm nicht zürnen: der Alte hatte bei aller Laune doch wieder so viel Treuherziges, daß Welmar ihm bald mit aller Offenheit seines Charakters Rede stand. Herr von Norbeck mochte auch wohl mit seinen Antworten recht zufrieden seyn; denn da Mehrere sich zu ihnen gesellten, sagte er, Welmar die Hand schüttelnd: „Wir sprechen wohl noch oft und viel zusammen!"

Der Abend hatte sich unterdessen gesenkt; die Ferne verschwamm schon im trüglichen Dunkel und durch die krystallhellen Fensterscheiben des Gartenhauses schimmerte und leuchtete bereits das Licht von vielen Kerzen. Welmar lehnte in der Thür, nur auf Clementine hinsehend, die wie ein holdes Zauberbild im Kreis der Frauen saß; oft war ihm wohl, als streife der Blick ihrer schönen Augen freundlich an ihm hin, als sähe ihr liebliches Antlitz gütig zu ihm herüber; dann aber dachte er wieder der Worte des Rittmeisters und er seufzte leise: „Ach nein, es ist doch Alles nur Traum und Täuschung!"

Ueber die Wipfel der Bäume stiegen jetzt einzelne Leuchtkugeln auf, die Vorboten eines Feuerwerks, das Herr von Welsenstein seinen Gästen geben wollte. Er selbst bot Clementinen den Arm, die Andern folgten; man ging einen dichten Lindengang hinab, einem freien Platz zu. „Welmar!" rief des Rittmeisters Stimme; der Jüngling eilte zu ihm hin. „Sie führen wohl das Fräulein dort zu den Sitzen!" sagte er; „ich muß sie einige Zeit verlassen, doch kehre ich bald zurück!" — Clementinens Arm lag in dem seinen, ihr schöner Mund sprach freundlich zu ihm — die Brust voll Seligkeit und Schmerz, führte Welmar sie zu dem bezeichneten Platz und trat dann hinter ihren Stuhl, mit Eifer sie unterhaltend. — Hoch und leuchtend stiegen Schwärmer und Raketen, sanfte Musikklänge, die rings aus den Gebüschen ertönten, schienen sie zu begleiten. Die Buchstaben C. v. N., welche jetzt von hellem Brillantfeuer eingefaßt erschienen, nannten Clementinen augenscheinlich als die Gefeierte und zerrissen gewaltsam Welmars stille Freude; dazu sagte noch eine Stimme ihm leise: „Soll das wohl Cecilie von Nassen heißen?" — Er wandte sich, die Erinnerung an seine Verlobte traf ihn widerlich; hinter ihm stand Gerlow, ihn ernst und mißbilligend ansehend. Von der andern Seite aber nahte sich der Rittmeister; er dankte Welmar, so lange seiner Dame Ritter gewesen zu seyn; dem Jüngling klang das fast wie Hohn, er fühlte sich verletzt, er faßte Gerlow's Arm und führte ihn gewaltsam mit sich fort aus dem Gedränge.

(Der Schluß folgt.)

## Die erste westphälische Zeitschrift.

Die erste westphälische Zeitschrift erschien zu Lemgo im Jahr 1753—1754 in vier Bänden unter dem Titel: „Westphälische Bemühungen zur Aufnahme des Geschmacks und der Sitten" — und wurde von dem damaligen Bielefeldschen Rektor Hoffmann redigirt. Sie hat zur Beförderung eines guten Geschmacks in dasiger Gegend viel beigetragen, und die faden Reimereien eines Johann Kaiser, David Hülshof, Stormann, Weßhofen und Wilhelm Neuhaus verdrängt. Unter den Mitarbeitern zeichneten sich im poetischen Fache besonders Fräulein Charlotte Wilhelmine Amalie von Donop und Florens Arnold Consbruch aus. Die Erstere (geboren am 28sten Dezember 1723 auf dem väterlichen Gute Alten-Donop im Lippischen, gestorben am 14ten Juni 1800 zu Lemgo) war Mitglied der Königlich-deutschen Gesellschaft zu Göttingen und eine Kaiserliche gekrönte Poetin. Sie gab viele Gedichte einzeln heraus, worunter die „Gedanken über die ungleiche Austheilung der Schicksale (Halle 1754) und ein Lehrgedicht: „Die Scheintugenden" (Lemgo 1754) wohl am beifälligsten aufgenommen wurden. — Consbruch war Richter und Gaugraf zu Herford (geboren im Jahr 1729 zu Bielefeld, gestorben 1784) und gehörte zu den achtbarsten Dichtern der damaligen Zeit. Schon in seinem achtzehnten Jahre gab er eine metrische Uebersetzung des Racineschen Gedichts „La Grace" heraus; nachher „poetische Erzählungen", „Versuche in westphälischen Gedichten" (2 Theile, Frankfurt 1751, 1756) und „Scherze und Lieder" (1752). Sein Haus war ein Tempel der Musen und Grazien und ein Sammelplatz froher und gebildeter Menschen. Fr. Raßmann.

## Aus meiner Brieftasche.

Launenhaftigkeit ist eine gefährliche Krankheit der Seele; der Launenhafte verschlimmert sich stets in seinem Werth, indem er der Vernunft immer mehr den Gehorsam verweigert.

Drei Dinge machen dich glücklich: Gesundheit, Weisheit und Gewissenhaftigkeit.

Die Liebe behauptet ihr Recht so lange, bis sie es an die Wollust verliert; wo diese allein gebietet, hat die Liebe ihr Spiel verloren.

Wenn man Ehrfurcht genießen will, darf man nicht leidenschaftlich geliebt werden; die Liebe ist kühner als der Haß und erlaubt sich Vieles, das sich mit der Ehrfurcht nicht vereinigen läßt.

Das Bild der Phantasie ist immer weit über der Natur; auch darin findet der Geist mit Recht eine Hoffnung für ein höheres Seyn.

Den Gebeugten zu erheben, den Leidenden zu trösten, dem Elende Freuden, dem Hungrigen Mittel zur Nahrung zu geben, das ist Ruhm; jeder andere ist mehr oder minder Eitelkeit, die sich nur in nützliche und schädliche abtheilt und durch die Extreme des Segens oder des Fluches geht. C. Möllen.

## Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

König Friedrich der Große auf der Bühne. (Schluß.) Von der Hagen in seinen „Briefen in die Heimath aus Deutschland, der Schweiz und Italien" 1ster Band (Breslau, bei Max und Comp.) schreibt S. 273 und 274 auch aus Mailand: „In einem anderen Theater (nämlich als dem della Scala), auch prächtiger und größer als das Breslauer, wurden nur Schauspiele gegeben und zwar diesmal, gleichsam uns zu Ehren, „I Prussiani in Silesia, ovéro la giustizia nel campo" (die Preußen in Schlesien oder Gerechtigkeit im Felde), eine Art von „General Schlenzheim", indem Friedrich der Große auch die Unschuld eines fälschlich angeklagten Offiziers entdeckt und belohnt. Es ergötzte uns höchlich: der alte König war nach den gewöhnlichen Bildern ziemlich kenntlich mit Hut und Krückstock und schnupfte viel Spaniol aus der Westentasche. Eine Scene, wie er durch sein bloßes Anblicken ein vorlautes Weib zurück scheucht, war nicht übel; sehr lächerlich aber, wie er der Frau des Beschuldigten, welche ihm die Gerechtigkeit als Herrschertugend empfahl, antwortete: Ach, ihr habt gewiß den dritten Band meiner Memorie di Brandenburgo gelesen!" (Mündlich hat Hagen mir, in Beziehung auf das eben Mitgetheilte, gesagt: es knüpfe sich in Italien an die Idee des gran Federigo auch da, wo unser preußischer König gemeint sey, eine dunkle Erinnerung an die beiden Hohenstaufischen Kaiser, Friedrich I. (Barberossa) und seinen Enkel Friedrich II., welcher Letztere mit dem gleichnamigen König aus dem Stamme der Hohenzollern in der That manche Aehnlichkeit hat.) — Kephalides in seiner „Reise durch Italien und Sizilien" (Leipzig, bei Gerhard Fleischer, 1818) Th. 2. S. 260. berichtet aus Pisa: „Das Pisanische Schauspiel will nicht viel zu bedeuten haben, dem ohngeachtet besuchten wir es; denn eines Tages wurde auf einem ellenlangen Zettel angekündiget: „Federigo secondo Re di Prussia in Silesia osia il gran legislatore nel campo". Daneben waren eine Menge Martern und Hinrichtungen abgebildet, man spießte, schund, verbrannte, henkte und köpfte, so daß wir sehr neugierig waren, wie sich dies mit der Gesetzgebung unsers großen Königs würde vereinigen lassen. Im Stück selbst kam aber von alle dem nichts vor, es war nur der Köder für das Volk gewesen. Ein alter gedienter Colonello Stormo übertrat, die Ehre seiner Tochter zu rächen, des Königs Duell-Mandat; die Tochter aber wußte den König, der eben aus der Schlacht siegreich nach Hause kehrte, dermaßen zu rühren: daß er einen Strom von Thränen vergoß, dem Vater verzieh und den Verführer obendrein kassirte. Der Schauspieler, welcher den Friedrich spielte, führte die Eigenthümlichkeiten dieses Monarchen, sogar bis auf eine Menge von Kleinigkeiten, ziemlich richtig durch, was uns in Pisa höchlich wunderte." — Ich glaube in einem älteren Theater-Journal gelesen zu haben: daß in Deutschland der Schauspieler Christ der erste gewesen ist, welcher die Nachahmung der Persönlichkeit unseres großen Königs auf einer deutschen Bühne versucht und mit diesem gelungenen Versuch großes Glück gemacht hat. Er wählte zu dieser Copie die Rolle des Königs in dem, auch von Hagen erwähnten Schauspiel von Spieß „General Schlenzheim und seine Familie". Dieses Drama, welches einst fast eben so viel Glück auf unseren Bühnen machte, als sein Seitenstück „Graf Waltron oder die Subordination", ist ein sehr mittelmäßiges Produkt.*) Auch hat Herr Spieß bei der Aufstellung des darin vorkommenden Monarchen — den man wohl, wie Prinz Hamlet seinen Stiefvater „a vice of kings" (nach Schlegel: einen „Hanswurst von König") nennen kann — gewiß nicht an Friedrich II. gedacht. Dennoch ist gerade diese Rolle, nachdem das erste Beispiel gegeben war, von sehr vielen Schauspielern auf großen und kleinen Theatern à la Féderic gespielt worden. Auch Devrient gab sie so im Jahr 1812 — zuerst am 3ten August, dem Geburtstag unseres jetzigen Königs — auf der Breslauer Bühne. Das Stück war eigentlich bloß dieser Nachahmung wegen erneuert worden und machte bis in das folgende Jahr hinein manches volle Haus.**) — Friedrich, der im „Tagsbefehl" gemeint, aber nicht genannt ist, kommt bekanntlich in Fouqué's Trauerspiel: „Die Familie Hallersee" am Schlusse nach der gewonnenen Schlacht bei Liegnitz vor, wo er jedoch, über die Bühne reitend, nur wenige Worte spricht. Es ist zu verwundern, daß dieses, so viel Treffliches enthaltende und in der charakteristischen Auffassung seines Zeitalters meist höchst lobenswerthe und geschichtlich bedeutsame Stück — so viel ich weiß — noch auf keiner deutschen Bühne erschienen ist. Sollten einige Bizarrerieen, die man wohl darin finden und rügen mag, Ursach seyn: daß es bis jetzt noch zu den vielen deutschen Schauspielen gehört, die nicht geschaut, sondern nur gelesen werden? Doch diese Ursach kann nach alle dem, was unsere jetzigen Theater-Repertorien enthalten, auf keinen Fall die richtige seyn. Oder scheut man den Kosten-Aufwand, den es erfordert? Auch das könnte nur von mittleren und kleineren Bühnen, nicht von den großen, am wenigsten von der Berliner gelten. Oder findet man Friedrich II. und sein Zeitalter noch zu neu und darum nicht bühnenfähig? Hier ist die Frage auf zu stellen: wie lange ein großer Mann todt seyn müsse, um als Schauspiel-Person, nach einem weisen Jure dramatico, auf dem Theater erscheinen zu dürfen? Viele dramaturgischen Aesthetiker möchten — nach meiner Meinung jedoch mit Unrecht — hiezu einen viel längeren Zeitraum fordern, als etwa den, der im Concert of ancient Music in London einen Componisten fähig macht, gespielt und gesungen zu werden, nämlich fünf und zwanzig Jahre.***)

Karl Schall.

*) Beide genannte Stück gehören noch zu der Periode der militairischen Schauspiele, die ziemlich lange dauerte und eigentlich durch „Minna von Barnhelm" veranlaßt wurde. Karl Lessing, der Bruder und Biograph des großen Gotthold Ephraim, sagt in Beziehung hierauf (Lessings Leben Th. 1, S. 240): „Welche Menge Nachahmer hat dieses Stück (Minna) erweckt. Was nur im Militairstande vorkommen kann, hat man nachher auf der Bühne gesehen: Kriegs- und Standrecht, Arquebusiren und Ehrlichmachen, Spießruthen und Prügel, Trommel und Pfeifen, Insubordination und Desertion, Marquetender und Spione! Eine Theater-Garderobe glich einer Montirungs-Kammer, und in einer Stadt, wo keine Besatzung war, konnte manche Truppe ihre gangbarsten Stücke nicht aufführen."

**) In eben diesem Jahre (1813) sahen die hier anwesenden Prinzen unseres Königshauses in einer Vorstellung des „Schlenzheim" Devrient in der Gestalt ihres Ur-Groß-Onkels.

***) Man erinnere sich hier an zwei dramatische Meisterwerke aus sehr verschiedenen Zeiten: „die Perser" von Aeschylus und Shakspeare's „Heinrich VIII." Im letzteren Stück hat sich die Königin Elisabeth, der Vorstellung zuschauend, als neugetauftes Kind selbst auf der Bühne gesehen. K. S.

Der Name des jetzt oft genannten neapolitanischen Generals Carracciolo erinnert an den berühmten neapolitanischen Admiral dieses Namens, einer der geschicktesten und für England gefährlichsten Seemänner des mittelländischen Meeres. Er fiel im Jahr 1799 durch die Intriguen einer Hofdame, nachherigen Gemahlin des englischen Gesandten, und durch Nelson, Anbeter dieser Dame, der, theils ihr zu gefallen, vielleicht auch durch Eifersucht (auf englisch Patriotismus) geleitet, seine Einwilligung dazu gab: daß der Admiral zum Tode verurtheilt ward, und zwar am Bord eines englischen Schiffes, wo er, zur Freude des Hofleute und einer Hofdame, an der Segelstange einen ganzen Tag zur Schau hängen blieb, und zwar im Angesicht der königlichen Residenz. (Courier fr.)

Redacteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurersche Buchhandlung.




# Der Gesellschafter
oder
# Blätter für Geist und Herz.

1820. Montag den 4. September. 143stes Blatt.


## Der Kornblumen-Kranz.

(Schluß.)

Von da an ward Welmar's Empfindung gewaltsam hin und her geworfen, er konnte zu keinem Frieden gelangen; Gerlow's ernste Rede vermochte auch wenig mehr über ihn, aber laut ward in ihm eine mahnende Stimme: wie Welfenstein ihn immer als einen jüngeren Bruder geliebt habe, wie er auch jetzt mit so zuversichtlichem Vertrauen Clementinen seiner Unterhaltung überließ — er konnte solch Vertrauen nicht täuschen, und zog er sich zurück, so riß dennoch im zweiten Augenblick Clementinens Zaubergewalt ihn mächtig fort. Manch seliger Moment war es wohl, wo er meinte, in des Mädchens Augen ein gleiches Gefühl zu lesen; aber dies ward für ihn zum brennenden Schmerz, zum lauten Vorwurf, stand er wieder Welfenstein gegenüber. — Gerlow's stetes Erinnern an Cecilien wurde ihm immer lästiger, ja, das Mädchen ward ihm fast verhaßt; und als der bedächtige Freund ihn einmal wieder recht lange von seinen Pflichten gegen sie unterhalten hatte, griff er mit Hast zur Feder und schrieb:

„Sie haben mir so oft gesagt, mein theurer Vater, was der Mensch einmal hell erkannt hat, davon soll er den Blick nicht scheu wenden, er soll es fest in das Auge fassen, um jeden trüglichen Schein und Schimmer davon zu entfernen. So will ich denn den Blick in mein Herz nicht scheuen, nicht länger etwas unausgesprochen lassen, was entschieden in mir lebt; werden Sie zürnen? — nein, gewiß nicht! — Sie sind ein so gütiger Vater, und ich kann nicht anders: ich darf das Glück eines schuldlosen Mädchens nicht zertrümmern, darf ihr nicht von Blumenkränzen sprechen, wenn ich fühle: daß ich für sie nur Dornen habe. — Sie ahnen, mein Vater, was ich sagen will — Sie haben mich verstanden: Cecilie kann mein Weib nicht werden, nicht sie, und nie eine Andere! — Ach lieber, theurer Vater, Dein Adolph ist wahrhaftig nicht glücklich! aber laß Du ihn nur walten: er wird eher untergehen, als unedel seyn; Cecilie nur darf ihr Geschick nicht an das meine knüpfen, darum lösen Sie sanft das leicht geschlungene Band. — Ich sehe Sie wohl bald, ich sehne mich nach den Spielplätzen meiner heiteren Kindheit. Das Leben hat mich hart angefaßt; es mag seyn: ich fühle noch Muth und Kraft in meiner Brust; nur eins weiß ich, was mich zu Boden schmettern würde: der Verlust Ihrer Liebe! aber nein, Sie entziehen sie mir nicht, nicht mit ihr die letzte Stütze Ihrem Adolph."

Der Brief war abgesandt. In Welmar's Leben blieb fast Alles wie sonst; der Rittmeister zog ihn nach wie vor in seine Gesellschaft, dort traf er fast immer Clementinen und ihren Vater. Der alte Herr schoß oft sehr lauernde Blicke auf den Jüngling, wenn der sich, wie wohl geschah, mit einem schweren Seufzer von dem geliebten Mädchen abwendete. Einst aber sagte er recht zutraulich: „Wissen Sie wohl, junger Herr, daß meine Clementine Braut ist?" — und wie er des Jünglings Erbleichen sah, der wohl lange die Ueberzeugung in sich herum trug, nun aber zum ersten Mal die Gewißheit aussprechen hörte, fuhr er lächelnd

fort: „Ich that damals wohl gut, daß ich Ihnen den Blick in meinen Wagen versperrte; es hat sich aber nun Alles anders gefügt, und wer weiß, wie es noch kömmt.“ — „Wie es noch kömmt!“ wiederholte Welmar, „wie es noch kömmt!“ Er verließ das Zimmer, das Haus, des Alten Worte: Wissen Sie wohl, daß meine Clementine Braut ist? sich immer wiederholend.

Sein Roß trug ihn am andern Morgen durch die Allee, durch welche er einst Herrn von Norbeck's Wagen neckend geleitete; Alles um ihn war ganz wie damals, nur in ihm Alles so anders. Sein Pferd war wohl schon eine ziemliche Strecke mit ihm fort geiagt, da erkannte Welmar in einem daher sprengenden Reiter mit einem inneren Schauer seinen Rittmeister. Beide Männer begrüßten sich und ritten dann unter leichtem Gespräch neben einander hin. Es blieb lange bei einem flüchtigen Wortwechsel, der überall nur lustig hinstreift; doch endlich wendete sich Herr von Welfenstein zu seinem Begleiter und sagte ernst: „Niemand nimmt wohl so viel Theil an meinem Glück als Sie, lieber Welmar; so seyn Sie denn auch der Erste, den ich nicht nur für den morgenden Abend nach jenem Försterhause lade, dessen rothes Dach uns eben entgegen leuchtet, sondern auch der Einzige, der vorher erfährt: daß ich dort meine Verlobung zu feiern gedenke.“ — Welmar fühlte: wie alles Blut aus seinen Wangen weiche. „Morgen!“ sagte er verstört. „Herr Rittmeister! ich wollte Sie eben bitten, mir zu erlauben: noch heute nach meinem väterlichen Gute hinüber zu reiten; mich ruft so Manches, und bin ich selbst auch morgen nicht hier, o so zweifeln Sie doch nicht: meine Gedanken, meine Wünsche bleiben hier — sie sind bei Ihnen und der schönen Braut!“ — Welfenstein sah den Jüngling an, die wilde Bewegung in dessen Brust konnte ihm nicht entgehen; er schwieg lange, dann sagte er freundlich: „Das ist nichts, Welmar! ich ahne, was Sie treibt; aber gehen dürfen Sie nicht, wenn ich auch Ihre Gründe ehre, wenn ich Sie auch recht herzlich darum liebe. Ihr Wort, daß Sie morgen kommen!“ — Welmar sah zweifelnd und zögernd auf den Freund. „Herr Rittmeister!“ sagte er endlich, mit der Hand nach seinem Collet fassend, als beenge es seine Brust; „Herr Rittmeister, ich bin nur ein Mensch und habe nicht höhere Kraft — darum lassen Sie mich ziehen!“ — „Willst Du, den ich wie meinen Bruder liebe, mir an meinem Ehrentage fehlen?“ fragte Welfenstein; „sey ein Mann und komm, übermorgen früh reite dann mit Gott, wenn Du willst!“ — „Ich komme!“ sagte Welmar, aus tiefer Brust aufathmend, wandte sein Pferd und sprengte mit verhängtem Zügel waldeinwärts.

Die ganze Gesellschaft war fast versammelt, als Welmar am folgenden Abend vor dem Försterhause anlangte. Er mußte an derselben Stelle vorüber, wo er Clementine zum ersten Mal sah. — Schön wie ein Engel, geschmückt wie eine Braut saß die Holde neben dem Rittmeister. Welmar konnte ihren Anblick nicht ertragen, er zog sich nach kurzer Begrüßung zurück; er wünschte sich unter seine Kameraden und jubelte laut, um den heißen Schmerz aus seiner Seele zu verdrängen; er sah mit Angst dem Augenblick entgegen: wo nun der Rittmeister Clementine als seine Braut vorstellen werde. Die Lampen, welche buntfarbig zwischen den Bäumen hingen, wurden angezündet, ein großer freier Platz war magisch von ihnen beleuchtet. Welmar fühlte: das war die Stelle, wo sein Todesurtheil gesprochen wurde; seine Unruhe stieg, er trieb sich rastlos umher. Sein Geschick führte ihn willenlos in Welfensteins und Norbecks Nähe. — „Nur den einen Wagen, der mir liebe Gäste bringen soll, erwarte ich noch!“ sagte der Erstere freudig, und wie er das sprach, brausten vier schnaubende Rappen hervor, einen leichten glänzenden Wagen daher führend. Welmar's Blut stockte; er trat hinter eine riesige Eiche zurück und lehnte fast bewußtlos seine Stirn an den Stamm. Er hörte nur: daß Alle sich auf dem erhellten Platz versammelten; aber wie ein naher zerschmetternder Donner trafen die Worte: „Meine Braut, Fräulein Clementine von Norbeck!“ sein Ohr. Welmar sah mit einem Blick voll tiefen Schmerzes auf und erbebte: an des Rittmeisters Hand stand eine hohe edle weibliche Gestalt — Clementine war es nicht; er mißtraute seinen Augen — aber da schwebte sein holdes Engelsbild, seine Clementine, auf die Fremde zu und begrüßte sie, wie eine werthe vertraute Freundin. — „Um Gotteswillen, wie ist denn das?“ fragte Welmar halb laut und mit Todesangst. — „Wunderbar, sehr wunderbar freilich!“ sagte Herr von Norbeck; „ich stehe hier nun schon ein feines Weilchen und halte mich bereit, Sie auf zu fangen, wenn Sie sinken sollten, denn sehr bleich und krank sehen Sie aus. Das Aergerlichste bei der Sache aber ist ohnstreitig: daß Sie meiner Tochter einen Korb gaben; ich wollte auch *ihre* Verlobung heute bekannt machen, nun aber fehlt dem armen Kinde der Bräutigam; oder wollen Sie etwa den Brief zurück nehmen, welchen Ihr Vater mir an diesem Morgen sendete?“ Er hielt Welmar ein Papier hin; dieser erkannte die vor wenig Tagen an seinen Vater geschriebenen Zeilen und sah zweifelnd: ob er wache oder träume? auf den Alten. Der aber sagte: „Ich sehe, wie man sich, uns suchend, in Bewegung setzt; darum schnell: ich heiße nicht Norbeck, sondern Nassen, und Clementine ist Cecilie, Ihre gewesene Braut; sie wollte ihren Zukünftigen gern unerkannt sehen, ich gab der Grille nach und reisete unter dem Namen meines Schwagers mit ihr hieher; dessen Tochter ist aber Ihres Rittmeisters Verlobte, das brachte uns mit ihm in

nahe Bekanntschaft; er war mit uns im Komplot und hat uns jetzt, wie ich sehe, gefunden.“ — Welfenstein trat mit Clementinen und Cecilien zu ihnen und stellte Welmar lächelnd seine Braut vor; der Jüngling sank glückwünschend an sein Herz. — „Reitest Du noch zu Deinem väterlichen Gute?“ fragte der Rittmeister. — „Das mag Cecilie entscheiden!“ sagte Welmar, sich selig über ihre Hand beugend. — „Muß es denn seyn?“ fragte sie sanft. — „Nein, nein!“ rief Herr von Nassen, und schob mit öffentlicher Heimlichkeit Welmars Brief in dessen Hand zurück. Amalie von Selt.

## Etwas über den jetzigen Kaiser von China.

Die Zeitung von Peking in China, vom 26. März 1820, enthält Folgendes: „Der Kaiser hat die jährliche Prüfung der höheren Klassen der Literaten seines Reichs vollendet und ihren Vorlesungen über unsere klassischen Schriftsteller zugehört; es sind Einige befördert, Andere zurück gesetzt worden. — Hierauf hat der Kaiser die Fortschritte seines vierten Sohnes, 14 Jahr alt, geprüft und sein Mißfallen zu erkennen gegeben darüber: daß er noch nicht im Stande sey, in Versen zu schreiben. Der Kaiser erinnerte sich bei dieser Gelegenheit: daß sein Vater, der vorige Kaiser, ihn, als er eben 14 Jahr alt war, in diesem Fache geprüft und die von ihm aufgesetzten Verse gut gefunden habe. Den Mangel an poetischer Fertigkeit seines Sohnes gab die chinesische Majestät den Lehrern schuld; sie sind sogleich entlassen und durch Andere ersetzt worden. — Bei den Schützen-Versuchen ist derjenige, der den besten Schuß gethan, wie gewöhnlich von dem Kaiser mit Verzierung einer Pfaufeder belohnt worden. — Funfzig Personen, die in der letzten Rebellion verwickelt waren, sind noch nicht entdeckt. Einer der kaiserlichen Räthe gab den Rath: man müsse ihrem Entfliehen durch strenge Bewachung der Seehäfen zuvor kommen. Allein des Kaisers Meinung war: da bereits alles Auswandern streng verboten sey, bedürfe es keines neuen Gesetzes hierüber.“ T. L. Secha.

## Glossen.

Der Thalmud sagt: „Gott hab' es voraus gesehen, daß sich der Mann über die Bosheit des Weibes bald beklagen würde und dessen Schaffen nicht eher entschieden, bis ihn Adam sehr bat.“ — Wär' ich der erste Mensch und mir die Tücke der Frauen bekannt gewesen, ich hätte, wegen sonstiger ganz erträglicher Eigenschaften, wozu die liebenswerthe Bosheit auch gehört, doch um die Frau gebeten; obwohl es kein kleiner Triumph für das schöne Geschlecht ist: daß wir Männer augenscheinlich ohne der Frauen Bewilligung, diese aber durch unser Bitten leben; denn wir dürfen eigentlich über das, was wir erflehten, ohne Ungerechtigkeit nicht murren. Das ist freilich hart, auch allzu viel begehrt bei so viel Ursachen zur Klage, und darum freu' ich mich, mit gehöriger Achtung für die Damen: daß ich den Thalmud nicht beschworen habe.

Dem Professor Ramus wurde zur Zeit der ernsthaften Religions-Streitigkeiten, in welche er seinen Verstand gemischt hatte, untersagt: seine eigenen Schriften zu lesen, weil sie von Andern zu viel gelesen wurden und dieses Lesen zu sehr wirkte. Manchen heutigen Schriftsteller trifft eine umgekehrte Verdammniß: er muß seine Schriften ganz allein lesen, weil ein Anderer das Lesen nicht übersteht.

„Das beste Jahrhundert“ sagte Mahomet, „ist das meinige, dann das nächste, dann das folgende. Hierauf wird aber ein Geschlecht kommen, das überall verrätherisch handeln, Versprechungen geben, keine erfüllen und doch fett werden wird.“ — Hätt' er sich um etwas verrechnet und etwa die Jetztlebenden gemeint, so könnten, wenn wir's merkten, die Türken unsre Rache empfinden, für so treffende Anzüglichkeiten.

Der dritte Odin schrieb in Schweden (ohngefähr 50 Jahre vor Christi Geburt) eine Nasensteuer aus, die in Gold, Silber oder Kupfer bezahlt werden konnte. Eine solche Steuer müßte auch in der heutigen Zeit fast überall ergiebig seyn, wenn man zumal die Nasen mit in Kontrolle nehmen könnte, welche die Menschen verdienen; es wäre sogar eine höchst gerechte Abgabe, weil Thoren und Böse am meisten davon leiden würden.

Nach einem indischen Gedicht: „Chartah-Bhade“ hat der Gott Parabrahma den Menschen und den Stier zugleich erschaffen. Wäre dies, so könnte es scheinen, als sey, in der Gluth des Schaffens, der Stoff zu beiden Wesen zuweilen in manche Menschen gerathen, die in der Weltgeschichte Tyrannen heißen.

Die Mohren in Cypern tragen Schellen an sich, um die Nattern zu verscheuchen. Aus gleichen Gründen trugen auch wahrscheinlich die sonstigen Hofnarren Schellen im Throngebiet, und ich kann das Verschwinden dieser Wahrheitsritter deshalb gar sehr bedauern. *.

## Liebe.

### Nach Giovan Giosеppo Orsi.

In mir fragt' ein Gedank', und diesem
Ertheilt der andre rasch Bescheid.
„Was ist die Liebe?“ — Herzensgluth.
„Entzündet?“ — An der Schönheit Strahl.
„Wo glüht er?“ — In zwei schwarzen Augen.
„Wo fand er Eingang?“ — Durch die Augen.
„Von da wohin?“ — Tief in das Herz.
„Wer hält ihn ab?“ — Kein Sterblicher.
„Nicht Einer?“ — Wer für Schönes blind ist.
„Was nährt den Funken?“ — Wunsch und Hoffnung.
„Wer löscht ihn aus?“ — Allein das Grab.
„Jedoch wie löschen vor dem Tode?“ —
Ich weiß es nicht, und wüßt's auch gern.

Haug.

# Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

**Wien.** Es kann wohl keiner Zeitschrift mehr als dem „Gesellschafter" obliegen, die Würde der gesellschaftlichen Verhältnisse zu erhalten und zu erheben, und auch ich denke hier einen Punkt zu berühren, der in seiner Wichtigkeit mich glauben läßt, daß er für Viele ein Interesse haben und zum Nachdenken anregen könne — wenn Raum und Zeit nicht immer erlauben, Alles zu sagen, was noth und nützlich wäre; ich komme deshalb auch sogleich zur Sache. — Im Geschäftskreise mit mehreren bedeutenden Männern dieser Kaiserstadt erfuhr ich: daß hier noch ein Judenzoll eingefordert wird, den neulich selbst der (österreichische) Baron von Rothschild und der Banquier Westenheimer (derselbe wackere Mann, der zu den bezweckten Wasserleitungen in München 300,000 Gulden schenkte) zahlen mußten. — Sobald jüdische Reisende an den Thoren Wiens sich zeigen, werden sie, ohne Unterscheidung oder Rücksicht auf die Verhältnisse, nach dem Polizei-Amt gefordert, wo sich Alle persönlich zu stellen haben. Dort muß Mancher oft mehrere Stunden warten, bis er zur Abfertigung aufgerufen wird, welches Verfahren selbst auf jüdische Frauen ausgedehnt ist. — Bei der Abfertigung erhält man, gegen Zahlung von 6 Gulden Conventions- (sonst Papier-) Geld eine „Bollete" (!), die man, wie sogleich zu lesen ist, bei strenger Strafe nicht mit über die Grenze nehmen darf, aus leicht zu enträthselnden Gründen. Um Jeden zu überzeugen und in Kenntniß zu setzen, theile ich hier den buchstäblich genauen Inhalt einer solchen „Bollete" mit. Die Vorderseite hat Folgendes:

Nr. „Aufenthalts-Erlaubniß.

Von der k. k. Polizeioberdirektion wird dem Hrn. —, in — wohnhaft, auf gehorsamstes Ansuchen der hiesige Aufenthalt von heute bis — das ist durch 8 Tage, hiermit gegen dem zugestanden, daß sich nach dem unterm 2. Jann: 1782 ergangenen Juden-Patente genau verhalten, die hier während des gestatteten Aufenthalts zu verändernde Wohnung bei der k. k. Polizeioberdirektions-Judencommission jederzeit anzeigen, und nach verflossener oben bestimmter Aufenthaltszeit entweder von hier alsogleich abreisen, oder um Verlängerung des Aufenthalts bei sonst für jeden unbefugt hier zugebrachten Tag zu erlegenden Strafe von 3 Reichsthalern und wirklicher Abschaffung in einem oder andern Uebertretungsfalle ansuchen, und den Tag vor der Abreise diese Bollete bei obiger Strafe wieder zurück legen soll. Daher ist diese Bollete den — bei der k. k. Polizeioberdirektions-Judencommission zurück zu legen oder um längeren Aufenthalt an zu suchen.

Von der k. k. Polizeioberdirektion.
Wien den — —
La Roze, k. k. n. ö. Regierungsrath."

Auf der Rückseite aber liest man:

„Mit jenseitiger Aufenthaltsbollete darf kein Israelit unter Strafe von 6 Rth. W.W. von hier abreisen; wie denn auch die Polizeilinienwachen streng angewiesen sind, keinen mit einer weißen Bollete versehenen Israeliten zur Linie hinaus passiren zu lassen. Wenn demnach der Inhaber dieser Bollete vor Verlauf der ihm jenseits bewilligten Frist von hier abreisen will, so hat derselbe diese Bollete am Tage vor der Abreise im Judenamte zurück zu legen, und dafür eine blaue Abreisbollete, welche unentgeldlich erfolget wird, zu erheben, und diese sonach an der Linie ab zu geben.

Uebrigens ist es unter einer Strafe von 15 Fl. W. W., bei Unvermögenden unter Arreststrafe verbothen, gegenwärtige Bollete unter welch immer einem Vorwande an einen andern zu überlassen."

Von dieser Maaßregel bleiben in Oesterreich nur diejenigen Juden ausgenommen, welche türkische Unterthanen sind; diese reisen zollfrei und haben nächstdem noch Vergünstigungen in ihren Geschäften, weil der türkische Kaiser erklärte: daß er österreichische Unterthanen, welches Glaubens sie seyn möchten, ganz eben so behandeln würde, wie man die seinigen behandelt. Die besprochene Angelegenheit wird sich nun aber hoffentlich auch für die jüdischen Reisenden aus andern Ländern bald ordnen, und hier wieder die Ehrfurcht vor dem Kaiser Franz sich erhöhen, der oft schon Beweise der Gerechtigkeit gab. — st r —.

Folgende Beispiele mögen zeigen, wie sehr der Schein trügt. 1) Einem Betrunkenen, der bewußtlos auf der Straße lag, zog bei Nachtzeit ein Vorübergehender, im heftigen Streit mit einem Andern begriffen, das Schwerdt aus der Scheide, erstach seinen Widersacher und entfloh. Man fand den Erstochenen neben dem Betrunkenen liegen; das blutige Schwerdt, die leere Scheide, die verwirrten Antworten, ein früherer Streit, den er mit Jenem gehabt — Alles sprach gegen ihn. Die Jury verurtheilte ihn zum Tode. Einige Zeit nachher wurde der Mörder bei einer andern That ergriffen und gestand auch jenes Verbrechen. — 2) Ein junges Mädchen hatte einen Liebhaber; ihr Vater einen Freund, dem er die Tochter geben wollte. Nach einem heftigen Streit hörte ein Nachbar das Mädchen in der Schlafkammer ausrufen: „Grausamer Vater, du bist schuld an meinem Tode!" Der Vater hatte so eben die Kammer verlassen, sie war verschlossen. Bei dem Aufbrechen der Thüre fand man das Mädchen in ihrem Blute schwimmend. Der Vater wird ergriffen, sein Hemde ist blutig: der Zeuge tritt gegen ihn auf. Vergebens will er sich damit rechtfertigen: daß er am vorigen Tage zu Ader gelassen habe. Er wird von den Geschwornen als Mörder für schuldig erklärt. Fast ein Jahr nachher fand man in der Kammer des Mädchens einen Zettel, worin sie sich als Selbstmörderin angiebt. — 3) Ein reicher Reisender kehrete in einem Wirthshaus ein und speisete mit zwei Fremden zu Abend. Nachher werden ihnen zwei neben einander liegende Zimmer angewiesen. Die Beiden hören gegen Mitternacht den Einzelnen stöhnen, treten in das Zimmer und finden ihn im Blute schwimmend; der Wirth steht mit einer Blend-Laterne am Bette, ein blutiges Messer in der Hand. Sie zeugen gegen ihn und der Wirth wurde, als des Mordes schuldig, hingerichtet. Er gestand zwar: er sey in der Absicht gekommen, den Fremden zu morden und zu berauben, habe ihn aber schon ermordet gefunden. Späterhin ward entdeckt, daß er die Wahrheit gesagt. Der Diener des Fremden war sein Mörder gewesen, und gestand das Verbrechen, das er zwei Minuten vor der Erscheinung des Wirths begangen. Dieser, einen Todten statt des Schlafenden findend, hatte vor Schrecken das Messer auf die blutige Bettdecke fallen lassen und es auf diese Weise mit Blut befleckt. (Courier.)

Der ehrwürdige Doktor Baken, welcher die Reise an der Küste von Afrika mit den Kolonisten, welche man dort hingesandt, gemacht hat, erzählt: daß ein spanisches Schiff, welches 400 Sklaven am Bord hatte, und weggenommen ward, seine Sklaven nicht in die Hände seiner Feinde gelangen lassen wollte und sie lieber sämmtlich mit Speise vergiftete (?!). Nur Sechs überlebten ihr Schicksal. (Constitut.)

Ein kritisches Journal tadelt die vielen Reisen und Gastrollen der Mitglieder des Théatre français in Paris. „Mit Recht" sagt das Journal, „führt dieses Theater seinen Namen, da es das Theater von ganz Frankreich ist." (Courier.) Welchen Namen würde jenes Journal der Berliner Bühne geben? C.

Es wird jetzt so Sitte bei den Männern, Fächer zu tragen, daß unfehlbar nächstens auf den Pariser Bühnen eine „Fächerwuth" (éventaillomanie) gegeben wird. — Ein Vers Lemierre's wurde einst so parodirt:

„Der Schönen Fächer ist der Scepter dieser Welt!"

— danach meinen wahrscheinlich die Männer: durch den Fächer ihre Herrschaft wieder an sich zu reißen. (Journ. d. Par.)

**Beilage:** Bemerker No. 16. u. Bl. d. Ankündigungen No. XVI.

Redacteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurersche Buchhandlung.




# Der Gesellschafter
oder
# Blätter für Geist und Herz.

1820. Mittwoch den 6. September. 144stes Blatt.


## Züge aus der Schlacht von Fontenoi.

Der Marschall von Sachsen befehligte in Flandern ein Heer von 106 Bataillonen und 172 Schwadronen. Tournai, eines der Meisterwerke Vaubans, war angegriffen. Als die Generalstaaten Kenntniß von der Gefahr dieser Barriere-Festung erhalten hatten, verließ diese Republikaner der gewohnte Geist der Vorsicht und des Zauderns; sie faßten einen kühnen Entschluß und befahlen: der Stadt durch das Wagestück einer Schlacht zu Hülfe zu kommen. Am 5ten Mai 1746 standen die Verbündeten bei Cambron, sieben französische Meilen von Tournai. Der König Ludwig XV. und der Dauphin verließen am 6ten Mai Paris. Die Hauptmacht des verbündeten Heeres bestand in 20 Bataillonen und 26 Schwadronen Engländer, unter dem Herzog von Cumberland, nebst 5 Bataillonen und 16 Schwadronen Hannoveraner. Der Prinz von Waldeck, voll Feuer und Ruhmbegierde, führte 26 Bataillone und 40 Schwadronen Holländer. Von den Oesterreichern waren nur 8 Schwadronen da; aber der Graf Königseck führte sie, der in Italien und Deutschland gegen die Franzosen und in Ungarn gegen die Türken gedient hatte; er sollte der Rathgeber der beiden Prinzen seyn. Man schätzte das ganze Heer auf mehr als 55,000 Streiter. — Der König ließ 18,000 bei Tournai; 6,000 bewachten die Brücken der Schelde und sicherten die Verbindung. Der Marschall war in einem Zustand gänzlicher Hinfälligkeit; als ihn bei seiner Abreise Jemand fragte: wie können Sie diesen Feldzug noch wagen? antwortete er: es kommt jetzt nicht auf das Leben an, sondern auf die Abreise. — Der König und der Dauphin wurden von der Armee mit dem lautesten Freudenruf empfangen. Er war am Abend vor der Schlacht in der fröhlichsten Laune; er sagte: „Seit der Schlacht von Poitiers hat kein König von Frankreich mit seinem Sohn zugleich gefochten, und Keiner hat über die Engländer einen ausgezeichneten Sieg erlangt; ich hoffe der Erste zu werden!“ — An dem Morgen der Schlacht weckte er um 4 Uhr den Kriegsminister, Grafen Argenson, der sogleich die Befehle des Marschalls einholen ließ. Man fand den Marschall in seinem kleinen Wagen, der ihm statt eines Bettes diente und worin er sich fahren ließ, wenn er sich nicht mehr zu Pferde erhalten konnte. Der König und der Dauphin gingen gleich über die Schelde und blieben bei Notre Dame am Walde, 1000 Toisen von der Brücke, an dem Eingange des Schlachtfeldes. Eine große Menge Zuschauer war auf Bäume geklettert. Das Schlachtfeld hatte nur 1500 Toisen Länge und war von Dörfern, mit Kanonen besetzten Waldungen und Redouten umgeben. Man focht, wie vormals bei Dettingen, in geschlossenen Schranken. Der Marschall hatte die Erfolge eines Sieges berechnet und auch die einer Niederlage gesichert. Um 6 Uhr Morgens begann die Kanonade. Der Marschall Noailles opferte den Wunsch nach dem Oberbefehl dem Wohl des Vaterlandes auf, vergaß für einen fremden und jüngeren Anführer sich selbst und verrichtete Dienste als Adjudant; aber der Ober-Feldherr fühlte auch den vollen Werth dieses Edelmuthes

und niemals waren zwei Wetteifernde auf der Bahn des Ruhmes durch stärkere Freundschaft verbunden. — Noailles umarmte seinen Neffen, den Herzog von Grammont, der zum Könige, welcher ihn gesandt hatte, zurückkehrte. Eine Kugel tödtete ihn in seinen Armen; er fiel als das erste Opfer des Tages.

Die Engländer griffen Fontenoi drei Mal an, die Holländer zwei Mal Antoin. Bei dem zweiten Angriffe ward eine ihrer Schwadronen fast ganz von einer Redoute bei Antoin niedergeschmettert, nur 15 Reiter kehrten zurück. — Der Herzog von Cumberland gab einen Befehl, der, wenn er ausgeführt worden wäre, den Sieg zur Folge gehabt hätte. Er sandte den General-Major Ingolsby mit hinlänglicher Mannschaft ab, um die Redoute in dem Gehölze von Barri zu nehmen. Es war von dem Bataillon eines Partheigängers besetzt; die Soldaten lagen an der Erde im Gebüsch. Ingolsby hielt es für ein ganzes Corps und ritt zurück um Kanonen zu verlangen; darüber ging der günstige Augenblick verloren. Ingolsby ward in London von einem Kriegsgerichte zum Tode verurtheilt. — Der Herzog entschloß sich sofort, zwischen der Redoute und Fontenoi durch zu gehen. Der Entschluß war verwegen, aber entweder muste er ihn ausführen oder unthätig bei der Schlacht bleiben. Die Engländer und Hannoveraner zogen und trugen die Kanonen auf den schmalen Fußpfaden. Als sie an den feindlichen Redouten vorüber kamen, wurden ganze Reihen nieder geschmettert; sie füllten immer die Lücken und zogen stolz weiter. Gegen sich fanden sie 4 Bataillone der französischen Leibwache; an deren Seiten 2 Bataillone von der Schweizerwache, die Regimenter Courten und Aubeterre und weiter hin das Regiment des Königs, längs dem Hohlwege von Fontenoi aufgestellt. Die Offiziere der Leibwache riefen: „Laßt uns das Geschütz der Engländer nehmen!“ Sie machten mit den Grenadieren einen raschen Angriff, aber die englische Artillerie stürzte gegen Hundert nieder, und die Uebrigen eilten in ihre Reihen zurück. Die französischen Regimenter rückten jetzt vor, nur 50 Schritte trennten sie noch von den Feinden. Die englischen Offiziere begrüßten die französischen mit abgezogenen Hüten, welches diese erwiederten. Da rief Lord Hay, ein englischer Garde-Hauptmann: „Ihr Herrn von der französischen Leibwache! lasset schießen!“ — Der Graf Anteroche, Grenadier-Lieutnant, antwortete: „Wir nicht zuerst; schießt ihr!“ — Die Engländer antworteten durch ein Lauffeuer. Fast die ganze erste Linie der Franzosen sank todt oder verwundet nieder. Als die andern drei Reihen sich umsahen und keine Reiterei nahe genug zur Unterstützung erblickten, zerstreuten sie sich. Die Engländer gingen mit langsamen Schritten vor, wie auf dem Uebungsplatze. Die Majore legten ihre Stöcke auf die Gewehre der Soldaten, damit sie niedriger schößen. Das ganze Corps, durch das Terrain zusammen geschoben, war eine lange feste Masse, unerschütterlich in seiner Gedrängtheit und durch seinen Muth. Der General-Lieutnant Lüttaux eilte von Fontenoi, wo er verwundet ward, bei der Nachricht von dieser Gefahr hinzu. Als sein Adjudant ihn bat: seine Wunde verbinden zu lassen, sagte er: „Der Dienst des Königs ist mir theurer, als mein Leben!“

Der Herzog Biron hatte das Regiment des Königs gesammelt und war den Engländern hinderlich. Da ging ein englisches Garde-Bataillon aus der Masse hervor, machte ein mörderisches Feuer und schloß sich wieder an. Keine Unordnung entstand; alle anrückenden französischen Regimenter wurden zurück getrieben; mehr und mehr ward Terrain gewonnen, immer geschlossen und fest. — Der Marschall, der die Größe der Gefahr durchschaute, beschwor den König: persönlich mit dem Dauphin über die Schelde zurück zu gehen. — Der König erwiederte: „Ich weiß, daß Sie thun, was Sie vermögen und daß ich die Gefahr nicht fliehe.“

Erstaunen und Verwirrung war in dem Heere, seit die französischen und schweizerischen Garden in Unordnung geriethen. Die Reiterei machte einen Angriff, aber sie vermochte nichts gegen eine feste, geordnete Masse eines unerschrockenen Fußvolkes, dessen immer unterstütztes Lauffeuer alle Angriffe einzelner Haufen zurückwies. — Der Marschall blieb stets im Feuer. Seine Schwäche hinderte ihn, einen Küraß zu tragen; er hatte nur einen Schild von vielfach durchnähetem Taffent, den er auf den Sattelknopf stützte. Er warf endlich auch diesen Schild von sich und eilte hin, um die zweite Linie der Reiterei angreifen zu lassen, der ganze Generalstaab war in Bewegung. — Dem General-Lieutnant Aché ward ein Schenkel zerschmettert. Er brachte dem Könige einen Bericht und blieb eine halbe Stunde bei ihm, ohne seine Verwundung zu beachten.

Je weiter die Kolonne der Engländer vordrang, desto tiefer ward sie und konnte desto leichter kleine Lücken ausfüllen. Ueber Todte und Verwundete hinweg schritt sie, sich um nichts bekümmernd, immer vorwärts und schien etwa 14,000 Streiter stark. — Schaaren französischer Ritter wurden in wildem Gedränge bis an den König getrieben: die Haufen der Flüchtlinge trennten ihn von dem Dauphin; die Schlacht schien verloren. Der Marschall, auf dem Pferde schwankend, ritt in gehaltenem Schritt im Feuer, dicht an den englischen Reihen; die Engländer feuerten in Divisionen, und hielten Alles von sich. Jetzt sagte der Marschall, die übermäßige Standhaftigkeit des Regiments

des Vaisseaux bewundernd: „Ist es möglich daß solchen Soldaten der Sieg entschlüpft? — Da aber kein vereinter Angriff möglich war, so vermochte der Muth nichts mehr. In Fontenoi fehlte es an Kugeln; es ward nur mit Pulver geschossen. Nun aber gerieth die englische Masse in Stillstand; sie blieb unbeweglich und schien, in stolzer Haltung, Meisterin des Schlachtfeldes. Wären die Holländer zwischen den Redouten von Fontenoi und Antoin durchgegangen, so blieb keine Rettung für das französische Heer, selbst kein Rückzug für den König und den Dauphin.

Bei dem Könige ward ein stürmischer Kriegsrath gehalten. Man drang in ihn, sich zu retten. — Da kam, mit gezogenem Degen, athemlos, mit Staub und Blut bedeckt, der General-Lieutenant Richelieu. „Was giebt es? was ist Ihre Meinung?" rief der Marschall. „Meine Meinung, sagte Richelieu, ist, daß die Schlacht gewonnen ist, wenn man will; es müssen vier Kanonen gegen die Fronte der feindlichen Kolonne gerichtet werden; die Haustruppen des Königs und Andere müssen sie umzingeln; wir fallen auf sie, wie Fourageur, es gilt den Moment!" — Der König billigte die Meinung. Alles was gesammelt werden kann, stürzt hinzu: die königlichen Haustruppen, die Gensdarmes, die Gensdarmerie, die leichte Reiterei, die berittenen Grenadiere, die Musquetiere, die Karabiniere; die Letzten durchbrachen zuerst die Feindesreihen, und nun öffnete sich von allen Seiten diese felsenähnliche Masse. Noch einmal schlossen sich die Engländer, aber sie mußten weichen. Sie verließen das Schlachtfeld ohne Verwirrung; Muth und Ehre führten sie hinweg.

Der Marschall ließ sich zum König tragen. — „Mein König!" sprach er, „ich habe nun lange genug gelebt, da ich Sie siegreich sehe. Von so leichten Zufällen ist der Ausgang der Schlachten abhängig!"

v. Lowtzow.

## Die Flüchtlinge.

Eine französische Zeitschrift enthält die gräßliche Erzählung des Schicksals von sechs Soldaten, welche im Juni 1810 von St. Helena desertirten. Sie wollten ein vor der Insel ankerndes amerikanisches Schiff erreichen, waren auch glücklich ihm schon sehr nahe; da gewahrten sie, daß man an den Küsten Nachsuchungen mit Laternen veranstaltete und hielten nun dieses Schiff auch nicht mehr für einen sicheren Zufluchtsort. Einer der Flüchtlinge, ein ehemaliger Seemann, machte den Vorschlag, nach der Insel Ascension zu steuern; ein Ruder diente als Mast, Schnupftücher als Seegel. Anfangs war starker Wind; am dritten Tage aber legte er sich, und der Steuermann gestand: daß er ohne Zweifel jene Insel verfehlt habe. Jetzt wollte er nach Rio Janeiro; der Wind ging jedoch so schwach, daß auch die Hemden zu Seegel dienen mußten. Aber das Schrecklichste: Hungersnoth brach nun herein. Anfangs kauten Einige an einem Bambusrohr; ein Anderer zernagte seine Schuhsohlen. Ein Delphin ward gefangen, und mit Appetit erst das Blut ausgesogen, und dann das getrocknete Fleisch verzehrt; allein auch das genügte nicht, und die Verzweiflung herrschte. Man beschloß, das Schiff an zu bohren, um sich zu ertränken; Zwei erklärten sich aber dagegen und Einer derselben war der Meinung: man müsse loosen, wer sterben und sich als Beute zur Nahrung hergeben sollte. Man that es, das Loos 5 entschied und traf den — der den Vorschlag gemacht hatte. Gefaßt zerschnitt er sich sogleich die Pulsader, empfahl seine Seele Gott und verschied bald. Der Leichnam diente als Zehrung; das Fleisch ward oft mit Seewasser gewaschen, um es vor Fäulniß zu schützen. Am sechsten Tage endlich gewahrten sie Land; sie waren vor Rio Janeiro; eine starke Brandung warf aber das Fahrzeug um, Zwei ertranken noch, die Anderen wurden gerettet. Dt.

## Das Gebet des Socrates.

Welchem Gelehrten sollte es, aus Xenophons Denkwürdigkeiten des Socrates, und aus Plato's Vertheidigung dieses wahrhaften Weisen, unbekannt seyn, daß er Begriffe von einem einigen und ganz vollkommenen Gott hatte, die der Wahrheit und gesunden Vernunft entsprachen. Jene Schriften bekunden es: er habe mit Verbreitung dieser gesunden Lehre sein ganzes Leben hingebracht. „Mich", sagt er, in der erwähnten Schrift des Plato, „mich hat Gott einer Stadt gegeben, um die Willigen den rechten Weg zu führen, die Trägen aufzumuntern, die Schlafenden zu erwecken, und von diesen Geschäften ruhe ich niemals: ich lehre an allen Orten und Enden der Stadt, wohin ich entweder mit Bedacht oder von ungefähr komme. — Ich glaube", sagt er kurz zuvor, „daß es euch nicht verborgen seyn kann: wie eurer Stadt nichts Heilsameres widerfahren ist, als dieser mein Dienst, den ich euch, da ich Gott gehorsam bin, leiste; denn ich gehe umher, und gebe Jungen und Alten den Rath, daß sie nicht sowohl für ihren Leib, für ihr Vermögen, und für andere Dinge, als vielmehr für ihre Seele sorgen sollen u. s. w." — Schwerlich wird ein Christ, dem es um Wahrheit und Gottseligkeit zu thun ist, einen bessern Rath geben können, als der ist, den Socrates dem Aristoteles giebt, indem er sagt: „Bemühe dich mit einem aufrichtigen Herzen Gott an zu beten, er wird dich unterrichten, und alle Deine Zweifel lösen." Derselbe Schüler des Socrates, welcher uns dies berichtet, meldet von ihm: „Er bat im Allgemeinen die Götter, daß sie ihm dasjenige geben möchten, was gut und heilsam sey, indem sie solches am besten wüßten. Die um Geld, Herrschaft, um Gut und Glanz bäten, kamen ihm gerade so vor, als ob sie um Würfelspiel, Schlachten und andre dergleichen Dinge bäten, von welchen man nicht wissen könnte, welchen Ausgang sie haben würden." Das Vornehmste, was er sich von Gott erbat, war Weisheit und Tugend. Laß mich" sprach er, „innen reich, und alles Aeußere meinem Innern nicht nachtheilig werden. Laß mich wahre Weisheit als den höchsten Reichthum ansehen, und von zeitlichen Gütern nur so viel besitzen, als ein mäßiger und genugsamer Mann davon bedarf!" E.

## Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

Soolbad bei Unna. Unsere neue Bade-Anstalt wird mit jedem Jahre besser. Die hiesige Saline Königsborn, welche ganz Westphalen mit Salz versorgt, liefert das Wasser, welches in einem hohen Grade heilbringend ist. Auch in der neuesten Badezeit sind beinahe alle Kranke hier gesund geworden. Aber auch für die Gesunden ist gesorgt; alle Sonntage ist im Salon ein Ball von mehr als 200 Personen, zu dem die ganze Nachbarschaft zusammen kommt, und besonders Unna's lebenslustige Bewohner. — Ueberhaupt waltet hier, wie in ganz Westphalen, ein recht froher Sinn, der sich nur in der Nähe des Rheins verliert; dort scheint statt alles Frohsinns die politische Saalbaderei heimisch zu seyn. — Hier herrscht auch ziemlich allgemeine Zufriedenheit mit der Verwaltung; wenigstens will man nicht das Unmögliche. — Im Münsterschen macht, hinsichtlich der Einigkeit, die Religion ein Hinderniß, das durch die größte Nachgiebigkeit nicht gehoben werden kann. Doch ist die Erbitterung gegen die sogenannten Ketzer dort lange nicht so arg, wie jenseits des Rheins. Uebrigens ist man im Münsterschen mit manchen preußischen Einrichtungen sehr zufrieden; so findet man z. B.: daß die Justiz weit besser verwaltet wird, als unter dem Krummstabe. Man erzählt von einem Bauer, welcher jedesmal eine tiefe Reverenz macht, wenn er vor einem preußischen Adler vorbei geht. Bei der Einrichtung der preußischen Gerichte hatte man nämlich gefunden, daß sich in einer Rechts-Angelegenheit seit 40 bis 50 Jahren eine Summe Geldes in gerichtlicher Verwahrung befand; man forschte nach den Interessenten, da alle Geschäfte von Amtswegen fortgesetzt werden müssen, und fand: daß ein Enkel-Sohn des eigentlichen Besitzers vorhanden sey, dem gar nichts mehr von jenem Gelde bekannt war. Man forderte ihn auf, sich dies Geld ab zu holen; er glaubte, es müße ein Irrthum obwalten, und mit Murren, wegen der in seiner Arbeit eintretenden Versäumniß, machte er sich auf den Weg. Allein er erstaunte nicht wenig, als er wirklich sein Geld ausgezahlt erhielt. Seitdem sagt er: der preußische Adler habe ihn zum reichen Mann gemacht. — Das jetzt ganz veränderte Militair-System, besonders die gute Behandlung des Soldaten, gefällt auch, da man sich noch mit Schaudern der vormaligen Stockprügel- und Spießruthen-Scenen erinnert. Am meisten ist sonst die Oekonomie-Einrichtung der Compagnien hier unangenehm aufgefallen. Die hiesigen reichen Bauern-Söhne, welche bei dem Regiment in Wesel standen, zahlten bedeutende Summen an die Compagnie-Chefs, um dadurch oft Jahrelang vom Dienst frei zu bleiben; kam dann der Inspekteur des Regiments, so wurden von dem andern Regiment die fehlenden Mannschaften geborgt, eingekleidet und umgetauft, damit Mannschaft und Listen stimmten. P. P...

Einem Korporal ward einst von einem Offizier ein Thaler als Schadloshaltung geboten, weil ihm im Felde eine Hand weg geschossen war. Der Korporal fragte: „Ob man etwa glaube, er habe ein Paar Handschuh verloren?“ (Courier fr.)

Herault de Sechelles sagte einst im Convent zu Paris: „Die Gewalt der Vernunft und die Gewalt des Volks ist ein und dasselbe!“ — Ein revolutionairer General ersuchte einst den Jakobiner-Verein: ihn doch nicht ohne Guillotine abreisen zu lassen; er könne vielleicht unterweges Gebrauch davon machen! — Couthon verlangte: Commissarien zu ernennen, welche den Königen der Welt den Prozeß machen sollten! — Einer der damaligen Gesetzgeber rief von der Tribune herab: „Um die Franzosen zu beherrschen, muß man Räuber seyn! Laßt uns also Räuber seyn!“ und die ganze Versammlung klatschte ihm Beifall zu. — Unter den damaligen Verfügungen zeichnen sich folgende aus: „Die patriotischen Bürgerinnen des 5ten und 6ten Oktobers sollen während der bürgerlichen Feierlichkeiten stricken; aus den Chorbüchern sollen Patronen gemacht, aus Beichtstühle Schilderhäuser angefertigt und aus dem Blei der Grabmäler Kugeln gegossen werden.“ (Gaz. d. Fr.)

Ein Herr Melas, Arzt zu Auch, machte unlängst folgenden merkwürdigen Versuch: Er behandelte einen 18jährigen jungen Menschen seit langer Zeit am viertägigen Fieber, das gar nicht weichen wollte. Zuletzt versuchte er es einmal, demselben die Kuhpocken ein zu impfen, und zwar kurz hinter einem Fieber-Anfall. Die zwölf Stiche wurden zu Pocken und durchliefen alle Perioden der neuen Krankheit ganz regelmäßig. Am siebenten Tage ward das Fieber sehr heftig und dauerte 24 Stunden über die Zeit; es endete sich mit starkem Stuhlgang und einem dicken stinkenden Schweißtreiben. Aber — seit dem Augenblick war auch die Krankheit gehoben; das Fieber kam nicht wieder. (Constitut.)

Es giebt jetzt zu Paris auch lithographische Shawls, auf denen Schlachtstücke abgebildet sind. — Eine Schauspielerin zu Meaux, welche einen solchen trug, sprach neulich dazu ein Paar Verse, deren Schluß war:

„Im Herzensschlage mag das Frankenheer nun schlagen,
Die Feinde will ich leicht auf meinen Schultern tragen.“

Es hat Jemand auf das Grab der Agnes Sorel ein Gedicht in acht Gesängen geliefert, das sich um Nichts dreht, nicht einmal um die Erinnerung an den unglücklichen Jakob Coeur, welcher, nachdem er verläumderischer Weise angeklagt war: Agnes vergiftet zu haben, verjagt ward, ungeachtet er auf seine Kosten die vier Heere unterhalten hatte, welche sein Vaterland befreiten. (Courier fr.)

Frankreich hat jetzt 50 Linienschiffe, 31 Fregatten, 13 Corvetten, 25 Briggs, 69 Goeletten, Aviso's, Kanonier-Schaluppen, 14 Flütschiffe, 32 Galeeren und 24 Transportschiffe; zusammen: 258 Kriegsfahrzeuge. (Constitut.)

### Zur heutigen Beilage: Das neue Schauspielhaus in Berlin. *)

Das neue Schauspielhaus, nach den Angaben Schinkels gebaut, hat die Haupt-Façade auf einem Platze, dem Seehandlungs-Gebäude gegenüber. Zu einem Peristyl von 6 jonischen Säulen steigt man auf 27 Stufen. In dem Frontispice, welches diese Säulen tragen, ist die Geschichte Niobe's in erhobener Arbeit dargestellt. — Die Mitte des Gebäudes, hinter dem Peristyl, ragt weit über die Seitengebäude empor und hat ebenfalls ein Frontispice, in gleicher Art gearbeitet. Man sieht Eros an einem Thron stehen; Psyche legt hier, in heiterer Abbildung, knieend einen Epheukranz zu einer komischen Maske und einem Wanderstabe, und dort kniet Psyche, in ernster Stellung, vor der tragischen Maske, neben der als Sinnbild der Kraft eine Keule liegt. Auf jener Seite sollen Schwäne, auf dieser Schlangen die Symbolik vollenden. Beide Darstellungen sind nach Modellen von Tiek. — Die höchste Spitze bildet Apoll in seinem Wagen, der von aufstrebenden Greifen gezogen wird; diese Arbeit ist aus Kupfer getrieben, nach einem Modell von Rauch. Ringsum auf der ersten Höhe des Gebäudes sind die 9 Musen (nach Tieks Angaben) aufgestellt, und zwar so, daß auf der Haupt-Façade die Musen der Tragik und Komik stehen. — Die Ecken des höheren Gebäudes tragen Schaalen, auf ähnliche Art verfertigt, wie der Apoll. — Das Gebäude ist 245 Fuß lang, die Seitenflügel sind 115 Fuß tief; die hervortretende Mitte-Façade ist, ohne den Peristyl, 160 Fuß tief; der Peristyl mit seiner großen Treppe tritt noch um 52 Fuß hervor und ist 85 Fuß breit; in dieser ganzen Breite ist auch die Treppe angelegt. — Die Höhe des Mitte-Gebäudes ist vom Fußboden, den Apoll mitgerechnet, 120 Fuß; dieser allein hat 18 Fuß Höhe. — Mehr über das Ganze, namentlich das Innere, werden wir mittheilen, wenn Jeder durch eigene Anschauung unsere Meinung darüber prüfen kann. T.

*) Auch einzeln in der Maurerschen Buchhandlung zu haben.

Redacteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurersche Buchhandlung.





# Der Gesellschafter

oder

# Blätter für Geist und Herz.

1820. Freitag den 8. September. 145stes Blatt.

## Die Dollmetscherin.

### Erzählung von Fr. Laun.

#### 1. Alles blau.

Das Mittagsmahl war vollendet. Nur noch allein saß der Medizinal-Rath Kegel am Tische, das letzte Glas Rheinwein, mit welchem er den Uebergang zu seiner Siesta zu machen dachte, behaglich gegen das Licht haltend. Da jubelte plötzlich Gundchen, die gelenke Dienerin, mit dem Ausrufe: „Sie kommen, sie kommen!“ zur Thür herein. — Erschrocken wendete sich der in seiner Andacht gestörte Hausherr nach ihr herüber. „Was?“ fragte er stürmisch. — „Verzeihen Sie!“ sprach Gundchen verlegen; „ich glaubte, Mamsell Lezchen wäre noch bei Tische!“ Mit diesen Worten schlüpfte sie so schnell wieder hinaus, als sie gekommen war.

Mißmuthig über die Störung stürzte der Medizinal-Rath den Wein hinunter und ging nach dem Nebengemach, wo so eben Gundchens Freudenerguß zu hören, aber nicht zu verstehen war, weil er erst im dritten Zimmer erscholl. Im Sturmschritt drang der finster gewordene Hausherr vorwärts, bis dahin; aber sein Nahen unterbrach Gundchens Rausch mit einem Mal. Alles plötzlich mäuschenstill.

„Was giebt's? wer kommt?“ polterte der Herr. — „Ach, lieber Herr Medizinal-Rath! draußen in der Vorstadt kann kein Apfel zur Erde: Alles ist blau; und Musik machen sie ihnen, wie die lieben Engelchen im Himmel, Janitscharen-Musik, kostbare! Eine ganze lange Ewigkeit könnte man zuhören!“ — Kopfschüttelnd brummte der Hausherr die ihm diesmal ganz unverständliche Person an. Da legte sich seine mit anwesende Nichte Concordia ins Mittel und sagte: „Es sind vier französische Regimenter angekommen.“ — „Was?“ rief ihr Oheim, ein Paar Schritte von Gundchen, die er anstarrte, zurück tretend: „vier ganze Regimenter Franzosen! Und darüber kann das Affengesicht außer sich seyn vor Freude? Gerechter Gott, die bleiben gewiß wochenlang in der Stadt, da sie hier Alles noch vollauf finden. Ach, mein Wein, mein theurer Wein! Meine Ruhe, die ist nun auch auf ganze Wochen dahin!“ Er eilte hinweg, seine Gattin auf zu suchen.

#### 2. Drum derum, dumm dumm!

„Ich will nur wünschen“ — sagte Alexandrine, die Tochter vom Hause — „daß wir nicht gar mit Gemeinen überschüttet werden.“ — „Ach, ich setze den Fall, es wäre auch, Mamsell Lezchen!“ — so beruhigte die, durch den nahen Spiegel über das „Affengesicht“ des Hausherrn selbst wieder ziemlich beruhigte Dienerin die Mamsell — „das sind Ihnen Alles wahre Puppen von Leuten, nur viel größer, rechte Riesen von Menschen. Dabei sind sie so zahm, daß man sie um den kleinen Finger wickeln könnte. Meine Kollegin, die oben bei Registrators dient, hat in ihrem vorigen Dienst einen Flügelmann im Quartier gehabt, der ist mit ihr umgegangen, just wie mit einer Gräfin. — Wissen Sie, Mamsell Lezchen, wen ich mir herwünschte zu uns? das ist der eine Regiments-Tambour! Der Mann hat ihnen ein Paar Augen im Kopfe, die einen gleich durch und

durch gehen. Und den Stock wirft er so hoch in die Luft, daß man fürchten muß: er werde einmal gar nicht wieder herunter kommen. Hören Sie wohl, hören Sie: Drum derum, derum, dumm, dumm! Das sind sie, da muß ich hinunter!"

3. Ein schöner Mann!

„Das dumme Ding!" rief Alexandrine, als Gundchen fort war. „Man weiß wirklich nicht: ob man lachen oder sich ärgern soll über sie!" Dabei nahm sie im offenen Fenster Platz. — „Ich halte es mit dem Lachen!" entgegnete Concordia, indem sie an der Cousine Seite trat. — Unterdessen schritten die stattlichen Gestalten der modernen Weltbezwinger, unter Vorantritt eines starken Musik-Chors, vorüber. Der gerühmte Regiments-Tambour übertraf sich selbst in seinen Künsten; ein Bewunderungslaut der unten an der Hausthür stehenden Gundchen und ein freundlicher Wink nach oben machte sie zuerst auf ihn aufmerksam. Im Ganzen waren die Vorüberziehenden recht wohlgewachsene Leute. Auch hatten sie, das Interesse der Stadt an ihnen zu befördern, Kleider und Schuhe schon vor dem äußeren Thore vom Staub des Marsches so völlig gereinigt, als ob Jeder eben erst aus den Händen eines besonderen Kammerdieners gegangen wäre. Um so getroster erhoben sie auch ihre Augen nach den Häusern zu beiden Seiten, von denen manches weibliche Wohlwollen ihnen Genugthuung ertheilte; die Fenster des Medizinal-Raths wurden vorzüglich mit berücksichtigt: die meisten Offiziere senkten ihre Degen, während ihre Blicke zu Alexandrinen und Concordien empor flammten. Bei dem Einen, einem wahren Antinous, befiel Alexandrinen ein ganz eigenes Herzklopfen; fast ohne es zu wissen, traf ihr Ellenbogen an der Nachbarin Arm. „Ein schöner Mann!" sprach hierauf Concordia. — „Der schönste, der mir je vorgekommen ist!" korrigirte Alexandrine.

4. Ja doch, ja!

„Allerliebst!" rief die eintretende Medizinal-Räthin zornig. „Der Wechselbalg, die Gunde, gafft vor der Hausthür und Ihr vom Fenster aus nach den Soldaten, während wir, ich und der Vater, vor Angst nicht wissen, wohin mit ihnen. Es kommt ja Einquartierung, eben wurde sie angesagt!" — Das Regiment schwenkte sich jetzt aus der Straße nach dem Marktplatze. Bald war der schöne Offizier zum letzten Mal zu sehen; in so kostbaren Augenblicken konnte Alexandrine der Mutter unmöglich Gehör vergönnen: sie ward auch belohnt genug. Der Mann, der ihre Augenstrahlen gefesselt hielt, blickte nochmals nach dem Hause zurück, offenbar nach diesem Fenster, ehe er hinter der Ecke verschwand.

„Lexchen!" — fuhr die Medizinal-Räthin unwillig fort — „hörst und siehst Du denn gar nicht mehr?" — „Ja doch, ja, liebe, beste Mutter! nun bin ich ganz zu Deinem Dienste!" — „Du lieber Gott im Himmel!" — die bejahrte Frau schlug bei dieser Rede vor Erstaunen die Hände zusammen — „wirst Du denn wieder zum Kinde, Lexchen, daß Du Dich freuen kannst über das Volk, als ob damit der Stadt ein Heil wiederführe? Laß das den Vater nicht sehen, ich bitte Dich um Alles in der Welt!"

5. Verwandlung.

Wirklich hatte der Hausherr, im Grimm über das verfehlte Mittagsschläfchen, so eben ein Strafexempel an der vom Lobe der schönen Grenadiere überfließenden Gundchen statuirt; heulend kam sie herein, er hinterher. — Einen Augenblick später war der ganze Spuk vorüber. Der Medizinal-Rath eilte in seiner Wuth an die Krankenbetten; Concordia empfahl sich der Tante, um nach zu sehen: ob das Dachstübchen, in einer entlegenen Straße, das sie bewohnte, nicht etwa von dem ungezogenen Wirth indessen einem Soldaten eingeräumt worden. Alexandrine aber wurde von der Medizinal-Räthin angestellt, darauf zu sehen: daß Gundchen das für den bereits angesagten Hauptmann bestimmte Zimmer recht ordentlich einrichte. „Denn", sagte sie im Hinweggehen, „das Beste ist, das habe ich immer gehört, wenn man mit solchen rohen Menschen umgeht, als ob es rohe Eier wären!"

6. Lexchen und Cordchen.

Alexandrine, oder Lexchen, würde viel interessanter gewesen seyn, wenn sie sich nicht für die interessanteste Person von der Welt gehalten hätte. Es bestärkten sie aber auch in diesem Wahne eine Menge junger Herren bald plump, bald fein; und junge Herren finden bekanntlich viel Glauben bei jungen und alten Damen, besonders wenn die Herren hübsch und artig sind. In Conzerten war die Gegend ihres Sitzes mit dem größten Glanze der männlichen Eleganz aus der ganzen Stadt umgeben; auf Bällen hielt man das Glück, in ihrer Engagements-Liste ein Plätzchen zu bekommen, für das große Loos. Sie zierte sich im Gange, wie in der Sprache; aber die Tonangeber ihrer Cirkel äußerten über jeden Schritt, den sie that, über jeden Laut, den sie von sich gab: daß sie einzig und unnachahmlich wären. — Ein ganz anderer Fall war es mit Concordien. Diese hatte, bei der Unzahl von Damen auf den dortigen Bällen, gar oft ziemlich lange Pausen im Tanze; in den Conzerten war ihr Stuhl ebenfalls selten von der männlichen Jugend stark umlagert. Wer sich noch am meisten um sie bemühte, auch Sonntags in der Kirche oft an ihrem Stuhl stand und sie, trotz ihres steten Deprezirens, bei dem Klingelbeutel mit aller Gewalt frei hielt, das war der siebente oder achte Schul-College, Magister Grähner. Es fragte sich nur noch: ob sein Einkommen zur Erhaltung von Frau und

Kindern hinreiche? — Die Unbefangenheit, wenn sie unter vier Augen sich über beide junge Frauenzimmer ausließ, konnte jedoch Alexandrinen nur als ein kleines, unansehnliches Persönchen schildern, Concordien hingegen mußte sie durchaus als eine wohlgewachsene reizende Jungfrau betrachten. Aber freilich war Letztere die arme Waise eines Pfarrers, die größtentheils von ihrer Hände Arbeit lebte; von Ersterer hingegen wußte man allgemein: daß sie auf eine Mitgift von mehr als dreißig Tausend Thalern rechnen konnte.

7. Romantische Naturen.

„Rohe Menschen!" seufzte Gundchen, der fortgehenden Medizinal-Räthin nachblickend, Alexandrinen zu. „Die Mama muß auch kein einziges Mal hinunter gesehen haben. Was meinen Sie, Mamsell Lexchen?" — Alexandrine fragte: ob ihr nicht einer der Offiziere aufgefallen sey? — „Ja wohl!" antwortete Gundchen, „ich weiß schon, welchen Sie meinen. Ein Mann, fast so groß wie der steinerne Roland vor dem Rathhause, nur besser gestaltet und uniformirt. Er machte auch ganz besondere Augen herauf nach Ihnen und hatte dazu keinen rothen Backenbart, wie die meisten Andern." — „Wenn wir den ins Quartier bekämen!" scherzte Alexandrine und ihre Augen sanken zu Boden; „das wäre der Mamsell Gunde wohl recht?" — „Ach Gott, mir!" erwiederte diese; „mir sind sie Alle recht, wenn sie sonst komportabel sind. Das aber muß ich gestehen: sechs ohngefähr, die könnte ich mir aussuchen, wenn es verlangt würde; der schwarzbackenbärtige Offizier wäre auch mit darunter und der bewußte Regiments-Tambour dazu. Vor Allen jedoch gefiel mir ein recht untersetzter Sappeur, dem der Bart, ich wollte schwören, bis über den Busenstreif hinab ging; es war auch, als ob er Einen gleich verschlingen könnte. Das hat mir aber die Gouvernante oft gerühmt: das sind gerade die allerzartesten, romantischsten Naturen, mit denen herrlich Auskommen ist, wenn man sie zu behandeln weiß."

8. Das Ungeheuer.

Unter diesen und ähnlichen Reden wurde das Zimmer von Gundchen für den zu Erwartenden recht wohnlich und bequem gemacht. — „Gundchen!" so rief jetzt lachend Alexandrine, „geschwind hierher und sage mir: ob der Offizier, der so eben dort um die Ecke herum taumelt, Deine Behauptung von der allgemeinen Liebenswürdigkeit dieser Herren nicht Lügen strafen sollte?" — „Das aber, Mamsell Lexchen, ist wirklich auch der außereinzige Häßliche unter ihnen!" antwortete Gundchen.

Der offenbar von den Geistern des Weins beherrschte alte, unansehnliche Offizier betrachtete sein Quartier-Billet und wendete dann das Zinnober-Gesicht nach allen Haus-Nummern; dabei stieß er die heftigsten Flüche aus, daß die gesuchte Nummer sich nicht finden wollte. — „Ach Gott!" seufzte Alexandrine; „wenn wir das Ungeheuer bekämen!" Und kaum war sie mit diesem Ausrufe vom Fenster gegangen, so sagte auch Gundchen: „Leider, Mamsell Lexchen, haben Sie wahr gesprochen; er kommt wahrhaftig eben ins Haus!"

9. Die verkehrte Nummer.

Alexandrine schickte Gundchen voller Angst nach der Mutter; der Offizier war jedoch noch eher im Zimmer und taumelte auf das Sopha. — Die Medizinal-Räthin eilte herzu, Gundchen folgte; Alles zitterte vor der Hölle, welcher dieser Satan aus dem Hause zu machen drohte, dessen ganze Redekunst in einer unerschöpflichen Menge von Flüchen zu bestehen schien. — In diesem Augenblick geschah ein starker Klingelzug. Gundchen eilte hinaus und führte unmittelbar darauf den Hauptmann, denselben Hauptmann herein, welchen Alexandrine so sehr gewünscht hatte. — Befremdet blieb er stehen vor seinem Kameraden auf dem Sopha. Nach kurzem Wortwechsel zwischen Beiden zeigten sie einander ihre Quartier-Billets vor. Der Trunkene hatte die Nummer 66 auf dem seinigen verkehrt, folglich für 99 angesehen, und ward von dem Andern, dem letztere Nummer geworden war, mit vielem Nachdruck hinweg gewiesen. (Die Fortsetzung folgt.)

# A l l e r l e i.

Höchst merkwürdig sind ein Paar Testaments-Clauseln des Stifters des „Hôtel-Dieu" zu Aix, J. de la Roques. Er wollte: daß in das von ihm gegründete Hospital jeder Leidende aufgenommen werde, welchen Glaubens er auch sey, „etiam Diabolus" (auch der Teufel), wie er wörtlich sagt. Dann verordnete er noch: daß zu der Verwaltung des Hospitals durchaus **kein** Geistlicher zugelassen werden sollte, welchen Rang er auch in der Kirche bekleide, „etiam Papa" (selbst wenn er Pabst wäre). Dieser Mann lebte im Jahr 1515.

Der Pascha von Egypten sandte im Jahr 1819 einen Gesandten nach Spanien; als er bei dem ersten Hoffeste die vielen schon bejahrten Hofdamen bemerkte, sagte er: „Das Serail scheint nicht der glänzendste Theil am Hofe dieses Königs."

Der französische Schauspieler Dancourt mußte einst, als das Parterre rief: „Demoiselle Duclos soll die Medea spielen!" auf die Bühne, um dem Publikum an zu zeigen: es sey nicht möglich. Dancourt sagte dies und machte dabei eine Bewegung, welche andeutete: daß die genannte Schauspielerin deshalb nicht auftreten könne, weil sie guter Hoffnung sey. Demois. Duclos, hinter den Coulissen stehend, gewahrte es, sprang vor, gab dem Dancourt eine Maulschelle und sagte dann gratiös zum Publikum: „Morgen, meine Herren und Damen!"

Ed. Rolle.

## Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

**Paris.** Die neue „Maria Stuart“, von welcher ich in meinem letzten Briefe als eine sehnsüchtig Erwartete sprach, hat sich nun auf dem Theater der Porte St. Martin präsentirt. Denken Sie sich „Maria Stuart“ als — Melodram! „Maria Stuart“ auf einem und demselben Theater mit dem vielbesprochenen „Vampyr“ und diesem Unthier auf dem Fuß folgend! — Zwei Männer von Geist (Merle und Rougemont) wollten den Parisern den wahren Schiller zeigen, da sie an dem Zugestutzten schon so viel Schönes gefunden hatten, wenigstens lauteten so die vorläufigen Ankündigungen; aber während der Arbeit merkten sie: daß für ein Melodram-Theater der wahre Schiller nicht Vampyr genug sey, und sieh' da! es entstand ein zweiter Schiller à la parisienne. Die Affiche kündete auch ehrlich genug eine „imitation libre“ an. Und welche! Von allen Freiheiten, die sich die neue Maria erlaubt, erwähne ich nur die eine: daß sie sich in der letzten Scene den Kopf — zwar nicht vor den Augen, aber doch vor den **Ohren** des Publikums abschlagen läßt, ein Effekt, welcher in der That auf der Bühne neu seyn dürfte! In allem Ernst ist der Schluß des Melodrams so angeordnet: Eine Menge Begleiter und Begleiterinnen, zum Theil von Elisabeths Hof u. s. w., sind um Maria versammelt. Diese liest ein langes Testament ab (was man ihr sehr übel nahm, indem man darin eine Anspielung auf den Tod Ludwigs XVI. und seiner Gemahlin fand), und dann wendet sie sich gegen den Hintergrund, um durch eine Gallerie zum Schaffot zu gehen. Leicester bleibt im Vorgrund, alle Begleiter sind in der Gallerie sichtbar. Er spricht die bekannten Worte, da wenden die Personen in der Gallerie bestürzt die Gesichter und — ein entsetzlicher **Beilschlag** im Saale wird gehört. Es läßt sich denken, welch furchtbares Grausen dieser Theater-Coup erregt hat; er war so ungeheuer: daß selbst die Melodramen-Besucher in der Porte St. Martin ihn zu unterdrücken baten, und es wird nun in den jetzt sich täglich einander folgenden Vorstellungen dieses Melodrams der entsetzliche Schlag nicht mehr gehört. — Auch außer dieser Gräßlichkeit ist der arme Schiller in der neuen Bearbeitung gar gewaltig mißhandelt, und was ihm die Verfasser noch gelassen haben, das vollenden die Kritiker, welche nun nach diesen Vorstellungen einstimmig ihrer Galle Luft gemacht haben. „Das also ist der wahre deutsche Tragöde!“ rufen die Ignoranten, welche den großen Meister kaum dem Namen nach so eben kennen gelernt haben; „das also ist das „monstre Germanique“ (wie ein sonst sehr gut geschriebenes Journal sagt) „an dessen wilden Sprüngen man sich in seinem Vaterlande ergötzt!!“ — Das Stück hat theils wegen Kabale, theils wegen des richtigen Gefühls des Publikums, nur einen sogenannten demi-succès gehabt (wird aber nichts desto weniger seine dreißig bis vierzig Vorstellungen erleben), und desto mehr Grund haben diese Rezensenten für ihre Meinung. „Nein!“ schreien sie weiter, „ein solches Unthier möge nicht ferner die französische Scene beflecken; Dank Herrn Lebrun, daß er so klug war, es zu zähmen; für die Besucher der Boulevarts-Theater, „die niemals den großen Namen Aristoteles nennen hörten“, mag das noch hingehen; aber bewahre uns der Himmel vor ähnlichen Produkten auf einer Bühne, welche die Namen Corneille, Racine, Voltaire zieren!“ (das erste Théatre français, auf dem Lebrun's „Maria Stuart“ gegeben wird). Die schöne Antwort, welche Elisabeth dem französischen Gesandten für seinen Herrn giebt und die in dem neuen Melodram weg geblieben ist, wird von diesen Herren eine „niaiserie“ genannt! Ihre blinde Wuth ist aber freilich auch zum großen Theil aus Neid veranlaßt gegen die Persönlichkeit der neuen Verfasser, welche die Unvorsichtigkeit hatten, sich früher zu nennen, und mehr noch gegen das fortdauernde Glück der andern Bearbeitung. — Die große Oper hat mit Erfolg „Aspasia und Perikles“ von einem jungen bis hierher unbekannten Componisten aufgeführt. — Das Théatre français hat kein neues Stück, wohl aber eine neue Dekoration gegeben, welche auf dieser klassischen Bühne so selten ist, daß Alles davon wie von einer bedeutenden Nachricht sprach. — Im Odéon ist ein neues Lustspiel: „une promenade dans Paris“ nur bis zum dritten Akt gespielt worden, wo unter entsetzlichem Lärmen der Vorhang fiel; ein neues Trauerspiel aber: „Artaxerce“ hat gefallen. — Die Opera buffa erndtet fortdauernd für maestro Rossini Lorbeern und für sich Geld, und braucht daher nicht so eifrig auf Neuigkeiten erpicht zu seyn, als die andern hiesigen Theater; sie studirt dafür auch nach und nach unsern köstlichen „Don Giovanni“ ein, der hier vielleicht ein anderes, aber gewiß nicht kleineres und nicht schlechteres Publikum haben wird als Rossini. — Weniges haben die kleinen Theater producirt; ich nenne nur ein geistreiches kleines Lokal-Vaudeville: „un dîner à Pantin“, das sich fortdauernd des rauschendsten Beifalls erfreut. **Casper.**

**Hamburg.** Ueber ein neues Lustspiel des Schauspielers Herrn Lebrün: „Pommersche Intriguen oder das Stelldichein“, in drei Aufzügen, habe ich bisher noch nichts gesagt. Die gewöhnliche Schilderung und Darstellung pommerscher Charaktere auf der Bühne hat schon lange das Interesse verloren; es war daher ein guter Einfall, hier recht pfiffige und intriguante Pommeraner vor zu führen. Der erste Akt ließ jedoch mehr und Besseres erwarten, als die beiden folgenden gaben. Eine Art Unnatur, wenn dieses Wort vergönnt ist, tritt zu grell hervor in Anlage und Ausführung der Charaktere, und manche Späße (namentlich einige im Munde der Berlinischen Kammerjungfer) können nur **einen Theil** der Zuschauer vergnügen. Nicht zu verkennen ist aber auch in dieser theatralischen Arbeit des geschickten Künstlers: daß ihm eine reiche Quelle des Witzes zu Gebote stehe. Herr Lebrün und seine junge Gattin (ehemalige Demoiſ. Karoline Steiger), Hr. Schmidt, Hr. Kühne und alle übrigen Mitspielenden versäumten nichts, die Darstellung zu beleben. — Bei der letzten Aufführung des „Grafen von Burgund“ rief ein geachteter Schauspieler, in der Begeisterung, statt des Namens seiner Geliebten: Elsbeth, den Namen seines Direktors: Herzfeld, aus. Dies machte natürlich einen äußerst komischen Effekt! — Herr Tourniaire zeigt uns auf dem Hamburger-Berge, neben dem Elephanten und andern seltenen Thieren, ein Rhinozeros, das wunderbare Geschöpf, dem — gleich dem Elephanten — im Alterthum (zur Zeit Domitians, Philipps und Otacilla's) und in späteren Jahren (zu Nürnberg im Jahr 1748) sogar die Ehre widerfuhr, auf besonderen Münzen abgebildet zu werden. Albrecht Dürer verfertigte bekanntlich einen Holzschnitt des Thieres. Die Zeichnung eines hiesigen talentvollen Künstlers, nach der Natur sorgsam entworfen, welche ich zu sehen Gelegenheit hatte, übertrifft Dürer's und Anderer (z. B. Riedingers) Arbeiten weit; ein guter Kupferstich nach jener Zeichnung wäre gewiß vielen Freunden der Naturgeschichte willkommen. — o. —

In dem Werke des Herrn Portalis: „über den Mißbrauch der Philosophie im achtzehnten Jahrhundert“ kommen unter Anderem folgende Lehrsätze vor: „Moral ohne Grundsatz ist eine Gerechtigkeit ohne Gerichtshof. — Die Gerechtigkeit ist die einzige wahre Wohlthat einer Regierung. — In religiösen Angelegenheiten ging die Wahrheit dem Irrthum voran und der Irrthum der Verläumdung. — Die alten Weisen wollten, daß ihre Schüler Philosophen seyn sollten und die ganze Welt gottesfürchtig; die neueren Weisen: daß Niemand gottesfürchtig sey, aber die ganze Welt Philosophen!“ (Journ. d. Par.)

Zu Nanci ist eine Demoiselle Palatini, 18 Jahr alt, aus Italien angekommen, welche sich als Fechtmeisterin und als eine der ersten Schlägerinnen Italiens ankündigt, auch jeden Fechtliebhaber auffordert, sich mit ihr zu messen. (Journ. d. Par.)

Redacteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurersche Buchhandlung.




# Der Gesellschafter
oder
# Blätter für Geist und Herz.

1820. Sonnabend den 9. September. 146stes Blatt.


## Betrachtungen über den Menschen.

Der Pendul der Uhr ist das Bild des Menschen; durch ein stetes Hin- und Hertreiben strebt er nach einem Ruhepunkt und findet ihn nur dann, wenn die Uhr abgelaufen ist. — Menschen, die viel Verkehr mit der kleinlichen, der politischen Welt haben, gewöhnen sich leicht, Alles, was sie umgiebt, wie Schachsteine zu betrachten, die sie nach ihren Bedürfnissen hin und her schieben können. Aber der Mensch, der eine moralische Höhe zu erreichen weiß, fühlt sich leichter und freier; er athmet ruhiger, vergißt, was ihn im Weltgetriebe drückt; er denkt sich näher der Gottheit, unabhängiger von den Kriechenden, die sich mühsam fortarbeiten und um ein Nichts Viele abquälen.

Der Mensch ist gleich einer Harfe. Die Sinne sind der Resonnanz-Boden, von dessen Bau seine stärkere oder mindere Reizbarkeit abhängt. Das Zurückgeben des auf ihn gemachten Eindrucks entspricht der Zartheit jenes Baues und die Nerven des menschlichen Körpers gleichen darin den Saiten der Harfe. Je feiner sie sind, desto leichter werden sie bei jeder Berührung erschüttert, ertönen stärker oder leiser davon. Der Ton einer Harfe wird abhängig von der Stimmung der Saiten und der Art ihrer Berührung; diese und die Begegnisse ändern aber auch den Menschen um: er giebt oder verliert den rechten Ton. — Wie man den Menschen behandelt, so ertönt er; gleich dem Echo ist er Nachhall der empfangenen Berührung. Es liegt in seiner Natur, den Eindrücken der Außenwelt unterworfen zu seyn. Stürmt ihr auf ihn ein, so zürnt nicht, wenn endlich seine Saiten reißen; da ihr schon sprüchwörtlich sagt: daß die Geduld reißt, als wäre sie die Saite einer Harfe. Dem Eindruck der Begebenheiten vermag der Mensch eben so wenig zu widerstehen, als die Harfe dem Einfluß der Witterung; bei richtiger Behandlung, die aber bei dem Menschen ein schweres Studium erfordert, kommt jedoch Alles leicht wieder in rechte Stimmung. — Auch noch eine Vergleichung der Harfe und des Menschen läßt sich machen, die nämlich: daß Beides im geräuschvollen Leben nicht am besten angewendet wird. Im Kreise der Freundschaft und der Liebe, in der Stille der Einsamkeit und in der Berathung mit Gott, unter dem besternten Himmel, da zeigen sich Harfe und Menschen am schönsten.

Der Mensch hat moralische Fühlhörner; seine Neigungen ziehen ihn hin zu Gegenständen, von denen er gleiche Richtung des Empfindens und des Geistes erwartet. Jeder Versuch, sich einem solchen Wesen zu nähern, ist gleichsam das Ausstrecken eines moralischen Fühlhorns; er zieht sich zurück, wenn die Erwartung nicht befriedigt, die Annäherung nicht gegenseitig wird. — Moralische Fühlhörner zu haben, bedingt die menschliche Natur; durch sie nähert sich ein Wesen dem andern und alle Menschenkenntniß stützt sich auf Beobachtung der moralischen Fühlhörner der Mitlebenden, so wie auf Prüfung der Art, wie sie davon Gebrauch machen. — Eigentlich bestehen sie aus solchen Schwachheiten, die Jeder, der in einer Art von Abhängigkeit lebt, sorgfältig zu verbergen hätte, weil dies die Stellen sind,

wo man stets zu verwunden ist, wenn man Uebelwollende trifft. — Meister in der Kunst zu leben ist nur der, welcher unter allen Umständen eine eherne Seite dem Versucher entgegen zu wenden weiß; denn leider sind die Verhältnisse so gestellt, daß oft nur die Kraft und der Wille zum Kampfe den Menschen sichert. Wer nicht solche Talente hat, dies mit Glück thun zu können — und ihrer sind nicht Legion! — dem ist zu rathen: daß er der Schnecke gleiche, die ihre Fühlhörner nicht eher ausstreckt, bis die Sicherheit fast unbezweifelt ist. Wird sie auch nur leicht angeweht, zieht sie sich schnell auf ihren geringen Raum zurück; herrscht aber freundlicher, friedlicher Sonnenstrahl, nach den Stürmen, welche das Erdreich befruchteten, dann wagt sie sich hervor, ihres Daseyns Lust suchend, wie auch der Mensch aus gepreßtem Herzen gern hervor geht, wenn er Milde, wenn er Lieb' um Liebe, und so ein Verhältniß erwarten darf, das allein segnend ist für Erd' und Himmel. C. Möllen.

## Die Dollmetscherin.

(Fortsetzung.)

### 10. Regelmäßige Sprachkenntniß.

Der Rettungsengel in Uniform empfing den Dank der Geretteten mit ausgezeichneter Artigkeit. Leider aber mußten sie, er sowohl als die Hausbewohner, einander Alles nur an den Augen absehen; denn zum größten Unglück verstand der Franzos kein Wort deutsch und die Deutschfranzösin, welche Alexandrinen französisch hatte lehren sollen, mochte entweder kein Wort französisch gekonnt, oder, was noch glaublicher ist, Alexandrine kein Wort von ihr gelernt haben. Die Medizinal-Räthin aber hatte ebenfalls ihre linguistischen Kenntnisse einzig auf die vaterländische Zunge eingeschränkt. Selbst Gundchen, die zeither immer dick gethan: daß sie von der französischen Französin, bei welcher sie in Diensten gestanden, erstaunlich viel in der Sprache profitiert habe, bestand mit Schanden, weil der Franzos das Französisch, welches sie sprach, gerade so wenig verstand, als sie das seinige. Sie half sich aber noch passabel genug mit der Behauptung: der ganze Fehler liege darin, daß sie das Französische nach der Regel gelernt habe, der Franzos aber nicht.

### 11. Ein wahrer Engel.

Der Franzos sah an Mund und Geberden der Sprechenden und Zuhörenden: daß so eben die Mutter der Tochter eine Strafpredigt hielt, wenn er schon nicht wußte: daß diese das viele, an die Deutschfranzösin umsonst weg geworfene Geld betraf. Zugleich sagte ihm das Wohlwollen jedes der anwesenden Gesichter, sobald es mit seinem Blick zusammen traf: daß seiner Person die Sache gewiß nicht zur Last falle. Daher glaubte er, den Vermittler machen zu müssen und ergriff mit der Rechten eine Hand der Mutter, mit der Linken aber eine der Tochter, drückte dann die beiden fremden Hände an einander, küßte sie und gab dazu seiner Miene solch eine Zärtlichkeit: daß Gundchen, wenn diese ihr gegolten hätte, ohne Zweifel um seinetwillen ihren Sappeur hintangesetzt haben würde.

„Ach, das ist ein herrlicher Mann!“ zischelte die Medizinal-Räthin der Tochter zu. — „Ein Engel!“ flüsterte die dagegen herüber. — „Ja wohl, ein wahrer Engel!“ bekräftigte Gundchen.

### 12. Der Unterschied.

Der Medizinal-Rath trat herein. „Nun“ — fragte er, nach nothdürftiger Verbeugung gegen den Gast, seine Leute — „wie steht es mit der Einquartierung?“ — „Ach!“ erwiederte seine Gattin, „wir haben in einen wahren Glückstopf gegriffen, daß uns dieser liebe Mann geworden ist.“ — Frau und Tochter bei Seite nehmend, verlangte er zu wissen: wodurch des Gastes Liebe sich geäußert? und hörte zu seinem Erstaunen: daß sie bis jetzt einzig in gefälligen Mienen und einem Handkuß bestanden hatte. Darauf erzählten sie ihm aber von dem wieder fortgeschickten Offizier, setzten ihm aus einander: welch ein Unterschied zwischen Hauptmann und Hauptmann sey und baten nun um Gotteswillen: daß er sich ihm zu verständigen und seine Wünsche auf alle Weise heraus zu bringen suchen möchte.

### 13. Die Hülfssprache.

Der Medizinal-Rath verstand auch kein Wort französisch und redete daher den Hauptmann in lateinischer Sprache an; nicht ganz ohne Erfolg. Allein ihr Gespräch bedurfte immer noch einer etwas langweiligen Erläuterung, weil der Wirth das Latein auf deutsche, der Gast aber solches auf französische Manier aussprach. Bald jedoch half sich der Franzose damit: daß er Papier und Bleistift ergriff und in lateinischer Sprache schriftlich bat: daß der Medizinal-Rath ihm seine Wünsche auf diesem Wege zu erkennen geben möchte. Von nun an fand ein Schriftwechsel zwischen Wirth und Gast statt, welcher Ersterem zugleich Bewunderung und Bedauern einflößte; jene, weil ein Mann in Uniform ein so ausgezeichneter römischer Stylist war, und dieses: daß er, der Medizinal-Rath, zu viel von seinem Universitäts-Latein wieder ausgeschwitzt hatte, um dem eleganten Schriftsteller nicht zuweilen große Blößen zu geben. — Uebrigens stimmte der Wirth nunmehr in das Lob des Mannes mit seinem ganzen Hause ein und konnte nicht genug rühmen: welche Bescheidenheit, Artigkeit und Zierlichkeit seine schriftlichen Verlangen auszeichne.

### 14. Einmal und nicht wieder!

Der Gast hatte sich den Mittagstisch ganz verbeten, aber um die Erlaubniß angesucht: den Abend mit an der Familien-Tafel zuzubringen. — Alle waren, als

man mit ihm am wohlbesetzten Tische saß, bezaubert von dem Manne, der Medizinal-Rath ausgenommen, der immerfort eine schriftliche Anfrage zu beantworten hatte. Fast bei jedem Bissen, den er, ein Gourmand von der ersten Sorte, zum Munde führen wollte, schob ihm der Gast Papier und Bleistift zu. Während er nun las und die Antwort schrieb, wurde ihm das Essen kalt; und wenn er sich dann in der Ungeduld nicht verständlich ausdrückte, so bat der Franzos wieder um Erläuterung. Daher sagte auch nach dem Aufstehen der Medizinal-Rath zu seiner Frau: „Einmal mit dem gegessen und in meinem ganzen Leben nicht wieder! Man ärgerte sich ja wahrlich die Schwindsucht an den Hals mit der verwünschten Correspondenz!“ — Vergebens legten, als der Hauptmann sie verlassen hatte, Mutter und Tochter sich auf's Bitten, um seinen harten Sinn zu wenden. „Gehorsamster Diener!“ sagte er; „allen möglichen Respekt vor seiner Latinität, aber bei Tische nie wieder mit ihm zusammen! Die besten Speisen wirken ja wahrhaftig auf einen, wie Schierling und Blausäure!“

15. Die Veränderung.

„Ach!“ — sagte Gundchen, die dabei stand, als sie späterhin auf Alexandrinens Zimmer diese auskleiden half — „ich weiß doch wahrlich wieder einmal gar nicht, was ich, Gott vergieb mir meine schwere Sünde! von Ihrem Herrn Vater halten soll. Ich, meines Orts, ich schriebe den ganzen Tag an den allerliebsten Herrn Hauptmann, wenn ich lateinisch könnte. Nein, ein Herr wie der ist mir nicht vorgekommen, so lange ich conditionire! Uebrigens, bestes Mamsell Lexchen, habe ich eine recht große Bitte. Wenn nämlich künftig mit Ihnen eine Veränderung eintreten sollte, nehmen Sie mich ja auch in Ihr neues Hauswesen!“ — „Welch eine Veränderung?“ fragte Alexandrine, sich stellend, als verstehe sie kein Wort von dieser Rede. — „Ach, lieber Himmel, wer das nicht sehen sollte: daß der Herr Hauptmann ein Auge auf Sie haben, der müßte doch wahrhaftig ganz staarblind seyn!“ — „Schwatze nicht so abgeschmackt!“ schalt Alexandrine. — „Ey, ich lasse mir gleich vom Herrn Medizinal-Rath eine Ohrfeige geben, wenn er nicht binnen hier und acht Tagen um Ihre Hand angehalten hat.“ — „Still!“ sprach Alexandrine gebieterisch.

16. Besuch.

In diesem Augenblick klang ein französisches Liedchen draußen an dem Zimmer vorüber. — Gundchen horchte hoch auf. „Ach, ganz kostbar!“ sprach sie. „Hören Sie nur, Mamsell Lexchen, wie eine pure Nachtigall. Wahrlich, das ganze Dutzend ungarische Sprosser, die Ihr Herr Vater auffüttert, die gäbe ich gleich für diese eine; die singt Jahr aus, Jahr ein, des Herrn Vögel aber nehmen den größten Theil des Jahres ihr Futter mit Sünden.“ — „Närrin Du!“ lachte Alexandrine. — „Ist es denn etwa nicht wahr?“ fragte Gundchen; „aber freilich, wer die Wahrheit sagt, wird gescholten, daß weiß man lange.“

Gundchen vergaß, an der Thür horchend, über der französischen Nachtigall das Ausschnüren Alexandrinens so ganz, daß diese sie endlich erinnern mußte. — „Jetzt kommt er zurück!“ sprach sie, ihrem Berufe wiedergegeben. Einen Augenblick später ging die Thür auf; der Hauptmann hatte sein Wohnzimmer verfehlt und trat herein. Alexandrine verwandelte den in ihr aufsteigenden Schrei in eine bittende Miene. — „Mademoiselle!“ begann der Hauptmann, mit so rührendem Accent und so demüthiger Geberde. „Mademoiselle!“ wiederholte er — noch ein Paar, sein Verfehlen des rechten Gemachs entschuldigende Worte beifügend — und entfernte sich dann sogleich.

17. Mamsell.

„Verstandest Du, Gundchen, was er sagte?“ fragte die athemlose Alexandrine. — „Ach, ja wohl! Lauter schöne, herrliche Dinge!“ — „Nun, was denn?“ — „Herr Gott im Himmel, Mamsell Lexchen, daß er nicht habe widerstehen können, daß er vor Schlafengehen Sie durchaus noch einmal habe sehen müssen.“ — „Ist das gewiß, Gundchen?“ — „Ich werde Ihnen doch wahrhaftig keine Lügen vormachen! So viel Französisch habe ich mir, Gott Lob! wohl von der Gouvernante gemerkt.“ — „Es war aber doch eine offenbare Unverschämtheit, Gundchen, mich so spät noch zu überfallen!“ — „Ey, die Ueberfälle! dem Militair werden sie für Courage angerechnet. Und, Mamsell Lexchen, wie soll es denn eine Liebe, die nicht deutsch kann, anders anfangen, sich Ihnen zu erkennen zu geben? Sie müssen ja das Alles schon an dem außereinzigen Worte Mamsell haben abnehmen können. Die Gouvernante sprach das auch aus, wie es sich nach der Regel gehört; aber wie es der vorbringt, da vergißt man alle Regeln darüber. Wahrlich, die ganze Nacht könnte ich ihm zuhören, wenn er mir auch gar nichts sagte als das Wort Mamsell!“

(Die Fortsetzung folgt.)

## Anekdote.

Ein Betrunkener taumelte auf der Straße daher, bis er fiel. „Mein Freund!“ rief ein Vorübergehender, „es ist unrecht, so viel zu trinken!“ und der Gefallene entgegnete: „O nein! aber nach Hause gehen zu wollen, wenn man so viel getrunken hat, das ist unrecht!“ T.

## Der Gesang mystischer Dichter.

Der neuen Dichter mystisch Singen
Ist gleich gespießten Schmetterlingen;
Sie scheinen uns wohl hübsch und bunt,
Doch leicht berührt, wird's Jedem kund:
Statt Flügel hat man nichts als Staub,
Statt Leben nur des Todes Raub. Bertram.

## Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

Dresden. Eine eigene Art von Spekulation ward neulich bei einem Gastwirth der Vorstadt entdeckt, der sich in den, für ihn äußerst einträglichen Ruf gebracht hatte, seine Kunden am wohlfeilsten und schmackhaftesten zu bedienen — am Ende aber ertappt ward: daß er sich das Fleisch von den Dörfern Nachts auf der Karre des Freiknechts bringen ließ, weil dieser allein ohne Accise und Untersuchung seines niedlichen Fuhrwerks in die Stadt passiren kann. Mit der gerechten Bestrafung dieses ekelhaften modi procedendi: sich zu bereichern, wird es für den Unhold natürlich nicht abgethan seyn. Empfindlicher noch wird ihn der Verlust aller seiner Kunden und damit der gänzliche Verfall seiner Nahrung strafen, denn wer wird Appetit haben, von und bei einem solchen Gastwirth zu speisen! — Da ist ein anderer hiesiger Gastwirth klüger; der hat sich, neben seinen menschlichen Kunden, auch förmlich auf Hunde-Gäste eingerichtet und von diesen ungeheuren Zuspruch; denn es giebt viele mitleidige Herzen, die ihrem Hündlein etwas Gutes gönnen. Die Portion Fleisch und Zugemüse, wie es nun so für einen Hund sich schickt, kostet 6 Pfennige; die Portion Knochen 3 Pf.; ein großes Schinkenbein 3 Pf. u. s. w. Der Mann speiset über die Straße und hat auch viel Gäste im Hause. Fremden-Hunde werden nicht geschnellt, auch nicht schlechter bedient; denn der Mann handelt nach dem Grundsatz: Was dem einen Hunde recht ist, ist dem andern billig. — Nächstens wird hier die ganze sächsische Armee — verauktionirt; da sind etwa 30,000 Mann mit Gewehr und Montirung, Artillerie, Zelten und Bagage vielleicht für einige hundert Thaler zu haben; wohlfeiler kann man Armeen wohl nicht auf die Beine bringen. Doch Scherz bei Seite! Ein hiesiger Staatsdiener, ein eben so ausgezeichnet rechtlicher als brauchbarer und thätiger Mann war, vor etwa 20 Jahren, auf den, wie der Erfolg bewiesen hat, unglücklichen Einfall gekommen: die sächsische Armee von Pappe, Holz, Eisen, Blei und Messing, nachdem dieses oder jenes Materiale erforderlich war, im verjüngten Maaßstabe nach zu bilden. Und dies geschah mit einer Genauigkeit und Treue, die nicht bloß zu loben, nein zu bewundern war; auch der kleinste Riemen, die kleinste Schraube, der überflüssigste Knopf durfte nicht fehlen. Am schönsten und mit namenloser Geduld war die Artillerie gearbeitet, jede Kanone, jeder Mörser von blankem Messing, mit allem Zubehör. Ursprünglich ging des Bearbeiters Plan dahin: daß irgend eine Militair-Anstalt das Werk kaufen und als Unterrichts-Mittel für die Manoeuvre-Kunst benutzen sollte; nicht übel — denn sowohl jeder einzelne Soldat, jedes Pferd, als auch ganze Regimenter und Compagnieen vereinigt konnten in Bewegung gesetzt werden. Deshalb ließ er seine Armee vor etwa 16 Jahren in einer besonders dazu gebauten Bude am schwarzen Thor sehen; allein unglücklicher Weise erhielt das ganze sächsische Militair, kurz nachdem er mit der so mühsamen als kostspieligen Darstellung desselben zu Stande war, eine ganz andere Gestaltung und Einrichtung, und so gehörte denn seine Armee auf einmal zu den Antiquitäten und jeder seiner Soldaten predigte stumm das: fuimus Troes. Seitdem hat ihm dies Militair als zwar nicht zehrende, aber doch auch ganz nutzlose Einquartierung zur Last gelegen, und so gab es denn endlich kein anderes Mittel, sich seiner zu entledigen, als die Auktion. Schade um die großen darauf verwandten Kosten, noch mehr Schade um den unermeßlichen Fleiß, die unbeschreibliche Sorgfalt und Nettigkeit, mit welcher das Ganze wie das Einzelne gearbeitet war. Wir wünschen herzlich: daß seine Hoffnungen erfüllt werden mögen. — Die diesmal außerordentliche Menge von Kirschen hat Hunderttausende erquickt und — Einen erstickt. Ein Bauer, der einem Andern pflücken half, pflückte dabei so viel in sich hinein: daß er an Verstopfung den Geist aufgab. Nicht weniger als 14 Schock Kirschkerne hat man in seinem Magen gefunden. — Der Karlsbader Heilquell hat jetzt hier einen ehrenvollen Rival erhalten, indem der Besitzer der Salomonis-Apotheke, Dr. Struve, in seinem Garten eine förmliche Brunnen-Anstalt von chemisch-präparirtem Strudel gegründet hat. Die Patienten stellen sich bei frühem Morgen ein, trinken, mit gehörigen Bewegungs-Intervallen, ihre vorschriftgemäße Zahl Becher, üben die ärztlich befohlene Diät, enthalten sich — das ist Hauptregel — den Tag über des Schlafs, wenn er ihnen auch noch so sehr Bedürfniß scheinen sollte, und gehen, statt zu arbeiten, spazieren. Auf diese Art ist schon mancher Leidende genesen, ohne die bedeutenden Kosten einer Karlsbader Reise. — Eben fällt mir ein literarischer Freibeuter in die Hände. „Hyllos" heißt der Barbareske; er hat in Prag als Zeitschrift sein Raubnest und kapert in allen Journal-Meeren. Neuerlich hat er aus den „Erheiterungen" den „Bassa von Buta" gekapert, ein sehr großes Schiff, von welchem allein er ein Paar Wochen mit seinen Leuten zehren kann. Auf solche Art Journale zu schreiben: daß man drucken läßt, was andere Verleger bezahlt haben, das ist eine rechte Kunst! — r.

Zerbst. Der Besuch eines Orts, wo wir vor Jahren lebten, ist in mancherlei Rücksichten interessant. Ich machte diese angenehme Erfahrung auf's Neue, indem ich das Anhaltische bereise, und mich theils in Zerbst, theils nahe dabei, unter dem gastlichen Dache eines Jugendfreundes, welcher das Muster eines guten Seelenhirten ist, aufhalte. — In Zerbst fand ich noch immer den munteren, geselligen Ton, der mir schon ehemals diese Stadt so werth machte. Man klagt zwar: die neue Zoll-Einrichtung an den nahen Grenzen sey so drückend als kostspielig, und Manches, als z. B. Wein, wäre dadurch vertheuert worden; aber diese Klagen sind nur vorüber gehend; und die Zerbster haschen noch immer, wie ehemals, nach Vergnügungen aller Art, und suchen sich das Leben auf möglichste Weise angenehm zu machen. — In der Stadt selbst bemerkte ich nur, daß man durch Abputzen vieler Häuser das alterthümliche Ansehen zu vermindern sucht. Der schattenreiche Schloßgarten ist noch immer der Spaziergang der Zerbster, und wird durch den an ihn stoßenden Hierschen Badegarten unstreitig gewinnen, wenn diese Anstalt, die bis jetzt theils aus Neid, theils anderer Ursachen wegen mancherlei Neckereien aus zu halten hatte, mehr in Aufnahme kommt. Zerbst wird, was seine Umgebungen betrifft, bedeutend verschönert: denn die Wälle, Ueberbleibsel der kriegerischen Vorzeit, werden jetzt abgetragen und Alles um die Stadt herum in Gärten und Spaziergänge verwandelt. — Zerbst hat in diesem Jahre durch Sintenis Tod einen großen Verlust erlitten; die so eben in Zerbst heraus gekommene Biographie dieses hochverdienten deutschen Mannes ist sehr zu empfehlen: denn so kurz sie auch ist, so scheint doch kein merkwürdiger Umstand übergangen zu seyn. Der Verfasser ist Hofrath von Schütz, welcher früher in Hamburg lebte, durch mehrere politische und mit Beifall aufgenommene Jugendschriften sich bekannt machte, und durch diese Schrift allen Verehrern von Sintenis — und ihre Zahl ist nicht klein — einen wesentlichen Dienst geleistet hat. Das Bildniß des Verewigten, dieser Schrift beigegeben, ist sehr ähnlich. E.

Ein Brief aus Belfast in Irland berichtet: daß dort, bei Eröffnung des Gewölbes einer alten Abtei des heiligen Patrizius zu Connor, einige Arbeiter eine antike Kiste von Eichenholz fanden, welche eine Uebersetzung der Bibel ins Irländische und mehrere Handschriften in derselben Sprache enthielt. Unter Andern war dabei auch die Handschrift der „Oßianschen Gesänge", im Jahr 1463 zu Connor von einem irländischen Mönch, Namens Terance O'Neal, geschrieben, aus der alten Familie O'Neal, deren Nachkommen noch existiren. Hiernach scheint die schottländische Uebersetzung des Macpherson sehr ungetreu zu seyn. (Courier fr.)

Redakteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. — Verleger: Maurersche Buchhandlung.




# Der Gesellschafter
oder
# Blätter für Geist und Herz.

1820. Montag den 11. September. 147stes Blatt.


## Der Hirt zu dem reichen Städter.

Du wohnst in engen Mauern,
Ich wohn' auf weiter Flur;
Dich schmücken eitle Künste,
Mich schmücket die Natur;
Du schläfst auf prächt'gen Betten,
Ich schlaf' auf duft'gem Klee,
Du siehest dich im Spiegel,
Ich mich im klaren See;
Du steh'st auf bunten Decken,
Ich wall' auf weichem Gras;
Du schlürfest theure Weine,
Mich tränkt der Quelle Naß;
Oft krank'st du durch Genüsse,
Ich bleibe stets gesund;
Dich schützen feile Diener,
Mich schützt mein treuer Hund;
Du schlummerst ein bei Saiten,
Ich bei dem Wasserfall;
Du hörest Opernlieder,
Ich Lerch' und Nachtigall;
Dein Liebchen glänzt von Schminke,
Mein Mädchen glänzt vom Quell;
Dein Blick ist oft so düster,
Der meine bleibet hell —
Drum mag'st du immer prahlen,
Im Stillen sag' ich mir:
Du bist nicht zu beneiden,
Ich tausche nicht mit dir!

Fr. Lange.

## Die Dollmetscherin.

(Fortsetzung.)

### 18. Neue Anstellung.

Alexandrine glaubte wirklich an das, was Gundchen ihr einredete, denn sie wünschte es; sie hatte daher eine sehr unruhige Nacht. Ein glücklicher Einfall am folgenden Morgen machte sie jedoch so heiter, als sie lange Zeit nicht gewesen war.

„Schon angekleidet, Lexchen?" fragte die Medizinal-Räthin, als ihre Tochter bei dem Kaffee den Hut auf hatte. — „Und rathe einmal: warum, Mütterchen?" — Mütterchen schüttelte den Kopf. — „Nicht wahr" — fragte Alexandrine — „Du wünschtest auch: daß der artige Hauptmann nicht, wie der Vater will, von unserem Tische weg bleiben sollte?" — „Ach!" erwiederte die Medizinal-Räthin; „der Umstand eben hat mich die ganze Nacht kein Auge zuthun lassen." — „Weißt Du was, Mütterchen! ich gehe eben zu der Corde, und bitte die: daß sie, so lange wir ihn im Quartier haben, den Mittag und Abend immer bei uns zubringt. Die spricht das Französische so geläufig, wie ihre Mutter, die selber eine Französin war; und wenn sie die Dollmetscherin macht, so braucht ja der Vater nicht mehr mit dem Hauptmann zu correspondiren." — Die Medizinal-Räthin klatschte vor Freuden über den Gedanken in die Hände. Ihr dazu kommender Gatte billigte ihn auch, und so geschah es denn: daß die Neuangestellte schon am Mittag ihr Dollmetscher-Aemtchen das erste Mal, zur allgemeinen Zufriedenheit, verrichtete.

### 19. Annehmlichkeiten und Sorge.

Von nun an trennte sich Alexandrine fast nicht mehr von Concordien. Sie war allzeit äußerst betrübt, wenn die, welche sie zeither nur ganz gleichgültig behandelt hatte, sie verließ, und flog ihr, wenn sie

kam, mit einer ganz grenzenlosen Liebe an den Hals. Alexandrine wußte zu gut, was sie in Gesellschaften galt, um darüber, was sie werth sey, Zweifel hegen zu können. Sie wußte, wie wenig in eben diesen Gesellschaften Concordia in Betrachtung kam, und hielt es daher für ganz thörig: der Eifersucht in dieser Angelegenheit auch nur einigen Raum zu verstatten.

Drei Tage waren bereits, in Folge der neuen Einrichtung des Hauses, Allen vorzüglich angenehm verstrichen. Der Hauptmann erhielt sich durch seine Freigebigkeit Gundchens Liebe; er ließ Alexandrinen durch Concordia die angenehmsten Dinge sagen; an Mama und Papa brachte diese wechselseitige Botschafterin gleichfalls die schönsten Lobeserhebungen über der Ersteren treffliche Hauswirthschaft und des Letzteren ungeheuren Umkreis von gelehrten Kenntnissen. Daher kam es in wenig Tagen schon dahin: daß das ganze Haus gerade so sehr, als es — mit Ausnahme Gundchens — vor der Einquartierung in Sorgen gestanden hatte, den künftigen Verlust des Musterbildes von einem einquartierten Hauptmann zu befürchten schien.

### 20. Das gewisse Wort.

Bei Alexandrinen war diese Furcht am größten. Sie hatte sich nämlich in den schönen Gast dermaßen verliebt, wie man sich nur verlieben kann; er auch in sie: davon war sie wenigstens so fest überzeugt, als von ihrer Liebe zu ihm. Er hörte ja nicht auf, ihr die zuckersüßesten Blicke zu geben und die herrlichsten Sachen durch Concordia sagen zu lassen. Es fehlte gar nichts zum beiderseitigen völligen Arrangement, als ein Wort, ein einziges, gewisses Wort. Und das war zum Unglück gerade ein Wort, welches keine Seele der andern gern durch ein Sprachrohr zuruft, sondern gewöhnlich leise, ganz leise ins Ohr zu raunen pflegt. Wie aber war das möglich von seiner Seite, da er sich ohne Concordia ihr nicht verständlich zu machen wußte? — Vergebens sann Alexandrine nach, der Sache Abhülfe zu geben. Durch Concordia dem Gast das Wort zu entlocken, schien ihr doch ganz unter ihrer Würde. Sie scheute sich sogar, der Freundin ihre Leidenschaft zu dem Franzosen zu vertrauen; doch hörte sie nicht auf, seine Vorzüge außerordentlich gegen die Dollmetscherin zu preisen: Concordia besaß ja Feinheit genug, diese und jene auf ihn Bezug habende Aeußerung bei Gelegenheit geschickt dem Offizier mit zu theilen. Die Hülfreiche that es auch wirklich; des Hauptmanns Erwiederungen durch Concordia's Mund verriethen dies. Gleichwohl blieb das erwartete bestimmte Wort noch immer aus.

### 21. Letzter Versuch.

Der letzte Versuch, diese schönste der Früchte in ihre Hand fallen zu lassen, ohne zu zeigen: daß sie die Hand danach ausgestreckt habe, ward jetzt von Alexandrinen auf folgende Weise gemacht: Eines Mittags bat der Gast, weil ein Brief ihm zu spät zugekommen war, Concordia: daß doch, wenn wieder Briefe an ihn anlangten, solche ihm jederzeit sogleich abgegeben werden möchten. Auf der Stelle theilte Concordia die Bitte Alexandrinen mit und diese gab hierauf ihrer Freundin den besonderen Auftrag: daß der Hauptmann doch immer, wenn ihm etwas fehle, oder sonst im Hause nicht recht sey, sich durch die liebe Dollmetscherin an sie wenden solle. Dabei trug sie dieser ausdrücklich auf, ihm mit davon Nachricht zu geben: daß sie Beide, Alexandrine und Concordia, nur ein Herz und ein Sinn wären und er daher der Letzteren alles Mögliche anvertrauen könne, was er der Ersteren an das Herz legen wolle. — Der Gast war Zeuge, wie sie der Dollmetscherin diesen Auftrag gab und eben deshalb schloß Alexandrine solche auf das allerzärtlichste in die Arme, so daß der Medizinal-Rath lachend ausrief: „Nur gelassen, gelassen, Mädels! Dergleichen übertriebene Liebesflammen gemahnen mich, wie das elektrische Feuer in der Luft, das dem Erdbeben voraus zu gehen pflegt. Es deutet in der Regel auf nahen Zank." — „Was doch der Vater immer will!" klagte Alexandrine. Concordia verbürgte ihr indessen: daß der Franzos viel zu sehr Franzos sey, um ein deutsches Wort zu verstehen. Wirklich schien es auch, als ob nach dieser feurigen Umarmung der Hauptmann ganz außerordentlich freundliche Blicke auf Alexandrinen fallen ließe.

### 22. Bekannte Phrasen.

Am folgenden Tage that Concordia der Freundin Meldung: daß sie Gelegenheit genommen, dem Gast von ihrer besonderen Güte für die dürftige Verwandte zu sagen. — „Ach Gott!" unterbrach Alexandrine sie mit aufgehobenem Finger; „sprich doch nicht von Güte, meine Liebe. Es ist bloßer Trieb des Herzens, Schuldigkeit der Freundschaft! Und dann erwähne mir auch Deine Dürftigkeit nie wieder; ist es doch das Herz allein, was den Menschen reich machen kann!" — Die affektirte Aussprache, welche diese breiten Roman-Phrasen begleitete, ging der, die Freundschaft dieser Freundin gehörig würdigenden Concordia wie ein eiskalter Zugwind durch alle Glieder. Sie schwieg. — „Nun" — fuhr Alexandrine dringend weiter fort — „vertraute der liebe Mann Dir nichts, was er anders, was er besser wünschte? Ach, wie so gern möchte ich Jedermann zufrieden sehen, wie so gern für diesen äußerst Liebenswerthen Alles thun, seinen Lebenspfad mit Rosen zu bestreuen!" — Leider hatte der Gast nichts, gar nichts Anderes gewünscht; es war indeß doch etwas für die über seine Genügsamkeit Betrübte: daß er ihr ganz besonders danken ließ wegen ihrer zarten Sorgfalt, daß er ihr sagen ließ: er werde solche nie

in seinem Leben vergessen, er halte sein Quartier in diesem Hause für das größte Glück, das ihm jemals habe widerfahren können.

23. Alexandrinens Scharfsicht.

„Ein allerliebstes Kleid, das Du da trägst, Cordchen!“ sprach Alexandrine; „einfach, aber geschmackvoll! Und das Tuch ebenfalls recht elegant. Dein Sticken muß gut rentiren! Du bist aber auch ein recht fleißiges Kind! Wenn Dich Magister Grützner so sehen wird, dann sinkt sein armes Herz Dir vollends zu Füßen.“ — „Der arme Mann!“ lachte Concordia. — „Ey, warum denn die Augen so niedergeschlagen? Aha, nun weiß ich, was ich weiß: das Kleid ist ein Geschenk von ihm!“ — Die Gluth, welche Concordien in das Gesicht stieg, machte, daß Alexandrine, die Hände zusammen schlagend, ausrief: „Bravo, das ist allerliebst! Ich habe doch wahrlich ein ganz eigenes Glück in Erforschung von Geheimnissen. Nun, nun, Kind! brauchst Dich nicht zu schämen. Den Titel Professor bekommt er schon, wenn er ihn haben will. Ich gratulire von Herzen. — Doch die Hand auf den Mund, es kommt Jemand; ich — darauf verlaß Dich — ich schweige wie das Grab, so lange, bis Du mir ausdrückliche Erlaubniß zum Reden giebst.“ — Die Medizinal-Räthin erschien und bat Concordia: den Gast für den nächsten Sonntag-Abend zu einem Fest besonders ein zu laden, welches ihr Gatte feiern wollte, da er zufällig vernommen: daß dies der Geburtstag des Hauptmanns sey.

24. Gundchens Liebesqualen.

Alexandrine sah der Dollmetscherin lange nach, als sie das Zimmer verließ. Der Umstand, daß es sonach mit Cordchen und dem Magister richtig war, diente ihr zu besonderer Beruhigung; denn jetzt auf einmal schien ihr das Mädchen gar nicht mehr so bedeutungslos als zuvor. — Schon seit einer Woche vielleicht würde Gundchen ihre Gebieterin auf die Veränderung aufmerksam gemacht haben, weil seit so langer Zeit alle Tage etwas Neues an Concordia's Kleidung zu sehen war und namentlich der kostbare Kamm in ihrem Haar am Stickrahmen schwerlich verdient worden; allein Gundchen war die alte, allzeit fertige Beobachterin gar nicht mehr. Ihre Neigung schwankte — wie ein zum Umhergehen verdammter Geist zwischen Himmel und Hölle — zwischen den beiden von ihr hochbewunderten Personen, dem eleganten Regiments-Tambour und dem langbärtigen Sappeur. Sie hatte sich nämlich das Glück zu verschaffen gewußt, mit Beiden bekannt zu werden und schien demjenigen ihr junges Herz widmen zu wollen, der sich zugleich auch ihre Hand gefallen ließ. Auf letztere aber hatte unglücklicher Weise bis dahin noch Keiner von ihnen Anspruch gemacht; das beunruhigte die verliebte Seele ungemein und brachte sie für diesen Augenblick um ihr ganzes sonst so bedeutendes Beobachtungs-Talent.

25. Andacht.

Am Geburts-Sonntage des Hauptmanns ging Gundchen früh in die Kirche, um zu sehen: was vielleicht ihre Andacht vermöchte, um das Herz des Regiments-Tambours oder des Sappeurs den rechten Pfad, den Pfad nach ihrer Hand, zu leiten. Da wurde sie plötzlich in der Kirche selbst ganz irre in ihrem andächtigen Streben durch eine Dame, die in einiger Ferne vor ihr saß. Nein, so köstlich gekleidet hatte sie lange Zeit Niemanden gesehen; auch gingen fast alle Blicke der jungen Herren auf der Dame Gesicht, das Gundchen jedoch leider nicht sehen konnte. — Als aber der Prediger Amen gesagt hatte, ließ sich ihre Wißbegier nicht länger zügeln. Mit Hülfe ihrer spitzigen Ellenbogen drang sie vor bis in die Gegend, wo die Dame saß, ward da bald blaß, bald roth, als sie solche erkannte, vergaß darüber den Segen des Predigers, den sie noch hatte mitnehmen wollen und eilte nach Hause zu Alexandrinen, welche wegen der Veranstalten zu Anlegung des vielen Staats, durch den sie auf den Abend bei dem Fest den letzten Knalleffekt auf des Hauptmanns Herz zu machen dachte, diesmal nicht in die Kirche gekommen war.

26. Die Neunmalkluge.

„Ach, Mamsell Lerchen!“ begann sie; „der Athem fehlt mir ganz, so bin ich gelaufen, um zu Ihnen zu kommen!“ — „Was giebt es denn, Gunde?“ — „Kleider machen Leute, das habe ich eben wieder einmal mit diesen meinen Augen gesehen. Nein, die Menschen, wie sie vor ihr standen und sie angafften und sie rühmten! das dumme Volk! Wahrhaftig, Mamsell Lerchen, katholisch möchte man werden, wenn das in unserer Kirche so zugehen darf. Nein, das hätten Sie mit ansehen müssen, wie sie in den vornehmen Kleidern so groß und breit drinnen saß, als ob sie hinein gehörte und es ihr eigener Zuwachs wäre!“ — „Aber wer denn, Gunde, so sprich doch!“ — „Wer anders als die Neunmalkluge, die auch sonst schon über mich hinsah, wie über einen Flederwisch, wenn sie gleich im ganz verwaschenen Kattunklüftchen neben mir stand und ich das schöne seidene Sonntagskleid anhatte, das Sie kennen. — Nein, merken Sie es denn noch nicht, Mamsell Lerchen, daß ich die Corde meine, der man doch wahrlich hier im Hause viel zu viel Ehre anthut. Man wird aber schon sehen, was für ein Früchtchen heraus kommt; denn das muß sie mir nicht weiß machen wollen: daß sie sich solche Sachen an den Hals genäht oder gestickt habe!“ — Gundchen ging hierauf bei der Beschreibung des Anzugs in das genaueste Detail und, wie zu näherer Erläuterung trat, gerade als sie fertig war, Concordia selbst herein.

(Der Schluß folgt.)

## Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

Wien. Ja, wenn es sich nur recht beschreiben ließe, das wunderliche Gefühl, was ich habe, in dem Augenblick habe, da ich Friedrich v. Schlegel's „Concordia I. Heft" (Wien 1820, bei J. B. Wallishauser) nach dem aufmerksamsten Lesen aus der Hand lege, um Ihnen darüber zu schreiben! — Derselbe Friedrich Schlegel, der die „Lucinde" und den „Alarkos" der Schrift-Presse entrinnen ließ, derselbe, der zum katholischen Cultus übertrat und der nachher einige Jahre, bis 1818 hin, einen öffentlichen diplomatischen Charakter annahm und dann öffentlich ablegte, giebt uns einen neuen Beweis seines diplomatischen Herzens, indem er eine „Concordia" bietet, die man, trotz ihrem gewandten Auftreten, wohl für eine Discordia nehmen und sie in ihren weiteren Schritten mit Sorgfalt beleuchten muß, wenn sie nicht von demselben Friedrich Schlegel so geleitet wird, daß sie, wie alle früheren Zeitschriften, die er heraus gab, bald wieder aus dem Kreise der Gegenwart entschwindet. Aus dem Kreise der Gegenwart, sage ich; denn Friedrich Schlegel ist ein Mann von Geist, und darum rettet sich gewiß Vieles aus den Verirrungen, die allzeit in seinem Streben offenkundig wurden. — Erwähnte „Concordia", welche sowohl von Geist als Verirrung zeugt, hat im ersten Hefte, nebst einer kurzen Vorrede, nur einen einzigen Aufsatz: „Signatur des Zeitalters" betitelt, und von dieser Signatur finden wir sogar nur einen Theil, dessen Verhältniß zum Ganzen sich noch gar nicht angeben läßt. Dies bestimmt mich auch, an eine Beurtheilung vorläufig noch gar nicht zu denken; doch will es mir scheinen, als wär' es noth, einige Signaturen aus diesem Stück Signatur zu entnehmen. — „Eine Zeitschrift" — so heißt es in der Vorrede — „in welcher das ganze intellektuelle Leben der deutschen Nation, in welcher das gesammte Gebiet der höheren Geistescultur aus dem Standpunkt des Christenthums betrachtet und bearbeitet (!) würde, ist ein wesentliches Bedürfniß der Zeit geworden" — „wir dürfen zu deren Fortsetzung die Mitwirkung einer bedeutenden Anzahl von Gelehrten und wissenschaftlich gebildeten Männern in Oesterreich und in dem übrigen katholischen (!) Deutschland versprechen." — Seite 28 und weiter heißt es: „Ein mystischer Schriftsteller, der unter dem Namen Stilling, so weit die deutsche Sprache reicht (??), in dieser Sphäre einer der einflußreichsten gewesen, bestimmt uns den Weltuntergang mit einer in ihrer Art schätzenswerthen Genauigkeit und muthigen Zuversicht, auf das nicht sehr entfernte Jahr 1836; und selbst in den höheren gesellschaftlichen Kreisen" (wo?) „hat sich eine Stimme vernehmen lassen, die eben auch in apokalyptischer Weise, nicht ganz ohne politische Beziehung, von der Ankunft jenes Weltbeherrschers und göttlichen Monarchen sprach, der da alles neu macht." — „Was aber diese apokalyptische Deutung vom Weltuntergange betrifft, so läßt sich christlicher Weise und aus dem Standpunkte der Religion nur das Eine darüber sagen: daß die Welt schon lange dem Gericht entgegen reift." — „Dürfte man jedoch, unter dem Vorbehalt des göttlichen Willens und Rathschlusses, über diesen Gegenstand einen Gedanken fassen, so läßt sich wohl mit aller (?!) Sicherheit, die hier nur irgend erreichbar (!) ist, annehmen, daß das Drama der Menschengeschichte schon bedeutend über seine Mitte vorgerückt ist, und in jedem Falle dem Ende um vieles näher stehen mag, als dem Anfange: und können wir in dieser Hinsicht gern die Ansicht und das Vorgefühl jenes großen Forschers" (hier ist Johannes Müller gemeint, der, nach Seite 27, auch ein „Abendgefühl vom bevorstehenden Untergange" in seinen Schriften geäußert haben soll) „theilen." — Seite 51 u. s. w. liest man: „Es muß uns mit dem tiefsten Bedauern erfüllen, wenn wir einen absoluten Sinn vorwalten und sogar die Religion als eine irdische Parthei-Angelegenheit behandeln sehen." — „Wir sollen zwar Parthei nehmen für das Gute und Göttliche, wenn nicht dieser Ausdruck auch schon zu viel sagt, niemals aber sollen wir Parthei seyn, oder Gott und seine Sache zur Parthei machen." (Sollte es nicht „Parthei seyn" genannt werden können, wenn man, als Protestant getauft, zum Katholizismus übergeht und diesem Proselyten zu machen sucht, wie z. B. Herr Friedrich Schlegel an seinen Stiefkindern!) — Seite 61 wird bemerkt: „Wenn die Erinnerung an das ehemalige Kaiserthum und seine Größe in vielen deutschen Gemüthern unverlöschlich bleibt, so kann man dieses historisch tiefe Gefühl der Vergangenheit gern theilen, da vielleicht nie im ganzen Lauf der Weltgeschichte eine größere, organisch reichhaltigere und so lebendig freie Idee im politischen Leben wirklich geworden ist, als diese Idee des altdeutschen christkatholischen (!) Kaiserthums, so wie es von König Konrad dem Ersten bis auf Karl V. (!!), vor der entschiedenen religiösen Theilung der Nation, zwar vielfach abwechselnd, aber immer herrlich (?) und fruchtbar an neuem Leben, bestanden hat." — Seite 64 wird uns gesagt: „Statt des höchst unbestimmten und vieldeutigen Begrifs von einer gemäßigten Monarchie würde ich die Idee einer organisch und lebendig gegliederten Monarchie bei weitem vorziehen, wie uns die älteren Historien des christlichen Abendlandes, zu der Zeit, als die Kirche noch für das praktische Leben ungleich wirksamer, und auch im Politischen (!) ein mächtiges Organ war, so vielfältige Beispiele davon darbietet." — Ich könnte noch in andern Hinsichten gar Vieles (zum Theil, wie schon oben gesagt, Geist bezeugend) signalisiren; ich begnüge mich aber einstweilen, es auf den einen Punkt hin gethan zu haben, der eine Stimmung andeutet, welche mit der Ansicht der denkendsten Männer: daß jetzt, wo so manche geistige Fessel gefallen ist, nur im fortgesetzten Protestantismus klare Sicherheit zu gewinnen sey, im offenbarsten Widerspruche steht, der aber nicht in Unbefangenheit kämpft! Diese will ich mir möglichst bewahren; die Sache aber im Auge behalten, wie gewiß Viele thun werden: denn der erneuerte Versuch, die Menschheit in ihrer sichtbaren Richtung zu einfacher Moral und natürlicher Religion auf zu halten, kann ja, wenn er auch nur schwach eingreift, die gewaltsam losbrechenden Irrungen dieser Tage nur vermehren. — Die Errichtung einer protestantisch-theologischen Lehr-Anstalt in Wien, welche nothwendig wurde, weil es seit einem Jahre streng verboten ist, auf außer-österreichischen Universitäten zu studiren, schreitet langsam vorwärts. Man hegte den Wunsch, der katholisch-theologischen Fakultät an der hiesigen Universität eine protestantische beigesellt zu sehen, um so der Eintracht immer mehr Grund zu geben; aber jene Anstalt ist isolirt. Bei den Lehrern wird besonders auf Inländer gesehen, das Ganze nach der Gestaltung eines katholischen Lehr-Instituts geformt und jedes Lehrbuch vorgeschrieben, dessen sich die Lehrer zu bedienen haben. — B —.

In einer Geschichte Indiens, von Langlès, kommt unter Anderem die Beschreibung der Ereignisse vor, durch welche der unglückliche Typpu-Sulthan sein Reich verlor. Als im Jahr 1783 der Friede zwischen Frankreich und England unterzeichnet ward, mußte Frankreich ihm seine Hülfe versagen; er schloß daher im Jahr 1784 einen Frieden mit England. Sein Reichthum, den seine Hauptstadt Seringapatnam enthielt, bestand damals noch in 2 Milliarden Franken Gold, Silber und Edelgesteinen, 700 Elephanten, 6,000 Kameelen, 11,000 Pferden, 400,000 Ochsen und Kühen, 100,000 Büffeln, 600,000 Hammeln, 300,000 Flinten, 200,000 Degen, 5,000 Kanonen und einer ungeheuren Masse Pulver. Sein Heer bestand aus 19,000 Reitern, 10,000 Artilleristen und 70,000 Mann Fußvolk. Dennoch konnte dieser große Schatz ihn nicht gegen eine Compagnie (?) Engländer schützen, weil er den bei weitem größten Schatz, die Liebe seines Volks, nicht besaß. (Courier fr.)

Ein Mechaniker zu Nancy hat einen Kalesch-Wagen erbaut, in welchem eine einzige Person, welche hinten im Wagen sitzt, sechs Personen so rasch, wie im Trab, fortschafft. (Constitut.)

Redacteur und Herausgeber: J. W. Gubitz. Verleger: Maurersche Buchhandlung.








# Der Gesellschafter

oder

# Blätter für Geist und Herz.

1820. Mittwoch den 13. September. 148stes Blatt.


## Die Dollmetscherin.

(Schluß.)

### 27. Geh nach Hause!

„Ey der Tausend, wie schön!“ rief die über den Anblick erst wirklich eine Zeit lang ganz verstummte Alexandrine, und strebte vergebens, dem lang gewordenen, vom Neide plötzlich gebleichten Gesicht durch Heraufziehen der Mundwinkel ein gefälligeres Ansehen zu geben. „Allerliebstes Zeug!“ sprach sie dann, den Stoff des Kleides anfühlend. „Nur, dächte ich, daß das Tuch dazu nicht passen wollte; und der Schnitt auch! Drehe Dich einmal um, Cordchen! Nein, Kind, nein, so kannst Du gar nicht gehen! Das hast Du Dir selbst gemacht, nicht wahr?“ — „Wie alle meine Kleider!“ antwortete Concordia. — „Nun ja, das beste wird dann verdorben! Das kommt dabei heraus. Mache, Cordchen, daß Du das wieder ausziehst. Im ganzen Leben bist Du noch nicht so abscheulich gegangen. Geh, geh nach Hause, Kind, und kleide Dich um; jetzt ist es noch Zeit. Kleide Dich, wie Du willst, nur anders; mir zu Liebe, Cordchen! Ich kann nun einmal gar nicht sehen, daß Du Deinen schönen Wuchs so verstellst.“ — „Aber sage mir nur, gute Alexandrine, wo fehlt es denn?“ — „Ach Gott, hier, da, überall, glaube mir! Wenn es ein Schneider gemacht hätte, der müßte Dir das Ganze von Heller zu Pfennig bezahlen. Morgen früh komme ich selbst zu Dir, dann wollen wir eine genaue Revision der Sache vornehmen.“ — Concordia war so klug, als sie gut war; aber durch so eine Behauptung würde die Klügste sich irren lassen in ihrem Glauben. Fremde Augen sehen besser als die eigenen. Sie selbst beneidete Niemanden, daher kam ihr, so gut sie auch sonst Alexandrinen kannte, nicht in die Gedanken: daß der Neid den Rath gegeben haben könne. Es that ihr sehr weh, sich des schönen Kleides für den Festabend beraubt zu sehen; allein mit einem Kuß dankte sie Alexandrinen für ihre Freundschaft und versprach, anders gekleidet wieder zu kommen.

### 28. Verrath des Geheimnisses.

„O du Gänschen!“ lachte, als sie fort war, die hämische Dienerin. Alexandrine half ihr mitlachen und sagte: „Du wirst mir recht geben, Gundchen, daß ich sie in dem Kleide nicht lassen konnte. Wahrhaftig, es ist so prachtvoll, daß keines der meinigen es damit aufnehmen durfte. Alle Vortheile gelten! Weißt Du denn aber auch, von wem sie so ausgestattet worden ist?“ — „Wissen Sie das, Mamsell Lexchen?“ — „Freilich, sie selbst hat es mir eingestanden. Sie ist mit dem Magister Grützner versprochen!“ — „I dergleichen!“ rief Gundchen, die zuweilen gedacht hatte, daß der sie auch wohl heirathen könne, und ihr ohnehin ins Gelbliche spielendes Gesicht nahm dabei eine ordentliche Strohfarbe an. „Nun, ich weiß es nicht, wie der Nichtshaber sich auf solche Präsente einlassen kann; und wenn er die A-B-C-Schützen seiner Klasse alle in die Sklaverei verkauft hätte, so würde er kaum davon ein solches Kleid haben erschwingen können.“ — „Er richtet sich zu Grunde!“ sprach Alexandrine, „das ist ausgemacht!“ — Gewiß, Mamsell Lexchen, und warum?

Ihnen zum Affront und das auf Anstellung der Mamsell Corde, glauben Sie mir!“

29. Ziemlich!

„Ach, apropos, Mamsell Lexchen!“ fuhr Gundchen fort und zupfte dazu mit niedergeschlagenen Augen höchst verschämt an beiden Seiten ihres Rockes; „ich darf doch wohl auf den Abend meinem Bräutigam auch die schöne Garten-Erleuchtung zeigen?“ — „Deinem Bräutigam? Das heirathet ja Alles! Also ist es schon so weit?“ — „Ziemlich, Mamsell Lexchen! Da ich indessen noch nicht ganz auf's Reine damit bin, welcher es ist: der Regiments-Tambour oder der Sappeur, so dürfte ich Sie wohl Beide her bestellen.“ — „Ich will es schon bei der Mutter verantworten.“ — Gundchen küßte für diese Zusage Alexandrinen die Hand und Letztere that Alles, um ihrem kleinen Körper das nöthige Relief für das heutige Fest zu verleihen.

30. Die künftige Kameradschaft.

Alexandrinens eitles Herzchen hüpfte vor Freuden, denn Alles ließ sich trefflich an. Der galante Franzos sagte ihr während des Mittagessens durch den Mund der, im ganz einfachen weißen Kleide erschienenen Concordia: daß der feinste Geschmack aus der Anordnung ihres Anzuges hervor leuchte, und nach Tische bereitete sie die Dollmetscherin — wenn sie dem Gaste gegen Abend einen Besuch auf ihrem Zimmer in Cordchens Gesellschaft erlaube — gar auf ein vertrauliches Wort, das er ihr vor zu legen gedenke.

„Endlich!“ frohlockte Alexandrine, als sie wieder allein war mit Gundchen, und erzählte dieser von der Vorausverkündigung des vertraulichen Wortes. — „Hab' ich es nicht immer gesagt?“ jubelte die Dienerin. „Ich gratulire von ganzem Herzen. Und, unter uns, mit mir, denke ich, wird es heute auch noch werden. Ach Gott, das ist prächtig, nun kommen wir vermuthlich zu einem Regiment zu stehen, ich und Sie!“

31. Solidität.

Der Festabend und ihr Vorhaben forderten von Alexandrinen ein Kleid, das an Pracht ihren mittäglichen Anzug überbieten konnte. — „Kostbar, über alle Beschreibung schön!“ rief Gundchen, als Alexandrine vom Kopfe bis zum Fuße fertig dastand. „Das nenne ich geputzt! Immerhin hätten sie dem Lappenpüppchen das geschenkte Kleid auf dem Leibe lassen können; Sie daneben, wie jetzt, würden doch hervor stechen.“ — „Meinst Du, Gundchen?“ — „Keine Frage, Mamsell Lexchen! Ihr Halsschmuck allein schlägt die Anstrengungen des armen Dingelchens, das auch gern etwas gelten möchte, mit einem Male todt. Denn, glauben Sie mir, die Herren Franzosen sehen und verstehen sich auf's Solide. So ist ihnen zum Beispiel ein Solitär an einer Hand tausend Mal lieber, als die schönste Hand selber.“

32. Der Furchtbare.

„Was giebt es denn immer am Fenster?“ fragte jetzt Alexandrine, weil Gundchen ein Mal nach dem andern zwischen den herunter gelassenen Rouleaux hindurch auf die Straße blickte. — „Ihnen, Mamsell Lexchen, kann ich es schon gestehen: Der Sappeur soll mich dort an der Ecke erwarten. Wenn er nur keine Teufelei bekommt mit dem Regiments-Tambour; es wäre zwar ehrenvoll für unsereins, allein ein garstiges Aber ist doch immer dabei: denn kostet es dem Einen den Hals, so muß der Andere die Flucht nehmen und man kommt dann um alle Beide. — Da sehen Sie den Sappeur! Was das für ein Mann ist, sehen Sie nur! Ganze Regimenter, dächte ich, müßten Reißaus nehmen, wo der zum Vorschein kommt!“ — „Du scheinst herzhafter zu seyn, Gundchen!“ lachte Alexandrine; „mache nur, daß Du zu ihm kommst!“

33. Das vertrauliche Wort.

Kaum war die Dienerin hinweg, so erschien auch der Hauptmann in Concordia's Geleit. Nach einer abermaligen Galanterie, welche die Begleiterin Alexandrinen in seinem Namen sagte, drückte er die Hand der Freudetrunkenen mit vieler Anmuth an seinen Mund und bat nach dieser Einleitung um den Vortrag der Hauptsache. — „Liebe Alexandrine!“ begann Concordia mit niedergeschlagenen Augen; „der Hauptmann hat sein ganzes Vertrauen auf Dich gesetzt.“ — „Ich werde das rechtfertigen!“ erwiederte Alexandrine mit Feuer. „Es wird mir die größte Freude machen, ihm zu dienen.“ — „Davon“ — fuhr Concordia fort — durch Deine früheren freundschaftlichen Versicherungen und die ganze Art Deines Benehmens gegen ihn völlig überzeugt, läßt er Dich ersuchen: daß Du Dich bei Deinem Vater, meinem guten Onkel, für seinen Wunsch, mich — — zu heirathen, gütig verwenden möchtest.“ — „Und Du —?“ so fragte Alexandrine, im ersten Erschrecken über eine so ganz unerwartete Wendung alle Fassung verlierend. — „Ich — ich — vereinige meine Bitten mit den seinigen.“

Das war zu viel, um in den Schranken der Artigkeit zu bleiben. Gleich einer Windsbraut rauschte Alexandrine eiligst in das Nebengemach und schlug und riegelte es hinter sich zu. — Das Pärchen staunte ihr nach.

34. Alexandrinens Groll.

Die ganze Bitte um ihre Verwendung war mehr eine Galanterie von Seiten des Franzosen, als eine Nothwendigkeit. Er besaß ansehnliche Güter und bedurfte daher schwerlich erst einer Intercession bei dem Medizinal-Rath, wenn er, der allgemein geschätzte Mann, die Hand der armen Nichte haben wollte. — Zufällig erschien eben der Hausherr, seine Tochter zu suchen. Sogleich trug man ihm die Sache vor; er

hatte nichts dagegen, und seine Gattin, welche Alle in den Garten ab zu holen kam, ebenfalls nicht. — Alexandrine jedoch, vor Wuth noch immer jede Schicklichkeit vergessend, ließ ihren Eltern geradezu sagen: daß, so lange sie lebe, sie nie wieder eine Luft mit der intrikaten Person, der Concordia, einathmen werde.

35. Duell.

Das Fest mußte sich auch ohne Alexandrinen ganz gut zu behelfen. Erst gegen dessen Ende trat eine kleine Störung ein. Der Sappeur und der Regiments-Tambour, vom Wein erhitzt, machten wirklich Gundchens Ahnung wahr und geriethen über den Besitz dieses Kleinods an einander; das Degengeklirr und ihr Lärm dabei verursachte jedoch: daß ihren blutigen Bestrebungen noch zu rechter Zeit Einhalt geschah. — Der Hauptmann fragte Gundchen: ob sie einen von Beiden heirathen wolle, und welchen? Nach kurzem Nachdenken entschied sie sich für den Sappeur. Am folgenden Morgen aber bot dieser Großmüthige dem Regiments-Tambour die Hand und wollte ihm, zum Beweise seiner besonderen Herzensgüte, sogar die Braut abtreten; allein der dankte verbindlichst, weil er den geürigen Rausch so gut ausgeschlafen hatte, als der Sappeur.

36. Weiterer Verlauf.

Die in ihrer süßesten Hoffnung schmählich getäuschte Alexandrine kam von nun an dem Hauptmann so wenig als ihrer Dollmetscherin wieder zu nahe. Um indessen der Letzteren nicht die Ehre einer früheren Vermählung zu lassen, drang sie in ihre Eltern: daß sie ihr den jungen Sausewind, der schon seit einiger Zeit um ihre Hand angehalten, zum Manne geben möchten; das geschah. — Der Capitain, von dem natürlich auch Concordiens neue Kleidungsstücke herkamen, mußte zwar nach Frankreich zurück, erschien aber mit dem Frieden wieder, um Concordien zum Altar zu führen und ihr ein, seitdem in Deutschland erkauftes Gut, wo sie künftig leben wollten, zum Brautgeschenk zu machen. Zufällig traf er gerade an dem Tage ein, wo Alexandrine von ihrem Mann geschieden worden, der auf dem besten Wege gewesen war, in Kurzem ihr ganzes Vermögen durch zu bringen. — Gundchen, welcher die Hoffnung: mit der zarten, romantischen Natur ihres Sappeurs gut aus zu kommen, völlig gescheitert war, hatte bei Zeiten den Rückmarsch nach Deutschland angetreten und kam neulich auf dem Gute an, bei Concordien ein Unterkommen zu suchen. Als nun die, welche sie hinreichend kannte, nichts mit ihr zu schaffen haben wollte, wendete sie sich an den Hauptmann und verlangte von ihm, als dem Stifter ihrer wieder faktisch aufgelösten Heirath, Schmerzensgeld für die vielen Schläge, welche sie von dem Sappeur erhalten habe. Der gutmüthige Mann gab ihr auch eine kleine Summe, jedoch nur unter der Bedingung: daß sie ihm nie wieder vor Augen kommen möchte.

## Buntes.

Eine englische Zeitung enthält folgende Anekdote: Nelson sagte oft: er glaube keinem Italiener, auch wenn er etwas beeidete, und zwar begründe sich dies auf folgenden Vorfall: Ein Mensch war vor den peinlichen Gerichtshof gebracht und sein Leben hing von dem Zeugniß eines Italieners ab; der Beschuldigte kam davon. Wenige Jahre nachher ward jener Italiener, der als Zeuge diente, wegen eines Verbrechens, das er zu Minorka begangen, zum Tode verurtheilt. Nelson erinnerte den Elenden an den Eid, welchen er damals geleistet hatte, und an seine falsche Aussage, und versprach ihm das Leben, wenn er jetzt die Wahrheit berichte. „Es ist wahr" — sagte der Italiener — „ich beschwor damals eine Menge Lügen, aber — auf eine englische Bibel!" — Nelson erstarrte vor Abscheu über die Nichtswürdigkeit des Menschen; allein er mußte sein gegebenes Wort halten und ihm das Leben schenken.

Von dem König Jakob II. von England sagte sein Bruder: „Der Beichtvater des Königs hat ihm seine vielen Maitressen als Buße zudiktirt."

Bei einer Sonnenfinsterniß bemerkte Plutarch, als das Volk darüber in Bedenklichkeiten gerieth: „Die Finsterniß eurer Thorheit ist gefährlicher, als die von Sonne und Mond."

Auf einem Wege, der durch Räuber unsicher war, wurde einem Reisenden gerathen, Pistolen mit zu nehmen. „Wozu das?" entgegnete er; „wahrscheinlich, damit mir die auch noch genommen werden könnten!"

Vestris zankte sich mit seinem Direkteur und sagte ihm Unhöflichkeiten. „Wen glauben Sie vor sich zu haben?" fragte dieser entrüstet, und Vestris antwortete: „Den Pächter meines Talents!"

Zu Zeiten des französischen Despotismus entstand das Sprüchwort: „Wenn ich angeklagt würde, die Thürme der Kirche Noire Dame in meine Tasche gesteckt zu haben, so wüßte ich nichts Eiligeres zu thun, als mich auf die Behendigkeit meiner Füße zu verlassen."

Th. Laurin.

## Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

Leipzig. Am 25sten August wurde endlich auch hier die vielbesprochene „Albaneserin" gegeben. Dieses Trauerspiel hat bereits eine solche Menge Beurtheilungen erhalten, daß schon dies allein hinreicht, den Drang zu rechtfertigen, auch eine von sich zu geben, und wirklich war ich bis diesen Augenblick, d. h. von gestern Abend halb zehn, wo die „Albaneserin" endete, bis heut Vormittag voll dieses Willens; aber die nochmalige Lesung der — — Beurtheilung dieses Stücks im Bl. 134 bis 136 des „Gesellschafters", welche ich zufällig erst gestern erhielt und kurz vor der Aufführung las — — brachte mich davon ab, weil dasselbe noch einmal zu sagen überflüssig, Anderes aber nicht nach meiner Ansicht und Ueberzeugung wäre. — Ich beschränke mich daher darauf, kürzlich zu referiren, wie die „Albaneserin" in der

ersten Vorstellung ausgeführt und wie sie vom Publikum im Ganzen aufgenommen wurde. — Besetzt war das Stück hier so gut, als es die Kräfte, die künstlerischen heißt das, unserer Bühne erlaubten. Hr. v. Zieten-Liberati gab den „König“, Hr. Stein den „Enrico“, Hr. Wohlbrück den „Arzt“ (ich nenne die drei Lichtpunkte in der Darstellung zuerst), Hr. Thieme war „Fernando“, Mad. Genast „Albana“, Hr. Genast „Herzog Manuel“, Hr. Reinicke „Cardinal“ und Hr. Düpre „Page“. Wer unser Theater kennt, wird gestehen müssen, es konnte nicht besser besetzt werden; und wenn dennoch hie und da zu wünschen blieb, so mag man dies dem Fatum zuschreiben, dessen eiserner Wille einmal zu seyn scheint, beweisen zu wollen: daß Geld zwar mancherlei, aber doch noch lange nicht Alles bewerkstelligen kann. Sehr richtig ist es: daß der Cardinal und Kanzler Onophrius, durch die Art seiner Aufstellung vom Dichter, gar leicht eine Opposition in jedem dichterischen Gemüth finden wird; wenn aber, was Hrn. Müllners Schuld nicht ist, in der Darstellung dieses Onophrius nichts an den Cardinal, den Fürsten der Kirche, erinnert, als das rothe Kleid, so findet er diese Opposition um so gewisser und schneller. Von Fernando, wie er hier besetzt war, bemerke ich nur dies: durch die ersten drei Akte, bis zum Erscheinen dieses Todtgeglaubten, ja nachher noch verschiedentlich, ist oft und viel die Rede von der — Seraphs-Aehnlichkeit des Gemüthes dieses Prinzen, davon, wie er ein Wesen sey, zu klar und hoch für diese Welt voll Mängel. Nun ist zwar damit nicht gesagt: daß diese im Licht der höchsten Milde und Liebe verklärte Seele nicht in einem Körper wohnen könne, dessen Erscheinung auch an die Erde erinnert; und mir selbst sind in der wirklichen Welt einige Mal, zu meiner Freude, Menschen bekannt geworden, wo dieser gleichsam sinnliche und scheinbare Gegensatz sich aufs schönste vereinte; aber — man frage jeden bildenden Künstler, ja ich möchte sagen, jeden Menschen, um das anschauliche (verkörperte) Ideal, welches er sich von einem Charakter, wie der dem Fernando zugeschriebene, macht, und schwerlich wird man auch nur von Einem hören: daß er sich einen solchen weichen, in Liebe aufopfernden, in Milde hingebenden Geist in einer äußeren Erscheinung denkt, wie hier Basil's Erstgeborner auftrat. Ich hoffe recht verstanden zu werden, selbst von Fernando's hiesigem Darsteller, dessen persönliche Individualität nicht mit der gedachten Fernando's überein stimmt. Er kann dafür nicht; aber störend bleibt es doch, eben so, als wenn man z. B. einen „Jaromir“ in der „Ahnfrau“ auf der Bühne sieht, der klein und schwächlich ist, womit — ich wiederhole es — nicht gesagt seyn soll: daß ein Jaromir, wenn er wirklich im Leben existirte, nicht so seyn könnte. Auf der Bühne streitet aber so etwas gegen die Idee, und da auf dieser doch eigentlich das ganze Wesen der theatralischen Kunst beruht, wie jeder Kunst, so ist eine solche unfreiwillige Verletzung derselben nie von guter Wirkung, selbst wenn die höchste Virtuosität in der Art der Darstellung damit vereint wäre, wie Jeder wissen wird, der sich z. B. mancher Rollen Ifflands erinnert, wo auch — mutato mutandis — die Kunst dieses Künstlers an der erwähnten Klippe scheiterte. — Albana selbst anlangend, so muß ich offen gestehen: daß sie mich weder wärm noch kalt machte, und obschon gleichsam der Angelpunkt, um den sich die Handlung dreht, bei mir, und wie es mir schien, bei Vielen, kein sonderliches Interesse erregte. Was davon dem Dichter anheim fällt, ist in den erwähnten Nummern des „Gesellschafters“ angedeutet; hier kann daher nur die Rede von dem seyn, was in dieser Hinsicht die hiesige Darstellerin trifft, und dies ist — meinem Urtheil nach — zu weniges Ergriffenseyn von der Rolle selbst. Nur in einzelnen sparsamen Momenten brach, ich möchte sagen, ein poetischer Funke durch, und da die Darstellerin von der Mutter Natur nicht eines jener sonoren und biegsamen Organe empfangen hat, deren richtig angewendeter Gebrauch so erfreulich auf der Bühne ist, und das durch den Zauber seiner Töne oft das Unbedeutende bedeutend und zum Herzen sprechend machen kann, so war es natürlich: daß das Interesse der Albana nur sehr beschränkt seyn konnte. — Anders dagegen verhielt es sich mit Enrico. Dieser Charakter scheint mir von dem Verfasser überhaupt mit der mehresten, ja mit einer wahrhaft großen poetischen Erhebung gezeichnet zu seyn, die stellenweise, und das sehr häufig, die Schwächen glänzend bedeckt, an denen demohngeachtet eben dieser Charakter leidet. Dargestellt nun und gesprochen wurde Enrico von Hrn. Stein sehr brav, und wenn hie und da ein Moment das Gebilde des Dichters nicht erreichte, so verwischte sich immer gleich darauf dieser kleine Fleck auf das genügendste. Es ist nicht meine Weise, nach Art mancher Thaterberichts-Erstatter von Profession, mit langen, mühsam zusammen gestoppelten Lob-Tyraden jede Darstellung zu beräuchern, die nicht gerade verballhornt ward, oder jeden Schauspieler, der durch sein Treiben auf der Bühne nicht zur Verzweiflung bringt; aber wenn es mir klar wird: daß irgend eine Rolle mit Kraft und Tiefe erfaßt, mit Geist und Poesie zur lebendigen Anschauung gebracht wird, dann lobe ich gern und ich glaube, daß ein solches — nie durch Rücksichten bestimmtes und nie einem Jeden nachgeworfenes — Lob, wie ich hier Hrn. Stein zolle, auch dem Künstler lieber seyn muß, als das süßlich-flache und leere Wortgedresch, das jetzt allgemein geworden in den mehrsten Tageblättern. — Von dem König Basil (der auch mir als der consequenteste Charakter im Stück erschienen ist) und dem Arzt Benvolio bemerke ich nur: daß sie in guten Händen waren, und daß auch der Arzt, zu meiner und gewiß aller Zuschauer Freude, seine Rolle konnte, was nicht oft von dessen Darsteller sich rühmen läßt, und schon darum einer preisenden Erwähnung verdient. — Die Ausführung der Rollen von Camastro und Leontio, als entre deux schwebend, übergehend, komme ich auf die Beantwortung der Frage: wie wurde die „Albaneserin“ vom Publikum aufgenommen? worauf ich denn, der Wahrheit gemäß, zu erwiedern habe: Im Ganzen gut und nicht ohne Beifall, jedoch auch sichtbar ohne große Theilnahme. — Wie seit längerer Zeit und nicht bloß in den Sommer-Monaten gewöhnlich, war das Auditorium nur mittelmäßig zahlreich; der erste Akt mit seiner langen, aber (wie Ihr Blatt richtig bemerkt) nicht unschönen Exposition, ging still und ohne Eindruck vorüber (abgerechnet das störende und wahrhaft unschickliche Geklapper und Gepolter der zu spät Kommenden, die, wenn es ihnen Vergnügen macht, ein Stück ohne Anfang zu sehen, wenigstens die Artigkeit haben sollten, Andere nicht zu stören) und erst bei dem zweiten Akt fing das Interesse an, sich zu regen. Es stieg bei dem dritten zu seinem Höhepunkt und hielt sich auch noch bei dem vierten, freilich schon gegen den dritten Akt in poetischer Hinsicht sehr abnehmenden; der letzte Aufzug aber machte es größtentheils schwinden und wenig blieb nach Schluß desselben von der poetischen Erhebung, welche die in der Mitte liegenden Akte hervor gerufen hatten. — Man sieht demnach: daß dies jüngste Müllnersche Stück — dem ich in vielen Theilen unbedenklich vor seinen früheren dramatischen Arbeiten den Vorzug gebe, und das mir wie Ihnen von Neuem hat in Müllner den Dichter erkennen und schätzen lassen — hier ziemlich das gleiche Schicksal hatte und dieselbe Aufnahme fand, wie bisher an andern Orten, und daß sein Verfasser Unrecht thut, wenn er glaubt, der Erfolg der „Albaneserin“ in diesem oder jenem Ort sey nur darum nicht ganz so glänzend ausgefallen, wie er wünscht, weil Mißgriffe oder böser Wille hinderlich gewesen seyen. — Am Schluß der Vorstellung, die im Ganzen, hinsichtlich ihrer Rundung, guten Arrangirung und festem Einlernen zu den besten auf unserer Bühne seit längerer Zeit gehört, wurde Hr. Stein hervor gerufen und erschien — die „Albaneserin“ an der Hand — was von ihm recht galant war. — Ch —.

Drei Künstler zu Paris haben ein Pumpenwerk erfunden, welches, von einer Person in Gang gesetzt, in jeder Minute aus einer Tiefe von 25 Fuß 300 Pfund Wasser heraus schafft. (Constitut.)

Redacteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurersche Buchhandlung.



# Der Gesellschafter
oder
# Blätter für Geist und Herz.

1820. Freitag den 15. September. 149stes Blatt.

## Der Landprediger im Bade.
(Fragmente aus seinem Tagebuche.)

Von Adalbert vom Thale.

1.

In der Residenz hatte ich mich nur aufgehalten, um die „Prima Donna" — nämlich die vom Herrn von Voß — zu sehen und zu hören und Tages darauf fuhren wir weiter. Wenn ich sage: wir, so meine ich damit mich und mein Rosinchen, meine vor Gott und Menschen seit 13 Monden rechtmäßig angetraute Gattin. — Ich schämte mich eigentlich, in der Posse so unbändig gelacht zu haben, weil es sich für einen Verbreiter der wahren apostolischen Lehre gar nicht schickt; indessen mein Rosinchen hat ja auch mitgelacht und ganz vornehme Leute mit blanken Ordenssternen obenein, und da hebt es sich, wie man in hiesiger Gegend zu sagen pflegt. Neben mir stand ein Mann mit Kennermiene und Conversations-Brille auf der Nase, den elfenbeinernen Stockknopf gegen die Oberlippe gequetscht und den Rücken gegen das Theater gekehrt; der zuckte jedesmal mitleidig beide Achseln, wenn die Weltkinder mit Jubelgebrüll zu erkennen gaben: daß ihnen der Schöpfer ein fröhliches Daseyn und offene Kehlorgane verliehen hatte, und zuletzt brach er unwillig murmelnd in den Grimmspruch aus: „Ich begreife nicht, wie man über den Unsinn lachen kann!" — Mein Nachbar zur Linken — ein sogenannter Treuhaariger, er schien mir ein Rückstand vom Wollmarkt zu seyn — entgegnete mit erznem Baßton ganz lakonisch: „Und ich begreife nicht, wie man nicht darüber lachen kann!" — Die beiden Leute waren freilich in ihrer Meinung fast so weit von einander, wie einst Calvin von Huß. Der bassiche Wollmensch schob überdies noch die Deduktion ein: „Ich kann für meine sechszehn Groschen thun, was ich will!" — „Verzeihen Sie" — war die Gegenantwort — „ich hab' bezahlt mein Geld so gut wie Sie, und will mich ärgern!" — „Still da!" rief der Polizei-Beamtete und: „Seyn Sie so gütig, meine Herren, und halten Sie das Maul!" setzte er höflich hinzu.

Wir fuhren über B... mit Lohnfuhre; der Weg ist recht langweilig. Hinter einem Dorfe — wie es heißt, weiß ich nicht, und auf meinem Homannschen Atlas steht es auch nicht — begegnete uns ein Offizier zu Pferde. Ich wäre ihm gern aus dem Wege gefahren, denn ich liebe die Offiziers nur bei Paraden, da stehen sie in Reih und Glied und dürfen keine Alotria treiben. Diese Herren mokiren sich gar zu gern über unser einen vom Lehrstande, noch dazu, wenn wir eine hübsche Frau bei uns haben; Rosinchen aber hat viel Interesse für die Herren Offiziere, das habe ich schon gemerkt, als sie noch zu Hause war.

Ich wäre also gern aus dem Wege gefahren; aber leider konnte ich nicht, weil zu beiden Seiten tiefe Graben gezogen sind. Der Offizier kam an den Wagen und fragte mich: wo ich hin wollte? Und als ich mit gratiöser Selbstgefälligkeit entgegnete: Wir reisen da und da hin ins Bad, schlug er eine Lache auf und sagte: „Da hätten Sie auch etwas Gescheidteres thun können, als über B... zu fahren." — „Wie so?" fragte

Rosinchen schnippisch und steckte den Kopf aus dem Wagen; ich aber zupfte sie leise in die linke Ecke zurück, ehe ihr der Offizier unter den großen Reisehut sehen konnte, denn das ist so die Mode dieser Herren. — „Weil der Weg unter aller Kritik ist, noch dazu für solche Katzen!" war die Antwort und dabei zeigte er auf unsere Pferde. — Ein logischer Mensch ist der Offizier, denn er bewies mir: daß die Wege in hiesiger Gegend jetzt doppelt so langweilig wären als ehemals, weil man sie jetzt mit der Schnur in meilenlangen geraden Linien ab zu stecken anfange. Da hat er Recht. Rosinchen meinte: im Sande schliefe es sich gut; da hat sie auch Recht; und der Offizier verstand den Wink und sprengte davon wie ein Sturmwind, was ich meiner Gattin zu bemerken nicht unterlassen konnte. Diese aber singsangte vor sich hin: „O könnt' ich fröhlich mit ihm ziehn, durch Tannenwald und Fichtengrün!" — „Wie, mit dem Offizier?" fragte ich erschrocken. — „Ach was! ich meine den Sturmwind!" sagte sie verdrießlich und legte sich in ihrer Ecke zum Schlafen zurecht. Das war nicht nur unfreundlich geantwortet, sondern auch unlogisch; doch sie macht es immer so und in der Ehe muß man das gewohnt werden, weil die Frauen eine ganz aparte Logik haben.

Am Thore von B... hielt unser Wagen still und Rosinchen erwachte. „Geschlafen hat mein Schätzchen wahrhaftig wie ein Rätzchen!" sagte ich liebkosend und wollte ihr die rosenrothen Wangen streicheln; doch sie wehrte meiner Hand und meinte: ich verböge ihr nur den Hut. Die großen Hüte sind wahrhaftig schuld, wenn die Männer ihre Frauen nicht mehr so lieb haben können wie ehemals. — Da steckte ein Mann mit einer ungeheuren Nase diese zusammt dem ganzen Kopf in den Wagen. Rosinchen sagte vorschnell: „Ich habe nichts zu veraccisen!" — „Wir". — verbesserte ich — „wir sind Badegäste." — „Ist auch nicht meine Absicht!" entgegnete er freundlich; „die Thor-Accise ist schon seit dem ersten Januar bei uns abgeschafft; was denken Sie von der Kultur unsres Vaterlandes! Nein, mit dergleichen illiberalen Schnüffeleien inkommodiren wir die Herren Reisenden nicht mehr und sind nur konservirt, um den geehrten Passanten den besten Gasthof zu rekommandiren. Selbiger ist hiesigen Orts zweifach gespalten, nämlich der bleumourante Hering oder auch das Vorgebirge der guten Hoffnung. Sie haben nun die Wahl." — „Wie wär's mit der guten Hoffnung?" fragte ich mein Rosinchen; „oder ziehest Du vielleicht den Hering vor?" — „Ich kenne beides nicht, also hängt es von Dir ab!" lispelte sie. — „Nun denn mit Gott in die gute Hoffnung! Fahren Sie zu, Kutscher!" — „Fehlen können Sie nicht!" — rief uns der dienstfertige Ex-Offiziant nach — „da wo der Ziegenbock steht!"

Am Vorgebirge der guten Hoffnung meckerte uns der empfohlene Wegweiser den Willkommen zu. Indem ich noch an der Wagenklinke drehe, ist der Herr Offizier auch schon da und will Rosinchen aus dem Wagen heben. Aber ich spielte ihm das Prevenir, faßte mein Kleinod mit der Rechten, machte mit der Linken eine abwehrende Windmühlen-Pantomime und sagte: „Mit Permission, Sie könnten sich nur verbrechen!" — Da lachte er in den Bart, musterte meine schlanke Figur gleichsam höhnisch und bestellte sich einen Havannah-Zigaro. — Der Mensch hat eine recht mokante Physiognomie und wurde mir immer fataler; aber ich dachte: er weiß hier Bescheid, der Kutscher wenig und ich gar nicht, item man nutze ihn und stoße ihn nicht vor den Kopf. Auch Rosinchen war, fast zum ersten Mal seit der Trauung, derselben Meinung, und da das Vorgebirge nur eine anständige Stube hatte, nöthigte ich den Kriegshelden herein. Er hat überdies vielleicht unter den Freiwilligen gedient, ist also feiner Leute Kind, und da muß man als Patriot schon ein Uebriges thun. — Rosinchen hatte das Essen bestellt. Sie hat eine häßliche Angewohnheit, nämlich sie spricht immer in der ersten zeitwörtlichen Person — ich — statt in der vierten — wir. So auch jetzt: „Wollen Sie mit mir vorlieb nehmen?" — Der Offizier antwortete spitzfreundlich: „Ey, warum dieses nicht!" — Das hat sie davon, sie wurde roth bis zum Ohrzipfel.

(Die Fortsetzung folgt.)

## Das See-Hospital von Greenwich.

Dieses vom König Wilhelm und der Königin Maria im Jahr 1694 gestiftete merkwürdige Gebäude liegt ohngefähr 5 (englische) Meilen von London-Bridge, am rechten Ufer der Themse, auf einer Terrasse, welche nach der Flußseite hin 865 Fuß mißt. Es besteht aus vier Logis-Abtheilungen; sie führen die Namen: König Karl, Königin Anna, König Wilhelm und Königin Maria. Zwischen den beiden ersten ist der große viereckige Platz, der 273 Fuß Länge und eine gleiche Breite hat. Nach Norden zu begrenzt ihn der Fluß, nach Süden die vom König Karl II. im Jahr 1675 erbaute Sternwarte; in der Mitte steht die Bildsäule Königs Georg II. aus einem einzigen, 220 Zentner schweren weißen Marmorblock, eine Beute, den Franzosen abgenommen. Die Inschriften sind von dem Geschichtschreiber Stanyan in lateinischer Sprache verfertigt. — Ueber 300 Säulen und Pilaster verbinden die vier Gebäude vermittelst zusammen hängender freier Kolonnaden. — Im Haupt-Eingange auf der Westseite befinden sich rechts und links zwei große, 6 Fuß im Durchmesser haltende steinerne Globen; der eine stellt die Himmelskugel, der andere die Erdkugel vor, und auf derselben findet man unter Anderem die Reise Ansons um die

Welt bezeichnet. — Das Hospital kann 2800 Bewohner fassen, mit Inbegriff der Ober- und Unter-Angestellten, ihrer Familien und der Dienerschaft. Es enthält allein 2381 Bettstellen für Invaliden, deren gewöhnlich 2350 im Hause sind; nächstdem hat man 140 dienende Matrosen-Wittwen und 150 Matrosen-Kinder aufgenommen, und für 256 Kranke 64 Zimmer eingerichtet. Das Krankenhaus ist 198 Fuß lang und 175 Fuß breit, und in zwei Hälften abgetheilt, deren eine von Kranken der Aerzte, die andere von den Kranken der Chirurgen bewohnt werden. — Die Hauptzierde des Gebäudes ist der große Fest-Saal. Er ist 106 Fuß lang, 56 Fuß breit, 50 Fuß hoch und hat Gallerien zu beiden Seiten, ein prächtiges Decken-Gemälde und Inschriften. Die Malerei, Vergoldung und Verzierung wurde erst im Jahr 1727 vollendet und die Malerei allein kostete 6685 Pfund. — Die am 2ten Januar 1779 abgebrannte Kapelle ist im edleren, größeren Styl wieder aufgebaut worden. Das Portal ist das schönste in England, und vielleicht in Europa. Der Abendmahls-Tisch ist von weißem Marmor, 8 Fuß lang, in halb-ovaler Form und wird von sechs Cherubim getragen; man steigt auf drei schwarz-marmornen Stufen hinan. Ihn umgiebt ein schön gearbeitetes vergoldetes Gitterwerk, hinter demselben hängt das prächtige Gemälde von West: Paulus Schiffbruch auf Malta, ein überaus glücklich gewählter Gegenstand für Ort und Stelle. Die Kapelle ist ringsum mit Gemälden, nach West's Zeichnung, und mit Haut-Reliefs von Bildhauer-Arbeit geziert. Der Raths- oder Conferenz-Saal enthält, neben mehreren Abbildungen von Gouverneurs und Wohlthätern der Anstalt, das ehrwürdige Bildniß des ersten Invaliden, der darin aufgenommen ward. Im Vorzimmer steht die große Schlag-Uhr, von Quare verfertigt, welche nur alle Monate aufgezogen wird. Mit dem Hospital ist ein allgemeines Krankenhaus und eine Schule verbunden. T. L. Secha.

## A l l e r l e i.

Der englische Maler Williams hat eine Reise-Beschreibung heraus gegeben, in der er auch über die Glieder der Bonapartischen Familie in Rom Nachricht giebt. „Lucian Bonaparte" — sagt er unter Anderem — „vermeidet es, sich öffentlich zu zeigen. Ueber politische Gegenstände spricht er nie, wendet vielmehr das Gespräch, wenn es dahin geleitet wird, und so bleibt es sehr schwer, seine Meinung über irgend einen Gegenstand zu ergründen. Er beschäftigte sich früher mit der Landwirthschaft, dann mit der Sternkunde, und sieht auch zuweilen Abends Gäste bei sich, in seiner recht angenehm eingerichteten Wohnung. Zwei seiner Töchter sind musikalisch, singen sehr gut und haben eine Vorliebe für schottische Musik. — Napoleons Mutter bewohnt mit dem Cardinal Fesch, ihrem Bruder, den Palast Falcone; sie ist eine Andächtlerin geworden. Von ihren sonstigen Hofdamen hielt nur eine bei ihr aus und die Einrichtung ihrer Wohnung ist ausgezeichnet in Geschmack und Bequemlichkeit. Minder zurückhaltend als Lucian, spricht sie oft mit Thränen von dem ehemaligen Kaiser, beklagt es: daß er von Helena noch nie an seine Verwandten schrieb und deutet zuweilen die Hoffnung an: daß die, von ihr stets mit Ruhm genannten Engländer ihn doch einmal frei lassen werden. Sie muß eine sehr schöne Frau gewesen seyn; sie sieht jetzt noch, wenn sie vom Putztisch kömmt, imponirend aus und zeigt sich so würdevoll, daß keine Königin es in höherem Grade seyn kann. Sie und alle Frauen der Familie widerlegen, wenn man sie sieht, schnell die überall so leicht geglaubten Gerüchte, welche von einem gemeinen Betragen reden. — Die sehr schöne Prinzessin Pauline zeigte zwar die Gefallsucht und die Eitelkeit der französischen Hoffrauen, aber in liebenswürdiger Feinheit, wodurch sie oft die größte Ueppigkeit mit einer klugen Naivetät zu verschleiern wußte.

Als der französische General Lassalle zur Zeit des Krieges in Spanien sich in Toledo den Palast der Inquisition zeigen ließ, zog eine Straf-Maschine besonders seine Aufmerksamkeit an. Es war eine Bildsäule der heiligen Jungfrau, mit einer reich verzierten Glorie, in der Rechten die Oriflamme. Ihr Kleid war von Seide, doch unter demselben eine Art Cüraß, so daß sie fast einer Abbildung der Jungfrau von Orleans glich. Sah man sie näher an, so bemerkte man deutlich: daß dieser Panzer mit lauter Messerklingen und feinen Nägeln besetzt war. Die Arme der Bildsäule waren beweglich, so daß, wenn sie einen Ketzer in ihre Arme schloß (man machte den Versuch mit dem Futtersack eines Polen), so war derselbe unfehlbar ganz zerfleischt. Also die heilbringende Jungfrau, die Königin der Engel, war in den Händen der Inquisition von Toledo die blutige Dienerin des wüthendsten Fanatismus. Sie hatten ihr den bezeichnungsvollen Namen der Schmerzensmutter (madre dolorosa) gegeben.

Die Türken lassen sich, zu besserer Ueberzeugung, den Puls befühlen, wenn sie auch völlig gesund sind oder es zu seyn glauben. So sollten es manche Neudsthetiker oder poetische Poeten machen, wenn sie ein Werk beginnen wollen.

In den Duellen der Japanesen müssen sich, nach dem Gesetze, beide Personen selbst entleiben; wer dies am kühnsten ausführt, ist Sieger. Wenn man durchaus nicht ohne Duell seyn kann, so empfehle ich das Japanesische, dadurch wird die Erde immer zwei Thoren zugleich los; denn es kann doch nur eine Verschrobenheit des Verstandes seyn, wenn man dadurch seine Ehre zu retten glaubt, daß man einen Andern mordet oder sich morden läßt. Ed. Rolle.

# Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

Wien. Vorüber ist der entscheidende Tag, welcher die Hoffnungen so Vieler täuschte, um einen Einzigen mit dem Füllhorn des Glücks zu überschütten; der die goldenen Luftschlösser manches sonst ganz vernünftigen Mannes, gleich den Kartenhäusern muthwilliger Knaben, über den Haufen warf und die schönsten Träume mit einem Male verscheuchte — es fand nämlich die, seit einiger Zeit zum Tagesgespräch aller eleganten und uneleganten Cirkel gewordene letzte Ziehung der Lotterie des Theaters an der Wien statt. 162393 ist die glückliche Zahl, auf welche der Haupttreffer fiel; der beneidete Gewinner ist aber bis jetzt noch nicht bekannt, *) woraus man mit Recht schließt: daß sich der Besitzer des Looses außerhalb Wien befinden müsse; denn der Name einer so wichtigen Person bleibt in unserer guten Stadt, so groß sie auch ist, nicht leicht 24 Stunden verschwiegen. Merkwürdig war es in der letzten Zeit, die unzähligen Annoncen an den Straßen-Ecken zu lesen. Da fanden sich Papiere von allen Farben: theils Ankündigungen von Lotterie-Kollekteuren, welche dem Publikum bekannt machten: daß keine Loose mehr zu dieser anlockenden Ausspielung zu haben, sie aber noch im Besitz einer „guten Auswahl" derselben seyen; theils Comödien-Zettel, welche denselben Gegenstand verhandelten; denn im Theater an der Wien selbst wurde in den letzten vier Tagen, nach vollendeter Vorstellung, jedesmal eine Parthie Loose ausgespielt, wozu man, gegen Erlegung von 1 Gulden, mit Nummern versehene Billets erhielt. Im Theater in der Leopoldstadt wurde eine Posse: „Die Ausspielung des Theaters" benannt, und im Theater in der Josephstadt eine andere unter dem Titel: „Die letzte Ziehung des Theaters" gegeben. Am Tage der Ziehung war, von 9 Uhr des Morgens an, der Saal des Landständischen Gebäudes, wo die Ziehung geschah, und selbst der geräumige Hof desselben mit Neugierigen angefüllt, bis endlich die verhängnißvolle Zahl bekannt gemacht und die Hoffnung der Harrenden vereitelt wurde. — Das k. k. Hoftheater nächst der Burg wurde, nach vollendetem Ferien-Monat, am 1sten August mit einer sehr gerundeten Vorstellung des alten Schröderschen Lustspiels: „Stille Wasser sind tief" eröffnet, und seitdem bekamen wir nichts als verlegene Waare zu sehen. Die einzige Neuigkeit, womit wir während des ganzen Augusts eingehalten wurden, ist: „Ehestandsqualen", Lustspiel in einem Akt, in Versen, von Deinhardstein. Ein oft dagewesener Gegenstand: die ungegründete Eifersucht eines Ehemannes, der am Ende beschämt sein Unrecht einsieht und Besserung gelobt, wird hier nicht ohne treffende Einfälle und komische Situationen, doch etwas zu breit, in einer fließenden Sprache verhandelt. Das Stückchen gefiel. Hat uns auch der August wenig Neues gebracht, so hoffen wir um so mehr von den nächsten Monaten; denn, wie es heißt, sollen: „Das letzte Mittel", Lustspiel von Madam Weissenthurn, „Das öffentliche Geheimniß", Lustspiel nach Calderon und Gozzi von Lembert, und Houwald's „Bild" schnell auf einander folgen. — Das Theater an der Wien, bei dem die Neuigkeiten wie Pilze aus der Erde schießen, aber der Eile wegen, mit welcher sie zu Tage gefördert werden, auch selten zur Reife gelangen, gab uns in der zweiten Hälfte des Juli und im August Folgendes zum Besten: „Ueberall zu spät", Lustspiel in drei Aufzügen, nach dem Französischen. Der Stoff dieses Lustspiels bot manches Komische dar und erregte stellenweise die Lachlust; das Ganze vermochte aber, theils der schleppenden Darstellung, theils des überflüssigen Pferde-Spektakels wegen, keinen bleibenden Eindruck hervor zu bringen. Eine kleine Posse: „Der Bär und der Bassa", gleichfalls nach dem Französischen, von Seyfried, unterhielt. Rossini's Oper: „Cenerentola", vom Freiherrn von Biedenfeld schlecht übersetzt, gewährte den blinden Verehrern Rossini's ein neues Fest, obgleich die Musik eine der schwächsten Arbeiten des gefeierten Tonsetzers ist. Mad. Schütz, welche in der Rolle der „Cenerentola" den ersten theatralischen Versuch wagte, zeigte eine schöne Stimme und berechtigt zu guten Erwartungen. Auch Demoiſ. Dermer, welche kurz vorher in der Oper: „Das Rosenhütchen" zum ersten Mal die Bühne betrat, ist nicht ohne Anlage. Eine andere, gleichfalls aus dem Französischen vom Herrn von Biedenfeld eben so schlecht übersetzte Oper: „Die Wittwe und ihre Freier", mit Musik von Riotte, wurde einige Mal bei leerem Hause gegeben — um bei Seite gelegt zu werden. Dasselbe Schicksal theilte ein neues Zauberspiel mit Gesang: „Die Zauberharfe", woran man vergebens neue Dekorationen, Maschinerieen und Garderobe gewendet hatte. Am Schlusse des Monats brachte man auch noch das alte Rührspiel: „Pflicht und Liebe", nach dem Französischen von Vogel, wieder auf die Bühne, zur Erquickung aller Liebhaber des nassen Jammers, und deren giebt es in Wien, besonders bei dem Theile des Publikums, der dieses Theater besucht, noch eine größere Anzahl als sonst irgendwo; auch ist es das Hauptbestreben der Schauspieler dieser Bühne, auf die Thränen-Schleusen ihrer Zuschauer zu wirken und sie durch und durch zu rühren. — Die Herren Bäuerle und Meisl fahren fort, ihre Theaterstücke heraus zu geben. Letzterer sagt in Nr. 92 der hiesigen „Theater-Zeitung" von dem Beurtheiler dieser Theaterstücke im „Hesperus" sehr naiv: daß er am Einheimischen frevle, weil er behaupte: diese Stücke ließen sich wohl sehen, verdienten aber den Druck nicht.

— T —.

*) Der Sage nach wär' es ein Privatmann in der ungarischen Stadt Tyrnau.

Cölln. Seit die preußische Regierung die hiesigen Gymnasien errichtet hat, leistet der öffentliche Unterricht sehr viel. Die hiesigen Anstalten sind mit herrlichen Hülfsmitteln versehen. Besonders wichtig ist die Bibliothek, welche sonst den Jesuiten gehörte, und nachher durch mehrere andere *Kloster-Bibliotheken* vermehrt wurde. Sie ist sehr reich an alten Drucken, weil Cölln mit die erste Stadt war, wo (außer Mainz) die Buchdruckerkunst erblühete. In neuerer Zeit hat man das kostbare Werk von Denon über Egypten und die Herculanischen Kupferwerke angeschafft, welches beweist: daß diese Bibliothek gute Fonds hat. — In der französischen Zeit befand diese Bibliothek sich unter so schlechter Aufsicht, daß man eine ganz sonderbare Verfahrungsart beobachtete, um einen Catalog an zu fertigen. Man fand nämlich einen Antiquar, welcher besonders darin stark war: alten Drucken und seltenen Werken nach zu spähen, um sie an reiche Engländer u. s. w. zu verkaufen. Diesem übergab man die Bibliothek zu Anfertigung des Catalogs; damit dies aber nicht viel kosten möchte, ward man mit ihm dahin einig: daß ihm sein Wochenlohn in Maculatur aus der Bibliothek zugewogen ward. Diese Maculatur suchte er sich selbst aus und es bestand dieselbe angeblich aus Doubletten oder andern jetzt unbrauchbaren und veralteten Büchern. Hoffentlich ist dies ein recht ehrlicher Mann gewesen, welcher der Versuchung widerstehen konnte, aus Makulatur Geld zu machen!

P. P.

Zur Zeit Königs Karls VI. wohnte der Regent in seinem Residenzschloß sammt allen Prinzen der Familie, den Ministern, den ersten Hausoffizianten und großen Gönnern; Jeder derselben hatte seine Wohnung, seine Kapelle und seinen Garten. — Des Königs Karls VI. Wohnung bestand damals aus einem Vorsaal, einem Putzsaal (Saal Karls des Großen genannt), zwei Kabinets, einer Garderobe, einem Speisezimmer, einem Schlafzimmer, einem Bade, einem Taubenboden, einem Vogelzimmer und einem Ballspiel-Saal. Die Balken der Putzzimmer waren mit Lilien aus versilbertem Zinn geschmückt und die Betten mit goldenen Stoffen bedeckt. Die Feuerböcke (Chenets) wogen 180 Pfund. (Journ. d. Par.)

Ein Alter sagte einmal: „Ein großer Gedanke ist der Sprachton einer großen Seele." (Constitut.)

Redacteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurersche Buchhandlung.








# Der Gesellschafter
oder
# Blätter für Geist und Herz.

1820. Sonnabend den 16. September. 150stes Blatt.


## Einiges über und von Kästner.

Es war außerordentlich, wie angenehm und lehrreich Kästner selbst in seinem hohen Alter zu unterhalten wußte, wo ihm doch das Gehör etwas abging und seine Sprache wegen Mangel der Zähne undeutlich wurde. Alles, was er sprach, war interessant; ein glückliches Witzwort rief das andere hervor, und dennoch setzte er im geselligen Umgang durch diese glänzenden Vorzüge seines Geistes Niemand in Verlegenheit, ließ Keinem die Uebermacht seiner Talente fühlen, sondern war die Gefälligkeit und Bescheidenheit selbst. — So munter und aufgeweckt er im freundschaftlichen Gespräch war, so ernsthaft benahm er sich in seinen Vorlesungen, in welchen er sich einer vorzüglichen Deutlichkeit befleißigte und nichts erwähnte, als was nothwendig zum Zweck gehörte. Auch waren seine Zuhörer gewohnt, Wahrheiten und deren Zusammenhang ihrer völligen Aufmerksamkeit werth zu finden, ohne daß sie erst durch Einfälle brauchten aufgemuntert zu werden. Er hat dies selbst in der vortreflichen Schrift: „An Herrn Hofrath und Leib-Medicus Zimmermann in Hannover, Altenburg, 8." (1780. 50 S.) gesagt, in der er sich gegen dessen grobe Ausfälle und hämische Beschuldigungen vortreflich vertheidigte, und welche, da sie den witzigen Biedermann im schönsten Licht zeigt und stets Interesse behalten wird, in einer neuen Sammlung von Kästners kleinen Schriften aufbehalten zu werden verdiente. In dieser jetzt seltenen Schrift heißt es S. 45: „Ich versichere als ein ehrlicher Mann, daß ich keines Menschen Feind bin, auch derer nicht, die meine Feinde seyn mögen oder dafür gehalten werden, oder mich für ihren Feind halten. Schon in meiner Jugend habe ich die Regel gelernt: Der Person Freund, der Sache Feind. Daß dieser Unterschied für mancher Leute moralisches Gefühl zu fein seyn mag, ist freilich zu bedauern." *)

Mit dankbarem Vergnügen erinnert sich Schreiber dieses der Lehrstunden über reine Mathematik, die der neun und siebenzigjährige Greis im Winterhalbjahre 1798 vor einem Dutzend Zuhörern sehr faßlich, lebhaft und mit gutem Anstande hielt. Von dem Witzmachen, in welchem sich manche Docenten so sehr gefallen, und überaus thöricht darin eine Stärke suchen, war dieser so höchst witzige Mann weit entfernt, und während des ganzen erwähnten Collegiums sagte er etwa zwei Mal etwas, das zum Lächeln nöthigte. — Außer den Schriften, welche Kästner während der Vorlesung vorzeigte, und die stets in der folgenden Stunde auf dem Tische des Hörsaals liegen blieben, fanden sich immer mancherlei Bücher, besonders Reisebeschreibungen, aus seinem ansehnlichen Vorrath zur Unterhaltung der Studirenden, ehe der Vortrag anfing. Es wurde ihm dadurch leicht, die aufmerksamen Zuhörer zu erkennen: denn die es nicht waren, lasen in den Büchern. Er besaß übrigens eine sehr ansehnliche Bibliothek und pflegte zu sagen: er habe entweder zu wenig Platz oder

*) Jene Schrift ist im zweiten Bande des „Lexicons deutscher Dichter und Prosaisten, wo man (S. 582) die vollständigste Nachricht von Kästners Leben und Schriften findet, nicht angeführt.

zu viele Bücher. In alle hatte er seinen Namen und oft auch Bemerkungen geschrieben; unter Anderem stand vorn in den „Tabellen der Prim-Zahlen u. s. w. Herausgegeben durch Johann Neumann. Dessau 1785. 4." folgende „Nachricht: Der Herr, dessen Geschlechtsname unten deutlich zu lesen ist" (wir lassen ihn hier weg) „pflegte Bücher mit zu nehmen, die Andern gehörten. Als seine Bücher-Sammlung gerichtlich untersucht ward, fand man viel dergleichen, selbst z. E. von Böhmers „Pandecten" einen Theil mehrmal, daß also sein Verfahren mehr Instinkt als vorsätzlicher Eigennutz gewesen zu seyn scheint. Aus meiner Bibliothek fand sich, nebst mehreren, die ich etwa in den Lehrstunden gezeigt hatte, auch dieses, davon er gewiß nie einen arithmetischen Gebrauch hat machen wollen. Vielleicht hat er sich bei Ueberziehung meines Namens mit dem seinigen vorgestellt, wie ein Manuscriptum rescriptum aussähe. Abraham Gotthelf Kästner."

Hinsichtlich seiner vielen Epigramme versicherte Kästner: daß ihn keines gereue; einige wären aber zu persönlich und daher nicht für das Publikum. Von manchem Sinngedicht wußte Kästner in seinem hohen Alter selbst nicht: ob er es gemacht habe. Die Sammlung davon ward ohne sein Wissen veranstaltet; er äußerte sein Mißfallen darüber, und nahm in den Anhang der dritten Auflage seiner vermischten Schriften (Th. II.) alle die Epigramme jener Sammlung auf, welche er als die seinen anerkannte.

Kästner gab dem Schreiber dieses mehrere seiner Sinngedichte in der Handschrift und sagte ausdrücklich: daß derselbe sie einmal nach seinem Tode bekannt machen könnte. Einige der gedachten Geschenke Kästners sollen nun hier, genau nach der Handschrift des Verewigten, mitgetheilt werden.

„Primis Nestor in armis.

Um die Zeit, da ich noch Ovidii Tristia mit meinem Informator las — die libros Amorum las ich darnach für mich selbst; ich hatte eine Edition in 12., in Leipzig sehr fehlerhaft gedruckt, die steckte ich zu mir, ging in Großbosens Garten, setzte mich da auf eine Terrasse und emendirte mit Bleistift ex ingenio — ward Börner" (verdienstvoller Theolog) „Rektor. Ein Studiosus Theologiae machte ihm ein lateinisch Carmen, worin Leipzig mit Rom verglichen war, darüber schrieb ich:

Roma bonos quondam jussit procul ire poëtas
Cur pateris vatem, tu, nova Roma, malum." K."

„Georg Forster kam nach seiner großen Reise aus England hieher, 1778. Lichtenberg gab ihm zu Ehren einen großen Schmaus, bei dem sich viel Professoren befanden, darunter manche Professores Philosophiae, wie hier oft geschah, nicht Magister waren; Lichtenberg selbst nicht. Ich war Decanus. — Kulenkamp, der unweit von mir saß, that den Vorschlag: Wir sollten Forstern Honoris causa zum Magister machen. Ich war das wohl zufrieden, weil wir keinen Magister machen konnten, der mehr die Welt gesehen hatte. Dann sahe Kulenkamp die Gelehrten an der Tafel herum an und gerieth auf den Einfall: ich sollte die alle zu Magistern machen, die es noch nicht wären. Das genehmigte ich auch. — Die Sache ward also mit Genehmigung der Fakultät bewerkstelligt. Forsters Diplom ließen wir auf unsere Kosten drucken; für den Druck der übrigen bezahlte jeder Geschaffene. Der Decan hatte die Erlaubniß, jedem das Diplom zu entwerfen und was zu desselben Lobe hinein zu setzen, und verglich sich in Gedanken mit dem Kaiser Claudius, der einmal die ganze Welt zu römischen Bürgern machte. — Der Professor der Poesie machte hier kein Carmen panegyricum, also machte ich das selbst:

Die jungen Professoren insgemein
Hier zu Magistern zu creiren,
Mußt ein Magister Leipzigs seyn,
Der könnt' sie All' examiniren. Kästner."

„Sonst lasen hier Drei die Pandecten: Böhmer, Meister und Becmann.*) Sie waren einmal alle Drei in der Universitäts-Kirche, da sagte ich zu Meistern: Böhmer ist das digestum vetus, Sie sind das infortiatum und Becmann ist das novum. K."

„Man fragte mich einmal in Leipzig: wie ich bei den vielen Uebersetzungen und was ich sonst des Brodtes wegen arbeiten mußte, noch Zeit übrig behielte, Verse zu machen? — Ich sagte: Wenn ich mich wasche und barbiere, so kann ich nicht schreiben, da reime ich dann, was mir einfällt. — Darauf fing Rabener sehr ernsthaft an: „Nun weiß ich, warum M. Schuhmann keine Sinngedichte macht. — Dieser Magister war nämlich so unreinlich, daß Niemand bei Tische neben ihm sitzen wollte. K." B.

*) Ueber diese berühmten Göttingischen Rechtsgelehrten findet man genaue Nachrichten in Pütters „Versuch einer akademischen Gelehrten-Geschichte von Göttingen."

## Der Landprediger im Bade.

2.

Nach Tische fragte Rosinchen: „Wollen wir schlafen gehen?" — Diesmal hätte sie in der ersten Person fragen können und deshalb verbesserte ich: „Du, mein Kind, denn Du wirst müde seyn; wir aber, wir wollen, wenn es dem Herrn Lieutenant anders recht ist, eine kleine Promenade machen." — Wir promenirten drei Mal um die Stadt, im Ganzen beinahe eine Viertelmeile Weges, und ich nahm Gelegenheit, dem Offizier einen Theil meiner Lebensgeschichte zu erzählen. Er muß meine Schwieger-Eltern kennen, und konnte gar nicht begreifen: wie ich zu der hübschen Frau gekommen wäre. So etwas kitzelt, denn es macht unserm

Geschmack Ehre; und hübsch ist Rosinchen, das muß wahr seyn: in der ganzen Umgegend hieß sie des reichen Amtmanns schöne Rosine.

Als wir wieder in das Wirthshaus einsprachen, war Gesellschaft angekommen. — Ein junger Mann mit Schnurrbart und eisernem Kreuz von Sammet auf grünem Oberrock, und eine engelschöne Frau saßen am Kaffeetisch und Rosinchen dabei. Der Offizier that ganz bekannt mit dem Fremden und zischelte dem Grünen vielerlei ins Ohr. Später erfuhr ich, er sey ein blessirter Oberstlieutenant, der auch ins Bad reise; was ich anfangs nicht glauben wollte, da die Oberstlieutenants sonst nicht so jung zu seyn pflegen, auch, so viel mir bekannt ist, ex officio Troddeln auf den Schultern tragen müssen. Doch ich vernahm: der Fragliche habe in der Adjudantur gedient, und auf Jagden, Land- und andern Parthieen sey es den Herren Kriegsleuten erlaubt, gewöhnliche Menschenkleider zu tragen. — Der Offizier, nämlich mein Begleiter, stellte mich den Angekommenen mit den Worten vor: „Herr Anastasius Möhrensaft, berühmter Theologe, Mitglied einiger gelehrten Vereine und namentlich der Bibelgesellschaft, auch Pastor ordinarius." Woher wußte der Mensch meinen Namen, Titel und meine Würden?

Kluge Hühner legen auch zuweilen in die Nesseln, das habe ich nun selbst recht deutlich erfahren; denn der grüne Oberstlieutenant kam gerade da her, wo ich her kam, wollte gerade da hin, wo ich hin wollte, und war auch den unkritischen Weg über B... gefahren. Es wurde endlich der beste nach dem Bade ausrunktirt, und zwar über Prellwitz und Bätermühle; da mir aber selbiger unbekannt war, so bat ich um die Erlaubniß, hinterher fahren zu dürfen. Rosinchen, mein Quecksilber-Mäulchen, sagte wieder etwas vorschnell: „Aber daß Sie es nur so einrichten, daß ich nicht umwerfen kann." — „Wir", verbesserte ich abermals; „denn ich bin ja auch mit dabei, und dafür mag uns der gütige Himmel bewahren." — Im Wagen wollte ich ihr einige Reprimanden über die böse Angewohnheit geben, und fing also an: „Nur egoistische Menschen streuen das Wörtlein ich allzu häufig in den Fluß ihrer Rede und werden deshalb nach dem neueren Sprachgebrauch Ichler oder Ichlinge genannt; Mann und Weib aber sind ein Leib und eine —." — „Das ist nicht wahr" — unterbrach sie mich schnippisch — „und wenn es wahr ist, so schweige Du mit Deinem halben Leibe still, denn die andere Hälfte will schlafen!" — Das war nach der von mir gegebenen Prämisse wirklich logisch richtig und ich vermochte ihr nichts darauf zu antworten.

Sie schlief, mir aber ging der Offizier im Kopfe herum. Es war augenscheinlich und wurde mir immer klarer: daß sie sich nicht von gestern kennen; auch war sie in seiner Gegenwart noch schnippischer gegen mich als gewöhnlich. In ihrer Eltern Hause hat sie es eben so gemacht; ihr Vater liebt Alles, was einen Säbel trägt und hält sich sogar mit schweren Kosten das Militair-Wochenblatt. Darum war auch sein Haus ein wahrer militairischer Taubenschlag, nur mit dem Unterschiede: daß statt der Tauben schwarze Husaren-Offiziere hinein, und seine Rüdesheimer Elfer-Bouteillen hinaus flogen. — Aber ich weiß, was ich thue. Ich bitte die schöne sanfte Frau vom grünen Oberstlieutenant: daß sie im Bade mein Rosinchen unter ihren Schutz nimmt, sonst habe ich keine ruhige Badestunde, die laut Programm in der Zeitung ohnehin nur 60 Minuten dauern soll.

(Die Fortsetzung folgt.)

## Zu Füßen legen.

Ich lege mich Ihnen zu Füßen! — welche Dame fühlt sich nicht entzückt von solch einer Façon de parler. Manche aber würde doch wohl sehr in Verlegenheit kommen, wenn so ein Schmeichler Ernst machen wollte; denn wie würde da zuweilen die Rezension über Schuh- und Strumpfwerk ausfallen, hinsichtlich welcher beiden Artikel die Besitzerin gar oft auf Entfernung und schlechte Augen rechnet. Richard Roos.

## Nachlese.

Nach Eroberung der Seestadt Rochelle sagte der erste Deputirte zu Ludwig XIII.: „Wir kommen, Ew. Majestät die Schlüssel der Stadt zu überreichen und uns zu Ihren Füßen zu werfen." — „Nicht werfen!" rief Marillac; „Ihr seyd wider Euren Willen hingefallen!"

Pater Labbe machte, in einer Uebersetzung, den Car. (Carolus) Baronius zum Cardinal Baronius. — Nach Du Prat verehrte Heinrich VIII. von England Franz I. acht Maulesel; allein es waren acht rasche Doggen. Das Wort Molossi betrog ihn.

Pater Abraham von S. Clara predigte zu Wien einst: Seine Zuhörer möchten in ihre flachen Hände sehen; sie würden in jeder ein Cursiv-*M* antreffen, die hießen: Memento Mori.

Die Grabschrift auf Robespierre hat das Verdienst, daß sie lakonisch und passend ist:

Passant, ne pleure point son sort,
Car s'il vivoit, tu serois mort.

Rainaldus Scarlichius, Bischof zu Laibach, hielt einsmals vor dem Kaiser eine Rede ohne R, weil er das R nicht aussprechen konnte.

Nach Xenophons Memorabilien scheint Euthydemus der älteste Büchersammler. Denn Jener schreibt: er habe eine Bibliothek von Poeten und Philosophen besessen. Haug.

# Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

**Hamburg.** Die großen politischen Ereignisse sind hier (wo so manches Neue der Art, zur großen Freude Aller, die nach demselben haschen, recht früh zur Kunde gelangt) einziger Gegenstand der Unterhaltung und Lektüre; für Anderes zeigt sich jetzt nur ein schwaches Interesse. Doch weiß Herr Wurm, wie ehemals, so auch jetzt, in den Abendstunden Antheil für sich zu gewinnen und fesselt die Menge. Obgleich er nur in hier schon oft von ihm dargestellten Rollen erscheint, spürt die Kasse doch an jedem Abend den gewichtigen Einfluß seiner Gegenwart. — Von dem bekannten Grafen von Wackerbarth ist (schon vor einigen Monaten) erschienen: „Merkwürdige Geschichte des weltberühmten Gog und Magog“. Er erklärt sie für den Grund, die erste Ursache, die früheste Wirkung, den Urstoff, das Innerste der großen Natur, das Allerheiligste der ganzen Maurerei der ältesten Zeiten, und führt die Meinungen Anderer an. Ein Brief des Herrn Dr. Gurlitt, der schätzbare literarische Nachweisungen über den Gegenstand enthält, ist auch abgedruckt. — Vortreflich in Hinsicht auf Inhalt und Diction ist eine Predigt des Dr. Salomon: „Prophetengeist und Prophetenwandel“, gehalten im neuen israelitischen Tempel und von den Freunden des Redners zum Druck befördert. — Nach dem im Stadthause aufgestellten Modell zu urtheilen, wird unser neues Kranken- und Irrenhaus eines der vorzüglichsten und zweckmäßigsten Gebäude dieser Art. — Der Unfug, welcher zur Abend- und Nachtzeit von den umher schweifenden Freudenmädchen auf öffentlichen Spaziergängen, Kirchhöfen und in den Gassen getrieben wurde, hat einen strengen Polizei-Befehl gegen denselben veranlaßt und es steht allerdings zu wünschen: daß eben so strenge auf die fortgesetzte Befolgung desselben geachtet werde. Wer in Paris und London sich an die Freiheit, welche den nächtlichen Lustwandlerinnen gestattet ist, gewöhnt hat, mag solche Maaßregeln unnöthig finden und sie bespötteln; wir Andern, die noch etwas auf deutsche Zucht und Sittsamkeit halten und das Lob des Tacitus unserm Volke gern wieder erwerben möchten, müssen zwar eingestehen: daß in einer großen (zumal Handels-) Stadt die gänzliche Abschaffung der Bordelle schwerlich möglich sey; aber die Freiheit und Frechheit ihrer Priesterinnen zu beschränken und zu zügeln, ist höchst nothwendig. — Für die Sittlichkeit fast schädlicher wie die sogenannten Freudenhäuser sind die vielen Winkel-Tanzboden, deren Zahl, troß den gegen dieselben, wie verlautet, ergriffenen Maaßregeln, hier noch immer groß ist. Dort verschwenden vorzüglich Dienstboten ihr Geld und ihre Gesundheit und sie sind für manchen Jüngling gefährliche Schulen des Lasters. Jeder, dem die Verbesserung des Gesindewesens am Herzen liegt, wird eingestehen: daß in diesen Zusammenkünften der Dienstmädchen, Lehrburschen u. s. w. mit feilen Dirnen der niedrigsten Klasse die Gelegenheit zum Bösen aller Art dargeboten wird. Die beste Gesinde-Ordnung (wir haben freilich überall keine, und in vieler Hinsicht sind die Herrschaften die Sklaven ihrer Diener) ist nutzlos und unwirksam, wenn solche Grundübel nicht aufgespürt und — vertilgt werden. — Das Seebad zu Cuxhaven erfreut sich noch immer zahlreicher Gesellschaft. Die Vorzüge des dortigen Wassers abgerechnet, hat der Aufenthalt in diesem Bade, namentlich für den Hamburger, des Angenehmen so viel, daß man wirklich recht dankbar gegen den Begründer desselben seyn muß. Der Kaufmann bleibt dort in der Nähe seines Geschäfts-Platzes, die ankommenden Schiffe bringen ihm zeitig merkantilische und politische Nachrichten; die Nähe Englands wirkt an sich schon interessant. Der Ton ist ungezwungen, Wohnungen und Lebensmittel sind vortreflich; für gesellschaftliche Vergnügungen ist auf das Beste gesorgt. Die Natur des Bodens ganz um zu wandeln, steht freilich nicht in menschlicher Kraft; doch ist auch für Anpflanzung von Bäumen und dergl. geschehen, was in den wenigen Jahren geschehen konnte. — Im künftigen Monat wird das Naturalien-Kabinet und die reiche Gemälde-Sammlung des verstorbenen Herrn Johannes Janßen öffentlich verkauft. So verliert Hamburg wieder eine seiner vorzüglichsten Zierden; denn die wichtigsten Stücke gehen bei solchen Auktionen gewöhnlich leider! ins Ausland. — o —.

**Dresden.** Die Erziehungs-Anstalt des Dr. Lang zu Wackerbartsruhe, zwei Stunden von Dresden, steht immer noch in voller Blüthe und hat, um desto mehr zu wirken, die Zahl der Pfleglinge von 60 auf 30 gesetzt, deren Jeder 300 Thaler jährlich zahlt. Das ist endlich eine Anstalt, wie vor etwa 20 Jahren, wenn ich nicht irre, die Oberlausitzer Stände gründen wollten — eine solche nämlich, wo junge Leute der höheren und feineren Klassen für diese wieder gebildet werden. Mit welchem Ernst man dort z. B. neuere Sprachen betreibt, ergiebt sich schon daraus: daß jetzt der Lehrer der englischen Sprache nach England gereiset ist, um in der Sprache sich ganz zu vervollkommnen. Aus gleichen Gründen bereiset ein Anderer Italien. Der Vorsteher Dr. Lang — als Schriftsteller für die Jugend seit 20 Jahren schon vortheilhaft bekannt, ein glühender Freund und sicherer Kenner alles Guten und Schönen, der, ein seltener Fall, seine Schriften meist mit selbst gezeichneten und radirten Kupfern ausstattete — ist für eine solche Anstalt gleichsam geschaffen. Sein kindlicher Sinn, sein Herabstimmen zur Jugend, verbunden mit dem nöthigen Ernst und Anstand, gewinnen ihm Aller Herzen und seiner Anstalt steten Zuwachs. Das Lokal der letzteren ist bezaubernd schön; am Fuße und gleichsam im Schooße der herrlichen, mit unzähligen Landhäusern besetzten Bergkette, welche von Dresden an bis unter Meissen sich zieht, liegt sie, von beiden Städten gleich entfernt, nur etwa 50 Schritte von der Heerstraße, in der lachendsten üppigsten Gegend. Das Haus ist groß, schön und modern, der Garten anziehend und mit Allem versehen, was zu den Freuden der Jugend gehört; hinter dem Hause fangen die, zum Theil dazu gehörigen Weingebirge an; vor demselben strömt die majestätische Elbe. Gegenüber herrliche Berglehnen mit den Ritterschlössern Weistropp, Scharfenberg, Siebeneichen u. s. w. Hier lebt und webt die Jugend ganz im Schooße der Natur, entfernt dem ihr eben so heilsamen Schooße der Convenienz, denn sie kann Dresden aus jedem Fenster sehen. Jährlich wird eine große Reise unternommen, wobei militairische Ordnung und Nettigkeit herrscht. Kurz, die Anstalt wie ihr Direktor sind comme il faut. — Bei der nächsten Stände-Versammlung in Dresden sollen, nach einer weisen Maaßregel der Regierung, diesmal wie künftig auch die bisher nicht landtagsfähig gewesenen Vasallen durch Bevollmächtigte erscheinen, deren Wahl auch bereits geschehen ist. Heil dem König und Vater, der immer mehr strebt, die gerechten und billigen Wünsche seiner treuen Sachsen zu erfüllen! — — g.

In diesen Tagen hat sich in Paris eine neue Zeitung angekündigt, welche nichts weiter enthalten wird, als — einen täglichen Preis-Courant der gewöhnlichen häuslichen Eß-Bedürfnisse, z. B. Butter, Licht, Fleisch u. s. w. Man sollte nicht glauben, daß solch ein Blatt auch Feinde haben könnte, da es sich um keine Politik, keine Censur, keine Literatur kümmert, und doch hat es eine Menge — wo nicht Feinde, doch wenigstens — Feindinnen, nämlich die Pariser Köchinnen, welche nun nicht mehr so leicht als sonst zum Vortheil ihrer Taschen kaufen können. (Gaz. d. Fr.)

Die Gesundheits-Zeitung enthält folgenden Artikel: Doktor Riemer, Professor der Anatomie und Chirurgie, hat, nach langen vergeblichen Versuchen zur Auffindung der sichersten Art und Weise, die Organe und deren Wohnsitz treu zu finden und dar zu stellen, den Einfall gehabt: die Leichname durch und durch skeleren zu lassen. Eine solche Sektion hat die besten Resultate hervor gebracht. (Courier fr.)

Redacteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurersche Buchhandlung.



# Der Gesellschafter
oder
# Blätter für Geist und Herz.

1820. Montag den 18. September. 151stes Blatt.

## Der Nichtbekreuzte.

Wohl Mancher auf dem großen Ring
Der Erde Stern' und Kreuze trägt,
Bei dem nichts taugt das rasche Ding,
Das unter'm linken Knopfloch schlägt;
Und oft hat weder Kreuz noch Stern
Der treu'ste Diener seines Herrn,
Der, nur vom Pflichtgefühl bewegt,
Des Landes Wohl im Busen hegt.

Drum nahm es oftmals schon mich Wunder:
Wie sich nach solchem Glanz und — —
Der wahre Weise sehnen kann.
Und doch — ein hochbejahrter Mann —
Auf seinen Namen kommt nichts an —
Im Stillen oft darob sich grämte:
Daß ihn, der Tausende beschämte
Durch Wort und That für Thron und Land,
Zum Orden man nicht würdig fand. —

Der souveraine Fürst der Todten
Hat endlich zu sich ihn entboten,
Und sprach: „Was grämst du dich doch ab,
Daß dir dein Fürst das Kreuz nicht gab! —
In meinem Reich, dem Ruhehafen
Für alle Stürme dieser Welt,
Da sollst, bedeckt vom Sternenzelt,
Du friedlich unter'm Kreuze schlafen!" —
Und während so noch sprach Freund Hain,
Da schlief der Nichtbekreuzte ein.

Ein Freund, der seinen Werth erkannte,
Und nur für Recht und Wahrheit brannte,
Ließ nun, zu aller Welt Ergötzen,
Ein Kreuz ihm mit der Inschrift setzen:
„Sein Fürst verlieh ihm keinen Orden.
Doch hier ist er zum Ritter worden.
Der Eichbaum, Waldes Zier und Stolz,
Gab ihm ein Kreuz vom besten Holz —
Sanft über seine Hülle wand
Natur ihr grünes Ordensband —
Drauf glänzt so schön der Abendstern —
Schlaf, edler Ritter! schlaf im Herrn!!"

Richard Roos.

## Der Landprediger im Bade.

3.

Das Bad bekommt mir recht gut, und Roschen findet das auch; sie wird täglich freundlicher gegen mich, aber dabei bleibt es. Sonst gab sie mir doch zuweilen einen Kuß, hier aber muß ich mich mit der Hand und im Freien sogar mit dem Handschuh begnügen, den sie des Sonnenbrandes wegen höchstens bei Tische auszieht. — Ich habe übrigens richtig prophezeiht: Berg und Thal kommen nicht zusammen, aber Menschen; man könnte noch hinzu setzen: absonderlich im Bade. Roschen und der Offizier sind eine alte Connoissance; er hat einmal dort im Quartier gelegen, und geht auch ganz ohne Gene mit ihr um, zu meinem größten Aerger. — Ich könnte hier recht vergnügt seyn, denn das Leben ist nicht allzu theuer, bis auf den Wein, der noch dazu schlecht ist; die Gegend ist schön, die Gesellschaft gut, leider aber zankt sich Roschen alle Tage mit mir. Sie kann sich immer noch nicht in ihren neuen Stand finden, und das lustige Leben in ihres Vaters Hause liegt ihr noch gar zu sehr in den Gliedern. Wenn ich ihr nun zuweilen ihre ausgelassene Lustigkeit vorhalte, so schmollt sie und nennt mich grämlich, und meint: ich sähe noch viel ehrbarer aus wie mein schwarzkorduan Gesangbuch. Sind das

wohl Reden, die sich für eine angetraute Predigersfrau schicken? — Ich klagte neulich der schönen grünen Oberstlieutenants-Frau meine Noth; aber da kam ich gut an. Die meinte: ich sey selbst schuld, weil ich immer den Hofmeister spiele, und das vertrage keine junge Frau; ich sollte ihr mehr den Willen lassen und nicht gleich sauer sehen, wenn Rosinchen hell auflacht. Aber, lieber Gott, sie lacht beständig und das schickt sich nicht oder höchstens hier im Bade, und wenn sie später mit mir auf der Pfarre von Distelrode sitzt, hat sie sich's einmal angewöhnt. „Liebe, schöne Frau!" sagte ich; „ich kenne die Damen und absonderlich die lebenslustigen Amtmanns-Töchter; ja, wenn sie Alle so engelgut wären wie Euer Gnaden!"

Der Offizier geht Rosinchen fast nicht von der Seite, und mich betrachten sie, so zu sagen, wie das fünfte Rad am Wagen. Ich werfe zwar hin und wieder mit Sprüchen um mich; aber davon wollen sie nichts wissen und meinen: alle ernsthaften Gedanken wären der Badekur hinderlich. — Neulich spielten sie auf dem Brunnen, unter andern heidnischen Spielen, auch Sprüchwörter und lebendige Charaden. Sie führten zum Beispiel den Pygmalion auf, den machte er, und sie sollte die Statue vorstellen. Das hätte ihm gefallen sollen; aber zum Glück kannte ich die Historie aus dem „Conversations-Lexicon" und hinderte es noch zur rechten Zeit, indem ich mich zur Galathea anbot. Daraus wurde nichts; der Offizier wollte sogar auf seinen Willen bestehen, Rosinchen beschwichtigte ihn jedoch durch einen recht freundlich bittenden Blick, und ich sagte zu ihm: „Ich, so viel Sie wollen und was Sie wollen; aber Rosinchen lassen Sie mir mit solchen Comödianten-Stückchen zufrieden." — „Topp!" sagte er, „ich halte Sie beim Wort!" — Im Saale wurden schnell Tische und Stühle umher gesetzt und die Hälfte der Gäste mußte Buden-Halter vorstellen; die andere Hälfte aber sollte rathen: was das Spiel für einen Namen hat. Ich mußte — so gab es der Offizier an — mit noch Einigen herum gehen und so thun, als ob wir viel und Mancherlei einkauften, wobei ich jedoch immer am höchsten bezahlte; Andere, die hinter uns gingen, drückten darüber ihre Verwunderung, und noch Andere ihren Spott aus, aber Alles durch Pantomime. Kaum war ich bei der dritten Bude, so rief schon die ganze Gegenparthei wie aus einem Munde: „Ach, das ist ja mit Händen zu greifen: der Gimpel auf der Messe!" — und gleich darauf erscholl ein unbändiges Gelächter. Anfangs ärgerte ich mich rasend, denn ich stand gleichsam unglücklich da, und gelobte mir innerlich: dem Offizier den Streich nicht zu vergessen; aber zuletzt schien es mir am besten, daß ich selbst mitlachte, und das that ich nun auch und bekam von Rosinchen einen hellen Blick dafür.

4.

Nun ist es aus, nun hat er sie gar geküßt, und da will ich jeden Unpartheiischen fragen: ob ich das zu leiden brauche? So lange ich Rosinchen meine Frau nenne, ist ein Kuß von ihr die höchste Gunst gewesen, der ich mich in seltenen gnädigen Augenblicken zu erfreuen hatte. Er aber bekam ihn gleichsam spielend, während ich jedesmal darum bitten und betteln muß, wie um ein Allmosen. — Die Sache war so: Wir speisten an Table d'Hote auf dem Brunnen und waren recht vergnügt. Links neben mir saß eine reiche Bankier-Wittwe, die einen Mann für ihre Geschäfte sucht; dann kam ich, dann Rosinchen und dann ein alter Forstrath; folglich war Rosinchen diesmal ganz in Sicherheit. Bei dem Dessert werden Kuß-Gesundheiten ausgebracht. Ich drehe mich gemüthlich und halb mechanisch zu meiner Wittwe, die sich etwas zierte und mit dem einen Auge nach einem verunglückten Advokaten schielte, der ihr so zu sagen den Hof macht. Mit einem Male kichert es zu meiner Rechten: es war Rosinchen, denn ich kenne ihren Kicher; ich sehe mich um, und denke, der Schlag soll mich rühren! Verschwunden ist der Forstrath, mein Herr Offizier sitzt an seiner Stelle und melirt seinen Schnurrbart mit ihren Purpurlippen. — „Prosit, Pastoribus!" sagte er, „so geht es, wenn man links scharmuzirt und die rechte Flanke bloß giebt." — Mein Gott, der Forstrath sollte mir ja diese decken, und dick genug ist er dazu. — Der Aerger hatte mich so übernommen, daß ich Rosinchen zornig bei dem Tuchzipfel an mich zog und strafend ausrief: „Aber Rosina!" — Sie fragte ziemlich empfindlich: was es gäbe? und schickte halb leise einen albernen Peter, der keinen Takt habe, in mein rechtes Ohr. Das war stark. — Jeder, selbst der dicke Forstrath, nahm Parthei gegen mich und meinte: wenn ich damit nicht zufrieden wäre, möchte ich die Gesundheit, so frisch wie ich sie links bekommen würde, meiner Nachbarin rechts wieder zustellen. Alles lachte über den Witz — lieber Gott, jetzt wird ja Alles Witz genannt! und meine blonde Wittwe machte auch gleich Anstalt dazu. Rosinchen hat mir nie einen so schlechten Kuß gegeben, wie dieses Mal, und doch versteht sie es recht gut, denn in ihrer Eltern Hause wurde viel geküßt, absonderlich wenn Einquartierung da war.

Der Tag war überhaupt ein wahrer Unglückstag für mich. Gegen Abend regnete es und wir mußten im Saal bleiben. Man spielte die sogenannte Judenschule, wobei die Köpfe wie die Pagoden gehen. Der Offizier hatte es wieder so zu karten gewußt, daß Rosinchen neben ihm saß. Nun merkte ich aber: daß, während wir Andern ganz ehrbar unser: Schellen Fünfe, Eckern Ober, Schippen Sieben und so weiter uns zumauschelten, er ihr allerhand ins Ohr flüsterte, das

mit keiner einzigen Karte aus dem ganzen Spiele Aehnlichkeit hatte. Was es aber war und was sie ihm zur Antwort zutuschelte, konnte ich nicht verstehen; denn so wie ich ein halbes Wort erwischt zu haben glaubte, donnerte das gewaltige „Auweih! Auweih!" zwischen durch, daß man sich hätte die Ohren zuhalten mögen. Einiges schnappte ich aber doch auf, zum Exempel: „Schöne Frau — übermorgen — Schützenplatz — Hampelmann." Das klang beinahe wie ein Stelldichein, und der Hampelmann sollte wahrscheinlich auf mich zielen. Nun, der Hampelmann möchte bei dem Stelldichein den Dritten machen! — Als wir zu Hause waren, fragte ich Rosinchen sehr ernsthaft nach der Bedeutung der vier seltsam apostrophirten Worte; sie aber lachte wie gewöhnlich laut auf und erzählte mir ganz treuherzig: Der Offizier habe sie gefragt: ob wir auch nach dem Schützenplatz gehen würden? Den Hampelmann läugnete sie keck ab und meinte: ich müßte mich verhört haben. So wird es auch wohl gewesen seyn.

5.

Aus dem Schützenplatz ist nichts geworden, denn es regnete an dem Tage wie mit Kannen. Die Gesellschaft hielt außerordentliche Sitzung im Brunnen-Saale, und ein hiesiger mechanischer Künstler — bei uns heißen solche Kerls Taschenspieler — machte seine Gaukelkünste. — Diesmal hatte ich mich besser vorgesehen und Rosinchen zwischen mir und einem hektischen Postmeister placirt. Der Offizier nahm an dem Tage, ganz gegen alle Regel, wenig Notiz von ihr; aber beinahe sah es so aus, als dachte er bei sich: Ich weiß, was ich weiß. — Zuletzt forderte der Taschenspieler eine Taschenuhr. Rosinchen häkelte ihre Uhr vom Busen los, was wieder logisch Unrecht war, denn er hatte ja eine Taschenuhr gefordert und unsere modernen Damen tragen bekanntlich keine Taschen. Von der andern Seite betrachtet, war es wieder recht; denn heut zu Tage vertritt das Busentuch der Damen auch die Stelle der Tasche, wenn sie nämlich etwas Theures recht sicher verbergen wollen. — Genug, vor unsern sichtlichen Augen thut der Kerl Rosinchens Uhr in einen Apotheker-Mörser, zerstampft sie zu Pulver, ladet die Krümel in eine Pistole und bittet den Offizier, sie mir nichts, dir nichts zum Fenster hinaus zu schießen. Bis dahin hatte ich Contenance gehalten, nun aber riß mir die Geduld und ich wollte zuspringen, weil ich die Uhr mit neun Carolin bezahlt hatte. Aber Rosinchen zog mich bei dem Rockschoß auf den Stuhl zurück und flüsterte mir ins Ohr: „Blamire Dich nicht, man nennt das eine Metamorphose, die Uhr kommt wieder; bei uns zu Hause sind manchmal viel kostbarere Sachen metamorphosirt worden." — Da krachte auch schon der Schuß; einige Nervenkranke vom zweiten Geschlecht quickten und der Saal roch nach Pech und Schwefel. Ganz gelassen und mit Pathos sagte der Hexenmensch „Die Uhr hängt im dritten Zimmer am Fensterladen!" Rosinchen wollte aufspringen und sie holen; aber zum ersten Male thaten mir meine langen Beine gute Dienste, ich machte einige Siebenmeilen-Schritte und — richtig, am besagten Fensterladen hing die Uhr heil und ganz, wie sie gewesen war. Indem ich sie herunter nehme, fukt ein Papierspitzchen aus dem Gehäuse hervor; Rosinchen, die dicht hinter mir war, will sie mir weg reißen; ich aber roch den Braten und sagte mit vieler Würde: „A votre place, Madam, hernach sprechen wir uns!" und damit brachte ich das Papierchen in Sicherheit. — Nun war mir Alles klar: darum hatte der Offizier immer neben dem Zauberer gestanden, darum Rosinchen die Uhr so flink hergegeben! Ein Billet doux, zu deutsch: Süßzettelchen, wollte er ihr hinein praktiziren, das schien erwiesen.

Ich saß wie auf glühenden Kohlen, bis die Comödie aus war. Endlich konnte ich mich an einen stillen Ort schleichen und den Zettel entfalten. Auf demselben stand: „Es bleibt dabei!" — „Es bleibt dabei!" wiederholte ich kopfschüttelnd und starrte die drei Worte an, die so viel wie gar nichts sagten und doch gewiß so inhaltschwer waren. Ich rief Rosinchen auf die Seite, hob den Zettel bedeutungsvoll empor und fragte: „Unglückliche, wobei bleibt es?" — „Daß Du ein Narr bist!" antwortete sie lachend und riß mir den Zettel fort. Ein alberner Peter und ein Narr! das ist zuviel an einem Tage, Madam, das muß den Hausfrieden stören!

(Die Fortsetzung folgt.)

## Drei Andeutungen.

Englische Oppositions-Blätter erneuern jetzt folgende Anekdote: Ein armer, aber offenherziger Mensch mißfiel den Reichen des Orts, wo er sich aufhielt. Er ward daher eines schweren Verbrechens angeklagt, und vor den Assisen-Gerichtshof gefordert; Zeugen wurden gehört und wieder gehört, und der Gerichtshof lud endlich die Geschwornen ein, zu stimmen. Nach einer Berathung, die eine Viertelstunde währte, sprach der Chef der Geschwornen das Urtheil: „Unschuldig, wenn er das Reich verlassen will!!"

In Italien giebt es eine sonderbare sprüchwörtliche Redensart: „Traduttore, traditore!" (Dollmetscher, Verräther!)

Der Dauphin, Vater Ludwigs XVIII., pflegte zu sagen: „Die Geschichte ist das Gebetbuch der Fürsten!" — Es giebt indeß leider so verschiedene Geschichtschreiber, daß das Gebetbuch der Fürsten mehrmals für das lesende Volk das Evangelium der Tyrannen geworden ist, weil die Geschichtschreiber oft den Triumph des Verbrechens und Lasters als Größe hinstellen.

Dt.

## Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

**Ueber die Berliner Bühne. II.** *) Es müssen, wie ich in einem meiner früheren Kunst-Aufsätze gezeigt habe, für die verschiedenen Gattungen der dramatischen Poesie sich bestimmte Style theatralischer Darstellung fixiren, damit eine Kunstvollendung und Ausführung in **einer** Richtung möglich werde. — Unter allen zu **einem** Zweck hin wirkenden Kräften herrscht, besonders wenn sie noch durch ein äußeres Band zusammen gehalten werden, ein inneres Bestreben, sich unter sich zu ergänzen und zu befruchten. So groß und nach ursprünglicher Kraft und ästhetischem Kunstgefühl in sich verschieden ein geschlossener Künstlerverein seyn möge, in der Gemeinschaft des Werks und der Gewohnheit des engeren Zusammenlebens glauben die Einzelnen unter sich eine Nähe und Verwandtschaft zu fühlen. Der Gipfel der Bildung würde es seyn, wenn sie diesen inneren Zusammenhang, den sie ahnen, mit Bewußtseyn fortsetzen und erhalten könnten. Diese Aufgabe bleibt aber der Regie überlassen, die nicht etwa als eine äußere gesetzgebende Macht, sondern als der gesammelte Geist des Instituts selbst, dem Personale gegenüber steht. Sie suche nun jedem Künstler in größerer Erfindung und Darstellungsgabe einen angemessenen geschlossenen Wirkungskreis an zu weisen; dann werden die einzelnen noch unangebaut daliegenden Kunstfächer, unter einem unmittelbaren Einfluß, sich fruchtbar erweitern und sich zugleich ihre nothwendigen Grenzen bestimmen. Jüngere Talente, die im ersten Erwachen des Lebens nach allen Seiten hin auswachsen müssen, und immer nur einen untergeordneten Antheil am künstlerischen Erzeugen der Bühne behaupten, können noch aus einem Fach in das andere übergehen, ohne sich und der fortlaufenden Bildung eines einzelnen Kunstfachs zu schaden. Das Wort „Kunstfach" nehme ich aber auch in seinem engeren Sinn; denn, so wie für Lustspiel, Trauerspiel u. s. w. überhaupt gewisse Style nach meinem Wunsche sich fixiren sollen, so für ihre abgesonderten poetischen Personen. Der Anfang muß freilich mit der Bildung einer allgemeinen Methode gemacht werden, woraus sich dann, innerhalb ihrer Grenzen, vielfältige Motivirung entwickeln wird. Inzwischen fragt sich zunächst: Hat das deutsche Lustspiel und Trauerspiel, seiner Form und seinem inneren Gegenstande nach, einen festgegründeten Typus? Ich gestehe aufrichtig, ihn nicht ganz deutlich heraus zu finden, ich müßte etwa beide in den mannigfaltigsten Abstufungen und Mischungen verfolgen. Und so würde dann der Styl theatralischer Darstellung, der für beide gewünscht wird, so leise und unfühlbar oft die Uebergänge seyn möchten, in sich zu mehreren verschiedenen Stylen zerfallen. — Man betrachte zuerst die äußere Form unserer Lustspiele. Das Kotzebuesche schon reißt sich gewaltsam von dem Ifflandschen los. Mit seinem leichten, beweglichen, ich möchte sagen hüpfenden und spielenden Dialoge wird die theatralische Darstellung rascher, freier und kühner; während sie den schwerfälligen, kunstreich verwebten, ausruhenden Dialog des Ifflandschen Lustspiels langsam mit bedächtiger Sorgfalt begleitet. Zwischen diesen und den des neuesten Lustspiels hat freilich die Zeit den Kotzebueschen Dialog vermittelnd hingestellt. Allein der Alexandriner ist doch, ob er sich gleich von seinem alten strengen Gesetz entfernt hat, eine von der Prosa sich völlig ablösende für sich bestehende Kunstform, die eine höchst gewandte poetische Kunst ihres Bildners voraussetzt. Der Alexandriner steht allerdings — seitdem ihn Contessa, Körner u. s. w., besonders seitdem ihn Müllner behandelte — der, ihrer jetzigen Natürlichkeit nach erhobten Lebenssprache am nächsten; doch verlangt er, vielleicht mehr als jedes andere Maaß der Verskunst (weil sich Wohllaut und Gesang darin auf das genaueste berühren) den fertigsten und geschicktesten Vortrag. — Daß der wesentliche Inhalt des deutschen Lustspiels mit jedem Dichter ein neuer sey, wird mir Keiner bestreiten, der mit dem Gange der Kunstgeschichte und dem gegenwärtigen Zustande der Bühnenpoesie bekannt ist. Aecht nationale Stoffe kommen aber gar nicht zum Vorschein, höchstens einzelne nationale Charaktere und Charakter-Seiten. Der Bühnen-Dichter, der für ein wahrhaft vaterländisches Gefühl am empfänglichsten war, Körner, neigte sich seiner ganzen Natur nach zu sehr zum Idealen hinüber, als daß er wirkliche Volks-Charaktere aus der Mitte des Lebens schildern konnte. Die Personen seiner Stücke, worin sich vielleicht eine Spur von deutschem Leben zeigen möchte, gehören den höheren Ständen an, und sind nur diesen verständlich. Der Gegenstand der Müllnerschen Lustspiele ist uns ganz fremd, ist ausländischen Ursprungs und in ausländischem Geiste bearbeitet; die Uebertragung ausländischer Stoffe möchte in unserer Zeit immer geschehen, wenn nur der Dichter genug selbstständige Kraft und Volkssinn hätte, um sie den einheimischen Verhältnissen und der einheimischen Bühne an zu eignen. Der Bearbeiter ist immer zu sehr Uebersetzer, ohne es seyn zu wollen. Lustspiele mancher anderen Dichter sind ganz leer an Charakteristik und Individualisirung, ohne durch eine Anhäufung komisch wirkender Situationen und Verwicklungen zu entschädigen; diese kann ich daher in der Ordnung der einzelnen Gattungen des Lustspiels ganz übergehen. Das deutsche Rührspiel hat sich, seiner Form und seinem Gegenstande nach, am einfachsten, klarsten und bestimmtesten entwickeln müssen, da es durch seine eigene Natur auf ein engeres Feld beschränkt ist, und in seiner ganzen fertigen Gestalt seiner Zeit und fast nur seinem Dichter angehört; daher wird auch — selbst die Mitwirkung seines Stifters als theatralischen Künstlers abgerechnet — so leicht der Ton der Darstellung für dasselbe überall gefunden. Wie mannigfaltig und uneinig in Form und Inhalt ist dagegen das deutsche Trauerspiel! — Das bürgerliche fällt freilich mit dem Rührspiel zusammen. Die höhere Tragödie betreffend, erinnere ich zuerst an die gemischte zusammen gesetzte Form, die sich z. B. im „Käthchen von Heilbronn" (von Heinr. v. Kleist) und vorzüglich wohl in „Van Dyks Landleben" (von Kind) zeigt. Dieser Reichthum an Formen, welchen die Poesie als ein großes Welt- und Lebens-Gemälde haben soll, verräth — wenn er nämlich nicht willkührlich zusammen gehäuft, sondern vielmehr organisch aus dem dramatischen Stoff entsprungen ist — auf jeden Fall eine höhere dichterische Empfindung menschlicher Zustände und Affekte, eine anmuthig leichte Bewegung der Phantasie, ein Vermögen, innere Visionen in der malerischen Musik der Sprache sich klarer und unmittelbarer abspiegeln zu lassen. Und doch wird es ein kräftigerer, mächtigerer Geist seyn, der seinen Stoff durch eine große Anschauung in seine Seele aufnimmt, und die innere Einheit und Begrenzung desselben in der Form abgedrückt und wiederholt hat. — An die Stelle des Jambus, der schon durch Schiller und Goethe zu einer hohen Vollendung und musikalischen Schönheit ausgebildet war, tritt jetzt zuweilen der Trochäus, und wird vielleicht die allgemeine herrschende Form des Drama's. Kaum hat, nachdem die romantische Tragödie hervor gerufen ist, das ganze antikartige Scheinwesen zurück weichen müssen, so zeigt es sich schon wieder in dem Mißverständniß einer, in die antike Tragödie verwebten, dem Alterthum und einem untergegangenen Volksglauben angehörigen Idee, welche dem sittlichen Geist und den Begriffen der neueren Welt widerspricht, und allen Kunstwerken unserer Zeit jene schauerliche Dämmerung, jene nebeligte Ungewißheit und Formlosigkeit der Gestalten mittheilt, welche der Gipfel des Mystizismus sind. So wird der Geschmack des Publikums auch ferner, noch ehe er das Inländische mit warmer Liebe festhalten kann, für das Ausländische erregt und gewonnen. Kurz, eben so wie die theatralische Darstellung, entbehrt das Drama selbst einen nächsten, nothwendigen Gegenstand, einen festen Punkt der Ansicht und bestimmte ausgebildete Formen.

(Der Schluß folgt.)

*) I. ist in den Blättern 126 und 127 abgedruckt.

Redakteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurersche Buchhandlung.




# Der Gesellschafter
oder
# Blätter für Geist und Herz.

1820. Mittwoch den 20. September. 152stes Blatt.


## Aus dem Briefe eines reisenden Dänen.

Wir kamen vor dem Anbruch des Tages in Korsöer an und schifften uns dort ein. In der Kajüte belustigten uns zwei Bauern aus Langeland, die mit uns fuhren. Sie sagten ihre freien Meinungen mit der Einfachheit und Bescheidenheit, welche immer die Wahrheit begleiten sollten. Wir sprachen von Brandtwein-Brennereien, Handelsfreiheit, Einkoppelungen, Wechselwirthschaft und Stallfütterung. Einer von ihnen vertheidigte die letztere und führte seinen eigenen nicht fruchtbaren Hof als ein Beispiel an, den er dadurch zu einem der besten im Lande erhoben hatte. Diese wackeren Bauern waren bei dem König von Dänemark gewesen, um die Freilassung der Brandtwein-Brennereien für die Insel Langeland zu bewirken und hatten dafür eine Abgabe angeboten, so hoch als der Betrag der gewöhnlichen Consumtions-Steuer. Ihr Hauptgrund war der Schleichhandel mit Brandtwein, der in manchen Gegenden getrieben würde, den Charakter verschlimmere und nicht ausgerottet werden könne.

Auf dem nachherigen Landwege zwischen Odensee und Assens fanden wir die Gegend öde; nur wenige Wagen und ein halbes Dutzend Menschen begegneten uns. Auch war uns der Mangel an Bäumen und Anpflanzungen auffallend; keine lebendige Hecke wurde in mehreren Stunden sichtbar, fast alle Umgebungen waren von Steinen. Die Bäume sind hier nicht etwa verbannt, um den Boden für den Kornbau zu gewinnen; er ist vielmehr durch seine Dürftigkeit wohl am meisten zur Anzucht des Holzes geschickt. Die wenigen Hecken standen mehrentheils gut, obgleich die Theorie sagt: daß sie es auf sandigem Boden nicht können. Einige Kühe und viele Schafe graseten — am 21sten Januar — auf Grasfeldern und Haiden. Späterhin fanden wir auch Bäume und eine schöne Ebene, und kamen durch ein Dorf, wo der Hof des Predigers einem Bauergehöfte und alle Bauergehöfte dagegen Predigerhöfen glichen. Nahe am Dorfe schimmerte uns eine rothe Schaar entgegen, welche wir für einen Zug Reiterei hielten, die sich aber bei der Annäherung in 40 rothe Mützen verwandelten, unter denen eben so viele Jungen steckten, welche zur Schule gingen. Nahe vor Assens ward die Gegend wieder abscheulich kahl. Der, vielleicht ökonomisch nützliche Umstand, daß die Landtheile nicht durch Hecken geschieden sind, vollendete das Bild der Nacktheit, welches auch nicht durch einen Maulwurfshaufen gestört ward, der in dieser Landschaft für einen Hügel gegolten hätte. Die Stadt und der Hafen könnten eine gute Ansicht geben, wenn nicht das Land schon einer Wasserfläche gliche. Eines muß ich indessen dieser Sandhaide zugestehen: daß wir vor den Häusern der Stadt einige Exemplare von Bäumen, Büschen und Zweigen fanden, die wir auf dem Felde vergeblich gesucht hatten.

Um 3 Uhr fuhren wir auf einem artigen kleinen Fährschiffe weiter; der Aufseher an der Fähre war so gefällig, uns selbst zu begleiten. Um halb 7 Uhr waren wir in Apenrade. Ich lief voraus und schickte ein größeres Boot und eine Art Lotsen an Bord. Es

war so finster geworden, daß wir nahe an den Muschelpfählen geankert hatten. Man seht in der Bucht junge Büchenstämme in den Grund; daran hängen sich die jungen Muscheln wie Knospen und wachsen in vier Jahren zu den bekannten großen Muscheln an. Friedrich II. ließ, wie man erzählte, davon jährlich nach Berlin kommen. — Ein dienstfertiger Mann, dem ich einen Gruß seines Bruders melden ließ, kam mit einer Laterne und leuchtete meinen Gefährten ans Land. Einer von ihnen war früher in Apenrade gewesen und hatte in dem Wirth des Gasthofes einen vortreflichen Maler gefunden, erinnerte sich aber nicht des Namens; kein Apenrader kannte ein solches Wesen, nur die zufällige Anempfehlung eines Gasthofes führte uns zu dem, den wir suchten. Wir traten in ein ganz alterthümliches Haus, dessen Inneres Reinlichkeit und Ordnung putzten; die Vorfahren des Eigenthümers hatten es drittehalb hundert Jahre bewohnt, und nun begriffen wir, daß er es ganz unverändert lassen konnte. Seine Bescheidenheit ließ kaum zu, daß unsere Bitten: seine Malereien zu sehen, erfüllt wurden; er sagte: daß er niemals einen Lehrer gehabt habe. Er führte uns über einen Boden zu einem Verschluß von unbehobelten Brettern; wir befanden uns in einem hellen, hohen, gewölbten Tempel der Musen. An den Seitenwänden glänzten symmetrisch aufgehängte Bilder mit frischen harmonischen Farben; in der Mitte erhob sich eine Art von Altar auf einer Säule, mit Statuen an seinen Füßen. Hier waren wohl 50 historische, mythologische und biblische Stücke. Wir fanden die Sammlung wirklich schön; kritischere Augen hätten vielleicht hier und da Fehler in der Zeichnung und Haltung gefunden, aber durch lebendige Farben und Ansichten zeichnen diese Arbeiten sich gewiß aus. Einen freien Platz in diesem Tempel wünschte er noch mit einigen Stücken aus zu füllen, ehe er in das Grab sänke.

Wie frühe wir auch am andern Morgen abreisten, dennoch war unser Freund mit der Laterne schon da, und nach diesem urtheilend, erklärten wir Alle die Apenrader für sehr höfliche Leute. Ein stark entgegen wehender Schnee hinderte uns, das artige Flensburg mit seinem holländischen Ansehen recht zu betrachten. Wir fuhren in dichtem Schneegestöber nach Schleswig. Das schlimme Wetter hatte uns ermüdet und wir besahen das ewig lange Schleswig nicht. Als wir abreisten, war es finster; die Stadt schien uns, außer ihrer eigenen Länge, noch eine Vorstadt zu haben und dieser wieder eine Vorstadt vorgesetzt zu seyn; endlich nahm sie ein Ende und wir kamen in Rendsburg an. Wir lernten von unserm Flensburger Fuhrmann den vernünftigen Gebrauch: die Laterne an die Wagendeichsel zu befestigen, wo sie den Weg erhellt, ohne zu blenden. Ich werde eine Abhandlung darüber unserem Freunde B. zueignen, da dies mit seinen Gedanken über Straßen-Beleuchtung überein stimmt. Er hält unsre Gassen-Laternen für zu hoch über den Schmutz der Straßen, den sie vorzüglich beleuchten sollten, und meint: daß, da Copenhagen so reichlich mit Kellerfenstern versehen ist, die Beleuchtung am besten durch diese geschehen könnte.

Der Theil Holsteins, durch den wir kamen, giebt keinen Begriff von der Fruchtbarkeit des Landes. Alles blieb uns dürre und finster; die Gegend, Häuser und Menschen schienen in die nämliche Farbe getaucht: dunkelgrau oder dunkelbraun. Wir fanden wieder lange Strecken, die nichts trugen und doch Bäume tragen könnten; tiefer hinein sahen wir grüne Plätze, Bäume und wohlbestellte Felder, aber das finstere Aeußere verschwand nicht; schwarze Hütten ohne Schornsteine trugen zu der Hauptfarbe bei. Man kann in mehreren Ländern viele hundert Meilen reisen, ohne so große Veränderungen in Manieren und Gebräuchen an zu treffen, als auf einigen Meilen in Dänemark. Ein Seeländer muß erstaunen, wenn er in Holstein die Wohnungen ohne Schornsteine und die Kühe in den Stuben findet; gewiß hat diese eigenthümliche Oekonomie ihre löblichen Seiten und es sind auch wohl Abhandlungen darüber geschrieben; ich habe aber nichts Gutes daran entdeckt.

Festungswerke, Baraken und deren Zubehör können nützliche Dinge seyn, aber schön sind sie nicht. Gewöhnlich ergreift in Rendsburg den Reisenden eine trübe Stimmung, die Gegend trägt das Ihrige bei; doch zeigt sich jetzt an der Südseite in der Anlegung mehrerer Gärten ein erfreulicher Fortschritt zur Verschönerung; — der Stadt aber müssen wir, in unsern wenigen Berührungen, ein gutes Lob ertheilen. Die Thorwächter waren höflich und rasch; wir erwarteten für unsern Paß, der uns allenthalben Zögerung und Kosten verursacht hatte, in einer Festung recht viel bezahlen zu müssen; aber wir gelangten nicht einmal dazu, etwas zu entrichten für die schriftliche Anweisung — eine angenehme Gefälligkeit gegen Reisende — die uns der wachthabende Officier über das Verfahren mit unserm Paß gab. Unser Abgesandter brachte unsern Paß von den Behörden mit der Nachricht zurück: daß nichts dafür zu bezahlen sey. — Wir wollten von Remmels, einer isolirt liegenden Poststation, dem Wege nach Kellinghusen folgen, welcher uns der kürzeste schien; wir ließen uns abrathen und hatten den Verdruß, die Richtigkeit unserer Absicht späterhin von dem Postillion bestätigt zu hören, der zum Beweise seines Satzes hinzu fügte: „Die Juden fahren immer durch Kellinghusen, und die wissen wohl, was sie thun!" — Wir kamen langsam nach Itzehoe, wo eben die Retraite — ein Dragoner-Regiment hat hier sein Standquartier —

von acht Trompetern sehr gut geblasen ward. Der Markt erscholl von den starken Tönen; der kriegerische Schall belebte uns — wäre ein Feind da gewesen, so hätte, für den Augenblick, die ganze Wagengesellschaft mit eingehauen. So groß ist die Wirkung der Tonkunst auf das Gemüth! — Wir eilten noch in derselben Nacht durch Elmshorn und Pinneberg, und waren am folgenden Vormittag in Hamburg, über welches so viel geschrieben ist, daß ich gut thue, wenig darüber zu schreiben. Einiges fiel mir auf: An einem verschlossenen Kirchenstuhle in der Michaelis-Kirche sah ich eine Tafel mit den Worten: Diese Loge ist zu vermiethen. In Dänemark würde es unschicklich klingen, wenn man sagte: In der Kirche ist eine Loge zu vermiethen. — Die Sprache der Hamburger ist sehr prosaisch. Der Hausherr des uns umher führenden Mädchens würde in Copenhagen Obergräber genannt werden; hier hieß er — Kirchenknecht; aber dieser Kirchenknecht hatte eine Einnahme von 600 Mark und es giebt in Hamburg Knechte, die 6000 Mark haben. So hat man auch ziemlich bedeutende Menschen mit dem Titel: Diener, als Stadtdiener, Rathsdiener, und unter ihnen Einige, die jährlich 10,000 Mark Einkünfte haben. Sie kaufen solche Stellen für 30 — 40,000 Mark und verbinden in ihren Aemtern Geschäfte vielfacher Art. W.

## Der Landprediger im Bade.

6.

Der grüne Oberstlieutenant mit dem eisernen Sammet-Kreuze und der schönen Frau ist abgereist. Das thut mir recht leid, denn ich verliere einen guten Billard-Spieler und Rosinchen ist nun ganz ohne Aufsicht. Aber — Gott Lob! — der Offizier ist auch abgereist. Eigentlich sollte das mir Ruhe und Trost gewähren und den Frieden in mein verödetes Innere zurück führen; allein bei dem Abschied kam es mir gerade so vor, als wüßte Rosinchen im Voraus: daß er wieder kommen würde. Man soll zwar seinem Nebenmenschen nichts Böses wünschen und absonderlich sollte es unser Einer nicht thun; aber wenn der Offizier gelegentlich Hals und Beine bräche, wäre es so übel nicht; denn unser Eins bleibt auch ein Mensch, absonderlich wenn es auf den Hausfrieden und die eheliche Reputation ankommt. — Rosinchen fährt fort, in ihrem Gott vergnügt zu seyn, folglich muß sie auf etwas hoffen, denn nur der Hoffende ist vergnügt. Sonderbar bleibt es: daß dieser Jean Paulsche Lehrsatz auf mich durchaus nicht passen will; denn auch ich habe recht viel zu hoffen und kann doch nicht vergnügt dabei seyn; im Gegentheil, ich bin gleichsam verdrießlich und ärgere mich, wenn ich fröhliche Gesichter sehe. So geht es mit der romantischen Logik; sie ist wie eine Seifenblase, man darf nur daran tippen, so zerplatzt sie.

Ich bin seit vier Tagen mit keinem Tritt aus dem Hause gewesen, den Brunnengang abgerechnet, und da habe ich absichtlich die Stunde von fünf bis sechs gewählt, wo Rosinchen noch schläft und ich nicht schlafen kann. Bis gestern hat sie's ausgehalten, aber da brach das Unwetterchen los und sie fragte mich: ob sie eine Gefangene oder meine Frau sey? und ob sie mir darum die schönsten Schätze und Blüthen ihrer Jugend geopfert habe, daß ich die lammfrommsten ihrer Freuden wie ein beißiger Wehrwolf würgen sollte? — Ob zwar mir von den großen Opfern eben nicht viel bewußt war, konnte ich ihr doch eben so wenig etwas entgegen stellen, weil der Begriff von Freude relativ ist und auf Meinungen beruht, diese aber höchstens in Glaubenssachen dem freien Willen des Menschen als Fußschemel dienen. — Mein Schweigen hatte Rosinchen dreist gemacht; sie behauptete: sie hätte in ihrer Eltern Hause ein ganz anderes Leben geführt als jetzt, ja das ganze Amt, bis auf den letzten Kornmesser, hätte, so zu sagen, nach ihrer Pfeife tanzen müssen; und wenn sie das vorher gewußt, daß ich sie gleichsam wie eine Indianerin behandeln würde, hätte sie mich gar nicht geheirathet, und wenn das so fort ginge, so wüßte sie schon, was sie thun würde. — Man kommt mit ihr nicht aus, denn sie hat auch nicht eine Idee von Logik, wie schon oft gesagt. Ueberhaupt ist es um den Ehestand eine böse Sache; er hat weder Theorieen noch haltbare Prämissen oder höchstens falsche, und doch so manche Consequenzen, so manches Reelle, das keine Hypothesen duldet. Und nun vollends ein so verzogenes Mädchen wie Rosinchen, und ein Mann wie ich, der von klein auf an schulgerechte Theorieen gewöhnt und in der praktischen Erfahrung ein Lehrling ist!

(Die Fortsetzung folgt.)

## Eine Grabschrift.

Auf dem Gottesacker des Städtchens L. liest man folgende Grabschrift eines Gastgebers:

Wanderer! stehe still und bedenke:
Was du bist, bin ich gewesen,
Und, was ich bin, wirst du werden —
Ludwig Spräkan, Speisewirth. F. Rn.

## An Friedrich von Schlegel.

Nach dem Durchlesen des ersten Heftes der „Concordia“.

Seligmachend allein wähnest du römischen Cultus —
Lieber, die Seligkeit gönnt Jeder, der denkt, dir allein;
Weisemachend dich selbst, lerne dich selbst reformiren,
Sey wider eigenen Wahn eifrig und schnell Protestant. —
Oehlzweig' und Irrsternen sind sonst beider Concordia Zeichen,
Du nur ersinnest dafür Nesseln und Fesseln ihr jetzt;
Noch in segnender Hand trägt sie gebundene Pfeile,
Zeigend, wie Schärfes vereint wahret sich wider den Bruch;
Dich erhörend soll sie einzeln die Pfeile versenden,
Aber Concordia sehet schaudernd sie nur gegen dich.
Diene, Blendender, nun deinen verblendenden Götzen,
Muthige Wahrheit beschirmt rings ein erleuchtender Gott!

Fr. Wendel.

# Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

Ueber die Berliner Bühne. II. (Schluß.) Ich habe besonders und zuerst auf die Form des Drama's hingeführt, weil diese mit der Rede, dem wesentlichsten Elemente der theatralischen Darstellung, zusammen hängt. Der Rede schließt sich die Mimik als erklärende Begleitung an, und will die Verkörperung und Verlebendigung des dramatischen Kunstwerks vollenden; auch ist die Mimik, als höhere Fertigkeit, als Kunst, vielleicht mehr dem Menschen angeboren; denn während manche Menschen im wirklichen Leben ein Gefühl durch mimischen Ausdruck sehr anschaulich zu versinnlichen wissen, sind sie oft unfähig, richtig zu betonen und mit den Sprach-Werkzeugen dar zu stellen. Ja, diesen Fehler habe ich schon an Bühnen-Künstlern selbst im Umgang auf eine auffallende Weise wahrgenommen. Und so pflegen Landleute, Wilde und Kinder, bei der Armuth und Ungestalt ihrer Sprache, die beredteste Mimik zu haben; auch entstehen dieser Kunst, wenigstens einer Gattung und Richtung derselben, durch die fortschreitende Ausbildung des feineren, höheren Gesellschaftsgeistes in Deutschland, aus dem Leben selbst die größten Vortheile. Für sie können daher schneller, als für die rednerische Darstellung, sich feste Kunst-Style begründen. Wir haben für Mimik, wie für Deklamation, manche ganz sinnreiche Theorieen, namentlich von Engel und Seckendorf, erhalten; doch nach allen giebt es nur einen Styl derselben, der immer wiederkehrt; denn da sie nur überhaupt gewisse Zeichen als nothwendig für die Versinnlichung innerer Zustände angeben, sie aber, so ernst und groß, so niedrig und gemein sie seyn mögen, in jeder Sphäre der Kunst und des Lebens anwenden können, so bleibt kein Unterschied zwischen Darstellung im Lustspiel und Trauerspiel übrig. In einer zureichenden Theorie sollte aber auf diese ursprüngliche Verschiedenheit der Kreise, worin sich die Kunst bewegt, gewirkt werden. Ich habe schon gesagt, daß wie für ganze Gattungen, so für einzelne engere Kunstfächer ein Typus bestehen müsse; man befürchte deswegen keine zu große Versteifung und Abschließung der Kunst. Kommt nicht schon eine beinahe stehende Haupt-Maske für manche Charaktere des Lustspiels und Trauerspiels zum Vorschein? Und finden wir nicht — da der Dichter gewohnt ist, eine ganz vollständige Welt in seinen Kunstwerken zu geben, worin sich gewisse Seiten der menschlichen Natur verwandt und feindselig gegenüber stehen und durch den Kampf entgegen gesetzter Prinzipien, bis zur Auflösung oder wechselseitigen Vernichtung derselben, eine Handlung durchführen — einen gewöhnlich wiederkehrenden Kreis von Personen, welche nur durch die geschickte Individualisirung einer reichen Weltansicht und Beobachtung des Dichters immer neu erscheinen? — Ich gehe daher im nächsten Aufsatze zu diesen einzelnen Kunstfächern über, wie sie durch die dramatische Poesie gegeben werden, und untersuche: wie sie bestimmter oder unbestimmter unter das Personal der Berliner Bühne vertheilt sind, und von ihnen bearbeitet werden. Ich glaube: daß die deutschen Theaterstücke immer noch ein zu großes Personal für ihre theatralischen Darstellungen voraus setzen und überhaupt mit zu weniger Rücksicht auf die Bühne geschrieben sind. Die Stücke, welche eine einfachere Handlung, ein beschränkteres Personal haben, sind wieder zu voll von jener Rhetorik der Leidenschaften und Gefühle, von jenen dialektischen Künsten und Spielereien, welche der raschen Bewegung theatralischer Darstellung entgegen wirken. — Eben deßwegen hat Grillparzer's „Ahnfrau" und Müllner's „Schuld" in einer früheren Zeit jenen allgemeinen lebhaften Antheil erhalten. — Vom Dichter geht die erste Gestalt der Bühne aus, welche der Bühnen-Künstler, unsichtbar und ideal, wie sie im dramatischen Kunstwerk aufgestellt ist, ergreift und in das äußere Leben hinein führt. Die dramatische Poesie ist die Seele, welcher die Bühne einen schöneren durchsichtigen Körper als äußeren Abdruck giebt; der Dichter soll sich daher nicht absichtlich von der Bühne abwenden, diese möge noch so sehr hinter seinen und den Forderungen der Zeit zurück seyn; er sey ihr Stifter, Wiederhersteller und Erhalter. — Ich muß nun die einzelnen größeren Talente der Berliner Bühne, die auf das Lustspiel, Trauerspiel u. s. w. und auf bestimmte abgesonderte Kunstfächer entschieden einwirken, erwähnen. Bei dieser höchst persönlichen Kritik werde ich mich auf keine genaue Rang-Ordnung dieser rühmlich wetteifernden Künstler einlassen, doch, glaube ich, wird sie, wenn gleich nicht ausgesprochen, ganz deutlich aus der Beurtheilung Aller für den Leser hervor gehen. K. Köchy.

Leipzig. Ein Hr. Hillebrand — wie die Zettel sagen vom Hoftheater in Wien — trat als „Mafferu" im „Opferfest", „Graf" in „Figaro's Hochzeit", „Blaubart" in der Oper gleiches Namens und — als „Posa" im „Carlos" auf. Ich sah ihn nur in der Mozartschen Oper und im Schillerschen Stück und gestehe: er war in ersterer weder ein Graf, noch im letzteren ein Posa. Das Mißfallen über seine Darstellung der letztgenannten Rolle zeigte sich am Schluß des dritten Akts (nach Posa's Unterredung mit dem König) ziemlich laut; mir aber wurde bei der ganzen Sache klar: daß Hr. H. weder die übernommene Rolle (diese große und schwere Aufgabe für einen Schauspieler), noch sich hinreichend gewürdigt hat, sonst würde er wohl schwerlich den Mißgriff begangen und sich gerade diese zum Gastspiel ausgesucht haben. Als „Graf" im „Figaro" war er etwas besser, jedoch auch nicht viel; man sah zu oft den Nicht-Grafen, einige Mal den Coulissen-Stürmer. Mehr Beifall gewann Hr. v. Lenz, genannt Kühne (vom Hamburger Theater). Er trat bis jetzt als „Hugo" in der „Schuld", „Oberförster" in den „Jägern", „König Philipp" im „Don Carlos", „Minister" in „Macht der Verhältnisse" auf und wird noch den „Macbeth" geben. — Daß die Fluth der Taschenbücher schon ihren diesjährigen Anfang nimmt, wird Ihnen bekannt seyn; hier haben wir *bis jetzt* von diesen Winterblüthen das „Becker-Kindsche", die „Penelope" und die „Minerva". — Ein Paar kleine Schriften, neuerdings erschienen über das vielbesprochene, den Leipziger Zwischenhändlern besonders verdrießliche „Retorsions-System" (dem Gott Gedeihen geben mag zum Wohl Deutschlands; denn Deutschland ist mehr, als einige englisirende Handelsleute, die nur sich kennen und sich und weiter nichts als sich!) verdienen Empfehlung. Die eine heißt: „Schutz der einheimischen Industrie; als Antwort auf die Leipziger Schrift über das Retorsions-System", und ist in Hamburg bei Perthes und Besser (von einem Ungenannten) erschienen. Die andere, in Erlangen bei Heyder herausgekommene, hat den Professor Alex. Lips zum Verfasser und führt den Titel: „Deutschlands Retorsions-Prinzip in seiner siegenden Kraft." — Die neue, seit Mitte dieses Jahres in Wien erscheinende Zeitschrift von F. v. Schlegel: „Concordia" genannt, ist auch angekommen. Sie scheint den Keim der Zwietracht in sich zu tragen, denn die „Alleinseligmachende" leuchtet doch ein bischen zu sehr daraus hervor, so — glatt das Ganze auch gehalten ist. Nun, immer zu! all dergleichen bringt doch die geliebte alte Zeit nicht wieder. Hier will man wissen: daß auch A. W. Schlegel (wie früher sein Bruder) katholisch geworden seyn soll. — Dr. Börne (in Frankfurt) setzt seine früher unterbrochene geistreiche Zeitschrift: „Die Waage" fort (bei Herrmann in Frankfurt a. M.). So eben habe ich das achte Heft gelesen, und sage Bravo! dazu, wie er ein Paar Schmutzschriften darin mit Ernst abfertigt. — Eh —.

Auf das Jahrhundert des Genies folgte das der Talente, und jetzt haben wir das Jahrhundert der Zeitschriften. Die Fakultät der Medizin liefert Aufsätze von 5 bis 6 Blättern, ohne daß es einen Kranken weniger giebt, und die Fakultät des Ackerbaues deßgleichen, ohne daß darum ein Halm mehr wächst. (Jour. d. Par.)

Redacteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurersche Buchhandlung.




# Der Gesellschafter
oder
# Blätter für Geist und Herz.

1820. Freitag den 22. September. 153stes Blatt.


## Die große Mauer von China.

(Von dem Verfasser von „Wahl und Führung.")

Der an Ländermasse und Volkszahl gewaltigste Staat der Erde, und — so weit unsere Geschichtkunde in die Vergangenheit zurück reicht — wenn nicht das älteste, doch eines der ältesten Reiche der Welt ist das chinesische, und China ist es auch, das uns in seiner großen Mauer oder vielmehr ungeheuern Befestigungs-Linie nach Norden das größte Werk darbietet, welches je menschlicher Unternehmungsgeist und menschliche Ausdauer zu schaffen vermochte. — Wie aber die Gesandtschaften der Europäer nach fernen Weltgegenden am meisten zur Erweiterung und dem jetzt großen Umfange unserer Länder- und Völkerkunde mit beigetragen haben, so verdanken wir besonders der englischen Gesandtschaft unter Lord Makartney viele interessante und bestimmte Nachrichten über die große chinesische Mauer, welche dieser Gesandte mit einem Theil seines Gefolges überschritt, um jenseits derselben dem Kaiser auf seinem Sommersitz zu begegnen; und diese Nachrichten liegen der folgenden Beschreibung des großen Werkes zu Grunde.

Aus der weitesten Ferne erregt dasselbe zuerst die Aufmerksamkeit des Reisenden als eine, auf den Seiten der entlegenen Gebirge hervor ragende Linie: eine schmale, ungleiche Spur, jener vergleichbar, wie man sie zuweilen, nur unregelmäßiger, auf den Abhängen der schottischen Gneißgebirge in der Entfernung gebildet sieht. Aber noch mehr steigt das Staunen des Nahenden, indem diese Linie nun immer deutlicher vor seinem Blicke als eine Mauer mit Zinnen an einem Ort hervor tritt, wo man eine solche Arbeit weder erwarten, noch für ausführbar halten sollte. Und so weit nur das Auge dringt, läuft die ungeheure Befestigung über Höhen und Tiefen fort, steigt bald zu den höchsten Berggipfeln hinan, senkt sich dann in die tiefsten Thäler hinab und ergänzt sich in großen Bogen über Flüsse und Ströme, die Jahrhunderte hindurch darunter fort rauschen. Zur Sicherung wichtiger Pässe steht sie an vielen Orten doppelt und dreifach da, und so weit nur der Gesichtskreis reicht, ist sie fast alle hundert Ruthen mit Thürmen oder starken Bastionen versehen. Und es ist nicht bloß die ungeheure Ausdehnung der Mauer, was die Einbildungskraft wundersam anregt, sondern auch das fast Räthselhafte des Werkes, das durch gewöhnliche Hülfsmittel nicht vollendet werden konnte, da kaum zu begreifen ist: wie hin an Oerter, welche dem Anschein nach unzugänglich sind, die große dazu erforderliche Menge der Baumaterialien gebracht werden konnte. Denn die Höhe eines der erhabensten Bergrücken, worüber die große Mauer geführt ist, beträgt nach zuverlässiger Messung 5225 Fuß; die ganze Länge derselben aber, so weit sie an der chinesischen Grenze, wenn auch nicht überall gleich vollendet, hinläuft, soll 1500 englische Meilen betragen, und um einen Begriff von der Masse der auf dieses Werk verwendeten Materialien zu geben (so bemerkt Barrow) kann man sagen: daß diese mehr als hinreichend ist, die Circumferenz der Erde auf zweien von ihren größten

Kreisen mit zwei Mauern zu umgeben, deren jede 6 Fuß hoch und 2 Fuß dick seyn könnte.

Aus der Nähe betrachtet stellt der Körper des Werkes einen Wall oder eine Aufhäufung von Erde dar, die an beiden Seiten von einer Mauer aus Ziegelsteinen zusammen gehalten und oben mit einer Plattform von gebrannten viereckten Fließen bedeckt wird. Von den umschließenden und über die Plattform empor ragenden Mauern werden auch die Brustwehren gebildet. Dabei beträgt denn:

die Höhe der Mauer bis unten an den Kranz . . . . . . . . 20 engl. Fuß,
vom unteren Mauerkranze bis an den Rand der Brustwehre . . . . 5 = =

Völlige Höhe der Ziegelsteinmauer . 25 engl. Fuß.

Die Ziegelsteinmauer aber ruht auf einer Basis von gehauenem Steine, welche ungefähr 2 Schuh über die Unterlage heraus ragt, deren Höhe unregelmäßig ist, so wie der Boden, auf dem sie steht. Indessen erblickt man nicht mehr als zwei Reihen Quadersteine über der Erde, welche etwas über 2 Schuh betragen. — Die gänzliche Dicke der Mauer, eingerechnet die Erdausfüllung, die allenthalben 11 Schuh breit ist, beträgt:

am Kranze . . . . . . . 15 Schuh 6 Zoll,
wo das Mauerwerk die Basis berührt 21 = = =
Breite der steinernen Basis . . 25 = = =

An vielen Orten befindet sich ein kleiner Graben über dieser Basis hinaus.

Die in der Mauer angebrachten Thürme stehen etwa 100 Ruthen aus einander; da aber der Plan der Befestigung eine krumme Linie ist, so wird jene Entfernung, nach einer solchen Linie zu rechnen, verschiedentlich und zuweilen um ein Merkliches vergrößert; an andern Orten, wo mehr Schutz nöthig zu seyn schien, sind sie näher zusammen gerückt, so wie auch nach ihrem Standort in ihrer Größe, Bauart und verhältnißmäßigen Lage zur Mauer sehr verschieden. — Die ganze Befestigung aber giebt Staunton zu der allgemeinen Bemerkung Anlaß: „Man darf sich nicht einbilden, als ob das Schicksal von Völkern in Kriegszeiten auf einer solchen Schutzwehr beruhe. Befestigte Mauern, die längs der Grenzen erbaut sind, dienen vielmehr nur, schnelle und unerwartete Einbrüche ab zu halten und die Streifereien einzelner Räuber mitten im Frieden zu verhindern. Selbst die Römer führten mehrere solcher Schutzwehren in Brittannien gegen die rohen Picten auf. Es ist eine häufige Erfahrung: daß Völker, die in ihrer Civilisation bis zum Ackerbau vorgerückt sind, wenn sie an bloße Jägervölker angrenzen, — welche im Grunde Vieles mit den Raubthieren gemein haben — sich durch die Errichtung starker Wälle gegen die beständigen Verwüstungen ihrer Nachbarn zu sichern suchen. Dies war der Zweck verschiedener solcher Wälle in Egypten, Syrien und Medien; ein Nachfolger Alexanders führte einen Wall ostwärts am caspischen Meer auf und einen andern in Tamerlan's Lande, welche beide, so wie die chinesische Mauer, gegen die Schwärme der herum ziehenden Tataren dienen sollten. Wahrscheinlich erfüllten sie wenigstens auf einige Zeit den bei ihrer Errichtung beabsichtigten Zweck, und vielleicht so lange, bis die Umstände, welche eine solche Scheidewand zwischen zwei benachbarten Völkern erheischten, gänzlich aufgehört hatten. Ihr Andenken wird unter den größten Denkmalen des menschlichen Unternehmungsgeistes aufbewahrt; aber man mag nun auf die Ausdehnung des Landes sehen, dem sie zum Schutze dienen sollten, oder auf die erforderlichen Bedürfnisse, oder endlich auf die Arbeit, welche zu Ueberwindung der örtlichen Schwierigkeit nöthig war, so können sie sich doch alle zusammen genommen nicht mit dieser einzigen chinesischen Mauer messen. Ihr gebührt auch in Hinsicht auf Dauer und Festigkeit der Vorrang. Freilich haben viele von den inwendigen und schwächeren Anhängseln dieser Mauer den Einwirkungen der Zeit erliegen müssen und zerfallen nun in Schutt, theilweise hat man sie auch ausgebessert; aber im Ganzen scheint sie an den meisten Orten mit einem Grade von Sorgfalt und architektonischer Kunst aufgeführt zu seyn, welcher sie, ohne später darauf gewendete Sorge, beinahe 2000 Jahre lang unversehrt erhalten hat, da ihre Vollendung ungefähr drei Jahrhunderte vor die christliche Zeitrechnung fällt." — So, auch in ihrem Verfall noch groß, ist sie recht eigentlich Bild des Reiches, das sie von seiner einen Seite umschließt, und das auch selbst nur noch wie eine Ruine der Vorwelt da steht.

## Der Landprediger im Bade.

7.

Um Rosinchen wieder gut zu machen, erbot ich mich zu einem Spaziergange. Diesmal war mein Kalkul richtig, denn die Wolken auf ihrer Stirn waren wie durch einen Zauberschlag verschwunden. Wir gingen in dem Park einen Fußsteig, welcher der Dohnenstrich genannt wird, und befanden uns, ohne daß ich es eigentlich wollte, am Brunnen. — Es waren Fremde angekommen, die ich aber nicht kannte. Auch ein Tyroler Hausirer hatte sich etablirt und eine sogenannte Glücksbude aufgeschlagen. Ehe ich es mir dachte, war Rosinchen hinzu getreten; ich mahnte sie leise an meinen und ihren Stand, nannte das Spiel um Gewinnst einen gottmißfälligen Zeitvertreib, predigte aber wie gewöhnlich tauben Ohren und das Fatum hatte wieder einen Possenstreich vor.

An jenem verhängnißvollen Abend handhabte mein Rosinchen das Becherchen des Tyroler Glücksbudners

mit einer Geläufigkeit, die mich innerlich schaudern machte. — „Sechszehn!“ sagte Rosinchen und wollte nach einer silbernen Nadelbüchse greifen; da erscholl hinter mir eine bekannte Stimme: „Sechszehn mit!“ Ich sehe mich um und denke in die Erde zu sinken — der Offizier steht leibhaftig da und ruft mir ganz lustig und guter Dinge zu: „J guten Abend, Pastoribus, morgen sollen Sie mir erzählen, wie Ihnen das Bad bekommt; jetzt aber lassen Sie mich heran, denn ich bin am Wurf!“ — Rosinchen gewann die Nadelbüchse, drehte sie mit erhobenem Finger mir vor der Nase herum und sagte fröhlich: „Sieh einmal, Anastasius, wie niedlich, und gar nicht theuer!“ — Mir war so unheimlich dabei zu Muthe, daß ich Kopfschmerz empfand und nach Hause zu gehen verlangte. Rosinchen sah mich erst finster, dann freundlich und dann wieder finster an. Endlich zog sie mich auf die Seite und sagte schalkhaft: „Du wolltest heute einen Kuß haben, mein Taschen, ich gebe Dir zwei, aber bleibe noch hier!“ — Was sollte ich machen? Nach einer flüchtigen Ueberlegung nahm ich die Küsse und blieb. — Aber von nun an muß ich noch viel mehr aufpassen, denn daß allerlei Umtriebe obwalten, wird immer klarer.

8.

Schmerzerfüllt rufe ich zum zweiten Mal aus: „O wäre ich in Distelrode geblieben!“

Mir die gewünschte Ueberzeugung zu verschaffen, nahm ich Rosinchen ernsthaft vor und sagte ihr ein Einverständniß mit dem Offizier auf den Kopf zu. Sie läugnete, wie sich das nicht anders erwarten ließ, und es kam zu harten Auftritten; denn obzwar ich lange gut bin, so kann ich auch fürchterlich hitzig werden, wenn ich einmal anfange. — Erst setzte ich ihr sanftmüthig auseinander: wie ich sie mittelst der Weihe des goldenen Ringes aus der Sklaverei einer bösen Stiefmutter befreit und ihr den Frauen-Rang verschafft hätte, den sie, wenn sie sonst wollte, mit Ehre und Ruhm bekleiden könnte; ferner wie ich sie so zu sagen innerlich auf den Händen trüge, auch nicht abgeneigt wäre, ihr dann und wann ein kleines Vergnügen zu gönnen, dafern es mit den Gesetzen des geistlichen Wohlstandes und der christlichen Mäßigkeit überein käme. Ich sprach lange und mit Würde, auch nicht ganz ohne Wirkung; indessen kann ich doch nicht sagen: daß der Fluß meiner Rede völlig den gehofften Zugang zu dem etwas verwilderten Gemüth des lieben Weltkindes gehabt hätte. Das liebe Weltkind meinte nämlich in aller Kürze: es sey, was die Stiefmutter anlange, so zu sagen bei mir aus dem Regen in die Traufe gekommen; ferner es sey nur einmal jung und wolle das Leben genießen, so lange ihm der Mai desselben blühe; ich aber sey ein pedantischer Schulmensch, welcher in der praktischen Sprache Philister heiße, ein grämlicher Mentor, so zu sagen ein Ruprecht oder eine Kinderfürchte; endlich, daß das Bischen, was es von dem heiligen Ehestand erfahren, keinesweges mit dem Himmelreich auf Erden, vielmehr gleichsam mit dem Fegefeuer vergleichbar wäre, und so weiter.

Lieber Gott, Ordnungsliebe, regelmäßig Aufstehen, die lieben Gottesgaben pünktlich genießen, zur rechten Zeit wieder zu Bett gehen, das nennen die Frauen Pedantismus, und der Sinn für stille, gemüthliche Freuden fängt an, ihnen immer mehr und mehr ab zu gehen, in dem Maaße, wie sie an sogenannter höherer Bildung zunehmen. Sie sind meistens nur für rauschende Freuden, und fröhnen allzu sehr der Variation, das heißt: sie verlangen Tanz und Spiel und alle Tage neue Gesichter, so lange sie jung und hübsch sind. Späterhin, oder wenn ihnen der Himmel kein glattes Angesicht gab, wenden sie auch wohl das Zünglein flink und gewandt gegen den lieben Nächsten und vertreiben sich die Langeweile mit Hülfe des sogenannten bösen Leumunds. So ist nun zwar Rosinchen nicht, weil sie weltbürgerliche Grundsätze und ein gutes Herz hat; sie sagt: leben und leben lassen; ich sage das auch, verstehe aber darunter: leben in meinem Sinn und nicht in dem ihren. (Die Fortsetzung folgt.)

## N a c h l e s e.

Im Jahr 1680 hat der Rector des Rothenburgischen Gymnasii, Friedrich Lips, einen wunderlichen „Discurs über ein, dem Vorgeben nach zu Rom den 2ten Dec. 1680 von einer Henne mit großem Geräusch und ohngewöhnlichem Geschrei gelegtes Ey, worauf Sternen und Strahlen, besonders auch ein Comet gestanden mit einer „wahren Abbildung“ des Cometen, der am 2ten Dec. 1680 über Rom stand, und einem Conterfey des Ey's“ heraus gegeben, und äußert z. B.: „Gleichwie Niemand mir sagen oder entdecken kann, aus was für einem Grund die Eyer (deren Schmuck in Fasciculo Mirand. nat. p. 8. gedenkt, und die noch in einer Raritäten-Kammer zu Straßburg zu sehen seyn sollen) theils wie Sackpfeifen, theils wie ein Kürbis, theils wie ein Birn u. s. w. formirt gewesen; also, da die Henne zu Rom das mit dem Cometen bezeichnete Ey geleget, wird freilich auch Niemand, woher es kommen sey, mit wahren Gründen besteiffen können. — So wenig mir Einer sagen kann, wo die A. 1191 in der Luft mit glühenden Kohlen erschienenen Raben diejenige glühende Kohlen, so in den Schnäbeln sie hergeführet, und damit Häuser, Scheunen und Ställe angezündet, hergenommen haben, so wenig können wir auch freilich die wahre Beschaffenheit dieses Eyes, allen Umständen nach, eröffnen.“

Die Griechen schrieben die Namen ihrer sieben Weisen, um Keinem einen Vorrang zu gestatten, in einen Cirkel.

Haug.

## Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

**Wesel.** Auf meinem Wege aus Holland fand ich bei Nymwegen eine große Menge Arbeiter beschäftigt, den Damm wieder her zu stellen, welcher im vorigen Winter von dem 25 Fuß hohen Rheinstrom durchbrochen worden ist. Man fürchtete damals größeres Unglück als geschehen ist, und veranstaltete Sammlungen für die Ueberschwemmten. Es hat sich nachher gefunden, daß wenig Schaden geschehen ist und man weiß nun noch nicht, was man mit dem zusammen gebrachten Gelde beginnen soll. Es geschehe, was da will, wenn man nur das Resultat öffentlich bekannt macht. — Weiter hin fand ich auf dem Rhein-Damm das Grabmal eines Helden-Mädchens, Johanna Sebus (die bekanntlich Goethe besungen hat), welche bei einem ähnlichen Durchbruch des Rheins vor einigen Jahren mehrere Menschen aus den schon im Wasser stehenden Häusern rettete. Endlich ward sie bei dieser edlen Handlung ein Raub der Fluthen. Ein französischer Präfekt hat ihr ein Denkmal errichten lassen; ihre That ist auf einem erhabenen Marmorstein zu lesen und ein symbolisches Basrelief stellt den Tod des heldenmüthigen Mädchens vor. Bewegte Wogen schaukeln eine eben aufgeblühte Rose und sind im Begriff, sie zu verschlingen. — Man muß es den Franzosen lassen, daß sie zuweilen auf solche Denkmale und National-Feste Geld verwendeten. So wurde mir in Cleve viel von den Festlichkeiten erzählt, welche man jährlich dem Rosen-Mädchen zu Ehren veranstaltet hatte. Ein Mädchen der dienenden Klasse, welches angeblich sich am tugendhaftesten betragen, ward neu gekleidet, erhielt ein Geschenk an Geld und wurde zu einer Festlichkeit gezogen, wobei alle Autoritäten sie als die erste Dame behandeln mußten. Das klingt recht schön und soll auf Beförderung der Moralität unter den Dienstboten abzwecken; allein im Ganzen war es auf ein Mittagsmahl und einen Ball auf Kosten der Stadt abgesehen, woran einige Begünstigte Theil nahmen und den die Andern bezahlen mußten. Die Wahl des Rosen-Mädchens gab auch zu manchen Menschlichkeiten Veranlassung; entweder wählte man die Dienstmagd eines Bürgermeisters, oder der Unter-Präfekt suchte sich ein Mädchen aus, die ihm dadurch lieb geworden war, daß sie sich gegen ihn etwa nicht als die sprödeste genommen hatte. So erscheint Vieles nur in der Ferne gut! — In diesem Sommer ist die Landwehr-Kavallerie zum ersten Mal zusammen gezogen gewesen. Eigentlich hatte sie nur Bauer-Pferde, und dennoch hat sie sehr viel geleistet. Man sieht hier wieder: daß der Reiter eigentlich das schlechteste Pferd zum Kavallerie-Gaul macht, und der schlechte Kavallerist auf dem besten Pferde nichts taugt. Man ist über den guten Erfolg allgemein erstaunt, da vorher an der Möglichkeit der Ausführung gezweifelt wurde; man muß sich um so mehr darüber wundern, weil der hiesige Bauer selten ein Pferd besteigt und gewöhnlich immer nur neben her läuft. P. V.

**Königsberg.** Wir haben hier einen trefflichen Ohrenschmaus durch die fünf Conzerte der Mad. Sessi gehabt und sollen einen noch höheren durch Mad. Borgondio erhalten, die ihr Conzert bereits angekündigt hat und die zum ersten Mal in einer preußischen Stadt singt. Mad. Catalani kommt wahrscheinlich auf ihrer Reise von Moskau nach Warschau auch hier her und so wird uns für die entbehrte Oper eine reiche Entschädigung zu Theil. — Dr. Huray hat uns mit seiner Schauspieler-Truppe im Monat Mai verlassen und wird im Oktober wieder kehren. — Uebrigens ist es ziemlich still hier. Der Handel liegt und die Zeit nennt man jetzt „sehr schlecht"; dennoch wird in der Stadt viel gebaut und die Kunst schüttet ihr Füllhorn über Stadt und Land wohlthätig aus. So ist hier eine Stein- und Kupfer-Druckerei entstanden, welcher der verdienstliche und geschickte Hr. v. Peter aus München vorsteht und die der hiesige Buchdrucker Degen etablirt hat. In dem kleinen Städchen Tilsit existirt seit einiger Zeit nicht nur eine Buchhandlung, die Bücher und Musikalien zu dem Leipziger Ladenpreis und oft noch mit Rabatt verkauft, sondern der Unternehmer dieser Buchhandlung, Hr. Rector Glockner, soll auch eine große Buchdruckerei in Tilsit etabliren wollen, um seine Verlagswerke selbst drucken zu können. Wie er die Fracht von Leipzig bis Tilsit und von Tilsit nach Leipzig tragen und dennoch nicht Schaden haben kann, ist jedem Sachkundigen unbegreiflich, da selbst die Buchhandlungen in Königsberg keines ihrer Verlagswerke in Preußen (selbst in Berlin nicht) drucken lassen, um die Fracht bis Leipzig zu sparen. — U.

Lange Zeit bewunderte man, als eines der kühnsten Bauunternehmen, die Vorsprünge, welche an der Kirche St. Gervais zu Paris herab hängen, von einer Kran, die am Gewölbe derselben befestigt und 6 Fuß Durchmesser, so wie 3½ Fuß Vorsprung hat. Jetzt hat man indeß ausgemittelt: daß diese Vorsprünge als Grundlage ein festes eisernes Gezärge haben, welches das Ganze hält, und dessen Riegel der Erbauer sehr künstlich unter Zierrath versteckt hat. — Es ist ein Werk der berühmten Gebrüder Jacquet und man nannte es ehedem ein Wunder der gothischen Baukunst. In dieser Kirche soll alle Freitag eine Messe gelesen werden, welche folgende Sage als Motiv hat: Ein Dieb hatte das Hostien-Kästchen gestohlen; als er damit in St. Denis ankam, öffnete er es; aber die Hostie entschlüpfte und schwebte immer um ihn her und wollte sich nicht ergreifen lassen. So verhaftete man ihn, und der Abbé von St. Denis machte ihm den Prozeß. Der Pfarrer von St. Gervais erhielt die Hostie zurück, aber unter der Bedingung: alle Freitag eine Messe „der gestohlenen Hostie" wegen zu veranstalten. (Journ. d. Par.)

Ein Geschichts-Verständiger zu Paris giebt jetzt noch einen Nachtrag zu dem Bericht der Selbstopfer, welche sich am 12ten August 1348 in Calais zur Errettung ihrer Vaterstadt dem angedrohten Tode auslieferten. Eduard III., König von England, begann im September 1347 die Belagerung, und unter Philipp VI. ward die Stadt in das äußerste Elend gebracht, worauf derselbe den tapfern Gouverneur, Hans von Wien, zur Uebergabe auf Gnade und Ungnade aufforderte. Endlich begnügte er sich mit sechs Schlachtopfern: Eustachius de St. Pierre, 70 Jahr alt, Jean d'Aire (sein Vetter), Jakob Wissant, Peter Wissant (Brüder), Louis de Leude und Gaspard de Sainte Colombe. Eduards Gemahlin, Philippine von Flandern, erhielt Gnade für diese Braven, und rettete dadurch das Andenken ihres Gemahls vor ewiger Schande. Dennoch jagte derselbe alle Einwohner aus der Stadt und bevölkerte sie ganz neu mit Engländern. — Der Marschall Crèvecoeur hatte einen solchen Haß gegen die Engländer, daß er oft sagte: „Ich wollte zwei oder drei Jahre in der Hölle schmachten, wenn ich nur die Engländer aus Calais jagen könnte!" — Der Herzog Guise, unter Heinrich II., entriß ihnen endlich diesen Schlüssel von Frankreich in 8 Tagen, am 8ten Januar 1558, nachdem sie 210 Jahre im Besitz desselben gewesen. (Constitut.)

Die Staaten des deutschen Bundes haben jetzt auf 11,665 Quadrat-Meilen 50,400,000 Bewohner, wovon 24,700,000 Deutsche, 5,040,000 Slaven, 248,750 Israeliten, 175,000 Italiener, 20,55000 Franzosen, Wallonen und Walliser. Die Bergwerke ergeben jährlich 182 Mark Gold, 123,000 Mark Silber, 99,060 Centner Kupfer, 191,200 Centner Blei, 7080 Centner Zinn, 2,400,000 Centner Eisen, 6130 Centner Quecksilber und 5,150,000 Centner Salz. Die Wein-Erndte beträgt über 12 Millionen Stückfaß. Das Erdreich ernährt 1,000,000 Pferde, 12 bis 14 Millionen Rindvieh, 20 Millionen Schaafe und 8 Millionen Schweine. (Quotid.)

Um Allen zu genügen, hat man jetzt zu Paris auch fahrende warme Bäder eingerichtet, damit den Kranken das schädliche Ausgehen erspart werde. (Constitut.)

**Beilage:** Bemerker No. 17. u. Bl. d. Ankündigungen No. XVII.

Redakteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurersche Buchhandlung.




# Der Gesellschafter
oder
# Blätter für Geist und Herz.

1820. Sonnabend den 23. September. 154stes Blatt.


## Der Landprediger im Bade.

9.

Neulich war sogenannter Ball. Der Name schon bringt mich in Convulsionen; Rosinchen warf aber mit argen Spitzen um sich, und selbst die ganze Brunnen-Gesellschaft erklärte den Ehemann, der seiner Hälfte diese unschuldige Freude versagen wollte, einstimmig für eine Art Cerberus, so daß ich leider nachgeben und zwei Einlaß-Karten mit schwerem Gelde lösen mußte.

Wir lebten im July und hatten am Balltage 32 Grad Reaumur, folglich war es schon a priori eine halbe Tollheit, in dieser Hitze zu tanzen. — Bei dem zweiten Schnellwalzer troff schon Alles, und die Atmosphäre im Saal benahm Einem gleichsam die Luft; ein leidlich geschickter Physiker, mit einem pneumatischen Apparat versehen, hätte alle möglichen Luft-Arten hier für ein Spottgeld entwickeln können. — Rosinchen tanzt sehr schön, das muß wahr seyn, und hat in der Residenz manche niedliche Manieren angenommen; bei dem Länderer, wie sie es nennen, schmiegt und biegt sie sich zum Beispiel, daß, wer das Ding nicht besser versteht, meinen sollte: sie würde mit sammt ihrem Tänzer zusammen knicken wie ein Taschenmesser. Das Zusehen machte mir in der That Vergnügen, und so hielt ich das Schwitzbad aus und weidete mich an dem angenehmen Anblick.

Die jetzigen Tänze sind so zu sagen für Verliebte gemacht, absonderlich der Cotillon, den sie auch deswegen wohl „den göttlichen" zu nennen pflegen. Man sollte meinen, es tanzten nichts als Brautleute; denn sie laufen zuweilen queer durch den ganzen Saal gleichsam furioso einander in die Arme. — Mein Rosinchen und der Offizier — denn daß der nicht fehlen durfte, versteht sich wohl von selbst — kamen beinahe nicht vom Platze. Rosinchen sah allerliebst aus: eine Spanne unter dem rechten Knie hatte sie eine Rose angeheftet, die nannte ein Ingenieur-Lieutenant, der hier bei dem Chausseebau angestellt ist, ein detaschirtes Außenwerk. Ich weiß zwar nicht, was er damit sagen wollte; aber das weiß ich, daß sie ihr ungemein gut stand.

Neben mir lehnte ein junger Altdeutscher, etwa in den Vierzigern, mit langen Haaren, die sickerten in der Hitze wie eine Thränenweide, wenn es geregnet hat; dem betagten Jüngling schien auch die schwarze Tunika nicht wenig zur Last zu fallen. Da er nun beständig auf seinem Platz blieb — denn die jungen Damen nahmen keine Notiz von ihm — so machte ich mich an ihn und fragte: warum er denn friere und immer still stehe, da ich doch bemerkte, daß Andere — und namentlich Alles, was Uniform trug — tapfer in den Kreis geholt wurden? — „Alles bestellte Arbeit" — fuhr er mich in einem Anfall von Vandalismus an und zeigte dabei mit Fingern in den Kreis — „da kommt Unsereins nicht heran. Darum heißt ja der Tanz Cotillon, zu deutsch: Unterrock, weil die Schürzen hier das Regiment führen. Sehen Sie nur, Mamsell A. holt Herrn B. und führt ihn zu Fräulein C., und diese bringt ihr aus Dankbarkeit das nächste Mal den Herrn D. und so geht es wie eine Zwickmühle. Wer keine Connexio-

nen hat, wie ich und Sie zum Beispiel, muß abstehen sans comparaison wie ein Maulaffe und zusehen, und wenn die Tour an uns kommt, so haben die Andern die Damen schon so marode getanzt, daß man Noth hat, sie fort zu schleppen." — Mir gerann bei dieser Beschreibung das Blut in den Adern. Nein, ich konnte mein Rosinchen keinen Augenblick länger in diesem heidnischen göttlichen Cotillon lassen und wenn es mir hätte das Leben kosten sollen. Ich eilte demnach zu ihr und sagte: „Rosina, wenn Dir Deine und meine Ehre lieb ist, so entfernst Du Dich aus diesem Hexentanz." — „Austreten?" sagte sie und warf die Oberlippe gegen das Stumpfnäschen; „ich, austreten? Wo denkst Du hin?" — „An Dein Seelenheil denke ich!" entgegnete ich ihr mit weicher Stimme; sie aber lachte laut auf und meinte: die Hitze wäre mir wohl auf die Verstandes-Nerven gefallen. — Der Herr Offizier mußte Wind von meinem Plänchen bekommen haben, denn gleich war er da und protestirte; hielt dem Tanze eine schwulstige Lobrede, nannte ihn einen Freundschafts-Tanz, meinte: es käme nun die letzte Tour, die nicht nur allerliebst, sondern sogar wundervoll wäre, und indem ich noch balancire, welche Sorte von Gründen ich ihm entgegen setzen will, ist mein Rosinchen schon wieder mitten darunter. — Nun, dachte ich, einmal und nicht wieder; Du hast A gesagt, willst auch B sagen und den Kelch leeren bis auf die Hefen. Mit gespannter Neugierde paßte ich jetzt auf die verheißene letzte und zugleich wundervolle Tour. Wer aber malt mein Erstaunen, als ich die Leute sich bei den Händen fassen und mit ausgespreizten Beinen wie rasend und besessen seitwärts einher springen sah; und das ging so immer im Saale herum und immer wieder von vorne an. Das nennen die Menschen in der Tanz-Kunst-Sprache eine Galopade und belegen sie obenein mit dem Prädikat: wundervoll. Daß es Gott erbarme! Fast glaube ich selbst: daß der Weltuntergang vor der Thür ist, denn Alles geht kontrair und verkehrt. Die Menschen hüpfen wie Postpferde, und diese haben kaum Lust, die Füße zu rühren und schleichen einher mit Menuett-Schritten. — Rosinchen sank jetzt auf einen Stuhl; sowohl die Rose an ihrem Busen wie auch das detaschirte Außenwerk hüpften beide wie die großen Hämmer auf dem Hüttenwerke. Ich setzte mich auch und wollte ihr so eben logisch beweisen: daß die Welt sich in ein großes Irrenhaus zu verwandeln drohe, als sie sich fächelnd zurück lehnte, eine Tasse Thee verlangte und schmelzend ausrief: „O Gott, das Leben ist doch schön!" — „Für den Liebhaber!" murmelte ich vor mich hin, „für solch ein Leben aber lieber gar keins!"

10.

Rosinchens Spruch: das Leben sey doch schön, hat sie irgendwo aus einem poetischen Lesebuche aufgeschnappt; ich für mein Theil möchte über die seit den letzten vier Tagen genossene Sorte Leben aus der Haut fahren; ja wäre ich nicht ein rechtgläubiger Christ, so hätte Satanas jetzt die beste Gelegenheit, den teuflischen Gedanken des Selbstmordes in meine fromme Seele zu jagen. Doch nein, ich will ausharren und dulden, oder vielmehr bloß ausharren, denn geduldet habe ich schon, was ein Ehemann nur zu dulden vermag.

Ich bin gegenwärtig um einen Schatz ärmer und um eine Erfahrung reicher. Wenn der Böse Unkraut unter den Waizen zu säen gesonnen ist und das Fatum es nicht durchaus anders beschlossen hat, so kann es ein Weib am besten säen; ist nun obenein ein Offizier dabei behülflich, und wirkt zum Ueberfluß der Zufall vermittelnd ein, so geht alle Weisheit in Scherben, der allergescheidteste Ehemann ist ohne Rettung betrogen und der beste Philosoph kommt gerade so weit und um nichts weiter als der simpelste Empiriker, den man im gemeinen Leben einen dummen Dorfteufel zu nennen pflegt. — Der verlorne Schatz ist sehr süßer Natur und heißt mit einem Wort — Rosinchen.

Die Feder zittert in meiner sonst so festen Hand, wenn ich den süßen Unglücksnamen niederschreibe. Aber mag sie immerhin zittern! Aus Nächstenliebe und zur Warnung für alle meine lieben Brüder und achtungswerthen Collegen, die mit mir im gleichen oder ähnlichen Falle sind oder noch dahin kommen könnten, will ich den schmerzlichen Vorfall und die ganze schauderhafte Begebenheit mit dem Stoizismus eines Zeitungsschreibers hiermit aufzeichnen. Wäre es möglich: daß die Menschen durch den Schaden Anderer klug würden, meine traurige Geschichte müßte alle klugmachenden Pensions-Anstalten außer Kurs setzen.

Erst will ich drei Mal um die Stadt gehen, um mich zu sammeln, und dann der Vergessenheit zum Trotz schreiben, als ob ich es für die „Abendzeitung" oder den „Gesellschafter" thäte.

(Die Fortsetzung folgt.)

## Das Vithalsrecht.

Man hält dieses Gesetz, welches der König Kanut im Jahre 1020 gab, für die erste dänische Hof- und Kriegs-Ordnung. Viele aus angesehenen Geschlechtern entsprossene, durch eigene Waffenthaten bekannte und des Krieges kundige Männer wünschten in die Dienste dieses prachtliebenden und freigebigen Königs zu treten, ohne gerade — in Friedenszeiten wenig bemerkt, und ohne Auszeichnung vor ihren Waffengefährten — in den allgemeinen Kriegsschaaren dienen zu müssen. Der König, der sie an sich fesseln wollte, errichtete eine Leibwache, in welche nur aus alten und freien Stämmen Entsprossene aufgenommen wurden, die zugleich

vermögend genug waren, um sich eine vergoldete Hellebarde und ein goldenes Degengefäß an zu schaffen. Ihrer nahm er Dreitausend auf und nannte sie Tinglith. Für diese Leibwache, welcher er Vorrechte geben wollte, ließ er das Vithalsrecht verfertigen. Er zeichnete sie darinnen vor den Uebrigen aus und belegte mit härteren Strafen Alle, welche einen Tinglith beleidigten oder gar ermordeten. Auf die Ermordung eines Tinglith folgte entweder unmittelbare Todesstrafe oder Landes-Verweisung. Die letztere ward so vollzogen: nach dem Ausspruch dieses Urtheils war der Verbrecher ein Nithingsmann, d. h. unehrlich, geworden. Die Tinglith ließen ihn dann auf einem kleinen Kahn in das Meer treiben oder sie jagten ihn in einen dichten Wald und riefen mit Verfluchungen dreimal aus: daß er alle gesellschaftlichen Rechte verloren habe. Nun war jeder Tinglith nicht bloß befugt, sondern verpflichtet, den Ausgestoßenen zu tödten, wo er ihm begegnete, wenn er einen Mann oder einen Spieß mehr als dieser bei sich führte. Durch diese Einrichtung ward nach und nach in dem Laufe der Zeit das Recht der Selbstrache ausgelöscht. — Aber der König wollte die Schaar seiner Leibwächter nicht bloß durch beigelegte Vorrechte auszeichnen, sondern in ihnen auch einen besseren Geist erwecken, besonders den Geist der Anhänglichkeit unter einander. Dazu dienten folgende Vorschriften: Ein Vithalsmann oder Tinglith mußte dem Andern immer behülflich seyn, da der Gebrauch, Knappen zu halten, erst später entstand. Wenn Einer das Pferd seines Waffengefährten zur Tränke mitnahm, so mußte er auf dem einen hin, auf dem andern zurück reiten, sonst ward er straffällig; wenn er seinem Pferde die Aehren und dem eines Andern das Stroh gab, wenn er drei Mal auf der nämlichen Stelle in das Wasser geritten war und es getrübt hatte, so mußte er um einen oder mehrere Sitze an dem Eßtisch hinunter rücken; wenn er in Widersetzlichkeit beharrte, so erhielt er einen besonderen Napf, Jeder durfte ihn mit Knochen werfen und er hatte die Theilnahme an dem Vithalsrecht verloren.

v. Lowtzow.

## Neues und Altes.

„Die heutigen Schweizer" — sagt Bonaparte von ihnen in einem Schreiben vom 10ten Februar 1797 an das Direktorium — „sind das nicht mehr, was ihre Vorfahren im vierzehnten Jahrhundert waren; stolz, wenn man ihnen schmeichelt, aber demüthig und kriechend, wenn man sie fühlen läßt; daß man ihrer nicht bedarf!"

Im „Oppositions-Blatt" Nr. 183 ist erzählt: daß in Soest ein Knabe von 15 Jahren schon mehrere Mal Feuer angelegt und es endlich in der Beichte offenbart hatte. Der Beichtvater legt ihm die Buße auf: sechs Wochen hindurch täglich sieben Vaterunser zu beten — und hiebei beruhigte sich der Seelsorger. Der Knabe hat sein Verbrechen immer weiter getrieben und ist jetzt als Inquisit in Werden. Wir wünschen, daß uns aus solchen Fällen, die nicht selten sind, ein moralisches Prinzip der Ohrenbeichte entwickelt werde.

Der Theater-Dichter Picard in Paris hat ein neues Lustspiel geliefert, betitelt: „Der Geburtschein". Es hat mißfallen und ein Witzling gab darauf folgendes Epigramm:

„Geburtschein" heißt das Stück — wie tief bedacht,
Es hat den Todtenschein gleich mit gebracht.

Die Chilenser haben, nächst vielen Göttern, einen General-Gott, Pillan genannt, und besonderen Respekt bezeugen sie ihm, wenn es donnert, wie denn überhaupt die Fürchterlichen immer mehr Ehre haben, als die Gütigen. Aber der General-Gott Pillan ist noch ein sehr genügsamer Fürchterlicher, denn die Chilenser beten ihn in einer Bildsäule an bei einer Pfeife Taback, blasen ihm den Rauch zu und rufen dabei: „Nimm's hin, Pillan!" — Wenn doch alle Erdengötter sich auf so bequeme Weise abfinden ließen.

Die Gräfin Sophie Eleonore Stolberg hatte zu ihrer häuslichen Erbauung 30,000 — Leichen-Predigten gesammelt. Eine solche Lektüre wird ihr wohl Niemand beneiden; ich, für meine Person, würde lieber wünschen: daß die Leichen-Predigt für mich auch schon gelesen werden könnte, wenn ich nur jene Erbauung im Leben zu finden wüßte.

Ein alter Philosoph sagte: „Licht muß seyn! — Nacht muß seyn!" so stritten sich die Ur-Kräfte der Schöpfung. Gott gab nun den Geist, Satan den Körper — Jeder das, worüber er herrschte — und das Menschengeschlecht soll nun entscheiden: ob Gott oder Satan Recht hat." — Für jetzt scheinen Beide unter den Menschen ihre Parthei zu haben; aber die, welche weder Gott noch dem Satan angehören, die Indifferenten, sind doch die stärkste Parthei.

Th. Laurin.

## Anekdote.

Ein junger Stutzer hatte seine Tänzerin auf den Fuß getreten. Seine Entschuldigung deshalb schloß er mit den Worten: „Warum haben Sie aber auch solch ein kleines Rehfüßchen, das man nicht sehen kann!" — „Geben Sie sich keine Mühe!" erwiederte die Dame; „der Tritt eines Hasenfußes ist so schmerzhaft nicht!"

F. Rn.

## Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

Hamburg. Herr Wurm unterhält fortwährend sein Publikum. Er ist hier in einem neuen Lustspiel: „Der Stadtrichter von Saardamm oder die zwei Peter", aus dem Französischen vom

Großherzogl. Badischen Geheim-Sekretair Römer, als „Stadtrichter" aufgetreten und hat reichen Beifall eingeerndtet. — Am 12ten September ist das Kinder-Theater in der Steinstraße eröffnet; Direktor ist Hr. Professor Kruse. Die Flugwerke und Maschinen sind vom Hrn. Professor Gutky, die Dekorationen von (dem sehr talentvollen) Hrn. Kocht. Die komisch-heroische Pantomime „Andromeda", mit welcher der Anfang gemacht worden, hat die Zuschauer sehr ergötzt (merkwürdig genug wurde der Gott der Götter, Jupiter, von einem Mädchen repräsentirt!); die Kinder leisteten, was bei dem ersten Auftreten nur irgend zu erwarten war. Dekorationen und Maschinerieen sind unleugbar ganz vorzüglich; nur die junge Sprecherin des Prologs (von Hrn. Professor Kruse): „Hamburgs Schutzgötter" war nicht gut gewählt oder nicht gehörig vorbereitet. Das Haus selbst ist freilich nicht, wie Viele erwarteten, vergrößert (seine Lage und Umgebung erlaubt es nicht), aber recht niedlich verziert und besonders gut erleuchtet (die Seiten-Lampen gehen alle, bei dem Aufziehen des Vorhanges, unter Schirme; oben, am Plafond, ist ein transparentes Licht). Der Vorhang stellt die Bühne mit Pierrot und Harlequin und Gozzi's Büste dar. Die Vorstellung der „Andromeda" ist noch zwei Mal bei vollem Hause wiederholt. — Auch die Direktion des Stadt-Theaters hat Kinder auf Schröders Bühne gebracht. Sie stellen: „Die Gespenster" ein pantomimisches Ballet — man muß es gestehen — meisterhaft dar. Diese Darstellung ist aber — wie alle Freunde des unsterblichen Mannes, den wir als Gründer unserer Bühne verehren, wünschen — wohl nur momentane Erscheinung, und wenigstens ein allerdings gültiger Beweis dafür, was die Direktion leisten kann, wenn sie will. Davon wird nun auch eine beabsichtigte Vorstellung der „Zaire" von Voltaire, in welcher unser Herzfeld auftreten wird, ein, den Freunden ächter dramatischer Kunst willkommenes Zeugniß geben. — Nichts als Theater-Nachrichten! werden Sie ausrufen. Wir sind aber so arm an Ereignissen, die sich für die Mittheilung eignen (wenigstens nach meiner Ansicht), daß ich schon die Uebersendung der obigen Zeilen wagen muß. — o —.

Neue Erfindungen. In Paris lebt jetzt ein Arzt, Dr. Ure, der nahe dabei ist, eine Auferstehungs-Anstalt zu errichten. Er hat den ersten Versuch mit einem Gehängten gemacht, und dem Leichnam eine Voltaische Batterie von 270 Paar Metall-Platten auf die Brust gepackt und in Verbindung gebracht. Dadurch hat der angebundene Fuß des Verstorbenen eine solche Erschütterung erhalten, daß er einen nebenstehenden Herrn beinahe umgestoßen hatte. Als hierauf die Vorrichtung an die Nerven des Nackens gebracht wurde, hörte und sah man ein beschwerliches Athemholen, und daß sich der Körper an verschiedenen Stellen bewegte. Die auf dem Schädel angelegte Batterie brachte Verzuckungen im Gesicht hervor. Zuletzt wurde noch der Ellbogen berührt; der elektrische Schlag theilte sich den Fingern mit, die Hand streckte sich gegen die Zuschauer aus, und schon waren sie in der festen Erwartung, der Todte werde auferstehen, als Dr. Ure, der diese Ueberzeugung bisher mit ihnen getheilt hatte, erklärte: er könne nicht wieder zu vollem Leben berufen werden, weil er sein Herzblut verloren. Uebrigens wär' es toll genug, wenn auf solche Weise Diebe und Mörder zuerst die Auferstehung feiern könnten. — Eine zweite medizinische Erfindung besteht in Folgendem: Seit einiger Zeit heilen die Aesculape, wie man weiß, alle Krankheiten mit Blutigeln und Diät. Dr. Broussais in Paris richtet mit seiner neuen Methode alle Apotheker zu Grunde. Da, wie man jetzt weiß, alle Krankheiten, ohne Ausnahme, nichts weiter als — Entzündungen sind, so giebt es, wie man jetzt auch weiß, nur ein Heilmittel, nämlich Blutigel. Mit der Zeit könnt' es aber an Blutigeln (deren man am ersten Tage 40, am zweiten 60, am dritten Tage 80 Stück ansetzt) fehlen — da besonders diese kleinen Vampire sich bei ihrem Blutsaugen nicht so gut befinden, als Wucherer, Advokaten, Kriegs-Commissaire und schlechte Finanz-Verwalter, vielmehr daran sterben — deshalb hat ein Arzt, Hr. Salandiere, mechanische Blutigel erfunden, deren Stich viel sanfter ist, und die, langsamer oder geschwinder, je nachdem man will, gerade so viel Blut künstlich abzapfen, als man hergeben soll. — Der Obrist, Hr. Georg Gibbs, hat, zur Ausgleichung, ein neues Mittel erfunden, die Lebendigen aus größerer Ferne zu todten. Es ist ihm gelungen — er sagt es nämlich — die Gewalt des Schießpulvers zu vermehren. Eine Haubitze, die 2000 Klafter weit schießt, ist ihm nur Scherz. Er hofft, mit der Zeit Calais von Dover aus zu beschießen, oder von Plymouth bis Boulogne zu treffen. Sein Geheimniß besteht angeblich darin, daß er Pulver mit ungelöschtem Kalk vermischt. — Wenn doch lieber Jemand Kugeln erfände, die bei Mord und Brand den Gehorsam verweigerten; ihnen wäre solcher Ungehorsam nicht nachtheilig! — Die allerneueste Erfindung betrifft die Bäder. Bis jetzt mußte man entweder in ein Bad gehen oder eines im Hause haben; von nun an wird es Jedem, der es begehrt und — bezahlt, ins Haus gebracht. Herr Valette hat einen Karren erfunden, in dessen Vordertheil große Wassertonnen liegen, die vermittelst unten angebrachter eisernen Stangen geheizt werden. Am Hintertheil des Wagens befindet sich eine lederne, zusammen geschlagene, leicht aus einander zu breitende Bade-Wanne, die mit heißem und kaltem Wasser Jedem, der vom Fenster danach ruft, bis ins fünfte und sechste Stock hinauf getragen wird. — Zur Noth können sich nun die vielen Selbstmörder, die wir jetzt haben, in ihrer eigenen Stube ersäufen; in unserm Zeitalter der Bequemlichkeit wird doch an Jeden gedacht! (Journ. d. Par.)

Der Prozeß der Königin von England wird mindestens 200,000 Pf. Sterling kosten, ungerechnet die persönlichen Ausgaben der Beklagten, welche sich auf 50,000 Pfund belaufen. Mit der nämlichen Summe würde man 50 Krankenhäuser in England fundiren können, oder 20,000 Armen Hülfe schaffen und sie am Auswandern hindern, oder 50,000 Personen jährlich unterhalten oder endlich die Schulden von 5000 Unglücklichen bezahlen können, die jetzt in Gefängnissen schmachten. (Constitut.)

Ein Herr W. N. hat ein Werk heraus gegeben, betitelt: „Die Carbonari oder das Blutbuch", das manches geschichtlich Wahre enthalten soll. Unter Anderem kommt darin folgender „Carbonari-Catechismus" vor: „Frage. Was denkst du zu werden? — Antwort. Kohler! — F. Das ist das erste Handwerk, das weißt du doch? — A. Das höre ich. — F. Wer unterrichtet euch? — A. Gott und mein Herr! — F. Wo arbeitet ihr? — A. In einem gestohlenen Walde. — F. Was ist das für ein gestohlener Wald? — A. Der des Herrn, der da wacht, zu Tisch sitzt und Blut trinkt. — F. Wem hat er ihn gestohlen? — A. Dem Diener, welcher schläft, danieder ist und Wasser trinkt. — F. Was ist euer Plan? — A. Die Hohen zu erniedrigen, die Erniedrigten zu erhöhen. — F. Hast du auch Handwerkszeug? — A. Kohle und Schwerdt!" (Gaz. d. Fr.)

Zu London giebt es eine Art Akademie, welche jährlich dem eine Denkmünze weiht, der die schönsten Blumen lieferte. Diesmal erhielt den Preis Jemand für eine Nelke, die er „betrübte Königin" taufte; den zweiten Jemand für eine Nelke, die er „brittannische Meinung" nannte und den dritten Preis Jemand für eine Blume, die den Namen „Urtheil der Jury" bekam. (Journ. d. Par.)

In der Gemeinde Merergnies, in Belgien, hatte man, um nach einem Brunnen Wasser zu leiten, eine Mine gesprengt. Am nächsten Tage sollten drei Arbeiter hinab steigen, erstickten aber alle Drei, weil, wegen eines in der Nacht gefallenen sehr starken Thaues, der Pulverdampf nicht hatte aus dem Brunnen heraus steigen können, sondern sämmtlich unten geblieben war. (Quotid.)

Redacteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurersche Buchhandlung.




# Der Gesellschafter
oder
# Blätter für Geist und Herz.

1820. Montag den 25. September. 155stes Blatt.


## Sehnsucht nach der Schweiz.

Wie zieht es mich mit allgewalt'gem Streben,
Du Schweizer-Land, hinauf zu deinen Höh'n;
Natur, du hast die Weihe mir gegeben,
Drum laß mich deinen hehren Tempel seh'n:
Laß einmal mich an seinen Säulen rasten,
Die ernst und groß, in heil'ger Majestät,
Versunkene Aeonen schon umfaßten,
Und deren Eis im Weltbrand nur vergeht.

Ach, werd' ich je von deiner Wunderbrücke
Hinab in schaumbewegte Strudel seh'n?
Und plötzlich dann mit schreckensstarrem Blicke
Der Pfeiler keinen unter mir erspäh'n?
Darf je ich aus des Rheines Quellen trinken,
Hoch auf des Gotthardt's zweigehörnter Stirn?
Und wird mir je im Abendschimmer blinken
Die Riesenjungfrau und der schwarze Firn? *)

Auf deinen Bergen wohnt der Mensch im Frieden
Vor aller Erdentiefen düst'rem Lauf,
Da ist die Gier, die kleinliche, geschieden,
Da nimmt die Brust nur Großes in sich auf.
Von höchster Höhe, näher bei den Sternen,
Wo sich das Heil'ge um die Herzen legt,
Möcht' ich erschauen noch die weiten Fernen,
Wo sich das Blüthenleben rasch bewegt.

Was jemals in den feierlichsten Stunden
Als dunkle Ahnung mir das Herz erfüllt,
Was ich im Leben Herrliches empfunden,
Und was sich zweifelnd in die Zukunft hüllt —
Das wird mir klar vor deinem großen Bilde,
Und dieses Eine schwebt in einem Blick
Hin durch Helvetiens lachende Gefilde,
Und schwindelnd kehrt es zu sich selbst zurück.

*) Finsterahrhorn.

Der Adler sucht in ungemess'ner Weite
Des Horizontes fernen Strahlen-Rand,
Und einsam graf't die Gemse durch die Halde
Hoch über mir auf steiler Felsenwand.
Rings von den Bergen hallt das Echo wieder,
Und trägt herauf zur stillen Einsamkeit
Des Alphorns Reigen und der Hirten Lieder,
Und ihrer Heerden friedliches Geläut.

Das Saumroß und den Wand'rer seh' ich ziehen —
Nicht schwindelt ihm an grauenvollem Ort;
Er eilt ins Land, wo mild're Lenze blühen,
Und rastlos klimmt er auf den Höhen fort.
Die jähe Tiefe klafft ihm dort entgegen,
Und strauchelnd rollt herab wohl Roß und Mann;
Bald treibt vielleicht auf seinen fernen Wegen
Die stürzende Lawin' ihm Tod heran.

Des Schreckhorns steiler eisumflorter Gipfel
Hüllt langsam sich in grause Wetternacht —
Der Adler kehret zu der Eichen Wipfel,
Da lauter jetzt der nahe Donner kracht;
Der Fischer tauscht des Sees krause Welle
Schnell mit der grünen heimathlichen Bucht,
Die Heerde treibt der Hirt zur sich'ren Stelle,
Die flücht'ge Gemse springt zur Felsenschlucht.

Ein Wolkenmeer von drohenden Gestalten
Steht donnernd zwischen mir nun und dem Thal,
Tief unten stürmen feindliche Gewalten
Vernichtung nieder mit des Blitzes Strahl.
Da hör' ich's dumpf zu meinen Füßen sausen —
Die flücht'gen Wolken jagt der Sturm hinab,
Die Alpenwasser nah'n mit wildem Brausen,
Und Hirt' und Heerde finden schnelles Grab! —

Ach, hauchen mir des Grabes düst're Schauer,
Schon wieder bange Wehmuth in die Brust? —

Was bleibt mir als der Sehnsucht stille Trauer,
Nach des entschwund'nen Traumes süßer Lust? —
Wohl ist's ein Traum — ein langer Traum gewesen,
Doch hoff' ich auch mit innigem Vertrau'n
Einst noch in meines Schicksals Stern zu lesen:
„Du wirst das ferne Wunderland erschau'n."

Adelheid von Stolterfoth.

## Der Landprediger im Bade.

11.

Am Morgen nach dem Schwitzbade schlief Rosinchen länger als gewöhnlich, das heißt: fast bis zum hellen Mittag. — Aus Langeweile und ohne alle Absicht stöbre ich ihr Necessair durch und stoße auf die silberne Nadelbüchse, die sie jüngst im Würfel-Lotto gewann. Mechanisch öffne ich sie, und wie weiland aus der Uhr, blinzelt mir ein Papierchen entgegen. Ich entfalte es in aller Unschuld, und erkenne dieselbe Hand, welche das fatale: „Es bleibt dabei!" geschrieben hatte, nur diesmal war der Inhalt etwas weniger unbestimmt. — Sobald ich Fassung gewonnen hatte, las ich unter lautem Herzklopfen Folgendes:

„Schöne Frau! — Der nächste Sonnabend muß unser Glück machen. Ihr klapper dürrer Haustyrann studirt dann seine Sonntags-Predigt, um nicht aus der Gewohnheit zu kommen. Punkt halb sechs Uhr bin ich mit Pferd' und Wagen an der bewußten Einsiedelei im Liebespark. Lassen Sie nicht zu lange warten

Ihren Sie anbetenden F...."

Ich war im ersten Augenblick fast unschlüssig, was ich thun sollte, weil mir der Fall durchaus neu war. Zuletzt kalkulirte ich aber so: Ad Eins: Hältst du ihr den Zettel vor, so riskirst du, daß sie läugnet; denn wo steht wohl geschrieben: daß gerade sie mit der schönen Frau gemeint ist? Es giebt ja viel schöne Frauen in der Welt, zum Beispiel die von dem grünen Oberstlieutenant — die war freilich nicht damit gemeint, Gott bewahre mich vor dem unheiligen Gedanken! — allein so viel bleibt ausgemacht, die Beweisgründe sind in keinem Fall zureichend. F. kann ein Jeder heißen, und der klapper dürre Haustyrann könnte ganz füglich auf einen geliebten Collegen zielen. — Ad Zwei: Behältst du den Zettel, so vermißt sie ihn, und das ganze Projekt geht wahrscheinlich gar nicht vor sich; das wäre zwar im Ganzen gut, allein leider nicht radikal, sondern nur palliativ. — Ad Drei: Steckst du ihn aber wieder da hin, wo du ihn gefunden hast; thust du ferner, als ob gar nichts vorgefallen wäre; verbirgst du dich endlich in der bewußten Eremitage, wartest dort den Briefsteller ab und erwischest ihn mitsammt der Invitirten bei dem Kragen, und zwar in dem Augenblick, wenn sie den Fuß in den Wagen setzen wollen, so ist der Beweis nach aller Form Rechtens ad oculos geführt. Dann hast du außerdem noch die Wahl: Entweder dein dich ärgerndes Auge aus zu reißen und von dir zu werfen, oder deinen Feinden zu vergeben, auf daß dir wieder vergeben werde und das Himmelreich zu dir komme. — Nach diesem Kalkul-Monolog war es an mir, im stolzen Selbstvertrauen aus zu rufen: Es bleibt dabei!

12.

Dem Folgenden muß ich das Motto vorsetzen: „Der Mensch denkt und Gott lenkt!" Ich bin ein Mensch und dachte, der Himmel aber es anders machte.

An dem besprochenen Sonnabend schloß ich mich in meinem dreieckigen Erker-Käfig ein, welchen ich bei den theuren Badewohnungen zur Studirstube mit schwerem Gelde gemiethet habe. Dies geschah, um die Strafbaren sicher zu machen. — Punkt drei Viertel auf drei Uhr — um die Zeit ja nicht zu verpassen — schlich ich vom hohen Olymp herunter, über den Hof durch den Hühnerstall, queer durch den Stadtgraben — der in jetziger Jahreszeit trocken ist — über das Feld nach der bewußten Einsiedelei im Liebespark. Dieser Park ist ein Wäldchen, das zuweilen von den Badegästen zur Promenade benutzt wird, absonderlich wenn der Vollmond scheint. — Bei der Einsiedelei fand sich von Pferden und Wagen keine Spur. Die Einsiedelei ist eigentlich nichts weiter, als ein großer, runder, hohler Baum mit einer Drahtthür, ungefähr wie in den Nürnberger Christbuden die Büchsen sind, worin das erste Menschenpaar vom Baum der Erkenntniß speisete. — Ich schlüpfte unbemerkt hinein, und da ich noch ein Paar Stündchen Zeit vor mir hatte, so sah ich mich nach einem Gesäß um. Der Thür gegenüber stand ein hölzerner Armsessel à la Campagne, und, nichts Arges ahnend, setze ich mich hinein. So wie aber das Gewicht meines Leibes in den Sessel drückt, sinke ich platt zur Erde, die Beine glitten mir so zu sagen unter dem Leibe weg, und schnurr! geht es wie ein ungeschmiertes Spinnrad. Zu gleicher Zeit umgiebt mich egyptische Finsterniß. — Den ungeheuren Schreck abgerechnet, hatte ich mir keinen Schaden gethan, und ich forschte nun nach der Ursache dieser auffallenden Erscheinung. Da fiel es mir plötzlich wie Schuppen von den Augen, aber heller ward es darum doch nicht um mich her — der Sessel war ein sogenannter Vexirstuhl; ich erinnerte mich, auch schon auf dem Brunnen von ihm gehört zu haben, ohne damals zu denken: daß er mich einst so nahe angehen würde. Aber wahrer Fieberschauer durchzuckte meine Adern, als ich die Entdeckung machte: daß jenes niedergedrückte Gesäß mit einer geheimen Springfeder in Verbindung stand, welche zu gleicher Zeit die Thür vordrehte, und den Sitzenden dadurch aller Gemeinschaft mit der Außenwelt beraubte. — Vergebens machte ich den Versuch, die Thür zu öffnen, sie war wie eingeschraubt; vergebens tappte

ich an dem verwünschten Sessel umher, rüttelte und schüttelte ihn, wackelte bald an der Lehne, bald an den Füßen und versuchte alles Mögliche, die Springfeder aus zu mitteln, welche die Thür ins Schloß gedreht hatte — all meine Mühe war umsonst. — Zum ersten Mal in meinem Leben wußte ich mir durchaus gar nicht zu helfen, und nachdem ich wohl eine gute Stunde und darüber wie ein gejagtes Eichhörnchen in dem hohlen Baume umher gesprungen war, so daß mir der Angstschweiß über das Gesicht lief, löste sich mein immer wachsender Verdruß in einen bitterlichen Thränenstrom auf. Guter Gott, Arndt behauptet: die Thräne und die Rede unterscheide den Menschen vom Thiere; ich war im Besitz von beiden, und im Grunde doch wenig besser daran wie der Tanzbär im Käfigt.

Ich habe die Phantasie niemals leiden mögen, weil sie zur Verderbtheit der Welt sicherlich am meisten beigetragen hat; ich habe mir auch deshalb von Kindesbeinen an alle mögliche Mühe gegeben, das Bischen Phantasie zu unterdrücken, was ich von meiner seligen Mutter geerbt habe; allein auch dieser schwache Rest, der kaum zu einem Niebelungen-Liede hingereicht haben würde, fiel mir jetzt zur Last und wurde in meiner Dubliette mein bitterer Peiniger. Kraft desselben sah ich nämlich im Geiste den Wagen vorfahren, jetzt stieg Rosinchen mit ihrem frevelhaften Lieutenant ein, schmiegte sich höchst wahrscheinlich sanft und zärtlich an seinen Dollmann, und von dannen fuhren sie unter dem Gezwitscher lang entbehrter Küsse und mit Hohngelächter der Hölle über den armen betrogenen Schäfer, der in seiner Eremitage steckte wie der Gänsekiel im Pennal. — Hier wäre selbst der Gläubigste zu fragen geneigt: Schicksal, bist du gerecht?

Ich bemühte mich, meiner einbildungsreichen Phantasie Daumschrauben an zu legen, und endlich behauptete die Natur ihre Rechte: ich schlief ein.

(Der Schluß folgt.)

## Gas-Beleuchtungen.

Die Gerechtigkeit hat eine Wage, aber das Gewicht müssen die Klienten mitbringen.

Möchte man nicht manches Fräulein fragen: Wie viele Toisen ist wohl Ihre Nase über die Meeresfläche erhaben?

Die dümmsten Streiche begehen die Menschen in ihren eigenen Häusern; denn außer dem Hause ist Jeder noch ein leidlicher Narr.

Oft heißt es von großen Genies: Sie taugen nicht für das gemeine Leben. Freilich hat der Genius kein Talent für die Gemeinheit — oder für das Gemeine — des Lebens.

Welches Volk in Europa ist durch alle seine Stände kultivirt? Nur in einzelnen Ständen ist die Kultur zu treffen, während der größere Theil der Nation noch weit davon entfernt ist und seine größten Künstler und Helden kaum dem Namen nach kennt.

Der gepriesene Diogenes mit seiner Laterne hat mir darum nicht recht gefallen wollen, weil er es so geflissentlich darauf anlegte, gefragt zu werden: „Was suchst Du?" — um darauf antworten zu können: „Ich suche Menschen!"

Es behält seine Schwierigkeiten, die Weltgeschichte überhaupt nach Jahrhunderten ab zu theilen. Kehrt sich denn die höhere Leitung der Dinge an menschliche Uebereinkunft? Die wichtigsten Vorgänge, die größesten Thaten reichen über Jahrhunderte hinaus, in welche sie hier eingeschachtelt werden. Ihr Zusammenhang unter einander, ihre Saat, ihre Blüthe und Erndte, greifen durch das menschlich-gewebene Netz der Zeitabtheilung mitten in das andere Jahrhundert hinüber, und der Schnitter des großen Weltgeistes fragt den Staubbewohner nicht: welche Zeit ist es in deinem Kalender?

Laß immerhin in deinem Hause zwei Partheien stehen, laß immerhin das Oberhaus der Frau und das Unterhaus der Schwiegermutter debattiren und parlamentiren; mache es nur wie der König von England, und laß dir es nicht nehmen, ein kräftiges: „So soll es seyn!" dazwischen zu setzen und somit alle Ausflüchte nieder zu schlagen.

Wenn der immer größer werdende Holzverbrauch durch sorgfältige Vorkehrungen nicht wieder ersetzt wird, und wenn bei dem abnehmenden Holzvorrath die Länge des Winters so zunimmt, wie bisher, dann sieht es um das Warmsitzen unserer Enkel und Urenkel bedenklich aus, und die Herren Oberforstmeister werden einst Oberfrostmeister heißen müssen.

Es wäre zu rathen: bei jedem Gastmahle das „Conversations-Lexicon" mit auf die Tafel zu legen, damit Mancher gleich nachschlagen kann, der nicht mit zu reden weiß.

In gewöhnlichen Gesellschaften besteht die Unterhaltung, wenn nicht gespielt oder geklatscht wird, eigentlich nur in der eifrigen Bemühung: sein liebes Ich, sehr niedlich eingekleidet und elegant servirt, auf dem geschmackvollen Präsentir-Teller der Eigenliebe dem gezwungenen Hörer mit der größten Geschliffenheit dar zu bieten. Dem Beobachter gewährt es dabei viel Unterhaltung, zu bemerken: auf welche Art, mit welcher Verbrämung, Verzierung und Verdeckung dieses Ich aufgetragen wird.

Fast jede Redaktion eines deutschen Journals oder Taschenbuches hat immer so eine Art von literarischem Beiwagen, worin die zweite Sorte nachgefahren wird, wie z. B. des seligen Beckers selige „Erholungen".

Innocenz.

## Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

**Hamm.** Die Zahl der Zeitschriften ist, zur Reserve für solche, die etwa mit dem Jahre 1820 scheiden, mit einer vermehrt, aber mit einer harmlosen. Sie heißt „Eunomia“, erscheint vierteljährlich in einem Hefte von 10 bis 12 Bogen in hiesiger Stadt („im Auftrage bei Schulz und Wundermann“ steht auf dem Titel), und ist heraus gegeben von dem Ober-Landesgerichts-Rath Edlen von Puttlitz, der sich in unserer Gegend schon früher als Schriftsteller schätzenswerth zeigte, namentlich im „Rheinisch-Westfälischen Anzeiger“, ein Journal, das auch wohl vernünftige Leser in andern Provinzen unterhalten würde. Die „Eunomia“ will auch unterhalten, und sie, die in der Mythe als Hore und Grazie (als Rechtlichordnende und Freudespenderin) zugleich erscheint, wird ihrem Sinne treu bleiben, wenn sie ihre Gaben so durchführt, wie sie hier anfängt. Mit Mannigfaltigkeit thut man schon viel, dies weiß der Herausgeber und hat auf 11 Bogen nicht weniger als 21 Aufsätze bunter Art; d. h. Erzählungen, ein Schauspiel, Gedichte, Reflexionen, Zeit-Anekdoten u. s. w. Wir können es nicht verbergen, daß auch Manches sich eingedrängt hat, das füglich an Homers Bedeutung der Horen, an Luft- und Wind-Göttinnen erinnert; aber das ist — wenn die Redaktoren ehrlich seyn wollen — überall der Fall, und die am meisten dick thun, bringen den meisten Wind. Um zu zeigen: daß die „Eunomia“ auch etwas pikanter Natur ist, möge hier ein Auszug von den Seiten 152 bis 160 stehen. Der Herausgeber erzählt da: „Als ich noch Referendarius bei der Regierung in Marienwerder in Westpreußen war, ließ ich mit meiner Namens-Unterschrift in einer (damals) zu Berlin heraus kommenden Zeitschrift Folgendes einrücken: „Wunderbare Gefangenschaft zweier Ziegenböcke. Wahre Preußische Anekdote. Ein Beamter in der Stadt X. (ich will ihn Hr. B. nennen) hatte eines Tages einen benachbarten Gutsbesitzer besucht, wo man des Bechers nicht vergaß. Hr. B. ward dadurch mehr als gewöhnlich belebt; in dieser Stimmung bestieg er den Wagen zur Rückkehr. Kaum war er eine halbe Stunde gefahren, da erblickte er wenige Schritte von der Landstraße ein Paar Ziegenböcke, die frei herum trabten, wenn auch, nicht weit davon, ein Hirt eine Schafheerde hütete. Im nämlichen Augenblick fuhr ihm das Edikt gegen das freie Herumtreiben der Ziegenböcke durch das Gehirn und plötzlich erscholl ein donnerndes Halt! — Erstaunt hielt der Wagenführer an, als ein stürmischer Befehl ihm entgegen flog: sofort den Hirten zu ergreifen und auf den Wagen zu werfen, hiernächst die Ziegenböcke zu fassen und sie hinten an den Wagen zu fesseln. — In jämmerlich Armer-Sünder-Gestalt lag bald der Hirt im Wagen und die Ziegenböcke trabten bockend und meckernd nach. So ging der Zug durch die Stadt, vom unermeßlichen Hurrah Janhagels begleitet. Angelangt in seiner Amtswohnung, sprach Hr. B.: Wer keinen Spiritus hat, besitzt auch keinen Verstand; Ihr habt ohne Verstand gehandelt, es muß Euch an Spiritus fehlen. Also erst eine Kanne Brandtwein und dann in den Karzer! — Willig verschluckte der Hirt den größten Theil des verordneten Heilmittels; doch die Ziegenböcke wußten dem unberufenen Arzt wenig Dank, sie schüttelten gewaltig das weise Haupt. So wie aber immer Gewalt vor Recht geht, so half ihnen ihr Protestiren auch nichts; sie mußten Brandtwein schlucken und bald darauf erholten sich Hirt und Böcke, im Thurm hingekauert auf Stroh, gleich Hrn. B. (wenn auch dieser auf Eiderdaunen ruhte) in sanfter Betäubung des Schlafs. Als jedoch Hr. B. am andern Morgen erwachte, mochte ihn von den Folgen jenes Scandals nicht viel Gutes schwanen; er schenkte dem Hirten 10 Thaler als Schmach- und Schweiglohn und entließ sämmtliche Inculpaten mit freundamtlicher Warnung gegen ähnliche Frevel.“ — Wer — so fährt der Herausgeber fort — wird wohl in dieser Darstellung eine boshafte Absicht ahnen? — und doch ging es mir für meinen Muthwillen schlecht; denn der damalige Kammer-Präsident zu Marienwerder beliebte folgenden Schluß zu machen: „Der Referendarius v. Puttlitz lebt in Westpreußen; er hat die Anekdote „wahre Preußische Anekdote“ überschrieben; mithin muß dieser Vorfall in Westpreußen sich ereignet haben und er muß den Namen des Helden der Anekdote nennen, damit ich ihn fasse.“ Auf diese Logik gestützt, ersuchte er meinen Chef, mich zur Nennung des Namens an zu halten. Auf die von meinem Chef dieserhalb an mich erlassene Aufforderung antwortete ich: „So sehr ich Ew. Hochwohlgeb. persönlich verehre und so sehr ich in Amtssachen den Befehlen nach zu kommen mich bestrebe, so kann ich mich in dieser Privatsache diesem Ansinnen nicht fügen. — Wenn auch die Anekdote (einige Ausschmückung abgerechnet) wahr ist, so ließ ich sie doch nur zur Erheiterung der Leser einrücken, nicht aber, um die erniedrigende Rolle eines Denunzianten zu spielen. — Da ich kein Gesetz kenne, welches mich in einem Falle der vorliegenden Art zum Angeben des Namens verpflichtet; da überdies der Herr Kammer-Präsident gar nicht zur Sache legitimirt ist, indem ich noch nirgends äußerte: daß dieser Vorfall in Westpreußen sich zugetragen, ich auch durchaus nicht Veranlassung zu unangenehmen Verfügungen gegen einen sonst tüchtigen Beamten geben will, so erkläre ich hiemit: daß ich den Namen des Beamten weder nennen will noch werde, und die etwanige Klage des Fiskus ab zu warten bereit bin.“ — Kaum war die Erklärung abgegeben, so ward von der Kammer der Fiskus gegen mich aufgerufen. Die Klage erregte bei dem Regierungs-Collegium unerschöpfliches Gelächter; der erste Senat der Regierung wies den Fiskus ab. Er appellirte; der zweite Senat bestätigte unbedingt das Urtheil des ersteren, beide Senate mit hinzu gefügten sehr ausführlichen Gründen; er revidirte, und — das Geheime Ober-Tribunal verurtheilte mich — nach der, für die preußischen Revisions-Gerichte bestehenden Vorschrift — ohne Gründe zur Nennung des Namens. Unermeßlicher Verdruß und 35 Thaler Kosten waren der Lohn meines muthwilligen Scherzes. Wie ich endlich meine bürgerliche Existenz aufs Spiel setzte, um den sonst nicht unfähigen Beamten gegen die nachtheiligen Folgen meines Muthwillens zu schützen, gehört nicht hieher, vielmehr endige sich hiemit die Geschichte meines Ziegenbocks-Prozesses und seiner Schicksals-Katastrophe.“ — Es giebt in unsern Tagen viele fatalistische Böcke, wirkliche und ästhetische, und so mögen denn jene beiden sich würdig anschließen. V.

Die Zeitung von Peking berichtet Folgendes: Um gegen gewisse feindliche Bergbewohner zu Felde zu ziehen, läßt man die Tartaren mit vorgehaltenen Bündeln Strauchwerk gegen sie anrücken und wehret so die Pfeile und Schleudersteine ab. Sind sie auf diese Weise auf halben Wurf vorgerückt, müssen sie sich wieder zurück ziehen. So, nach fünf bis sechsmaliger Wiederholung dieses Manoeuvers, bringt man den Feind dahin, alle Pfeile und Steine verschossen zu haben und die Tartaren besiegen nun die Wehrlosen ohne Mühe. — Wenn die Tartaren Städte angreifen, so nehmen sie erst alle Bauern der Umgebung fest und lassen sie bis an die Ringmauern vor sich her marschiren. Jeder Reiter ist so mit 10 Bauern gedeckt, welche ihn dann Lebensmittel, Feuerung, oder auch Steine und Erde anschaffen müssen, um die Ringgraben der Stadt zu verschütten. Wer nicht seine Pflicht thut, muß sterben. Wenn eine Stadt fällt, wird Alles, Alt und Jung, ohne Unterschied: ob es Widerstand geleistet oder nicht, niedergemacht. (Jour. d. Par.)

Zu Bordeaux erschoß sich in diesen Tagen ein Greis, nachdem er noch erst in einem Wirthshause sich recht behaglich satt gegessen, mit einer Kanone, womit die Kinder zu spielen pflegen (?). (Journ. d. Par.)

Die Weinhändler wollen den Wein dieses Jahres (im Gegensatz des Cometen-Weins) Finsterniß-Wein nennen. (Gaz. d. Fr.)

Redacteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurersche Buchhandlung.




# Der Gesellschafter
oder
# Blätter für Geist und Herz.

1820. Mittwoch den 27. September. 156stes Blatt.


## Die Errichtung des Sieges-Denkmals auf dem Tempelhofschen Berge bei Berlin.

Dem Herrn General-Major von Clausewitz zugeeignet.

Ein eisern Denkmal eiserner Zeit, o Volk,
ein eisern Zeugniß eisernen Heldenmuths
erhebt dein König, reich vom Lorbeer,
reicher geschmückt von der Treue Demant.

Da, als Sein Schild, Herolde versendend, klang,
zehntausend Stimmen jeder, aus jeglicher
ein zehntausendfaches Echo,
Das vom Gebirg' in die Thäler hinscholl:

Da flammtest du, Ein Eisen, da schlang sich heiß
dein rothes Schwerdt auf Siegen, wie Wetterstrahl
auf Erzes-Adern flüchtig hinstreift,
bis, wo die Geier gehorstet; nun, wo?

Und Heil! ertönt, im Kranze des Siegers Heil!
dem tapfern Fürsten, welcher ein treues Volk
aus falscher Götzen fremder Knechtschaft
rächend erlöst, da die dunkle Weser

der Römer Beinhaus zornig vorüber floß,
als wühl' ihr Strom, wie Urnen vergeßner Zeit,
wie altes Schlachtgeräth, die Hermanns-
Namen empor, und die Irmensäulen.

O, sinke niemals unter, du gold'ner Stern
der Treue! niemals! mütterlich Brennenland,
du schwebst, die Erste, stolz in Preußens
strahlendem Reigen, jedoch nicht einsam.

Allwo der Aar vom Traubengebirge dort
wachsam in Frankreichs brausende Thale schaut,
dort auf Romovens [1]) Tannenwipfel
ruhig die mächtigen Schwingen anschließt:

Dort winden Länder, blühende Schwestern, reich
ein leuchtend Sternbild, winden des Friedens Schmuck,
des Heldenthums Geschmeid' um unsers
Königes Stirne, die Krone Preußens.

Ergreift die Harfen, Dichter! den Blüthenstaub
des edeln Palmbaums wehet Gesangeshauch
in glühend Abendland, dem Nachkomm
Schatten zu pflanzen, des Ahns Gedächtniß.

Welch Erz benennt Pharsaliens [2]) Kämpfer? Doch
der Knabe kennt sie, welcher von Fehrbellin
nichts weiß, wie oft des Brennen-Feldherrn
ehernes Roß ihm die Funken nachschnaubt. [3])

Ergreift die Harfen! mischet Posaunen ein!
der Waffenthat Posaunen! und seht ihr nicht?
Aus Gräbern steigt, aus längst versunk'nen,
Schatten an Schatten, die Götter-Vorzeit.

Des Busens Sehnsucht löschte, der Ruhmbegier
hochrothe Gluth, in ewigem Liedesbrunn
der große Kriegesfürst, [4]) und Susans
Mauer zerbrach an des Speeres Schrecknis,

desselben Speers, mit dem der Mäonier
den Arm gefüllt, der heiß in der Issus-Schlacht
nach Kronen, heiß in Tagen Zorndorfs,
heißer, nach Palmen des Volks sich ausstreckt.

Nach Palmen! Schweb', ehrwürdiger Geist, herab!
So lange Dich nur, Vater des Volks und Held,
die Muse Dich nennt, sproßt von Speeren
Deinem Geschlecht, von Gesang' ein Hain auf.

v. St.

1) Ost-Preußens, nach dem, den alten Preußen heiligen Orte Romove also benannt.

2) Cäsar und Pompejus, deren Geschichte die Jugend früher und besser lernt, als die Geschichte des großen Churfürsten, die noch nicht würdig geschrieben.

3) Der Dichter zielt auf die Zöglinge, die auf dem Gange in die auf dem linken Spree-Ufer belegenen Unterrichts-Anstalten über die lange Brücke, vor dem Bilde des großen Churfürsten vorüber, gehen.

4) Alexanders des Großen. Sein Geschichtschreiber erzählt, daß er die Ilias beständig unter seinem Kopfkissen gehabt.

## Der Landprediger im Bade.

(Schluß.)

Es mochte Mitternacht seyn, als ich erwachte; von Neuem fing ich meine Experimente an, die Thür zu öffnen, und siehe da! meine unstät umher greifende Hand erfaßte einen Knebel, bei dessen Drehung die Thür mit dem nämlichen Geräusch zurück schnurrte und — offen war mein Käfigt. So schien es denn erwiesen, daß mich gestern Nachmittag ein böser Geist oder irgend eine andere Art boshafter Dämon geäfft haben mußte; denn warum habe ich den Knebel nicht früher und absonderlich damals finden können, als Rosinchen sich noch auf dem Brunnen-Territorio und so zu sagen in meinem Weichbilde befand?

Der Regen schoß in Strömen vom Himmel. Ich durchrannte den verrätherischen Liebespark, nur mit einem dünnen, ziemlich abgetragenen Klüftchen auf dem Leibe, und eilte nach Hause. Hier gerieth ich in neue Noth. Das Haus war verschlossen; ich mußte den schlafenden Nachtwächter aus dem Spritzenhause heraus klopfen, und während er meine Hausthür aufschloß, die glossirenden Redensarten und boshaften Anspielungen dieses schlaftrunkenen Melopoeten ruhig mit anhören, der da glaubte: ich kehrte von irgend einer strafbaren nächtlichen Wanderschaft zurück.

Da stand ich endlich vor Rosinchens Bett; es war schneeweiß, aber leer, und ich fing von Neuem bitterlich zu weinen an. Auf dem Kopfkissen des meinigen, neben der Nachtmütze, lag ein offener Brief, den man, wahrscheinlich aus Mangel an Siegellack, wie eine Präzel zusammen geschlungen hatte. Die Handschrift war wiederum die nämliche, mir bereits aus der Uhr und der Nadelbüchse bekannte, und der Inhalt lautete also:

„Wundern Sie sich nicht, allerwerthester Herr Anastasius Möhrensaft, wenn ich das zuckersüße Rosinchen von Ihrem dürren Stock abpflücke, und leihen Sie meiner Rechtfertigung ein geneigtes Ohr. — Daß Rosinchen Sie heirathete oder vielmehr sich Ihnen antrauen ließ, geschah aus purer Verzweiflung, um der Knechtschaft einer bösen Stiefmutter zu entgehen. Ich, ihr treuer Fernando, dem sie lange vor der Bekanntschaft mit Ihnen den Schwur ewiger Liebe gelobt hatte, war damals einer Ehrensache wegen gezwungen, mein Vaterland eine Zeitlang zu verlassen, und vermochte sie nicht zu retten. Zum Ueberfluß war Röschens Stiefmutter auf mich erbittert — warum? geht Sie nichts an — so daß keine Einwilligung von dieser Seite zu hoffen war. — Endlich war meine Sache beigelegt, es gelang mir, die erzürnte Mutter zu versöhnen; Röschen selbst aber war indessen achtzehn Jahr und nach unserm Landrecht mündig geworden, was ich Ihnen um deswillen in Erinnerung bringe, damit Sie nicht etwa das Gelüstchen bekommen, Ihre langen dürren Finger nach dem Vermögen meiner Braut aus zu strecken. Uebrigens steht dieses im Auslande und dahin reicht Ihr christlicher Klingebeutel nicht. — Sie dachten eine reiche und schöne Frau wohlfeilen Kaufs zu erwischen, und meine Abwesenheit baute Ihnen zufällig die Brücke. Jetzt, Herr Anastasius Möhrensaft, hat sich das Blatt gewendet; aber trösten Sie sich! Ich rufe mit Schiller: „Nur die Liebe ist der Liebe Preis!" — und Röschens Reiz viel zu göttlicher Natur, um den Abend eines pädagogischen Prassers zu versüßen. — Sie haben während des Jahres Ihrer Nominal-Ehe mein Röschen tüchtig geplagt, mithin kann Ihnen ein kleiner Denkzettel nicht schaden. Außerdem haben Sie das Glück gehabt, ein Noviziat zu durchleben, das, wenn Sie es gut zu nutzen wissen, Ihnen und Ihrer zukünftigen Frau Liebste viel Heil und Segen bringen kann; mithin sind Sie uns noch Dankbarkeit obenein schuldig. — Seyn Sie nunmehr vernünftig; legen Sie der Scheidung keine Hindernisse in den Weg, die Ihnen doch zu nichts helfen würden, denn sowohl das Römische als das Natur-Recht ist auf Röschens Seite. — Vollenden Sie Ihre Badekur mit dem besten Erfolge, und sollte der Schritt, den ich gethan habe, Ihre Galle reizen, so steht Ihnen mit Degen und Pistolen zu Diensten   Ihr ergebenster

Fernando v. Eisenschwerdt."

Da stand ich nun in unserm Schlafzimmer am geöffneten Grabe meines irrdischen Himmelreichs; der Traum war ausgeträumt, und ich erwachte als Wittwer, ohne so zu sagen Gatte gewesen zu seyn. — Was sollte ich machen? — Der Philosoph trat in seine Rechte, gesunde Logik an die Stelle verliebter Spekulation, und bei genauer Zergliederung des ganzes Falles ergab sich als synthetisches Resultat: daß Rosinchen am Ende doch keine Frau für mich gewesen wäre.

Um wenigstens die Sitte zu retten, gab ich vor: meine Frau sey mit Extrapost voraus gereist; bezahlte mein ziemlich angeschwollenes Conto im Gasthofe, das alle Tauf- und Trau-Gelder auf mehr denn ein volles Jahr verschlang, und bestellte eine Fuhre nach Distelrode. Diesmal nahm ich aber nicht den Weg über B...; auf der Tour soll mich kein Mensch wieder zu sehen bekommen, und, so Gott will, werde ich mich vor Weibern, Bädern und Offizieren hüten wie vor der Sünde.

Adalbert vom Thale.

## Die Königin Christine, eine Audienz bei dem Pabste und einiges Andere.

(Bruchstücke aus dem Reise-Tagebuch des Jenaischen Professors der Medizin, Rudolph Wilhelm Krause, gestorben 1719.)

Zu Rom machten wir (1667) der Königin Christine von Schweden unsere Aufwartung. Ihr Palast war groß, auswendig mit Jagdstücken bemalt, inwendig

prachtvoll meublirt und mit schönen Gemählden geziert. Sie ließ uns zum Handkuß, redete mit uns deutsch und italienisch und war überhaupt sehr gnädig. Als sie vernahm: daß wir Rom und die Feierlichkeiten der Fasten oder heiligen Zeit zu sehen hieher gekommen, sagte sie: wir müßten einen Wegweiser haben, und empfahl uns einen Antiquar, einen alten Mann, dem wir während unsers Aufenthaltes einen Doppel-Dukaten versprechen mußten. Sie fragte: ob wir nicht geneigt seyen, dem heiligen Vater die Füße zu küssen? Als wir uns entschuldigten, entgegnete die Königin: „Was tragt Ihr Bedenken? es ist ja nur eine politische Ceremonie; wenn der Kaiser Legaten nach Constantinopel schickt, müssen sie sich vor dem Sultan nieder werfen, ja die deutschen Fürsten dem Kaiser den Degenknopf küssen, wenn sie ihre Lehn suchen.“ Wir dürften, meinte sie, es nur pro forma thun; Cardinal Altieri, des Pabstes Verwandter, werde die Audienz bewirken. Sie erzählte uns: daß nächstens zwei neue Heilige, ein Spanier, San Pietro della Cantara, und eine Florentinerin, Maria Magdalena de Pazzi, gemacht werden sollten. — Als ich hernach mit andern Fremden mich bei dem Antiquario erkundigte: mit welchen Ceremonien man in des Pabstes Zimmer gehen, wie man sich bei dem Herausgehen verhalten müsse, und ob es nothwendig sey, dem heiligen Vater die Füße zu küssen? — gab er uns genaue Nachricht, und bemerkte: er sähe wohl, daß wir Gelehrte wären, und würden daher zu unterscheiden wissen zwischen einer öffentlichen Ehrenbezeigung und religiösen Verehrung; wer den Pantoffel nicht küssen wollte, würde doch so neugierig seyn, zu sehen, was auf demselben stände. — Nachdem die Schweizer uns in das Zimmer ließen, ging der Herzog von Longueville — welcher sich damals zu Rom incognito aufhielt — voran, und die Uebrigen, ich der Letzte, hinter ihm schnell her. Des Pabstes Zimmer war überall mit rothem Tuch bekleidet; vor einem Throne mit zwei Stufen war eine Art kleiner Gallerie. Wir mußten knieend Audienz nehmen. Seine Heiligkeit nahm uns ganz freundlich und gnädig auf, und fragte: wer wir wären? Wir sagten: Ultramontani. Die meisten Fragen beantwortete der Herzog. Als sich der Pabst nach dem Zweck unserer Reise erkundigte, erwiederte der Herzog: Rom sey ja die trefflichste und älteste Stadt; die Feierlichkeiten der heiligen Zeit und der Wunsch, dem Pabst die Füße zu küssen, habe uns hergeführt. Der Pabst hob nun seinen langen rothen Rock, darunter er eine weißgraue lange Weste von Sarsche und rothe Strümpfe hatte, etwas in die Höhe, schob den einen Fuß, mit einem Pantoffel von rothem Sammet und silbernem Kreuz hervor und empfing von Einigen den Kuß; ich begnügte mich, ihn gesehen zu haben. „Was verlangt Ihr von mir?“ fragte er nach dieser Ceremonie. — Wir antworteten: Den päbstlichen Segen und daß es ihm gefallen möge, unsere Paternoster und Rosenkränze auch zu segnen. Wir hatten zuvor dem Cardinal Patron Altieri — der während der Audienz gegenwärtig — die Paternoster und Rosenkränze gegeben, der sie auf einer Mappe dem heiligen Vater knieend vorhielt. Er bekreuzte sie und hernach Jeden der Anwesenden; auch verehrte er uns Agnos Dei. (Dergleichen, Indulgentien und Reliquien, hätten wir erbitten sollen; wir wußten dies aber nicht, auch würden wohl nur Wenige von uns es gethan haben.) Im Herausgehen durften wir dem Pabst den Rücken nicht zukehren, daher wir Nicht-Katholiken mit tiefen Verbeugungen hinaus gingen, das Gesicht zu ihm gewendet; es paßte sich sehr gut: daß die Thür nicht allzu weit vom Throne war.

Im Lateran sahen wir den Stuhl, auf welchen sich der Pabst zu setzen pflegt, wenn er nach der Erwählung sein Amt antritt; im Aufstehen von dem Stuhle singt der Chor: „Suscitat de pulvere egenum et de stercore erigit pauperem“ — damit das Oberhaupt der Christenheit sich seiner menschlichen Schwachheit erinnere, was auch sehr gut ist. Andere meinen: der Stuhl sey bestimmt, einem ähnlichen Irrthum, wie einst mit dem Pabst Johanna vorgefallen, zu verhüten (ad explorandum sexum). — Im Castello S. Angelo saß der Arzt Borri (der zu Amsterdam banquerot geworden und durchgegangen) gefangen, weil er die Jungfrau Maria als vierte Person in der Gottheit angenommen.

In der Peterskirche sahen wir Viele, die beichteten. In einer öffentlichen Kapelle war ein Stuhl mit einer halben offenen Thür; darin saß ein Priester, und der Stuhl hatte ein Gitter. Neben diesem Stuhl war ein anderer, auf welchem der Beichtende saß. Viele gingen vor des Priesters Stuhl vorbei, die sich tief nieder bückten; der Priester hatte einen langen weißen Stecken, womit er den Vorbeigehenden gleichsam auf den Kopf schlug. Man erklärte uns diese Ceremonie: der Priester sey ein sogenannter Penitentiero Grande; der Schlag ersetze Beichte und Absolution. Denn die Zahl der Beichtenden sey immer so groß, daß man es nicht anders machen könne.

Hn.

## Alte Sprüchwörter.

1.

Ein sehr harter Winter ist,
Wenn ein Wolf den andern frißt.

2.

Durch Würfel und Kart' und Kanne
Wird Mancher zum armen Manne.

3.

Venus und ihr Kind
Sind Beide blind,
Und pflegen zu verblenden,
Die sich zu ihnen wenden.

Haug.

# Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

**Schwelm**, in der Grafschaft Mark. Der hiesige Gesundbrunnen hat zwar nicht viele chemische Kräfte, wird aber dennoch ziemlich besucht, und ist so den Gesunden viel zuträglicher, als den Kranken: denn man lebt hier recht angenehm. Die Bade-Anstalten sind sehr gut. Die Quelle ist eisenhaltig; die Lage herrlich und mit den schönsten Spaziergängen versehen, welche diejenigen recht bequem benutzen können, die den hiesigen Brunnen trinken. Zur Aufnahme der Badegäste sind mehrere Wirthshäuser eingerichtet, wo man sehr gut bedient wird. — Die sehr wohlhabende Fabrik-Stadt Schwelm, unter dem Gevelsberge, hat eine höchst angenehme Lage und sehr freundliche Einwohner, und jenseits Schwelm kommt man in ein Thal, das vielleicht nur in England seines Gleichen hat. Es ist das Wupperthal. Hier ist der Hauptsitz der Bergischen Fabriken, wo alle Arten von baumwollenen und seidenen Waaren, auch feine Tuche gemacht werden. Zuerst erreicht man Rittershausen, das eine herrliche Straße bildet, die auf beiden Seiten die schönsten Häuser hat, in denen die reichen Fabrikanten wohnen; die ärmeren Arbeiter wohnen rechts und links in den hohen Bergen, welche dies romantische Thal umgeben. Ohne alle Unterbrechung schließt sich ein eben so schöner Ort an: Wüppersürth, an diesen das noch schönere Gemarke, und dann kommt Barmen. Mehrere Male hat man schon die, über Felsen dahin rauschende Wupper überschritten, ohne jedoch die schönen Reihen von Häusern zu verlassen, die nur hie und da durch eine reizende Garten-Anlage oder eine Bleiche unterbrochen werden. Endlich verengt sich das Thal, und kaum ist man aus der jetzt schon über zwei Stunden fortlaufenden schönen Stadt heraus, so steht man nach fünf Minuten in Elberfeld. Diese Stadt, von mehr als 20,000 Einwohnern, ist eben so schön wie die vorhergehenden Orte, nur daß die Häuser enger an einander liegen. Es befinden sich aber auch Häuser darunter, die der ersten Hauptstadt Ehre machen würden: wahre Meisterstücke der modernen Baukunst. Dazu kommt das ländliche Ansehen, da man über den Häusern überall sich die benachbarten Berge erheben sieht und die Wupper die Freundlichkeit der Stadt vermehrt. — Die Einwohner von Elberfeld sind zwar beinahe sämmtlich Kaufleute; allein sie zeigen eine freundlichere Außenseite, als die Kaufleute gewöhnlich haben und sind bei weitem nicht solche finstere Menschen, wie viele Fabrikanten in der Gegend von Aachen, oder gar die holländischen Kaufleute, in deren Gesellschaft man lieber todt seyn möchte. In Elberfeld ist zwar nicht die Bildung, wie unter dem Handelsstand in Berlin, Königsberg, Frankfurt und Hamburg; allein man schätzt hier doch wenigstens schon den Schein von Wissenschaft und Kunst, obgleich man allerdings noch sehr viel zu thun hat, wenn sich die Musen ansiedeln sollen.

P. P.

Ueber das sogenannte **Schubwesen**. Wer kennt nicht die schöne alte Sitte, heimlich in vielen Orten Deutschlands, Verbrecher einander zuzuschieben. Wird ein Gauner in A. eingefangen und er ist aus B. oder giebt es wenigstens an, so schiebt man ihn dahin, d. h. er wird von Ort zu Ort von den Einwohnern transportirt und hat somit die beste Gelegenheit, unterweges zu entwischen. Nun findet sich zwar manchmal: daß, wenn er, im glücklichen Fall, wirklich per Schub nach B gelangt, er gar nicht von daher ist; aber dann geht es wieder zurück, oder nach C. D. und so fort, wie's eben trifft, und nun reiset der liebe Gauner im Vaterlande umher, von Land zu Land, so lange es ihm gefällt; mit andern Worten: so lange, bis er **bequeme** Gelegenheit findet, zu entwischen, um aufs Neue seine industriöse Laufbahn fort zu setzen. Daß es ihm, dem Geschobenen, aber nicht fehlt, Gelegenheit zu finden, um ganz gemächlich seine Freiheit wieder zu erhalten, ist leider nur zu sehr bekannt; denn Niemand thut natürlich den Dienst des Weitertransportirens gern, weil es ein Frohndienst ist. — Folgende Anekdote, welche der, bekannte Hofgerichts-Rath und Criminal-Richter der Provinz Ober-Hessen, **von Grolmann**, in seinem Werk: „Actenmäßige Geschichte der Vogelsberger- und Wetterauer-Räuberbanden" erzählt, wird hinreichen, das Gesagte zu beweisen: „Holzapfel (ein Glied jener Räuberbande) war vor nicht gar zwei Jahren" (also im Jahre 1811, denn Hrn. v. Grolmanns Werk ist 1813 geschrieben) „mit einem seiner Kameraden in Obereschbach arretirt und nach Hanau gebracht worden. Da er Bruern, im Patrimonial-Gericht Großenbuseck, hiesiger Provinz, als seinen Geburtsort nannte, so wurde er von dem Polizei-Commissariat zu Hanau, mit einem verschlossenen Schreiben, hierher" (nach Gießen) „auf den Schub gegeben. — Er langte zu L., einem beträchtlichen Orte, einige Stunden von Gießen, an. Es war gerade Sonntag Nachmittag, wo kein Bauer sich gern einem Geschäft widmet." (Das kann man den Armen auch nicht verdenken, sie müssen in der Woche genug arbeiten.) „Der Schultheiß gab also dem Spießmann (Wächter des Orts) den Auftrag: **einen Mann** zum weiteren Transport des Gefangenen zu bestellen; händigte dabei dem Spießmann das Schreiben ein und bekümmerte sich weiter nicht um die Sache. Der Beauftragte geht von einem Haus in das andere; Keiner will sich zur Escorte verstehen. Darüber wird er zuletzt ungeduldig und, um nur endlich die Geschichte los zu werden, geht er und kommandirt ein **altes Weib** — sage: ein **altes Weib!!** — Bitterlich weinend stellt die Alte vor: wie es sich für eine so betagte Person, als sie sey, nicht geziemen wolle — Hosen an zu ziehen" (denn das sollte sie thun, vermuthlich um dem Räuber durch diese Vermannung oder Verpuppung in einen Mann mehr Respekt ein zu stoßen); „aber das hilft nicht, der Spießmann befiehlt und die Alte muß gehorchen. Indeß, sie weiß sich zu helfen. Ihr Enkel, ein Junge von 10 Jahren, wird, wie billig, durch die Thränen seiner Großmutter gerührt und erbietet sich, die ihr übertragene Pflicht zu vollführen. Die Offerte wird angenommen und — der 10jährige Knabe escortirt den Räuber. — Nun, der entsprang doch wohl? O nein! das hatte er gar nicht nöthig, es kommt noch besser. Dem Knaben — wir erinnern uns, daß es Sonntag war — gelüstet zurück nach seinen Spielgefährten. Als er daher mit seinem Gefangenen ein Stückchen vom Ort entfernt ist, wendet er sich zu ihm und spricht: „Lieber Freund, wollt ihr nicht so gut seyn und allein nach *** gehen? Ich möchte gern zurück." Der Räuber ist so gefällig und sagt — Ja! „Wohl!" fährt der Knabe fort, „so nehmt diesen Brief und gebt ihn bei eurer Ankunft an den Schultzen; der wird euch dann schon weiter schaffen lassen. Hier habt ihr auch noch einen Kreuzer auf den Weg." — Dies gesagt, kehrt der Knabe um; der Räuber nimmt den Brief, der seine Verbrechen dem Gericht melden soll, und den Kreuzer und — geht wohlgemuth seiner Wege, um von Neuem zu rauben und zu stehlen wie früher." — Was sagen die Leser dazu? Erzählte diese Geschichte nicht ein berühmter Criminalist in einem aus Akten gezogenen Werke, so wäre man versucht, es für eine Anekdote, erfunden auf Rechnung der ehrlichen Schöppenstädter, zu halten — aber es ist und bleibt doch ein vortrefflicher alter Gebrauch, das: „Auf den Schub bringen" — und dieser Glaube herrscht nicht bei den Schöppenstädtern allein!

F. Gleich.

Die Völker Afrika's bringen dem Mond allemal eine lärmende Musik, wenn er sich beikommen läßt, ihnen ihre Sonne zu verfinstern; sie halten dies für eine Vermählung. (Constitut.)

**Druckfehler**. Bl. 149, erste Seite, Spalte 1, Zeile 15 von unten lese man, statt „Conversations-Brille": **Conservations-Brille**. Bl. 154, erste Seite, Sp. 2, Z. 12 von unten, statt „feiere": **feiere**; in demselben Blatt S. 682, Sp. 1, Z. 1. statt „abstehen": **da stehen**.

Redacteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. / Verleger: Maurersche Buchhandlung.




# Der Gesellschafter
oder
# Blätter für Geist und Herz.

1820. Freitag den 29. September. 157stes Blatt.


## Die zwölf großen Grenadiere.

Die in ihrer Art einzige Porzellan-Sammlung im japanischen Palast zu Dresden enthält, unter Anderem, 21 Vasen von japanischem Porzellan, von welchen ehedem die Sage ging: der prachtliebende August I. von Sachsen habe sie von Friedrich Wilhelm I. von Preußen für zwölf große Grenadiere eingetauscht; Manche sagten gar: für ein Regiment Dragoner. Das Eine ist aber so unwahr als das Andere; die Sache verhielt sich, wie mir aus guten Quellen kund geworden, also:

Zwischen dem Berliner und Dresdener Hofe war — wegen des aus Berlin entflohenen und zu Wittenberg in sächsischen Schutz genommenen Apotheker-Burschen, nachherigen Porzellan-Erfinders Böttcher — eine ziemliche Kälte entstanden; denn Friedrich Wilhelm hatte Letzteren, der damals durchaus für einen Adepten galt, mittelst eigenhändiger Schreiben an August reclamirt, welcher aber, da er selbst einen Goldmacher brauchen zu können meinte, die Auslieferung standhaft verweigerte. — Den ersten Schritt zur Annäherung nach diesen Differenzen that August. Kaum hatte er von der Garde großer Grenadiere gehört, welche Friedrich Wilhelm errichtete, da beeilte er sich auch schon, einen Beitrag dazu durch zwölf Mann, so lang sie nur in Sachsen auf zu treiben waren, zu senden. Den Auftrag, sie zu schaffen, erhielt der General Wustromirsky von Rockittnig, welcher auch bald mit dem Geschäft zu Stande war. Jeder dieser Riesen empfing 20 Thaler Handgeld, damals ein Kapital für einen Grenadier. Auch wußte man, daß die Riesen-Garde mehr zur Schau, als zum Kriegsdienst bestimmt war; nächstdem sollten die Langen nicht lebenslang, sondern nur bis in ihre besten Jahre dienen, und so ist es kein Wunder, wenn das: ubi bene ibi patria — Jedem den Handschlag erleichterte. Die, von der Sage als ungeheuer angeschlagenen Kosten für alle zwölf Mann an Werbe- und Handgeld, Montirungs- und Gewehrstücke betrugen nicht voll 1300 Thaler, und man wartete nicht, bis alle Zwölf beisammen waren, sondern es wurden Einzelne, auch Zwei und Drei zusammen abgesendet, so wie man sie auftreiben konnte. Jedem Transport, und wenn es nur einen Mann galt, ward ein Offizier beigegeben, welcher an der brandenburgischen Grenze seinen Garde-Juwel einem preußischen Offizier übergab. Zu Baruth erhielt jeder Rekrut eine Art von Abschiedsmahl, wobei das Andenken an Vaterland und Heimath in der Flasche unterging. In Berlin aber wurden die langen Menschen von der Militair-Behörde empfangen, als ob in jedem derselben dem preußischen Heere ein Alexander zuwachse.

Friedrich Wilhelm war ungemein vergnügt, als ihm am 3. Juli 1715 jene Riesen, auf Kosten seines Königlichen Herrn Bruders in Dresden förmlich preußisch montirt, vorgestellt wurden, klopfte dem Einen auf die Achseln, strich dem Andern die Wangen, nannte sie Alle seine lieben Söhne, und sann nun ernstlich darauf, dem Churfürsten von Sachsen die Freude zu vergelten. — Die Gelegenheit fand sich bald. Ein

Berliner Handlungshaus hatte große Summen bei einem Kaufmann in Amsterdam zu fordern und erhielt die trübe Nachricht: daß dieser sehr übel stehe und seinen Gläubigern, statt Geld, nur noch japanisches und chinesisches Porzellan bieten könne, womit er eine ungeheure, ab[er] mißrathene Spekulation gemacht hatte. Das Berliner Handlungshaus zeigte dies dem König an, mit der Frage: ob er wohl geneigt sey, dergleichen Porzellan zu kaufen, wenn man es an Zahlungsstatt nehme? Friedrich Wilhelm, der wohl wußte, welchen Werth man am Dresdener Hofe auf Porzellan legte, fand den Antrag recht erwünscht und machte sich verbindlich: zwei Dutzend der größten und schönsten Vasen zu kaufen, wenn ihm, sobald das Porzellan da sey, die Wahl gelassen werde. Binnen sechs Wochen traf die Sendung aus Amsterdam ein; die Vasen aber, mehr als funfzig von seltener Schönheit und Größe, hatten durch nachlässiges Packen so gelitten, daß nur ein und zwanzig ganz tadellose heraus zu finden waren. Diese wurden denn sogleich von Friedrich Wilhelm — für welchen Preis? ist unbekannt — gekauft und dem preußischen Gesandten in Dresden geschickt, um sie dem König August I., mittelst verbindlichen Schreibens, zu übergeben. Daß im letzteren der zwölf Grenadiere nicht gedacht wurde, war natürlich; die Veranlassung aber zu dem Porzellan-Geschenk gaben sie, das ist erwiesen. — Jene Vasen, über deren vorgebliche Erhandlung durch Grenadiere oder Dragoner man oft bitter gespottet hat, befinden sich also zu Dresden nicht in Folge einer zu großen Anhänglichkeit Augusts I. für japanisches Porzellan, oder einer zu großen Gleichgültigkeit für sächsische Soldaten, sondern sie sind Denkmäler einer gegenseitigen königlichen Artigkeit, wie sie auch Privatpersonen verhältnißmäßig sich zu erzeigen für Pflicht gehalten haben würden.

Hierüber ist noch eine lustige Anekdote zu erzählen, einen jener zwölf Grenadiere betreffend — einen verschmitzten Kerl, der mit dem Pfunde, was die Natur ihm verliehen, zu wuchern verstand. Der Mensch hieß Haubitz oder Haubold — genau läßt sich dies, unleserlicher Handschriften wegen, nicht angeben — war aus oder bei Meißen gebürtig und erschwerte schon das Erhandeln seiner werthen Person, weil er, nachdem er 20 Thaler Handgeld genommen und — verthan, erst mit 10 Thaler Schulden, die er einem Maurer zahlen müsse, dann wieder mit 16 Thaler heraus rückte, ohne deren Tilgung er nicht fort könne. Auf ein Paar Dutzend Thaler kam es jedoch damals, wo man das Vergnügen nach Tonnen Goldes berechnete, nicht an. Die 26 Thaler wurden bezahlt und der Rekrut marschirte, unter gehöriger Escorte, bis Baruth. Hier waren schon drei seiner Länge-Genossen eingetroffen, welche nun mit ihm zugleich am folgenden Tag abgeliefert werden sollten. Der dazu kommandirte preußische Offizier, ein ungemein lustiger Mann, nahm sich vor, bei dem Uebergabe-Schmäuschen die langen Sachsen sammt ihrem Offizier unter den Tisch zu trinken. Dies gelang ihm auch, bis auf Haubitz, der des Offiziers Absicht wohl merkte, und sich so tapfer hielt, daß er durchaus nicht par terre zu bringen war; vielmehr fiel endlich, der Andern eine Grube graben wollte, selbst hinein. Tapfer zutrinkend hatte der preußische Offizier sich tapfer betrunken und schnarchte im Winkel. Niemand war mehr seiner mächtig, als Haubitz, der nur einen tüchtigen Hieb hatte, welcher ihn zum lustigsten und glücklichsten Menschen unter der Sonne machte. — In diesem Zustande meldeten sich die Vorspann-Bauern — denn die neuen Preußen wurden gefahren, damit sie fein kraftvoll und gesund in Berlin ankommen möchten. Zugleich sprach ein kleiner buckliger Kerl im Gasthof ein, der mit kleinen Waaren handelte und den Haubitz bat, ihn in Nahrung zu setzen. Im Augenblick fuhr diesem ein Scherzplan durch den Kopf, der auch sogleich ausgeführt ward. Einen ganzen Thaler versprach er der possierlichen Figur, wenn sie bis Mittenwalde, der nächsten Umspannung, den Namen Haubitz annehmen und überhaupt für ihn gelten wolle. Der Handel war bald geschlossen. Der kurze Haubitz nahm zuerst seinen Platz und zwar ganz im Hintergrunde des Wagens, indeß der lange Haubitz seine Kameraden, sammt dem Offizier, Alle taumelnd und halb schlafend, *mit tausend* Mühe und Noth eben dahin *transportirte*. Er selbst ließ sich von einem Baruther Bürger, der Wagen und Pferde hatte, eilends voraus, geraden Weges nach Berlin fahren, nachdem er seinem Stellvertreter einprägte, zu sagen: er sey nach Dresden zurück.

Die Entdeckungs-Scene in Mittenwalde — denn eher kamen die langen Sachsen wie die kürzeren Preußen nicht zu sich — läßt sich denken. Alles zerreißen wollte der Offizier: kein Teufel in der Hölle blieb uncitirt; am schlimmsten ging es dem kleinen Haubitz, daß er die Rolle des großen übernommen. An ein Nachsetzen war indeß nicht zu denken, da Letzterer schon von Baruth aus rechtsum kehrt euch gemacht hatte. Tobend und scheltend, mit untermischten Rippenstößen, ward der kurze Pseudo-Grenadier entlassen und mit dem noch übrigen vierblätterigen Gardisten-Kleeblatt weiter nach Berlin gefahren. Schon bei dem dortigen Kommandanten der Garde hatte der Offizier einen harten Stand, der härteste erwartete ihn erst bei dem König, wenn die langen Sachsen vorgestellt werden würden. Dies geschah im Schloßhofe. Friedrich Wilhelm, der von dem Entspringen des Haubitz schon unterrichtet war, erschien mit ziemlich ungnädiger Miene; doch machte ihn der Anblick der vier Langen — denn solche Riesen waren nun einmal seines Herzens Freude — bald wieder

gnädig. — „Den Fünften" — damit trat er den Offizier an, der lieber sammt seinem Degen in der Scheide gesteckt, als vor seinem König gestanden hätte — „den Fünften hat Er also entspringen lassen?" — Der Offizier antwortete mit dem krümmsten Rücken, den nur je ein demüthiger Diener vor seinem erzürnten Herrn machen konnte. — „So wird Er es sich in Spandau gefallen lassen, bis der Kerl wieder geschafft ist!" — Da erhob sich über alles Volk ein Kopf, fragend: was ihm werde, wenn er den Kerl schaffe? — Alles schaute nach dem Frager, am lebendigsten der Offizier; die Stimme war ihm bekannt — bekannter der Kopf, denn — der gehörte dem langen Haubitz. Recht fidel drängte sich dieser durch das Volk, machte erst dem König, dann dem Offizier seinen Reverenz und nahm mit den Worten: „Bin ich gleich von Euch gewichen, stell' ich mich doch wieder ein!" Platz unter seinen Kameraden. — Der König, freudig überrascht, ließ den Deserteur vortreten, haarklein den Schwank sich erzählen, verzieh — froh, daß er den Riesen wieder hatte — dem Offizier wie dem Gardisten. — Letzterer, der mit anständiger Dreistigkeit die Gabe verband, glückliche Einfälle gut an zu bringen, ward in der Folge ein Liebling des Königs und dankte oft im Scherz dem lieben Gott, der ihn zu einem so großen, d. h. langen Manne gemacht und ihm dadurch die Gnade eines großen Königs verschafft. Richard Roos.

## Tamerlans Rache.

Johann Schildberger, aus München, verließ im Jahr 1394 seine Heimath und zog im Dienste eines baierschen Herrn, Reichertingen genannt, in die Fremde. Er ward in der Schlacht bei Nikopolis von Soldaten Bajazeths gefangen, aber vom Tode errettet. Nun blieb er bei dem Heere Bajazeths, ward in der Schlacht bei Ancyra von Tamerlans Soldaten gefangen, folgte dann dessen Heere und kam mit demselben an die Küste des schwarzen Meeres, entfloh und war im Jahre 1427 wieder in München. In dem, mit dem Titel: „Schildberger, der viel Wunders erfahren hatt" — von ihm geschriebenen Buche findet sich folgende Erzählung von Tamerlans Rache.

Nachdem Tamerlan einige Zeit in seinem Reiche geblieben war, zog er mit einem Kriegesheere in das Königreich Ispahan und belagerte die Hauptstadt gleiches Namens. Sie ergab sich und Weiber und Kinder zogen ihm entgegen mit der Hoffnung, ihn zur Gnade zu bewegen. Er nahm sie auch wohlwollend auf, besetzte die Stadt mit 16,000 Mann und zog wieder ab aus dem Lande, nahm aber den Befehlshaber der Stadt mit sich. Sobald die Einwohner gewisse Kunde von seinem völligen Abzug erhalten hatten, schlossen sie die Thore und erschlugen die ganze Besatzung. Als Tamerlan von dieser Treulosigkeit Nachricht erhielt, kehrte er mit seinem Heere um und lagerte sich wieder vor der Stadt. Nachdem er funfzehn Tage davor gelegen hatte, bot er einen verstellten Frieden an, mit der Bedingung: daß ihm die in der Stadt anwesenden Schützen als Hülfsvölker zu einem vorhabenden Zuge mitgegeben würden. Die Belagerten waren froh, unter so leichter Bedingung eines Feindes entledigt zu werden, von dessen allgemein gefürchteter Grausamkeit sie das größte Unglück zu erwarten hatten. Die Stadt sandte ihm 12,000 Schützen; sobald diese angekommen waren, ließ Tamerlan sie umzingeln und entwaffnen, dann allen 12,000 Schützen die Daumen abhauen. Am folgenden Tage ließ er sie zu den Einwohnern zurück kehren, nahm, da diese nun zur Gegenwehr unfähig waren, die Stadt ein und befahl: Allen, die über vierzehn Jahre alt waren, die Köpfe ab zu schlagen; die abgeschlagenen Köpfe wurden in der Mitte der Stadt zu einem Hügel aufgehäuft. Dann ließ er die Weiber und Kinder vor die Stadt führen, alle noch nicht sieben Jahre alte Kinder abgesondert stellen und befahl hierauf einem Theil seines Gefolges, die Kinder nieder zu reiten. Die Mütter warfen sich zu seinen Füßen und fleheten um Gnade, eben so die Vornehmsten seiner Kriegsleute. Er blieb unerweicht, und da Keiner zu solcher Grausamkeit der Erste seyn wollte, ritt er selbst und sprach: „Nun werde ich sehen, wer mir nicht folgen will!" Da mußten Alle, je Zwei, über die Kinder hinweg reiten; so wurden 7000 Kinder von den Rossen zertreten. W. Gerhill.

## Gas-Beleuchtungen.

Das Daseyn Gottes und die eheliche Treue sind einander darin ähnlich: daß man sie beide nicht demonstriren kann, sondern nur fest daran glauben muß.

Einer unserer Schriftsteller behauptet irgendwo: nur unter den höheren Ständen gebe es jetzt noch keine Jungfrauen. Wenn dieses wahr ist, so beweist es weiter nichts, als daß vornehme Verführer unter dem mittleren und niederen Stande leider genug Weide für ihre Wollust finden, und so lange sie diese finden, sich nur auf dem Wege der Ehe an ihres Gleichen wagen. Käme aber die goldene Zeit, wo die bürgerlichen Jungfrauen einen Bund machten, allen vornehmen Verführern mit der Verachtung zu begegnen, die sie verdienen: wie lange würde dann wohl jener Schriftsteller Recht haben?

Irgend ein neuerer Schriftsteller sagt: das Mitleid unserer Zeit sey grausam. Sehr wahr; denn keck betrügt man seine Mitbürger und weint über das Mißgeschick eines Verbrechers, der den gerechten Lohn seiner Unthat erndtet. Man mildert das Urtheil über den Ruchlosen, den Gottesverächter, den Verführer, indeß man den schuldlosen Gerechten, den festen Biedermann ohne Reue zu Boden drückt. Innocenz.

## Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

**Wien.** Herr Meißl hat sich entschlossen, die von Gewey, dem verblichenen Verfasser der „Eipeldauer Briefe“, unvollendeten „Komischen Gedichte über die Vorstädte Wiens“ fort zu setzen und bereits das erste Heft: „Jägerzeil und Prater“ geliefert. Dieser reichhaltigen Idee sind humoristische Seiten in Fülle ab zu gewinnen, und es ist zu wünschen: daß der Verfasser, der von seinem Witze schon hinlängliche Proben geliefert, sich die Mühe nimmt, die Eigenthümlichkeiten jeder Vorstadt auf zu suchen und mit Laune dar zu stellen. — Die aus Rußland nach Italien gerichtete Wanderung der Jesuiten, die wir dadurch ebenfalls persönlich kennen lernten, gab die Veranlassung zu folgendem Scherz: Man reinigte eben die colossale Statue Joseph II. und bediente sich dabei der Feuerspritze. Jemand der Vorübergehenden fragte: was hier geschehe? und es entgegnete ihm ein Anderer: „Joseph hatte einige Jesuiten erblickt und da ist ihm so übel geworden, daß man ihn erfrischen mußte!“ — Der Tempel des Comus in der Leopoldstadt lieferte eine Kleinigkeit von Bäuerle: „die dicke Mamsell“ (nach einer Müchlerschen Anekdote), die schon das Alter einer Olympiade erlebte, und erst jetzt, da ein solches dickes Mädchen sich für Geld sehen ließ, zur Aufführung kam. Das Stückchen ist kurz und nur auf die Hauptrolle berechnet, die der fleißige Fermier zu seinen gelungenen Darstellungen zählt. Zwei elende Machwerke: „Der Schoppermeister“ (Verfasser ungenannt) und ein seyn sollendes Lustspiel: „Erster und zweiter Stock“, von Lenz, sind jähen Todes verblichen. — Das mit vielem Beifall an der Wien gegebene Stück: „Die Schauspieler“ hat Hrn. Meißl auf die Idee gebracht: „Die Dichter“ und ein damit verbundenes Nachspiel: „Die Rezensionen“ zu schreiben, das ohne Zweifel zu seinen gelungensten Arbeiten gezählt werden kann. Der Verfaßer schwingt die Satyrs-Geißel über Mystiker, Fatalisten, Uebersetzer, Sonetten-Dichter u. s. w. und stellt die Leiden und Freuden, Schwächen, Umtriebe und Kleinlichkeiten der Hyppogryphen-Reiter so anschaulich dar, daß sich Mehrere seiner Collegen nicht entfernen werden, ohne sich während der Produktion einige Mal an der Nase ergriffen zu fühlen; auch zeigt Hr. Meißl: daß er Anlage zur Portrait-Malerei besitzt und manches Individuum soll zum Sprechen getroffen seyn. So sahen Viele z. B. in der Hauptrolle (Allweiß) den furchtbaren Artillerie-Hauptmann der Weißenfelser Vierundzwanzigpfünder; seine Rezensenten-Unfuge, seine Händelsucht, seine Arroganz und seine Winkelzüge in den Zeitschriften fehlen nicht, und sogar sein bekannter Johann ist dabei nicht vergessen. Freilich dürfte noch Manches zum vollständigen Bilde mangeln, da der Verfaßer seinen Mann bloß danach skizziren konnte, wie sich der Herr Doktor in seinen Schreibereien ausspricht; um so mehr muß dieses Stück für das nördliche Deutschland *) Interesse haben, das diesen Despoten des germanischen Parnaßes näher kennt und wo die betreffende Rolle in die Hände eines Schauspielers kommen dürfte, der ihn nach der Natur kopiert. — Was die Aufführung betrifft, verdient vor Allem das herrliche Spiel der Demois. Enöckel Erwähnung; ihr würdig zur Seite stand in der Hauptrolle Hr. Fermier, und Hr. Reimund, der als „Johann“ sich so interessant zu machen wußte, daß er zwei Mal gerufen wurde; auch Hr. Schaffer spielte recht brav. Das zahlreich versammelte Publikum rief auch den Dichter zwei Mal, und nahm diese Satyre mit rauschendem Beifall auf, eingedenk jenes unedlen Betragens des Herrn Doktor gegen Grillparzer, West und Andere. — r.

*) Es wird den gebildeten Deutschen überhaupt wohl wenig daran gelegen seyn, solche Persönlichkeiten auf der Bühne zu sehen; denn was kann es Erfreuliches haben, sich daran erinnern zu lassen: wie ein bedeutsames Talent im widrigen Thun sich verkehrt. D. H.

**Paris.** Die Sonnenfinsterniß vom 7ten September hat man in Berlin wahrscheinlich besser beobachten können, als wir in Paris; dennoch kann ich Einiges darüber berichten. So etwas mußte hier, wo Alles zum Spektakel wird, ein großes Fest seyn, und wirklich wurden für einige Tage sowohl der Prozeß jenseits des Kanals als das neue Operngebäude vergessen (und das will nicht wenig sagen), und überall war die „éclipse solaire“ die Axe der Unterhaltung. Affichen verkündeten die Erfindung (!) eines neuen Instrumentes, durch welches man dies hohe Schauspiel würde beobachten können; alle Journale sprachen, jedes nach seiner Art, davon zu ihren Lesern; indem das eine im trockenen Tone belehrte, das andere witzelte, das dritte listig seinen politischen Katechismus unter neuem Deckmantel ins Publikum schickte. Eines der kleinen Theater brachte sogar — mirabile dictu! — Tags vorher ein Vaudeville: „l'Eclipse totale“ auf die Scene, das ungemein belustigte; aber wegen einiger Couplets, die man sich erlaubt hatte nach erhaltener Censur noch hinzu zu fügen, am nächsten Morgen verboten wurde. Am Tage der Sonnenfinsterniß selbst waren alle Boulevards, Gärten u. s. w. besäet mit Neugierigen, die durch ihre Gläser nach der Sonne guckten, und es versteht sich wohl in Paris von selbst, daß jetzt schon mehrere Karrikaturen erschienen sind, die das Phänomen und seine Beobachter verherrlichen. — Mit dem Fallen der Blätter beginnt die Blüthenzeit der Theater. Zwar schadet wahrscheinlich in der ganzen Welt der Sommer — wäre er auch so einladend und so heiß, als es der diesmalige fast beständig in Paris ist — er schadet wohl nirgends den Theatern weniger, als gerade hier; doch soll der Winter immer noch vorhandene Lücken in den Beuteln der Direktionen füllen, und er ist hier, wie überall, das wahre Klima für die Bühnen; daher auch die schon jetzt beginnende doppelte Thätigkeit der nimmer rastenden, ewig mit einander wetteifernden Theater. Man liest schon ganze Listen von Neuigkeiten, die auf den verschiedenen Scenen nächstens gefallen oder — fallen sollen. Im Boulevard-Theater sind eine ganz neue Art von — Bestien angekündigt, indem es einen „Jonas im Wallfisch“ verspricht. Dieser wahrhaft *große* Schauspieler dürfte aber doch nur vom Maschinenmeister vorgestellt werden, und wird wohl dem unübertroffenen Komiker **Potier**, der den Jonas darstellen soll, neue Gelegenheit zu geistreichen Späßen geben. Caspar.

In Holland brachte die Ankündigung der Sonnenfinsterniß in einigen Orten bei dem abergläubigen Volke große Furcht und Besorgniß hervor, so daß ein Mathematiker eine Flugschrift heraus gab, worin er seine Mitbürger zu überzeugen sucht: daß der Mond bei seinem Vorbeigehen vor der Sonne noch viele Millionen Meilen davon fern bliebe, und (fügt er sehr naiv hinzu): „es ist daher eine Unmöglichkeit, daß dem Himmel irgend ein Unglück zustoßen konne!!“ (Journ. d. Par.)

Bei Gelegenheit einer unlängst geschehenen Beraubung der Diligence von Toulouse fielen folgende drollige Umstände vor: Eine Frau, welcher 35 Franken, ihr letztes Eigenthum, genommen waren, wimmerte kläglich: wovon sie nun ihre Reise weiter fortsetzen solle? Die mitleidigen Räuber gaben ihr 40 Franken zurück. — Ein Engländer, welcher, wie alle anderen Passagiere, auf dem Wege lag, beklagte sich in einem schlechten Französisch: wie er nun, da man ihm seine Uhr genommen, wissen solle: was die Glocke sey? Mitleidig gab man ihm seine Uhr zurück. — Kurz, die Räuber waren so gemüthlich, daß ihnen am Ende nur eine Beute von 2500 Franken blieb und Einer derselben ausrief: „Wahrhaftig, es lohnt eigentlich gar nicht, daß man um einer solchen Lumperei einen schlechten Streich begeht!“ (Journ. d. Par.)

Ein Herr Dejernon hat ein neues Instrument erfunden, womit Blinde trefflich *schreiben* können. Mit demselben Erfolg kann jeder Sehende damit im Dunkeln schreiben. (Constitut.)

**Beilage:** Bemerker No. 18. u. Bl. d. Ankündigungen No. XVIII.

Redacteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurersche Buchhandlung.




# Der Gesellschafter
oder
# Blätter für Geist und Herz.

1820. Sonnabend den 30. September. 158stes Blatt.


## Die Witterung in Westindien.

Wenn nach einem, in unseren Klimaten nicht gewöhnlichen gelinden Winter der Frühling zeitig beginnt, wir tief in den Herbst hinein viele warme, mit fruchtbarem Regenwetter glücklich gemischte und wechselnde Sommertage, eine üppige Vegetation und einen gesegneten Ertrag der Felder, Wiesen und Gärten haben: dann hört man zuweilen solche Art der Witterung mit der in heißeren Klimaten vergleichen, und sie eine indische Witterung nennen. Dieser Ausdruck ist nicht ganz passend, wie wir dies aus dem Bericht ersehen können, welchen der Engländer Bryan Edwards, ein Plantagen-Besitzer und während 14 Jahren Einwohner von Jamaika, darüber in seiner Geschichte der englischen Kolonieen in Westindien giebt. Er sagt: „Innerhalb der Wendezirkel scheint das Jahr eigentlich aus zwei Jahreszeiten zu bestehen, der nassen und der trockenen; da aber die Regenzeit sich, hier wie in Europa, in zwei große Perioden theilt, so wollen wir auch hier vier Jahreszeiten annehmen. — Das Frühjahr beginnt eigentlich mit dem Monat Mai, wenn das Laub sichtlich eine lebhaftere Farbe annimmt, und die verdorrten Niederungen — Savannen — vor der Regenzeit, die dann täglich erwartet wird und gewöhnlich um die Mitte dieses Monats beginnt, ihr versengtes Gewand mit frischerem Grün vertauschen. Dieser Regen ist, mit den Herbstgüssen verglichen, nur eine sanfte Bewässerung. Er ziehet vom Süden her, gewöhnlich um die Mittagszeit, endigt mit einem Gewitter, und ihm folgt ein schönes schimmerndes Grün, eine schnelle üppige Vegetation. Das Thermometer ist in dieser Jahreszeit ziemlich veränderlich, da es, gleich nach dem Regen, gewöhnlich 6 bis 8 Grade fällt: der Mittelstand ist dann 75 Grade.

Nachdem dieser Regen etwa vierzehn Tage gedauert hat, folgt eine trockene Witterung, die anhaltend und gesund ist, und der tropische Sommer glänzet dann in voller Pracht. Nicht die kleinste Wolke erscheint und der Himmel strahlet in bezauberndem Schimmer. Während einiger Stunden, etwa von 7 bis 10 Uhr des Morgens, ehe der Passat-Wind weht — gewöhnlich von Südost gegen Abend — ist die Schwüle fast unerträglich, aber sobald dieser erfrischende Wind sich erhebt, fühlt die ganze Natur seinen belebenden Hauch und die Hitze wird nicht nur erträglich, sondern im Schatten auch angenehm. Das Thermometer verändert sich in dieser Zeit nur wenig in 24 Stunden; an der Küste ist dann der Mittelstand etwa 80 Grade. Nur selten findet man es um die Mittagszeit höher als 85, und eben so selten zur Zeit des Aufganges der Sonne unter 75 Graden. — Die Nächte sind in dieser Jahreszeit unbeschreiblich schön; der wolkenfreie Himmel, die reine Milde der Luft, die sanfte Ruhe der ganzen Natur erfüllen die Seele mit den erhebendsten Gefühlen. Der Glanz des Mondes ist unter diesem Himmelsstrich weit stärker als in Europa; man kann ohne Anstrengung die kleinste Druckschrift lesen; wenn er verschwunden ist, ersetzt ihn der reine Schein der Milchstraße und das herrliche Gestirn der Venus, das hier,

einem kleineren Monde gleich, so stark leuchtet, daß Bäume und Häuser Schatten werfen, und sein Licht wird ein reichlicher Ersatz der schnell vorüber eilenden Dämmerung.

Dieser Stand der Witterung dauert, mit geringem Wechsel, gewöhnlich von dem Anfang des Juni bis zur Mitte des Augusts; aber dann hört der tägliche Seewind auf und eine drückende Schwüle folgt ihm. Man sehnet, in der letzten Hälfte dieses Monats und den ganzen folgenden hindurch, sich vergeblich nach Kühle und Erquickung. Der Stand des Thermometers ist dann mehrentheils über 90, und anstatt des immer erfrischenden Seewindes herrschen dann abwechselnd wunderliche Luftzüge und Windstillen. Sie sind die Verkünder der andern periodischen Jahreszeit, der herbstlichen; dann thürmen im Süd und Südost an jedem Morgen sich ungeheure röthliche Wolkenmassen; die Spitzen der Berge sind ganz von Wolken frei, die Gegenstände auf ihnen, in einen bläulichen Schein gehüllt, scheinen dem Auge näher als gewöhnlich. Wenn diese ungeheuren Dunstmassen bis in eine gewisse Höhe der Atmosphäre gestiegen sind, ziehen sie in horizontaler Richtung über den Bergen fort; rollende Donner verkünden ihren Zug, die, von Gipfel zu Gipfel wiederhallend und mit dem entfernten Getöse des Meeres sich vermischend, die Erhabenheit des Schauspiels vergrößern. — Diese dichteren zusammen gezogenen Dünste ergießen sich, ungeachtet ihrer Schwere, selten mit allgemeiner Gewalt vor dem Ende des Oktobers; dann aber entstürzen dem Himmel solche Ströme, daß ein Europäer, der diese Gegenden nie besucht hat, sich keinen Begriff von den Wasserfluthen machen kann, die alsdann den Boden bedecken. Eine genaue Berechnung ergab: daß die lothrechte Höhe des in einem gewöhnlichen Jahre gefallenen Wassers in Barbados 75 Zoll betrug.

In dem Zeitraume zwischen dem Anfang des Augusts und dem Ende des Oktobers stellen sich die fürchterlichsten Erscheinungen ein — die Orkane. Die Vorboten dieser Kriege der Elemente sind mehrmals genau beschrieben und ihre schrecklichen Wirkungen den Einwohnern zwischen den Wendezirkeln nur zu bekannt. Aber die Gründe ihrer Entstehung scheinen außerhalb der engen Grenzen unseres Wissens zu liegen. Gegen das Ende des Novembers, zuweilen schon in der Mitte des Oktobers, bemerkt man eine starke Veränderung in der Luft. Stürmend und unruhig bespült das Meer die nördliche Küste, unter stetem Gebrüll der Wogen. Der Wind wechselt oft; er ist bald östlich, bald nordöstlich, bald nördlich; er führt schwere Regengüsse und auch Hagel über die höchsten Berge. Aber endlich reinigt der Nordwind, wenn er seine volle Kraft erlangt hat, die Atmosphäre, und dann folgt ein anmuthiges, erfreuliches Wetter; die nördlichen und nordöstlichen Winde breiten Kühle und Erquickung über diese versengten Regionen. — Wenn man den Zeitraum vom Dezember bis zum März Winter nennen will, so ist er unstreitig der schönste auf der ganzen Erdkugel. Alten und schwachen Menschen ist es ein paradiesisches Klima.

Diese Darstellung der Witterung muß aber nur als eine allgemeine angesehen werden, die in einzelnen Fällen Abänderungen unterworfen ist. Auf den großen Inseln Kuba, Hispaniola und Jamaika, wo die himmelangrenzenden Berge mit Waldungen bedeckt sind, deren Alter an die Sündfluth reicht, sind Regengüsse häufiger und stärker, als auf den kleineren Inseln an der Windseite, deren einige keine Berge, andere keine Waldung haben; solche Verschiedenheiten zeigen dort einen großen Einfluß auf die Witterung. In den inneren und höheren Gegenden der drei ersten Inseln fällt fast in jedem Monat Regen, und an den nördlichen Küsten erwartet man gewöhnlich im Dezember, bald nach dem Anfang der Nordwinde, bedeutende Regengüsse.

Ueber die Passat-Winde ist so Vieles geschrieben, daß sie bekannt genug sind; aber das Eigenthümliche der Landwinde, die des Nachts wehen, ist es weniger. Die größeren westindischen Inseln verdanken ihrer ungleichen Oberfläche unter andern Vorzügen auch diesen: sobald die Seewinde aufhören, erhebt sich die heiße verdünnte Luft aus den Ebenen zu den Bergspitzen und wird von der Kälte zusammen gedrängt; dadurch wird sie specifisch schwerer, als sie vorher war, und senket sich an beiden Seiten der Berge zurück auf die Ebene. Daher fühlt man in allen bergigten Gegenden unter diesem heißen Erdgürtel einen nächtlichen Wind, der von allen Seiten vom Lande gegen die Küste wehet, so daß der Wind von Süden nach dem nördlichen, von Norden nach dem südlichen Gestade streicht. In Uebereinstimmung mit dieser Erscheinung giebt es auf den Inseln unter dem Winde, auf denen keine Berge sind, auch keinen Landwind.

v. Lowtzow.

## Die Brautschau.

Der Pfalzgraf Friedrich II. ließ — da der König Franz I. ihm selbst den Vorschlag dazu gethan hatte — durch seine Gesandten, unter denen sich der Geschichtschreiber Leodius befand, um die Hand einer Tochter des Herzogs von Guise werben. Nach langen Unterhandlungen erklärte man: daß diese Prinzessin schon dem Herzog von Longueville zugesagt sey; dagegen trug man dem Pfalzgrafen die Schwestertochter des Königs, Isabella von Navarra, zur Gemahlin an, mit der Bemerkung: daß diese, dem Alter nach, ihm mehr angemessen sey, indem sie schon das dreißigste Jahr erreicht habe. — Die pfälzischen Abgeordneten wurden reich beschenkt und übernahmen es, ihrem Herrn einen pflicht-

mäßigen Bericht ab zu statten! Am Tage vor ihrer Abreise wurde ein Ball bei dem Erzbischof von Paris angeordnet, in der Absicht, Isabella in aller Herrlichkeit erscheinen zu lassen. Die Prinzessin trat im größten Staate dabei auf, „und" — so sagt Leodius — „auf daß keiner ihrer Reize dem Churfürsten verheimlicht bleiben möchte, war es veranstaltet: daß Einer von den Hofleuten, während des Tanzes, ihren Halsschmuck ablösen mußte, so daß ihr blendend weißer Hals und ihr schwellender Busen uns zur Schau standen." — Man berichtete zwar treulich dem Pfalzgrafen, was man in Augenschein genommen, wahrscheinlich aber mit keiner besonderen Empfehlung. Denn in der Folge sagt zwar der Verfasser: „Als dem Pfalzgrafen vorgestellt war: daß selbst die ersten Damen des französischen Hofes in ungünstigem Rufe ständen, entschuldigte er sie, mit der Versicherung: daß ähnliche Vorwürfe nur von solchen Leuten herrührten, welche nicht in der großen Welt gelebt hätten, und alles Fremde haßten: vorzüglich wäre es deutsche Sitte, alles Ungewohnte zu mißbilligen" — der gutmüthige Pfalzgraf muß aber später eine andere Meinung gefaßt haben. Nachdem er sich wirklich um Isabella's Hand beworben, und mit Freuden das Jawort erhalten hatte, wurden die Unterhandlungen noch wegen der Aussteuer etwas in die Länge gezogen. Vielleicht gerieth die Prinzessin in Besorgniß wegen des **ein und dreißigsten** Jahres und wurde ungeduldig; denn plötzlich und unerwartet vermählte sie sich mit einem Herrn von Rohan, und diesmal scheint es, als wenn der Halsschmuck ohne diplomatische Weitläuftigkeit gelöset worden ist. **Sterwil.**

## Bescheidung für Renomisten.

Herr von B. hatte in der Uebereilung ein hartes Wort gegen den Herrn von P. in Gegenwart mehrerer Personen gesprochen. Er erkannte sogleich sein Unrecht und bat den Beleidigten um Verzeihung; alle Anwesenden bemüheten sich ebenfalls, Herrn von P. zu besänftigen, und scheinbar erklärte er sich versöhnt. Er gehörte aber zur Klasse jener Männer, deren ganzes Ehrgefühl sich nur auf einen Punkt concentrirte, nämlich darauf: nicht die geringste unabsichtliche Kränkung auf sich sitzen zu lassen, ohne sie mit Blut ab zu waschen; wogegen es sich mit **diesem point d'honneur** — wofür die Deutschen glücklicher Weise kein ganz gleichbedeutendes Wort haben — sehr gut vertrug: Schulden zu machen, ohne daran zu denken, wie sie zu tilgen wären, die Unschuld zu verführen und die Unerfahrenheit eines Andern in einem Spiel zu seinem Vortheil zu benutzen. — Am folgenden Tag erhielt daher Herr von B. einen höchst groben Herausforderungs-Brief von dem Herrn von P., in dem die Ausdrücke um so weniger gewählt waren, da er es unter seiner Würde hielt, sich eines guten Styls zu befleißigen, und worin fast nur sein Name orthographisch geschrieben war. Er schloß mit der Drohung: wenn er die Herausforderung nicht annehme, so würde er ihm, wo er ihn anträfe, die Hetzpeitsche geben. — B., dem es nicht an wahrem Muth fehlte, war darüber nicht wenig entrüstet; aber fest entschlossen, einen albernen Zweikampf über eine schon völlig abgemachte Sache nicht an zu nehmen, antwortete er seinem Gegner:

„Mein Herr! Aus Ihrem Briefe vom heutigen Tage ersehe ich: daß Sie ein Renomist sind. Ich weiß es aber aus langer Erfahrung: daß die Renomisterei nur die einzige Ehre derer ist, welche keine andere besitzen. Sie finden mich in meiner Wohnung, außer derselben an manchem anständigen Ort; ich kann aber nicht unbemerkt lassen: daß ich für **Unverschämte** stets ein ächtes spanisches Rohr und für **Banditen** zwei geladene Pistolen bei mir trage. B." **K. M—r.**

## N a c h l e s e.

Zu Nürnberg soll noch ein altes Kleinodien-Käßlein sich vorfinden, wo die Kleider der großen Herren mit Schellen geziert sind. — Von dieser Mode zeugt auch der „Froschmäusler" in folgenden Reimen:

Der König aber insonderheit
Hat angethan ein Wunderkleid;
Zu schürzen er sich auch anfing
Mit einem güld'nen Gürtelring,
Darin viel schöner Glöcklein hingen,
Die prächtig konnten einher klingen.

Früher schlugen die Tonmeister mit **hölzernen Sandalen** den Takt für das Chor der Singenden und Tanzenden. **Haug.**

## Lied des einsamen Greises.

Des Lebens Sternlein schwinden,
Mich will kein Herz mehr finden;
Ich rufe dich, mein Gott!
Im Sehnen und Verlangen,
Wirst du mich mild umfangen:
Ich rufe dich, mein Gott!

Die einst mir Liebe gaben,
Hab' ich schon längst begraben;
O hilf mir doch, mein Gott!
Wohin ich mich auch wende,
Erschreckt der Hoffnung Ende;
O hilf mir doch, mein Gott!

Was vor mir heim gegangen,
Wird traulich mich empfangen;
Nimm mich zu dir, mein Gott!
Laß mich, dem nichts geblieben,
Zu denen, die mich lieben,
Nimm mich zu dir, mein Gott!

**F. W. Gubitz.**

# Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

**Triest.** Diese Seestadt hat eine herrliche, romantische Lage. Nördlich von Bergen umschlossen, breitet südlich der adriatische Meerbusen seinen ungeheuern Wasserspiegel aus. Der reine italische Himmel schwebt über ihr, und in ihrer Umgebung wächst der Olivenbaum und gedeihen die Früchte der heißen Zone. — Imposant ist der Anblick des Meers von der Höhe bei Optschina. Hier zeigt sich plötzlich die unermeßne Wasserfläche, die in der Ferne mit den Lüften sich zu vereinen scheint. Wie die Taube über dem Weiher flattert, schweben die weißen Segeltücher über die ruhige Fluth hin. Tief liegt Triest mit dem Hafen, worin die Schiffe in Reihen gestellt sind, von der Fischerbarke bis zum stolzen Dreimaster. Unter den Häfen der österreichischen Monarchie ist dieser der besuchteste und hat den lebhaftesten Verkehr mit allen Reichen der Erde. Die herrlichsten Gebäude, unter denen die Börse sich vorzüglich auszeichnet, zieren die Plätze und die breiten heitern Gassen dieser Handelsstadt. Eine Realschule, unter der Direction des Edlen von Volpi, umfaßt in ihren drei Abtheilungen das commerzielle und technische Fach und die Marine-Kunde, doch wird diese Anstalt sehr sparsam besucht und zählt keine hundert Schüler; das liegt in der Denkweise der hiesigen Kaufleute, welche die Praktik aller Theorie vorziehen und den Knaben vom Lesebüchlein zum Kopirbuche stellen. Nach dem Beispiele der Steyermärker und andrer Länder des Kaiserstaates wird hier ein Museum für Krain, Friaul und das Litorale errichtet, dessen Aufsicht dem obgenannten würdigen Gelehrten v. Volpi übertragen wurde; doch ist bisher bloß das Locale bestimmt und es sind erst wenige Kunst- und Naturproducte, Ausgrabungen rc. vorhanden. — Das Theater zählt unter seine Mitglieder einen vorzüglichen Baßsänger, Sig. Zugelli, einen etwas schwachen aber reinen und lieblichen Sopran an Signora Pelegrini, die auch eine schöne und theatralische Gestalt besitzt. Der bekannte Kastrat Velutti, der sich hier angesiedelt, entzückt durch seine wunderschöne Stimme und er hat noch denselben Umfang an Tönen wie vor neun Jahren, als ganz Wien ihn bewunderte; doch ist auch sein Benehmen, sein Gang noch so unbeholfen wie damals. R.

**Hamburg.** Die erste Sammlung der in diesen Tagen ausgegebenen, in dem neuen Israelitischen Tempel zu Hamburg gehaltenen Predigten von Dr. G. Salomon (bei Hoffmann und Campe) ist eine zu merkwürdige Erscheinung, als daß wir dieselbe unbeachtet lassen dürfen. Allein nicht bloß das Ungewöhnliche ist es, was uns bestimmt, auch die Aufmerksamkeit des größern lesenden Publikums auf sie zu lenken, sondern ganz vorzüglich der Zweck und Inhalt dieser Vorträge. Der Herr Verf. äußert in der Vorerinnerung sehr richtig: daß der, seit mehreren Jahrzehnten verbesserte Unterricht, den die israelitische Jugend erhält, nicht hinreichend sey; es müsse auch für die Erwachsenen beiderlei Geschlechts ein Gotteshaus, ein Institut vorhanden seyn, in welchem Wahrheiten erhellet, Irrthümer berichtigt, Zweifel beantwortet, Ueberzeugungen befestigt, Herzen ergriffen, Geister erleuchtet werden — wo die Gesammtkraft des Menschen für Alles, was wahr und recht und gut ist, in Anspruch genommen wird. Folgende Worte einer Anmerkung verdienen hier eine Stelle und — Beherzigung: „Es ist nicht zu zweifeln, daß die Regierungen — auch einen geläuterten Gottesdienst für die Erwachsenen anordnen und ernstlich anbefehlen werden. Die Besseren und Treugesinnten, die mit allen ihren Kräften dem Vaterlande gern dienen wollen, harren eines solchen Befehls mit Sehnsucht, weil allen Anordnungen in dieser Hinsicht, die von den Juden selber ausgehen und nicht die höchste Autorität für sich haben, von unwissenden Finsterlingen und unvernünftigen Eiferern, Hindernisse in den Weg gelegt werden. „Aber auf den Lippen des Königs ist eine Zauberkraft; dem Recht, das er gebietet, darf nicht widersprochen werden!" (Spr. 16, 10.) Dann folgt Erwähnung und Lob des bekannten K. K. Oesterreichischen Edicts. — Die Sammlung enthält eilf Predigten, deren Ueberschriften vielleicht der Vorwurf treffen möchte: daß sie zu gesucht, oder überall überflüßig seyen. Doch wer wird solche und andere kleine Mängel (z. B. die nicht immer gleich große Sorgfalt in Hinsicht der gewählten Ausdrücke) rügen mögen, wo des Trefflichen und Lobenswerthen sich so Vieles findet! Es herrscht in allen diesen Reden ein Geist der **Wahrheit** und des Bessern, eine gebildete und doch herzliche, ergreifende Sprache; ganz besonders hat die vierte (der Geist des Volkslehrers), die fünfte (Sind wir besser als unsere Vorfahren?) und die zehnte (Sieg und Frieden, am Jahrestage der großen Völkerschlacht gehalten) uns gefallen. In der zuletzt genannten heißt es unter Anderem: „Friede, Friede soll es werden in der Welt, in dem Vaterlande, in unsern Kreisen, in unsern Häusern, in unsern Herzen! Im Reiche der Töne giebt es nur **eine** Harmonie; so darf es im Menschenreiche — dahin muß es kommen — nur **einen** Frieden geben, und unser Leben soll nur ein „Gott, Dich loben wir" werden! Dies muß der tiefste, der eindringendste Ton seyn in unserm ganzen Leben, von seinem Anfange bis zu seinem Ende; und lieblich auf den Bergen müssen die Tritte glücklicher Boten gehöret werden, wenn sie rufen: Friede! wenn sie Wonne verkünden, wenn sie Heil verbreiten und rufen: Zion! dein Gott herrscht; er giebt seinem Volke den Sieg, er segnet sein Volk mit Frieden!" — Wir schließen diese Anzeige mit dem Wunsche: daß es den beiden würdigen Lehrern des neuen Israelitischen Tempels gelingen möge, wahre Gottesliebe und wahre Gottesfurcht in den Herzen ihrer Zuhörer immer fester zu begründen, damit sie einst zur Erkenntniß dessen gelangen, was allein das **Wahre** ist. Nur ist es nicht hinreichend, bloß auf die, welche Plätze in dem Tempel bezahlen können, zu wirken; es muß auch dem armen, ungebildeten Israeliten eine Gelegenheit und Aufmunterung werden, das Gotteshaus zu besuchen; denn eben die niedere Classe soll lernen: was der Sinn aller Gebote sey und wie sie es an zu fangen habe, sich empor zu heben zu edleren Gesinnungen! — o —

Ein neues Stück: „L'acte de Naissance" hat in Paris viele Wortspiele veranlaßt, ehe es aufgeführt ward. Der Stoff ist: Eine alte Frau, eine verliebte Kokette, soll ihre Einwilligung zur Verheirathung ihrer Tochter mit einem jungen Menschen geben, verweigert sie aber, weil — sie selbst in den jungen Mann **verliebt** ist. Man geräth indeß auf den Einfall, ihr, wenn sie ihren Zweck erreichen will, den **Taufschein** ab zu fordern. Für eine Schönheit in ihrem Alter ist diese Forderung zu gefährlich und ein zu großes Opfer; sie tritt zurück und macht ihre Tochter glücklich. (Journ. d. Par.)

Bei Gelegenheit des letzten verunglückten Versuchs, den Montblanc zu ersteigen, müssen wir in Erinnerung bringen: daß schon mehrere solcher Versuche schlecht belohnt wurden. Im Jahr 1790 erstieg ein Engländer, Oberst Beaufrey, den Montblanc, erreichte auch wirklich den Gipfel, ward aber als Folge davon blind. Graf Malazewsky, ein Pole, erstieg nebst sieben Begleitern im Jahr 1818 den Gipfel, erfror aber Nase und Ohren. Ein Paar Männer Namens Ostern und Forneret, erreichten denselben im Jahr 1802 gleichfalls, verschworen aber für immer einen ähnlichen Versuch. (Gaz. d. Fr.)

Neulich machte Jemand in Paris ein ganz neues Experiment. Er erschien an der Seine auf einem kleinen dreirädrigen Wagen, und fuhr damit in die Seine hinein. Im Waßer diente das hinten einzeln stehende Rad als Steuer. Er fuhr durch die Pontneuf-Brücke hin und zurück, und so geschwind wie auf dem Lande. Das Geheimniß muß in der Bewegung der Vorderräder liegen, welche das Wagenschiff fort zu treiben scheinen. (Constit.)

Redacteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurersche Buchhandlung.




# Der Gesellschafter
oder
# Blätter für Geist und Herz.

1820. Montag den 2. Oktober. 159stes Blatt.


## Glossen über die Monats-Vignette.

### Brief an einen Freund.

Du meinst, werther Freund! — ich hätte bei den, nachmals in den „April-Launen des Gesellschafters" gesammelten Aufsätzen, zu älteren Vignetten geschrieben, in dem von mir gelieferten Scherz Anlage zum Glossiren gezeigt und hast mir ein Bildchen ausgesucht, damit ich wieder Glossen darüber gebe. Zufällig wähltest Du eines, über welches ich schon vor neun Jahren einige Zeilen schrieb, nämlich in der Zeitschrift „Fackeln" (Leipzig, bei Wilh. Rein), wovon nur ein Heft erschienen ist, weil die damaligen gebietenden französischen Behörden die Wegnahme aller Exemplare (versteht sich, nur der, welche sie fanden, und das waren nicht die meisten!) veranlaßten; und so starben die Fackeln in ihrem Beruf: sie wurden in Erfurt verbrannt, obgleich sie lieber nur geleuchtet und höchstens Behörden jener Art selbst in Feuer gesetzt hätten durch manche lustige Anzüglichkeit, welche der Buchdrucker-Presse auch schon in dem ersten Heft entkommen war. Ich will aber diese alte Begebenheit vergessen oder vielleicht bei einer andern Gelegenheit, wo ich etwa jener Zeit und mancher miterlebten, nicht ganz unwichtigen Vorfälle gedenke, darauf zurück kommen; jetzt gilt es nur die Zeilen, die ich damals über obiges Bildchen schrieb und die als erste Glosse hier stehen mögen: „Es erscheint da ein Diogenes mit der bekannten Laterne, die ihm Menschen zeigen soll und es ließe sich schwören: daß er in unsern Tagen sucht; denn wir erblicken an einem Denkmal für irgend etwas Erhabenes der Vorzeit einen Affen, der sich wohlgefällig im Spiegel betrachtet und auch noch im Rückschreiten begriffen ist, weil er — ohne [illegible]kbare Selbstständigkeit — seinem Stützpunkt, einem Krebse, überlassen bleibt. Ein boshafter Deuter würde wohl daraus ein Sinnbild der heutigen Welt machen; wir sehen den Scherz für Scherz an, denn wir sind so friedliebend und behutsam, wie alle unsere deutschen Brüder und wollen keinen Prozeß mit der ganzen Menschheit beginnen — wenn man uns auch niemals groß nennt. Doch auf Eines wollen wir die Bosheit aufmerksam machen, um zu zeigen, daß wir nicht auf den Kopf gefallen sind, was indessen auch nicht übel ist, denn man merkt doch bei solcher Gelegenheit: daß man einen Kopf hat, wenn es nicht schon durch eine Kopfsteuer geschehen ist. Wir wollen nämlich sagen — um uns nicht weiter zu verlaufen — daß der Gedanke mit dem Krebse einige Aufmerksamkeit verdient, indem sich dabei von weit um sich fressenden Krebsschäden viel erzählen ließe. Wir schweigen jedoch aus Ehrfurcht vor dem Censor, der in der Regel einem bankerotten Verleger gleicht: denn er behält Manuscripte und honorirt sie nicht, oder er streicht wenigstens Stellen und damit Honorar, so daß es im buchstäblichen Sinne keinen ärgeren Strich durch die Rechnung geben kann, als den eines Censors; und begnügte er sich dabei auch etwa mit dem Zehenten, so ist damit wahrscheinlich das Ganze und folglich auch der Verfasser enthauptet, so daß dieser sich als bloßer Leichnam an den Pranger gestellt sieht." —

sie [illegible] jetzigen Censoren, meint ich, sind so ar[illegible] keinen andern Druck, als unter den, der sie vervielfältigt in die Welt sendet. Bei so günstigen Umständen glaube ich wohl, eine kleine Untersuchung wagen zu dürfen über die Frage: wer eigentlich der Aff' auf dem Krebse sey? — denn darin möchte die ganze Aufgabe des Bildchens liegen, weil im modernen Leben wir der Diogenesse, die Menschen suchen, gar zu selten finden: indem fast Alle zu ihren Zwecken nur unterthänige Diener oder Miethlinge haben wollen.

Wie billig lassen wir allen Affen im Großen den Vorrang, betrachten die Leute unserer Zeit, die sich allerlei Namen geben, als: Reformers, Constitutionelle, Ultras, Radikale, Carbonari u. s. w. und kommen zuerst auf die Bemerkung: daß man all dergleichen selbst verschuldete, indem man, als die Ereignisse die ersten kühnen Thaten möglich machten, den Zeitgeist und seine Kinder mit Kränzen und Glänzen so überhäufte, daß nach dem vielen Duft nothwendig hier Wahnsinn, dort Ohnmacht, nach dem vielen Schimmer ein Blenden und Verblenden entstehen mußte: lauter Erfolge, welche die Narren rüstig und alle Schlauköpfe geschäftig machten. Aufregungen solcher Art, die nur für den Augenblick bedacht sind, für den nächsten schon wortbrüchig machen müssen — weil man das Unhaltbare im Rausche versprach — solche Aufregungen sind es, welche bewirkten: daß wir in kurzen Zeiträumen Umwälzungen erfuhren, die sonst ein Jahrtausend erforderten, und wenn es erwiesen wahr ist: daß noch kein Staat in der Welt sich gegen den Concurs der Umstände sichern konnte, so sehen wir dagegen Staaten, die rasch mehrmals fallirten und immer wieder ein Kapital aufbrachten, das sie oft der Erschöpfung auf künstliche Weise noch ab zu ringen wußten: denn zuweilen ist es in der Geschichte eben so unbegreiflich, wie dieser Staat noch irgend bestehen oder sich wieder beleben kann, als wie jener so rasch zerfällt. Es war ein wunderlich Zeichen unserer Tage, daß es so viele und mehr Kronen-Wanderungen gab, als sonst Völker-Wanderungen, die vielleicht mit das Hauptsächlichste in den nächsten Begebenheiten werden; aber fürerst sind diese Wanderungen an die Constitutionen gekommen, und wie man sonst die englische Constitution als die alleinglücklichmachende ausschreien wollte, so huldigen mehrere Völker nun der spanischen; deutlich genug merkt man es aber: daß die Masse danach greift, wie nach einer neuen Mode, unbekümmert: ob sich dabei wohl leben und vorwärts kommen lasse. Die Sucht nach Neuem, in der Mehrheit eben so unsterblich wie bei den Ehrgeizigen der Hang zum Betruge, hat sich aus Kleinlichem zu dem Wichtigsten gewandt und die Geschichte der letzten Jahre ist zu einem politischen Mode-Journal geworden, indem [illegible] durchprobirt und wieder verworfen, dann [illegible] das Neue schnell wieder abgetragen wurde; und wie einst Rom den furchtbarsten Fluch auf den legte, der das zerstörte Karthago wieder erbauen wollte, so scheint der Geist der Zeit überhaupt diejenigen dem Fluche geweiht zu haben, die der Menschheit endlich wieder einen sicheren Stützpunkt schaffen möchten. Wohl giebt es Männer, die es mit Redlichkeit zu thun gesonnen sind; aber wo sie ihren festen Bau anlegten, da waren bald Schaaren derer vorhanden, welche die Lebenden abwehrten, und nur der Aff' auf dem Krebse findet sich, wo man Menschen zu versammeln gedachte.

(Die Fortsetzung folgt.)

## Ermenonville.*)

An einem heiteren April-Morgen verließ ich Paris, und kam, ehe ich es wünschte, an die Barriere, wo ich für diesmal Abschied von Paris nahm, mit einer Wehmuth, die all das Große und Schöne, was diese Stadt in sich schließt, leicht erklärlich macht. — Ueber die herrliche Chaussee, in einer mit aufkeimendem Grün prangenden Allee fuhr ich schweigend dahin und sah die ländliche Wohnung Neckers mir zur Seite liegen. In einiger Entfernung erblickte ich den alten Thurm von St. Denis, die Gegend wurde immer ruhiger und bald mahnte nichts mehr an die Riesenstadt, die hinter mir lag. — Hirten, die an der Straße Schafe weideten, erinnerten mich mit ihren langen spanischen Mänteln von blauer Leinewand an den Süden und die römische Herrschaft, deren Spuren sich in diesen Ländern überall darbieten. Bäuerinnen ritten auf Eseln hin und her; sie sitzen seitwärts auf dem Thiere und lassen ihre Füße in einem der beiden an dasselbe angebundenen Körbe ruhen; selbst Bürgersfrauen machen kleine Reisen auf diese Art, und Manche lassen das Thierchen recht wacker auftreten.

Wir restaurirten uns in einem kleinen Städtchen und fuhren dann von der Straße ab, um Ermenonville zu besuchen. — Das Dorf selbst ist unansehnlich, entfernt von der Straße und still. Wir wollten eben nach einem Gasthof fragen, als uns auf einem alten Schilde das wohlbekannte Bild des guten Schwärmers mit der Aufschrift „J. J. Rousseau" entgegen lachte und alles ferneren Suchens und Fragens überhob. In dem gegenüber liegenden Hause, noch ärmlicher als unser Wirthshaus, waren zwei Tafeln eingefügt, wovon die eine den Aufenthalt Josephs II. und die andere den Gustavs III. verewigen sollte — verewigen sollte, denn während der Revolution waren sie Beide schon einmal weg genommen worden.

*) Bruchstück aus den, in einigen Monaten (bei C. A. Werther in Leipzig) erscheinenden „Reisen" durch Deutschland und Frankreich in den Jahren 1818 und 1819", vom Dr. J. Lhotsky.

Mit ein Paar Schritten waren wir vor dem Schlosse und sahen gegenüber durch Pappel-Gezweig auf eine Wiese, von Hügeln umgeben, auf denen ein antiker Tempel stand und über deren Rand eine kleine Kaskade herunter floß. Dieses Schloß gehört der Familie des edlen Girardin, welcher Rousseau in den letzten Jahren seines Lebens aufnahm und ihn so edel und zart behandelte, daß Rousseau bekannte: er habe nie so angenehm als hier gelebt. Der Führer, der uns leitete und der Beide noch gekannt hatte, wußte uns so manchen Zug von ihnen zu erzählen, der uns diese Gegend noch mehr beseelte. Zu jener Zeit, wo sie der Besitzer selbst bewohnte und mit großen Kosten täglich verschönerte (er soll in 30 Jahren 3 Millionen Franken darauf verwendet haben), war sie ein Ort voll ländlicher Vergnügungen: aus den Pavillons und Inseln erschallten öfters Musiken und die Gewässer waren von lustwandelnden Fremden befahren. Dieser Girardin muß ein sehr edler Mann gewesen seyn, wie man aus vielen Zügen entnehmen kann; selten soll er Rousseau, wenn er Muße hatte, verlassen haben, und ihre gegenseitige Anhänglichkeit war unbegrenzt.

Rousseau stand im Sommer früh auf, wo er spazieren ging und botanisirte; einige Stunden vor Mittag ging er ins Schloß, wo er mit dem Fräulein von Girardin Klavier spielte; zu Mittag speiste er allein, und brachte die Abende öfters mit der Familie oder der anwesenden Gesellschaft zu. Girardin ließ ihm ein eigenes, nach Art der Schweizer-Bauerhöfe eingerichtetes Haus erbauen, welches er aber wegen der Feuchtigkeit nicht bewohnte, sondern ein kleines, neben dem Schloß liegendes Nebengebäude vorzog.

Der Garten hat viele recht interessante Parthieen, wozu das schöne Schloß — welches in der Mitte liegt und sich von allen Seiten sehr schön ausnimmt — eine Mühle, auf italienische Art gebaut, der tour de Gabriele u. s. w. viel beitragen. Links vom Schlosse erhebt sich die Gegend, die meistens in Wiesen und sanften Hügeln wechselte, zu bedeutenden und wenig bewachsenen Felsen, von denen man einen großen Theil des Parks übersieht. Hier war es, wo Rousseau, der gewöhnlich die ganze Gegend umkreiste, von seinem Spaziergange ausruhte, welches Herrn von Girardin bewog, ihm dort ein kleines Hüttchen mit einem Ofen, Moos-Kanapee und Tisch einrichten zu lassen; da arbeitete und las der Philosoph. Das Hüttchen steht noch und wird den Fremden geöffnet. Der Felsen ist mit Inschriften aus Rousseau und andern Dichtern geziert.

(Der Schluß folgt.)

## Aussprüche.

Als Adrian VI., von Utrecht gebürtig, als erwählter Pabst in Rom einzog und ihn, Namens der Bürgerschaft, ein römischer Ritter empfing und ihm die Füße küßte, sagte er: „Ein Regent, der in fürstlicher Ehre etwas Anderes sucht, als den Nutzen der Unterthanen, ist ein Tyrann. Mein Mund begnügt sich mit wenig Speise, mein Leib mit wenig Kleidung; was vom päbstlichen Einkommen übrig bleibt, soll zum Besten der Christenheit angewandt werden."

Willegis, der erste Churfürst von Mainz, war der Sohn eines Rademachers zu Stroningen in Sachsen. Als er den churfürstlichen Palast bezog, ließ er Räder an die Wände der Gemächer malen, mit der Inschrift:

Willegis! Willegis!
Deiner Herkunft nicht vergiß!

— und von daher soll auch das Rad in dem ehemaligen churmainzischen Wappen stammen.

Der Markgraf Siegmund von Brandenburg hatte sein Siegel auf dem Knopfe seines Schwerdtes, und sagte oftmals: „Was mein Schwerdt mit dem Knopfe bekräftigt, das soll es auch mit der Schärfe ausführen!" — Derselbe hielt, als er einer Prüfung der Jünglinge auf einer Schule beiwohnte und die Bürgerlichen geschickter als die Adlichen fand, folgende Anrede: „Wohlan, ihr Jünglinge! fahret fort, des Fleißes Lob zu erwerben; ich will euch Geld und Gut verschaffen, euch werth halten und Stiftsherren und Bischöfe aus euch machen und euch zu meiner Rechten setzen. Ihr übrigen jungen adlichen Zärtlinge, die ihr also mit aufgeputzten Haaren herein zieht, euch auf eurer Eltern Stand und Reichthum verlasset, dem Müßiggange und den Wollüsten nachhanget, eines römischen Kaisers Befehl weder achtet noch folget, sollt mir nicht gut genug seyn, daß ich mich eurer annehmen sollte, weil ihr die Studia hintan setzt, und aus Andrer Exempel euren Verstand nicht zu Lob und Weisheit und Tugend unterrichten laßt, und sollen diese Geringen euch in allen Ehren vorgezogen werden; jedoch da ich sollte spüren, daß ihr es mit der Zeit den Fleißigen werdet gleich und darüber thun, sollt ihr billig auch wegen eures Standes vorgezogen werden."

Als Kaiser Karl sah, daß seine Deutschen die kurzen und schmalen Röcke der Gallier zu tragen anfingen, sagte er: „Sehet, meine Deutschen und freien Franken, das bedeutet nichts Gutes: daß ihr derjenigen Kleider an euch nehmet, die ihr doch überwunden habt. Ihr nehmt ihnen ihre Kleidung, so werden sie euch euer Herz nehmen; was sollen diese welschen Lumpen, die kaum den halben Leib bedecken und weder gegen Hitze noch Kälte gut sind!" Danubius.

## Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

Copenhagen. Caesarem vehis! dachte ich, als ich Kaledonien — welches Sie aber nicht für Schottland, sondern für den Namen des hiesigen Dampfschiffes halten mögen — vor einigen

Tagen betrat, um längst dem Gestade nach dem Thiergarten zu fahren. Ich wünschte die Ansicht der schönen seeländischen Küste vom Wasser aus zu kennen; der Weg zu Lande dahin ist übrigens so anmuthig, als fast alle Wege in Seeland. Man fährt dann eine Meile auf der Kunststraße, die nach Helsing r führt. In der Nähe des Denkmals, welches dankbare, aus Frohn-Bauern zu Land-Eigenthümern umgeschaffene Freigelassene dem Grafen Bernstorff errichtet haben, biegt man von der Landstraße ab nach Jägersburg hin, einem vormals königlichen Jagdschloß, das nun einer Eskadron des Husaren-Regiments zur Garnison dient; das Schloß ist abgebrochen. Es ist überhaupt ein Grundsatz der dänischen Regierung: keine Verwendungen an königliche Landschlösser zu machen, sondern sie zu anderem Gebrauche dienen oder auch gänzlich unbewohnt zu lassen. Obgleich prachtvolle Landschlösser und weitläuftige Gärten zu dem Glanze gehören, mit denen man die königliche Würde gern umgeben sieht, so darf man doch hier den ausgeübten Grundsatz nicht tadeln, da er der Quelle einer edelmüthigen Aufopferung entfließt. — Wir schifften uns bei der Zollbude ein. Ein Schwarm von Böten begleitete uns zu dem Dampfschiff, über das ein Segelzelt sich breitete. Das Wasser war noch mit Böten bedeckt und wir zuerst Gekommenen eilten, einen Platz auf den grün angestrichenen Bänken zu erhalten; bald war das Schiff fast überfüllt. Bei einer weiteren Reise wäre die Menge der Begleiter lästig geworden; denn in längeren Unterhaltungen gilt das: non multa sed multum; aber für diese kurze Hinfahrt war mir das Gewimmel nicht zuwider. Der dänischen Sprache wenig kundig, konnte ich nur einen geringen Antheil an den Gesprächen nehmen; aber der Anblick der frohen und geschmückten Gesellschaft erfreute mich. Die Weiber und Mädchen aus den höheren Ständen zieren sich nur mit dem Glanze einer reichen Kleidung, wenn sie in ihren späten — man könnte sagen nächtlichen — Versammlungen ihres Gleichen überstrahlen wollen; dann zeigen sie die Kunst, welche Properz vor 2000 Jahren an seiner Cynthia tadelte, die Kunst: durch Kleidung die Reize zu schaffen, zu erhöhen, durch sie zu fesseln. Außer solchen Zusammenkünften wollen sie nur in einer geschmackvollen Nachläßigkeit erscheinen. Den mittleren Ständen ist eine Fahrt nach dem Thiergarten in der Quellenzeit der Kulminations-Punkt ihrer Ausschmückungen, und der weibliche Theil meiner Reise-Gefährtinnen hatte alle schönsten Kräfte der Garderobe aufgeboten: Mousseline, Tüll und Moll, Bänder und Federn, eingetauscht für die Produkte aller Arten des Fleißes ihrer Väter und Ehemänner. — Bei unserer Ankunft, Bellevue — dem Gasthofe im Thiergarten — gegenüber, wurden wir durch einen Kanonenschuß begrüßt; Böte kamen, uns ab zu holen und brachten uns an eine mit Laub geschmückte Brücke, einen Steg, der sich in das Wasser hinein erstreckt. Da erwarteten uns schon mehrfache Reihen Neugieriger, ihre Copenhagener Miteinwohner aus einem Dampfschiffe kommen zu sehen. Die Gefahren des Meeres waren bestanden, aber es erschreckte uns noch eine Art Sandwüste; von dieser gingen wir durch den Wald zum Thiergarten. Man schätzt, wo ich nicht irre, seinen Umfang zu einer Meile. In ihm findet man der schlanken und doch starken Buchen — an denen die Stürme von Jahrhunderten vorüber gegangen sind — die einen Ruhm von Seeland ausmachen und viele Bewunderer in ihre wohlthätigen Schatten aufnehmen. Mehrere Strecken der Holzung sind so einsam, daß man sich freuet, Hochwild grasen zu sehen, in Rudeln und einzeln. Sehr oft wird der Thiergarten nur während einiger Wochen im Sommer besucht, welche man die Quellenzeit nennt. Eine Dänin, Kirsten Piil, entdeckte eine mineralische Quelle, die anfangs als eine Heilquelle benutzt ward; von da an hat sich die Sitte erhalten, sie jährlich zu besuchen, aber ohne weitere Rücksicht auf ihre heilende Kräfte, denen man keinen großen Werth beilegt. — Gastwirthe aus Copenhagen wohnen die Quellenzeit hindurch in zwei langen Reihen von Zelten, in denen man Tanz und Spiel und andere vorüber gehende irrdische Genüsse findet. Seiltänzer, Leierspieler und Herumziehende solcher Art leben da mit ihren Gefährtinnen ein idyllisches Leben. Die Liebe feiert im verschwiegenen Schatten, nur von den Waldessängern belauscht, ihre süßesten Triumphe. Fast aus jedem Zelte tönen Musik und Lieder jeglicher Gattung, von patriotischen Hymnen an bis zu den schalkhaftesten Parodieen der Lieder Oreeturts. Wenn der Abend längere Schatten wirft, wird die Freude gewöhnlich rauschender und die Zerstreuten vereinigen sich zu Gruppen in den erleuchteten Zelten. Dann aber kehrt Alles, was noch von den äußersten Grenzen der beau monde umfaßt wird, nach Copenhagen zurück. Der Morgenstern erst trennt die Uebrigen, die sich dann durch einige Stunden Schlafes zu neuen Freuden des folgenden Tages vorbereiten. (Der Schluß folgt.)

Die alte fränkische Sprache ist das Bauern-Latein; nach dieser Sprache ist Roi nicht immer, was das Rex der Römer bedeutet. Ob auch schon vor hundert Jahren ein Jesuit, Pater Daniel, des Majestäts-Verbrechens beschuldigt ward, weil er auf der ungeheuren Liste der Könige von Frankreich vier derselben nicht gelten lassen wollte; so macht dennoch ein Hr. Thierry sich jetzt anheischig: nach obiger Behauptung Vierzig aus jener Liste zu streichen. (Courier fr.)

Wir wollen einmal eine Fabel mittheilen: Sich auf den Gipfel eines Eichbaums auf zu schwingen, that ein Hahn manchen Flug, doch er erreichte kaum des Baumes Hälfte; indeß — des Hahnes Auge ist bekanntlich sehr scharf — gewahrt er auf des Baumes höchstem Blatte eine Schnecke. — „Vermessenes Wasserthier!“ ruft er; „du niederes Insekt, was willst du dort oben? Ich habe Federn, fliege und gehöre darum allein dorthin!“ — Die Schnecke aber erwiederte darauf: „Erlaube, daß ich dir widerspreche! Ihr Fliegenden seyd ja winzige Tropfe! — sich zu erheben braucht's der Flügel nicht, des Kriechens nur!!“ (Gaz. d. Fr.)

Eine Zeitung behauptete unlängst: Neapel habe sich stets ihres Beiworts „der treuen Stadt“ so gerühmt, daß man es nirgends weg läßt, wie sich das auch durch den Titel folgender Schrift bewährt: „Bericht über die 41ste Rebellion der getreuen Stadt-Neapel.“ (Courier fr.)

Neulich hatte man zu Paris einen Menschen fest genommen, welcher aufrührerische Lieder sang. Auf sein Befragen ergab sich: daß er längst stocktaub war, und er erwiederte trocken: „Er habe bis jetzt noch nichts von der Umänderung der französischen Staatsverfassung gehört, sehen könne er auch nur schwach, lesen gar nicht, er habe also mit seinem „Vive l'Empereur“ sich noch ganz am rechten Orte gewähnt.“ (Courier fr.)

Marc Aurel, die Krone der Herrscher seines Zeitalters, sagte einmal zu dem Ersten der Prätorianer: „Dieses Schwerdt übergebe ich dir, um damit mich als ersten Richter zu vertheidigen, oder mich zu bestrafen, wenn ich zum Tyrannen werde.“ — Er erleichterte wohl den Uebergang zum Christenthum in moralischer Hinsicht, indem er die Seele und die menschliche Einsicht als eine Näherung zur Gottheit, d. h. zu dem einzigen göttlichen, ewigen und untheilbaren Wesen annahm, und daraus die Verpflichtung für die gesammte Menschheit folgerte: sich gegenseitig zu lieben, bei zu stehen und zu achten, da Alle nur Theile eines einzigen Ganzen seyen, die nur für den Augenblick von einander gesondert waren. (Courier fr.)

Eine neue Schrift zu Gunsten der Königin von England, mehrere interessante Data und Original-Briefe enthaltend, ist in London erschienen mit dem Motto: „Die Buchdrucker-Presse ist das Schutzgebäude der Freiheit!“ (Courier fr.)

Voltaire sagte einmal: „Die Vernunft ist eine Unbehaglichkeit, wenn sie nicht von einem Bischen Thorheit begleitet wird.“ (Courier fr.)

Redakteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurersche Buchhandlung.








# Der Gesellschafter
oder
# Blätter für Geist und Herz.

1820. Mittwoch den 4. Oktober. 160stes Blatt.


## Ermenonville.

(Schluß.)

Als Joseph II. diesen Ort besuchte und, nach seiner Gewohnheit, so sehr lief, daß ihm der Führer kaum folgen konnte, überfiel ihn ein Regen, gegen den er sich in einer Felsengrotte schützte, wie eine Inschrift aussagt, von welcher die damalige Kaiserin Marie Louise, als sie diesen Ort vor einigen Jahren besuchte, sehr gerührt wurde. — Nachdem wir den Garten durchzogen hatten, kamen wir wieder an das Schloß und an das Haus, worin Rousseau gestorben ist. Die Art seines Todes, wie er von seiner Frau das Fenster öffnen ließ, um noch einmal seine Geliebte (die Natur) zu sehen, ist bekannt. Noch ist das Fenster und die Nische, wo sein Bett stand, vorhanden. Aus dem Fenster genießt man die Aussicht auf das Schloß und den Platz, über welchen der Weg in das Dorf führt; ein Brunnen rieselt gerade unter demselben.

Mit Wehmuth muß ich hier eines Irrthums erwähnen, in den ich verfiel und den ich zur Kenntniß des menschlichen Herzens andeuten will. Ich glaubte nämlich, daß ein so langjähriger Umgang, als Rousseau mit seiner Frau gehabt, jedes noch so gewöhnliche Herz veredeln müsse, und habe manchem Franzosen, der mir von ihrem Betragen nach seinem Tode erzählte, nie Glauben gönnen wollen. Aber — es ist wirklich so! Unser Führer, der Beide gekannt, erzählte uns: wie sie sich nach Rousseau's Tode mit einem Domestiken herum getrieben habe, wie sie —; doch warum sollte ich ein zartes Herz mit dieser Erzählung betrüben und von seinen Idealen abbringen, da doch nur das Streben nach dem Idealen allein Ideales, d. h. Großes, hervor gebracht hat.

Als Rousseau so plötzlich todeskrank wurde, ließ Herr von Girardin unsern Führer gleich nach dem nahen Montagny reiten, um einen Wundarzt zu holen, welcher aber zu spät und unnütz kam. Der Vater unsers Führers balsamirte ihn ein, und der Tischler, der ihm den Sarg machte, lebt auch noch. — Als ich unsern Führer — der Allen ein Muster seyn könnte, so richtig wußte er das zu Viel und zu Wenig im Sprechen und Erzählen zu vermeiden — fragte: ob er denn auch Rousseau's Schriften gelesen habe? verneinte er dieses anfänglich bescheiden; doch zuletzt merkt' ich: daß ich doch recht geurtheilt hatte; denn er gestand endlich: daß er die „Confessionen" vom Maire (Schulzen) geliehen hätte, der Rousseau's sämmtliche Schriften besitzt.

Wir gingen nun auf die andere Seite des Gartens, zu der isle de peupliers, Rousseau's Grabstätte. Der Teich, worin diese Insel sich befindet, ist mit schönen buschigen Hügeln umgeben, auf deren einem ein einfacher, aber hier sehr passender Tempel — ich glaube der Erinnerung gewidmet — steht. Als wir weiter wandelten, bemerkten wir mehrere Felsenplatten, worauf einige recht gemüthliche Inschriften standen, unter anderen die gar schöne:

La sous ces peupliers, dans cet simple tombeau,
Qu'entaurent ces ondes paisibles,

Sont les restes mortels de Jean Jacques Rousseau,
Mais c'est dans tous les coeurs sensibles,
Que cet homme si bon, qui fut tout sentiment,
De son ame à fondé l'éternel monument.

Das Schiffchen, welches auf die Insel führt, war etwas leck; doch auch das Wasser selbst hätte mich nicht aufgehalten, mich ihr zu nähern. Bald standen wir auf ihrem geheiligten Boden. Das Inselchen ist mit einer Reihe Pappeln umgeben, in der Mitte steht der weiße melancholische Grabessockel; mit Ehrfurcht berührte ich ihn. Auf einer Seite ist eine Mutter mit einer Kindergruppe, wovon sie eines säugt; auf der andern Seite steht das bekannte: „Içi répose l'homme de la nature et de la verité." — Der Körper wurde im Jahr 1791 durch eine Seiten-Oeffnung heraus genommen und in das Pantheon nach Paris geführt. — Nachdem ich so Alles gesehen hätte, was hier Rousseau selbst anging, vertieften wir uns in dem nahen Wald, um noch Einiges zu betrachten, was seine Schriften veranlaßt hatten. Gräber waren es zweier Unglücklichen, die — nachdem ihnen das Leben nichts mehr versprach und sie in ihm nichts mehr von dem zu finden glaubten, was ihnen die Schriften dieses guten Schwärmers so lieblich gemalt hatten — hier ihr Leben freiwillig endeten. Das Grab des Einen — der, nach seinem Brief an Herrn von Girardin zu urtheilen, worin er bat: ihn in der Nähe seines Seelenfreundes zu begraben (und wovon uns der Führer ganze Stellen mittheilte), ein sehr tief und eigen fühlender Mann gewesen seyn muß — ist eine Steinplatte, worauf eine passende Inschrift steht. Er hatte sich über ein Jahr, in steten Träumereien vertieft, hier aufgehalten. — Wir verließen dann den Garten, den ich mit einem ungemein sanften Genusse durchwandelt hatte, nachdem ich in meinem Inneren bekannte: daß dies einer meiner schönsten Tage gewesen sey. Dr. Lhotsky.

## Glossen über die Monats-Vignette.

(Fortsetzung.)

Als ob es möglich wäre, daß man eine Staatsverfassung nach Belieben ändere, so spielt man damit, wie im Chinese puzzle und versucht es recht eigentlich: wie oft man das Vorhandene verändern und wenden könne, ohne daß etwas recht Gescheidtes daraus wird. Bei jeder neuen Umstaltung meinen aber die Wortführer der Unruhigen: nun sey einmal etwas über die Gebühr Vortrefliches entstanden; mit Recht sagte jedoch ein neuerer Schriftsteller: „Solcher Leute ganze Weisheit concentrirt sich darin, daß sie zu den Höheren sagen: Geht ihr da weg, ich will dorthin!" — und dies ist der Wahlspruch aller der constitutionellen und nicht-constitutionellen Partheien, die unter mancherlei Namen Radikal-Kuren mit den Staaten beginnen, bei denen über allem wahren Leben der Mordstrahl gezückt ist. Die Bedächtigen sagen mit Lessing: „Wenn an das Gute, das ich zu thun vermeine, allzu nah was Schlimmes grenzt, so thu' ich lieber das Gute nicht!" — Diese Bedächtigen fühlen es jetzt innig: daß in Tagen der Unruhe sich nichts mit Eile begründen läßt, was für Jahrhunderte von Einfluß ist. Es ist indessen jetzt mehr als jemals noth, das einzelne Gute einer langen unheilvollen Revolution fest zu halten und die Ideen, welche lebendig im Umschwunge sind, auch in Thätigkeit zu setzen. In den vielen Kämpfen der letzten dreißig Jahre galt es unbezweifelt eine Ausgleichung der natürlichen Rechte mit den Feudal-Vorrechten; es galt die Störung einer Handels-Despotie und die möglichste Selbstbenutzung des eigenen Kunst- und Gewerbfleißes; es galt, die Trennungen der Religions-Partheien unschädlich zu machen, bis sie völlig aufhörten; es galt überhaupt den Sieg des Verdienstes über Vornehmthuerei, der Gleichheit des Rechts und Gesetzes über Anmaßungen und der Duldung über Intoleranz — aber solcher Duldung, die auch das Forschen nach Wahrheit und Vernunft erlaubt; denn wer hier Grenzen ziehen will, ist ein Despot des Geistes, übt mithin die ärgste Intoleranz, die es geben kann. Ich, für mein Theil, will mich nicht versteigen zu dem Wahn, als wüßte ich, auf welche Art jene Siege zu erringen und dauernd zu machen wären; es scheint mir zuweilen, als könne ein schlichter Verstand nicht fehlen und eben in solcher Meinung brauche ich um so eher meine schmale Weisheit nicht aus zu breiten. Ich will lieber, weil es doch nun einmal hier nur Glossen geben soll, von Neuem an die Antworten erinnern, welche nach Plutarchs „Gastmahl der sieben Weisen" von diesen ausgesprochen wurden auf die Frage: welche Staatsverfassung ist die beste?

Die Lösung dieser Frage ist — obwohl von Vielen schon versucht — noch immer zur Preis-Aufgabe geeignet; nicht, weil ich die Antwort für so fern liegend halte, sondern weil die meisten Entscheidenden minder nach der klarsten Wahrheit, mehr auf die Fragenden sahen, welche Preise vertheilen können. Versuchten es zuweilen Einige anders, unterhielten reiner Wille und kühne Wahrheit so ernste Liebschaft, daß Vernunft erzeugt werden konnte, so veranlaßte die Eigensucht den Scheide-Prozeß oder wo das nicht ging, einen neuen Akt von dem unaufhörlichen Trauerspiel, in welchem das Gute von dem Mißverstande gekreuzigt wird wie Christus, oder mit Gift und Dolch beehrt, wie Socrates und Cato, oder in einem Mörser gestoßen, wie Zeno, oder auf dem Rost gebraten, wie Huß, oder verfolgt, wie Luther, Hutten, Rousseau und eine zahllose Schaar Anderer.

Bei so vielen abschreckenden Beispielen giebt es in

kultivirten Zeiten — das sind solche, wo man aus den Erfahrungen von Jahrtausenden wissen will: Es wird auf Erden nicht besser! — nichts als Trennungen. Die Gutmüthigen wissen dabei immer weniger, was sie wollen, als die Schlechten, und überlassen die Angelegenheiten vertrauensvoll dem Schicksal, das — nach Goethe — freilich ein vornehmer, aber auch sehr theurer Hofmeister ist, der sich endlich zu belästigt findet von der Einsicht: daß die Menschheit seine Winke fortwährend mißversteht. — Doch, ich will nun die erwähnten Antworten übersetzen und sie für meine Glossen als leitend, doch nicht immer als Autoritäten betrachten; denn ich habe auf keinen Menschen-Namen geschworen, freilich aber auch — und Gott sey es gedankt! — am allerwenigsten auf meinen eigenen. — Es erwiedert der erwähnten Frage Solon:

„Der glücklichste und dauerndste Staat ist der, in welchem jeder Nichtbeleidigte, gleich dem Beleidigten, den Bösen verfolgt bis zur Bestrafung. Denn wer Gesetze nicht achtet, beleidigt nicht den einzelnen Bürger, sondern den ganzen Staat, und bleibt er unbestraft, erringt die Frechheit der Schlechten die Herrschaft."

Der Ausspruch, obwohl für die Gegenwart passend, ist freilich in den neuesten Tagen nicht gar leicht anwendbar. Sollten sich auch wirklich die Zeitgenossen aus der Angewohnheit erretten: das Gesetz als ihren Feind zu betrachten; sollten sie, freundlich gesinnt für den Mitbürger, sich auch über den Spruch erheben: Was Andern droht, macht mir nicht Noth! — so würden sie noch immer abgeschreckt werden von der Erfahrung: daß ein Angeklagter nach einem Paragraph äußerst unrecht, nach einem andern nicht recht und nicht unrecht und nach dem weit hergeholten dritten Paragraph ganz vollkommen recht hat. — Der Buchstaben-Sinn allein ist ein Leichnam, der Geist des Gesetzgebers muß fortwalten, sonst kann ein Volk bei den besten Gesetzen gesetzlos seyn; wo man aber nur mit den Worten richtet, wird deren Verdrehung ein Studium.

Um jene Solonische Ansicht in Wirklichkeit verwandelt zu sehen, wäre es nothwendig: daß die Erziehung vor Allem mit den Gesetzen befreundete, das Beispiel erweckt und fortgepflanzt würde. Um dies zu ermöglichen, müssen die Gesetze Jedem bequem, also einfach werden; sie müssen es aber wohl sehr lange nicht mehr seyn, denn schon Seneka sagt: „Nihil mihi videtur frigidius, nihil ineptius, quam lex cum prologo" (Nichts scheint mir lähmender und unschicklicher, als ein Gesetz mit einer Vor-Erklärung). Gesetze können nur aus allgemeiner Nothwendigkeit entstehen; wo diese gefühlt wird, ist das Gesetz gewiß sehr bündig. — Späterhin muß aber auch Frau Themis nirgends Handgeld sich voraus und Sold fort und fort zahlen lassen, sonst ist der Arme nur zu oft außer dem Gesetze; Armuth wird dadurch zum schwersten Verbrechen und so „erringt die Frechheit der Schlechten die Herrschaft!" Man wird in einzelnen Fällen dann noch zum Rechte kommen, zuletzt durch die Gnade, die aber das Ungnädigste ist, was dem Fühlenden widerfahren kann. Sie deutet auf ein bezwecktes Verarmen der Gerechtigkeit — denn diese überall zu üben ist schon eine Aufgabe, die bis jetzt noch über menschlichen Kräften stand — und wird nebenher oft noch der einträglichste Handels-Artikel für die höfischen Diener. Dem sogenannten Weltklugen kann es nicht verargt werden, wenn er folgende Logik hat: „Mein Gebieter ist vielleicht im Jahre dreihundert fünf und sechzig Mal gnädig; die Nächsten an ihn haben das höchste Recht, diese gute Laune (denn nur gnädig seyn wollen ist gewiß Laune!) auf sich zu leiten — mir gehört sie also jährlich einige Mal — suche ich sie für Andere, ist das mein Schade! — und darum muß mich der entschädigen, welchem ich einen Theil von meinem Eigenthum überlasse." — Es versteht sich, daß ich diese Logik nur dem unächten Weltklugen — d. h. einem Krebs-Ritter, welcher bei seiner Beschauung wähnt: wenn man mit ihm die ganze Menschheit bezahlte, bekäme er doch noch etwas Erkleckliches heraus! — auf die Zunge lege, einen Ausdruck, den ich gebrauche, um mir mindestens den besten Theil an ihm zu wählen.

(Die Fortsetzung folgt.)

## Alte Sprüchwörter.

1.

Wißt, daß erkauft für Geld,
Liebe nicht lange hält:
Man ist nur geehrt,
So lange man nährt;
Man ist nur geliebt,
So lange man giebt.
Ehre gehört der Tugend,
Liebe gehört der Jugend.

2.

Glaubt, die Herzen können's nicht lassen,
Wen sie fürchten, müssen sie hassen.

3.

Die Jugend soll man lehren,
Die Alten ehren;
Die Weisen fragen,
Die Narren ertragen.

4.

Wer allzeit hinter'm Ofen sitzt,
Nur Grillen fängt und Hölzlein spitzt,
Und fremde Lande nicht beschaut,
Der ist ein Aff' in seiner Haut.

5.

Den Aal zu fah'n wird Niemand laß,
Der Schlange bleibt ihr freier Paß.

6.

Du, Schlummer, bildest den Tod mir ab,
Du, meine Schlummerstätte, das Grab.

Haug.

# Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

**Copenhagen.** (Schluß.) Ich komme durch eine Gedanken-Verbindung mit einem, für Sie unerwarteten Uebergang von den Mysterien des Thiergartens zu dem heiligen Dienste unserer gemeinschaftlichen Hertha. Die herrlichen Büchen erinnerten mich an unsre Reise nach Rügen und an die Streitfrage, die wir auf Arkona abhandelten: ob die Waldung, deren Büchen wir da bewunderten, der heilige Hain der Hertha gewesen sey, oder ob wir den Haupttempel der Hertha in Seeland suchen müssen? — Wir waren mit dem Oertlichen in Seeland nicht bekannt und wollten uns eigentlich den Platz nicht nehmen lassen. Mit welcher Freude waren wir auf Arkona, in dem Walde von Stubbenitz, zwischen hingesunkenen Steinwällen; sogar das schwarze Wasser des tiefen Sees schien uns von lieblichem Geschmack. Wir glaubten in dem Haine unserer gemeinschaftlichen Göttin zu seyn; wir wollten da seyn und hätten uns damals von keinem Geschichtsforscher diese Ueberzeugung nehmen lassen! Jetzt ist unser jugendlich germanischer Enthusiasmus gemildert und wir können den Ruhm des Vorzugs wohl mit ruhigem Gemüth abgeben. — Zuerst bringe ich das in Ihr Gedächtniß zurück, was Tacitus darüber schrieb: „Die Tuithenen übten den Opferdienst der Hertha, oder der Erde, zugleich mit sechs andern suevischen Völkern, welche von den übrigen Deutschen durch Ströme und Wälder getrennt waren. Die Reudigner, Avioner, Angler, Wariner, Eudoser, Swartoner und Tuithonen verehren die Hertha in einem heiligen Hain auf der Insel des Oceans. In diesem ist ein mit einem Gewande bedeckter Wagen, worin die Göttin sich aufhalten soll. Nur ein Einziger der Priester darf ihn berühren: er achtet auf die Gegenwart der Göttin; dann ziehen ihn geheiligte Kühe und der Priester folgt mit tiefer Ehrfurcht. Ueberall, wohin die Göttin kommt, ist Ruhe, Freude und Friede. Die Waffen werden verborgen, Alles, was an den Krieg erinnern kann, ist verschwunden; man scheint in dem Lande eines nie gestörten Friedens zu seyn, dessen Bewohnern der Name des Krieges unbekannt ist. Ununterbrochene Festlichkeiten, die alle den Charakter des Friedens haben, verherrlichen die Gegenwart der Göttin und dauern fort, so lange sie unter diesen Sterblichen weilt. Wenn sie dem Priester ihren Willen verkündet, sich wieder zu entfernen, führt er sie, von den Klagen des Volks begleitet, zu ihrer geheiligten Wohnung zurück. Da werden dann der Wagen, die Kleider, die Göttin selbst, in einem verborgen liegenden See rein gewaschen; die dabei gebrauchten Knechte verschlingt der See, sobald sie ihre Arbeit vollendet haben.“ — Unsere Unbekanntschaft mit der ältesten deutschen Geschichte und Geographie und die Dunkelheiten im Tacitus lassen es unbestimmt: welche der Inseln des Ost- und Nordmeers den heiligen Hain der Hertha enthalten habe. — Als wir in Rügen waren, vertheidigte ich die Meinung, die für Rügen entscheidet; jetzt aber stehe ich bei denen, welche diesen Vorzug für Seeland in Anspruch nehmen. Seeland ward in den ältesten Zeiten Soelund genannt: der Opferhain der See, welches auch das castum nemus ausdrückt. Die Insel war zu den Zeiten des Tacitus in dem Besitz der Teutonen, welche dieser Römer den Völkern beizählt, die dem Dienste der Hertha anhingen, für deren älteste Kinder sie gehalten wurden und denen also der Dienst der Göttin vorzüglich theuer war. — Ungefähr in der Mitte der Insel, nahe an dem uralten, jetzt zu einem Dorfe hinab gesunkenen ehemaligen Wohnsitz der heidnischen dänischen Könige, bei Lethra oder Leire, liegt eine große Waldung, in welcher vormals der allgemeine Opferplatz war. In dieser findet man noch ein sehr gesenktes Thal, das in einer Tiefe von 60 Fuß und in einer Länge von 2280 Fuß durch den Berg ausgegraben ist. Seine Breite ist vorne nur wenige, hinten aber 120 Fuß. Es führt noch jetzt den Namen: Hertedal oder Herthathal, und scheint der Ort gewesen zu seyn, wo der Wagen der Hertha aufbewahrt ward. Vor der breiten Oeffnung des Thales liegt der Vithe Soe — der heilige See — und zwischen ihn umgebenden Seen der gamle Soe — alte See — in welchem noch oftmals Gebeine von Menschen gefunden werden. Damals pflegten die Priester Volksversammlungen zu berufen und Gerichte zu halten; dieses kann man auch von den Priestern der Hertha annehmen, denn nicht weit von dem Herthathal, bei dem Dorfe Leire, findet man noch einen Hügel: Thinghoy, Gerichtshügel, genannt. — Ahin, der bekannte Gothe, vertilgte im dritten Jahrhundert den Dienst der Hertha. Sein Sohn Skiold — der, wie es scheint, die Insel Seeland als ein Heirathsgut bei seiner Verbindung mit der Ase Gefiona erhielt — ließ Leira als einen Königssitz schmücken. Die Verehrung unserer Hertha wich dann dem neuen Götzendienste. L.

**Aus Schlesien.** Die folgenden Züge, für deren Wahrheit ich mich verbürge, sind für die Ansicht der Zeit so interessant, daß ich glaube, sie gehören in eine Zeitschrift, welcher eben die Darstellung der Erscheinungen in der Zeit Hauptzweck ist. Zuerst eine Probe von dem Geist des Katholizismus. — In einem, einer katholischen Grundherrschaft gehörigen Gute, M.......n bei Hirschberg, lebte eine Familie von Mann und Frau, ohne Kinder. Beide waren lutherisch. Aus Mangel an Erwerb zog der Mann nach der Grenze von Böhmen, in ein katholisches Dorf. Dort kam die Frau nieder; die einzige protestantische Gemeinde in der Gegend, Hermannsseifen, ist drei Meilen entfernt; zu arm, die Kosten der Fahrt dahin zu bestreiten, und da er dort keine Taufzeugen hätte bekommen können, unter sehr bedenklichen Gesundheitsumständen der Mutter und des Kindes, mußte der arme Vater sein Kind bei dem katholischen Pfarrer taufen lassen. In der Hoffnung aber — wie dies auch wirklich der Fall ist — daß die Taufe, nach dem Gesetz, auf das Bekenntniß des Kindes keinen Einfluß habe, erzieht er es, so viel er kann, protestantisch. Als das Kind 8 Jahr alt war, starb der Vater. Die Mutter, aufs Neue brodlos, zieht nach ihrem Geburtsort M. zurück, froh, ihr Kind nun in den evangelischen Unterricht geben zu können. Allein kaum dort angekommen, ist sie schon dem katholischen Geistlichen des Dorfs (es sind dort zwei Gemeinden) denuncirt. Dieser läßt sie kommen, und befiehlt ihr unter den härtesten Drohungen — die der gleichfalls katholische Beamtete der Herrschaft lebhaft unterstützt — ihren Sohn sogleich aus der evangelischen Schule weg und in die katholische zu thun. Er sey dieser Kirche einmal anheim gefallen. Vergebens sind die Thränen der Mutter, vergebens die Betheurungen des Knaben: daß er sich nach der Lehre sehne, die sein Vater ihm schon mitgetheilt. Unter geschärften Drohungen ward ihm angezeigt: er habe kein Recht, über sich zu bestimmen; erst wenn er 23 Jahr alt sey, dürfe er zur protestantischen Kirche übergehen. Natürlich besuchte der Knabe nun auch die katholische Schule wenig und lässig; die evangelische durfte er nicht besuchen und so wuchs er heran. Allein kaum war er 23 Jahr alt, als er zu dem längst ersehnten Glauben des Vaters — trotz aller Drohungen, Versprechungen und Belehrungen des katholischen Geistlichen — zurück kehrte. Ex ungue leonem!! Wunderbar ist es nur: weshalb der evangelische Geistliche des Orts sich 15 Jahre hindurch nicht der Sache angenommen hat. Vor etwa 3 bis 4 Monaten ist der Uebertritt des jungen Mannes geschehen. — Wie vorsichtig Redaktoren und Censoren zuweilen seyn können, davon diene Folgendes zum Beweis: In einem Gedicht, das in die „Abendzeitung“ zum Druck gesandt war, hieß es von kränzenden Genien:

Sie brachten Blumen g'nug, das Heer damit zu kränzen,
Das unbesiegt (??) von Leipzig jüngst entfloh.

Der Verfasser, um das sächsische so leicht reizbare Nationalgefühl zu schonen, änderte den letzten Vers so um:

Das unbesiegt aus Deutschland jüngst entfloh.

Allein auch damit war man nicht zufrieden, sondern änderte:

Und brachten Blumen g'nug, die Helden zu bekränzen
Der Vorzeit, wie sie auch gelebt und wo!! T.. S...n.

Redacteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurersche Buchhandlung.



# Der Gesellschafter
oder
# Blätter für Geist und Herz.

1820. Freitag den 6. Oktober. 161stes Blatt.

## Proben aus „Panorama des Scherzes“. *)

### 1. Widerruf.

„Gott helf' Euch, lieber Ohm!“ — „Ich habe, dummer Wicht,
Gehustet, nicht geniest.“ — „So helfe Gott Euch nicht!“

### 2. Schmackhaftes Wildpret.

Edelmann.

Auf! Zu der nächsten Gasterei
Schafft gutes Wildpret mir herbei!
Das letzte war kaum zu genießen.

Jäger.

Wir wollen's kosten, eh' wir's schießen.

### 3. Irischer Bull.

So lang' wir am Seil auch winden,
Nie läßt sich ein Ausgang finden;
Vermuthlich schnitt uns ein Geck
Zum Possen das Ende weg.

### 4. Schmul und Scopticus.

Scopticus.

Schmul, wenn ein Beutel Golds auf deinem Pilgerwege
Am sabbathlichen Fest in tiefem Graben läge,
Schmul, stiegest du hinab? —

Schmul.

Das Ausgefrag' ist eitel!
As es nit Sabbat is, und I seh' au kein Beutel.

*) „Zwölfhundert Anekdoten, Witz-Antworten, Irische Bulls, Naivitäten, Schwänke u. s. w. Vom Verfasser der Hyperbeln auf Wahls große Nase“ (Brünn 1820, bei J. G. Traßler). Erstes und zweites Bändchen. — Ein poetisches Vademecum, vorzüglich für Freunde des Scherzes, aber auch zur heiteren Unterhaltung in einsamen Stunden nicht undienlich. Das Ganze hat das Probatum est der Lachlustigen sich längst erworben, und diese munterten den Verfasser (Fr. Haug) zum Druck auf.

## Glossen über die Monats-Vignette.

(Fortsetzung.)

Jetzt aber spricht Bias:

„Mir ist die vorzüglichste Demokratie die, in der alle Bürger das Gesetz fürchten wie ihren erhabensten Herrscher.“

Diese Entscheidung gehört einem Weisen, den man sich eben nicht als den größten Menschenfreund, ich möchte also sagen: nicht als den größten Weisen zu denken vermag, wenn man neben manchem andern Spruche von ihm auch folgenden liest: „Weil die Welt voll Bosheit ist, muß man die Menschen so lieben, als ob man sie einst hassen müßte!“ — So will er es bei der Staatseinrichtung vielleicht mit der Furcht gezwungen wissen; da hätten wir in vielen Ländern eine recht gute Verfassung: denn Furcht war oft und genug merklich, wenn auch nicht immer vor den Gesetzen, doch wenigstens vor den Richtern. Wir wollen aber das „fürchten“ biblisch nehmen, dann gilt es für „verehren“, wie etwa in den Worten: „Fürchte den Ewigen und den König, mit Aufrührern lasse dich nie ein!“ (Sprüche Salomo's 24, V. 21.) — Was als Inbegriff des höchsten Guten zu denken ist, darf Niemand fürchten; mithin nicht die Gottheit, nicht das Gesetz, welches immer als der glänzendste Versuch erscheinen sollte, den Willen der Gottheit aus zu sprechen und in Uebung zu bringen.

In solcher Meinung schließt Bias sich dem Solon an und wir hören den Thales:

„Die beste Verfassung ist die, welche weder zu reiche noch zu arme Bürger erzeugt.“

„Ein köstlicher Satz!“ hör' ich die Armen sagen und die Reichen werden entgegnen: „Von einem Weisen ist das ziemlich dumm gesprochen; wer ist zu reich!“ — denn das Schicksal hat bekanntlich Vielen zu *viel*, aber Keinem *genug* gegeben. Zu arm ist eigentlich nur *der*, welcher auf mehr eingerichtet ist, als er hat; und es fragt sich nun: ob dies an Leichtsinn und falscher Berechnung oder an neuentstandenen üblen Umständen liegt? Im ersten Falle ist eigentlich kein Grund zum Mitleid zu finden, noch weniger Recht zum letzten Troste — zur Klage; der andere Fall giebt unbestreitbar die Befugniß: solche üble Umstände denen, die sie erzeugen, als Schuld an zu rechnen. — Zu reich aber ist *der*, welcher mit der Vergrößerung seines Vermögens sichtbar Andere verarmen macht und also jene üblen Umstände herbei führt, und das thut besonders der übertriebene Handels-Sinn, welcher durch die Masse seines Geldes alle Nahrungsquellen mit seinen Söldnern besetzt, damit sie überall das Mark der Armuth aussaugen. — Als größtes Beispiel dafür könnte das gepriesene England gelten mit seiner, einst neiderweckenden Verfassung. Fürchterlich wird es, wenn man den Ausspruch Cromwell's: „England kann bei dem halben Handel nicht bestehen, es muß den *ganzen* haben!“ mit einer Beharrlichkeit durchführen sah, die in kalter Schwärmerei der Eigensucht eine Handels-Ueberspannung durch zahllose Kriege fest stellte. Mit Schauder — und Hoffnung — muß man folgende Worte lesen, welche Bako in seinen Briefen an die Königin Elisabeth schrieb: „England hat der Freiheit seine Größe zu danken, und mit ihr alle Völker umbannt. Es zeigte ihnen aber zugleich die Bahnen und Mittel, wie die Größe zu gewinnen ist; England muß aber durchaus zu verhindern streben: daß kein, nach der Meerherrschaft ringendes Volk die Macht erreiche, *ein Gleichgewicht gegen England wieder her zu stellen*. Es muß vor Allem bei andern Völkern die Lust zur Freiheit erdrücken: denn wird sie eingreifend, können alle Schätze Indiens die Verluste Englands nicht decken.“ — Fürwahr, ein gutes Merkwort! — in welchem unläugbar ein ewiges Ankämpfen gegen Völkerglück geboten ist, und wenn ich sagte: daß ich es jetzt mit einiger Hoffnung lese, so gründet sie sich auf die oft gedruckte Behauptung: daß man zur Freiheit überhaupt, so wie zu der des Handels die Mittel immer mehr suchen will. Vielleicht sichert sie uns vor äußeren Gewaltstreichen und inneren Beschränkungen und begründet *die* Erfolge, welche Thales sich aus einer guten Verfassung hervorgehend dachte. Man unterstütze nur mit der Freiheit besonders den *Fleiß*, minder die, welche nur von dem Fleiße Anderer leben; denn erstens hat der Thätige doch ein Recht: den Lohn seiner Anstrengungen möglichst allein zu gewinnen; zweitens: ist der Fleißige selten bösartig. Der gewöhnliche Mensch thut gern alles Unnütze, wenn er eben Zeit dazu hat; darum muß vor Allem der Müßiggang, er spiele so vornehm als er will, verdrängt werden. Die Nichtsthuer aber etwa um des Luxus willen begünstigen, heißt ein Verderben schützen, um es bei Andern zu verhindern, denen es bald, eben durch den überall hindringenden Luxus, die tiefste Vernichtung bringt. Die ihn rühmen, sind Marktschreier, welche uns für krank erklären, um ihre Pillen los zu werden. — Jetzt spreche *Anacharsis*:

„Der beste Staat ist der, wo bei völliger Gleichheit alles Anderen die Tugend höher, das Laster niedriger gehalten wird.“

Völlige Gleichheit alles Andern ist eine Voraussetzung, welche zu erstreben wohl schwerlich möglich wird, weil alle Mittel dazu das Mark der Freiheit tödten. Wir wollen dies Wort aber auch nicht mit „Egalité“ für einsinnig halten, sondern den Satz so nehmen: Tugend muß gewinnen, Laster verlieren, alles Uebrige ist im ächten Leben von minderer Bedeutung! — und wahrhaftig! — wenn wir es dahin bringen könnten, daß Laster nicht mehr einträglich sind, wird die Welt tugendhaft aus Spekulation und der Egoismus — dieser Führer zum Guten und Bösen, der eben so verdammlich als lobenswerth seyn kann — hätte seine schönste Bahn gefunden. Er wäre das einzige Laster oder die einzige zweideutige Eigenschaft, welche zu erlauben ist, weil völlige Unterdrückung menschliche Kräfte übersteigt und lähmt. Aber *der* Egoismus, von dem hier die Rede ist, muß auch des Lebens Aufgabe erreichen, die bei Jedem in dem Grundsatz liegen soll: „Ich will mir das höchste Glück gönnen in dem Bestreben, meine Umgebung — glücklich zu machen!“ — Dann wird jedes Unglück, was nicht übermenschlichen Anlaß hat, schwinden oder erträglich seyn und das erweckte allerdings die herrlichste Verfassung auf Erden, erblüht aus einem systematischen Egoismus, der in Gott selbst seinen Anwald findet, indem er, nach unserer Schöpfung-Geschichte, glaubt: daß ein von ihm aus Erde gebildetes Wesen, welches er mit dem Geiste ausstattete — daß, kurz gesagt, eine Vermählung des Himmels und der Erde, in der menschlichen Kraft, endlich doch den durchdringenden Sieg des Geistes, eine Verbreitung des Himmels auf Erden darthun würde. In seiner unüberwindlichen Langmuth hat der Ewige nach unserer Zeitrechnung *sechs*, nach indischer mehr als *zwanzig* Jahrtausende schon gewartet und dabei den großen Versuch einer Universal-Monarchie des Geistes von einem Welttheile zum andern hinüber gewendet; doch scheint er noch nirgend recht gelungen zu seyn, wenn man, um etwas zu erwähnen, selbst in der

Geschichte der Religion bemerkt: daß die Gottbegriffe stets mehr politisch als geistig waren. So setzt sich zuweilen und allmählig ein solcher Lügen-Glaube zusammen, daß zuletzt der Nichterfahrne ganz unschuldig fragt: Was ist denn nun aber Tugend, was ist Laster? und die modernsten Weisen könnten antworten: Was nicht den Zorn der Mächtigen reizt, ist Tugend; was dir scheele Mienen einbringt oder dir Strafgelder kostet, ist Laster! — denn, um selbst prüfen zu können, hat man dies Geschlecht nicht erzogen und wenn einzig das *Gewissen*, der Statthalter Gottes im Menschen, entscheiden soll, wird ein Schauder unvermeidlich, weil sich leider oft die Worte bewähren: „Das Gewissen ist eine feige Memme; was es nicht *verhindert*, hört es auch bald auf zu rügen!“

Die sogenannte Erleuchtung der Völker hat die Hölle, das heißt: die Furcht, verdrängt und sie dem Himmel, das heißt: der Liebe, nicht genähert, vielmehr entrückt. Zum Schutze der Sittenlosigkeit befestigte sich der Unglaube, und jetzt, wo eine höhere Macht — weil sie uns diente — sich wieder fest stellt, drängt siegreich der Aberglaube sich vor. Jeder Augenblick, der versäumt wird, um die Vernunft in ihre klarsten Rechte zu setzen, ist gefahrbringend; aber wohl mag man sich hüthen, daß man die Religiosität nicht bloß durch Edikte und Aeußerlichkeiten hervor locken will, sonst folgt auf Sittenlosigkeit und Unglaube Sittenlosigkeit und Bigotterie. Da kommt dann eine Heuchelei für Wahres und Großes, eine Schleicherei zum Niedrigen; und ein verdammtes Scheinretten wird die Seele der Menschheit so verbergen und schmälern, daß der höhere Zweck des Lebens endlich ganz zur Fabel wird. Man glaube ja nicht: daß Bigotterie und Sittenzerrüttung unvereinbar sind; die Geschichte nennt uns viele aus beiden zusammen gesetzte Charaktere: ich erwähne davon nur Ludwig XIV., um nicht mit einem ganzen Register zu langweilen. Uebrigens ist es besonders die Bigotterie, welche am allergeschicktesten die Menschen zu Krebs-Rittern macht, indem sie alle Pforten zur geistigen Bildung verriegelt. Deshalb muß auch in einer alten Komödie des siebenzehnten Jahrhunderts der Satan witzig genug, sagen: „Mir ist es noch nicht geschehen, daß ein Bigotter mir hätte Schaden anthun können!“

(Die Fortsetzung folgt.)

## Der moralische Fehler.

In einer Gesellschaft von Offizieren, in einer Stadt Frankreichs, ward über die Frage gestritten: ob nicht ein Mann von ganz vorzüglicher körperlicher Schönheit immer eine ängstliche Sorgfalt für die Erhaltung seines Lebens zeigen, ob er solche äußere Vorzüge nicht immer auf Kosten seines Muthes besitzen werde und ob nicht, im Allgemeinen, mit auffallenden äußeren Vorzügen immer irgend ein besonders starker moralischer Fehler verbunden sey? — Indem Einer in der Gesellschaft, ein Capitain, es sich vorzüglich angelegen seyn ließ, die bejahende Antwort auf diese Streitfragen durch Gründe zu entwickeln — die er aus der Eitelkeit, aus dem Egoismus und aus der Geneigtheit hernahm, die Ausbildung anderer Fähigkeiten und Eigenschaften zu vernachlässigen, wenn wir eine in einem besonders hohen Grade besitzen — ritt ein Offizier, der nicht zu der Besatzung des Platzes gehörte, über den Markt. Seine schöne Gestalt, seine edlen Gesichtszüge, seine stolze Haltung, sein Anstand auf dem Rosse, dessen gebändigte Wildheit große Geschicklichkeit in der Reitkunst zeigte, selbst sein Anzug erregten die Bewunderung und den ungetheilten Beifall der Gesellschaft. — „Hier“ — sagte Einer zu dem, der so eifrig gestritten hatte — „können Sie gleich einen Beweis für Ihre Behauptung aufstellen, wenn Sie uns von einem großen moralischen Fehler dieses ausgezeichneten fremden Offiziers überzeugen.“ — Der Capitain antwortete: „Ich wette, daß es ihm an Muth fehlt.“ — Der Fremde war indessen vor dem ganz nahen Gasthofe angekommen und vor dem Stalle, dessen Eingang an den Marktplatz grenzte, vom Pferde gestiegen. Der Capitain, durch Streit und Widerspruch schon gereizt, nahm seinen Degen und ging zu dem Fremden. Dieser stand noch vor der Stallthür und übersah den ihm bis dahin nicht bekannten Marktplatz. Der Capitain redete ihn an, trug ihm die Streitfragen und das Urtheil der Gesellschaft über ihn vor und fügte hinzu: „Ich aber habe behauptet, daß Sie so viele Vorzüge nur auf Kosten Ihres Muthes besitzen können.“ — „Lassen Sie uns den Zweifel gleich lösen!“ sagte der Fremde und zog den Degen. Sie fochten; der Capitain ward durch die Brust gestochen und sank an der Thürschwelle des Stalles nieder. Da der Fremde es rathsam fand, sich nach solchem Vorfall zu entfernen, ging er in den Stall, um sein Pferd zu holen; der Capitain war ihm hinderlich und er schob ihn mit dem Fuße rasch an die Seite. Da rief dieser mit matter Stimme: „Ich habe in der Hauptsache doch Recht! Muth hat er, aber nicht die geringste Höflichkeit!“

K. N.

## Anekdote.

Lord Bolingbroke bezeugte Ludwig XIV. in einer gefährlichen Krankheit die lebhafteste Theilnahme. — Der König dankte ihm mit den Worten: „Ihre Empfindung rührt mich um so mehr, als Ihr Engländer sonst nicht viel von den Königen haltet.“ — „Sire!“ antwortete Bolingbroke; „wir gleichen den Ehemännern, welche ihre eigenen Frauen nicht besonders lieben, aber desto begieriger sind, denen ihrer Nachbarn zu gefallen!“

W.

## Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

**Aus dem schlesischen Gebirge.** Der Sommer mit seinen Zugvögeln, seinen Badefreuden und mannigfachem Getreibe ist nun vorüber. Auch in dem nahen Warmbrunn hat das gewöhnliche Treiben, so wie alle Jahre, gewaltet. Aber man merkt auch hier: daß die allgemeinen Klagen über die Zeit und den Mangel an Erwerb gegründet sind; es fehlt durchaus an dem eigentlich reicheren geselligen Leben, das die wahren Freuden des Seyns im Bade gestaltet, und an einzelnen durch Geist und äußeres Glück hochbegabten Menschen, die im Stande wären, eine Art von Vereinigungs-Punkt für die Gesellschaft zu bilden. Die Gräflich-Schaffgotschische Familie lebt selten hier und dann sehr eingezogen, da sie in dem schönen Familienkreise das große geräuschvolle Weltleben, zu dem sie der Winter in Breslau ohnehin zwingt, verschmäht. So trieb sich denn die Bade-Gesellschaft, die auch in diesem Jahre sehr zahlreich war, in den schönen umliegenden Parthieen von Hirschberg, Buchwald und Stonsdorf umher, und wenn der Jupiter Pluvius solcherlei Freuden verhinderte, so ennuyirte man sich auf eigene Kosten oder opferte dem Gott Pharao, der, trotz der wahrhaft barbarisch klingenden Drohungen der hiesigen Polizei-Behörde, seinen alten Sitz und Thron siegreich eingenommen hatte. Nicht einmal eine besonderes Aufsehen erregende Schönheit war unter der weiblichen Bade-Gesellschaft zu erblicken, und selbst die Chronique scandaleuse fand nicht bedeutenden Stoff. — In Hirschberg und Warmbrunn abwechselnd spielte die Gesellschaft des Hrn. Faller, in einem, leider sehr schlechten Lokal. Die Gesellschaft ist, ohne auf bedeutende Auszeichnung Anspruch machen zu können, keine der schlechtesten. Einzelne Mitglieder, wie Demois. Herbst, Herr Carlsen, Köhler u. A., sind recht brav, und einige Vorstellungen, wie Claurens „Vogelschießen", Töpfers „Tagsbefehl", Voß's „beide Gutsherren" und selbst die viel besprochene „falsche Prima Donna" gingen über Erwartung gut. Auch trägt das Ganze einen Charakter von Anstand, und das Ensemble, welches man bei beweglichen Gesellschaften sonst am meisten vermißt, ist nicht übel. Nur möchten wir Hrn. Faller rathen, sich von zu großen Unternehmungen fern zu halten, und, nach dem alten Sprüchwort, sich nach der Decke zu strecken. Ferner wünschen wir seiner Gattin mehr Selbsterkenntniß in Uebernahme von Rollen und etwas Delikatesse in gewissen seltenen Lagen und Umständen. — Die andern Badeorte des Gebirgs stehen immer Warmbrunn nach in Rücksicht der Frequenz. Das romantische Flinsberg mit seiner stärkenden Heilquelle ist von Jedem gesucht, der freundliche Einsamkeit in einer reichen Natur liebt. Um den Preis streiten seit mehreren Jahren die beiden Nachbar-Bäder Altwasser und Salzbrunn, beide dicht bei dem lieblichen Gute des Grafen Hochberg, Fürstenstein. In diesem Jahr hat sich aber der Sieg ganz auf Salzbrunns Seite geneigt, das unter seinem wackeren Bade-Arzte, Dr. Zemplin, und bei den anerkannten Heilkräften seines Wassers bald eines der bedeutendsten Bäder Schlesiens zu werden verspricht. Zu wünschen ist nur, daß recht bald noch mehrere und größere Anlagen zur Bequemlichkeit der Badegäste gemacht werden. Altwasser war in diesem Jahre ganz verödet und der Ton in der kleinen Gesellschaft eben so schlecht, als in Salzbrunn einig, freudig und gesellig. — So viel über die Bäder und das Leben der Fremden bei uns, die freilich von großer Wichtigkeit sind, da von dem, was sie uns bringen, ein großer Theil der Gebirgs-Bewohner lebt. Namentlich zehrt Warmbrunn im Sommer von den Börsen der Fremden, um im Winter im Müßiggang das kaum Erworbene wieder zu vergeuden. Daß dies Leben auf die Moralität der Menschen im Allgemeinen bösen Einfluß hat, und daß die Sittlichkeit nirgends im Ganzen schlechter sich befindet, als in einem Badeorte und seiner Umgebung, ist wohl gewiß. Rechnet man hiezu noch die Nähe der böhmischen Grenze und den dadurch entstehenden bedeutenden Schleichhandel, so sieht man leicht: wie nachtheiligen Einfluß dies Alles auf den Geist der Menschen haben muß. Auf der andern Seite aber sind es die einzigen noch übrigen Hülfsquellen der Gegend, die bei dem Verfall der Fabrikation in furchtbares Elend zu versinken in Gefahr steht. So ist nahe bei der Stadt Schmiedeberg ein der Kämmerei dieser Stadt gehöriges Dorf, Hartau, in dem fast die Hälfte der Hütten dem Einsturz nahe und ganz ohne Feueressen ist; eine Besitzung läßt sich dort für 9 bis 16 Thaler erkaufen. Brod kennen Viele dort nicht, Kartoffeln sind ihre einzige Nahrung. Es ist buchstäblich wahr, daß es dort mehrere Männer giebt, die zusammen nur einen Rock besitzen, und deshalb nur abwechselnd die Kirche besuchen können. — Die Blüthe, zu welcher der schlesische Leinen- und Schleier-Handel sich eine Reihe von Jahren hindurch erhoben hatte und die eben Schuld an der ungeheuren Uebervölkerung des Gebirges ist, wurde durch ein Zusammentreffen sehr günstiger politischer Umstände und Ereignisse hervor gerufen, die nun vorüber sind und die vielleicht nie wiederkehren. Nur palliativ — die Einzelnen und das jetzige, dem Verderben nahe stehende Geschlecht unterstützend — kann die Regierung dabei einwirken: das Untergegangene, in der Zeit verschwundene, wird allein übermenschliche Gewalt wieder ins Leben hervor rufen. Daß aber auch die bedeutende, über 400 Menschen ernährende Band-Fabrik des Commerzien-Rath Gebauer in Schmiedeberg, wenigstens für den Winter, also gerade die härteste Jahreszeit, eingehen wird, ist schreckend, und hier sollte man wohl dem Patriotismus des Einzelnen etwas nach zu helfen suchen. — Was Kunst und Wissenschaft anbetrifft, so wissen wir hier bei uns nicht viel davon zu erzählen. Der würdige Veteran Reinhard, dessen treue gemüthliche Gebirgs-Landschaften Sie gewiß oft gesehen haben, malt noch mit gleichem Glück im 83sten Jahr. Von drei Stücken, die vom Grafen Gneisenau bei ihm bestellt sind, habe ich das erste, Warmbrunn darstellend, gesehen; es ist ungemein treu und verräth in der Nettigkeit und Kraft des Pinsels durchaus den Greis nicht. Er malt nun auch Schmiedeberg und Hirschberg für denselben. Wollen Sie nun allenfalls die Moos-Landschaften des eben so greisen und gleich thätigen Pach in Warmbrunn mit hieher ziehen, die wirklich Bewunderung verdienen, so sind Sie mit Allem, was Kunst heißt, bei uns rein fertig. — Noch geringer ist die schriftstellerische Thätigkeit. Wenn nicht einige Prediger zuweilen Predigten drucken ließen und mehrere gemeinnützige Wochenblätter heraus kämen, so wüßte man kaum: ob bei uns etwas geschrieben würde. Salice-Contessa liefert Kleineres für Almanache. Vom Dr. Schmidt, dem Verfasser des „Taschenbuchs für Reisende ins Riesen-Gebirge", erscheint nächstens ein „Gebirgs-Almanach". Der Ober-Lehrer am Gymnasio zu Hirschberg, Immanuel, hat eine kleine „Sammlung von Gedichten und Erzählungen" auf Subscription angekündigt. Von dem verstorbenen Kreis-Physikus, Dr. Legener, ist, zum Besten seiner Wittwe und zwei kleiner Waisen, ein Bändchen Gedichte und andere Sachen erschienen, das — des Zwecks halber, da er ein sehr wackerer Mann und sehr arm war — Unterstützung verdient; sonst ist es bloßes Mittelgut. — Was aber das Leben hier im Gebirge recht rühmlich auszeichnet, ist der im Ganzen herrschende christlich-religiöse Sinn, der sich vorzüglich auch in dem trefflichen Kreise von Geistlichen zeigt, welche die Hirschberger und zum Theil die benachbarten Synoden bilden. Man kann mit wahrer Freude behaupten: daß es wenig Gegenden solchen Umfangs geben mag, in denen eine so große Anzahl wahrhaft gebildeter Landpfarrer, und ein ächter Geist der Theilnahme am Kirchlichen in der Gemeinde herrsche. Nicht wenig trägt dazu der Bibel-Verein der Frau Gräfin von Reden in Buchwald bei. L.

Joseph II. sagte einst zu Mozart: „Es scheinen mir viele Noten in Ihrer trefflichen Musik zu seyn!" (Courier fr.)

Redacteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurersche Buchhandlung.








# Der Gesellschafter
oder
# Blätter für Geist und Herz.

1820. Sonnabend den 7. Oktober. 162stes Blatt.


## Die ordinaire Post.

„So wünschte ich doch, daß der weiland Reichs-Ober-Postmeister von Thurn und Taxis noch einmal durch alle schlechtblasenden Postillione des lieben deutschen Reichs aufgeweckt würde aus seinem drittehalbhundertjährigen Schlummer, und gleich darauf unter betrunkene Schirrmeister und mürrische Postwärter geriethe! Gewiß bereuete er dann seine Erfindung und ließe sich lieber zum Reichs-Ober-Possenmeister ernennen, als daß er sein Dienst-Personale weiter kommandirte!“ — Diese verzweifelte Apostrophe richtete der bequeme Rath Hellstein an den munteren Ober-Förster Dittbach, mit welchem er so eben in ** aus der ordinairen Postkutsche stieg. — „Ich kann unmöglich Ihrer Meinung beipflichten!“ sprach der launige Ober-Förster, als sie im Gasthofe abgetreten waren. „Mir scheint, trotz unserer unbequemen Fahrt, das Postwesen mit dem höchsten Wesen in einiger Verbindung, und jeder wohlgenährte Schwager kommt mir wie ein Posaunen-Engel vor, welcher der Erdenmenschen Geschick verkündet. Und ist nicht die Post in ihrem ruhigen Kreislaufe dem ewigen Schicksal gleich, das, Freude spendend und Leid, in seinem uralten Geleise fortwandelt? Kann ich nicht den beschildeten Briefträger als einen wahren Merkurius und Götterboten betrachten, wenn ihm auch oft der Krieg einen Flügel lähmte? Denn Tod und Geburt, Liebe und Freude, große Loose und Schiffbrüche jeder Art, Gevatterschaften und Ausforderungen zieht er aus seinem Ränzel hervor wie Pfeffernüsse.“ — „Ich merke schon“, entgegnete der Rath, „Sie haben der Post ihre Jean Paulsche Seite abgemerkt und humorisiren mir vor; aber mit aller Laune vertreiben Sie mir nicht die Kreuzschmerzen, die ich davon trage von solchem Fuhrwerk, das eher ein Stoßwerk zu nennen wäre.“ — Der Ober-Förster entgegnete nun: das Schicksal reise auch oft mit englischer Post und zuweilen extra, und mit den Jahrhunderten, besonders wenn es Bluthochzeiten darin gäbe, schmiere es die Räder; das müsse ihm der alte Wagenmeister Chronos unentgeldlich verrichten. Aber dann fuhr er auch in seiner Lobrede fort, und wie er so schön geschildert hatte: welch ein freundlich Band die Post zwischen liebenden Menschenherzen sey, wie sie nicht bloß Amtsblätter und Ukasen, sondern Trost- und Segensblätter von Pol zu Pol trage; da gestand zuletzt der fast überzeugte Gegner: er habe mit Unrecht geeifert, und die Briefpost sey eine trefliche Erfindung, die fahrende aber nur für Kassenbeutel und Humoristen. — Da näherten sich aus einem Winkel des Zimmers zwei Männer mit vollen Gläsern, sprechend: „Angestoßen! Es lebe das Andenken Ludwig des Neunten und der Grafen von Thurn und Taxis, der Post-Begründer; es bestehe die ordinaire fahrende und reitende Post, wie sie ist!“ — Kaum war dieser seltsame Toast ausgesprochen, als der fröhliche Dittbach seinen geliebten Sohn, Rath Hellstein seinen alten Freund Burmann erkannte, welche schon längst, vom nahen Landgut bis hierher entgegen gekommen, ihrer im Gasthofe geharrt, sich aber absichtlich entfernt hatten, um sie zu überraschen nach Been-

digung des Gesprächs, mit welchem die lebhaften Alten eingetreten waren. So treu nun auch des wohlhabenden Kaufmanns Burmann baldiger Schwiegersohn, der junge Assessor Dittbach, seines Vaters Parthei hielt, so feurig er sich bei dem Gespräch der Zeiten zurück erinnerte: wo auch ihm, dem Entfernten, das Posthörnlein der lieblichste Ton gewesen war, weil es ihm Kunde brachte von seiner Geliebten, so eilten doch Beide durch ihren stürmischen Gruß und Anklang, die alten Herren zum endlichen Schluß zu bringen, und indem man die nahe Hochzeit und deren festliche Feier den beiden Geladenen im Voraus verkündete, ward der Werth der Posten, selbst der fahrenden, zumal wenn das kleine Gekröse *) geschüttelt werden muß, auch von dem bequemen Rath Hellstein anerkannt. — So stimmten denn Alle in jenen Toast ein; ja, als sie eine Weile bei der Flasche saßen, schienen ihnen die hohen Trinkgelder, welche die Postillione sich durch Impertinenz oft verdoppeln, auch schon viel erforderlicher, als in dem Augenblick, wo sie bezahlt werden mußten; und nachdem man in allgemeiner Fröhlichkeit Langbeins „Poststationen des Lebens" gesungen hatte, war man mit dem Postwesen so versöhnt, wie mit dem Leben.

Wilhelm Silesius.

*) In welchem die Hypochondrie ihren Sitz haben soll.

## Glossen über die Monats-Vignette.

(Fortsetzung.)

Wir kommen nun zur Antwort des Kleobulus, die also lautet:

„Die beste Einrichtung hat der Staat, dessen Bürger den Tadel mehr fürchten als die Gesetze."

Das könnte, wenn wir den Ausspruch, den die Uebersetzung vielleicht nur abweichend geben kann, nicht sehr scharf beleuchten, ein ächtconventioneller Staat seyn, in welchem die Macht mehr gilt als das Recht, ein Laut der Gunst mehr, als das erzeugte Jammergeschrei der Wahrheit, und der Einzelne wird sich, wenn er nur den „Tadel" zu vermeiden weiß, recht wohl befinden. Der Thorheit fröhnend, lebt er in Ueppigkeit, hilft Vernunft und Klarheit zurück weisen und bei der Menge, die immer Lust hat zum Krebsritte, gelingt diese Umwandlung schnell: sie ist das beliebteste Wechselgeschäft der Menschheit. Doch dauert das nur so lange, bis es deutlich wird: ein allwaltendes Schicksal will züchtigen, wenn es Unsinn und Schlechtes erhebt; die Menschheit gewinnt einen lichten Augenblick, wirft die alten Götzen mit einer Schimpf-Encyclopädie in Vergessenheit, vergißt dann selbst, daß sie sich bessern wollte und sucht für das Verderbliche nur ein modernes Gewand, um den verdienten Tadel verhüllend zu schmücken. — Solch ein Verhältniß meinte Kleobulus schwerlich; er will wahrscheinlich gesagt haben, daß jeder Staatsbürger fühlen soll: „Fehlst du gegen die Gesetze, verdienst du den Tadel deiner besseren Mitbürger; das ist empfindlicher als die Strafe, welche du nach dem Gesetz natürlich erleiden mußt. Sie beleidigen heißt: sich verschlechtern, und schlecht willst du nicht seyn!" — Das wäre demnach rein das Gegentheil vom conventionellen Denken, dessen erster Grundsatz gewöhnlich ist: „Wenn es dir vortheilhaft scheint, sey schlecht; nur mußt du die zeitige Ansicht der Gesetze kennen, damit du weißt: wie viel du ihnen bieten kannst, ehe ihr taubstummes Wesen aufgeregt wird." — So gleicht das Gesetz einem Lichte, an dem sich die Unerfahrenen verbrennen, die Weltklugen aber wissen stets das vortheilhafte Dunkel zu finden. — Nach der gegebenen Erklärung hat Kleobulus frühere Meinungen nur mehr gespitzt, und dem Ausspruch des Anacharsis verwandt ist auch wohl der des Pittakus:

„Die vorzüglichste Verfassung ist die: wo alle Aemter den Bösen versagt und nur den Guten bewahrt sind."

Dazu gehören übermenschliche Kräfte bei den Regierenden, in Tagen, wo man von der ersten Entwickelung an einzig nach dem Verhüllen der Fehler strebt. Aber der ernste Wille: nur Gute zu erheben, muß in den Mächtigen walten, und dazu gehört besonders: daß man der Geschmeidigkeit und Furcht niemals viel Zutrauen schenkt; wem dies Haupt-Eigenschaften sind, den muß man unschuldig nennen daran: wenn er kein Schurke ist. Es bleibt wahr: daß erleuchtete Menschen, deren Genie Tugend, deren Talent Rechtlichkeit ist, größtentheils etwas Schroffes und Sprödes haben; aber daran sind sie ja doch auch zu erkennen. Sie wollen nichts für sich suchen, sie wollen gesucht seyn und wahrhaftig! die Stellen im Staate wären niemals besser besetzt, als wenn man für sie Leute finden könnte, denen man sie halb aufzwingen muß. Aber bei solchen gar zu seltenen Wesen erhebt sich dann immer der Umgangs-Ton: „Der Mensch ist zu bizarr, zu unentschlossen, zu klug, er weiß nicht, was er will!" — weil er nämlich nicht will, was Andere nur zu eigenem Vortheil wollen! Alle diese und ärgere Urtheile kann der Beste erfahren, denn sie heißen, ganz vortreflich übersetzt, weiter nichts, als: Er will kein Werkzeug seyn! — ein Entschluß, der gewiß um so mehr befriedigt, weil er Vielen ein unbegreifliches, also ein unbeneidetes und seltenes Glück ist, das sich ausspricht in dem Satze Göckings: „Wer Geist besitzt, besitzt die Kunst: was ihm gefällt, aus sich zu machen!" — Doch vernehmen wir nun den Chilon:

„Da, wo die Gesetze am meisten, die Schwätzer das wenigste Gehör finden, ist die beste Staatsverfassung!"

Die Schwätzer müssen doch ein ahnenreiches Geschlecht seyn, da man schon in den frühesten Zeiten

gegen sie eiferte; auch scheint es recht eigentlich, als ob der Satz für heute entscheiden könnte. Welche Mannigfaltigkeit der Schwätzer würde Chilon finden, wenn er aus seinem classischen Staube sich erheben könnte; er zählte vielleicht auch mich dazu: hätte ich nicht das Empfinden für mich: Wer nach seiner innersten Ueberzeugung spricht, kann ein Irrender, ein Thor, aber nie ein Schwätzer seyn! Ein Irrender, weil des Menschen Wissen gebrechlich ist; ein Thor nach dem Spruche des Petrus: „Wer leben will und gute Tage sehn, beherrsche seine Zunge!“ — ein Schwätzer deshalb nicht, weil der die Möglichkeit: daß er nichts wissen sollte, nie für möglich hält, und gewiß stets um guter Tage willen schwatzt. Solch ein Mensch übt die Kehle immer in der gangbarsten Melodie, kein Ton ist ihm zu gut, keiner zu schlecht, er versucht sich daran. — Das sind indessen nicht die gefährlichsten Schwätzer; es gehört wirklich unverwüstliche Dummheit dazu, wenn man solche Gunst-Jäger und Schimmer-Freunde nicht bald erkennt. Man lasse sie also immerhin das Rechte schmähen, ist das Schlechte eben bon ton; zur Entschädigung freue man sich über die Ungeschicklichkeit ihrer Gewandtheit, wenn sie einmal einer Wahrheit gar nicht aus dem Wege gehen kann — gehe ihnen doch aber auch aus dem Wege, wenn man sie mit der Wahrheit erschreckte, ohne sie eingreifend machen zu können.

Diesen verwandt, aber klüger, also auch verderblicher, sind solche Schwätzer, die entweder aus eigener Leidenschaftlichkeit, oder einer andern dienend, ihr inneres Besserwissen um Glanz, Gold oder Aufsehen unterdrücken, recht eigentlich Vernunft und Begriffe nur darum errungen haben, um beides auf schlaue Art zu mißbrauchen, und denen Eigensucht das höchste Studium ist. Diese Wahrheit-Mäkler und Begriff-Wechsler denken mit ihrem Bewußtseyn fünf Minuten vor ihrem Tode zu accordiren, bis dahin sind sie zu vortheilhafter Nichtswürdigkeit stets willfährig, und in einer Keckheit, die selbst da, wo sie vom Teufel geborgt wurde, noch immer etwas Anziehendes hat und frech gegen die Besseren ankämpft. Wesen dieser Gattung sind jetzt am häufigsten, weil die Kultur der letzten Dezennien nur darauf hin arbeitete, der systematischen Schlechtigkeit Alles zu entnehmen, was sie etwa am Glückmachen hindern könnte, und für den Gescheidtesten gilt der, welcher am schlauesten betrügt.

Ich will nun noch eine Art erwähnen, die nicht eigentlich Schwätzer, sondern entweder Maulhelden oder Wortfeige sind, nämlich Menschen, welche das Rechte durchschauen, empfinden, auch wohl aussprechen und doch nicht Muth oder Lust haben, es zu üben und einleuchtend zu machen. Sie sind lebendige Meilenzeiger, sie verkünden den Weg, doch selbst können sie nicht mitgehen und erscheinen als die unleidlichsten Wesen deshalb, weil ein Mensch, der das Wahre erkennt und nicht die Kraft hat, dafür zu wirken, als eine vollkommene Verneinung dem Himmel gegenüber steht. „Die Tugend stärket mächtig sich durch Kampf!“ sagt Seneka; was soll man nun aber mit einer Tugend beginnen, die sich nicht stärken will? Das Böse vermeiden, ist eine sehr mittelmäßige Tugend; das Gute versäumen aber ein gar großes Laster, und mit lebendiger Klarheit in der Brust muß Niemand ein leichenhaftes Leben oder eine von Furcht erzeugte Schwindsucht der Seele zeigen. Rechtliebe ohne Furcht für Erdenübel hebt über diese so weit empor, daß man sie nicht mehr bemerkt bei der Freude von der Wirkung geradausgehender Thaten; und ein Unglück, das man für Menschenwürde und um einen höheren Zweck duldet, ist immer noch erträglicher, als ein dumpfes Glück, dessen ehrenvoller Erwerb Jedem zweifelhaft bleibt.

Wohl könnt' ich hier noch viele Abstufungen der Schwätzer aus der Tages-Unordnung bezeichnen, aber sie drängen sich zu deutlich hervor, als daß ich nöthig hätte, um ihrer Langweiligkeit die meine zu mehren; ich wende mich also wieder zum Chilon. — Sagt er uns: „Die Gesetze müssen mehr gelten, als die Schwätzer darüber!“ so meint er nicht Gesetze, welche selbst Geschwätz sind, oder gelegentlich werden; nicht solche, welche die Rechte mißhandeln um des gesellschaftlichen Verkehrs willen; nicht solche, welche diesem Verkehr selbst die heiligsten Begriffe schmiegsam aufopfern und die jedem herrschenden Stande am bequemsten sind, weil es dahin kam: daß aus Gewohnheiten und Ansprüche Gesetze wurden — sondern solche, die den allgemeinen Natur- und Menschenwerth allgemein geltend machen und begründen können. So ist auch bei den früheren Aussprüchen der Weisen das Wort: „Gesetz!“ zu verstehen, nämlich für den, der es nicht gar gern mit Machtspruch vertauschen und auch die Themis zur Krebs-Reiterei einexerziren will.

(Der Schluß folgt.)

## Dante's Metaphern.

Dante bedient sich in seiner „Divina comedia“ der gesuchtesten, und zum Theil geschmacklosesten Metaphern. Ich bin alt, sagt er, denn der Bogen meiner Jahre fängt an, sich zu krümmen. Er nennt die Haut die Scheide unserer Glieder; — das Wasser den Spiegel des Narcissus; — das Auge den Wagen der Blicke. Wunder sind ihm Werke, welche die Natur nicht auf ihrem Ambos geschmiedet hat. Um zu sagen: entschließe dich nicht schnell, sagt er: lege dir Blei an die Füße, um langsam vom Ja zum Nein, vom Nein zum Ja über zu gehen. Ich fürchte mich! drückt er also aus: Die Furcht nimmt den See meines Herzens ein!

T. L. S.

# Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

Leipzig. Mit vielem Beifall gab Hr. Kühne, von Hamburg, seine letzte Gastrolle bei uns, den „Makbeth." Er hatte treffliche Momente in der Aufstellung dieses Characters, so wie die ganze Vorstellung in all ihren Theilen zu den wohlgerundeten gehörte. Unmittelbar nach diesem Gast trat ein anderer, ein Herr Rott, vom Theater in Linz, auf, jedoch ohne den geringsten Beifall. In Linz soll Hr. Rott sehr gefallen; ist das wahr, so entspringt daraus ein neuer Beleg für die Wahrheit des alten Sprichworts: de gustibus etc. was aber wichtiger ist: auch ein Beleg, auf wie verschiedenen Stufen die Geschmacksbildung noch in den verschiedenen Städten des lieben Deutschlands steht. Uns zeigte sich Hr. Rott als „Jaromir" in der „Ahnfrau" und als „Wallenfeld" im „Spieler." Ich sah ihn nur in erster Rolle, und — sehnte mich nicht nach der zweiten; bedauerte aber dabei die Direction, der man die Gerechtigkeit muß widerfahren lassen, daß sie ihrerseits alles in Kräften stehende thut, den Wünschen des Publikums zu genügen, und die in diesem löblichen Streben keine Kosten scheut, um z. B. durch Gastspiel den Theater-Besuchern neue Genüsse zu gewähren; freilich aber nicht vorher wissen kann, daß ein sehr empfohlener und sehr gepriesener Gast bei seinem Auftreten ihrer und anderer Erwartung keineswegs entsprechen wird — wie dies eben mit besagtem „Jaromir" war und auch mit dem „Wallenfeld" gewesen seyn soll. Für den bevorstehenden Winter sind, von Seiten der Direction sowohl, wie von der des Magistrats (als Eigenthümer des Schauspielhauses), mehrere nützliche Einrichtungen getroffen worden, deren Zweck bessere Erwärmung des Hauses ist. Kürzlich sahen wir auch hier die erste Aufführung des neuen Weißenthurnschen Lustspiels: „das letzte Mittel". Es gefiel sehr. Jetzt haben die Meß-Vorstellungen (wo alle Tage gespielt und das Theater — zu Gunsten der natürlich in den Messen stark beschäftigten Fremden und hiesigen Kaufmannschaft und sonstigen Einwohner — etwas später wie gewöhnlich angeht) bereits ihren Anfang genommen. An Gästen erwarten wir noch baldigst Hrn. Bader, ersten Tenoristen der Berliner Bühne und nach diesem Hrn. Hösler, ersten Tenoristen des Theaters in Frankfurt a. M. — Noch gab, im Saale des Schauspielhauses, ein geachtetes Mitglied der Berliner Kapelle, der Kammermusikus A. W. Schulz, ein großes Vocal- und Instrumental-Concert, in welchem wir Gelegenheit hatten, seine Kunstfertigkeit auf seinem Instrument (die Violine) und seinen guten Vortrag zu bewundern. Von neuen Erscheinungen in der Literatur nenne ich heut nur als besonders beachtenswerth: „Lüllin de Chateauvieux, Briefe über Italien," übersetzt und mit Anmerkungen begleitet vom Canonicus H. Hirzel in Zürich, (Verf. von Eugeniens Briefen), ein Werk, das uns den Garten Europas von einer neuen, bisher unbeachteten Seite beschauen läßt; denn statt wie gewöhnlich sich um die allgemeine Axe der Beschreiber dieses Landes zu drehen, und die Leser mit schon hundert Mal gegebenen Nachrichten über Italiens Kunstschätze zu unterhalten, bestrebt sich der Verfasser dieser Schrift, den Culturzustand eines Landes vor Augen zu legen, der sonderbarer Weise, trotz der Menge über Italien erschienenen Reisewerke, noch ziemlich unbekannt und falsch gewürdigt wird von Allen, die diesseits der Alpen wohnen. Das innere, häusliche und öconomische Leben der Bewohner jener Halbinsel, ihre agronomische Betriebsamkeit u. s. w. wird hier auf eine sehr interessante Weise dargestellt, um so interessanter in diesem Augenblick, da die neuerdings dort eingetretenen Ereignisse jetzt fast mehr wie seit lange die Blicke des Auslandes auf die alte Wiege von so vielem Großen ziehen. Besonders anziehend ist die in den letzten Briefen gegebene Parallele zwischen der öconomischen Industrie Italiens und der Englands, die bekanntlich weit von einander verschieden sind und doch fast zu gleichem Resultat in Manchem geführt haben, zu dem nämlich z. B. daß in jedem Lande der fast möglichst große Ertrag der alten guten Mutter Erde abgewonnen wird. Ein neuer Beweis von der Unzulänglichkeit aller für's Allgemeine aufgestellten Systeme, und daß nur das gut und heilsam ist, was auf den festen Grund eigener, natürlicher Eigenthümlichkeit gebaut ist. Ch.

In Italien nimmt man an den Sängern, und besonders an den Sängerinnen, wenn sie mit Nachlässigkeit ihre Rolle in der Oper gesungen haben, eine (zur Nachahmung zu empfehlende) Rache. Es versammeln sich spät am Abend die jungen Leute, deren Ohren nicht nach Würden gekitzelt worden, unter dem Balcon oder Fenster der Signora, und fangen an, mit Katzengeheul die Bravour-Arie, die sie nicht fleißig und sorgfältig genug abgesungen, zu wiederholen. Dies widerfuhr unter Andern zu Genua im J. 1812 der berühmten Morandi, welche als „Rosa" in den „Dorfsängerinnen" — sich's bequem gemacht hatte. (Journ. d. Par.)

In der „Cuisinière bourgeoisie" (vor 40—50 Jahren) wurden nur 15 Brühsuppen (potagès) beschrieben. Im „Cuisinier royal" des Hrn. Viard findet man das Rezept zu 182. Da giebt es Hühner „à la Marengo" und Frikaßeen à l'Austerlitz." (Constit.)

Während der letzten Sonnenfinsterniß in London (am 7. Sept.) hat man bemerkt, daß feuerfangende Sachen, welche eine Minute vor Anfang derselben vermittelst eines Brennglases angezündet worden, nicht weiter fortbrannten, und daß das Thermometer, obschon der Brennpunkt eines Glases darauf stieß, durchaus nicht davon erhitzt und zum Steigen gebracht ward. (Courier.)

Zu Clermont sieht man jetzt ein wahres Naturwunder. Es ist ein weibliches Thier, aus den zwei feindseligsten Thieren zusammengesetzt, aus Hund und Katze. Seine Mutter ist eine Katze, der Vater aber unbekannt. Es hat das ganze offene dreiste Wesen des Hundes, jedoch die Schnauze, Pfoten und Zähne der Katze. Sein Rücken ist krumm, Pfoten und Bauch sind schneeweiß. Seine Gestalt ist klein und sehr kurz. In der Regel hört man es bellen, ruft es aber die Mutter, so miauet es. (Journ. d. Par.)

Ein Herr Aurbillon, der eine „kritische Reise nach dem Aetna" herausgegeben hat, widerspricht darin authentisch dem allgemeinen Glauben: daß die Lazaroni in Neapel die ausgesuchtesten Müßiggänger seyen. Sie arbeiten Alle und schlafen nicht auf offener Straße. Ferner widerlegt er auch mit Spalanzani die Mährchen von der Scylla und Charybdis. Der Erzähler sah statt der letzteren einen großen Wasserspiegel, und hörte im Vorbeifahren an der Klippe der ersteren keinen Laut von dem berüchtigten Geheul der Hunde oder Wölfe; es ward dort Niemand mehr verschlungen. Seine Beschreibung des Aetna selbst endigt mit einer chronologischen Liste aller Ausbrüche dieses Vulkans, welche sich bisjetzt auf 77 beläuft. (Courier fr.)

Eine Volks-Zählung im russischen Reich ergab 53,316,707 Bewohner, unter denen 38,262,000 griechischer Religion sind. Polen hat 2,752,324 Einwohner, jene Zahl erhöht sich also bis zu 56,049,031. (Courier fr.)

Ein sehr schönes Pantherthier, für das Pariser naturhistorische Museum bestimmt, wurde in einem Velocifer von Havre nach Paris gebracht: diese Art zu reisen mußte ihm aber zu bequem seyn, denn es war bei der Ankunft todt. (Courier fr.)

Als der junge Napoleon (Herzog von Reichstadt) auf die Welt kam, hielt man ihn für todt. Er war ganz kalt, ohne Athem, ohne Bewegung. Der Geburtshelfer der Kaiserin, Hr. Dubois, rieb, bürstete und wendete alle möglichen Mittel an, Leben in das Kind zu bringen; vergebens! — da donnerten die 100 Kanonenschüsse. Die Erschütterung machte Eindruck auf die Organisation des Kaiserlichen Sprößlings; er erwachte aus der Starrsucht, und seine Pulse schlugen. (Courier.)

Redacteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurersche Buchhandlung.







# Der Gesellschafter
oder
# Blätter für Geist und Herz.

1820. Montag den 9. Oktober. 163stes Blatt.

## Glossen über die Monats-Vignette.

(Schluß.)

Die Meinung **Perianders**, zu der wir nun kommen, war diese:

„Ich lobe eine Demokratie, die der Aristokratie am nächsten kommt.“

Gebietende Volksherrschaft, die jetzt schreiende Lobredner hat, ist ein Unding; denn wie sie auch ausgeführt wird, es muß, bei dem besten Gange, eine milde Einheit-Herrschaft daraus hervor gehen, wenn nicht alle gesellschaftliche Ordnung schwinden soll. Es giebt kein ungeschickteres Verbrechen, als wenn Jemand regieren will, der es nicht versteht; und da die Meisten in der Masse sich selbst nicht auf rechtem Wege zu halten vermögen, wie sollte sie berufen seyn, das Ganze zu leiten? Lykurg gab einem vielwortigen Lobredner der Demokratie den Rath: „Führe sie zuerst in deinem Hauswesen ein!“ — das sollte, um schnell vom Steckenpferde seiner Gedanken herab zu fallen, jeder zeitige Demokrat auch einmal versuchen. Allerdings bleibt das Volk die Grundlage, mithin die Haupt-Rücksicht im Staatenbau; aber er gleiche einer Pyramide in der Baukunst: je breiter die Grundlage, je schärfer die Spitze, desto haltsamer wird das Werk seyn, und darum wäre in einem Jahrhundert, wo wir die gemischte Regierungform als die geltendste erkennen, wo man Demokratie höchstens nur in kleinen Räumen Europa's entdeckt, jener richtige Satz also zu wenden: „Ich lobe eine Monarchie, welche der Demokratie sich möglichst nähert.“ — Der hochsinnige Rousseau gab dazu den Vorschlag: daß man die geistbedeutendsten Menschen in einem Staate wählen, und aus diesen immerfort wählen sollte, bis sich zuletzt der Erhabenste oder die Spitze heraus fände, und mit denen, welche neben ihm die meisten Stimmen hätten, die nächsten hohen Aemter bis hinab besetzt werden könnten. Diese Idee muß, so ausgebreitet, Idee bleiben; die Ausführung öffnete der Kabale, der Bestechung und dem Hader alle Schranken, und wie rasch die Entartung erfolgt, bemerkten wir an vielen republikanischen Staaten. Die Erblichkeit der Throne ist gewiß keinem verständigen Freiheitliebenden zuwider: es sey also überall ein angestammter Fürst Repräsentant der Souverainität; aber es kann und darf keine andere Souverainität geben, als die des **Geistes**. Wo diese nicht herrscht, wo Souverainität des Willens sich erhebt, da ist unbestreitbar Despotie, die nur von dem persönlichen Charakter des Gebietenden gemildert oder verstärkt wird, und auf Persönlichkeit kann nicht der Einzelne, nicht ein Ganzes bauen. Auch wär' es eine übermenschliche Pflicht, für die Bildung, das Glück und die Rechte von Millionen sich allein verantwortlich zu machen, was die unbeschränkte Souverainität doch unbezweifelt thun muß, wenn namentlich der oft wiederholte Vergleich eines Souverains mit dem Hausvater gültig werden soll. Ein guter Hausvater sorgt zuerst für die geistigen Kräfte und Anforderungen seiner Kinder, ehe er die physischen in Anspruch nimmt; er giebt ihnen vor der Benutzung erst Verstand für das Familienstreben: so muß der

Souverain einen Volks- oder allgemeinen Verstand für die richtigen Staatenzwecke erzeugen; blinder Gehorsam führt endlich einmal zu blindem Ungehorsam.

Nach der Souverainität des Geistes beruht die Verfassung erblicher Throne auf erblichen Pflichten; wo diese nicht mit verbunden und erkannt sind, würde Erblichkeit eine Schmähung des Menschenwerths. Weil nun aber die höchste Pflicht: seinen Pflichten zu genügen, hier besonders auch den höchsten Geist erfordert, der nicht erblich ist, so muß der Thron, ohne Rücksicht auf fortwuchernde Herkömmlichkeiten, mit den redlichsten Verständigen geschmückt seyn; sie übernehmen das Amt, die Ansprüche der Menschheit für Erd' und Himmel unverrückbar auf den hellsten Bahnen zu erhalten und erstreben die Möglichkeit: daß der Herrscher seine Würde als Stellvertreter der Gottheit oder als Repräsentant des Geistes behaupten kann, dadurch: daß vom Thron die reinste menschliche Vollkommenheit und der himmlische Ursprung herab glänze. Heilig und unverletzlich, unerreichlich von den Vorwürfen, die aus den Begebenheiten sich erwecken, steht dann der Fürst da, was bei der Souverainität des Willens nicht seyn kann. So rechtfertigte sich die Bildlichkeit der Throne nach folgender Mythe:

### Die Entstehung der Fürsten.

Einst flehte, in des Erdballs jüngsten Tagen,
Die Menschheit himmelan; sie mußte schwerbedrückt
Der wilden Habsucht Mörderkunst ertragen:
Der Ew'ge winkt, ein Engel kam entzückt,
Und schlug, der Menschheit Jammer zu verbannen,
Mit Gottes Kraft zum Staube die Tyrannen.

Der Engel jauchzt — da tönt die Klage wieder!
Des Glückes Würger waren neu erwacht:
Und immer neu schlug sie der Engel nieder —
Doch rastlos auch erzeugten Haß und Nacht
Sich Ungeheuer zu des Himmels Spotte,
Da sprach der Engel ernst zu seinem Gotte:

„O Herr, ich muß mit Schaam mich zu dir wenden,
„Die Freiheit nutzet deinen Menschen nicht!
„Soll Allmacht hier den Hader nicht beenden,
„Dann schone deines Reiches heil'ges Licht;
„Keck hat, ist rings die Tyrannei verloren,
„Unwissenheit sie ewig neu geboren!"

Der Ew'ge sprach: „Der Höllenlist entringen
„Kann sich das Edle in der Menschen-Welt,
„Drum, frei zu sinken und sich auf zu schwingen,
„Sind zwischen Nacht und Licht sie hingestellt;
„Ich hoff' auf sie, doch müssen sie mich wählen,
„Wo Liebe thront, da herrschet kein Befehlen!

„Doch um die Menschheit sich'rer zu geleiten,
„Sey jedem Völkerstamm ein Fürst erweckt;
„Die Sonne der Vernunft soll er verbreiten,
„Drum stärk' ich, daß die Last ihn nicht erschreckt,
„Mit Allerglanz und Kraft ihm seine Pflichten,
„Doch werd' ich auch für Tausende ihn richten!

„Zum Throne sende jeden mir Getreuen,
„Der irrd'sches Glück für Bess'res wagen kann;
„Er soll um Wahrheit selbst den Tod nicht scheuen:
„Mit edlem Tode geht das Leben an!
„Wer weise fühlt, soll es am Thron verkünden,
„Denn nur auf Weisheit kann der Thron sich gründen!"

Erkennen wir aber den früher angedeuteten Zweck als den richtigen, so erbebt der Gedanke, wenn er die Ausführung berathen, aussprechen und die gewöhnlichen Forderungen doch mit eingrenzen soll. Den sich vordrängenden Menschen ist, redlich gesagt, ein Despot viel lieber, als ein freier Staat unter einem gerechten, mit der versammelten Einsicht verschanzten Fürsten. Hier wird der wirkliche, nicht der Nennwerth jedes Einzelnen deutlich, und Viele haben allerdings Ursachen und also auch das Bestreben: es gern geheim zu halten, wie viel sie werth sind. In einer nur conventionellen Welt möchte sich überhaupt Jeder vor wirklichem Verdienst beinahe hüten müssen; und wenn es ihm angehört oder fehlt, es schlau unentschieden, aber in seinen Plänen sich nicht hindern lassen. Er kommt mit dem gut ausgegebenen Schein weiter, als mit dem Verdienst; wenn er nicht Alles, was er empfängt, für Gnade nimmt, wird sein Verdienst gewiß so lange verdunkelt, bis die Kränkung: daß es Keiner mehr sehen will, vollendet ist. „Fast alle Dummköpfe sind, Standes halber, Feinde der Männer von Geist!" sagt Duclos, so hat also der Geistvolle wohl immer die Mehrheit gegen sich. — Doch es kömmt wahrhaftig nur darauf an: ob man verbessern will oder nicht? — Wenn es guten Köpfen entschieden ist: daß die Kultur — ich nenne Kultur das Feststellen richtiger Grundsätze! — in den politischen Stürmen von ihrem rechten Pfade geschleudert wurde, so ist es auch eben so entschieden: daß wir jetzt wieder an den Wahlweg geführt sind, wo sich die große Frage lösen wird: Soll die Nachwelt Europa in Erhabenheit oder Niedrigkeit sehen? — denn Viele schon wollen es uns nicht verhehlen: daß die fortwährend pilgernde Bildung ein Lüstchen zeigt, sich einen andern Welttheil zu suchen, und vergebens späht man nach dem Beweise, daß sie zur alten Heimath rückgekehrt sey: wo sie verloren ging, war sie es unwiederbringlich. Nach diesem Standpunkt mögen nun die Gebietenden ihre ersten Pflichten in dem Satze finden: Verstandes-Ehre geht über alle Ehre, weil sie aller Ehre Grund ist. Herrscht dazu nicht der freie, frohe Entschluß, dann bietet die Aussicht in die Zukunft wunderliche Erscheinungen dar, deren Entfaltung mich zu weit abwärts führte.

Indem ich nun hier eine Mosaik gegeben habe, worin ich Glossen sammelte, die ich sonst und jetzt schrieb, sind auch zugleich die Hinweisungen entstanden, welche die Krebs-Ritter in den Gebieten der Politik, der Religion und des Verkehrs signalisiren, ohne daß ich auf gehässige Persönlichkeiten ein zu gehen brauchte. Soll ich aber eine bestimmte Erklärung der Vignette

aussprechen — damit ich wenigstens nicht vor allem Bestimmten mich gehüthet habe — so wär' es diese: Alles Große, das wirklich Denkmale verdient, hat ein kühner Geist zu erreichen gestrebt; auf grader Bahn bleibend, scheute er den Mangel und die Armuth nicht — sein zerfetzter Mantel ist hinlängliches Zeugniß — vielmehr hat er sich, ein neuer Diogenes, freiwillige Entbehrungen auferlegt, um keinen Preis des Lebens zu kennen, als die Hoffnung, welche ihn über das Leben selbst empor hebt. — Gebeugt vom Alter und Kummer glaubt er mindestens seinen Zweck, die Menschheit den ehrwürdigen Vorbildern näher zu bringen, nicht verfehlt zu haben; da erblickt er plötzlich jenen Krebs-Ritter, der, unberührt von dem Erhabenen, was in Denkmalen uns ringsum nahe ist, sich nur mit seinem Ich beschäftigt, indem er auf sein Gehirn zeigt, als den Inbegriff aller Weisheit. Dieser Affe ist — die Menge, welche sich wohlgefällig in ihrem Thun spiegelt und sich dabei von Füchsen leiten läßt, die, unsichtbar wie allzeit, ihm einflüstern: er brauche ja nicht selbst zu gehen, er könn' es viel bequemer haben. So beschwatzt, überläßt er sich einem Krebs, Eigennutz benannt, der sich immer zurück zieht, wenn es das Gute, das Rechte gilt, und nur spät erst merkt er, mit unersetzbarem Schaden: daß man bei dem Zurückziehen auch zurück kommt. Die Füchse haben heut zu Tage ihre Affen Reformers, Ultras, Constitutionelle, Radikale, Carbonari u. s. w. getauft und daß diese Alle auf dem Krebse sitzen, werden sie leider wieder zu spät einsehen. Die Füchse aber, die gern unsichtbar blieben, bis sie auf den Höhen ohne Gefahr sichtbar seyn können, heißen alle Egoismus; ihre Vornamen jedoch sind: Feudalismus, Hierarchie, Demokratie u. s. w. und sie werden jetzt überall so thätig, daß ich Jedem das Sprüchlein empfehle: „Seyd wach, damit ihr nicht in Anfechtung fallet!" — Dabei sorget nur, daß ihr keine Rückschritte macht, dann finden sich die Fortschritte von selbst; die aber, welche zu Fortschritten helfen wollen, mögen sich durch Noth und Gefahr nicht abschrecken lassen, sondern mit einem alten indischen Philosophen denken: „Wer auf dem Wege der Wahrheit wandelt, ist nie isolirt; die Engel sind neben und Gott ist über ihm." F. W. Gubitz.

## B u n t e s.

Vor Fichtens philosophischem System schon war das Ich in der Welt bedeutend; obwohl mehr im materiellen als intellektuellen Sinn. Aber auch in dem letzteren ist es schon gebraucht worden. In einer Schrift: „Der seltsame Phönix" (gedruckt im Jahr 1667) citirt der Verfasser einen Vers von einem Dichter, der seines Ichs in sehr edlem Sinn erwähnt, indem er schrieb: „Daher singt der künstliche Hammerschmid, in seinem geist- und weltreichen Odem (nicht Oden):

Tugend ist mein Leben,
Der hab ich gegeben
Den ganzen Mich."

Möchte doch jedes Ich, das philosophische und unphilosophische, sich gleichem Streben weihen, dann würden wir der künstlichen Systeme nicht bedürfen, um glücklich zu werden und glücklich zu machen.

In Dorpat hat neulich der General-Major Graf von Lieven, als Präsident des General-Consistoriums, eine Rede an die Prediger gehalten und ihnen, unter Anderem, Folgendes geäußert: „Die Kirche liegt im Argen; jeder Prediger lehrt, statt Gottes Wort, seine eigene Weisheit, unter der Geistlichkeit herrscht Unglaube und Werkheiligkeit. Darum muß wieder eine Obhut und Wache in die Kirche gestellt werden, besonders um der verwegenen Philosophen willen, die durch ihre Schriften des Unheils viel erzeugen, die Erzählungen des alten Testaments nur als Mythen behandeln, keck die Vernunft auf den Thron setzen und das Wort des Herrn verdrängen." — Nach solcher Rede betete er knieend für die Bekehrung der Zuhörer und der protestantischen Kirche überhaupt, und kündigte zuletzt den Predigern an: sie hätten künftig nur nach den symbolischen Büchern zu lehren und zu predigen.

Als der Senat zu Florenz den Dichter Dante zum Gesandten nach Rom bestimmte, war dieser lange im Zweifel, wozu er sich entschließen sollte: zu bleiben oder zu gehen. Zu Florenz war damals viel Gährungsstoff; der Gesandtschaft-Posten von Rom war eben so wichtig. Im Zweifel sprach er die so berühmt gewordenen Worte: „S'io vo, chi sta? e s'io sto, chi va?" (Wer bleibt hier, wenn ich gehe? wer geht hin, wenn ich bleibe?) — Gefühl eigener Wichtigkeit ist nicht immer Stolz: läßt man doch Andern Gerechtigkeit widerfahren, warum nicht auch sich?

Als Voltaire erfuhr: daß eine Anverwandte des großen Corneille im Elend schmachtete, rief er aus: „Es ist die Schuldigkeit eines Soldaten, der Niece seines Generals bei zu stehen!" Und wirklich kam er ihr nachdrücklich zur Hülfe. Th. Laurin.

## Die Entstehung der schwedischen National-Tracht.

Als Gustav III. im Jahre 1777 in Petersburg war, fragte er die Kaiserin Katharine: Warum sie die russische Tracht nicht veränderte? — Die Kaiserin antwortete: Sie könne dieses eben so wenig wagen, als Er im Stande seyn würde, bei seinem Volk eine andere Kleidung allgemein ein zu führen. — „Das vermag ich!" erwiederte der König, und hielt sein Wort. Am 1. Mai 1778 hatte die ganze Nation den Rock hinten kurz abgeschnitten. W.

## Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

**Prag.** Die allgemeine Versorgungs-Anstalt für Wittwen und Männer, welche ohne ihr Verschulden verunglückt sind — unter dem Schutze des Grafen von Clam Martinitz (der auch den Plan entworfen haben soll, eine Sparbank nach Art der Wiener hier an zu legen) — hat einen sehr gesegneten Fortgang. Unter der Zahl von 6168 Theilnehmern befinden sich 209 aus Mähren und Schlesien, 82 aus Oesterreich, 8 aus Ungarn, 5 aus Steiermark, aus Gallizien 1, Kärnthen 1 und Tyrol 1. Sie ertheilt gegenwärtig an 349 Wittwen und 7 Männer Pensionen, und ihr Fond besteht aus 649,343 Gulden. — Die Zeitschrift „Hesperus" geht so rüstig vorwärts, daß im Jahr 1820 schon 13 Hefte erschienen sind, und obschon der ehrenwerthe Herr Herausgeber auch nicht ganz von der allgemeinen Kampflust deutscher Journale frei geblieben ist, so hindert ihn doch dies nicht, durch eine große Anzahl von vortreflichen, zumal lehrreichen Abhandlungen seine Leser für manchen polemischen Aufsatz zu entschädigen. Beweise dafür liefern in den letzten Heften: „Die Rheinreise" von Selbiger; „Emils Reise über den Strudel und Wirbel der Donau"; „Beschreibung der Sitten der Slowaken" und viele statistische und Industrie-Notizen; ferner die kritischen Uebersichten von Gassicourts Reise durch Oesterreich, von dem „Gesellschafter" u. s. w. Den Heften des „Hesperus" ist jetzt regelmäßig ein großer Bogen: „Dichter-Schule" beigefügt, und deren größte Zierde sind ohne Zweifel folgende Einzelheiten: „Bruchstück aus dem Trauerspiel: der Tod der heiligen Euphrosine", von A. W. Griesel, und das kleine Gedicht voll zarten Gefühls: „Dem theuersten Vater an seinem Geburtstage bei Ueberreichung eines Blumen-Gemäldes". Diesen zunächst dürfte wohl das „Fragment aus Martin Lutzens grimmiger Tragödie: der todte Hund" stehen. Herr Koschatzky liefert ein Gedicht: „Die Schöpfung der Blumen", in 58 Stanzen und mit 23 historischen, mythologischen, botanischen u. s. w. Anmerkungen, welchen sodann 58 kritische Bemerkungen und Rügen folgen. Herr J. B. Rupprecht, aus Wien, der Uebersetzer vieler brittischen Poesien, theilt hier auch drei Gedichte mit: „Die Lieblingspflanze", an die Gräfin von Clam-Martinitz, und „der Tropfen". Das erste enthält 67 Blumen-Namen und eben so viele systematische Benennungen derselben als Noten, und schließt mit den Versen:

„Drum hegt sie, drum pflegt sie, daß Gott erbarm!
Für ihren C a n a r i !! (Canarienvogel) den Hühnerdarm." *)

Verse, wie jene in dem Palindrom: „Regen und Neger":

„Und will ja der Künstler mit b i l d e r n d e r Hand
Dem Teufel Häßlichkeit leihen,
So malt er's mit zweien, mit dreien,
Oder m i t e i n e m n u r H o r n e!?!"

— welche deutlich beweisen, daß ihr Verfertiger durch keine Schule zum Dichter gemacht werden kann — sollten wohl lieber ganz beseitigt werden, statt daß ein thatkräftiger Literator die Zeit mit ihrer Verbesserung zubringt, welche er nützlicher zu verwenden weiß. — Ein bemittelter Gönner des Herausgebers, Herr C. Andre, hat dessen Bild in Kupfer stechen lassen, und gab folgende Inschrift dazu an: „Des Guten wirkt er viel, weit mehr umfaßt sein Streben." — Die „Vaterländischen Blätter" und andere österreichische Zeitschriften verkündigen die Erscheinung eines Werkes bei Traßler in Brünn: „Romantischer Bildersaal" von W. A. Gerle. (Der erste Band, welcher „König Artus von England" enthalten soll, war schon im Jubilate-Meßkatalog angezeigt, hat aber bisher noch nicht das Licht der Welt erblickt.) Dieselbe Zeitschrift liefert ein Verzeichniß der hiesigen Schriftsteller (nebst Angabe ihrer Fächer), welches, genau gezählt, bis zu der Zahl 267 steigt. Die Belletristen sind, wie gewöhnlich, die meisten und machen 59 aus. Das stärkste Fach nach diesem ist die Oekonomie und Gewerbskunde; es zählet 41; Theologie 25; Medizin 24; Jurisprudenz 13; Naturkunde, Chemie und Mineralogie 22; Pädagogik 18; Geschichte 14; Philologie 14; Mathematik 6; Arithmetik 5; Classische Literatur 5; Geographie und Länderkunde 7; Philosophie 4; Theorie der Musik 4 (Weber und Thomaschek sind ausgelassen); Statistik 3; Baukunst 1; Kalligraphie 1; Volksschriften 1. — Herr Professor Johann Negedly — der sich schon in den Jahren 1806 bis 1808 durch die Herausgabe einer böhmischen Zeitschrift „Hlasatel cesky" (Verkündiger der Czechen) große Verdienste um die eigentliche vaterländische Literatur erworben — hat dieses Unternehmen nach einem Zwischenraum von 11 Jahren wieder aufgefaßt, und es sind seit dem Jahre 1819 vier Quartal-Hefte erschienen, welche Original-Aufsätze in Versen und Prosa, und manche interessante Uebersetzungen enthalten. Unter den Mitarbeitern verdienen vorzügliche Erwähnung (neben dem Herausgeber und dessen Bruder, Hrn. Adalbert Negedly) die Herren Rautenkranz, Sedlaczek, Stepanek u. s. w. Daß unter gehaltreichen Körnern auch etwas Spreu gefunden wird, ist ja — das Schicksal der meisten Zeitschriften. — Unsere Bühne hat sich in den letzten Monaten sehr erhoben; wir sehen bessere Stücke und diese besser besetzt als vorher. Gäste hatten wir in diesem Sommer nur drei — zuerst kam Hr. Ignatz Schuster, welcher wieder 15 Gastrollen, bei minderem Beifall als im vorigen Jahre, gab; ihm folgte Mad. Brede, die als „Sappho" und „Donna Diana" sehr gefiel, und zuletzt erschien Madam Grünbaum und riß als „Prinzessin von Navarra", „Amenaide" und „Sophia" im „Sargin" so wie in einigen Conzert-Arien das Publikum zum lautesten Enthusiasmus hin. Wie sehr sich unser Repertoire gehoben hat, davon zeugen die Aufführungen von Goethe's „Clavigo" und „Geschwister"; Müllner's „Onkelei" und „Zweiflerin". Oehlenschlägers „Correggio" ist kälter behandelt worden, als es die Dichtung und Darstellung verdiente; ein Lustspiel von Gerle: „der blaue Domino" wurde beifällig aufgenommen. Auch Herr A. W. Griesel scheint sich im dramatischen Fache mehr versuchen zu wollen; denn außer einem Trauerspiel: „Graf Monaldeschi" (welches nächstens bei Calve im Druck erscheint) soll er ein Lustspiel: „Shakspeare's Erstes Drama" und ein romantisches Drama aus der böhmischen Vorzeit: „Ueber Alles Liebe" vollendet haben. — Von neu erschienenen vaterländischen Werken erwähne ich Ihnen vorzüglich: Mikans „Delectus florae et faunae Brasiliensis"; Presl „Flora cechica"; „Aristoteles über Naturkunde" und „Florus", edirt vom Prof. Titze; Swoboda „Muster redender Künste aus römischen Classikern"; ferner das siebente Heft von „Sommers Gemälde der physischen Welt" und „Sagen- und Mährchenbuch der Böhmen" von A. W. Griesel. — Der e r s t e (!) Künstler auf dem gespannten Seil, Hr. Ravel — dessen Tod ein Hr. G—, nebst dem tragischen Ende des nordischen Herkules, mit großem Aufwand von Witz und Moral, offiziell angezeigt hat, war so unverschämt, nach seinem Tode noch einmal mit seiner Familie durch unsere Stadt zu passiren!! R.

Ein Apotheker zu Paris, Namens Moubet, hat eine neue Seife erfunden, welche in vier Minuten und ohne allen Schmerz den störrigsten Bart überwindet. Eine Schachtel von dieser kostbaren Seife kostet 20 Sous, und für diese 20 Sous kann man Barbier, Barbier-Messer und alle schärfenden Pulver und Riemen entbehren! — so versichert nämlich Hr. Moubet. (Constitut.)

Nach einer dem Unterhause vorgelegten Tabelle betrug die Netto-Einnahme Großbritanniens vom April bis Juli 1820: 13,288 838 Pfund Sterl. und die von Irland 950,628 Pfund. Die consolidirten Fonds trugen ein: 12,118,987 Pfund, kosteten aber dagegen 13,770,782 Pfund. (Constitut.)

*) Alsine media.

Redacteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurersche Buchhandlung.




# Der Gesellschafter
oder
# Blätter für Geist und Herz.

1820. Mittwoch den 11. Oktober. 164stes Blatt.


## Dankbarkeit.

### Eine morgenländische Sage.

Die Fürsten des Morgenlandes besitzen selten in ihren Dienern wahrheitliebende Freunde, da die Willkühr, welche mit ihnen auf dem Thron sitzt, sich über alle Gesetze erhaben dünkt. — Einst herrschte Rustem über Persien, ein Kind des Harems, ein Mann der Lust. Sein Hof-Juwelier war der angesehenste Mann des Hofes; ihm vertraute er die Erziehung seines Sohnes Narwan, und der edelsteingierige Hofmeister senkte den Geiz in des Jünglings Herz. — Ein Jude aus Aleppo brachte eines Tages die herrlichsten Edelsteine in das Serail des Sultans zum Verkauf; Prinz Narwan bezahlte sie mit einem willkührlich darauf gebotenen Preis, und als der Jude sagte: er wolle ihn deshalb bei dem Sultan anklagen, ließ ihn der Prinz von seinen Sklaven so gewaltig schlagen, daß der Jude unter den Streichen seiner Peiniger starb.

Rustem erfuhr nach einiger Zeit diesen Vorfall; er ward gegen den Juwelier Salem sehr aufgebracht und verbannte ihn von seinem Hofe; der Prinz aber wurde in ein entferntes Schloß verwiesen.

Salem entfernte sich und wollte sogleich Rustems Staaten verlassen. Als er in einen Wald gelangte, hatte er das Unglück, in eine Wolfsgrube zu fallen; in dieser Grube befanden sich bereits drei Gefangene: ein Löwe, ein Affe und eine Schlange. — Einen ganzen Tag brachte Salem in Gesellschaft dieser Thiere zu, stets in Furcht, von ihnen zerrissen zu werden. Endlich ließ sich an dem Rande der Grube ein Mensch sehen, der auf seinen Hülferuf einen Strick in die Grube hinab ließ, um den halbtodten Salem zu befreien; aber der Affe war schneller als Salem, hing sich an den Strick und ward von dem Reisenden heraus gezogen. Als er die Verwunderung des Fremden über sein unverhofftes Erscheinen sah, sprach er zu ihm: „Laßt Euch nicht reuen, mich gerettet zu haben. Die Thiere sind dankbarer als die Menschen, und Ihr werdet wahrhaftig keinen Lohn davon tragen, wenn Ihr dem gefangenen Menschen da unten das Leben rettet; solltet Ihr aber meiner Hülfe einst bedürfen, so rechnet darauf; ich bin am Fuße des nächsten Berges daheim.“ — Der Reisende baute gar wenig auf die schönen Worte des Affen und senkte den Strick zum zweiten Mal in die Wolfsgrube; aber auch diesmal kam der Löwe dem Menschen zuvor und ward aus der Grube heraus gezogen, zum Entsetzen des Reisenden. Auch er dankte seinem Erretter und versprach, bei Gelegenheit erkenntlich zu seyn. Eben so ging es zum dritten Mal mit der Schlange, und Salem ward endlich zuletzt heraus geholt. Er überhäufte den Fremden mit Versicherungen seines ewigen Dankes und äußerte in seinen Worten so viel Gefühl für Recht und Religion, daß sich der Reisende glücklich schätzte, einen Weisen vom Tode errettet zu haben. — Salem bat seinen Wohlthäter, ihm in seine Wohnung zu folgen, indem er hoffte, durch seine außerordentliche Geschichte des Sultans Gnade wieder zu erlangen; da der Fremde aber von seinem Reiseziel nicht abweichen konnte, so

trennte er sich von ihm, unter wiederholten innigen Aeußerungen seiner lebenslänglichen Verpflichtung.

Achmet — so hieß der fremde Reisende — setzte seinen Weg nach Indien fort, machte dort gute Geschäfte und kehrte, bereichert mit kostbaren Edelsteinen, zurück. Er kam abermals in die Gegend, wo er Salem und die drei Thiere aus der Wolfsgrube gerettet hatte, und das Andenken an diese gute That ergriff ihn an dieser Stelle ganz besonders. Plötzlich sah er sich aber von Räubern überfallen, seiner Schätze beraubt und an einen Baum gebunden, dem furchtbaren Hungertode in dieser Einöde hin gegeben. — In dieser traurigen Lage erfreute ihn der Anblick des Affen, welchen er ein Jahr zuvor aus der Wolfsgrube errettet hatte. Das dankbare Thier zerriß und zernagte bald seine Bande, und führte ihn in eine Höhle, wo er mit Früchten seinen Hunger stillte; dann lief der Affe in die Felsengruft, wo Achmets Räuber hausten, und nahm allda einen Sack voll Gold und die schönsten Kleider; dies Alles brachte er freudig seinem Wohlthäter und als sich dieser angekleidet hatte, ging er mit ihm und geleitete ihn aus dem Walde. — Sie waren aber noch nicht lange gegangen, da trat ihnen ein furchtbarer Löwe in den Weg und sperrte den gewaltigen Rachen gegen sie auf. Achmet schauderte zusammen; aber bald fühlte er sich beruhigt, da der Löwe sich ihm als denjenigen zu erkennen gab, den er im verflossenen Jahre errettet hatte. — Der Löwe ersuchte Achmet, ihm in seine Höhle zu folgen, und bat ihn: allda so lange zu verweilen, bis er wieder zurück gekehrt seyn würde. Hierauf eilte er davon. — Das Schloß, wohin Prinz Narwan verwiesen war, lag nicht weit von dem Walde entfernt. Dorthin lief der Löwe, und als er den Prinzen im Freien lustwandelnd fand, fiel er ihn an und zerriß ihn; seinen äußerst reich mit Juwelen verzierten Turban brachte er dem Achmet zum Geschenk und führte ihn sodann bis in die Nähe der Stadt, in welcher der ehemalige Hof-Juwelier Salem lebte.

Achmet, gerührt von den beiden edelmüthigen und dankbaren Thieren, versprach sich von einem Menschen, der ihm eben so viel Dank schuldig war, noch herzlichere Beweise der Erkenntlichkeit, und schritt guten Muthes zu Salem, der ihn auch zuvorkommend und höflich empfing, und, nachdem er die neue wunderbare Begebniß mit dem Affen und dem Löwen staunend vernommen, hoch und heilig betheuerte: er wolle es diesen edlen Thieren an Großmuth und dankbarer Liebe noch zuvor thun.

Der Tod des Prinzen war schon in der Stadt allgemein bekannt. Salem hatte den Turban, welchen Achmet besaß, für den des Prinzen erkannt, und der Falsche begab sich sogleich, als sein Gast sich schlafen gelegt hatte, zu dem Sultan. — „Gnädigster Herr!" sprach er; „der Mörder Deines Sohnes ist in meinem Hause; ich habe den Turban des Prinzen mit den herrlichen Edelsteinen, die ihn zieren, in den Händen meines Gastes gesehen. Unbezweifelt ist er sein Mörder; befiehl, o Herr, ihn zu Deinen Füßen zu bringen." — Und also geschah es unverweilt; Achmet ward vor den Sultan geführt. Ihm war es unbekannt, wie der Löwe zu dem reich geschmückten Turban gekommen; er hörte nun erst von dem Tode des Prinzen. Als er aber Salem nächst dem Sultan erblickte, ward es ihm klar: daß dieser seine Schätze an den Sultan verrathen, und es that ihm leid, dem Rath des Affen nicht Gehör gegeben zu haben, der ihm vorher gesagt: er würde es bereuen, einen Menschen aus der Wolfsgrube errettet zu haben.

Achmet ward verurtheilt, durch die ganze Stadt auf einem Esel herum geführt und dann in ein hartes Gefängniß geworfen zu werden. Dies Urtheil wurde an ihm sogleich vollzogen und er lag eben, tief betrübt über sein trauriges Geschick, im Kerker, als sich ihm die Schlange näherte, welche er einst aus der Wolfsgrube errettet hatte. Sie berichtete ihm: daß der Löwe den Prinzen zerrissen habe, und sprach dann: „Ich komme nun, Dir für den mir geleisteten Dienst dankbar zu seyn. Nimm hier dieses Kraut; es ist ein Mittel, die stärkste Vergiftung zu heilen. Ich habe die Tochter des Sultans gebissen und nur *Du allein wirst* im Stande seyn, ihr zu helfen. Melde Deinem Gefangenwärter, welch ein wunderbares Kraut Du besitzest." — Achmet säumte nicht, seinen Vortheil geltend zu machen, und wurde schnell zu der todtkranken Prinzessin geführt. Der Sultan war ganz außer sich vor Freude, als er seine Tochter augenblicklich geheilt sah, und befahl, den Wunderarzt mit auserlesenen Geschenken zu belohnen. Achmet aber nahm den günstigen Augenblick wahr, die Gnade des Sultans zu seiner Rechtfertigung zu benutzen. Er erzählte ihm zuerst die Rettung des Affen, Löwen und der Schlange, und hernach auch des Prinzen Ende. Salems Undank erwähnte er mit Unwillen über seinen unmenschlichen Verrath, und stellte dem Sultan seine Bestrafung anheim. — Der Sultan gerieth über Salems Nichtswürdigkeit in großen Zorn; er ließ ihn sogleich ergreifen und auf öffentlichem Platze enthäupten. Achmet aber zog, mit Geschenken überhäuft, nach seiner Heimath. — Und so lehrt uns denn diese Geschichte: Niemanden Zutrauen zu schenken, dessen Rechtlichkeit man nicht zuvor erprobt hat.

J. Polt.

## Die Hof-Kabale.

Gegen Ende des Jahres 1528 entstand zwischen dem König von Frankreich, Franz I., und seinem Thronfolger eine Uneinigkeit, deren Veranlassung eben so unbe-

deutend als lächerlich scheint. Eines Abends, als sich der Dauphin mit seinen gewöhnlichen Gesellschaftern belustigte, warf man die Frage auf: Wie er, wenn er einst den Thron besteigen würde, die wichtigsten Staatsämter besetzen wollte? — Der Prinz beging die Unvorsichtigkeit, auf diese unüberlegte Frage zu antworten, und die Gäste unterhielten sich noch umständlicher über diesen kitzlichen Gegenstand. Unter Anderem wurde auch gesagt: daß der Connetable von Montmorenci — welcher bei dem König in Ungnade gefallen war — wieder an den Hof zurück gerufen werden müßte. Saint André, Brissac und mehrere Hofleute äußerten die Hoffnung, unter der künftigen Regierung bedeutende Rollen zu spielen; nur Vielleville war so klug, keinen Wunsch aus zu sprechen und so glücklich, daß ihm keine von jenen voreiligen Ehrenbezeugungen zu Theil wurde. — Briandas, der Hofnarr, war zugegen; es fiel aber Keinem der Anwesenden ein, mit Rücksicht auf ihn seine herzliche Meinung zu verschweigen. Die Folgen lehrten jedoch, wie sehr man Unrecht gehabt hatte, dem lustigen Rath des Königs zu trauen. Dieser ging sogleich zum Monarchen, den er mit folgenden Worten anredete: „Gott behüt' Euch, Franz von Valois! denn nach dem, was ich so eben gehört und gesehen habe, seyd Ihr nicht länger König.“ — Darauf wandte er sich zu den vornehmsten Hofleuten, welche den König umgaben. Zu dem Einen sprach er: „Du bist nicht mehr der erste Befehlshaber der Artillerie, Brissac ist an Deine Stelle getreten.“ — Dem Andern sagte er: „Die Zeit ist zu Ende, wo Ihr Marschall von Frankreich waret.“ So wandte er sich zu Allen und nannte Jedem seinen Nachfolger. — „Und Du!“ rief er dem König zu; „Du wirst bald wieder den Connetable vor Dir sehen, welcher mit der Ruthe in der Hand Dich lehren wird, meine Rolle als Hofnarr zu spielen.“ — Ueber dieses Geschwätz ward der König aufmerksam und zog Briandas auf die Seite. Im Beiseyn der Herzogin von Etampes, seiner Geliebten, und des Kardinals von Lothringen befragte er ihn genau über den ganzen Auftritt und er mußte alle Theilnehmer nennen. Als an Vielleville die Reihe kam, sagte Briandas: „Allerdings war auch er dabei; er sprach aber kein Wort, auch wird er nichts erhalten, denn man hat nicht für gut befunden, ihm das Geringste an zu vertrauen.“ — „Wohlan!“ erwiederte der König; „ich schwöre es bei meiner Ehre, davon soll er keinen Schaden haben. Ich hatte Unrecht, ihn bei dem Hofstaat meines Sohnes an zu stellen; künftig soll er nur mir allein gehören.“ — Indessen ward der König durch die spöttischen Bemerkungen des Kardinals und der Herzogin so gereizt, daß sein Zorn in helle Flammen ausbrach. An der Spitze seiner Leibwachen, Schotten und Schweizer, begab er sich in die Zimmer des Dauphin, fest entschlossen, ihn und seine Anhänger zu verhaften. Zum Glück waren sie gewarnt worden und hatten schleunigst für ihre Sicherheit gesorgt. Der König fand nur einige Pagen und Diener, welche er in seiner Erbitterung derb ausprügeln ließ. Nun zertrümmerte er mit eigenen Händen alle Geräthe im Zimmer des Dauphin und zerriß sogar die Tapeten. — Die Abneigung des Königs gegen seinen Sohn dauerte über einen Monat. Heinrichs Gemahlin — die nachher so berüchtigte Katharina von Medicis — suchte mit vieler Feinheit zwischen dem König und seinem Sohn den Frieden her zu stellen. Die Herzogin von Etampes war dabei selbst Vermittlerin und vielleicht hatte sie absichtlich den König so sehr gegen Heinrich aufgebracht, um sich diesen verbindlich zu machen, indem sie ihm die Gnade seines Vaters wieder verschaffte. Die unbesonnenen Höflinge wurden vom Prinzen entfernt, nur Vielleville durfte bei ihm bleiben.

Nicht lange darauf starb Franz I. und sein Sohn bestieg, unter dem Namen Heinrich II., den Thron. Um seine Günstlinge für den ausgestandenen Verdruß zu entschädigen, ertheilte er wirklich jedem die Ehrenstelle, welche er ihm an jenem Abend im Scherz zugesagt hatte; Briandas aber wurde wegen seines Plauderns empfindlich bestraft. Der Connetable kam wieder an den Hof, wo er den schwachen Heinrich vollkommen beherrschte; nur der besonnene Vielleville, der nichts versehen hatte, erhielt keine Auszeichnung.

Sterwil.

## Allerlei.

In der Berliner Zeitung vom 5ten Oktober findet man eine Todes-Anzeige, welche also beginnt: „Wieder ein harter Schlag traf mein trübes Schicksal.“ — Das wäre ja ein Glück! es soll aber umgekehrt heißen: das Schicksal hat mit einem harten Schlage getroffen. Da es Keinem angenehm seyn kann, wenn er öffentlich das Gegentheil von dem sagt, was er hat sagen wollen, so thäte man wohl, in solchen Fällen Andere um Rath zu fragen — wenn man nämlich wenigstens so stark ist, daß man seine Schwächen ahnt.

Pabst Alexander V. gab sehr viel an Arme und Nothleidende, und je höher er stieg, je mehr Milde zeigte er. Deshalb sagte er oft: „Als Bischof war ich reich, als Kardinal ward ich arm, und seit ich Pabst bin, habe ich mich vollends zum Bettler gemacht!“

Ludwig XI., König von Frankreich, sagte einst zu einigen Hofleuten: „Ich habe in meinem Reiche und vornämlich am Hofe einen Ueberfluß an allen Dingen, nur an Einem fehlt es mir!“ — „Und dies Eine ist?“ fragte man ihn begierig. — „Die Wahrheit!“ entgegnete er. — Wo ein Fürst dies wahrhaft erkennt, wird es nicht lange an der Wahrheit fehlen! Ed. Rolle.

## Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

**Venedig.** Ich hatte mich auf dem Dampfschiff Caroline, das von Triest wöchentlich zweimal, wenn es die Witterung zuläßt, nach Venedig und wieder zurück geht, Abends eingeschifft, um mit dem Frühesten — es sind hundert Seemeilen — die Thürme dieser wundervollen Meerstadt zu begrüßen; aber die Götter hatten meine Meinung nicht ratifizirt. Des Nachts erhob sich ein kleiner Sturm, der aus tausend fatalen Pfeifen blies, nach welcher Melodie unser Schifflein so ausgelassen zu tanzen anfing, daß uns dabei ein wenig übel wurde, und selbst bei den Damen, die doch gewöhnlich den bachantischen Walzer protegiren, eine Ohnmacht nach der andern Visite machte; dazu kam die Furcht vor dem Zerspringen der Dampfkessel, welches bei einer solchen Unordnung nichts Unmögliches gewesen wäre; allein es ging, wider Vermuthen, ganz gut ab, und als die Sonne freundlich aus der Fluth herauf tauchte, war Aeolus abmarschirt und es ergab sich: daß wir erst 40 Meilen zurück gelegt und also noch 60 zu durchschiffen hatten. Jetzt erhob sich ein günstiger Wind, der fleißig in die gespannten Segel blies, daß sie sich lustig aufblähten — und um 11 Uhr Morgens stieg die stolze Lagunen-Stadt aus den Wogen empor, sich mit ihren Prachtgebäuden unsern staunenden Blicken zu zeigen. — Mein Bericht müßte sich zum Buche ausdehnen, wenn ich alle diese Merkwürdigkeiten beschreiben wollte, die hier den Fremden überraschen und entzücken. Dieser Markusplatz mit seinem bunten Gewühle und seiner majestätischen Umgebung — wozu die Basilica di San Marco den glänzenden Schlußstein bildet — deren Kostbarkeiten das Auge blenden; dieser Palazzo ducale, aus dem die Vergangenheit mit furchtbarer Stimme einer weltbeherrschenden Gewalt zu mir redet; diese gräßlichen Mordgewölbe der Inquisition, in denen der Fanatismus mit blutiger Faust seine Opfer zu Ehren eines Gottes erwürgte, dessen erstes Gesetz die Liebe war! — diese Paläste und Tempel voll der herrlichsten Kunstschöpfungen eines Titians, Palmas, Veronese, Tintorettos, Gandellinnos u. s. w. — diese öffentlichen Gärten, die kunstvoller, als die Gärten der Semiramis, mit ihren grünen Labyrinthen aus den Tiefen des Meeres sich erheben — Alles dieses sind Dinge, die sich immer besser sehen als beschreiben lassen. — Was die Theater betrifft, so hat diese Stadt mehrere. Das vorzüglichste „Il Fenice" ist nur im Carnaval geöffnet. „San Benedetto" hat an Charlotte Cavalli eine Sopran-Sängerin, auf die Sonette gemacht werden; ich konnte jedoch keine Eigenschaft an dieser celebre Signora entdecken, die eines Reims werth wäre. Signor Zenone Cazzioletto singt einen hübschen Tenor, er hat aber zwei Hände zu viel und setzt die Füße wie eine Drahtpuppe; Girolamo Candetto ist ein trefflicher Buffo; nicht minder verdient Botticello genannt zu werden; die Damen: Ricardi, Berlozzi Silvestri u. s. w. wandeln gemächlich die goldene Straße der Mittelmäßigkeit. — Das Theater „San Lucca" scheint in der Wahl der Mitglieder glücklicher gewesen zu seyn. Signora Basserini, eben aus der Pflanzschule von Bologna gekommen, ist hier die erste Sängerin; sie verbindet eine liebliche Stimme mit einem angenehmen Aeußeren. Auch Herr Berni, der Buffo dieser Bühne, ist vorzüglich brav — In „San Chrisostomo" besuchte ich das sogenannte „Schauspiel". In Italien ist die Coulissen-Reißerei zu Hause und eine gute Lunge das Haupterforderniß des Spielers. Die Prima Donna dieser Bühne, eine heroische Gestalt von hübscher Physiognomie, drehte bei der Deklamation die großen Augen heraus und setzte bei jedem Wort alle Muskeln in Bewegung, dabei schrie sie ganz entsetzlich; eben so machte der Liebhaber, ein ganz kleines Wesen, für seine geringe Person einen unbändigen Lärm. — Die Tages-Komödie (Arenna) belustigte mich sehr; es ist eine Art Amphitheater. Der Hof eines Hauses bildet das Parterre, die Gänge entstehen durch die Stockwerke und Apollo leiht seine goldenen Strahlen zur Beleuchtung her. Diese eigentliche Volks-Bühne ist geöffnet, wenn die Vornehmen Siesta halten. — Was die Literatur betrifft, so scheint hier das goldene Zeitalter zu herrschen, das selige Far niente der Mönche und der Arkadier. L—r.

**Paris.** Bei der Sonnenfinsterniß hat auch der Partheigeist sein Licht nicht unter den Scheffel gestellt; ein Journal erzählte z. B.: ein Oppositions-Mann in der Provinz hätte seiner Frau verweigert, mit ihr aus zu gehen und die Sonnenfinsterniß zu beobachten, „da doch das Ganze nur vom Gouvernement angestiftet sey!" — Ein anderes Blatt läßt eine junge Pariserin an ihre Freundin auf dem Lande schreiben, und jene ihr Bedauern ausdrücken, daß sie eben nicht in Paris gewesen sey, „wo wir in diesen Tagen eine prächtige Sonnenfinsterniß hatten." — Im Literatur-Gebiete zeichne ich (hinsichtlich der Geschichte des Tages) einen „petit Almanach legislatif" aus, der sehr gewürzte Schilderungen der Deputirten aus der letzten Sitzung der Kammern giebt, und gleichsam als Surrogat dienen soll für die ähnliche „Biographie des Députés", die bald nach ihrem Erscheinen weggenommen ward. Der kleine Almanach ist freilich auch rasch weggenommen — aber vom Publikum, und der Verleger hat ihn in einer zweiten Auflage ausgestellt. — Hier — und wahrscheinlich in vielen Städten Frankreichs — wird jetzt, wenigstens im Stillen, ein Fest vorbereitet für den Fall, daß die Herzogin von Berry bei ihrer, in diesen Tagen erwarteten Entbindung dem Hause der Bourbons einen Stammhalter geben sollte; bekannt ist für diesen Fall bis jetzt nur eine königliche Verordnung, welche bestimmt: daß für einen Prinzen in ganz Frankreich in den festen Plätzen vier und zwanzig — für eine Prinzessin aber in Paris allein zwölf Salven gegeben werden sollen. Mehrere kleine Theater haben „pièces de circonstance" einstudirt, die so eingerichtet sind, daß man nur das Wort „Prinz" oder „Prinzessin" am gehörigen Ort ein zu schieben braucht! — Am neuen kleinen Theater wird so fleißig fortgebaut, daß man seiner Eröffnung schon mit Anfang des nächsten Jahres in freudiger Erwartung entgegen sieht. Man hat dafür gesorgt, sehr gute Subjekte von verschiedenen Theatern der Residenz und der Provinz an zu ziehen; ein beliebter Vaudevillist (Scribe) ist Mit-Unternehmer, und so werden die Actionaire schon ihr Glück mit einem neuen Theater machen, wenn gleich sie es in der Mitte zwischen zwei sehr besuchten Schauspielhäusern, und nicht tausend Schritt von jedem entfernt, erbauen. Das neue Gebäude wird 1038 Zuschauer fassen können, und bei der besten Einnahme 4000 Franken (1000 Thlr. Gold) eintragen. — Rüstiger noch wird an dem neuen provisorischen Opernhause gearbeitet und es führt der geschickte Architekt in der That die Idee aus, der bedeutenden Kosten-Ersparniß wegen, das ganze Innere des alten Gebäudes in das neue über zu tragen, so daß man gleichsam nur eine neue Schaale zu machen hat. So können wir nun jedes Brett, jede Verzierung u. s. w. aus dem alten Hause von geschäftigen Händen abtragen sehen, und in diesen Tagen hat man auch sogar das eiserne Gitter, das die Säulen vor dem Theater verband, auf den Bauplatz des neuen transportirt. Durch diese Verlegung der großen Oper aus der Straße Richelieu erreicht man noch einen schon lange gewünschten Vortheil für die berühmte königliche Bibliothek, die dem alten Gebäude (nur wenige Schritte) gegenüber liegt, so daß man natürlich immer mit der größten Furcht an eine mögliche Feuersbrunst in der Oper denken mußte. — Die Dichter für die französischen Theater haben, bei allen pecuniären Vortheilen, die sie schon längst vor denen aller andern Länder voraus hatten, so eben noch einen, wenn gleich kleinen dazu erhalten: indem eine königliche Verordnung eine Pension erneut, die schon Ludwig XVI. dem jedesmaligen Veteran der dramatischen und belletristischen Literatur bewilligte; für jetzt hat sie Quentin — der Verfasser des bekannten, auch in Deutschland beliebten „Faßbinders" — erhalten.

Casper.

Redacteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurersche Buchhandlung.




# Der Gesellschafter
oder
# Blätter für Geist und Herz.

1820. Freitag den 13. Oktober. 165stes Blatt.


## Ueber den Luxus.

An K***.

Nicht wahr, lieber Freund, Du zürnst auf mich, daß ich Dich so lange ohne Nachrichten von mir gelassen habe? — Aber wer ist Schuld daran? — ich nicht, vielmehr ein besonderes Ereigniß, welches mich nolens volens aus meinem stillen Wirkungskreise heraus riß und nach der Residenz führte, wo ich ohne Rast und Ruhe von Einem zum Andern herum traben mußte. — Die großen Herren, lieber K..., sind wahrlich mitleidslose Geschöpfe! Will man etwas von ihnen erlangen, so schicken sie uns arme Klienten, wie am ersten April, vom Herodes zum Pilatus, vom Kajus zum Sempronius; wo man aber hin kommt, findet man Niemand zu Hause. Dieser ist im Bade, Jener auf seinem Landhause, und Alle sind so sehr dem dolce far niente ergeben, daß man niemals vorgelassen wird. — So lief ich einen ganzen Monat umher, und kam dennoch nicht einen einzigen Schritt näher zum Ziele. — Erst vor einigen Tagen ist es mir durch einen coup déffronterie gelungen, mein Vorhaben durch zu setzen. Jetzt bin ich wieder, dem Himmel sey Dank! mein eigener Herr, kann ungenirt alle Einladungen annehmen, welche ich früher aus Mangel an Zeit ablehnen mußte, und zugleich nach Dingen schauen, welche auch für Dich, mein Freund, einiges Interesse haben könnten. — Höre mir also nun aufmerksam zu und laß Dir vor allen Dingen von einer sehr großen und gar brillanten Gesellschaft erzählen, mit der ich den gestrigen Abend verlebte. Wie es dort zuging, bedarf wohl bei Dir, dem geborenen Großstädter, keiner weitläuftigen Beschreibung. Man trinkt Thee, spielt Whist oder Boston, und schwatzt toll weg über Gegenstände, wovon man nicht den geringsten Begriff hat. — Die jungen Mädchen, mit ihren blassen Madonnen-Gesichtern, affektiren romanenhafte Gemüthlichkeit und ästhetisches Gefühl; die Frauen kramen mit einer liebenswürdigen Dreistigkeit eine schaale Gelehrsamkeit aus, welche sie in den Journalen, aus denen sie sich das Flachste zur Lektüre wählen, aufgefischt haben — und die eleganten Herrchen, welche wie die Aale herum schlüpfen und eine aufgeklaubte Kritik über das Theater in den Zimmern umher verkünden, beäugeln ihr geschniegeltes Figürchen in allen Spiegeln, trällern ein Liedchen und arrangiren fortwährend ihr krauses oder struppiges Haupthaar, mit ihren zarten und stark beringten Fingern. — Aber auf einmal ertönt die Musik, und, wie von einem Sturmwind fortgeweht, braust der ganze langweilige Troß nach dem hellerleuchteten Salon hin, wo man hopst und walzt und alle abgeschmackten Thorheiten des langwierigen Cotillons bis zum Ohnmächtigwerden durchexerzirt. — Meine Wenigkeit, welche häßlich wie die Nacht, linkisch wie ein Bär, weder spielen noch tanzen, am allerwenigsten aber ihr bischen Wissen zur Schau tragen kann, hätte sich bei so bewandten Umständen gern aus diesem Wirrwarr davon gemacht; allein mein Unstern brachte mich in die Nähe zweier sehr gelehrter Männer, welche mich mit ihrem Schnickschnack über den Luxus und die kostspielige

Lebensart der jetzigen Zeit fast zu Tode plagten. Ich mußte also bon gré malgré verweilen, und da ich keine Aussichten zu einer besseren Unterhaltung vor mir sah, blieb ich ruhig bei meinen beiden Philosophen in dem Theezimmer, und gab ihnen zum Spaß recht viel Gelegenheit, sich ihrer Galle nach Herzenslust zu entledigen. — Nach der Grandetour kamen mehrere Herren von der Gesellschaft in das Thee-Zimmer zurück und nahmen an dem Gespräche Theil. Einige traten sogar als strenge Opponenten gegen die beiden Philosophen auf und ließen sich über den in Rede stehenden Gegenstand in sehr aufgeputzten Floskeln vernehmen. — Jene behaupteten: daß nichts in der Welt so viel Unheil stifte und schädlicheren Einfluß habe als der Luxus; er sey weiter nichts als ein Kind der Eitelkeit und eine Geburt der Sinnlichkeit; ferner die Ursache des Sittenverfalls und der Antrieb zu allen Lastern. Diese Behauptung wollte aber der größte Theil unserer Zuhörer nicht anerkennen. Im Gegentheil sagten sie: der Luxus ist nicht nur das Beförderungsmittel der Künste und Industrie, nicht nur eine Stütze des merkantilischen Betriebes, sondern auch der Erzeuger der höheren Kultur. — Die Debatten wurden mit jedem Augenblick lebhafter und keine Parthei wollte nachgeben. Ich zog mich unbemerkt aus dem Streite, empfahl mich meinem geschäftigen Wirth und eilte nach meinem Gasthause, wo ich Muße hatte, über diesen Gegenstand nach zu denken und das Resultat meines Nachdenkens Dir hier als eine Schadloshaltung für mein langes Stillschweigen mit zu theilen. — Also zur Sache!

Ob der Luxus an und für sich schädlich oder vortheilhaft, ob er aus dieser oder jener Quelle entsprungen sey? mag ich für jetzt noch nicht entscheiden. So viel ist indeß gewiß, daß aus den so eben angeführten Meinungen nur zwei Resultate zu folgern sind. — Ist der Luxus ein Beförderungs-Mittel zur höheren Kultur, so versteht es sich von selbst: daß er nicht nur in jedem Staate tolerirt, sondern auch nach Kräften unterstützt werden muß; wäre er aber eine Veranlassung zur Sittenverderbniß, so muß er natürlicher Weise — da die Sittlichkeit das Palladium eines jeden Staates ist — überall, wie ehemals zu Sparta, gänzlich verbannt werden. Wenn man indessen das letztere als gewiß annehmen wollte, aber nur nicht alle Verhältnisse und Beziehungen außer Acht läßt, mit denen dieser Gegenstand betrachtet werden muß, so wird sich leicht darthun: daß selbst durch die spartanische Maaßregel nicht alle Gegner des Luxus zum Schweigen gebracht werden, am allerwenigsten diejenigen, welche in einem Staate leben, worin sich die Kultur noch auf einer sehr niedrigen Stufe befindet. Es ist zwar ein historisches Faktum: daß jede Pracht und jeder Aufwand in Sparta als ein Staatsverbrechen angesehen wurde, daß sogar die Zimmerleute sich bei dem Bau eines Hauses nur der Axt und Säge bedienen durften; trotz dem würde aber doch in dem rohen Thracien ein solches Haus, so schlecht und einfach es übrigens immer gewesen seyn mag, für einen Palast gegolten haben. Wenn man also alle diese relativen Verhältnisse des Luxus in Erwägung zieht, und es käme dann auf eine genaue Untersuchung an: was wohl eigentlich zur Erhaltung des menschlichen Lebens in physischer Hinsicht absolut nothwendig sey, um dieses Absolutum als Regel für das Moralisch-Gesetzliche auf zu stellen: so würden die Meinungen in dieser Hinsicht weit verschiedener lauten, als sie bisher über den Luxus gewesen sind, und man müßte es am Ende einem Jeden überlassen, sich hierin selbst eine Norm fest zu setzen.

Im Allgemeinen versteht man unter Luxus solche Dinge, welche das Schöne mit dem Nützlichen verbinden, also Dinge, welche mehr der Einbildungskraft schmeicheln, als zur Befriedigung der einfachen und wahren Bedürfnisse beitragen; z. B. feine Kleidungsstücke, kostbaren Hausrath, Equipagen, Delikatessen u. s. w. — kurz! lauter Artikel, deren sich gern Jeder zu seiner Bequemlichkeit bedient, wenn er durch Reichthum, Bildung oder durch andere günstige Zufälle zu einem Grad von Ansehen gelangt ist oder erst dazu gelangen will. — Gesetzt nun, daß derjenige, welcher an solchen Dingen Freude und Behagen findet, sich dieselben ohne Aufopferung und Zerstörung seines Wohlstandes anschaffen könnte, so sehe ich nicht ein, in wie fern deren Besitz ihm oder dem Staate schädlich werden könnte. Denn wer nur irgend die Beschaffenheit seiner Lage zu beurtheilen weiß und dazu keine Mittel besitzt, der wird sich wohl mit solchen Dingen behelfen, zu welchen sein Vermögen und Einkommen hinreicht. Ist Jemand thöricht oder leichtsinnig genug, sich Genüsse von Dingen zu erlauben, die seine pekuniären Kräfte übersteigen, so müssen wir dieses unsinnige Verfahren nicht dem Luxus zur Last legen, sondern dem Mangel an Grundsätzen und dem Leichtsinn: Eigenschaften, die unter allen Umständen ins Elend stürzen.

Mit dem Geschrei der Moralisten gegen den Luxus hat es, wie mich dünkt, die nämliche Bewandtniß, wie mit der Tadelsucht alter Leute, welche ebenfalls die Lebensart, Moden und Sitten der jetzigen Zeit zu verachten pflegen und immer das nur zum Muster aufstellen, worin sie vormals in Jugendkraft gelebt und gewirkt haben; beides geschieht aus einem und demselben Grunde. Der abgelebte stumpfe Greis, dem die Freuden des Lebens längst abgeblüht, dem der kalte Schnee des Alters jede warme Empfindung abgekühlt hat, lebt nur noch in der Erinnerung seiner ehemaligen Kraft, wird egoistischen Sinnes und feindet daher jeden Gegenstand an, der seiner gewohnten Lebensart Beeinträchtigung droht.

So ergeht es auch den armen Moralisten; Neid und Erbitterung spielen bei ihren Argumenten die Hauptrollen. Sie nehmen nicht im Mindesten auf die Verhältnisse und Nebenumstände Rücksicht, welche sich ihren Grundsätzen überall entgegen stellen, wollen durchaus ihre eigene Personalität und Lebensweise der ganzen Welt als allgemeines Muster aufdringen, mißbilligen daher jede Bequemlichkeit des Lebens, der sie sich nicht bedienen wollen oder bedienen können. Gilt es aber Dinge und Gebräuche, wobei ihr eigenes Interesse oder ihre eigene Bequemlichkeit gefährdet werden könnte, da hüten sie sich gar sehr, ihre strengen und cynischen Grundsätze laut werden zu lassen. — Ueberhaupt bin ich der Meinung: daß diejenige Moral immer die beste sey, die man mit eigenem Beispiele bewährt. Alles, was man uns auf Kanzeln und in Hörsälen, auf dem Markt und in Prunkzimmern herdeklamirt, ist selten von ächtem Gehalt, selten von den Schlacken des Egoismus gereinigt. Ich kenne sehr viele Menschen, die für jede Situation ihres Lebens eine andere Moral und andere Grundsätze im Munde führen. Deshalb traue ich solchem Geschwätz nicht und bin fest überzeugt: daß selbst der auf seinem Dachstübchen thronende und eingesugte Philosoph, trotz seiner ewigen Klagelieder, der erste und stärkste Lobredner des Luxus werden würde, sobald nur Fortuna sich geneigt fände, ihr Füllhorn in seinem Schooße aus zu leeren.

(Die Fortsetzung folgt.)

## Ein russisches Hoffest im Jahre 1739.

Die russische Kaiserin Anna gab ein lustiges Fest zu Ende des Jahres 1739; ein Prinz Gallizin war dazu die Veranlassung. In einem Alter von vierzig Jahren veränderte dieser seine Religion und wurde, zur Strafe dafür, zum Pagen und Hofnarren ernannt. Da seine erste Gemahlin gestorben war, sagte die Kaiserin einst zu ihm: er möge wieder heirathen, sie wolle die Hochzeit ausrichten. Der Hofnarr ging dies ein, wählte ein armes Mädchen und erinnerte die Kaiserin an ihr Wort. Um nun bei diesem komischen Feste zugleich die verschiedenen Völkerschaften zu zeigen, welche russische Unterthanen sind, gab die Kaiserin den Statthaltern der Provinzen den Befehl: von jeder Nation einige Personen beiderlei Geschlechts nach Petersburg zu senden. Alle wurden auf Kosten des Hofes in ihrer Landestracht prächtig gekleidet. — Um der Feier etwas Außerordentliches zu geben, ward ein Haus von Eis aufgeführt, welches aus zwei Zimmern bestand, worin Alles, sogar das Brautbett, von Eis gemacht war; an den Ecken waren vier kleine Kanonen und zwei Mörser, von derselben Masse. Die Kanonen wurden einige Mal mit einem Loth Pulver geladen und abgefeuert, ehe sie sprangen; und aus den Mörsern warf man, ohne sie zu beschädigen, kleine Granaten von Holz. — Die Prozession der Hochzeit-Gäste zählte über dreihundert Personen; sie nahm ihren Weg, dem kaiserlichen Schloß vorbei, durch die vornehmsten Straßen. Braut und Bräutigam saßen in einem großen Käfig auf einem Elephanten; die Gäste, zu Zweien, in Schlitten, vor denen alle Arten von Thieren gespannt waren, als: Rennthiere, Hunde, Ochsen, Böcke, Schweine u. s. w.; Einige ritten auf Kameelen. Im Reithause des Herzogs von Kurland wurden sie insgesammt bewirthet und zwar Jeder in seiner Landesart. Am Abend tanzte jede Nation nach ihrer Weise und eigenen Musik. Als der Ball zu Ende war, führte man das neue Ehepaar in das Eishaus, wo es sich in das sehr kalte Bett legen mußte, und damit es vor dem nächsten Morgen das Haus nicht verlasse, wurden Schildwachen an die Thüren gestellt.

W.

## Neues und Altes.

In Versailles starb neulich ein alter Mann, der in seinem Testament es ausdrücklich verboten hatte: ihn mit irgend einem Gepränge oder mit Läuten der Glocken zu begraben, „indem vielleicht Jemand dadurch unangenehm an den Tod erinnert werden könnte.“ — Das wird Menschenfreundlichkeit genannt; sie ist aber von solcher Art, wie wir sie jetzt gewöhnlich haben und mit der man mehr schadet, als mit einem Laster. Kräftige Erinnerung an den Tod stiftet oft mehr Gutes, als irgend ein Moral-Prediger es vermag.

Einer der Räthe des Kaisers Maximilian bat diesen: er möchte durch einen Machtspruch ein Gedicht unterdrücken lassen, in welchem man ihn (den Rath) schimpflich erwähnte. — „Das kann ich nicht so leicht gewähren!“ entgegnete der Kaiser; „es würde Euch nichts helfen und nur zu einer Beschuldigung Meiner dienen. Ein edles Gemüth erträgt getrost unverschuldete Unbill! — und schnell, wie solch Machwerk entstanden, wird es dann auch vergessen seyn.“

Als ein Geiziger am Tage vor Neujahr starb, machte man folgendes Epigramm:

Er richtet heut sich ein, daß man ins Grab ihn senke,
Froh, daß er Menschen prellt um die Neujahrsgeschenke.

Husar bedeutet im Ungarischen der Zwanzigste. Nach den ältesten Landesgesetzen Ungarns mußten von zwanzig Landleuten ein Reiter und ein Pferd gestellt werden; die aus ihnen entstandenen Truppen nannte man nach ihrem Ursprung Husaren, d. h. Zwanziger.

Es wurde von einer Dame erzählt, die sich einen Geliebten wünschte, der schön, reich, galant, kenntnißvoll und witzig seyn solle. — „Damit die Erfüllung möglich wird“ — erwiederte Jemand — „hat sie sich für jede Eigenschaft einen Geliebten gewählt.“ Th. Laurin.

## Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

Königsberg. Ueberdenkt man jetzt — in den ersten Tagen des Herbstes — die diesjährigen Frühlings- und Sommer-Monate, so ergiebt sich das betrübende Resultat: daß auch Königsbergs Bewohner, der fast immer regnigten und kühlen Tage wegen, die ohnehin flüchtige Sommerzeit im Schooße der freien Natur nur wenig haben genießen können. Es ist daher kein Wunder, wenn die Lustörter nahe an der Stadt selten und manche fast gar nicht besucht wurden, und wenn man sie — besonders an einem geschäftsfreien erquickenden Sonntage — besuchte, dermaßen von Fahrlustigen, Reitenden und Spaziergängern überfüllt fand, daß gegen Abend für keinen Preis mehr Erfrischungen zu erhalten waren. Dies erregte natürlicher Weise bei den Lustwandelnden Mißmuth, um so mehr, wenn man sich vorgenommen hatte, den endlich einmal regenfreien Tag recht con amore im Freien zu genießen. Besonders war rücksichtlich des hier sehr beliebten Tranks der levantischen Bohne in den ländlichen Wirthshäusern die Noth oft sehr groß; „denn" — so sagt man hier — „ohne Kaffee keine Seligkeit!" und es ist oft mit hohem Vergnügen an zu sehen: wie eine ehrbare Bürger-Familie, von altem Schrot und Korn, den selbst mitgebrachten und in einem Bauernhäuschen zubereiteten Kaffee in einer wahren Goliaths-Kanne vor sich habend, bei dem Genuß dieser Voltaireschen Hippokrene sich gütlich thut, und erst, wenn vier bis fünf Tassen geschlürft sind, allmählig findet: daß es in Gottes freier Natur doch recht behaglich sey. — Am meisten besucht waren in diesem Sommer vornämlich die Hufen vor dem Steindammer-Thore und Klein-Heyde vor dem Königs-Thore, ein zu dem Gräflich Bülow von Dennewitzischen Gute Neuhausen gehöriges Vorwerk, das eine romantische Lage mit einem angenehmen Park hat und dessen Gasthaus sich durch große Wohlfeilheit seiner Erfrischungen vor den übrigen ländlichen Gasthäusern sehr vortheilhaft auszeichnet; dieses aber auch aus dem Grunde kann, weil der Wirth, der ehemals als Kammerdiener in Diensten jenes preußischen Helden stand, zum Lohn für seine treu geleisteten Dienste dieses Gasthaus, nebst Garten- und Ackerland, völlig abgabenfrei auf Lebenszeit erhalten hat. Was die Hufen betrifft, so können diese zu jeder Jahreszeit beinahe immer trockenen Fußes besucht werden, denn die Besitzer, welche sich an der Landstraße anbauten, haben auf der einen Seite des Weges Planken legen lassen, auf denen bequem zwei Personen neben einander lustwandeln können, weshalb man auch beinahe immer Spaziergänger daselbst bemerkt. — Eigentliche Volksfeste finden übrigens bei uns nicht statt, woher es denn auch kommt, daß ächter Gemeinsinn hier fehlt und der unbekannte Fremde sich bei uns nicht gefallen kann. — Jährlich werden die Hufen durch die Anlage von Gärten und Häusern verschönert, und eine wahre Zierde der sogenannten Vorder-Hufen ist die reizend gelegene Besitzung des Justiz-Commissarius Kohlhoff, der in seinem Hauptgarten — außer einer Menge schöner Blumen, von welchen viele aus den Fernen her gekommen und worunter Harlemer Tulpen-Zwiebeln selbst mit 100 Thlr. das Stück bezahlt sind — alle Eichen-Arten, die in Europa an zu treffen, und überhaupt eine Menge Bäume und Sträucher angepflanzt hat, welche vorzüglich für den Forst-Botaniker von großem Interesse und selbst in dem hiesigen königlichen botanischen Garten nicht vor zu finden sind. Ein anderer zu diesem Landsitz gehöriger Garten enthält sämmtliche Rosen-Gattungen. Die an die Gärten grenzenden Felder werden, unter Anleitung des einsichtsvollen Schotten Murray, bearbeitet, der seinen eigentlichen Wohnort in der bei Tropitten, unfern Neuhausen liegenden und hier gegründeten Schotten-Kolonie hat, die sich, unter der thätigen Leitung des verdienstvollen Regierungs-Raths und Professors Hagen, eines trefflichen Gedeihens erfreut und deren Grundsätze der Acker-Bewirthschaftung immer ausgebreiteter und von andern Landwirthen stets probater befunden werden, obgleich die Kohlhoffsche Besitzung bis jetzt noch die einzige ist, wo die Ackerwirthschaft rein englisch betrieben wird. — Unfern dieser Besitzung liegt der wild romantische Garten des Regierungs-Raths Busolt, in welchem Preußens unvergeßliche Luise einst oft und am liebsten verweilte, wenn sie in Königsbergs Mauern wohnte, und dessen schweigendes melancholisches Dunkel dem einsamen Wanderer stets mit heiligen, zugleich aber auch mit wehmüthigen Gefühlen über die Vergänglichkeit alles Schönen auf der Erde erfüllt. — Der Weg nach der königlichen Sternwarte — die im Art der Seeburger Sternwarte, bei Gotha, erbaut ist — zeichnet sich, da er von dem Steindammer-Thore links über einen mit Bäumen bepflanzten hohen Erdwall führt, durch die liebliche Aussicht, welche von diesem Standpunkt möglich wird, aus; denn hier erblickt das Auge links einen Theil der Stadt mit davor liegenden kleinen Gärten, rechts aber grüne Berge, baumreiche blühende Felder, einige Lustörter, den zwischen üppigen Wiesen ruhig dahin fließenden Pregel und in der Ferne den sonnenbeglänzten Spiegel des frischen Haffs, an dem sich, gleichsam als der Schlußstein des schönen Ganzen, das Schloß Holstein aus Waldesdunkel hervor hebt, dem gegenüber die schlanken Thürme an den Kirchen zu Haffstrom und Juditten in die heiteren Lüfte empor ragen. Diese Gegend ist eine der schönsten um hiesige Stadt, und selbst weit gereiste Fremde verweilen sinnend und mit Wohlgefallen nahe der, die stille Landschaft stolz beherrschenden Sternwarte, die Blicke in die reizende Thalfläche hinsendend. — Der Badeort Cranz, der, vier Meilen von der Stadt entfernt, dicht am Ostsee-Strande liegt, ist in diesem Jahr ziemlich zahlreich, wenigstens zahlreicher als früher, besucht, obgleich die Lebensmittel daselbst so übertrieben theuer sind, daß man sie in einem der ersten Bade-Orte Deutschlands nicht theurer bezahlen wird, wobei sie noch sehr schlecht und oft nicht einmal in hinreichendem Vorrath vorhanden waren. Die Zahl der Badegäste belief sich — nach einer hier gedruckt erschienenen Badeliste — zu Ende des Monats Juli auf 81, und Ende August auf 108. Andere, unfern Cranz, ebenfalls an die See grenzende Oerter, z. B. Groß- und Klein-Kuhren, Georgswalde, Wangenkrug, Warnieken u. s. w. gewähren in Hinsicht ihrer wirklich reizenden Lage, ihrer pittoresken Gegenden und lieblichen Mannigfaltigkeiten einen weit angenehmeren Aufenthalt, als das von Vielen gepriesene Cranz, das übrigens nur ein Dorf im Sande ist und dessen elende Bauer- und Fischer-Wohnungen, sammt Bäumen und Sträuchen, bald gezählt sind. Viele ziehen deshalb — und mit Recht — den Aufenthalt in den vorgenannten oder in andern Seedörfern vor, miethen sich in ein Bauerhäuschen ein, versorgen sich mit Fleisch und Wein aus der Stadt, kaufen von ihren Wirthsleuten Geflügel, Fische u. s. w., und führen ein weit beschaulicheres Stillleben, als in dem kahlen Cranz. — Bei dieser Gelegenheit will ich noch bemerken: daß an das Haus, in welchem einst Kant gewohnt und welches man nach seinem Ableben in ein „Billard royal" verwandelt hat, von dem Besitzer desselben gegenwärtig ein Badehaus — also das zweite in hiesiger Stadt — angebaut wird. Die Badewannen sollen aus sogenanntem Gesundheits-Porzellan bestehen und überhaupt keine Kosten gespart werden, um das Ganze recht glänzend ein zu richten. (Schluß folgt.)

Frau von Genlis versichert in einer ihrer Schriften sehr ernsthaft: „Es sey gar nicht wahr, daß vor der Revolution allen verheiratheten Frauen erlaubt gewesen wäre, sich Liebhaber zu halten!" — Erlaubt war es nicht, aber man nahm sich die Freiheit! (Constitut.) Ob das nur vor der Revolution geschehen ist?

Eine jetzt veranstaltete Zählung der Einwohner Frankreichs ergiebt: daß die Bevölkerung seit dem Jahre 1806 um 2 Millionen zugenommen hat. (Courier fr.)

Redacteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurersche Buchhandlung.




# Der Gesellschafter
oder
# Blätter für Geist und Herz.

1820. Sonnabend den 14. Oktober. 166stes Blatt.


## Vier Grabschriften.

### Das Kind, gleich nach der Geburt verstorben.

Leiden kanntest du nicht, nicht Freuden! ruhig nun schläfst du;
Aber das Schönste doch, Thränen, sie hast du gekannt!
Also giebt uns den lindernden Balsam Mutter Natur schon,
Eh' sie mit bitterem Leid trifft uns verwundend das Herz!

### Der Jüngling.

Muthig strebt' er empor, es wanden leuchtende Kronen,
Lieb' und Freundschaft und Glück, ihm um das blühende Haupt!
Sieh! da zeigte der Herr ihm die ewig leuchtende Krone —
Lächelnd folgt' er dem Wink — schläft hier entgegen dem Kranz!

### Der Mann.

Hier verweset der Leib, die Seele schwang sich zum Himmel;
Was er erstrebt und vollbracht, lebet auf Erden — die That!
Also schüttelt im Herbst der Sturm vom Baume die Blätter,
Aber die Frucht sie beut schwellend den labenden Saft.

### Der Greis.

Gleich wie die Aehre senkt vor der Sonne stechendem Strahle
Gern, wenn der Abend erscheint, mähendem Schnitter das Haupt,
Also reichtest du fromm, von des Daseyns Lasten ermüdet,
Da dir der Engel gewinkt, freudig das Leben ihm hin!

Leunami.

## Ueber den Luxus.

(Fortsetzung.)

Doch, welche Gründe sind es denn, wodurch der Luxus einen so üblen Ruf bekommen hat? — Die Philosophen antworten zuerst: Er trägt nichts zu den wesentlichen Bedürfnissen des Lebens bei. Dies ist freilich ein Grund, dem nicht alle Wahrheit ab zu sprechen ist; aber doch bleibt er ein solcher, der nur im rohen Stande der Natur gelten kann. Ist es Jemanden um den Beweis zu thun, wie wenig die menschliche Natur an und für sich bedarf, so kann ihm jeder Wilde — der nur die Natur als seine Gebieterin anerkennt, der weder Sinn für Kunst und Wissenschaften, noch Gefühl für die Annehmlichkeiten des Lebens in seinem Busen hegt, der sein Leben unter einem schattigen Baume verschlummert, seine Nahrung in den Wäldern sammelt und den Durst an der sprudelnden Quelle labt — der kann ihm dies weit deutlicher beweisen, als irgend ein Moralist im heiligen römischen Reiche, bei dem es doch weiter nichts als eine leere Deklamation und falscher Schein ist, indem er wahrscheinlich eben so gern jeden Reiz und jede Bequemlichkeit des Lebens genießen möchte, wenn es nur seine Kasse erlauben wollte. — Zweitens behaupten die Gegner des Luxus: daß er den Menschen zum Weichling, also zu jedem Beruf des gesellschaftlichen Lebens untauglich mache. Diese Behauptung ist auch nur zum Theil gegründet. Ich will es gern zugeben, daß er dem Schwächling, welcher durch übermäßigen Genuß und Ausschweifungen seine Kräfte und Selbstständigkeit verloren hat, nicht neue Kräfte oder Stärkung zufließen lasse; er bleibt, was er war und ich gebe auch zu, daß er durch den Luxus noch erbärmlicher wird. Derjenige hingegen, dem eine zweckmäßige Erziehung und moralische Grundsätze Gesundheit der Seele und des

Körpers verliehen, der innere Kraft hat und dem die Flügel des Geistes noch zum Aufschwunge dienen können, der wird sich eben so schnell und unverdrossen aus den weichen Polstern seines Sophas oder von der allerleckersten Tafel zu erheben wissen, wenn es eine gute Handlung gilt, als der Cyniker, der auf harter Erde oder in einer Tonne seine Brodrinde verzehrt. Hiervon, glaube ich, haben uns die Krieger der neueren Zeit, in den Jahren 1814 und 1815, die doch keinesweges so ganz streng und spartanisch erzogen worden, die besten Beweise geliefert. — Die Hauptursache des Geschreies der Herren Moralisten aber ist eigentlich diese: daß sie den Charakter der Menschen immer nach seiner äußeren Umgebung beurtheilen, ohne zu untersuchen: ob diese äußere Schaale in ihrem Inneren Tugenden oder Laster verberge. Ist es aber nicht der höchste Grad von Inkonsequenz, den Charakter eines Menschen danach beurtheilen zu wollen, ob er sich in Seide oder Leinen kleide? — ob er mit seinen eigenen Füßen, wie ich armer Client, in den Straßen umher läuft oder in einem glänzenden Postzuge daher galloppirt? — ob er Hochheimer aus Krystall-Pokalen oder reines Quellwasser aus hohler Hand schlürft? — Man lasse Jeden, der sich das Leben angenehm machen kann, so leben, wie es ihm sein Geschmack und Wille gebieten; ist er nur übrigens ein rechtschaffener Mann, von Egoismus und Lastern befreit, so mag er meinethalben auf Stroh oder Eiderdaunen schlafen, in einer Hütte oder in einem Palast wohnen: er bleibt dabei was er ist und der Achtung der Menschen würdig. Ist er aber an und für sich ein Bösewicht, der nie dem Hülflosen eine Thräne trocknet, nie dem Dürftigen eine Gabe reicht und nur sein theures Ich liebt, so mag er in einer Tonne wohnen, auf harter Erde schlafen und bei jeder neuen Morgensonne dem lieben Gott seinen schmutzigen Leichnam als Opfer darbringen: wird er dadurch um einen Gran besser werden? — Mit solchen Kasteiungen kann er allenfalls sein Glück im Paradiese machen, oder sich eine heilige Glorie für die kahle Glatze erschleichen und von schlauen Mönchen und alten Betschwestern als Schutzpatron verehrt werden; der vernünftige Mann hingegen wird dieses scheinheilige Gaukelspiel durchschauen und ihn noch mehr verachten. — Und was die Eitelkeit betrifft, welche die Moralisten als die Mutter des Luxus ausposaunen, von der ist ja kein Sterblicher und am wenigsten sind sie selbst davon befreit; ihre Macht erstreckt sich über alle Bewohner des Erdballs. — Was jener Weise Griechenlands dem Anthistenes zurief: „Du, ich sehe deine Eitelkeit durch die Löcher deines Mantels schimmern!“ — könnte man solchen Moralisten, weß Standes, weß Alters sie auch seyn mögen, unbedingt zurufen. Diese läppische Göttin zeigt sich im schlichten Mieder der Landdirne, wie in der kostbaren Robe einer eleganten Hofdame; in der phantastischen Feder- und Muschel-Bekleidung des rohen Indianers, wie in dem galonirten Staatsrock eines Höflings, und in dem faltenreichen Talar eines Bischofs, wie in dem abgeschabten Mantel des Philosophen.

Doch nach Allem, was ich bis jetzt gesagt habe, glaube nur ja nicht, lieber Freund! daß ich die jetzige Lebensart des Mittelstandes rechtfertigen will, oder es billige, wenn der galante Schuh- oder Kleidermacher oder jeder andere Handwerker — welcher durch die in neuerer Zeit entstandenen Patente und den schnellen Wechsel der Mode nur auf ein unstetes Einkommen rechnen darf — seinen Wohlstand durch Aufwand vernichtet, an Sonn- und Festtagen, oder auch mitten in der Woche, in einem eleganten Miethswagen durch die Straßen zu einer Landpartie kutschiert, im Schauspiel den ersten Platz einnimmt und mehr Geld zum Putz für seine unbeholfene Ehehälfte, für Delikatessen und Weine ausgiebt, als seine Vorfahren sonst zu ihrem Haushalt im ganzen Jahr gebraucht haben. Wer könnte es gut heißen, wenn junge Leute, als: Kaufmannsbursche, Gesellen aller Professionen, und sogar Lehrlinge, mit ihren verdächtigen, aber nach der Mode ausstaffirten Dulcineen, in Gärten und Tabagieen herum schwärmen, dort frischweg Glühwein, Limonade und Orgade schlürfen, Hasenbraten schmausen und den ehrlichen alten bittern Schnaps, der vormals dem Magen dieser Leute Verdauungskräfte und Stärkung verlieh, mit Verachtung von sich weisen. Allein warum wollen wir diese Ausschweifungen dem Luxus zur Last legen, da sie doch einzig und allein die Früchte des Zeitgeistes und die traurigen Reminiscenzen der jüngst vergangenen Zeiten sind? — Doch für jetzt mögen die verschiedenen Meinungen und Ansichten über diesen Gegenstand noch auf sich selbst ruhen; ich will es, lieber K..., vor allen Dingen versuchen, Dir dar zu thun: daß nach meinen Ansichten der Luxus weder die Ursache, noch der Ursprung des Sitten-Verfalles sey.

Wenn wir einen ernsten Blick auf die Geschichte der Menschheit werfen und den Zustand der Völker genau ins Auge fassen, so bemerken wir zwar: daß überall Luxus und Sitten-Verderbniß Hand in Hand wandeln; diese Wahrnehmung kann uns daher leicht auf die Vermuthung bringen: daß er wirklich die Veranlassung zum Sittenverfall gewesen und noch sey; wenn wir aber die Untersuchung weiter fortsetzen, so wird sich nicht nur erweisen, daß die Quellen von beiden sehr verschieden sind, sondern auch: daß sich der Luxus bei den mehrsten Völkern erst dann entwickelt habe, als die Sitten schon längst in Verfall gewesen waren. — Am deutlichsten zeigt sich aber der Ursprung von beiden in der früheren Geschichte der Menschheit: als die Men-

schen noch dem rohen Stand der Natur am nächsten waren und sich mit dem Ackerbau beschäftigten. So lange dieser (nämlich der Ackerbau) der Hauptbetrieb und einzige Erwerbszweig eines Volks war, so lange er jedem Mitglied der Gesellschaft Unterhalt und Eigenthum gewährte, war allerdings weder Luxus noch Sittenverderbniß, aber auch weder Kunst noch Industrie sichtbar. Die Gleichheit des Eigenthums, die leichte Art und Weise, die nothwendigsten Bedürfnisse zu befriedigen, erhielt die Menschen in einem sorglosen Zustande, wobei sie sich einer gleichgültigen Ruhe überließen und sich wenig um Kultur oder Kunstfleiß bekümmerten. Ihr Streben ging nur dahin, den Tugenden ihrer natürlichen Lebensart nach zu kommen, und der Kreis ihres Wissens beschränkte sich auf die Bearbeitung ihrer Aecker und auf die Vertheidigung ihres Eigenthums. Ihr Handel bestand in dem Austausch von rohen Produkten, auf dem nämlichen Grund und Boden betrieben, auf welchem diese Produkte gewonnen wurden. — Wenn auch mit der Zeit verschiedene Individuen, durch eine fleißigere Bearbeitung ihres Bodens oder vermittelst Belohnung für bewiesene Tapferkeit bei einem feindlichen Angriff, zu einem Grad von Uebergewicht gelangten, so war dieses Uebergewicht in keiner Hinsicht so bedeutend, daß es zum Luxus hätte Veranlassung geben, oder die Sitten hätte verderben können, indem dieses Uebergewicht nur in einem Zuwachs von Früchten bestand, der zwar den Vorrath vermehrte, aber keinen Reiz zu verfeinerten Genüssen darbot. Auch blieb das allgemeine Wohl mit dem Wohl des Einzelnen nach wie vor auf das Engste verbunden, weil alle Zufälle, welche Natur oder äußere Verhältnisse herbei führten, sämmtliche Mitglieder des Volkes in gleichem Maaße trafen.

Nach und nach aber nahm die Bevölkerung so sehr zu, daß der Grund und Boden nicht mehr hinreichte, um allen Bewohnern eines Landstrichs Nahrung, noch viel weniger um ihnen Eigenthum zu verschaffen. Da trat die erste Noth unter die Menschen und dem Besitzlosen blieben nur zwei Wege übrig, sich vor Mangel und Hunger zu schützen: er mußte entweder den theuren Boden verlassen, wo er das Licht der Welt erblickte und die Gebeine seiner Ahnen ruhten, oder seinen Scharfsinn auf die Erfindung eines Gewerbes richten, vermöge dessen er erlangen konnte, was er zu seiner Existenz nöthig hatte. Es sieht sich ein, daß Mehrere das zweite Mittel vorzogen, um in der Heimath und in dem Kreise ihrer Verwandten leben zu können.

(Die Fortsetzung folgt.)

## Ein wahres Geschichtchen.

Ein reicher Mann, dessen höchst superlative Sparsamkeit — Manche wollen es Knickerei nennen — in seiner Umgebung allgemein bekannt ist, machte einst eine Reise nach dem Gipfel des schlesischen Sudeten- oder Riesengebirges, der sogenannten Schneekoppe. Es ging Alles ganz vortreflich; das Wetter war schön, die Gesellschaft heiter und der reiche Mann in seiner Art recht seelenvergnügt. Als aber der Rückweg angetreten werden sollte, ergriff ihn plötzlich ein Schwindel vor dem steilabschüssigen Bergabhange, auf dem der Pfad an tiefen Schluchten und Abgründen vorbei führt. Schon hatte sich die übrige Gesellschaft in Marsch gesetzt, als er noch ängstlich am Rande herum trippelte, einer Gluckhenne vergleichbar, welche die ausgebrüteten Entlein in den Teich hinein schwimmen sieht. Da gewahrte er ein Paar stämmige Gebirgsländer-Bewohner, die seiner Verlegenheit lächelnd zuschauten, und er machte ihnen den Vorschlag, ihn hinunter zu tragen. Die Gebirgsmänner waren auch willig dazu, luden ihn fein säuberlich auf und trugen ihn — indeß er die Augen fest zudrückte — sicheren unwankbaren Schrittes, die Gesellschaft bald einholend und vorüber eilend, bis an den Fuß des steil abhängigen Kegelberges. — Hier fragte er: was sie für ihre Mühe verlangten? Einen Thaler. Erblassend vor der ungeheuren Forderung machte er einen Satz zurück, und versuchte es mit Anstrengung aller seiner Beredsamkeit, ihnen die Unbilligkeit und Unchristlichkeit derselben recht anschaulich dar zu thun. Schon die Hälfte, meinte er, sey viel zu viel. Die Träger sagten nun zwar dagegen: dem sey nicht also, und hätten sie von einem solchen Herrn nicht eine gute Belohnung gehofft, so würden sie ihren arbeitmüden Knochen einen solchen außerordentlichen Dienst nicht zugemuthet haben. Als er aber immer fortfuhr, die Schleußen seiner Beredsamkeit und Dialektik strömen zu lassen, wurden die Männer des Dinges überdrüssig und der Eine rief dem Andern in seiner Gebirgs-Mundart zu: „Weest de was, Bruder: Pack an! Wer troahn (tragen) da Karl wieder nuf (hinauf); mag a sahn, wie a runger (herunter) kimmt." — Dieser mit der gehörigen Pantomime begleitete Zuruf erschreckte jedoch den reichen Mann so gewaltig, daß er eiligst den verlangten Thaler hinreichte und zu großer Belustigung der übrigen, indeß auch heran gekommenen Reisegefährten, seine Beine stracks in die allerschnellste Bewegung setzte. **.

## Die Wahrheit.

Einem geachteten Dichter der Franzosen las der Herzog v. D.. ein von ihm verfaßtes schlechtes Trauerspiel vor und bat dabei den Dichter um seine aufrichtige Meinung. Doch dieser entgegnete: „Das unterstehe ich mich nicht, da viele Weltkluge uns lehren: man müsse den Vornehmen der Erde niemals eine Wahrheit sagen, von der man wissen kann, daß sie ihnen nicht gefällt." S.

## Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

**Königsberg.** (Schluß.) Es müssen hier im „eisgrauen Norden" doch keine „Horden" wohnen — wie einst Ihr Berliner Dr. Bothe dieses der Welt glauben machen wollte — denn sonst würden schwerlich die beiden berühmten Sängerinnen Sessi und Borgondio zu uns gekommen seyn. Erstere hat hier großen Beifall und, verhältnißmäßig, viel Geld (man schätzt ihre gesammten Einnahmen überhaupt auf 3000 Thaler) geerntet, und ist sogar in der hiesigen Hartungschen Zeitung nach ihrem ersten Conzert und als „Pygmalion" von Friedrich von Wichert besungen worden. Die Veranlassung zum ersten Gedicht hat dem Verfasser wahrscheinlich auch zum Theil der Umstand gegeben: daß die Bühne höchst spärlich erleuchtet, die Lampenreihe vor dem Theater gar nicht vorhanden und Madam Sessi dadurch so ins Dunkel gestellt war, daß man ihre Gesichtszüge unmöglich wahrnehmen konnte. Hierauf beziehen sich auch die drei letzten Zeilen des Sonetts:

Doch warum sich in neidisch Dunkel hüllen?
Laß, um die Seele ganz mit Dir zu füllen,
Uns auch Dein Antlitz hell im Lichtglanz seh'n!

Der Beifall, den diese herrliche Sängerin — verdientermaßen — auch hier erhielt, ist in der That außerordentlich zu nennen und besonders war der Triumph ihrer Kunst „Pygmalion", so wie der ihres Gefühls ein Volkslied, welches, Wünsche für das dauernde Wohl und die lange Erhaltung unsers theuren Landesvaters aussprechend, jeden Vers mit dem schönen Refrain schließen läßt:

Viva, Federigo, viva!
L'onor di nostra età;

und im Ganzen sieben Mal von der fühlenden Sängerin mit einer Lebendigkeit, Kraft und Begeisterung gesungen wurde, die zum lautesten Enthusiasmus hinriß. Der letzte Vers dieses Volksliedes — das jetzt hier schon ziemlich allgemein gesungen wird — ist besonders schön; er heißt:

Noi, figli Tuoi devoti,
T'offriamo uniti a gara
Del puro cor la cara
Costante fedeltà. —

Mad. Borgondio, die den 25sten August, von Petersburg kommend, hier eintraf, hat zwei Conzerte gegeben, und einige Musikliebhaber und Gesangfreunde mehr noch als Mad. Sessi, den grösseren Theil des Publikums aber weniger befriedigt. Eine weibliche Altstimme ist hier etwas Ungewöhnliches und diese besitzt Mad. Borgondio. Ihr Gesang ist, meinem Dafürhalten nach, einem hellen Bache zu vergleichen, der melodisch dahin fließt und den Geist in süße Träume wiegt, denn ihr Gesang ist ruhig wie der klare Spiegel des Baches, und zum Herzen sprechend wie der liebliche Ton eines Liedes aus der Heimath in weiter Ferne von derselben. — Mad. Borgondio wird gewiß überall und jederzeit ihr Publikum finden, und die hohe Stufe zu behaupten wissen, auf der sie unter den Sängerinnen Europa's steht. — Es ist traurig, sagen zu müssen, daß in diesem Jahre auch hier die Selbstmorde sehr häufig und hauptsächlich bei der weniger gebildeten Menschenklasse gleichsam an der Tagesordnung sind. Von den vielen Selbstmorden, welche sich in kurzer Zeit nacheinander ereignet haben, will ich nur einen erwähnen, der für Viele ein warnendes Beispiel seyn kann, sich nicht dem Müßiggange und dem Laster zu ergeben und überhaupt vor dem ersten Schritte zum Bösen sich zu hüten. Der Inspektor der hiesigen Graf Bülow v. Dennewitzschen Blinden-Unterrichts-Anstalt, Wilhelm Enders, endete freiwillig sein Leben in Hollstein, wohin er in Begleitung eines noch nicht aufgefundenen Frauenzimmers — wahrscheinlich aber keine Vestalin — gefahren war, durch einen Pistolenschuß, nachdem er noch zuvor zu Abend gegessen hatte. Er stürzte auf eine Brücke nieder, an deren Geländer er sich in der Absicht gelehnt hatte, sich, wenn der Schuß mißglücken sollte, rücklings ins Haff zu stürzen. Unter seinen nachgelassenen Papieren fand man eines mit den Worten: „Leichtsinn war die Falle meiner Tugend; Müßiggang ist aller Laster Anfang; der Uebel größtes ist die Schuld; Erbarmung für meine armen unglücklichen Eltern!" Gelder, die er an erblindete Krieger absenden sollte, hatte er anfänglich nur in geringen Summen unterschlagen, die Erinnerungs-Schreiben der dazu Berechtigten theils bei Seite gelegt, theils vernichtet, und war so bis zur Veruntreuung einer Summe von 200 Thaler gekommen. An dem Tage, an welchem er den Nachweis über die richtige Absendung der Gelder zu führen versprochen hatte, machte er seinem schuldbefleckten Leben ein Ende. — Der Sektirer Schönherr — der sich rühmen darf, viele Anhänger seiner sophistischen Glaubenslehren in hiesiger Stadt, selbst aus den gebildeten Ständen, geworben zu haben — baut gegenwärtig eine Schiffmühle, die — mirabile dictu! — durch den ruhig fließenden Pregel in Bewegung gesetzt werden soll. Ueberhaupt soll dieser Mann, der, nebenher bemerkt, im langen Talar mit großem, bis auf die Brust herab hängenden Bart einher schreitet, bei diesem Bau große Unwissenheit dokumentiren, Alles selbst anordnen und, wenn z. B. das nach seinem Sinn bearbeitete Bau-Material in der Anwendung nicht tauglich befunden wird, kaltblütig das verschwendete Material verwerfen und dagegen neues bearbeiten lassen. — Seine Lehren ziehen übrigens gewaltig; seine Anhänger ziehen wieder, und so breitet sich ein Reich der Finsterniß immer mehr aus. Möchte doch ein leuchtender Strahl, von kräftiger Hand geschleudert, dieses Unheilnest zerstören und die Sonne reiner Wahrheit und wahren Glaubens ihre segnenden Strahlen in das Herz der irre geleiteten Anhänger eines Schwärmers senken!

Ein wo möglich noch größerer Welten-Umwälzer als Napoleon Bonaparte ist in dem Engländer Leckie erstanden, wie er in einem Werk „über das Gleichgewicht der europäischen Mächte" darthut. Als ein kleiner Beweis seiner *kecken Logik soll* nur voran geschickt werden, daß er darum: weil ein Alexander VI. einmal auf dem päbstlichen Stuhle gesessen, in der ganzen Reihe seiner Vor- und Nachgänger nur Ungeheuer erblickt! — Jetzt zu seiner Vertheilung der europäischen Länder: Oesterreich erhält von ihm den ganzen Mittag von Deutschland und überhaupt das ganze Land von Basel bis zu den moldauschen Gebirgen; Preußen dagegen Alles, was auf dem rechten Elbufer liegt, bis zum südwestlichsten Ende von Gallizien; Dänemark und Schweden werden in einen Staat verschmolzen; Italien erhält einen einzigen Souverain; die beiden jetzigen Besitzer desselben schickt er nach Sizilien, gleichviel: ob sie sich dort vertragen oder nicht. Holland erhält Oldenburg, Cölln und Trier, Hessenkassel und Hannover; Frankreich Nizza, Genf und Savoien; den heiligen Vater schickt er nach den balearischen Inseln und den ausgeschiedenen Königen und Fürsten weiset er Griechenland und das nördliche Afrika an. — Nun, dem Himmel sey Dank, daß nur ein Federheld hier die Erde vertheilt! (Journ. d. Par.)

Ein Eigenthümer in der Gegend von Albany — so berichtet eine amerikanische Zeitung — war seit einiger Zeit von Geistesverwirrung befallen und wollte sich schon mehrmals das Leben nehmen. Eines Tages ging er in einem solchen Anfall fort und nahm ein Rasirmesser mit sich. Niemand hatte ihn weg gehen sehen, nur sein Hund folgte seiner Spur und fand ihn, wie er so eben das Messer an seine Kehle setzen wollte. Mit Ungestüm sprang der Hund gegen den Arm seines Herrn und hielt ihn zurück, und dies wiederholte er, so oft der Unglückliche den Arm erhob. Endlich kam der Kranke wieder zu sich, sah jetzt das Schreckliche seines Vorsatzes ein, liebkosete das Thier, das ihm so treulich sein Leben erhalten hatte, und kehrte nach Hause zurück. (Courier fr.)

**Redacteur und Herausgeber: F. W. Gubitz.** Verleger: Maurersche Buchhandlung.




# Der Gesellschafter
oder
# Blätter für Geist und Herz.

1820. Montag den 16. Oktober. 167stes Blatt.


## Der Colberger Thurm-Brand.

(Ein Bruchstück aus der Selbst-Biographie *) des Bürgers Nettelbeck.)

Am 28. April 1777 stand ich, hier in Colberg, etwa um Mittagszeit, um eines ab zu machenden Geschäfts willen, bei dem Herrn Advokat Krohn am Fenster, als mitten in unserm Plaudern plötzlich ein ganz erschrecklicher Donnerschlag geschah, so daß Jener neben mir nieder stürzte und wie ohne Leben und Besinnung schien. In der That glaubte ich auch nichts gewisser, als daß er von dem Blitzstrahl getroffen worden, bis mein Rütteln und Schütteln ihn doch wieder auf die Beine brachte. „Wo hat es eingeschlagen?“ fragte er, immer noch hochbestürzt. — „Ich hoffe, nirgends!“ war meine Gegenrede; „oder mindestens doch nicht gezündet, da Regen, Schnee und Hagel die Luft erfüllen und alle Dächer triefen.“ — Allein im nämlichen Augenblick stürzte der Kaufmann Steffen, welcher schräg gegenüber wohnte, aus seinem Hause hervor, schlug die Hände über'm Kopfe zusammen, schrie aus Leibeskräften und richtete den Blick immer nach dem Kirchthurm empor, den er jenseits wahrnehmen konnte. Ich ahnte Unheil, lief straks hinüber, und mußte lange auf ihn einreden, bevor ich's von ihm heraus kriegte. „Mein Gott! Sehen Sie denn nicht? Der Thurm brennt lichterloh!“ — So war es denn auch wirklich. Die Flamme sprützte bei der Wetterstange, gleich einem feurigen Springbrunnen, empor; aus den Schall-Löchern sprühten die Funken umher wie Schneeflocken und flogen bereits bis in die Dohmstraße hinüber. — Ich, herzlich erschrocken, rannte nach der Kirche und die Thurm-Treppe hinan. Im Hinaufsteigen überdachte ich es mir: wie groß das Unglück werden könne und müsse, da wohl schwerlich Jemand es sich unternehmen werde, bis in die höchste Spitze hinan zu klimmen, wo er in den finstern Winkeln nicht einmal so bekannt sey als ich, der ich sie in meiner Jugend so vielfältig und mit Lebensgefahr durchkrochen hatte. „Also nur frisch drauf und dran!“ rief eine Stimme in mir; „du weißt hier ja Bescheid!“ — In der That wußt' ich auch, daß droben auf dem Glockenboden stets Eimer und Wasser bereit standen; aber an einer Handspritze, die hier hauptsächlich Noth thun würde, konnt' es leicht fehlen. Dies erwägend, machte ich auf der Stelle rechtsum; drängte mich mit Mühe neben den vielen Menschen vorüber, die Alle nach oben eilten, flog gleich in das erste nächste Haus und rief um eine Spritze, die aber hier — die im zweiten Hause nicht zu finden war und meiner steigenden Ungeduld erst im dritten gereicht wurde.

Jetzt wieder (die Angst und der Eifer gaben mir Flügel) zum Thurme hinauf! In der sogenannten Kunstpfeifer-Stube, die dicht unter der Spitze ist, fand ich bereits mehrere Maurer und Zimmerleute, mit ihren Meistern an der Spitze, die indeß Alle nicht recht zu wissen schienen: was hier zu thun oder zu lassen sey.

*) Sie wird, nach der Handschrift Nettelbecks, von dem geschätzten Verfasser der „grauen Mappe“ (J. C. L. Haken) herausgegeben; das nächste „Blatt der Ankündigungen“ enthält die umständliche Anzeige. D. H.

—„Lieben Leute!" sprach ich, indem ich unter sie trat; hier ist freilich nichts zu beginnen, wir müssen höher hinauf nach oben. Folgt mir!" — „Leicht gesagt, aber schwer gethan!" antwortete der Zimmermeister Steffen. „Wir haben es schon versucht; aber es geht nicht. Sobald wir die Fallthüre über uns heben, fällt ein dichter Regen von Flammen und glühenden Kohlen hernieder und setzt auch hier die Zimmerung in Brand." — Das war freilich eine schlimme Nachricht. „Ey, es muß schon etwas gewagt seyn!" rief ich endlich. „Ich will hinan! Helft mir durch die Luke; ich will sehen, was ich thun kann!" — Sie öffneten mir die Fallthür; ich stieg hindurch, ließ mir einen Eimer voll Wasser und die Handspritze reichen und —„Nun die Luke hinter mir zu, damit das Feuer keinen Zug bekömmt!"— befahl ich, und indem sie das thaten, sah ich zu, was oben passirte. Eine Menge Feuerkohlen prasselte nieder, so daß ich mir den Kopf mit dem Wasser aus meinem Eimer anfeuchten mußte, um nicht aus meinen Haaren ein Feuerwerk zu machen. Um zugleich die Hände frei zu bekommen, schnitt ich ein Loch vorn in den Rock, durch welches ich die Spritze steckte; den Bügel des Eimers nahm ich in den Mund und zwischen die Zähne, und so ward denn die fernere Reise angetreten.

Die Thurmspitze ist inwendig mit unzähligen Holzriegeln durchverbunden, die mir zur Leiter dienen mußten. Allein wohin ich griff, um mir empor zu helfen, da fand ich Alles voll glühender Kohlen; nur hatte ich nicht Zeit, an den Schmerz zu denken oder machte mich gegen ihn fühllos, indem ich Kopf und Hände zum öfteren wieder anfeuchtete. Mit alledem hatt' ich mich endlich so hoch verstiegen, daß mir in der engen Verzimmerung kein Raum mehr blieb, mich noch weiter hindurch zu winden, und hier sah ich denn den rechten Mittelpunkt des brennenden Feuers annoch 8 oder 10 Fuß über mir zischen und sprühen. — Jetzt klemmte ich den Wassereimer zwischen die Sparren fest, zog meine Spritze daraus voll und richtete sie getrost gegen jenen Feuer-Kern, wo das Löschen und Ersticken am nothwendigsten schien. Nur beging ich die Unvorsichtigkeit, dabei unverrückt in die Höhe zu schauen, weil ich auch die Wirksamkeit meines Wasserstrahls beobachten wollte; darüber aber bekam ich die ganze Bescheerung von Wasser, Feuer und Kohlen so prasselnd ins Gesicht zurück, daß mir Hören und Sehen verging; bis ich, sobald ich mich wieder ein wenig besonnen hatte, das Ding geschickter anfing und bei den zwei oder drei nächsten Handhabungen meiner Spritze die Augen fein abwärts kehrte. Auch hatt' ich die Freude, daß sich bei jedem Zuge das Feuer merklich verminderte.

Nun war aber auch der Eimer geleert! Neue Verlegenheit! denn das leuchtete mir wohl ein: daß, wenn ich hinab stiege, weder ich noch sonst ein Mensch hier je wieder nach oben gelangte. Ich schrie indeß aus Leibeskräften: „Wasser, Wasser her!" — bis der vorbenannte Zimmermeister die Fallthüre aufschob und mir zurief: „Wasser ist hier; aber wie bekömmst Du es nach oben hinauf?" — „Nur bis über den Glockenstuhl schafft mir's, da will ich mir's selber langen!" — war meine Antwort, und so geschah es auch. Jene wagten sich höher und ich kletterte ihnen von Zeit zu Zeit entgegen, um die vollen Wassereimer in Empfang zu nehmen, von denen ich so fleißigen Gebrauch machte, indem ich den Brand tapfer kanonirte, daß ich endlich das Glück hatte, ihn zu überwältigen und völlig zu löschen. Wo es aber noch irgend zu glimmen schien, da kratzte ich mit meinen Händen die Kohlen herunter, so weit ich irgend reichen konnte. — Jetzt erst, da es hier nichts mehr für mich zu thun gab, gewann ich Zeit, an mich selbst zu denken. Ich spürte, wie mir mit jeder Minute übel und immer übler zu Muthe ward, denn das zurückspritzende Wasser hatte mich bis auf die Haut durchnäßt, und zugleich war eine Hitze im Thurm, die je länger, je unausstehlicher wurde. Zwar eilte ich nun hinunter; aber indem ich gegen die Schall-Löcher kam, gab es einen so schneidenden Luftzug, daß mir plötzlich die Sinne vergingen.

Als ich mich wieder besann, lag ich auf dem Kirchhofe, und mir zur Seite standen die Chirurgen Wüsthof und Kretschmer, die mir an beiden Armen eine Ader geöffnet hatten. Außerdem gab es noch einen dichten Haufen von Menschen um mich her, welche von Theilnahme oder Neugierde herbei geführt seyn mochten. Mit meinem wiederkehrenden Bewußtseyn begann ich nun aber auch erst meine Schmerzen zu fühlen; meine Hände waren überall verletzt, die Haare auf dem Kopfe zum Theil abgesengt, der Kopf selbst wund und voller Brandblasen, wo denn auch in der Folge nie wieder Haare gewachsen sind. Nicht minder sind mir die beiden äußersten Finger an der rechten Hand, die vom Feuer am meisten gelitten haben, bis auf diese Stunde krumm geblieben, und so werde ich sie auch wohl in mein Grab nehmen müssen.

Vom Kirchhofe trug man mich nach meiner Wohnung, wo eine gute und sorgfältige Pflege mir denn auch bald wieder auf die Beine half. Einige Wochen später händigte mir der Herr Kriegs-Commissair Donath eine goldene Denkmünze, in der Größe eines Doppel-Friedrichsd'or ein, nebst einem Belobungs-Schreiben, die ihm von Berlin waren zugeschickt worden, um sie mir, gegen meine Quittung, zu überliefern. Das Gepräge dieser Denkmünze ließ ich mir in mein Pettschaft nachstechen; sie selbst aber, nebst dem Schreiben, übergab ich in die Hände des Magistrats, mit dem Ersuchen, sie bis auf meine weitere Verfügung im

rathhäuslichen Archiv verwahrlich nieder zu legen. Doch als ich, nach Verlauf zweier Jahre, eine gelegentliche Nachfrage anstellte, war das Eine wie das Andere verschwunden! Es hieß: Das sey noch bei des Bürgermeisters R— Zeiten geschehen; und daran mußte ich mir genügen lassen.

## Ueber den Luxus.

(Fortsetzung.)

Jene von der Nothdurft erzeugten Erfindungen bestanden wahrscheinlich theils in nützlichen, theils in solchen Dingen, welche bloß zur Bequemlichkeit dienten, und so roh und unvollendet sie auch im Anfang gewesen seyn mochten, verschafften sie dem Erfinder doch wenigstens einen kärglichen Unterhalt. Als man sich aber an diese Dinge gewöhnte, auch mehr Sorgfalt auf ihre Verbesserung verwendet wurde und ein größerer Absatz erfolgte, da ward den Arbeitern nicht allein der gesuchte Gewinn, sondern auch Besitz und Reichthum: indem sich mehrere Besitzlose vereinigten und an einem Flusse oder anderen zum Betriebe dieses Gewerbes günstig belegenen Orte Wohnungen und Gebäude aufführten, um die Unternehmung ins Große zu betreiben. — Auf Höhen und in der Wildniß erhoben sich nun die Thürme der Burgen und der Städte, in deren Umkreise ein Geist der Industrie alle Kräfte in Bewegung und Thätigkeit setzte. Es wimmelte der Markt von der geschäftigen Menge; der Handel ließ seine bunten Flaggen wehen und verbreitete seine Schätze nach fernen Gegenden hin. Das junge aufblühende Talent zog, wie der mit Blumen bekränzte Frühling, triumphirend in die Thore der neu erbauten Wohnplätze ein, und in seinem Gefolge erblickte man die lieblichen Künste und die unschuldigen Ergötzlichkeiten des Lebens. Auf dem grünen Rasen, wo sich die Jugend mit Tanz und Spiel belustigte, stand der Barde, von der horchenden Menge umringt, und sang von den Thaten der Vorzeit. Er schilderte die Schönheiten der Welten, den Reiz jeder Jahreszeit und lehrte die Gaben der milden Natur genießen. Dort in der offenen Werkstätte saß der Künstler und zauberte, mit dem Pinsel in der Hand, Leben und Schönheit auf eine ausgespannte Fläche hin; unter des Meißels Schärfe trat aus dem rohen Stein ein Gott, ein Held, ein Weiser hervor, dessen Anblick die Herzen der Vorübergehenden mit heiligem Schauer und Ehrfurcht durchströmte. Ueberall ertönten süße harmonische Klänge, welche das Ohr mit Entzücken erfüllten und das wilde Herz von bösen Gelüsten befreiten. Künste und Wissenschaften schossen in üppiger Fülle empor und entfalteten alle Kräfte der Seele und jede schöne Blüthe der Kultur.

Die steigende Bevölkerung und der Mangel an Grundeigenthum waren also, aller Wahrscheinlichkeit nach, der Ursprung des Luxus, und ob zwar bei seiner Entstehung nur ein Kind der Nothdurft, so ist er es doch allein, welcher das Schöne und die sittliche Bildung in der bürgerlichen Gesellschaft, wie einst Apoll unter Admets Hirten, hervor gebracht hat. — Da aber leider unter dem Monde nichts in einem sicheren Zustande beharrt, sondern Alles einer steten Wandelbarkeit unterworfen ist, so folgte auch auf diese schöne Morgenröthe der Kultur, welche den Zustand der Erdensöhne so schön beleuchtete, nur zu bald ein schwüler Mittag, dessen Strahlen diese herrlichen Blüthen versengten. Die Bevölkerung nahm immer zu; die Zahl der Besitzlosen wurde immer größer, und endlich reichten selbst Gewerbe, Handel und Ackerbau nicht mehr hin, allen Einsassen Eigenthum und Unabhängigkeit zu geben. Die Ungleichheit des Vermögens wurde so überwiegend, daß ein fremder Geist unter die Menschheit trat und sie in spröde Klassen absonderte. Der Inhaber einer großen Besitzung, der reiche Unternehmer einer Manufaktur, wurde durch seinen Reichthum Herr und Gebieter von Hunderten, deren Existenz von seiner Willkühr und Laune abhing und die er als seine Knechte und Leibeigene behandeln konnte. Durch die Arbeit ihrer Hände wuchs täglich sein Reichthum; er selbst aber verschwelgte seine Tage im Müßiggang und Ueberfluß und kümmerte sich sehr wenig darum: ob seine Frohnknechte die nothwendigsten Bedürfnisse des Lebens durch alle ihre Anstrengungen erschwingen konnten oder nicht. Dieser Pesthauch der Unterdrückung, dieser elende Zustand der Knechtschaft griff die Moralität furchtbar an, verscheuchte die reine Menschenliebe aus den Herzen der Schuldlosen und brachte die Sitten in Verfall. Eigennutz und Selbstsucht von einer, und Armuth und Habsucht von der andern Seite, zerstörten alles Gefühl für Recht, und alle Liebe für das allgemeine Wohl. Wahrheit, Glaube und Treue schwanden allmählig aus der menschlichen Gesellschaft, desto stärker aber tobten die wildesten Begierden in den Herzen der Sklaven. Die Raubsucht lauerte in dem Hinterhalt, um dem Reisenden sein Eigenthum zu entreißen; loses Gesindel schwärmte in düsterer Nacht umher und der Mordstahl durchblitzte die dunkle Luft. Da mußte sich das strenge Gesetz von seinem Thron erheben, um die Zügellosigkeit mit blutigem Schwerdte im Zaum zu halten, damit sie nicht die Ordnung der Gesellschaft völlig zertrümmere. Nun erfolgten häufige Fehden, ungerechte Kriege, despotische Staatsverwaltung, Hungersnoth und Epidemieen, welche die Sitten noch mehr erniedrigten und die natürliche Ordnung der bürgerlichen Gesellschaft aus ihren Fugen rüttelten. — So ging es von einem Jahrhundert zum andern. Die Menschheit verlor sich immer mehr in conventioneller Schlauheit und versinkt in einen Abgrund — wenn nicht ein Genius sie zur Natur zurück führt. (Der Schluß folgt.)

## Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

Frankfurt am Main. Unsere Messe ist nun vorüber und glücklicher Weise zur Befriedigung des handelnden Publikums ausgefallen. Ueberall war reges Leben sichtbar: englische Waaren sah man in Fülle aufgestapelt; unser „Braunfels" lockte, wie immer, durch die neuesten Luxus-Artikel von der Seine her seine Käufer an; solidere und größere Geschäfte wurden in Leder-Waaren gemacht und selbst das kleine Völkchen der Meß-Diebe war geschäftig und regsam. — Für das Vergnügen der Meß-Fremden war weniger gesorgt, als es wohl in Leipzig zu geschehen pflegt. Erwarten Sie nicht, daß ich Ihnen eine Beschreibung des Wachsfiguren-Kabinets liefere, das von Wien aus zu uns marschirt kam; denn ich gestehe — zu meiner Schande — daß ich weder die verschiedenen Erd-Potentaten, noch den Tod des Fürsten Blücher, weder die Frau mit dem langen Barte, noch Sands Hinrichtung gesehen habe. Mit mehr Pretention trat ein „Prestidigitateur", zu deutsch: „Schnellfingerer", angeblich aus Paris, auf, der „délassemens à la mode" ankündigte; aber trotz aller Posaunen zog er nicht so viel Publikum an, als der berühmte indische Gaukler, der durch seine wunderlichen Farcen und durch sein in der That seltenes Talent ganz Frankfurt in Bewegung und Erstaunen setzte. Er gab seine Vorstellungen im Theater und schuf dadurch unserer lieben Bühne für einen Augenblick ein neues reges Leben; jedesmal, wenn der Degenschlucker auf dem Zettel paradirte, war eine gute Einnahme gewiß, und eigensinnige Fremde wollen behaupten: daß — doch ich werde mich wohl hüten, als Theater-Recensent auf zu treten. Habeat sibi! — Für Fremde, die eine solidere Unterhaltung suchten, blühte unser treffliches Casino lebendig fort; eine Anstalt, die in ihrem Umfange in Deutschland einzig genannt werden darf. In einem der schönsten Lokale der Stadt finden Sie nicht nur die wichtigsten deutschen Zeitungen und periodischen Schriften, sondern auch alle bedeutenden Pariser Journale und drei oder vier der interessantesten englischen und italienischen Zeitungen, die wegen der günstigen Lage Frankfurts noch dazu immer sehr neu aufliegen. Die große Gefälligkeit der Direktion wie der Mitglieder erleichtert jedem Fremden ungemein den Eintritt in diese schöne Anstalt, die wir um so lieber hier öffentlich wieder einmal erwähnen, da wir bedeutendere Städte in Deutschland kennen, in denen solche literarische Institute entweder seit je fehlen, oder trotz wiederholten Versuchen nie bestehen konnten. — Unsere Gebrüder Wilmans, eine in der Buchhändlerwelt sehr geachtete Firma, haben so eben wieder ein neues allgemein interessantes Unternehmen begonnen. Sie kennen die vor einigen Jahren in diesem Verlage erschienenen „Ansichten von Frankfurt am Main"; in ähnlicher Art haben nun die Herren Wilmans „Ansichten der Städte Lübeck, Bremen und Hamburg" heraus zu geben angefangen. „Die ehrwürdigen kirchlichen und öffentlichen Gebäude dieser freien Städte" — heißt es in der erschienenen Ankündigung — „ihre Geschichte, die älteste, wie die neueste, Alles, was für höheres geistiges Leben, für Wissenschaft und Kunst in ihrer Mitte entsproß, ihr Handel, ihre trefflichen so nachahmungswürdigen und vielfach nachgeahmten Anstalten für Wohlthätigkeit und Menschenwohl, ihre Bewohner, ihre reizenden Umgebungen, dies Alles in einem treuen Rundgemälde geschildert, kann und wird einem deutschen Publikum nicht gleichgültig bleiben." Wir setzen hinzu: daß die 50 Kupfer, welche zu den drei Werken gehören, nach der Natur von dem rühmlich bekannten Radl aufgenommen sind, und von unsern besten deutschen (nicht französischen, wie es hier und da in Deutschland Mode wird!) Kupferstechern ausgeführt werden. Wir haben das erste, so eben erschienene und noch nicht versandte Heft vor uns, und versichern: daß es dreist den englischen Arbeiten dieser Art gleich gestellt werden könne. Den Text haben sachkundige Gelehrte in Bremen, Lübeck und Hamburg zu bearbeiten übernommen, und dem ganzen Unternehmen ist um so mehr erfreuliches Gedeihen zu wünschen, da die Herren Wilmans bei günstiger Aufnahme dieses Werkes sich später vielleicht entschließen würden, auch die übrigen bedeutenderen deutschen Städte in solcher Manier dar zu stellen. C.

Leipzig. Die Anwesenheit des Hrn. Bader hat unsern etwas schmachtenden Opern-Darstellungen ein erfreuliches Leben eingehaucht. Wir sahen bis jetzt von ihm den „Joseph" und den „Johann von Paris", hoffen aber, ihn noch in mehreren andern Parthieen zu erblicken. Ein unglücklicher Umstand ist, daß Mad. Neumann-Sessi, die erste Sängerin unsers Theaters, eben wieder einmal kränkelt, wodurch natürlich die Aufführung mancher bedeutenden Oper gehindert wird. Hr. Bader gefällt hier verdientermaßen; seine Stimme ist schön und kraftvoll, sein Vortrag gut, und wenn auch sein Spiel nicht zu dem ausgezeichnet guten gehört, so ist man ja schon gewohnt, dies an ersten Tenoristen nicht auffallend zu finden. — Bei unserem Conzert, das am Michaelistage, wie gewöhnlich, wieder seinen Anfang für diesen Winter nahm, ist eine junge Sängerin aus Prag, Demoiselle Chatinka Comet, engagirt worden. Sie debütirte am erwähnten Tage mit Vortragung einer Scene und Arie aus „Titus" und dann mit einer großen Bravour-Arie von Bianchi, und fand, als eine vielversprechende Anfängerin, billige Aufmunterung und Anerkenntniß. Mad. Neumann-Sessi, die sonst in unseren Conzerten sang, wird dies fürder nicht mehr, weil dadurch ihr eigentlicher hiesiger Beruf, in der Oper zu singen, gelitten hat, und ihr Zurücktritt vom Conzert war der Grund, warum Demoiselle Comet angenommen wurde. — An neuen Erscheinungen in der Literatur bemerke ich nur: ein Bändchen Erzählungen von F. Laun, die bei Hartmann in Leipzig erschienen sind, und deren erste: „Die Reise im Bette" sehr drollig und unterhaltend ist; das Erscheinen des „Taschenbuches für Liebe und Freundschaft" (von St. Schütz), dessen Inhalt ungleich besser ist als die Kupfer; das „Taschenbuch zum geselligen Vergnügen" (von A. Wendt, bei Gleditsch), das einige gehaltvolle Aufsätze liefert, mit Kupfern aber auch nicht vorzüglich bedacht ist, und die Fortsetzung des „Kotzebueschen dramatischen Almanachs" (bei Kummer), in der man aber freilich von der Gewandtheit und dem Geiste seines Gründers wenig findet. Das seit vielen Jahren hier heraus gekommene, in der letzten Zeit von Rochlitz redigirte „Leipziger Taschenbuch für Frauen" hat aufgehört und die von W. Müller in Dessau angefangene Zeitschrift „Askania" hat ein gleiches Schicksal gehabt. Eine Sammlung Erzählungen, von Verschiedenen, unter dem Titel: „Astern" neu heraus gegeben und vermehrt von Friedr. Gleich, ist hier in der Weygandschen Buchhandlung erschienen. Das zweite Heft der „Concordia", von Fr. Schlegel, ist nun auch da und — bestätigt vollkommen, was früher über das erste Heft von mir und einem Andern im „Gesellschafter" gesagt worden ist. — Auch hier hat sich, wie in Hamburg, eine jüdische Kirche eröffnet, in welcher Predigt und Gottesdienst in deutscher Sprache gehalten wird. Einige Freunde von mir (christliche nämlich), die dem am 1. Oktober zum ersten Mal auf diese Art statt gefundenen Gottesdienst der Israeliten beiwohnten, versicherten mir: daß ein sehr erfreulicher Anstand und große Ordnung geherrscht habe und daß die gehaltene Predigt geistreich und würdig gewesen sey. — Ch —.

Bonaparte sprach, als er im Begriff stand, von Malmaison ab zu reisen, um sich in Rochefort ein zu schiffen, zu Fleury de Chaboulon die merkwürdigen Worte: „Mein Schicksal sey, welches es wolle: nie werde ich mein Ende um einen Augenblick näher rücken!" (Courier.)

Hr. Alix, berühmter Coiffeur, hat sich in Paris als den Verfertiger der Perruques inaltérables (der unverwüstlichen künstlichen Haarwüste) angekündigt. (Jour. d. Par.)

Redacteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurersche Buchhandlung.




# Der Gesellschafter
oder
# Blätter für Geist und Herz.

1820. Mittwoch den 18. Oktober. 168stes Blatt.


## Der Sultan und der Hirt.

### Eine morgenländische Sage.

Sultan Behram erbte das persische Reich, aber nicht die Kunst, zu herrschen. Diese überließ er den Veziren, und vertrieb seine Zeit in den Armen reizender Sklavinnen und mit den Freuden der Jagd. Die Thiere des Waldes waren ihm werther als seine edelsten Unterthanen, und das Glück seiner Favoritinnen schätzbarer, als das seines ganzen Volkes. — Wie es nun unter solchen Umständen zu geschehen pflegt, wenn Könige nicht selbst regieren und sich in Allem auf ihre Vezire verlassen, so geschah es auch hier; die Beamteten des Staates dachten nur auf die Füllung ihres Säckels, verkauften Recht und Gerechtigkeit, erpreßten Steuern und verschlossen jedem Hülferuf die Ohren. — Gegen solche Tyrannei empörte sich endlich das Volk und Behram ward aus seinem weichlichen Leben unangenehm aufgeschreckt. Er forschte nun nach der Ursach des allgemeinen Mißvergnügens, und da er die Quelle des Uebels nicht in sich selbst suchte und seine Vezire sich nicht als die Schuldigen angaben, vielmehr Alles auf den bösen Geist des Volkes wälzten, so erfuhr Behram nie die Wahrheit und vergriff sich in den Mitteln, sein Volk zur Ruhe und Ordnung zurück zu führen.

Eines Morgens ging der König höchst mißmuthig allein ins Freie und kam eben dazu, wie ein Schäfer seinen Hund an einen Baum aufhing. — „Was hat dieses Thier verbrochen", fragte er, „daß Ihr es mit dem Verlust seines Lebens bestraft?" — „Herr!" — entgegnete der Hirt — „ich hatte diesen Hund auferzogen, damit er meine Schafe vor den Klauen des Wolfes beschütze; er hat sich aber mit diesen Raubthieren in Einverständniß gesetzt, ihnen ein Schaf nach dem andern überlassen und die Beute mit ihnen getheilt. Meine Heerde ist durch seine Untreue von den Wölfen fast ganz verzehrt, und da das Unglück der Menge jederzeit von der Nichterfüllung der Pflichten dessen herrührt, dem ihre Wohlfahrt anvertraut ist, so habe ich den Strafbaren durch seinen Tod für immer unschädlich gemacht." — Diese Rede drang wie ein Blitz in Behrams Seele; er sah nun ein: daß es strafbar sey, des Volkes Glück sorglos seinen Veziren anvertraut zu haben. Mit dem erwachten Gefühl für seine Pflichten erkundigte er sich bei dem Volke selbst nach den Ursachen der Unzufriedenheit, und als er erfuhr: daß seine Vezire durch ihre Erpressungen allein die Schuldigen waren, bestrafte er Einige mit dem Tode und verbannte die Andern aus dem Reiche; ihre Güter aber zog er ein und entschädigte damit diejenigen, welche am meisten von ihren Räubereien gelitten hatten. — Dieses Beispiel schreckte die neugewählten Vezire von allen Ungerechtigkeiten ab, und da Behram fortan mit eigenen Augen hinsah, wo es etwas zu sehen gab, und hinhörte, wo er Wahrheit ahnte, so kehrten Ordnung und Gerechtigkeit nach Persien zurück und das Volk war seinem König wieder mit Liebe zugethan. — Also lernte Behram von dem Hirten einer Heerde: wie er sein Volk regieren solle.

J. Polt.

# Ueber den Luxus.

(Schluß.)

Wie konnte es auch anders kommen, lieber Freund? — Wenn die Erziehung stets unzweckmäßiger betrieben, die Jugend nur nach ästhetischen Formen modellirt, nur der Witz geschärft und der Geschmack bis zur Stumpfheit in die Höhe geschraubt wird; wenn man das Gründliche, das Wesentliche vernachlässigt — dann müssen freilich Künste und Wissenschaften ihren eigenthümlichen Werth verlieren und aufhören, wohlthätig für das gesellschaftliche Leben zu wirken; aber dann erst wird der Luxus ein sehr schädliches Uebel für alle Klassen der bürgerlichen Gesellschaft. Dann wird das Nützliche gänzlich dem Schönen, das Zweckmäßige den Launen einer läppischen Mode geopfert; Tugend und Rechtschaffenheit, Talent und Kenntnisse, wonach man in besseren Zeiten den Charakter und den Werth eines Menschen würdigte, sinken zur Lächerlichkeit herab; — Freundschaft und Wohlwollen werden verachtet und ein Jeder strebt nur nach Geld und dem, was seinem Eigennutz frommt. Mit neidischen Blicken sieht man auf den Glanz des Reichen: nicht daß man ihn stets seiner feinen Genüsse wegen beneidet — die Natur kann sich mit sehr Wenigem begnügen — aber der Begriff von Würde und Vollkommenheit, welchen man in solchen Zeiten mit dem Reichthum verbindet, die harte Geringschätzung, welche der Armuth zu Theil wird — solche Verhältnisse verleiten den Unbemittelten, seine Ruhe und Zufriedenheit einem Phantom auf zu opfern, seine kärgliche Haabe in Dingen zu verschwenden, die ihm in seiner Lage keinesweges geziemen.

Umstände der Art verbannen aber auch das letzte Fünkchen Liebe für die allgemeine Wohlfahrt aus jeder Brust. Der Besitzlose, der nichts zu verlieren hat und stets nach Gewinn strebt, kümmert sich wenig darum: ob das Vaterland blüht oder dahin welkt; viel weniger noch der in Ueppigkeit versunkene und reiche Wollüstling. Dieser sitzt auf seinem Goldhügel, sich sicher wähnend vor jedem Ungemach; er schaut endlich gar mit gleichgültigem Auge zu, wenn ein Staat in Trümmer zerfällt: muß er flüchten, so sind ja, wo er hin kommt, alle Arme geöffnet, den reichen Gast zu empfangen. Jener aber betrachtet die Thaten der Verwirrung als eine Goldgrube, aus der er dasjenige zu erlangen hofft, was er in ruhigen Zeiten nie erlangen würde. — Ist es aber erst dahin gekommen, dann vermag nichts mehr die Sittlichkeit zu erhalten und dem Verderbniß Einhalt zu thun. Mit Wehmuth und Schrecken gewahren wir: daß wahre Kunst und wahre Gelehrsamkeit zu Grabe gegangen, daß Künstler und Gelehrte Zöglinge des verderbten Zeitalters geworden sind und längst — da sie einzig und allein den Launen einer erbärmlichen Mode huldigen — Würde, edle Einfalt und Größe vergessen haben, welche wir noch jetzt, nach so vielen Jahrhunderten, in den Schriften und Kunstwerken des hohen Alterthums bewundern. Sie setzen der Schönheit eine Schellenkappe auf, und ihre Geistesprodukte sind phantastische Luftgebilde und groteske Karrikaturen. Tiefe Forschungen und ächtes Studium werden bei Seite geschoben; Alles beschäftigt sich in der gelehrten Republik nur mit leichter Waare, die in dem Verlauf eines Monats in den Flugschriften ihr Grab findet. Was ist dann Religion? was Moral? — Nichtssagende Floskeln, leichtsinnig ausgesprochen und von unreinem Sinn aufgefaßt. Kurz! überall ist Täuschung, überall trügerischer Schein ohne Wirklichkeit — und einen solchen Zustand beschreibt Schiller also:

Auf der Tribune prahlt das Recht — —
Des Gesetzes Gespenst steht an der Könige Thron.
Jahre lang mag, Jahrhunderte lang die Mumie dauern,
Mag das trügende Bild lebender Fülle bestehn,
Bis die Natur erwacht und mit schweren ehernen Händen
An das hohle Grab rührt; die Noth und die Zeit,
Einer Tygerin gleich — die das eiserne Gitter durchbrochen,
Und des numidischen Waldes plötzlich und schrecklich gedenkt —
Aufsteht mit des Verbrechens Wuth und des Elends der *Menschheit*,
Und in der Asche der Stadt sucht *die verlorne Natur*.

Dies, mein lieber K..., sind die Begriffe, welche ich von der Entstehung des Luxus und der Ursache des Sittenverfalles habe. Die nach und nach zunehmende Bevölkerung war der Ursprung des ersteren, die Ungleichheit des Vermögens und die große Anzahl der Besitzlosen hingegen die Veranlassung zum letzteren. Indessen, ob auch der Luxus jetzt wirklich zu einem schädlichen Uebel gediehen ist, so bleibt er doch wenigstens ein Palliativmittel: Geld und Thätigkeit unter der arbeitenden Klasse des Volks zu verbreiten — bis vielleicht die Natur wieder eine bessere Ausgleichung findet. — Die Moralisten mögen immerhin schreien; sie vergessen aber: daß ihre Maximen in der Ausführung jetzt das Land entvölkern, die Industrie entkräften und das Volk in eine Lethargie versenken würden, die bei weitem schädlichere Folgen haben möchte, als der Luxus je hervor bringen könnte. ***.

# Wie Ludwig der Vierzehnte erzogen wurde.

La Port, der erste Kammerdiener Ludwigs XIV., erzählt verschiedene Züge aus der Kindheit dieses Königs, welche beweisen: daß man ganz darauf hin arbeitete, ihn unwissend, hochmüthig und eigensinnig zu machen. — Die Erzieher der königlichen Kinder wurden von Auflaurern umgeben; nicht, um darauf zu achten, daß er Böses unterlasse, sondern um zu verhüten, daß

ihm nichts Gutes beigebracht werde. Das größte Vergehen war, wenn man ihn fühlen ließ: daß er nur in so fern Herr sey, als sein Betragen ihn dessen würdig mache. Gute Bücher wurden in seinem Kabinet eben so verdächtig, als gute Menschen. — „Geben Sie sich keine Mühe" — sagte Mazarin zu den Erziehern — „werfen Sie nur die Schuld auf mich; er lernt mehr als zu viel. Wenn er in den Staatsrath kommt, legt er mir hundert Fragen vor über dasjenige, was verhandelt wird." — Wenn der König seinen Hofmeister Villeroi rief, so antwortete dieser gleich: „Wie Ew. Majestät es befehlen!" noch ehe er wußte, was sein Zögling wollte. So sehr war er besorgt, ihm nicht zu widersprechen. — Auch der sogenannte große Condé war hier klein. Er kam einst in das Zimmer des jungen Königs, welcher studirte. Als dieser den Hut abzog, sagte der Prinz zu ihm: „Sire, Ew. Majestät müssen den Kopf nicht entblößen; Sie erweisen uns schon Ehre genug, wenn Sie sich herab lassen, uns zu grüßen!" — Für die Vergnügungen und sogar für die Bedürfnisse des Königs sorgte der Kardinal nur sehr kärglich. Nach der Hofsitte waren für den König jährlich zwölf Paar Bett-Tücher und zwei Schlafröcke angewiesen. Er gebrauchte aber in drei Jahren nur sechs Paar von den ersteren und trug eben so lange Zeit, Winter und Sommer, nur einen einzigen Schlafrock von grünem Sammet mit Pelzwerk gefüttert, welcher ihm zuletzt so kurz wurde, daß er nicht die Beine bedeckte. So verhielt es sich auch mit allem Uebrigen, während die Hofleute im Ueberfluß schwelgten und Mazarin allein ein Vermögen von zweihundert Millionen Livres sammelte! Sterwil.

## Ueber Ali-Pascha von Janina.

In Paris ist neulich eine Biographie des Ali-Pascha von Janina erschienen. Unter Anderem wird darin berichtet: wie Ali-Pascha gern Jeden beerbt, der reich stirbt und keine Kinder hinterläßt. Er erfindet sogleich eine Genealogie, nach welcher er mit dem Verstorbenen ganz nahe verwandt ist. War der Abgeschiedene ein Muselmann, so stammt die Verwandtschaft von Ali-Pascha's Vater; war er ein Grieche, so stammt sie von seinem Eltervater, der griechischer Herkunft war. Begreiflich darf Keiner der wirklichen Verwandten eine solche verwandtschaftliche Ehre ablehnen. — Seine Einnahme beträgt 12 Millionen; diese 12 Millionen aber sind auch reine Revenüen, weil er selbst Finanzminister, General-Empfänger, Douanen-Verwalter und Zoll-Einnehmer ist. Seine gewöhnlichen Auflagen heißen der Miri und die Karasche. Außerdem aber giebt es willkührliche Confiskationen, jene gewaltsamen Beerbungen, Beraubung von Privatgütern und Plünderung benachbarter Dörfer. Solche Thaten bilden das jährliche Budget des Ali-Pascha, denn nie greift er zu Ausgaben eine gewöhnliche Einnahme an; diese gehört dem Schatze. Die Ausgaben müssen sämmtlich durch solche zufällige Einnahmen (wie oben benannt sind) gedeckt werden; daher besitzt er, außer dem Baaren, einen Schatz von 60 Millionen in Perlen, Diamanten, kostbaren Steinen und goldenen und silbernen Geräthen. — Ersäufte er nicht seine Liebhaberinnen, so wäre es, um alle Wünsche befriedigen zu können, wohl des Strebens werth, Geliebte eines Pascha von Janina zu werden. Aber was thut er? Er verliebte sich einst in Euphrosine, nach öffentlichem Urtheil eine zweite Aspasia. Euphrosine aber verschmähte ihn. Sogleich erschien er mit einer Menge Trabanten, begab sich Nachts zu ihr, drang in ihr Schlafgemach und ließ sie zum Tode führen. Damit aber das Verbrechen auf seine Söhne — die er haßt — nicht auf ihn falle, ließ er zugleich sechszehn andere Weiber, von denen er wußte: daß sie in Verhältnissen mit seinen Söhnen standen, aufgreifen und alle sechszehn mit der unglücklichen Euphrosine zugleich in den See von Janina stürzen!! Dr.

## B u n t e s.

Eine hohe Person betrachtete neulich auf der Berliner Kunst-Ausstellung ein Bild, welches der altdeutschen Malerei knechtisch nachgeahmt ist. Einer von der Umgebung bemerkte: dies sey jetzt Manier bei den jungen Malern; — „Manie, wollen Sie sagen!" erwiederte die hohe Person und wendete sich davon ab.

Ein Schauspieler des Théâtre français, Namens Ligier, ist mit einer schönen Baßstimme begabt, dabei aber so klein, daß, da er jüngst als Achill auftrat, eine Dame von ihm sagte: „Wenn ich ihn höre, höre ich wohl den Achill; wenn ich ihn aber mit dem Opernglase ansehe, dünkt mich immer: ich halt' es bei dem unrechten Ende."

Der berühmte Warwick in England ließ zur Zeit der Bürgerkriege zwischen den Häusern York und Lancaster (Kriege der rothen und weißen Rose benannt) so viele Könige entstehen und fallen, daß man ihm den Beinamen: „der Königmacher" gab.

Auf der diesjährigen Berliner Kunst-Ausstellung ist auch ein Bild (vom Hrn. Prof. Hummel gemalt) zu sehen, welches die heilige Familie bei der Krippe darstellt. Mit Verwunderung sehen wir an der Seite des Vorgrundes, nächst einem Manne und einem Kinde, eine Dame mit türkischem Shawl und italienischem Strohhut; die Lösung des Problems ist diese: Ein reicher Fabrikant, in Berlin wohnhaft, hat das Bild bestellt, und auf sein Begehren ist er mit Frau und Kind darauf angebracht, in knieender Stellung. Man hätte ihn indessen wohl überreden können, das Costüm der Mode bei der Dame weg zu lassen. Th. Laurin.

## Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

Wien. Der Herbst, gewöhnlich die angenehmste Jahreszeit in unserm Klima hat, wie der Frühling und der Sommer, bis jetzt unsere Erwartungen getäuscht. Dafür wird aber auch jeder nur einigermaßen schöne Tag mit wahrem Heißhunger genossen und die nächsten Umgebungen sind dann häufiger besucht als selbst im Sommer. So gewährt zum Beispiel der Sonntag im Prater, bei freundlichem Wetter, eines der interessantesten Schauspiele. Hier sieht man in der großen Hauptallee eine unglaubliche Menge der schönsten Equipagen in zwey Kolonnen, langsam auf- und abfahren. In der Allee zur rechten Seite wandeln die Fußgänger, während in jener zur Linken die Reiter auf den prächtigsten Rossen einher stolziren und die gewöhnlichen Künste üben, um die schönen Augen der Fahrenden auf sich zu ziehen. Die Zahl dieser Equipagen ist so groß, daß man vom Stephansplatz in der Stadt bis zum Rondell im Prater (dem gewöhnlichen Wendepunkte) — ein Weg den man zu Fuße in einer guten Stunde machen kann — eine ununterbrochene Doppelreihe derselben sieht, die sich langsam vor- und rückwärts bewegt; daher kann es auch leicht geschehen, daß man zu dieser Fahrt, hin und zurück nehmlich, ohne sich im Prater weiter aufzuhalten, zwei bis drei Stunden braucht. Das ist es aber gerade, was die schönen Wienerinnen vorzüglich lieben; denn dadurch erhält der vorüber Gehende, Fahrende oder Reitende doch auch Zeit und Gelegenheit: ihre Toilette, an der alle Kunst erschöpft ist, gehörig zu würdigen, und sie versichern dann Abends im Theater einstimmig: „Heute war ein delizieuser Prater! — Ein zweiter im verflossenen Sommer und auch jetzt noch bei heiteren Abenden sehr beliebter Sammelplatz der eleganten Welt ist Curtis Kaffeehaus im sogenannten Paradiesgartel (Paradiesgärtchen) auf der Bastei. Dieses, seit einem Jahre neuerrichtete Kaffeehaus hat, seiner Lage und der herrlichen Aussicht wegen, einen großen Vorzug vor allen andern. Es liegt auf einer Bastion der Festungswerke und besteht aus einem geschmackvollen Gebäude, welches unterhalb einen eleganten Salon mit einigen Kabinetten, im ersten Stock aber mehrere geschmackvoll eingerichtete Zimmer nebst einem Balkon enthält. Aus den Fenstern dieser Zimmer übersieht man, wie in einem Panorama, die ungeheuren Vorstädte Wiens, durch die großen Alleen und Rasenplätze des Glacis von der Stadt abgesondert. Dieser Anblick hat — besonders bei Nacht, wo die Alleen und alle Geh- und Fahrwege beleuchtet sind — etwas überaus Reizendes. Die schönste Aussicht aber bietet, freilich nur bei Tage, der Balkon dar, wo man über einen Theil der Josephstadt, Alservorstadt und der Roßau den anmuthigen Leopolds- und Kahlenberg mit dem Nachbarsgebirge übersieht. Auf der einen Seite des Gebäudes befindet sich ein kleiner Garten mit Bäumen und Rosenbüschen eingefaßt; auf der andern ein großer freier Platz mit Blumenbeeten. Hier ist des Abends der eigentliche Sammelpunkt der eleganten Welt. In der Mitte dieses Platzes erhebt sich ein von einem Zeltdache beschütztes Orchester, wo Blas-Instrumente die neuesten Opern-Musiken ausführen; um das Orchester stehen in langen Reihen Stühle und Bänke, welche von einer lebendigen Bildergallerie der schönsten weiblichen Gestalten, in dem gewähltesten Putze, besetzt sind. Keine Regel ohne Ausnahme — das gilt, wie überall, auch hier: obgleich man den Wiener Schönen die Gerechtigkeit widerfahren lassen muß, daß sie, was ihnen die Natur etwa an Schönheit zu stiefmütterlich zugemessen hat, oft durch die Kunst der Toilette meisterlich zu ersetzen wissen. Zwischen den Reihen von Stühlen und Bänken wandeln, wie zwischen Klippen, welche sich verführerische Sirenen zum Aufenthalt erkohren haben, die jungen und alten Herren (denn man will in Wien bemerkt haben, daß die alten Herren oft empfänglicher für weibliche Reize sind, als die sogenannten jungen) auf und ab, um zu sehen und, was Manchem oft noch mehr gilt — gesehen zu werden. Die Damen genießen gewöhnlich Eis, während ihre Blicke verzehrende Flammen versenden, und daß solche Blicke oft die ernsthaftesten Folgen hatten — weiß ja Jeder. — Das resitirende Hoftheater hat uns endlich, nachdem wir seit den Ferien nur mit neuen Kleinigkeiten abgespeißt wurden, mit dem Lustspiel: „Das letzte Mittel" (von Frau v. Weißenthurn) erfreut. Auffallend ist es, daß in diesem Stücke, dessen Verfasserinn selbst eine Dame ist, den Damen so viele Bitterkeiten, ja sogar Grobheiten gesagt werden; wenigstens kann man ihr nicht vorwerfen, daß sie ihr Geschlecht mit partheiischer Vorliebe geschildert habe. Uebrigens hat dieses Lustspiel, was man bei so vielen andern neuen Produkten vermißt: eine wohlthätige Lebendigkeit und treffende Einfälle; der Dialog bewegt sich mit vieler Leichtigkeit, bis auf eine allzu häufige Bilderjagd, durch welche es stellenweise gesucht und precios wird. Die Darstellung war verdienstlich. Die Verfasserinn wurde gerufen und dankte in sinnigen Worten. — Eine erfreuliche Erscheinung waren die Gastrollen der Mad. Brede, vom Stuttgarter Hoftheater; sie trat als „Sappho", als „Fürstin" in der „Braut von Messina", als „Donna Diana", als „Cephise" in „Scherz und Ernst", als „Frau v. Uhlen" in der „eifersüchtigen Frau," als „Sophia" in den „Fürsten Charansky" und als „Elsbeth" im „Turnier zu Kronstein" auf. Obgleich es ein gewagtes Unternehmen war, an einer Bühne, wo eine Schröder glänzt, in ihren Lieblingsrollen aufzutreten, so sind wir doch Mad. Brede das Zeugniß schuldig: daß sie diese schwierige Aufgabe rühmlich gelöst hat; obgleich ihr die Kraft und Tiefe ihrer so höchst meisterhaften Vorgängerin mangelt. Mad. Brede spricht sehr verständig und weiß in den Geist ihrer Rolle einzudringen; nur Schade daß ihr etwas heiseres Organ ihr zuweilen unüberwindliche Schwierigkeiten bietet. Im Hof-Operntheater giebt Hr. Löhle, aus München, Gastrollen; wir werden gelegentlich seine Leistungen besprechen. Hr. und Mad. Stich, vom Berliner National-Theater, werden nächstens in „Donna Diana" (worin Hr. Stich den „Perin" spielt) die Reihe ihrer Gast-Darstellungen eröffnen. Die Erwartungen des Publikums sind sehr gespannt und man verspricht sich viel von diesem Künstlerpaar. K.

Paris. Die Gazette de france, um zu zeigen, daß die Zeitungen nicht blos trauern, sondern auch sich freuen können, hat ihr Blatt bei Anzeige der Geburt des Herzogs von Bordeaux mit einem ganz bunten Rande umgeben, aus lauter Lilien zusammen gesetzt. Ein lorbeerumkränztes Haupt, (wahrscheinlich Heinrich IV.) hat den Raum eingenommen, den sonst das Französische Wappen füllt, und blickt wohlgefällig aus der Lilien-Umgebung hervor. Dr.

In einem Staate, wo ein Privatmann auf den Kopf eines Menschen einen Preis setzen darf, giebt es da individuelle Freiheit oder nicht? Gewiß nicht! — und doch ist dies der Fall im Nordamerikanischen Freistaat. — Die Evening-Post-Zeitung" von Neu-York hat, unter dem 8. August, folgende Anzeige: „Zwanzig Dollars für den Kopf eines Negers! Der Neger Dick, Sohn des alten Anton zu Moreswill, ist im letzten Märzmonat aus Herrn Wells Hause entflohen. Er gehört jetzt mir, und ich fordere ihn also auf, zurückzukehren; stellt er sich nicht, zahle ich 10 Dollars dem, der ihn mir wiederbringt und 20 Dollars dem, der mir seinen Kopf bringt! Jeder hat das Recht, auf den besagten Neger zu schießen oder ihn aufzuhängen, denn er ist entflohen!" (Mercure surveillant.)

„Die Börse der Kaufleute" — so sagte neulich Jemand — „ist der politische Thermometer aller Spekulanten." (Constitut.)

Heinrich IV sagte einst: „Ich thue in Frankreich, was ich will, weil ich nur thue, was ich thun soll!" (Courier fr.)

Beilage: Bemerker No. 19. u. Bl. d. Ankündigungen No. XIX.

Redacteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurersche Buchhandlung.





# Der Gesellschafter
oder
# Blätter für Geist und Herz.

1820. Freitag den 20. Oktober. 169stes Blatt.



## Die Velletrinerin.

Nordländer von regem Gefühl und lebhafter Phantasie, die einst unter dem milden italischen Himmel höhere Wonne des Lebens geschlürft haben, bringen oft von dorten eine stille unnennbare Sehnsucht mit zurück, die auch unter den glücklichsten Verhältnissen sie nimmer ganz verläßt. Ihr innerstes Wesen erhält dadurch eine elegische Stimmung, in der ihnen alle Lebensmelodieen, selbst die Himmelsklänge der Freude, gleich dem wonnigen Fandango des Spaniers aus Moll tönen. Ihre Phantasieen sind voll unvollkommen consonirender Accorde, denn in der Tiefe klingt als Grundton eine leise ausgehaltene Dissonanz, die sich nur auflöset unter des Morgenlandes ersehntem Himmelsstrich oder in dem stillen Abendlande des Todes. — Das bunte Geschwirr des alltäglichen Lebens übertönt endlich jene leise verhallenden Harmonieen, deren Fortissime jedoch nur zu leicht wieder eintritt, wenn, von irgend einer verwandten Erscheinung angeregt, die Pulse in rascherem Tempo zu schlagen beginnen. — Vor Allem ist es die täuschende Zauberkunst der Malerei, die der Erinnerung dunkelnde Bilder mit warmen Zügen wieder auffrischt. Eine Landschaft in treuen Lokalfarben, eine Landestracht, eine schöne National-Physiognomie, von der Hand eines sinnigen Künstlers mit treffender Wahrheit aufgefaßt, ruft alle schlummernde Sehnsucht wieder wach. Die Gegenwart schwindet, die Vergangenheit allein wohnt in der entzückten Seele und belebt die Räume mit holden längst bekannten Gestalten, die, in schmeichelndem Hoffnungsgrün gekleidet, auf und nieder wandeln in den seligen Lustgefilden des Traums. — Welche Sehnsucht, welche stillen Entzückungen mußten nun nicht erst Giulio's Brust bewohnen, der nach einer glücklich durchlebten Kindheit sein Geburtsland Italien vertauscht hatte mit dem düsteren Nebelhimmel Nord-Englands. Sein Vater, ein deutscher Künstler, sollte einst in Rom eine reizende Schottin malen, erglühte bei dieser Gelegenheit für sie, wie einst Apelles für Campaspe, und schloß endlich gleich diesem mit einer Heirath: da sein Schwiegervater, der alte Lord Alexander, jenem macedonischen Heros nicht nachstehen wollte an Selbstverläugnung und Großmuth. — Die Uebernahme eines reichen Erbtheils rief endlich das glückliche Paar nach England, und so kam auch Giulio, die einzige Frucht dieser Ehe, dorthin. Während der schönen Jahre seiner wissenschaftlichen Ausbildung starb seine Mutter, und er hatte eben seine Studien auf der hohen Schule zu Oxford vollendet, als auch sein Vater der heiß geliebten Gattin ins Grab folgte. Verwaist, allein stand er nun da, ein Fremdling in einem Lande, das die Macht lang verjährter Gewohnheit ihm nicht heimisch machen konnte; und er beschloß sofort, auf den süßen lang ersehnten Fluren der Kindheit seiner Schmerzen Linderung zu suchen. Der Wunsch, den Geburtsort des geliebten Vaters zu sehen, lenkte seinen Weg durch Deutschland, wo er den ersten längeren Rasttag machte in einer nordischen Residenz. — Sein fein gebildeter Geist, der Adel seiner Gestalt, das Pikante seines offenen

Charakters, in dem des Südens Gluth mit englischer Consequenz und deutscher Innigkeit wundersam gepaart waren, erwarben ihm hier Aller Herzen. Manches glänzende Himmelsauge blickte seelenvoll auf den schönen Fremdling, doch in seinen stillen Herzenskammern wohnte die Sehnsucht noch allein, und bereitete erst ihrer Halbschwester, der Liebe, den Einzug. — Und sie kam heran gezogen, die siegreiche Königin der Seelen, und prangte in ernster Heiligkeit mit all der edlen Begleitung ihres ersten Triumphs. Aber sie nahete nicht durch die schön gewölbten Prachtbogen jener leuchtenden Himmelsaugen; keine wonnige Gestalt voll warmen Lebens: ein starres athemloses Bild stellte sie als Idol in das Allerheiligste des Herzens auf und zündete ihm eine Opferflamme an, rein und ewig, wie sie einst loderte in Vesta's Heiligthum.

Auf einer Kunst-Ausstellung sah Giulio das sprechend treue Abbild einer jungen Velletrinerin, das ein sorgsam studirender Künstler unlängst aus Italien mitgebracht hatte. Mit ihrem bebänderten Mieder, ihren reichen Ohrgehängen, ihrem silbernen Pfeil im dunklen Haar prangte sie im eigenthümlichen Festschmuck, wie er ihn einst als Knabe so gern gesehen hatte in Sankt Peters weit umfassenden Hallen. Und nun zu diesen überraschenden Nebendingen das holde, südlich gebräunte seelenvolle Himmelsangesicht, der rührende Blick einer sanften Schwermuth, das wie von stillem Kummer leicht gesenkte Haupt: wie mußte da nicht Giulio's aufgeregte Seele bis in die innersten Tiefen ergriffen werden. Sprachlos stand er und still bei dem zauberischen Anblick. Süße, selige Thränen, wie sie etwa ein frommes Kind bei der ersten innigen Andacht weint, entquollen dem in Wonne schwimmenden Auge, und durch seine weithin entrückte Seele zuckte, gleich einem zündenden Blitz, der Gedanke: Die! — oder Keine! — Die lodernde Gluth in seinem Inneren ließ ihn fortan nimmer Ruhe finden. Lebendig war das stumme Bild in seiner Seele geworden, umgaukelte ihn im Wachen und spielte leise klagend durch seine Träume. — Giulio! rief es einst; komm, komm! rette mich! — Da konnte er nicht länger weilen, und zog, mit geringer Nachricht von jenem Künstler ausgestattet, hinweg, die unbekannte Geliebte auf zu suchen. — Des Engländers Consequenz vollführte jetzt, was die südlich tobende Leidenschaft begonnen hatte. Auch die deutsche Innigkeit, schöne Bilder der Zukunft entwerfend, reiste mit; belegte die Holdin mit tausend süßen Namen und nannte sie endlich Theorosa, die Gottesrose.

Rastlos zog der selige Träumer durch Deutschlands Fluren. Nicht die erhabene Pracht der julischen Alpen, nicht die Segen schwellenden Ebenen der Lombardei, nicht Toskana's weite Zaubergärten konnten ihn fesseln. Seinen umnachteten Blicken erglänzte nur ein milder Stern, der ihn unaufhaltsam fort trieb nach Süden und ihn nimmer ruhen ließ, bis ihm endlich Sankt Peters Riesenkuppel aus hohen Lüften entgegen schimmerte. Wenige Stunden nur weilte er in Rom, das Haus seiner Geburt zu besuchen, und flog sodann mit hoch klopfendem Herzen hinaus nach Velletri. — Wer vermöchte den Sturm seiner kreuzenden Gefühle zu schildern, als er auf längst bekannten Wegen dahin rollte; als das schöne Albano, das reizende Castell Gandolfo, die Tummelplätze seiner Kindheit sich zeigten. Endlich erblickte er auf umbautem Berge Velletri's hohes Stadthaus. Näher und immer näher wogt oben auf der weiten Terrasse ein buntes fröhliches Gewimmel, da starren plötzlich im lang ersehnten Moment seine Pulse und schwankenden Schrittes nur eilt er die hohen Gassen hinauf. — Ein heiteres Volksfest hat die Jugend unter dem schimmernden Dach des Himmels versammelt. Die sanfte Monferina, die wilde Tarantella ertönt, indeß der Saltarello andere Tänzer in wirbelnden Kreisen dahin reißt. Ueberall Spiel und Tanz, Leben und Lust, schäumende Becher und liebliche Mädchen! — Wohl glänzte im Sonnenstrahl viel schimmernder Schmuck, in dunklen Locken glühete mancher übergoldete Pfeil; aber auf keinem blitzte, wie in dem Bilde, ein silberner Amor: Rosa war nicht unter der frohen Schaar.

„Des Festes schönste Königin nahet wohl zuletzt!“ sagte Giulio, und stand sehnsüchtig harrend in der Nähe eines schönen Jünglings, der, an einem Bogen des Porticus gelehnt, düsteren Auges auf das frohe Getümmel schaute. Knaben und Mädchen kamen von Zeit zu Zeit, den stillen Riccardo in ihre munteren Reigen zu ziehen; allein er wies sie mit bittendem Wort zurück. Auch Giulio hätte gern ihn angeredet, um wo möglich neue Kunde über Rosa zu erlangen; aber das scheue Wesen des Unbekannten hielt ihn fern. Die Uebrigen waren in ihre Spiele vertieft, und so hoffte er dann schweigend, in jeder daher eilenden Schönen die Ersehnte zu erblicken. — Manches Mädchen kam wohl zum Tanz, doch Theorosa blieb noch fern, als schon der Tag sich zu neigen begann. Jetzt ließ ihn seine Ungeduld nicht länger weilen; er eilte hinweg vom Feste, das ferne Häuschen zu suchen, wo, nach des Malers schwankendem Bericht, die vaterlose Rosa mit ihrer Mutter wohnen sollte. — Lange durchstrich er die ungewiß bezeichnete Gegend, blickte nach allen Fenstern, in jede geöffnete Pforte; allein umsonst. Seine stürmische Ungeduld hatte endlich den höchsten Gipfel erreicht, da flammte plötzlich vom nahen Thore her im hellen Abendgolde der silberne Amor. Theorosa stand vor dem Trunkenen in feenhaft strahlender Beleuchtung, angethan mit dem bebänderten Mieder, mit glänzendem Schmuck. Ihr zur Seite ging ein hagerer

Alter, von widrigem Angesicht, der einen teuflischen Blick auf den nachfolgenden Giulio warf, und bald in die niedere Thür eines reinlichen Häuschens mit Theorosen verschwand. Nicht lange nachher schloß eine grämliche Alte die Laden, und darauf regte sich nichts mehr, so lange auch Giulio in der Nähe lauschend harrte.

(Der Schluß folgt.)

## Die Fächersucht der Männer in Paris.

Die Mode: daß in Paris in diesem Jahr auch Männer Fächer trugen, ist auf sonderbare Art entstanden. Vor etwa 30 Jahren wurden in Paris von den Damen kleine chinesische Fächer getragen. Ein Kaufmann gründete hierauf eine Spekulation und verschrieb 200,000 solche Fächer; sie kamen aber zu spät an: die Mode hatte schon eine andere Form an die Tages-Ordnung gebracht und der Kaufmann mußte mit seinen Kisten Boden und Remise füllen. Zu Anfang dieses Jahres starb er; sein Erbe findet diese Menge von Fächern und spekulirt auch, aber glücklicher. Er ladet eine Anzahl junger Männer, die in Paris den Ton angeben, zu sich ein, und nachdem wacker getrunken worden ist, erzählt er von seinem Erbe und macht die Frage: Ob die Herren nicht zu seinem Vortheil, der auch zugleich der ihrige seyn sollte, ein Mittel auffinden könnten, diese Fächer wieder in Mode zu bringen? „Wir wollen sie selbst tragen!" — ruft einer der jungen Männer im Champagner-Feuer und Alle stimmen ein. Sie nehmen Fächer, eilen in die verschiedenen Theater und am nächsten Morgen auf die besuchtesten Spaziergänge. Zuerst wird gelacht, dann ahmt Dieser und Jener nach und endlich trugen sie Alle, selbst die älteren Männer nicht ausgenommen. — So leicht weiß die Mode ihre Thorheiten durch zu setzen! C. Möllen.

## Neues und Altes.

Cadet de Gassicourt erzählt in seinen, neulich im Druck erschienenen Reisen Folgendes: Am 23. April 1809, in der Schlacht bei Regensburg, wurde Bonaparte, als er eben mit dem Marschall Duroc sich unterhielt, am rechten Fußknorren von einer matten Kugel getroffen. „Das kann nur ein Tyroler Scharfschütze gewesen seyn!" sagte er kalt; „die Leute schießen und treffen unvergleichlich!" — Auf die Vorstellung seiner Generale und auf ihre Bitten: sich nicht so weit vor zu wagen, gab er zur Antwort: „Wie kann ich es denn ändern? Ich muß ja doch in der Nähe seyn, um Alles zu übersehen." — In der Schlacht von Eßlingen oder Groß-Aspern schwebte er in solcher Gefahr, daß der General Walther ihm zurufen mußte: „Wenn Sie sich nicht weg begeben, so lasse ich Sie von meinen Grenadieren fort bringen!"

„Sonderbar, daß Damen jetzt sogar bei öffentlichen rein-wissenschaftlichen Vorlesungen erscheinen!" bemerkte A., und B. entgegnete: „Das ist ja gut; nun bleibt wenigstens in den Wissenschaften nichts mehr geheim!"

In einer Sammlung von Anekdoten, gedruckt im Jahre 1668, fängt eine Erzählung so an: „Jener sprach zu einem unhöflichen Stolzling" u. s. w. — Nach meiner Ansicht verdiente das Wort Stolzling wohl der Vergessenheit entrissen zu werden. Es ist dem Geist der Sprache zusagend, nach der Analogie von: Wüstling, Weichling, Höfling u. s. w. gebildet, und drückt den Begriff eines stolzen Thoren kurz und bestimmt aus; demnach bitte ich um Einführung dieses Worts.

„Ich werde bald Alles wieder in den alten Gang gebracht haben!" sagte Napoleon, nach seiner Rückkehr von Elba, zu seinen Generalen, und Einer derselben entgegnete muthig: „Nur nicht die zwei Millionen Franzosen, die für Sie gefallen sind!"

In den Neu-Griechen ist sehr viel Naturgefühl. Schöne alte Bäume werden auf das zärtlichste gepflegt; in Troas (so bemerkte neulich ein Reisender) brockte ein alter Mann Brod in einen Ameisen-Haufen. Als Athen von den Störchen vor der Zeit verlassen wurde, ließ der Kommandant auf der Burg die jungen aufnähren. Wer es weiß, daß sein Pferd die Hufeisen verloren, und er treibt es bis Abends durch rauhe Wege, wird bestraft. Der Jammer einer Schaafmutter um das weggenommene Lamm rührte den jetzigen Statthalter so, daß er von einem bestimmten Tage nach Ostern an keine Lämmer mehr wollte verkaufen lassen. Th. Laurin.

## Ein bisher ungedrucktes Gedicht von Burmann.

Zu dem Geburtstage der Gattin eines Mannes, dessen „Hof- und Hauspoeten" sich Burmann nannte, schrieb er (im Jahre 1789) folgendes Gedicht:

Viele Mutterleiden,
Beste, littest Du;
Viele Mutterfreuden
Winken Dir nun zu!

Denn Dein Minchen lächelt
Deinem Wiegenfest;
Und Ihr Athem fächelt
Süßer Dir als West.

Sanfter gehn nun Jahre,
Sanfter kommen sie;
Und im Silberhaare
Alterst Du einst nie.

Denn in Engelskindern
Siehst Du Dich verjüngt;
Lebst in Kränzewindern,
Wenn die Palme winkt!

Doch ein langes Leben
Fang' auch heut noch an;
Gott wird so es geben,
Und — der beste Mann!

# Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

**Paris.** So eben sind, zur Freude aller Neugierigen und des Verlegers: „Mémoires de Monsieur le baron Pergami, chambellan u. s. w. u. s. w. u. s. w. traduits du manuscrit italien, par Mr. ....“ in einem sauberen Octavband erschienen, und zu den unzähligen Contrefei's des bekannten Mannes, der den Zankapfel unter die Bewohner eines der ersten Reiche Europa's warf, ist durch das Titelkupfer nun abermals ein neues gekommen. Man hat auch ein fac simile beigefügt, um den Spaß complett zu machen; denn die ganzen Memoiren sind, scharf besehen, doch nur ein Späßchen, was sich die Spekulation eines industriösen Buchhändlers mit dem Publikum machen wollte. Dennoch erregen die wenigen Bogen auf einige Tage Aufsehen, und von allen Gegenden sind Bestellungen eingelaufen, auch von Deutschland her, wo wahrscheinlich schon ein Uebersetzer im Hintergrunde lauert. Ich eile deshalb, einen kurzen Auszug der vor mir liegenden Schrift mit zu theilen; man erwarte aber keine gründlichen Aufschlüsse über die wunderliche Person von mir, denn ich habe selbst danach in den 62 Octav-Seiten vergeblich gesucht. — Herr Baron (oder wie ihn einige unserer Blätter auch gern nennen: le sieur Pergami, zu deutsch etwa: der Pergami) hat, wie er selbst sagt, Ahnen, einen edlen Stamm und jedes Erforderniß zum Baron; wo Alles dies zu finden ist, ja, wo er nur das Licht der Welt erblickte, darüber schweigt die Urkunde, wahrscheinlich damit sich dereinst, wie um Homer, sieben Städte die Ehre seiner Vaterstadt streitig machen sollen! — Der junge Pergami hatte immer eine „âme romanesque et passionnée“. Die heiligen Bücher entzündeten ihn, und er war im Begriff, die Tonsur zu nehmen, als — ein französisches Regiment durch seinen Ort marschirte; die Trommel, die Farben, die Musik, die Ehrenzeichen — und eine „âme romanesque et passionnée“ — unser Mann wurde Soldat, und — gemeiner Soldat! Aber ein Baron sollte nicht lange unter dem groben Kittel schmachten. Man erfährt nicht: wo und wann? — aber bald zeichnete sich der Soldat aus und ward Offizier. Jetzt aber, meine deutschen Leser, jetzt kömmt das Schicksal. Eine Zigeunerin — wie in der „Schuld“, die Herr Müllner zu verantworten hat — lockte die „passionirte“ Seele des Barons und die Alte sagte ihm die merkwürdigen Worte: „Tu t'abaisseras pour t'élever“. „Du wirst“, fuhr Madam fort, „eine große Fürstin retten mit Gefahr deines eigenen Lebens; dein Glück wird dann Zwietracht in ein großes Reich säen und dein Name die Welt erfüllen.“ Diese Vorhersagung verrückte bald unserm Baron den Kopf; er sagte dem bunten Rock Valet und vergrub sich in eine Hütte, früh und spät auf die zu rettende Fürstin lauernd. Sie wollte ihm nicht erscheinen, und so mußte er sich schon entschließen, sie auf zu suchen. Bald hörte er: daß eine bekannte Prinzessin „dont la beauté venait d'être immortalisée par le ciseau de Canova“ bei ihrer Reise durch Turin sich im großen Theater zeigen würde. Sich in die besten Kleider werfen, ein Billet nehmen, mit Händen und Ellenbogen sich durch den Haufen Luft machen, sich in der Fürstin Loge placiren — war Eines. Aber ach! der Pergami blieb von der Erhabenen unbemerkt!! Bald darauf kömmt sie zu Mailand an, und Er ahnet, daß diesmal erfüllt werden solle, was — gesprochen ward. Er knüpfte mit den Umgebungen der Fürstin Bekanntschaft an, schmeichelte sich ein, gewann Zutritt im Hause, sollizitirte eine Stelle, aber — es ist nur ein Posthorn vakant, das man bereit ist, dem Herrn Baron zu übertragen. Ein Posthorn — o pfui — ein gehörnter Baron — da ruft's in ihm mit Zauberkraft: „Tu t'abaisseras pour t'élever“ — und vorwärts geht er auf seiner Lebensbahn mit dem Horn. O wie schlug das Herz des Postillions vor Wonne, daß er der Erfüllung des Orakelspruches nun im Gallopp entgegen ritt! Aber — gut Ding will Weile haben! Eines Tages hört der Baron, versteckt in einem Kabinet, das an die Zimmer der Prinzessin stößt — wie die Fürstin dem Exkönig von Neapel ihren Postillon lobt, wie sie „le plus pompeux éloge“ von ihm macht. Am andern Morgen bewilligt der König dem Glücklichen eine Audienz, examinirt ihn, lächelt bei der Erzählung der Prophezeihung, indem er sich dabei „des predestinations plus étonnantes“ erinnert. Von nun an fangen sich die Gunstbezeugungen auf Pergami's Scheitel zu häufen an; selbst die Frauen der Fürstin tragen das Ihrige dazu bei, und die Eine, ärgerlich, nicht erhört zu werden, hüllt sich in das Kleid der Fürstin, um auf einem Maskenball den hartherzigen Baron zu foppen, und, da sie ihn nicht mehr rühren kann, zu stürzen. Umsonst! die Zigeunerin soll Recht behalten. Genua, Mailand, Venedig, Como sind eben so viel Lichtpunkte in den Annalen Pergami's, bis endlich Palästina auch für ihn das gelobte Land wird und Ehrenbezeugungen auf ihn regnen. Hier tritt in den Memoiren ein kleines Mädchen auf, zu der sich Herr Pergami als Vater bekennt. Daß und mit wem er verheirathet gewesen sey, geht uns übrigens nichts an: der Baron schreibt seine Memoiren nicht, um uns die Geschichte seines Hausstandes zu erzählen; wohl aber unterläßt er nicht, sein Kind mit glänzenden Farben zu schildern, und wir versichern auf sein Wort: daß Victorinchen alle möglichen seltenen Eigenschaften in sich vereinigte. Kein Wunder daher, daß bald auch die Fürstin sich in sie verliebte; aber dies ward nur als neue Gunstbezeugung für den Pergami betrachtet, den das ganze Hofgesinde bald als Herrn und Meister verehrte. Man gab ihm zu Ehren eine „fête charmante“, eine Fete, „dont le souvenir lui sera toujours délicieux“. Die Rückkehr nach Italien brachte dem Baron neue Gelegenheit, seine Aufopferung für die Fürstin zu beweisen, und er schließt seine Memoiren mit der Versicherung: den Schleier, wenn es Noth thut, zu zerreißen, der noch so Manches in der wunderlichen Geschichte verbirgt. Wir, für unser Theil, hätten gewünscht, diese Memoiren mit dem versprochenen *zweiten Theil anfangen* zu sehen, und wäre selbst das fac *simile und das Bild* mit dem fürchterlichen Backenbart darüber weg geblieben. (Schluß folgt.)

**Wilna.** Das polnische National-Theater in Wilna hat sich nicht halten können, obschon Wilna 40,000 Einwohner zählt und eine reiche Stadt ist. Aber die Hälfte der Einwohner besteht aus Juden. Seit Anfang Septembers hat eine deutsche Gesellschaft, unter der Direktion eines Hrn. Heckert, ihr Heil versucht; sie kommt aus Preußen, findet Beifall, und kann eher für gut, als für schlecht gelten. Besonders gefällt im Komischen ein Schauspieler, Namens Picolo; er copirt Devrient und Wurm und copirt sie gut. Zwei Sängerinnen, die Damen Becker und Gutermann, werden vom Parterre vergöttert. Unter den Zuschauern sieht man mehr Polen und Russen, als Deutsche; dies veranlaßt natürlich, daß meistens Opern gegeben und Gesang und Musik fleißig ausgeführt werden. Man giebt ernsthafte Opern wie „Oberon“, komische wie „die Schwestern von Prag“ u. s. w. und alle noch so leidlich. C.

Im Théâtre françois von Paris geht es, wie — fast überall. Vom Personale fehlen in diesem Augenblick eilf größere und kleinere Künstler: Demois. Mars giebt Gastrollen; Demois. Leverd ist auf Reisen; Demois. Duchesnois tritt nur als „Maria Stuart“ auf und kann sie doch nicht alle Abend geben; Demois. Rose Dupuis hat das dreitägige Fieber; Demois. Saint-Ange ist im Wochenbett. Lafond hat Urlaub; Devigny richtet sein Landhaus ein; Thénard hat seinen Abgang förmlich erklärt; Cartigny ist gefährlich krank; Montrose unterhandelt mit einigen Theater-Direktoren in den Provinzen; Firmin bedarf einer 14tägigen Ruhe und sogar der Souffleur ist krank. (Journ. d. Par.)

Aus dem Titel Nelsons in seiner Lebensbeschreibung erfährt man: daß derselbe auch „Freiherr vom Nil“ war. (Constitut.)

Redacteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurersche Buchhandlung.




# Der Gesellschafter
oder
# Blätter für Geist und Herz.

1820. Sonnabend den 21. Oktober. 170stes Blatt.


## An die Blumen der Herrin.

### Zwei Triolette.

1.

Ihr schönen Blumen zart und rein,
Wie muß ich euer Loos beneiden:
Stets dürft ihr um die Herrin seyn,
Ihr schönen Blumen zart und rein!
Ihr dürft mit eurem Reiz sie weiden,
Dürft Alles, was ihr seyd, ihr weih'n!
Ihr schönen Blumen zart und rein,
Wie muß ich euer Loos beneiden!

2.

Ihr schönen Blumen zart und rein,
Wie muß ich euer Loos beklagen!
Denn mögt ihr noch so lieblich seyn,
Ihr schönen Blumen zart und rein —
Wie Sterne vor der Sonne Wagen
Bleicht ihr vor ihrer Reize Schein;
Ihr schönen Blumen zart und rein,
Wie muß ich euer Loos beklagen!

Leunami.

## Die Velletrinerin.

(Schluß.)

Mit süßem Entzücken vernahm er von allen Nachbarn das Lob der Sittsamkeit Rosa's. „Ein liebes, herrliches Geschöpf!" sprach ein redseliger Limonaden-Verkäufer; „schade, daß sie übermorgen vermählt wird mit dem abscheulichen alten Wucherer Gregorio Diabelli!" — Welch ein starrendes Entsetzen ergriff den glücklichen Giulio bei dieser Schreckenspost, die ihn so plötzlich aus allen seinen Himmeln stürzte. Nur halbe Worte hörte er, als der Schwätzer weiter erzählte: daß Rosa's Vater das kleine Gärtchen schon verschuldet hinterlassen habe. Die Wittwe sey durch mancherlei Unglücksfälle noch mehr herunter gekommen, und Gregorio, von des Mädchens seltenem Reiz geblendet, habe nach wohl berechnetem Plane alle Forderungen an sich gekauft. Demnach konnte der Gauner die hart Bedrängten vom lang besessenen Eigenthum verjagen, wann er wollte; und er hatte ihnen die harte Wahl gelassen zwischen äußerster Dürftigkeit oder schwellendem Reichthum an seiner Seite. Man verarge es der sorgenden Mutter nicht zu sehr, wenn sie, von schwerem Mangel gedrückt, den Werth des Reichthums überschätzte. Rosa, meinte sie, würde es ihr noch Dank wissen, daß sie, ihre Thränen nicht achtend, dieselbe auf alle Weise zu einer Verbindung zwänge, die sie auf immer dem herben Loose der Armuth entriß.

Für den verzweifelnden Giulio waren diese und ähnliche Gründe indessen nicht beruhigend. — Dumpf brütend ging er bei nächtlicher Stille im Zimmer des Gasthauses auf und ab; da kam jener angstvolle Traum wieder in seine Seele. „O theure Rosa!" rief er aus, „das waren also die klagenden Laute in meinen Träumen! Ja, Mädchen, ja! Ich werde dich retten!" — So warf er sich ruhelos auf das Lager, das er mit dem ersten Strahl des Morgens wieder verließ. — Mit Geld hatte er sich aus Fürsorge in Rom hinreichend versehen; daher erkundigte er sich nur nach einer geschickten Gerichtsperson und eilte dann, so früh es irgend thunlich schien, zum Hause der Geliebten.

Rosa war allein im reinlichen Zimmer, und trat, große Thränen im schönen Auge, verwirrt der fremden überraschenden Erscheinung entgegen. Giulio war nicht minder außer Fassung, als er dem lieben Himmelsangesicht gegenüber stand, als sein Ohr den ersten stockenden Laut ihrer Stimme vernahm. — „Ich rette Dich!" rief er zitternd aus, und stürzte, vom Drange der Gefühle überwältigt, sprachlos zu ihren Füßen. In dem Augenblick trat die Mutter ein und blieb, gleichfalls stumm vor Erstaunen, unbeweglich an der Thür. Giulio wollte reden, aber die Zunge versagte ihm den Dienst. Da griff er halb bewußtlos nach seinen Goldrollen und warf sie klirrend auf den steinernen Boden, den alsobald das blanke Metall nach allen Richtungen bedeckte. — Der Ausdruck eines solchen Moments geziemte nur der Malerei, die Redekunst wird ihn nimmer genügend schildern; daher zeichne die Phantasie allein sich diese ergreifende Scene. Theorosa bekam zuerst die Sprache wieder. Sie war nieder gesunken, und pries Gottes Gnade laut im stammelnden Gebet. Die Mutter blickte bald auf das lachende Gold, bald auf den entzückten Giulio, der endlich die Räthsel seiner Erscheinung zu lösen im Stande war. Rosa wechselte während seiner begeisterten Erzählung die Farbe; ein schrecklicher Kampf schien in ihrem Inneren zu wüthen; und als er sie endlich im zärtlichsten Tone fragte: „Rosa, willst du so viel Liebe belohnen?" — da hob sie die zuckenden Wimpern zum Himmel mit einem Blick, wie er ihn noch nimmer in einem menschlichen Auge gesehen hatte, und stürzte zu seinen Füßen. Sie hätte seine Hand geküßt, wenn er es nicht verhindert hätte; so aber drückte er einen heißen Kuß auf ihre Stirn, und ward in diesem Augenblick der seligste Sterbliche unter der Sonne.

Die stille Freude war endlich unterbrochen durch den herbei gerufenen Notar, der sofort mit dem Schuldbetrag, nebst reichlichem Zins, hingesendet wurde zum alten Diabelli, dessen eifersüchtige Tyrannei mit dieser schönen Stunde ihre Endschaft erreicht hatte. — Wir überlassen den greisen Schurken seiner ohnmächtigen Wuth und kehren zurück zu dem liebenden Giulio, dessen freudiges Entzücken keine Grenzen kannte. Lange selige Tage schwelgte er in diesem Meer von Wonne. Rosa war still und hingebend, und blickte oft mit mildem Lächeln auf den lieblichen Schwärmer. Zwar wohnte noch immer auf ihrem holden Antlitz der rührende Zug der Schwermuth; doch Giulio sah darin nur die spät nachbleibende Furche des früheren Grams und hoffte deren Verschwinden von der mildernden Zeit.

Süß träumend stand er eines Abends neben ihr unter den hohen Logen des Palasts Lancellotti, und blickte über die paradiesische Gegend in das verglimmende Spätroth: da erklang unten im Garten eine Laute. Einige wehmüthige Accorde präludirten; dann begann eine ihm bekannt scheinende Männerstimme ungefähr folgendes Lied:

> Im Garten steht
> Der Blumen Pracht,
> Ihr Odem weht
> In lauer Nacht;
> Doch keine reizt den düstern Sinn:
> Ach, meine Blume ist dahin!
>
> Das Veilchen blüht
> So wonniglich,
> Die Rose glüht —
> Doch nicht für mich!
> Drum sehn' ich bange mich hinab,
> Hinab in's tiefe, stille Grab!

Ergriffen von den schmerzlich klagenden Tönen blickte Giulio nicht auf die zitternde Rosa, die ohnmächtig an seiner Seite niedersank. — Ach, jetzt waren Giulio's Wonnetage zu Ende. Wenige Minuten noch, und er verstand jenes wechselnde Erbleichen bei seiner ersten Zärtlichkeit, verstand nur zu deutlich jenen räthselhaften Blick, in dem eine Welt von Gedanken und Gefühlen sich himmelwärts hob. Innige Dankbarkeit für die Errettung aus den Klauen des alten Teufels führte damals die tief Bewegte zu seinen Füßen. Mit schöner Resignation auf eigenes Glück, das sie ja längst aufgegeben hatte, wollte sie, auf ewig verstummend, den edlen Giulio mit jedem Streben beglücken. Muthvoll hatte die stille Heldin gekämpft; da brachen die wohlbekannten Klagetöne ihr Herz und endlich auch ihr Schweigen. Sie liebte mit erster heißer Gluth den schönen Gärtner Riccardo; das Schreckgespenst der bittersten Armuth aber hatte sich trennend zwischen die Liebenden gestellt.

Nur wer im Wahne des ungestörten Besitzes ein neu errungenes theures Gut verloren hat, vermag Giulio's Schmerzen zu ahnen. Nicht minder edel als Rosa, gab er der Geliebten Gold und Freiheit, und barg seinen Jammer in die einsame Nacht der Wälder, nicht ahnend: daß der alte Gregorio ihm blutige Rache geschworen hatte. — Sinnlos liegt er jetzt unter dem linden Gelispel eines alten niederstrebenden Oehlzweigs und singt in Riccardo's Tönen:

> Die Rose glüht,
> Doch nicht für mich!
> Drum sehn' ich bange mich hinab,
> Hinab ins tiefe, stille Grab! —

Eben verklingen die Töne, da fällt aus dem nahen Gebüsch ein Schuß, und — die Novelle ist zu Ende.

Wie in entzückten Nächten der Maler von Farben, der Musiker von Tönen träumt, so können ja dem Novellisten auch wohl einmal Geschichten durch seinen Schlummer ziehen. — Es war wirklich nur ein täuschendes Gaukelspiel nächtlicher Phantasie. Bezaubert hatte mich unter den neuen Kunstwerken das Bild der

reizenden Welletrinerin;*) da träumte ich von ihr, was mit leichten Abänderungen geregelter hier erzählt ist. Schlummernd nur habe ich, süßes Mädchen, dein Glück gesehen; im Wachen aber sage ich dir, holdes Engelsangesicht, und allen deinen lieben frommen Schwestern das letzte scheidende Wort: „Wenn eure Schönheit einmal den uralten Teufel in tausendfacher Gestalt zu eurem Verderben herbei zieht, dann wünsche ich euch Allen einen liebenden Bewohner aus einem schöneren Engellande, der gnädig euren Frieden schirmt!" —

Carl Seidel.

*) Ein höchst anziehendes Gemälde (von Wach) auf der jetzigen Kunst-Ausstellung in Berlin.

## Ehre dem gesunden Urtheil!

Bei Gelegenheit einer Beurtheilung der empfehlenswerthen Schrift: „Voß und Stolberg, oder der Kampf des Zeitalters zwischen Licht und Verdunkelung. In Gesprächen. Herausgegeben von Dr. Schott" (Stuttgart, Metzlersche Buchhandlung) heißt es in der Leipziger Literatur-Zeitung (Nr. 247, September 1820): „Das erste Gespräch betrifft die neueste Methode, Convertiten zu machen. Diese neueste, im Grunde aber sehr alte Methode, wandte unlängst der ungenannte Verfasser einer Schrift an (welche von Landshut ausging und der theologischen Fakultät in Tübingen gewidmet ist), um die würtembergischen Protestanten zur Rückkehr in den Schooß der alleinseligmachenden Kirche ein zu laden. Selbst die „jetzige Aufklärung" ruft dieser pfiffig seyn wollende Proselytenmacher zu Hülfe, um seine Einladung kräftiger zu machen. Dabei insinuirt er, es sey „beinahe erwiesen": daß die Reformation einen Mann zum Urheber hatte, der an periodischer „Geisteszerrüttung und Verrücktheit" litt, und daß „alle transcendentalen schönen Geister Norddeutschlands die Reformation mißbilligen." Leider hat dieser Proselytenmacher nur vergessen: daß nicht bloß alle wirklichen schönen Geister desselben Norddeutschlands, sondern auch die von Süddeutschland, und unter diesen selbst viele Katholiken, jene Transcendentalen gar herzlich belacht haben und noch belachen, und daß, wenn einmal von Geisteszerrüttung oder Verrücktheit die Rede seyn soll, sie wohl nicht in der gesunden und kräftigen Natur eines Mannes, wie Luther, sondern vielmehr da zu suchen sey, wo Erschlaffung und eine zügellose Einbildungskraft verleitet, den salto mortale von der Vernunft zum blinden Glauben zu machen. Diese Art von Transcendenz wird bei der „jetzigen Aufklärung" wahrlich wenig Nachahmer finden, am wenigsten von Seiten der theologischen Fakultät in Tübingen und der würtembergischen Protestanten, welche die von Luther errungene Gewissensfreiheit gar wohl zu schätzen wissen. Aber auch wir Andern außer Würtemberg wissen sie zu schätzen, und werden sie uns weder durch transcendentale Schöngeisterei noch durch sophistische Pfafferei rauben lassen. — Im zweiten Gespräche wird aus einer andern, dem jetzigen Beherrscher von Frankreich mit dessen ausdrücklicher Erlaubniß zugeeigneten Schrift — in welcher ebenfalls die Reformation verunglimpft, der Widerruf des Edikts von Nantes gebilligt, die Pariser Bluthochzeit vertheidigt, die Klöster als vortheilhaft für die Bevölkerung und große geistliche Besitzthümer als heilsam für den Wohlstand eines Landes dargestellt werden! — auch folgende merkwürdige Stelle angeführt: „Il est impossible d'établir la justice, la vertu, la morale sur des bases tant soit peu solides, sans le tribunal de pénitence, qui appartient exclusivement aux Catholiques romains. Il est impossible de former un système de gouvernement quelconque, qui puisse être permanent ou avantageux, à moins qu'il ne soit appuyé sur la religion catholique romaine." Merkt es euch also, ihr protestantischen Fürsten! ihr könnt kein dauerhaftes und vortheilhaftes Regierung-System bilden, wenn ihr nicht mit sammt euren Völkern römisch-katholisch werdet und das römisch-katholische Tribunal der Ohrenbeichte und Kirchenbuße einführt! Aber in Frankreich, in Spanien, in Neapel, in Portugall, waren ja König und Volk (im ersten Lande wenigstens dem bei weitem größten Theile nach) römisch-katholisch; hier hatte man jenes Tribunal nebst manchen andern auf Erhaltung des römischen Katholizismus abzweckenden: und doch brachen hier politische Revolutionen aus, während es in protestantischen Ländern ruhig blieb und noch ist. Sollen dergleichen Thatsachen nichts gelten?" — Wir wollen diesem Auszuge nichts hinzu fügen als den Ausdruck der, auch allgemein gewordenen Freude darüber: daß Deutschlands Schriftsteller sich großen Theils als tüchtige geistige Kämpfer zeigen, um den Verkehrtheiten derer, welche egoistischen Zwecken folgen, einen Damm entgegen zu setzen. Steht ein Jeder so seinen Mann, wie jener Beurtheiler, dann mögen die Verfinsterer nur kommen — sie werden nicht aus dem Dunkel hervor treten, dem ihr Obscurantismus angehört.

Fr. Wendel.

## Anekdote.

Der Arzt Bouvard hatte eine große Narbe im Gesicht, die ihn sehr entstellte. Diderot sagte deshalb: „Er habe sich selbst unversehens verwundet, indem er die Sense des Todes verkehrt gefaßt hätte."

W.

## Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

München. Wie es heißt, wird eine frühere Verfügung, wonach jeder bürgerliche Guts-Besitzer sich nur durch den, hier auf leichte Art zu erwerbenden Adel zu den gutsherrlichen Rechten verhelfen kann, abgeändert; auch der Bürgerstand soll künf-

tig auf den, ihm gehörigen Besitzungen ohne Weiteres jene Rechte mit dem Kauf empfangen haben. Wenn wir Alles betrachten, was wir der Regierung des jetzigen geliebten Königs verdanken, so müssen wir in Wahrheit die Fülle weiser Güte bewundern, die wir unausgesetzt erfahren. — Der geistliche Rath Frei (jetzt todt) hat in einem, erst neulich heraus gekommenen Werke: „Das kirchliche Sachenrecht u. s. w." den mißvergnügten Eheleuten — da er Scheidung auf keine Weise als zulässig angiebt — die Ablegung des Kloster-Gelübdes empfohlen. — Von dem geschätzten Philologen Thiersch ist eine einsichtsvoll behandelte Uebersetzung des Pindar erschienen. — Hr. Dr. Docen hat im „Kunstblatt" des „Morgenblatts" den Artikel bestritten, welchen Schadow im „Gesellschafter" über das Bildniß Raphaels mittheilte. Da aber Jeder, der in Italien war, weiß: daß jenes Bild Raphaels, von dem ein Contour dem kleinen Aufsatz Schadow's beigefügt ist, unbezweifelt als das ächteste anerkannt werden muß, so mochten die Deutungen, welche Docen zu Gunsten des Bildes in München macht, immer zweifelhaft bleiben; ihm aber, als hier lebend, können wir es nicht verargen, wenn er für das Bild auf der hiesigen Gallerie eine Lanze einlegen wollte. — Eßlair spielt jetzt Gastrollen bei uns und gefällt sehr, doch nicht unbedingt. Wir finden: daß er, besonders um scharf zu contrastiren, sehr manierirt. — Die erste Oper, welche Hr. Stunz in Italien componirt hat, wurde hier mit entschiedenem Beifall aufgenommen. Sie hat den Titel: „Heinrich zu Givry" und ist von Hrn. Sendtner gedichtet. Möchte sich der Componist aber mehr vor dem Italienisiren hüten! — Der Hof-Sänger Hr. Joseph Fischer ist auch, und zwar mit Glück, in die Reihe der Opern-Componisten getreten. Ein Singspiel von ihm: „Die Verwechslung", hat hier gefallen und bezeichnet das musikalische Talent dieses Sängers sehr rühmlich. Er selbst sang und spielte in seinem Opus und erhielt Beweise lebhafter Theilnahme. E.

P a r i s. (Schluß.) Die Theater fahren fort in reger Thätigkeit, die Winter-Einnahmen sich zu sichern. Das lange erwartete Trauerspiel „Clovis" im ersten französischen Theater, das besonders durch Talma's tiefes Studium der neuen, nothigen Costüme — worüber ich ihn oft in Kupferwerken vergraben finde — bisher aufgehalten ward, wird jetzt noch durch eine leichte Krankheit dieses Künstlers verzögert, da es bereit ist, aus den Coulissen hervor zu treten. — Die letzte Woche hat an Neuigkeiten nur einen „Docteur Quinquina" in der „Porte St. Martin" auftreten sehen, der, trotz Potier's komischem Spiele, gefallen wäre, wenn nicht, wie dies hier so oft geschieht, ein einziger glücklicher Einfall besagten „docteur" vom augenblicklichen Tode gerettet hätte. Sie wünschen: daß ich Ihnen öfter kleine, für den Charakter der Pariser sprechende Züge u. s. w. mittheilen soll, ich will Ihnen also den Einfall erzählen: Ein sehr bekanntes französisches Vaudeville schließt mit dem Verse:

Ah! le joli droit du Seigneur!

(Meine Leser kennen dieses „droit", das der Graf in Beaumarchais „Figaro" so urgirt!) Dieses Couplet nun wiederholt sich, wie manches andere, sehr oft in den kleineren Theatern mit derselben Melodie, aber verändertem Text. In dem neuen Stück erzählt Potier in dieser Melodie: daß er (der Doktor) oft auf dem Dorfe zur Ader ließe, daß er jedes Mal, wenn er eine hübsche Dirne zu traktiren habe, ihr zuletzt einen derben Kuß gäbe, und schließt dann mit dem Refrain:

Ah! le joli droit du Saigneur! (Aderlasser.)

Sie haben nie gesehen: wie ein solcher gelungener Calembourg ein Pariser Publikum elektrisiren kann, und ich will auch mit der Beschreibung eines solchen Entzückens meinen Bericht nicht ausdehnen. — Interessanter dürfte noch die Mittheilung eines Vorfalls seyn, der sich im „Vaudeville" ereignete und worüber alle deutschen Leser sich wundern werden, um so mehr, wenn ich sage: daß es der beliebteste Schauspieler dieses Theaters ist, dem man so übel mitspielte. Und warum? — Genthier ließ es sich einfallen, in einem bekannten Stück ein kleines Rondo aus zu lassen. Stürmisch forderte man das Couplet; man pfiff den beliebten Künstler, welcher zögerte, wieder hervor zu treten, und die Journale geißeln ihn heute noch nachträglich derb darüber. Sie sehen, wie aufmerksam ein Pariser Parterre die Vorstellung verfolgt, wie unerbittlich es Nachlässigkeiten ahndet — aber, beweist nicht auch die Vorzüglichkeit aller Pariser Theater die Nothwendigkeit und den Werth einer solchen Strenge? R.

Hallam's (eines Engländers) frühere Geschichte der Franken stellt dieses Volk eben nicht in das beste Licht. Folgende Beispiele mögen dies bewähren: Eines Tages glaubte sich Theodrik, Sohn des Chlodowig, durch die Unzufriedenheit seiner Krieger bedroht, und fürchtete, Rang und Leben zu verlieren. Sogleich versammelte er sie, also zu ihnen sprechend: „Krieger! ich werde euch zu Plünderungen führen; ich werde euch ein gold- und silberreiches Land zeigen, üppig an allen Erzeugnissen; laßt es uns verheeren, ihr sollt euch des Lebens freuen!" Bei diesen Worten lief Jeder zu den Waffen; es ging über die Loire in das Gebiet der Biturier und Averner (jetzt Berry und Auvergne) und Alles ward durch Feuer und Schwerdt verwüstet, Kirchen und Klöster wurden der Erde gleich gemacht, was jung und hübsch war, Jünglinge und Mädchen, gebunden mitgeführt, verkaufte man als Sklaven. — Das waren die nachbarlichen Verhältnisse, in welchen die Franken damals mit den gallischen Völkern standen, welche an ihren Grenzen wohnten. Nicht minder blutig waren die Beziehungen, in welchen sie mit den Römern standen, deren Land (?) sie doch bewohnten. — Als Hilperich, Sohn Clotars, seine Tochter dem Gothen-König zur Ehe übersandte, welcher damals in Spanien hausete, ging er nach Paris, und ließ Männer und Frauen ohne Umstände aus ihren Häusern wegraffen, in Wagen packen und schickte sie so mit der Braut, diese unterwegs zu bedienen. Wer sich weigerte, ward gebunden und in einen finsteren Kerker geworfen. Mehrere tödteten sich aus Verzweiflung selbst. Man nahm Vätern ihre Söhne, Müttern ihre Töchter; ausgezeichnete Personen wurden mit Gewalt dem Zuge angeschlossen. „Paris", sagt ein damaliger Geschichtschreiber, „hallte von demselben Klaggeschrei wieder, wie einst die Städte Egyptens an dem Tage, wo alle Erstgebornen hingeopfert wurden!" Mehrere Mal empfanden die Franken selbst Reue hierüber. Als Fredegunde, die Tochter jenes Hilperich, alle ihre Söhne dahin sterben sah, rief sie aus: „Die Thränen, die wir veranlaßt, das Stöhnen der Unglücklichen, die Seufzer der Wittwen und Waisen sind es, die jetzt meine Söhne dahin raffen!" — Im Jahr 761 berief Pipin an den Ufern der Loire die Franken zu der großen jährlichen Zusammenkunft. Sie erschienen, gingen durch den Fluß, verwüsteten das Aquitanische bis nach Averni, wo sie die befestigte Stadt Clermont einäscherten und eine Menge Männer, Weiber und Kinder dabei verbrennen ließen. Die Hauptstadt von Averni ward mit Sturm eingenommen und alle Beute nach dem fränkischen Gebiet gebracht. Im nächsten Jahre kamen sie noch einmal nach Bourges, um Menschen und Pferde mit zu nehmen. Im Jahr 765 gingen sie bis Limoges, 766 bis Agen, und nachdem sie so ganz Aquitanien verheert, Bäume und Weinstöcke vernichtet hatten, kehrten sie zurück „voller Freuden (wie die Chroniken sagen) und Gott lobend: daß er sie zu so glücklichen Unternehmungen geleitet habe." (Courier fr.) Wir haben diese historische Mittheilung, der in einzelnen Punkten die glaubhaften Motive sichtlich fehlen, nicht deshalb übersetzt, um sie zu bestreiten — denn welchem Volke wären nicht Thaten der Rohheit nachzuweisen! — sondern um einmal etwas von dem Colorit zu geben, womit die neuesten französischen Zeitungen jetzt die älteren deutschen Völker malen, hoffend, man werde nicht verfehlen, weitere Anwendung zu machen.

Redacteur und Herausgeber: F. M. Gubitz. Verleger: Maurersche Buchhandlung.



# Der Gesellschafter
oder
# Blätter für Geist und Herz.

1820. Montag den 23. Oktober. 171stes Blatt.

## Herzog Ludwig und Frau Ludmilla.

Seit einem Jahr schon führte Herzog Ludwig mit starker Hand das Regiment seines Landes, zum Segen des Baiervolks wie zur Freude seiner erlauchten Mutter, der edlen Agnes von Wasserburg, welche den Jüngling seit dem zehnten Jahre bevormundet und mit weisem Sinn erzogen hatte. Mehr noch auf Fürstentugend als auf sein äußeres Wohlergehen bedacht, fürchtete die hohe Frau den kleinsten Flecken, welcher auf jener haften könne, und so machte die größere Neigung, mit welcher Ludwig seit einiger Zeit die Jagd trieb, ihr schon manche Unruhe. Zwar besorgte der Jüngling seine Geschäfte in gewohnter Tüchtigkeit; doch war nicht zu läugnen: daß er jetzt der Lust des Waidwerks all die Zeit zuwendete, worin sonst andere Erholungen sich getheilt und in welcher die Mutter ihres Lieblings froh geworden war. Hätte Jene nun gar gewußt: wie der junge Fürst bald die lärmenden Jagdgenossen hinter sich ließ und, den wilden Renner allein auf unwegsamen Pfaden spornend, oft ganze Tage von jenen entfernt blieb, ohne daß Einer derselben folgen oder fragen durfte, sie würde noch ängstlicher gesorgt haben. — Herzog Ludwig aber dachte daran nicht, sondern strebte in heißer Ungeduld nur zum Ziele; und wenn er sich auch von allerlei Nachgedanken ereilt fühlte, so riefen doch bald alle Umgebungen jenen bedeutenden Abend zurück, an welchem er diesen Weg zuerst als ein Verirrter durchjagte. Im hitzigen Nachsetzen eines Hirsches von allem Gefolge weit ab gerathen, konnte er dasselbe mit keinem Tone seines Hifthorns erreichen und mußte durch das unwegsame Dickigt mühsam nach gebahntem Steg suchen. Endlich gelang es ihm, diesen zu finden, und der Mond, der in freundlicher Klarheit durch das Gewölk brach, zerstreute auch die letzten Unmuthswolken in der Seele des jungen Fürsten, der sich nun wieder auf das bisher am Zügel geleitete Roß schwang, und bald, wenn auch nicht den Ausgang des Waldes, doch ein stattliches Schloß erreichte, welches mit seinen weißen, vom Licht des Mondes wunderbar beglänzten Mauern und Zinnen, gastlich grüßend aus dem dunklen Gehölz zu treten schien. Ludwig begehrte hier als ein Verirrter das Gastrecht, welches auch die herbei eilenden Diener mit gewandter Bereitwilligkeit ihm sofort auf jede Weise angedeihen ließen. Von ihnen erfuhr er: daß es Frau Ludmilla, des stolzen Adalbert von Hohenbogen edle Wittwe sey, die hier hause; und wenn der Herzog sich gleich anfangs nur als ein schlichter Ritter angekündigt hatte, so war ihm jetzt doppelt darum zu thun, der Wirthin seinen Stand und Namen zu verbergen. Noch war es so gar lange nicht: daß Ludwig gegen den hochfahrenden Adalbert gekämpft, der, als er eben sein Beilager vollzogen hatte mit der böhmischen Königstochter — die er als Preis empfing für die, ihrem Vater gegen fürstliche Reichsverweserschaft geleisteten Dienste — seinen jungen Fürsten ungestraft zu höhnen vermeinte. Herzog Ludwig hatte ihn mit bewaffneter Hand angehalten, dem Gotteshause zu Rottenburg gerecht zu werden, und ihn endlich, als Vollzieher kaiser-

licher Reichsacht, gezwungen, sein Heil in schmählicher Flucht zu suchen. Wohl war es auch wiederum Ludwig gewesen, der, nachdem Jener zu Apulien verstorben und König Wladislaus der Zweite die Wiedereinsetzung seiner Tochter in ihr Witthum von des Reiches Oberhaupt begehrt, sich jedes Anrechts auf die eroberten Besitzungen begeben und die erlauchte Wittwe seines Schutzes versichert hatte; dennoch fürchtete der Herzog, durch den Klang seines Namens bei Frau Ludmilla schmerzliche Gefühle zu erregen. Daß der Ruf die Anmuth seiner Gestalt, die edle Ritterlichkeit seines Wesens weit umher, und besonders allen Frauen gepriesen, davon hatte der bescheidene Jüngling keine Ahnung.

Mit stiller Würde empfing Böheims Königstochter den unbekannten Gast, und ihr heiterer Anstand half ihm leicht aus der Befangenheit, in welcher ein offener Charakter sich durch Umgehen der Wahrheit gefesselt sieht. Im hellen freundlichen Gemach fühlte Ludwig, der geistreichen Frau am lodernden Kaminfeuer gegenüber, all seine Seelenkräfte wunderbar erhöht, und wenn die blendende Schönheit den Jüngling auch zuweilen zu verwirren drohte, so erweckte ihre stolze Sicherheit das Selbstgefühl des Herzogs, und im heiteren Bewußtseyn gegenseitiger Anerkennung ging ihnen der Abend und ein Theil der Nacht schnell dahin. Als sich am andern Morgen der junge Fürst verabschiedete, war vom Wiederkommen nicht die Rede, und Jener sprach keine Unwahrheit, als er sich Ludmillen bei seinem bald erneuerten Zuspruch abermals als ein Verirrter darstellte: denn unterweges nur mit dem Bilde der schönen Frau beschäftigt, war er wirklich außer Bahn und von entgegen gesetzter Seite zum Schlosse gekommen. Da dies mit Geschäften in der Umgegend sich deuten ließ, so konnte Frau Ludmilla ohnmöglich so ungastlich seyn, dem sittigen Ritter, zumal bei heran nahendem Winter, ein Obdach zu verweigern, wenn er nun oft des Weges geführt ward. — Aus jener zarten Scheu, mit welcher die erste Neigung selbst in dem edelsten männlichen Herzen sich regt, hatte der junge Fürst sich Keinem vertraut, und entschuldigte nun auch sein fortwährendes Schweigen gegen die geliebte Mutter mit dem ersten Verstummen. Insgeheim fürchtete er ihre zürnende Mißbilligung: wenn auch die staatskluge Agnes aus manchen Gründen seine Wahl gutheißen mußte, so konnte sie es doch nimmer billigen, daß der Herzog der Baiern auf diese Art um die Wittwe eines widerspenstigen Lehnsmanns minne. Obwohl nun auch Ludwig dies fühlte, so konnte er sich doch nicht entschließen, durch offene Erklärung eine Entscheidung herbei zu führen, da zumal der Ruf die Königstochter nicht mit Unrecht gar hochfährtig in der Liebe nannte und eine Begebenheit jüngstvergangener Zeit in vielfacher Verunstaltung bis zur herzoglichen Hofhaltung verbreitet hatte. — Nachdem nämlich Ludmilla die Besitzungen ihres Gemahls als Witthum zurück empfangen, fanden sich gar viele Bewerber, denen bald die schöne Frau, bald die reiche Herrschaft eine wünschenswerthe Zugabe erschien; doch erhoben sich durch persönliches Verdienst und äußere Vorzüge die edlen Herren: Gebhard von Stauf, Hyronimus von Straubingen und Rother von Schwarzeck, über den großen Haufen. Obgleich Nebenbuhler, hatten dennoch, auf Rothers Rath, diese drei Männer zu einem Bündniß sich geeint, mit dem Zwecke: durch alle ihnen zu Gebote stehenden Mittel jeden andern Bewerber zu entfernen, dann aber Frau Ludmilla zu einer Wahl unter sich zu vermögen. Obwohl sich Keiner eines öffentlichen Vorzugs zu rühmen wußte, Ludmilla vielmehr bei jeder Gelegenheit ihren Entschluß: sich nicht wieder zu vermählen, kund that, rechnete doch Jeder insgeheim auf die Erfüllung seiner Wünsche, und sie wurden in ihrer Zuversicht bestärkt, da Jeder in einer besonderen Stunde die Schöne an ihrem Webestuhl überrascht und als kunstreiches Gewirk seine eigene Gestalt unter ihren Händen hatte hervor gehen sehen. Wie wurde ihnen aber, als sie sich einst, in seltsamer Zusammenstellung, auf kostbarem Teppich erblickten, wie sie mit feierlich verschlungenen Händen vor einem Altar standen und Jeder mit der andern Hand nach einem auf ihm sichtbaren Nest griff. Diesem schien aber das Vöglein entschlüpft, welches sich mit lustigem Fluge über ihren Häuptern wiegte, und wer das vermeintliche Nest näher prüfte, gewahrte einen zierlichen Korb. — Manch spottendes Wort, das durch den Saal klang, belehrte die abgewiesenen Freier: daß nicht sie allein die Deutung des Bildes gefunden; empfindlich gekränkt zogen sich Gebhard und Hyronimus zurück, und nur Rother schien den Spott mit unterwürfiger Geschmeidigkeit über sich ergehen zu lassen; doch wurden auch seine Besuche nach und nach seltener. Ludmilla aber, als sie auf diese Weise die Zudringlichen entfernt, erwählte mit klugem Sinn Räthe und Schirmvögte, unter deren Beistand sie ihr Gebiet nach eigenem Dünken verwaltete, und sie soll sich in ihrer stolzen Sicherheit wohl öfter mit der heidnischen Königin Penelopeia verglichen und über dieselbe erhoben haben. — Dies Alles war Ludwig zu Ohren und gelegentlich jetzt auch das Prachtgewirk jenes Teppichs zu Gesicht gekommen. Wohl hatte er damals, nach Art munterer Jugend, der abgewiesenen Ritter gespottet, und nicht verschwiegen geblieben war ihnen das ätzende Wort treffenden Witzes, das sich nun freilich gegen seinen Schützen zurück wandte. — Wie so ganz anders es jetzt in dem Herzen der schönen Spröden aussah, das wußte Herzog Ludwig nicht, wußte nicht: wie schwer ihr, die ihn vom Anfang an gekannt, die heitere

Sicherheit ward, mit der sie ihm stets entgegen zu treten schien, und wie sie, aus Furcht, alle ihre Hoffnungen vor einem klaren und bestimmten Worte verschwinden zu sehen, jede Frage über seine Verhältnisse vermied, und sich nur seines Herzens zu versichern trachtete. — Indem sie so die Zeit allein nach den Besuchen des Geliebten abmaß, kam ihr eines Tages der verschmähte Rother als ein höchst ungelegener Gast. Mühsam nur wurde sie ihres Unmuths Meister; der Ritter aber schien weder ihn noch die Verlegenheit zu bemerken, mit welcher Ludmilla seinen durchdringenden Blicken auswich, sondern begann sogleich: wie er, ihr in wahrer Liebe zugethan, einzig ihr Glück im Herzen trage, und, um dies durch seine verhaßte Gegenwart nicht zu stören, bisher sich trauernd fern gehalten habe, doch nun aus eben dieser treuen Gesinnung als Freund und Rathgeber nahe. „Verzeihung, edle Frau!" fuhr er fort; „wenn ich als solcher Eurem zögernden Vertrauen vorgreife; wie aber sollte das wiederhallende Gerücht der Gegend Eurem eifrigsten Freunde, wie des Herzogs Besuche den spähenden Blicken der Liebe verborgen bleiben? Ich kenne den jungen Fürsten und muß ihn als den Würdigsten preisen; auch kenne ich Euch und weiß, daß Ihr das Gezisch des Neides, welcher Euren Ruf begeifern möchte, ruhig verachten mögt; doch weiß ich auch: daß die stolze Agnes ihre Zustimmung zu einer Verbindung nie gutwillig geben, vielmehr auf alle Weise trachten wird, den Jüngling von Euch zu entfernen; ich weiß endlich: daß dieser, in den Banden kindlicher Liebe und einer strengen Gewohnheit gehalten, nimmer vermögen wird, sich der mütterlichen Abhängigkeit zu entziehen, wenn nicht seine Ritterehre selbst gegen ihren Willen in die Schranken tritt. Dies zu bewirken, zu des Landes und Eurem Heil, biete ich meine Dienstleistung an." — Ueberrascht, beschämt und von der Großmuth des schwer Beleidigten gerührt, weigerte Ludmilla diesem nicht länger ihr Vertrauen. Einmal in Anspruch genommen, übersah ihr heller Geist schnell die Mißlichkeit ihrer Stellung gegen den Herzog, fühlte: in welchem nachtheiligen Licht sie dadurch der Welt und seiner Mutter erscheinen mußte, und des Ritters kalte Besonnenheit that ihr vollends die Nothwendigkeit dar, Ludwig zu einer bestimmten Erklärung, und wo möglich zu einem feierlichen Angelöbniß zu vermögen. Dies erkennen zu müssen, war für das stolze Herz keine geringe Demüthigung; doch schonend half Rother ihr auch darüber hinweg, und bewährte sich überhaupt als ein so zuverlässiger und umsichtiger Freund: daß die geängstigte Frau ihr ganzes Geschick ihm überließ. Während diese, auf seinen Rath, ihr Verhältniß zu Ludwig in scheinbarer Unbefangenheit fortsetzte, zeigte sich Rother geschäftig, die beiden hart gekränkten Ritter zu versöhnen und ihren Planen zu gewinnen, und seiner Beredsamkeit gelang es, sie in Bereitwilligkeit zu der ihnen zugetheilten Rolle auf dem Schlosse zu versammeln, als Ludmilla eben einen Besuch des jungen Fürsten erwartete.

(Der Schluß folgt.)

## Anekdoten.

Ein bejahrter Mann, welcher ein junges Mädchen heirathen wollte, fragte einen Freund um Rath: ob er wohl hoffen dürfte, in dieser Ehe glücklich zu seyn? — „Ueber Ihr Glück" — antwortete dieser — „entscheidet der erste Liebhaber, den Ihre Frau haben wird."

Blanchard hatte im „Journal de Paris" einen Aufsatz über Luft-Ballons bekannt gemacht, welcher wenig Scharfsinn verrieth. — Dieses veranlaßte Jemand, zu sagen: „Mit einem solchen Verstande muß dem Herrn Blanchard die Zeit in der Luft verzweifelt lang werden."

W.

## Eine sinnige Grabschrift.

Ein sehr vornehmer Engländer verführte, unter falschem Namen, eine Bürgerstochter. Da sie endlich erfahren hatte, daß der Unwürdige es seiner Ehre zuwider hielt, ihre Ehre wieder her zu stellen, ermordete sie in Verzweiflung, gleich nach der Geburt, ihr Kind. Diesem ward folgende Grabschrift gedichtet:

Trotz der Ehre gab mir Liebe
Einst das Leben;
Trotz der Liebe hat mir Ehre
Tod gegeben.

Ed. Rolle.

## Alte Grabschrift der Ethelburga, Königin von Westsachsen.

(Nach Cleobulus Lindius.)

Ich war — nun bin ich nicht mehr;
Ich lacht' — und erlag dem Kummer;
Ich schaffte — nun hab' ich Ruh;
Ich wachte — nun herrscht der Schlummer;
Ich spielte — nun spiel' ich nicht mehr;
Ich sang — nun harr' ich in Stille;
Ich sahe — nun bin ich blind;
Ich wollte — nun gilt kein Wille;
Ich nährte — was Würmer jetzt nährt;
Gruß ist in Ade verkehrt.
Ich fühlte — nun fühl' ich nimmer;
Stolz ging ich — nun lieg' ich hier;
Ich folgte — sonst folgte man mir;
Ich kriegte — bin friedlich nun immer,
Beweglich sonst — kraftlos nun;
Eroberte — bin nun gefangen;
Gebot — bin jetzt unterthan;
Von Etwas — zu Nichts vergangen;
Nun hab' ich, die Andere sing,
Mir dieses Gefängniß erworben;
Ich lebt' in der großen Welt,
Und bin ihr nun abgestorben.

Haug.

# Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

**Hamburg.** Die jetzt in Hamburg aufgeführten Kinder-Ballets auf dem Stadt-Theater sind überaus lieblich und zweckmäßig. Der Tanz gehort so augenscheinlich der Jugend an, *) daß ein tanzender Alter immer eine Art von Mitleid einflößt; überdies dürfen wir erwarten: daß uns diese tanzenden Kinder, welche große Anlage verrathen, in der Folge ein treffliches Ballet verschaffen werden, welches wir nicht hier sahen, seit das französische Theater einging. Die deutschen Tänzer fangen gewohnlich zu spät (?) an, daher verlieren sie nie eine gewisse Unbiegsamheit, die so offenbar gegen die Seele (?) alles Tanzes ist; Tänzer und Kunstbereiter müssen von der frühesten Jugend an ihre Kuhst mit ununterbrochener Anstrengung üben, um etwas darin zu erringen. Was von tanzenden Kindern zu leisten und zu erwarten ist, das kann man an keinem Orte besser als in Wien sehen, wo die Kinder-Ballets alle diejenigen, welche sie zuerst besuchen, in einen gewissen Taumel versetzen, so daß sie in einer Feenwelt zu seyn glauben. — An Neuigkeiten gingen vorzüglich „das letzte Mittel", von Frau v. Weißenthurn, und „der Stadtrichter von Saardonn", vom Geheim-Sekretair Römer aus dem Französischen übersetzt, über die Bühne; im letzteren Stücke spielte Herr Wurm den „Stadtrichter" ganz vortreflich, auch verdanken wir ihm dies letztere, sehr ausgezeichnete Lustspiel. „Das letzte Mittel" gehort gleichfalls zu den Lustspielen, die allen Forderungen der Kritik, in so fern sie billig sind, genügen. — Frau Unzer, diese seelenvolle, geistreiche Schauspielerin, ist nach einer vierwöchentlichen Reise, zur Freude ihrer vielen Verehrer und Verehrerinnen, wieder bei uns angelangt und trat am 5. September als „Baronin" in „Stille Wasser sind tief" mit großem Beifall auf. — In den „Originalien" (Nr. 118) nimmt der bisherige Bericht-Erstatter über das Theater (T—a. unterzeichnet) Abschied von den Lesern des Blatts; wir können uns nicht enthalten, ihm hiermit Dank ab zu statten für die belehrende Unterhaltung, die wir Hamburger ihm bisher in diesen Aufsätzen verdankten. Eine geistreiche, gesunde Kritik, fern von Partheisucht und Einseitigkeit, ist gewiß sehr nothwendig zur Kunstausbildung eines Publikums und zur Berichtigung einseitiger Urtheile über Gegenstände des Geschmacks und der Kunst. Herr T—a gab uns diese bisher über die hiesige Bühne (obwohl wir damit nicht behaupten wollen, daß nicht auch seine Urtheile zuweilen Schwächen verrathen hätten, aber wo wäre dies nicht?); doch wer giebt uns nun Ersatz für ihn? — Wir werden ja sehen — und wollen vorweg kein verneinendes Urtheil fällen. — Unsere „wochentlichen gemeinnützigen Nachrichten", welche uns zuweilen durch komische Anzeigen einigen Stoff zum Lachen in dieser ernsthaften Zeit liefern, verbreiten in Nr. 233 dieses Jahrgangs einen originellen Aufsatz. Ohne Weiteres, selbst ohne Ueberschrift, lesen wir darin Folgendes: „Eine Erdbahn Maschine, woran ein Licht die Sonne, und ein Kügelchen die Erde vorstellt, durch deren Bewegung zu sehen ist, wie die Beleuchtung täglich und nach jeder Pol-Höhe sich verändert, eine solche Maschine hat Untengenannter schon vor einigen Jahren erfunden und hergestellt; wobei er aber nicht wußte, ob die heutigen Gesetze es erlaubten, sie bekannt zu machen", (leben wir denn etwa im Kirchenstaat, wo man das copernicanische System in den Abgrund der Holle verdammt, weil es der Bibel widerspricht?) „so diente sie nur zu meinem Vergnügen. Den 26. August ward aus Rom gemeldet, daß ein Professor der Astronomie einer gewissen Regierung" (wie discret bei einem öffentlichen Geheimniß!) „ein Manuscript seines Cursus vorgelegt, um die Erlaubniß zum Druck zu erhalten, welches ihm aber verweigert worden, weil er darin die Bewegung der Erde um die Sonne lehrte. Nun wandte er sich an eine höhere Macht" (man pflegt unter diesem Ausdruck gewöhnlich den Allmächtigen zu verstehen), „um sie zu einer Entscheidung zu bewegen, die den Forschritten der Wißenschaft angemessen sey. Dieses (?) ward ihm ertheilt, wie auch der Druck des Werks und des Vortrags des copernicanischen Weltsystems gestattet, weil dieses System den einfachsten und genauesten Lauf aller Planeten" (auch derer, welche nach dem Tode des Copernicus noch entdeckt worden? — der Mann muß ein wahrer Himmels-Columbus gewesen seyn, der Welten ahnete und schon vorher bestimmte) „zeiget, so ist es auch Gott und der Natur gemäß, welches auch Pythagoras 540 Jahre vor der christlichen Zeitrechnung lehrte." (O schlecht logirte Gelehrsamkeit! riefe Shakspeare's Probstein, der Narr, bei dieser Gelegenheit aus, wenn auch er nicht lange todt wäre.) „Wenn dies genannte System nur aufgezeichnet wäre, so würde es für manchen schwer zu verstehen seyn, deswegen habe ich das schon erwähnte Model verfertigt, an welchem alles augenscheinlich erkannt werden kann. Es ist auch angenehm für einen Ungelehrten, zu wissen, ob er mit der Erde stille stehe, oder sich um die Sonne herum schwinge, welches jeder für 12 Schilling in einer Stunde begreifen und sich für seine ganze Lebenszeit vorstellen kann. Straub, Zeichenmeister." — Referent ladet hiermit alle Hamburg beehrende Fremde ein, sich für 12 Schilling das Vergnügen zu machen, das größte Universal-Genie, das Licht, den zweiten Copernicus unserer Stadt kennen zu lernen, der schon in einer früheren Anzeige behauptete: um Menschenverstand zu bekommen, müsse man bei ihm zeichnen lernen, besonders einige mathematische Figuren. — In einer andern Anzeige jener Nummer des genannten Blatts behauptet ein, sich mit einem englischen Weinhändler zankender deutscher Weinhändler: es verdiente seine Wein-Niederlage den Vorzug, „weil immer Teutsch und kein Englisch darin gesprochen werde, welche Sprache dem Verkehr einer teutschen Stadt angemessener zu seyn scheine!" — Unsere Bilder-Gallerie wird zu Ende dieses Monats eingehen, weil durch den spärlichen Besuch derselben nicht die Kosten des Lokals gedeckt wurden! Möge dies einen Begriff von dem hier herrschenden Kunstsinn geben! Einzelne Freunde und Bewunderer der Kunst giebt es zwar noch immer; dies beweist eine Gemälde-Auktion (die des verstorbenen Herrn Johannes Janßen), welche in diesen Tagen gehalten wurde, wo man zwei Köpfe von Denner, einen männlichen und einen weiblichen, um 1000 Mark und 600 Mark soll erstanden haben; im Ganzen ist aber weder Kunstgeschmack (?) noch Kunstkennerschaft bei uns zu Hause (?). — Das handelnde Publikum mache ich auf eine interessante Broschüre: „Ueber den Handel mit England" aufmerksam. Von demselben Verfasser erschien in diesen Tagen: „Schutz der einheimischen Industrie, eine Municipal-Maaßregel und keine Kriegs-Erklärung, als Antwort der in Leipzig erschienenen Schrift: Ueber das Retorsions-Princip u. s. w. u. s. w." mit dem Motto: „Den bessern Gründen müssen gute weichen", von Shakspeare. Wer sich zu überzeugen wünscht, welche Summen wir jährlich in die Fremde für Kunstprodukte, die wir aus dieser ziehen, schicken, der lese diese Schrift, welche in jeder Hinsicht Beachtung verdient. Der Verfaßer derselben ist ein Herr Becher, der ehemals ein sehr großes Handelshaus in London hatte, jetzt aber, wenn ich nicht irre, hier lebt.

Sa.

*) Auch als fast einziges Geschäft? D. H.

Der „Courier françois" äußerte unlängst sehr naiv über die „Mémoires de Pergami" (des sogenannten Couriers): „Es möchte wohl keinen Courier geben, der so Wohlgeschriebenes liefern könnte!" — Ob jene Zeitung sich mit darunter rechnet? (Jour. d. Par.)

Nach Pergami's Memoiren waren die Königin Caroline und er auf ihren Reisen gewöhnlich „in Gestalt einer halben Melone" frisirt, um sich gegen die Sonne zu schützen! (Gaz. d. Fr.)

Hiebei eine literarische Beilage.

Redacteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurersche Buchhandlung.



# Der Gesellschafter
oder
# Blätter für Geist und Herz.

1820. Mittwoch den 25. Oktober. 172stes Blatt.

## Der arme Klosterbruder.

In seiner Zell' der Bruder saß
Am Psalmenbuch, darin er las,
'S war sein Geburtstag eben heut;
Er denkt zurück die Kinderzeit,
Das Haupt gesenkt auf seine Brust,
Die Händ' gefalten unbewußt.

Die Vaterstadt auf grünen Au'n
Vermeint er bald vor sich zu schau'n;
Die Flur, den Wald voll Vogelsang,
Wo einst der Knabe lustig sprang.
Und siehe, dunkelem Gesträuch
Entschwebt' ein Bildniß, engelgleich,
Das steht von fern, in Duft gehüllt,
Es schaut ins Aug' ihm fromm und mild,
Und spricht ins arme Herz hinein:
Mein Albert, denkest du wohl mein?
Der drückt die Händ' an seine Brust
Und bebt in bitt'rer Schmerzeslust,
Und seufzt aus schwerem Leid heraus:
„O, wie so öd' im Gotteshaus,
Das hohe Mauern rings umsperr'n,
Vom Himmelskinde ewig fern!" —
Und sinkt mit schmerzzerriss'nem Sinn
Am Muttergottesbilde hin,
Da weint der Arme still sich satt,
Schleicht müde dann zur Lagerstatt.

Wie nun der Schlaf sein Auge schloß,
Ein heller Glanz vom Himmel floß;
Und seinem tief erschloss'nen Sinn
Erscheint der Himmel Königin,
Maria, so den Herrn der Welt
In heil'gen Mutterarmen hält.
Und an der Jungfrau schöner Hand
In sanftem Licht ein Engel stand,
Deß Angesicht war lilienklar,
In gold'nen Locken floß das Haar,
Ein blau Gewand ihn weit umhüllt':
Der schaute nieder fromm und mild,
Daß alle Noth und allen Gram
Sein Auge von der Seele nahm.
Und eine Silberstimme sang:
„O Menschenherz, wie bist du bang!
Dort oben wird der Schmerz gestillt,
Der Liebe Sehnen all' erfüllt;
An Gottes Herzen selig ruhn,
Die kindlich seinen Willen thun!"

G. M. Walter.

## Herzog Ludwig und Frau Ludmilla.
(Schluß.)

Der Herzog säumte nicht, zu kommen, und dringender als je warb er heut, nach manchem bedeutenden Wort, um den Minnesold des ersten Kusses. Die schlaue Wittwe wollte jedoch davon gar nichts hören, schmähte auf den Wankelmuth der Männer, und entgegnete endlich auf des Jünglings Betheurungen, indem sie auf den verhängnißvollen Teppich wieß: „Nun wohlan, so gelobt mir in Gegenwart dieser drei Zeugen feierlichst die Ehe!" — Deß hatte Ludwig kein Arges; kaum aber war der Eid ausgesprochen, als niederknieend die schöne Frau ihn als Herzog begrüßte, und wie nun der Ueberraschte sie an sein Herz ziehen wollte, da rasselte es hinter dem Teppich: in Leibesgestalt traten die darauf gewirkten Herren hervor, und wie Gebhard ernstvoll, Hyronimus aber mit vornehmer Wichtigkeit auf den staunenden Fürsten und die verlegene

Ludmilla blickten, sprach Rother mit schlauem Hohn zu Jenem: „Verzeihung für die unberufenen Ernstmacher, gnädiger Herr! Der weise Salomon aber schon hat gesagt: daß, wie jedes Ding, so auch Ernst und Scherz ihre gedeihliche Zeit haben!“ — Welch edles Herz würde von solcher Begegnung nicht empört? Doch der Jüngling bändigte das Auflodern seines Zorns und gab finster nur die Worte zurück: „Wer doch will Herzog Ludwig wehren, in seinem eigenen Lande Kurzweil zu treiben, wann und wo es ihm beliebt?“ — Und zu Ludmilla gewendet, sprach er kalt: „So edel Wild zu umstellen, sind solche Schützen nicht gemacht, und gelüstet es dem Falken, das Vöglein zu baitzen, lenkt er doch nach geflogener Lust den Flug zurück, wo die Adler horsten!“ — Dies sagend schritt er zürnend aus dem Gemach und bald hörte man ihn über den Schloßhof durch das Thor sprengen. Bestürzt, ja fast vernichtet war Ludmilla bewegungslos nieder gesunken, und kehrte nur zum Bewußtseyn zurück, um in dem Schmerze gedemüthigten Stolzes und gänzlicher Verwerfung vor dem Angesicht des Geliebten zwiefachen Tod zu fühlen. Mit boshafter Freude genoß der arglistige Rother — der dies Alles mit Voraussicht herbei geführt — seines Triumphs; doch hütete er sich wohl, die schadenfrohe Lust jetzt schon laut werden zu lassen, stellte sich vielmehr im höchsten Grade bestürzt und von theilnehmendem Eifer entbrannt. Indem er unter diesem Anschein die der Königstochter angethanne Kränkung weit umher besprechbar machte und mit heimlichem Achselzucken ihren Ruf zu untergraben trachtete, hoffte er die Hand der reichen Wittwe als leichte Beute davon zu tragen. Wirklich gelang es ihm auch, einen bedeutenden Einfluß auf die Fassungslose zu erlangen, welche, seine glatten Worte begierig in sich saugend, den bereuenden Ludwig bald wieder zu ihren Füßen zu sehen wähnte. Doch als Wochen auf Wochen im vergeblichen Harren vergingen, wichen die stolzen Hoffnungen einer desto tieferen Beschämung, und wie Rother, der im scheinbaren Selbstvergessen sich nur für Ludmilla beschäftigt stellte, vom fürstlichen Hoflager zurück kehrte und voll erheuchelter Schonung berichtete: welch ein lustiges Leben dort am fürstlichen Hoflager begonnen, und mit mancher künstlichen Wendung sich gleichsam wider Willen entschlüpfen ließ: wie man einer nahen Vermählung des Herzogs entgegen sehe, da war der stolze Sinn gebrochen und ohne Rückhalt überließ sie sich ihrem Schmerz. — Gerettet ging jedoch ihr besseres Wesen aus dem Abgrunde der Trostlosigkeit hervor; jede Rücksicht, jeder Gedanke verschwand vor der Empfindung, sich schwer an dem edlen Ludwig versündigt zu haben und mit Abscheu verwarf sie die leise Hindeutung des Ritters auf eine neue Verbindung. Ja dieser ward ihr sogar verdächtig, indem er nichts Besseres thun zu können vermeinte, als sich in ehrerbietiger Entfernung zurück zu ziehen, um durch neue Ränke eine seinen Absichten günstigere Gelegenheit herbei zu führen. — Während es so immer stiller um Frau Ludmilla ward, hatte der Herzog sich in den Strudel des Lebens geworfen. Er widmete sich nicht nur den Staatsgeschäften mit größerer Thätigkeit als je, sondern er schwärmte auch in den Stunden der Muße von einem Banket zum andern. Doch von all den Schönen, welche die zärtliche Mutter mit klugem Bedacht in der Hofburg zu versammeln wußte, vermochte Keine sein Herz zu rühren, und die Oede desselben ward von dem wilden Lärm rauschender Festlichkeit nicht erfüllt. Ueberzeugt, daß die stolze Ludmilla nur nach dem herzoglichen Namen gegeizt, ihn selbst aber nie geliebt habe, untersagte er sich jeden Gedanken an die Rückkehr zu ihr, und wenn sich ja zuweilen eine leise Stimme zu ihrer Vertheidigung erheben wollte, brauste die erlittene Kränkung in ihm auf, und mit der Schaamröthe jenes Tages auf den Wangen wandte er sich von jeder Erinnerung. — Achtzehn Monde waren so vergangen, und ob auch Ludwig insgeheim oft gegen sich selbst ergrimmte: daß es ihm nimmer und nimmer gelingen wollte, jene Neigung ganz aus dem Herzen zu reißen, dennoch mühte er sich nur desto mehr, die ganze Begebenheit als ein muthwilliges Abentheuer kecker Jugendlust der Welt dar zu stellen. Als daher Abt Stephan, der würdige Prälat von Rottenburg, eines Tages zu ihm trat und, auf Rothers Anstiften, zu forschen begann: ob herzogliche Gnaden etwas dagegen habe, wenn Ritter von Schwarzeck die Wittwe des Edlen von Hohenbogen als ehliches Gemahl heim zu führen gedenke? — ließ er dem Ritter lachenden Muths seinen Glückwunsch entbieten. Auch kräftigte er den frommen Mann in dem Entschlusse, der etwa zum Scheine noch widerstrebenden Wittwe Herrn Rothers Fürsprecher zu machen, und ermächtigte ihn, ihr auch seiner Seits den Rath zu geben: einen so treuen Liebhaber nicht auf noch schwerere Probe zu stellen, sich vielmehr ungesäumt durch ihn wieder zu Ehren bringen zu lassen. Zwar schlug nach also gegebenem Bescheid der Herzog hinter dem geistlichen Herrn ein schallendes Gelächter auf; doch überredete er sich, wie auch die eben anwesenden Ritter: daß nur eine ungewöhnlich frohe Laune also sich Luft mache; er vermaß sich, unerweichten Sinnes der schönen Ludmilla selbst jene Worte zu sagen, und setzte, da sein eigenes Herz mehr noch als die ritterliche Genossenschaft leisen Spott dagegen erhob, einen theuren Eid darauf, es wirklich zu vollbringen. — In der That befand er sich nach wenigen Tagen, in mönchischer Tracht wohl vermummt, auf den wohlbekannten Pfaden, und wenn auch unter den stummen Vertrauten jener glücklichen Zeit sein besseres Gefühl rege

ward und ihm vorwarf: wie es nicht edel sey, die ohnehin schon Gedemüthigte noch zu verhöhnen, so trieb ihn wiederum sein einmal verpfändetes Wort in rascher Hast vorwärts, und bald stand er, unter dem Namen des Abt Stephan von Rottenburg, vor der reuigen Büßerin. In Schmerz und Gram tief gebeugt, doch auch dadurch verklärt, schien die sonst so Stolze ihm entgegen zu treten, und fast wäre Herzog Ludwig vor der, in ihrer Demuth Unwiderstehlichen verstummt, wenn ihm nicht ein Blick auf jenen unglücksvollen Teppich, der sich in dem Gemach befand, die Fassung des Trotzes erneuert hätte, mit der er jene ausgesprochenen Worte als sein eigener Botschafter wiederholte. Gesenkten Blicks und beinahe regungslos vernahm Ludmilla den harten Spruch; als aber derselbe geendet, entgegnete sie mit edler Fassung: „Gar schwer hab' ich mich an Gott und Herzog Ludwig versündigt, und wohlverdiente Strafe ist die Schmach, so mir jetzt widerfährt; Eurem Ansinnen aber, ehrwürdiger Herr, kann ich nimmer willfahren. In heiligen Mauern sterbe ich weltlicher Lust und Herrlichkeit ab, sobald es mir durch den Beistand der heiligen Jungfrau gelungen seyn wird, das Bild des irrdischen Mannes aus meinem Herzen zu drängen; dann will ich ringen in Gebet und Buße: daß auf dies schuldige Haupt der Himmel allen Fluch des Meineides lege, zu welchem ich meinen Herrn verleitet.“ — „So wende der Herr der Herren ihn in Segen, wie ich jetzt nicht bei jenen drei Schattenbildern, sondern bei seinem dreieinigen Wesen selbst schwöre, Euch als ehliches Gemahl auf meinen Herzogsstuhl zu führen.“ — Von Rührung und Liebe überwältigt, sprach also der Jüngling, und zog, seiner kaum mächtig, die bestürzte, wonnetrunkene Ludmilla an seine Brust. In inniger Umarmung lösten sich alle Zweifel. Fröhlichen Muths erhob dann der junge Fürst sich nach Kehlheim, seiner Hofburg, und schon nach wenigen Wochen führte er, vom mütterlichen Segen begleitet, in herzoglicher Pracht die geliebte Braut zu dem Thron seiner Väter. Unter erheuchelter Freude seinen Ingrimm verbergen zu müssen, war Ritter Rothers gerechte Strafe; Ludwig aber und Ludmilla lebten in langer und glücklicher Ehe, und sahen im Kreise edler Söhne und Töchter fröhlich ihre Tugenden von neuem erblühen. E. Karoli.

## Scherz und Ernst.

Stolz und Anmaßung haben die Benennung „Nebenmensch“ erfunden; es giebt nur Mitmenschen, was indessen der Casten-Sinn nicht zugestehen will.

Die Bühne ist eine Sitten-Messung der Zeit zu nennen; deshalb giebt es einen schlechten Begriff vom moralischen Zustand der Deutschen, wenn jetzt das Prinzip des Bösen, fälschlich Fatalismus genannt, auf unseren Bühnen für eine Weile sich vordrängen konnte; die Richtung, welche die Menschen in sich haben, gefällt ihnen auch in der Repräsentation am meisten, und so muß man von dieser auf sie selbst schließen. Zum Trost ist es aber auch schon ziemlich allgemein anerkannt: daß jenes fatalische Bühnen-Treiben nur durch forcirte Mittel bei einem Theil der Menge zu augenblicklicher Bewunderung kam.

Daß die Philosophie in letzter Zeit so viele Gegner fand, ist ganz begreiflich. Sie bringt dem Geiste etwas ein; was soll sie also in Tagen, wo selbst das Heiligste nur zur Spekulation diente?

Ironisch sagte neulich, als von dem vielen Brandtweintrinken bei der niederen Volksklasse die Rede war, ein alter Herr: „Man wird wahrscheinlich den Brandtwein für ein gutes Kultur-Mittel halten, weil er den jungen Hunden nützlich seyn soll.“ — Ein Anderer meinte: „Die Finanzen mancher Länder würden dabei verlieren, wenn man den Verbrauch jenes Tranks einschränkte“ — und darauf entgegnete ein Dritter: „Ey, da müßte man es ja für die Folge einer sehr nüchternen Berechnung halten, wenn man die Menge sich so oft in Brandtwein berauschen sieht.“

Die Rezensenten, welche um fade Theaterstücke oder das Spiel mittelmäßiger Schauspieler ganze Bogen füllen, sind die Abderiten in dem Streit um den grünen Esel. Grün oder grau, Distelfresser erkennt man unter jeder Verhüllung.

Es ist sehr bezeichnend, daß der Ausdruck „Mode“ aus der französischen Sprache in manche andere, z. B. die deutsche, dänische, holländische und englische, übergegangen ist, denn es beweist: daß man zu keiner Zeit Sinn in der Sache hat finden können, der allein die Uebertragung eines Worts in eine Sprache vermitteln kann. Soll man aber jetzt eine Erklärung geben, so möchte man sagen: Mode ist das Wort, welches die Herrschaft der englischen Schneider und der französischen Putzmacherinnen über alle Völker bezeichnet.

Das Streben der Menschen hat jetzt eine eigene, höchst widrige Richtung genommen; Jeder glaubt sein Glück nur dann machen zu können, wenn er es mit Knall-Effekten herbei lockt oder mit Brand-Raketen danach sucht. So drängen sich Viele zu gewaltsamen Thaten, die das Höchste nicht verschonen und wobei keine Feststellung heilig gehalten wird. Möchten es die revolutionairen Jünger einer aufgeregten Zeit doch endlich begreifen: daß Nichtachtung der Gesetze mehr zerstört, als einige schlechte Gesetze es vermögen und daß eine Thatkraft, die mit Schrecken hervor bricht und sich mit Blut befruchtet, auch eine schreckende Wiedervergeltung und eine blutige Erndte herbei führen muß. C. Möllen.

## In ein Stammbuch.

(Frei nach Lord Byron.)

Wie bei dem kalten Grabstein zu verweilen,
Dem Wand'rer zuruft eines Namens Schrift:
So, wenn du einsam blickst auf diese Zeilen,
Be weile, wenn dein Aug' den meinen trifft!

Und wenn dereinst in einer fernen Zeit,
Die Schrift gelesen wird von dir:
Dann denke mein, als sey ich längst geweiht
Dem Tod', und nur mein Herz noch ruhe hier.

Siegmund J.

## Ein aufgefundenes merkwürdiges Grabmal.

(Mit der Abbildung.)

„Zwischen dem Flusse Argun *) und den sich in sein linkes Ufer ergießenden kleinen Fluß Urulungus, ohnfern der chinesisch-russischen Grenze, 200 Werst in gerader Richtung südöstlich von Nertschinsk, findet man Ruinen einer alten Stadt, von der die Geschichte schweigt. Sie hat die Form eines alten römischen Lagers, Wälle und Gräben, die unter sich einen parallelen Lauf beobachten und von einem großen, gleichseitigen Viereck umschlossen sind. An den vier Seiten dieses äußeren Vierecks bemerkt man Oeffnungen, welche wahrscheinlich zu Haupt-Ausgängen der Stadt dienten. In einiger Entfernung vor dem südlichen, also nach China leitenden Ausgang, steht eine Granit-Säule von plattviereckiger Gestalt, oben abgerundet und unten in einem ebenfalls aus Granit geformten plattvierkantigen Lager-Stück mit einem Schwalbenschwanz-Ende eingelassen. Auf der Seite gegen Mittag hin ist, angeblich in alt-mongolischer Sprache, eine Inschrift der Länge nach eingegraben, deren Uebersetzung mehreren gelehrten Mandarinen aufgetragen wurde. Die gegebenen Erklärungen sind nicht gänzlich übereinstimmend, doch auch nicht sehr verschieden. Nach einer derselben ist auf dem Stein zu lesen: „In der letzten Zeit lebte hier, in dem Range der Höheren aller Mongolen, Herr Solon (Andere lasen auch Solan), der euch über euch unterrichtet hat" — laut einer zweiten Erklärung heißt die Inschrift so: „Hier liegt, zu meiner Zeit lebend, den die Mongolen zu den Höheren zählten, Herr Solon, der uns Gesetze gab. Lebt wie er." — Nach beiden Uebertragungen folgen nun nicht zu enträthselnde Größen-Angaben; namentlich las der erste Erklärer noch: „daß ihr unter 5 Arm breit" — konnte aber keinen Zusammenhang finden." — Diese Nachricht habe ich (der Einsender) sammt der Zeichnung, die ich copiren durfte, von dem Hofrath und Professor Pausner in Petersburg erhalten, der selbst in Nertschinsk war.

Mir ist unbekannt, was die chinesischen Geschichtschreiber von den Völkern wissen, die auf der großen Halbinsel Corea und nordwestlich über derselben am östlichen Weltmeer und landeinwärts wohnten. Den Geschichtschreibern außerhalb China, d. i. der asiatischen und europäischen Nationen, ist die Geschichte jener Völker in Dunkelheit gehüllt, und der berühmte Venetianer Marco Polo ist, meines Wissens, der Erste, der von jenen östlichen Völkern bestimmte Kunde giebt. Er hat uns über die Thaten der Groß-Chane vor Kublai bis Dschingis Aufzeichnungen geliefert; daraus läßt sich aber schließen: daß jener östlich entfernteste Winkel Asiens in jenen Zeiten eine sehr große Bevölkerung gehabt haben muß; denn sonst würden die damaligen inneren Kriege der mongolischen Völker nicht so blutig gewesen seyn, und der große Völkerstrom, welcher von Osten her austrat, würde dort nicht seine Quelle haben finden können. Da auch, unter allen wahrscheinlichen Berichten über die Bevölkerung von Amerika, die, welche sie von den mongolisch-tatarischen Völkern herschreibt, den mehresten Glauben verdient, so kann man jenes Corea und seine Umgebungen, das alte übervölkerte Japan eingeschlossen, wohl mit großem Recht die Wiege der Welt nennen. *) — Es müssen demnach schon lange vor Dschingis-Chan in jenen Gegenden große Reiche gewesen seyn. Uns ist selbst aus der asiatischen Geschichte das Reich der Niu-Tschè-Tataren bekannt, dessen Fürst sich der Familie des Dschingis lange widersetzt hat. — Nach der Beschreibung, die Marco Polo von Karakorum, der Residenz der mongolischen Großfürsten, macht, war diese in der Hauptsache nach einem Plan gebaut, der den Ueberbleibseln des Orts, vor dessen Thore jene Säule steht, sehr ähnlich sieht; es ist nicht unmöglich, daß dieser Ort zum Reiche der Niu-Tschè gehört habe, denn dies muß in den Gegenden nördlich des Amur-Stroms gelegen haben. — Da Marco Polo in diese, nicht sehr weit nördlich von Karakorum liegenden Gegenden auf seinen Reisen gekommen seyn muß, besonders in der Expedition, die er, auf Befehl des Groß-Chan Kublai, in die nordöstlichen Gegenden und Inseln unternehmen mußte, so würde er der Stadt, wovon jene Ruinen zeugen, ohne Zweifel gedacht haben, wenn sie nicht schon damals zerstört gewesen wäre. — Daß ihre Bewohner die Mandschu-Sprache (die der alten Bewohner der Mongolei) geredet haben, oder daß sie ihnen bekannt war, bewahrt die Schrift, welche, nach der Erklärung der chinesischen Gelehrten, dieser Sprache angehört. Wer aber der Mann war, dessen Name an den alten Gesetzgeber Solon erinnert: wer kann darüber nur etwas Weiteres sagen, als was der Stein selbst spricht? — daß jedoch, selbst nach Plutarch, der Ort, wo Solon starb und begraben liegt, zweifelhaft ist, wird Allen bekannt seyn; und es ließe sich wohl mit Solons steten Reisen vereinbaren, daß er seine Gesetze auch andern Völkern überliefern wollte. — Auf jeden Fall bleiben dieser Stein und jene Ruinen einer befestigten Stadt immer eine große Merkwürdigkeit; um so mehr, als es der Alterthümer unter den nomadischen Völkern nur so wenige giebt, und wegen der, bei ihnen gewöhnlichen Bauart mit Holz und Erde, nur sehr wenige geben kann. — Da jene Ruinen in Gegenden liegen, die einer Region angehören, welche uns Europäern so ganz unbekannt ist, und zugleich so unzugänglich — wegen der Staats-Politik der Reiche China und Japan — so möchte auch wohl so bald kein gelehrter Forscher der asiatischen Sprache dorthin gelangen. — In wie fern aber die Abbildung der Schrift, die ich hier liefere, treu ist, darüber vermag ich weiter nichts zu sagen, als daß ich mir alle Mühe gegeben habe, sie derjenigen gleich zu machen, die ich durch die Güte meines Freundes, des Herrn Hofraths und Professors Ritter Pausner in Petersburg erhalten habe.

E.

*) Der Argun ist der mittägliche der beiden Flüsse, die vereinigt Amur heißen; der nördliche heißt Schilka. — Das Wort Amur bedeutet im Mongolischen: Vereinigung.

*) Es ist nicht unmöglich, daß die dortige Uebervölkerung durch das Einsinken des großen Landes, zwischen Amerika und Asien, ihre erste Ursache gefunden habe, besonders wenn man annimmt, daß das Einsinken dieser großen Erdscholle nicht auf einmal geschah und eine Rettung möglich war.

### Anfügung.

Obige Nachrichten hat der erfahrungsreiche russische Bergwerks-Direktor und Ritter des St. Annen-Ordens zweiter Klasse, Herr Eversmann (der seit einiger Zeit in Berlin lebt), dem Maler Lowe mitgetheilt und ihm erlaubt, sie öffentlich bekannt machen zu dürfen. Herr Lowe, vielseitig in seinem Kunststreben, hat das Grabmal mit der höchsten Genauigkeit selbst in Kupfer gestochen, und der „Gesellschafter" verbreitet nun den Aufsatz und die Abbildung, damit Sprach- und Geschichtforscher die Angaben prüfen können.

D. H.

Beilage: Abbildung eines Grabmals; Kupferstich.

Redacteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurersche Buchhandlung.






# Der Gesellschafter
oder
# Blätter für Geist und Herz.

1820. Freitag den 27. Oktober. 173stes Blatt.


## Zustand der Religion in Frankreich.

Paris.

Die Religion hat sich in einem Lande, welches sie nach einer fast allgemeinen Geringschätzung und Verachtung ganz von sich gewiesen, sie endlich aus Drang und Politik wieder aufnahm, und worin, nach unerwartetem Glückswechsel und kaum glaublichen Begebenheiten, eine große Anzahl von Menschen einen — wenn noch möglichen — Stützpunkt dieses Lebens zu finden hofften — die Religion, sage ich, muß in einem solchen Lande sich seltsam gestaltet haben. Dies ist hier auffallend sichtlich, und Gleichgültigkeit, Verachtung, Angriff und Vertheidigung, resignirendes Annehmen und abergläubisches Ergreifen sind bei den Franzosen in allen Abstufungen bemerkbar und erzeugen die sonderbarsten, auffallendsten Erscheinungen.

An keinem andern Orte wird wohl, wie hier, die Religion affichirt; man sieht an allen Kirchthüren, ja Straßenecken, in Form der größten Anschlag-Zettel die Ordnung und Stunde, in denen der Gottesdienst in einer Kirche eine bestimmte Zeit lang gehalten werden soll. „Um 10 Uhr wird Jener durch den Advent hindurch predigen, dann wird die Messe folgen u. s. w.“; worauf denn noch eine nachdrückliche Einladung an die Gläubigen (Fidèles) erfolgt. Bei feierlichen Gelegenheiten aber — die man jetzt gern oft herbei führt, als am Ludwigs-Tage, am Aniversaire du Voeux de Louis XV., an den Sterbetagen des letzten Königs-Paares oder der Wallfahrt auf dem Mont Calvaire — da werden diese Ankündigungen oratorisch, und häufige Citate aus der Bibel schmücken dann den Vortrag. Das letzte Mittel endlich, sich ein Publikum zu verschaffen, sind die Zeitungen, wo berühmte Prediger und besondere Kirchen-Musiken einige Tage früher angekündigt werden. — Der Gang des ganzen hiesigen Gottesdienstes ist eminent papistisch. Erstens Messen, hierauf lateinische Litaneien und Miserere, zuletzt Prozessionen und Segen. Predigten sind selten, auch die Predigt-Stühle in den meisten Kirchen klein, fast unscheinbar und versteckt. Gesänge in der Landessprache, wie sie in vielen, selbst katholischen Ländern, mit Begleitung der Orgel üblich sind, hört man hier nie; nur ein Chor von Priestern singt, mit Begleitung des dumpfen und klagenden Serpent, einförmige und düstere Chorale. Es macht wehmüthig, an zu hören, wie die ganzen Nachmittage bei lateinischen monotonen, mit bizarren Ceremonieen aufgestutzten Gesängen vertrauert werden, welche in dem geringen Publikum höchstens einige müßige Bettelkerls wiederholen, die sie durch vielfaches Anhören auswendig gelernt haben. — Am religiösesten, weil am gemüthlichsten, sind noch die nicht alten Weiber und Mütter, welche ich oft ihren Kindern die Hände zusammen falten sah; sie wollen die künftige Generation vor den Fehlern der eben vergangenen bewahren. Halbalte Männer von Rang und Erfahrung beten auch meistens mit Demuth; aber die alten Verschmitzten, beiderlei Geschlechts, hohnlächeln über ihren Triumph und blicken richtend umher. Junge Leute, besonders Männer, sieht man selten in den

Kirchen, sie wollen nicht beten und eben auch nicht stören. Der niedrigste Pöbel aber ist auch hier brutal und heftig. Bei allen Feierlichkeiten, wo er außer den eingeschränkten käuflichen Plätzen bleiben muß, da tobt und drängt er wie in einem Schauspiel; und erhebt sich Jemand zu sehr oder stellt sich etwas höher, so erschallt sogleich ein Zischen und das Geschrei: „Baissez Vous donc, a bas le chapeau!“

Die Kirchen dienten während der Revolution zu Clubbs und nächtlichen Versammlungen; daher sind sie alles Schmuckes beraubt und der geringe datirt sich vom Jahr 1803. Bänke giebt es nirgends, nur Strohsessel, die mehr zum Knieen als zum Sitzen gebraucht, und nach den verschiedenen Gelegenheiten verschieden bezahlt werden, von 1 bis 5 Sous; Weiber gehen in der Kirche umher, und so wie sich Jemand nieder setzt, fordern sie den Miethzins für den Stuhl von ihm ab. Am Eingange der Kirchen sitzt ein alter Mann mit einem Bürstenbündel, in Weihwasser getaucht, woran die Gläubigen ihre Hände benetzen. In den meisten Kirchen sind Opferstöcke, auf welchen kleine Wachslichter für das Heil verstorbener Verwandten gebrannt werden; auch diese Opferstöcke administriren alte Weiber, welche in der Kirche die Gläubigen zur Spende aneifern. Ein großer, reich gekleideter Portier, mit einer Hellebarde, hält die Ordnung in dem Inneren aufrecht. Die Messen dauern für die üppige Welt bis gegen 3 Uhr, sind aber nicht, wie in andern katholischen Ländern, so häufig, daß eine auf die andere folgt; ja die Zahl der Priester ist so gering, daß Viele den Dispens haben, mehrere Messen des Tages zu lesen.

In der ehrwürdigen Notre-dame sind alle diese Anordnungen und Ceremonieen anständiger und großartiger, und können wohl einen Augenblick die Phantasie fesseln. Diese Kirche wurde zu den Festen, die Napoleon hier begehen ließ, eigens verziert, und das Chor mit Marmor, Bronze, vergoldetem Gitterwerk und Schnitzwerk versehen. Ueber den Sitzen des Chors hängt eine Reihe guter Bilder; der Haupt-Altar stellt ein Kreuz vor, woran kein Körper hängt, ein Schleier umweht es; unterhalb weint die Mutter aller Gnaden. Dieses Chor wurde bei den Krönungen Napoleons noch ganz verdeckt und die kostbarsten Tapeten bildeten dann einen imposanten Anblick. — Ich sah diese Kirche bei Gelegenheit der Todtenfeier für die letzte Königs-Familie. An diesen Tagen, die wohl noch lange gefeiert werden, ist die Kirche auf eine erhabene, tief ergreifende Art verziert. Der Chor ist ganz verdeckt und darin befindet sich die Musik. Das Schiff aber ist mit vielen tausend Ellen schwarzen Zeuges drapirt, welche in den vielfachsten Falten und Gehängen großartig herum hangen; die Fenster sind alle verdeckt. Der ungeheure Kataphalk, worauf die weinende Gallia, ragt in dieses majestätische Dunkel herein; ein Baldachin, von der hohen Decke herab hängend, breitet sich über ihn empor; bleiche falbe Weingeistflammen flackern in diese Nacht und Düsterheit. Die Autoritäten der Stadt und das Offizier-Corps sind in großen Massen in der Mitte aufgestellt, in den Seitengängen wogt ein roher gaffender Pöbel. Von einer der oberen Gallerieen diese imposante Feier zu beobachten, gehört unter die erhabeneren Genüsse von Paris. Wenn nach dem hohlen tiefen Geläut der Glocken der strenge ehrwürdige Chorgesang der uralten gallikanischen Kirche erschallt, und sich endlich freiere schwellende Töne der Musik darin verlieren, wird die innere Erhebung mächtiger. In diesen Requien hörte ich ein ganz neues Instrument; es ist eine ungeheure Trommel, welche einen metallischen, gellenden, ungemein starken, sich schaurig verlierenden Ton hat, als wollte das Reich der Finsterniß mystisch zerstieben; und die wenigen Anschläge, die man darauf im brausenden, wogenden Crescendo giebt, thun eine magische Wirkung. — Noch wohnte ich in Notre-dame der Messe am Weihnachts-Abend um 12 Uhr Nachts bei, wo mich schon in der Ferne das seltsame Gebrüll der Glocken in tiefer stiller Nacht im Innersten ergriff. Bei allen solchen besonderen Gelegenheiten wird ganz vorn im Chor ein eigener Platz eingeschlossen, in welchem käufliche Sessel für Andächtige oder Fremde aufgestellt sind. An solchen Tagen werden auch die oberen Gallerieen geöffnet, wo eigene Gerüste noch aus jenen Zeiten da sind, als diese Kirche zu einer Kaiserkrönung und Königstaufe diente. — Der gewöhnliche Gottesdienst ist wie in andern Kirchen, nur größer, imposanter. Bei den Vespern gehen zwei Priester mit Vogelschnabel-Hauben (von diesen Hauben giebt es eigene Arten) in der Mitte des Chors wachthabend auf und ab; der zahlreiche Chor der Priester, nur von einem großen Horn begleitet, wird von einer einzelnen Stimme auffallend, fast dissonant durchschrieen; diesen Chor sangen Vagabonden und Müßiggänger mit. Zwei junge Laienbrüder mußten Rauchfässer in Ketten wohl einige Klafter hoch schleudern, und bei dem dritten Mal in der Luft auffangen. Bald kam Einer von ihnen als Mönch verkleidet, trug Bücher und ein großes Licht aus und ein, welches immer mit Verneigungen und derlei Ceremonieen begleitet war; bald sangen kleine Kinder Solo — und so war das Ganze bloß auf Aeußerlichkeit und Pomp berechnet. Wer solch einen nur oberflächlichen Gottesdienst vertheidigen kann, muß der Menschheit alle Empfänglichkeit für das Bessere absprechen. — Es ist wirklich auffallend, wie die sonst so klugen und umsichtigen Staatsmänner unter Napoleon, und er selbst, dem Kultus keine würdigere und wirkendere Form zu geben wußten.

(Der Schluß folgt.)

## Die Riesenschlacht der Enten und Gänse.

Es begab sich gar wunderbar (so erzählt die Chronik) im Jahr 1587 zu Anfange des Monats Dezember: daß an der kroatischen Grenze, nahe der Veste Wihatsch, sich in dem weit aus seinen Ufern getretenen Flusse Unna eine ungeheure Anzahl Enten und Gänse niederließ, und nach kurz gepflogener Ruhe sich sofort zu einer gewaltigen Schlacht rüstete. Die Oberhäupter gaben durch ein besonderes Zischen und Schnattern das Zeichen zum Angriff und der blutige Kampf begann. — Mehr als eine Million der kriegslustigen Schaaren erhob sich mit einem Mal in die Luft und lieferte ein so gräßliches Gefecht, wie nur je eines in den hohen Lüften geführt worden ist. Wüthend stieß die eine Parthei auf die andere; mit Schnabelhieb und Flügelschlag kämpften beide Theile auf das muthigste und ächzend und flatternd fielen die Verwundeten auf die harte Erde oder in die weit ausgedehnten Fluthen. Einige Stunden dauerte die heiße Schlacht; endlich ergriff der besiegte Theil die Flucht und die Sieger flogen auf eine benachbarte Wiese, wo sie ein jubelndes Siegesgeschrei erhoben und dann gar freudig, immer fort jubilirend, weiter zogen. — Die Einwohner von Wihatsch hatten mit großem Erstaunen dem außerordentlichen Kampfe zugesehen und eilten, nach dessen Beendigung, auf das Schlachtfeld, um die Todten und Verwundeten als gute Beute sich an zu eignen. Man stellte festliche Gelage an, dörrte und räucherte den Ueberrest und versandte ganze Schiffsladungen davon in die weite Nachbarschaft. P.

## Neue und alte Erleuchtung.

Der Bischof von Chur hat neuerlich (im Jahr 1820!) an die Schweizer ein Rundschreiben erlassen, worin er unter Anderem sagt: „Es beladet mein Gemüth mit Sorgen, daß die Schweiz mit Schriften überschwemmt wird, die voll Irrthümer und Ketzereien sind, daß neue Bibel-Uebersetzungen in Menge ausgetheilt werden und daß ein höchst verkehrtes Werk unter dem lockenden Titel: „Stunden der Andacht“ (ein Buch, über welches alle Rezensionen günstig sprechen, nur die einiger Bischöfe nicht!) „in Aarau gedruckt und emsig verbreitet wird. Die Bibel-Uebersetzungen“ (es sind die von van Eß gemeint, welche längst geprüft und gut befunden wurden) „sind schlimmer als die der Ketzer; überdies sind ja alle vom heiligen Stuhl nicht gut geheißenen Bibel-Traditionen (!) in jede lebende Sprache verboten und der heilige Vater hat in seiner Antwort an den Bischof von Gnesen die Bibelgesellschaften eine Pest genannt. Ich befehle daher den Geistlichen, derlei Werke aus den Händen der Gläubigen zu reißen (!), damit sie sich nur wahrhaft katholischer und durch die legitime Gewalt gutgeheißener Bücher bedienen.“ — Mögen sich Alle nach diesem Rundschreiben bequemen, welche das Reich des Himmels, d. h. des höchsten Geistes, unter eine legitime Gewalt gesetzt glauben! Ich will mich übrigens jeder weiteren Bemerkung enthalten, und nur eine Stelle aus einem Briefe citiren, den Joseph II. (im Jahr 1784) an Pius VI. schrieb. Es heißt da: „Ich sehe wohl, man hat in Rom die Logik nicht, deren man sich in meinen Staaten bedient; deswegen so viele Disharmonie zwischen Italien und dem deutschen Reich. Wenn sich Ew. Heiligkeit die löbliche Mühe genommen hätten, sich über das, was in meinen Staaten vorgekehrt worden, aus denjenigen Quellen zu unterrichten, die dazu bestimmt sind, so würde Vieles unterblieben seyn; aber mir däucht, es giebt Leute in Rom, die es so wollen, daß es noch länger Finsterniß auf unserer Halbkugel gebe!“ — Daß solcher Wille niemals und nirgends geschehe — verklärter Joseph, bitte für uns! Fr. Wendel.

## Anklänge.

1.

Glaube nicht, du lebst auf Erden —
Nein, wir sind noch nicht, wir werden!

2.

Zu entbehren wissen
Muß, wer Glück begehrt;
Was man gern entbehrt,
Wird man nie vermissen;
Und ist, grambeschwert,
Je dein Herz zerrissen,
Denk: in Kümmernissen
Steigt der Seele Werth.

3.

Auch nicht in eurer Jugendzeit
Sucht Sturm der Leidenschaft;
Der Friedenshafen ist gar weit
Und schnell verbraucht die Kraft!

4.

Der Erde Leid muß man geduldig tragen,
Doch Alles für das Licht des Himmels wagen.

5.

Tragt ihr auch manches Joch,
Am Geiste duldet's nicht!
Hier sorget, daß es bricht,
Und tagt nicht schnell das Licht,
Glaubt, endlich tagt es doch!

6.

Mag Vieles fallen, was wir bauen,
Das Werk wird endlich dennoch gut:
Verbleibet uns nur dazu Muth,
Zerfall'nes prüfend an zu schauen.

7.

Die Weisheit kommt bedächtig —
Und Leben ist so flüchtig!
Doch wirst du jener mächtig,
Wird Leben ernst und tüchtig;
Dann sey es rasch und treibend,
Die Weisheit macht es bleibend. Ed. Rolle.

# Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

**Weimar.** Die jährige Ausstellung des hiesigen freien Zeichen-Instituts (eröffnet am Geburtstage unsers Großherzogs, am 3ten September) wurde 14 Tage lang fleißig besucht und zeigte dem Auge der Kunstkenner und Liebhaber vieles Schöne und Gelungene; das Beste natürlich von den Lehrern dieses Instituts selbst. Herr Heinrich Müller, ein trefflicher und bescheidener junger Künstler, der sich hauptsächlich in München bildete, hatte drei Portraits lebender Weimarer, in Oel gemalt, ausgestellt, welche in Rücksicht der Aehnlichkeit und der Wahrheit des Colorits nichts zu wünschen übrig ließen. Er ist zugleich Direktor der neuen Großherzoglichen Steindruckerei, und zeigte auch in dieser Kunst den Beschauern mehrere sehr gut ausgeführte Zeichnungen, nebst dem wohlgetroffenen Portrait des Herrn Hofraths Dr. Trommsdorff. — Ein kleines Gemälde in Oel, vom Herrn Lieber, Lehrer des Instituts, erregte allgemeine Bewunderung, wegen der herrlichen und treuen Ausführung des Gegenstandes. Das Gemälde, ein Bild des Winters, zeigte uns den Künstler selbst, frappant ähnlich, in seinem eigenen Zimmer, wie er, ein Pfeifchen rauchend, an seinen Arbeitstisch gelehnt, durch die verschlossenen Fensterscheiben auf die mit Schnee bedeckten Dächer der Nachbarshäuser sieht, sich gleichsam vor der Kälte fürchtend. Es muß sehr kalt seyn, denn er hat warme Hausschuhe angezogen und das zweite Fenster ist dicht mit einem Tuche behangen. Die Kälte hindert ihn an der Arbeit — denn die Palette hängt ungebraucht an der Wand. Man fror unwillkührlich, wenn man dieses Gemälde betrachtete. Sämmtliche Meubles und Gefäße sind, trotz ihrer Kleinheit, deutlich und allerliebst dargestellt. Möchte doch der Künstler fortfahren, uns in dieser Manier alle Jahr etwas zu geben. — Einige vortreffliche Pastell-Gemälde von dem Hrn. Rath Schellhorn, Landschaften von Temler, Blumenstücke von Louise Thieme, Blätter in Tuschmanier von Remde u. s. w. wurden belobt und gepriesen. — Am 19. September gab uns Hr. Joh. Schneider, Organist aus Görlitz, ein herrliches Orgel-Conzert in hiesiger Hauptkirche. Herrlich? — Nein, denn die Orgel dieser Kirche — von Trampell erst vor 6 Jahren für 14 bis 16,000 Thaler neu erbaut, ein, dem Zwecke nach, würdiges Geschenk des Großherzogs — kränkelte seit ihrer Erbauung und leidet jetzt an einer schweren Krankheit. Im Kopfe ist der Patient gesund, der Brust fehlt es aber an Luft und das Pedal mit allen Füßen taugt gar nichts! Von dieser Orgel kann man sagen: „Der Wind bläset, wohin er will und du hörest sein Sausen; du weißt wohl, von wannen er kömmt, doch nicht, wohin er fähret." Von außen schön decorirt steht diese neue Orgel da, wie ein Römerwerk, colossal und prächtig; man sollte meinen, die Kirche müsse zittern, wenn das volle Werk mit allen Registern gespielt würde. Aber der talentvolle Hr. Schneider konnte all das Treffliche, was er uns gab — z. B. Quartett mit eingewebtem Choral: „O Haupt voll Blut und Wunden", Fugen von Seb. Bach, das große Halleluja von Händel u. s. w. — trotz aller Anstrengung nur matt durchführen. Die Melodie und Mittelstimme drang zu sehr hervor, die Baßpartheien gingen alle verloren; wir hatten daher den Genuß nicht, den wir erwarten konnten. Möge der wackere Künstler überall eine freundliche Aufnahme und — eine bessere Orgel finden. Trampell, Trampell! Alle Lippen nannten deinen Namen in diesem Conzert, mit mancherlei Zusätzen und Bemerkungen! Du bist seitdem still geworden, denn du bist todt; aber dein Werk, das dich überleben sollte, wird bald auch keinen Laut mehr von sich geben! — Etwas Schönes und Erhabenes wollte der Großherzog durch diese Orgel stiften: denn mit Liebe mußten wir seiner gedenken bei den herrlichen Tönen eines gelungenen Werkes! Sein Wunsch ist unerfüllt geblieben durch die üble Wahl derer, welche über den Verfertiger der Orgel zu bestimmen hatten, und so ward es ein Werk der Aergerniß. — Der zum hiesigen General-Superintendent berufene zeitherige Pfarrer zu Ostrau bei Zeitz, Herr Dr. J. F. Röhr, hielt am 1sten Oktober seine Antritts-Predigt in der hiesigen Hauptkirche vor einer sehr zahlreichen Versammlung. Eine Menge fremder Zuhörer hatte sich eingefunden und unter diesen: Schuderoff, von Ronneburg, Tzschirner und Krug, von Leipzig. Einfach, klar, in herrlicher logischer Ordnung und kräftig, predigte er „von der Gnade Gottes, die ihn, den schlichten Landprediger, auf diesen hohen Posten gestellt habe; von seinen Gefühlen, Erwartungen, Vorsätzen u. s. w." Ueber ihn und diese Predigt (sie ist gedruckt in der Hoffmannischen Buchhandlung erschienen) ist nur eine Stimme: die der höchsten Zufriedenheit. Röhr, ein herzlicher, humaner und bescheidener Mann, ist sicher einer der besten jetzigen Canzelredner, der bei der Liebe, die er hier schon überall findet, sicher viel Gutes stiften wird. Die höchste Liberalität der Weimarer Regierung zeigt diese Besetzung; sie sucht das Verdienst nicht in Rang und Titeln, sondern sie hebt es da heraus, wo sie es findet. — Der alte Herr Legations-Rath Bertuch hat seine weitläuftigen literarischen Institute: das Landes-Industrie-Comptoir, das geographische Institut und die Entreprise des Oppositions-Blattes, an seinen Schwiegersohn, den Ober-Medizinal-Rath Dr. v. Froriep, verkauft und sich ganz von diesen Geschäften zurück gezogen. Er will seine noch übrigen Tage der Ruhe und einigen literarischen Lieblings-Arbeiten widmen. — Außer dem „Bild", von Houwald, und „Don Gutierre oder der Arzt seiner Ehre", nach dem Spanischen von West, welche beide sehr angesprochen haben, hat unser Theater seit mehreren Monaten nichts Neues dargeboten. Einige Theater-Gäste: die Herren Leo und Clausius, sind über unsere Bühne gegangen; Letzterer konnte jedoch unsere Hände nicht sonderlich zum Klatschen bringen. — Am 11ten Oktober trat, nach dreijähriger schwerer Krankheit, Madam Lorzing, geb. Elsermann, zum ersten Mal wieder im „Puls" als Braut des Grafen auf. Ein starkes Applaudissement empfing die geliebte Künstlerin; die kaum Genesene dankte herzlich. Professor Dzondi, aus Halle, der Wiederhersteller ihrer Gesundheit, war selbst bei dieser Vorstellung gegenwärtig; man sagte ihm viel Angenehmes über diese glückliche Kur und wir sind ihm vielen Dank schuldig, daß er uns diese, besonders im Tragischen sehr wackere Künstlerin erhalten hat. M.

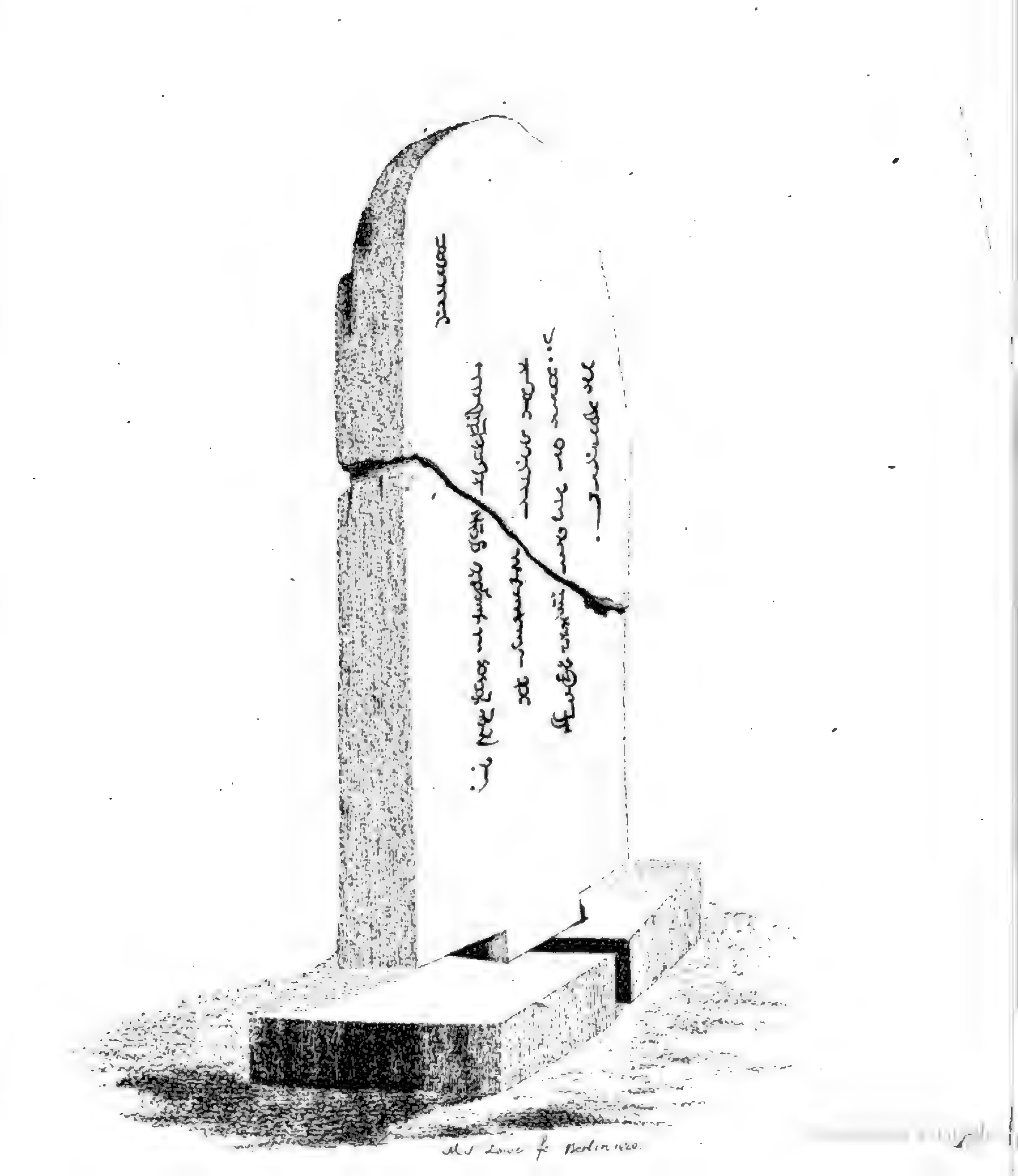
Ein zweiter Lavater, ein Hr. Panse, der sein halbes Leben auf das Studium der Gesichtsbildung verwandt haben will, hat nun ein Werk heraus gegeben, das er besonders den Fürsten empfiehlt, die in der Regel nur durch ihre Hofleute die Menschen kennen und würdigen lernen. (Constitut.)

Im Garten zu Tivoli befindet sich eine Pflanze, welche, nach der Volksmeinung, nur alle hundert Jahr blühet, und so schnell aufschießt, daß man sie förmlich wachsen sehen kann. Sie steht jetzt eben in der Blüthe; ihre Blätter sind beinahe 2 Fuß lang und 2 Zoll dick und haben obenauf starke Stacheln. Die Pflanze heißt Agave americana. (Constitut.)

Seit einiger Zeit druckt man im Kloster auf einer der Lagunen-Inseln bei Venedig eine Zeitung in — amerikanischer (?) Sprache. Sie liefert größtentheils Nachrichten aus italienischen Zeitungen und hat sehr starken Absatz nach der Levante über Constantinopel. Drei Exemplare bleiben sogar im Serail des Großherrn und dienen dazu, die politischen Bülletins zu controlliren, welche die Hospodaren der Moldau und Wallachei wöchentlich einsenden müssen. (Courier fr.)

Suard sprach einst vor Napoleon mit ziemlicher Keckheit von der Schilderung der römischen Kaiser im Tacitus. „Sehr gut" — erwiederte Napoleon — „er hätte uns aber auch erzählen sollen: wie es geschehen konnte, daß diese schlechten Kaiser von dem römischen Volke dennoch geduldet und sogar verehrt worden sind!" (Gaz. d. Fr.) Die meisten starben gewaltsam!

Redacteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurersche Buchhandlung.








# Der Gesellschafter
oder
# Blätter für Geist und Herz.

1820. Sonnabend den 28. Oktober. 174stes Blatt.


## Der Mensch und der Erdgeist.

Weißt du, wo die Tugend thront?
„In der Unschuld Blicke!“
Sage, wo das Laster wohnt?
„Bei des Haders Tücke!“
Sprich, wo find' ich sich'res Glück?
„Nur im inn'ren Frieden!“
Nicht bei glänzendem Geschick?
„Da hat's dich vermieden!“
Weißt du, was den Menschen hält?
„Nur die eig'ne Treue!“
Wenn nun, was er baut, zerfällt?
„Bau' er kühn auf's neue!“
Sag', wer froh das Ziel erreicht?
„Wer am besten duldet!“
Was macht mir die Schmerzen leicht?
„Trag' sie unverschuldet!“
Weißt du, wo die Freiheit ruht?
„Such' sie im Gedanken!“
Was giebt dem Gebeugten Muth?
„Dieses Lebens Schwanken!“
Und das Wandelbare weilt —?
„Daß es Leid erhelle!“
Und das Schwankende enteilt —?
„An des Grabes Schwelle!“
Doch, was lehrt zum Himmel geh'n?
„Sehnsucht nur und Leiden!“
Und was zeugt für Wiedersehn?
„Guter Herzen Scheiden!“

F. W. Gubitz.

## Zustand der Religion in Frankreich.

(Schluß.)

Durch diese Erfahrungen schon abgeschreckt, habe ich nur wenige Prediger besucht, doch die berühmtesten mehrere Mal gehört. Freissinaux, der schon seit der Revolution eine Rolle spielt, hält durch die Fastenzeit seine Exhortations — in St. Sulpice, welche sehr häufig besucht werden. Der ganze innere Raum der Kirche ist mit Stühlen bedeckt, welche bezahlt und schon ein Paar Stunden früher besetzt sind. Freissinaux ist ein gelehrter, seiner Sprache mächtiger Mann; seine Predigten representiren die Gesinnungen des jetzigen Clerus und der Nation. Die Religion hat hier noch nicht jene Würde, jenes Ansehen erworben, daß man aus ihrem ungeheuren Umfange nur das Große heraus zu heben und dar zu stellen braucht; nicht im Leben der Nation begründet und verstanden, muß sich ihre schwache Form gegen Angriffe, ja Gleichgültigkeit vertheidigen. So sind die Predigten Freissinaux ein beständiges Klagen über Verfall der Religion, Aneifern zur Ausdauer, ein Ermahnen zur Bekehrung und Buße an die sogenannten jeunes infidèles, ein Kollektivum, wodurch man alle Männer der Revolution und ihre Anhänger bezeichnen wollte. Rousseau, Voltaire und die Encyclopädisten, so weit entfernt von jedem Angriff an das wahrhaft Heilige, welches sie meistens gar nicht kannten, werden von ihm in jeder Predigt bestritten; und einmal hielt er gar einen Vortrag, wo er durch gelehrte Citate bewies: das frühere Christenthum habe auch gelehrte Männer auf zu weisen und selbst die neueren Gelehrten hätten sich doch zuletzt zu ihm geneigt. Genug, die Religion hat hier noch nicht gesiegt; man kämpft gegen sie, vertheidigt sie, ohne sie zu kennen. — Bei einem Feste, das eine Waisen-Anstalt in der Kirche

St. Germain l'Auxernois gab, und wobei die Herzogin von Angouleme zugegen war, hörte ich Duval predigen, der mir gemüthlicher, sanfter und ohne Animosität schien.

Taufen und Hochzeiten, hier mehr bürgerliche Geschäfte, werden ganz im Stillen begangen. Den Todten bringt man früh in die Kirche und liest die Seelmessen, worauf er, von seinen Freunden begleitet, beerdigt wird. Alles, was vornehm oder berühmt ist, läßt sich auf dem Kirchhofe des Père la Chaise begraben, wo dann vor dem Grabe eine Leichenrede gehalten wird. Militairische Kirchen-Paraden sind nicht gewöhnlich. Kirchen-Musiken werden auch nur an den höchsten Festtagen ausgeführt. — Seminarien giebt es in Paris mehrere, doch so arm dotirt, daß sie zum Theil durch Privat-Beiträge erhalten werden. An den meisten Seminaristen fand ich gemeine Sitten und rohe Physiognomieen: schlechte Anzeigen für die Zukunft.

Wenn nun in der Bearbeitung, welche die Verkettung der Begebenheiten dem französischen Clerus aufgelegt hat, Paris nur sehr klug und vorsichtig behandelt werden muß, so hat derselbe in den Provinzen und hauptsächlich in den südlichen, ein viel freieres Spiel, welches er durch die Missionaire (ein unerhörtes Beispiel in der Kirchengeschichte) und andere ähnliche Mittel bewerkstelligt. Ueberall aber legen sie ihr Hauptaugenmerk auf Beichte und Communion, das immerwährende Glaubensbekenntniß der Erwachsenen und auf die erste Beichte, welche in dem erwachenden Gemüthe die tiefsten Eindrücke hinterläßt. Bei dieser Gelegenheit werden Bildchen und Büchelchen ausgetheilt; auf einem davon las ich die Worte: „éternelle récompense si Vous êtez fidèle". — Viele Kirchen auf dem Lande sind noch verlassen und öde, und die jetzigen Bauern wollen sich noch nicht wieder an etwas binden, was man ihnen einst entriß und was sie mit Recht von sich zu weisen glaubten.

Eigenthümlichst könnte wohl eine Einrichtung erscheinen, die man in Paris anwendet, um Kinder besserer Stände zu kapturiren. Es ist eine Art von geheimer Gesellschaft, welche sich an Sonntagen in einer unterirrdischen Kapelle von St. Sulpice (wie es deren in vielen Kirchen giebt) versammelt. — Das Ganze ist übrigens ganz unschuldig und Jedermann kann frei hinein gehen. Ich fand 2 bis 300 Knaben von 10 bis 15 Jahren versammelt, über welche einige Geistliche die Aufsicht führten. Zuerst wurden die seit der letzten Zusammenkunft aufgenommenen Mitglieder verlesen; hierauf wurde recht zweckmäßig gesungen und katechisirt; zuletzt ein Dialog vorgetragen, wo der Neuangekommene sagte: „Ich sehe Sie hier so geheimnißvoll versammelt, darf denn auch ein Profaner Theil daran nehmen? u. s. w." — Deutlich ging dieser Dialog auf den Beweis hinaus: daß alle Theater ketzerisch, sittenverderblich und ihr Besuchen vom Pabste förmlich verboten sey; welches für Stadtkinder reicher Eltern ganz widersprechend ist und alle frühere gute Wirkung überwog und aufhob. Zuletzt wurde eine Sammlung für die Bedürfnisse der Gesellschaft vorgenommen. — Das Ganze war nicht unklug berechnet, das Ungewöhnliche zog die Kinder an, selbst revolutionaire Männer fanden eine Anspielung ihrer Clubbs u. s. w.

Höchst interessant und charakterisirend ist das erschienene Werk des Abbé Mennais: „Sur l'indifférence en matière de religion"; welches nicht etwa Einwürfen begegnen und sie besiegen, sondern sie vielmehr hervor rufen und zu selben auffordern will. Und dies erfordert wohl der Zustand vieler Menschen in Frankreich, welche, obgleich sie die früheren Streitigkeiten für und gegen übersehen, sich doch selbst nicht zu einer würdigen und heiligen Ansicht der Religion erheben können und daher ganz indifferent bleiben.

Ehe ich zu dem edleren Protestantismus übergehe, will ich noch die Kirche des Missionaires étrangères in Paris erwähnen, die ich nie ohne Rührung betrat. Hier ruht manches feurige Herz, manch thatendürstender Geist, der, nachdem er in Canada, am Senegal, in den Antillen oder in dem tropischen Guajana unter Wilden herum geirrt, sich hier voll Inbrunst am Altar des Herrn nieder warf und im *Vaterlande Ruhe des* Alters und Trost in Christo *fand. Ruhe auch im Grabe*, ihr leidensvollen und tröstenden Märtyrer!

Die Protestanten besitzen in der Kirche de l'oratoire in der Rue St. Honoré ein geräumiges, anständiges Bethaus. Marron ist ihr erster Prediger, seine Vorträge sind warm und liebevoll. Die Kirche wird auch häufig von Katholiken besucht und man fühlt sich in ihr viel weniger behelligt und viel ruhiger als in allen übrigen Pariser Kirchen. Hier halten seit der Restauration auch die zahlreichen Engländer ihren Gottesdienst, den ich öfters besuchte. Das tiefer Gemüthliche dieser schwermüthigen Nordländer, die innige, oft versunkene Andacht ihrer schönen Weiber, die einfachen, erhabenen Kirchenlieder versetzten mich ganz außer Frankreich und zeigten mir, wie bedeutungsvoll, überall sichtbar Nationalität sey. Auch amerikanische Priester hielten ein Paar Mal Vorträge. Schön ist auch noch: wie unter dem Prediger ein jüngerer Geistlicher sitzt, der ihm antwortet, und wie nun unten der Küster steht, der das Volk repräsentirt und sein kurzes Amen oder ein Gebet hersagt. Die Londoner Bibelgesellschaft verkauft und vertheilt hier ihre Bibeln, die sehr schön gedruckt sind. — Die jüdischen Synagogen habe ich nicht gesehen.

Der Wohlthätigkeits-Anstalten, in so fern sie von der Religion ausgehen, giebt es hier einige; z. B. die

Soeurs de la charité in der Fauxbourg St. Jacques, die im Winter Lebensmittel und Bekleidung an die Armen austheilen. — Für den Unterricht sorgen die frères chretiens, die mit den écoles de l'enseignement mutuel rivalisiren. Dr. Zhotsky.

## Lese-Früchte.

Stände in dem Evangelium nur der einzige Lehrsatz: „Thue Andern nicht, was du nicht willst, daß sie dir thun!" so würde man zugeben müssen: daß diese wenigen Worte den Kern aller Moral enthalten. (Friedrich der Große.)

Alle Worte, die Lebensbedürfnisse ausdrücken, kommen in der englischen Sprache aus dem Deutschen, so wie hingegen Alles, was Gegenstände des Luxus und besonders der Tafel betrifft, aus dem Französischen. Der Himmel, die Erde, die Elemente, die Namen der Thiere, der Meubeln, die nothwendigen Gerichte: alle oder die meisten dieser Wörter stammen im Englischen aus dem Deutschen her; die Kleider-Moden und alle Küchen-Gegenstände aber hat die Sprache der Britten aus dem Französischen entlehnt, und das trifft so genau zu, daß die Namen der Thiere, die zur gewöhnlichen Nahrung dienen, im Englischen die nämlichen wie im Deutschen sind, z. B.: ox, calf, sheep; aber wenn sie auf den Tisch gebracht werden, ihren Namen ändern und aus dem Französischen kommen, wie: beef, veal, mutton. (Dutens.)

Es ist nicht im Charakter des Franzosen, etwas von der Zeit zu erwarten. Er schwimmt lieber mit leichtem Kork gegürtet gegen die tobende Fluth, als daß er die Ebbe erwarten möchte, die ihn trockenen Fußes zum Ziel führen würde. (F. L. Stolberg.)

Nichts stört die innere Ruhe eines Staates mehr, als öftere Wahlen; wie der rechtschaffene Burke, einer der größten Staatsmänner unserer Zeit, in seiner vortreflichen Schrift gegen die französische Revolution so gründlich gezeigt hat. (F. L. Stolberg.)

Glücklich ist der Knabe, dem früh genug der begeisternde Geist begegnet, der ihn plötzlich über die langweilige breite Wüste der Versuche hinweg wirft an's Ziel und ihm für immer nachleuchtend stehen bleibt, das wankende Jugendherz ausstärkend, wie ein Prophet sein Volk! — Nur in der Jugend rollt das Glücksrad, später knarrt das Pflugrad, und mühsam — langsam giebt die Furche, was der Glückstopf reichlich ausgießt. (Jean Paul.)

Lassen sich in der Politik feste Axiomen nieder setzen, die durch kommende Jahrhunderte nicht widerlegt würden? Ich dächte, die Erfahrung sollte uns eines Besseren belehrt haben. (Hume.)

Ist der Handel nicht so blühend in unbeschränkten monarchischen Staaten, als in republikanischen, so kommt das nicht daher, weil er weniger Sicherheit hat, sondern woher denn? Weil er nicht in sich geehrt genug ist. Die begüterten Kaufleute suchen in die erste Klasse über zu gehen, wo Ehrenstellen, Titel und Geburt einen Rang geben. (Hume.)

Das größte Elend der Staatsleute, ihre größten Versuchungen entstehen aus ihrer wetteifernden Begierde, immer höher zu steigen; aus den Maaßregeln, die sie nehmen müssen, um dazu zu gelangen. Plato's Vergleichung ist vortreflich, wenn er sagt: „Diejenigen, welche sich im Staate über das Recht, ihn zu regieren, streiten, seyen Seefahrern ähnlich, die sich zanken: wer von ihnen das Steuerruder führen sollte." — Ein anderer Ausspruch eben dieses Philosophen ist: „Ein Staatsmann müsse keine anderen Gegner kennen, als die Feinde des Staats; diejenigen aber nicht dafür halten, die dem Staat auf eine andere Weise, als er selbst, geholfen wissen wollen." (Cicero.) H.

## Neues und Altes.

Auf der Berliner Kunst-Ausstellung sagte eine Dame, als man ihr dort sichtbares, gut gemaltes und hübsches Bildniß nicht ähnlich fand: „Daß mein Bild mir nicht ähnlich ist, verdrießt mich lange nicht so sehr, als daß ich nicht dem Bilde ähnlich bin."

Die „Morning-Chronicle" enthielt neulich ein Gedicht zum Lobe des schönen Geschlechts, das mit den Worten schließt:

Ein doppelt Privilegium,<br>
O Damen, haben Sie!<br>
Nicht geb' ich deutlich das: Warum?<br>
Doch berg' ich nicht das: Wie?<br>
Die Schönen haben immer recht,<br>
Was ihnen naht, das naht als Knecht,<br>
Und Häßliches — stirbt nie!

Eine alte satyrische Epistel äußert über die Unzufriedenheit der Unterthanen mit ihren Gebietern Folgendes:

Den neuen Herrn wünscht ihr? Wir müssen wahrlich lachen!<br>
Wird neue Stiefeln er aus alten Schuhen machen?<br>
Und macht er wirklich sie recht nett auch und geschickt,<br>
Ihr schreiet dennoch, daß der alte Schuh euch drückt.

In 549 Jahren sind im römischen Reiche von 105 Kaisern, die von den Legionen oder den prätorianischen Cohorten zu ihrer Würde gelangten, nur acht eines natürlichen, vier eines zweifelhaften Todes gestorben; die übrigen 93 wurden von den Soldaten ermordet. Und welche Unruhen, welches Blutvergießen veranlaßte dieses Wahlrecht — das endlich doch nur die Gewalt sich nahm — unter den Bürgern! — Darum lob' ich mir die Erblichkeit mit dem Wunsche:

Es mögen Kron' und Titel sich vererben,<br>
Doch auf dem Thron nie Recht und Tugend sterben!

Th. Laurin.

# Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

**Hamburg.** Es ist mir angenehm, für einen Theil meiner heutigen Unterhaltung mit Ihnen einmal einen Stoff zu finden, der nicht ganz gewöhnlicher Art ist und Veranlassung zu erfreulichen Betrachtungen giebt. Schon im Jahre 1819 vereinigten sich mehrere der hiesigen Herren Offiziere zur Stiftung einer Bücher-Sammlung, die das Fach der Kriegswissenschaft zum Hauptgegenstande haben sollte. Dieses Unternehmen ist jetzt so weit gediehen, daß nicht nur das „Verzeichniß aller älteren und neueren Schriften über die Kriegskunst und deren Hülfswissenschaften und der nicht militairischen Werke zur Unterhaltungs-Lektüre, welche die Militair-Bibliothek Hamburgisch-Hanseatischer Offiziere umfaßt" bei Meißner (sehr sauber gedruckt, was bei einem Katalog wohl um so mehr Erwähnung verdient, da es jetzt recht an der Tages-Ordnung ist, das Technische der Bücher zu vernachlässigen) erschienen, sondern auch eine Commission zur Betreibung der Bibliothek-Angelegenheiten ernannt und dem Zwecke angemessene Gesetze abgefaßt worden sind. Die Anzahl der bereits gesammelten Werke ist für die kurze Zeit der Begründung dieser Bibliothek beträchtlich und die Auswahl mit Umsicht gemacht. Ein geräumiges Lokal wäre dem Institut sehr zu wünschen, und man darf von den Vätern unserer Stadt, die Alles, was wissenschaftliche Ausbildung bezweckt, so freundlich pflegen, erwarten: daß sie gern, sollte sich in einem der öffentlichen Gebäude ein solches finden, dasselbe zu einer so trefflichen Anstalt verstatten werden. Vielleicht ließe sich dann künftig der Plan noch erweitern und wissenschaftliche Vorträge über einzelne Theile der Kriegskunst, über Mathematik und Geschichte, besonders des Zustandes der Taktik in jeder Periode, würden gewiß, namentlich für die jüngeren Herren Offiziere, eben so angenehm als lehrreich seyn. Unsere Zeit fordert sehr viel von dem Militair; das Beispiel einzelner, mit den Wissenschaften vertrauter Offiziere lehrt: welch einen wohlthätigen Einfluß auf den Geist des ganzen Militairwesens der erweckte und stets rege erhaltene Sinn für mehr als das bloß Mechanische des Dienstes bezeugt. Ich kann es Ihnen nicht beschreiben: welch einen angenehmen Eindruck es auf mich machte, als ich bei meiner Anwesenheit in Berlin, im Sommer 1819, einen höheren Offizier über die verschiedenartigen Rücksichten, welche bei der Bildung junger Leute für den Militairdienst und für andere Zweige des Staatsdienstes zu nehmen sind, mit einer Klarheit und Sachkenntniß reden hörte, die man bei manchem Vorsteher öffentlicher Schulen vergebens sucht. Preußens König hat aber auch bald diesen verdienstvollen Mann auf einen Platz gestellt, auf welchem er wirken kann. Es war mir vergonnt, mich von dem Erfolg dieses Wirkens zu überzeugen; und ungeachtet Alles sich damals in einer Regeneration befand, konnte ich doch nicht unterlassen, zu jener Zeit einem hiesigen Freunde zu schreiben: „Glücklich alle jungen Männer, die ihr Verhältniß oder ihre Neigung für den Militairstand bestimmt, wenn ihnen, unter solcher Leitung, ein solcher Vorbereitungs-Unterricht zu Theil wird!" Ich darf es wohl kaum hinzu setzen: daß ich von dem königlichen Cadetten-Corps und seinem würdigen Chef sprach. — Uebrigens sollten sich wohl in allen Zweigen der Thätigkeit die Ober-Behörden befleißigen, dem Monarchen diejenigen Männer schnell erkennen zu lehren, die sich zu höherer Umsicht erhoben. — Von Spohr's sehr geschätzter Oper: „Zemire und Azor" erscheint hier nächstens (bei Cranz) ein Klavier-Auszug von Hrn. Schwenke dem Jüngeren (Sohn des rühmlich bekannten Musik-Direktors). Derselbe Hr. Schwenke leitet gemeinschaftlich mit seinem talentvollen Freunde, Hrn. Wilhelm Grund, eine musikalische Akademie, die nach dem Muster der Berlinischen gebildet ist, und die Aufführung von Kirchen-Musiken bezweckt. — Das Volks-Theater wird noch immer häufig besucht. Die Direktion läßt Vorstellungen komischer Opern mit den Kinder-Pantomimen abwechseln, was gewiß zweckmäßig ist. Auch sind die „beiden Billets" in niederdeutscher Sprache neulich von Kindern dargestellt worden. — Für unser Stadt-Theater sollen wir nächstens einen bedeutenden Vorrath vorzüglicher Dekorationen erhalten; dadurch wird einem Bedürfniß abgeholfen, das allerdings schon lange gefühlt ward. — Unter der Kuppel unseres Michaelis-Thurms ist, zum Behuf von Messungen, ein bei Nacht zu erleuchtender Reflektor aufgestellt. Die Behörde hat davon, um Mißverständnissen vor zu beugen, eine Anzeige gemacht. — Am 16ten Oktober werden von mehr denn 200 unserer schätzbarsten Künstler und Dilettanten, unter der Leitung des Hrn. Behrens (warum nicht des Musik-Direktors Schwenke, dessen Amt doch solche Leitung eigentlich mit sich bringt? fragt man sich wohl nicht ohne Grund) und zum Besten des Krankenhofs-Baues, in der St. Petri-Kirche, bei Erleuchtung derselben, zwei Händelsche, von Hrn. Clasing instrumentirte Oratorien, die „Empfindungen am Grabe Jesu" und der „hundertste Psalm" ausgeführt. — o —.

**Literatur für die Jugend.** Hr. Rektor Müller in Lennep hat eine „Neueste Geographie oder kurze und faßliche Darstellung der mathematischen, physischen und politischen Erdbeschreibung für Schulen und den Selbstunterricht" (Elberfeld, bei J. E. Schaub) herausgegeben, welche sehr empfehlenswerth und auch von unbemittelten Eltern leicht an zu schaffen ist, da das Büchlein nur 9 Gr. kostet. Die Vorrede schon bezeugt sehr geordnete Kenntnisse und die ganze Eintheilung muß Jedem als zweckmäßig einleuchten. — Unter den vielen Schriften, welche für den Betrieb der ersten Bildung vorhanden sind, zeichnen sich die eben erschienenen „Darstellungen aus der Jugendwelt", von A. N. F. Seemann (Berlin, bei A. W. Schade), sehr vortheilhaft aus. Gefühle anregen, Denkkraft erwecken und vor Allem die Sittlichkeit zu erhöhen, ist die Aufgabe der zwanzig Abtheilungen, in denen die verschiedensten Wendungen des Gegenstandes dazu benutzt sind, um den Kindern, mit Anleitung der Eltern oder Erzieher, Gelegenheit zu geben, die Kenntnisse, so wie die Kräfte des Geistes und des Herzens zu erweitern. Der Verfasser hat sehr wohl gethan, das Ganze ein wenig tiefer an zu legen und aus zu führen, als viele unserer Manufaktur-Schriftsteller für die Jugend es gewöhnlich zu thun pflegen; fürwahr, der flachen Erzeugnisse giebt es in diesem Gebiete schon sehr viele, und man merkt auch hier: daß es der schreibenden Welt an kindischem Wesen nicht fehlt. Mögen jene „Darstellungen", die von dem Verleger gut ausgestattet sind, bald von vielen Eltern geprüft und der Jugend eine belehrende Unterhaltung werden. Wl.

Büffon und alle berühmten Naturforscher haben behauptet: es gebe keine versteinerten Ueberbleibsel von Menschen. In diesen Tagen hat man aber zu Marseille einen Stein gefunden, worin ganz versteinerte menschliche Gebeine sich befinden, die zu — Feuerstein geworden sind. Man glaubt, diese Gebeine seyen von Menschen, welche vor der Gründung Massiliums durch die Phozier lebten. Der Kalkstein, in welchem sie gefunden worden, enthält auch versteinerte Muscheln, deren man noch an dortiger Küste findet. Von versteinerten Menschen-Knochen aber hat man bis jetzt ein Schenkelbein, eine Armspindel und eine Ellenbogen-Röhre. (Courier fr.)

In Frankreich ist eine neue Jeanne d'Arc erstanden! — Diesmal aber ist es eine wettrennende, welche kürzlich bei einem Pferde-Wettlauf vor einer Marquise (auch einer wettrennenden) um eine halbe Sekunde den Preis gewann. (Jour. d. Par.)

Die Erfindung der herum fahrenden warmen Bäder hat besonders das Gute: daß die lederne Badewanne, welche man dazu braucht, bequem jedem Reise-Wagen beigepackt werden kann. So läßt sich in der kleinsten Herberge ein Bad nehmen. (Courier fr.)

Redacteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurersche Buchhandlung.



# Der Gesellschafter
oder
# Blätter für Geist und Herz.

1820. Montag den 30. Oktober. 175stes Blatt.

## Sprachliche Bemerke von Ludwig Stahlpanzer.

1.

Seitdem ein römischer Sprachlehrer gemeint hat, lucus sey benannt a non lucendo, schleppt man sich elendiglich mit diesem Beispiele, wenn man witziger Weise ausdrücken will: daß ein Ding das Widerspiel seines Namens sey. Wenn Jemand vor Einen tritt mit einem überaus spöttischen Gesicht, dem man deutlich ansieht: daß sein Mund die Geburtwehen eines Witzes feiert, und sich dann etwa folgendermaßen vernehmen läßt: „Der heißt wohl auch nur N. oder N." — so weiß man leider schon, was heraus kommen wird, nämlich: „wie lucus a non lucendo." Das ist höchst verdrießlich. Ich gebe hiermit gesammten witzigen Köpfen, um ihnen einigermaßen unter die Arme zu greifen, drei neue Beispiele zum Besten, deren sie sich nach Belieben bedienen mögen. Sie könnten nämlich auch sagen: wie Fenster von finster, oder: wie Bengel von Engel, oder: wie Rosenthal (bei Leipzig) davon, daß keine Rosen drin sind. — Noch eine ziemliche Anzahl aber behalte ich zurück, die ich brieflich werde verabfolgen lassen, wenn Jemand etwas Besonderes haben will (das Stück zu 4 Gr.). Ich habe übrigens noch ein ganzes Lager von Witz, den ich unmöglich allein verarbeiten kann; wem diese Waare vor Gemüthlichkeit ausgegangen ist, der wende sich gefällig an mich.

2.

Wolke schlägt vor (in seinem „Anleit" und anderswo): man möge doch die weiblichen Formen auf — in künftig unmittelbar vom Stamme bilden und nicht mittelbar von der männlichen Form — er; man möge z. B. sagen: Belohnin, Erbebin, nicht: Belohnerin, Erbeberin. Die Frauen, meint Wolke, seyen ja das Alles eben so unmittelbar, wie die Männer; es sey allerdings etwas anmaßend von uns, bei dem Alten zu beharren. Seyd aber nur getrost, ihr schönen Frauen; was euch ureigenthümlich zugehört, das wird euch selbst der ungehobelte Sprachgebrauch nicht entreißen. Mag er daher immer sagen: Zänkerinnen, Dichterinnen, Schriftstellerinnen (das seyd ihr freilich erst durch uns): Huldinnen wird er immer sagen müssen; davon giebt es keine männliche Form: weder ein Hulder ist erhört, noch wird Wolke zu sagen sich erkühnen: ein Huldan. So huldigt euch Huldinnen das ganze deutsche Volk!

3.

Das bringt mich auf eine Behauptung, die ich neulich vor unserm Souverain (nämlich dem Fürsten von Krautwummel) aufstellte und die mir einen durchlauchtigen Achselschlag einbrachte, nämlich: daß die Frauenzimmer ungleich angenehmer zu küssen sind, als zu lesen (wenn sie in Taschenbücher liefern), was durch Folgendes einigermaßen erläutert wird: In einem diesjährigen Taschenbuche steht von einem Frauenzimmer zu lesen: „Wo wir in einem Loch im Erdgeschoß, daß Gott erbarm, wie's liebe Vieh auf dunstigem Stroh die Nächte halb durchweinten, halb durchwachten." — Das ist ungefähr wie: indem ich bald schnarchte, bald schlief, oder wie: indem ich bald schrieb, bald Sprach-

fehler machte. — Ich wünschte: daß Folgendes (ebendaher) auch von einer Frau herrührte, es würde sich ungleich besser anschließen; leider ist es aber von einem Manne:

„Zahllos strömen bitterheiße Zähren
Aus des Grames dunklem tiefem Born.
Mußtest du so frühe dich verklären,
Gatte, Vater, Meister, Ziel und Sporn."

Ich mache Kenner auf die Kühnheit des verklärten Sporns aufmerksam.

4.

„Rechnenlehrer und Zeichnenlehrer."

Das hätt' ich doch nicht gedacht, daß ich einmal eintunken und eines achtjährigen Jungens Aeußerung in Sprachsachen nicht ohne Anstrengung erläutern würde. Daß über jedes Wörtchen, welches nur einigermaßen zweitausend Jahr oder drüber alt ist, ganze Bücher vorhanden sind: das ist selbst keinem Frauenzimmer unbekannt, das leidenschaftlich Guitarre spielt, und keinem Herrn, der als Hauptbeschäftigung Cigarren raucht; daß man aber mit den Einfällen eines viertelwüchsigen Zeitgenossen auftritt, der nicht einmal Harmsische Sätze macht, sondern nur Freuden-Sätze auf der Gasse herum, das befremdet.

„Aber, Herr Pumpel!" — sagte unser Ernst, da ihm der Hauslehrer eben die Aufschrift auf ein Buch mit vielen Schnörkeln gemacht hatte — „wenn man schreibt: Rechnenbuch, so muß man ja wohl auch sagen: Schreibenbuch. Ich dächte, es müßte danach heißen: Rechnebuch." — „Das ist etwas anders!" sagte Herr Pumpel; „ich schreibe mich ja auch Rechnenlehrer und nicht Rechnelehrer." — Damit ist nun zwar der achtjährige Zeitgenosse beschwichtiget, aber keineswegs dessen Erklärer, welcher behauptet: daß der Sprachgebrauch hier völlig Recht hat, zu sagen: Zeichenlehrer, Rechenlehrer, Zeichenbuch, Rechenbuch; so lange nämlich Keiner der Herren Zeichnen- und Rechnenlehrer dem alten Adam in den Mund greifen und ihm an seinen Sprachwerkzeugen Verschiedenes ändern wird. Sollte sich dergleichen bis zur Einsendung dieses Aufsatzes begeben, so wird der Herr Redakteur denselben gefälligst unterdrücken.

Die flüssigen Bestimmlauter l, n, r pflegen in der Regel nicht in der Mitte des Wortes eine Sylbe zu beginnen, sondern verschmelzen wo möglich mit dem nächsten Bestimmlauter. Wir überheben uns, hier die Ausnahmen an zu führen, die sich zumeist selbst erklären, und bringen nur einige Belege. So sagt man nicht: lieblen, klüglen, sondern: liebeln, klügeln; nicht: Mauren, wittren, sondern: Mauern, wittern. Eben so ist, unseres Erachtens, zu schreiben: er ebent, rechent, zeichent, nicht: er ebnet, rechnet, zeichnet; gesprochen wenigstens wird nicht anders werden bis zum Untergang der deutschen Sprache, den der Himmel abwenden möge.

Hieraus mag erhellen: ob mein Bruder — der so wenig wie Jean Paul Leute vertragen kann, die z. B. mit dem Nasloch an ein Rosenblatt riechen — ob derselbe Recht hatte, dem Herrn Pumpel sein Monatgeld auf zu zählen und ihn freundlich seines Dienstes zu entlassen. „Entweder, mein Herr!" sagte er (denn er ist etwas hitzig); „entweder lasse man Alles bei dem Alten, oder man berichtige richtig!" — Im Grunde habe ich diese Sprachflicker so ungern, wie der Assessor (welches eben mein Bruder ist). Man erlaube mir, von den hundert und zwei und dreißig Vergleichen, womit ich selbige Herren an mehreren öffentlichen Oertern verfolge, einen der elendesten aus zu heben und auf zu tischen. — Der Grund, warum ich mit den besten zurück halte, ist sonderbar, aber triftig. Ich fürchte nämlich überaus, man bemauset mich; denn so sehr der vorliegende Verfasser sich angestrengt hat, konnt' er dennoch bisher nicht so viele Zuhörer in seinen Winkel zusammen bringen, als er wollte, d. h. er will das gebildete Europa. Mit dem Stahlpanzer z. B. hofft' er besonders kriegerliebende Frauen zu angeln, 's war aber nichts. Darin kann nun, meines Erachtens, der stärkste Supra-Naturalist kein Wunder finden: daß, während ich in meinem einsamen Winkel die beträchtlichsten Dinge vortrage, sich Dieser und Jener von meinen Zuhörern mit einer Fracht Weisheit heimlich fort macht und sie wenige Schritte weit von mir ausbietet als Erzeugniß seiner eigenen Zirbeldrüse. Ein kleines Abentheuer der Art will ich zum Besten geben. Meine Freunde haben mich oft getadelt: daß ich die feinsten Pensées, die zartesten Sentimens beinahe verschwenderisch in die Stammbücher des schönen Geschlechts aussäe und dadurch die Welt zu Diebstählen gleichsam geflissentlich anlocke. Einmal war mir denn auch das Stammbuch eines schönen Kindes in die Hände gefallen, welches ich auf gegenwärtigem „Gesellschafter" vor allen Staaten des heiligen Bundes als den schönsten Engel ankniee. In einem unbelauschten Viertelstündchen schwärzte ich alsbald ein Paar indisch zarte Gedanken in daßelbe, und wohin man gewöhnlich den Namen schreibt, setzte ich: „Gott sey bei Dir!" — Vier Wochen darauf fand ich im Stammbuche eines Fräuleins bei Andern auch einen Krautwummelschen Lieutenant eingeschrieben, der vielen unserer Offiziere ein hohes Vorbild aufstellt, wie sie seyn — wollen. Dieser Edle hatte nicht nur meine indischen Gedanken an sich gerissen, sondern auch die Unterschrift, nur daß er sich selbst darin dem Fräulein näher bringen wollen, indem er schrieb: „Gott sey bei uns, N. N." — was freilich aussah, als wäre bezeichneter Edle eine neue Auflage des Lucifer.

Ich komme nun zu dem Vergleiche, und da die Lesewelt etwas schwer zu erleuchten ist, so muß ich mich schon recht deutlich ausdrücken. Es werden nämlich verglichen Leute, die von vier Fällen eine Regel für den fünften abziehen, auf den sie nicht paßt, mit Affen, die, weil sie vernünftige Leute Stiefeln anziehen und darin recht gut gehen sehen, in Pechstiefeln fahren und elendiglich herum hüpfen. — Welches der vielbesprochene Vergleich war.

5.

Wenn mir vielleicht ein Krautwummler als etwas Neues vortragen wollte: sonst habe der Deutsche nichts lieber gethan, als über den Deutschen gespottet, jetzt aber sey's umgekehrt — so könnte derselbe die Mühe sparen, denn das weiß ich schon, seitdem ich meinen ersten deutschen Rock anzog und den Haarschneider verabschiedete. Vormalen sagte wohl ein Fürstenschüler zu der deutschen Zunge, wenn er eben Buttmanns griechische Sprachlehre zuklappte: „Elende Sprache, die deutsche! — kein oi, kein oio, kein voller Laut!“ worauf er anfing, den Fiesko ins Griechische zu übersetzen. — Es geht mir aber elend — mit lauter unbärtigen oder milchbärtigen Personen muß der Stahlpanzer sich herum schlagen — Raupen vom Kohl lesen oder Frösche erschmeißen, wäre beinahe zuträglicher! — Wer indeß die Werke der griechischen Bühnen-Dichter gelesen hat, von dem kann man erwarten, daß er Folgendes wisse: Gegen die Nothwendigkeit ist nichts aus zu richten.

Tritt also vor, junges Freundchen! sey nicht blöde vor den vielen Herren und Frauen, die uns ansehen; ich will dir kürzlich meine Gedanken auseinander setzen. Dein Vorwurf wegen der vielen e im Deutschen schmilzt um ein Beträchtliches, wenn du bedenkst: daß wir mit dem einen Zeichen e drei Laute darstellen, ä, das lange und das kurze e, für deren jeden die Griechen ein besonderes Zeichen haben. Sodann daß wir nicht so reich wie die Griechen an vollen Tönen sind, ja sie gern dämpfen, indem wir aus au, a, o oft äu, ä, ö machen; das beweist höchstens: daß unser Gefühl feiner (wenn auch schwächlicher) geworden ist. Kinder lieben helle Farben, grelle Zusammenstellung, der Erwachsene die matteren, die sanften Uebergänge; rohe Völker ergötzen sich an der springenden, scharf abgeschnittenen Bewegung des Gesanges, anders die Gebildeten; mit der schroffen eckigen Gestalt beginnt die Kunst, die einfach edle, gemäßigte Bildung wird nur den geläuterten Sinn ergreifen. — Durch die Dämpfung vieler Doppellaute erwächst der Sprache sogar noch ein besonderer Reichthum, denn öfter ist ja vergönnt, auch die ungedämpfte Form zu gebrauchen (z. B. schönängig und schönaugig). — — Es ist gut, mein Lieber, mach' deine Verbeugung und empfiehl dich! —

Ueberhaupt sollte der Leser gescheidt seyn und lange gemerkt haben: daß ich mir mit vielen Andern (von denen ich nur die Herren Guido Eslavs †, Polybrimesius Eslavs und einen gewissen Walter nenne) höchst angelegen seyn lasse, der Sprache diejenige Vollendung zu geben, die ihr noch fehlt; wovon man bis heute noch wenig scheint gespürt zu haben.

## Historische Einzelnheiten.

Die Peruaner verehrten einen Gott, Pachakama oder die Seele der Welt, als Schöpfer und Gebieter alles Sichtbaren. Weil er selbst aber unsichtbar regierte, gönnte sich ihre Anbetung kein irrdisches Bild; nur der Gedanke gab es dem Herzen und ihre höchste Andacht waren Kußhände, die sie in tiefster Ehrfurcht dem Himmel zuwarfen. Man muß sich gestehen, daß diese Kindlichkeit rührend ist und daß die prunkvollste Ceremonie ihr weichen muß.

Die spartanischen Priester hatten nur ein Gebet an die Götter: „Daß sie den Ruhm mit der Tugend verschwistern möchten.“ In unsern Zeiten, wo das Jagen nach falscher Größe so schwer gefühlt wurde, ist die Trefflichkeit dieses Gebets gewiß Jedem einleuchtend.

Auf der Statue des assyrischen Königs Sardanapal stand die Inschrift: „Iß, trink und vergnüge dich; nichts ist alles Andre!“ Das wäre ein schönes Motto für unsre vielen Ressourcen und Clubbs.

In Indien müssen die Weiber für die Männer arbeiten. Das ist für diese ganz bequem; aber sie werden dafür auch hart gestraft, denn die Weiber sind im 20sten Jahre schon so alt, oder, was mehr sagen will, so häßlich, als vielleicht die Häßlichste unter den Leserinnen noch nicht im 60sten Jahre seyn wird. Man findet dadurch die Frauen doppelt gestraft? Ich muß es auch und im Allgemeinen erkennen: Wenn auch Frauen in der Regel Strafe verdienen (die dies lesen, sind natürliche Ausnahmen!), so ist doch die Strafe: daß sie mit der Zeit häßlich werden, für jedes Vergehen zu hart.

Im Morgenlande gab es und giebt es eine Menge von Aerzten; Jeder aber beschäftigt sich nur mit einer Krankheit, um diese recht durchschauen zu lernen. Wir sollten gleiche Verfahrungsart besonders bei den politischen Krankheiten anwenden, oft liegen alle in einer derselben; so wäre jetzt vielleicht fast Alles gethan, wenn man das Erziehungswesen heilte.

Der heilige Xaver, dessen Grabmal in seiner Kapelle zu den schönsten Denkmalen Hindostans gehört, wurde nach seinem Tode zum General-Lieutenant und Vice-König von Indien ernannt, trägt aber dies Amt auf den wirklichen Vice-König über, der ihn jedoch erst förmlich darum ersuchen muß, wobei sich Xaver stets äußerst gnädig nimmt, denn er hat noch niemals seine Einwilligung verweigert. **.

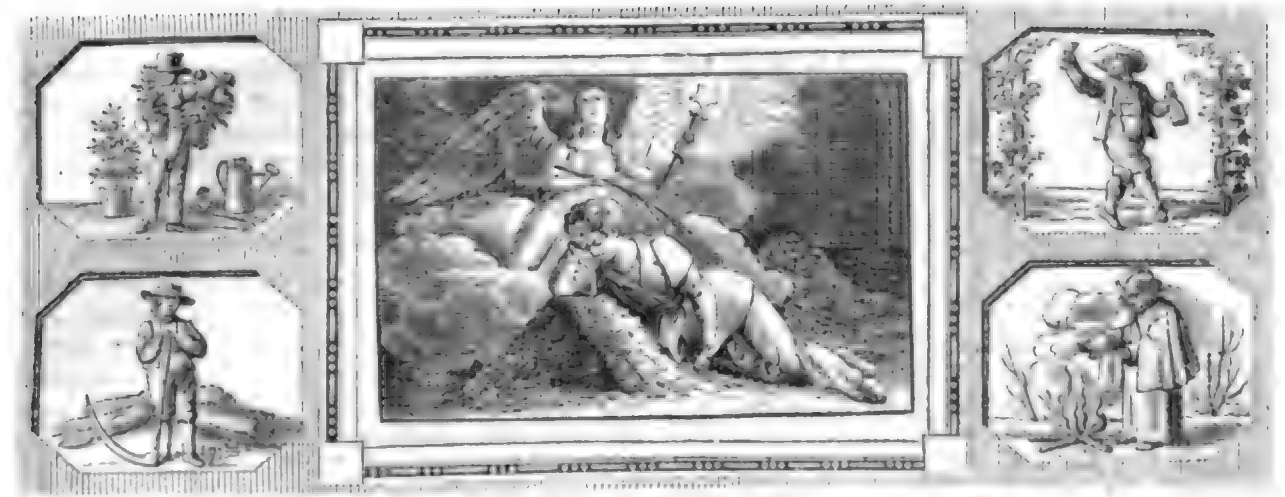
## Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

Paris. Ich höre oft von Leuten, die Paris vor der Revolution kannten, darüber klagen: daß es jetzt merklich im Abnehmen sey; daß Kunst und Luxus, statt bedeutend vorwärts zu schreiten, seit einem Dezennio stehen, wenn nicht gar zurück geblieben seyen; daß vollends der Einzug des alliirten Heeres dem öffentlichen Leben eine vielleicht unheilbare Wunde geschlagen habe. Ich weiß nicht, in wie fern ich diesen „Lobrednern der vergangenen Zeiten" beistimmen darf, bin aber täglich mehr und mehr verwundert von dem bunten Getriebe, das sich fortwährend um mich bewegt, von allen den Künsten, welche die Industrie täglich neu erzeugt, von der seltenen Liebe zum Leben, die sich immerwährend in allen Klassen des Volks ausspricht, und die ewig neue Quellen hervor ruft, diesen Durst zu stillen. Wundern Sie sich mit mir, wenn ich Ihnen schon wieder den Bau eines neuen Theaters melde, nachdem frühere Berichte so eben erst von dem „gymnase dramatique" sprachen, das rüstig seiner Vollendung entgegen schreitet. Das allerneueste Theater soll ein „panorama dramatique" werden, und wird auf dem „boulevard du temple" — dem wahren Treibhaus-Boden der Schauspiele und Vergnügungs-Oerter für die zweite Volksklasse — erbaut. Hier stehen nämlich ganz nachbarlich neben einander schon die beiden Theater der „gaité" und das „Ambigu comique", außerdem ziehen noch mehrere „Spectacles acrobates" und „funambules" (Seiltänzer-Theater) und unzählige Wachsfiguren-Salons, Kaffeehäuser u. s. w. die bunte, große Menge an, die alle Abend auf diesen Boulevards in fröhlicher Laune herum wandelt. Denken Sie sich einen Weg von der Länge der Berliner Linden-Promenade auf diese Art Haus an Haus mit öffentlichen Vergnügungs-Oertern besetzt; denken Sie sich dazu ein Völkchen wie das Pariser, denken Sie sich ferner einen recht schönen Sommer-Abend, wie wir ihn diesmal oft hatten, bemerken Sie endlich noch: daß von den 700,000 Einwohnern, die Paris ungefähr ohne die zahlreichen Fremden zählt, an einem solchen Sommer-Abend wenigstens 500,000 auf den Beinen sind, um sich zu amüsiren — so werden Sie sich ungefähr ein Bild dieses Treibens machen können. — Doch zu dem neuen Theater zurück. Man reißt das „café Bosquet" ein, und fängt schon an, den Grund zu dem Gebäude zu legen, das Anfangs des nächsten Jahres spätestens benutzt werden soll; so kommt es: daß man jetzt hier im Raume von einer deutschen Viertel-Meile an — drei neuen Theater-Gebäuden arbeiten sieht: an der neuen (interimistischen) Oper, dem „Gymnase" und dem eben genannten!! — Zwei Sachen bitte ich meine Leser hierbei zu bemerken: wie rasch man hier mit einem Titel fertig zu werden weiß, der sonst mit der schwierigste Punkt zu seyn pflegt; die neuen Theater sind getauft, ehe noch ein Stein dazu gelegt ist; und zweitens — die große Schnelligkeit, mit der man in Paris baut. Zum Theil liegt dies am Material, indem meist in großen, tüchtigen Sandstein gebaut wird; zum Theil und mehr noch vielleicht im Blute der Arbeiter, da der Franzose überall nicht schläfrig seyn kann. Daher habe ich es oft gesehen, wie ein neues Haus, im strengsten Sinne, unter den Augen des Zuschauers empor wächst; ist doch das Theater an der „porte St. Martin", welches nun — nota bene! — schon vierzig Jahre steht, in — zwei und siebenzig Tagen erbaut!! — Ganz Paris freut sich schon jetzt auf eine Theater-Vorstellung, die nächstens „au théâtre françois" statt haben und in der That eine der glänzendsten seyn wird, die lange gesehen ist. Der Schauspieler Damas von dieser Bühne, der die ersten Rollen in der Comödie spielt und der sehr geliebt ist, hat nach acht und zwanzigjähriger Dienstzeit die Erlaubniß zu einer Benefiz-Vorstellung erhalten, für die er, wie es verlautet, Alles aufgeboten hat, was die theatralische Kunst in Paris in diesem Augenblick Bestes bieten kann. Was der eigensinnigste Geschmack in den verschiedenen Theatern der Capitale nur verlangen dürfte, wird er in dieser Soirée vereinigt finden. Ein neues Trauerspiel „le duc de Bourgogne" wird den Reihen eröffnen (es ist, wie wir gleich sehen werden, von einem förmlichen Reihen die Rede); und Demoif. Duchesnois, Talma, Lafon und Damas selber (der sonst nur im Lustspiel auftritt), welche die Hauptrollen übernommen haben, würden allein den Saal füllen, wenn man nicht alle Federn einmal in Bewegung hätte setzen wollen: denn nach der Tragödie wird in einem gleichfalls neuen Lustspiele die unübertreffene Demoif. Mars zum ersten Mal wieder vor den sehnsüchtig ihrer harrenden Parisern spielen; dann giebt es eine komische Oper, in der man Martin und die gefeiertesten Künstler vom Théâtre feydeau hören wird, und endlich ein Divertissement, worin die ersten Tanzkünstler der großen Oper figuriren! Es ist kein Wunder, daß schon jetzt Logen gemiethet werden, obgleich die Vorstellung erst Anfangs November statt haben soll. Ich gestehe, daß mir bei dem ganzen Arrangement das Interessanteste war: wie alle Künstler der verschiedensten Gesellschaften freundlich ihre Hand reichten, einem Gefeierten bei seinem Ausscheiden aus ihrer Mitte noch ein bleibendes, werthes Andenken zu verschaffen.*) Bei alle dem, was hier zu Lande für die theatralischen Künste Aufmunterndes geschieht, sind Züge, wie dieser, der übrigens durchaus nicht einzig da steht, gewiß nicht das Geringste. — Von Marmontels Werken — unter denen sein „Bélisaire" namentlich ein National-Eigenthum geworden ist und sogar eine europäische Berühmtheit erlangt hat — ist eine neue vollständige Ausgabe erschienen. Sonst bietet die neuste Literatur nur politisch Interessantes dar. Say's „Considérations sur l'état politique de l'Europe" (Broschüre) hat schon eine zweite Auflage erlebt; er wünscht: daß man die Schrift als Vorrede zu den nächsten Sitzungen der Deputirten-Kammern ansehen möge, und sie dürfte es auch seyn, wenn man in diesen Verhandlungen sich — nach seinem Sinne richtet. Von dem bekannten, der National-Eitelkeit so sehr schmeichelnden und mit so großem Beifall aufgenommenen Werke: „Victoires et Conquêtes des françois" ist so eben der zwanzigste Theil erschienen, alle militairischen Begebenheiten vom Jahr 1810 enthaltend. Mit den unzähligen Gelegenheits-Gedichten, Festspielen u. s. w. auf die Geburt des neuen Thronerben verschone ich unsere Leser, da wohl politische Blätter vor meinem Briefe schon genug darüber verbreitet haben. R.

*) In Berlin wird, wie man sagt, der Schauspieler-Veteran Unzelmann (den der Himmel noch lange erhalten möge!) bald sein funfzigjähriges Künstler-Wallen feiern; da bekommen gewiß auch wir Gelegenheit, es mit Anerkennung zu bemerken: daß Direktion und Schauspieler sich vereinen, um etwas Bedeutsames zu geben, und daß die Bewohner der Residenz es sich angelegen seyn lassen, dem, der Vielen ein halbes Jahrhundert hindurch Freude machte, so zu vergelten, wie es nur irgend in den Kräften zahlreicher Kunstfreunde steht. D. H.

Einer von Cromwells Enkeln giebt jetzt die Memoiren seines Ahnen heraus, und schreibt dabei seinen Vorkehrungen „Englands ganze Freiheit und Macht" zu. Es möchte sich zum Theil begründen lassen, hätte Cromwell nur nicht dabei sein großes Genie so sehr gemißbraucht. Die Menschen waren ihm nur Werkzeug, er vernichtete sie durch Bibel und Schwerdt und ging in seiner Despotie so weit, daß er einst an das Lokal, wo die National-Versammlung, die er auf die erniedrigendste Art geschlossen, ihre Sitzungen hielt, anheften ließ: „Dieses Haus ist zu verkaufen!" Will ein Fürst sich einen ehrenvollen Ruf sichern, darf er nicht mit Wegwerfung Diejenigen behandeln, die zuletzt doch seiner Hoheit und seines Glanzes Stütze seyn müssen. (Courier fr.)

Redacteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurersche Buchhandlung.




# Der Gesellschafter
oder
# Blätter für Geist und Herz.

1820. Mittwoch den 1. November. 176stes Blatt.


## Der Engel.

(Zur Monats-Vignette.)

Ein armer, verwaister Mensch stand am Sarge seines letzten Freundes. Ihm gab das Leben statt lächelnder Freudenblicke nur Thränen und die giftigen Stechpalmen zerstörter Hoffnungen, und von dem blühenden Stamm seines Lebens hatte der Wurm des Schicksals alle Blätter, Blüthen und Früchte langsam abgenagt. Ihn hatte die Liebe betrogen und die Freundschaft verlassen; das Glück hatte sein lächelndes Antlitz von ihm abgewandt — und jetzt stand er am Sarge seines letzten und ersten Freundes — seines Vaters. Ach! unter der Last seines Lebens waren auch die Unsterblichkeits-Blumen des Trostes und des Glaubens gesunken, und nur sein Herz war rein geblieben von der Sünde und dem Verbrechen!

Und so stand er! Die Glocken hallten tiefathmend in dumpfen Accorden über ihm; aber seine Brust hatte keinen Laut des Schmerzes und des Jammers! Er starrte in die Gruft hinab, und als die Gemeinde Gott pries im Einklang, da war es ihm, als griffe es mit blutigen Krallen in sein Herz, als erfasse ihn nun die wilde Verzweiflung für sein ganzes Leben, und als müsse er vor diesem Jammer sein Daseyn verhauchen. Immer friedlicher tönten die Glocken, immer milder die Gesänge; aber immer grauser wüthete der Sturm in seinem Inneren. Es umgaben ihn die Gestalten Aller, die er verloren hatte im Leben; sie zeigten ihm hohnlächelnd die Zerrbilder seines eigenen Unglücks und hauchten ihm zu: Alles findet Heil und Rettung, nur du bist verlassen auf ewig! — Und selbst die Gestalt des geliebten Vaters schien jetzt noch bleicher zu werden, als von der Blässe des Todes, und er glaubte sie weinen zu sehen über seinen Schmerz und die gequälte Brust ertrug den Jammer nicht: er sank in Verzweiflung stumm und sinnlos zur Erde.

Da stiegen seine Seufzer und seine Thränen auf zum Himmel, und Adam, der alte Vater und Schützer der Sterblichen, kniete vor Gottes, des Herrn Thron, und sprach: „Herr, sieh, eines meiner geliebten Kinder will vergehen unter dem Druck des Erdenlebens; rett' es, Vater, daß es nicht versinke; es hat Dich verehrt und ist Dir treu geblieben.“ — Der Herr aber wandte mildlächelnd sein Antlitz, neigte Gewährung dem Vater der Menschen, der um des Kindes Rettung bat, und seine Engel traten zu ihm hin.

„Laß mich hinab zu dem Unglücklichen!“ sprach der Engel des Glücks, der den armen Sterblichen die Nacht des irrdischen Lebens erhellt; „laß mich hinab! Ich will sein Herz erfrischen mit Allem, was die Erde Schönes und Liebes giebt; ich will in seines Daseyns Oede hinein leuchten, wie sanfter Morgenroth-Schein in die schlafende Natur! Laß mich ihn trösten, daß er gesunde, Allvater!“ — Und Adam lächelte in Thränen hoffend und sehnend zum Herrn empor, und schaute hinab, wo sein trostloser Liebling, unter Basilisken-Thränen seiner Mitmenschen, da lag und kaum noch athmete. — Aber der Herr winkte dem Engel verneinend und sprach: „Es giebt für die armen Menschen,

die meine Kinder sind und die ich zur Erde sende, daß sie geläutert werden, Schmerzen, unter denen kein Glück und keine Freude sie mehr aufrichtet, wo sich das Herz entwöhnt hat, dem Glück zu schlagen, und nur Raum giebt für den Jammer! Du kannst mein Kind nicht trösten; geh du zu den Glücklichen, leichtbeschwingter Engel des Glücks und der Freude!"

Da regte sich, bei den immer stärker hallenden Tönen der Orgel, des Chors und der Glocken, der Unglückliche wieder und blickte hinauf zu der Sonne, die hoch über der Orgel, mit des Herrn heiligem Namen geschmückt, strahlend hing, und betete inbrünstig: „Laß mich sterben und auf immer vergehn!" — Adam versank in Mitleid und Thränen. Ein ernster Jüngling trat vor Gottes Thron und sprach: „Vater, laß mich eilen zu jenem Unglücklichen! Ich nehme sanft den letzten Hauch von seiner Lippe und vereine ihn seinen Lieben! Ich will ihn sterben lassen!" — Aber ernster winkte der Herr verneinend; die Himmels-Chöre schwiegen und die Stimme ertönte: „Du nimmst das Leben des frommen Menschen, wenn es reif ist für die Ewigkeit. Laß Du meine Kinder weinen und trauern, bis sie eingehen können zu dem Reiche des Himmels. Nur durch Prüfung werden sie des Todes und meines Lohnes würdig!"

Aber unten hatten die Glocken und Töne geschwiegen, und der Sarg war eingesenkt in die dunkle Erde. Der Sohn lag auf dem frischen Grabe und rief in Verzweiflung: „So wäre denn Alles, Alles Lüge, und nur in meinem Jammer ist Wahrheit!" — Da blickte der Herr lächelnd und segnend zu ihm hinab und auf Adam, und winkte einem lichten Seraph, der neben seinem Sohne Christus gestanden hatte; der trat, ein schöner Jüngling, mit Palmen und einer Sternen-Fackel geschmückt, heran, und der Herr sprach zu ihm: „Geh Du und tröste mein Kind, daß es nicht vergehe!" — Da neigte sich der Engel vor dem Herrn, und Christus segnete ihn. Er eilte auf die Erde. Es war der Engel des Glaubens, und mit sich brachte er die Hoffnung und den Trost und die Ruhe. Da ward es still um den Leidenden, der Himmel tönte von herrlichen Chören und aus schwerem Traume erwachte Jener; er sah vor sich die ewig grünenden Palmen, die zu ihm säuselten von des Ewigen Liebe, Erbarmen und Gnade. Und wenn er wieder versinken wollte in seinen Gram, da umwehte ihn der Engel des Glaubens mit seinen Fittigen und seinen Tönen, und die ganze Natur redete zu ihm: Gott ist gnädig. — Adam sank nieder vor Gottes Thron, dankend dem Herrn: daß er sein Kind errettet habe und die Himmel jauchzten und sangen dem Herrn! — Der Jüngling aber stand auf und pries den Ewigen, und hegte fortan Liebe zu den Menschen. Und nach vielen Jahren, als sein Herz noch rein, seine Seele im Herrn und sein Gemüth friedlich war, da sandte der Herr den Engel des Todes, der führte ihn hinauf zur ewigen Ruhe, wo er die Wahrheit in seines Glaubens Erleuchtung fand.

Siegmund Imanuel.

## Excursion in einen Theil des Harzes.

Die Sonne hatte einige Tage lang recht warm und lebenvoll geschienen — in diesem Sommer eine Seltenheit, der fast nur eine einzige solarische Verfinsterung war, obschon in specie nur der 7te September diese Ehre hatte — da hielt ich nicht länger im Zimmer aus und schwang mich zu Pferde, mich einmal wieder in den alten Harz und seine grünen Bergthäler zu tauchen, und Manches, was mich daheim gestört, wie Staub von meinen Füßen zu schütteln. Auch ist's ja für uns thüringische Hyperboräer der letzte Trost, wenn uns die weiten Ebenen fast verschlingen wollen, daß nothfalls nur ein kleiner Tagemarsch uns auf die Berge versetzen kann, wo — nach Schiller — allein noch Freiheit thront, und der Mensch mit seiner Qual keinen Zutritt findet!

Bei Bölzfeld, einem einsamen Dörfchen mit einer recht stattlichen Försterei — wo sonst ein sächsischer Ober-Forstmeister hauste — führt ein steiler Pfad ins Vorgebirg, und eine lebhafte Straße, häufig mit Kohlenwagen bedeckt, überhebt den Fremden der Furcht, sich zu verirren. Links und rechts giebt's rauchende Meiler, und schwarze kräftige Mannsgestalten wälzen hier ewig den Stein des Sisiphus; d. h. sie schüren Holz, entzünden die Brände und senden die Kohlen auf Lastwagen fort, die immer kommen, laden und gehn und spurlos im Gebirge verschwinden. Die Bauart hiesiger Köhlerhütten — ein Erdkegel um ein Geripp von Stangen gehäuft, mit schmaler Eingangsthür, Holzschemeln und Heerd — mag wohl noch wahrhaft germanisch seyn und die ältesten Gaugrafen, Herzöge und Fürsten bewohnten vielleicht einen ähnlichen Bau. — Ob übrigens die Benutzung des schönen Materials zu Kohlen die beste Verwendung hiesiger Buchwaldung ist? wage ich nicht zu bestimmen; ehe scheint es, daß die Ausfuhr des Holzes ins nahe Thüringen, wo der Mangel an Brennstoff sich täglich mehrt, wohl der Mühe verlohnte — so wie es auch längst erwiesen ist: daß schon der Nachtheil der Meilerstellen, wo alle Vegetation auf Jahrzehente erstirbt, das Verkohlen verleidet. Doch bleibt ja der Mensch bekanntlich gern im einmal betretenen alten Gleise, sollt' es auch rauh und beschwerlich seyn; drum wird wohl hier so lange fortgebrannt, als es nur irgend aus zu führen möglich. — Das vormals Mansfeldsche Städtchen Wippra liegt recht anmuthig still in einem bewässerten Wiesengrunde, ringsher von grünen Bergen bekränzt, und die mit-

unter freundlichen Gehöfte sieht der Ankommende, wie im Grundriß, beinahe netzartig unter sich liegen. Hier sollten Landschafter Verkürzungen studiren, sowohl an menschlicher als thierischer Figur, da eine lebhafte Leinenbleiche viel schöne weibliche Gestalten zeigt, die mancherlei hübsche Attitüden bilden; während Schaf- und Rinder-Heerden, an der Berg-Terrasse zerstreut, das Schweizer-Panorama vollenden. Der uralte, nordöstlich gelegene Trümmerhügel — einst von Grafen bewohnt — hat noch erkennbare Grabenzüge, dabei ein recht trotziges geharnischtes Ansehen, und man fragt nicht umsonst: War einst diese Burg ein Zwing-Uri für ein bedrängtes geplündertes Volk? oder ein schirmendes Vaterhaus, wenn Krieg und Gefahr diesen Bergen nahten? Schon seit Jahrhunderten sind die Mauern gestürzt, der Hügel allein hat seine Form erhalten, und wo einst Sporn und Panzer klirrten, heult jetzt der Fuchs. — Kaum über den nächsten Bergsattel zurück, steht wieder etwas Schloßartiges vor uns: umfänglich breite, grüne Wälle um ein erhöhtes Mittelfeld gesäumt, von dem jetzt einzelne Fichten ragen; die Benennung „das neue Schloß" verräth seine einstige Bestimmung, die jedoch nie zur Realität gelangte. Der Ort war indeß nicht übel gewählt: eine frei liegende beträchtliche Flur, nach allen Richtungen dominirend, und durch die Spitze des Brocken-Gebirgs und dessen seltsame Nebelgestalten idealisch und romantisch genug.

Treflichen Feldbau gewahrte ich bis Harzgerode, einem anhaltschen Städtchen, das gewiß dem Auge sauberer erschiene, wenn nicht der hier vorherrschende Judenstamm, seiner alten Weise gemäß, sich ein wenig zu stark charakterisirte. — Der Eintritt ins Selkenthal — Alexisbad links lassend — führt gleichsam in eine neue Welt, und man gleitet nicht ohne ein wohlthuendes Gefühl in diese lieblichen Waldgründe nieder, wo Hammerwerke, Hütten und Hoh-Ofen, Mühlen und Landhäuser ein Stilleben bilden, das durch den ewig erregten Selkenfluß, der seine Fluth über mehrere Mühlwehre fördert, ungemein anmuthige Tinten gewinnt.

Der sogenannte „Mädchensprung", dies seltsame Relief, das die Natur auf einer steilen Klippe über dem Fluß in lustiger Laune ausgehöhlt und ihm die Gestalt eines Fußtritts gegeben, ist eine schon belohnende Parthie; theils durch die Nähe schöner Felsenkuppen, die alle der Teppich des Waldes überhüllt, der sich von da in freien Wellenlinien wie ein Gewand ins Thal ergießt, theils durch die Niedersicht in den Fluß und seine versilberten Wellenbänder, so wie manch liebliche Abstufung des malerischen Berggeschlüft's, worüber das Auge wie ein Falke hinirrt. Ein aufgerichtetes, wohl zwölf Fuß hohes Eisenkreuz, das der Prinz Friedrich von Preußen auf dem höchsten Punkt errichten ließ, es seinem erlauchten Schwiegervater weihend, giebt der Stelle noch höheren Werth, und so wenig ich auch Symbole liebe, so steht doch dieses hier ganz am Platz, so wie die Vermählung der preußischen und anhaltschen Wappenschilder sich auch im Bilde recht gefällig darstellt. Den fabelhaften Riesen-Fußtritt umgrenzt gneißartiges Gestein, das überall ziemlich schieferartig im ganzen Thale zu Tage kömmt — und man muß die Rüstigkeit der kühnen Springerin um so mehr bewundern, da sie nicht, um ihren Buhlen ein zu holen, im Gegentheil, um ihm zu entfliehen, diesen Absprung gewagt, und glücklich das weite Thal überschritten; ein Kunststück, das jetzt wenig Glauben findet, so crédule auch immer das Zeitalter ist. — Vollends zum Selkenthal hinab gestiegen, macht der Anblick stattlicher Gebäude, der Eisenöfen, Schmelzen und Niederlagen, so wie ein funfzig Fuß hoher Obelisk von gleichem Metall eine gute Wirkung; um so mehr, da letzterer wohl nur aus reiner Dankbarkeit gegen ein schon in Staub zerfallenes Fürstenherz, doch nicht aus Schmeichelei entstanden.

(Die Fortsetzung folgt.)

## Bemerkungen.

Treffend und kräftig nennt unser Martin Luther die Kanzler und Räthe der Fürsten — wenn sie sind, was sie seyn sollen — die Engel im Reich, Apostel der Kaiser, Grund- und Eckstein des Friedens auf der Erde.

König Ludwig XII. von Frankreich äußerte einst: „Mein Vater pflegte zu sagen, daß die Wahrheit krank zu Bette liege; ich sage, sie ist ohne Beichtvater schon verstorben!"

Als Theodor Gaza dem Pabst Sixtus IV. das prächtig eingebundene Dedications-Exemplar seiner lateinischen Uebersetzung des Aristotelischen Werkes von den Thieren sandte, ließ er fragen: wie viel der Band koste? und auf die Antwort: 40 Goldgulden, ihm diese auszahlen. — Der ehrliche Deutsche, dem ich dies nacherzähle, setzt hinzu: „Der heillose Pfaff mag sich vielleicht nicht viel umb die Gelehrten und Gelehrtigkeit bekümmert haben, und vielleicht besser auff ein Curtisan, als auf ein solches Werk Verstand und Lust gehabt haben!"

H.

## Als Sie den Ursprung der Liebe wissen wollte.

(Frei nach Lord Byron.)

Woher die Liebe? fragst du mich!
Warum an mich so harte Frage?
Prüf: ob nicht jeder Blick auf dich
Sie immer neu ins Leben trage!

Fragst du vielleicht: wie endet sie?
So ahnt's die Furcht, mir sagt's das Herz,
Sie schmachtet hin in stillem Schmerz,
Und stirbt, so lang' ich lebe, nie!

L.

## Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

**Wien.** Ein lange gehegter Wunsch des hiesigen Publikums ist endlich in Erfüllung gegangen. Die uns seit Jahren versprochene Ankunft einer Künstlerin, auf deren Besitz Berlin mit Recht stolz seyn darf, ist endlich erfolgt; wir sind so glücklich, Madam Stich in einer Reihe von Gastrollen bewundern zu können. Wir sahen sie bis jetzt als „Donna Diana", „Isabella" in den „Quälgeistern", „Eboli" im „Don Carlos", „Chatinka" im „Mädchen von Marienburg" und „Aegisth" in „Merope". Es kann nicht leicht eine junge Künstlerin geben, welche von den segensreichen Händen der Mutter Natur mit köstlicheren Gaben ausgestattet worden. Eine schlanke wohlgeformte jugendliche Gestalt, ein ausdruckvolles reizendes Gesicht, ein sprechendes Auge und ein wohlklingendes geschmeidiges Organ sind Vorzüge, welche sich selten in solcher Vollkommenheit vereinigen. Verbindet sich aber mit diesen Vorzügen ein reges Gefühl, richtiger Takt, Auffassungs- und Darstellungs-Vermögen in so hohem Grade, wie bei Mad. Stich, so muß die Kritik die Feder senken und kann — so wohl wird es ihr selten! — mit freudiger Ueberzeugung der allgemeinen Stimme sich anschließen. Mad. Stich ist wohl unstreitig die beste tragische Liebhaberin der jetzigen deutschen Bühne; das Wiener Publikum erkennt und ehrt ihr seltenes Verdienst durch rauschenden Beifall und jedesmaliges Hervorrufen, oft schon nach einzelnen Scenen. Unter den gegebenen Rollen verdienen „Donna Diana" und „Chatinka" noch besonders ausgezeichnet zu werden; vorzüglich in der schwankenden Rolle der „Chatinka" hat Mad. Stich bewiesen, zu welchem Interesse eine denkende Künstlerin auch einen vom Dichter verzeichneten Charakter erheben kann; selbst der steife, ungelenke, höchst prosaische Dialog ward in ihrem Munde wohlklingend. — Hrn. Stich sahen wir bis jetzt als „Perin" in „Donna Diana", „Klingsberg der Sohn" in „die beiden Klingsberge", „Hauptmann Linden" in den „Quälgeistern", „Peregrinus" im „Vielwisser" und „Carl Ruf" in der „Schachmaschine". Er zeigte überall den denkenden, gewandten Schauspieler, der in guter Schule gebildet worden, und der es sich angelegen seyn läßt, jeder Aufgabe durch das fleißigste Einstudiren zu genügen. Bei dem überwiegenden, von der vortheilhaftesten theatralischen Representation unterstützten Talent seiner Gattin und dem Umstande: daß sein Rollenfach hier glücklicher besetzt werden kann, als das von Mad. Stich, ist es natürlich: daß sein Verdienst in den Schatten gestellt und vom Publikum nicht so gewürdigt wird, als es gewiß der Fall seyn müßte, wenn er allein erschienen wäre. — Hr. Lohle, vom Münchner Hoftheater, trat in sechs Tenor-Rollen auf. Er ist ein wackerer Sänger, mit einer schönen klangvollen Stimme, guter Schule und vieler Kunstfertigkeit, und doch läßt sein Gesang kalt! Ein Beweis, daß er seine Leistungen wohl durchdacht, aber nicht durchgefühlt hat. — Von theatralischen Neuigkeiten sahen wir in letzter Zeit auf der Leopoldstädter Bühne ein sogenanntes Lustspiel: „Die Dichter", von Meißl. Es ist hier hauptsächlich darauf abgesehen, einen bekannten literarischen Korsaren, der in Zeitschriften sein schlechtverkapptes Unwesen zur Schande der deutschen Literatur treibt, nach Verdienst zu geißeln. Die Absicht ist löblich; doch um die poetische Gerechtigkeit würdig zu üben, muß man mit andern Waffen auftreten können, als sie dem Verfasser zu Gebote stehen. In einzelnen gelungenen Zügen erkennt man wohl das Original; auch ist der berüchtigte literarische „Johann", den unser wackerer Raimund in köstlicher Ironie darstellt, mit vielem Geschick angebracht; das Ganze, obwohl es einen höchst beifälligen Erfolg hat, steht aber dennoch auf zu lockerem Grunde. — Reichhalt[illegible] ar die Ausbeute im Felde der Literatur. Besonders müssen wir die Traßlersche Buchhandlung in Brünn rühmlich erwähnen, welche dem Nachdrucker-Gewerbe entsagt und sich zum Verlage werthvoller Geistes-Produkte entschlossen zu haben scheint. Sie erfreute uns mit dem ersten Bande von Friedrich Weisser's „neuesten poetischen und prosaischen Werken". Der Humor und die treffende Satyre des verdienstvollen Verfassers hat auch hier ein weites fruchtbares Feld gefunden; es thut Einem wohl, wenn in dieser Zeit des Selbstlobes und der Partheilichkeit ein kräftiger Mann muthig hintritt und sich nicht scheut, ohne Rücksicht die Wahrheit zu sagen, und so hoffen wir, diese geistvolle Sammlung wird sich von selbst empfehlen. — Das „Theater der Magyaren", übersetzt und herausgegeben von Georg von Gaal, ist in mancher Hinsicht interessant. Herr von Gaal, durch mehrere poetische Werke bekannt, lehrt uns hier, in einer getreuen metrischen Uebersetzung, drei schätzbare Geisteswerke des ungarischen dramatischen Dichters Kisfaludy kennen, den seine Landsleute mit dem etwas zweideutigen Ehrentitel: „der ungarische Kotzebue" bezeichnen. Wir müssen Herrn von Kisfaludy das Zeugniß geben: daß er in jeder Hinsicht höher steht, als ihn seine Nation durch jenen Beinamen, wahrscheinlich in der besten Meinung, zu stellen scheint. — Das Aeußere beider Werke ist empfehlend, nur wäre eine sorgsamere Korrektur zu wünschen. — Herr von Gaal hat uns auch noch eine Uebersetzung der ungarischen Sage „Tatika", gleichfalls von Kisfaludy, geliefert, welche bei Wallishauser erschienen ist. K.

Bei Erwähnung der unlängst zu Marseille gefundenen versteinerten Menschengebeine müssen wir bemerken: daß dies nicht der erste Fund der Art ist. Eine Frau von Silvacane besaß, etwa hundert Schritt von den Mauern zu Aix en Provence, ein Grundstück, nach der Seite der Bäder des Sixtus. Mitten darin lag ein Stück Fels, welches der Kultur des Weins und auch selbst des Erdreichs hinderlich war, und deshalb im Mai 1760 gesprengt ward. Da fanden sich in der Tiefe von 5 bis 6 Fuß ganz versteinerte menschliche Körper in stehender Stellung. Man hob davon etwa 6 Köpfe auf, von denen sogar bei einigen die Gesichtszüge zu erkennen waren; andere hatten nur die Schädel übrig behalten; der Stein war so fest wie Marmor. Dieses Faktum kommt im „Wörterbuch der Naturwunder" vor. In demselben Buche erzählt Paul Lucas sogar von einem ganzen versteinerten Lande. „Alle Araber", sagt er, „welche ich in jenem Lande sah und alle Christen-Sklaven erzählten mir: Männer und Weiber, wilde Thiere und ein Pferd aufrecht stehend, als wenn es lebte, versteinert gesehen zu haben." (Courier fr.)

Die Brüsseler Zeitung: „Die Fackel" enthält folgende Bemerkung: „Die spanische Revolution hat besonders für den geistlichen Stand heilsamen Erfolg gehabt, indem viele Novizen frei, Klöster rasirt, Kirchengüter eingezogen und eine Menge Mönche abtrünnig geworden sind. Dieser heilsame Erfolg wird ohne Zweifel dauerhaft seyn und seinen Einfluß auf die innere Belebung nicht verfehlen." (Gaz. d. Fr.)

Zu St. Oven hat man unlängst versucht, das Getreide, statt es, wie sonst gebräuchlich, auf Böden auf zu heben, in einer unterirdischen Grube von 18 Fuß Tiefe zu bewahren, welche rundum aufgemauert ist, aber deren Wände mit Getreidestroh belegt werden. Ferner wird die Grube oben wieder durch eine Schicht Erde und Moos geschlossen, und ein großer Stein darauf gedeckt. Eine darin seit dem 2ten Dezember 1819 bewahrte Masse von Getreide ergab bei der jetzt geschehenen Ausgrabung das glücklichste Resultat. Alles war trocken, unverdorben, ohne irgend einen Beigeruch, und konnte sogleich gemahlen werden. (Courier fr.)

J. J. Rousseau sagte einmal: „Die Demokratie paßt nur für ein Volk von Engeln." — Es scheint indeß, als glaube man täglich mehr und mehr, den Engeln sich zu nähern; man hat daher Rousseau's „Contrat social" von Neuem drucken lassen. (Quotid.)

Redacteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurersche Buchhandlung.




# Der Gesellschafter

oder

# Blätter für Geist und Herz.

1820. Freitag den 3. November. 177stes Blatt.


## Die Automaten.

Von C. J. S. Contessa.

Der Professor, ein beliebter Dichter und Schriftsteller, war eben zum Besuch bei seinem Bruder, der die schöne Jahreszeit auf seinem Landgute in weltbeschaulicher Ruhe verlebte. Der Letztere hatte sich auch in den Musenkünsten versucht und machte seinen Vers; doch befand er sich bereits in den Jahren, welche diejenigen, die nicht darin sind, die besten zu nennen pflegen, und da er folglich schon Manches mit angesehen und überlebt hatte, so konnte er, obschon mit dem Guten der Zeit redlich fortgegangen, die allerneuesten Tendenzen doch nicht immer so recht schätzen, und die Kunstjüngerlein wollten ihm daher zuweilen mit vornehm gerümpfter Nase die alte Schule anwittern. — Sein Bruder war in noch besseren Jahren, denn er war um reichliche zehn jünger, und daher auch dem Neuen, doch mit Verstand, Maaß und Geschmack, etwas mehr zugethan. Die Brüder liebten sich übrigens sehr, und ihre Ansichten waren nicht verschiedener, als es zur Belebung des Umgangs dienlich ist. Der Gutsbesitzer hatte den Professor aus der Brunnenkur, welche dieser, zur Ehre der gelehrten Zunft auch ein wenig Hypochondrist, brauchen zu müssen geglaubt hatte, abgeholt und halb willig, halb mit freundschaftlichem Zwange auf seine Villa gebracht. — Sonst waren in solcher Lage die Brüder sich stets allein genug gewesen. In allen Gebieten des Wissens gern mit neugierigen, wenn auch nicht immer sicheren Fittigen herum streifend, hatten sie einander, wenn sie sich einmal sahen, so viel an äußeren und inneren Erfahrungen mit zu theilen und mit einander zu genießen, daß die Frist ihres Zusammenlebens immer vorüber war, ehe sie dessen Fundgruben erschöpft hatten. Jetzt war es anders. Der Professor, aus der Brunnenkur sichtbar verstimmt zurück gekommen, war oft fast finster in sich gekehrt und wartete dabei mit gespannter Ungeduld auf Nachrichten, die immer noch ausblieben. Bei einem Andern hätte man bald auf geheime Liebe gerathen; allein der Professor war als Hagestolz bekannt und bei dem schönen Geschlecht als Weiberfeind verrufen. Indeß wußte sein Bruder wohl, daß er das letztere eigentlich gar nicht, das erste hingegen sehr wider seinen Willen war. Schon mehr als einmal in seinem Leben stand er der Heirath ganz nahe; allzeit aber hatten ihn theils angeborne Unschlüssigkeit, theils Vorurtheil und Stolz, theils böse Erfahrungen, die er an sich und Andern erlebt, von einer Erklärung so lange zurück gehalten, bis es endlich zu spät dazu gewesen war. Jetzt, da er sich mit jedem Jahre mehr in die angenommene oder aufgedrungene Rolle des Hagestolzen hinein gespielt hatte, bestärkte ihn auch noch die Furcht darin, sich dem Gelächter der Welt preis zu geben, wenn er nun auf einmal heraus fiele. — Der menschenkundige Gutsherr aber hatte seine gewissen Anzeigen. Auf diese gestützt, berührte er im Gespräch mit forschender Hand diese und jene Stelle, und siehe da! das Zucken des Patienten deutete den verborgenen Schaden deutlich an; doch der Professor blieb auch gegen ihn verschlossen. So er-

gab es sich denn, daß, besonders als der Herbst heran rückte und die Brüder von Feld und Wald mehr in das Zimmer drängte, zuweilen Augenblicke eintraten, wo eine fremde Erscheinung in dem eng gezogenen Kreise willkommen war, um die Gemüther zu zerstreuen und zu erfrischen.

Es war an einem Sonntage gegen das Ende der Mahlzeit. Der Gutsherr trank behaglich sein Gläschen und ermahnte den Bruder vergeblich zur Nachfolge. Da trat der Amtsrath aus dem kleinen Städtchen herein, an welches unmittelbar der Gutshof grenzte, und trug einen langen bedruckten Zettel vor sich her. Er setzte zuvörderst, sich wohl verwahrend, aus einander: „wie er, obschon das Theater leidenschaftlich liebend, dennoch in den etlichen und zwanzig Jahren, seit welchen er hier im Amte stehe, den Besuch kleiner herum ziehenden Comödianten-Banden und anderen derlei losen Kunstgesindels an dem Orte selbst geflissentlich vermieden habe; theils weil er es mit der Gravität seines Amtes nicht recht verträglich halte, theils aber auch, weil von den Leistungen solcher Histrionen und Consorten wenig Ersprießliches erwartet werden dürfe. Jetzt aber sey ein Mann mit Automaten angekommen, eine Ausstellung, welche schon mehr in das ernstere Gebiet der Kunst einschlage und daher auch eher ohne Verletzung des Dekorums besucht werden könne; und wenn auch nur ein Theil dessen erfüllt würde, was der Anschlage-Zettel verspreche, so scheine es schon der Mühe und des Geldes werth zu seyn. Ueberdies sey der Künstler erbötig, seine Kunstwerke auch geschlossenen Gesellschaften zu jeder Stunde des Tages besonders vor zu zeigen, und damit sey so ziemlich alles Bedenken beseitigt. Seine Frau und Kinder lägen ihm sehr an, ihnen dieses Vergnügen zu verschaffen, und so habe er sich denn, nach reiflicher Erwägung der Sache, dazu entschlossen und komme, die Freunde zum Mitgenuß ein zu laden.“ Und damit übergab er zum Belag den gedruckten Ankündigungs-Zettel. Dieser war in der That in einem meisterhaften, das heißt: ächt marktschreierischen Styl abgefaßt. Die künstlichen Figuren, das Produkt fünfzehnjähriger Anstrengungen ihres Schöpfers, trompeteten nach Herzenslust; sangen, wenn auch nicht wie die göttliche Catalani selbst, doch wenigstens wie die Milder-Hauptmann und Fischer; deklamirten die herzbrechendsten Sachen trotz Soldrig, und machten dabei noch eine Menge Wahrsager- und Karten-Künste, worin sie nicht hinter Pinetti zurück blieben. — Der Vorschlag ward mit Beifall aufgenommen. Ein kürzlich gelesenes Journal hatte das Andenken an Kempelens berühmte Schachmaschine wieder neu angeregt und aufgefrischt. Es ist wohl erlaubt, Großes mit Kleinem zu vergleichen, und man schmeichelte sich hier, wo der Nimbus der Umgebung doch großen Theils fehlen müsse, dem mechanischen Geheimniß mehr auf die Spur kommen zu können. Die Kinder jubelten und tummelten sich in freudiger Erwartung der Dinge, die da bevorstanden. Man ließ dem einen Bruder nicht Zeit, seinen Wein gehörig aus zu schlürfen, noch dem andern, seine Beruhigung zu halten, wie er das gewohnte Mittagschläfchen zu nennen pflegte. Beide wären zwar lieber des Abends zur allgemeinen Schaustunde hin gegangen, um sich an den Aeußerungen der staunenden Menge zu ergötzen; aber sie mußten den wohlmotivirten Gründen und Wünschen des Amtsraths nachgeben. Nur die Gattin des Gutsbesitzers, eine treffliche, aber ernste Frau, ließ sich von der allgemeinen Automaten-Wuth nicht befangen, sondern blieb, trotz allem Zureden, voll weisen Mißtrauens unter ihren geliebten Blumen zurück.

Die kleine Prozession setzte sich in Bewegung. Voran die Pflegetochter des Gutsherrn und die Kinder des Amtsraths in vielen Abstufungen, von dem Knäblein, das seine ersten Hosen trug, bis zum Gymnasiasten der ersten Ordnung, der eben die Schulferien im elterlichen Hause zubrachte, und unter dem struppigten Haupthaar das Heil teutscher Nation trug; dann der Gutsbesitzer mit der sehr lebendigen Frau Nachbarin Amtsräthin, die man füglich für die ältere Schwester ihrer Kinder hätte halten können, und endlich, den Beschluß machend, der Amtsrath mit dem Professor. So wie sie durch die Straße nach dem Markt vorschritten, flogen rechts und links die Hüte und Mützen von den Köpfen vor dem gefürchteten Oberhaupt der Justiz und seiner vornehmen Gesellschaft, der man hinterher dämisch nachguckte oder auch wohl eine leichte Fratze zog. — Vor dem einzigen Gasthofe in der Stadt, worin sich die Ausstellung befand, bildete sich ein immer wachsender Kreis, entschlossen, die Rückkehr der hohen schaulustigen Kunstkenner zu erharren, um von ihren Gesichtern, wie von einem treuen lythographischen Abdruck, sofort den Befund der hochgepriesenen Kunstwerke ab zu lesen, ehe man den sauer ersparten Groschen unwiederbringlich daran wende. Ein untersetzter freundlicher Mann, mit dem hochfarbigen Feuer der Begeisterung auf Nase und Wangen, empfing sie am Eingang und geleitete sie eine Art von Hühnersteig hinan in den gewöhnlichen Ball- und Redouten-Saal des Städtleins, welcher dem von Allem nur flüchtige Kenntniß nehmenden Professor eine große Aehnlichkeit mit einem leeren Schüttboden zu haben schien. Es war aber der Saal verfinstert und jedes Fenster mit Brettern versetzt, und wo dies nicht zureichen wollte, mit alten Schürzen und derlei invaliden Gewanden verhangen, welche jedoch durch verschiedene Ritzen und Löcher gerade so viel Lichtschimmer einließen, als nöthig war, die mystische Finsterniß sichtbar zu machen. An der einen langen

Seite waren die berühmten Automaten aufgestellt; sie bestanden aus einigen übel ausgestopften Puppen, mit buntgefärbten Lumpen angethan und mit Silberzindel und Flittern geziert. Zwei Kreuzer-Lichter wurden feierlich angezündet. Ein Spanier mit seinen beiden Kindern zeigte sich den staunenden Zuschauern, die auf den davor stehenden Bänken Platz zu nehmen eingeladen wurden. Zur Seite der spanischen Zauberwesen stand ein greulich anzuschauender Baschkir mit einem völlig deutschen Bauerngesicht, welcher das Kunststück produziren sollte, aus einer in seinem Munde steckenden kurzen Tabackspfeife leibhaftigen rauchenden Taback zu schmauchen. Aus dem Munde der andern Automaten aber ging eine blecherne Schallröhre hervor, und da sie mit dem Rücken dicht an eine Art von altem Bettschirm oder spanischer Wand gestellt waren, hinter welcher eine Thür in ein Nebenbehältniß zu führen schien, so wollte der ganze Zusammenhang, so wie das Geheimniß der Direktion dahinter, einem nur einigermaßen schlauen Ingenio fast in klarer Ahnung anschaulich zu werden gemuthen.

„Wenn es die aufs Höchste getriebene Kunst ist", sagte der Professor lächelnd, „den beabsichteten Zweck mit den allergeringsten und einfachsten Mitteln zu erreichen, so ist dieser Mann ein außerordentlicher Künstler zu nennen." — „Ich will doch nicht hoffen", rief der Amtsrath mit streng gerunzelter Stirn; „ich will doch aber nicht hoffen —." — „Ich will nicht nur hoffen", unterbrach ihn der Gutsherr, „sondern für gewiß behaupten: daß der Mann nicht allein ein außerordentlicher Künstler, sondern auch ein erzfeiner Schelm ist, der es eigentlich auf eine satyrische Darstellung unsers ganzen allerneuesten Schauspiels abgesehen hat. Spanisches Wesen, mystisches Dunkel, Flittern und Knittergold, die blechernen Schallröhren als Symbol hohler Deklamation, Trompeterstückchen als Andeutung hinlänglichen Spektakels, und endlich der greuliche Baschkir als Repräsentant des Schicksals — da habt Ihr's ja ganz klar und deutlich!

(Die Fortsetzung folgt.)

## Excursion in einen Theil des Harzes.

(Fortsetzung.)

Gestärkt durch einen kräftigen Schlaf, sah ich am Morgen in das dampfende Thal — auf seine fleißigen Bewohner nieder, und da ich die hiesige Eisen-Fabrik auf einer früheren Reise schon besucht, bestimmte ich mich heute nur für's Selkenthal und seinen pittoresken Charakter, vom Mädchensprung bis zu seiner westlichen Verflächung bei Meisdorf gegen Ermsleben hin. Ein starker nächtlicher Gewitterregen hatte Wald und Wiese belebt, überall Frische und Klarheit verbreitet, und ein sonniger Luftton gab der Landschaft einen seltenen Idyllenreiz, und mahnte mich, sie fröhlich zu durchreisen. Die Selke ging stets mir zur Seite hin und diente mir zum erwünschtesten Führer, da sie von hier den ganzen Thaleinschnitt in seiner vollen Länge durchströmt und immer durch Gebüsch und Blumen wandelt. — Ich könnte ziemlich weitläuftig seyn, wollt' ich die mancherlei Windungen des Grundes und die oft überraschenden Bergformen schildern, die überall ein erfreuliches Grün, dem Auge höchst wohlthuend, überzieht; wollt' ich das stille Seyn der Pflanzenwelt, der Käfer und Bienen fröhliches Gesumse, die Melodieen der kleinen Sänger malen, die hier ihr harmloses Liebesglück, vor aller Nachstellung sicher, feiern — doch ist's ja immer des Menschen Loos, das Zarteste nicht gestalten zu können, so wie die leisesten Reflexe eines Bildes, die feinsten Blumendüfte uns entgehen, indeß der rauhere Klang des Sturms, der widrige Lärm des Menschenmarkts sich um so breiter unserem Sinn entgegnen; drum sey es genug, nur an zu deuten: daß der kurze Weg vom Mädchensprung bis zum Falkenstein viel lebenvolle Ansichten giebt und gewiß jedes Gemüth befriedigt, das nicht zu hohe Ansprüche mitbringt. — Wunderlich fällt, wenn man im Thal hinreitet, vom erhabensten Punkt der südlichen Berge eine wehende Flagge auf, die hoch über den Wald hernieder flattert — als habe ein anderer Noa dort gelandet, nachdem ihn die Fluth des Verderbens umbraust. Es ist die Spitze des wüsten Schlosses Anhalt, von dessen mächtigster und höchster Esche dies weiß und rothe National-Zeichen flaggt, um jeden Vorüberziehenden ein zu laden: daß hier ein freundlicher Ruhepunkt ihn erwartet, wenn er den kurzen Bergstieg nicht scheut. Ich ließ mein Pferd in der Leimufer-Mühle und schritt auf dem sogenannten Fürstenweg hinan, und so wenig Spuren der Vorzeit man auch auf der waldigen Zinne entdeckt, im Gegentheil die Wildniß, beinah neidisch, um jeden Grundstein, jede Mauerblinde ihre Flechten und Moose gestrickt, und so die uralte Herrlichkeit sich kaum in verwitterten Steinlagen kündet, so reuet mich doch diese Abschweifung nicht, ich muß sie vielmehr dem Geschichtsfreund empfehlen. Zwar weder Thurm noch Wall, nicht Thor noch Brücke sind zu sehn — kaum ziehen sich einzelne verfallene Kellerbögen zu beiden Seiten des Hügels hin, wo einst die Gebäude im Ringe standen — doch die Empfindung: daß ein edler Name kühn über Zeiten und Stürme siegt, wenn's ihm recht Ernst um seine Bestimmung gewesen, erhebt sich mächtig in unserer Brust, und weckt den Muth, gleich Jenen, die hier in Ehren schlafen, sich auch ein Denkmal im Leben zu bauen. (Die Fortsetzung folgt.)

## Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

Literatur. Das „Taschenbuch für Schauspieler und Schauspielfreunde auf das Jahr 1821"; herausgegeben von Lembert

(Wien, bei Tendler und von Manstein), empfiehlt sich der Lesewelt auf entschiedene Weise. Schon längst hätten Viele gern gewußt: ob und wie Grillparzer der Bühne gedenkt? — und Manche glaubten wohl gar: daß die zahlreichen Rezensionen, die ihm zum Theil gerechte Rüge, zum Theil Animosität, wenn auch mit Geist im Bunde, aussprachen, den jungen Dichter abgeschreckt hätten. Es würde aber nur Zweifel am Talent Grillparzers überhaupt erregen, wenn er sich davon hindern ließe; hier muß der Niederdruck wirken, wie bei den Federn von Stahlgewinde; d. h. er muß nur die Kraft vermehren. So scheint es uns bei Grillparzer zu seyn; die in jenem Taschenbuch mitgetheilten „Expositions-Scenen" aus der dramatischen Dichtung „des Lebens Schattenbild" deuten eine tiefere Auffassung an, als wir in seinen früheren dramatischen Dichtungen fanden, obwohl die Form nicht überall ganz rein ist. Die Haupt-Aufgabe (so weit sie sich aus ein Paar Scenen errathen läßt) scheint zu seyn: einen Charakter dar zu stellen, der zwischen dem Frieden und der Aussicht auf Ruhm kämpft, der um Prachtschlösser, die er erträumt, die stille Hütte und liebende Herzen aufgiebt. In dem Morgenlande, der Heimath glühender Gebilde, ist die Dichtung angebaut, und wir wollen hier eine Stelle derselben entnehmen, wo Rustan (der Ruhmlustige) mit Zanga (dem Aufregenden) spricht:

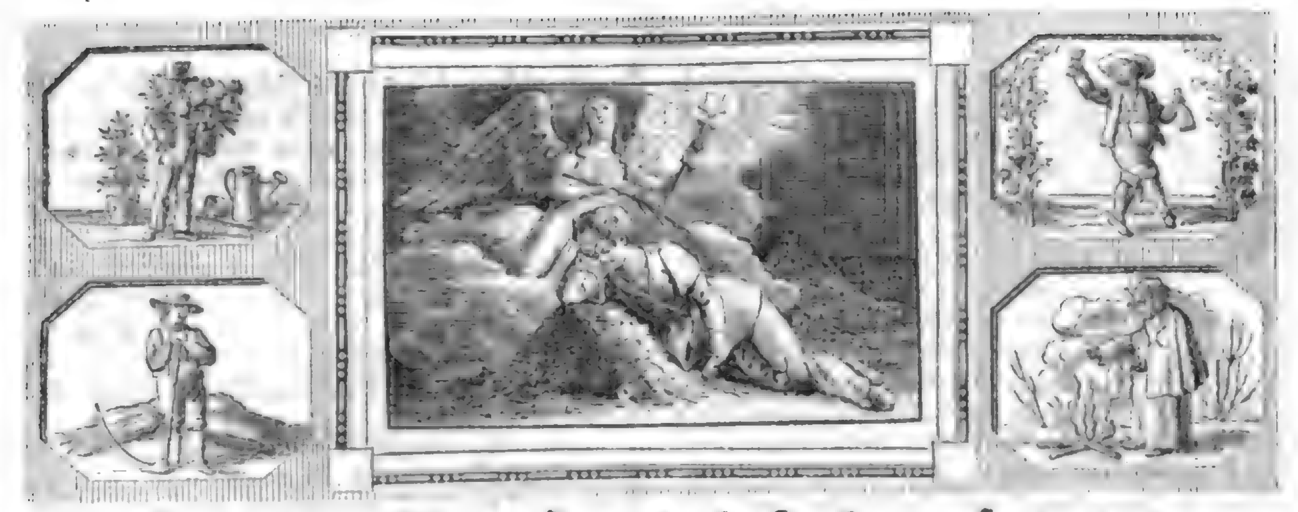
Rustan. So zu stehen in der Welt
Voll erhellter, lichter Hügel,
Voll umgrünter Lorbeerhaine,
Schaurig schön, aus deren Zweigen,
Wie Gesang von Wunder-Vögeln,
Alte Heldenlieder tönen,
Und vor sich die weite Eb'ne,
Lichtbestrahlt und reich geschmückt,
Die zu winken scheint, zu rufen:
„Starker, nimm dich an der Schwachen,
„Kühner, wage! Wagen siegt,
„Was du nimmst, ist dir gegeben!"
Sich hinab zu stürzen jetzt,
In das rege, wirre Leben,
An die volle Brust es drücken,
An sich und doch unter sich!
Wie ein Gott an leisen Fäden
Trotzende Gewalten lenken;
So zu sammeln alle Quellen,
Die vergessen, einsam murmeln,
Und in stolzer Einigung —
Bald beglückend, bald zerstörend —
Brausend durch die Fluren wälzen!
Neidenswerthes Loos der Größe!
Welle kommt und Welle geht,
Doch der Strom allein besteht.
— — — — — — —

Zanga. O, daß ich euch draußen hätte,
Draußen aus dem dumpfen Thale,
Auf den Höhen, auf den Gipfeln,
In der unermeßnen Welt —
Hört nur 'n Mal Trompeten klingen,
Und es soll euch Kraft durchdringen,
Wie sie diese Adern füllt.
Herr, ich war 'n Mal auch so wählig,
Als ich, freilich jung genug,
Meine ersten Waffen trug,
Ging's im Kopf mir hin und her,
War das Herz mir zentnerschwer;
Als es hieß: dem Feind' entgegen!
Schlug's da drinn mit harten Schlägen,
Und die Nacht vor der Schlacht
Ward gar bange zugebracht.
Doch bei'm ersten Sonnenstrahl
Ward mir's klar mit einem Mal.
Herr, da standen beide Heere,
Zahllos wie der Sand am Meere,
Still und stumm weit herum,
Düster, wie das Nebelgrauen,
Das noch lag auf Berg und Auen.
Durch den Duftqualm sah man's blitzen,
Von dem Stahl der Eisenspitzen,
Und als jetzt der Nebel wich,
Zeigte Roß und Reiter sich.
Da fühlt' ich mein Herz sich wandeln,
Jeder Zweifel war besiegt;
Klar ward's, daß im Thun und Handeln,
Nicht in Grübeln 's Leben liegt.
Und als nun erschallt das Zeichen,
Beide Heere sich erreichen,
Brust an Brust — Götterlust!
Herüber, hinüber,
Jetzt Freunde, jetzt Brüder,
Streckt Mordgeschoß nieder,
Empfangen und geben
Den Tod und das Leben,
In wechselndem Tausch,
In glühendem Rausch.
Die Lüfte erschüttert,
Die Erde erzittert
Vom Pferdegestampf im tobenden Kampf.
Die Gegner, sie wanken,
Die Gegner, sie weichen!
Wir muthig und jach den Fliehenden nach
Ueber Freundes und Feindes Leichen.
Jetzt auf weitem Feld
Der Würger hält,
Ueberschaut die gefallenen Aehren,
Doch kann er dem Jubel nicht wehren:
Sieg, ruft es, Sieg!
Herr, das heißt leben! Es lebe der Krieg!

Wir meinen, es zeige sich hier großes dichterisches Talent; die Vernachlässigungen in der Form mögen Andere in den Scenen selbst aufsuchen: vorhanden sind sie auch. — Von C. A. West ist der erste Akt des Trauerspiels „Adosinda" dem Büchlein beigegeben, der die Erwartungen spannt; da ist vielleicht minder dichterische Gluth, aber mehr dramatische Sicherheit. — Von Lembert finden wir „die Geheimnisse", Lustspiel nach Melesville, welches, gut gegeben, ein Stündchen der Ergötzung herbei führen muß. Auch hat er eine Biographie des Prager Theater-Direktors Franz v. Holbein geliefert. — „Der Soldat ganz allein", Zwischenspiel von Castelli, ist voll Laune, die über Standhaftigkeit und einige falsche Reime weghilft. — Ein Paar Abhandlungen, dramatische Gegenstände betreffend, verdienen ebenfalls gelesen zu werden, und ein „Verzeichniß der lebenden dramatischen Schriftsteller", so wie die genauesten Details über 45 deutsche Bühnen sind für die Theater-Geschichte zweckmäßig und geben hinlängliches Zeugniß, daß es der Herausgeber an Fleiß nicht fehlen ließ. — Das Titelkupfer zeigt das Bildniß des Königl. Preuß. General-Intendanten, Grafen von Brühl; ich kann nicht entscheiden: ob es Aehnlichkeit hat; punktirt ist es von einem Berliner Künstler (Bollinger) sehr lobenswerth. Wl.

Ein Italiener besuchte neulich die französische Oper, welche jetzt im Théâtre Favart aufgeführt wird, und sagte nach der Vorstellung: „Ich bin ganz zufrieden mit dem, was ich gehört und gesehen habe; aber in Mailand wußten wir nicht: daß man in Paris Ihre große Oper in einer kleinen Schachtel giebt (dans une petite boîte)!" (Jour. d. Par.)

Redacteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurersche Buchhandlung.




# Der Gesellschafter
oder
# Blätter für Geist und Herz.

1820. Sonnabend den 4. November. 178stes Blatt.


## Excursion in einen Theil des Harzes.

(Fortsetzung.)

Mit gleich viel Geist als Gemüth hat wahrscheinlich der jetzt regierende Fürst von Bernburg diesen, hier so natürlichen Gedanken in folgenden Worten fest zu halten gestrebt, die, wenn man auf einer bequem gewundenen Treppe den Wipfel jener Esche ersteigt, von der die erwähnte Fahne wehet, am Stamm dieses Baumes zu lesen sind: „Ueber den Trümmern, unter schattenden Bäumen, im Andenken an die Ahnherren und Ahnfrauen, an die Kraft, die Thaten, die Lieder, die Frömmigkeit und Tugend der Vorfahren; mit Wehmuth, daß das Aeußere vergeht, mit Freude, daß Tüchtigkeit, Recht, Glaube, Hoffnung und Liebe ewig bleiben — blicken aufwärts die Nachkommen!"

Nicht leicht sprach mich je ein passenderes Memento an einer heiligeren Stelle an; ich sank in unbeschreiblich süßes Vergessen, wo ich, phantasiisch in den wilden Wald und seine einsamen Thäler schauend, die uralte Zeit um mich erstehen sah, und wahre Ossiansche Heldenschatten aus goldener Wolke mich umstrahlten. — Doch, abgewendet von jedem Dichterschauer, bleibt dennoch die Aussicht ungewöhnlich schön, man mag nun das Auge in die wunderlich verschränkten, nach Osten schweifenden Thalzweige wenden, oder ins westliche Gebirge sehen, das sich amphitheatralisch immer höher bis in die Gegenden der Roßtrappe streckt, und überall großartigen Charakter ausspricht. Ich verließ meinen Adlersitz, um dessen unteren Fuß man ein ländliches Zelt geschlagen, wo sich die fürstliche Familie zuweilen sieht, und über dem Stammsitz ihrer tapferen Väter gewiß manch sinnvolles Jahresfest feiert — und indem ich bereits mich zum Herabstieg angeschickt, ward mir noch eine zweite Inschrift bemerklich, die über den wichtigen Punkt, den man erklimmt, jeden Zweifel zerstreut. Man liest: „Hier stand die Burg Anhalt. Von Esibud dem 4ten ums Jahr 905 erbaut, hernach erhalten und vergrößert, ward sie noch 1110 von Otto dem Reichen bewohnt. In Fehden verwüstet, im Frieden erneut, soll sie bis 1376 Schloß und Behausung gewesen seyn."

Notiz genug für den denkenden Wanderer, wohl schon zu viel für den flüchtigen, dem meist schon der Name eines Ortes genügt, ihn seinem Reisebuch einzuverleiben, das oft ein Verzeichniß der barocksten Dinge, ein Charivari von Erinnerungen ist, wenn anders Wiedererinnerung des Gesehenen den Sinn des Genusses überwiegt, den Städte und Gasthäuser dargeboten. — Recht im Herzen befriedigt schied ich nun gern von einem Platz, der mein Gemüth so überreich belohnt, um mich von hier zum Falkenstein zu wenden, der ohngefähr eine halbe Meile ostwärts auf derselben Thalseite liegt und dessen mächtiger Schieferthurm mich schon magnetisch angezogen hatte. Doch so froh mich die erste Bergfahrt auch gemacht, so mißgelaunt beendete ich die zweite, die, eben weil sie nicht bloß einem Ruinhaufen galt, allerdings auch andere Erwartungen erregte. Vor Allem reizte mich die Hoffnung, hier den berühmten „Sachsenspiegel" (den bekanntlich Eppo von

Repkow im dreizehnten Jahrhundert zusammen trug) in seiner Originalschrift zu sehen, so wie auch die noch bewohnbaren Gebäude manche antiquarische Ausbeute versprachen — doch meine Aussicht ward gar sehr getrübt, als ich nach mühevollem Steigen über einen schroffen waldbewachsenen Berg, bei dem Eintritt in die düstere Halle, den Hausvogt nicht einmal anwesend fand und mich der Leitung einer Frau vertrauen mußte, die nirgends weniger als da zu Hause war, wo sie das Schließamt jetzt verwaltete. Sie öffnete mir zwar ein Paar leere Zimmer, in denen neuere Familien-Portraits und wurmstichige Möbeln das Auffallendste waren, doch weder alte Waffen, Kalkmalereien, noch andere ritterliche Ueberreste vermochte ich irgendwo auf zu finden, obschon ich, jeden Winkel wohl durchspähend, mich keiner Nachlässigkeit beschuldigen kann. — Auf meine wiederholte Frage nach einem Archiv erfuhr ich endlich: daß ein solches da sey, das vielleicht jenes Gesetzbuch aufbewahre; doch blieb mir nichts als die Vermuthung übrig und eilige Rückkehr aus einem wie verwünschten Schloß, dem der Zufall das Interessanteste, was ihm noch geblieben, sogar die Umsicht vom Thurm geraubt, indem der Verbindungsweg dahin ohnlängst in Schutt und Ruin zerfallen. — Auch nachdem ich später Gottschalks „Taschenbuch für Harzreisende" gesehen, fand ich den Falkenstein darin überschätzt und ihm zu viele Ehre erwiesen, da weder von einem Ritter-Saal noch Fräulein-Zimmer mehr die Rede ist, und selbst die Kapelle nichts Antikes bewahrt. Uebrigens soll dies Schloß in der Mitte des zwölften Jahrhunderts erbaut und damals unnehmbar gewesen seyn, indem der Feind, bevor er das Innerste der Burg gewonnen, zuvor sieben Thore habe brechen müssen. Der letzte Besitzer, der sich von Falkenstein schrieb, starb ums Jahr 1330, und die Freiherrlich Asseburgsche Familie trägt es seit 1450 in Lehen — was ein im Hof befindliches Wappen, mit der Jahrzahl 1491, um so mehr beglaubigt.

(Die Fortsetzung folgt.)

## Die Automaten.

(Fortsetzung.)

Der Künstler, der, aufmerksam hinhorchend, zur Seite gestanden hatte, näherte sich und sprach: „Halten zu Gnaden, mein Trompeter, der Teufelskerl, ist nirgends auf zu finden; mit dem Trompeterstückchen werde ich also wohl nicht aufwarten können. Denn" — setzte er mit nicht unschlau aussehender Miene hinzu — „denn daß man zu solchen Kunststücken anderweitiger Hülfe bedarf, brauche ich so vornehmen und verständigen Herrschaften nicht erst zu sagen. Kunst ist keine Hexerei." — Der Gutsherr lachte laut; den Professor fing die Naivetät des Mannes zu ergötzen an; die Kinder wußten nicht recht, wie ihnen geschah und was sie von dem Ganzen meinen sollten; das Reden und Lachen der Erwachsenen machte sie vollends ungewiß und bestürzt. Der Gymnasiast brummte einige burschikose Kraftausdrücke vor sich hin, mit welchen er die Universität im Voraus in Besitz nahm; die lebhafte Frau Amtsräthin bewegte sich unruhig auf der harten Bank hin und her; der Amtsrath aber, wüthende Blicke umher schießend, lief grimmigen Schrittes auf und ab, indem er von Zeit zu Zeit durch die Ritzen der Fensterbehänge auf den immer größer werdenden Kreis der Harrenden vor dem Hause blickte und so seine ganze Reputation schon in Gefahr glaubte.

„Es wird gleich angehen!" rief der Künstler ihm zu; „haben Sie nur ein Augenblickchen Geduld; die Maschine ist nur noch nicht recht im Stande." — „Hol' ihn der Teufel!" brummte der Amtsrath; doch vermöge seiner angebornen Höflichkeit nur halblaut und setzte seinen grimmigen Trab auf und nieder fort. — Der Gutsherr, der längst die beste Parthie ergriffen hatte, nämlich seine Gesellschaft selbst zum vergnüglichen Gegenstande seiner Schaulust zu machen, sagte mit einem schadenfrohen Lächeln: „Theurer Freund, wir sind nicht minder ungeduldig und begierig, als der Herr Amtsrath, nach den außerordentlichen Dingen, die uns dieser ganze Apparat verspricht. Sie haben wahrscheinlich die Vaucansonschen Automaten und die Kempelensche Schachmaschine gesehen?" — „Halten zu Gnaden!" entgegnete Jener; „es ist Alles *meine eigene* Erfindung. Ich bin ein Leineweber aus G—berg, habe aber von Jugend auf ein mechanisches Schenie gehabt. Vor langen Jahren sah ich einmal den berühmten Zizersköpf, mit dem ein reisender Mechanikus im Lande herum zog; da dachte ich gleich: So etwas mußt du auch machen. Ich hatte keine Ruhe und spintesirte und spickulirte so lange, bis ich es heraus hatte." — „Cäsar vor Alexanders Bildsäule! In der That, ich mache Ihnen mein Kompliment über Ihre glückliche Erfindungsgabe." — „Ach, halten zu Gnaden, wenn nur mein Trompeter da wäre! Auch haben wir vorige Nacht umgeworfen, und ist dabei Manches zerrissen und confuse geworden. Bei mir in G—berg, auf meinem eigenen Deatrum, nimmt sich freilich Alles ganz anders aus. Wie ich mit den Figuren fertig war und die Herren Regierungs-Commissarien, der Herr Polizei-Burgemeister und der Herr Fiskus kamen, um die Sache zu untersuchen: ob nicht etwas gegen Religion, Obrigkeit und gute Sitten, so von Hexerei oder Zauberei dahinter stecke — ey, Potztausend! wie verwunderten sich da die Herren und rissen die Augen auf, als ihnen diese Drei da mit einmal den Dessauer Marsch entgegen bliesen! Wie ich Ihnen aber Alles erklärte und sie sahen: daß es ganz natürlich zuging, da beruhigten sie sich und gingen recht vergnügt und aufgeweckt von dannen. Aber es ist jetzt

gar zu schlechte Zeit; kein Verdienst unter den Menschen, daß sie sich etwas zu Gute thun und auf ihre Bildung und Erlustirung verwenden könnten! So muß die Kunst denn betteln gehen."

In diesem Augenblick ließ sich hinter der spanischen Wand ein seltsames Geräusch vernehmen, ein Knarren und Schnurren, worein sich Schellen-Geklingel und Klimpern auf einer Kinder-Geige zu mischen schien, und welches der Professor für das Produkt eines poetisch gewordenen Bratenwenders erklärte. „Die Maschine wird aufgezogen!" rief der Gutsherr, und die Vorstellung begann. — Eine ältliche kreischende Weiberstimme sprach durch die Mundröhre des jungen Spaniers eine Einleitungs- und Bewillkommnungs-Rede und ging sodann zu der Bravour-Arie: „Blühe, liebes Veilchen!" über, die sie jedoch auf inständiges Verlangen der Gesellschaft, als welche sich schon mit den ersten Strophen vergnügt bezeigte, nicht bis zu Ende singen durfte. Auch ward eine Probe der Karten- und andern Kunststücke gegeben. Der Kunst- und Schauspiel-Direktor hielt eine schmutzige Karte oder auch einen Würfel dicht vor die Flamme einer der obbesagten beiden Kerzen, worauf durch eine Queerspalte des Schirms ein Paar helle Punkte, wie ein Paar feurige Katzenaugen, sichtbar wurden, und bald nachher das Orakel durch die Mundröhre die Karte oder Zahl anzeigte, ohne sich nur ein einziges Mal zu irren. Der Verdacht obwaltender Hexerei, gegen welchen der Künstler sich vor den Regierungs-Commissarien gerechtfertigt hatte, verschwand hier schon von selbst, und auch das zartreligiöseste Gemüth mußte sich vollkommen beruhigt fühlen.

Bis dahin hatte der Amtsrath noch ausgehalten und seinen Ingrimm über die lustige Gesprächigkeit des Freundes und die Unverschämtheit des Künstlers gewaltsam verbissen. Als aber nun der allernaiveste aller möglichen Hexenmeister und Kunst-Schauspiel-Direktoren endlich gar vor den Augen der überraschten Zuschauer auf dem allerkürzesten Wege geradezu hinter den Schirm kroch und gleich darauf einen entsetzlichen Bierbaß durch die Mund-Trompete des alten Spaniers, gleich der Posaune des Weltgerichts, erschallen ließ und „In diesen heil'gen Hallen" anstimmte, da ertrug es der, unter der Qual seiner Sinne und seiner Vorstellungen erliegende Musik liebende und selbst ausübende Amtsrath nicht länger: sich die Ohren fest zuhaltend, unter dumpfen Flüchen und Verwünschungen, rennte er wüthend davon.

Die übrige Gesellschaft, halb lachend, halb ärgerlich, war eben im Begriff, ihm zu folgen: da änderte sich plötzlich die Scene gänzlich. Der greuliche Posaunenbaß schwieg und hinter dem spanischen Fräulein hervor, aber nicht etwa durch die Mund-Trompete, sondern ganz natürlich, ließ sich eine höchst liebliche und sanfte Frauenstimme zu den leisen Accorden einer begleitenden Guitarre also vernehmen:

Nimm mich auf in deine Schatten,
Freundliche Verborgenheit;
Deinen grünen Blumenmatten
Sey mein stiller Dank geweiht!
Liebe heißt hinaus mich schreiten,
Liebe hält mich scheu zurück,
Liebesqual und Liebesglück
Seh' ich in der Zukunft Weiten.
Euch, ihr Schatten, sey's geklagt!
Liebe ruft und Liebe zagt.

Liebe ruft: er ist gefunden,
Deines Herzens stiller Freund,
Dem in sel'gen Weihestunden
Freudiglich dein Auge weint!
Liebe zagt: Wer soll dich führen?
Wird sich nicht der Blüthenpfad,
Den so leicht dein Fuß betrat,
Oed' in Wüstenei'n verlieren?
Was ich thu', es ist gewagt!
Liebe ruft und Liebe zagt.

Die Sängerin hätte mit ihren anmuthigen Tönen wohl größeren Sturm besänftigt, als die Wellen des kleinen empörten Meeres ihrer Zuhörer. Auch sah man auf allen Gesichtern Wohlgefallen und Verwunderung. In den Mienen des Professors allein steigerte sich diese anfängliche Verwunderung und Ueberraschung mit jeder Sekunde zu immer höherer angstvoller Spannung, und kaum war das Lied beendet, als er plötzlich aufsprang und, den unglücklichen Schirm geradezu über den Haufen werfend, auf die Sängerin zustürzte. Ein Schrei — und eine schlanke weiße Gestalt verschwand durch die gegenüber stehende Thür; sie war verschlossen, und man hörte eilende Tritte jenseits. Spanier und Baschkir lagen in greuelvoller Verwirrung durch einander; eine der Kerzen war umgefallen und erloschen, die andere beleuchtete in einem trüben Helldunkel die klägliche Scene, die an Hogarths Ende der Welt erinnern konnte. Die Kinder schrieen; Alles lief und fragte durch einander; der Künstler und die zu den Katzenaugen gehörige Person waren nirgends zu schauen. — Der Professor rief nach dem Wirth; man durchsuchte das ganze Haus: Alles vergebens; es fand sich Niemand und auch der Trompeter war immer noch nicht da. In großer Hast eilte der Professor zum Amtsrath und verlangte von ihm: daß er die Künstler nicht von dannen lassen und einstweilen die Automaten in Beschlag nehmen solle, und da er erfuhr: daß die Sängerin mit ihrer Guitarre den Weg über den nahen Gutshof genommen habe, forderte er den Bruder dringend auf, der Flüchtlingin sogleich nach zu setzen. Der Weg über den Hof ging in den Wald; der Professor eilte auf geflügelten Sohlen voran.

(Die Fortsetzung folgt.)

## Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

**Aus Westphalen.** Das Sauerland kennt man wenig in der Entfernung, und wenn man davon spricht, so geschieht es mit einer gewissen Angst vor der dortigen unwirthbaren Gegend; man kann auch wirklich kaum eine schauerlichere Gebirgs-Gegend sehen, als die zwischen Luedenscheidt, Arensberg, Iserlohe und Olpe, zwischen der Lenne und Ruhr. Allein die Natur und die Kunst bieten hier die mannigfaltigsten Gegenstände zur Bewunderung dar. — Am wichtigsten ist die Hohle zu Sundwich, eine Stunde von Iserlohe, wo die Natur in einem Kalk-Gebirge eine natürliche Kluft gebildet hat, in der man 1500 Schritt weit in den Berg hinein gehen kann, und bald größere, bald kleinere Räume findet, welche mit den mannigfaltigsten Tropfstein-Gebilden verziert sind. Am schönsten ist ein großes Gewölbe, das auf einer Säule in der Mitte zu ruhen scheint, an dem sich ein Capitäl selbst gebildet hat. Ein kenntnißreicher biederer Bergmann aus dem Mansfeldschen, der Ober-Steiger Stämmler, hat diese Hohle überall zugänglich gemacht, die man sonst nur mit der größten Lebensgefahr befahren konnte, da noch sehr viele nicht untersuchte Klüfte sich öffnen, auch mehrere noch tiefer liegende Stellen mit Wasser angefüllt sind. — Diese größte Etage der Hohle war nur allein im Jahr 1811 zugänglich, als der große Comet seine Wirkungen selbst bis unter die Oberfläche der Erde erstreckte. Der Ober-Steiger Stämmler hat für die Naturkunde sehr wichtige Gegenstände gefunden, nämlich die Gerippe von großen fleischfressenden Thieren, die Niemand mehr kennt. Blumenbach und Cuvier haben diese Thiere für eine der Vorwelt angehörige Bären-Art erklärt, die in Hohlen lebte. — Es ist ein großer Genuß, diese Hohlen in Gegenwart des braven Ober-Steigers Stämmler befahren zu können; er weiß so manchen Aufschluß über diese geheime Werkstatt der Natur zu geben, daß man oft das Sehen darüber vergißt. Er führete einst auch die königlichen Prinzen in dies unterirrdische Reich ein, und war noch ganz entzückt über die humane Freundlichkeit des Kronprinzen, dem gewiß dieser 60jährige muntere, kraftvolle Mann voll Biedersinn auch gefallen haben wird. — Der Ober-Präsident v. Vincke hat diese Hohle benutzt, um der Schule von Sundwich auf zu helfen. Er schenkte einige Goldstücke, damit man den Eingang in dieselbe erleichtern ließe und eine Thür anbrächte. Für den Einlaß zahlt man jetzt eine Kleinigkeit; dies ist aber wichtig für die Menge der armen Kinder der Fabrik-Arbeiter, welche in Sundwich wohnen. — Die hiesigen Fabriken gehören meist einer Familie v. d. Becke, und machen sehr gute Geschäfte in Eisen-Arbeiten aller Art. Jener Familie gehört auch das hiesige sehr reichhaltige Eisen-Stamm-Bergwerk, welches schon so alt ist, daß man Spuren unter der Erde findet, nach denen schon vor 1000 Jahren hier gearbeitet worden. — Man hatte vor dem Schießpulver die eigene Art, das Eisen zu gewinnen: daß man unter der Erde in den Eisen-Gängen Feuer anlegte, um den Eisenstein locker zu brennen. — P —.

**Klagenfurt.** Die Umgebung dieser Herzogsstadt gleicht einer versunkenen Römerwelt. Keine der österreichischen Provinzen besitzt im Verhältniß des Umfanges so viele Alterthümer, wie Kärnthen, und es ist gewiß, daß im Salfelde einst das alte Virunum gestanden hat; die Menge von hier ausgegrabenen Statuen, Postaments, Basreliefs, Münzen, Inschriften u. s. w. liefern den unwiderlegbaren Beweis. Die aufgefundenen Meilensteine im Gurkthale, Lungau u. s. w. bezeichnen uns sogar die römische Heerstraße, die über den Radstätter Tauern- und Tamsweg nach Juvavia führte. Merkwürdig für Archäologen ist das verstümmelte Monument des Imperators Maximianus Herculius im Ebnerschen Garten; der bärtige Centaur am alten Platze; die Sammlung der Inschriften und Basreliefs im Hause des Hrn. Dr. Klumpf; die besonders schönen Basreliefs zu Tanzenberg und Töltschach u. s. w. Die schönste Antike, eine Bronz-Statue, die für einen Antonin gehalten wird, befindet sich gegenwärtig im Antiken-Kabinet zu Wien. — Interessant für jeden Reisenden ist der steinerne Herzogsstuhl im Salfelde, auf welchem die alten Herzoge von Carantanien durch den alten Herzogsbauer die Huldigungen empfingen und belehnten. Nach P. Eichhorn's Meinung ertheilte um das Jahr 772 Herzog Walchun schon die Lehn auf diesem Stuhle, und Ernst der Eiserne saß im Jahr 1414 als der Letzte darauf. Die vom Dr. Klumpf wieder aufgefundene und von Jarnik erklärte windische Inschrift an diesem Steinthron lautet: MA. SVETI. VERI. (Er hat den heiligen Glauben.) — Die Stadt hat eine hübsche Lese-Anstalt, wo mehrere Journale sich befinden. — Das Theater erfreut sich keiner stehenden Gesellschaft und war während meines Hierseyns geschlossen. — Was die Literatur betrifft, so erscheinen hier zwei Zeitschriften. Von der Wochenschrift „Carinthia" kommt alle Sonnabend ein Blatt, das ausschließend sehr schätzenswerthe archäologische, historische und ökonomische Aufsätze, mit besonderer Hinsicht auf Inner-Oesterreich, enthält, und kleine Gedichte, Charaden, Mißzellen als Zugabe behandelt. Redacteur ist Herr S. M. Mayer, Priester an der Hauptkirche. Die zweite ist eine Monatschrift, welche Dr. Klumpf unter dem Titel: „Kärnthnerische Zeitschrift" in zwanglosen Heften heraus giebt. Es hat dieselbe Tendenz bei erweitertem Plan, den der enge Raum des Flugblattes nicht gestattet. — Kärnthen hat eine beträchtliche Anzahl von Schriftstellern, die ihren Beruf durch thätiges literarisches Streben auf das schönste beurkundeten; als die vorzüglichste nenne ich: J. G. v. Gallenstein, Justitiar zu Weissberg; Jos. Mitterdorf, zu Gurk; Dr. Klumpf, zu Klagenfurt; Urban Jarnick, Pfarrer im Salfelde; Augustin Winkelhofer, Pfarrer und Mitglied der Königl. Bayerischen Akademie der Wissenschaften; Joh. Burger, Schneichenberger u. s. w. Zu bedauern ist der Verlust des unlängst verstorbenen Archäologen Pater. Ambros Eichhorn und des k. k. Ober-Bergamts-Direktors Moller. Auch der berühmte Botaniker Franz von Wulfen lebte und starb hier (in Klagenfurt) im Jahre 1805. L — r.

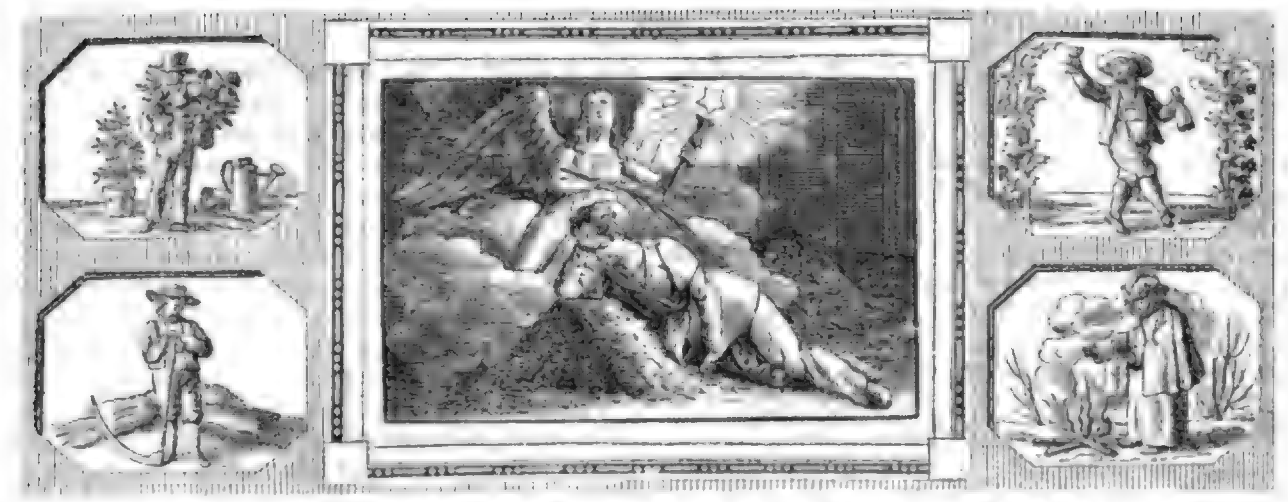
Eine Reisebeschreibung durch Montenegro giebt von diesem Ländchen folgende Skizzen: Wird ein Kind geboren, so vereinen sich die Anverwandten, Nachbarn und Freunde der Familie um die Wiege und singen „Prindesit", in welchen man dem Neugebornen wünscht: „er möge wie der Morgenstern leuchten, in seinem Herzen solle lauter Honig fließen, seine Seele möge den sanften Glanz des Mondes haben; er solle immer so gesund seyn wie die schönste Eiche des Waldes; er möge außer seinem Bett sterben und immer frei bleiben!" — Stirbt ein Familien-Mitglied, so überläßt seine Familie sich dem äußersten Schmerz; man spricht ihm etwas in die Ohren, giebt ihm Bestellungen für die andere Welt, auch, nach Art der Griechen, ein Stück Geld in die Hand. Man glaubt sich übrigens keineswegs von dem Abgeschiedenen getrennt, sondern meint Tag und Nacht sich von seinem Schatten umgeben. Jede Wolke ist der Thron dieses Bildes, jeder Wind seine Leidensstimme. Voll von dieser Ueberzeugung halten die Montenegriner förmlich Unterredungen mit diesen eingebildeten Wesen und glauben in ihrer Aufregung die Antworten hierauf zu vernehmen, so daß sie stundenlang sich auf diese Weise beschäftigen. (Gaz. d. Fr.)

Der Moniteur sagte einmal: „Ein Mann von Geist ist ein Pfahl, an dem jede Regierung gern ihre Bekanntmachungen anschlagen läßt!" (Courier fr.)

Boileau dichtete einst unter Anderem einen Vers, worin er sagt: „Der Franzose, zur Schadenfreude geboren, erschuf das Vaudeville!" (Courier fr.)

In Paris lassen sich jetzt zwei Italiener auf der Violine hören, deren Arme fest an den Leib gebunden und deren Hände bis an die Fingerspitzen mit Tüchern bewickelt sind. (Journ. d. Par.)

Redacteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurersche Buchhandlung.




# Der Gesellschafter
oder
# Blätter für Geist und Herz.

1820. Montag den 6. November. 179stes Blatt.


## Die Automaten.

(Fortsetzung.)

„Aber welcher Beelzebub — es könnten auch mehrere seyn — ist denn so plötzlich in Dich gefahren, Professor?" rief ihm der Gutsherr zu, der keuchend und schwitzend nachfolgte. „Renne doch nur nicht so kannibalisch, um nicht zu sagen: unchristlich! Es sind verschiedene Pfunde Fleisch mehr an meinem Leibe, als an Deinem, die von mir Rechenschaft verlangen über diese tolle Jagd. Gieb mir doch nur ein armes Wörtchen zur Erklärung, damit ich wenigstens weiß: warum ich solchergestalt Dir zu Liebe mit zum Narren werden soll! Wer ist das Frauenzimmer? Was hast Du mit ihr? Kennst Du sie?" — Aber der Professor, stumm und taub für alle diese Fragen, lief, ängstlich rechts und links schauend, nur immer schneller vorwärts. — Es begegneten ihnen mehrere Leute, die Alle einstimmig aussagten: daß ihnen ein solches Wesen, als das beschriebene, weder begegnet noch sonst sichtbar geworden sey. Demohngeachtet lief der Professor, der nicht nur alle Philosophie, sondern auch alle Besonnenheit verloren zu haben schien, immer fort, bis er erschöpft und außer Athem, endlich doch zu einiger Ueberlegung kommend, neben dem bittenden und fragenden Bruder auf eine Bank nieder sank, die sich in einer Anlage im Walde befand. Hier gelang es endlich, ihn zur Rede und Antwort zu bringen und er erzählte in kurzen Worten Folgendes zur Erklärung:

„Es ist Dir bekannt, daß ich im Frühjahr in der Hauptstadt war, hauptsächlich um ein neues Stück von mir aufführen zu sehen. Um dabei möglichst unerkannt zu bleiben und allem Winken und Zudrängen Bekannter aus zu weichen, schlich ich mich in den Hintergrund einer Seitenloge und fand dort ein Paar liebenswürdige Damen, die sich mit Geschmack und Urtheil über das Vorgestellte unterhielten. Das Stück fand ziemlich Beifall; diejenige, welche sich mir als die Bedeutendere darstellte, war mit dem Verfasser als Dichter sehr wohl bekannt, und als ich, mit den Unvollkommenheiten desselben nur zu vertraut, einigen Tadel äußerte, übernahm sie, nicht ohne etwas warm dabei zu werden, meine Vertheidigung gegen mich selbst. Noch nie glitt eine lobpreisende Recension einem armen Dichter glatter und lieblicher in die Seele; und zugleich spiegelte sich ein Geist, ein Gefühl in einem Paar Augen! — Du müßtest der phlegmatischste aller dickbäuchigen Gutsherren in der Welt seyn, wenn Du nicht begriffest: daß man durchaus nicht umhin konnte, darüber ein wenig des Teufels, nämlich Asmodi-Hinkebeins, zu werden. Ich knüpfe die angenehmste aller Bekanntschaften immer weiter, bitte um Erlaubniß, aufwarten zu dürfen, die man mir auch gewährt, führe meine Damen an den Wagen und — die Räder rollen dahin; als es mir erst einfällt, daß ich weder Namen noch Wohnung weiß. Hast Du in Deinem ganzen Leben, in Chroniken und Taschenbüchern, je einmal von einem albernen verliebten Dichter-Narren gehört und gelesen? Ich haßte, verachtete und verlachte mich selbst, ärger als Timon von Athen; ich durchzog alle Theater,

Gärten, Gasthöfe, Promenaden, Putz-Gewölbe, Conditor- und Buchladen, daß ich mich kaum mehr auf den Beinen erhalten konnte: Alles vergeblich. Am Ende fing ich doch an, mich bitterlich vor mir selbst zu schämen, daß ein Paar Augen im Stande gewesen seyn sollten, mich auf einmal aller Grundsätze, Erfahrungen, ja aller männlichen Würde so gänzlich vergessen zu lassen und mich zu einem Betragen zu verleiten, welches nur einem Jüngling verziehen werden könnte. Ich dankte dem Himmel, daß nur wenigstens kein Bekannter ein Zeuge meiner Narrheit gewesen war, und versuchte den Pfeil aus dem Herzen zu ziehen, der zum Glück nur noch mit dem leichten Gift der Eitelkeit bestrichen war. Ich reiste ins Bad, jetzt mir willkommener und zu meiner Zerstreuung nöthiger als je. — Denke Dir meine Ueberraschung, als die ersten Damen, die mir am ersten Morgen meines Aufenthalts bei meinen ersten Schritten in die Promenade begegnen, gerade meine Damen aus der Schauspiel-Loge sind! Die Bekanntschaft wird freudig erneuert, und ich belustige sie mit der Schilderung meiner Verzweiflung, als sie mir durch meine eigene Dummheit so spurlos verschwunden waren. Ich bemerke nun aber: daß die, welche ich für die Bedeutendere gehalten hatte, und die ohne allen Vergleich auch die geistreichere und angenehmere ist, in der Schätzung der Welt die nachstehende, unbedeutendere war und eigentlich nur die demüthige Rolle einer Gesellschafterin spielte, aber so — wie große Schauspieler Nebenrollen spielen — daß sie zu Hauptrollen werden. Verdammte Ungerechtigkeit des Schicksals! ruf' ich aus, ertappe mich aber auch zugleich in großer Geneigtheit, diese Ungerechtigkeit verbessern zu wollen. Lächle wie Du willst! ich fühle, was mir dies Weib seyn könnte; alle meine Grundsätze, die Kinder meiner Erfahrungen, meine Lebenspläne und Vorsätze sind durchlöchert, über den Haufen geworfen, vernichtet; aller Widerstand ist vergeblich und ich überlasse mich endlich dem stärkeren Zuge meines Schicksals. Allein die lang gewohnte Scheu vor der Ehe, die Furcht vor Zurückweisung, vielleicht noch mehr die Furcht, mich lächerlich zu machen, oder wenigstens von meinen Freunden und Bekannten ausgelacht zu werden, bindet noch immer meine Zunge. Auch Julie, obgleich ich Beweise zu haben glaubte, daß ich ihr nicht gleichgültig sey, auch sie vermeidet geflissentlich und fast ängstlich, sich mit mir allein zu befinden, und weiß mit ihrer immer heiteren Laune jeder ernsteren Wendung des Gesprächs vor zu beugen, die zu einer Erklärung hätte führen können. — Während ich nun aber auf diese Weise, fortgezogen und zurück gehalten, noch zwischen zögernder Scheu und raschem Entschluß hin und her schwanke, ist sie auf einmal verschwunden. Die Räthin D., deren Gesellschafterin sie war, spricht von Schicksalen, von Mißverständnissen, einem Rufe ihres Vaters, und weiß mir mit allen Teufelskünsten eines tückischen Weibes aus zu weichen, ohne ihren Aufenthalt zu entdecken. Schon mehrmal wie ein Tölpel abgeführt, beschließe ich endlich, das Geständniß von ihr auf jeden Fall zu erpressen: — da ist auch sie auf und von dannen! Denke Dir meine Wuth. Ich sehe das trefliche Geschöpf elenden Leidenschaften aufgeopfert; von der heimlichen Feindin, die es nicht ertragen konnte, von ihr in den Schatten gestellt zu werden, verrathen, verstoßen, verlassen, vielleicht hülflos und ohne Schutz umher irrend, ein elendes Daseyn dienend zu fristen, wo sie zu herrschen verdiente. Ich würde sogleich ausgezogen seyn, sie zu suchen. Aber so ohne alle Weisung! Konnte ich mich nicht gerade nur um so mehr von ihr entfernen? Ich mußte mich in Geduld fassen: eine schwerere Aufgabe, als irgend eine im ganzen Euklid! Ich ließ Anzeigen und Aufforderungen in die Zeitungen setzen, die nur ihr verständlich seyn konnten. Einen ganz andern Grund meines Interesses für Julien erdichtend und vorgebend, heischte und erhielt ich die Zusage meiner Bekannten unter den Brunnen-Gästen: mir sogleich Nachricht zu geben, sobald ihnen nur das Mindeste von ihr kund würde. — In diesem Zeitpunkte kamst Du und brachtest mich hieher. In welchem Seelenzustande, weißt Du selbst. Voll Schaam und Erbitterung schloß sich mein Herz auch gegen den treuesten Freund. — Denke Dir nun meine Empfindungen, wenn ich Dir sage: daß es ihre Stimme war, die wir bei den Automaten hörten; daß es ihre Gestalt war, die mir durch die vermaledeite Thür entschlüpfte! Ich werde rasend, wenn ich mir sie in diesem Zusammenhange denke. Schrecklich, wenn sie die Tochter jenes erbärmlichen Menschen wäre, und vielleicht noch schlimmer, wenn sie es nicht ist. — Du weißt nun Alles; denke, handle jetzt für mich, Freund und Bruder! Schaffe Rath, wenn Du den Ruf eines klugen Mannes fest halten willst!"

(Der Schluß folgt.)

## Excursion in einen Theil des Harzes.

(Fortsetzung.)

Von hier bis nach Meisdorf — ebenfalls Assebur-gisch — verflächt sich das Selkenthal augenscheinlich, doch in der Nähe dieses Dorfs, das sich durch ein elegantes großes Herrnhaus, anmuthige Gärten und Alleen markirt, verliert sich's in ein fruchtreiches Gefilde, das gegen Aschersleben und Ermsleben streift. Einen eigenen Effekt machen in hiesiger Gegend, ja bis Halberstadt und weiter hinaus, die fast ganz mit Kalk überdeckten Ziegeldächer, die man aus einiger Entfernung bald für blasse Schindeln, bald gar für verspätete Schneespuren hält, bis bei näherer Schau sich die

Täuschung verräth, und man nur einwärts gebogene Hohlziegel sieht, die am hervor stehenden Rande weiß bekleidet worden.

Ich wendete mich nun — Ballenstädt links lassend — nordwärts, und ritt so zwischen dieser Stadt und dem Gegensteine, dem östlichen Fortsatz der bekannten Teufelsmauer, nach Quedlinburg. Das fürstliche Schloß zu Ballenstädt, so wie dies nette Städtchen überhaupt, das sich recht pittoresk am Abfall des hohen Röhrkopfs gelagert, verdient des Reisenden Aufmerksamkeit, obschon ich mir's diesmal versagen mußte, noch einmal seine freundliche Hauptstraße zu durchziehen und vom Schloßpark hinab seine Umgebung zu beschauen. Wohl wenig Mittelstädte Deutschlands erfreuen sich so reichlicher Obst-Anlagen und zwar der veredeltsten treflichsten Gattung; denn über eine Viertelmeile weit begleiten uns Baum-Alleen ins Feld, die meist die köstlichsten Früchte tragen. Ein weites, nur gegen Mittag und Abend vom Gebirg bestimmtes Thal, fast einer ungeheuern Arena zu vergleichen, eröffnet sich, sobald man, Ballenstädt vorbei, den großen Feldweg nach Quedlinburg einschlägt, und einzelne, manche Höhe krönende Warten — wohl noch aus Heinrich des Vierten und Fünften Sachsenkriegen her — geben der treflich bebauten Flur, in deren Ferne sich Halberstadt zeigt, ein recht streitbares Ansehen. Einer dieser Wachtthürme, die alle rund und ähnlich gleichen Baugeschmacks sind, blieb dicht am Wege mir zur Seite liegen, so daß ich zur Zeit des Faustrechts ungeneckt wohl schwerlich hier vorüber gezogen wäre. — Ein lang anhaltendes Gewitter, das jenseits Hagel und Schlossen warf, umflorte während dem das südliche Gebirg, der Donner hallte vielgebrochen wieder und ein gewaltiger Wolkenstrom verschlang die ganze mittlere Bergwand, indeß der hochgelagerte Brocken in wolkenloser Klarheit drüber stand und das Gefecht der Sturmgeister verhöhnte. — Dreizehn zum Theil beträchtliche Thürme machen sich im Profil von Quedlinburg bemerklich, das sich vom Morgen gegen Abend durch die Ebene streckt, und nur am Schloß- und Münzenberge westwärts, so wie am Hamberge gegen Norden, natürliche Verschanzungen hat. Die ohngefähr 1600 Häuser große Stadt ist kaum von 11,000 Menschen bevölkert, deren Hauptbeschäftigung Landbau, Brennerei und Viehzucht ist, obschon der meiste Verkehr, zumal in Brandtwein, in neuester Zeit viel Beschränkung erfahren. Häuser und Straßen sind keinesweges schön, letztere meist krumm und schlecht gepflastert, und mehrere, selbst am Markte unbedeckte Schleusen und Kanäle verschönern ihre Eigenthümlichkeit nicht. Ein Zeichen rühmlicher Polizei und Feuer-Aufsicht sind jedoch viel alte, größtentheils mit Holzwerk übersetzte Häuser, woran man noch Inschriften aus dem sechszehnten Jahrhundert trifft, so wie auch Thürbekleidungen und oben übertretende Gestocke den Geschmack jenes veralteten Baugeistes kund thun. — Doch giebt mir der Anblick solcher Novantiken ein eigenes, ich will nicht sagen, patriotisches Gefühl der Tüchtigkeit unserer biederen Alten, und ich stehe so gern vor dem verschnörkelten, mit allerlei Steinschnitz überladenen Portal manches Rathhauses, als Andere vor einer stolzen Rotunde.

An Alterthümern ist Quedlinburg überhaupt nicht arm, und obschon das berühmte Schloß, wo angeblich mehrere sächsische Kaiser Hof gehalten, der Erwartung wenig entspricht — da selbst das Grabmal des ersten Heinrich nur noch als zweifelhaftes Bruchstück gezeigt wird — so tritt man dennoch gern auf so geweihten Boden, und weilt mit sinnendem Blick bei Gegenständen, auf denen vor beinahe 900 Jahren der große Hunnen-Besieger auch geruht, als er des Vaterlands Rettung erwogen. Die alte Schloß- oder Stiftskirche, wo Heinrichs und Mathildens Gräber sind, erinnert übrigens durch ihren Styl, so sehr auch die spätere Zeit daran gemälelt, an Memleben in Thüringen — bekanntlich auch von Heinrich erbaut — zumal die Kuppel und Säulenstellung der unterirrdischen Kirche, wo an den Kapitälern Klee- und Eichen-Blätter, mit Widderhorn und Palmzweigen wechselnd, sich streng symmetrisch gegenüber stehen, so wie auch die Gestalt der Säulenschäfte durchaus der sächsischen Bauart entspricht. Schade, daß man das hohe, mit künstlichen Reliefs verzierte Portal durch zufällige Nebengebäude versetzt hat, so wie auch eine üble neuere Tünche die Grundmalerei derselben Kirche großentheils bedeckt — was man nicht genug bedauern kann, da auch die leisesten Spuren jener Zeit die Achtsamkeit des Forschers verdienen. (Die Fortsetzung folgt.)

## Anklänge.

8.

Schmerzliches Ringen wird zum Vollbringen,
Wird dir zur Lust,
Bist in der Brust
Du dir's bewußt:
Du willst im Ringen himmelan dringen.

9.

Hält'st du nicht selbst im Innern sie gebunden,
Hast du auch bald die Freude aufgefunden;
Sie zeigt dir dann mit jedem Blick der Liebe:
Daß sie gar gern auf ewig treu dir bliebe —
Doch glaub' ihr nicht — sie suchet stets das Neue,
Drum, selber treu, erzieh' erst ihre Treue.

10.

Suche nie im Streben
Fest'ren Wanderstab,
Als der durch das Leben
Heiter führt zum Grab:
Denn an diesem Ziele
Rechnen wir im Spiele
Ird'scher Tag' erst ab.

Ed. Rolle.

## Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

Hamburg. In unserem Schauspielhause ist der 18te Oktober auf eine würdige Weise gefeiert. Ein passender Prolog ward von der jungen Mad. Lebrün, ehemals Demoiss. Steiger, als Iduna, Göttin der Unsterblichkeit, gesprochen, und wir dürfen behaupten: daß wohl kaum eine lebhafte Phantasie sich diese erhabene Göttin hätte schöner denken können; das erste Erscheinen dieser Künstlerin war höchst überraschend und verfehlte auch seines Effekts nicht, zumal da die Direktion für eine eben so passende als wirksame Dekoration gesorgt hatte. Für den Prolog selbst ward es aber ein Unglück, daß er nicht gut memorirt war; sehr störend, ja fast lächerlich mußten wir es finden, als ein Vers sehr ernsthaft so hergesagt ward:

— — — Das Höchste ist errungen,
Und der Erinn'rung nur der Tag geweiht!
„Dir danken Gott wir!" tönt's von tausend Zungen;
Zu stillerem Dank ist manches Herz bereit.
Vom Hochgefühl ist jede Brust durchdrungen:
Wir lebten in der größten, schönsten Zeit,
Wo Willkühr herrscht, und Freiheit eng gebunden
Für Ewigkeiten nun ihr Ziel gefunden!

Die vorletzte Zeile sollte heißen: „Wo Freiheit herrscht und Willkühr eng gebunden" u. s. w. — Am Schluß des Prologs ging die ganze Pointe verloren, indem gesprochen ward:

„Seyd von der ew'gen Wahrheit tief durchdrungen,
Daß nur die Größe bei der Freiheit wohnt;
Hält Euch das Band der Eintracht fest umwunden,
So habt Ihr meine gold'ne Frucht gefunden!"

Es sollte aber natürlich, um Sinn in das Ganze zu bringen, heißen: „Daß nur die Größe bei der Eintracht wohnt!" u. s. w. Doch, wir wollen eine junge liebenswürdige Künstlerin nur aufmerksam gemacht haben: daß es sehr nothwendig sey, recht gut zu memoriren — weil sonst die ärgsten Lächerlichkeiten zum Vorschein kommen — ihr aber keinesweges einen Fehdehandschuh hinwerfen, der schönen Iduna! — Nach dem Prolog ward Schiller's Meisterwerk und unsers braven Direktors, Hrn. Herzfelds, Triumph, nämlich „Wilhelm Tell" aufgeführt. Die Herren Herzfeld, Schmidt und Kühne wetteiferten an diesem Tage: Ersterer als „Tell", der Zweite als „Attinghausen" und der Dritte als „Geßler"; es war eine Herzensfreude, diese drei Männer in hoher Vortreflichkeit zu erblicken. Herr Jacoby ward, als „Arnold von Melchthal", mit rauschendem Beifall beehrt, in welchen ich keinesweges einstimme; er übertreibt die Rolle, ja er überschreitet sich bei einigen Stellen so sehr, daß es nicht aus zu halten ist; nur bei gemäßigterem Vortrage erkannte man den Künstler. Sehr zu tadeln war sein unpassendes, wenig kleidsames Costüm; solche Courier-Stiefeln, als er trug, waren sicher unter den Schweizern zu jener Zeit nicht im Gebrauch! Mad. Reinhold, als „Bertha", so wie Hr. Lebrün, als „Rudenz", schienen Beide nicht in ihrer Sphäre, diese ausgezeichneten Künstler fühlten dies wohl selbst. — Hr. Herzfeld ward am Schlusse hervor gerufen. Sa.

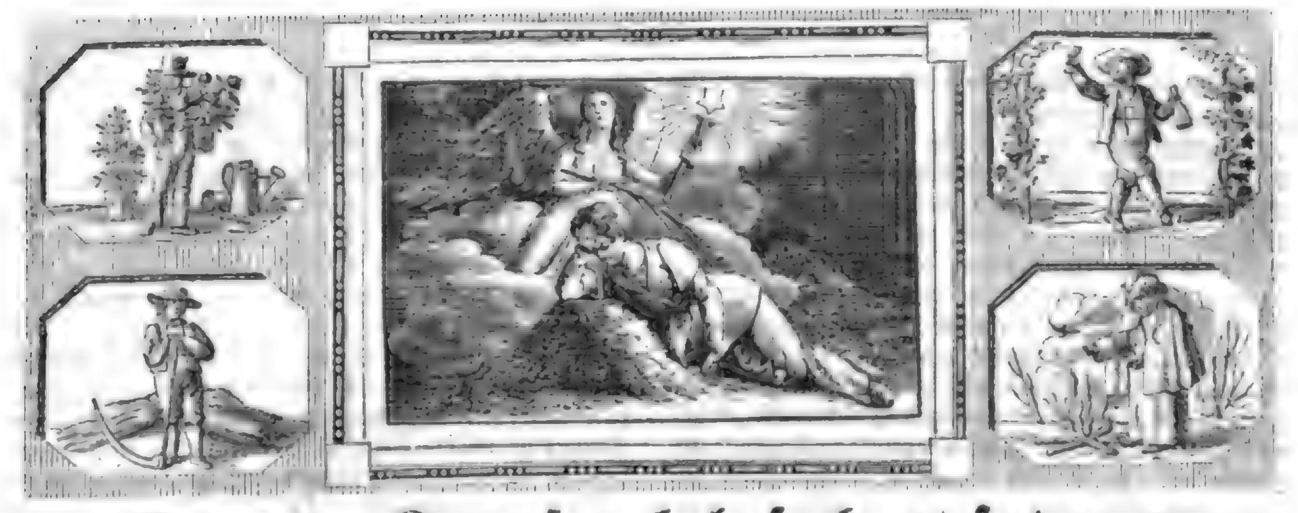
Wien. Hier beschäftigt gegenwärtig eine Spielerei alle Stände und Gesellschaften. Es zirkulirt nämlich unter dem Namen eines Repertoirs der hiesigen Bühnen eine Liste der vorzüglichsten und bekanntesten Namen der Residenz und anderer Beziehungen. Jeder Rubrik ist ein darauf Bezug habender Titel eines wirklich aufgeführten Theaterstücks beigegeben. Es läßt sich nicht läugnen: daß Manches davon recht treffend und witzig gesagt ist; Manches hingegen steht einer Bosheit nicht unähnlich. Aus dieser epigrammatischen Litanei führen wir einige Beispiele an, wollen uns aber ernstlich verwahrt haben, als hätten wir, außer dem Referate, einen Antheil an der Sache. — „Die vier Fakultäten: Die medizinische: „Man kann sich irren!" — die juridische: „Die Quälgeister" — die Philosophie: „Der Vielwisser" — die Theologie: „Blind und Lahm". — Frau von Pichler: „Sappho" — Königin von England: „Der seltene Prozeß" — Bäuerle: „Die Komödie aus dem Stegreif" — Neapel: „Die gefährliche Nachbarschaft" — Grillparzer: „Die Weihe der Kraft" — Dr. Müllner: „Er mengt sich in Alles" — Die Ausspielung des Theaters: „Die Mausefalle" — Die Nordpol-Expedition: „Die Reise in den Mond" — Napoleon: „Mord und Todtschlag oder so kriegt man die Louise" *) — Catalani: „Die Brandschatzung" u. s. w. — Als theatralische Neuigkeit lieferte Herr Vogel für das Theater an der Wien eine Uebersetzung aus dem Französischen, benannt: „Der ehrsüchtige Künstler", die dem vorhergegangenen vortheilhaften Rufe nicht entsprach. Hr. Küstner wußte aus seiner charakterlosen Rolle nichts Besonderes zu machen, und noch weniger konnten die Uebrigen durchgreifen. — Das Theater in der Leopoldstadt gab „die Reise in den Mond", von Sterneg (Stegner). Für Leute, die schon Excursionen in das Gebiet des Erd-Trabanten gemacht haben, in die Mysterien der Luna eingeweiht sind und mit den Mondkälbern in näherer Bekanntschaft stehen, mag diese Erscheinung vielleicht klassischen Werth haben; für uns arme Sterblichen hingegen, welche die Schwerkraft an die Oberfläche des Tellus bannt, gehen diese Schönheiten alle verloren, und wir können nur die Dekorationen des Hrn. Dollner und die Tänze des Hrn. Reinoldi bewundern. — Hr. Gleich gab nach dem Modell: „Ueberall zu spät", ein Gegenstück: „Ueberall zu früh", und er hat, um den Titel zu rechtfertigen, seine Arbeit ebenfalls zu früh auf die Bühne gebracht. Das war aber wahrhaft schade, denn die Anlage ließ etwas Gutes erwarten. — Die Einnahme des Groteske-Tänzers Schadetzky brachte abermals eine neue Pantomime, und — endlich etwas Gutes in dieser Gattung. Das stete Einerlei ist so ziemlich vermieden, und mancher neue Gedanke, so wie gut angebrachte und bezweckte Reminiszenzen aus Horscheltschen Ballets, vergnügen und belustigen. — Der Tod der Mad. Plazzer ist für diese Bühne ein großer Verlust und kann nur durch ein doppeltes Engagement ersetzt werden. Demois. Grünthal hat im Gastspiel sehr gefallen und wird hoffentlich das Lokalfach der Verblichenen übernehmen; aber als Sängerin ist sie bisher nicht ersetzt. Bewahre der Himmel unsere Augen und Ohren, wenn Demois. Dünthaler an die Spitze der Oper gestellt würde! — In der Literatur sind bei Tendler und Comp. in Wien so eben der dritte und vierte Band der „Bühnenspiele des Grafen von Rietsch" erschienen, die größtentheils aus Bearbeitungen nach dem Französischen bestehen. Unter den acht kleineren Stücken des dritten Bandes, nach Le Grand und Montfleury, zeichnen wir besonders: „Wie du mir, so ich dir", „Nichts" und „Abentheuer einer Ballnacht" aus. Der vierte Band enthält drei größere Piecen, wovon die erste: „der Freischütze", Trauerspiel in Jamben nach der bekannten Apelschen Erzählung, die vorzüglichste ist. Effektreich ist auch die Rettungs-Komödie: „die Bleikammern von Venedig". L.

*) Ein vor ungefähr 10 Jahren wirklich aufgeführtes Stück vom Schauspieler Koch. D. E.

Englands Staatsschuld muß sich unter allen Umständen von Jahr zu Jahr vermehren. Giebt es einen Krieg, so unterstützt England von Neuem, muß also neue Anleihen machen; giebt es keinen Krieg, so verwendet das übrige Europa immer mehr Sorgfalt auf eigenen Kunstfleiß und eigene Industrie, und lernt die englischen Fabrik-Waaren entbehren. England bedarf also immer Anleihen; im ersten Falle, um seine größeren Ausgaben, im andern, um seine Verluste zu decken. (Mercure surveillante.)

Ein Hr. Lemaire-Dangerville hat eine neue Vorrichtung erfunden, wodurch man im Bette ein Dampfbad nehmen kann, ohne daß das Bett naß oder der Kranke in seiner Ruhe gestört wird. (Gaz. d. Fr.)

Redacteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurersche Buchhandlung.




# Der Gesellschafter
oder
# Blätter für Geist und Herz.

1820. Mittwoch den 8. November. 180stes Blatt.


## Excursion in einen Theil des Harzes.

(Fortsetzung.)

Fast unmittelbar über Heinrichs Gruft, wenn auch um einige Klaftern südlicher, ist der Begräbnißraum der späteren Aebtissinnen, deren Letzte, Prinzessin Sophie Albertine von Schweden, hier noch in rühmlichem Andenken lebt; doch daß man die berüchtigte Königsmark in diese heilige Gesellschaft eingeschwärzt, wo wenigstens äußerliche Sitte Hauptbedingung, ist ein Beweis von großer Toleranz. Ich ließ mir den Sarg der berühmten Schönheit öffnen, und fand, ganz wie man mir gesagt, ihr Gesicht noch völlig unbeschädigt, vom Wurm des Grabes unberührt — eine Eigenthümlichkeit dieses Gewölbes, die man auch an andern Leichnamen bemerkt hat, obschon es ziemlich hoch und frei gelegen, selbst dem Schimmer des Tages nicht ganz entzogen ist. Die Züge der Königsmark sind übrigens immer noch schön zu nennen, die Gewänder bis auf die feinsten Points noch unversehrt, und selbst ihr Haar nicht von der Zeit gebleicht, sondern schwarz und lang unter der Haube gescheitelt. — Der Theil der Burg, wo vormals König Heinrich und nach ihm seine Söhne residirt, besteht wohl nicht mehr, doch soll es der südliche Flügel gewesen seyn, der jetzt nach dem Harz und der Altenburg sieht; nach Andern soll jedoch das ganze Schloß damals weit südlicher gelegen haben, so wie eine Stelle im sogenannten Westendorf, wo jetzt ein Brunnen, Heinrichs bekannter Finkenheerd gewesen, folglich zu jener Zeit unangebaut war, als ihm dort Deutschlands Krone angetragen wurde. — Ich durchlief mehrere Zimmer im Schloß, mich überall an der unermeßnen Aussicht labend, die nur der höhere Harz beschränkt; doch ist auch diese das Einzige, was der Mühe lohnt, denn die Gemächer — in diesem Augenblick unbewohnt, obschon noch ziemlich fürstlich eingerichtet — enthalten nichts, was nähere Schau verdiente.

Eine mir unvergeßliche Stunde brachte ich gegen Abend auf dem Hamberge zu und zeichnete dort eine Skizze des Harzes, vom Stuffenberg bei Gernrode bis zum Roßtrapp und Brocken hinan, auf einem einzigen Folio-Bogen. Das Gebirg lag ganz so dunstlos vor mir, als mir im Sommer 1814 sehr oft das Riesengebirg von Warmbrunn aus erschien, woselbst ich es auch zu zeichnen versuchte. Um ein Totalbild einer großen Landschaft zu fixiren, kenne ich nichts Einfacheres, als solch ein Profil, das, da der Blick sich meistens nur auf Höhen und den charakteristischen Punkten gefällt, die sichersten Marken der Erinnerung festhält. Giebt man mit einer leichten Tinte noch die vorzüglichsten Schatten an und läßt dadurch die Hauptmassen sich sondern, so hat man mit Wenigem viel gethan, mehr als durch theilweise Zergliederung gewonnen und sich einen Genuß für die Zukunft gesichert, der durch wenige leichte Federzüge oft eine weitläuftige Schilderung ersetzt.

Bei meiner Rückkehr zum Gasthofe (dem Lamm), den ich jedem Fremden empfehlen möchte, fand ich mehrere Gäste im Gespräch über die neuesten Zeitereignisse, und es that mir wohl, diese nur bürgerlich gekleideten Repräsentanten ihrer Caste meist auf dem richtigen

Wege zu sehen. — Am andern Morgen gab's noch Einiges von Auctoritäten nach zu holen, dazu ich heute nicht gekommen war; ich meine die Wunder des Rathhauses, vor dem noch der uralte Reichs-Adler prangt, der, dem neuen preußischen zur Seite, wie eine hohle Rüstung erscheint, die einst die Brust eines Helden deckte. Die im Inneren des Hauses vorgezeigten Gegenstände lassen sich bequem in drei Klassen ordnen: 1) Bildnisse historisch wichtiger Personen, die auf hiesige Stadt großen Einfluß gehabt; so die Portraits des General Tilly, der Königsmark, Friedrich des Großen und Anderer, mitunter von leidlichen Meistern ausgeführt. 2) Allerlei Reliquien und Waffengeräth; als: Kopf und Hände eines Hochverräthers, den Otto der Erste hier enthaupten ließ, doch dessen Name unter gegangen; Streitaxt, Jagdtasche und Sporen des bekannten Grafen von Reinstein, der lange hier gefangen gesessen; Martin Luthers gewaltig umfängliches Trinkgefäß, deß er sich gewöhnlich zu bedienen pflegte. 3) Ein mit Eisen beschlagener hölzerner Käfig, worin angeblich Graf Albrecht von Reinstein eingesperrt war und über ein Jahr (von 1336 bis 1337) verhaftet geblieben, als er, nach langen Fehden gegen Quedlinburg, endlich durch List überwältigt worden. — Beweis der Rohheit beider Theile — zumal des gestrengen städtischen Raths! — Wahrscheinlich gab diese Anekdote den Stoff zu Bürgers Raubgrafen her, der jedoch tragi-komischer endigte; denn Albrecht von Reinstein ward endlich wieder frei und hat sich gewiß nicht selbst verzehrt wie Jener.

(Die Fortsetzung folgt.)

## Die Automaten.

(Schluß.)

Der Gutsherr, welcher die Erzählung aufmerksam und ruhig, obwohl nicht ohne öfteres Lächeln, angehört hatte, neigte jetzt, noch immer lächelnd, seinen Kopf ein Weilchen herüber und hinüber, und bedeutete endlich den ungeduldigen Professor: wie er vorliegenden Fall eben noch nicht für so ganz verzweifelt halte und ihn fast bedünken wolle, als stecke dahinter ein kleines, vielleicht nicht unerfreuliches Geheimniß. „Einiger guter Rath übrigens ist schon gefunden!" fuhr er fort. „Für's erste wird der Automaten-Schöpfer seine Kunstwerke nicht im Stich lassen, und noch weniger die Ansprüche, welche er an Dich, als ihren muthwilligen Zerstörer, billig zu machen hat." — „O Himmel!" unterbrach ihn der Professor mit kleinlauter Stimme — „wenn ich an diese Scene denke! — Ja, das kann nicht fehlen, das muß mich dem Gelächter aller meiner Bekannten preis geben! Die Knaben auf der Straße werden mit Fingern auf mich zeigen! Es ist kein Zweifel! Nein, es ist gewiß!" rief er mit erhöhter Stimme, indem er aufsprang; „ich werd' ihm nicht entgehen! — Aber nicht das gewisse Uebel, das gegenwärtige, das unabwendliche ist das größte, sondern das ungewisse, das erwartete, das gefürchtete; das fühle ich jetzt lebhaft; ja, ich fühle den Muth in mir, mich dem Gelächter einer ganzen Welt entgegen zu stellen, und von diesem Augenblick an steht mein Entschluß unumstößlich fest: Bin ich so glücklich, Julien wieder zu finden, so ist, der ganzen Welt zum Trotz, mein erstes Wort an sie — die Bitte um ihre Hand!" — „Io! Triumphe!" rief der Gutsherr; „wüchse der Lorbeer hier in meinem Forst, ich bekränzte deine Siegerstirn, o Bräutigam! — Mögen wir Menschen mit rechter Waage, so möchte dieser Sieg über die Furcht, ausgelacht zu werden, Dich leicht höher stellen als manchen Schlachten-Gewinner! — Es fehlt nun weiter nichts als die Braut. Darum aber laß uns zurück kehren, denn mein zweiter Rath ist: meine Frau mit völlig unumwundenen Vertrauen ins Verständniß zu ziehen. Die Räthin D., von der Du sprachst, ist, wenn ich nicht sehr irre, eine Jugendfreundin von ihr, und die Weiber sehen in dergleichen Dingen schärfer, wissen auch bessern Rath, als alle klugen Männer im Walde und auf der Universität."

Mit diesen Worten erhob er sich zum Rückwege und der Bruder folgte ihm sogleich. — Sie mußten an dem Garten vorbei und gewahrten ein weibliches Wesen in einer Laube. Der Gutsbesitzer trat lächelnd ein, fand aber, anstatt seiner Frau, ein fremdes Frauenzimmer, welches der ihm auf dem Fuße nachfolgende Bruder sogleich erfaßte und dabei in einiger Verzückung ausrief: „Nun sollen Sie mir nicht entschlüpfen, geliebte Julie! Ich habe es nur zu tief fühlen gelernt, wie nothwendig Sie zu meinem Glücke sind. Nun soll mich nichts mehr von Ihnen scheiden, als Ihr entschiedenen ausgesprochener Wille oder der Tod. Mein Schicksal soll und muß sich in dieser Stunde erfüllen!" — „Wie?" antwortete Julie; „nach dem, was Sie eben erfahren haben? In meiner gegenwärtigen Lage? In diesen Umgebungen? Bedenken Sie!" — „Ich habe nichts zu bedenken!" sprach der Professor. „Ich schaue in den klaren Spiegel Ihrer Seele, und lese keine Schuld darin. Im Uebrigen ist es für mich das höchste Glück, eine so schwere Schuld des Zufalls verbessern zu können. Ich habe Ihnen zwar kein glänzendes Loos an zu bieten, aber eine genügsame verständige Gattin wird unter meinem Dache das Anständige nicht vermissen und den Ueberfluß leicht entbehren."

In diesem Augenblick trat die Frau vom Hause herein und stellte ihrem Manne und ihrem Schwager die verwittwete Räthin D. als eine theure Jugendfreundin vor. Die Männer staunten. Der Gutsherr fing an, den Zusammenhang zu überschauen und rieb sich schmunzelnd die Hände. Man fragte, antwortete

und verständigte sich, und ehe die Sonne noch ihre letzten Strahlen warf, war Alles im Klaren und Reinen. — Julie erzählte nun auch ihrerseits: Sie hatte das Zusammentreffen im Theater ergriffen, und mit der, dem weiblichen Geschlecht eigenen scharfsichtigen Schlauheit bald den Eindruck bemerkt, den sie auf den Professor gemacht zu haben sich wohl schmeicheln durfte. Sie war dabei in ihren Nachforschungen glücklicher gewesen als er, und hatte gar bald in Erfahrung gebracht: daß der verehrte Dichter und sein Tadler nur eine und dieselbe Person waren. Er wurde ihr noch merkwürdiger dadurch, daß sein Bruder der Gatte einer älteren Jugendfreundin war, die sie stets als eine halbe Mutter geehrt hatte und von der sie wußte, daß sie in stiller häuslicher Eintracht sehr zufrieden lebe. Die Frauen ziehen aus dergleichen Dingen gern glückliche Vorbedeutungen, und sie würde ihm ohne Zweifel Gelegenheit gegeben haben, sie wieder zu sehen, wenn nicht unvermuthete Erbschaft-Angelegenheiten sie schnell abgerufen hätten. Jetzt mußte sie sich begnügen, zu wissen: daß er im Sommer die Heilquelle in C. zu besuchen denke und daß so der Zufall sie leicht wieder zusammen führen könne, da auch sie eine solche Zerstreuung für ihre Gesundheit nöthig erachtete und beabsichtigte. Und — der Zufall führte sie in der That auch nach C. Julie war aber sehr früh verheirathet worden und in ihrer kurzen Ehe zu wenig glücklich gewesen, als daß sie nicht bei einer zweiten Verbindung mit großer Scheu und Vorsicht hätte zu Werke gehen sollen. Sie wollte wenigstens den schlüpfrigen Boden genau untersuchen, ehe sie den gefährlichen Schritt wagte. Der Professor gefiel ihr; Geist, Dichterruhm und die angenehmsten Familien-Verhältnisse sprachen bei ihr für ihn; allein sie hielt es doch für rathsam, ihn genauer kennen zu lernen, besonders da auch ihr etwas von seiner Weiber-Feindschaft zu Ohren gekommen war. Um ihn daher besser beobachten und prüfen zu können, und da sie überdies den kleinen verzeihlichen Eigensinn hegte, bloß um ihrer selbst willen geliebt seyn zu wollen, beschloß sie, mit ihrer Freundin und Gesellschafterin die Rollen zu wechseln. So sah sie der Professor wieder und bestand die Prüfung zu seinem Vortheil; als Julie aber die Entscheidung herbei führende Erklärung deutlich auf seinen Lippen sah, da überfiel sie eine unbeschreibliche Bangigkeit vor dem unwiderruflichen Worte; sie mußte ihrem Kleinmuth nachgeben und sich in die tiefste Einsamkeit zurück ziehen, um mit sich selbst einig zu werden. — Sie ließ ihn beobachten und ward von den Aeußerungen seiner Liebe innigst gerührt. Bald trieb ihr Herz sie an, wieder zu suchen, was sie erst vermieden hatte. Ein Besuch bei ihrer Freundin, der Gattin des Gutsherrn, wurde beschlossen; der Zufall sollte sein Spiel haben. Sie trat vor dem Gasthof des Städchens in dem Augenblick aus dem Wagen, als dem vor der Thür stehenden Automaten-Künstler eben der Besuch des Amtsraths und seiner Gesellschaft angemeldet wurde und erkannte in dem Künstler und seiner Frau ehrliche Nachbarsleute ihrer verstorbenen Eltern wieder. Da sie nun durch einige Fragen an den Wirth die Anwesenheit des Professors erfuhr, und vermuthete: daß er seinen Bruder zu den Automaten begleiten werde, konnte sie der Versuchung nicht widerstehen, ihn mit seiner Gesellschaft, selbst unsichtbar hinter dem Schirm, zu belauschen; und als sie ihn wirklich vor sich sah, gab sie, was sie sich jetzt durchaus nicht verzeihen wollte, dem augenblicklichen Einfall nach, zu versuchen: welche Wirkung wohl ihre Stimme auf ihn machen würde. Seine wilde Raschheit hatte sie heftig erschreckt, und in der Angst ihres Herzens flüchtete sie in den Arm der Freundschaft, die sie liebreich aufnahm.

Das kleine Lustspielchen endete übrigens, wie Lustspiele nach der bekannten Definition zu enden pflegen. Der Phantasie der Leserinnen bleibt es jedoch überlassen, sich Alles weiter aus zu malen. Die schönsten Blumen sind in der Nähe und bieten ihren Farbenhimmel zum Schmuck und zu poetischen Gleichnissen, und obschon in der Gegend des Schauplatzes dieser Geschichte keine Nachtigallen sind, deren Sangzeit auch überdies vorüber war, so ist doch die Grasmücke eine liebliche Stellvertreterin, und flötet ihr Brautlied so süß, als die [illegible] feierte Halbschwester. — Auch der grollende Amtsrath versöhnte sich mit der Kunst. „Denn" — sagte er, [illegible] den Ehe-Contrakt zeigend, den er eben aufgesetzt hatte — „ich sehe doch hier einen praktischen Zweck und Nutzen vor mir, den ich wenigstens auf gewisse Weise" — [illegible] blickte hier mit einem gar schlauen Lächeln den Professor an — „der Kunst zurechnen kann, und mögt Ihr Poeten sagen, was Ihr wollt, wir Geschäftsleute halten nun einmal darauf; und darum und um seiner Naivetät willen mag nun auch dem Künstler vergeben seyn." — Der naive Automaten-Macher aber erhielt von dem Professor ein ansehnliches Geschenk und mußte zur Belustigung des Hofgesindes und der guten Bürger Nachbarn, eine Gratis-Vorstellung geben, in welcher die gemißhandelten, verachteten und verlachten Figuren auch wieder zu Ehren kamen.

## B e m e r k u n g.

Die Neugriechinnen binden vom 1. März bis Ostern seidene Fäden von verschiedenen Farben um den Arm und verbrennen sie in der Osternacht, Gott bittend: daß er in der Hitze des Jahres ihren Teint schütze. Ich will Keinem dafür stehen: daß manche Dame, welche dies liest, nicht zu seiner Zeit dem Mittel einen Versuch gönnt; aber dafür steh' ich, daß er nichts hilft.

* *.

## Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

Paris. Der Winter naht heran, und wie jeder Ort, der nicht etwa jenseits der Pyrenäen liegt, so nimmt auch Paris jetzt eine etwas trübere Physiognomie an. Die Bälle im Freien, die zahllosen fêtes champêtres haben aufgehört, und die elegante Welt beklagt in Seufzern wie in Reden, in Prosa und selbst in gedruckten Verschen, besonders die für diesmal unterbrochenen bals du nouveau Ranelagh, die charmants, amusants, uniques u. s. w. waren. Le nouveau Ranelagh nämlich ist ein Gasthaus im bekannten bois de Boulogne, wo alle Montage ein Bällchen im Freien auf Abonnements den ganzen Sommer hindurch arrangirt war, und wo das elegante Paris von der Chaussé d'Antin einen bestimmten Sammelplatz fand. Hier sahen wir (wie Sonntags an tausend Oertern um Paris eine zweite Klasse) jene Welt im feinsten, geschmackvollsten Costüm, das vielleicht Tags darauf als Ideal durch ganz Europa geschickt ward, immerwährend Contretänze aufführen, mit einem Benehmen, das dem Fremden, der dies steife, gezwungen schelmende Wesen zum ersten Mal mit angesehen hätte, nicht ahnen ließe, was unter diesen Tänzern und Tänzerinnen für kleine Amours und Intriguen obwalten. Letztere sind es auch weit mehr als die Tänze, deren Aufhören für einen ganzen grausamen Winter man schmerzlich bedauert; ja man würde untröstlich seyn, wenn es nicht noch große Oper, Redouten und — Soubretten gäbe, die im Nothfall sich zu pretiren wissen! — Während nun diese Welt mit ihren Anhängseln, Modehändlerinnen, Schneidern, Stutzern u. s. w. sich eben auf jene wichtigen Winterbeschäftigungen vorbereitet, hat der ernstere Theil unserer Einwohner ein größeres, heiligeres Interesse vor Augen: die neue Sitzung der Kammern, die im nächsten Monat eröffnet werden dürfte. Aus den vorjährigen Debatten über das neue Wahlgesetz erinnern Sie sich: welch wichtige Veränderung in dem Ensemble der Deputirten-Kammer vorgenommen worden, und man ist um so gespannter, wie die diesmalige Sitzung ausfallen wird, da sie die erste Probe über den Vortheil oder den Nachtheil des neuen Gesetzes abgeben muß. Wegen der Vergrößerung der Anzahl von Deputirten hat man das Lokale der Chambre des Deputés (das ich für das schönste in Paris halte) vergrößern müssen; von der andern Seite regnet es natürlich politische Schriften von allen Farben, Großen und Dicken, weil Jeder sein Interesse zu dem der Nation machen möchte. Herr Benjamin Constant unter Andern hat das unwahrscheinliche, einen Augenblick verbreitete Gerücht aufgefaßt: daß die Kammern aufgelost werden sollten, um rasch wieder einmal zu sagen, was ihm und seiner tüchtigen Parthei zu sagen Noth schien. Er stellt in seiner Schrift folgendes Bild eines Deputirten auf: „Le vrai deputé ne dit jamais un mot de trop ni de trop peu; il est rempli de courage et de franchise; ce qu'il pense aujourd'hui, il le pensera demain: pour l'empire du globe il ne trahirait pas ses serments: le critiques comme les louanges se brisent contre sa poitrine civique!" — Wie wenig „parfaits deputés" mag nach diesem Bilde die Pariser Kammer haben! — Weil ich von der Literatur spreche, will ich Ihnen mittheilen: daß die verschiedenen Ausgaben und Auflagen von Byron und Scott sich rastlos drängen; vollständige Ausgaben sind von Beiden zu haben und sie werden auch nota bene tüchtig gekauft, was wohl in Deutschland nicht so ganz der Fall seyn mag, wo jetzt, wie ich lese, Byron und Scott doch nicht weniger en vogue sind, als hier zu Lande. Zum ersten Mal in Frankreich ist auch eine vollständige Ausgabe der Werke eines andern großen Ausländers angekündigt; Bouchon unternimmt nämlich, einen Cervantes in zwölf bis dreizehn Theilen zu publiziren, wovon der erste mit drei Kupfern und einem fac simile (eine hier sehr beliebte Sitte) erschienen ist, und 8 Franken kostet. — Die Theater haben nicht viel Neues producirt; einige Gelegenheits-Stücke auf die Geburt des neuen Prinzen interessiren das Ausland gar nicht. Wichtiger ist für Deutschland die Nachricht: daß unser herrlicher „Don Juan" nach langer Ruhe wieder über die Breter der opera buffa geschritten ist, wo vor einigen Wochen auch Mozart's liebliche Oper „Cosi fan tutte" neu einstudirt gegeben ward. „Don Juan" hat nicht den glänzenden Erfolg gehabt, den die wahren Musikfreunde sich versprechen durften, woran aber viele Zufälligkeiten Schuld waren. Das Orchester der italienischen Oper (welches vielleicht das erste in der Welt ist) executirte die große Musik meisterhaft; in der Bühnen-Besetzung aber waren Mißgriffe geschehen, die am Halb-Erfolg der Oper großen Antheil trugen. Die erste Sängerin dieser Oper, Madam Mainvieille-Fodor, sang — „Zerline", und eine unbedeutende Debütantin, Mad. Favelli, trat in der schweren Parthie der „Donna Anna" hervor! Der primo buffo, Hr. Barilli, der meisterhaft spielt, sang weniger trefflich den „Leporello" u. s. w. „Don Juan" (Garcia) trug ein himmelblaues Kleid und erregte bei dem Auftreten Lachen; trotz dieser ungünstigen Umstände wird „Don Juan" mit Beifall wiederholt werden, obgleich er in Paris nie so feste Wurzeln gefaßt hat und fassen wird, als Mozart's „Figaro". Ein sonst geistreicher Kunstrichter äußert über unser großes, deutsches Meisterwerk folgendes Urtheil, das wir den Lesern nicht entziehen wollen: „Ich kann Mozart's Vorliebe für „Don Juan" nur eine von jenen caprices de tendresse paternelle nennen, die sich nicht immer nach dem Verdienst der Kinder richten. Das Publikum hat immer mit ziemlicher Gleichgültigkeit das enfant gâté behandelt, das nicht für dasselbe erzogen war." (?) — Ein neues Vaudeville im Theater, das sich nach dieser Gattung nennt: „la fiancée perdue", möchte für immer verloren seyn, denn es ist unbarmherzig ausgepfiffen worden. — Ein Journal, das nicht nach Deutschland hindringt, erzählte neulich bei ähnlicher Gelegenheit den Ursprung des Pfeifens in Frankreich und also wahrscheinlich in Europa, auf folgende Art: Bei einem schlechten Stücke wünschten die Zuschauer den Vorhang fallen zu sehen; man rief: „La toile! à bas, à bas la toile!" u. s. w. Alles half nichts; da fiel es einem Pfiffikus ein, zu pfeifen, und der Maschinist, der in dem gewöhnlichen Zeichen seinen Meister und Herrn zu erkennen glaubte, ließ ohne Weiteres den Vorhang fallen. Man lachte und klatschte, und von Stund' an war das Pfeifen bei ähnlichem Falle eingeführt! N.

Einige Gelehrte zu Paris haben den edlen Gedanken gefaßt: zum Besten der Wittwe unseres (!) überall so verehrten Schiller eine außerordentliche Vorstellung der „Maria Stuart" zu geben. In der Literatur giebt es keine Fremden, keine Feinde; die Republik der Wissenschaften kennt nur Brüder! (Constitut.) Wär' es doch so! — doch davon wollen wir weiter nicht reden, sondern uns freuen und es gebührend ehren, wenn man den Nachgebliebenen des Dichters einen Beweis giebt: daß Grenzen und Sprachen nicht hindern, wenn es darauf ankommt, Genialität zu erkennen und zu belohnen.

Als der König von Neapel unlängst in seiner Anrede das Parlament zur Mäßigung ermahnte, entgegnete der Präsident unter Anderem: „Die Nation schätze sich glücklich, eine Revolution überstanden zu haben, welche Keinem eine einzige Thräne gekostet habe!" — Ob das auch auf Sizilien anzuwenden ist? (Gaz. d. Fr.)

Man erwähnt als ein besonderes Beispiel von Fruchtbarkeit einer Kartoffel-Pflanze zu Almeloo (Ober-Yssel-Departement in den Niederlanden), welche an einem Stiel 186 Kartoffeln hatte und zwar nicht ganz kleine, sondern einige derselben von 5 Loth Gewicht; alle 186 wogen 19 Pfund. Diese Pflanze stand übrigens in ganz gewöhnlichem Erdreich. (Mercure surveillante.)

Beilage: Bemerker No. 20. u. Bl. d. Ankündigungen No. XX.

Redakteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurersche Buchhandlung.




# Der Gesellschafter
oder
# Blätter für Geist und Herz.

1820. Freitag den 10. November. 181stes Blatt.


## Das französische Ritterthum.

Geschildert in einzelnen Aufsätzen.

### 1. Die irrenden Ritter.

Die Barbarei unserer ersten Jahrhunderte machte vielleicht die Hülfe solcher irrenden Ritter nothwendig; vielleicht wäre ihr Beistand auch in den folgenden, von der Wildheit unserer Vorfahren noch angesteckten Jahrhunderten, nicht ohne Nutzen gewesen. Die Erzählungen ihrer wunderbaren Abentheuer, die wir in den romanhaften Dichtungen lesen, gründen sich wahrscheinlich auf alterthümliche mündliche Berichte, die den noch fabelhafteren Quellen aus dem Norden kommender Völker entnommen waren. — Diese Helden durchstreiften, dem Herkules und dem Theseus Griechenlands gleich, alle Länder, um Recht wieder her zu stellen, Unterdrückte zu rächen, verwüstende Räuber aus zu rotten.

Gehen wir nun zu dem geschichtlichen Ursprunge der irrenden Ritter zurück, so erfahren wir Folgendes: Die jungen Ritter flohen die Bande der Ehe, in der Furcht, ihrem Beruf durch sie entzogen zu werden; sie machten es sich zur Pflicht, die ersten Jahre ihrer Aufnahme in das Ritterthum den Besuchen fremder Länder und fremder Höfe zu widmen, um sich dort zu vollkommenen Rittern aus zu bilden. Die grüne Farbe, in welche sie sich kleideten, verkündete die Blüthenzeit ihres Frühlings, die Jugendkraft ihres Muthes. Sie erlernten die mannigfachen Turnier-Gebräuche der verschiedenen Völker, und die schönsten Fechtkünste der Ritter, die sich in Turnieren auszeichneten; sie strebten, zur Prüfung und zum Unterricht, nach der Ehre, sich selber mit diesen Meistern ihrer Kunst zu messen; sie empfingen Lehren, deren Nutzen in den Kriegen, worin sie dienten, erhöhet ward, indem sie sich den Reihen derer anschlossen, welche dem guten Rechte, der edlen Sitte folgten. Sie erforschten auch die Grundsätze ritterthümlicher Ehrengesetze oder des Ceremoniels, der Höflichkeit oder der ritterlichen Feinheit, die an jedem Hofe geübt wurden. Sie eiferten, sich durch Unerschrockenheit, Talente und Muth aus zu zeichnen, Fürsten und Fürstinnen von hohem Rufe kennen zu lernen, die berühmtesten Ritter und Damen zu beobachten, ihre Geschichte zu erfahren und die schönsten Züge ihres Lebens auf zu fassen, um sie nach der Rückkehr zum Vaterlande in lehrreichen Berichten, in anziehenden und angenehmen Erzählungen bekannt zu machen. — Außer den öfteren Gelegenheiten zu Kriegs- und Turnier-Uebungen, welche irrende Ritter auf ihren Reisen fanden, bot an abgelegenen Orten, die sie durchzogen, der Zufall ihnen Verbrechen zur Bestrafung, Abwehr der Angriffe zur Unterdrückung und überhaupt Mittel dar, durch die ihnen eingeflößten Gesinnungen nützlich zu werden. Immer in Waffen zum Beistande, den sie Unglücklichen schuldig waren, zum Schutz und zur Vertheidigung, wie sie Männern und Weibern versprochen hatten, sah man sie nach allen Seiten hin eilen, wenn sie Gelübde ihres Ritterthums erfüllen konnten. Oftmals auch vereinigten sich mehrere Ritter, die an einem Hofe versammelt waren, wo sie die Ehre des Ritterstandes empfangen, oder feierlichen

Festgelagen beigewohnt hatten, zu Fahrten oder Reisen, die sie Entdeckungs-Fahrten nannten: einen berühmten, dann verschwundenen Ritter, eine Dame in Feindesgewalt, auf zu suchen, oder zu andern noch größern Unternehmungen. Unsere Helden, aus einem Lande in das andere ziehend, Waldungen durchreitend, ohne weitere Sorgfalt als für die eigene Vertheidigung, lebten allein durch die Jagd; platte, in die Erde eingesenkte Steine, die nur zu ihrem Gebrauche da lagen, dienten ihnen, das erlegte Wild zu bereiten und ihre Mahlzeiten zu halten. Auf diese Tische legten sie die getödteten Rehböcke und preßten sie mit andern aufgelegten Steinen, um das Blut aus zu drücken; Salz und einige Spezereien, die einzigen Vorräthe, mit denen sie sich belästigten, waren der Speise ganze Würzung. Die auf zu suchenden Feinde desto sicherer zu überraschen, zogen sie nur in kleinen Haufen, zu Dreien oder Vieren, und, unerkannt zu bleiben, veränderten oder verbargen sie ihre Wappen, oder überhängten sie mit einer Decke. Die Zeit eines Jahres und eines Tages war der gewöhnliche Raum für ihre Unternehmungen; bei ihrer Rückkehr mußten sie, nach ihrer redlichen Gelobung, ihre Abentheuer getreulich erzählen, ihre Fehler und ihre Unglücksfälle aufrichtig gestehen. Ueberall aber, wenn sie auf ihren Zügen in Schlössern anlangten, wurden sie von Frauen und Jungfrauen mit großem Eifer empfangen und mit zarter Sorgfalt bedient.

2. Die Ritter von der Tafelrunde.

Die Tafelrunde war eine Art der Ergötzungen und der Waffenfeste, den Turnieren und dem Ringstechen ähnlich, eine Art von Ehrenkämpfen. Wenn die Ritter von dem Kampfe zurück kehrten, versammelten sie sich bei dem Anstifter des Festes zum Abendmahle, bei dem sie an einer runden Tafel saßen. Matthias Paris, der im Jahre 1240 ein rühmliches Leben führte, gedenkt nicht nur der von jener Zeit an berühmten Ritterspiele der Tafelrunde, sondern er scheidet auch diese ritterlichen Feste von Turnieren und Ringstechen, denn diese geschahen, wie er berichtet, in Haufen; jene waren einzelne Gefechte, deren eigenthümliche Waffe die Lanze war. Dieser Schriftsteller redet von einem feierlichen Spiel der Tafelrunde, das im Jahre 1252, während des achttägigen Festes der Geburt der heiligen Jungfrau und bei der Abtei von Vualedene, gehalten wurde. — Doch waren alle Ehrenkämpfe, als Waffenfeste, von denen der Tafelrunde nur wenig unterschieden. Sie wurden oft verwechselt, und bei der Erwähnung ihrer Feierlichkeiten nannte man die Ritter bald Ritter der Tafelrunde, bald der Turniere, bald der Ringstechen, bald des Waffenganges, weil diese Spiel-Uebungen fast dieselben waren. Keiner, der nicht in den Orden des Ritterthums aufgenommen war, durfte an den Ergötzungen der Tafelrunde Theil nehmen.

3. Die Troubadours unter den Rittern.

Die alten provenzalischen Dichter, Trouveres oder Troubadours genannt, blüheten von dem zwölften Jahrhundert an, als Barbarei und Unwissenheit noch in Europa herrschten; sie besuchten die Höfe der Fürsten und großen Herren und wurden, besonders von den Damen, denen sie ihre Huldigungen und ihre Lieder weiheten, günstig aufgenommen. Viele Troubadours nahmen an den Ereignissen ihres Zeitalters Theil und besangen sie mit Gefühl. Einige stellten die Entzückungen der Liebe dar, Andere gaben sich einem kriegerischen Feuer hin. Der größere Theil dieser Gesänge ist durch ländliche Einfachheit bezeichnet, an welche sie lebhafte, oft erhabene Bilder knüpften. Unter diesen Dichtern befanden sich mehrere Ritter.

Sein Herz, seine Huldigungen und das Leben ausschließend der Geliebten weihen, für sie nach dem vollen Ruhm der Tugend und der Waffen streben, ihre Vollkommenheiten bewundern, ihr öffentliche Bewunderung erwerben, um den Namen ihres Dieners und ihres Sklaven eifern, und zum Lohn für so große Liebe, für so große Anstrengungen sich glücklich schätzen, daß sie der Annahme sie würdigte; kurz, seiner Dame dienen wie einer Gottheit, deren Gunst nur der Preis der edelsten Gesinnungen seyn kann, einer Gottheit, die man nur mit Ehrfurcht lieben, die man nur mit Liebe verehren soll — dies waren die ersten Pflichten jedes Ritters, oder eines Jeden, der nach der Ritterwürde strebte. In solchem System der Liebe konnte die Einbildung sich schwärmerisch erheben, und, Helden bildend, entfesselte sie auch die Einbildungskraft der Dichter jenes Zeitalters. Die Schönen, deren Reize und Verdienste die ritterlichen Minnesänger feierten, diese irrdischen Gottheiten des Ritterthums, nahmen sie mit zuvorkommender Großmuth auf und belohnten oftmals ihre Liebe durch süße Begünstigungen. Unter solchen Rittern nennen wir: Wilhelm den Neunten, den Grafen von Poitou und Herzog von Aquitanien, der im Jahr 1122 starb; Richard den Ersten, den König von England, Löwenherz genannt; Savari von Mauleon, Oberster der Braven genannt; Raymund Berengar den Fünften, Grafen von Provence. Wir gedenken hier nur kürzlich dieser Ritter, die mit dem Muthe und mit der Mannhaftigkeit das Studium der Dichtkunst verbanden. Es sieht sich leichtlich ein, daß, begeistert von Liebe und Krieg — den ersten Beweggründen ihrer Handlungen — Einige die Waffenthaten feierten, die so viele Ritter verherrlicht hatten, Andere die Schönheit, die Anmuth und die Annehmlichkeiten ihrer Damen, und die in ihnen erregten zärtlichen Gefühle besingen und so ihr Jahrhundert für die Dichtkunst wichtig machen mußten.

(Die Fortsetzung folgt.)

## Excursion in einen Theil des Harzes.

(Fortsetzung.)

Der eben aufgebudete Wochenmarkt, der das Personal der niederen und mittleren Stände Quedlinburgs, zumal die Hausfrauen, mobil gemacht, gewährte mir darauf eine kurze Unterhaltung, und der ziemlich plattdeutsche Dialekt, der hier überall vorklingt, mit einiger Breite und Bequemlichkeit der Haltung vereint, gab dem Tableau etwas Niederländisches. Es wäre wohl auch manch artiges Bild aus dieser Gruppirung zu zeichnen gewesen, obschon kein einziges Gesicht unter Hunderten sich über das Gemeine zur Schönheit erhob, und besonders ein geschmackloser Schnitt der Kopfbedeckung den Wenigsten kleidete. Meist große, derbe, untersetzte Frauen, doch weder eigentlich blond noch braun; dagegen einige Jüdinnen, die der Zufall darunter gemischt, sich um so abstechender unterschieden.

Mein Pferd stand schon gezäumt und trug mich nun durch ziemlich ebene Felder, obschon von beiden Seiten von Höhen überragt, über Westerhausen zum Regen- oder Reinstein, dessen Ansicht von fern bald dem Königsstein in Sachsen, bald den Vorlagen des Oybins bei Zittau gleicht, obschon eine nähere Schau diese Gleichheit vernichtet. Versäume Keiner, der den Harz durchwandert, dies seltsam erschaffene und benutzte Felslabyrinth, wenn auch nur flüchtig, zu durchstreifen, da man sehr weit gereist seyn kann, ohne dem Aehnliches gesehen zu haben, wenn auch die noch im siebenjährigen Krieg besetzten Festungswerke jetzt verwilderte Plätze sind, und nur als Spuren übermenschlichen Fleißes aus undenklichen Zeiten her bestehen, wo man, in Entbehrung des Pulvers, sich nur auf Faust und Hammer beschränkt, um Felsen zu durchhauen und Höhlen ein zu sprengen, in deren einigen sich mehr als hundert Menschen bergen konnten. — Das einzige, von zwei Fels-Basteien gedeckte Thor — jetzt ein freier Durchgang zwischen Sandstein-Klippen — wodurch auch ich meinen Einzug hielt, lag der Burg gegen Westen, und war gewiß vormals sorglich bewacht. Dann schlingt sich der wenig besuchte Weg lang über geebnete Felsenlager bis zu der mittleren Höhe hinan, wo wieder rechts und links in Fels gebrochene Höhlen und Gewölbe, mit mancherlei alten Schriftspuren versehen, Zeugen früherer Bewohner sind; und Wachthäuser, Ställe, Waffenkammern und Verließe — alle in Stein gehauen — kund thun: daß einst hier ein mächtiger Vertheidigungsplatz und eine starke Bemannung gewesen. Zu einigen Höhlen hat allerdings wohl die Natur Veranlassung gegeben, wovon man noch sichtbare Merkmale sieht; doch war's nichts desto minder ein kühner Gedanke, sich tief in dieser Felsenwelt ein unbezwingliches Lager zu bauen, und hier, wie der Adler aus seinem Horst, ganzen Heerhaufen Trotz zu bieten. — Ich mag daher gern der Sage glauben: daß mein Lieblingsheld, der erste Heinrich, auch hier sein Kriegs-Genie erprobt und schon im Jahr 919 die ersten Vertheidigungs-Linien gezogen; was bei der Nähe seiner Pfalz zu Quedlinburg, um hier sein Theuerstes vor Hunnenschwärmen und ihren slavischen Bündnern zu sichern, gewiß nicht ohne Wahrscheinlichkeit ist. Drum bin ich geneigt, den noch jetzt nordöstlich am höchsten Punkt gelegenen Rundthurm für sein Werk zu halten — wiewohl er auch den späteren Grafen von Reinstein sein Daseyn danken kann — da zumal die weitesten Höhlen, Stallräume und bedeckten Wege hier gleichsam sternartig zusammen laufen. Jetzt ist er nur ein abgebrochener Stumpf, eine ciklopische Mauerklippe, aus welcher Epheu und Gezweig empor grünt und die einsame Wüste beschaut. Unfern davon wird ein Platz der Generalsitz genannt, von wo man die herrlichste Aussicht gegen Derenburg und Halberstadt und weiterhin gegen Braunschweig gewinnt, und sich von fern von jedem anziehenden Feind überzeugen konnte. — Von hier und an den meisten Stellen gegen Nord-Ost ist der Fels fast senkrecht abgeschnitten, so daß er an mehreren Punkten wohl um 150 Fuß aus der Ebene empor ragt, die hier noch dazu ein bewegliches Sandmeer, fast einem Sumpfe vergleichbar, ist; nur gegen Westen senkt sich die Felsenwelt, und dachet sich gemach nach dem Walde nieder, wo aber die Kunst sich ins Mittel gelegt, und Wälle, Schleudern und Geschütz wohl auch den Zugang wehren mochten.

(Der Schluß folgt.)

## An zwei Schwestern.

### Bei Ueberreichung einer Bonbonnière.

Mein Kästchen bringt nicht gold'ne Spangen,
Nicht Ringe, noch Juwelen Euch;
Die Schönheit fordert keine Zierde,
Sie ist schon in sich selber reich.

Das gold'ne Haar, so fein und seiden,
Glänzt doch vor allem andern Gold;
Es sind die dunklen blauen Augen
Vor allen Edelsteinen hold.

Nur bunte Süßigkeiten liegen
In meines Kästchens engem Schrein,
Doch laden sie die kleinen Hände
Gern zum Besuche bei sich ein.

Gewiß, sie ahnen schon die Wonne,
An Euren Lippen zu zergehn;
Das Süße sucht einmal das Süße,
Und muß es selbst daran vergehn.

Doch greift Ihr nach den Zuckerwaaren,
Dann fühlt, daß Neid ich hegen muß:
Sie dürfen Euren Mund berühren,
Und ich — ich sehe nur den Kuß.

K. Köchy.

## Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

Königsberg. Ueber die Abnahme des Handels wird bei uns wie allenthalben geklagt, und auch dieser Sommer soll wieder für den Kaufmann sehr schlecht gewesen seyn. So viel ist gewiß, einer der Hauptzweige des Handels, der Kornhandel, liegt beinahe gänzlich darnieder, indem der gütige Himmel das Korn ringsum hat reichlich wachsen lassen. Auch bei uns ist, so wenig es anfangs den Schein hatte, die Erndte ergiebig genug gewesen. Im Anfang des Sommers, bei der frühen Dürre, dann bei den dauernden Regengüssen fürchtete man; in der Mitte des Sommers trat noch dazu eine hier ganz ungewöhnliche Ueberschwemmung ein, indem Platzregen die Flüsse so anschwellten, daß hie und da die Dämme durchbrochen wurden — dem Durchbruch bei Braunsberg ab zu wehren, half besonders die Anstrengung der dortigen Besatzung — und auf meilenlangen Strecken die Wiesen und Aecker unter Wasser standen, so daß man weit über die Spitzen der Saaten weg schiffte. Das Heu war eben gemäht; tausende von Fudern wurden weggeschwemmt, und einzelne Besitzer haben bedeutend verloren; aber doch war im Ganzen die Heu- und Korn-Erndte ziemlich ergiebig. — Eine zweite Natur-Begebenheit, welche unsere Zeitung und aus ihr die Berliner, Hamburger und manche andere erwähnten, ist wieder ein Beweis: wie geringfügige Gegenstände schon in der Nähe unglaublich vergrößert werden. Im Regierungs-Bezirk von Gumbinnen, so hieß es, sollte plötzlich eine mineralische Quelle mit starkem Strahle aus einem Hügel hervor geschossen seyn, und, wenn auch nicht weit davon schon sich in einen Fluß ergießend, doch eine geraume Fläche überschwemmt haben. Daß die Quelle mineralisch sey, ward daraus geschlossen: weil theils sie bei dem Hervordringen Steine mit sich geführt habe, theils aber, wo sie in den Fluß sich ergieße, die Fische alle gestorben wären. Den ersten faden Grund ließen die auswärtigen Zeitungen weislich weg; aber auch das Ganze reducirte sich, bei genauerer Untersuchung, auf die einfache Thatsache: daß aus einem quellreichen Hügel ein Quell sich eine neue Oeffnung gebahnt hat. * —.

Königsberg. Unsere Bühne wurde am 1. Oktober wieder eröffnet. Die Huraysche Gesellschaft hat bisher keinen Zuwachs ihrer Mitglieder gezeigt; wohl aber sind ihnen die bei der Oper bisher noch nicht ersetzten Hr. und Mad. Meißner abgegangen. An seine Stelle soll Hr. Weitzmann von Berlin verschrieben seyn. Die Oper „Tancred" wurde hier am 15. Oktober gegeben, und obgleich die sehr rühmliche Aktrisin Borgondio hier erst vor wenig Wochen den halben „Tancred" gesungen hatte, so gefielen doch Mad. Gosler und Mad. Weise, und sangen auch wirklich sehr brav. — Das Bedürfniß eines Direktors des Orchesters wird, wie es scheint, nur immerwährend gefühlt, ihm aber nie abgeholfen werden. — Hr. Hill zeigt nun auch hier die Buschmenschen und hat vielen Zulauf. Ob die Kriegsgesänge, das Aufsuchen und Fechten, und was sie sonst zeigen, wirklich national ist, zweifle ich; die Buschmenschen aber selbst sind, nach Aussage des hiesigen Medizinal-Raths Hofrath Dr. Burdach, unverfälscht. — r —.

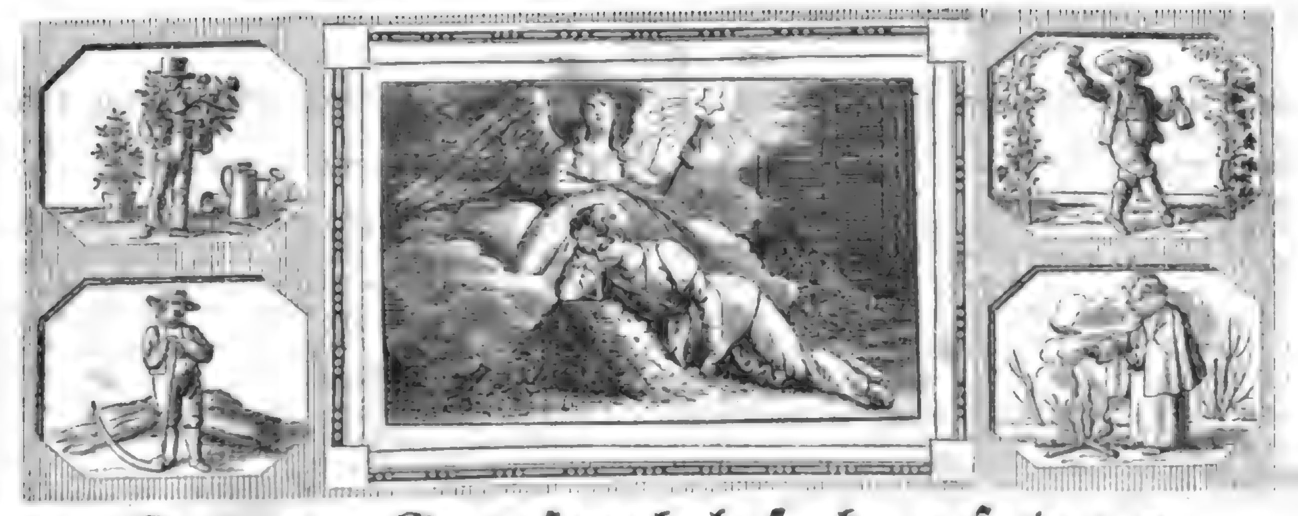
Luenen an der Lippe. Auch hier ist ein freundlicher Gesundbrunnen, der zwar mit dem zu Pyrmont sich nicht messen läßt, der aber dennoch wenigstens eben so viel Aufmerksamkeit verdient, als die andern westphälischen kleineren Bäder zu Unna, Schwelm u. s. w. Der Luener Brunnen enthält starke Eisentheile; die Lage und Anstalten sind sehr angenehm, Gesellschaft muß man sich aber in den Wochentagen selbst mitbringen; dagegen aber wird man Sonntags entschädigt. Dann versammelt sich die schöne Welt aus dem 1½ Stunde entfernten Dortmund; es wird an einer ziemlich zahlreich besetzten und recht guten Wirthstafel gegessen, und des Abends ist Ball, der gewöhnlich auch noch von dem ziemlich zahlreichen Land-Adel der Nachbarschaft besucht wird. — Das benachbarte Dortmund gewährt den hiesigen Badegästen, deren Anzahl in diesem Jahre freilich eben nicht sehr bedeutend war, wenig Genuß; denn so berühmt diese Stadt auch in alter Zeit gewesen seyn mag, da sie der Hauptsitz des Vehmgerichts war, so wenig Interessantes bietet sie jetzt. Eine schöne Kirche und wenige Häuser zeichnen sich aus, sonst ist Alles sehr mittelmäßig; merkwürdig aber ist der Mangel an Ordnung, mit der die Häuser in der Stadt unter einander gewürfelt worden sind. Straßen hat die Stadt eigentlich nicht, wenn man darunter eine einigermaßen gerade fortlaufende Reihe von Häusern versteht. Hier sieht man ein Haus, dort eine Garten-Mauer; hier einen Hofplatz, dort wieder ein Haus, dann einen Mistplatz u. s. w., Alles in größter Ordnungslosigkeit. Zwischen diesem Chaos windet sich ein Weg hindurch, der jetzt endlich wenigstens mit einem sehr guten Steinpflaster versehen ist. Sonst lagen hier nur einzelne Felsen-Stücke lose in den Straßen umher, und man mußte bei schmutzigem Wetter von einem auf das andere voltigiren. — Dortmunds Bewohner zeichnen sich übrigens durch ihre Musik-Liebhaberei aus. Die Conzerte sollen sehr vollständig und gut besetzt seyn; auch erzählte man von einer Sängerin, die der Catalani vorgezogen wird; natürlich — in Dortmund; und man thut wohl, das Heimische am höchsten zu achten. — In den Wissenschaften schreitet Westphalen immer weiter vorwärts. Die Buchhandlung von Schulz und Wundermann thut sehr viel dafür; bei diesen kommt jetzt ein sehr gelehrtes Werk heraus: die „Mosella" des Ausonius, mit der deutschen metrischen Uebersetzung vom Conrektor Troß am Gymnasium zu Hamm, nebst kritischen und historischen Anmerkungen. Von demselben sehr gelehrten Verfasser ist vor Kurzem die rote Elegie des Tibull in derselben Art zu Hamm erschienen, und giebt einen sehr schätzbaren Beweis von dem Berufe des Verfassers zum Uebersetzen der römischen Dichter, der sich wohl mit dem Grafen Otto v. Haugwitz wird messen können, dem wir die vortrefliche Uebersetzung der Satyren von Juvenal verdanken. M.

In einer Schrift über die Sitten der Hindu's und namentlich der Bewohner von Lony wird Folgendes berichtet: Es giebt keine bequemere Lebensart, als die der Land-Bebauer von Lony; desto unbequemer ist sie für die Weiber. Sie sind, wie die meisten Weiber Asiens, selten Gegenstände der Galanterie; vielmehr werden sie als ein Theil des Hausthier-Bestandes betrachtet. Der Mann darf sie schlagen, sie sogar verstümmeln oder zum Tode führen, wenn sie ihm ungetreu sind; doch kommt dies nur selten vor. Man verachtet dort die verliebten Männer; nie also darf eine Frau einer Liebkosung oder eines sanften Worts gewärtig seyn, ja sie wird nicht einmal Ehefrau genannt, und darf nur bei der Hochzeit mit dem Mann zusammen essen. Sie führt die Hauswirthschaft, und ist sie gewandt genug, erringt sie dennoch oft eine eben so große Herrschaft über den Mann, als eine Europäerin. (Courier fr.)

Ein Hr. Narsey will nun endlich wirklich und wahrhaft eine Maschine erfunden haben, die sich in der Luft gegen allen Wind ganz nach Gefallen bewegen, wenden und leiten läßt. Er hat eine Schrift heraus gegeben, welche die Beschreibung enthält und deren Ertrag zur Anfertigung des Werks dienen soll. Er will damit in einer Stunde 7 — 8 Lieus zurück legen und denkt eine förmliche Luft-Diligence daraus zu machen. (Courier fr.)

Professor Munke hat in seinen „physischen Annalen", welche zu Heidelberg erscheinen, folgende durch siebenjährige Beobachtung begründete Erfahrung aufgestellt: Bei gewöhnlichem Stande der Atmosphäre steigt das Barometer Morgens um 9 Uhr eine halbe Linie, und fällt um 3 Uhr Nachmittags wieder um eben so viel. Steigt es Morgens, hat man keinen Regen zu fürchten; steigt es aber nicht, so regnet es gewiß. Steigt das Barometer Abends, so ändert sich das Wetter allemal. (Quotid.)

Redacteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurersche Buchhandlung.




# Der Gesellschafter
oder
# Blätter für Geist und Herz.

1820. Sonnabend den 11. November. 182stes Blatt.


## Excursion in einen Theil des Harzes.

(Schluß.)

Ich hatte mein Pferd in einen Felsenstall gezogen, wo sonst vielleicht manch Königsroß gewiehert, manch stattlicher Frauen-Zelter Nachtquartier gehalten, und stieg ganz verwaist in den Klippen umher, als mir — wie einst dem Huon Freund Alonso — ein rüstiger Fremdling entgegen trat, den gleicher Zweck hieher getrieben; weshalb wir uns auch alsobald gesellten und unser Plan kein geringerer war, als die südliche Felsenfestung zu durchsteigen und ihre äußerste Grenze zu erspähen. Doch war der Raum so groß, so oft durch Gebüsch und Spalten unterbrochen, daß wir uns bald eines Andern besannen und wohl noch mancher Schlupfwinkel nach blieb, aus dem sonst Pfeil und Speere klingen mochten; zumal als noch der famöse Raubgraf hier gehaust, von dessen Käfig ich vorhin erzählte. — Doch fanden wir auf dieser Streiferei einen Pfad, vielleicht einen früheren Ausfall gegen Süden, der unmittelbar nach Blankenburg führte; und nachdem ich mein Pferd wieder erreicht, ging's nun auch ohne Weiteres da hinab, so daß ich, ehe eine halbe Stunde vorüber war, mich schon in Blankenburgs Ringmauern sah. — Noch empfehle ich Reisenden, die den Reinstein besuchen, sich lieber Nachmittags dahin zu begeben, wo, während des Sommers, stets ein Führer — so viel ich weiß, ein alter Jäger — zum Geleitsmann bestimmt ist, der für ein kleines Geschenk seine Wunderwelt zeigt und überall die bequemsten Steige findet.

Sah ich je ein wohlgelegenes, wunderfreundliches Fürstenhaus, so ist's das Blankenburger auf seiner weit umschauenden Höhe; im Rücken der Harz, unter ihm die Stadt; im Mittelgrund Wiesen, Felder und Dörfer, die Felsenhäupter der Teufelsmauer und ein paradiesischer Hintergrund. Schon im Jahr 1797 zog mich seine treffliche Lage an, doch jetzt nach 23 Jahren — indeß ich manche Gegend durchstreifte — fand ich noch immer, was mich damals ansprach, war sein Idyllenreiz noch nicht erloschen. Derselbe Gasthof, der mich damals aufnahm, gab mir auch heute wieder treue Pflege; doch wie fast überall im nördlichen Deutschland, so auch hier, vermißt man früher gewohntes heiteres Leben und eine freie Geselligkeit.

Mein Rückweg von Blankenburg nach Gernroda führte mich an zwei Punkten vorbei, deren ich flüchtig noch Erwähnung thue. Der erste — eine Viertelmeile von Blankenburg — ist die bekannte Teufelsmauer, ein, gleichsam den Himmel stürmender Wall, der, in einzelnen Felsen aus dem Boden ragend, den sogenannten Heidelberg von Nordwest gegen Morgen krönt, von fern einer Reihe riesenhafter Menschen oder aufrecht gestellter Ungeheuer gleich, die bald in scheinbarer Ruhe gegen einander, bald wie im wildesten Streit begriffen sich erhoben haben. Um den Fuß dieser dunkeln Stein-Colosse hat sich ein freundlicher Laubwald erzeugt, und mächtige Eichen stehen wie zarte Stauden am Saume dieser Titanenwelt. Luise Brachmann hat in einer ihrer Dichtungen ein Vehmgericht in diese Felsen angesetzt, wovon die Geschichte allerdings nichts weiß, doch

gesteht man ihrer Fabel gern alle poetische Wahrheit zu, wenn man vom Weg aus zu den Trümmern aufsieht, in deren Spalten, Trennungen und Schlünden nicht nur ein Freigraf mit seiner Schöffenschaar, sondern wohl Hunderte von sogenannten Wissern sich verbergen konnten, ohne daß man im Thale ihren Dingstuhl geahnt. — Daß übrigens Form und Gestaltung der Parthieen, die man zusammen die Teufelsmauer nennt, und deren oft stundenweit unterbrochener Kamm sich von hier bis jenseits Ballenstädt ausdehnt, in späterer Zeit noch Veränderungen erlitten, die vielleicht durch atmosphärischen Einfluß, vielleicht durch innere Production der Natur bedingt, sich dem Beobachter hie und da verrathen, ist eine Bemerkung, die ich nicht unterdrücken mag, da ich sie einem nun verstorbenen Geologen danke, der lang in der Nähe dieser Felsen gelebt und Theorie mit Erfahrung vereinte.

Eine kleine Meile östlicher kam mir bei dem Dorfe Thale die Bode in den Weg und wurde auf einer Brücke überschritten, da sie, so flach sie auch immer ist, wegen ihrem steinigen Bett nicht wohl zu durchreiten. Von hier sieht man rechts südwärts im Gebirge eine mächtige Felskluft, die Roßtrappe genannt, die, wie die Sage erzählt, vormals ein Königskind zu Roß mit ihrem Ritter übersprungen, wovon die Hufspur im Gestein zurück blieb. Noch kühner, colossaler als im Selkenthale ist sowohl Ort als Fabel gehalten und verdient jedes Reisenden Beachtung; da jedoch ein ähnliches Object schon einmal da gewesen und anderwärts oft schon erörtert ist, so bemerke ich nur: daß der Weg zur Roßtrappe neuerlich sehr verbessert worden, folglich der Aufstieg erleichtert ist, der früher, wie ich selbst zwei Mal erprobte, in hohem Grade beschwerlich war. Auch schien mir's im Vorübergehen, als sey auf dem schönsten Punkt der Felsen, wo der Tritt sich zeigt, ein kleines Bretterhaus entstanden, was Jeder dem humanen Erbauer danken wird, der schon die Tücken des Gebirggeist's erprobte, und oft mit Nebel und Regen hier gekämpft, indeß im Grunde die Sonne geschienen. Größe und Isolirtheit des Standpunkts selbst, ein tief im Kessel schäumender Fluß — die Bode —; einzelne aus der alten Nacht empor gereckte Riesentannen, die kerzenartig das Geklipp überziehen, das bald kahl und grau wie die Zeit, bald übergrünt und mit Gesträuch umsponnen, hier pyramidengleich und dort cyklopisch aufgethürmt, sich diesseits unter unsern Füßen verliert, um jenseits um so höher an zu steigen — dabei eine Einsamkeit und Stille, als sey man in eine tiefe Wüste versetzt, da doch das Auge nah und fern sich an der lebenvollsten Landschaft ergötzt —; dies Alles macht einen so originellen Effekt, drängt ein so unvergeßliches Bild zusammen, daß es Sünde wäre, den Harz zu sehen, ohne zuvor einen Blick in diese Schauertiefe, in seine schönste Verwilderung zu thun, wo Deutschlands alte heilige Legende die kühnste ihrer Sagen bewahrt!

Bald darauf sah mich Gernroda mit seinem vielbesuchten Stufenberge wie ein lieber Bekannter an, und lud mich ein, den Abend dort zu feiern. Doch muß sich ja der Mensch das Liebste oft versagen, wenn er des Guten schon zu viel genoß; ich beschränkte mich daher nur auf das Aeußere der Gernrodaer Stifts-Kirche, die schon von Weitem wohl ins Auge fällt, und deren hohes Alter unbestritten. Schon wieder mußte ich jedoch den Wandelsinn unserer neueren Baumeister tadeln, die, um der gefährlichen Parallele zu entgehen, viel lieber die schönste gothische Façade durch eine entbehrliche Vorlage blenden, ehe sie ihrem verwegenen Bildungssinn die kleinste Nachgiebigkeit abgewinnen. Daß dieser Tadel hauptsächlich das überlebte achtzehnte Jahrhundert trifft, wo man den gothischen Styl noch barbarisch nannte, versteht sich von selbst. Hier hat man nämlich den Fronton, so wie das Haupt-Portal der Kirche, die in der That eine Migniatur-Copie des Magdeburger Doms zu seyn scheint, mit einem halb runden Thurm verbaut, der sich recht widerwärtig davor breitet, wie überhaupt mehrere Oekonomie-Gebäude eines angrenzenden Kammerguts sich profan genug mit der Kirche verschmelzen, wenigstens überall ihr zu nahe stehen. Das Innere des Gebäudes ist groß und licht, doch ohngefähr so durch neuere Färbung maskirt, als deckte man ein altes Priesterkleid mit einer französischen Mode-Robe.

Ein niedliches Mädchen, das mir im Gasthof den Kaffee kredenzte und deren Mignon-Gesicht eher nach Italien, als hieher zu gehören schien, erinnerte mich schmerzlich an meine Vierzig; ich eilte daher, bald davon zu kommen, und hörte bei dem nahen Vorwerk Haberfeld noch eine recht vollstimmige Glocken-Musik der eben einziehenden Rinder-Heerde. Daß man am Harz die Rinder-Glocken viertönig stimmt, ist bekannt und war mir schon früher vorgekommen; doch heute, nach so mancherlei Erscheinungen, that mir bei dem Eintritt in die liebe grüne Waldung das lang entbehrte Glocken-Concert so wohl, als dem Tyroler oder Appenzeller der Anblick seiner blauen Berge thun mag, von denen er jahrelang scheiden mußte.

Und somit ende ich denn meinen kurzen Reise-Bericht, denn ich trat wieder in das Selkenthal, von dem ich schon mehr, als ich gesollt, erzählte, und indem ich schlüßlich meine lieben Leser recht freundlich um Nachsicht und Entschuldigung bitte, sage ich Jedem mein Lebewohl.

Friedrich Krug von Nidda.

# Das französische Ritterthum.

(Fortsetzung.)

## 4. Das Ritterthum der Damen.

Das Ritterthum ist ein Ehrentitel, welchen Adel des Blutes und persönliches Verdienst begründeten. Aber hoher Adel genügt nicht ohne Tugend; warum hätten die Frauen nicht nach der Ehre des Ritterthumes streben dürfen? Sind denn Seelengröße, Tapferkeit, hohe Thaten und alle vorglänzenden Eigenschaften, die einen vollkommenen Ritter bilden, mit dem weiblichen Geschlecht unvereinlich? Zeigen uns nicht die heiligen und die weltlichen Geschichten, die alten wie die neuen, Beispiele von Frauen, die den tapfersten Eroberern in Nichts gewichen sind? Könige, Fürsten und große Herren hielten es für eine Ehre, von Damen bewaffnet zu seyn. Es war daher natürlich, daß verschiedene Ritter-Orden gestiftet wurden, um die Verdienste der Damen zu belohnen, wenn sie sich vor Andern ihres Geschlechts auszeichneten, da die Ritter des Alterthums sie als ihre Gebieterinnen ansahen, auf sie alle ihre Gedanken, alle ihre Handlungen bezogen, und fast ihnen allein den Ruhm der hohen Thaten verdankten, wodurch sie sich verewigten. Die Ritter-Orden wurden gewöhnlich gestiftet, um den Muth der Kriegsleute auf zu reizen und ihre Dienste zu belohnen; aber wir wollen hier einige Ritter-Orden nennen, welche den Werth der Damen belohnen sollten.

Raymund Berengar, letzter Graf von Barcelona, stiftete den Orden des Beiles, zum Andenken des Sieges, den er durch Tapferkeit der Frauen über seine Feinde erfocht. Folgende Thatsache veranlaßte die Stiftung dieses Ordens: Als die belagerte Stadt Tortosa auf das Aeußerste gebracht war, stiegen Frauen auf die Mauer und vertheidigten mit Beilen die Stadt so muthvoll, daß sie die Feinde zur Aufhebung der Belagerung zwangen. Der Graf Raymund ertheilte diesen Heldinnen folgende Vorrechte: 1) Es sollen die Frauen in allen öffentlichen Versammlungen und an allen Orten den Männern vorgehen. 2) Sie sollen von allen Auflagen und Hülfssteuern befreit seyn. 3) Sie sollen alle Kleinodien, Edelsteine, alles Gold und Silber ihrer Männer erben. 4) Man hat ihnen gleiche Achtung und gleiche Ehrenbezeugungen zu erweisen, wie den Rittern kriegerischer Orden. — Die Kleidung dieser Damen und das Zeichen ihres Ritterthums enthalten folgende Worte: „Havevano per insegna una veste lunga col collaro a guisa di capuccio acuto, il quale levanao sopra del capo et in esso vi spiccava la figura d'una scure: o voglian dire acetta di colore carmeniso."

Als die Stadt Valencia von den Engländern in einer Zeit belagert ward, in welcher der Adel des Landes im Dienst des Königs von Castilien war, beschlossen die Frauen, den Platz zu vertheidigen. Nach einem muthvollen Widerstande während mehrerer Tage thaten sie einen so entschlossenen Ausfall, daß sie die Engländer zwangen, die Belagerung auf zu heben und sich in Unordnung zurück zu ziehen. Um Beweise eines so edelmüthigen Betragens zu den Nachkommen zu bringen und die Tapferkeit dieser Frauen zu belohnen, befahl Johann der Erste, König von Castilien: daß sie in den von seinem väterlichen Großvater, Alphons, gestifteten Orden der Binde aufgenommen werden sollten; er bewilligte ihnen alle Vorrechte, welche den Rittern des Ordens der Binde zustanden, befahl, ihnen gleiche Ehrenbezeugungen zu erweisen und daß sie das Ordenszeichen tragen sollten: eine Binde oder goldene Schärpe über ihren Mänteln.

Nicht geringeren Ruf als die Damen von Tortosa und Valencia haben sich durch ihre Entschlossenheit und durch ihren Muth die Damen von Beauvais erworben. Als Karl der Kühne, der letzte Herzog von Burgund, im Jahre 1472 die Stadt Beauvais belagerte, unternahm er, nachdem er sie 21 Tage umzingelt gehalten, an einem Donnerstage, den 9ten Juli, einen allgemeinen Sturm. Als die Einnahme der Stadt ganz nahe war, stellte eine Dame, Johanna Hachette, sich an die Spitze der Frauen und führte sie auf die Mauern, die sie mit Steinwerfen vertheidigten. Ein Offizier des Herzogs von Burgund pflanzte seine Fahne auf die Mauer; Johanna Hachette lief hinzu, entriß ihm die Fahne und stürzte ihn die Mauer hinab. So vertheidigten die Damen von Beauvais die Stadt mit solcher Tapferkeit, daß der Herzog genöthigt ward, die Belagerung schimpflich auf zu heben. — Ein Ritter-Orden zur Belohnung des kriegerischen Muthes dieser Frauen ward in Beauvais nicht gestiftet; aber der Magistrat gab, zur Erinnerung an ihre Heldenthaten, verschiedene Anordnungen, welche der Stiftung eines Ritter-Ordens nahe kamen. Es ward an jedem 10ten Juli, dem Jahrestage des Abzuges der Belagerer, eine allgemeine Prozession gehalten; die Frauen gingen bei dieser Feierlichkeit vor den Männern, und allen Frauen voran schritt Johanna Hachette, die Fahne tragend, welche sie dem Offizier des Herzogs von Burgund genommen hatte. Nach ihrem Tode ward diese Fahne in der Dominikaner-Kirche und ihr Bildniß im Rathhause aufgestellt; sie ist mit einem Degen in der Hand abgebildet. Ihre Nachkommen empfingen mehrere Vorrechte und blieben von allen Abgaben befreit.

(Die Fortsetzung folgt.)

## Redlichkeit.

Gleich wie dem Baume die Frucht, so entsprießet der Redlichkeit Segen:
Drum, wie die Wurzel des Baums, pflege vor Allem sie, Freund!

A. O. Blumenthal.

# Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

Frankfurt am Mayn. Unsere Stadt verschönert sich immer mehr; es entsteht ein Palast, ein Prachtgebäude nach dem andern. Die neue Straße am Mayn: die schöne Aussicht genannt, bildet eine schnurgerade Linie solid und geschmackvoll gebauter Paläste und Häuser, die sich alle Jahre ansehnlich verlängert. Hier zu wohnen ist wahres Ergötzen. Der silberne Mayn, das Ankommen und Abfahren der Schiffe, das Drängen und Treiben der Menschen auf der Mayn-Brücke, Sachsenhausen, die prächtigen Landhäuser und Gärten, Oberrad und seine reichen Fluren bis nach Offenbach hin — alle diese Gegenstände gewähren eine Aussicht, die man zu betrachten nicht müde wird. — Unser Theater befindet sich immer noch in seiner alten Mittelmäßigkeit; die Oper ist besser wie das Lust- und Schauspiel. „Titus" wurde während der Messe recht brav gegeben, das Orchester ließ nichts zu wünschen übrig. „Die beiden Gutsherren", von Julius von Voß, welche zum ersten Mal aufgeführt wurden, wollten hingegen nicht sonderlich ansprechen, weil die Großliebherrenthaler Parthie schlecht besetzt war. — Eine literarische Neuigkeit (bei Wenner erschienen) wird von allen Frankfurtern verschlungen. Es ist: „Die Entführung oder der alte Bürger-Capitain, ein Frankfurter heroisch-berjerlich Lustspiel in zwei Aufzügen." In dem ächten Frankfurter bürgerlichen Dialekt geschrieben, hat es am Ende zur Verständigung nicht allein Bemerkungen über die Aussprache, sondern auch Wort-Erklärungen, alphabetisch geordnet. Wer diesen Dialekt nur etwas kennt, wird bei dem Lesen dieses „berjerlichen" Lustspiels viel lachen müssen. Das Süjet erinnert an die „deutschen Kleinstädter" und die Scenen scheinen aus dem Leben gegriffen zu seyn. Das Ganze enthält satyrische Anspielungen auf das Frankfurter Treiben überhaupt und sehr charakteristische Frankfurter Sprachwitze. Goethe wird, wie man versichert, über diese Erscheinung im nächsten Heft seines Journals: „Kunst und Alterthum" etwas sagen. — Der diesjährige Wein kann, trotz der schönen Herbstwitterung, in der Wein-Chronologie keine sonderliche Epoche machen, sondern muß in die Cathegorie der Nacheputzer — wie ihn die Frankfurter nennen — kommen. Desto mehr Epoche macht schon jetzt der vorjährige, der Neunzehner Wein, welchen man dem Eilfer gleich halten wird, wenn er noch einige Jahre gelagert hat. Unter vielen Wein-Handlungen hat besonders der alte Herr Joh. Ant. Engelhardt ein Lager ächter, vortreflich gehaltener Rheinweine. Ich sage ächt, weil er diese Weine nicht von Weinbauern, sondern die Erndten größtentheils am Stock gekauft und nach ihren Lagen und Gewächsen selbst hat keltern lassen. Seine Eilfer und Neunzehner Bergweine, z. B. Niersteiner, Laubenheimer, Johannisberger, Clausser, Markebronner, vorzüglich Hochheimer und Rüdesheimer Hinterhäuser sind vortreflich. Was ist das schönste Blumen-Bouket gegen den Geruch (die Blume) dieser Weine unmittelbar aus den Lagerfässern! Nur ein begeisterter Dichter könnte dieses Aroma, diesen Balsam würdig schildern. — Das nahe Offenbach mit seinen gewerbfleißigen Bewohnern verschönert und vergrößert sich immer mehr. Die große Kutschen-Fabrik der Herren Dick und Kirsten wird immer größer; weil man nicht leicht an einem andern Orte dauerhaftere und eleganter gebaute Wagen finden wird als hier. Ich sah einen neugebauten Stadtwagen für den König von Würtemberg, äußerst elegant und prachtvoll, vorzüglich in Rücksicht der Malerei, Stickerei, Vergoldung und Lackirung. Er hatte bewegliche Axen von neuer Erfindung, welche die Schwanhälse entbehrlich machen. Fürwahr, eine solche complicirte Fabrik zu gründen, zu welcher Wagner, Schmiede, Riemer, Sattler, Gürtler, Schlosser, Vergolder, Maler, Lackirer, Tapezierer, Glaser und Stickerei-Arbeiter gehören, eine solche Fabrik zu dirigiren, in Schwung zu bringen, sich alle die Kenntniße zu erwerben, die zur Beurtheilung und Uebersicht der Arbeit von mehr als 150 Menschen verschiedener Handwerke nothwendig sind, verdient alle Hochachtung. Die Gebrüder Kirsten, welche dieser Fabrik nach Dick's Tode vorstehen, sind kenntnißreiche wackere Männer, die stets mit England in Verbindung bleiben und jede neue englische Erfindung oder Form sogleich benutzen; daher die lange Dauer ihrer Wagen, der elegante Bau, die Bequemlichkeit und die Nettigkeit der Arbeit an denselben. — Offenbach, obgleich keine unbedeutende Stadt, hat das Eigene, noch keinen Stadtrath zu besitzen. Es existirt daselbst eine kleine alte und eine große neue Gemeinde, die sich nicht vereinigen können. Der ältere Theil der Stadt ist klein, größtentheils unansehnlich, und ihre Bewohner verlangten wahrscheinlich bei einem zu wählenden Stadtrath besondere Vorrechte, welche sich die Bewohner des neuen, weitläuftigen und schönen Theils nicht gefallen lassen wollten; daher die Differenzen. — Durch die neue Chaussee, welche (einige Meilen näher als über Frankfurt) von Hanau in gerader Linie über Offenbach nach Darmstadt geht, glaubte man alle die Reisenden auf diese Straße zu lenken, die Frankfurt nicht berühren wollten; allein Frankfurt ist ein Magnet, der Alles anzieht; daher ist die neue Straße todt und leer, die Chaussee nicht befahren und die vortreflich angelegte Schiffbrücke bei Offenbach über den Mayn hat nicht den Nutzen, den man erwartete. — n —.

Würzburg. Das Namensfest des Königs (12. Oktober) ward hier so gefeiert, daß sich die allgemeine Liebe zu dem Regenten Baierns überall würdig aussprach. Der Tag war nur Ihm bestimmt, vom Morgen an, der dem Gottesdienst, bis zum Abend, der den Künsten und der Geselligkeit geweiht wurde. Besonders erfreute ein, von dem hiesigen Harmonie-Verein veranstaltetes Conzert, welches die Kronprinzessin und mehrere hohe Personen mit ihrem Besuch beehrten. Ein Prolog, vom Dr. Ultsch gedichtet, wurde vom Fräulein Fanny Werr im Einklange mit den Empfindungen der zahlreichen Versammlung gesprochen; dann folgten mehrere Vokal- und Instrumental-Stücke. Unter den ersteren nenne ich besonders merkwürdig den gut aufgeführten Volksgesang, von Spontini componirt, dem ein neuer Text angepaßt war; ferner zeichnete sich aus ein Duett von Pavesi, gesungen von dem Fräulein von Siebold (Tochter des berühmten Geburtshelfers in Berlin) und dem Fräulein von Seuffert. — Der Geheime Rath von Siebold, der sich eine kurze Zeit hier aufhielt, um seine alten Freunde und unsere durch die Natur geschmückten Gegenden einmal wieder zu sehen, ist mit Herzlichkeit von uns empfangen worden und nur ungern sahen wir ihn abermals scheiden. In dem hiesigen „Conversations- und Anzeige-Blatt" (sehr empfehlungswerth redigirt vom Hrn. Legationsrath Scharold) war ein Scheidegruß an Siebold abgedruckt, aus welchem ich folgende Verse aushebe:

Heil Dir! Auch dort, wo Nordens Geister thronen,
Erwarb sich Dein Verdienst nun Lorbeerkronen.
Und Epheu blühet Dir im Haar;
Geschirmet von des Adlers starken Schwingen,
Bewährtest Du der Menschheit dort Dein Ringen,
Und stellst Dich ihr als Schutzgeist dar.

Dort prang'st Du in Galenus Priester-Chören,
Vertheidigend der Heilung goldne Lehren,
Und ihres Meisters hohen Ruhm;
Du steh'st mit Tod und Schicksal im Gefechte,
Der Rettung hehre Gabe in der Rechte —
Als Held in Ehrens Heiligthum.

Zieh hin, Dein Werk von Neuem zu beginnen,
Wo still des Schmerzes heiße Zähren rinnen,
Und Deine Ehrenkränze weh'n!
Zieh hin — auf heitern blumenreichen Wegen,
Begleitet von des Himmels bestem Segen,
Von Dank und Liebe Dir ersteh'n! T —.

Redacteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurersche Buchhandlung.




# Der Gesellschafter
oder
# Blätter für Geist und Herz.

1820. Montag den 13. November. 183stes Blatt.


## Lissabon und seine Bewohnerinnen.

(Auszug eines brieflichen Tagebuchs.)

Euch, Ihr Mädchen, für manche trockene Angabe und Bemerkung, die aber, wie Ihr wißt, Papa zur unerläßlichen Pflicht gemacht, schadlos zu halten, widme ich nun auch den portugiesischen Frauen, oder vielmehr den schönen Bewohnerinnen Lissabons, die ich genauer kennen zu lernen Gelegenheit hatte, einen eigenen Abschnitt. Eure erste Frage betrifft wahrscheinlich das Aeußere der Seynora's — nun, es giebt deren, wie überall, hübsche und häßliche; doch findet man im Allgemeinen schöne Augen und Zähne und überaus zierliche Gestalten. Während der ausgebreitete Handels-Verkehr — welcher, bis zum Eindringen der Franzosen, viel Fremde namentlich nach Lissabon und Porto führte — den Männern der genannten Städte eine mehr allgemeine Weltbildung verlieh, wodurch sie sich von den andern Bewohnern Portugalls vortheilhaft unterscheiden, bewahrten die Frauen in den streng abgeschlossenen Kreisen häuslichen Lebens auch dort ungleich mehr Eigenthümliches, welches durch Gewöhnung und Erziehung fortwährend erhalten wird. Diese ist, wie überhaupt, besonders streng bei den Töchtern, und leitet zu großer Ehrerbietung für Eltern und vorgesetzte Personen, so daß selbst unter Geschwistern, die ein mehrjähriger Zwischenraum trennt, statt unseren traulichen Du's nur ein steifes und feierliches „Ihro Gnaden" vom Jüngeren an den Erwachsenen gelangt, welche Ehrenbezeigung dieser von einer bestimmten Zeit an auf gleiche Weise erwiedert. — „Ihro Gnaden, es wäre" — dies sprach jüngst ein etwa 13jähriges Mädchen schnippisch zu ihrer älteren Schwester — „endlich doch Zeit, daß ich auch Ihro Gnaden würde!"

Ganz gegen den, allen Südländern schuld gegebenen Hang zur Unthätigkeit werden selbst die Töchter der reichsten und angesehensten Familien schon früh zur strengen Arbeitsamkeit angehalten, welches seinen Grund zum Theil in dem Mangel an weiblichen Dienstboten haben mag, deren nur in sehr wohlhabenden Häusern mehr als Einer unterhalten wird. Desto reichlicher ist man aber mit männlicher Bedienung versehen: denn zwei Diener, nebst Koch und Küchenjungen oder Wasserträger, bilden nur einen anständigen bürgerlichen Haushalt. Solche Diener, die sogenannten Galegos, kommen zu häuslichen Verrichtungen — zu denen die Portugiesen theils zu stolz, theils zu träge sind — aus der spanischen Provinz Gallizien, und zeichnen sich durch Geschick, Unverdrossenheit und Treue vortheilhaft aus; doch bleiben sie selten im Lande, sondern kehren gewöhnlich nach einigen Jahren mit ihren kleinen Ersparnissen in die Heimath zurück. Der eigentliche Haushalt beschäftigt, nach unseren deutschen Begriffen, die portugiesischen Frauen wenig; doch sind sie dafür meist im Kreise ihrer Töchter und Mägde emsig bei der Nadel zu finden. Diese wissen sie bei dem Stricken besonders mit unglaublicher Schnelligkeit zu bewegen, wobei der Faden durch einen Ring läuft, der mittelst eines Hakens auf der Schulter befestigt und mit einem Vögelchen oder Blumenkorb verziert ist. In einem

kleinen Gemach sitzt Alles auf niedrigen Stühlen umher, und wo noch die alten Sitten walten werden selbst Stühle den Mägden nicht vergönnt, welche dafür eine besondere Fertigkeit haben, sich auf gefällige Weise an die Erde hin zu kauern; so wie Vornehme und Geringe mit eigener Anmuth den hellfarbigen Mantel oder Ueberwurf, der sie im Hause gewöhnlich mehr umwallt als einhüllt, bei dem Niedersitzen in zierliche Falten zu legen wissen. Dabei verfahren die schönen Kinder aus reinem Wohlgefallen an sich selbst: denn in dieses innere Gemach tritt so leicht kein männlicher Hausgenoß und ein Fremder ist vollends davon ausgeschlossen. Hat dieser das hochpeinliche Examen, welches vom Fenster aus über ihn ergeht, glücklich bestanden, so wird er in das Besuchzimmer geführt, wo — wenn er ein Recht hat, ihre Gegenwart zu fordern — alsbald die Frau des Hauses im vollen Putz, der meist steif und überladen ist, erscheint. Sonderbar war es mir, beiläufig gesagt, die Damen im höchsten Staate, etwa des Ball-Anzuges, mit einem Strauß unseres — Grünkohls geschmückt zu sehen. — Die Unterhaltung läßt uns bald fühlen, daß wir uns in einer Handelsstadt befinden; selbst die Frauen sind nicht ohne Antheil an kaufmännischen Unternehmungen. In den Zeiten des blühenden Verkehrs lieh man besonders gern die ersparten Reichthümer des Nadelgeldes auf Schiffe aus, oder übernahm sogar einen Theil der Befrachtung, während Unverheirathete und weniger Bemittelte ihre Kunstfertigkeit in Gold- und Silberstickereien übten, die mit reichem Gewinn nach Ostindien gesendet wurden. Jetzt sind diese Erwerbsquellen großentheils erschöpft, und auch darüber spricht die Unzufriedenheit in allen Ständen sich laut aus. Wie mich dünkt, hat aber der eigene Gewinn und Besitz keinen günstigen Einfluß auf den Charakter der Frauen gehabt, die fast Alle Geldlust, ja meistentheils Geiz verrathen. Zu ihrem Vergnügen mögen sie sich eben nicht mit zierlichen Arbeiten beschäftigen, auch ist ihre Fertigkeit hierin unbedeutend, und aller äußere Zubehör dürftig und mangelhaft. Noch übler steht es um den wissenschaftlichen Unterricht; deshalb schicken vermögende Leute ihre Söhne schon jung außer Landes; ein wenig Geographie gilt für den Gipfel weiblichen Wissens. Sonst machten die vielen Fremden die Erlernung der englischen oder französischen Sprache beinahe unumgänglich nothwendig, doch war es dabei nur auf die gangbarsten Umgangs-Phrasen abgesehen, und an eine Kenntniß fremder Schriftsteller um so minder zu denken, da von allen meinen Bekannten auch nicht Einer Camoens mehr als dem Namen nach kannte. Selbst die Musik wird wenig kunstmäßig erlernt, obgleich Alles von Gesang wiederhallt, und besonders in den niederen Ständen sehr anmuthige Stimmen gefunden werden. Hier wissen auch die Männer Mandoline und Zither gar angenehm zu schlagen und vor Allem die Maultrommel mit großer Geschicklichkeit zu behandeln. — Bei vielen Zusammenkünften herrscht in Lissabon doch wenig wahre Geselligkeit. Der Ton des Umgangs ist steif und abgemessen, obgleich die Portugiesen gegen Fremde sehr zuvorkommend und verbindlich sind. Meist hält jedes einigermaßen bemittelte Haus wöchentlich einen Gesellschafts-Tag, wo, wer einmal eingeladen ward, nach Gefallen erscheinen und weg bleiben kann, ohne daß eine besondere Kenntniß davon genommen wird. Gewöhnlich ist die Versammlung zahlreich. Man kommt gegen acht Uhr Abends zusammen; die Frauen, in großem Putz, wie auch die Männer in sorgfältig gewählter Kleidung, sitzen und stehen in besonderen Zimmern umher, bis das Kartenspiel die frostige Unterhaltung verdrängt. Von den Männern wird um bedeutenden Einsatz ein einfaches Whist mit Würde und Wichtigkeit abgemacht, während Frauen und Mädchen sich mit nicht minderem Eifer zu einem Hasard-Spiel vereinigen, welches zwar nur Fünfen zu gleicher Zeit thätigen Antheil gestattet, doch Alle in gespannter Erwartung erhält: weil, sobald Jemand die vor sich hingelegte Summe verspielt hat, er seinen Platz räumen muß, so daß nach und nach Jeder zu den ersehnten Blättern gelangt. Anfangs beginnen alle Theilnehmer mit gleichen Summen; den später Hinzutretenden steht es aber frei, diese nach Belieben zu verringern oder zu steigern, und da gewöhnlich nur letztes geschieht, ist auch hier Verlust und Gewinn sehr bedeutend. Hiebei spricht sich der Trieb zu diesem, dessen ich die Portugiesinnen beschuldigte, unverhohlen aus, und verleitet nicht selten sonst ganz unbescholtene Frauen zu allerlei kleinen Künsten des Betrugs; ja es ist kaum zu glauben, was sich die gegen das andere Geschlecht sonst so streng Abgemessenen gegen mitspielende Männer erlauben, die aus schuldiger Galanterie Alles über sich ergehen lassen müssen. Gewöhnlich huldigt ein Verehrer seiner Schönen durch Theilnahme an einer solchen Parthie. — Während des Spiels werden, wie vorher Thee, erfrischende Getränke und allerlei Kuchenwerk umher gereicht; gegen Mitternacht entfernt man sich, oft durch die Stube, wo auf gedecktem Tisch das dampfende Nachtessen steht, ohne daß an eine Nöthigung zum Bleiben gedacht wird. — Daß man sich allgemein nur mit dem Vornamen anredet, veranlaßt manche Irrung; von Leuten aus den niederen Ständen werden gewöhnlich alle Vornamen genannt und der Vatersname bleibt ganz aus. Ein Handwerker, den ich um seinen Namen fragte, antwortete mir unter vielen Verbeugungen: „Franziskus Sylva Manuel, Euer Gnaden unterthäniger Diener! — Rose!“ setzte er nach einigen Sekunden, gleichsam noch zum Ueberfluß, hinzu. Unter den

Landleuten herrscht dagegen der Gebrauch, sich zur näheren Bezeichnung nach irgend einer Sache, zum Beispiel: altes Eisen, Hackebrett u. s. w., zu nennen. Für die gegenseitige Annäherung der Geschlechter wird durch die Anrede mit dem Vornamen gar nichts gewonnen, indem die Männer das gewichtige: „Sennora Donna" nie vergessen dürfen. (Der Schluß folgt.)

## Das französische Ritterthum.

(Fortsetzung.)

### 5. Die Wappen.

Tugenden haben in allen Zeiten den wahren Adel verliehen; und wer sie übt, ist adlich, aus welcher Volksklasse er auch entsprossen seyn mag; er ist über Andere erhaben, wie die Natur den Diamant über gewöhnliche Steine erhoben hat. Die Zeichen gewöhnlichen Adels, die wir Wappen nennen, sind so alt wie unsere Zeitrechnung selbst. Als die Menschen, vom Ehrgeiz und Neid angereizt, sich einander durch Gewaltthaten unterjochen wollten, und sich zum Angriff und zur Bezwingung der Widerstrebenden um einen Anführer vereinten, haben sie sicherlich die Gestalten von Thieren und andere bildliche Darstellungen in ihren Versammlungs-Zeichen oder Fahnen aufgenommen. Es waren Merkmale der Ehre, der Unterscheidung, der Erkennung in dem Getümmel der Schlachten. Die Schriftsteller der Vorzeit erwähnen keines Helden des Alterthums, der nicht zur Andeutung seiner Eigenschaften ein kriegerisches Zeichen getragen hätte, es sey an seinem Schilde, seinem Schwerdte oder seinem Fähnlein. Einige geben den Picten die Ehre, Erfinder der Wappen zu seyn und wollen in ihrem Namen Andeutungen finden, daß auf ihren Schilden und Fahnen Wappenzeichen gemalt waren. Herodot sagt: daß die Karier sie zuerst annahmen; Andere nennen die Assyrer, weil sie zuerst die monarchische Staats-Verfassung einführten. Wie dem auch seyn mag, ihr Ursprung findet sich in dem fernsten Alterthum. — Seit Ludwig dem Dicken wurden sie erblich und gingen in dem Laufe der Zeiten von den Vätern auf die Söhne über; aber obgleich Volksstämme, Königreiche und Völker ihre Wappen beibehielten, so konnten doch Einzelne diejenigen, welche sie durch Muth und Thaten erworben hatten, nicht auf ihre Kinder vererben, sondern sie starben mit ihnen aus. Die Ehrenzeichen, welche denen beigelegt wurden, die tapfer gefochten, ihrem Fürsten oder Vaterland einen wichtigen Dienst geleistet hatten, dienten ihnen wohl während ihrer Lebenszeit als Wappen, aber sie wurden von ihren Nachkommen nicht fortgeführt. Der Adel war ursprünglich nicht erblich, und ward von denen, die nach ihm strebten, nur durch hohe Thaten erworben. Die Wappen waren auch die Kennzeichen der Größe und der Oberherrschaft; darum lassen noch jetzt die Fürsten, als Beweise ihres Ansehens und ihrer Macht, sie auf Münzen prägen, auf ihre Fahnen malen, auf ihre Standarten, Panniere, Siegel und an den vorragendsten Stellen ihrer Paläste abbilden. Vormals verliehen die Könige allein Wappen an diejenigen, die sie belohnen wollten, da Wappen die sichtbaren Zeichen und die äußeren Andeutungen des durch Muth und Tugend erworbenen Adels waren. Wappenschilde sind nur abgekürzte Symbole, Hieroglyphen, welche Waffenthaten und andere große Handlungen derer andeuten, die sie zu führen verdient haben; diese geheimnißvollen Denkmäler sollen die Abkömmlinge tapfrer Männer daran erinnern, würdige Erben ihrer Tugenden zu werden.

Man kann auch leicht auf den Gedanken kommen, daß die Wappenschilde und Wappen aus den verschiedenen Farben entstanden sind, mit denen man Schilde und Fahnen zu bemalen pflegte; und daraus ergäbe sich dann, daß Jeder seinen Kampfschild durch ein besonderes Wappenschild aus zu zeichnen pflegte, denn die Krieger des Alterthums schmückten sie nach ihrer Laune und unterschieden ihre Schilder nicht nur durch mannigfache Farben, sondern auch durch Gestalten und geschichtliche Darstellungen, die sie hinein malen ließen; solch ein Wappen war Zeugniß der Ehre, Denkmal einer edelmüthigen Handlung. Wer noch keine That ausgeführt hatte, trug keine Bezeichnung im Schilde; es war weiß, und diese Farbe deutete die Erwartung an, durch das Erinnerungs-Mal einer denkwürdigen That den Schild ausgefüllt zu sehen. Der Verlust des Schildes in einem Kampfe war entehrend, und der Krieger suchte lieber den Tod, als daß er diesen Schimpf überlebte.

Es ist ausgemacht, daß die Wappen früher in die Schilde gezeichnet waren als in die Panniere; denn sie sind so unzertrennlich von den ersteren, daß sie, wo man sie auch angebracht sieht, immer auf einer Figur gefunden werden, welche die Form eines Schildes hat. Die französischen Münzen zu drei und sechs Livres, auf denen das Wappen der französischen Könige geprägt ist, haben ihren Namen daher erhalten, daß mit dem Wappen auch das Schild — ecu — des Königs auf ihnen vorgestellt war; sie sind Beweise des vorher Gesagten.

Die Schilde der alten Gallier waren von Holz, und am häufigsten von solchem, das in Sümpfen und an Gewässern wächst: wie die Weide, die Esche, die Erle, die Pappel; vorzüglich ward dazu das Feigenbaumholz, der Leichtigkeit wegen, genommen; sie waren mit Leder überzogen, daher die Benennung ecu von dem griechischen Skutos — Leder — entstanden ist. Man unterschied von dem ecu den bouclier, der letztere war rund und von Erz, der erstere länglicht und von Holz.

(Die Fortsetzung folgt im 185sten Bl.)

## Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

Paris. So ist denn endlich nach langer Erwartung das oft versprochene neue Trauerspiel: „Clovis" vor einigen Tagen „aux français" zum ersten Mal gegeben worden. Es wurde mit der größten Ruhe, die nur durch öfters wiederholte Beifalls-Salven unterbrochen wurde, angehört, und man hat nicht nur Talma nach der Vorstellung stürmisch heraus gerufen (was hier höchst selten geschieht und daher mehr Bedeutung hat, als in unserm Vaterlande!), sondern es mußte auch der Name des Dichters (Herr Viennet) unter heftigem Verlangen und lebhaftem Beifall proklamirt werden. Das Stück gewann also succès complet, so, daß es seitdem schon wieder mit steigendem Beifall gegeben ist, und der Buchhändler Lavocat das Manuscript bereits (wie dies gewöhnlich ist) mit viertausend Franken (1000 Thaler Geld) erkauft hat. Der Inhalt des neuen Trauerspiels ist, in kurzer Skizze, folgender: Clovis, König der Franken, der seinen Sitz zu Soissons hat, ist in der Verfolgung der Ueberreste der geschlagenen Armee des Oegidius begriffen, der auf dem Schlachtfelde seinen Tod fand. Oegidius war der furchtbarste Nebenbuhler des Clovis, denn, unterstützt durch römische Macht und den Beistand der Gallier, drohte er den Thron und die Herrschaft dieses Königs zu stürzen. Siagrius, Sohn des Gefallenen, hat das Schwerdt ergriffen, den Tod seines Vaters zu rächen; aber durch Ungunst des Geschicks ist er als Gefangener in die Hände des siegenden Clovis gefallen, der, genöthigt, seinen Sieg rasch zu verfolgen, seiner Schwester Eudomire den Auftrag hinterlassen hat, dieses zweite Opfer seines Ehrgeizes dem Tode zu überliefern. Diese vollzieht indessen den grausamen Befehl nicht. Sie hat Siagrius gesehen, sein Unglück, seine Tapferkeit haben ihre Seele, ja ihr Herz bewegt, und sie bleibt nicht für die Liebe unempfindlich, die sie bald ihrem Gefangenen einflößt. Von einer andern Seite her tritt nun ein Abgesandter des Kaisers Zeno auf, der, unter dem Vorwande einer großen und wichtigen Unterhandlung, sich eigentlich nur an Clovis Hofe einschleicht, um ein Complott gegen den König an zu regen. Er ist der Bruder des gefallenen Oegidius, und es ist daher auch sein erstes Geschäft, seinen Neffen Siagrius für sich zu gewinnen, dessen Andenken den Galliern, welche die Absicht des Gesandten unterstützen, noch werth ist. Aber der gefangene Neffe verdankt der Fürstin sein Leben, er liebt sie, hat ein hochherziges Gemüth und kann daher nicht in einen Plan eingehen, dessen Opfer seine Geliebte nothwendig werden müßte. Er schlägt es daher ab, sich an der Gallier Spitze zu stellen; Césaire (der Gesandte) läßt sich aber davon nicht hindern, seinen Namen bei den Verschwornen zu mißbrauchen. Clovis tritt auf. Er hört alsbald: daß Siagrius, seinen Befehlen entgegen, noch lebt, und er bezeugt darüber seine Unzufriedenheit mit um so mehr Unmuth, da Fürst Clodorich, einer seiner ersten und besten Heerführer, auch für Eudomire brennt und nach ihrer Hand strebt. In diesem Clodorich hat der Dichter die ganze Rohheit und Barbarei des fünften Jahrhunderts geschildert; er läßt ihn ungestüm von Clovis den Tod des verhaßten Nebenbuhlers fordern:

Vos soldats alarmés demandent son trépas....

aber der König, seiner wilden Wuth müde, antwortet ihm:

Clovis ne reçoit point des lois de ses soldats!

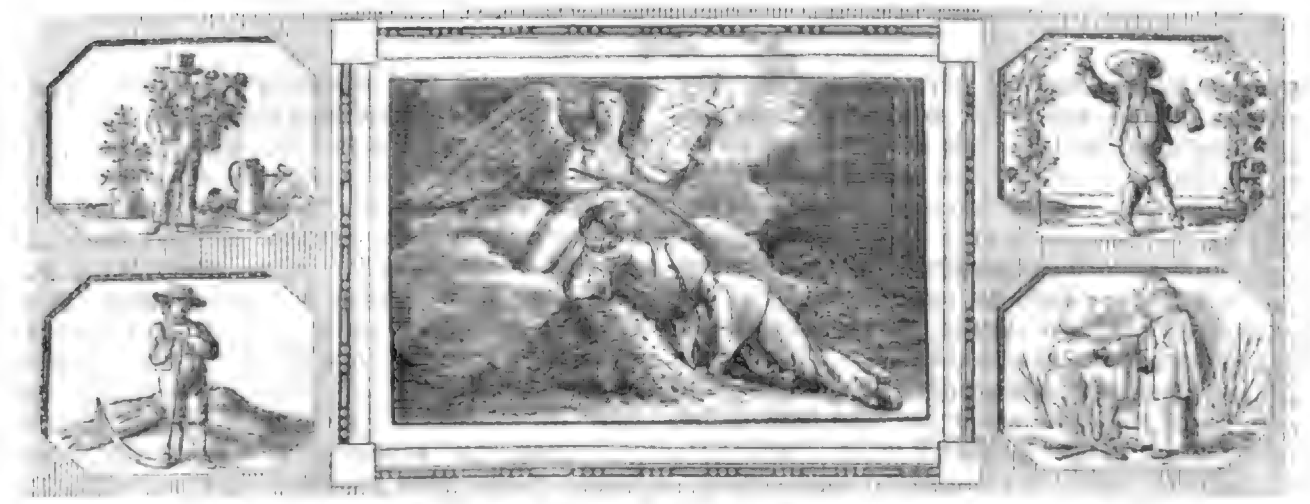
(Ich zeichne diesen Vers aus, weil gerade er mit einer dreimaligen stürmischen Applaus-Salve empfangen ward.) Er beschließt auch, den Bitten seiner Schwester um Gnade für den Gefangenen Gehör zu geben; ja, er geht weiter: der junge Krieger gewinnt ihn, und indem er ihm Eudomirens Hand bewilligt, macht er ihn und seinen zahlreichen Anhang zu seiner Parthei. Trotz alle dem hört Césaire nicht auf, zu conspiriren; der Erste, der den Hochverrath entdeckt, ist — Clodorich. In der Hoffnung, diesmal auf anderem Wege zu erlangen, was ihm schon einmal so grausam abgeschlagen war, verändert er rasch seine Gesinnung und tritt zu den Rebellen; aber auch hier verläßt ihn das Glück und er fällt in die Macht seiner Feinde. Diesen genügt es, ihn entwaffnet zurück zu senden, und es ist eben der gehaßte, großherzige Siagrius, dem er seine Freiheit verdankt. Aber wie der Gesandte, so trägt der undankbare Clodorich unvertilgbaren Groll im Gemüth, und hört nicht auf, seinen Befreier zu verfolgen, bis sein Verbündeter, Césaire, von den Soldaten des Clovis gefangen genommen und den Henkern überliefert wird, und er selbst, der Rachsüchtige, unter den Streichen des Königs der Franken fällt. „Au reste" — so schließt Talma das Stück:

Au reste des captifs annoncez ma clemence:
Le sang qu'on a versé suffit à ma vengeance.
Mais que ce jour terrible apprenne aux factieux,
Que l'ennemi des Francs est l'ennemi des dieux!

Mit dieser etwas bombastischen Tirade, die begreiflich zuletzt noch einen Beifalls-Regen veranlaßt, schließt das Stück. — Französische Kritiker finden die Begebenheiten zu sehr gehäuft, was wir Deutsche, die wir einen Reichthum der Handlung begehren, nicht zugeben können; ein anderer, wichtigerer Fehler aber ist es, daß diese Begebenheiten meist zu wenig unter den Augen des Zuschauers geschehen und zu viel lange Erzählungen statt der Handlung gegeben sind; daß die große Triebfeder, Liebe, im „Clovis" eine kleine Rolle spielt, sieht Jeder; die Politik ist das Centrum, um welches sich hier, wie oft im Corneille, das Interesse drehen soll. Aber das Stück hat für einige Fehler wahrhafte Schönheiten. Die Charakter-Zeichnung ist meist gelungen, die Diction rein, edel und poetisch, und die Franzosen freuen sich, einen hoffnungsvollen Tragoden mehr zählen zu dürfen. Die Aufführung kann deutsche Leser wenig interessiren; deshalb sage ich nur: daß Talma in dem Costüm des „Clovis", das er abermals mit musterhaftem Fleiße zusammen studirt hat, ungemeines Aufsehen erregte. — In der Porte St. Martin ereignete sich neulich ein interessantes Faktum. Es ward ein neues Vaudeville gegeben: „le mysterieux"; das Publikum machte aber schon nach der ersten Scene kein Geheimniß daraus, daß ihm dieser Geheimnißvolle nicht gefiele, und, obgleich es der große Potier war (des Publikums Liebling, der sich Vieles mit ihm erlauben darf), der die Hauptrolle gab, so pfiffen die ungeduldigen Zuschauer doch so unbändig: daß Potier, der eben allein auf der Scene blieb, es für gerathen hielt, sich zu entfernen, um den Vorhang fallen zu lassen. Er that dies auf eine brüske Manier, indem er die Thür böse hinter sich zuwarf. Stracks gab nun erst das beleidigte Publikum eine furchtbare Salve von Pfeifen (die Jeder bei einem neuen Stück bei sich trägt), und man fürchtete für das folgende kleine Stück, in welchem Potier wieder hervor treten mußte. Wirklich ward er auch mit einer eben so furchtbaren Musik empfangen (was dem allgeliebten Komiker vielleicht noch nie widerfahren ist) und er trat darauf hervor und sagte: „L'humeur, Messieurs, que j'avais montrée, était contre la pièce, que je savais devoir déplaire." — Diese Wendung gewann ihm eben so rasch die alten Freunde wieder und ein wüthender Applaus ermunterte ihn, fort zu spielen. So weiß sich der Franzose geschickt durch alle Verlegenheiten durch zu winden! — Eine Parodie auf ein Stück, das fortdauernd gefällt, die „Comédiens", von Casimir de la Vigne, unter dem Titel: „les petits comédiens", ist aux Variétés gleichfalls gepfiffen worden. Die einzige Stelle erwarb sich Beifall, in welcher ein Schriftsteller von seiner Aufnahme in die Akademie spricht, welches Institut wegen seiner Arroganz und Indolenz seit Piron etwas anrüchig ist. Ich erinnere mich des witzigen Schlusses:

A l'institut, oui, je serais fort bien.
On entre là, sans avoir fait grand' chose
On nous reçoit — et l'on n'y fait plus rien!

— Von allen Theatern ist für den Augenblick das Odeon das faulste, und sein Publikum wird wohl noch einige Zeit in „guter Hoffnung" neuer Stücke bleiben müssen, weil, wie ein Journal erzählt: eine Königin, eine Coquette, zwei Ingenuités (junge, naive Rollen) und eine Vertraute — ebenfalls guter Hoffnung sind! R.




# Der Gesellschafter
oder
# Blätter für Geist und Herz.

1820. Mittwoch den 15. November. 184stes Blatt.


## An das Knäblein im Garten.

Schlumm're sanft im kühlen Grabe,
Wo ich dich gebettet habe,
Du, der Mutter süßes Glück!
Ach! wie oft eil' ich hinunter,
Wähne stets, du sey'st schon munter,
Und mir lächle neu dein Blick!

Als du noch im Bettchen schliefest,
Meint' ich eben auch, du riefest
Deiner armen Mutter zu;
Herzlich gönnt' ich dir den Schlummer,
Doch es drängten Angst und Kummer,
Bis entwichen war die Ruh!

Oefters hättest du wohl lange
Sanft geruht, wenn minder bange
Schlug das treue Mutterherz;
Der Gardine leises Rauschen
Weckte dich, wenn ich zu lauschen
Kam in namenlosem Schmerz!

Jetzt mag kein Geräusch dich wecken;
Herbstlich säuselt's in den Hecken,
Und der schwarze Rabe krächzt;
Nichts vernimmst du mehr von allen
Klagen, die um dich erschallen —
Lang' nach Schlaf hast du gelechzt!

Doch das Bäumchen dort, du pflanztest
Selbst den Kern, und bald umtanztest
Du das Keimchen, das er trieb;
Warum braucht, was ich gesäet,
So viel Zeit, eh's neu ersteher? —
Was ich sä'te, war so lieb!

Säume nicht, mein lieber Knabe!
Schwing' dich aufwärts aus dem Grabe
An der Mutter wundes Herz;
Oder, darfst du so nicht eilen,
O! so laß dein Bett mich theilen —
Ziehe sanft mich niederwärts.

Chr. Feldmann.

## Lissabon und seine Bewohnerinnen.

(Schluß.)

Für den mannigfachen häuslichen und gesellschaftlichen Zwang suchen sich die Portugiesen, die, wie wohl alle Südländer, viel Hang zu verliebten Intriguen haben, in den Nachmittagsstunden von 5 bis 7 Uhr am Fenster zu entschädigen. Um diese Zeit füllen sich die Straßen mit einzeln vorüber streifenden Männern jedes Alters und Standes, die eigentlich nur spazieren gehen; doch ist es unglaublich, wie erfinderisch Eitelkeit und Koketterie sich hier zeigen, wie viel Bedeutsamkeit man einem Gruß zu geben und in dessen Erwiedern oder Nichtbeachtung zu legen versteht, und wie weit ein auf diese Weise angeknüpftes und erneuertes Verhältniß gedeihen kann. In diesen Stunden abendlicher Unterhaltung stellt Lissabon wirklich ein Bild des ergötzlichsten Verkehrs dar: denn außer den Leutchen, die ihrer Sehnsucht ein bestimmtes Ziel gefunden haben, giebt es eben so viel artige und lustige Gesellen, die allen Schönen ihre Huldigungen darbringen und sich ihnen auf jede Weise bemerkbar zu machen suchen. Während manch reizendes Kind nur den Einen erspäht, mustern Andere in scheinbarer Unbefangenheit Alle, daneben sich selbst, und am Meisten die hin und her eilenden Blicke: Alles unter dem Vorwand, frische Luft zu schöpfen.

Auch die Blumensprache ist sehr gebräuchlich. — Anständige Mädchen und Frauen wagen sich ohne männliche Begleitung zu keiner Zeit auf die Straße; auch in den niederen Ständen halten die Jüngeren sich sehr eingezogen, und wenn, ein seltener Fall, die Zofe einen Weg zu machen hat, so tritt gewiß als schützender Hort der Küchenjunge hinter ihr her. Eine Klasse der Frauen sieht man jedoch, gar zierlich aufgeschürzt, immer je Zwei und Zwei eilfertig auf den Straßen hin und her trippeln: es sind dies die Wäscherinnen, welche sich durch Regsamkeit und drollige Derbheit um so mehr auszeichnen, da letztere gewöhnlich wider ihren Willen durch die eingelernte Phrasen-Höflichkeit hervor bricht. Meistentheils wohnen sie außerhalb der Stadt, am Ufer des Tajo, und vollbringen ihr Geschäft, indem sie bis zum Gürtel in den Strom gehen, hier das Zeug ohne Seife tüchtig handthieren, welches dann mit der Asche von Weinreben-Wurzeln begossen und auf dem Rasen gebleicht wird. Die berühmten Frauen wissen sich nicht wenig damit, daß reiche Engländer sogar ihr Zeug nach Lissabon in die Wäsche geben.

Auffallend für den Fremden sind die vielen Neger und Mulatten, die, obwohl sie ihre Freiheit erhalten, sobald sie als Christen den europäischen Boden betreten, hier dennoch sehr verachtet sind und zu den beschwerlichsten und ekelhaftesten Geschäften gebraucht werden. Diesen gilt auch das Niesen, womit rohe und muthwillige Buben bei ihrer Annäherung sie zu verspotten pflegen, und weshalb es auf den Straßen oft Hader giebt. Wie verachtet jedoch diese Menschen auch von Seiten des Staats sind, beweist ein Gesetz, welches dem Vater die gänzliche Enterbung seiner Tochter gestattet, sobald sich dieselbe mit einem Juden, Neger oder Mulatten verheirathet. Uebrigens haben in religiöser Hinsicht die vielen, sich sonst hier aufhaltenden Fremden eine gewisse äußere Duldsamkeit herbei geführt. Man ist des ketzerischen Greuels einmal gewohnt, läßt die Ketzer ungehindert ihr Wesen treiben und sich hie und da recht gern zu einer Sünde gegen die Kirchenzucht verleiten, die ja den Verführern zugerechnet wird. So hörte ich einen portugiesischen Offizier, der von unserem Schiffs-Capitain zu einem Schinken-Frühstück eingeladen war und es wegen der Fasten abgelehnt hatte, auf die Bemerkung: dies sey der Kabeljau seines Vaterlandes, endlich zu dem anwesenden Zoll-Beamten sagen: „Essen wir, die Sünde kömmt ja auf den ohnehin Verdammten!" Eifrig waren sie nun darüber her, Jenem die Hölle recht heiß zu machen. — Die Frauen halten sich streng an die vorgeschriebenen kirchlichen Uebungen; doch von den Selbstpeinigungen, worin man in andern katholischen Ländern so erfinderisch ist, merkt man hier wenig; auch hat die Geistlichkeit weniger Einfluß auf das weibliche Geschlecht, als anderwärts, und selbst mit ihrem Schutzpatron, dem heiligen Antonius, werden nicht viel Umstände gemacht. Zwar rufen sie gläubig zu ihm, sobald irgend eine Sache verloren gegangen; soll aber etwas geschehen, wobei der Heilige böse seyn könnte, so muß er sich kurz und gut die Augen verbinden und mitunter sich wohl gar noch Aergeres gefallen lassen. Wenn ihn z. B. eine Jungfrau lange genug in vorschriftsmäßiger Ehrerbietung um einen Bräutigam ersucht zu haben vermeint, der Heilige aber keine Anstalt macht, ihren Wünschen zu willfahren, wird demselben, unter Androhung eines schmählichen Wassertodes, ein Strick um den Hals gelegt, und er mittelst dessen auch wirklich bis zur Wasserfläche eines Ziehbrunnens hinab gelassen; besinnt sich der heilige Mann in der festgesetzten Zeit eines Besseren, so wird er wieder mit Ehren ans Licht gezogen, im andern Fall aber ohne Gnade versenkt. Dieser Gebrauch war sonst und soll auch noch jetzt auf dem Lande so oft vorkommen: daß, wie man mir sagte, ein eigenes Gesetz die Verunglimpfung des Heiligen als ein schändliches Zauberwerk streng verpönt. — Von den kirchlichen Festen ist nicht viel zu erwähnen; man begnügt sich, die von der herrschenden Kirche vorgeschriebenen Gebräuche kalt ab zu machen. Am Allerheiligen-Feste geht es in weltlicher Lust unheilig genug her; das Volk erfreut sich am Genuß des seit den Oster-Fasten streng verbotenen Schweinefleisches, läßt sich dabei den frisch gekelterten Most trefflich schmecken und thut sein Möglichstes in den gebratenen Kastanien, welche alte Frauen zu jeder Zeit auf den Straßen bereit halten, wobei sie jedoch mit so reinlicher Zierlichkeit verfahren, daß sie zu andern Zeiten auch von den höheren Ständen fleißigen Zuspruch haben. — Die lustigste Zeit des Jahres ist aber der Fasching, und der Mardi-gras der einzige Tag, an welchem sich die Abgemessenheit des gesellschaftlichen Umgangs verliert. Bei Tage macht sich die tolle Lust weniger auf den Straßen zu schaffen, als sie neckend in den Häusern umher tobt, und mit Puder beworfen zu werden ist Alles, was man bei dem Ausgehen zu fürchten hat. Recht als sollte das sonstige Treiben verspottet werden, beginnt auch in den Gesellschaften Alles nach gewohnter Weise, bis plötzlich irgend ein Schalksstreich des Wirths oder der Gäste gänzliche Veränderung und Störung veranlaßt. So werden zum Beispiel den Männern, die mit scheinbarem Ernst am Spieltisch sitzen, von den Mädchen und jungen Frauen unvermerkt die Lichter vertauscht, welche dann plötzlich, vermittelst eingemischten Katzensilbers, mit großem Geräusch verlöschen. Unter Schreien und Jauchzen entsteht nun in der Dunkelheit ein lustiges Jagen, und keine der Schönen darf, glücklich erhascht, den Kuß weigern. Aber eben so unerwartet, wie all diese Neckereien, bricht gewöhnlich die Mitter-

nacht, und mit ihr der ganze Ernst des Aschermittwochs über die Gesellschaft ein. Auch ist es gut, jene auf jeden Fall ab zu warten, wenn man nicht übel zugerichtet nach Hause gelangen will: denn ist es überhaupt nicht räthlich, Abends ohne Schutz auf den Straßen zu gehen, so ist an diesem Tage des Unfugs vollends kein Ziel. — Während der Fasten giebt es viele Umgänge, von denen manche auch eine lustige Bedeutung haben, wie zum Beispiel das Leichenbegängniß des Stockfisches. Man zieht gegen das Ende der Fasten mit allen hier bei Beerdigungs-Prozessionen üblichen Feierlichkeiten durch die Straßen, und preist, an den Hauptplätzen verweilend, in weitläufigen Reden die Verdienste des zu Grabe Getragenen, wobei mancher Hieb gegen seine öffentlichen und heimlichen Verächter geführt wird. Der Oster-Heiligabend versammelt die Familien im engeren Kreise, wo man sich alsdann nach dem zwölften Glockenschlage durch eine überreichliche Mahlzeit in Fleisch und Flügelwerk für die lange Enthaltsamkeit zu entschädigen sucht. Nach dem Osterfest begiebt sich gewöhnlich jede nur einigermaßen bemittelte Familie auf das Land; doch führen im Ganzen auch dort die Frauen eine gleich arbeitsame und eingezogene Lebensweise. E. Karoli.

## Anekdoten aus dem Leben des Herzogs von Berry.

Der noch sehr junge Herzog hatte einen Schreiblehrer, Namens Rochon; dieser verlor seine ganze Habe in einer Feuersbrunst. Der Prinz erfuhr es und bat seinen Gouverneur, den Herzog von Serent, um 25 Louisd'or für den armen Rochon. — „Ja, Prinz! doch unter zwei Bedingungen: daß Sie 14 Tage lang recht gut schreiben, und daß Sie Ihrem Lehrer von der Gabe, die Sie ihm bestimmen, kein Wörtchen sagen." — Der Prinz versprach beides, gab sich die größte Mühe, groß und gerade zu schreiben und setzte den Lehrer durch den unausgesetzten Fleiß in Erstaunen. So verstrichen die 14 Tage glücklich. Kaum hat die letzte Stunde geschlagen, als er triumphirend Herrn Rochon die 25 Goldstücke auf den Tisch legt. Dieser will sie nicht, darf sie nicht ohne Vorwissen des Gouverneurs annehmen. — „Nehmen Sie, nehmen Sie!" rief der Prinz ihm zu, und wirft ihm das Geld in den Hut; „ich hab' es mir sauer genug werden lassen, deswegen schrieb ich ja seit 14 Tagen so gut!"

Bei Thionville sah der Prinz sich zum ersten Mal dem Kugelregen ausgesetzt (im September 1792). Die Emigranten-Compagnie von Bretagne wurde zuerst gegen die Festung kommandirt. „O!" — rief er aus — „wäre ich doch ein geborner Bretagner!"

Im September 1814 musterte er in Fontainebleau ein Regiment der alten Garde. Nachher sprach er mit mehreren Grenadieren, welche nicht aufhören konnten zum Preise Bonaparte's zu reden. — „Nun, was hat er denn so Außerordentliches gethan? Er schlug die Feinde! — ist das eine Kunst mit Soldaten, wie Ihr seyd!"

Am 13. Juli 1817 wurde die Herzogin von Berry von einer Prinzessin entbunden, welche nur wenige Minuten lebte. Der Herzog tröstete sie mit den Worten: „Wäre es ein Sohn gewesen, so würden die Uebelgesinnten ausgesprengt haben: er gehöre uns nicht; jetzt aber wird uns Niemand diese liebe kleine verstorbene Tochter abstreiten." T. L. Secha.

## Historische Einzelnheiten.

Der Duc d'Aiguillon sagte zu Rousseau: „Es ist doch entwürdigend, daß Gelehrte für Geld schreiben!" — aber dieser fragte: „Und wofür speisen denn Ew. Hoheit?" — Zu allen Zeiten hat man den Denkenden, die ihre Erzeugnisse für ein Honorar verkaufen, jenen Vorwurf geheim und nicht geheim ausgesprochen; er ist aber so seicht, daß er nur als Verdruß erscheint darüber: daß sie leben und also noch im Stande sind, manchen Lichtscheuenden mit ausgestreuten Gedanken zu erschrecken. Wohl ist es schwer, ein Zartgefühl, welches den Erleuchteten ungern seinen Geist zum Handels-Artikel machen läßt, zu überwinden; aber wenn dies doch geschehen muß und dadurch wenig Aufmerksamkeit für Talente fühlbar wird: wen trifft dann der Vorwurf?

Xerxes aß gern Feigen und griff Griechenland besonders deshalb an, um die Attischen Feigen-Pflanzungen zu besitzen. Sein Appetit ist ihm schlecht bekommen, denn er wurde bekanntlich vom Themistokles bei Salamis überwunden.

Im 13ten Jahrhundert gewannen die Schweizer schon im 14ten Lebensjahre bürgerliche Rechte, im 15ten schwuren sie dem Vaterlande. Das Bürgerrecht nannten sie Ruhm, Gerechtigkeit, die Ehre der Stadt. — Möchte der Werth des Bürgerthums und der Gerechtigkeit sich überall so aussprechen!

Die Straßen von Sparta waren in den Nächten nie erleuchtet, damit sich die Spartaner im Dunkeln zu gehen gewöhnen möchten. Diese spartanische Sitte ist noch bis heute mancher Stadt geblieben, vielleicht folgt ihr manche bessere jenes Volks nach. **.

## Ungestillte Sehnsucht.

(Nach dem Lateinischen des Johannes Secundus.)

Spend' einen Kuß mir (so flehet' ich jüngst), mein reizendes Mädchen!
Doch kaum schwebte die Lipp' über die Lippe dahin,
Als, wie der Wand'rer geschreckt vor der nahenden Schlange zurück zuckt,
Schnell sich der rosige Saum wandte vom schmachtenden Mund.
Küssen nennst du, mein Herz, was heiße Begier nur entzündet
Nach dem entschwundenen Glück, das mir gelächelt im Kuß?

A. D. Blumenthal.

# Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

Lucern. Der Baron Joseph von Laßberg zu Eppishausen bei Bischofszell, im Kanton Thurgau, giebt unter dem Titel: „Liedersaal, das ist: Sammlung altteutscher Gedichte aus ungedruckten Quellen“ ein Werk heraus, wovon bereits der erste Band erschienen ist und wodurch er sich um die Literatur und Sprache ein sehr großes Verdienst erwerben wird. Diese Sammlung schließt sich nämlich den von Bodmer begonnenen und den mehrsten der neueren Zeit an, und beurkundet sich als eine Frucht vieljähriger Studien und eines glühenden Eifers für die vaterländische Dichtkunst der älteren Zeit. Ein beigefügtes Facsimile zeigt die Schriftprobe des Codex aus dem dreizehnten oder vierzehnten Jahrhundert, der an dreihundert Dichtungen enthält, welche in dem „Liedersaal“ erscheinen sollen. Ueber die Art und Weise, wie der Herausgeber zum Besitz des Codex gelangt ist, giebt er in diesem ersten Bande übrigens keine Nachricht. In einer dem Werke vorgesetzten Epistel „an Meister Leonhard von Costanz“ (womit, wenn ich nicht irre, Hug gemeint ist), erzählt Herr von Laßberg in altdeutscher Schreibart Manches, was sich auf seine Lieblings-Studien bezieht. Hier eine Probe aus dieser Epistel, welche beweisen wird, wie sehr der Verfasser die altdeutsche Sprache in seiner Gewalt hat: „Das darf ich dir nit verhalten, wie mir ze großer Freud und Trost kund worden, daß noch ein guter, wenn auch nit der best Teil der alten Sprach in und bi unserm schwäbischen Volk, lebendig und kräftig waltet; voran im Breisgau, Schwarzwald, in der Bar, im Kleggau, Höhgau, Linzgau, Thurgau und im Rhintal, wo ein großer und warlich nit der schlechtest Teil unserer Sänger wilent gesessen; und bi Treuen! du darfst mir glauben, lieber Meister! daß oft ein Thurgauer Bauer der Nibelungen Lied bald so gut verstünd, als ein Breslauer oder Berliner Meister. Dies ist nit gesagt, uf daß ich Einen oder den Anderen verkleineren wolt; denn ich trag keinem Menschen Haß: vielmehr freut mich, wenn auch andere, us welcher Landkart die sien, unserer redlichen, getreuen und lieben alten Sprach zu Nutz und Ehren, ein gut Stük Arbeit machen, und „Liebhaber sind altes ehrlicher und ruhmwürdiger Dingen“, wie der edel alt Gilg Tschudy zu sagen pflegt.“ — Hierauf folgt eine kleine Gallerie mit den Ausstellungen von zwanzig altdeutschen Sängern, „die vor vielen Jahren“ (wie der Freiherr in seinem Sendschreiben sagt) „in meiner Nachbarschaft gesessen und gesungen hatten, Pfaffen und Laien, und daß ich, so sie lebten, ze jedem von hier wol ze Imbiß riten möcht und si ze mir.“ Einem Jeden dieser Sänger wird ein Ehrenkranz dargereicht, aber den schönsten hat ihnen der Herausgeber in dem „Liedersaal“ selbst gewunden, „darinn sich finden Minnelieder, Mähren, Sagen, geistliche und weltliche Lieder, und allerlei Schwänk.“ — Ein Glossarium ist nicht beigefügt, sondern Herr von Laßberg überläßt es dem Leser, die bereits vorhandenen zu benutzen. Dagegen hat er aber jedem Stücke Ueberschriften und Inhalts-Anzeigen vorgesetzt. In dem ersten Bande sind fünf und achtzig größere und kleinere Dichtungen enthalten. Von den Inhalts-Anzeigen möge die von Nr. 75 („das Lied von der Reue“ betitelt) zur Probe dienen: „Einer giebt dem Dichter fünferlei Dinge (es sind dies Taufe, Glaube, Beichte, Buß und Reue) und läßt ihm darunter die Wahl, einen rechten Christen daraus zu machen; dieser wählt die Reue, und beschreibet, wie wahre Reue, kräftiger, als andere Mittel, zum Himmel fordere; ja selbst der Teufel, meint er, könnte noch selig werden, wenn er wahre Reue über all' das Böse, was er getan, zu empfinden vermögte; darnach erzält er von einem Teufel, der zwar gebeichtet, aber den Vorsatz ferner zu sündigen, nicht habe aufgeben können, und dann von einem Mörder, der plötzlich nach verübter Tat wahre Reue gefület, und dessen Seele, obschon er alsogleich, ohne vorher Buße zu tun, das Leben verloren, dennoch gerettet, und von den Engeln zum Himmel getragen worden seie. Wahre Reue und vester Vorsatz, nicht mehr zu sündigen, seien hinlänglich, auch ohne Taufe, Glauben und Beichte in den Himmel zu füren.“ — Schwerlich wird Herr Baron von Laßberg durch diese Inhalts-Anzeige und besonders durch die Mittheilung des Gedichtes selbst sich den Beifall seines strengkatholischen Herrn Dorfpfarrers, welchen Einsender als einen sehr orthodoxen Herrn persönlich kennt, erwerben. Es ist zu wünschen, daß die Fortsetzung dieses schönen Werks bald folgen möge. H.

Paris. Ein Paar gute Verse, vollends ein gutes Gedicht, ist eine so seltene Erscheinung auf unserm Parnaß, daß sie für ein halbes Wunder gilt. Die Aufklärung (?) ist den schönen Wissenschaften so nachtheilig, daß wir bald, mit Ausnahme des Vaudeville und des Melodrams, ganz leer ausgehen werden. Schon müssen wir die guten Trauerspiele: „Wallenstein“, „Maria Stuart“ u. s. w. aus Deutschland, unsere guten Romane aus Schottland verschreiben und auf unsern Boden verpflanzen. Bald werden wir unsern Nachbarn dreißig Publicisten und Politiker für einen Dichter bieten, und froh seyn müssen, wenn sie den Handel eingehen wollen. (Journ. d. Par.) Schwerlich wird man in Deutschland ein solches Handelsgeschäft unternehmen, denn auch wir haben gleichen Mangel und gleichen Ueberfluß.

Ein Quäker in London, der Bäcker Dixon, hat dem Vicar seines Kirchspiels den Zehenten verweigert, weil er den Namen der Königin aus der Liturgie weg ließ. Seine Weigerung begründet er auf ein Statut Eduard VI, welches von der Königin Elisabeth bestätigt ist, und wonach es heißt: daß die Geistlichen, bei Verlust ihrer Zehenten, für Könige und Königinnen beten sollen. (Times.)

Kürzlich ist ein neues englisches Stük von Bayes erschienen; eine Tragödie, in der alle mitspielenden Personen Gespenster und Schatten sind, bis auf ein einziges irrdisches Wesen, ein sehr schönes — Skelett. Die erste Scene geht in den Wolken vor. Auf einer Seite sieht man den Blitz, auf der andern den Donner; jener ein kleines krauses Genie mit lauter Flittergold überzogen, dieser ein großer, ehrbarer Mann, zwei ungeheure Cimbeln gegen einander schlagend. Das Orchester hat eine rauschende Symphonie gewählt, geräth aber in gelehrte Dissonanzen. Da treten Donner und Blitz dazu, und halten einen schmetternden Zwiesprach. — Dies ist die Introduktion des Stücks. (Courier fr.) Diese theatralische Neuigkeit konnte Satyre seyn gegen die neuesten dramatischen Richtungen, besonders auch mit Hinsicht auf den übertriebenen Lärm, den man heroische Opern-Musik nennt. K.

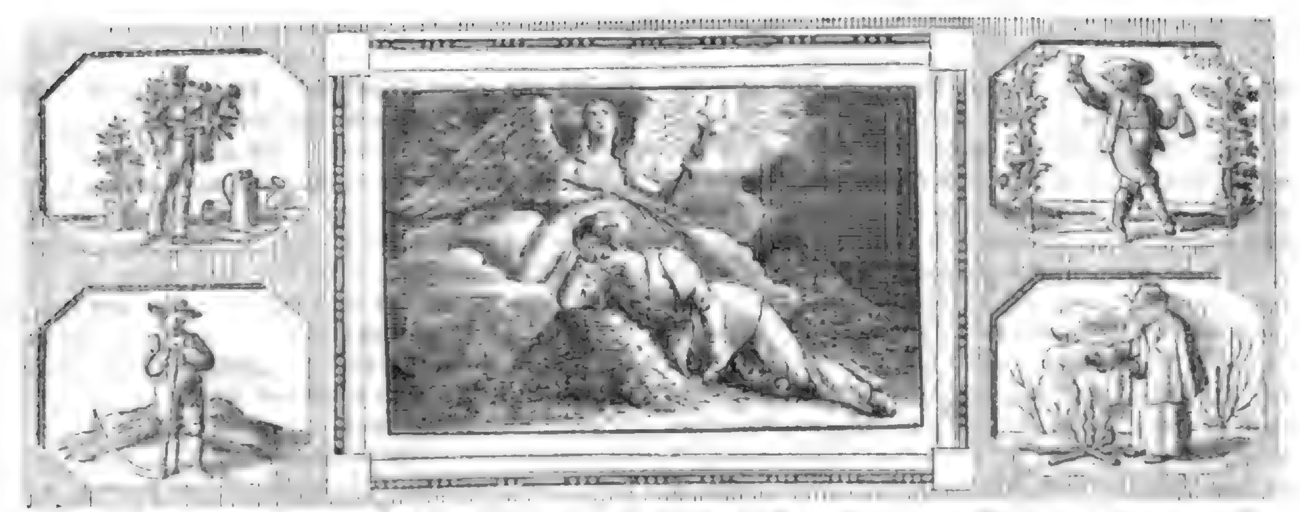
Die Zahl der indischen Weiber, welche sich um ihres Mannes Tod in den zu Bengalen gehörenden Provinzen im Jahr 1815 verbrannt haben, beträgt: 324, und im Jahr 1816: 444. Sollten die Engländer, Besitzer dieser Colonie, nicht diese Barbarei zu hindern suchen? Allerdings bringt ihnen diese Menschlichkeit nichts ein, aber sie kostet ihnen doch auch nichts. (Courier fr.)

Man hat ein Edikt Ludwigs XIII. aufbewahrt, welches wenig bekannt, aber merkwürdig ist. Datirt vom Juni 1614 enthält der 10te Artikel desselben Folgendes: „Die weiblichen Nachkommen der Brüder der Jeanne d'Arc sollen ihren Adel nicht mehr auf ihre Männer übertragen.“ Hieraus ergiebt sich also: daß die Nichten dieser Heldin anfangs einen solchen Vorzug genossen haben. (Courier fr.)

Ein Bordeauxer Handelshaus hat neulich nach dem Cap Henry an 1400 Bände deutscher Bücher gesandt, nämlich die Werke Goethe's, Wieland's, Schiller's und mehrerer anderen Autoren. (Courier fr.)

In Lyon starb neulich eine 105jährige Matrone, welche ihre 84jährige Tochter immer „du alte taube Schachtel!“ zu schelten pflegte; sie selbst hatte noch alle ihre Sinne. (Courier fr.)

Redacteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurersche Buchhandlung.




# Der Gesellschafter
oder
# Blätter für Geist und Herz.

1820. Freitag den 17. November. 185stes Blatt.


## S a d i.

Fünf Jahre hatte Sadi zu den Füßen seines Lehrers gesessen und den Sprüchen der Weisheit gelauscht, die mit der Gabe der Ueberredung von den Lippen des Greises flossen. „Du bist nun zum Jüngling gereift, Sadi!" sprach Omar; „gehe hin, mein Sohn, und prüfe meine Lehre in den Schicksalen Deines Lebens; Menschenkenntniß ist zum Glücklichseyn unentbehrlich, wie zum Glücklichmachen. Wo die Tugend kämpft und die Leidenschaften ihr Haupt erheben, da tritt hinzu und bewähre ein Herz, das ich rastlos zum Guten bildete."

Sadi umarmte seinen Lehrer und schied. Er focht unter den Heeren Nushirvans den Kampf um eine Krone und half die Fahnen des Ueberwinders in die Hauptstadt des vernichteten Feindes tragen. Städte rauchten unter den Trümmern der Zerstörung und blühende Provinzen waren in eine Einöde verwandelt; überall floß die Thräne des Jammers. „Hier ist das wahre Glück nicht!" sprach Sadi, legte seine Ehrenstellen nieder und eilte von dannen.

In Ispahan bestieg er den Richterstuhl. Er hob die gebeugte Unschuld und schlug mit strafendem Arm den Unterdrücker nieder; der Dürftige nahte sich voll Zuversicht und der Hülflose schied getröstet von ihm; nur das Gesetz galt, wenn er sprach. Der Segen der Einwohner ging vor ihm her und ihre Gebete folgten seinen Schritten. Der Günstling des Monarchen bemächtigte sich des Landgutes einer armen Wittwe; die Frau trat vor den Richterstuhl und gewann; Sadi aber ward seines Amtes entsetzt, und verließ Ispahan.

„Ich habe die Tugend geübt", sprach er, „aber das Glück nicht gefunden; unter einer andern Zone wird es für mich reifen!" Er kaufte ein Schiff, segelte über entfernte Meere und trat auf unbekannte Küsten. Der Fremdling sah, daß die Farbe der Menschen verschieden und ihre Sitten tausendfach abwechselnd sind; aber er fand ihre Herzen überall gleich und überall die Selbstsucht mächtig. Sadi's Schiffe deckten den Ocean und brachten ihm die Reichthümer ferner Welttheile; er nahm das Gold und machte seine Nachbarn glücklich. Da brach eine Empörung aus; die Fackel der Zwietracht loderte hoch empor. Sadi's Gebäude wurden zerstört, seine Schätze geplündert; was ihm übrig blieb, theilten die Nachbarn unter sich; kaum entfloh er ihrem räuberischen Arme. Ein Schiff nahm den Unglücklichen auf und trug ihn in seine Heimath.

Nach dreißig Jahren stand Sadi wieder auf dem heimathlichen Boden, seine Schicksale lagen vergessen hinter ihm; er warf sich nieder und küßte entzückt die geliebte Erde. Der Spott sah höhnend auf ihn herab; er breitete die Arme aus, als wollte er mit Bruderliebe die ganze Welt umfassen — Keiner eilte an seine Brust; Sadi war ein Fremdling geworden in seinem Vaterlande. Er wollte in die Umarmung seiner Schwester fliehen — die Favorite des Vezirs ließ sich entschuldigen; er trat in den Palast seines geliebtesten Jugendfreundes — der Emir ließ sich verleugnen; er fragte nach der Wohnung seines weisen Lehrers — man

wies ihn zu Omar's Grabe. Verlassen stand er nun; das herzzerreißende Gefühl, unter den Menschen allein zu seyn, ergriff ihn mit schrecklicher Gewalt. Von seiner väterlichen Habe war noch ein Landgut übrig; er eilte zu diesem letzten Zufluchtsort, und fand einen neuen Besitzer; der Freund, dem er einst das Leben gerettet hatte, versagte ihm höhnend den Eintritt. Sadi floh und ward ein Menschenfeind. — Vom Menschenhaß zum Selbstmord ist nur ein Schritt; an dieser Schwelle stand der Unglückliche. „Das Leben", sprach er, „ist nur die Reise zum Ziel, der Thor erwartet den Tod, ich gehe ihm entgegen." Er machte sich auf, und wandelte zu dem Gestade des Meeres; der Pfad führte ihn an dem Abhang eines Felsens vorüber, und siehe, er stand vor dem weisen Baruch. Eine hohe Gestalt, im Silberschmuck des Greises, aber mit dem Flammenblick des Jünglings, trat ihm entgegen; die Last eines Jahrhunderts lag auf Baruch's Nacken, aber sie hatte diesen stolzen Nacken nicht gebeugt. „Sey mir gegrüßt, Sadi!" sprach der Greis; „was führt den Schüler des weisen Omar in diese einsame Gegend?" — „Seine Lehren!" erwiederte Sadi. „Leben ist kein Glück, waren seine Worte, sondern froh leben; sich dem Elende entziehen, das heißt glücklich sterben. Nur ein Weg führt ins Leben, tausend Wege führen hinaus; das ist der mitleidige Wink des Schöpfers." — „Und diese tausend Wege?" fragte Baruch. — „Sie führen ans Ziel." — „Und dieses Ziel?" — „Die Wohnung der Ruhe und des ewigen Friedens." — „Der Friede sey in Deiner Brust, so wirst du still stehen an der Schwelle dieser Wohnung." — „Soll ich zittern, den letzten Schritt zu vollenden, der mich zum ewigen Glück führt?" — „Du sollst nicht zittern, Sadi; der Weise zittert nie, auch vor dem Tode nicht." — „Ich danke Dir, Baruch, Dein Ausspruch rechtfertigt meine Wahl." — „Nicht also, mein Sohn; der Weise fürchtet den Tod nicht, aber er hat den Muth, ihn zu erwarten." — „Ich gebe ein Geschenk zurück, das mir unnütz geworden; der Thor nennt es: das Leben nehmen; nein, ich kürze es nur um einige Minuten ab — oder Jahre, gleichviel. Ein Pulsschlag gegen eine Ewigkeit!" — „Bedenk' es wohl, Sadi, diese That ist die einzige, welche keine Reue versöhnen kann." — „Und dieser Verlust der einzige, den ich nicht fühle." — „Du lebst, und hast also das Recht, zu hoffen, und um gut und edel zu leben, braucht man nicht einmal zu hoffen." — „Der mir die Hoffnung nahm, hat den Schuldbrief der Natur zerrissen."

(Der Schluß folgt.)

## Das französische Ritterthum.

(Fortsetzung.)

### 6. Die Gelübde.

Die Ankündigungen und öffentlichen Bekanntmachungen kriegerischer und ritterlicher Unternehmungen geschahen mit einer Feierlichkeit, die geeignet war, in allen Kriegern Theilnahme zu erregen und Begierde nach Ruhm zu entflammen. — Ob man in einem Platz sich einschloß, ihn zu vertheidigen, ob man ihn durch eine Berennung angriff, ob man im offenen Felde Angesichts des Feindes stand — überall verpflichteten unverletzliche Schwüre und Gelübde gleichmäßig die Anführer und die, welche sie befehligten: ehe den letzten Tropfen ihres Blutes zu vergießen, als die Sache des Reiches zu verrathen oder zu verlassen. Einzelne bewegte nun noch der fromme Geist des Zeitalters zu besonderen Gelübden, nach denen sie geweihete Orte, die ihnen sehr heilig waren, besuchen, ihre eigenen oder ihrer besiegten Feinde Waffen in Kirchen und Klöstern niederlegen, Fasten und Bußübungen anstellen wollten. Oftmals riß ihr Muth sie auch zu auffallenderen Gelübden hin, als: der Erste, sein Pannier auf die Mauern oder auf den höchsten Thurm des Platzes zu pflanzen, den sie einnehmen wollten; sich in die Mitte der Feinde zu stürzen, unter allen Umständen den ersten Streich gegen sie zu führen; kurz, eine voraus bestimmte, nicht selten barocke That zu verrichten und Proben der Enthaltsamkeit, der Kühnheit, oft der Verwegenheit zu geben. — So warf ein englischer Ritter seinen Handschuh vor du Guesclin hin und schwur: in keinem Bette zu schlafen, bis er mit ihm gekämpft; du Guesclin hob das Fehdezeichen auf und that das Gelübde: nichts zu essen als drei Weinsuppen im Namen der heiligen Dreifaltigkeit, bis er gekämpft habe. Eben derselbe schwur, als Clisson lange vergeblich Moncontour belagert hatte: kein Fleisch zu essen und sich nicht zu entkleiden, bis er es genommen. — Johann von Bourbon, um dem Müßiggang aus zu weichen und durch Ruhm sich die Gunst seiner Dame zu erwerben, that mit 16 Rittern, Stallmeistern und Waffenträgern das Gelübde: während zwei Jahren an jedem Sonntage das Beineisen eines Gefangenen am linken Bein zu tragen, nämlich die Ritter von Gold, die Andern von Silber, bis sie eben so viele Ritter, Stallmeister und Waffenträger gefunden, die sie bekämpfen könnten.

Das Feierlichste aller Gelübde war dasjenige, welches das Pfau- oder Fasan-Gelübde genannt ward. Diese edelbürtigen Thiere — denn dazu zählte man sie — stellten durch den Glanz und die Mannigfaltigkeit ihrer Farben die Majestät der Könige dar, und die prachtvollen Gewänder, mit denen die Monarchen sich schmückten, um einen Tinel — große Hof-Versammlung — zu halten. An dem Tage einer feierlichen Verpflichtung — entweder zur Bekämpfung eines mächtigen Feindes oder zum Beginn eines Krieges zur Vertheidigung der Religion oder aus anderem rechtmäßigen Beweggrunde — ward in einem großen goldenen oder silbernen Becken ein

Pfau oder ein Fasan, oftmals gebraten, aber immer mit seinen schönsten Federn geschmückt, mit Gepränge von Damen oder Fräulein in die Mitte der zahlreichen Versammlung eingeladener Ritter getragen. Er ward einem Jeden dargehalten und Jeder legte, die Hand auf dem Vogel, sein Gelübde ab. Dann ward er auf einen Tisch gestellt, um an die Umstehenden vertheilt zu werden. Die Geschicklichkeit dessen, der ihn zerlegte, lag darin: daß Alle davon erhalten konnten. Die Damen oder Fräulein erwählten Einen der Tapfersten unter den Anwesenden, der mit ihnen den Pfau zu dem Ritter hintrug, den sie für den Bravsten hielten. Der erwählte Ritter nahm ihn hin und stellte ihn vor denjenigen Genossen des Ritterthums, dem er den Vorzug zugestand, zerlegte dann vor dessen Augen den Vogel und vertheilte ihn. Eine so ruhmvolle Auszeichnung, an den vorglänzendsten Muth geknüpft, durfte nur nach langem und bescheidenem Widerstreben angenommen werden. Der Ritter, dem der Vorzug der Bravheit zugestanden ward, schien immer sich für den mindest Vorzüglichen zu halten. Ein solches Pfau-Gelübde ward mit vieler Zurüstung und großer Pracht im Jahre 1453 an dem Hofe des Herzogs von Burgund abgelegt, wegen eines Kreuzzuges gegen die Türken, die Constantinopel eingenommen hatten. Der Herzog gab ein prachtvolles Banket, dem kostbare Schauspiele folgten. Man sah in dem Saal Verzierungen der mannigfachsten Art, ungewöhnliche Menschen- und Thiergestalten, Bäume, Berge, Flüsse, ein Meer und Schiffe. Alle diese, mit Menschen, Vögeln und andern lebenden Thieren vermischten Gegenstände waren beweglich und stellten Handlungen dar, die sich auf den, von dem Herzog entworfenen Plan bezogen. Das Auffallendste war ein Riese in der alterthümlichen Waffentracht eines Grenadischen Sarazenen; er führte einen Elephanten, der ein Schloß trug, worin sich eine vom Kummer niedergebeugte Dame befand, die in ein Trauergewand gehüllt war. In der Mitte der Versammlung befahl sie dem Riesen, an zu halten, aber dieser schritt bis vor den Tisch des Herzogs fort. Hier stimmte die Gefangene, welche die Religion vorstellte, einen langen Klaggesang über die Leiden an, die sie unter der Tyrannei der Ungläubigen erdulden müsse, und beschwerte sich über die Langsamkeit derer, von denen sie unterstützt und befreit werden solle. Als sie ihre Klage geendigt hatte, nahte sich der Wappenkönig des goldenen Vließes dem Herzog von Burgund; er trug auf der geschlossenen Hand einen lebenden Fasan mit einem goldenen, mit Perlen und Edelsteinen reich besetzten Halsband. Der Herzog reichte dem Wappenkönig eine Papier-Rolle, deren Inhalt mit lauter Stimme vorgelesen ward und mit folgenden Worten anfing: „Ich gelobe, zuerst Gott meinem Schöpfer, dann seiner Mutter der glorreichen Jungfrau, und dann den Damen und dem Fasan u. s. w.“ — Das Uebrige enthielt das Versprechen, die Ungläubigen zur Vertheidigung der Religion zu bekriegen. Darauf schwuren der Herzog und alle Ritter, ein Jeder nach seiner eigenen Weise, ihre Gelübde und legten sich bis zu dessen vollkommener Erfüllung willkührliche Busübungen auf.

(Die Fortsetzung folgt.)

## B u n t e s.

Im Jahr 1573 wurde der Comthur Philipp Riedesel vom Rath zu Lucern zu einer Strafe von 200 Kronen verurtheilt, weil er wegen Fleisch- und Bratwurst-Essens an gebotenen Fasttagen und „trotzigen Worten gegen Mine Herren“ angeklagt war. — Wahrhaftig, theure Bratwürste!

Der Bischof von Chur (derselbe, welcher über die Bibel-Uebersetzung des van Eß mit diesem in öffentliche Fehde gerieth) ist der einzige unter allen weltlichen und geistlichen Fürsten, der sich noch immer Fürst „des heiligen römischen Reichs“ nennt.

Auf einer Kunst-Ausstellung erschien ein junger schnurrbärtiger Herr, die Reitpeitsche in der Hand und große Sporen an den Stiefeln tragend. Er blieb damit in der Garnitur des Kleides einer anständigen Dame hängen und riß sich mit einem kurzen „Verzeihen Sie!“ los. Die zerrissene Garnitur, dazu die untheilnehmende Entschuldigung reizte die Dame zu der Erwiederung: „Es hat nichts zu sagen! Ich muß mich noch bei Ihnen bedanken, daß Sie nicht gar zu Pferde in diesen Saal gekommen sind!“ Th. Laurin.

## A n e k d o t e.

Ein irländischer Profos mußte einem Soldaten eine Anzahl Stockschläge geben. Der Geschlagene rief bittend: „Freund, etwas höher!“ Der Profos erfüllte dies Ersuchen. „Um Gotteswillen!“ rief jetzt der Soldat; „schlag doch weiter unten!“ — „Ey!“ entgegnete Jener; „der Teufel mag gerade den Ort treffen, wo Du Dich gern möchtest schlagen lassen!“ D.

## S i n n g e d i c h t e.

(Nach dem Lateinischen des Lessing.)

1.

Sosiliana, du fragst mich nach dem Alter Theona's?
Vor oder nach der Toilett'? — antworte darauf mir erst!

2.

Maler, ungünstig nur mal'st du die schöne Neära;
Venus hat dir gewiß lohnend geschmeichelt aus Neid!

3.

Arm, doch zufrieden bist du? — halt' es dem Glücke verborgen,
Allzu glücklich vielleicht fänd' es am Ende dich doch!

4.

Wunder! Es soll dein Gedicht deine Geschenke mir preisen —?
Preise doch ja durch's Geschenk mir dein Gedichtchen erst an!

W. G.

## Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

Prag. Die Familie Bender gab im September hier drei Concerte im Theater. Das erste war nicht sehr gefüllt, doch fand sich das Publikum durch die großen Leistungen der Virtuosen so sehr überrascht, daß die beiden folgenden zahlreich besucht wurden. Mad. Bender ist eine sehr ausgezeichnete Sängerin, von der Natur mit einer Stimme von dritthalb Octaven im Umfang ausgestattet, und diese Stimme hat sie durch fleißiges Studium so ausgebildet, daß sie im Erhabenen und Lieblichen gleich vorzüglich ist und im glänzenden Gesange bei reicher Coloratur stets nur das Passende und Geschmackvolle wählt. — Die beiden Brüder, erste Clarinettisten der russisch-kaiserlichen Hofkapelle zu St. Petersburg, erfreuten durch die höchste Zartheit und Präcision, durch ein Zusammenstimmen bis auf den leisesten Hauch und einen wahrhaft geist- und seelenvollen Vortrag, der ihnen volles Recht giebt, unter die ersten Künstler auf ihrem Instrument gezählt zu werden. Alle drei Virtuosen wurden jedes Mal gerufen und mit lebhaftem Bedauern sah das Publikum sie scheiden. — Von neuen dramatischen Erscheinungen machte „das Bild“, von Houwald, Glück und wird sich, dem Anschein nach, länger als alle neueren Trauerspiele in der Gunst des Publikums erhalten; die Aufführung war in den meisten Theilen gelungen, und vorzüglich zeichnete sich Hr. Löwe (Maler Spinarosa) aus. Auch ein kleines Lustspiel von Holbein „die Wittwe und der Wittwer“ und Kleist's „Käthchen von Heilbronn“ gefielen sehr; doch „Nathan der Weise“, „der Verstorbene“ von Holbein und Spohr's „Faust“ wollten nicht sehr ansprechen. E.

Ueber die Einführung der romantischen Gattung in die französische Literatur und auf die französische Bühne spricht einer der besten Kunstrichter dieser Nation, Herr Auger, folgendermaßen: „In der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts hatte die englisch-deutsche Melpomene zwar noch keinen Tempel in Corneille's und Moliere's Vaterlande; doch gab sie sich schon Mühe, dort Eingang zu finden und sich Anhänger und Schüler zu verschaffen. Als man erfuhr: daß sie keine Gesetze auferlegte, keine Regeln vorschrieb, kein vorläufiges Kunststudium verlangte, und ihre Hallen eben sowohl den Handlangern als den Künstlern öffnete — da stürzten Alle herbei und hinein; die Nachzügler der Literatur erklärten sich für sie; alle schlechten Dichter sangen ihr Lob, und die Pseudo-Melpomene, in ihrem Charlatan-Mantel, vertheilte, von ihrem Bretter-Gerüste herab, ihren Kunden, den Gimpeln des Parnasses, Pillen und Pulver, aus dem buntesten Gemengsel zusammen geknetet, nur nicht mit Nießwurz versetzt. Welche Entdeckung! riefen ihre Anpreiser aus, welche Riesenschritte! Volle ungebundene Freiheit! Praxis ohne Theorie! Ruhm und Erfolg ohne Talent! Aber Genie zum ersten! Genie zum zweiten!! Genie zum dritten!!! Was braucht es mehr? Schüttelt ab eure Ketten, streifet ab eure Fesseln, Dichter und Prosaisten! Die Vorurtheile sind beseitigt, das Reich des Aristoteles und des Horaz ist zerstört; es lebe das Triumvirat Shakspeare, Calderon und Schiller! Wer von nun an ein Sonett auf den Geburtstag seiner Tante, eine Xenie für den Musen-Almanach, eine Charade für ein Tageblatt gemacht, lasse sich als dramatischer Dichter melden und in die Zeitungen setzen; es werde bekannt: daß Jedermann schreiben kann, der fünf Finger an der rechten Hand hat; daß das Genie weder des Unterrichtes, noch des Geistes, noch des Geschmacks bedarf; daß die Natur Alles, die Kunst nichts ist, und daß man zwar kein Paar Schuhe ohne Regel und Anweisung verfertigen, wohl aber das schwerste und seltenste auf Erden, ein vollkommenes Trauerspiel ohne Lehrzeit hervor bringen kann. — Dergleichen in die Augen leuchtende Sätze wurden mit Enthusiasmus aufgenommen; die neue Lehre erhielt die Weihe der Lehrlinge; das Ungeheuer Melodram stieg aus den Abflüssen der Boulevards herauf und erhielt den Weihrauch der Menge; Corneille und Moliere wurden zurück gesetzt und man nannte die neue Epoche dieser literarischen Umwälzung das — Jahrhundert der Aufklärung. — Anfangs widerstanden die mittelmäßigen Schriftsteller dem Strome der Neuerung; diejenigen, welche einigermaßen studirt hatten, deren Styl mit etwas Eleganz, Correktheit und Würde ausgeschmückt war, schämten sich, wollten auch ihre angewendete Mühe nicht verloren haben und sich mit dem Packknecht und dem Troß des dramatischen Nachtrabs nicht vermengen. Doch bald wurden sie den ungeheuren Vortheil inne, leicht glänzen zu können, und, einem bekannten Sprüchwort huldigend, richteten sie ihr Augenmerk auf das romantische Fach, wo sie — mitlaufen konnten. — Zum Unglück erstreckte sich aber die literarische Seuche bald weiter und ergriff auch die bessere Klasse der Schriftsteller. Das böse Beispiel, der Hang des menschlichen Geistes zur ausgelassenen Freiheit, das Anlockende einer Art des Erfolgs ohne Mühe und Anstrengung, die Leichtigkeit, mit 20 Werken in dem Meß-Katalog zu erscheinen und nur so viel Zeit darauf zu verwenden, als Racine bedurfte, ein einziges seiner Trauerspiele zu feilen; besonders aber die Wuth der Unabhängigkeit, der Fessellosigkeit, die schon aus dem Gebiet der Politik in das Feld der Literatur eingedrungen war — dieses Alles verführte Männer von Talent, von ausgezeichneten Geistesgaben: ihrer glücklichen Organisation, dem Lächeln und der Gunst der Musen zu entsagen und als feige Abtrünnige den Drang, die Ersten auf der Gallerie des Parnasses zu seyn, der Ehre vor zu ziehen, die zweiten oder dritten Plätze auf dem classischen Boden ein zu nehmen. Allein sie verrechneten sich gröblich: die Anhänger der guten literarischen Lehre verleugneten sie; die Anhänger der schlechten fanden sie langweilig, kalt, voller Härten, Ecken und Widersprüche, und weder romantisch noch classisch; sie verloren das einzige Verdienst, das ihnen bei Beiden Eingang hätte verschaffen können, das Verdienst der Form, des Styls und verfielen in die doppelte Barbarei der Gedanken und Worte.“ (*Jour. d. Déb.*)

Der Marquis de Valori befand sich früher oft in der Umgebung Friedrich des Großen und erzählt von ihm unter Anderem Folgendes: Seine Gesundheit ist nicht fest und seine Lebensart nicht geeignet, sie zu erhalten; besonders ist sein Blut sehr hitzig und er erhitzt es noch mehr durch die Menge Kaffee, welche er trinkt. Dies geschah sonst bis zum Uebermaaß. Ich erdreistete mich einst, ihm dies zu äußern; er sah es ein und sagte: er werde es beherzigen. „Ich trinke übrigens“, so schloß er, „nur 7 bis 8 Tassen Morgens, und Nachmittags eine kleine Kanne.“ — Einst war Valori Unterhändler bei ihm. Friedrich sagte ihm mit anscheinender Gutmüthigkeit: „Sie sind ein braver Mann und haben auch Einsicht in der Sache, aber Sie sind noch Neuling in Ihrem Metier. Wenn Sie etwas vor zu schlagen haben, wenden Sie sich direkt an mich; meine Leute hintergehen Sie, das müssen sie in solchem Verhältniß; ich meine es aber gut mit Ihnen und wünsche auch, daß man an Ihrem Hofe mit Ihnen zufrieden seyn soll!“ — Als Friedrich mit Frankreich brach, ward er bitter: „Die Franzosen sind Narren!“ sagte er; „sie haben nur einen Minister, und den verbannen sie; einen General, und den gebrauchen sie nicht; einen Dichter, und den jagen sie fort!“ — Er meinte Chauvelin, dessen Undank gegen Kardinal Fleury und dessen schlechte Maaßregeln bei dem Wiener Frieden ihm sein Geschick bereiteten; ferner den Marschall de Belle-Isle, und endlich Voltaire, welcher Letztere aber freiwillig umher reisete. (Gaz. d. Fr.)

In England hat man jetzt viele indische Lieder gesammelt; man findet darin keine Kunst, wenig Regeln; aber viel Empfindung, Sangbarkeit und Originalität. (Courier fr.)

Wenn die Hofleute der Fürsten oft feige Gemüther sind, so sind die Hofleute des Volks fast in der Regel Bösewichter! (Quot.d.)

Redacteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurersche Buchhandlung.



# Der Gesellschafter
oder
# Blätter für Geist und Herz.

1820. Sonnabend den 18. November. 186stes Blatt.

## Abschied an die Vaterstadt.

Du trauter Ort der jugendlichen Spiele,
Wie blühtest du in Frühlings Wunder-Pracht;
Du Born der schönsten, heiligsten Gefühle,
Vom Morgenroth bis in die Sternen-Nacht.
Von deinem Strom, vom Nachtigallen-Haine,
Von der Genossen innigem Vereine,
Von jedem traulichen Erinn'rungs-Ort —
Dein Bild im Innern — zieht der Jüngling fort.

Du wandelst mit in tiefbewegtem Herzen,
Du folgtest selbst zum fernen Meeres-Strand
Und linderst meiner Sehnsucht herbe Schmerzen,
Du tröstest, von der Heimath-Flur verbannt;
Des Flusses Wellen strömen hin zum Rheine,
Daß sich die Schönheit mit der Größe eine —
Und spiegelt einst im Strome sich mein Blick,
Dann denk' ich an die Vaterstadt zurück.

Und du Asyl der abendlichen Freuden,
Der heil'gen Tonkunst eingeweihter Ort,
Dein Freund, dein Zögling muß von dir nun scheiden,
Doch tönen deiner Liebe Klänge fort —
Oft werden deines Kreises Harmonieen
Die ahnungsvolle Seele heimwärts ziehen,
Und kehr' ich einst mit Freudigkeit zurück,
Sey eure Freundschaft meines Lebens Glück.

Kreuznach. Kaufmann.

## Das französische Ritterthum.
(Fortsetzung.)

Man findet in einem sehr alten Gedicht: das Gelübde des Reihers, daß auch auf diesem Vogel, jedoch selten, solche Gelübde abgelegt wurden. — Robert von Artois war aus Frankreich verbannt, nach London geflüchtet und sann auf Rache. Als er einsmals auf der Vogeljagd war, fing er einen Reiher; er ließ ihn rupfen, braten und trug ihn mit feierlichem Gepränge nach dem königlichen Schlosse; da richtete er an die Ritter, welche den König Eduard umgaben, folgende Worte: „Ich lade Euch ein, auf diesem Reiher Gelübde ab zu legen, die Eurer Unerschrockenheit würdig sind; Ihr wißt, daß der Reiher das furchtsamste und verächtlichste Thier ist, da er sich vor seinem eigenen Schatten fürchtet; ich will ihn nun gleich dem Feigsten aller Menschen anbieten!" — Hierauf wandte sich der Graf zu Eduard und hielt ihm den Reiher hin, zum Vorwurf über die feige Gleichgültigkeit, mit der er die französische Krone in der Gewalt seines Nebenbuhlers ließ. Eduard schäumte vor Wuth und schwur: daß Philipp ihn vor Ablauf des Jahres, mit Schwerdt und Feuer in der Hand, in Frankreich sehen solle. Dann hielt Robert seinen Reiher dem Grafen von Salisbury hin, der die Tochter des Grafen von Erby liebte und neben ihr saß; der Graf bat die Geliebte, ihm mit einem Finger ihrer schönen Hand das rechte Auge zu schließen; das Fräulein gestand ihm zwei Finger zu, und schloß ihm das Auge; der Graf schwur nun: es nicht eher wieder zu öffnen, bis er auf französischem Boden stehe und erfüllte seinen Schwur. Auch alle übrigen Ritter legten, Jeder in anderer Art, ihre Gelübde auf dem Reiher ab. — Robert brachte, von der gewöhnlichen Sitte abweichend, seinen Reiher auch an die Königin. Als diese von dem König die Erlaubniß zum Gelübde erhalten hatte, sagte sie mit fester Stimme:

„Ich bin schwanger, ich habe die Bewegung des Kindes gefühlt; so gelobe ich nun Gott und der heiligen Jungfrau: daß diese kostbare Frucht unserer Verbindung meinen Schooß nicht ehe verlassen soll, bis Ihr mich, zur schnellen Erfüllung Eures Gelübdes, über das Meer geführt habt. Wenn das Kind vor dieser Zeit in die Welt kommen wollte, so würde ich mir ehe dieses Messer in die Seite stoßen und mit einem Streiche meine Seele und mein Kind verderben!“ — Eduard, von Abscheu ergriffen, untersagte die Fortsetzung der Gelübde. Der Reiher ward zerlegt und die Königin aß davon.

Die Frömmigkeit zeigte sich damals nur durch abergläubige Gebräuche, und man glaubte sich bei der Verletzung der heiligsten Pflichten der Religion durch die Beobachtung äußerer Ceremonien gerechtfertigt. Dieser Quelle entflossen dann solche Abscheu erregende Gelübde, wie das der Königin von England.

Eben dieselbe Unverletzlichkeit hatte auch das Pfand-Gelübde, durch welches der Ritter sich gleichfalls zu einer bestimmten Unternehmung verpflichtete: entweder zur Ehre der Damen oder seines Landesherrn, oder eines Prinzen, dem er angehörte. Der Ritter, der solche Waffenthat als ein bloßes Ehrenspiel oder als ernsten Kampf angelobte, trug an seinen Waffen eine Kette, oder ein anderes von den Händen der Damen angeheftetes Zeichen. Oft erlaubten sie ihm einen Kuß, um seinen Muth zu entflammen und ihr Verlangen an zu deuten, daß er als Sieger heim kehren möge. Jenes Zeichen war das Pfand der Unternehmung, die er sehr oft knieend auf dem Evangelienbuche beschwur. Er bereitete sich zu dieser Ausführung durch Enthaltungen und fromme Handlungen in einer Kirche, wo er beichtete und in welcher er, bei seiner Rückkehr, bald die Waffen, durch welche er gesiegt hatte, bald die von dem Feinde erbeuteten aufhängen sollte. Der Ritter durfte das Pfandzeichen, das an seine Rüstung geheftet war, vor Ablauf eines Jahres oder mehrerer Jahre, wie es jedes Mal die Bedingungen des Gelübdes ihm auflegten, nicht ablösen, wenn er nicht einen andern Ritter traf, der mit ihm zu kämpfen sich erbot und ihn seines Gelübdes entband, indem er ihm seine Kette oder andere Pfandzeichen abnahm. Die Rückkunft von einer vollbrachten Unternehmung war eine Art Triumph für den Ritter. Auch der Herr des Hoflagers, an welchem der Ritter sich befand, konnte ihn der Verpflichtung entbinden, weil er dessen Erlaubniß zur Uebernahme des Gelübdes bedurfte.

Oftmals befahlen auch Damen den Rittern, als Beweise ihrer Liebe und ihrer Anhänglichkeit, Waffenthaten zu ihrer Ehre zu unternehmen, und aus dem Kampfe Gefangene zu ihren Füßen zu bringen. Dann führte die Sehnsucht nach der Belohnung, welche der Preis ihres Muthes seyn sollte, die Ritter über alle Hindernisse hinweg oder in den Tod.

(Die Fortsetzung folgt.)

## S a d i.

(Schluß.)

Sadi und der weise Baruch hatten in diesem Gespräch den schmalen Fußsteig verfolgt, welcher sich um den Felsen wand, und standen jetzt auf dem Gipfel. Das Schweigen der Nacht herrschte rings umher; über ihnen lag das Gewölbe des Himmels mit all' seinen Sternen, zu ihren Füßen rauschte das Meer, und warf in seinen Spiegel den Glanz der Gestirne tausendfältig zurück. Die ganze Natur war ein stilles Gebet; nur fern schlug das Getümmel der Königsstadt, deren erleuchtete Paläste aus dem Dunkel der Nacht hervor traten, mit leisen Tönen an ihr Ohr.

„Du, Baruch“, hob Sadi an, „der Du in den Gestirnen die Schicksale der Lebenden findest, sage mir, was soll ich hoffen von dem Herzen der Menschen?“ — „Ich kenne den Lauf der Gestirne, Sadi; aber des Menschen Sinn kenne ich nicht.“ — „Und doch lebst Du hundert Jahre?“ — „O mein Sohn! es ist leichter, in den Sternen zu lesen, als in dem Herzen der Menschen.“ — „Hier liegt das Firmament vor uns ausgespannt; miß den Lauf der Gestirne, und laß mich mein Schicksal wissen.“ — „Wohl denn, Sadi, vernimm, was dieses große Buch der Natur mir offenbaret.“ — Er trat hinaus auf eine Felsenspitze, auf seinem verklärten Antlitz lag der Abglanz des Sternenhimmels, der Ton seiner Stimme war wie der Hauch eines Geistes aus einer andern Welt. — „Siehst Du den Jupiter? Rein wie sein weißes Licht soll Dein Herz seyn, und wie der ewige Ring des Saturns den Bahnen seines Kreislaufes folgt, soll auch der Mensch den Gesetzen der Natur gehorchen.“ — „Der Ring des Saturns ist ewig, aber des Menschen Leben reicht kaum an zwei Augenblicke.“ — „Willst Du den tadeln, Sadi, der den Gürtel des Orions an die Ewigkeit knüpfte, daß er die Minuten der Ephemere zählte?“ — „Und kannst Du der Ephemere zürnen, wenn sie ihre Minuten zählt?“ — „Der Mensch soll zu den Sternen aufsehen, und schweigen. Des Ewigen Blick, der Millionen Sonnen auf ihrer Bahn regiert, hat auch jedes Haar auf Deinem Haupte geordnet, und wenn eine dieser Welten nur um den tausendsten Theil einer Spanne von ihrer Bahn wiche, so würden die großen Gesetze der Natur zerstört seyn.“ — „Ich stehe still; die Welten rollen fort in ihrer Bahn. Ob ich den tausendsten Theil einer Minute früher still stehe —.“ — „Kurzsichtiger, in dem großen Pulsschlage der Natur klopft auch jeder Tropfen Deines Blutes. An den Pfeil des Todes ist schon der Faden eines neuen Lebens

geknüpft, und vermagst Du zu sagen, wo Deine Bahn wieder beginnt? Sieh, dort steigt der große Komet aus dem Meer herauf; in jeder Minute durchfliegt er dreitausend Meilen auf seiner Bahn, und doch sind sechs Jahrhunderte seit seiner großen Reise verflossen; er wird sich der Sonne nähern, daß die Gluth ihrer Strahlen die Hitze des glühenden Eisens um zweitausend Mal übersteigt, und dann entfernt er sich von ihr, bis der schwindelnde Raum von dreitausend Millionen Meilen zwischen ihnen liegt. Laß mir den Glauben, Sadi, daß an unserm Erdentraume sich das Erwachen auf diesem Sterne knüpft; willst Du es wagen, zu früh, nur den tausendsten Theil einer Minute zu früh ihn zu betreten?" — „Die Stimme Deines Mundes ist süß und schmeichelnd, Baruch; aber meine Kraft ist erloschen und das bestürmte Herz sehnt sich nach Ruhe." — „Laß uns hinab steigen, mein Sohn! Schon ist der Jupiter über unsern Scheitel hinauf gerückt. — Verlaß Deine öde Felsenwohnung, und kehre unter die Menschen zurück. Ein Herz voll Liebe, Muth und Kraft zum Handeln können überall Segen um sich her verbreiten, das Bewußtseyn einer guten That wird Dich mit Dir selbst und der Welt wieder aussöhnen. Gute Thaten, Sadi, sind das schönste Denkmal, das wir uns selbst errichten; ja, mein Sohn, es giebt eine edlere Unsterblichkeit, als die des Namens." — Sie standen jetzt am Fuße des Felsens. „Lebe wohl, mein theurer Sohn! Friede sey mit Dir und Deinem Herzen!" Er legte die Hand auf Sadi's Haupt und entließ ihn mit einem väterlichen Kusse.

Lange harrte Baruch der Rückkehr seines Freundes. Einst, als er am Gestade des Meeres wandelte, warf eine Welle Sadi's Leichnam ans Ufer. Willibald.

## Der kühne Ausspruch.

Schach Nadir, der Tyrann Persiens, fragte einst einen Derwisch: welches Gebet er für das kräftigste hielte? — er wolle es an jedem Nachmittag zwanzig Mal hersagen. — „Großer Schach!" entgegnete der kühne Derwisch; „Dein Schlaf ist dem Herrn des Himmels und der Erde angenehmer als alle Gebete. Schlafe den ganzen Nachmittag und die Nacht hindurch, bis die Sonne auf Dein Lager scheint, und Du hast mehr gethan als gebetet." — Der Schach erstaunte über diese Reden und forderte Erklärung der geheimnißvollen Worte. — Da erhob der Derwisch die rechte Hand himmelan, und sagte mit furchtbarer Stimme: „Dein Schlaf, Tyrann, hemmt wenigstens eine Zeit lang den Lauf Deiner Grausamkeiten und schenkt Deinen unglücklichen Unterthanen Stunden der Ruhe. Schlafe, schlafe, und das Volk wird für Deinen guten Schlaf beten, bis Du schlafend in die Arme der ewigen Vergeltung sinkst!" — Nadir erbebte, und der Derwisch durfte sich ungestraft entfernen. J. Polt.

## Lese-Früchte.

Die südlichen Nationen sind geistreicher als die nördlichen; allein findet sich unter Letzteren einmal ein Genie, so wird es den Süden weit übertreffen. (Baco.)

Die Völker, wenn auch unwissend, sind sehr geschickt, die Wahrheit zu erkennen und sich willig ihr zu bequemen, wird sie ihnen nur von einem glaubwürdigen Mann gezeigt; dies hat vor langer Zeit schon Cicero gesagt. (Machiavelli.)

Weil die Neuerungen dem menschlichen Geiste mißfallen, so müßt ihr dahin streben: daß eure Veränderungen sich den alten Gebräuchen so viel als möglich nähern, und wenn die Obrigkeit verschieden ist von der ehemaligen in Zahl, Gewalt und Dauer, so laßt ihr wenigstens den Namen und den Schein derselben. (Machiavelli.)

Ein schwacher Prinz kann sich sehr gut erhalten, wenn er einem tapfern Fürsten folgt; aber wenn einem schwachen noch ein schwacher folgt, so kann kein Königreich bestehen, erhält es sich nicht durch die Güte seiner alten Einrichtungen. (Machiavelli.)

Die Stimme des Gewissens und der Ehre ist sehr schwach, wenn die Eingeweide schreien. (Diderot.)

Man schlürft die Lüge, die uns schmeichelt, in vollen Zügen hinab, und kostet Tropfen für Tropfen die Wahrheit, die uns bitter ist. (Diderot.)

Armen Geld leihen ist verdienstlicher, als es ihnen schenken; das Verdienstlichste aber ist, ihnen gesetzlichen Vortheil zu verschaffen. (Talmud.)

Die Krone der Lehre ist Weisheit, Krone der Weisheit — Demuth, Krone der Demuth — Glaube, Krone des Glaubens — Tugend, Krone der Tugend — im Stillen anspruchslos sie ausüben. (Talmud.) H.

## Vor der Wirthschaft.

Im Mai 1601 — im Wonnemonde, welche Härte — wurden vom Dresdener Hofe „ein Kammer-Junge, Abraham von Güntherod" und „Barbara von Grünberg" auf das Schloß Hohenstein, drei Meilen von Dresden, als Gefangene abgeführt, weil sie „vor der Wirthschaft" — d. i. Hochzeit — in zu lebendige Bekanntschaft gerathen waren. — Nachdem sie einige Jahre dort geschmachtet hatten, wurden sie „auf ewig des Landes verwiesen." — Armer Güntherod! arme Grünberg! zweihundert Jahre später — und von eurer Wirthschaft vor der Wirthschaft hätte die Welt kaum Notiz genommen. — 6.

## Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

Ueber Allerlei in Berlin. Herr Redacteur! Ein „Gesellschafter", der in Berlin viermal wöchentlich ausgeht und

sich wenig oder gar nicht um Berlin bekümmert! — soll man den nicht schelten? Sogar von der Schröder hat er nicht gesprochen, nicht von manchen (von vielen ist freilich nicht zu reden!) neuen Theater-Stücken, nicht von der Kunst-Ausstellung. Das ist ja wunderlich!*) — und so muß wohl zuweilen ein Anderer Ihnen das Geschäft abnehmen, mögen Sie auch dabei so viel Noten machen, als Sie wollen. — Die Schröder — nun, man hat sie Königin, Feldmarschallin der Schauspielerinnen und der Himmel weiß wie noch genannt; ich aber bin kein Freund von der Phrasen-Jagd und halte dergleichen immer für verdächtig; was aber die Schröder betrifft, so weiß ich doch auch, im ganzen inneren Zusammenhang, nichts Besseres auf unsern Bühnen. Vielseitiger — ja dieses Wort läßt sich im gewöhnlichen Sinne nicht auf sie anwenden; aber wo würde es wohl in ächter Bedeutung an zu wenden seyn? Fleck und die Bethmann — welche Zeit hat immer solche Leuchten! In der Vielseitigkeit der Andern erkennt man in der Regel nur eine dreiste Angeübtheit, den kecken Glauben an sich — denn am Ende ist Alles, was sie leisten, ziemlich eintönig. Darum freu' ich mich, daß die Schröder sich ein Fach gewählt hat und es darin zur möglichsten Vollendung zu bringen sucht, was ihr in hohem Grade gelungen ist; denn ihre „Phädra", „Merope", „Iphigenia", „Sophia" (in dem „Fürsten Chawansky"), so wie die letzte Scenen der „Johanna von Montfaucon" sind Meisterstücke. Falsche Betonungen — ja, die sind unleugbar; aber — wir ignoriren diese nur darum nicht, weil wir mit Recht an dem Werthvollsten keinen Flecken leiden wollen, denn sonst wüßte ich nicht: wer diesem Gericht stehen könnte (Hr. und Mad. Wolff verfallen ihm am wenigsten)! Aufmerksam machen muß man die Schröder auf solche Nachlässigkeiten, aber Andern sind noch erst wichtigere Unarten ab zu gewöhnen!! Wir wollen zugleich auch nicht verhehlen: daß die Berliner — wie mehr und minder jede Menge — gar gern das, was sie haben, weniger schätzen, als was eben nicht zu haben ist. Das sollten aber Alle bedenken, die für kurze Zeit an fremden Orten sind! — So ist z. B. Madam Wolff da, wo ihre Kraft zureicht, nicht minder vorzüglich, als Madam Schröder; jeder Urtheilsfähige wird die „Iphigenia" und die „Elisabeth" (in „Maria Stuart") von Mad. Wolff gewiß eben so gern sehen, als von Mad. Schröder; und die „Elvire" in der „Schuld" haben wir (die Bethmann gegen Alle in Ehren!) von Mad. Schröck und Mad. Wolff schon ansprechender gesehen. Die Kritik muß eine Ungerechtigkeit des Publikums, entstehe sie durch Gunst oder Ungunst, niemals begünstigen, wenn auch urtheilssüchtige Diktatoren ihr Anathema aussprechen wider den, der ihre Stimme nicht für die des Volks und die Volksstimme nicht für Gottes Stimme will gelten lassen. Was die „Elvire" betrifft, so war aber zufällig auch die Stimme der Menge nicht für Mad. Schröder, und, wie ich höre, soll sie selbst finden, daß ihr die Rolle nicht zusage.**) — Noch mehrere Gäste hatten wir, als: Hrn. Sellbrig und Hrn. Hillebrand. Der Erstere ist ein routinirter und brauchbarer Schauspieler — auch etwas! dabei soll er recht bescheiden seyn; der Andere hat einige Anlage und wir rathen ihm, daß er sie in Bescheidenheit kultivire und sich einstweilen vor Rollen hüte, wo das eigene innere Vermögen hell ans Tageslicht kommt; bis jetzt ist es noch klimperklein, wenn man nicht etwa eine sehr hübsche Theater-Figur als Surrogat für Alles mit in Rechnung bringt. — Die dichterischen (Sie können Fragezeichen anbringen, Herr Redacteur!) die dichterischen und musikalischen Neuigkeiten auf unserer Bühne erwähnt der „Gesellschafter" auch so selten, daß sogar „Rose, die schöne Müllerin" (Text von Adalbert vom Thale, Musik vom Baron Lauer) vergessen wurde — sehr ungalant! Die Vossische Zeitung hat vor ein Paar Wochen eine Beize gegen den Text in alle Welt geschickt — Apoll, laß alle Opern-Texte nur noch so gescheidt seyn, als es dieser ist! Es sind mitunter allerliebste Verse. Wenn der Dichter den Stoff zusammen gedrängt, nicht zuweilen sich sehr breit und dabei z. B. Pracht und sagt, hin und Grün, Gefährte und hörte gereimt hätte, so wäre die Sache ganz gut. Reime wie „nach" und „Bach" müssen wir schon passiren lassen, da bei einem Müller-Idyll allerlei Reime für den Bach erforderlich sind. Die Musik finde ich gar lieblich;*) der Componist hat ein Talent für das leider bei uns ganz verschollene Lied (die eigentliche Musik scheint vor Schreck über den jetzigen Lärm davon gegangen zu seyn!) und soll es ja weiter ausbilden. Dabei wird das Stück gut gespielt und gesungen; Dank der Regie! — die es sehr glücklich besetzt, Jeden an die rechte Stelle gebracht hat. Wenn das immer geschähe, so würde man bald finden, daß Berlins Bühne eine große Anzahl bedeutender und brauchbarer Talente hat; statt dessen bemerkt man mehr einzeln Begünstigte, aber kein Ensemble, was freilich nicht immer so leicht zu schaffen ist, als bei jenem Singspiel. — Herr Adalbert vom Thale hat auch ein Lustspiel: „Das Verlegeschloß" auf die Bühne gebracht — Devrient spielt im höchsten Grade vortrefflich und deshalb läßt es sich empfehlen; die Intrigue aber und der Zusammenhalt — nun, man sehe Devrient! (Die Fortsetzung folgt.)

*) Kann seyn — werde aber wohl meine Gründe haben! D. H.

**) Die von Allen mit Recht sehr gefeierte Künstlerin hat es mir und Vielen geäußert: daß sie lieber eine andere Rolle, z. B. die „Brunhild" im „Yngurd" statt der „Elvire" gegeben hätte. D. H.

*) Auch mir hat diese Musik Vergnügen gemacht; doch wünschte ich: daß der Componist die gewöhnlichen Fehler der Wiederholung unterließe und mehr auf richtige Deklamation sähe. In dem hübschen Liede: „Die grüne Farbe deutet an" u. s. w. wird immer die vierte Zeile wiederholt; ich frage aber: was man sich dabei denken soll, wenn man mehrmals hören muß: „Ist jedes hübsche Mädchen hold" — „Steht jedem hübschen Mädchen an" — „Der ist ein hart geschlag'ner Mann" — Wäre hier eine Wiederholung dienlich, so müßte sie nach dem ganzen Sinn der Rede (der in jedem der besprochenen Verse gleichmäßig in zwei Zeilen liegt) geschehen. Wer seine Gedanken uns sogleich mehrmals will vortragen lassen, soll billig schärfer denken, wie ein Anderer, der mit einem Male zufrieden ist. Diese Wiederholungen sind übrigens von den meisten Componisten überhäuft; in der modernen großen Oper, wo es Vielen — glücklicher Weise auch nicht Allen! — mehr auf den Klang, als auf den Sinn ankommt, mag so etwas gelten; die Einfachheit des Liedes erträgt dies bei weitem weniger und man muß sich die Erlaubniß dazu nicht eher nehmen, bis offenbar das Charakteristische es forderte. D. H.

Die Schmeichelei will auch originell seyn, obgleich ihr dies schwer gelingen wird, weil sie gar zu sehr schon verbraucht ist. Einen neuen Versuch macht die eben erschienene Flugschrift: „Die dreißig ersten Lebensjahre Heinrich des Fünften, des Geliebtesten! König von Frankreich und Navarra, ehemals Herzog von Bordeaux; geschrieben im Jahr 1857 von einem Achtziger; nebst einem Ueberblick der Regierungen Ludwig XVI., Ludwig XVIII., Carl X., Ludwig XIX. und dem Anfang der Regierung Heinrich V." (Quotid.)

Ein sehr unterrichteter Engländer, Namens Owen, hat berechnet: daß 200 Menschen-Arme mit Maschinen gerade so viel Baumwolle fäden, wie 20 Millionen Arme in 40 Jahren ohne Maschinen fäden würden, und daß die Masse Baumwolle, welche jetzt in England in einem Jahre gefadet wird, ohne Maschinen 60 Millionen Arbeiter mit einfachen Rädern erfordern müsse. Ueberhaupt würde England zu allen seinen durch Maschinen behandelten Manufaktur-Gegenständen ohne Maschinen 400 Millionen Arbeiter bedürfen. (Gaz. d. Fr.)

Redacteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurersche Buchhandlung.




# Der Gesellschafter
oder
# Blätter für Geist und Herz.

1820. Montag den 20. November. 187stes Blatt.


## Friedrich der Große als Ehestifter.

### Beglaubigte Mittheilung.

„Obrist Billerbeck!“ so rief Friedrich der Große nach einer Parade in Potsdam. Der Gerufene kam und der König sagte: „Warum heirathet Er nicht? Ich höre, Er soll nichts übrig haben, nehm' Er sich eine reiche Frau!“ — „Ja, Ew. Majestät, es nimmt sich nur so!“ erwiederte Jener; „eben weil ich kein Vermögen habe, fehlt mir die Zuversicht, an zu fragen!“ — „Weiß Er was, ich werd' Ihm eine Frau schaffen, ganz wie Er sie braucht. Die Uniform steht Ihm gut, mit Ihm wird's schon gehen! Mach' Er sich reisefertig und komm' Er morgen früh zu mir!“ Damit wandte sich der König und ging.

Obrist Billerbeck wußte nicht recht, wie ihm war; aber es ließ sich nur gehorchen, und so stand er mit klopfendem Herzen am nächsten Morgen vor dem König. „Seh' Er einmal!“ so begann jetzt der Monarch; „unser Land hat die reichen Leute nicht überflüssig; da ist nun der Geheimerath von Stecher — der sich jetzt im Sächsischen angekauft und der doch sein großes Vermögen in meinem Staat geschafft hat — der will nun auch seine beiden Töchter außer Landes verheirathen, an zwei Brüder von Witzleben in Sachsen. Das kann ich nicht zugeben: eine muß er wenigstens im Lande lassen; da hat Er einen Brief an den von Stecher; und nun reis' Er hin und heirath' Er eine von den Töchtern, die, wie ich höre, ganz scharmant seyn sollen!“ —

Im Kopfe des armen Billerbeck trieben sich viele Gedanken umher, aber in Worte bringen konnt' er nicht einen; ihm summte das Hirn, als ob er Glocken drinn hätte und eine stumme Verbeugung war endlich Alles, wozu er seine Lebensgeister vermochte. — „Es freut mich, daß Er mit meinem Vorschlage zufrieden ist!“ sagte hierauf der König; „Er macht da eine sehr gute Parthie; sorg' Er nur, daß Er bald weg kommt!“

Der Obrist stand bald darauf im Garten von Sanssouci, ohne daß er so recht eigentlich wußte, wie er aus dem Schloß gekommen war; das Schreiben an den Geheimerath von Stecher hatte er aber richtig in der Hand. Er setzte sich auf eine Bank, legte den verhängnißvollen Brief neben sich und sah ihn eine Weile starr an; endlich brummt er vor sich hin: „Ey, so wollt' ich doch, daß ich lieber gegen ein feindliches Kreuzfeuer kommandirt wäre, als gegen die beiden Frauenzimmer!“ aber — gehorchen mußt' er. „Wohl mir, daß wenigstens mein Herz noch auf meiner Seite ist!“ mit diesem Rufe erhob er sich, allen Muth zusammen raffend, und am Mittag des nächsten Tages stand seine Extrapost vor dem Schlosse zu Beuchlitz, wo der Geheimerath von Stecher wohnte. — Dieser machte nicht kleine Augen, als er das königliche Handschreiben gelesen hatte. „Ein schlimmer Handel!“ stotterte er endlich verlegen heraus; „wie soll das werden, Herr Obrist?“ — „Wie Gott will!“ sagte dieser; „ich folge königlichem Befehl!“ — „Wenn nun aber keine von meinen Töchtern Sie mag?“ — „Herr Geheimerath, ich verbitte mir alle Beleidigungen!“ erwiederte hier-

auf der Obrist, der natürlich seit dem Auftrage des Königs in stetem gereizten Zustande blieb.

Der Geheimerath bat den Angekommenen zum Mittagsessen, verhehlte ihm aber nicht, daß die beiden Herren von Witzleben, der Eine sächsischer Obrist-Lieutenant, der Andere Gutsbesitzer, eben in seinem Hause wohnten. „Desto besser!" meinte Billerbeck; „denn so wird sich ja die ganze Sache bald abthun lassen!" — Bei Tische ging es sehr still her und der Bräutigam auf königlichen Befehl mochte die Brust so hoch heben, als er wollte, der Athem war ihm immer zu kurz. — Endlich konnt' er's nicht mehr aushalten und da ihm die Töchter gefielen, besonders Henriette, die Jüngste, so begann er: „Ich bin ein geborner Pommer und hier nun obenein in einer Lage, wo ich nicht viel Umstände machen kann!" — und in diesem Ton erzählte er ohne Weiteres seinen Auftrag, den Alle mit verschiedenen Empfindungen vernahmen. Der Obrist-Lieutenant von Witzleben, Henrietten's Bräutigam, sprang wüthend auf und war nur sehr schwer zu beruhigen; Billerbeck hatte indessen nur auf den Gesichtern der Töchter des Hauses zu lesen gesucht, aber nichts heraus gebracht, als daß Caroline, die älteste der Fräuleins, am ruhigsten blieb, was ihm noch mehr Unruhe machte, indem ihm bei Henrietten diese Wahrnehmung lieber gewesen wäre. — So gerieth also unglücklicher Weise sein Herz auch etwas in das Spiel; als er aber nach einigen Tagen bemerken ließ, daß er Henrietten wählen möchte, bot ihm der Obrist-Lieutenant sogleich einen Gang auf Tod und Leben an. „Den müßt' ich nun freilich unter allen Umständen annehmen!" entgegnete Billerbeck; aber unverkennbar war Henriette ihm abgeneigt und liebte ihren Bräutigam mit ganzer Innigkeit der Seele. Völlig ohne Mittel, sich hier zu helfen, schrieb Billerbeck nach langem Kampf an den König und erhielt wenige Tage darauf folgende Antwort:

„Auf Sein Schreiben vom 4. huj. kann ich Ihm nur rathen: nehm' Er die Andere, wenn die Henriette nicht zu kriegen ist. Das Geld des von Stecher darf mir nicht Alles außer Landes und hoffentlich sieht Er ein, daß ich Ihn auch nicht wie einen Narren dahin schicken konnte; das würde mich und Ihn compromittiren. Präsentir' Er mir also recht bald Seine Braut. Uebrigens bin ich Sein wohlaffectionirter König

Potsdam, den 8. August 1764. Friedrich."

Dieses Antwortschreiben kam auch schon unter veränderten Umständen auf Beuchlitz an; bei Fräulein Caroline hatte der martialische Obrist lebhaften Eindruck gemacht, um so eher, da sie nur aus Zwang sich mit dem Herrn von Witzleben vermählen sollte. Kaum hatte Billerbeck darüber einige Gewißheit, so bot nun er dem Bräutigam Carolinens mit eisernen Kugeln ein Loosen um die Braut an und endlich gab es zwei Hochzeiten ohne Duelle. — Als aber bald nachher der Obrist mit seiner jungen Gattin sich in Potsdam präsentirte, da sagte der König zu ihm: „Nun leb' Er glücklich, damit es nicht am Ende heißt: wir hätten Beide einen dummen Streich gemacht!" Bertram.

## Das französische Ritterthum.

(Fortsetzung.)

### 7. Die Fahnen, Standarten und Panniere.

In früher Vorzeit waren die Kriegsfahnen eben so einfach als die ersten Waffen. Die verschiedenen Völker oder Partheien wählten die bekanntesten Dinge zu Signalen in ihren Gefechten: grüne Zweige, befiederte Vögel, Thierköpfe, eine Hand voll Heu an der Spitze einer Stange; mit den Waffen und der Kriegskunst wurden auch die kriegerischen Merkmale, die Fahnen, vollkommener, dauerhafter und kostbarer. Gleich andern Völkern hatten auch die alten Gallier solche Feld-Zeichen; bei diesen beschwuren sie ihre Verbindungen und ihre Kriegszüge: man glaubt, daß es Thiergestalten waren, besonders des Stiers, des Löwen und des Bären. Die Kapitularien unter dem zweiten Stamme der französischen Könige belehren uns: daß von den Grafen, welche die Kriegsleute des von ihnen verwalteten Landes in den Heeren führten, Jeder seine Standarte hatte; nächstdem war in dem Heere, bei dem Kriegerhaufen, wo sich der König persönlich befand, die königliche Standarte. Robert, der sich der Krone bemächtigt hatte, trug bei der Schlacht von Soissons, in welcher Karl der Einfältige ihn besiegte, seine Standarte selber. — Als Frankreich von dem dritten Stamme seiner Könige beherrscht ward, nannte man die Standarten, denen die Kriegsleute der Landgemeinden und der Weichbilde folgten, Panniere und Ritterfahnen; dieses begann bei der Einrichtung der Landes-Miliz, unter Philipp dem Ersten, dem vierten König des dritten Stammes. Die andern waren die Panniere derjenigen Ritter, welche Bannerherren genannt wurden. — Diese Panniere wurden an der Spitze oder an der Seite einer Lanze befestigt, wie die Fahnen unserer Zeit; sie waren viereckig, die Ritterfahnen aber gespalten oder spitz auslaufend. Diese letzteren gebührten den Rittern, die nicht Bannerherren waren — den Bachelieren — und mit diesen Kriegszeichen führten sie ihre Vasallen zu den Heeren. Die Bannerherren hatten zuweilen außer ihren Pannieren noch Ritterfahnen. Sie reiheten sich unter den Pannieren der Bannerherren, und nach beiden ward die Kriegerzahl der Heere bestimmt. Zuweilen führten, nach besondern Begünstigungen oder Lehens-Vorrechten, auch Waffenträger Ritterfahnen; so durften diese auch wohl Panzer tragen, nach Vorrechten, die sie durch den Besitz von Panzer-Lehen erhielten. Die Panniere waren von Sammet

oder andern kostbaren Stoffen. Durch die Standarte ward, außer ihrem gewöhnlichen Zweck, auch ein Zeichen gegeben, wenn der König in Gefahr gerieth. Als Philipp August, in der Schlacht von Bovines, vom Pferde gestürzt ward, rief Gallon von Montigny durch wiederholtes Senken der königlichen Standarte Hülfe herbei. Die Standarte des Siegers ward an den Thürmen eingenommener Städte befestigt; das Pannier des Connetable auf ihren Mauern und das königliche Pannier, wenn der König zugegen war, voran. Dasselbe Vorrecht hatte der König vor allen seinen Vasallen, wenn sie gleich Fürsten oder Könige waren. — Als Philipp August und Richard, König von England, in Sicilien sich trafen, um gegen die Muhamedaner nach dem Morgenlande zu ziehen, entstand deshalb ein großer Streit. Der König von England war von den Messinern beleidigt; er stellte sich an die Spitze seiner Schaaren, nahm Messina ein und pflanzte seine Standarte auf dessen Mauern. Philipp August, der, um Unordnungen zu hindern, auch herbei geeilt war, sagte erzürnt: „Wie, der König von England stellt seine Standarte auf in einer Stadt, wo ich zugegen bin?“ und gab zugleich den Befehl, sie weg zu nehmen und die Standarte von Frankreich an ihre Stelle zu setzen. Nun schien der Augenblick eines fürchterlichen Gemetzels da zu seyn; aber Richard ließ den französischen König bitten, nichts zu übereilen, und erbot sich, seine Standarte selbst weg zu nehmen. „Würde“, fügte er hinzu, „sie aber von Andern berührt, so werde vieles Blut fließen.“ Diese halbe Genugthuung besänftigte den König, man unterhandelte und verständigte sich.

Das Pannier eines Bannerherrn ward immer an einem etwas erhöhten Orte, in der Nähe des Kampfplatzes seiner Schaar, aufgepflanzt und behielt eine Bedeckung bei sich; wich die Schaar, so eilten die Sieger hin, das Pannier zu nehmen, und das Verschwinden des Panniers war das sichere Zeichen der Niederlage.

Die Gestalt der Fahnen hat sehr gewechselt. Alle an den Basreliefs des Grabmals Ludwig des Zwölften sind lang, schmal und gespalten, wie die Wimpel; an den Basreliefs auf dem Grabmal Franz des Ersten sind die Fahnen der Reiterei breit, kurz und abgerundet. — Außer diesen verschiedenen Standarten bei den französischen Heeren erwähnt die Geschichte einiger hochberühmter Reichs-Standarten, deren älteste man die Kappe oder Mantel des heiligen Martins nannte — la Chape St. Martin —; dann die Königs-Standarte; die Oriflamme und die weiße Standarte. Wir wollen alle kurz bezeichnen:

### Der Mantel des heiligen Martin.

Die Geschichte zeigt, daß die Könige des ersten und zweiten Stammes, von Chlodowig an, den heiligen Martin, Bischof von Tours, ganz vorzüglich geehrt haben; auch ist es gewiß, daß sie, als ein sicheres Unterpfand des Sieges, ein Gewand mit dem Heere führen ließen, welches der Mantel des heiligen Martin genannt ward. Einige halten es für seinen Mantel, Andere für eine Decke seines Grabes, noch Andere für ein von ihm getragenes Chorhemd ohne Aermel, und diejenigen, welche es zu einer Standarte umschaffen wollen, behaupten: daß es bei den französischen Heeren auf einer Lanze getragen worden sey. Die alten Schriftsteller sind weder über den Ursprung, noch über die Anwendung dieses Mantels einig; aber es ist nicht unwahrscheinlich, daß es ein tragbares Zelt gewesen sey, unter welchem Reliquien von Heiligen mitgeführt wurden. Auch von dem heiligen Martin war eine Reliquie darunter und das Zelt erhielt seinen Namen von ihm, da er einer der höchsten Schutzpatrone des Reiches war. Alte Romanciers gebrauchen das Wort Chape auch, um die Decke des Himmels zu bezeichnen: „Nagueres meillor terres sous la chape du ciel.“ — Bei der Rückkunft aus dem Kriege ward die Chape St. Martin in dem königlichen Palast aufbewahrt, um den Segen des Himmels auch auf diesen herab zu ziehen.

(Die Fortsetzung folgt.)

## Anekdote.

Ungeachtet des Muthes, dessen sich die Königin Elisabeth, glorreichen Andenkens, rühmte, hatte sie doch einst nicht die Ueberwindung, sich einen Zahn ausziehen zu lassen, der sie furchtbar schmerzte. Ihr Arzt, ihre Hofleute baten sie fußfällig, umsonst; endlich setzte sich Aylmar, Bischof von London, in den Sessel, und ließ sich einen seiner gesunden Zähne ausziehen; dies wirkte, Elisabeth bewunderte diese Fassung und folgte dem Beispiel. Dt.

## Das Schloß Marienburg.

Welch hoch und kühn Gemäuer ist zu schauen?
Das Ordenshaus der Ritter vom Spital;
Altdeutscher Kunst, altdeutscher Kräfte Mal,
Blickt's ernst und fest in seiner Mannen Gauen.

Der Pilger durft' der Heldenschaar vertrauen;
Was kümmert sie der Heiden stolze Zahl,
Der Muth, entzündet an des Glaubens Strahl,
Vermocht' allein die Riesenburg zu bauen.

Es blühen Blumen aus der Wölbung Bogen;
Im Remther *) hallt der lauten Freude Wogen,
Voll Würde tritt der Meister aus dem Gang. **)

St. Anna's Gruft umschließt die Helden-Glieder,
Des Ritterthumes hoher Geist kehrt wieder,
Sein hehres Thun ergrünt im Liedes-Klang.

Dr. Karl Baldamus.

*) Remther bezeichnet den Speisesaal des Hochmeisters.

**) Im obersten Stockwerke, an des Hochmeisters Kapelle, ist ein großer Korridor, von den Rittern einfach der Gang genannt.

## Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

**Ueber Allerlei in Berlin.** (Fortsetzung.) Das Trauerspiel von Raupach: „die Fürsten Chawansky" ist recht eigentlich von Mad. Schröder auf unsre Bühne gebracht. Mehrere deutsche Zeitschriften haben sie dafür, in Berichten aus Berlin, tüchtig ausgescholten und nur Müllner spricht (in den etwas kleinlaut gewordenen Vierundzwanzigpfündern) einige Worte zu Gunsten des Dichters, was ich sehr recht finde, aus purem Egoismus; denn auch mir will scheinen, man sey ungerecht gegen Raupach. Kuriose Menge, die wir haben! Als besagtes Stück gedruckt war und gelesen wurde, erklärte männiglich die Neuigkeit für etwas Außerordentliches und nun, nachdem sie aufgeführt ist, soll sie nichts seyn. In diesem Dichter regt sich aber etwas und eben weil so mancher Auswuchs sich zeigt, so manches Ueberspannte uns entgegen tritt, dürfen wir eher Hoffnung fassen, daß in spätern Werken uns eine mehr gediegene Eigenthümlichkeit klar werde, als wenn in wohl geschniegelter Form eine pretiöse Hohlheit daher tönte. Und warum sollte Mad. Schröder die Rolle der „Sophia" nicht wählen? Die Schauspielerinn, der es um Darlegung ihrer Talente zu thun ist, braucht keine Notiz zu nehmen von der Vornehmthuerei einiger Correspondenten, die außer dem Sprechen nichts zu leisten weiß. Möge der scheel Angesehene ruhig fort arbeiten, und sich dabei freuen, wenn er den gemeinten Bericht-Erstattern zugleich einigen Erwerb verschafft durch Schmähungen, die der Preßbengel in alle Welt spediren muß. Auf unserer Bühne kann die „Sophia" schwerlich besetzt werden, da eine Schröder dazu gehört, um der Darstellung zu genügen; versuchen es andere Schauspielerinnen, so mögen sie ja über ihre künftige Pension zuvor alles in Richtigkeit bringen. — Eine sonderbare Stimmung hat auch „der Leuchtthurm", Tragödie in zwei Abtheilungen vom Freiherrn von Houwald, veranlaßt. Die Erwartungen waren durch ein Sprachrohr, welches von Dresden aus schmetternde Töne verbreitete, sehr hoch gespannt, und dies schadete vielleicht dem Stück. Nach meiner Ansicht hat es eine Unterlage, die höchst poetisch ist, obwohl man dabei auch einige Bestandtheile einschob, welche den dramatischen Ideen der Tages-Insekten einen Schlupfwinkel gestatten. Die Vorsehung — welche mit dem Fatum nicht zu verwechseln ist — hat hier eine Dualität angenommen; so daß es scheint, sie gehe weder von Gott noch vom Teufel, sondern von einem Mediateur aus, der es mit Keinem von Beiden verderben will. Die verschiedenen Unwahrscheinlichkeiten, welche sich gegen den Schluß hin häufen, stören den guten Eindruck, den die schauerliche Einheit der ersten Abtheilung hervor bringt und sie besonders waren Ursache, daß der Ausspruch der Versammlung nicht lebhaft und nicht einig war. Ich aber bin ein Vertheidiger der Elemente des Stücks, ein Lobredner für die größtentheils sehr gebildete Sprache und einzelner sehr gut dargelegter Momente. Das viele Erzählen ist seit einiger Zeit in unsern Tragödieen schon so Mode geworden, daß man daran gewöhnt seyn könnte; weil es aber dennoch immer als Fehler bemerkt wird, sollte man es sich doch wieder abgewöhnen, um den Charakter des Drama gegen die Erzählung fest zu halten. — Die Besetzung dieser Tragödie hat ihre Gegner, ich kann sie nicht unzweckmäßig finden; auch ist, wie man sagt, der Dichter selbst in der Anordnung zu Rathe gezogen worden. Nur Hr. Krüger (Walther) ließ im Vortrag eine Manier hören, die mir bis hieher an ihm noch nicht aufgefallen war. Er sprach die Verse so gleichmäßig skandiet, daß er etwas an die neue Kunststaffel erinnerte, welche Demois. Maas in Paris erstiegen zu haben glaubt, die aber in Deutschland ein Herabfall bleibt, wenn man ihn auch noch so künstlich macht. Mit Mad. Devrient (Dorothea) wollten Andere auch nicht zufrieden seyn; diese schwermüthige matt aufleuchtende Innigkeit, welche in der Aufgabe liegt, ist aber so sehr das Element dieser Schauspielerinn, daß man hier die Kritik der Zuschauer auf Rechnung einer solchen Ungunst setzen muß, von der ich oben schon geredet habe. Mad. Devrient versteht es nicht, sich eine Partei zu machen, die — leider! — in der gewöhnlichen Welt auch bei dem Talent nothwendig scheint, oder sie will sich — was Achtung fordert — der Mittel dazu nicht bedienen, die freilich selbst da, wo man sie Klugheit nennt, immer noch viel Verächtliches haben. Vielleicht wäre eine Schilderung solcher Mittel eine hübsche Aufgabe für die Ironie!! — Um nicht mißverstanden zu werden, erkläre ich nachschriftlich: daß ich Mad. Devrient auch nicht für die neuere höhere Tragödie geeigner halte; sie kann nicht aus dem Kreise gemüthlicher Weiblichkeit hinaus und davon haben die Mode-Dichter unseren neuesten Theater-Heldinnen nicht viel gegeben. — Ein kleines Lustspiel „Beinah verloren" (von Abt, nach einer Erzählung im Gilblas) hat eine sehr launige Introduction und die Versammlung kam in einen Lach-Rausch; gegen das Ende ging aber das Stück — beinah verloren. Der Verfasser ist ein Wortbrüchiger: er versprach viel und hielt nichts. Herr Devrient und Hr. Gern d. S. zeichneten sich in der Darstellung aus; einige Andere störten nicht. Dagegen sahen wir auch ein paar, schon seit Jahren immer nur angehende Schauspieler, die wir gern abgehen sähen. Solche Leute sollte man nach kleinen Bühnen entlassen, wo sie, immerwährend in Athem gehalten, wenigstens gelenke Glieder und geläufige Zunge bekommen, womit man — Beispiele sind gehässig! — selbst auf größern Theatern jetzt einen gültigen Stempel acquiriet, da die Kunst, welche auf ächte Kenntnisse und festes Studium gegründet ist, bei der Bühne schon darum zu den Seltenheiten gehört, weil meist diejenige Jugendlust auf die Bretter führt, welche dem ernstern Studium so gern entflieht. Dann ist es noch ein Glück, wenn solchen Leuten später eine Ahnung wird von dem Nothwendigen bei der Kunst und sie nun durch angestrengten Fleiß und Beachtung der Kritik zu ersetzen suchen, was ihr Leichtsinn anfangs gar nicht für nöthig hielt. (Der Schluß folgt.)

**Münster.** An die Stelle des nach Bonn abgegangenen Prof. Hermes ist Hr. Bonse, sonst Hofmeister beim Grafen von Merveld (früherhin schon hiesiger Gymnasial-Lehrer), gekommen; er lieferte in der im J. 1810 hier erschienenen Zeitschrift „Eos" eine Widerlegung des daselbst abgedruckten Aufsatzes von Martyni-Laguna über Kaiser Ferdinand II. — Zum neuen Direktor unsers Gymnasiums (der vorige Direktor, Prof. Kistemaker legte diese Stelle nieder) ward der Gymnasial-Lehrer Nadermann (von dem wir eine Uebersetzung der Homerischen Hymne an Demeter und einige mit Beifall aufgenommene ascetische Schriften haben) ernannt. Sein erstes Programm enthält unter Anderem einen Aufsatz über die Lehrgegenstände in Gymnasien. — Die bei Ackermann in Dessau erscheinenden „Rosenlauben deutscher Anakreontiker, herausgegeben von Fr. Raßmann" werden anakreontische Gedichte von mehr als funfzig Dichtern darbieten. — Im Anfange sind einige ältere Dichter aufgeführt, z. B. Weckherlin, Opitz u. s. w. ***

Wir heben aus einem neuern Werke folgende Sentenzen aus: Die Fürsten sollten das Lob unter die Rubrik „Contrebande" setzen; zuweilen kann man es passiren lassen, aber denen, die es bringen, ist immer zu mißtrauen. — Die römische Kirche sagt alljährlich einmal zu allen ihren Kindern: „Erinnert Euch Eures Staubes!" Diese Feierlichkeit konnte für die Großen der Erde alle Tage Statt finden. — Ein guter Magen und ein schlechtes Herz sind heut zu Tage stets Mittel zum Glück. — Das Evangelium verbot den Aposteln sich „Meister" nennen zu lassen; unsere Prälaten, um nicht gegen das göttliche Wort zu handeln, lassen sich lieber „Monseigneur" nennen. — Der Dummkopf nennt jeden Zufall feindlich; der gewandte Mensch wendet ihn grade zu seinem Vortheil an. — Niemand thut mehr Wunder, als die Aerzte: Sie öffnen alle Tage Himmel und Erde. (Constitut.)

Redacteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurersche Buchhandlung.








# Der Gesellschafter
oder
# Blätter für Geist und Herz.

1820. Mittwoch den 22. November. 188stes Blatt.


## Die Erweckung der Drusianna.

Nach Ephesus, aus Pathmos dunklen Gründen,
Kehrt Sanct Johannes gotterfüllt zurück.
Ihm gab der Herr, die Zukunft zu verkünden,
Der Wahrheit Licht und des Propheten Blick;
Er sandt' ihn aus, die Völker zu verbinden
Zu eines Glaubens dauerhaftem Glück,
Auf daß gerettet aus des Irrwahn's Schlinge,
Der Liebe Hauch der Menschheit Herz durchbringe.

Kaum tritt der Jünger durch des Thores Hallen,
Dringt Klag' ihm rings entgegen, dumpf und schwer;
Er hört Gesang und Trauertöne schallen,
Ein Leichenzug schwankt schauervoll daher;
Und Tausende in Trauerkleidern wallen
Im langen Zug, kein Aug' ist thränenleer.
Johannes frägt mit freundlicher Geberde:
„Wer ist's, den Ihr vertraut dem Schooß der Erde?“

Und um ihn sammelt sich die gläub'ge Menge,
Die ihn als Freund und Jünger Jesu kennt;
Die Klagen ruh'n, es schweigen die Gesänge,
Und jedes Herz in Freud' und Hoffnung brennt.
Ein Jüngling tritt zu ihm aus dem Gedränge,
Der ihm den Namen „Drusianna“ nennt:
„Dir hat der Höchste heil'ge Kraft gegeben,
Ruf' uns zurück die Mutter in das Leben!“

Und als der Jüngling kaum dies Wort gesprochen,
Da fassen Greise des Propheten Hand,
Und Wittwen nah'n mit lautem Herzenspochen,
Und zarte Waisen küssen sein Gewand.
Dem Strome gleich, der seinen Damm durchbrochen,
Und mächtig anschwellt über Ufer's Rand,
Den Thalgrund überströmt, im Sturme brausend:
So tönte neu die Klage vieler Tausend!

„Mir löste sie die schweren Sklavenketten!“
Begann der Eine, wehmuthsvoll erregt;
„Ein Engel war sie an den Krankenbetten!“
So sprach ein Zweiter, „mich hat sie gepflegt!“ —
„Von Kerkers Schmach mich Armen zu erretten,
Hat sie der Gläub'ger harten Sinn bewegt!“
So ruft der Dritte klagend durch die Halle;
„Gieb sie zurück dem Leben!“ rufen Alle.

„Nicht ich vermag den Tod von ihr zu wenden!“
Sprach der Prophet und neigt das sanfte Haupt;
„Sie ist bewahrt in des Erlösers Händen,
Der für uns litt und starb, an den Ihr glaubt.
Dem Todten neue Lebenskraft zu spenden,
War seinem heil'gen Willen nur erlaubt;
Zur Hoheit Gottes war er auserkohren,
Ich bin ein Mensch und schwach wie Ihr geboren!

Doch will der Herrscher über Welt und Leben
Der theuren Todten irrd'sche Wiederkehr,
So muß das Grab die Beute wiedergeben,
Denn über Zeit und Tod gebietet Er!
Er winkt, und Meere brausen, Berge beben,
Und seiner Allmacht ist kein Werk zu schwer.
Es wird der Blick, den Todesmächte schließen,
Wenn er gebeut, das gold'ne Licht begrüßen!“

Und auf das Volk sinkt gläub'ge Andacht nieder;
Da schlägt ein Ruf melodisch an ihr Ohr,
Und Drusianna regt belebt die Glieder,
Und wie verklärt hebt sie den Blick empor!
So tritt — denn dieser Welt gehört sie wieder,
Im Glanz der Auferstehung sie hervor;
Mit Freude grüßt sie und mit Engelsmilde
Den Kreis der Lieben und des Lichts Gefilde!

Herab zum Volk, das auf die Knie' gesunken,
Glänzt hell der Himmel wie im Morgenroth;

Zu Horebs Flammen wächst der Wahrheit Funken,
Das Auge sah's — besiegt ist Höll' und Tod!
„Du bist uns nah!" erschallt es wonnetrunken,
„So schütz' uns fort und fort, Herr Zebaoth!"
Hoch in den klaren Lüften schwebt die Taube,
Und den dreiein'gen Gott umfaßt der Glaube!

Gustav von Seydlitz.

## Das französische Ritterthum.

(Fortsetzung.)

### Die Oriflamme.

Diese war die berühmteste aller Standarten in dem französischen Heere. Sie hatte die Form der, ehemals bei Prozessionen üblichen Panniere der Kirchen, war von einfachem rothen Taffent, ohne bildliche Darstellungen, nach unten doppelt gespalten, und ward an einer Lanze, queer über, nicht an der Seite angeheftet, getragen. Die Lanze war vergoldet: daher und von der rothen oder Feuer-Farbe des Stoffes ist vermuthlich der Name entstanden.

Einige Schriftsteller haben sie ein unmittelbares Geschenk des Himmels an die französischen Könige genannt. Wilhelm Guyart sagt: daß der König Dagobert sie habe verfertigen lassen; Andere nennen sie die Standarte Karls des Großen; Einige verwechseln sie mit der Königs-Standarte.

Die Oriflamme war ursprünglich das Pannier der Abtei St. Denis; nicht um bei Prozessionen, sondern um bei den Kämpfen gebraucht zu werden, die der Abt zuweilen gegen diejenigen führen mußte, welche die Güter der Abtei befehdeten; sie ward von dem Schirmvogt der Abtei getragen. In der Geschichte findet man die Oriflamme oder das Pannier von St. Denis nicht früher erwähnt, als in der Zeit Ludwig des Dicken. Von dieser, oder vielleicht seines Vaters (Philipp) Zeit an muß man die Mitnahme dieses Panniers gegen die Feinde rechnen.

Die Könige ließen, um ihre Ehrfurcht vor der Abtei St. Denis stärker zu beweisen, die Oriflamme immer von einem der tapfersten Männer des Heeres tragen. Der Letzte, den Schriftsteller nennen, war Karl Martel, Herr von Bacqueville, unter Karl dem Sechsten. Sollte die Oriflamme in den Krieg mitgenommen werden, so holte der König selber sie mit großer Feierlichkeit von St. Denis. Von Ludwig dem Dicken an bis zu Karl dem Sechsten erwähnt die Geschichte immer der Oriflamme. Die Flamänder prahlten: daß sie — in der gegen Philipp den Schönen verlorenen Schlacht von Mons-en-Puele — die Oriflamme genommen und zerrissen hätten; aber Wilhelm Guyart, der dort zugegen war, versichert: daß es eine nachgemachte gewesen sey. Wie dem auch seyn mag, es ist gewiß: daß man späterhin noch die Oriflamme bei den französischen Heeren fand. Aber seit der Einnahme von Paris durch die Engländer, zur Zeit Karls des Sechsten, geschieht der Oriflamme nicht weiter Erwähnung in der Geschichte. In zwei Verzeichnissen über den Schatz der Kirche zu St. Denis (eines auf Befehl Ludwig des Zwölften im Jahre 1504, das andere durch Abgeordnete der Rechnungskammer im Jahre 1534 angefertigt) wird ihrer gedacht und sie als sehr verbraucht beschrieben. Sie wurde noch unter Heinrich dem Vierten in der Abtei St. Denis gesehen. — Es läßt sich aber nicht annehmen, daß diese Oriflamme noch die nämliche Lanze und die nämliche Fahne seyn solle, die zu der Zeit Ludwig des Dicken bei den Heeren war; es scheint gewiß, daß Ludwig der Heilige sie von seinem Zuge nach Egypten nicht wieder zurück brachte, als die Muhamedaner ihn mit seinem ganzen Gepäck gefangen hatten, sondern daß sie von denselben genommen ward. Die Oriflamme war nicht weniger vergänglich als andere Standarten, aber sie ward stets, wenn sie in Kriegen verbraucht oder verloren war, durch eine neue ersetzt. — Nach glaubwürdigen Nachrichten wurde sie noch unter Ludwig dem Eilften gebraucht; Karl der Siebente aber führte die weiße Standarte an ihrer Stelle ein.

### Die Königs-Standarte.

Es gab zu allen Zeiten eine königliche Standarte bei den französischen Heeren. Die Geschichtschreiber der Regierungen Karl des Sechsten und Karl des Siebenten reden von einer königlichen Fahne und einer königlichen Standarte. Unter Heinrich dem Dritten und Heinrich dem Vierten wird oftmals die weiße Standarte als die königliche, wenigstens als die erste bei den Heeren bezeichnet. Die Königs-Standarte hatte nicht immer dieselbe Farbe; diejenige, welche, unter Philipp August, Galon von Montigny in der Schlacht von Bovines trug, war weiß. Seit Karl dem Sechsten, und schon vor ihm, war ein weißes Kreuz in der Königs-Standarte, aber die Grundfarbe ist unbekannt. Nach vielen alten Geschichts-Büchern scheint es: daß die französische Nation immer die weiße Farbe, die sie als die ihr eigenthümliche ansah, zu ihren Standarten gewählt habe; aber es ist ausgemacht, daß die Königs-Standarte nicht immer dieselbe Grundfarbe, noch dieselben Verzierungen und Devisen gehabt hat.

### Die weiße Standarte (Cornette).

In den bürgerlichen Religionskriegen unter Karl dem Neunten und Heinrich dem Vierten ist keine Schlacht geliefert, bei der nicht von der weißen Standarte die Rede ist. Zum letzten Male findet man sie unter Ludwig dem Dreizehnten. Die weiße Standarte war ganz einfach, nicht bestreuet, unvermischt mit Farben oder Lilien. Das Fähnlein war, im Kriegswesen, anfangs eine Verzierung, an dem Helm angebracht,

besonders bei solchen öffentlichen Feierlichkeiten, wo man in Kriegstracht erschien. Man nannte es, da es über dem Helm getragen ward, Cornette, und wie diese war es an der Rückseite des Helmes und von Taffent. Da das Wort Ritterfahne — Pennon — veraltete, seit man keine Banner-Ritter mehr in den Heeren fand, und da die Form dieses kriegerischen Schmuckes der Helme einer Standarte glich, so veränderte man den Ausdruck königliche Fahne — Pennon royale — in königliche Standarte — Cornette royale. Karl der Achte gab ihr zuerst diesen Namen, den unter seinem Nachfolger, Ludwig dem Zwölften, alle Standarten der leichten Reiterei erhielten. — Diese königliche Fahne scheint immer in dem Verwahrsam des königlichen Vorschneiders gewesen zu seyn, und zu Karl des Siebenten Zeit waren die Aemter eines Vorschneiders und Fahnenträgers vereinigt und sind es fast immer geblieben. Die königliche Fahne, der die weiße Standarte folgte, war auch ohne die Anwesenheit des Königs bei dem Heere; von dem Kriegszuge nach Afrika, unter dem Herzog von Bourbon, sagt Froissart es ausdrücklich. Der Herzog von Joyeuse führte die weiße Standarte in der Schlacht von Coutras bei sich, wo Heinrich nicht war. Aber noch mehr, bei jeder königlichen Armee war eine weiße Standarte: als Heinrich die Herzöge von Mayenne und Parma im Lande Caux (1592) sehr drängte, hatten die Prinzen von Conti und Montpensier eine weiße Standarte an den Grenzen von Maine bei sich. Der Herr von Sommerive, ein Anführer der katholischen Parthei in der Provence, unter Karl dem Neunten, verlor gegen seinen Vater, den Grafen von Leude, der die Hugonotten befehligte, in einer Schlacht 2000 Mann, und ließ die weiße Standarte nebst 22 andern Standarten zurück. Noch im Jahr 1642 wird ihrer in der Schlacht erwähnt, die der Marschall Guise bei Honnecourt gegen die Spanier verlor. Von da an ist sie gänzlich verschwunden, und es scheint, daß der Träger der weißen Standarte sie nicht mehr in Schlachten trug, obgleich sein Amt fortdauerte.

(Die Fortsetzung folgt.)

## Bemerkung.

Im Jahr 1779 schrieb Schummel seinen „Spitzbart“, eine komi-tragische Geschichte für sein pädagogisches Jahrhundert. Mit einer Freimüthigkeit, welche selbst Kotzebue (damals Student) nicht so weit getrieben, läßt er sich über die Universitäten (S. 132 u. s. w.) aus. Er nennt sie die obere Etage der Erziehung und legt seine Worte in den Mund eines westphälischen Kaufmanns, dem wir sie hier nachschreiben: „Gottlob, daß ich nicht nöthig habe, meinen Sohn Eduard auf die Universität zu schicken. Frei heraus, hätt' ich auch keine anderen Gründe, ihn vom Studiren ab zu halten, dies allein wäre Grund genug.“ — Hier unterbricht ihn der Inspektor Spitzbart: „O Sie sind wohl ein wenig zu streng. Wir haben doch auf unsern Akademieen Männer von der stupendesten Gelehrsamkeit und von dem vortreflichsten Charakter. — Kaufmann. Ich habe nichts dawider: aber was hilft das den jungen Leuten auf Akademieen? Leben sie da nicht völlig wie die Wilden, ohne Zucht und Ordnung, ohne Gesetze, ohne Aufsicht? Wird nicht überall das schädliche Ungeheuer, die sogenannte akademische Freiheit, geduldet und wohl gar geschützt? Was hilft alle Privat- und Schul-Erziehung, wenn die guten Früchte derselben mit einem Male auf einer liederlichen Akademie dahin gehen? — Inspektor. Sie haben nicht ganz unrecht, und wenn Gott mir Leben und Gesundheit schenkt, könnt' ich leicht noch auf den Einfall gerathen, ein „Ideal einer vollkommenen Akademie“ zu schreiben. Aber darin irren Sie sich, daß die jungen Leute auf Akademieen so ganz ohne Aufsicht und ohne Gesetze leben! sie haben ihre strengen Gesetze und Verordnungen. — Kaufmann. Ey freilich, ja! das sind strenge Gesetze, die man mit dem Geldbeutel in der Hand stumm machen kann! strenge Gesetze, die der junge Mensch überschreiten kann, wie er will, wenn er es nur ein klein wenig pfiffig anfängt! Doch ich mag nicht spotten, die Sache ist zu ernsthaft. Aber ich will einen jeden tugendhaften Vater eines tugendhaften Sohnes auffordern und ihn fragen: ob ihm nicht das Herz gezittert hat, als er ihn nach der Universität schickte? — Schade was für alle Gelehrsamkeit, wenn das Herz in Gefahr ist, auf diese und jene Zeiten verderbt zu werden!“

S—.

## Sonderbare Namen.

Im Rath zu Oschatz saß im Jahr 1389 ein Rathsglied mit Namen: Herregottsschwager, auch Herregott genannt; und im Jahr 1489 gab es dort einen Bürger, genannt Jakob Teufel, dessen Namen man aber, „weil der Mann ein besonders redlicher und braver Mann war“, zu „seiner Ehre“ in „Sorgenfrei“ verwandelte. Späterhin blieb man so ängstlich nicht mit dergleichen Namen. Im siebenjährigen Kriege gab es einen Obersten Teufel, und wie ausgebreitet und angesehen die Familie der Manteufel sey, wer weiß das nicht? — Wenn es übrigens jetzt weniger Nominal-Teufel giebt, so fehlt es uns dagegen nicht an wirklichen, nur daß sie meist incognito wandeln und handeln. Richard Roos.

## Entzündung.

Gleich wie der Stahl dem Gestein hellsprühende Funken entlocket,
Rufet die innere Gluth flammende Liebe hervor.

A. D. Blumenthal.

# Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

Ueber Allerlei in Berlin. (Schluß.) — Auch Rossini ist einmal wieder auf unserer Bühne gewesen durch Aufführung der Oper „die Getäuschten“ (L'Inganno felice). Ich müßt' es lügen, wenn ich mich zu den gewaltigen Gegnern Rossinis zählte; mir ist er ziemlich gleichgültig und ich sehe nicht ein, warum die Berliner Bühne ihn nicht auf ihrem Repertoir haben sollte, wenn dabei (das ist stereotype Bedingung!) das Vorzüglichere nicht liegen bleibt, was wir hinsichtlich der Oper unserer Theater-Intendantur verlängst nicht zur Last legen konnten; und es wird sich gewiß thun lassen, daß neben der „Vestalinn“ dem „Cortez“ und der „Olympia“ (womit die Dauerhaftigkeit der Säle im neuen Schauspielhause untersucht werden sollte) bald auch wieder andere Opern probiert werden können. Wir haben neuere deutsche Componisten, die mit ihren Werken auf fremden Bühnen einiges Aufsehen erregen, und ältere, die von unserm Repertoir gänzlich verschwunden scheinen — müßte man nicht an diese auch denken? — Um wieder auf Rossini [illegible]kommen, so bemerke ich, daß die Ausführung seiner Opern auf deutschen Bühnen nicht zu loben ist; das Cha[illegible]lose dieser leichten Produkte scheint doch eine Art von Cha[illegible] zu haben, wenn es mit der italienischen Lebendigkeit aus[illegible] wird. Referent hat in München und Dresden Rossini-[illegible]pern gehört und war überrascht, etwas ganz Anderes zu [illegible], als deutsche Sänger und Instrumentalisten geben. Dort werden beinahe zwei Opern aufgeführt in der Zeit, in welcher man hier allmählig mit einer fertig wird, und es macht wahrhaftig Effekt, sich über zum Theil so flache Leistungen mit einem behaglichen Feuer hinweg führen zu lassen. — Eben so ist das Ballet „Nina, oder Wahnsinn aus Liebe“ ein ganz anderes, wenn man es in Paris sieht. Ich will nicht behaupten, daß ich dort, wie die Franzosen von sich rühmen, zu Thränen gerührt worden sey durch die abgemessenen Anstrengungen. Dahin bringen es die Kunst-Talente der Füße bei mir schwerlich! — aber die preisenswerthe Flüchtigkeit, womit man in Paris diese bloß äußerliche Kunst behandelt, verhindert das Nachdenken, welches für ein Ballet ein großes Glück ist. Wenn man aber dem Deutschen, der oft über ein Nichts in eine unendliche Nachdenklichkeit geräth, solche Unnatur noch dehnt, da muß er ja wohl endlich zu dem Resultat kommen: daß entweder dergleichen Aufgaben für den Tanz gar nicht geeignet, oder eben sowohl gesprochene Ballets als getanzte Tragödien möglich sind. — So weit vom Theater; ich sehe im Geist den Herrn Redakteur ohnehin schon grämlich, weil meine leichten Bemerkungen Prätensionen im Raum machen und möchte doch einige Zeilen über die Kunst-Ausstellung einschwärzen, welchen Ausdruck ich übrigens nur auf die Druckerschwärze zu beziehen bitte. Zu einer langen Liste, nach den Beiwörtern: vorzüglich, gut, mittelmäßig und schlecht geordnet, habe ich keinen Trieb und es hat auch die Voßische Zeitung, in einem Aufsatze über die Kunst-Ausstellung, schon eine solche Herzählung, großentheils mit Einsicht geliefert. Am Schlusse derselben ist sogar ein Wink gegen die Lauheit des Publikums angehängt und diese liegt mir mehr am Herzen, weil sie aller Kunsttödtung Grund ist. Da schreiten junge Kritiker, so wie die Begüterten, in den Sälen umher, und rümpfen die Nase, wo es sich nur irgend thun läßt; sie klagen über den Verfall der Künste, denken aber im Leben nicht daran, daß Geld und Gut nicht bloß dazu vorhanden ist, um für ein paar Louisd'or zu Mittage zu essen und am Abend bei dem Spieltische eine Summe zu vergeuden, die einem armen Künstler vielleicht für mehrere Monate hinreichen würde, um in seinem Streben sich zu begründen. Wenn mir Einer sagt, die Kunstausstellung habe nicht viel enthalten, so behaupte ich: er versteht es nicht, oder spricht unwahr! — Es lassen sich selbst in der schwersten der Künste, der Malerei, eine recht bedeutende Anzahl sehr hübscher Bilder nennen und in der Sculptur waren mehrere Kunstwerke aufgestellt, die sich dem Classischen anreihen; eben so war es in der Zeichnung und andern Kunst-Abtheilungen. Nun aber möchten wir doch einmal untersuchen, was etwa von Privat-Personen gekauft worden ist!! Sie, Herr Professor! müßten ja wohl ein Verzeichniß bekommen können*) und das würde ausweisen, wie viel oder wenig man sich für die bildenden Künste interessirt und ob die Klagen der Künstler oder die der sogenannten Kenner gerecht sind. Aber diese sollten doch eigentlich schon wissen: daß die Resultate im Reiche der Musen sich nach der Liebe oder der Kälte abmessen, womit man sie behandelt. Unser König hat seit einigen Jahren in solcher Hinsicht mehr gethan, als irgend ein Monarch; aber den Sinn für die Künste kann er dem Volk nicht kaufen. Wenn die Begüterten ihren Fürsten nicht auch hier zum Vorbilde nehmen und Kunstschätze zu ihrer Häuser nothwendigsten Schmuck rechnen — wie dies im vergangenen Jahrhundert bei den Deutschen geschah — so wird jeder Künstler um so beklagenswerther seyn, je mehr Genie und innere Anmahnung er hat. Doch Punktum für jetzt und bald mehr! v. — H.

*) Es wäre möglich und gern würde ich es mittheilen; doch weiß ich schon jetzt, daß es nicht viel Raum erfordern könnte!! D. H.

Litteratur. I. Das „Rheinische Taschenbuch für das Jahr 1821“ (Darmstadt bei Heyer und Leske) hat, mit einer zweckmäßigen kurzen Erklärung, zum Theil recht fleißig und gut gearbeitete Kupfer, Copien aus der Gemälde-Gallerie zu Darmstadt und landschaftliche Darstellungen aus jener Gegend. Unter jenen nennen wir die von Eßlinger gestochenen die besten, da sie neben dem mühseeligsten Fleiße ein bedeutendes Talent beweisen. Die Landschaften sind mitunter ein wenig rasch aber geistreich behandelt, was immer mehr werth ist, als eine sichtbar herbei gequälte Ausführung. — Den literarischen Reihen eröffnet eine Genealogie der regierenden Fürstenhäuser, schon darum schätzenswerth, weil nur wenige Taschenbücher derselben gedenken. Ein interessanter, ungewöhnliche Forschung bezeugender geschichtlicher Aufsatz ist „Kaiser Friedrich II. und sein Sohn Heinrich“ von C. P. Conz; und Cäcilie erinnert recht angenehm an Vittoria Colonna, Marchese von Pescara. — „Die Schloßmamsell.“ Erzählung von K. G. Prätzel, ist leicht — wohl zu leicht gehalten in der Erfindung; da aber dieser Erzähler in der Lesewelt mit Recht viele Stimmen für sich hat, so werden diese wohl in der Art des Vortrags eine Entschädigung finden, wenn die Kritik dem Stoffe nicht viel Gewicht giebt. — „Die Nacht im Riesengebirge“ von Friedrich Kreng von Nidda, sucht eine tiefere Allegorie in die Mährchen von Rübezahl zu bringen; wir loben das Bestreben. — „Die Heilige“ Novelle nach dem Spanischen von Beauregard Pandin trägt die südliche Lokal-Farbe und hat einen Sinn, der Erhebung weckt. „Der Wechsel des Schicksals“ Anekdote aus dem Rußischen von Franz von Maltitz, mahnt an die Vergänglichkeit alles Irdischen. — II. Die „Erinnerungen aus den Jahren 1813 und 1814.“ Aus dem Tagebuch eines Freiwilligen (2 Bändchen. Leipzig bei Kollmann) haben manches Eigenthümliche, das selbst nach dem Vielen, was auf ähnliche Weise entstanden ist, noch Manchem erfreulich seyn wird. Es waltet in diesem Buche Eifer für das Wahrhafte im Leben, für den hohern Aufschwung, den der Geist der Zeit nehmen sollte. Die militairischen Angelegenheiten, welche das Werkchen behandelt, mögen Kriegskundige beurtheilen, mich hat nur das Allgemein-Nützliche angezogen. L — e.

Eine Zeitung, welche in Wien in neugriechischer Sprache erscheint, zieht heftig gegen die Philosophie von Kant und gegen die Pestalozzische Unterrichtsmethode zu Felde. (Courier fr.)

Beilage: Bemerker No. 21. u. Bl. d. Ankündigungen No. XXI.

Redacteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurersche Buchhandlung.

Bemerker. No. 21. 1820.



Beilage zum 188sten Blatte des Gesellschafters.

## Bemerkung.

Die Zeitungen erwähnen es als ein „auffallendes Zusammentreffen“: daß „Schwarzenbergs Leiche in Leipzig an demselben Tage, in derselben Stunde, zu demselben Thore, in Prozession herauszog, in welcher (?) der Fürst vor sieben Jahren als siegender Feldherr nach der Völkerschlacht eingezogen war.“ — Wir finden es bloß auffallend, daß die Zeitungen durch solche Angaben den schwachen Sinn in unsern Tagen begünstigen. Es muß doch nothwendig die Umgebung des Verewigten jenen Tag und jene Stunde bestimmt haben, mithin war dieses Zusammentreffen eine menschliche Veranlassung — oder will man es auch als etwas Merkwürdiges betrachten, daß der Fürst einige Tage vor jenem gemachten Zusammentreffen gestorben ist? W.

## Aus Leipzig.

Ich komme von Dresden und will meinen Aerger auslassen über Rossini — oder nein, nicht über Rossini, sondern über den Dresdener Kapellmeister, oder auch über den nicht, sondern über das Dresdener italienisirte Publikum, daß es ein Repertoir duldet, welches heute „Otello“, morgen „Tancred“, übermorgen „la gazza ladra“ hat — mit wenigen Worten: immer denselben Rossini unter allerlei Titeln vorspielen läßt. Bei'm Himmel, es klingt mir noch in den Ohren, daß, als ich mit dem Namen Mozart mir den Rossini aus dem Gehör jagen wollte, ein gar beschmückter Herr, der für einen Geschmacks-Matador gelten will, naiv antwortete: „Blamiren Sie sich nicht; was wollen Sie mit der Schwerfälligkeit Mozart's gegen diese südliche Leichtigkeit?“ — O weh, daß man Gewichtiges schwerfällig nennt! Es ist eine schlimme Zeit: nicht einmal in den Künsten soll der Charakter geduldet werden; wer sich jetzt für den Weltlauf nicht eine unterthänige Sinnlosigkeit, eine recht wortreiche Unklarheit der Begriffe und einen schlechten Geschmack anschafft, der ist ein verlornes Menschenkind. — Was das deutsche Theater in Dresden betrifft, so befand ich mich in einer kuriosen Verlegenheit. Einer meiner Freunde sagte nämlich: „Gehen Sie ins Theater, so dürfen Sie ferner die „Abendzeitung“ nicht lesen; wollen Sie sich aber die Illusion über die dortigen Theater-Apologieen nicht verderben, so bleiben Sie aus dem Theater.“ — Ich habe aber die „Abendzeitung“ lieb und möchte mich nicht gern an ihr ärgern; einen Ausweg zu treffen, sah ich bloß die — „Prima Donna“ — da bleibt Vespertina in Ehren, denn jede dritte Rezension darüber konnte ja doch nur eine gar zu fein ausgesponnene Ironie seyn. — Daß Hr. Hofrath Kind, der wackere und liebenswürdige Dichter, in seiner neuen Schrift „die Muse“ die Polemik sogar ankündigt, werden wohl Alle in den Anzeigen lesen. „Das eben ist der Fluch der — Müllnerei, daß sie fortzeugend Böses muß gebären!“ möcht' ich ausrufen; doch bin ich überzeugt, daß Kind, der nie den Anstand verletzte, auch hier eine ruhige Bahn geht und ein guter Kampf macht die Leserwelt munter! Einige frühere Aufsätze Kind's in polemischer Tendenz, welche die „Abendzeitung“ verbreitete, hatten viel Lobliches. Auf keinen Fall aber liegt diese Richtung in den Ansichten Kind's; er ist gereizt und so konnt er für seine Polemik das Motto wählen:

— — „In gährend Drachengift hast du
Die Milch der frommen Denkart mir verwandelt;
Wer sich des Kindes Haupt zum Ziele setzte“,
Der soll nun treffen — den bewehrten Feind.

Soll ich offenherzig seyn, so sind mir übrigens die Dresdener doch lieber, wenn sie sich einmal zanken, als wenn sie sich ewig Complimente machen; vor denen bin ich aus Thee's und Kränzchen davon gelaufen! — Weil ich vorhin von Müllner sprach, kann ich nicht unterlassen, zu erwähnen, daß er sich sehr verrechnet hat, wenn er in einem Gedichtchen im „Morgenblatt“, worin er seine Rezensenten mit Hunden vergleicht (ich habe bei diesem oft wiederholten Vergleich stets die Hunde beeinträchtigt gefunden; sie sind ja wachsam und treu!), meint: das Gebell deute an, daß er auf einem Rosse, wohl gar auf einem „Stück Hippogryphen“ säße. Der Schluß ist einseitig; denn — er weiß das gewiß schon — wenn Einer barocke Sprünge macht, so bellen die Hunde auch. Solch ein barocker Sprung ist es unter Anderem, wenn er jetzt in allen dienstbaren Blättern zu insinuiren sucht: daß Herr Wahner in Wien eine ganz vortrefliche Recension der „Albaneserin“ geschrieben hat; diese ist nämlich aus Leibeskräften durch und durch gepriesen. Wenn sich mehrere Wahner zu dem Wahn finden: daß nur allein in Weißenfels die Genialität zu finden sey, so wird freilich der Beweihrauchte jedes Mal ausrufen: „Der ist kein Hund!“ Die von der Eigenliebe empfohlene Rezension werde ich wahrscheinlich nicht lesen, wohl aber die „Albaneserin“, die ich noch gar nicht kenne; ich, der ich etwas auf Müllner's Dichter-Talent halte, verspreche mir viel Vergnügen davon, da hier gewiß ein „Stück vom Hippogryphen“ zu merken seyn wird, während Hr. Müllner sich in seinen literarischen Händeln der Rozinante bedient, vor der bekanntlich nur — Schafe davon liefen. — Die Sucht, den Titel von „Leyer und Schwerdt“ zu kopiren, hat noch nicht nachgelassen, ist sogar in das Religiöse gedrungen. Gestern sah ich ein neues (wie ich höre, in seinem Inhalt sehr empfehlenswerthes) Buch: „Psalter und Kreuz“ betitelt, und auf der Vignette ist das Kreuz mit einem — Lorbeerkranz in Verbindung gebracht. — Der Verfasser von „Wahl und Führung“ hat ein kleines Büchlein, einen Inbegriff der Religionslehren herausgegeben (bei Kochly), welches von einem guten und vermittelnden Geist ausgeht und leicht von Jedem, auch in Schulen (ich glaube, es kostet gar nur 4 Gr.) anzuschaffen ist. — Die neuen Preis-Aufgaben des Verlegers der „Urania“ finde ich zweckmäßiger, als die früheren; das zunächst liegende wäre aber doch wohl, kurz ab zu sagen: was die Preisrichter für das Beste erkennen, sey es, was es wolle, dem wird der Preis gegeben. K.

## Bescheid.

Den Aufsatz „Glucks Opern in Berlin“ kann ich hier nicht einordnen, weil er anonym eingeschickt ist. Will der Verfasser sich mir nennen (wobei er auf Verschweigung seines Namens rechnen darf), so hab' ich gegen den Abdruck nichts zu erinnern. D. Herausgeber.

1820. No. XXI.

# Blatt der Ankündigungen.

## Literarische Anzeige.

Bei mir ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

**Dizionario italiano-tedesco e tedesco-italiano, oder italienisch-deutsches und deutsch-italienisches Wörterbuch von D. A. Filippi.**

2 Bände in 4 Abtheilungen, gr. 8. 181 Bogen. 8 Thlr.

Wie früher das von Jagemann in diesen Sprachen bearbeitete Wörterbuch seine Vorgänger wegen seiner Brauchbarkeit nach und nach verdrängte, so zeigt es sich jetzt, daß dieses unserm Filippi zu Theil wird. Er, als Professor der italienischen Sprache in Wien, hat aber auch, um diesen Preis zu erringen, viele Jahre allen Fleiß und Sorgfalt auf die Bearbeitung seines Wörterbuchs verwendet; so z. B. gab er in dem italienisch-deutschen Theil eine mehr zuverlässige Richtschnur in der ächten Aussprache, eine genaue Unterscheidung der in unserer Zeit üblichen Wörter vor den veralteten, so wie auch solcher, die nur im oratorischen oder poetischen Styl gebraucht werden, nebst einem reichlichen Vorrath der anwendbarsten Synonymen in allen ihren verschiedenen Bedeutungen, und vermehrte diesen Theil noch mit einigen 1000 von den vorzüglichsten italienischen Schriftstellern gebrauchten Wörtern, so wie auch mit allen auf Handel und Seewesen sich beziehenden Benennungen, welche in vielen andern Wörterbüchern fehlen.

Was den deutsch-italienischen Theil betrifft, so war der Verfasser bei diesem vorzüglich bemüht, denen Deutschen, welche bei Uebersetzungen aus dieser in jene Sprache ihre Zuflucht zu dem Wörterbuch nehmen müssen, ein Werk zu liefern, worin die italienischen Wörter bestimmt und richtig angegeben sind, und der Suchende nicht auf eine Menge von sogenannten, für seinen Fall aber nicht anwendbare Synonymen stößt, welche seiner Wahl überlassen bleiben, und wodurch er dann ein buntes, fremdes, oft unverständliches Italienisch hervor bringt.

Dieses Wörterbuch ist daher nicht nur Anfängern in dieser Sprache, sondern auch allen Freunden, Geschäftsmännern und Kaufleuten, welche dasselbe gebrauchen, aufs beste zu empfehlen. Im Oktober 1820.

Leipzig. Carl Cnobloch.

---

In der Neuen Günterschen Buchhandlung in Glogau sind erschienen:

**Vorlegeblätter für den ersten Unterricht im Zeichnen, vom Leichten zum Schweren fortschreitend.**

24 Blätter in Steindruck. 12 Gr.

Es enthalten diese Blätter die ersten Elemente der freien Handzeichnung, bei welchen stete Rücksicht genommen worden ist, dem Lernenden durch sie ein richtiges Augenmaaß und eine sichere Hand zu verschaffen, und den Unterricht möglichst leicht und angenehm zu machen; sie eignen sich daher nicht nur zu Vorlegeblättern für Schulen, sondern besonders zu dem Selbstunterricht und zur nützlichen Beschäftigung der Kinder.

**Anleitung zum Blumenzeichnen, in lythographischen Vorlegeblättern.**

Zum Gebrauch für Schulen und den Selbstunterricht. 1ste Lieferung. 4. in Futteral 14 Gr.

Man findet hierin die ersten Anfangsgründe dieser besondern Gattung des Zeichnens, von den einfachen Linien an bis zur vollkommenen Blume fortgeführt; nebst einer kurzen und deutlichen Anweisung zum Gebrauch dieser Blätter, wodurch sie vorzüglich zum Selbstunterricht anwendbar werden. Auch empfehlen sie sich noch durch sorgfältige Auswahl der Gegenstände, so wie durch Sauberkeit der Umrisse.

---

Bei Tendler und v. Manstein, Buchhändler in Wien, ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

**Taschenbuch für Schauspieler und Schauspielfreunde auf das Jahr 1821,**

mit Beiträgen von Castelli, Grillparzer, Haug, von Mosel, Graf von Riesch, August West u. A., herausgegeben von Lembert.

Mit 1 Portrait. 12. geb. Preis 1 Thlr. 16 Gr.

Dieses Taschenbuch, welches die Stelle des ehemaligen Gothaschen Theater-Kalenders und des Ifflandschen Almanachs für das Theater auf eine würdige Weise ersetzt, enthält, außer mehreren interessanten Aufsätzen, Proben aus einem neuen Drama von Grillparzer, dann ein Verzeichniß der jetzt lebenden dramatischen Schriftsteller und aller deutschen Bühnen, ihrer Mitglieder, der seit einem Jahre gegebenen Vorstellungen u. s. w.

---

**Allgemeine Encyclopädie der Wissenschaften und Künste von Ersch und Gruber.**

Fünfter Theil. Appellation bis Arzilla.

Mit 6 Kupfertafeln in gr. 4. cartonnirt.

Leipzig, bei Johann Friedrich Gleditsch.

Im Laufe des Monats November wird dieser so eben fertig gewordene Theil an sämmtliche respektive Subscribenten versendet, und schreitet der Druck und

die Herausgabe des sechsten Theiles schnell vorwärts. Die vorgedruckte:

„Antwort auf einige Fragen“

bittet man nicht ungelesen zu lassen.

Der Pränumerations-Preis einer jeden Lieferung, von zwei Theilen Text nebst den dazu gehörigen Kupfern, ist auf fein weiß Druckpapier 7 Thlr. 16 Gr., auf Velin-Papier 10 Thlr. sächs.

Zugleich mit dem fünften Theile ist eine ausführlichere Ankündigung dieses Werkes erschienen, welche man in allen Buchhandlungen so wie bei dem Verleger erhalten kann.

---

Bei J. G. Calve, Buchhändler in Prag, ist erschienen und durch alle solide Buchhandlungen zu haben:

## Mährchen- und Sagenbuch der Böhmen.

Herausgegeben von
A. W. Griesel.

8. Prag 1820. Geheftet 2 Thlr. sächs.

Der Blumengarten vaterländischer Sagen und Mährchen ist so reich, daß, den zwei früheren Sammlungen (durch Caroline von Woltmann und A. W. Gerle) unbeschadet, diese dritte veranstaltet werden konnte. — Keine von den Blumen, welche früher Dichterin und Dichter gepflückt, findet der Leser in diesem Kranze wiederholt.

Inhalt:

Erster Theil. 1) Der Bergsegen. 2) Die St. Prokopius-Höhle oder Leben und Tod der schönen Gräfin Lidwinna. 3) Die Durings-Erle. 4) Prinz Bretislaus und sein schönes Fräulein Juditha. 5) Die Windsbraut. 6) Des Jünglings Geist.

Zweiter Theil. 1) Die Riesenbraut oder das Mährlein von den drei Schlössern. 2) Der theure Schwur. 3) Die Waldfrau. 4) Der Landesverräther. 5) Die beiden Zauberherrn.

## Monaldeschi,

historisches Trauerspiel
in fünf Aufzügen.
Frei nach dem Englischen
von
A. W. Griesel.

Prag 1821. In Umschlag broch. 1 Thlr. 2 Gr.

---

Litterarische Anzeige.

So eben ist erschienen:

## Literärgeschichte der Sprach-, Dicht- und Redekunst der Deutschen,

zum Leitfaden beim Schul- und Selbstunterrichte für Deutschlands Jugend. Von Hellmuth Winter, Doktor der Rechte und der Philosophie. gr. 8.

Druckpapier 1 Thlr.

Schulen, die sich direkt an die Verlagshandlung wenden, zahlen nur 18 Gr. und erhalten überdies bei 30 Exemplaren 2 gratis.

Dasselbe Werk unter dem Titel:

Literärgeschichte der Sprach-, Dicht- und Redekunst der Deutschen für Freunde der schönen Literatur. gr. 8. Englisch Druckpap. sauber geheftet in farbigem Umschlag 1 Thlr. 8 Gr.

Bureau für Literatur und Kunst in Berlin.

---

Kunst-Anzeige.

## Sammlung von Verzierungen in Abgüssen für die Buchdrucker-Presse

zu haben
bei
F. W. Gubitz,
Professor der Holzschneidekunst an der Königl. Preuß. Akademie der Künste.

Preis 1 Thlr. 12 Gr.

Diese Sammlung enthält 474 Vignetten, Einfassungen u. s. w., mit einer Vorrede, welche über das Ganze sich ausspricht; sie ist durch alle Buchhandlungen zu bestellen und bei mir (Berlin, Wilhelmsstraße Nr. 70 B.) zu haben. Alle Briefe und Gelder erwarte ich postfrei. F. W. Gubitz.

---

Es ist so eben an alle Buchhandlungen Deutschlands versandt:

## Prinzessin Brambilla. Ein Capriccio nach Jakob Callot, von E. T. A. Hoffmann. Mit 8 Kupfern nach Callotschen Originalblättern. 8. 1821. Verlag von Josef Max in Breslau.

Sauber cartonnirt 2 Thlr. 6 Gr.

Die Lesewelt erhält hier die abentheuerlichste aller Geschichten, nämlich die von der weltberühmten Prinzessin Brambilla, wie sie in Meister Callots kecken Federstrichen angedeutet zu finden. Wer willig und bereit ist, auf einige Stunden dem Ernst zu entsagen und sich dem launischen Spiel eines vielleicht manchmal zu frechen Spukgeistes zu überlassen, dem öffnet sich in diesem Capriccio eine Fundgrube des ergötzlichsten Spottes, der treffendsten Ironie, der feinsten Laune. — Callot's phantastisch karrikirte Blätter, acht an der Zahl, sind als Basis des Ganzen in trefflich erneuerten Nachbildungen beigegeben und eine der seltsamsten Geschichten: „Von dem melancholischen König Ophioch und der leichtfertigen Königin Liris“ ist als ein nicht minder ergötzliches Intermezzo dem allerwunderbarsten Mährchen, Capriccio genannt, eingeschaltet und so verflochten, daß dieses am Ende selber, nur scheinbarer Irrweg, recht hinleitet in den Kern der Hauptgeschichte.

---

So eben erschien und wurde an alle Buchhandlungen versandt:

L. A. Nellesen, Pfarrer zu St. Nicolaus in Aachen, richtige Ansicht des christlichen Ehevertrags und der gesetzgebenden Gewalt der Kirche über denselben, aus Schrift und Kirchenrecht aufgestellt. Als Widerlegung der Schrift des Ober-Landesgerichtsraths Zum-Bach über die Ehen zwischen Katholiken und Protestanten. Aachen, bei Mayer. gr. 8. Preis 12 Gr.

In der Neuen Günterschen Buchhandlung in Glogau ist so eben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu bekommen:

Ueber das Verhältniß

der protestantischen Kirche zum Staat.

Mit besonderer Rücksicht auf die Verfassung in der Preußischen Monarchie.

Von Jacob Grupp, Consistorial-Rath.
8. geheftet 12 Gr.

Tschegge, Dr. S. G., zwei Einführungsreden. 8. geheftet 4 Gr.

---

Den, an mich von mehreren Seiten ergangenen Aufforderungen nachgebend, habe ich mich entschlossen: meine noch ungedruckten Gedichte, größtentheils in unserer so ereignißreichen Zeit empfangen und geboren, in's Publikum treten zu lassen. Ich wähle für diese Lieder den Titel: „Oenotheren"; denn diese bescheidenen Kinder meiner Muse flüchten sich vor der blendenden Tageshelle zu den stillen Weihestunden der Nacht, und reden da befreundet zu dem Leser. Das Ernste wird mit dem Freudigen wechseln, und wenn dann und wann auch der lustige Humor seine Schellenkappen schelmisch mit einklingen läßt, so wird der Leser es dem Dichter verzeih'n und diesem, der nur die Thorheit, nicht aber den einzeln stehenden Thoren zur Zielscheibe wählte, liebevoll das Wort reden. Da ich einen Theil des Ertrages dieser Lieder-Sammlung dem Denkmale widmen werde, welches das dankbare Vaterland der Göhrder Feldschlacht errichten will, so schlage ich den Weg der Subscription ein. Eine inländische Druckerei wird für ein zusagendes Gewand sorgen. Ich bestimme den Subscriptions-Preis auf einen Rthlr. Conv. Mze. Wer für sechs Exemplare unterzeichnet, erhält das siebente frei. Der Ladenpreis dürfte beträchtlich erhöht werden. In der Oster-Messe erscheint das Werk. Die Buchhandlungen der Herren Herold und Wahlstab zu Lüneburg, Herold zu Hamburg, Vieweg zu Braunschweig und Maurer zu Berlin nehmen Voraus-Unterzeichnungen an.

Lüneburg, am 12. August 1820.

Carl Baldamus, Dr.
Verfasser des Oscars und Thrones, der Cranen und der Zeitsprossen.

---

## Anzeige
für Buchhändler und Private.

In der unterzeichneten Verlagshandlung erscheint auf Subscription:

## Der weiße Sack,

enthaltend den Briefwechsel mehrerer Personen aus England, Teutschland, Italien und andern Ländern, in welchen sich die Königin von England aufhielt. Dazu bestimmt, die Ehre dieser Königin zu retten. Von einem rühmlichst bekannten Gelehrten aus dem Französischen ins Teutsche übersetzt.

Um diese äußerst interessante Schrift schleunig dem Publikum in die Hände geben zu können, ist die Anstalt getroffen worden, daß das französische Original bogenweis aus Paris ankommt, um eben so schleunig übersetzt und gedruckt werden zu können. Da sich also dadurch die Anzahl der Druckbogen nicht voraus bestimmen läßt, so werden den Herren Subscribenten so vielmal 4 Kr. oder 1 Gr. sächs. für den rein und auf schönes Papier gedruckten Bogen berechnet, als die vollendete Schrift enthalten wird. Alle soliden Buchhandlungen Teutschlands (in Leipzig Carl Cnobloch) nehmen Bestellungen hierauf an. Der Subscriptions-Termin dauert bis Ende November l. J.; dann tritt der um ein Drittheil erhöhte Ladenpreis ein. Im December wird die Schrift versendet.

Ellwangen und Gmünd, im September 1820.

Rittersche Buchhandlung.

---

## Gedichte
## Briefe und Tageblätter
von
## J. Heinrich Kaufmann.

Motto:

Ob Lieben Leiden sey?
Ob Leiden Lieben sey?
Weiß ich zu sagen nicht:
Aber ich klage nicht.
Lieblich das Leiden ist,
Wenn Leiden Lieben ist.

Altes Kirchenlied, übersetzt von A. W. S.

Unter diesem Titel erscheinen zur nächsten Oster-Messe auf Kosten des Verfassers, in der rühmlichst bekannten Offizin des Herrn Carl Ludwig Brede zu Offenbach gedruckt, die sogenannten Blumenkränze meines Lebens und meiner Liebe, in einzelnen warmen Momenten gebunden, Poesie und Prosa: Wahrheit und Dichtung. Es sind, nach Asmus, Funken, die der schöne Himmel und die schöne Erde und die heilige Religion entzündet, und die eine glühende Liebe zur Kunst und zu Gott und Menschen zur Flamme angefacht hat. Fern von aller fremden Manier werden mich meine Freunde ganz und eigenthümlich wieder finden.

Druck und Papier sollen empfehlend, das Büchlein etwa 20 bis 25 Bogen stark und der Subscriptions-Preis 1 Fl. 36 Kr. rheinisch seyn. Bei 5 Exemplaren erhalten die Herren Sammler 10 pr. Ct.; Buchhandlungen aber 20, und damit man es bequem hat, werde ich folgende Buchhandlungen um Annahme von Unterschriften bitten:

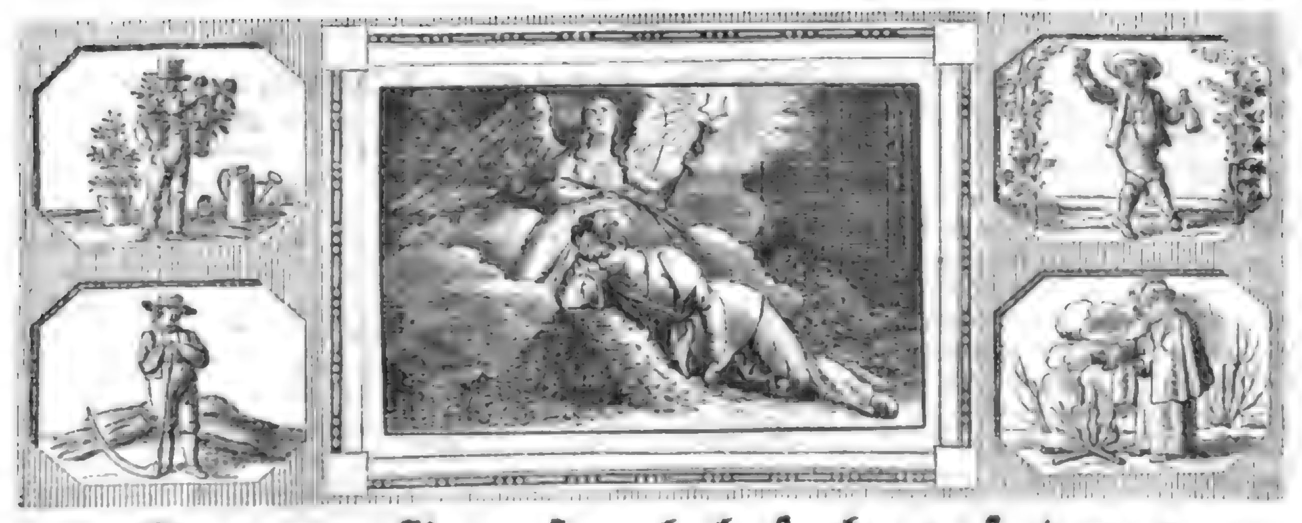
In Frankfurt a. M. Herrn Bernhard Körner und Herrn Guilhauman.
- " Cölln Hrn. J. P. Bachem.
- " Bonn Hrn. Marcus.
- " Coblenz Hrn. Hölscher.
- " Elberfeld Hrn. Büschler.
- " Essen und Duisburg Hrn. Bädecker.
- " Heidelberg Hrn. Engelmann und Hrn. Oswald.
- " Maynz Hrn. Kupferberg.
- " Kreuznach Hrn. L. C. Kehr.

Vor- und Zunamen, so wie den Rang der Unterschriebenen, bitte ich deutlich zu bemerken, weil die Subscribenten Liste das Büchlein verschönern soll.

Kreuznach, am 24. Juni 1820.

Der Verfasser.

(Sämmtliche angezeigte Bücher sind durch die Maurersche Buchhandlung in Berlin, Poststraße Nr. 29, und durch die Gräffsche Buchhandlung in Leipzig zu bekommen.)



**Der Gesellschafter**
oder
**Blätter für Geist und Herz.**

1820. Freitag den 24. November. 189stes Blatt.

## Freudengeschrei an das gesammte Deutschland.

Noch heut Abend will ich mich nach Auerbachs Keller (ich bin nämlich jetzt in Leipzig) verfügen, und mit dem Ersten, Besten, der mir gegenüber sitzen wird — im Nothfall mit dem Aufwärter — Dichter-Brüderschaft trinken, denn um die Zeit muß mein Aufsatz fertig seyn, worin ich nicht nur mich, sondern auch das gesammte Deutschland zu Dichtern auspräge. — Was hat man unter einem Deutschen oder einem Dichter zu verstehen? — Eine Begriffs-Bestimmung fordern, wäre zu undichterisch, als daß ich's von einem jetzigen Deutschen befürchten könnte — auf die Paar Tausend Ausländer, die mich lesen, kann ich unmöglich Rücksicht nehmen —; eine Zeichnung aber will ich aufstellen, die hoffentlich Jeder für sein wohlgetroffen Bildniß erklären wird. Nur das Eine muß ich zuvor dem gewaltigen Klinger nachsagen (in der Geschichte eines Deutschen, wenn ich nicht irre): daß man, um ein Dichter zu seyn, nicht eben Gedichte braucht gemacht zu haben; wiewohl die Wenigsten unter uns diese Einschränkung nöthig haben.

Das aber ist meine Schilderung eines Dichters, mein Spiegel der Deutschen: Ein Dichter kann nur in irgend einem Lande der deutschen Zunge geboren seyn, muß wo möglich guten blonden Haarwuchs und eine wortreiche Liebe zu der Maria, der Magdalena und allen Heiligen haben, was er auch oftmalen freimüthig und ohne Menschenfurcht in Sonetten-Spielen versichert; ferner muß er bis in den Tod den verschiedenen deutschen Vaterlanden und seiner Liebe treu seyn — am füglichsten auf der Guitarre; es kann aber auch vor einem Kruge deutschen Biers geschehen, und wenn eben beides fehlt, bei trockenem Munde, mit selbstpreisenden Reden. Er muß streng von Andern verlangen, daß sie gewissenhaft ihre Pflichten erfüllen, dagegen ihm nachgelassen ist, auf die gewöhnliche Weise, ja noch etwas lockerer fort zu leben. Er muß demnach durch und durch ein geniales Gemüth zeigen, dabei eine bedeutende Anlage zur Minne spüren, und höflich zu seyn verstehen gegen Jeden, der ihn für einen großen Dichter hält. — Ich frage nun: Ist es wohl wahrscheinlich oder nur denkbar, daß diese herrlichen Anlagen von einem gerechten und gütigen Schöpfer irgend einem deutschen Geschöpf sollten verweigert worden seyn? — denn Ausländer — das versteht sich von selbst, seitdem es neue Altdeutsche giebt — sind nur in Plattheit und Herzlosigkeit befangen. — Nein! so antworten gewiß Viele auf obige Frage. — Darum feiern wir jetzt eine vollreiche Blüthenzeit; denn ihr kurzröckigen Brüder und knappgeschnürten Schwestern! ihr wißt die Liebe zum steten Geschäft und den Wahn zur Poesie zu machen. Es ist mir oftmals erstaunlich vorgekommen, daß selbst der wams-zerrissenste Pferdeknecht eine Ahnung hat von jener hohen Minne, wozu wir uns so mühsam empor geschwungen haben! Die gemüthvollsten unserer heutigen Romane werden in Scheunen und auf Heuböden mit höchst wenigen Veränderungen gespielt; es ist jetzt ein so reinnatürliches Streben in der Welt, daß man nur ein Paar Fünftausend-vierhundert-Meilen-lange

Arme besitzen möchte, um den ganzen liebevollen Erdklos erquicklich zu herzen und zu drücken. — Wer sich ferner überzeugen will, welche Inbrünstigkeit des Glaubens überall, auch in den niederen Ständen, herrscht, der besuche Sterbebetten, welche doch wohl vom ganzen Leben zeugen; der gehe zu Beinbrüchigen und Andern, deren Lebenskarren eben umgeworfen hat, und höre, wie fromm und andächtig man duldet!! — Und kreisen denn nicht endlich selbst in taback-neblichen, brandtwein-duftenden Schenken unsre volkthümlichen hochherzigen Blätter und gehen von Faust zu Faust? — Dies Wenige sage ich nur von einem Stande, wo man eigentlich so Herrliches fast gar nicht zu hoffen wagt, und bei dem mancher edle Gebildete (mit großem Unrecht) so wenig Aehnlichkeit mit sich selber findet, daß er selbigen Stand beinah den Viehstand der Menschheit nennen möchte, welches dadurch begründet werden soll, daß er, wegen Geldmangel, ausgeschlossen ist von den neuesten vornehmen Bildungs-Anstalten der Restaurationen und Kaffeehäuser.

Jetzt aber möcht' ich mir eine Feuer-Muse wünschen, wie Shakspeare, daß sie mir das Tintenfaß, und eine Hore, daß sie mir den Pegasus hielte, damit ich ungesäumt aufsteigen und der gebildeten Welt die gebildete Welt schildern könnte — diesen Fünftelsaft, diesen Tokaier-Ausbruch des Volkes, dieses Porzellan, diesen Batist unter der groben Leinwand. O meine Brüder, wir wissen insgesammt, aus eigener Erfahrung, welch herrliches Gefühl es ist, ein großer, einziger Mann zu seyn! Wir wollen laut und ungescheut das Edelste, was wir aufbringen können, ausstellen vor der Welt; denn wenn wir es verbergen, woher soll man wohl erfahren, wie edel wir sind? Nein, zugleich mit dem Hemdekragen wollen wir auch die Unschuld unserer Seele ans Licht ziehen und unsere deutsche Mütze soll kein verschließender Deckel für die Pandora-Büchse unseres Kopfes seyn, sondern glänzend und herrlich sollen aus selbiger Büchse sich die Wolken-Gebilde erheben, verbreiten und vor dem geblendeten Auge hin und her schweben. Wer aber philisterhaft ungerührt dabei bleibt, dem sey der Hals gebrochen! — damit die Blüthe des Edelmuths recht deutlich werde; denn mit Worten vermag ich es nicht, die neueste Bildung würdig zu rühmen: ich verstumme also lieber, um ihr nicht mit zu wenigem Lobe Schaden zu thun!

Ludwig Stahlpanzer.

## Das französische Ritterthum.

(Fortsetzung.)

### 8. Die Ausforderungen oder Kämpfe auf den Tod.

Die Franzosen der Vorzeit hatten den Gebrauch, die Rechtfertigung gegen eine wider ihre Ehre und ihren Ruf erhobene Beschuldigung, und die Behauptung einer gerechten, aber nur von zweifelhaften Beweisen vertheidigten Sache, dem Waffenglück und dem Zweikampf an zu vertrauen. Der Ankläger, dem genügende Beweise fehlten, behauptete vor dem König: daß seine Gegenparthei verrätherisch, meineidig und treubrüchig sey; erbot sich zum Beweise durch die Waffen, zum eigenen Kampf, Mann wider Mann, gegen den Angeklagten, oder einen Andern für ihn, wenn ihn sein Alter vom Selbstkampfe befreite. — Zum Unterpfand des Kampfes warf er seinen Handschuh zu Boden, welchen der Angeklagte oder sein Stellvertreter aufnahm; dann bestimmte der König den Platz und den Tag des Kampfes und die Waffen der Ritter, denn ohne seine Erlaubniß durften keine Zweikämpfe gehalten werden. Wer den Handschuh aufhob, gab dadurch zu erkennen, daß er die Ausforderung und den Kampf annähme, und zog seinen Handschuh von der rechten Hand und warf ihn hin, damit der Herausforderer ihn aufheben und nehmen möge, und gegenseitig versprachen sie, sich an dem von dem König bestimmten Tag und Ort in kampfgerechtem Zustand zu stellen. Wann ein des Treubruches oder der Verrätherei Beschuldigter vor dem König erschien und behauptete: von den angeschuldigten Verbrechen frei zu seyn, so bot er dem Ankläger den Kampf an, indem er seinen Handschuh ihm hinwarf; wenn Keiner dieses Unterpfand des Kampfes aufhob, so ward seinem Eide Glauben verliehen und er für unschuldig anerkannt. Außer dem Zweikampf nahm man auch, um die Wahrheit zu erforschen, Zuflucht zu Eiden, die auf den Körpern heilig gesprochener Märtyrer geleistet wurden (gewöhnlich des St. Denis, St. Germain des Pres und St. Martin de Tours), ferner zu der Probe des glühenden Eisens und des heißen oder kalten Wassers.

Schon lange vor der Regierungszeit Karl des Großen geschahen die Gottesurtheile durch die Probe des glühenden Eisens; d. h. der Angeklagte oder wer dessen Vertheidigung übernahm, ging mit entblößten Füßen auf einer glühenden Pflugschaar, nahm sie auch wohl in die Hand; bei der Probe des heißen Wassers mußte er seine Hände hinein tauchen; bei der Probe des kalten ward er mit gebundenen Händen und Füßen in einen Fluß oder Teich geworfen, um zu erfahren: ob er oben schwämme oder sänke? Diese letzten Proben wurden gewöhnlich bei Bürgerlichen, bei Leuten von niederem Stande angewandt; der Zweikampf ward nur Adlichen verstattet, die das Vorrecht hatten, Waffen zu tragen; die Besiegten wurden mit dem Tode bestraft.

Damen, welche eines Vergehens gegen ihre Ehre beschuldigt wurden, oder welche einen Ritter eines Angriffs auf ihre Keuschheit anklagten, konnten zur Vertheidigung ihrer Unschuld einen Kämpfer stellen. — Diese Sitte war abscheulich. Wir wollen als ein

Beispiel den Kampf auf Leben und Tod anführen, den im Jahre 1386, unter der Regierung Karl des Sechsten, nach einem Beschluß des Parlaments, zu Paris auf dem St. Catharinen-Felde gehalten ward. Die Kämpfenden waren: Johann von Carouge, Ritter, Herr von Argenteuil, an der Grenze von Perche, und Jacob Legris, gleichfalls Ritter; Beide von dem Hofe Peters von Alençon. Der Herr von Carouge ward bei seiner Rückkunft von einer Reise, die er über das Meer gemacht hatte, von seiner Frau benachrichtigt: daß sie während seiner Abwesenheit von dem Ritter Jacob Legris ihrer Ehre gewaltsam beraubt sey; der aber läugnete diese Gewaltthat ab und beharrte dabei noch in dem Augenblick des Todes. Der Gerichtshof des Parlaments verordnete, auf die von dem Herrn von Carouge erhobene Klage, den Zweikampf auf den Tod, und der Ehemann ward der Kampfritter seiner Frau gegen Jacob Legris. Als die Kampfritter auf dem Kampffelde angekommen waren, wurden sie, Jeder in seinem Pavillon sitzend, mit allen Waffenstücken angethan; der Herr von Carouge ward von dem Grafen St. Pol, und der Ritter Jacob Legris von Dienstmannen des Grafen von Alençon geführt. Karl der Sechste, alle Prinzen von Geblüt und viele große Herren, sowohl Frankreichs als benachbarter Länder, waren bei diesem Kampfe, von dem weit umher Nachricht erschollen war, zugegen. — Froissard hat davon folgende nähere Umstände berichtet:

Als der Ritter von Carouge in den Kampfplatz eintreten sollte, trat er zu seiner Frau, die sich auf einem schwarz behangenen Wagen befand und sagte zu ihr: „Dame, auf Eure Anzeige und Beschwerde gehe ich jetzt hin, mein Leben zu wagen und gegen Jacob Legris zu kämpfen; Ihr wißt, ob meine Sache gerecht und redlich ist.“ — „Gnädiger Herr!“ antwortete die Dame, „sie ist es und Ihr werdet es sehen; kämpft unbesorgt, denn Eure Sache ist gut.“ Bei diesen Worten küßte der Ritter die Dame und faßte sie bei der Hand, bekreuzte sich und trat in die Schranken; die Dame blieb in dem schwarz behangenen Wagen, im innigen Gebet zu Gott und der heiligen Jungfrau: daß sie durch ihre Gnade und ihren Beistand ihrer gerechten Sache den Sieg verleihen möchten. Sie war im tiefen Kummer und ihr Leben in Gefahr, denn war der Ausgang für ihren Ehemann unglücklich, so wurde, nach unwiderruflichem Urtheilsspruch, sie verbrannt und ihr Ritter aufgehängt. — Herr Johann von Carouge kämpfte so tapfer, daß er seinen Gegner zu Boden warf und ihm den Degen in den Leib stieß, daß er bald darauf starb. Dann fragte er: ob er seine Pflicht erfüllt habe? und erhielt die Antwort: Ja! — Jacob Legris ward dem Nachrichter von Paris ausgeliefert, der ihn nach Montfaucon schleppte und dort aufhing.

Herr Johann von Carouge dankte nun dem König und den großen Herren, kniecte nieder und ging dann zu seiner Frau und küßte sie. Darauf begaben sich Beide nach der Kirche Notre-dame, um ihr Dankopfer zu bringen, und kehrten von da nach ihrer Wohnung zurück.

Juvenal von Ursin erzählt, in seiner Geschichte Karl des Sechsten, die Begebenheit etwas anders: Jacob Legris, sagt er, fiel zu Boden; Carouge trat ihm auf den Leib, hielt ihm die Degenspitze vor und verlangte, daß er die Wahrheit aussage. Jener antwortete: daß er bei Gott, und auf die Gefahr der Verdammniß seiner Seele, die ihm angeschuldigte That nicht begangen habe; aber Carouge, der an die Versicherung seiner Frau glaubte, stieß ihm den Degen durch den Leib und ließ ihn unschuldig sterben; denn späterhin ward mit Gewißheit dargethan: daß er die That nicht begangen habe, sondern ein Anderer, der auf seinem Bette an einer Krankheit starb und in dem Augenblick des Todes sie vor Zeugen eingestand. — Dieses ist der traurige Erfolg der Zweikämpfe, in denen der Zufall den Unschuldigen oft unterliegen ließ; und um desto leichter, da sogar der Kampfritter des Angeklagten mit seiner Parthei gestraft ward, wenn er nicht siegte, und auch der Kläger die Todesstrafe erhielt, wenn er unterlag. Dennoch war es ein fester Glaube unserer Vorfahren: daß ein von den Fürsten verstatteter Zweikampf ein Gottesurtheil oder eine Unschuldsprobe sey. — Philipp der Schöne verbot, durch eine Verfügung von dem Jahre 1303, seinen Unterthanen die Zweikämpfe bei der Strafe des Verbrechens der beleidigten Majestät.

(Der Schluß folgt.)

## A n e k d o t e n.

Im Jahre 1789 beobachteten in Paris die Gäste des „Café de Foi“ alle die in der National-Versammlung eingeführten Gebräuche, und man nannte Jeden stets „ehrwürdiges Mitglied“. — Einst, da man sich eben eifrig über politische Gegenstände stritt, bat Einer der Anwesenden um die Erlaubniß, reden zu dürfen. Es wurde ihm gestattet und er sagte nun pathetisch: „Meine Herren! so eben vermisse ich mein Schnupftuch. Sollte vielleicht ein ehrwürdiges Mitglied es in seine Tasche gesteckt haben, in der Meinung, es sey die meine?“

Bei dem Anfang der französischen Revolution war man auf den Abbe Maury sehr erbittert. Als er einst die National Versammlung verließ, rief ein Muthwilliger aus: „Maury ist todt!“ — Der Abbe, der dicht hinter ihm ging, gab ihm eine derbe Ohrfeige und sagte: „Nun hast Du Gelegenheit, an Geister zu glauben!“

K. M — r.

## Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

**Aus dem Hannöverschen.** Der Einfluß des Herzogs von Clarence auf unsern König, dessen ich in meinem letzten Bericht Erwähnung that, zeigt sich immer mehr. So hat kürzlich der König vier Ernennungs-Patenten, die für erste Domänial-Beamte bestimmt waren, die Unterschrift versagt. Das ist für uns eine ganz unerhörte Erscheinung, denn so lange unsere Fürsten außerhalb Landes residirt haben, wurden die Wahlen der königlichen Kammer unbedingt genehmigt. Die königliche Unterzeichnung der Patente war nichts weiter als eine Formalität und die Stellen der zweiten DomänialBeamten wurden ohne Weiteres von der Kammer zu Hannover vergeben. Man sagt sich mit vieler Bestimmtheit: daß der Grund dieser Verweigerung der königlichen Signatur in einer bezweckten Verminderung des Domänial-Beamten-Einkommens liegen solle; man will sogar wissen: daß künftig die ersten Domänial-Beamten nicht unter 1500 Thlr. und nicht über 2000 Thlr. an Gehalten beziehen, die zweiten Domänial-Beamten aber nicht unter 800 Thlr. und nicht über 1200 Thlr. an Einkommen erhalten würden. Es versteht sich übrigens von selbst, daß man die schon erworbenen Rechte der Beamten unangefochten und das einmal zugestandene Einkommen unvermindert lassen werde. Wenn auch nicht zu leugnen ist, daß die hannöverschen Domänial-Beamten vormals allzu reichlich dotirt waren — es gab erste Offizianten, die, vermöge der ihnen als Theil des Salairs überlassenen Domänial-Pachtungen, 4000 bis 6000 Thlr. Einkommen hatten, also mehr als die Geheimeräthe, deren Einkommen in der Regel nicht viel über 4000 Thlr. hinaus ging — so dürfte es doch von höchst nachtheiligen Folgen bleiben, wenn die Beamten-Gehalte eine so außerordentliche Verminderung erleiden müßten. Der gute Geist, der bisher unter dieser Klasse von Staatsdienern herrschte — der hier und da vorsprechende Castendünkel hatte zwar manches Widerliche — würde dann verschwinden und an die Stelle einer amtlichen Uneigennützigkeit und Liberalität eine drückende, Achtung zerstörende Sportelsucht treten. — Burke hat in seinen „Betrachtungen über die französische Revolution" die schädlichen Folgen einer allzu geringen Besoldung der Staatsdiener mit Kraft und Schärfe ausgeführt, und so Thomas Paine — der in seinem berüchtigten Compendium der neuen Politik, „die Rechte der Menschheit" betitelt, den unglückschwangeren Satz ausführt: daß kein freies Volk, wenn es staatsklug handeln wolle, den obersten Staats-Beamten, möge man ihn Präsident oder König nennen, mehr jährlichen Gehalt als 3250 Dollars bewilligen dürfe — vollständig widerlegt. Paine, dieser Apostel einer übersprudelnden Freiheit, fährt fort, zu zeigen: wie ein Volk es an zu fangen habe, um einen anspruchslosen, den Prunk nicht achtenden und doch zum Regieren tüchtigen Mann auf zu finden, der, statt in Staats-Karossen zu fahren, bescheiden zu Pferde fort zu kommen gewohnt ist! Paine beweist zu viel, und darum Nichts! Die Decenz hat große Rechte und schon zeigen sich in den vereinigten Staaten von Nordamerika, wo man Paine's Worte als eine vom Himmel gefallene Sura betrachtete, die Folgen der allzu geringen Salarirung der Staatsdiener. Gewiß wird unser König den guten Geist, der bisher die Mehrzahl der Domänial-Beamten beseelte, durch ein allzu ängstliches Oeconomisiren nicht ertödten. Hoffentlich stellt man auch künftighin nur Männer an, die, ihrem Amte gewachsen, nicht nöthig haben, ihre Stellen als Sinecuren zu betrachten; was leider bisher nicht selten der Fall war, da so mancher Edelmann, den man zum Drosten und Oberhauptmann beförderte, nur, als ein fruges consumere natus, die Last seines Amtes auf seine bürgerlichen Collegen wälzte, die man oft scherzweise, und nicht ganz beziehungslos, die gelehrten Eselsbrücken der adlichen Beamten nennt. — Durch das Ausschreiben der königlichen Kammer vom 1. November 1819 an sämmtliche Aemter im Lande, die Examina und die Anstellung der Amts-Auditoren betreffend, ist ein wichtiger Schritt zu der Hebung des Beamtenstandes geschehen. Nach den alten Kammer-Ausschreiben vom 28. Mai 1767 und 23. Juni 1773 wurden diejenigen, welche sich für die Carriere der Domänial-Beamten bestimmten, nur einmal, und zwar bei der Ansetzung als Auditoren geprüft, mit welcher Prüfung man es auch nicht so ganz übermäßig streng nahm. Die Folge dieser einmaligen Prüfung war oft sehr wenig ersprießlich für den Dienst; denn einmal in die Liste der Amts-Auditoren eingetragen, rückten diese Beamten-Candidaten nach der Anciennität fort. Wenn man auch zuweilen ein ganz ausgezeichnetes Verdienst einmal vorspringen sah, so gehörte dieses schon zu den Ausnahmen. Jetzt ist es anders; das vorgedachte Ausschreiben der königlichen Kammer vom 1. November 1819, wodurch eine eigene Examinations-Commission angeordnet worden, hebt die Anciennitäts-Bestimmung unter den admittirten Amts-Auditoren auf und befiehlt: daß nach dem Ablauf zweier Jahre eine neue Prüfung mit den Beamten-Candidaten vorgenommen werden solle. Vor dieser zweiten Prüfung müssen die Auditoren, unter Einlieferung einiger praktischen Ausarbeitungen, welche sie während ihrer Anstellung über vorgekommene Justiz-, Cameral- oder Regiminal-Gegenstände verfertigt haben — unter Bescheinigung des oder der Beamten und unter der Versicherung an Eidesstatt: daß der benannte Amts-Auditor solche selbst ausgearbeitet habe; ferner unter Auflegung eines mit dem Amtssiegel und der gewöhnlichen Unterschrift der Beamten bei zu bringenden Zeugnisses über die Application, den Fleiß und das sittliche Betragen des Auditors, dessen Theilnahme an den Amtsgeschäften, Commissionen, Registratur-Arbeiten u. s. w. — ihre Habilität documentirt haben und so der Kammer die Ueberzeugung verschaffen: daß sie ihre Zeit wohl genutzt und aus der ersten offiziellen Vorschule zu dem künftigen Beamten-Beruf als tüchtig ausgeschieden sind. Nach Durchsicht der eingereichten Atteste, so wie nach der Censur der eingereichten Arbeiten, wird, dem Befinden nach, zur vorbemerkten zweiten Prüfung geschritten und zwar in pleno der Kammer. Es umfaßt dieses zweite Examen nicht allein alle Theile der Rechtswissenschaft, sondern erstreckt sich noch besonders auf die Bestimmungen der Landes- und Provinzial-Gesetze und des Verfassungs-Rechtes auf cameralistische Gegenstände, als: das Amts-Rechnungswesen, die Register-Einrichtung, die Meyer-Verfassung, das Verfahren in Höfesachen, Ausweisungs- und Gemeinheits-Theilungs-Angelegenheiten und andere praktische Gegenstände. Die Resultate dieser zweiten Prüfung entscheiden dann über die Anciennität der Amts-Auditoren und es hängt davon deren Beförderung zu supernumerarien Amts-Assessoren ab. — Einer der ausgezeichnetsten hannöverschen Domänial-Beamten, der Ober-Amtmann Koch zu Medingen, dem die große Lüneburger Saline ihr jetziges verbessertes Rechnungs-System verdankt, wird in diesem Herbst sein Dienst-Jubiläum feiern. Das funfzigjährige offizielle Wirken dieses allgemein geschätzten Mannes ist nie durch eine Vergnügungs- oder Bade-Reise unterbrochen; ein wahrhaft seltenes Phänomen, denn das Urlaubnehmen, um in Bädern das geschäftliche Leben zu vergessen, nimmt auch bei uns überhand.

(Der Schluß folgt.)

Herr Sheldon, in Nordamerika, hat die wichtige Entdeckung gemacht: daß die Borke und das Holz des süßen Kastanienbaums zwei Mal so viel Gerbestoff, als die Borke der Eiche enthalten und 8 Mal so viel Färbestoff, als das Campeschenholz. Die Lohe soll das Leder noch dichter und doch geschmeidiger machen als die Eichenlohe. (Mercure surveillante.)

Herr Cadet de Gassicourt hat ein Oel erfunden, welches er eine Stunde unter Eis that und das dennoch nicht gefror. Es würde also zu Uhren trefflich an zu wenden seyn. (Constitut.)

Redacteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurersche Buchhandlung.




# Der Gesellschafter
oder
# Blätter für Geist und Herz.

1820. Sonnabend den 25. November. 190stes Blatt.


## Das französische Ritterthum.

(Schluß.)

Außer den Kampfgesetzen, die das Verfahren der Ritter während des Kampfes vorschrieben, gab es auch Regeln, welche die Gebräuche und Ceremonien bestimmten, die dem Kampfe voran gehen sollten: Die Kämpfer verließen ihre Wohnungen in vollständiger Waffenrüstung, mit aufgehobenem Visir und ließen ihre Schilder, Degen und andere in solchem Kampf erlaubten Waffen vor sich hertragen; um die Aechtheit ihres christlichen Glaubens zu beweisen, mußten sie auf dem Wege bei jedem Schritt das Zeichen des Kreuzes machen oder ein Cruzifix tragen, oder kleine Fähnlein, auf denen der Heiland und die heilige Jungfrau oder Engel und Heilige, denen sie sich geweiht hatten, abgebildet waren. Ehe der Herausforderer kam, erschien der Waffenkönig oder Herold zu Pferde an dem Eingange der Kampfbahn und rief die nachfolgende Verkündigung zum ersten Mal laut aus; zum zweiten Mal, wenn beide Kämpfer in die Schranken eingetreten waren und sich dem Kampfrichter vorgestellt, und zum dritten Mal, wenn sie den letzten Eid geleistet hatten:

„Nun hört, nun hört, nun hört, Ihr Herren Ritter, Waffenträger und Andere jeglicher Art, was unser Herr, der gute König von Frankreich, Euch bei Leibes- und Güter-Strafe befiehlt und gebietet: Keiner soll Waffen, nicht Degen noch Dolch, bei sich führen, als die Schranken-Wächter und wer vom König Befehl oder Erlaubniß hat. — Auch befiehlt und verbietet der König, unser Herr: daß Keiner, welches Standes er auch seyn mag, bei dem Kampf zu Pferde seyn soll, die Edelleute bei Verlust des Pferdes und Dienende bei Verlust eines Ohres; und diejenigen, welche die Kämpfer führen, sollen bei dem Eingang der Schranken absteigen und sogleich ihre Pferde wegschicken, bei genannter Strafe. — Auch befiehlt und thut zu wissen der König, unser Herr, einem Jeden, jeglichen Standes: daß er sich auf eine Bank oder an die Erde setze, damit ein Jeder die Kämpfenden besser sehen könne, bei Strafe: daß ihm die Hand abgehauen werde. — Ferner befiehlt und verbietet der König, unser Herr: daß Keiner spreche, winke, ausspeie oder schreie, oder Geberden mache, bei Verlust der Freiheit und der Güter.“

Der Herausforderer mußte sich vor der Mittagsstunde einstellen und der Vertheidiger vor der neunten Stunde der Gebete in Klöstern, und die es hieran ermangeln ließen, wurden als schuldig angesehen. — Wenn der Herausforderer dann zu Pferde in die Kampfbahn eingeritten war, sagte er: „Hochgeehrter, gnädiger Herr, Herr Connetable oder Herr Marschall, sehet hier den, der vor Euch, dem von dem König, unserm Herrn Verordneten, erscheint, bewaffnet und beritten, wie ein Edelmann, der in die Schranken einreiten soll, um gegen den Edelmann in der Streitsache als einen Verfälscher, Verräther und Lügner zu kämpfen, denn das ist er; und ich nehme unsern Heiland, die heilige Jungfrau und den heiligen Herrn Georg, den guten Ritter, zu Zeugen an diesem, von dem König, unserm Herrn, angesetzten Tage. Um dieses zu thun, aus zu führen

und seine wahre Schuldigkeit zu erfüllen, erscheint er vor Euch und verlangt, daß Ihr ihm überlaßt und absondert seinen Antheil des Platzes, des Windes und der Sonne und Alles, was in solchem Falle nöthig, schicklich und nützlich ist; habt Ihr dieses gethan, wird er seine wahre Schuldigkeit thun mit der Hülfe Gottes, unsrer Frauen und des heiligen Herrn Georg, des guten Ritters."

Die Schranken waren 40 Fuß breit und 24 Fuß lang. Der Pavillon des Herausforderers war zur Rechten des Königs oder des Kampfrichters, der Pavillon des Herausgeforderten oder seines Vertheidigers zur Linken. Wenn die Kämpfer ihre Bitten vorgetragen hatten, traten sie, mit niedergelassenem Visir und mit dem Zeichen des Kreuzes, auf den Kampfplatz. Sie naheten sich dem erhobenen Sitz des Königs oder des Kampfrichters, der sie das Visir öffnen ließ, wiederholten mit einigen veränderten Worten das, was sie vorher zu dem Connetable gesprochen hatten, überreichten ihm ein Papier, welches noch das Nämliche enthielt, und in diesem Augenblick rief der Herold seine Bekanntmachung zum zweiten Mal aus. — Dann trat der Herausforderer, mit offenem Visir, in vollständiger Rüstung, von den Schranken-Wächtern geführt, zu dem Sitze, der in der Mitte der Kampfbahn für den König oder den Kampfrichter aufgeführt war, knieete nieder vor einem reich geschmückten Tisch, auf dem ein Cruzifix und ein Meßbuch lagen, und an dessen rechter Seite ein Priester oder Mönch stand, der zu ihm sagte: „Gebt Acht, Ritter (oder Schildträger oder Herr dieses oder jenes Ortes), der Ihr der Herausforderer seyd: Ihr sehet hier das wahre Andenken unsers Erlösers und wahren Gottes Jesus Christus, der gestorben ist und seinen köstlichen Leib in den Tod gegeben hat, zu unsrer Erlösung; flehet seine Gnade an und betet zu ihm, daß er Euch beistehe, nachdem Ihr das Recht für Euch; denn er ist unumschränkter Richter. Bedenkt die Eide, die Ihr schwört, sonst sind Eure Ehre, Eure Seele und Ihr seyd selbst in großer Gefahr." — Nun faßte der Marschall den Herausforderer an seinen beiden Händen, an denen er Panzer-Handschuhe trug, legte die rechte Hand auf das Cruzifix und die linke Hand auf das te igitur, und ließ ihn nochmals durch den feierlichen Eid die Wahrheit seiner Angabe und die Gerechtigkeit seiner Sache bezeugen. Nach diesem Eide kehrte er, nebst denen, die ihn begleitet hatten, zu seinem Pavillon zurück. — Alle diese Gebräuche, Feierlichkeiten und Eide, wurden eben so mit dem Herausgeforderten oder dessen Stellvertreter beobachtet, der dann gleichfalls zu seinem Pavillon zurück kehrte.

Zu dem dritten Eide theilten sich die Schranken-Wächter und führten die Kämpfer langsamen Schrittes zu dem Altar, und wenn sie vor dem Kreuze knieeten, faßte der Marschall ihre rechten Hände, zog ihnen die Panzer-Handschuhe aus und legte sie auf die Arme des Kreuzes; dann erinnerte der Priester sie an das Leiden unsers Herrn Jesus Christus, an das Verderben desjenigen, der mit der Seele und dem Leibe den geleisteten und zu leistenden Schwüren nicht nachkommen würde, an die göttliche Verheißung, der gerechten Sache bei zu stehen, und rieth ihnen: sich eher der Gnade ihres Fürsten zu überlassen, als dem Zorn Gottes und der Gewalt des höllischen Feindes; dies war der Inhalt des dritten Eides.

Darauf fragte der Marschall den Herausforderer: „Ihr, der Herausforderer, wollt Ihr schwören?" — Wenn ihn sein Gewissen Reue fühlen ließ, so nahm der König ihn zur Gnade an und legte ihm eine Buße auf. So fragte der Marschall Beide, und wenn sie erklärten, schwören zu wollen, ließ er sie folgenden Eid sprechen: „Ich schwöre bei dieser wahren Abbildung des Leidens unsers Herrn und Gottes Jesus Christus und dem heiligen Evangelio, bei meinem Glauben an die Taufe, die ich als Christ erhalten habe, an meinen wahren Gott, an die höchsten Freuden des Paradieses, denen ich gegen die peinigenden Qualen der Hölle entsage, bei meiner Seele und meiner Ehre und meinem Leben: daß ich gute, heilige und gerechte Sache habe, gegen diesen falschen und nichtswürdigen Verräther, Lügner, Meineidigen und Treubrüchigen zu kämpfen; darüber berufe ich mich auf Gott, meinen wahren Richter, unsere liebe Frau und den heiligen Herrn Georg, den guten Ritter, und verspreche getreulich, bei den Eiden, die ich abgelegt habe, weder an mir noch an meinem Pferde, Worte, Steine, Kräuter, Zaubermittel, unverständliche Charaktere oder irgend eine Sache zu tragen, die mir nutzen und ihm schaden könnte, und daß ich keine Hülfe, außer die Hülfe meines Gottes und meines guten Rechtes, meines Leibes, meines Pferdes und meiner Waffen suchen will; hiernach küsse ich dieses wahre Kreuz und das heilige Evangelium, und schweige." — Wenn sie darauf das Kreuz und das te igitur geküßt hatten, faßte der Marschall Beide an ihre rechten Hände und ließ sie zu einander folgende Worte sprechen: „Dir, den ich an der rechten Hand fasse, sage ich, bei den geleisteten Eiden: daß die Sache, um derentwillen ich gegen Dich kämpfe, eine wahrhafte ist, ich also um einer guten und redlichen Sache willen Dich herausgefordert habe und heute bekämpfen werde: Du hast eine schlechte Sache und keinen Grund, sie zu vertheidigen und gegen mich zu kämpfen. Du weißt es und ich rufe Gott und den heiligen Herrn Georg, den guten Ritter, zu Zeugen: daß Du falsch, verrätherisch, lügenhaft, meineidig und treubrüchig bist." — Sie küßten das Kreuz nochmals, erhoben sich und kehrten zu ihren Pavillons zurück.

Der Priester ergriff nun das Kreuz und das te igitur und begab sich hinweg; in demselben Augenblick geschah von dem Herold der dritte und letzte Ausruf und der Wappenkönig oder Herold trat in die Schranken und rief drei Mal: „Thut eure Pflicht!“ — Dann stiegen die Kämpfer zu Pferde, ihre Pavillons wurden über die Schranken hinaus geworfen, und nun befahl der Marschall, der sich unter dem Gerüst in der Mitte des Platzes befand und das Fehdezeichen in der Hand hatte, drei Mal: „Laßt sie gehen!“ Nach diesen Worten warf er den Handschuh hin. — Dies Alles geschah aber nicht, wenn Einer von ihnen sein Unrecht eingestand und sich ergab; oder wenn Einer den Andern, lebend oder todt, beschimpft aus den Schranken brachte. War er todt, ward sein Körper den Gerichten überliefert; war er lebend, dem Herold, der ihn entwaffnete und die Stücke seiner Rüstung an die Erde warf. Die Bürgen des Besiegten wurden fest gehalten, bis der Sieger befriedigt war, und die nachgebliebenen Güter fielen dem König zu.

Der Sieger verließ die Schranken mit Ehre und zu Pferde, in der Rechten den Stab haltend, mit dem er gekämpft hatte, und ihm wurden seine Bürgen ausgeliefert. Sein Pferd und alle seine Waffen erhielt der Connetable oder der Marschall des Kampffeldes. Der König, der Connetable oder Marschall, welcher den Oberbefehl geführt, hatte eine vergoldete Spießruthe; wenn sie zwischen die Kämpfenden geworfen ward, mußten sie sich trennen. Zu gleichem Zweck trug der ausrufende Herold oder Wappenkönig eine versilberte Spießruthe.

v. Lowtzow.

## Verschiedenes.

Die berühmte Verfasserin der „Delphine“, Frau von Stael, läßt die Heldin des eben erwähnten Romans ihren Geliebten, den Leonce, bei Gelegenheit eines Maskenballes, nicht an der Größe, nicht am Wuchse, nicht an der Haltung oder an andern wirklich männlichen Abzeichen, sondern — an einer Art von Wohlriechendem unter der Menge heraus finden. Was sollen wir hieraus lernen? Antwort: eben das, was Horaz schon vor mehr als tausend Jahren gelehrt hat: „Naturam si furca expellas, tamen usque recurret.“ Zu deutsch: Wenn eine Dame Romane schreibt, so wird sie die Heldinnen männlich, die Helden aber weiblich darstellen. — Wer Lust hat, auf dergleichen Dinge zu achten, wird finden: daß es weiland der beliebten Angelica Kaufmann in einer andern schönen Kunst nicht besser erging. Fast alle ihre männlichen Figuren haben etwas Weibliches, so wie die weiblichen dagegen etwas Männliches. — Hieraus soll nun keinesweges gefolgert werden: daß die geistreichen Damen weder die Feder noch den Griffel in die Hand nehmen dürfen, sondern daß sie, wenn sie das eine oder das andere thun, nur sorgfältig auf die kleine Unart der großen Natur merken müssen, welche ihnen den Mann immer als das höhere Ideal in der Schöpfung wider Willen aufdringt.

„Stehen ist besser als gehen, sitzen besser als stehen, liegen besser als sitzen, und der Tod besser als Alles!“ dies ist ein Spruch der Hindostaner. Diese Herren müssen außerordentliche Freunde der Ruhe seyn! Freilich, da es einmal gestorben seyn muß, so ist es am klügsten, sich den Tod unter dem Bilde des Schlafes oder der Ruhe vor zu stellen. Während des Lebens muß man aber doch der Ruhe nicht zu viel haben wollen, was wird sonst aus dem Menschen? — Helvetius meinte: die Affen würden Menschen werden, wenn sie — lange Weile, also Unruhe haben könnten; und mich dünkt, der Mann hat so unrecht nicht.

Als Sterne sich anschickte, den sonderbarsten und originellsten aller Romane, seinen Tristram Shandy zu schreiben, da war seine Absicht unfehlbar keine andere, als ein Buch zu liefern, das, allen gangbaren Theorieen dieser Dichtungsart entgegen, dennoch nicht bloß lesbar wäre, sondern auch mehr Witz, Verstand, Humor, Geist und Kenntnisse verriethe, als tausend andere, die nach allen Regln der Kunst abgefaßt wurden. Und wer das Werk aus eigenen Ansichten und nach der Ursprache kennt, der wird wahrlich, wie der Verfasser des „Oberon“, keine geringe Meinung davon haben.

Der trefliche Kapellmeister Naumann zu Dresden, welcher sich nur erst spät zu einer Heirath entschließen konnte, beantwortete die Frage: warum er bei seinem schönen Einkommen nicht heirathe? jederzeit so: „Weil der Ehestand für mich nur Zweierlei werden kann: entweder nur der Himmel oder nur die Hölle. Jenen habe ich nicht verdient, und für diese halte ich mich zu gut!“

H. H.

## Sprüche nach Demoustier.

1.

Je zwei und zwei, so schuf
Die Liebe diese Welt:
Und wer zur Wüste flieht, gefällt
Sich noch in eines Echo Ruf.

2.

Soll der Schaam ein Altar bleiben,
Und die Venus Lob umschweben:
Sträubt euch, bei der Lust Betäuben,
Ihren Schleier auf zu heben!

Wilh. Smets.

## Groß und größer.

Groß und herrlich fürwahr ist's, den Feind mit dem Schwerdte zu zähmen;
Größer doch nenn' ich mir den, der ihn durch Liebe besiegt.

A. D. Blumenthal.

## Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

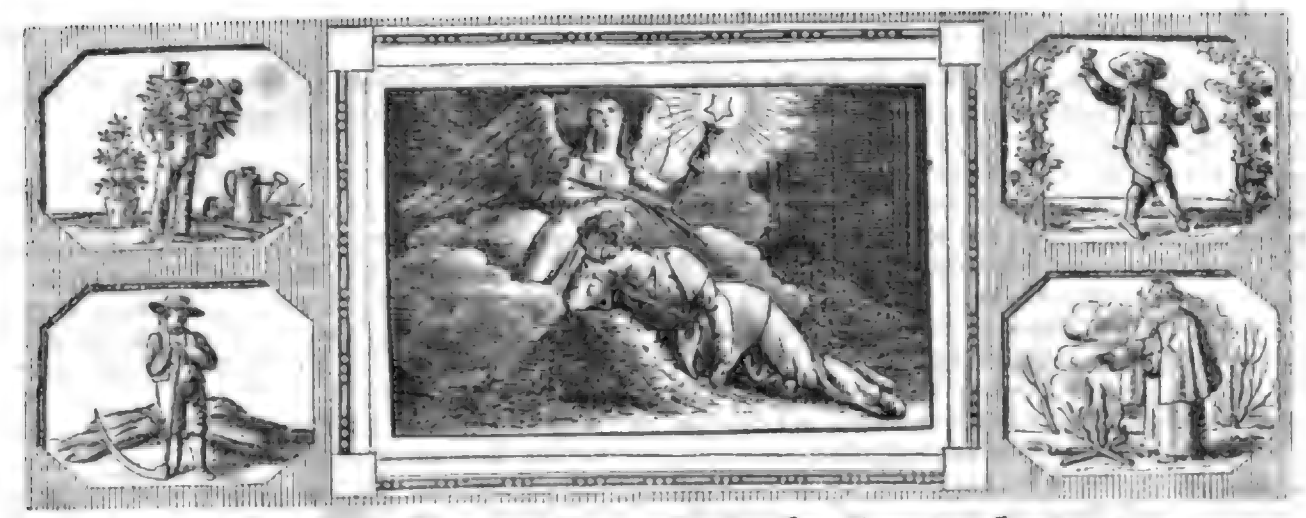
Wien. Herr und Madam Stich setzen ihre Gastrollen mit stetem Beifall fort. Ausgezeichnetes Glück machen besonders die Darstellungen der Mad. Stich in der Tragödie, die im Lustspiel weniger. Seit Jahren hat keine Künstlerin so allgemein angesprochen und das Publikum in solchem Grade enthusiasmirt; vor Allem entzückte die „Julia" in „Romeo und Julia", welche Rolle sie — vorzüglich die Scene des zweiten Akts, wo Julia des Nachts mit Romeo vom Balkon herab spricht — mit unendlicher Zartheit und Lieblichkeit giebt; das Stück mußte bereits drei Mal wiederholt werden. Hr. Stich gefiel am meisten als „Karl Ruf" in der „Schachmaschine" und „Karl Baum" in „Reue und Ersatz". Jetzt wird auf dem Hoftheater die „Jungfrau von Orleans" einstudirt (welche bisher auf dem Theater an der Wien gegeben wurde), damit Mad. Stich Gelegenheit finde, sich in dieser Glanzrolle zu zeigen; die Plätze sind schon für mehrere Vorstellungen vergriffen. — Ein höchst unglücklicher, wenn gleich bequemer Einfall des Hof-Schauspielers Töpfer war es, Goethes herrliches Gedicht: „Hermann und Dorothea" in Akte und Scenen ab zu theilen und als idyllisches Familien-Gemälde (!) unter demselben Titel zur Darstellung zu bringen. Ungeachtet des meisterhaften Spiels des Hrn. Koch als „alter Feldern" war das Haus bei der zweiten Aufführung schon leer, und das ist in Wien bei einem neuen Stück ein schlimmes Zeichen, das ihm, entscheidender als alle Kritiken, den Stab bricht. — Noch muß ich der Wiederholung der Müllnerschen „Albaneserin" erwähnen. Mad. Stich gab darin die Hauptrolle, und die Verehrer des Dichters — deren Anzahl er sich bei uns durch Gehässigkeiten sehr verminderte — hofften, diese ausgezeichnete Künstlerin würde die gefallene Albana hier wieder empor bringen; allein, trotz dem vortreflichen Spiel der Mad. Stich und des sehr gerundeten Ensemble's, blieb der Effekt derselbe, wie bei den vorherigen Aufführungen; die Widersprüche in Albana's Charakter traten im Gegentheil, durch die lobenswerthe Deutlichkeit der Mad. Stich, jetzt noch mehr hervor und die nur in einzelnen Theilen dichterisch-schöne Tragödie wurde am Schluß abermals ausgezischt. — Das Theater an der Wien ist unerschöpflich an Neuigkeiten, leider muß man aber auch mit vielem Mittelmäßigen vorlieb nehmen; dahin sind zu zählen: „Der Schmeichler", Lustspiel in drei Akten, nach dem Französischen von Vogel; „der König und der Hirte", Lustspiel in einem Akt und „Margarethe von Anjou", Drama in drei Akten, nach dem Französischen. Einen gewaltigen Mißgriff that die Direktion dieses Theaters, als sie die Oper „Johann von Paris", welche man hier seit Jahren mit Boieldieus Musik zu hören gewohnt ist, unter dem Titel: „Die Prinzessin von Navarra", von Hrn. Morlachi componiert, zur Darstellung brachte. Die erste Aufführung dieser verunglückten Composition ward ausgezischt und die zweite blieb unbesucht; somit ging das Kindlein, kaum geboren, auch schon zu Grabe! — T —.

Lüneburg. (Schluß.) Die Ritter-Akademie zu Lüneburg, welche früher nur für adliche Knaben bestimmt war, wird jetzt in eine, auch bürgerlichen Sohnen zugängliche Bildungs-Anstalt umgewandelt. Der Minister von Arnswaldt, ein klassisch gebildeter Mann, leitet das Ganze und hat sich im Juni d. J. einige Zeit zu Lüneburg aufgehalten, um an Ort und Stelle das Nähere vor zu bereiten. — Die von der Ritter-Akademie bisher getrennte bürgerliche Schul-Anstalt, bei der sogar eigene Lehrer angestellt waren, damit ja auch keine wissenschaftliche Berührung zwischen Adel und Bürgerthum statt fände, hat in Gefolge des aus zu führenden humanen Schulplans aufgehört. Künftighin werden auch die Sohne der Bürgerlichen auf der Ritter-Akademie zu Lüneburg eine willkommene Aufnahme finden. Es ist dies vorzüglich das Werk des Ministers von Arnswaldt, der hierbei so ganz nach den Ideen des hochsinnigen Grafen von Münster handelt. Diese so gemeinnützige Sache fand an dem Landrath von Meding zu Lüneburg, einem übrigens sehr rechtlichen, aber in den Vorurtheilen seines Standes ergrauten Mann, einen heftigen Gegner. Unser freisinnige Monarch soll diese Medingsche Opposition sehr übel empfunden haben. Der jetzige Landschafts-Direktor und Abt, Freiherr von Platow, ist frei von solchen engherzigen Vorurtheilen, und gewiß wird die Ritter-Akademie zu Lüneburg unter den Auspicien dieses treflichen Mannes sehr bedeutend gewinnen. — Es ist nun bestimmt, daß zwischen den Regierungen der verschiedenen Provinzen und der Kammer eine Behörde eingeschoben werden soll, welche von Landdrosten repräsentiert wird. Mehrere Aemter werden künftighin einem Landdrosten untergeordnet, dessen Thätigkeit Alles umfassen soll, was nahe oder entfernt mit der Administration in Berührung steht. Ob diese Zwischen-Behörde einen Gewinn für den Geschäftsgang ausmacht? — das kann nur die Zeit lehren. Nach meiner Ansicht ist durch diese Einrichtung das Geschäfts-Getriebe nur noch complicirter, auch wird einige Zeit hingehen, ehe sich die jetzige Beamten-Generation mit dem Landdrosten-Wesen befreundet. — Man ist jetzt von Seiten unserer Regierung auch sehr darauf bedacht, entscheidende Schritte zum Besten des Justizwesens zu thun. Der als Gelehrter so bekannte Hofrath Leist, welcher an der Redaction der ehemaligen westphälischen Prozeß-Ordnung sehr thätig gearbeitet und dieses ursprünglich französische Produkt dem deutschen Geiste anpassender zu machen gewußt hat, ist jetzt damit beschäftigt, eine für das ganze Königreich geltende Untergerichts-Ordnung zu bearbeiten. Der Amtmann Meyer zu Bielede, vormals Präfekt zu Stade, ist dem Hofrath Leist als Mitarbeiter beigeordnet. Man darf von diesen beiden sehr geistvollen Männern etwas sehr Gediegenes erwarten. Das schriftliche Verfahren soll bei den Untergerichten ganz ausgeschieden und die Oeffentlichkeit als Grundprinzip angenommen werden. Gebe Gott, daß die Stände die Absichten der Regierung nicht feindlich durchkreuzen und die Publizität, an der man so oft schon in der Stände-Versammlung einen grundlosen Anstoß gefunden, nicht abermals unterdrücken. — Sie sehen hieraus, daß unsere Regierung den Geist engherziger Geheimniß-Krämerei nicht zu begünstigen pflegt. Da die Eröffnung unseres Landtages so nahe ist und wir demselben mit den gespanntesten Erwartungen entgegen gehen, so werde ich Ihnen recht bald einen resultatenreichen Bericht schicken können. B.

Quedlinburg. Das neueste Produkt der Tonkunst, das „Weltgericht", von Apel und Schneider, ist kürzlich auch hier, in Klopstock's Vaterstadt, in der Schloßkirche, wo er getauft wurde, gegeben. Ein Orchester, aus 250 Spielern und Sängern bestehend, führte es brav aus unter der Direktion des Kapellmeisters Spohr. Besonders sprachen mich die Chöre an; sie sind mit tiefer mannigfaltiger Harmonie, großer Pracht und gründlicher Gelehrsamkeit ausgestattet, eines Haydn's würdig. Weniger gefiel mir die Partie des Satan; seine Stimme bewegt sich (zwischen Baß und Tenor) zu hoch und so dem Charakter des Satan, wie wir uns ihn denken müssen, nicht angemessen. — Schneider war selbst gegenwärtig, ein junger Mann, dessen angekündigtes Werk über die Tonsetzkunst ich zu lesen sehr begierig bin. — Schade, daß der Text zum „Weltgericht" der Würde evangelischer Kirchen nicht entspricht. Es ist zu viel katholischer Dogmen-Wust darin. Die menschlichen Seelen, vom Satan — horribile dictu! — mit Willensfreiheit begabt, anfangs von ihm verdammt, werden zuletzt Alle selig auf Fürbitte der Apostel, Martyrer, der Eva und Maria. Der Teufel ist mir zu souverain im Ganzen; doch die Musik macht Alles gut. — a.

Ein amerikanischer Chimist, Randolph, behauptet: den Mörtel wieder erfunden zu haben, welcher dem Feuer, dem Wasser und der Zeit trotzt, wie der, dessen die Alten sich bedienten. Die Zusammensetzung ist mineralisch und vulkanisch, und soll von Tage zu Tage an Härte zunehmen. (Courier fr.)

Redacteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurersche Buchhandlung.




# Der Gesellschafter
oder
# Blätter für Geist und Herz.

1820. Montag den 27. November. 191stes Blatt.


## Sorge der Völker für Abgeschiedene.

(Von dem Verfasser von „Wahl und Führung.")

Es war ein gar schöner Tag und der Himmel leuchtete in dem hellsten Lichte. Ich stand mit einem Freunde an dem geöffneten Fenster, als mit abgemessenen Schritten ein Leichenzug sich langsam vorüber bewegte. Wie es uns zu geschehen pflegt, so machte heute diese Bestattung eines Todten in der lichten, sonnenbeschienenen Welt einen besonders wehmüthigen Eindruck auf mich und ich konnte mich des Ausrufes nicht erwehren: „So ist denn dieser lichten Herrlichkeit wieder Einer entrückt worden!" — „Oder", entgegnete mein Freund, „nur in eine noch strahlendere Welt hinüber genommen!" — Ich aber folgte in meinen Gedanken der Leiche bis zum Grabe, und es drängte sich mir eines von den Bildern auf, die ich oft mit Gewalt aus meinem Geiste verscheuchen muß, weil sie, ich glaube — wollte ich sie mir in ihrer ganzen Gräßlichkeit ausmalen — mich mit Wahnsinn erregendem Entsetzen erfüllen könnten, und ich rief aus: „Welch eine abscheuliche Sitte ist es doch bei uns, die Menschen, die lieben Gestalten, die mit uns wandelten und die so oft unsere Arme umschlossen, in den dunkeln Rachen der Erde, dem Moder und der Verwesung zur Beute, hinab zu senken! Da lobe ich mir die Alten, die ihre lieben Todten einem so lange dauernden und abscheulich zerstörenden Prozeß nicht aussetzten, sondern sie in schneller Umwandlung mit den Flammen in dem reineren Elemente auflodern ließen, dann die Asche in der Urne sammelten, und so noch die theuren Ueberreste besitzen und an ihr Herz schließen konnten." — „Ja, das klingt recht schön, wenn man es so hört; aber schade nur, daß Deine Einbildung Dich hier wieder in die Irre führt. Denn dessen gar nicht zu gedenken, daß nur die Leichen der Vornehmen und Großen bei den Alten auf dem Scheiterhaufen aufloderten, so ist auch dieser Prozeß des Verbrennens eines animalischen Körpers für die Sinne nicht weniger beleidigend, als der des Verwesens, so daß man der Leiche immer eine große Menge von köstlichen und wohlriechenden Spezereien beimischte; und die Asche, die endlich übrig bleibt, was ist sie noch von dem Lebenden? Ist sie nur so viel, als eine einzige Locke von seinem Haupte? Und immerhin dünkt mich die natürlichste Art der Bestattung die, welche uns am nächsten liegt: den Entschlummerten dem Grabe zu übergeben; denn die Erde ist die Mutter, aus deren weitem Schooße alle Lebendigen hervor steigen, und in deren Schooß wir den, welcher endlich den Mühen des Lebens erlag, zu ewiger Ruhe nieder legen; so wie jetzt schon jeder Ermüdete, so weich er sich auch sein Lager bette, auf den Boden der Erde nieder sinkt, und wenn er seine Kraft wieder gewonnen, sich von demselben zu neuer Wirksamkeit erhebt. Und überhaupt sind diese Ueberreste, die wir der Erde übergeben, nicht die lieben freundlichen Bilder, die mit uns wandelten; diese gehen uns nur voran in das weite große Haus, in dem wir endlich alle wieder zusammen treffen."

Dieses Gespräch aber führte uns überhaupt auf die

Sorge, welche die verschiedenen Völker für die Ueberreste ihrer Abgeschiedenen tragen. Und da ist denn freilich die vollkommenste, aber auch die seltenste die, welche den größten Aufwand von Mitteln nöthig macht und dahin strebt, die Hülle des Entschlafenen ganz vor der Verwesung zu wahren, daß er wie in einem unaufstörbarem Schlummer fort ruhe. Durch diese Kunst des Einbalsamirens und seine nach Jahrtausenden noch jetzt vorhandenen Mumien ist das alte egyptische Volk berühmt, obgleich auch die Egypter verschiedene Arten des Einbalsamirens besaßen, und die, welche am vollkommensten vor der Verwesung bewahrt, nur bei seinen Großen und Herrschern angewendet wurde, so wie bei uns überhaupt nur bei den Leichen der Vornehmen von dieser Kunst Gebrauch gemacht wird. Aber minder bekannt ist es, daß die Sitte des Einbalsamirens auch auf den Südsee-Inseln, nach Herrn von Langsdorf auf Nukahiwa, und nach Wilson auf Otaheiti statt findet. „Wenn" — sagt der Letztere — „eine Person von Ansehen oder ein Kind von der höheren Klasse stirbt, wird der Körper nicht begraben. Man nimmt die Eingeweide heraus, trocknet den Leichnam mit Zeug und salbt ihn zu verschiedenen Malen von innen und außen mit wohlriechendem Oehl; dies wird so oft wiederholt und der Körper zugleich mit Blumenkränzen umwunden, so lange noch ein widriger Geruch übrig ist. Der, welcher dies Geschäft vollbringt, wird für unrein angesehen und darf einen Monat lang keine Speise anrühren, noch sich selbst bedienen. Die einbalsamirten Körper aber werden Tupapau-Mury genannt und bleiben über der Erde; diese können im Kriege so gut zu Gefangenen gemacht werden, als die Lebendigen und sind eben so große Trophäen, als im Felde erschlagene Feinde. Wer die Leiche erobert hat, nimmt des Oberhauptes Namen an; daher denn zur Zeit eines Ueberfalles die Leichen das Erste sind, was man in die Gebirge, als nach einem Sicherheits-Orte, bringt."

Wie aber die größte Sorge für die Leiche in dem Einbalsamiren, so zeigt sich die geringste für dieselbe darin, daß sie unbeachtet an der Stelle zurück gelassen wird, wo sie nieder gesunken ist. Außer bei den Nord-Indiern, die aber dennoch ihre Todten, die sie nicht bestatten, ein Jahr lang betrauern, und deren Andenken durch ein bei jeder Gelegenheit erneuertes Geheul ehren, finden wir kaum irgendwo diese Barbarei wieder. Wenn auch — nach Lichtenstein — der Kaffernstamm der Koosn sich nicht weiter der Ueberreste seiner Verstorbenen annimmt, so scheint es nur darum nicht zu geschehen, weil dies Volk den Hyänen diese Sorge überläßt, weßwegen auch diese Thiere von den Kaffern heilig gehalten und nicht getödtet werden; und aus gleichem Grunde essen auch — nach Hearne — jene Nord-Indianer die Füchse, Wölfe, Raben und andere Raubthiere, welche todte Körper verzehren, nur im Nothfall.

Die am weitesten über die ganze Erde verbreitete, nicht nur bei Christen, Juden und Mahomedanern, sondern auch bei den Verehrern Brama's und Buddha's und fast allen wilden und kultivirten heidnischen Völkern übliche Sitte der Leichenbestattung ist die Beerdigung. Diese erfordert den geringsten Aufwand, und überall hat die Erde eine Stätte, die Gebeine eines ihrer Kinder zu empfangen. Ueberall ist diese Beerdigung auch mit Zeichen der Trauer und Theilnahme von Seiten der Verwandten und Stammgenossen des Verstorbenen verbunden, und den, dem man in der Welt sonst keine Liebe zu erweisen vermag, sucht man in einem ehrenden Leichenbegängniß seine letzte Achtung zu erzeigen. Dabei werden denn, damit der Schmerz recht laut sey, in vielen orientalischen Ländern und den von ihnen stammenden afrikanischen Völkern eigene Klageweiber bestellt; und weil der rohe Glaube jener Menschen sich das zukünftige Leben nur denkt als eine Fortsetzung des irrdischen, das bloß seiner Mängel entledigt und mit höherer Lust und Herrlichkeit ausgestattet ist, so wird den Abgeschiedenen vieles von ihren Schätzen, Waffen und sonstigem Geräthe, dessen sie diesseits sich bedienten, auch zu jenseitigem Gebrauch mitgegeben. Die einzelnen Belege und Erläuterungen zu dem hier Angedeuteten finden wir bei allen Reisebeschreibern.

Von den Marokkanern erzählt uns Lempriere: Stirbt Jemand, so wird eine gewisse Anzahl Klageweiber gemiethet, und nichts kann den Ohren mehr zuwider seyn, als ihr schreckliches Geheul. — Aehnliches berichtet Poiret von den Beduinen jener Gegenden. Sobald ein Araber verschieden ist, wird sein Leichnam sorgfältig gewaschen und in ein weißes, von schöner Leinwand verfertigtes Tuch gewickelt. Dann wird der Todte auf eine Bahre gelegt und von einem Pferde zu Grabe getragen, begleitet von seinen Freunden und nächsten Verwandten. Indessen die Männer das Grab machen, hucken die Weiber um den Todten herum und gleichgültiges Gespräch wechselt mit lautem Geheul und mit an denselben gerichteten Fragen, um ihn damit gleichsam wieder in das Leben zurück zu rufen. „Warum" — klagen sie — „hast Du uns verlassen? Deine Kinder werden Dich also nicht wieder sehen? Sie, die so viel Vergnügen daran fanden, Dich zu besitzen, wissen jetzt, da Du sie verlassen, nicht, was sie vor Schmerz anfangen sollen; sie thun nichts, als heulen und schreien! Ach, kehre wieder zu uns; nichts soll Dir fehlen! Aber Du hörst uns nicht; Du antwortest nicht auf unsere Fragen; Du hörst nicht auf unser Seufzen; ach! ach! ach!" Und diese Klagen, mit

Rührung ausgesprochen, könnten auch den fremden Zuschauer bewegen, wenn nicht die Weiber, die eben den größten Schmerz ausdrückten, gleich darauf wieder scherzten und lachten. Während jener zärtlichen Vorwürfe raufen sie sich die Haare aus und zerkratzen sich mit den Nägeln die Adern von den Schläfen, so daß das Blut, mit den Thränen vermischt, den höchsten Grad der Verzweiflung ausdrückt. Indessen ist das Grab fertig geworden und die Leiche wird auf die Seite und mit gegen Morgen gewendetem Gesicht hinein gelegt. Einer der Papas (Geistlichen) giebt ihr einen Zettel in die Hände, worin er sie dem Mahomet empfiehlt. Ein darüber angebrachtes Laubdach von Zweigen bewahrt den Körper gegen die Berührung der Erde, womit nun das Grab ausgefüllt wird, und damit er von reißenden Thieren nicht ausgegraben werde, kommt oben darauf eine Lage von Steinen, worin ein leerer Raum bleibt für ein darin niedergesetztes irdenes Geschirr oder sonstiges Hausgeräth. — Zugleich sind bei diesen wilden Horden Condolenz-Besuche üblich. Denn sobald Jemand Einen aus seiner Verwandtschaft verloren hat, gehen seine nächsten Anverwandten und Freunde zu ihm, die Männer zu den Männern und die Weiber zu den Weibern. Bei dem ersten Besuch fängt die ganze Gesellschaft an zu heulen und zu schreien. Die Stärke des Geheuls hängt von der Würde ab, welche der Verstorbene bekleidete. So heult z. B. der Niedere um den Höheren aus Leibeskräften; weniger heulen die sich Gleichen; die Chefs brauchen nur bloß zu seufzen, es müßte denn gleichfalls ein Chef gestorben seyn. Alle diese Klagen werden genau nach Vorschrift beobachtet; denn sobald die Ceremonie geendigt ist, überläßt man sich der Freude.

(Der Schluß folgt.)

## Calembourgs.

Als die Minister Ludwigs XVI. viele Reformen und Neuerungen vornahmen, sagte Jemand: „Die ganze Nation ist jetzt im Kriege." — „Wie so?" fragte man. — „Die eine Hälfte", antwortete Jener, „ist sous la tente (sous l'attente) unter dem Zelte (und in Erwartung), die andere ist a l'armée (alarmée) bei der Armee (und zugleich beunruhigt)."

Der Erzbischof von Paris hatte sich den Stein schneiden lassen. Man verbreitete hierauf das Gerücht: der Prälat wolle den Wundarzt nicht bezahlen, weil der Clerus von der Bezahlung de la taille (des Schnitts, aber auch der Steuer) ausgenommen sey.

Als Poisson auf dem Todtbette die letzte Oehlung empfangen sollte, endigte er sein Leben mit einem Wortspiel: „Remportez votre huile, je suis frit."

„La bourse ou la vie!" donnerte ein Räuber einen Gaskogner an. — „Pour l'avis (la vie)!" entgegnete dieser: „le meilleur que je vous puisse donner, c'est de quitter votre metier, sans quoi vous serez pendu; et pour la bourse (Haarbeutel) je n'en ai pas, parceque je porte un cadogan (eine Art von Zopf)."

Ludwig XV. verlangte einst von dem witzigen Marschall von Bievre ein Calembourg. „Donnez moi un sujet, Sire!" sagte dieser. — „Faites en un sur moi!" entgegnete ihm Ludwig. — „Sire!" erwiederte ihm Bievre alsbald; „le roi n'est pas un sujet."

Die Geliebte des Marschalls Ancre zeigte sich bei Hofe ohne Schleier, obgleich ihr Mann kurze Zeit vorher gestorben war. Da hieß es denn: „Un vaisseau qui est à l'ancre, n'a pas besoin de voile."

Die beiden Abbé's Fleury und Choisi hatten Jeder eine Kirchengeschichte geschrieben. Man sagte davon: „Der Abbe Fleury (blühend) ist in seinem Werke Choisi (gewählt) und der Abbe Choisi ist in dem seinigen Fleury (blühend)."

J. Epstein.

## Buntes.

Kotzebue behauptete oft, es gäbe keinen Reim auf Jungfer; als er dies eben wieder that, erzählte ihm Merian folgende Anekdote: Ein Student in Bern sprach nie anders, als in Versen. Täglich gewohnt, seinen Kaffee in einem Garten vor der Stadt zu trinken, wird er einst von einem Freunde ersucht, auf die Jungfer Fland, die ihm stets das Getränk brachte, zu reimen. Er verspricht es, trinkt die erste Tasse heißen Kaffee hastig hinunter und ruft dem abgehenden Mädchen nach:

> Meine liebe Jungfer Fland,
> Ich hab' mir meine Zung' verbrannt!

Die Frage: Ob die vielen Taschenbücher, welche in dieser Zeit der Lesewelt dargeboten werden, wohl auch Leser fänden? — wurde neulich in einer Gesellschaft mit folgendem Impromptü beantwortet:

> Taschenbücher, groß' und kleine —
> Legion ist eure Zahl! —
> Habt ihr Leser? — „Ach, fast keine!"
> Nicht doch, viele! — sintemal
> Jeder Dichter lies't das seine
> Zwanzig und wohl hundert Mal.

Der Herzog von ** bekam einst zu seinem Geburtstage unter vielen Reimereien auch ein Gedicht, welches, originell genug, also endete:

> Daß Ihr um Vieles froher seyd,
> Vergeßt die Reime, die aus jedem Neste
> Ein Kakelhuhn zu Eurem Wiegenfeste
> In purer Eigenliebe schreit.

Th. Laurin.

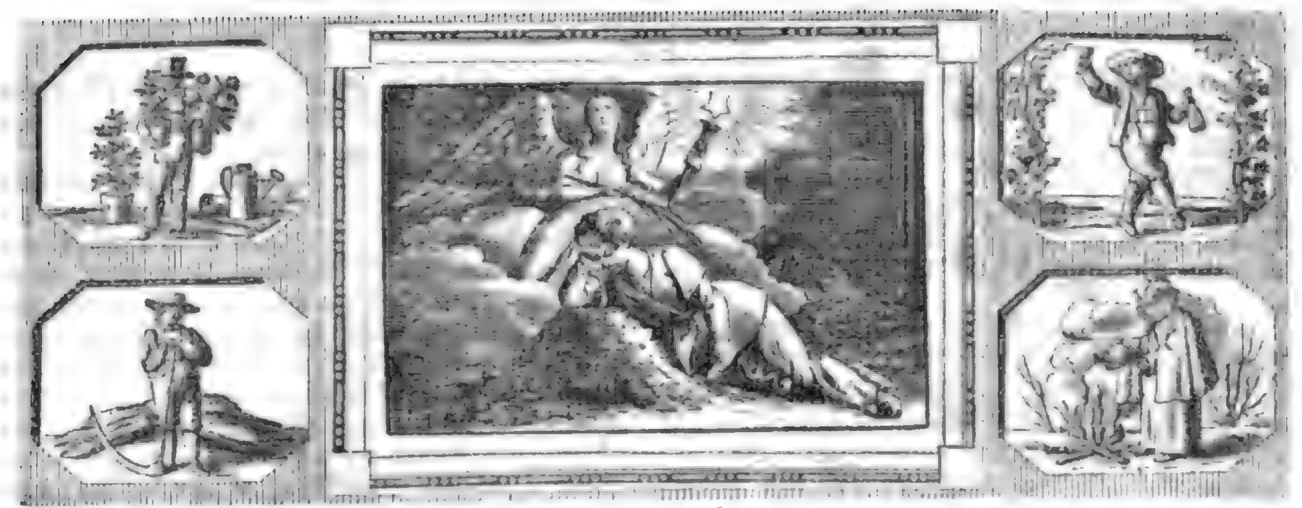
## Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

Dresden. Die Folgen und Spuren des Krieges werden immer mehr unsichtbar. Die, einzig deshalb organisirten Kreis-Deputationen sind aufgehoben und die ihnen etwa noch

obliegenden Geschäfte der Kriegs-Verwaltungs-Kammer übertragen. In und um Dresden ist kein durch den Krieg zerstörtes Haus mehr zu finden und die meisten sind aus ihren Ruinen schöner als vorher erstanden. Dies ist unter Anderem mit dem sogenannten „Feldschlößchen" vor dem Falkenschlage der Fall, welches, von den Verbündeten und Franzosen in der Dresdener Schlacht vier Mal genommen und verloren, ganz in Trümmern lag, und nun aus einem Feldhäuschen — denn mehr war es nicht — erst ein wahres Feldschloß mit Altan und Observatorium geworden ist, und seiner freien, die Meißener wie die Pillnitzer Weingebirge, die Vorgründe der sächsischen Schweiz und den Fuß des Erzgebirges beherrschenden Aussicht wegen zu den schönsten öffentlichen Orten Dresdens außer den Ringmauern gehört. Auch die ehemalige königliche Spiegel-Polir-Mühle an der Weiseritz, welche am längsten in Schutt lag, ist nett wieder aufgebaut und von einem Privatmann in eine Baumwoll-Spinn-Mühle verwandelt worden. — Bei dieser fällt mir der Tod eines Mannes ein, der sich um die Baumwoll-Spinnerei, den Kattundruck, die Fertigung baumwollener Webe-Waaren, mit kurzen Worten: um die Industrie Sachsens große Verdienste erworben hat — und dies ist der kürzlich zu Chemnitz verstorbene Kaufmann Becker. Ohne das mindeste Vermögen — einst Lehrling bei einem Kaufmann zu Dresden, der sich nur auf Einmaleins und Elle verstand — nie verheirathet, also dadurch sein Vermögen nicht mehrend, schwang sich Becker, einzig durch rastlose Thätigkeit, weitumfassende Kenntnisse und seltene Talente, zu einer industriösen und merkantilischen Höhe, wie nur wenig Kaufleute Sachsens. Seine Spinnereien, Webereien, Druckereien beschäftigten fortwährend über tausend Menschen; außerdem arbeiteten in und um Chemnitz mehrere Tausend nur für ihn, und Viele unterstützte er durch Vorschüsse, ganz ohne oder gegen leidliche Zinsen. Für die Kinder seiner Fabrik-Arbeiter hatte er eine eigene Schule gestiftet, für welche er die besten Schriften kaufte, Prämien vertheilte u. s. w. In der Regel ließ er drei bis vier, auch mehrere junge Leute studiren und sorgte noch nach den Studien-Jahren für ihr Fortkommen. Leidende erhielten von ihm im Stillen Unterstützung und Vielen, die in Verlegenheiten sich befanden, war er hülfreicher Tröster, Freund und Rathgeber. In den letzten Hunger-Jahren ließ er nicht nur Brod für seine Arbeiter backen, sondern verkaufte es sogar den übrigen Armen in Chemnitz für billigere Preise; auch war er es, der damals zuerst den Behörden den Antrag machte, Getreide aus Polen kommen zu lassen, welchen Plan er zum Vortheil des Landes, aber nicht zu dem seinigen — denn er büßte bedeutend dabei ein — selbst ausführte. Ein ungeheures Vermögen hätte Becker erwerben können, wollte er weniger liberal handeln; allein — dem Grundsatz huldigend: Leben und leben lassen — speicherte er mehr Schätze auf in den Herzen der durch ihn erfreuten Menschen, als im Kasten. Indeß läßt er noch immer ein sehr bedeutendes Vermögen zurück, das besonders in großen Industrie-Anstalten steckt; damit aber, wenn diese von seinen Erben etwa nicht in dem jetzigen Zusammenhange fortgesetzt würden, die vielen Spinner, Weber, Händler u. s. w., welche dabei zum Theil mit ihrer ganzen Existenz interessirt sind, nicht in augenblickliche Verlegenheit gesetzt werden können, hat der Edle testamentlich eine Zeit von fünf Jahren bestimmt, binnen welcher alle seine ungeheuren Geschäfte noch in derselben Ausdehnung, als ob er lebte, fortgesetzt werden müssen; nur dann ist Trennung möglich, wenn schon nicht wünschenswerth. Für sich selbst genoß der edle Mann wenig von seinem Wohlstande, denn er lebte äußerst frugal; desto mehr aber ließ er ihn Andern genießen. Sein höchster Genuß bestand in dem lebhaftesten Umtriebe seiner Geschäfte, für welche er oft große Reisen nach Warschau, Paris, London u. s. w. unternahm, und in der lebhaftesten Theilnahme an Allem, was im Felde der Politik und Industrie vorging; daher las er auch alle darauf sich beziehenden Schriften. Mit der französischen Sprache war er ganz, mit der englischen ziemlich vertraut. Ihm, der so Vielen durch Wohlthun das Leben erleichterte, ward der Austritt aus dem Leben unendlich erschwert. Lange und viel, sehr viel litt er an einer Herz-Erweiterung, welcher die größten Aerzte — selbst der classische Schriftsteller in diesem Fache, der Hofrath Kreysig in Dresden — keine Grenzen zu setzen vermochten. Auch Hahnemanns homoeopathische Pillen und Pulver wurden, jedoch eben so vergeblich als an dem Fürsten Schwarzenberg, versucht. Seinem letzten Willen zufolge wollte Becker ganz im Stillen beerdigt seyn und sein Grab nicht einmal durch einen Hügel ausgezeichnet haben. Allein fast alle Bewohner der Stadt, die königlichen Behörden, der Rath u. s. w. schlossen sich unaufgefordert und ohne Rang-Ordnung dem Sarge des Unvergeßlichen an, und es flossen ihm ungeheuchelte Thränen. v. Kt.

Thorwaldsen und Mengs. (Aus Copenhagen.) Dänemark hat im Laufe des achtzehnten Jahrhunderts zwei der berühmtesten Künstler hervor gebracht: den Bildhauer Thorwaldsen und den Maler Raphael Mengs. Der Vater des Letzteren, in Copenhagen im Jahre 1690 geboren, war in der Pastell- und Miniatur-Malerei und in der Emaille-Arbeit berühmt. Als es ihm während des Krieges mit Schweden in Dänemark an Beschäftigung fehlte, ging er nach Dresden, wo (im Jahr 1728) Raphael geboren ward. Dieser, den sein Vater schon von der Wiege an dazu bestimmt hatte, ein zweiter Raphael zu werden und dem er auch in der Taufe diesen Namen geben ließ, erhielt, wie auch Thorwaldsen, seine Bildung in Rom, wohin in seinem zwölften Jahre sein Vater ihn führte. Im achtzehnten Jahre, bei seiner Zurückkunft von Dresden, ernannte ihn der König von Polen zum ersten Hof-Maler. Als er bald darauf nach Rom zurück kehrte, wurde er vom Pabst als Direktor der neu errichteten Maler-Akademie des Capitols angestellt; eine Ehre, die für einen Ausländer eben so ausgezeichnet war, als Thorwaldsens Ernennung zum Professor der römischen Akademie. Wie der Letztere Rom durch seine Werke der Bildhauerkunst bereicherte, so schenkte Mengs derselben Stadt die berühmten Plafonds in dem Benedictiner-Kloster St. Eusebius und in der Villa Albani, zwei der schönsten Werke ihrer Art. Man erkannte in ihnen den großen Schüler Raphaels, der Natur und der Antiken. Die beiden Künstler haben viel Aehnlichkeit in dem Fortschreiten zu ihrer Größe, aber in ihrer Entwickelung ist eine große Ungleichheit. Mengs, mit aller Strenge von seinem Vater zum Künstler gebildet, hatte schon vom siebenten Jahre an fast keine einzige Freistunde und ward übermäßig hart bestraft, wenn er die aufgegebene Arbeit nicht leistete. Thorwaldsens Vater war ein Bildhauer, wie Mengs Vater ein Maler; dabei arm und in seiner Kunst nicht ausgezeichnet. Sein Sohn konnte durch ihn keine andere Anleitung erhalten, als den Unterricht auf der Kunst-Akademie. Mengs schoß auf wie die Pflanze eines Treibhauses, Thorwaldsen wuchs in freier Luft empor: eine nordische Eiche unter südlichem Himmel. Aber in Rom entwickelten und bildeten Beide ihren Geist. Was der Britte Hope für Thorwaldsen war, das war Clemens XVIII. für Mengs. Napoleon trug Thorwaldsen die Darstellungen von Alexanders Triumphzug auf, die zu dem Schloß bestimmt waren, das für den König von Rom erbauet werden sollte; Karl III. trug Mengs eine Arbeit für einen Plafond auf, die Vergötterung Trajans vorstellend. Wie Mengs seine Nebenbuhler Ginaquinto und Tiepolo in Madrid besiegte, so entwand Thorwaldsen in mancher Hinsicht Canova den Siegeskranz in Rom. Beide zeichnen sich aus durch Schönheit der Formen und des Ausdrucks. Mengs vorzüglichste Arbeiten sind in Spanien, Thorwaldsens in England. Mengs, von seinem Vater auf deutschen Boden verpflanzt, ward für einen Deutschen gehalten und seinem Vaterlande entfremdet; Thorwaldsen kehrte dankbar noch einmal zu dem geliebten Vaterlande zurück. L.

Redacteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurersche Buchhandlung.




# Der Gesellschafter oder Blätter für Geist und Herz.

1820. Mittwoch den 29. November. 192stes Blatt.


## Morgen.

Es graut der Tag, es lichten sich die Wälder,
Im grünen Strahl erglänzet rings der Thau,
Und aus dem Grün der fluthbewegten Felder
Erhebt die Lerche sich zum Himmelsblau.

Es glüht der Strom in duft'gen Flammenwogen,
Die Ufer glänzen licht im Purpurstrahl,
Und Nebel kommen frisch und leicht gezogen,
Schnell wallend über Berge, Fluß und Thal.

Die Sonne steigt — der Horen Schleier fallen —
Und durch die blaue wolkenlose Bahn
Muß Hesperus und Luna einsam wallen,
Bis ihres Wechsels Stunden wieder nah'n.

Es tanzen schon die flüchtigen Libellen
Den bunten Reigen um des Ufers Rand,
Und mit des Stromes himmelgleichen Wellen
Spielt neckend eines Zephyrs leichte Hand.

Lebendig wird es auf des Thales Wegen,
Und auf den Fluthen blitzt der Ruder Schlag;
Der Landmann eilt den Mühen froh entgegen,
Der Wand'rer schreitet rüstig mit dem Tag.

Und Alles regt sich laut in kräft'ger Fülle,
Und Alles treibt sich wechselnd her und hin —
Ich suche mir des Waldes traute Stille,
Verschließ' in Duldung dort den düst'ren Sinn!

Adelheid von Stolterfoth.

## Sorge der Völker für Abgeschiedene.

(Schluß.)

Sonderbarer noch sind — nach Elphinstone — die Beileidsbezeigungen bei den rohen Kaffern auf den Gebirgen des Hindu Kusch. Denn wer einen Andern besucht, der seinen Verwandten verloren hat, wirft seine Mütze auf die Erde, wenn er ins Haus tritt, zieht dann seinen Dolch, und indem er die Hand des Leidtragenden ergreift, läßt er ihn aufstehen und eine Zeit lang im Zimmer herum tanzen. — Auf gleich laute Weise drücken aber auch die Abyssinier, die auf das seltsamste heidnische, jüdische und christliche Ceremonien in ihrem Gottesdienste vereinen, ihren Schmerz aus, und Salt erzählt uns von einem eigenen Gedächtnißfeste, welches dem Verstorbenen zur Ehre gefeiert wird und der Toscar heißt, das Folgende: „Am Tage der Bestattung oder sobald alle Verwandten sich versammeln können, wird in vornehmen Häusern ein Bild mit reichen Kleidern angethan; dieses stellt den Abgeschiedenen dar und wird auf seinem Lieblings-Maulthier durch die Stadt oder das Dorf in der Nähe seines Wohnortes zum Grabe geführt. Alle seine andern Pferde und Maulthiere folgen, mit schönem Geschirr und Zierrathen versehen, die zu diesem besonderen Zweck während des Lebens gesammelt sind. Ein Haufen gemietheter Klageweiber begleitet den Zug; sie unterhalten, so lange dieser dauert, ein fürchterliches Geheul, indem sie zuweilen den Verstorbenen bei dem Namen rufen und schreien: „Warum verließet Ihr uns? Hattet Ihr nicht Häuser und Länder? nicht ein Weib, das Euch liebte?" Am Grabe werden diese Klagen und das Geschrei verdoppelt und vermischen sich mit dem Hallelujah der Priester und dem Geheul der Verwandten, die ihre Gesichter zerkratzen. Dann begiebt sich die ganze Gesellschaft nach dem Hause des

Verstorbenen und ein Leichenmahl, das nicht selten mit Berauschung endet, beschließt das Fest. Diese sonderbare Art des Andenkens aber wird zu bestimmten Zeiten erneuert; jeder Verwandte bestrebt sich, im Laufe des folgenden Jahres die Andern durch den Glanz des Mahles, das er zu Ehren des Verstorbenen anstellt und durch die Menge der Trauer-Besuche an dem Grabe zu übertreffen."

Auf eine wahrhaft blutige Weise vollends zeigt sich die Trauer bei vielen wilden Nationen. Auf den Gesellschafts-Inseln wird der Hayfisch-Zahn gebraucht, bis das Blut strömt; aber von den amerikanischen Charruás erzählt Azara kaum Glaubliches. Der Verstorbene wird mit allen seinen Habseligkeiten und oft seinem Lieblings-Pferd begraben; und war er ein Gatte, ein Vater oder erwachsener Bruder, so schneiden sich die Frau und die schon verheiratheten Töchter und Schwestern ein Gelenk von einem Finger ab, wobei sie bei dem kleinen Finger anfangen. Außerdem durchstechen sie sich zu wiederholten Malen die Arme mit dem Messer oder der Lanze des Verstorbenen und verletzen sich auf das furchtbarste die Brust und die Seiten; und Azara versichert, darum nie eine erwachsene Frauensperson gesehen zu haben, die noch alle ihre Finger vollständig besaß. Ja, sind die Kinder des Verstorbenen schon erwachsen, so erleiden sie folgende gräßliche Operation. Ein anderer Indianer faßt den Leidtragenden mit zwei Fingern am Arm, legt das Fleisch, wie wenn man Jemand kneipen will, in die Höhe und steckt ein ungefähr eine Spanne langes Stückchen Rohr mitten durch, so daß die Enden auf beiden Seiten gleich weit hervor ragen. Das erste Stück wird dicht an der Handwurzel hinein gesteckt, und die übrigen alle, immer einen Zoll weit von einander, auf den ganzen äußeren Theil des Armes hinauf bis zur Schulter, diese mit einbegriffen; und zwar sind das etwa vier Linien breite und durchgängig starke Splitter. In diesem Entsetzen erregenden Zustande aber verläßt der Leidtragende seine Hütte und begiebt sich allein und völlig nackt in den Wald oder auf eine Anhöhe, ohne die geringste Furcht vor reißenden Thieren, gegen die man sich in diesem Zustande sicher wähnt. Hier gräbt er sich mit einem mit eiserner Spitze beschlagenen Stock ein Loch in die Erde, das ihm bis über die Brust reicht, und in welchem er, halb begraben, die ganze Nacht aufrecht stehend zubringt. Nach Anbruch des Tages begiebt er sich in eine kleine Hütte, die für solche Fälle immer in einiger Entfernung von ihren Wohnorten bereit gehalten wird. Hier zieht er die Rohrsplitter wieder aus seinem Arme, bringt aber noch 10 bis 12 Tage in völliger Losgeschiedenheit hin. Es sey zwar — bemerkt der Bericht-Erstatter am Schlusse — Keiner gezwungen, diese barbarischen Gebräuche zu beobachten, aber dessen ungeachtet würden sie selten von Einem unterlassen, weil dieser sonst als ein Schwächling Verachtung ertragen müsse.

La Perouse hatte Gelegenheit, einige Tataren-Gräber auf der Ostküste Asiens zu eröffnen und erzählt von einem derselben: „Wir sahen in dem Grabe zwei neben einander liegende Personen. Ihre Köpfe waren mit einer Mütze von Taffent bedeckt; ihre in eine Bärenhaut gehüllten Körper hatten einen Gurt von der nämlichen Haut, an welchem kleine chinesische Münzen und verschiedene Kleinigkeiten von Kupfer hingen. Blaue Korallen waren in diesem Grabe ausgestreuet und wie gesäet; auch fanden wir hier 10 bis 12 Arten von silbernen Ohrringen, jedes Stück an Gewicht von einem halben Loth; eine eiserne Axt, ein Messer von demselben Metall, einen hölzernen Löffel, eine Kanne und einen kleinen Sack von blauem Nankin voll Reis. Noch war nichts in dem Zustande der Verwesung."

Bekannt sind die furchtbaren Todtenfeste der Neger-Fürsten, bei deren Bestattung eine große Zahl von ihren Frauen und Sklaven erschlagen und mit beerdigt werden. Aber minder bekannt ist die seltsame Art, wie die Congo-Neger ihre Todten, bis zu großen unförmlichen Ballen bepackt, in die jenseitige Welt hinüber senden. Der Todte nämlich wird vorerst — wie Degrandpre erzählt — mit einem starken Decokt von Maniok-Wurzel gewaschen, welches *eine zusammenziehende*, beizende Eigenschaft *hat und die Haut* trocken und weiß wie Kalk macht. Dann wird der Leichnam durch ein Feuer, das man beständig unter demselben unterhält, nach und nach wie zu Pergament ausgetrocknet. Ist der Körper auf diese Weise hinlänglich gebleicht, so wird er mit einer dicken Rinde von rother Erde überzogen, und wenn diese trocken ist, fängt man an, ihn in Zeuge ein zu hüllen, welches sie Einpacken nennen. Man bekleidet ihn zuerst mit Korallen oder was er sonst Kostbares in seinem Leben besaß, welches Alles mit ihm begraben werden muß. Sobald dieses geschehen, hüllt man den Leib und die Glieder in zusammen genähte Makuten oder einheimische Zeuge, und hiermit fährt man so lange fort, bis man keine Gestalt mehr unterscheiden kann und Alles nur eine unförmliche Masse ist. Je mehr Reichthümer der Verstorbene besessen, desto mehr packt man ihm ein. Bald ist das Haus für die ungeheure Figur zu klein und man muß ein anderes erbauen; aber da der Ballen täglich zunimmt, muß man bald darauf ein noch größeres Haus errichten, bis endlich der Erbe findet, daß sein Verwandter unförmlich genug ist, und dieses wird immer nach der Wichtigkeit der Erbschaft bestimmt; alsdann hört man auf, ihn mit Makuten zu packen und nimmt europäische Waaren, blaue Leinwand, Kattune, wollene und seidene Zeuge. So wird nun der ganze große

Ballen in eine geräumige Grube begraben, nachdem man noch Speise und Trank auf eine bestimmte Zeit beigefügt hat.

Die amerikanischen Moscogulgen begraben — nach Bartram — den Todten in sitzender Stellung, als wenn er noch am Leben wäre, und geben ihm seine Flinte, sein Tomahawk, seine Pfeife und andere Sachen mit, auf die er in seinem Leben den größten Werth gesetzt hatte. — Anders machen es die Tschaktahs, bei denen der Leichnam so lange auf einem Gerüst ausgestellt wird, bis das Fleisch verweset und sich leicht von den Knochen trennen läßt. Dann lösen eigends dazu bestellte Leute dieses sorgfältig von den Gebeinen ab, waschen und reinigen dieselben, trocknen sie an der Luft und legen sie zuletzt sämmtlich in einen von ganzen und zersplitterten Knochen künstlich verfertigten Kasten, und setzen diesen dann in dem Beinhause bei, das sich jede Stadt zu diesem Behuf baut. Wenn das Haus endlich angefüllt ist, so findet ein feierliches allgemeines Leichenbegängniß statt. Die Särge werden auf dem gemeinsamen Begräbnißplatz so aufgestellt, daß sie eine Pyramide bilden, und zuletzt werden sie mit Erde bedeckt, so daß ein kegelförmiger Hügel entsteht.

Auf den Grabhügeln zu Unalaschea fanden die Reisenden Steinhaufen aufgeschichtet, und Cook bemerkte: daß Jeder, der vorüber ging, einen Stein hinzu fügte.

Kaum aber möchte unter allen kultivirten Völkern eines seine Todten mehr ehren, als die Bewohner von Tunkin, wenn wir Bissachere trauen dürfen, der uns erzählt: daß sie lebenslang darauf denken, ihr Leichengepränge recht prachtvoll zu machen. Die todten Körper behält man sehr lange vor der Beerdigung bei sich, reiche Leute oft ein Jahr, ja zwei Jahre. Dabei bleibt der, aus sehr dichtem Holz verfertigte Sarg im Gesellschafts-Zimmer stehen, ohne einen übeln Geruch zu verbreiten, bis zuletzt das Leichenbegängniß mit großer Feierlichkeit begangen und das Ganze mit einem großen Gastmahl beschlossen wird.

Aber obgleich die Beerdigung die allgemeinste Weihe der Leichenbestattung ist, so befindet sich doch auch unter den andern Elementen keines, dem nicht hier oder da einzelne Völker ihre Todten zur Vernichtung übergäben. In Indien und an manchen andern Orten findet neben der Beerdigung wenigstens auch das Verbrennen der Leichen statt, und von Tibet bemerkt Turner ausdrücklich: daß hier Niemand in die Erde begraben wird, so vielfach sonst auch die Art der Bestattung ist. Die Leichen der regierenden Lama's werden in glänzenden Särgen in Mausoleen nieder gesetzt; man hält sie für heilig und andächtige Pilgrime wallfahrten zu ihren Begräbnissen. Die Unter-Lama's werden verbrannt und ihre Asche aufgehoben. Die Leichen von geringeren Personen bringt man auf hohe Berge, zerstückelt sie dort und überläßt sie den Raben, Geiern und andern Raubvögeln; andere schafft man ohne Ceremonie nach dem gewöhnlichen Leichenbehälter, welcher dem, nachfolgend noch zu schildernden der Parsen ähnlich ist. Sonst wirft man die Verstorbenen auch in einen Fluß.

Aber auch in Indien sieht man oft die Leichen, wie den Flammen, so den Fluthen übergeben. Denn nicht nur werden hier — nach Papi — die von dem Verbrennen übrig gebliebenen Gebeine und die Asche sorgfältig gesammelt und in Flüsse und Weiher versenkt, sondern auch die Leichname derer, die in der Nähe der heiligen Flüsse, des Ganges, Krisbea u. s. w. sterben, in diese geworfen, wo sie den Krokodillen zur Nahrung dienen. Es ist daher nichts Seltenes, daß man dergleichen Leichen auf den eben so starken als zahlreichen Nebenarmen des Ganges, welche durch Bengalen strömen, mit der Ebbe und Fluth auf und ab treiben sieht.

Die Parsen aber, die eine religiöse Scheu tragen, den heiligen Elementen etwas Unreines, z. B. einen Todten, zu übergeben, überlassen die Leichen den Einwirkungen der Luft und den Raubthieren zur Zerstörung. Zu diesem Zwecke bringen sie ihre Todten auf einen Platz, der mit einer runden Mauer eingefaßt und nicht bedeckt ist. Von innen gleicht derselbe einem Amphitheater, worin drei zirkelförmige, mit einer regelmäßigen Abdachung versehene Stufenreihen angebracht sind. Die oberste und breiteste ist für die Mannspersonen bestimmt, die mittlere für die Frauen und die unterste für die Kinder. Die Leichen sitzen aufrecht und sind durch bestimmte Zwischenräume von einander abgesondert, und der Sonne, dem Wind und Regen bloß gestellt. Sie werden von Raben, Geiern und andern Raubvögeln zerfleischt, welche sich an dergleichen Begräbniß-Orten schaarenweis einfinden und die Luft mit ihrem Geschrei erfüllen. Der von den Cadavern abfließende Unflath wird durch Kanäle abgeleitet, und die Gräßlichkeit des Orts und die um denselben verbreiteten Pestgerüche erinnern recht eigentlich an die schauerlichen Höhlen der Verwesung.

Doch so verschieden, wie in allen Dingen, auch hier die Ansichten und Vorstellungen der Völker sind: nur der Mensch, der mit geistiger Macht in dem Leben waltet, wird auch im Tode noch geehrt als eine Blüthe der Unsterblichkeit.

## Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

**Wien.** Der Fortdruck der „Concordia", herausgegeben von Friedrich v. Schlegel, ist gehemmt, wegen eines Aufsatzes vom Hrn. Adam Müller, worin die Leibeigenschaft in Schutz genommen wird. Bekanntlich giebt jedoch Friedrich v. Schlegel nur deshalb immer ein Paar Journal-Hefte heraus, um die Ideen, die ihm wieder zugeflogen sind, der Lesewelt mit zu theilen; ist dieser Zweck erreicht (und hier scheint es so) dann endet auch das

Journal. — Die „Vaterländischen Blätter“, die für das Inland nicht uninteressant waren, gehen mit diesem Jahre auch zu Ende, und gleiches Schicksal haben des Herrn v. Hammer „Fundgruben“, die manches Lehrreiche hatten, zuletzt aber durch die „Baphomets“ und den Streit darüber (der schwerlich gar zu günstig für Hrn. v. Hammer ausfallt) langweilten. Das letzte Heft (das neunte) hat wieder einen Aufsatz über denselben Gegenstand, der Raynouard widerlegen soll — es sind zehen Bögen! — Ein Hr. Kanne will einen „Wienerischen Zuschauer“, eine Art vornehmen Eipeldauer, heraus geben; das sollt' er nicht thun, da Niemand Vortheil, gewiß aber sein Verleger Schaden davon hat. Der Genannte hat mancherlei Talente, nur nicht zur Zeit-Schriftstellerei; es gährt wohl in ihm, aber wenn man den Schaum (bei ihm ein Rede-Bombast) absondert, bleibt eine schaale Masse. Er ist indessen als Mensch so achtungswerth, daß es Pflicht ist, ihm mit aller Kraft von einem solchen Unternehmen ab zu rathen. — Hr. Professor Span ist von Neuem gegen die Uebersetzer des Shakspeare's zu Felde gezogen; da er aber A. W. Schlegel „gänzlich unwissend“ nennt, so glaube ich, man wird thun, als ob man ihn gar nicht bemerkte. Hr Professor Span ist übrigens, um hier eher eine Anstellung zu finden, zum Katholizismus übergegangen. — Das „Conversations-Blatt“ erweitert den Raum seiner Thätigkeit immer mehr und der Herausgeber denkt jetzt an einen festeren Plan für diese reichhaltige und empfehlenswerthe Zeitschrift. — Mit der Redaction der „Moden-Zeitung“ ist schon wieder eine Veränderung vorgefallen. Hr. Wähner, der sie kurze Zeit hatte, behagte dem Eigenthümer dieser Zeitschrift (Hrn. Schikh) schon seit einer Weile nicht besonders; weil Viele ihm bemerklich machten: daß Hr. Wähner, der sich besonders der Kritik befleißigte, in seiner Urtheilskraft mager und in seinem Vortrag schwülstig ist. Neuerlichst verbreitete er über Mad. Stich — diese Künstlerin, welche für ihre Jahre eine seltene Vollendung zeigt und durch übertriebenes Lob sich hoffentlich nicht in weiterem Aufschwunge wird hindern lassen — prunkvollen Galimathias. So sagte er z. B.: „sie öffnete den Mund und eine jonische Säulenhalle blinkte uns entgegen“ (zu deutsch: Mad. Stich zeigte uns hübsche Zähne); genug, er hatte sich im Lobe berauscht. Plötzlich fällt es ihm ein, Mad. Stich als „Julia“ (in „Julia und Romeo“) — d. h. in einer der vorzüglichsten Rollen der Künstlerin — stark zu tadeln, und diese ungeschickte Inconsequenz hat zu Erörterungen Anlaß gegeben, in deren Folge Hr. Wähner sich von der Redaction los sagte. Da ihn Müllner als Kritiker angelegentlich empfohlen hat, wird er es freilich nicht dulden wollen, daß irgend Jemand an seiner hohen Intelligenz zweifle! Gegen jene Rezension ist nun eine Zurechtweisung, von unserm geachteten West veranlaßt, in der „Moden-Zeitung“ abgedruckt und in der „Theater-Zeitung“ wurde Hr. Wähner noch mit einer Xenie abgefertigt. — Mad. Stich hat nun auch die „Jungfrau von Orleans“ mit dem brillantesten Erfolg gegeben; benannte Rolle ist von ihr hauptsächlich auf Theater-Wirkung berechnet und diese erreicht sie in eminenter Weise. Hr. Stich hatte den „Raoul“ und sprach seine Rede recht verständig. Seine Sprache scheint mir jedoch der Tragik nicht zusagend. Hr. Koberwein und Hr. Korn zeichneten sich als „Dunois“ und „Lionel“ aus. Unser Burg-Theater, das ziemlich enge ist, hat bei dem Krönungs-Zuge die Erwartungen übertroffen und bei weitem mehr geleistet, als man in einem solchen Raum sich denken konnte. — Der Tenor-Sänger Hr. Wild ist hier und will gastspielen im Kärnthnerthor-Theater; ob er von den Wienern besonders günstig empfangen wird? mag die Zeit lehren. Noch hat man es ihm nicht vergessen, daß er der hiesigen Bühne und seinen Verpflichtungen auf sehr leichte Weise treulos wurde. — Mad. Catalani hat in Brünn (auf ihrer Reise nach Troppau) geschwind noch einiges Geld weg gesungen und Rossini componirt jetzt den — Don Juan. Wenn er doch jede Collision mit Mozart vermeiden möchte! — W —.

Iserlohn, in der Grafschaft Mark. Die Straße von Altena nach Iserlohn ist so romantisch, wie man in Deutschland selten eine ähnliche hat. Das schöne Thal der Lenne übertrifft die Schönheiten des Plauenschen Grundes bei Dresden, und wenn es auch hier an einer so schönen Villa fehlt, wie die dortige, so hat doch ein reicher Fabrikherr auf einem Vorgebirge einen Garten angelegt, der seines Gleichen in Betreff der Aussicht sucht. Man übersieht das Thal der Lenne rechts und links, und im Vordergrunde die gewerbreichen Fabriken von Altena in den Thälern der Lenne und Nette, und mit dem zwischen beiden empor ragenden Schlosse zu Altena. — Noch bedeutender aber ist Iserlohn als Fabrikstadt. Hier sind sehr reichhaltige Eisen-Bergwerke und Galmey-Gruben in der Nähe, deren Erze bis zu der größten Feinheit bearbeitet werden. Der hiesige Eisen-Stoff ist sehr rein, meist 60procentig und besteht in schön cristallisirten rothem Eisen-Stein. Das daraus gewonnene Eisen läßt sich zu Allem verarbeiten, was man nur will. Die hiesigen Sensen sind die besten; sie gehen nach Norwegen und Schweden, und selbst die Sklaven auf den westindischen Pflanzungen hauen das Zuckerrohr mit hiesigen Handbeilen ab, die Dußhauer genannt werden. Aus dem hier gefertigten Draht macht man 150 Arten von Nähnadeln (die so gut sind wie die englischen); ferner mehr als 60 Arten von Fischangeln, von der größten Art, für See-Fische, bis zu den kleinsten Angeln herab; die kleinsten sind so fein, daß man in einer Hand voll mehr als 10,000 faßt. Für einen Dukaten bekommt man freilich eine große Menge solcher Angeln; allein der ganze Haufen wiegt nicht viel schwerer als das Gold selbst. — Einer der kunstreichsten Fabrikanten, Namens Piepenstock, verfertigte vor zwei Jahren ein Panzerhemd von doppelten Stahlringen, verziert mit Tomback-Ringen, von einer solchen Feinheit, daß es biegsam ist wie ein Hemd von Flachs, und dennoch keinen Hieb durchläßt. Er schenkte es dem Kronprinzen von Preußen; dieser machte ihm ein Gegengeschenk von Eisen, mit dem Bemerken: daß man in Berlin aus diesem Metall auch etwas zu machen verstehe. Das Geschenk, welches der dadurch sehr geehrte Empfänger jedem Fremden zeigt, besteht in einer aus Eisen in der seltensten Vollkommenheit gegossenen lebensgroßen Büste des Königs; in eben so sauber gearbeiteten und hübsch verzierten Medaillons, die sämmtliche königliche Familie enthaltend; endlich in vier sehr schönen eisernen Leuchtern. — Doch nicht in Eisen allein arbeitet man hier so kunstvoll; gleich künstlich sind die Arbeiten aus dem hiesigen Galmey, der sehr rein ist, und weit vollkommener als der von dem berühmten Alten-Berge bei Aachen, dessen Besitz noch zwischen Preußen und den Niederlanden streitig ist. Man verschmelzt ihn hier zu Zink, der, zu dünnen Platten gewalzt, zum Dachdecken so gut gebraucht werden kann wie Kupfer. Mit vielem Kupfer vermischt giebt dieser Zink den schönen Tomback, aus dem die hiesigen trefflichen Kunst-Gegenstände geschlagen werden. In dieser getriebenen Arbeit habe ich Medaillons gesehen, die nach den schönsten Zeichnungen gearbeitet waren. Es giebt hier Stempel-Schneider, die so vorzüglich arbeiten, wie die in Paris, und dabei sind sie wohlfeiler als irgendwo. Ich sah einen Ecce Homo, nach Guido Reni, en hautrelief von 8 Zoll Höhe, der ohnstreitig das Höchste ist, was in dieser Art von Kunstwerken bis jetzt geleistet wurde. Solche Sachen werden in Scheidewasser gebeizt und polirt, dann mit einem Firniß überstrichen, welcher die Politur des Messings conservirt, so daß es aussieht, als wäre die reichste Vergoldung darauf.

B.

Von der chinesischen Regierung ist die Einführung des Opiums gänzlich untersagt. — Ferner hat sie den Pater Amyot, den letzten französischen Missionair zu Peking, aus China verwiesen; ein anderer sehr bejahrter Franzose, welcher sich lange Zeit zu Canton verborgen hielt, ward entdeckt und erdrosselt. (Courier fr.)

Redacteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurerische Buchhandlung.




# Der Gesellschafter
oder
# Blätter für Geist und Herz.

1820. Freitag den 1. Dezember. 193stes Blatt.


## Der Maler aus Bologna.

(Zur Monats-Vignette.)

1.

Singend: „Ach, du lieber Augustin!“ schaute ich zum Fenster hinaus. Mehr durft' ich nicht, denn ich hatte Stuben-Arrest, und war in Folge einer versuchten, jedoch nicht gelungenen Entführung arm wie eine Kirchenmaus. — „Ludwig!“ — sprach ich, nach dem herzerhebenden Gesang, während dessen Pfitzner, mein Calfaktor, die lange Pfeife stopfte — „Ludwig, geh' in dich, es wird Zeit, die höchste! Nur die Straf-Verzeichnisse nennen deinen Namen vorzugsweise, und was der Major in der Conduiten-Liste sagen dürfte, kann kühn ein Anti-Panegyricus genannt werden; vom schwarzen Levi bis zum einäugigen Nathan gehört Alles zu deinen Drängern und Peinigern, und zum Ueberfluß rauft nun auch Schmelzels Rickchen, als zweite Ariadne, das Rabenhaar.“

Den Fortgang dieses seltenen Monolog's unterbrach ein Klopfen, das, vermöge seines Ungestüms, nur Einem der eben erwähnten Peiniger gehören konnte. Längst schon war ich nie für diese, und daher nothgedrungen für Niemand zu Hause. — Pfitzner hing leise den gereichten Pantoffel über das Schlüsselloch und eine Todtenstille umfing uns. Das Klopfen ward wiederholt, und die Energie, mit der dies geschah, ließ mich einen Generalsturm befürchten, als eine wohlbekannte Stimme, die dem Briefträger angehörte, den Pantoffel unter den Tisch, Pfitzner hinter dem Ofen vor und mich in die Mitte des Zimmers versetzte. — Der Briefstauber trat ein, und der tiefe Bückling, der des Dienstfertigen Nase, bei Ueberreichung des Schreibens, meinen Füßen nahe brachte, ließ mich hoffen, diesmal nicht, wie schon oft, eine Niete oder gar noch etwas Schlimmeres, einen Mahnbrief aus seiner Hand zu ziehen. — Der Brief war von meiner Mutter und mit f u n f z i g Goldstücken beschwert, deren eines noch vor Lesung der angenehmsten aller Botschaften in die vor Freude krampfhaft zuckende Hand ihres Ueberbringers wandelte. Ich, erhoben und begeistert von der Seltenheit des Wonnetaumels, in den mich der Klang des mütterlichen gewichtigen Segens versetzte, sang mit Schiller:

„Freude schöner Götterfunken,
Tochter aus Elysium!“

und sandte Pfitzner nach Champagner.

Was Mama so unerwartet zur Freudengeberin gemacht, schien Nebensache; doch trieb mich die Neugierde, die verworrenen Schriftzüge zu dechiffriren. — Der Brief begann mit endlosen Klagen über des Lesers Leichtsinn — Drohungen, deren Unhaltbarkeit mir aus der übergroßen Liebe zu dem einzigen Sohn einleuchtete, folgten, und den Schluß machte ein Aviso, das mich erschreckte, und mehr als alle vorher gehenden Ermahnungen in Versuchung brachte, den vorher unterbrochenen Monolog fort zu setzen. Es lautete also:

„Die beigeschlossenen funfzig Friedrichsd'or sollst Du dem Maler Cavalli, der in kurzer Frist auf seiner Rückreise nach Italien bei Euch eintreffen wird, aus-

bändigen. Er malte mich und Deine Schwester um diesen Preis, der um so niedriger ist, als Kenner nie etwas Gelungeneres und dem Original Aehnlicheres in dieser Art gesehen haben wollen, und nebenbei das Portrait des Sohnes, den ich so ungern verloren gebe, mit einbegriffen ist —.“

„Nebenbei?! Verloren?“ murmelte ich und betete: „Führe uns nicht in Versuchung!“ — denn die größte schien es mir, mit der Brodrinde in der Hand die Fleischtöpfe Egyptens unangetastet zu lassen. Eben gelobte ich mir: die goldenen Füchse, gleich werthlosen Spielmarken, im Innersten des Secretairs bis zur Ankunft des Italieners zu verwahren und mit schnöder Verachtung zu strafen, als Pfitzner mit dem Champagner und gleich hinter ihm der Hauptmann von Sollingen, mein bester Freund im Regiment, eintrat.

2.

„Paule, rasest Du?“ rief dieser; „ich sehe Pfitzner zu dem Italiener Bartholdi hinunter steigen, folge, vor Verlangen zu sehen, was diesen in den Keller des grimmigsten Deiner Gläubiger führen könne, und komme eben recht, zu erblicken: wie er mit wegwerfender Miene einen Louisd'or auf den Tisch schleudert, um die, ohne diesen Talisman versagte Flasche Champagner aus den Händen des mit mir um die Wette erstaunenden Kellners zu empfangen!“ — „Italien erhielt das Seinige!“ entgegnete ich, den Pfropfen lüftend; „trink, Bruder, und stoß' mit mir an: Es lebe die Kunst, die Göttliche!“ — „Ich werde immer mehr irre in Dir, und thue nur ungern Bescheid, denn nie ergriff Dich bis daher diese, so sehr ich strebte, Dich in ihr Heiligthum ein zu führen.“ — „So bewundere den Geprüften und mit dem Schlag der Zauberruthe Umgewandelten. Siehe, diese Zechinen lege ich auf Gemälde an — möchten sie Dir gefallen!“ — „Gewißlich nicht, wenn Du sie aussuchtest; denn dem Nackten fürcht' ich zu begegnen, dem Schamlosen, und in demselben einen neuen Sinnenreiz für Dich, den Allzureizbaren! — Doch im Ernst, welcher Ebräer reifte dem Tollhause, indem er Dir diese Summe vorstreckte?“ — „Nicht geborgt habe ich dies herrliche Gold, auf Ehre nicht!“ betheuerte ich und barg den Schlüssel zum Himmel auf Erden in das grünseidene Geld-Netz, noch vor einer Stunde der Spielball jedes kosenden Zephyr's.

Sollingen drehte sich zum Fenster und pfiff, dann trat er heftig auf mich zu und sprach bewegter als je: „Ludwig, ist es Dein Ernst, daß diese namhafte Summe in die Hände eines betrügerischen Bilderkrämers fließen soll, so wage ich eine Bitte, deren Inhalt mich um so mehr beängstigt, als ich noch nie in einer ähnlichen Situation Dir gegenüber stand.“ — „Sprich, Bruder!“ — entgegnete ich, mich, gleich dem reichen Mann im Evangelio, behaglich auf das Sopha streckend — „doch trink vor Allem den Zungenlöser, den Pfitzner aus Bartholdi's Lethe schöpfte; er ist gut!“ — „Keinen unzeitigen Scherz!“ bat der Hauptmann; „ich bin weniger als je zu diesem aufgelegt! — Bist Du mein Freund“, fuhr er fort, „so hilf mir, Du kannst es!“ — „Sag' an, womit ist Dir zu helfen? — Soll ich Dich secundiren? — Gern, wenn es Zeit hat — der verdammte Stuben-Arrest! — Soll ich Dir Schmelzels Riekchen cediren? Ich bin bereit! — Sie liebt mich ohnedem nicht und ist zu spröde. Brauchst Du Geld? — das hab' ich nicht!“ — „Und das sagst Du, Ludwig, der eben Hunderte von Thalern für elende Sudeleien zu vergeuden gelobte? Schäme Dich, für so lieblos hielt ich Dich nicht!“ — „Aber die Kunst? das Hochheilige, in das Du mich ein zu führen strebtest? — Und Geld! das brauchst Du nie, ich kenne Dich!“ — „Ich brauch' es und stehe in Gefahr, ohne Deine Hülfe den ersten Schritt in einen Abgrund zu thun, aus dem mich Mittellosen keine freigebige und reiche Mutter rettet. So wisse denn, daß ich gestern auf den unseligen Einfall kam, mit einem kleinen erübrigten Sümmchen auf dem Casino mein Heil zu versuchen. Ich verlor, spielte auf Borg, wurde hitzig und soll nun noch vor Sonnen-Untergang funfzig Dukaten bezahlen! — Wo ich die her bekommen soll, ist Gott allein bekannt!“ Er griff zum Glase und indem er es rasch leerte, rief er: „Ich bin verloren!“

Der mit meinem Degen eintretende Adjudant unterbrach uns. — Pfitzner lief in der Freude über die wieder erlangte Freiheit noch mehrere Mal zu Bartholdi, und bei dem letzten Glas der vierten Flasche winkte ich meinem Pylades, in das Nebenzimmer zu kommen und überlieferte dem stürmisch Dankenden den Betrag der Spielschuld. Vom Termin der Wiederbezahlung war keine Rede.

3.

Eine Woche verging; pfeilgeschwind entfloh die Zeit, aber eben so schnell das, was mir meine Großmuth und die Collation jenes Morgens übrig gelassen hatten. Am Abend des siebenten Tages war ich abermals der Kirchenmaus vergleichbar, und gedachte in schlaflosen Stunden der Nacht an den Maler, wie ein Mörder an das Gespenst des Erschlagenen. Eben sann ich am folgenden Morgen vergebens auf eine List, mit der ich jenes Phantom beschwichtigen und entfernen könnte, als mich eine Ordonnanz zum Major beschied. Dort fand ich einen kleinen, untersetzten, etwa vierzig Jahre alten Blondin, der, vor einem Madonnenbild stehend, der kunstgewandten Gattin meines verehrlichen Kommandeurs die Schönheiten und Mängel der Copie auseinander setzte, während der im Dienst ergraute Gemahl der unverständlichen Rede lauschte. — Entsetzen packte mich. „Das ist der Maler!“ schrie es mit

Donnerstimme in mich hinein und lautlos stand ich festgebannt an der Thür.

„Pst!" — winkte der Major, und ich gewann Zeit, mich zu fassen. — „Der ist ja blond!" sprach ich zu mir selbst, „welcher Welsche war das je? und nur ein Deutscher vermag meine Muttersprache so fertig zu reden." Sichtlich ermuthigt schlich ich näher und hatte eben hinter dem Fremden Posto gefaßt, als dieser sich umdrehte und mich mit einem Paar blauen Augen, die mich vollends ganz beruhigten, fixirte. Ich bekomme aber jetzt noch Nachwehen von dem Schreck, den ich hatte, als der Major den Blonden bei der Hand faßte und mir in demselben den Signor Cavalli aus Bologna vorstellte. „Der Herr malte Ihre Frau Mutter" — fuhr er fort — „und soll nun mit Ihnen ein Gleiches thun, weshalb ich Sie für acht Tage vom Dienst dispensirt haben will. Mit Verlangen sehe ich dem Erzeugniß eines solchen Meisters entgegen!" — Unfähig, ein Wort zu sprechen, stand ich vor der Gruppe. — „Höchst angenehm!" stammelte ich endlich; „höchst erwünscht ist mir Ihre Bekanntschaft, Signor, und falls es Ihnen Recht wäre —." — „Ich verstehe!" entgegnete der Maler; „Sie wünschen von der guten Mutter zu hören, die mir die schönsten Tage bereitete — wie billig wird von mir diese löbliche Sehnsucht befriedigt." Wir schieden, für den Mittag vom Major zur Suppe geladen. (Die Fortsetzung folgt.)

## Bemerkungen.

Herder schaltet im „Geist der ebräischen Poesie" (Bd. 2. S. 419) ein Gedicht: „Der Krieg" ein, wozu er folgende Anmerkung macht: „Ich füge ein Gedicht bei, das ich als eine wahre Anthologie aus Propheten und Psalmen gebe, bei dem ich aber wünschte, daß Niemand dabei an eine einzelne persönliche Anwendung in unserer Zeit dächte. Es wäre mir lieb, den Dichter desselben zu wissen: denn seine Sprache ist so rein, schön und edel, als der lyrische Gang des Stücks gesetzt und erhaben fortschreitet. Ich kenne nur wenige Stücke dieser Gattung in unserer Sprache." — Der Verfasser des erwähnten Gedichts war ein Westphälinger, M. Joh. Heinrich Smid, geboren im Jahre 1732 zu Hage in Ostfriesland, gestorben am 15ten September 1784 als Consistorialrath und erster Prediger zu Aurich. Sein Gedicht erschien im Jahr 1758 anonym im Druck, ein zweites: „Weissagung der Sybillen, nebst den Hirtenliedern des Virgil und Pope von der Menschwerdung Gottes" im Jahr 1761.

Ein längst mit Recht verschollener deutscher Poet, Christoph Friedrich Kiene, liefert in seinen „Poetischen Nebenstunden, heroischen Geistern zu sonderbarer Belustigung verfertiget" (Frankfurt und Leipzig, 1681) auch Heldenbriefe, die ganz nach den Hoffmannswaldauschen schmecken. Ein Paar kurze Pröbchen mögen die Art unsers Poeten, dessen Sonette (50 an der Zahl) nebst einigen geistlichen Arien den übrigen Theil der Sammlung ausmachen, darthun. — Phryne sagte einmal zum Xenocrates:

„Kann dich die kühne Nacht zur Liebe nicht bewegen?
Kann nicht der warme Wein ein Fünklein Feu'rs erregen
In deiner kalten Brust? Bist du kalt von Natur,
Nimm heiße Sachen ein, das ist die beste Kur.
Mosch, Ambra und Zibeth, Confekt voll span'scher Fliegen,
Alkermis, Bisam kann dir Hitz' und Brunst zufügen."

Joseph spricht zu Potiphars Weib:

„Was will sie, große Frau, von ihrem Diener haben?
Und warum bittet die, die mir gebieten kann?
Will sich ihr kranker Leib an solcher Arznei laben,
Die ihm nach dem Gebrauch thut strenge Marter an?"

und sagt nachher weiter:

„Soll denn ein zartes Weib den Knechten offenbaren,
Wenn nicht der Mann vollbringt straks ihre Lust? Ach nein!
Sie soll nicht klatschen aus, was ihr ist widerfahren,
Das keusche Ehbett muß fest zugeschlossen seyn.
Wie schön hätt' ich das Bett des Potiphars bewachet,
Wenn seiner Liebsten Stimm' erhielt, wornach sie zielt?
Ich zitt're, wenn sie red't, ich weine, wenn sie lachet,
Und ziehe mein Gesicht, wenn mich ihr Licht anspielt."

Ohe! jam satis est! Fr. Raßmann.

## Buchbinders Grimm Denkreime.
### Aus seinem poetischen Lustwäldlein, 1703.

1.
Für mich sind Manche voll Gram und Sorgen,
Die doch mir weder schenken noch borgen;
Ich wollte, sie thäten die Sorg' in Bann,
Und liehen mir tausend Thaler an.

2.
Der Sommer ist ein Nährer,
Der Winter dessen Zehrer.

3.
Wol Mancher mich kränkt,
Der sein nicht gedenkt;
Gedächt' er nur sein,
Vergäß' er wohl mein.

4.
Aecker und Pflüge,
Wasser und Krüge,
Durstige Brüder,
Zechen und Lieder,
Hering' und Tonnen,
Mönchlein und Nonnen,
Huren und Buben,
Rettig und Ruben,
Hühner und Hahnen
Bleiben Gespanen.

5.
Willst du ein gutes Bräutlein fah'n,
Sieh wohl zuvor die Mutter an;
Ist diese gut von Zucht und Sitten,
So magst du um die Tochter bitten.

Haug.

## Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

**Wien.** Eine der trefflichsten Anstalten der Residenz ist wohl das „Nieder-Oesterreichische Provinzial-Strafhaus“, so wie es seit dem 1sten Juni 1817 besteht. Der schöne Zweck dieses Ortes ist nicht nur, die Sträflinge (die durch richterlichen Ausspruch ihrer Verbrechen wegen aus der bürgerlichen Gesellschaft ausgeschlossen und zur Strafe verurtheilt worden) zu verwahren, sondern auch sie während ihrer Strafzeit nach ihren Fähigkeiten zu beschäftigen und zu bessern Menschen zu machen. — Gleich bei dem Eintritt in das Haus empfängt der erste Seelsorger den Unglücklichen, sammt einer ihm vom Kriminal-Gericht mitgegebenen Schrift, worin Name, Stand, Alter, Verbrechen, Strafdauer und andere erläuternde Neben-Umstände angezeigt sind, damit man nach diesen Angaben die Verfahrungs-Art einrichten könne. Der Seelsorger notirt den Ankömmling sogleich in sein Protokoll, das er eigenhändig führt, und fügt im Laufe der Strafzeit seine eigenen Bemerkungen über die körperliche und geistige Beschaffenheit, über das Betragen der Besserung u. s. w. hinzu, wodurch sich eine fortschreitende kurze Biographie bildet, die mit einem Blick überzeugt, welchen Weg der Inquisit wandelt und was in Zukunft von ihm zu hoffen. Es ist die Pflicht des Priesters, den Sträfling zur Erkenntniß seines Fehlers zu bringen, zur aufrichtigen Reue, und ihn zu leiten, daß er mit Geduld die Folgen seiner bösen Thaten trage; der Gefallene muß in ihm seinen Freund, seinen Lehrer und Rathgeber erblicken, der ihm in der Ferne die Hoffnung zeigt, daß er einst als gebessertes Kind in die Arme des göttlichen Vaters, als ein neugewordenes nützliches Glied des Staats in die Reihen der Bürger zurück kehren könne. — Sobald der Seelenfreund ihn verläßt, bekömmt er die Hauskleidung (seine eigene wird aufbewahrt und ihm bei seinem Austritt wieder gegeben, nebst einem kleinen Geschenk an Geld) und wird zur Arbeit gestellt. Die Beschäftigungen der Züchtlinge bestehen in: Flachshecheln, Spinnen, Weben von Leinwand und Baumwoll-Stoffen, in Erzeugung von Tuch und wollenen Decken, Schneiderei, Tischlerei, Schuhmacherei, und jede Arbeit hat ihre besonderen Werkstätten. Je nachdem der Angekommene dieses oder jenes Handwerk erlernte, wird er dazu verwendet; im andern Fall aber zu einem, seiner körperlichen Beschaffenheit und Strafdauer angemessenen Fach gestellt, das er erlernen muß. — Nach einer bestehenden Ordnung muß jeder Sträfling seine bestimmte Aufgabe liefern, die dergestalt berechnet ist, daß Jeder sich selbst erhält; der Ueberverdienst kommt ihm zu Nutzen, jedoch empfängt er niemals Geld, sondern nur den Werth der Hälfte in Bier, Taback, Mehlspeise u. s. w.; die übrige Hälfte wird ihm in seinem Arbeits-Büchlein notirt und er bekommt sie baar bei seinem Austritt. Die Journale führt ein Manufaktur-Rechnungsführer und die Leitung der Arbeiten ist einem Manufaktur-Werkführer anvertraut. Was die Tages-Ordnung betrifft, so stehen die Sträflinge an Werktagen um 5 Uhr des Morgens auf, die Zeit des Schlafengehens ist auf 8 Uhr des Abends bestimmt. Täglich gehen sie zur heiligen Messe und werden nach dem Mittagsessen eine Stunde zum Spaziergang auf die Höfe gelassen, wobei man die Absonderung der beiden Geschlechter, wie überhaupt in der Kirche und den Zimmern, streng beobachtet. Die übrige Zeit des Tages wird in den Arbeitsstuben zugebracht. An Sonntagen ist die Stunde des Aufstehens auf 6 und die Stunde des Schlafengehens auf 7 Uhr festgesetzt. Die Sträflinge hören die gesungene Messe, Predigt, Christen-Lehre und den nachmittägigen Segen. Vor- und Nachmittag ist eine Stunde zum Spazierengehen bestimmt, und die übrige Zeit füllen moralische Vorlesungen und Unterricht im Lesen und Schreiben. Ein Hauptaugenmerk ist auf Reinlichkeit und Ordnung gerichtet, wovon die Gänge, die Arbeits- und Schlafzimmer und besonders das Spital den sprechendsten Beweis liefern. Eine eigene Bade-Anstalt ist vorhanden, in welcher das Wasser mittelst einer Dampf-Maschine erwärmt wird; die Züchtlinge baden den Sommer hindurch 5 bis 6 Mal. Im Fall einer Feuersgefahr besteht eine sinnreiche Feuer-Löschmaschine von der Erfindung des jetzigen Verwalters, Hrn. Joh. Peter, so daß kein Verbrecher zum Löschen angestellt werden darf. — Der gegenwärtige Personalstand der Sträflinge (November 1820) ist 394; 288 Männer und 106 Weiber, davon sind 48 Männer und 26 Weiber im Spital. — Als Beleg, was dieses Institut in Manufaktur-Arbeiten zu leisten vermag, folge der Ausweis der Erzeugungen vom verflossenen Jahre. Es wurden fertig: An verschiedenfarbigen $\frac{5}{4}$ breiten Tüchern: 3713¼ Ellen; wollene Decken: 1206 Stück; Leinwand, Zwilch, Bettzeug, Kanefas: 38,079 Ellen; Näh- und Strick-Zwirn: 900 Pfund; Crisset: 40 Ellen; Musselin: 68 Ellen; Perkal: 48 Ellen. — Für einen Theil dieser Fabrikate, welche an die K. K. Anstalten abgeliefert wurden, ist ein Betrag von 77,307 Gulden W. W. eingegangen. Nächstdem sind noch die feinen Flachs-Gespinste zu bemerken, wovon ein Strehn, der 3600 Wiener Ellen mißt, ein Wiener Loth wiegt. — Etwas finden wir jedoch an dieser sonst trefflichen Anstalt zu rügen: daß nämlich in einigen Schlafzimmern zugleich gearbeitet wird (was der Gesundheit der Individuen nicht sehr zweckmäßig ist) und daß dieses Haus in der wassergefährlichen Leopoldstadt sich befindet, dicht an Privat-Gebäude grenzend, wodurch das Entkommen über die Dächer schon manchem Wagehals möglich gemacht wurde. — Hr. Regierungsrath Andreas Pichler (Gemahl unserer bekannten liebenswürdigen Dichterin) ist der Begründer und Leiter dieser neuen fruchtbringenden Anstalt. L — e.

Zu den schon vorhandenen Manieen hat sich in Paris auch eine Theatromanie gesellt. Einige wollen ein zweites Theater „der komischen Oper“ erbauen; Andere ein Theater „des Herzogs von Bordeaux“; wieder Andere ein Theater „des Variétés étrangères“, auf welchem nur Schiller und Shakspeare gespielt werden sollen. (Journ. d. Par.)

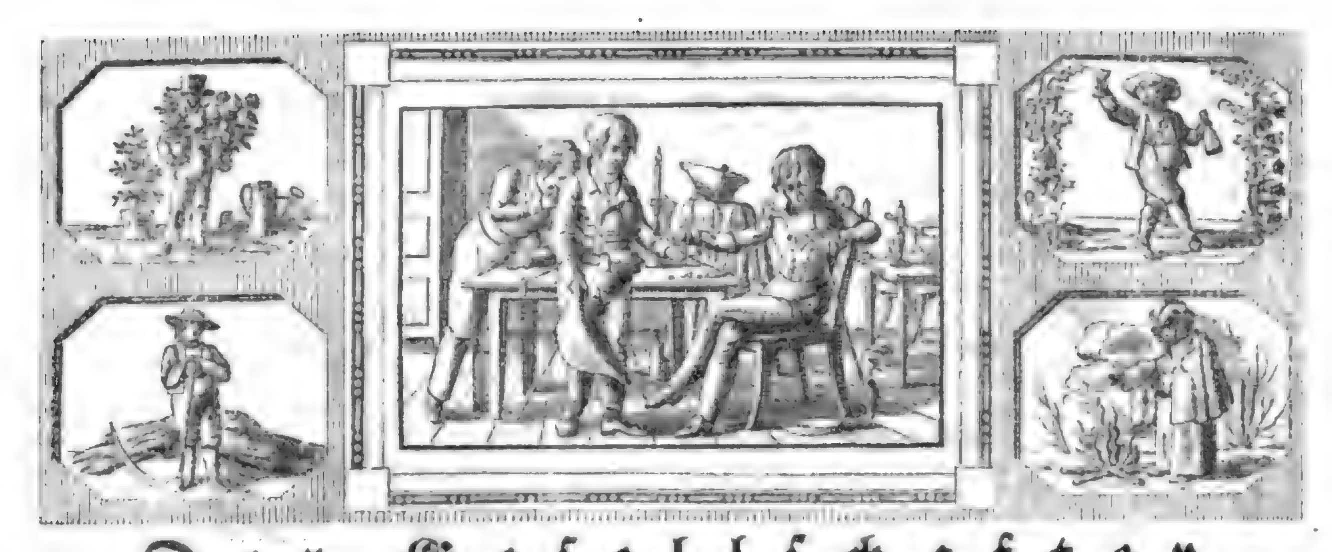
Der französische „Constitutionell“ vom 29sten Oktober giebt folgenden Eingang einer Bekanntmachung als ein originelles Dokument des Dünkels einer Priorin in einem Bernhardiner-Kloster: „Wir, Dame Michelle Osorio-y-Orense, von Gottes und des heiligen apostolischen Stuhls Gnaden, Aebtissin des königlichen Klosters de las Huelgas, Bezirk der Stadt Bourgos, des Ordens de Citeaux und des Gewandes des heiligen Bernhard, Herrin, Oberin, Prälatin, Mutter und gesetzmäßige Verwalterin, so geistig als zeitlich, des besagten Klosters und seines Hospitals, der Abteien, Kirchen und Einsiedeleien seiner Geschwisterschaft, Städte, Flecken seiner Gerichtsbarkeit, Herrschaften und Vasallenschaften; in Gefolge der Bullen und apostolischen Vermächtnisse von Rechtswegen und mit den königlichen Privilegien, welche wir friedlich üben, so in einer als der andern Gerichtsbarkeit, machen hierdurch bekannt u. s. w.“ (Constitut.)

Was würden die Inquisitoren der verflossenen Zeit sagen, wenn sie hörten, daß man jetzt auf dem Theater zu Madrid vorstellt: „Die Inquisition, ein National-Ballet!“ (Journ. d. Par.)

Ein Wundarzt, Namens Gardet, hat eine Zubereitung des isländischen Mooses erfunden, wodurch er demselben den bitteren Geschmack nimmt und einen süßen Gallert daraus bereitet, aus welchem nachher ein aromatischer Brust-Syrup geläutert wird, welcher Brustkranke, ja sogar Schwindsüchtige heilt, wenn das Uebel noch nicht zu weit gediehen ist. (Constitut.)

Ein Hr. Thomas, Direktor der Phönix-Gesellschaft, hat einen Mechanismus, Arithmometer benannt, erfunden, mit welchem er im Nu und mit einer bewunderungswürdigen Richtigkeit jede arithmetische Aufgabe löset, welcher Art sie auch sey. (Constitut.)

Redacteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurersche Buchhandlung.




# Der Gesellschafter
oder
# Blätter für Geist und Herz.

1820. Sonnabend den 2. Dezember. 194stes Blatt.


## Aus Briefen des Missionairs Dr. Rosen.

London, im September 1818.

Wir gingen in Helsingör an Bord. Unsere Reise war langsam, unangenehm und ich war sehr seekrank. Erst nach dreizehn Tagen kamen wir in die Nähe von Gravesand; wir mußten uns ans Land setzen lassen und unsere Pässe vorzeigen, dann reisten wir nach London. Man lebt hier gut, aber theuer: zehn englische Schillinge täglich für Wohnung und Theewasser! — Wir wurden in unserem Geschäft an die Gesellschaft „zur Verbreitung des christlichen Glaubens" verwiesen. Eines der Mitglieder, Dr. Gaskin, sah unsere Papiere durch, aber er erwähnte mit keinem Worte eines Geldvorschusses. Der Sekretair der Gesellschaft sagte jedoch: daß eine Wohnung für uns bestellt sey, wo wir Alles erhalten würden, was wir bedürften. Der alte Gaskin mußte sonderbare Begriffe von dänischen Studenten haben, denn er fragte uns: ob wir Latein verständen? — Unsere Bestimmung ist nicht nach Kalcutta und Serampore, wie wir vermutheten, sondern nach Madras und Tranquebar. Diese Missions-Anstalt ist die einzige, die mit der dortigen dänischen Mission in Verbindung ist.

London, im Oktober 1818.

Wir sind in unserer neuen Wohnung in Bartletts Buildings sehr bequem eingerichtet. Alles wird uns auf Kosten der Gesellschaft gegeben. Gaskin sagte mir: daß wir zuerst nach Madras kommen und in einer kleinen Stadt in der Nähe, wo eine Unterrichts-Anstalt ist, die tamulische Sprache lernen sollen. — Als vor einigen Tagen der Lord Bischof in die Stadt gekommen war, gingen wir zu ihm. Wir fanden in seinem Vorzimmer viele Gentlemens, Land- und Stadtprediger. Sie saßen und lasen wie in einem Kaffeehause, bis sie nach der Rang-Ordnung vorgelassen wurden. Endlich traf die Reihe uns. Ich hatte mir den Bischof als einen imponirenden Mann gedacht; aber wir fanden in dem Hintergrunde des großen Saales ein kleines schmächtiges Männchen in schwarzem Kleide, Schuhen und Stiefletten; mit einer wohlgepuderten altmodischen Perücke und von jugendlichem, blassen, kränklichen Ansehen. Er sagte: man habe deshalb dänische Missionaire gewünscht, weil Dänemark die Unternehmung der Missionen zuerst angefangen und England ein Beispiel gegeben habe, weshalb auch die englische Gesellschaft immer in Verbindung mit der Copenhagener geblieben sey; man habe auch Missionarien von Schweden verlangt; Einer sey gekommen und nach Madras abgesegelt; gleichfalls sey Einer von Halle angekommen. — Wir haben hier eine Grammatik der Sanskritt- oder richtiger Sungskritt-Sprache gekauft.

London, im Januar 1819.

Unsere Gesellschaft „zur Verbreitung des christlichen Glaubens" ist eine der ältesten der Art in England. Es giebt auch Missions-Anstalten der Wiedertäufer und der Bibel-Gesellschaften. Unsere Gesellschaft besteht allein aus Mitgliedern der herrschenden Kirche; der Prinz-Regent und die vornehmsten Bischöfe sind darunter; die ganze Anzahl der Mitglieder ist

14,000, mit 70,000 Pfund Sterling Einkünften. In Ostindien ist jetzt nur ein Missionair; kurz vor uns ging ein Deutscher, Namens Speerschneider, dahin, der nun wohl angekommen seyn wird; Einer ist auf den Scilly-Inseln. Die Anabaptisten haben etwa neun Missionarien in den Südsee-Inseln. Unsere Direktoren fürchten sehr: daß wir von andern Sekten angesteckt werden, und warnen uns, ihren Versammlungen bei zu wohnen. — Ich war neulich auch bei einer Prüfung in Bell's Schule zugegen, die etwa 3 bis 400 Kinder enthielt; die Erzbischöfe von Canterbury und York waren auch da. Die Kinder wurden in bestimmten Abtheilungen vor die Sitze der Bischöfe geführt, und als sie, dem Gebrauch dieser Unterrichts-Methode zufolge, in einen Kreis gestellt waren, wechselten die Bischöfe bei der Prüfung. Diese Bellsche Methode mag zum ersten Unterricht roher Jungen anwendbar seyn, die wenige Lehrer bedürfen, außerdem wie anderes Unkraut empor wüchsen und nur solchen Unterricht erhalten sollen, als ein etwas vorgeschrittenes Kind dem zurück gebliebenen geben kann; sie können freilich langsam und sicher die Anfangsgründe des Lesens, Schreibens, Rechnens und der Religion erlernen, aber bei dem höheren Unterricht, zur Ausbildung des Verstandes und des Herzens, ist sie ganz unbrauchbar. Es befanden sich auch zwei Prinzen von Neu-Seeland bei dieser Prüfung. Sie waren mit ihres Vaters Bewilligung nach England geführt, um etwas unterrichtet und an europäische Sitten und Einrichtungen gewöhnt zu werden, damit sie in ihrem Vaterlande mit mehrerer Mäßigung gegen die Engländer verfahren. Vor Kurzem reisten sie, von einigen englischen Schullehrern begleitet, nach Neu-Seland zurück. Sie trugen englische Kleidung, aber ihre Gesichter verriethen sie; sie waren nicht nur ziemlich dunkelbraun, sondern sie hatten auch das Kinn und die unteren Theile der Backen mit einer schwarzen Beize eingerieben, welches ihnen, ihrer Jugend ungeachtet, den Anschein eines dichten schwarzen Bartes gab; sie waren scheußlich häßlich. — Du mußt doch auch einige Nachricht von der hiesigen Witterung haben. Der Nebel hat, mit wenigen Frösten vermischt, fast durch den ganzen Dezember angehalten; aber der englische Nebel gleicht nicht dem dänischen. Auf dem Lande hatten wir während unserer Reise einige ziemlich helle Tage, aber in London sind sie eine Seltenheit. In unserm Seeland ist der Nebel weiß und hell; hier ist er mit Steinkohlendampf gemischt, braun, verdunkelt die Luft, beißt in den Augen und greift kränklichen Menschen auch die Brust an. Ich bin stark genug gewesen, ihn zu ertragen; aber doch erfreut, ihn bald, wie ich hoffe, zu verlassen. Ich möchte, wenn ich nicht Unterhaltungen entbehren müßte, lieber einen Winter in Grönland zubringen, als in London. Um 12 Uhr Mittags kann man ohne Licht nicht lesen; in solchem Nebel kann ein Student des Lebens müde werden.

(Die Fortsetzung folgt.)

## Der Maler aus Bologna.

### 4.

Das „Hotel d'Angleterre", in dem die Signorschaft sich einquartirt hatte, befand sich ohnfern der Behausung, in der mir eben die martervollste Viertelstunde meines Lebens ward; doch der kurze Weg brachte mich um alle meine Kräfte. Dem schwarzen Levi, dem wir begegneten, warf ich einen sterbenden Blick zu, den dieser sehr verständlich mit einem Schlag auf die klang- und sanglosen Schöße seiner Weste beantwortete. Wie ein eben im Ertrinken Begriffener schnappte ich nach Luft und wäre sicherlich entronnen, hätte nicht die Einladung zum Mittag mich nothgedrungen wieder mit meinem bösen Gestirn zusammen führen müssen. Gedanken- und willenlos schritt ich nebenher, während die verstohlenen Blicke des lächelnden Satans mich der Verzweiflung nahe brachten.

Devotest salutirte der Portier des Hotels bei unserem Eintritt; behende lief der erste Marqueur voran und öffnete die Flügelthür von Nr. 1. Ich schlich ins Zimmer, der Seelenangst des Delinquenten, den der Henker zur Folterkammer führt, gedenkend. Wir waren allein. Signor Cavalli ging auf die Thür des Nebenzimmers zu, und rief, diese öffnend: „Angelica!" — Und herein hüpfte das Abbild von Raphaels Madonna, ein göttergleiches Geschöpf, wie es nur der Dichter in den Gefilden, die seine überreiche Phantasie belebte und bevölkerte, wandeln sah. Eine Heilige glaubte ich zu erblicken, und um die Fülle der blonden Locken ein Strahlen-Diadem; zur Anbetung zwang mich die ernste Majestät, die sich zur Grazie dieses ganzen Wesens paarte, und eben wollte ich meinem Erstaunen Worte leihen, als sich zwei Rosenlippen öffneten und mit holdseliger Stimme fragten: „Ist das Herr von Waldow?" — „Er ist es!" erwiederte der Maler, indem er mir in der Himmlischen seine Tochter vorstellte. Noch stand ich im Anschauen versunken vor dieser, als ich bemerkte: daß ich, der Aermste aller Sünder, vom Vater mit der bildschönen Tochter allein gelassen worden war.

Jungen Wüstlingen drängt sich, ist der Keim des Guten nicht ganz in ihrer Brust erstorben, der weiblichen Unschuld gegenüber, und zumal, wenn sich zu dieser blühende Schönheit gesellte, das drückende Gefühl des eigenen Unwerths unwillkührlich auf. So war es mir in diesem Augenblick. Blitzschnell durchliefen meine Gedanken die Vergangenheit; verscherzt wähnte ich den Himmel, der aus diesen blauen Augen strahlte, verloren die Hoffnung, je diese schöne Hand

ergreifen zu dürfen; verdammend sprach ich das Urtheil über die Genossen, die mich diesen Seligkeiten entrissen. — Der Seufzer, den mir diese Reflexionen erpreßten, war der Anfang zu unserem Gespräch. Mit Wärme gedachte Angelica der schönen Stunden, die sie auf dem Schlosse meiner Mutter gelebt; rühmte der Schwester Engels-Freundlichkeit und sittliche Schöne, und fand mich endlich derselben täuschend ähnlich. Ich sah in dieser Vergleichung nur einen Vorwurf und sagte, erbittert gegen mich selbst: „Als Kinder waren wir zum Verwechseln! — Doch jetzt!“ — „Und jetzt?“ fragte lauschend Angelica; „nun, ich denke doch, Sie wollen Ihre gute Schwester nicht verläugnen? Mein Vater mag entscheiden!“ — „Diese Bildnisse vielmehr sollen es!“ rief dieser, mit zwei Gemälden eintretend. Ich erkannte auf den ersten Blick das fromme Gesicht meiner guten Mutter, die ich so oft kränkte; ich begegnete in ihren Augen, die mich so sehnend, so liebevoll anblickten, stillen Vorwürfen, und strebte vergebens, die Thränen zu verbergen, die sich den meinigen entstahlen. — „Daß Sie ein guter Sohn sind, Herr von Waldow!“ sprach der gerührte Maler, „macht Sie mehr als Alles zum Gegenstand unserer Theilnahme, und nur ungern möchte ich, wenn Sie mir sitzen werden, den Ausdruck missen, der eben Ihr Gesicht verklärte.“ — „Wie wird sich Ihre gute Mutter freuen!“ sprach sanft weinend der goldgelockte Engel, meine Hand ergreifend — meiner selbst nicht mehr mächtig, stürzte ich ohne Lebewohl zur Thür des Zimmers und des Hotels hinaus.

5.

Zerfallen mit der Vorsehung, die mich eben einen Blick in das Allerheiligste der Natur thun ließ, um mich zu vernichten, lief ich bei grüßenden, jedoch von mir unbeachteten Bekannten vorbei und nach meiner Wohnung. Ich wollte an Cavalli schreiben; nur Unsinn stand auf dem Blatt, das ich dem eintretenden Bützner sammt der leeren Börse an den Kopf warf. Sollingen allein konnte in dieser nicht geringen Noth rathen, retten, helfen. Der hingesandte Calfaktor brachte von dem Hauswirth die Antwort: „Der Herr Hauptmann sey verreist und werde wohl vor vierzehn Tagen nicht wieder kommen.“ — In dumpfes Hinbrüten versetzte mich diese Nachricht, die nur noch fehlte, um mich der Verzweiflung ganz hin zu geben. Endlich, nachdem ich tausend Pläne erdacht und im Augenblick darauf als unhaltbar verworfen hatte, siegte mein besseres Ich; ich gelobte mir, dem Vater der schönen Angelica Alles zu gestehen und mein Ehrenwort für die baldmöglichste Bezahlung der unerschwinglichen Summe zu verpfänden. — Es ward die höchste Zeit. Der Major war ein Mann nach der Uhr, und die Stunde, in der er zu essen pflegte, bereits vorüber. Ich eilte fort. — Frau von Walbeck empfing mich; an ihrer Seite stand die schöne Angelica, die bei meinem Anblick, wie es schien, der Erinnerung an die Scene des Morgens noch eine Thräne schenken wollte. — „Sind Sie unwohl, lieber Waldow?“ fragte die Wirthin; „Sie sind blässer, als ich Sie je sah.“ — Ich fühlte mich, als wollte ich die Besorgte Lügen strafen, bis an die Stirn erröthen, und versicherte: mich nie so wohl befunden zu haben als in diesem Augenblick. — „Ein Compliment, das Ihnen gilt!“ meinte die Lächelnde, sich zur Italienerin wendend, die mich bis dahin still und sinnend betrachtet hatte. „Bedanken Sie sich!“ rief sie forthüpfend, „ich muß nach meiner Küche sehen.“ — Ich war, wie an diesem Morgen, mit des Malers schönem Kind allein.

„Sie sind gewiß unwohl!“ flüsterte Angelica, sichtlich befangen; und ich erwiederte, alle Kühnheit der früheren gehaltlosen Gespräche zusammen fassend: „Nur das Schöne, das Schönste wollte ich sagen, ergriff mich; ich sah es mit meinen sterblichen Augen heute zum ersten Male den Fluthen der Alltäglichkeit entsteigen!“ — „Sie sind ungerecht gegen sich selbst, Herr von Waldow!“ entgegnete Angelica; „denn nur das Gute, meine ich, darf ergreifen, das aber —.“ — „Fand ich zugleich!“ versicherte ich, die Hand betheuernd auf mein Herz legend. — „O des feinen Menschenkenners, der noch vor dem ersten Körnlein Salz, das er eben erst mit mir essen soll, mich ganz durchschaute!“ — „Ich verdiene diesen Spott; doch eben so sehr traue ich diesem Augenpaar, das ich keiner Lüge fähig halte. Möchten Sie glauben —.“ — „Daß ich blind eine Sünderin und Unwürdige sey? Gewiß nicht! Mehr noch sprechen für Sie die Thränen, die Ihnen bei dem Anblick des mütterlichen Bildes entflossen.“ — „O wüßten Sie ihre Ursache! — Und flossen die Ihrigen nicht auch?“ — „Meine Thränen waren nur ein Opfer des Dankes, dem Ewigen gebracht, Sie vielleicht durch ein Bild, das mein Vater malte, der Liebe einer trefflichen Mutter wieder geschenkt zu sehen. Möchten sie nicht vergebens geweint worden seyn!“ — „Sie vernichten mich!“ sprach ich, erstarrend, in diesem Engel eine Mitwisserin meiner Verirrungen zu finden; „doch ich schwöre es Ihnen, die Saat dieser Perlen fiel nicht auf dürren Boden.“ — Nur ein rascher Druck ihrer Hand antwortete mir, denn eben traten mehrere Gäste herein und ich ward, in Folge der Begrüßungen, von beiden Seiten vergessen. (Die Fortsetzung folgt.)

## Lehre für Ehemänner.

Wenn bei Fremden, bei Freunden sogar,
Von der Gattin der Gatte spricht,
Schadet's der Ersteren immerdar:
Spricht er Gutes, so glaubt man's nicht,
Spricht er Schlimmes, so wähnt man's wahr. Haug.

# Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

Dresden. Die sächsische Armee soll nicht stärker bleiben, als es die Verhältnisse des Landes zum deutschen Bunde erfordern; denn unser verehrter König hat geäußert: daß der Militairstand in einem Lande, das nur moralisch und scientifisch, nicht aber politisch groß werden kann, desto nachtheiliger wirkt, je zahlreicher er ist; und daß von denen, welche sich ihm widmen oder widmen müssen, Viele für Gewerbe, Kunst und Wissenschaft verloren sind, welche heilige Drei doch allein einem Lande und Volke wahren Werth zu geben vermag. — Kürzlich ist bei Dresden eine Bleikugel-Gießerei auf königliche Kosten angelegt worden. — Von den Erfolgen des Landtages ist zur Zeit noch nichts bekannt gemacht; es hat sich jedoch schon etwas Neues gezeigt, nämlich das Lithographiren der Landtags-Schriften durch den sogenannten Copierdruck, welchen bis jetzt nur die Meinholdsche Steindruckerei zu liefern im Stande ist. Zwar leiden darunter viele Canzlisten und arme Abschreiber, die zum Theil sogar aus der Provinz während des Landtags hieher zogen, um durch Abschreiben der Landtags-Schriften etwas zu verdienen; allein im Ganzen ist die Sache wegen der Schnelligkeit und gleichlautenden Richtigkeit, womit jener Copierdruck, der nächstdem viel wohlfeiler als das Abschreiben ist, geschieht, äußerst heilsam — Vom Theater etwas aus Dresden zu melden, bleibt immer — d. h. so lange die „Abendzeitung" ihr jetziges vollgedrücktes und gerütteltes theatralisches Maaß in den Schooß ihrer Abnehmer mißt — eine ganz überflüssige Arbeit. Dann und wann aber ein kleiner Nachtrag — je nun, dazu muß schon Rath werden. So ein kleiner Nachtrag aber dürfte seyn: daß die „beiden Gutsherren" neulich — doch erst, nachdem der König sich entfernt hatte — solenniter ausgepocht worden sind. Das in dem genannten Lustspiel waltende Stock- und Knuten-Prinzip wollte hier, wo nur Milde im Regierenden wie im Regierten herrscht, natürlich nicht ansprechen, und so übersah man wohl manches Gute der Neuigkeit. — Am 3ten November trat Signora Borgondio im „Tankred" zum ersten Mal, und am 6ten November Signora Natorp-Sessi zum ersten und letzten Mal im „Pygmalion" auf; der Zudrang, diese Künstlerinnen zu hören, war fast so groß, wie einst bei der Catalani. Anderer Urtheil ist mir noch nicht zu Ohren gekommen; das meinige aber spricht, so treflich auch die Erste sang, doch mehr für die Zweite. Besonders scheint es mir, als wenn Letztere im Triller unübertreflich sey; ja ich glaube fast, daß ihn der gewandteste Geiger reiner, schneller und durchdringender auf seinem Instrument nicht geben könne. Uebrigens will ich es gern Leuten vom Fach überlassen, uns die gehörigen Topographieen der Kehlen beider gefeierten Sängerinnen zu geben. — Herr und Madam Wolff, vom Berliner Theater, werden im April des nächsten Jahres hier Gastrollen geben; wir freuen uns sehr darauf. — Zu den hiesigen literarischen Erscheinungen gehört: daß der überall spukende Müllner sich mit seinem Kotzebue-Ruf aus der Unterwelt endlich auch in den hiesigen „literarischen Merkur" verlaufen hat, der sich aber damit — denn das Publikum ist der ewigen Sticheleien müde — wohl schwerlich empfiehlt, was er übrigens schon auf bessere Weise that. — Hell hat seine Gedichte unter dem anziehenden Titel: „Lyra-Töne" heraus gegeben, und sie sehr passend in „Töne der Andacht, Töne der Freundschaft, Töne der Liebe, des Scherzes, der Geselligkeit" u. s. w. eingetheilt. Die meisten dieser Töne — denn welche Lyra hat nicht ihre schwachen Saiten — klingen kraftvoll und herrlich. Die „Abendzeitung", welche unter ihrem verantwortlichen Redacteur Hell (der unverantwortliche, Kind, giebt unverantwortlich wenig dazu) noch recht fest und blühend steht, ist jetzt durch van der Veldens „Maltheser" wieder einmal zum Erzählungs-Mississipi geworden, neben welchem lange kein kleinerer Fluß aufkommt. In der Regel sind die breitesten Flüsse nicht gerade am tiefsten; solch eine Tiefe der historischen, geographischen und ästhetischen Kenntniß aber, als in Veldens Darstellungen waltet, ist selten, sehr selten zu finden. Der wackere Dichter, der allemal auch Lehrer ist, muß sich auf so eine Erzählung, dächte ich, präpariren, wie ein Candidat auf den Examen. Wie Wenige sind, die ihm nachfolgen! — Hohlfeld, der manches treffliche Gedicht zur „Abendzeitung" geliefert hat, will seine Dichtungen heraus geben. Das wird den Freunden religiöser Gesänge sehr willkommen seyn; nur sollte er sich hüten, gar zu viel von Tod, Grab und Jenseits, welche heilige Drei in den meisten seiner Lieder laut wird, mit abdrucken zu lassen, denn — und wenn die Sachen noch so gut und schön sind — Variatio delectat! Meinem Glauben nach ist Hohlfeld einer unserer besten religiösen Dichter, der sich aber allemal schadet, wenn er ins Fach der Ballade oder des Witzes gehen will. Jedes Genre der Dichtkunst verlangt seine eigene Kraft, und mit wahrem Erfolg können die meisten Dichter nur in einem Genre sich auszeichnen; der Verstand ist weit eher der Vielseitigkeit fähig, als die Phantasie, welche, der Lava gleich, nur in einzelnen Armen, aber desto glühender fließt. — Neulich zeigte ein Gärtner in hiesiger Friedrichsstadt einen Kürbis von 3 Ellen 18 Zoll Umfang und 162 Pfund Schwere. Der Kern dazu ist aus den Pyrenäen von Jemand, der im Gefolge der Prinzessin Josepha war, mitgebracht worden. Nachdem alle Welt diesen Riesen-Kürbis bewundert, ward er angeschnitten und zum Theil nach Hofe geliefert, wo man es sich zum Spaß machte, die Pyrenäen-Frucht zu kosten. — Kürzlich ist hier ein blinder Bauer glücklich operirt worden, der blind geboren, blind geheirathet und nicht nur Kinder, sondern auch Enkel in Blindheit erzielt hatte. Die Freude, die Ueberraschung, das Staunen dieses Mannes, Welt und Menschen zu sehen und besonders diejenigen kennen zu lernen, mit denen er seit langen Jahren durch die innigsten Bande der Liebe verbunden war — welche Feder vermag dies zu schildern! — —i—.

Copenhagen. Der hiesige Hof-Buchhändler Beeken welcher vor einigen Jahren in Gesellschaft des Professors Castberg, Vorsteher des hiesigen Taubstummen-Instituts, eine Reise nach Schweden machte und sich daselbst, besonders in Stockholm, lange Zeit aufhielt, giebt jetzt das Tagebuch dieser interessanten Reise heraus, welches ungefähr 30 Druckbogen stark wird; zwei Bogen haben bereits die Presse verlassen, nach denen zu urtheilen das Buch unter die vorzüglicheren Erzeugnisse der neuesten dänischen Literatur gehören und eine überaus anziehende Lectüre gewähren wird, da es viele unbekannte Anekdoten und eine der strengsten Wahrheit gemäße Darstellung Schwedens enthält, die — weit entfernt von den gewöhnlichen Anmaßungen der Reisenden, ein absprechendes Urtheil über Alles zu fällen — mit derjenigen vernünftigen Mäßigung geschrieben wurde, die man einer geachteten Nation und seiner eigenen Ehre und Urtheilskraft schuldig ist. —**.

Die Männer in Madrid haben jetzt ganz die französische oder vielmehr die englische Tracht angenommen, welche man in ganz Europa trägt. Die Frauen dagegen haben manches Neue eingeführt, namentlich ist der obere Rock sehr kurz, so daß ihre von Natur kleinen niedlichen Füße desto mehr zu sehen sind. Uebrigens beschäftigen sich die Damen so mit der Politik, daß sie sehr oft in Mannskleidern patriotische Vereine besuchen! (Constitut.)

In London todten viele Schlächter jetzt die Thiere schmerzlos, durch Stickstoff-Gas. Das Fleisch der auf diese Art getödteten Thiere schmeckt frischer und soll sich länger erhalten. (Morn. Chron.)

Die Zeitungsblätter, welche den Prozeß der Königin enthalten, steigen so im Preise, daß man sie anfangs mit einer halben Krone, jetzt schon mit einer Guinee bezahlte. (Courier.)

Redacteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurersche Buchhandlung.




# Der Gesellschafter
oder
# Blätter für Geist und Herz.

1820. Montag den 4. Dezember. 195stes Blatt.


## Die Entstehung der weißen Rosen.

Die gluthgeschmückte Rose
Sprach einst zur weißen Lilie:
„Sieh mich im Farbenprangen,
Wer müßte mir nicht weichen!“
Die Lilie flüstert traulich:
„Kann Unschuld wohl und Demuth
Sich je wie du vermessen?
Doch deinen Stolz vergessen
Das kann ich — und du selber
Errette dich hienieden:
Denn nur vom Prunk geschieden,
Wird dich dein Schöpfer lieben.
Ich, die ihm treu geblieben,
Möcht' ihm dich neu erwerben,
Und will zu solchem Streben
Gern mein Gewand dir geben,
Müßt' ich auch früher sterben!“

Und viele Rosen hörten
Die Rede still und sinnig;
Es fühlten die Bethörten
Der Lilie Wort gar innig,
Entsagten freudenlosen,
Nur schimmerreichen Banden:
Und lieblich weiße Rosen
Sind so der Erd' entstanden.

Bertram.

## Der Maler aus Bologna.

6.

Wie der Sünder zum Hochgericht, nur getröstet wie dieser durch die Aussicht in eine bessere Zukunft, schlich ich am andern Morgen in das „Hotel d'Angleterre“. Ich fand Angelica mit der Guitarre, und ihren Vater verstimmt. Nur wenige dem Himmel entwandte Laute ihrer Stimme hörte ich noch vor der Thür, und vergeblich war mein Bemühen, sie zum Weitersingen zu vermögen. Cavalli ordnete die Staffelei und während dem sprach ich zur Tochter, um nur etwas zu sprechen: „In Italien also wurden Sie geboren, das befremdet mich! Wahrlich, ich hätte Sie eher für eine Landsmännin meiner seligen Großmutter gehalten, der nichts über ihr Münsterland ging.“ — „Und Sie vermögen zu scherzen?“ entgegnete hocherröthend Angelica, „wo Sie gestern in der edelsten Rührung weinten?“ — Der herzu tretende Papa aber faßte meine Hand und sprach, mich zum Stuhl führend: „Nun sitzen Sie! Italia aber ist unsere Heimath, trotz der widersprechenden Haare; und den Fehde-Handschuh werf' ich hiermit Jedermann hin, der uns für die Hayne von Parthenope eine pommersche Gänsetrift, für die Himmelsspeise am Busen der Natur Pumpernickel auftischen wollte!“ — Der ist bekannt im lieben Vaterlande! dachte ich, und ließ offenbar kein Winkelchen ungestört, von Swinemünde bis zum alten Gotthardt!

Cavalli griff zum Crayon, ich mußte unverrückt still sitzen; meine Augen hatte er gerade nach der wunderschönen Tochter hin gerichtet, die nun wieder zur Guitarre ein Lied sang:

So ein Lied, das Stein' erweichen,
Menschen rasend machen kann!

— im guten Sinn versteht sich.

Wäre ich ein Stenograph, hätte ich mich je der Mnemonik beflissen, so gäbe ich hier die anziehenden

Worte, die Angelica auf den Flügeln des Gesanges zu meinem Herzen trug. — Von der Tugend war die Rede, von der Unschuld im Lichtgewande, die brechende Herzen heile und getrennte eine; von der Sehnsucht, die über das Grab reiche, und nur dann vergebens sey, wenn die Schuld auch dort das Ersehnte unserem Verlangen entrücke; von der Buße endlich, die den Sünder rein wasche, den gefallenen Engel zum Cherubim wandle. Die Thränen, die den schönen Augen bei dem Nachspiel entflossen, versetzten mich urplötzlich in das Land, dessen die Sängerin eben gedachte; ich fühlte Fittige meinen Schultern entkeimen, sah den Himmel offen und in ihrer Herrlichkeit Angelica an dessen Pforten. Der Maler — die Extase, in welche ich eben gerieth, bemerkend — sprach: „So gefallen Sie mir, und auch meiner Tochter, glaub' ich, die das Bessere ehrt, und nicht nur als Dichterin den Glauben ihres Herzens aussprach! — Für heute aber ist's genug!"

7.

Das Hotel ward mir allgemach zum Vorhof des Paradieses, dessen Eingang mir der Portier, unähnlich dem Engel mit dem Flammenschwerdt, nicht wehrte. Angelica war mein Gedanke am Tage, mein Gedanke in den schlaflosen Nächten, in jeder Stunde, die ich ohne sie hingebracht verloren glaubte. Vergessen, rein vergessen hatte ich die Vergangenheit; in der Gegenwart schwelgte ich, die dem Dienstfreien nur Poesie bot und duftende Blüthen. — Und wie nun mein Gemälde sich immer mehr und mehr dem Ende nahte und mir mein Ich in bestimmten Umrissen von der Leinwand entgegen trat, so wuchs mit reißender Schnelle in meinem Herzen eine Liebe, deren Flammen, wenn sie unerwiedert blieben, mich zerstören mußten. Oft stand in einsamen Stunden mein Vorsatz fest, hin zu knieen vor dem Engel, der mich mir selbst wieder gab, der mich mit sanfter Gewalt weg zog von dem Abgrund, an dem ich strauchelte; zu gestehen beschloß ich, was mich bedrängte. Aber gleich Manchem, der mit mir in ähnlicher Lage war, entsank mir der Muth in den Stunden der Entscheidung, und trostlos kehrte ich dann zu Pitzner zurück, der mich ohnfehlbar dem Irrenhause nahe glaubte.

Endlich durfte ich nicht mehr zögern. Ich fand eines Nachmittages das Bild vollendet und Angelica allein. Sinnend stand sie vor ihm und bemerkte mich erst, nachdem sie augenscheinlich bewegt „Ludwig! Ludwig!" geflüstert hatte. — Zum Helden machten mich die begleitenden Seufzer, zum reißenden Wolf das demüthige Lamm. Umschlingend nannte ich die Erschrockene mit den süßesten Namen, schwur ihr ewige unwandelbare Liebe, und verging beinahe in Wonne, als die Blässe ihrer Wangen sich in das Roth der jungfräulichen Verschämtheit wandelten, und ihre Lippen stammelten: „O mein Geliebter, wenn Sie wahr sprächen!" —

8.

Unsanft fühlte ich mich aus dem Taumel geschüttelt. Cavalli stand hinter uns, und seine Mienen sagten: nicht als Engel der Gewährung. — „Sie vergeben!" sprach er kalt, „wenn ich Sie ersuche, dies Haus augenblicklich zu verlassen. In meinen Adern fließt südliches Blut, und schon jetzt fühl' ich es mehr, als mir lieb ist, in denselben kreisen!" — „Signor!" begann ich. — „Nicht ein Wort!" donnerte er, nach dem Ort greifend, an dem Abällino seine Dolche zu bergen pflegte. Bittend sahen die Augen der trostlosen Angelica zu mir hin, ich wandte mich und ging.

Ruhiger kam ich zu Hause an. — Sie liebt mich! sprach ich zu mir selbst, das sey mir genug! Der zürnende Vater wird, durch die Thränen des einzigen Kindes erweicht, wohl für mich zu gewinnen seyn, und meine so höchst gütige Mutter die Retterin des Sohnes gern Tochter nennen. Was will ich mehr? Ein Thor nur wandert lieber auf der geraden, jedoch blumenlosen Heerstraße, als auf Felsenpfaden, denen Immortellen entsprießen, zum Ziel. — Ich wählte die letzteren und nicht unbelohnt.

Rasch griff ich zur Feder; denn die Mutter mit meiner Wahl vertraut zu machen, schien nicht zweckwidrig. Das Datum und das große G der geliebten Mutter hatte ich bereits geschrieben, als der Marqueur, der uns einst Nr. 1. öffnete, herein trat und mir ein Billet von Herrn Cavalli übergab. — „Es ist schon gut!" meinte ich — doch August ließ sich nicht abfertigen, und versicherte: daß er Befehl habe, auf Antwort zu warten. Ich erbrach und las. — „Das Urtheil" — schrieb mein zukünftiger Schwiegervater — „wie es von Ihnen gehandelt sey, mein gläubiges Vertrauen zu mißbrauchen, mein Liebstes auf der Welt zu verderben und dem Vater zu entfremden, mag Ihnen Ihr innerer Richter sprechen, falls dieser nicht bereits verstummt seyn sollte. Mich aber treibt die Sehnsucht nach dem besseren Vaterlande und die Nothwendigkeit, die Taube den Klauen des Habichts zu entreißen. Ich reise noch in dieser Nacht, weshalb ich Sie ersuche, mir die funfzig Friedrichsd'or, die Ihnen Ihre Frau Mutter für mich gab, durch den Ueberbringer dieses zu senden. Cavalli."

Vernichtet, zerschmettert, kaum der Sprache mächtig, fertigte ich den lächelnden Hiobsboten mit einem Empfehl und ich würde die Antwort selbst überbringen, ab. — „Schon gut!" grinste dieser und entfernte sich. Mir aber fiel Levi ein, der gütige; Nathan, der milde; Frau Berseba stand vor meinen Augen in ihrer frommen Bereitwilligkeit; Wenzeslaus der Schneider lauschte im Hintergrund, freundlich mit dem Stempelbogen, auf

dem ich hundert Prozente verschrieb, winkend. — „Civilkleider!“ rief ich wie besessen. Pfitzner rannte herbei mit diesen, und gleich dem gejagten Edelhirsch floh ich zu den Gassen und Gäßchen, in denen die eben genannten Helfer in der Noth wohnten.

(Die Fortsetzung folgt.)

## Aus Briefen des Missionairs Dr. Rosen.

(Fortsetzung.)

Bristol, am 25. Februar 1819.

Auch das Schiff, auf dem wir abgehen sollen, heißt Bristol und liegt segelfertig. Es ist neu, segelt schnell und der Capitain glaubt, in vier Monaten in Madras zu seyn. Mein Reisegefährte und ich haben Jeder eine bequeme Kammer an der Seite der großen Kajüte. Wir haben eine Hängematte, einen Tisch, einen Stuhl, einen Koffer und ein Büchergestell. Man hat uns in der letzten Zeit einige portugiesische Bücher geliefert; tamulische haben wir gar nicht, und sie sind auch in London nicht zu kaufen. — Drei methodistische Missionarien sind unsere Reisegefährten, deren Einer seine Frau bei sich hat. Die Societät ist damit unzufrieden und Doktor Gaskin hat uns briefliche Ermahnungen gegeben, um uns vor Ansteckung von ihren verderblichen Grundsätzen zu bewahren. Wir haben mit verschiedenen Anabaptisten Umgang gehabt, die sehr liberal denkende Männer waren und auf keine Weise einen orthodoxen Haß zeigten; warum sollten wir es thun?

In der Funchalbay bei Madeira, am 5. März 1819.

Wir verließen am 28. Februar Kingsroad, einen Platz, etwa 12 englische Meilen von dem Ausfluß des Severn. Der Wind war günstig. Im Anfang waren alle Passagiere munter und wir belustigten uns an dem Getümmel derselben bei dem Schwanken des Schiffes; aber als wir in die spanische See kamen, ward die Bewegung so stark, daß alle Passagiere seekrank wurden und in zwei Tagen nicht auf das Verdeck kamen; späterhin litten wir nicht mehr von der Krankheit. — Zwei unserer Methodisten sind sehr einfältig und der Dritte hat wenigstens auch keine Kenntnisse. Wir liegen nun hier nach einer Fahrt von acht Tagen von Bristol nach Madeira. Heute um 1 Uhr gingen wir an das Land. An beiden Seiten der Stadt liegen zwei Forts, St. Jago und St. Lorenzo; das erste an der linken Seite, wenn man ankommt, auf einer platten abgesonderten Klippe, die an den meisten Stellen über das Meer hinaus hängt. Wir stiegen einige Klippenstücke, die zu einer Art Treppe gebildet waren, hinan, gingen auf einem Schneckengang bis zu der Spitze einer andern Klippe und weiter auf mehreren schmalen Gängen in die Stadt hinein. Der eigentliche Landungsplatz ist mitten vor der Stadt, wo man durch das Thor eintritt. — Ein Engländer, der durch einen vierjährigen Aufenthalt in Deutschland die deutsche Sprache erlernt hatte, war an Bord gekommen, nachdem die portugiesischen Visitatoren und Offiziere es verlassen, und hatte seine Dienste angeboten, uns in der Stadt umher zu führen und mit Früchten zu versorgen. Wir nahmen das Erbieten an und er führte uns durch einige Straßen zu dem brittischen Gasthof; in seiner eigenen Boutique erhielten wir Apfelsinen und Bananen. Der Anblick der Zitronen-, Apfelsinen-, Palmen- und Bananas-Bäume ist für einen Fremden sehr überraschend. Anstatt der kahlen Bäume und Wiesen, die wir in England verlassen hatten, fanden wir hier, acht Tage später, die Felder grün und Rosen und alle schönen Blumen in voller Blüthe.

(Der Schluß folgt.)

## B u n t e s.

„Haben Sie schon eine Charge?“ fragte ein Minister einen Supplikanten, und erhielt die Antwort: „O ja! Ein Weib und sechs Kinder!“

Thümmel schrieb einst in das Stammbuch des Fräuleins von ** diese, bisher noch nicht gedruckten Zeilen:

Mädchen, ich denke nur Dich,  
Fühle nur, daß ich Dich denke;  
Und mein Gedank' ist Dein Bild,  
Und mein Gefühl ist Dein Geist!  
Ob ich mehr denk', ob mehr fühl'?  
Ist mir nicht klar, denn Bescheid  
Hab' ich selbst darauf noch nicht:  
Bist Du wohl schöner als klug,  
Bist Du wohl klüger als schön?

Swift hat folgenden Ausspruch gethan: „Weise und verständige Männer, die sich weigern, Rath zu ertheilen; Vornehme, die nicht die Künste, Wissenschaften und Talente unterstützen; Reiche, die nicht mitleidig und freigebig; Arme, die nicht jede Arbeit begierig ergreifen — sind unnütze und gefährliche Glieder jedes Staates.

In Canada halten sich die Menschen den Mund fest zu, so lange ein Regenbogen zu bemerken ist; sie sagen: wenn sie dies nicht thäten, würden ihnen alle Zähne ausfallen.

Piron hat für sich selbst ein Abschieds-Liedchen vom Leben gedichtet, welches sich etwa so ins Deutsche übersetzen läßt:

Die Erden-Reise ist vollbracht;  
Gefährlich fand ich die Geleise;  
Bald war es hell, bald war es Nacht,  
Und thörig war ich mehr als weise.  
Jetzt winket mir das Grab, gemacht  
Für Weis' und Narr'n in jedem Kreise;  
Wohin nun? — Ey, nicht d'ran gedacht,  
Hinunter und — Glück auf die Reise!

Die heilige Apollonia hat sich alle Zähne ausreißen lassen, um sich dadurch sicher zu stellen vor dem Zähnklappern im Fegefeuer. Th. Laurin.

# Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

Leipzig. Die, hier (bei C. H. Reclam) erschienenen „Briefe über Italien", von H. Hirzel aus dem Französischen des Chateauvieux übersetzt, verdienen die Aufmerksamkeit solcher Leser, denen es nicht um zeitverderbenden literarischen Confekt, sondern um solide geistige Nahrung zu thun ist. Wer über den Sinn der Italiener in den gewöhnlichsten menschlichen Beschäftigungen, über den ermatteten Zustand ihres öffentlichen Lebens sich unterrichten will, findet in dem genannten Werk viel Zweckdienliches; vor Allem aber ist außerordentlich viel Nutzbares über das dortige Agricultur-System in jeder Beziehung gesagt und dem Verfasser gehört noch das Verdienst, Gegenden bereist zu haben, die nicht an der stets betretenen Heerstraße liegen. Hirzel hat mit vielem Fleiß übersetzt und seine Noten beweisen: daß auch er der untersuchten Gegenstände kundig ist. Rühmlich muß man es noch erwähnen: daß der Verleger das Werk typographisch so gut ausstattete, wie es in Deutschland bis jetzt möglich ist. Der Druck gehört zu dem besten, den wir haben, obwohl lange nicht die Schärfe zu finden ist, welche im Typen-Druck der Engländer und Franzosen vorherrscht; der Verleger hat aber wahrhaft das Seine gethan und Mängel, die allgemein vorhanden sind, fallen nicht ihm zur Last; genug, wenn er sich vor Vielen auszeichnet. — Die „gesammelten Blätter", von Treumund Wellentreter (Hainroth), haben einen dritten Band erhalten, der sich, wie die ersten Bände, auch denen empfiehlt, die nicht so leicht befriedigt sind, wie die Alltags-Leser. Innigkeit für das Leben, Hoffnung für das Jenseits — diese Gefühle sprechen sich in tieferen Reflexionen und religiösen Hindeutungen aus; der Verleger (Joh. Friedr. Gleditsch) lieferte das Werk in würdiger Einfachheit. — Das „Literarische Wochenblatt" hat seinen Titel verändert; es heißt nun: „Literarisches Conversations-Blatt" und so scheint es, als wolle es sich den Kreis der Unterhaltung erweitern. Wie wir hören ist nun, durch die Veränderung des Titels, auch die Einführung im Preußischen wieder erlaubt, und das wird dem Blatt nicht ohne Nutzen seyn; denn, ob wir auch sonst in allerlei Dingen gern das Preußische necken, darin finden wir keinen Spaß, wenn Preußen einem Artikel verschlossen bleibt, und die Buchhändler gestehen frei, daß fast keine Unterthanen solchen Verordnungen mehr gehorsamen, als die preußischen; bei ihnen ist mit dem literarischen Schleichhandel wenig oder nichts zu machen. Die bis jetzt erschienenen Blätter des „Literarischen Conversations-Blattes" sind reich an interessanten Notizen, die viele Gebiete des Wissens berühren; und bei der großen Emsigkeit, womit hier die Ausbeute der Literatur zusammen getragen wird, fehlt auch der Stachel nicht. — Ein neues Trauerspiel (in vier Akten) von Raupach „Erden-Nacht" betitelt, erregte im Theater anfangs eine lebhafte Theilnahme, die aber sehr abnahm. Es zeigt indessen, daß dieser neuere Dichter wohl etwas Vorzügliches zu leisten vermochte, wenn er nicht zuviel ohne innere Vorarbeit unternähme. Der Plan ist nicht durchdacht genug; mit sich selbst uneins, greift er nach crassen Verhältnissen und gefällt sich darin, einen Moment des Gefühls aus zu malen, was nothwendig mehr Lyrik als Dramatik in sein Werk bringt. Mit wenigen Worten gesagt: es scheint, als ob der Dichter mehr an individuelle Stimmung, als an allgemein ergreifende dächte. Die Darstellung war gut. — Man beschäftigt sich jetzt bei der Bühne mit Einstudiren von „Sophronia", dramatisches Gedicht von Hrn. Wilh. Gerhard, ein hiesiger Kaufmann, der schon Beweise eines dichterischen Talents gab. — In „Jakob und seine Söhne" traten neulich zwei Gäste auf; Hr. Höfler, vom Frankfurter Theater, als „Joseph" und Hr. Staudacher, vom K. Baierischen Hoftheater, als „Jakob"; sie gefielen Beide und sind für Bühnen, wie wir eine in unserer Pleißestadt haben, sehr schätzenswerth. Auch als „Titus" gefiel Hr. Höfler. — y —.

Leipzig. Hr. Höfler, aus Frankfurt am Mayn, ist noch hier, und wir hegen die Hoffnung: daß er bei uns bleibt. — Mad. Mariane Sessi, die früher ein sehr besuchtes Conzert gab, trug auf dem Theater das Monodram von Cimadoro: „Pygmalion" vor. — An neuen Stücken sahen wir drei von verschiedenem Gehalt. Das erste war ein mattes Lustspiel: „die falschen Vertraulichkeiten", nach Marivaux neu bearbeitet, von wem? weiß ich nicht; das zweite ein kleines, im diesjährigen „Almanach dramatischer Spiele" (von Kotzebue gegründet) sich findendes Lustspiel von Contessa: „Ich bin meine Schwester"; das dritte: „die Erden-Nacht", von Ernst Raupach (Verfasser der „Fürsten Chawansky"), ein Trauerspiel, dem an Größe der Idee wenige, von den allerneuesten keines gleich kommt. Das treffliche Werk ist in einer hiesigen Buchhandlung erschienen und verdient die wärmste Anerkennung, die ihm gewiß auch zu Theil wird. — Hinsichtlich unserer Literatur mache ich diesmal noch aufmerksam auf die „historischen Denkwürdigkeiten und Aktenstücke aus dem Leben und über den Prozeß der Königin von England", die in einer deutschen Uebersetzung, in Heften zu 8 bis 10 Bogen, hier bei Brockhaus erscheinen und über den ganzen Gang des gegen die Königin gerichteten Verfahrens das hellste, aus authentischen Quellen gezogene Licht verbreiten, so daß sie für jeden Denkenden von ungemeiner Wichtigkeit sind. Bis jetzt sind zwei Hefte ausgegeben, deren erstes das Leben der Königin im Auslande bis zu ihrer Rückkehr nach England und ihre Aufnahme daselbst (sowohl von Freunden als Feinden), das zweite Heft aber die früher gegen die Königin, damalige Prinzeß von Wallis, erhobenen Untersuchungen und Klagen nach Aktenstücken und Zeugenverhören darstellt. Das dritte, jetzt unter der Presse befindliche wird den eigentlichen diesmaligen, nun beendeten (?) Prozeß enthalten. — Noch erschien in derselben Buchhandlung eine „Lebensbeschreibung des Helden Blücher", von Dr. Friedrich Förster, die nicht mindere Beachtung verdient. — Ch.

Nelsons größtes Wagestück vollbrachte er bei dem Cap Vincent, unter Sir Jervis gegen Don Joseph de Cordova. Sein Schiff „der Capitain" von 74 Kanonen stritt gegen den St. Nicolas von 80, und das Admiralschiff von 112 Kanonen. Ohne Mast, ohne Segel, ohne Tauwerk, auf dem Punkt, unter zu gehen, führt er gegen den St. Nicolas, stürzt sich sammt seiner Schiffs-Mannschaft auf das spanische Schiff und bemeistert sich desselben durch ein furchtbares Blutbad. Im Augenblick, als er den spanischen Wimpel abnimmt, schmettert eine ganze Lage aus der Gallerie des Admiralsschiffs auf ihn ein. Nelson besinnt sich nicht, fährt gegen dieses Schiff und mit dem Ruf: „Sieg oder Tod!" — bestürmt er auch hier die Gallerie und auf dem Castell übergab ihm der spanische Capitain seinen Degen mit den Worten: „Mein Admiral liegt sterbend in seinem Zimmer!" (Journ. d. Par.)

Ali Pascha hat sich jetzt der Großmuth der Engländer anvertraut und in dieser Absicht sein Bildniß als Kniestück abzeichnen lassen, um es dem König von England zu schicken. Er ist abgebildet, wie er in der Hand ein Papier hält, auf welchem in neugriechischer Sprache ein kurzer Auszug seiner Lebensgeschichte geschrieben steht, den er, da er weder lesen noch schreiben kann, selbst diktirt hat. Er fängt damit an: daß er, in Tepeleni, in Albanien, von edlen Eltern geboren, im zehnten Jahre verwaiset und von Freund und Feind so schlecht behandelt sey, wie von wüthenden Wölfen; der Allmächtige habe ihn gleichwohl bewahrt u. s. w. Zuletzt gesteht er aufrichtig seine mancherlei Fehler und sagt: Obgleich ungeheuer reich und mächtig, war ich allerdings nie zufrieden, habe Ruhm und Reichthum verloren und klar eingesehen: daß Alles eitel in der Welt ist! — Es ist nun zu erwarten: ob er etwa durch diesen Versuch eine Freistatt in St. Helena erhalten wird? (Courier fr.)

Beilage: Blatt der Ankündigungen No. XXII.

Redacteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurersche Buchhandlung.



Der Gesellschafter
oder
Blätter für Geist und Herz.

1820. Mittwoch den 6. Dezember. 196stes Blatt.

## Aus Briefen des Missionairs Dr. Rosen.

(Schluß.)

Auf der Höhe von Guinea, am 4. April 1819.

Wir blieben zehn Tage vor Funchal und gingen jeden Tag ans Land. — Eines Tages wollte ich mit Dreien meiner Schiffsgefährten einen Ritt auf die Spitzen der Berge machen, um die Insel zu übersehen; aber man sagte uns: daß dazu mehrere Tage erforderlich wären. Wir beschränkten deshalb unsere Excursion auf das Gartenhaus eines Portugiesen, das auf den Höhen von Funchal liegt. Das Gebäude ist nicht groß, aber gefällig in der Ansicht und von einem Garten und Lustgehölz umgeben, an dessen Außenseite eine sehr schöne Aussicht auf die Stadt und das Meer ist. Es sind manche ausländische Thiere da: Pfauen, Kameele und ein Thier, das Aehnlichkeit mit einem Bären hat. Wir fanden auch eingeschlossene Teiche mit Goldfischen und andern Fisch-Arten. — Man müßte sich über den Gebrauch der Pferde auf Madeira, das Ithaka gleicht, wundern, wenn es nicht eine besondere, daselbst naturalisirte Gattung gäbe; sie gehen mit der größten Sicherheit an dem Rande der gefährlichsten Abgründe. Bei jedem Pferde ist ein Führer, der ihm auch im Galopp gleich läuft, es mit einem Stock antreibt und ihm — wie unser Hopp! — Cavalle zuruft. In Madeira giebt es nur wenig Pferde, deshalb bedient man sich der Ochsen zur Feldarbeit. — Frauenzimmer werden in Palankinen, die Kähnen gleichen, auf einem starken Bambusrohr von zwei Männern getragen, mit einer Decke von seidenem oder anderem Zeuge, hinter welche sie sich verbergen oder sie an die Seite ziehen können. Die ostindischen Palankine sollen eine von diesen ganz verschiedene Gestalt haben. — Die Stadt Funchal liegt an einer Bucht und an der einzigen flachen Stelle des Strandes der Insel; der übrige Theil ist eine unzugängliche Klippe. Das ganze Madeira ist eigentlich ein fortlaufender Berg, und wird für einen ausgebrannten Vulkan gehalten; auf der Mitte des Berggipfels soll noch eine Vertiefung wie ein Krater seyn. — Die Portugiesen, welche die Insel bewohnen, sind eine entartete, gefährliche Menschenart. Von dem betrügerischen Wesen des niedrigeren Theiles haben meine Gefährten und ich Erfahrungen gemacht, wie alle Fremde; die Engländer bedürfen ihrer ganzen Geschicklichkeit, um sich zu hüten. Es wohnen einige Engländer, des Handels wegen, in Funchal; im Allgemeinen aber sind die Landeigenthümer Portugiesen, so wie die Frohnbauern, welche die Felder und Weinberge bestellen. Die geringe Volksklasse ist kriechend und betrügerisch. Alle Fremde werden als Engländer angesehen, und diese sind sehr gehaßt, da der Handel ganz in ihren Händen ist. — Ich habe auf Madeira etwas portugiesisch gelernt; die Einwohner sprechen nur wenig englisch, mit Ausnahme derer vom Kaufmannsstande, die mit den Engländern in steter Verbindung sind.

Bei einer meiner Streifereien habe ich eine Kirche besucht, die auf einem der Berge erbaut ist und eine sehr schöne Aussicht hat; sie ist mit einem Cisterzienser-Kloster verbunden. Der Glöckner zeigte uns das In-

nere, das aber nichts Merkwürdiges hatte, als den Diamant an einem Marienbilde, der mehrere tausend Pfund Sterling werth geschätzt wird. — Die Cathedral-Kirche in Funchal ist groß und prachtvoll im Aeußeren. Ich besuchte mehrere Mal den Gottesdienst; in Funchal herrscht leider Katholizismus der crassesten Art. Die Kirche enthält, außer dem Hochaltar, sechs Altare; der erste ist sehr prächtig und der Rand mit Silberplatten belegt. Eine von der Kirche getrennte Kapelle hat ein starkes Gitter von gediegenem Silber; innerhalb desselben ist ein hölzernes Christusbild in Lebensgröße, unter der Bürde des Kreuzes knieend. Es ist so eingerichtet, daß es bei Prozessionen umher getragen werden kann; in der Kapelle wird es mit einem seidenen Mantel bedeckt. — Die Malereien in der Kirche waren von keiner Bedeutung, aber von großem Werth das Silber der Lichtkronen, der Altare und der Kirchengeräthe. Das Mark dieses Ländchens wird von der Geistlichkeit ausgesogen — von einer unwissenden Geistlichkeit; denn einige Priester und Mönche, die ich lateinisch anredete, antworteten portugiesisch: daß sie kein Englisch verständen; sie sprachen also ihre lateinischen Gebete und Liturgieen her, ohne sie zu verstehen. Ich besah das Nonnen-Kloster der heiligen Clara von außen; denn nur besondere Umstände verschaffen einem Fremden die Erlaubniß, diesen geheiligten Ort zu betreten. Wir kauften einige eingemachte Früchte, die dort in großer Vollkommenheit bereitet werden; die Kaufliebhaber ziehen an einer Glocke, sagen ihr Begehren, ein Drehfenster bewegt sich und das Verlangte stehet darinnen; so wird der Handel gemacht, ohne daß die Handelnden sich sehen. — In dem Franciskaner-Kloster fand ich eine kleine Kapelle, deren Gewölbe von Menschenschädeln zusammen gesetzt ist; die Kirche hat wenig Kostbarkeiten. Das Versammlungs-Zimmer der Mönche hing voll gemalter, die Wunderwerke des heiligen Franziskus darstellender Bilder. Auf dem einen derselben kniete der heilige Franziskus vor dem Heiland und überreichte ihm eine Petition. Aus Christus Munde kamen die Worte: „Petitionem tuam audivi, Francisce!" und unter der Malerei: „Volo omnes in paradisum admittere." — Die Kirche des Jesuiter-Klosters enthält auch nichts Sehenswerthes; zwei steinerne Heilige verzieren das Aeußere. An dem letzten Sonntage während unserer Anwesenheit ward eine große Prozession gehalten: „processo dos cruz." Sie bewegte sich von dem Franziskaner-Kloster aus durch eine zweifache Reihe von Bäumen, die ein öffentlicher Spazierweg sind. Ein schwarz gekleideter verschleierter Trompeter eröffnete den Zug und befahl mit lauter Stimme: die Hüte ab zu nehmen; dann blies er einige wilde Töne. Ihm folgten zwanzig Büßende mit blauen Kappen und vermummt; sie trugen größere und kleinere Kreuze, nach dem Maaßstab ihrer Sünden. Einer von ihnen erregte unser Mitleid; sein Oberleib war blutig, an seinen ausgespreizten Armen war eine eiserne, über dem Nacken liegende Stange gebunden, die etwa 70 Pfund wiegen mochte. Dann kamen 50 Mönche in lilasfarbenen Kutten mit brennenden Wachs-Fackeln; dann ein Bild Christi von Mönchen getragen und wieder eine Schaar Mönche; dann ein Bild der Mutter Maria, ebenfalls von Mönchen begleitet; endlich Janitscharen-Musik und ein Regiment Soldaten, die Hüte in den Händen. — Der, welcher im vorigen Jahre die Eisenstange trug, soll bald nach dem Umgang gestorben seyn. Einige sagten: das Ganze sey eine Betrügerei der Mönche und die Kreuzträger wären Miethlinge. — Die Insel soll 3000 Mönche und 1400 Nonnen enthalten, die ganze Volsmenge nur 60,000 betragen; welch Verhältniß! Mitgetheilt von Lowtzow.

## Der Maler aus Bologna.

9.

Levi, den ich zuerst umstieß, erinnerte mich an den Schlag auf die geleerten Taschen der Weste; Nathan ließ sich verleugnen und drohte mir, da ich mit Gewalt bis zur Spelunke des wuchernden Ungeheuers drang, mit der hohen Obrigkeit. Die gute Frau Berseba sang, als Antwort auf meine Bitte:

Laß mich nicht in Sünden sterben,
Noch an Leib und Seel verderben —

und warf mir, da ich davoneilend sie im Ingrimm eine Hexe von Endor nannte, den stark beblechten Kubach nach, der mich, nur eine Spanne weiter rechts fliegend, auf einmal aller Noth entrissen hätte. — Der treffliche Schneider endlich sprach: „Gut, daß Ew. Hochwohlgeboren kommen, denn seit zwei Tagen ist der Wechsel fällig, und ohne Bezahlung verlassen Hochdieselben dies arme Haus nicht." Nur mit Mühe enteilte ich dem Höflichen, und ließ hierauf bei den Collegen der Unerbittlichen keine Schmeichelrede unversucht, bot ungeheure Zinsen, versprach schleunige Wiederbezahlung — doch vergebens! — Die Dämmerung war bereits eingebrochen, als ich verzweifelnd vor dem Hause des Majors stand, der wohlhabend und freigebig, verschwiegen und gutmüthig, wie der letzte Hoffnungsstern am Nachthimmel meines Mißgeschicks glänzte. Ich ward gemeldet und angenommen. Eben wollte ich zagend meine flehentliche Bitte vorbringen, als der Entrüstete, mich unterbrechend, also sprach: „Ich errathe Ihr Anliegen, Herr Lieutenant! Fremdes, Ihnen anvertrautes Geld vergeudeten Sie, beschimpften eine Familie, die mir schnell werth ward, und setzen allen diesen Freveln die Krone auf, indem Sie die Allerhöchste Cabinets-Ordre, das Tragen von Civilkleidern betreffend, geflissentlich höhnend, in solchen vor mir

stehen. Sie haben Arrest und verlassen auf's Wort Ihr Zimmer nicht —."

Ich wollte bitten, wollte vorstellen, erklären, erzählen — unmuthig wendete mir der Zürnende den Rücken; ich hörte im Nebenzimmer die Majorin, im eifrigen Gespräch begriffen, nach der Thür des unstrigen zuschreiten und floh, von Schaam und Zorn gepeitscht, meinem Gefängniß zu, das ich kürzlich hoffend verließ.

10.

„Diesen Kasten" — sprach Pfitzner bei meinem Eintreten — „überbrachten so eben zwei Träger aus dem Gasthof, in dem Sie seit einer Woche so oft waren; auch diesen Brief an Ew. Gnaden übergaben mir selbige." — Er war von Cavalli. „Offenbar" — schrieb dieser — „endete der Lohn meiner Arbeit, die ich als Geschenk Ihnen hiermit übergebe, in Bartholdi's Keller, wo ich Sie noch gestern einen Burschikosen nennen hörte. Ich verkaufte um diese Summe die Ruhe meiner Tochter, die Sie nun zu kennen glaubt. Eben reisen wir ab, und Sie niemals wieder zu sehen hofft Cavalli."

„O Erbarmen, ihr himmlischen Mächte!" rief ich. „Erbarmen mit dem Unseligen, der oft schwach, nimmer böse war!" — und warf mich weinend auf das Sopha, auf dem ich, durch die Leiden der Seele und durch die Gänge des Nachmittags entkräftet und zerschlagen, bald entschlief. — Häßliche Träume umgaukelten das Schmerzenslager. Den schwarzen Levi sah ich, eine Menuet mit Jungfer Berseba tanzend, die in ihrer Linken die jüngst geleerte Champagner-Flasche schwenkte; Herr Bartholdi spielte lustig dazu auf, doch vernahm mein Ohr keinen Laut, als die quitschende Scheere des höflichen Schneiders, der einen Sterbe-Kittel zuschnitt. Arm in Arm mit Herrn Nathan schlenderte der Marqueur des „Hotel d'Angleterre" queer über die Scene, und bemerkten Angelica's Guitarre nicht, aus deren Schallloch schmächtig und trübselig mein Goldbörschen vorguckte. Sollingen sah ich endlich mit Angelica am Traupult die Ringe wechseln, und des Majors hochbusiges Stubenmädchen mir mit Schmeicheltönen die Hand reichen. „Ist's gefällig?" fragte die Heirathslustige — ich erwachte und sah die Fragende leibhaftig vor mir stehen, reizender, lockender als je. Die Sonne stand hoch am Himmel; Pfitzner hatte einstweilen Kaffee bereitet. Das Mädchen reichte mir den dampfenden Kaffee und wiederholte wie vorher: „Ist's gefällig?" — „Was trieb Sie hierher, Mamsell?" fragte ich unwirsch, den Nectar aus den Händen dieser Hebe verschmähend. — „Ey!" entgegnete sie, Platz auf dem Sopha nehmend; „ich hab's ja schon lange gemerkt, daß Sie mir gut sind — ach, und wie lieb' ich Dich, Goldjunge!" fuhr sie fort, mich umrankend. — „Lasse Sie mich los!" rief ich und rückte in den äußersten Winkel der Ottomanne; „was will Sie hier?" — „Ach!" entgegnete die Versucherin, nachrückend; „da rief vor einer Stunde der Herr Oberst-Wachtmeister nach der Ordonnanz, die war mit den Kindern im Garten; nach dem Herrn Jäger, der trank Kaffee und meinte: Schrei du nur! — und so mußt' ich zu Ew. Gnaden mit dem Brieflein da laufen." — „Gieb her!" rief ich und sprang auf. — „Ach, einen Kuß hätt' ich doch wohl verdient!" flehte sie verlangend. — „Eine Ohrfeige!" rief ich, „wenn Sie nicht gleich geht!" — „Ich dachte was mich biss!" kreischte die Verschmähte, und schleuderte ein Schreiben auf den Tisch, von dem mir das Wallbeck'sche Wappen entgegen blickte. — „Satans-Engel!" sprach ich, nach diesem greifend; ich war allein und öffnete den Brief.

(Die Fortsetzung folgt.)

## Bemerkung.

Ein indischer Philosoph sagte: „Menschliche Größe beruht nicht sowohl auf dem Nichtfallen, sondern darauf: daß man kräftiger und geübter wieder aufstehe." Dazu besonders sollte man den Gebeugten helfen und so höre Jeder die „Bitte", welche in den „Gedichten" von Wilhelm Nienstädt (zu wohlthätigen Zwecken herausgegeben und verlegt von Dunker und Humblot in Berlin) ausgesprochen ist:

„Hab' ich gestrauchelt, verzeiht! Ich erfuhr, was Menschen begegnet,
Wird doch auf Erden das Ziel stets nur dem Strauchelnden klar." A. M.

## Anklänge.

1.

Soll dich die Bosheit schelten,
So darfst du nur was gelten;
Doch willst du auch was bleiben,
So merk' nicht auf ihr Treiben:
Denn bald sinkt in Vergessenheit,
Wer, statt zu handeln, haßt und schreit.

2.

Der Mensch ist ein ganz and'rer,
Wenn er sich frisch bewegt;
Drum sey in Allem Wand'rer,
Daß es sich innen regt.
Wer viel erlebt, wer viel geseh'n,
Läßt, ohne Scheu und Grämen,
Gar viel an sich vorüber geh'n,
Doch sich im Gang nicht lähmen.

3.

Wenn unser Leben hier auf Erden endet,
Was ist das Leben dann?
Doch wird's im Scheiden aufwärts nur gewendet,
Was graust der Tod euch an?
Ein kurzer Schmerz und irrd'scher Sinne Pause
Ist leicht zu überseh'n,
Und Alle finden sich im Vaterhause
Und feiern Wiederseh'n.

Ed. Rolle.

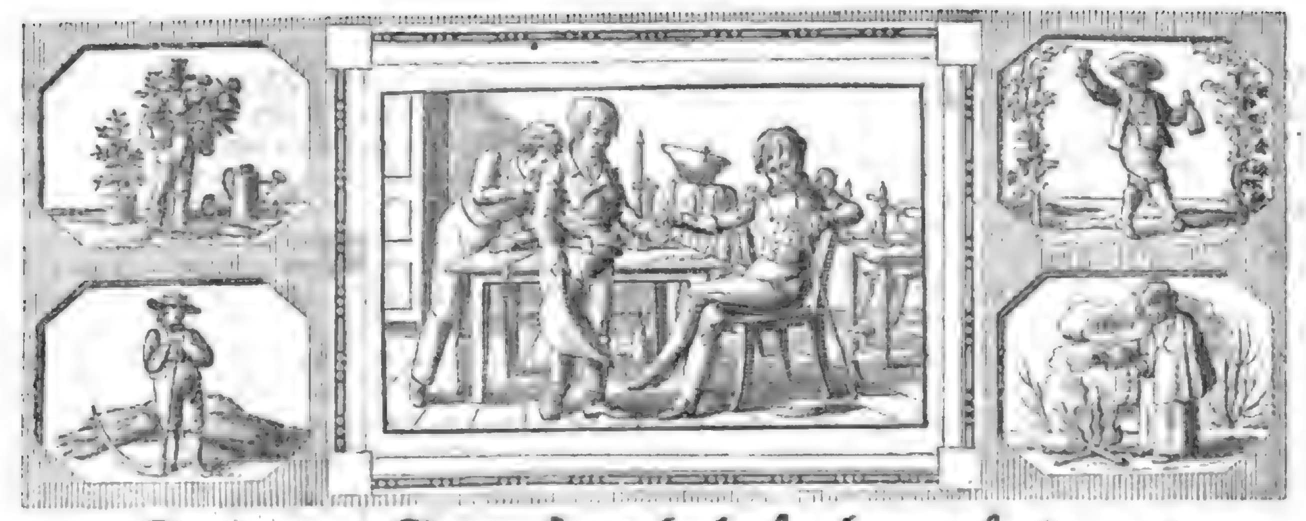
# Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

**Ueber Allerlei in Berlin.** Sie müssen, Herr Gesellschafter! durchaus mehr über unsere Königsstadt zu äußern wissen; wir (d. h. nicht ich allein) nehmen es übel, wenn wir so kurz gehalten werden. Wie wär' es, wenn Sie unter obiger Aufschrift Alles sammelten, was Dieser und Jener über Berlin Ihnen zuschicken will? Ich lasse mir das Zusammenbringen mit Andern gefallen; mußt' ich mir ja in meinem vorigen Aufsatz Scheeren-Striche gefallen lassen, die nicht immer, wie es etwa artistische Verkürzungen thun, die Theile vollständig ließen; aber ich unterwerfe mich dennoch Ihren Gründen und will weder Recurs nehmen, noch eine Rede gegen Sie halten, obgleich die „Real-Encyclopädie" mich dazu verleiten könnte — denn da steht der „Redacteur" zwischen „Recurs" und „Rede". Also wie wär' es, wenn Sie für Notizen über Berlin in meinem Namen noch eine aparte Redaction führten?*) — wobei ich Ihnen alle meine Rechte cedire. Denn dafür, daß Sie Nabulisten die Wege weisen und das Sprüchlein: cum grano salis! immer im Auge haben, sind Sie mir Bürge; eben so gewiß werden Sie uns die Apotheosen, d. h. die Vergötterung der Menschen fern halten, wenn es etwa Einem einfallen sollte, für eine hübsche Theater-Bewegung und Aehnliches dergleichen zu dekretiren. Selbst für eine bella donna wollen wir nicht, wie es aus der Belladonna geschieht, Gift und Schminke zugleich bereiten; denn das Gift wirkt durch! — Füreerst will ich nun heut den Schatten Glucks als sehr erzürnt schildern, weil ihn ein neuer Taktstock in Tanz-Bewegung bringen mochte. Glucks Geist ist kein solcher, der gerade so springen mag, wie Andere schlagen; und wenn italienische Componisten und ihre Nachtreter wenigstens so viel Gefälligkeit haben, durch rasche Tempo's uns ihre eintönige Langweiligkeit erträglicher zu machen, so bitten wir dagegen, die Art wieder her zu stellen, mit der Glucks Meisterwerke in ihrer Majestät bei uns daher zu schreiten gewohnt sind. Wir bitten namentlich um einen Herkules, der die Alceste zwar nicht vom Tode errettet — Gluck hat für ihre Unsterblichkeit gesorgt — wohl aber aus einer Unterwelt zurück bringt, wohin sie durch eine fatale Manier wieder gekommen ist: möge er sich dabei nicht von einer Furie abhalten lassen, die ihm etwa droht; wir bitten ferner um gleiche Gunst für die „Armide", die uns so, wie sie ursprünglich ist, in den festesten Zauberbanden hält. — Eigentliche Bühnen-Neuigkeiten hatten wir nicht, wohl aber manches Alte, was besser ist, als das meiste Neue. Eine Vorstellung von „Maria Stuart" ließ sich behaglich ansehen. Mad Schröck giebt die Heldin des Stücks in einzelnen Scenen der ersten Akte genügend und der letzte Akt ist meisterhaft; Mad. Wolff als „Elisabeth" feierte ihren Triumph; Hrn. Wolff hab' ich als „Leicester" schon ausgezeichneter gesehen; diesmal sprach ich: „Der Geist ist willig, doch —" bei vielen Andern — die wenigen Ausnahmen ergeben sich von selbst — heißt es aber: das Fleisch ist willig, doch der Geist ist schwach! — Shakspeare's „Heinrich IV." ging auch über die Bühne — d. h. er ließ sich vom „Falstaff" (Devrient) durchschleppen. Was an dem Namen des — in andern literarischen Fächern geachteten — Herrn Baron de la Motte Fouqué mag wohl den Herrn General-Intendanten vermocht haben, eine solche Bearbeitung dieser Reliquie zur Aufführung zu bringen? Er ist ein Mann von Geist und erkennt gewiß die Unverantwortlichkeit, mit der dieses Stück zugerichtet ist — Goethes „Tasso" — war eine erfreuende Vorstellung, zumal durch Mad. Wolff als „Prinzessin". Da stellen sich Viele hin, kritisiren: „sollte jünger seyn!" werdet älter in eurem Urtheil, lieben Leutchen! und ihr, jugendlichen Schauspielerinnen, die ihr in Rollensucht euch Alles zutraut: gehet hin und thut dergleichen! Hr. Lemm als „Antonio" — höchst brav, so weit er verständlich war; und heut geschah es ihm glücklicher Weise nur selten, daß er undeutlich sprach. Hr. Wolff als „Tasso" — ja, er könnt' ihn darstellen; aber mich dünkt, er verwechselt zuweilen Melancholie und Mißtrauen — die Grundzüge des Charakters — und giebt üble Laune und Eigensinn. Das Bild sinkt in seiner Darstellung unbezweifelt. — „Hamlet" — Hr. Wolff war ein Brillant! — Diese schwierige Aufgabe ist nicht schöner zu lösen, als er es thut. Auch ein neuer Geist war da — ein gutes Zeichen, daß dieser Darsteller damit anfängt. Das übrige Personal war Grau in Grau — ohne hohes Licht. — „Yngurd" — Mad. Wolff als „Brunhild" — ächte Kunst! Den Helden in Großsprecherei muß Hr. Lemm mehr in den Grenzen der eigenen Individualität halten; wo er diese überbieten will, scheint er weniger als er ist; einzelne Momente gab er aber meisterhaft. Demoiſ. Franz spielte den „Oscar" zum ersten Mal — Vertrauen, Erwärmung und Studium; dann vor Allem ein Selbst, und diese junge Schauspielerin wird vorwärts kommen; Einiges gelang vortreflich und es muß ihr mehr gelingen, wenn sie Vieles übt. Das versammelte Publikum rief sie heraus — eine große Ermunterung! — Demoiſ. Reinwald (Asla) war in glücklicher Intention — bescheidenen Muth und die Bahn wird besser beachtet und dadurch sicherer! Beide junge Damen sind übrigens in guter Lehre, die geschickter führt, als breite Kritik. — Einstudirt wird „Fluch und Segen", Drama in zwei Akten vom Freiherrn von Houwald. — Von der bildenden Kunst müssen wir auch etwas melden; ich wollt', es wäre viel! Hr. Carl Wichmann hat ein hübsches Modell zu einem Grabmal für eine Privat-Person vollendet: die Hoffnung (statt des verbrauchten Ankers nur eine aufblühende Rose tragend) sich an einem Aschenkruge festhaltend — wir wünschen, daß seine Hoffnung, bald mit bedeutenderen Kunstwerken beschäftigt zu seyn, in Erfüllung gehe, ehe von seinem Aschenkruge die Rede ist. Er hat Idee, Geschicklichkeit und Fleiß — wer braucht's?! — Die Kunsthandlung des Hrn. Wittich liefert (außer vielen, auch mit Geschmack ausgeführten Industrie-Artikeln) lobenswerthe Blätter. Das Bild unsers Königs (nach Gerard von Buchholz gestochen) macht dem Verleger Ehre, der Alles daran wandte, was irgend möglich war. Das neue Schauspielhaus im größesten Folio ist ebenfalls ein Unternehmen, wobei mehr an gute Ausführung (die in den Hauptsachen von diesem Blatte zu rühmen ist), als an Gewinn gedacht wurde, obgleich auch dieser billig erfolgen sollte. Nächstdem sah ich bei Hrn. Wittich ein Bildniß des Hrn. Geheime-Rath Gräfe, von Büscher gestochen. Dieser Kupferstecher ist, wie ich höre, ein ganz junger Mann; man sehe das Bildniß und überzeuge sich: daß er ein tüchtiger Künstler zu werden verspricht. Wir empfehlen ihn demnach solchen Verlegern, die jetzt einen Frevel an einheimischer Kunst begehen, indem sie Pariser Kupferstecher beschäftigen — wenn ich nicht irre, so hat selbst ein Berliner Buchhändler damit in einer Anzeige sogar prunken wollen! — sie mögen ein Beispiel nehmen an Hrn. Wittich. v. — ch.

*) Ich habe nichts dagegen und werde zweckmäßige Mittheilungen, deren Einsender jedoch mir nicht unbekannt bleiben dürfen, gern ordnen. D. H.

Schon eine Menge Mittel hat man gegen die Gicht ohne Erfolg angewandt, von Pradiers Specificum an bis zu Cadets 48 Gläsern heißes Wasser. Aber jetzt hat endlich ein ehrlicher Belgier das wahre Mittel dagegen gefunden und zwar — in der römischen Geschichte! Hannibal, wie bekannt, lösete die schroffen Alpen, auf seinem Zuge nach Rom, mit — Weinessig ab, um sich eine Straße darüber an zu legen. Auch die Gicht ist eine übermäßige Anhäufung kalkartiger Theile, und der Weinessig, auf das krankhafte Glied angewandt, heilt unfehlbar und löset den Schmerz auf. Es kommt jetzt nur darauf an: ob jener Bericht von dem Verfahren Hannibals mit den Alpen nicht eine von den vielen Fabeln aus der römischen Geschichte ist. In dem Fall ist Titus Livius Schuld daran, wenn man wieder einen vergeblichen Versuch macht, die Gicht zu heilen. (Jour. d. Par.)

Redacteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurersche Buchhandlung.




# Der Gesellschafter
oder
# Blätter für Geist und Herz.

1820. Freitag den 8. Dezember. 197stes Blatt.


## Tammeamea, König der Sandwichs-Inseln.

Aus der Reise des Herrn Capitain-Lieutenant
**Otto von Kotzebue.** *)

Mit Herrn Elliot, Leibarzt und Günstling des Königs Tammeamea, am Bord, segelte Herr von Kotzebue am 11ten November 1816 mit dem Rurick von der Küste Californiens nach den Sandwichs-Inseln ab. In der Nähe derselben erfuhr er: daß vor 5 Monaten zwei Schiffe der russisch-amerikanischen Compagnie in O Waihi gewesen wären und daß Streitigkeiten zwischen den Russen und den Eingebornen vorgefallen: die Schiffe hätten, als sie die Sandwichs-Inseln verließen, gedroht, bald mit einer starken Macht zurück zu kommen, und überdem von einem Kriegsschiff gesprochen, das ebenfalls die Absicht hätte, feindselig gegen die Einwohner zu verfahren. Tammeamea glaubte: der Rurick sey dieses Kriegsschiff; Herr von Kotzebue fand mithin den König nicht gut für die Russen gestimmt, beseitigte jedoch diese ungünstige Stimmung, wie wir aus folgendem Bruchstück des Tagebuchs seiner Reise ersehen.

Den 24sten November 1816. Mit Tages-Anbruch näherten wir uns der Bay von O Waihi. Einige Boote, vom König geschickt, kamen uns entgegen, und ich benutzte die Gelegenheit, Elliot mit den Herren Gelehrten ans Land zu schicken, um den König mit dem Zweck unserer Reise bekannt zu machen. Da die Insel O Waihi keinen bequemen Hafen bietet, so hatte ich beschlossen, so bald ich mit dem König über die Lieferung der Lebensmittel überein gekommen, nach der Insel O Wahu zu segeln, wo sich, nach Elliots Versicherung, ein, noch in keiner Reise-Beschreibung erwähnter sicherer Hafen befinden sollte; ich ließ also den Rurick unter Segel und lavirte in kurzen Borden in der Nähe des Landes. Das amerikanische Schiff, welches in Karakakao gelegen, sahen wir jetzt nach Ti-utatua segeln, wo es — obgleich man in dieser Bay unsicher liegt, da sie offen ist und der Grund aus Korallen besteht — die Anker warf. Um 8 Uhr Morgens hatte Elliot seine Geschäfte glücklich und vortheilhaft für uns beendigt; er kam mit zwei der vornehmsten Chefs des Landes, von denen der Eine ein Bruder der Königin war, an Bord, und diese bewillkommten uns im Namen des Königs. Es waren ein Paar außerordentlich lange, herkulisch gebaute Leute, deren Anzug, nach der neuesten Mode in O Waihi, uns sehr auffiel; indem er bloß aus einem schwarzen Frack und einem kleinen weißen Strohhut bestand. Von Elliot erfuhr ich: daß der König wirklich die Ankunft des feindlichen Kriegsschiffes erwartet und gleich den Befehl ertheilt hatte, die ganze Küste mit Soldaten zu besetzen, welche auch schon, 400 Mann stark und mit Flinten bewaffnet, bereit standen. Der König ließ mir sagen: er bedauere

*) Diese Reise erscheint in einigen Monaten im Verlage der Gebrüder Hoffmann in Weimar unter dem Titel: „Entdeckungs-Reise in die Südsee und nach der Behrings-Straße, zur Erforschung einer Nord-Ost-Durchfahrt. Unternommen in den Jahren 1815, 1816, 1817 und 1818 auf Kosten Sr. Erlaucht des Herrn Reichs-Kanzlers, Grafen Rumanzoff, auf dem Schiffe Rurick, unter dem Befehl des Capitain-Lieutenants der russisch-kaiserlichen Marine, Otto von Kotzebue, 3 Bände. Mit 20 colorirten Kupfern und 7 Charten.“ gr. 4. Proben von dem Text, den Kupfern und Charten, wird man, nebst Einladung zur Subscription, nächstens in allen Buchhandlungen finden.

sehr, mich nicht auf dem Schiffe besuchen zu können, indem sein mißtrauisches Volk ihm das nicht erlaube; er selbst habe eine bessere Meinung von mir, nachdem sein Naja ihn mit dem Zweck unserer Reise bekannt gemacht, und er lade mich, zum Zeichen seiner freundschaftlichen Gesinnungen, in sein Lager, wo er mich mit einem in der Erde gebackenen Schwein bewirthen wolle. Zu meiner Sicherheit hatte er befohlen: daß Einer der Chefs, so lange ich am Lande wäre, am Bord bleiben sollte; und so fuhr ich um 10 Uhr, in Begleitung des Herrn Elliot, Schischmaref und eines Chef, Namens John Adams, *) ans Land. — Die Aussicht auf das Lager des Königs war nur durch eine schmale, aus nackten Felsen bestehende Landzunge verborgen; als wir aber um diese herum geschifft, überraschte uns der Anblick der reizendsten Landschaft. Wir befanden uns in einer kleinen Sandbay, geschützt vor den Wellen des Meeres, auf spiegelglattem Wasser; am Ufer lag ein freundliches Palmen-Wäldchen, unter dessen Schatten sich mehrere gut gebaute Strohhäuser befanden; durch die grünen Blätter der Bananen schimmerten rechts zwei blendend weiße, nach europäischer Art gebaute Häuser von Stein hervor, wodurch dieser Ort das gemischte Ansehen eines europäischen und O Waihischen Fleckens erhielt, welches befremdend, aber reizend war. Links dicht am Wasser stand, auf einer durch Kunst hervor gebrachten Anhöhe, das Murai des Königs, umringt von großen hölzernen Statuen, welche karrikaturmäßige menschliche Figuren vorstellen, und seine Götter sind. Den Hintergrund dieses Thales bildet der majestätisch hohe Berg Mauna-Worraroy, dessen Höhe, nach meiner Berechnung, 1687 Toisen beträgt. Er erhebt sich an dieser Seite ziemlich steil, an seinem Abhange wechseln grüne Felder und Thäler mit schönen Wäldern, zwischen welchen man nicht selten mächtig große überhangende Lava-Felsen bemerkt, die der ganzen Landschaft, durch den Wechsel von Wildniß und Kultur, ein malerisches Ansehen geben. — Eine Menge mit Flinten bewaffneter Insulaner stand am Ufer; der König kam uns mit einigen seiner vornehmsten Krieger bis zum Landungsplatz entgegen, trat, als wir ausstiegen, auf mich zu und schüttelte mir herzlich die Hand. Die Neugier trieb das Volk von allen Seiten herbei, aber es herrschte die größte Ordnung und weder Lärm noch Zudringlichkeit war erlaubt.

(Die Fortsetzung folgt.)

*) Es ist hier der Gebrauch, den Namen der Europäer, mit denen man Freundschaft geschlossen, an zu nehmen.

## Der Maler aus Bologna.

11.

„Sie sind Ihrer Haft entlassen" — schrieb der Major — „und ersucht, sich sofort nach Lesung dieses zu mir zu bemühen." — Sorgfältig kleidete ich mich an, und da der Grenadier vor dem Hause meines Phalaris das Gewehr anzog, rief ich seufzend: „Das walte Gott!" — Lächelnd trat mir der eben Geschmähte entgegen. „Geschwinder", sprach er, „als ich hoffte, seh' ich Sie bei mir, und daß die rückkehrende Rosine Sie gegen den Jäger einen Grobian schimpfte, einen steinernen Roland, läßt mich ernstlich an Ihre Aenderung glauben — aber die kam zu spät! Cavalli ist fort." — „O Gott!" rief ich erblassend; „und wohin?" fragt' ich schüchtern. — „Nach Dresden für's Erste, wohin ihn die Gemälde-Gallerie zog; nach München gedenkt er von da zu ziehen, mit Winters Anfang nach Wien, von da —."

„Nach Dresden?" unterbrach ich ihn. „O Herr Obrist-Wachtmeister!" — „Nun?" — „Meines Lebens Wohl und Wehe —!" — „Wollen Sie doch dort nicht holen? Urlaub gebe ich Ihnen, auch Geld; doch das bedürfen Sie nicht!" — „Gütiger, einziger, treflicher Mann!" rief ich, seine Hand fassend, aus der in die meinige eine Rolle mit hundert Louisd'or glitt. „Was änderte Ihren Sinn so plötzlich zu meinem Besten?" — „Reisen Sie mit Gott!" sprach er und schob mich nach der Thür — „doch noch eins: in der Stadt Wien treffen Sie die Flüchtlinge."

Pfeilschnell lief ich über die Straße. Auf meinem Sopha machte sich's, da ich nach Hause kam, Herr Levi bequem. — „Vergebung!" schmunzelte dieser — „bester Herr Offizier, daß ich Sie gestern umsonst bitten ließ. Ein Sümmchen hatte ich vergessen, daß Ihnen nun zu Gebot steht — Sie verschreiben für die Funfzig nur Achtzig, und meinem Rebeckchen etwas nach Belieben." — „Fahr' aus, Satanas!" rief ich empört, öffnete die Thür und wieß den Zögernden und Erstaunten zu derselben hinaus, wo er auf Herrn Nathan stieß, der, entmuthigt durch den Empfang des Vordermanns, mit demselben die Treppe hinunter schlich. Am Fuß derselben begegneten Beide dem guten Schneider, der mich höflichst zu mahnen kam; als er jedoch von der Abfertigung der beiden Collegen hörte, meinte er: „Nun, mit dem hat's noch gute Wege!" — und trollte sich ebenfalls fort.

„Pack' ein, Pfitzner!" rief ich erheitert, „pack' ein! Wir reisen! Nach der Elbe Strand wollen wir ziehen, eine Festung stürmen und auf der Citadelle dann alles Leid vergessen!" — „Nach Magdeburg?" rief der in der Geographie Bewanderte — „ohne Recht und Urtheil! und da jubeln Sie? — des erbarme sich Gott!" — „Verstehe doch recht!" entgegnete ich, „nach der Stadt Wien eilen wir! dort wollen wir rasten; ach, wären wir schon da! Gehe schleunigst und bestelle Postpferde!" — „Wien liegt nicht an der Elbe!" brummte der Treue und ging zu thun, wie ich ihm geheißen.

12.

Durch endlose Sandsteppen, durch Kienhayden, in denen mein Ohr vergebens auf Philomelens entzückendes Lied lauschte, führte der Weg. Preis gegeben war ich den Sarkasmen fluchender Postillione, die das doppelte Trinkgeld zu geschmeidigen Unschulds-Engeln machte. Endlich gelangte ich an das Gestade der Elbe, und hierauf an den ersten Schlagbaum des deutschen Florenz, das meine Madonna sammt der Raphaelschen, einen geliebten Landesvater und einen zürnenden Papa in sich schloß. Verehrend gedachte ich des Ersteren, zitternd an Letzteren. — Doch vergebens hatte ich gezittert. Niemand kannte in der Stadt Wien einen Herrn Cavalli. — Tröstend sprach ich zu mir selbst: „Noch kam er nicht an, nahm sich Zeit, vergeudete keine doppelten Trinkgelder, und wird ohnfehlbar bald eintreffen!"

Bedächtig hatte ich einen andern Gasthof in der Altstadt zum Absteige-Quartier erwählt, und schaute zur Zeitverkürzung aus diesem nach den Vorübergehenden, während Pfitzner ungeduldig fragte: wann wir nach der Citadelle von Wien weiter reisen würden? — „Sehen Ew. Gnaden" — rief er auf einmal, mit dem Finger nach dem gegenüber liegenden Eckhaus zeigend — „Alle Bliz, der kann laufen!" — „Wer kann laufen!?" fragt' ich, ärgerlich über das Geschwätz. — „J, der Maler! der Ew. Gnaden malte!" — „Wie? der? Wo sahst Du ihn? Sprich ins Teufels Namen!" — „Dort um die Ecke ging er eben! Ja, meine Augen sind gut — die ehre Gott!" — „Gott ehre sie!" sprach ich, nach dem Hut springend. Im Nu war ich auf der Straße und der nachsehende Diener glaubte ohnfehlbar, ich sey nun im Begriff, den Sturm auf die Citadelle zu beginnen.

Odemlos erreichte ich den Blonden erst am See-Thor und warf mich, bedrängt von tausend Gefühlen, denen ich vergebens Worte zu leihen versuchte, an seine Brust. — „Ah! soyez le bien venu, mon cher baron!" — sprach dieser, plötzlich zum Pariser umgestempelt — „Sie hier? eher hätte ich mir des Himmels Einsturz versehen!" — „Ich flog", entgegnete ich, „auf den Flügeln —." — „Der Extrapost? Nun, die fliegt langsam genug! par Dieu! Sie flohen wohl Ihre Gläubiger?" — „Ich suchte sie vielmehr auf!" sprach ich, im Innersten verletzt, und reichte ihm die Hälfte der vom Gönner empfangenen Summe. — „Lassen wir das!" bat er, „das hat Zeit! Aber Vous êtes faché, mon cher! Vergeben Sie dem gereizten Vater noch nicht? O gewiß! depuis longtemps!" — „O wie gern hätte ich Ihre Vergebung!" — „Nun, die dürfte zu erlangen seyn!" versicherte er. „Doch jetzt folgen Sie mir!" — Meinend, nun werde er mich in die offenen Arme der Einzigen führen, schritt ich neben her.

Von seiner Reise erzählte er, vom schlechten Wein, der ihm auf der Reise geboten; jeden Leckerbissen, den er unterweges genossen, zergliederte er mir. Wir standen bei Chiapponi. Er trat ein. „Champagner!" rief er, Platz nehmend. — „Ist's möglich?" fragt' ich, „dazu erbaten Sie meine Begleitung? Sie scherzen wohl?" — „Vive la bouteille, mon enfant!" lachte er; „denn das sage ich Ihnen, mein Schwiegersohn muß trinken können! à merveille trinken! Buvez! Er ist so gut wie bei Bartholdi, und vom Jahr achtzehn!" — „Nicht einen Tropfen! — Gott im Himmel, und das sind Sie, der zärtliche Vater, der nüchterne besonnene Mann!? Ich ehrte Sie so hoch!" — „C'est drole!" entgegnete er; „ich bin stockblind, er leidet am grauen Staar, und will mir den Weg zeigen! — j'etouffe!" rief er laut lachend. — „Noch nie sank ich so tief, um mit Ihnen auf dieser Stufe zu stehen!" sprach ich empört und wandte mich zum Fenster.

(Der Schluß folgt.)

## Lese-Früchte.

In einer Zeitschrift wurde erwähnt: daß die (auch in Babo's „Puls" zum Grunde liegende) Geschichte des Antiochus und der Stratonice schon im Jahr 1684 von dem schlesischen Dichter Johann Christian Hallmann zu einem Trauer- und Freuden-Spiel benutzt worden sey. — Wir haben aber noch eine frühere Bearbeitung dieses Stoffes von Laurentia Adlershelm (Tochter eines Leipziger Bürgermeisters, nachheriger Gräfin von Oppersdorf), welche im Jahr 1666 zu Amsterdam: „Stratonica germanice versa, sive die verteutschte Stratonica" heraus gab.

Hunold (Menantes) äußert: daß er um ein Sonett nicht eine „Wandlaus" geben wollte, welches nicht, zum wenigsten am Schlusse, „recht nervos" gemacht sey.

Der im Jahr 1691 zu Lübeck blind geborne Achilles Daniel Leopold (der auch eine Abhandlung de coecis ita natis schrieb), stellte 300 Sonette, die er „geistliche Augensalbe" betitelte, über biblische Sprüche ans Licht (Lübeck 1735). Rührend ist es, wie er in der Vorrede zu diesem Werke sich über sein Leiden ausläßt: „Hat jener sechzigjährige Alte, welcher in dem achtzehnten Jahre des Lichts seiner Augen beraubet worden, auf die Frage: wie alt er wäre? nicht unvernünftig geantwortet: er wäre nur achtzehn Jahr und eine Nacht alt, denn die Zeit, da er blind gewesen, könnte er nicht anders denn eine Nacht nennen? — was soll denn ich von meinen Jahren, welche ich leider von dem ersten Augenblick meiner Geburt bis auf diese Stunde in einer stetswährenden Dunkelheit zugebracht, und welche ich auch so enden werde, sagen?"

Fr. Raßmann.

## Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

**Paris.** Es ist wohl seit fast dreißig Jahren kein Tag vergangen, an welchem der politische Partheigeist nicht irgend etwas von sich hätte blicken lassen, und wenn es auch nur eine Zeile in irgend einem Journal gewesen wäre. Und wer zählte vollends gar die Geschöpfe, die seit jener Zeit dieser Geist, mit der ewig regen Industrie verbunden, erzeugt hat? Unterstützt wurden dergleichen Unternehmungen immer noch durch den Sinn des Volkes für das à-propos, und daher ist es zu erklären, wie sich dergleichen Produkte immer wieder erneuen. Sie kennen längst das Unternehmen eines Hrn. Touquet, der die constitutionelle Charte Frankreichs für einen Sous in anderthalb Millionen Exemplaren abgedruckt und — abgesetzt hat. Sie wissen: daß er dieselbe Charte auch auf — Tabacksdosen gesetzt und dergleichen Tabatières à la Charte gleichfalls eine Menge verkauft hat. Diese Idee hat Nachahmer gefunden und in diesen Tagen bot ein Hutmacher an allen Ecken Hüte à la Charte aus, indessen ein Confiseur in den Journalen sich mit — Bonbons à la Charte heiser schrie. Mögen diese Verbreitungen der Charte ihr Gutes haben, so glauben Sie doch gewiß mit mir: daß, auf diese Art fort getrieben, das Ganze von Spekulationssucht zur sinnlosen Spielerei herab sinkt, und das alte „quotidiana vilescunt" dann auch hier sein Recht behaupten dürfte. Eben die ernstesten und heiligsten Interessen sind es, an die wir nicht — bei jeder Prise Taback denken sollen! Zu wie viel à-propos-Erzeugnissen hat bei einer andern Parthei nicht auch die Geburt des Herzogs von Bordeaux Veranlassung gegeben! Von allen diesen unzähligen Produktionen, zu denen Drucker-Pressen wie Maler, Kupferstecher wie Componisten bisher die Hand boten, fielen mir am meisten „Ecrans à la Dieudonné" auf, die seit einigen Tagen feil geboten werden. Diese écrans dienen, wie meine Leser wissen, dazu, das Feuer im Kamin an zu fachen, und sie bilden eine Art Unterhaltungs-Mittel für die Gesellschaft, die im Winter sich um den Kamin versammelt. Man findet diese Fächer in den elegantesten Formen und jetzt hat ein spekulativer Kopf das Bildniß des neugebornen Prinzen darauf gemalt, die Portraits des heiligen Ludwig und Heinrich IV. so darauf angebracht, daß sie, vor die Flamme gehalten, transparent erscheinen, und — er wird mit seinen „écrans à la Dieudonné" (bekanntlich ein Taufname des kleinen Prinzen) gewiß seine Rechnung finden. — Ein anderes à-propos ist ein Jeu des Vampires, ein gesellschaftliches Spiel nämlich, das ein Bilderhändler gerade jetzt zu arrangiren für gut fand, wo der Vampirismus in Paris so an der Tagesordnung ist. — Ueber die Theater weiß ich heut nicht viel Besonderes zu erzählen. Das Wiederauftreten der Demoiss. Mars, nach einer achtmonatlichen Abwesenheit vom Theater, ist eine Art Epoche für das französische Lustspiel, das sich durch diese wunderbare, immer junge, immer reizende Schauspielerin wieder neu belebt hat. Sie erschien als „Elmire" im „Tartüffe" und ward so rauschend begrüßt, als es sich von dem eben so seltenen als verdienten Enthusiasmus der Pariser für sie erwarten ließ. Auf der Bühne, auf der sie das Lustspiel spielt (Théâtre français), ist sonst nach dem, neulich von mir bezeichneten „Clovis" nichts Neues gegeben worden, und im Fache der Tragödie wechselt jetzt dieses Stück mit — „Maria Stuart" ab. — Das „Odéon" hat einen „Phocion" gegeben, der aber früher schon bekannt war und auch neuerlichst wieder gefallen hat. — Daß aber die französischen Tragödien-Dichter nicht feiern, mögen Sie aus folgender Liste der zur Aufführung schon bestimmten Trauerspiele ersehen, die in beiden Tragödien-Theatern bereit liegen: „Don Carlos", von Lefevre (ist schon gedruckt); „Orest", von Mély-Janin; ein bito-Orest von Lamartine und ein dritter noch von Soumet; „Zénobie" und „la mort de César", von Royowz; „Saul", von Lamartine, ein zweiter von Soumet, ein dritter von Brifaut; „Le Paria", vom bekannten Casimir Delavigne; „Leonidas", von Pichat; „Le Duc d'Albe", von Formont; „Charles VI.", von De la Ville, ein anderer von Liardières; „Ebroin", von Ancelot; „Pelage", „Myrrha" und „les Machabées", von Guiraud; „Marcel", von Mély-Janin. Ich will, im Hindeuten auf diesen interessanten Reichthum, nur bemerklich machen: daß, wie man sieht, die Franzosen für die Tragödie den geschichtlichen Weg nicht verlassen, sondern auf ihm, und nur auf ihm fortwandeln, sich frei haltend von allen jenen Ausgeburten, welche die in Deutschland oft mit vielem Recht etwas anrüchige „romantische Poesie" neuerlichst wieder daselbst erzeugte. Die vorhandenen Stücke „Don Carlos" und „Herzog von Alba" erinnern an unsern „Don Carlos"; ich weiß aber noch nicht zu sagen: in wie fern etwa die französischen Dichter Schiller benutzt haben mögen. — Ein Anderes ist es mit „Sigismond", einem neuen Melodram, das ich flüchtig erwähnen will, weil dessen Inhalt fast nur aus Schiller's „Carlos" entlehnt ist, und — sagt ein französischer Kritiker: „C'est tout ce que l'auteur pouvait faire de mieux!" — Wie dieses, so hat auch noch ein anderes neues Melodram: „Mahomet II." in einem der kleinen Theater gefallen. Interessant, aber nur für Paris interessant (wir wollen das immer recht deutlich sagen, denn ich sehe aus mir zukommenden deutschen Blättern: daß es bei den übersetzungs**wüthigen** Theater-Schriftstellern in Deutschland gefährlich ist, ein fremdes neues Stück an zu preisen!), von **localem** Interesse also ist ein neues Vaudeville: „Les folies du Jour", das sich in geistreich-pikanten Verschen über die „Thorheiten des Tages", z. B. über die Vampire, die Politik, die Zauber-Oper „Corisander" u. s. w. lustig macht. Aehnliches gilt von dem Stückchen: „les Bonnes" oder „une Promenade sur les Boulevards neufs", was nur durch die erschütternde Komik des niedrig-komischen Thiercelin, der ein „Kindermädchen" giebt (Nota bene! in einem komischen Theater, den „Variétés"), Beifall erhielt. — An der neuen Oper wird rüstig gearbeitet, und 1100 Menschen schaffen und weben, daß den Parisern nur recht bald das Aergerniß gehoben werde, die **große** Oper in der **kleinen** „Salle Favart" zu sehen (die etwa so groß ist, als das abgebrannte Berliner Theater war). Das erste im neuen Gebäude zu gebende Stück soll „la Lampe merveilleuse" seyn, worin, unter Anderem, ein pompöser Tempel des Lichts vorkommen wird, wozu man — wie ein witziges Journal sagt — sich schon jetzt mit einem Helioskop versehen möge; ein Instrument, dem man bei der diesjährigen Eklipse, wo man es gebrauchte, um in die Sonne zu sehen, diesen Namen gab. Während nun dieses neue Theater-Gebäude und zwei andere, von denen ich neulich erzählte, noch nicht einmal vollendet sind, haben schon einige Unternehmer bei dem Ministerium wegen Erbauung dreier anderer Institute dieser Art um Erlaubniß nachgesucht. Ist dies glaublich für eine Stadt, die mit den drei nächstens vollendeten etwa **dreizehn** besuchte Theater zählt!? — Zu welchen Extremen übrigens die „Théâtromanie" bei Einzelnen führt, bewies in diesen Tagen ein fast komischer Rechtsfall: ein Mensch wurde eingezogen wegen der strafwürdigen Art, mit der er sich — Theater-Billets zu verschaffen gewußt. Er hatte nämlich die Handschriften einiger Theater-Dirigenten nachahmen gelernt und schrieb nun, bald als Direktor des „Vaudeville" an den des „Odéon", bald wieder umgekehrt und so fort, und hatte dadurch eine geraume Zeit sich freie Entreen in die Schauspielhäuser erschrieben; jetzt hat man ihm eine freie Entree ins Zuchthaus bewilligt. (Der Schluß folgt.)

Zu Mons arretirte man neulich einen Landprediger, welcher, im Anfall von Jähzorn, mit der Faust einen Kirchen-Diener, wegen einer Nachlässigkeit, am Fuße des Altars todt schlug. (Courier fr.)

Redakteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurersche Buchhandlung.



Der Gesellschafter
oder
Blätter für Geist und Herz.

1820. Sonnabend den 9. Dezember. 198stes Blatt.

## Der Maler aus Bologna.

13.

Unschlüssig, was ich thun sollte, sah ich zum Fenster hinaus und in demselben Augenblick einen Wagen vorbei rasseln, in dem sich Angelica an meines Freundes, des Hauptmanns Sollingen, Seite lehnte. Keines Wortes mächtig stürzte ich hinaus, rannte, trotz dem fürstlichen Läufer, hinter dem Phaeton her, und nahm unbedenklich, von dem Busenfreund und der treuen Geliebten unbemerkt, als Diener auf dem Packbrett Platz. — Traulich hielt die Hand, die einst auf dem Cassino funfzig Dukaten verspielte, die alabasterne der Italienerin umfaßt, und diese sprach: „Ist's so nicht herrlich, lieber Heinrich?" — „Allerliebst!" meinte er; „nur verwarf ich die unnatürliche Maske der Italienerin." — „O, er glaubte Alles!" entgegnete sie; „nur bei mir stand es, ihm ein zu reden, mein blondes Haar sey rabenschwarz, er hätt' es beschworen! — Wo er nur seyn mag!" — „Der Major hält ihn noch fest! erwiederte er; „zu meinem Glück; denn käm' er, würde mir die kleine Lose doch ungetreu!" — „Liebloser!" sprach diese. „Ja, interessant ist er!" — „Wie diese Aussicht!" meinte er — denn wir fuhren eben über die große Brücke, unter der die Wogen schäumten und herauf flüsterten: „Komm herab, hier unten ist Ruhe!"

Der Wagen hielt vor der Stadt Wien, und ich behauptete meine Rolle. Dienstfertig sprang ich vom Wagen, öffnete den Schlag und reichte dem Paar die Hand zum Aussteigen. — „Waldow!" rief er; „Ludwig!" sie; ich aber entgegnete laut lachend: „Allerliebst! Nur verwerf' ich die Maske der Italienerin! — Gottlob! die Täuschung floh, und ich schwöre nicht mehr: daß diese blonden Haare schwarz sind, wie das Herz der Besitzerin. — Wir aber sprechen uns auf Pistolen, Herr von Sollingen!" — „Gewiß nicht!" entgegnete dieser lächelnd, der weinenden Angelica den Arm reichend. Er führte sie ins Hotel.

Ich blieb ungewiß stehen, als aus einem Fenster des ersten Stockes eine bekannte Stimme herab rief: „Ludwig! Ludwig!" — Ich sah hin, woher die Stimme kam — es war meine Mutter, meine Schwester in höchsteigener Person.

14.

Mächtig rief in mir die Stimme der Natur. Ich vergaß für Augenblicke, was mich eben bedrängte und eilte in die Arme der besten aller Mütter, der zärtlichsten Schwester. — „Du hier?" rief diese. „Ich habe Dich wieder!" rief Jene, mich umschlingend. „Zum Vergnügen nur oder in Geschäften?" fragten Beide, und ich antwortete: „Theuerste Mutter, im Dienst! Eine Festung wollte ich stürmen, aber der Kommandant kapitulirte bereits; bei dem Trau-Pult vorbei kam ich jetzt hieher, nachdem ich acht Tage in Himmel und Hölle saß — nun bin ich frei!" Thränen entstürzten meinen Augen und tief bewegt rief ich, Louisen umschlingend: „Ich ward heillos betrogen!" — „Armer Bruder!" sprach diese theilnehmend; „wie beklag' ich Dich — aber fragst Du denn nicht, was uns hierher treibt?" — „Mein bester Genius ohnfehlbar!" — „Auch

der meinige! Herzens-Bruder!" — „Wie versteh' ich das?" — „Sie ist Braut!" sprach die Mutter, und ich entgegnete, die Erröthende küssend: „Braut? eine glückliche also, das sagen diese leuchtenden Augen!" — „Die glücklichste! Ein Mann ward mir vom edelsten Gepräge: der Hauptmann von Sollingen! Du kennst ihn ja?" — „Der ist der Trefliche? Nun, ich gratulire! doch vorher schieß' ich mich mit dem Hauptmann auf Leben und Tod!" — „Bist Du bei Sinnen?" fragte die Mutter. — „Seit einer Stunde, ja! in ihr lernte ich einen süßen Freund kennen, der sein Gold verspielte, das meinige borgte und gütigst die Hand zum schändlichsten Betruge bot." — „Gemach!" sprach das Original zu dem eben gelieferten Conterfey, indem es auf meine Schulter klopfte. — „Heinrich!" rief Louise, an seinen Hals hüpfend — ich aber schrie: „Und Sie wagen es, Elender?!" — „Unbedenklich!" erwiederte er; „mein Schwager, mein' ich, wird doch Vernunft annehmen!" — Ich warf einen Blick der tiefsten Verachtung auf ihn und sprach zu Louisen: „Sah'st Du die Dame, mit der er eben ankam?" — „So ja wohl! Gefällt sie Dir?" — „Sie ist seine erklärte Geliebte! Nun magst Du zusehen!" — „Geliebte?" rief die Betrogene, mit der Mutter um die Wette lachend; „Geliebte? Nun, die fürcht' ich nicht! Seine Schwester kann er doch nimmermehr heirathen!" — „Arme Getäuschte! Eine Verschmitzte ist's, eines Malers Kind — des Cavalli; Du kennst sie ja!" — „Cavalli?" sprach die Mutter; „nun, der ist gewißlich nicht hier!" — „Bei Cheapponi hockt er!" rief ich; „Mousseux schlingt er und Austern! — Vive la bouteille! — Ich sollte mittrinken! Nun, es war mir eben gelegen, mit so Einem zu trinken!" — „Keine Beleidigungen, Herr!" sprach der aus dem Nebenzimmer tretende Maler; „die verbitt' ich mir ernstlich, zumal von meinem Neffen!" — „Ihr Neffe? auf die Ehre leiste ich gänzlich Verzicht!" — „Kennst Du denn den Onkel nicht mehr?" fragte die Mutter, „der vor zehn Jahren nach Italien reiste und stets ein guter Maler war?" — „Ihren Bruder Adolph?" rief ich — und die Schuppen fielen mir von den Augen.

15.

Enthüllt war mir nun ein Gewebe von tückischer Bosheit, die wohlmeinend das Beste befördern sollte, und es war ihr gelungen! — Dank den Schauspielern, die ihre Rollen treflich hielten! — Unter ihnen stand Mama als Regisseur oben an; sie leitete Alle hinter den Coulissen.

„Ein schönes Ganzes!" rief ich laut lachend. „Sie, mon oncle, der polternde Alte; ein Omnipotens in des Majors Person; Du, mein Sollingen, ein treflicher Posa; selbst des Majors Stubenmädchens hatte ihre Soubretten-Rolle; deutlich aber wird mir Nathan's Grimm, hundert Prozent, die ich bot, nicht nehmen zu dürfen, der Major steckte dahinter! — Du, Louise, endlich figurirtest als Souffleur und ich —." — „Als verlorner Sohn!" entgegnete diese, gekränkt von dem widrigen Fach, das ich ihr eben zutheilte. „Aber, Bruder, Du vergaßest die Prima Donna!" — „Angelica!" rief ich, der Schwester Hand an mein Herz ziehend. — „So!" sprach diese, „das Stück ist aus, nenne die Schauspielerin bei ihrem Namen: Mathilde von Sollingen, Onkelchens Erbin." — „Ach, und meine Feindin! Wie kann sie mir vergeben! Ich war blind!" — „Frage selbst!" entgegnete die Schwester; Angelica-Mathilde, schöner als je, trat herein. — Jedes Wort, das ich von diesen Lippen gehört, jeder Laut der holden Stimme stand in diesem Augenblick mit Flammenzügen in meinem Herzen. Schüchtern nahte ich der mild Lächelnden und bat, ihre Hand ergreifend: „Lassen Sie es bei dieser Prüfung bewenden!" — Ihr Blick, der Druck der weichen Hand sagten mir, daß ich nicht vergebens bat. Hocherfreut zog ich sie an mein ungestüm pochendes Herz, der geprüfte Freund that mit der Schwester ein Gleiches, und segnend legte die gerührte Mutter ihre Hände auf beide Paare.

„Nun trinkt er doch Mousseux!" rief der lachende Onkel; „bei Cheapponi verschmähte er ihn! — Komm nur, Herzensjunge!" rief er, mich umarmend; „Du vergiebst mir doch den Spaß?" — „Und wie gern!" sprach ich betheuernd; „aber nehmen Sie nun auch Ihrer Arbeit Lohn, da die funfzig Friedrichsd'or!" — „Die schicken wir den Armen!" entgegnete er. — „A propos!" fragte ich Sollingen; „wie ward denn die Spielschuld von Dir verwendet?" — Leise sprach er mir ins Ohr: „Schmelzels Rieckchen empfing sie zur Aussteuer, Freudenthränen weinte sie!" — Die letzte Beschämung zog über mein Angesicht und ein glückliches Leben begann; denn da nun auch Levi, Nathan und der Schneider abgefunden, des Majors hochbusiges Stubenmädchen und Püttner ein Paar sind, kommt kein Störenfried mehr in unsern frohen Kreis.

Rob. Feretto.

## Tammeamea, König der Sandwichs-Inseln.

(Fortsetzung.)

Da stand ich nun neben dem berühmten Tammeamea,*) der die Aufmerksamkeit von ganz Europa auf sich gezogen, und mir jetzt durch seinen Anstand und durch sein ungezwungenes freundliches Benehmen das größte Zutrauen einflößte. Er führte mich in seinen Stroh-Palast, der, nach hiesiger Landesart, nur aus einem einzigen geräumigen Saale besteht, und, wie alle Häuser hier, dem Landwinde sowohl wie dem See-

*) Sein höchst ähnliches Portrait wird den ersten Theil dieser Reise als Titelkupfer zieren.

winde freien Durchzug gestattet, wodurch die dringende Hitze gemildert wird. Man bot uns recht niedlich gearbeitete europäische Stühle, setzte einen Mahagoni-Tisch vor uns, und so hatten wir sämmtliche Meubeln des Palastes im Besitz. Obgleich der König steinerne, europäisch gebaute Häuser besitzt, so zieht er diese einfache Wohnung doch vor, um die Landessitte nicht zu verletzen. Alles was er als nützlich erkennt, ahmt er nach und sucht es seinem Volke bei zu bringen; Paläste von Stein scheinen ihm aber überflüssig, da die Strohhäuser bequem sind und er nur das Glück, nicht aber die Bedürfnisse seiner Unterthanen vermehren will. — Tammeamea's Anzug, der aus einem weißen Hemde, blauen Hosen, einer rothen Weste und einem schwarzen Halstuch bestand, fiel mir auf, denn ganz anders hatte meine Phantasie seinen königlichen Schmuck mir ausgemalt; zuweilen aber soll er sich prachtvoll kleiden, indem er mehrere gestickte Uniformen und Kleidungsstücke besitzt. Die Vornehmen, welche, bei unserer Audienz gegenwärtig, alle auf dem Fußboden Platz genommen hatten, waren in einem noch sonderbareren Costüm als der König; denn die schwarzen Fracks auf dem bloßen Leibe nehmen sich höchst lächerlich aus; dazu kommt, daß sie ihnen selten passen, da sie von amerikanischen Schiffen eingetauscht sind, wo die Leute nicht leicht die Größe und Dicke der vornehmen Sandwichauer erreichen. Dem Einen der Minister saß die Taille hoch auf dem Rücken; nur mit der größten Gewalt war der Rock zusammen gezogen, er schwitzte in seinem engen Staat und man sah ihm sein Elend an; aber die Mode erlaubte ihm nicht, sich von dieser Last zu befreien. Es ist sonderbar, daß die Wilden uns Europäer noch übertreffen in Ertragung der Unbequemlichkeiten, welchen die Gewalt der Mode sich unterwirft. — Die Schildwachen an der Thür waren ganz nackt, eine Patrontasche mit einem Paar Pistolen hatten sie um den Leib gebunden und eine Flinte hielten sie in der Hand. — Nachdem der König uns recht guten Wein eingeschenkt und selbst auf unsere Gesundheit davon getrunken hatte, machte ich ihm meine Absicht bekannt: hier frische Lebensmittel, Wasser und Holz ein zu nehmen. Ein junger Mann, Namens Cook, der einzige Weiße, den der König um sich hatte, war gewandt, nicht ohne Bildung und sprach fertig die Sprache des Landes; er hatte früher auf einem Schiffe als Steuermann gedient, sich aber schon vor mehreren Jahren auf dieser Insel nieder gelassen, wo er in des Königs Gunst stand und ein beträchtliches Stück Land besaß; dieser machte jetzt den Dollmetscher zwischen uns. Tammeamea ließ mir Folgendes sagen: „Ich erfahre, daß Sie Anführer eines Kriegsschiffes und auf einer ähnlichen Reise wie Cook und Vancouver begriffen sind, folglich sich mit dem Handel nicht abgeben. Ich bin deshalb gesonnen, keinen mit Ihnen zu treiben, sondern Sie unentgeldlich mit Allem zu versorgen, was meine Inseln hervor bringen; diese Sache ist hiermit abgethan und bedarf weiter keiner Erwähnung. Jetzt aber bitte ich Sie, mir zu sagen: ob der Wille Ihres Kaisers ist: daß seine Unterthanen mich in meinem hohen Alter anfangen zu beunruhigen? Seit Tammeamea König dieser Inseln ist, hat kein Europäer Ursache gehabt, sich über ein Unrecht zu beklagen, das ihm hier widerfahren wäre. Ich habe meine Inseln zur Freistatt aller Nationen gemacht und jedes Schiff, das Lebensmittel zu haben wünschte, mit Rechtschaffenheit damit versorgt. Vor einiger Zeit kamen von der amerikanischen Colonie Sitka Russen her, eine Nation, mit der ich früher nichts zu thun gehabt hatte; diese wurden freundlich aufgenommen und mit dem Nöthigen versorgt; aber sie haben mir schlecht gelohnt, indem sie auf der Insel Wahu meine Unterthanen feindselig behandelten und mit Kriegsschiffen drohten, welche die Inseln erobern sollten; indeß, so lange Tammeamea lebt, wird das nicht geschehen! — Ein russischer Arzt, Namens Scheffer, welcher vor einigen Monaten herkam, gab vor: von dem Kaiser Alexander hergeschickt zu seyn, um auf meinen Inseln zu botanisiren. Ich hatte viel Gutes von dem Kaiser Alexander gehört und besonders gefiel mir seine Tapferkeit; ich erlaubte also dem Herrn Scheffer, nicht nur zu botanisiren, sondern versprach ihm jeden Beistand, schenkte ihm ein Stück Land mit Bauern, wodurch es ihm nie an Lebensmitteln fehlen konnte; mit einem Wort, ich suchte ihm den Aufenthalt hier so angenehm als möglich zu machen und ihm keine seiner Forderungen zu verweigern. Was aber war die Folge von meiner Gastfreundschaft? Schon in O Waihi vergalt er meine Güte mit einem Undank, den ich geduldig ertrug; hierauf reiste er, seinem Wunsche gemäß, von einer Insel zur andern, und ließ sich endlich auf der fruchtbaren Insel Wahu nieder, wo er sich als mein ärgster Feind bewies, indem er dort das Murai, unser Heiligthum, zerstörte, und auf der Insel Otawai den König Tamary, der sich meiner Macht schon vor Jahren unterwarf, gegen mich aufwiegelte. Dort befindet sich Scheffer noch in diesem Augenblick und bedroht meine Inseln."

(Die Fortsetzung folgt.)

## Schlachtopfer des Luxus.

Die ihr der thronenden Mode das Knie beugt, prunkende Schönen!
Rauschend im seid'nen Gewand, rauschend im stattlichen Tuch,
Welcher, mit Schildern umrändet, vom Nacken zur Ferse herab wallt —
Wägt in des ernsten Gemüths heimlichem Grund' ihr die Pein,
Ach! des Seidenwurms, des gespinnstumwickelten, Pein im
Dörrenden Ofen, ach! oder den Mord des Insekts,
Das die prahlende Farb' euch sterbend bereitet? — Erröthet! —
„Mundet euch Männern doch auch, siedend gemartert, der Krebs!"

Fr. Raßmann.

## Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

Paris. (Schluß.) Auch eines Gemäldes will ich gedenken, das, wie man sagt, für die Privat-Sammlung einer hohen Person nach Berlin abgehen wird. Es ist von dem berühmten Gérard, und aus der „Corinne" der Gegenstand dazu entlehnt. Die Situation ist folgende: „Corinne était allé s'asseoir à l'extremité en cap Mixène, sur le bord de la mer. Oswald se hâte de l'y suivre, mais comme il arrivait près d'elle, la société qui les accompagnait le rejoignit aussitôt, pour supplier Corinne d'improviser dans ce beau lieu.... Elle se laissa ramener sur le tertre où l'on avait placé sa lyre... La lyre était préparée, et tous ses amis prêt à l'entendre." Das Bild hat große Schönheiten; die Abendsonnen-Beleuchtung erinnert fast an Vernet. Im weißen, goldgestickten Gewande sitzt Corinne auf einem Felsen am Rande des Meeres. Ihre Freunde, die am Ufer in der entgegen gesetzten Ecke des Bildes ihres Gesanges harren, sind: Oswald, ein Neapolitaner, ein Grieche und einige englische Frauen, und der Künstler hat Allen durch nationale Physiognomieen und Trachten verschiedenen Ausdruck, und seinem Bilde dadurch ein eigenes Interesse mitgegeben. Nur so viel; denn eine detaillirte Erörterung von Einzelnheiten hat doch für diejenigen keinen Reiz, die das Gemälde nicht kennen. — Lieber nenne ich meinen fernen Lesern heute wieder einiges Interessante aus der neuesten Literatur. Ein neuer Roman des unglaublich fruchtbaren Pigault-le-Brun, nämlich: „l'Observateur ou Monsieur Martin", enthält pikante Sittenschilderungen, die aber eigentlich doch nur das Leben und Treiben in Paris betreffen. Der Verfasser hat mit diesem Buche seinen ein und siebenzigsten Band geschrieben, und er bildet, mit Mad. de Genlis und Dumenil, das fruchtbarste neuere Schriftsteller-Kleeblatt, das zusammen nahe an 300 Theile in die Welt befördert hat. Daß namentlich der Romanschreiber Pigault-le-Brun bei dieser Schnellfingrigkeit nicht immer gehaltvoll seyn kann, versteht sich von selbst, und auch sein neuester vorliegender Roman beweist dies. Oft ahmt Pigault-le-Brun (wie so manche andere Schriftsteller seines Zuschnitts) darin dem Schöpfer nach: daß er aus Nichts Etwas, und zwar dicke Bände macht; doch wollen wir ihn hier nicht einer zu strengen Prüfung unterwerfen, denn

Dans un roman frivole aisément tout s'excuse,
C'est assez qu'en passant la fiction amuse.

— Ich kann es mir nicht versagen, als charakteristisch für die interessante Capitale, auf welche diese Berichte sich beziehen, hier ein Urtheil mit zu theilen, was der Herr Martin über Paris fällt. Er sagt: „Paris est une ville immense, où l'on trouve un monument à coté d'un cloaque: une place magnifique où aboutissent des rues infectes, plus de boutiques que d'acheteurs, autant de filles que de femmes décentes, d'escros que d'honnêtes gens, de spectacles que d'eglises," (wenn nicht noch mehr spectacles —) „où l'on rencontre en même tems un enterrement et un baptême, où l'on se croise, où l'on se heurte dans tous les sens, où l'on ne peut marcher librement ni à pied, ni en carosse, où l'on avale des flots de poussière" (das ist denn doch so arg nicht!) „quand le tems est sec, et où on est couvert de boue quand il pleut," (leider, ja!) „où dans ce qu'on appelle la bonne société on ne rencontre que des oisifs, des ambitieux, des intrigans, enfin des femmes qui se hâtent de dépenser leur temps, leur santé et leur argent." — Der Monsieur Martin ist ein bischen Querkopf, denn — es läßt sich, trotz dieser Mängel und Gebrechen, in Paris ganz anständig und angenehm leben! — In einer andern Klasse der Gesellschaft haben die neuen „Mémoires de Madame Roland" Glück gemacht. Mad. Roland hat in der Revolution mit tausend Andern einen großen Glückswechsel erfahren: von dem glänzenden Ministerhause, das sie als Gattin des Ministers dirigirte, ging sie durch die Gefängnisse des Tempels zum Schaffot! In diesen hinterlassenen Memoiren giebt die geistreiche, beredte Augenzeugin ein Gemälde des Hofes von dem Jahre 1791, des Uebergangs des Königthums zur Republik, des Todeskampfes der „Gironde" mit der „Montagne"; sie malt mit Liebe und mit Wärme die berühmten Personen ihrer Zeit, und wie sollte ihr Buch da nicht das lebhafteste Interesse erregen? — Ich schließe meinen heutigen Bericht mit der Erzählung eines Vorfalls, die einer Nation wie der deutschen, welche Bürgers „Lied vom braven Mann" und Goethe's „Johanna Sebus" als National-Gedichte schätzt, interessant seyn dürfte, und die eines der hiesigen offiziellen Journale ganz mit folgenden Worten giebt, deren Wahrheit also verbürgt ist: Am 12. Oktober Mittags war ein Schiff, mit frischen Seefischen beladen, bei Quiberon durch heftigen Sturm so von seiner Bahn abgeworfen worden, daß es in der gefährlichsten Lage, eine Viertel-Meile von der Küste, lange hin und her kreuzte, ohne Aussicht zum Landen zu gewinnen. Bald war der Tod gewiß, und der Capitain beschloß, sein Rettungs-Boot aus zu setzen. Er hatte als Passagier eine Dame am Bord, welche ihre sechsjährige Tochter bei sich führte. Diese unglückliche Mutter erwartete in der Kajüte, ihr Kind im Arme, jeden Augenblick den Tod, um ihre Qualen zu enden. Da bemerkt sie, daß die Seeleute Anstalten zur Rettung treffen. Mit Mühe streckt sie den Kopf hervor, befragt den Führer des Schiffes nach seinen Dispositionen, der antwortet aber: „Empfehlen Sie Ihre Seele dem Herrn; Sie und Ihr Kind sind unwiderruflich verloren!" Er verläßt sie und bereitet sich mit seinen Leuten und einem andern vierzehnjährigen Passagier zur Abfahrt, indeß die unglückliche Mutter den Himmel unaufhörlich nur um ihres Kindes Rettung anfleht. Die Schiffbrüchigen landen, und die erste Frage, welche das im Hafen neugierig versammelte Volk an sie richtet, ist: ob Niemand im Schiff zurück geblieben sey? Ein allgemeiner, lebhaft ausgedrückter Unwille empfing die Feigen, die eine schwache Frau so unmännlich verlassen konnten, gefühllos sich nur der eigenen Rettung freuend; und Einer der Zuschauer, ein Matrose von Quiberon, Namens Kerhero, wirft sich ins brausende Meer und nach tausend vergeblichen Anstrengungen gelangt er ans Schiff. „Gieb mir dein Kind!" ruft er der, mit dem Tode ringenden Mutter zu, „und sey überzeugt, daß ich dich wiedersehe, wenn mir Gott verleiht, es zu retten!" Seine Bemühungen lohnte der glücklichste Erfolg. Das Kind wird ans Land gesetzt und, seinem Versprechen getreu, wirft sich der wackere Kerhero noch einmal in die Fluth, erreicht das Schiff und bringt auch die Mutter glücklich ans Land, wo ihm unaufhörlicher Jubel entgegen schallt! R.

Als man den bekannten Francis Burdet öffentlich um seine Meinung über den Prozeß der Königin von England befragte, äußerte er: „Als Radikaler nehme ich die Parthei der Königin Caroline; als Gatte und Vater würde ich aber nie zugeben, daß eine solche Frau mit mir in einem Hause wohnte." (Quotid.)

Folgende Heil-Kur ward unlängst in England versucht: Ein zweijähriges Kind verschluckte eine Portion ätzender Auflösung, gegen Ratten bestimmt, und brach sich augenblicklich sehr heftig. Man gab ihm eine Menge Oliven-Oehl zu trinken; nach 6 Stunden war aber das Brechen noch immer nicht vermindert; der Puls schlug rasch, das Kind empfand brennenden Durst und seine Haut ward eiskalt. John Mortimer, Wundarzt, befahl nun, ihm ein Quentchen schwefelhaltende Potasche in $1\frac{1}{2}$ Maaß laulichem Zuckerwasser zu geben, und zwar abwechselnd mit 12 geschlagenen Eiweißen; auch verordnete er Lavements von Seifenwasser. In 24 Stunden etwa verschluckte das Kind 67 Eiweiße, genoß die ganze Portion Trank, und am dritten Tage war es wieder hergestellt. (Constitut.)

Redacteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurersche Buchhandlung.




# Der Gesellschafter
oder
# Blätter für Geist und Herz.

1820. Montag den 11. Dezember. 199stes Blatt.


## Was ist Verstand und Vernunft?

Jeder tüchtige Handwerksmann kennt sein Handwerkszeug und wahrlich nicht bloß dem Namen nach. — Die Herren Philosophen sollten also von Rechtswegen, und da sie auf so viel höhere Einsichten Anspruch machen, ihre Kopfwerkzeuge, Verstand und Vernunft, noch weit bestimmter kennen; dies scheint aber, sonderlich in diesem Augenblick, so wenig der Fall zu seyn: daß man sich bei dem unterbrochenen Thurmbau zu Babel zu befinden glaubt, wenn man sie darüber hört.

Da deklamiren uns Einige mit großem Pathos vor: daß die Vernunft das Höhere sey, da doch nach dem Sprachgebrauche (quem penes arbitrium est et jus et norma loquendi!) offenbar der Verstand das Höhere ist. Denn Vernunft haben die Menschen sämmtlich (die etwa ausgenommen, welche in ein gewisses Häuschen verwiesen werden); aber Verstand haben sie nicht alle, wenn sie auch vor der Polizei sicher sind. — Andere gehen in dieser ganz willkührlichen Bestimmung der Begriffe noch um einen derben Schritt weiter, und radotiren sogar von einem mageren Verstande, den es allerdings giebt, wenn sie den ihrigen meinen; aber sie meinen zum Unglück den menschlichen Verstand überhaupt, und da sind sie ganz unrecht berichtet. Denn wo in der menschlichen Gesellschaft irgend etwas Großes und Ausgezeichnetes geredet oder gemacht worden ist, da ist es durch Nachdenken, Ueberlegung und Klugheit vornehmlich, also vorzugsweise durch den tüchtigen und richtigen Gebrauch des Verstandes zum Vorschein gekommen. — Darf man sich darüber wundern, wenn die Schüler solcher Herren alles Ernstes versichern: „daß, wenn der Mensch recht vernünftig seyn wolle, er zuvor allen Verstand verleugnen müsse?" — Schon die im verflossenen Jahrhundert so berühmte Leibnitz-Wolfsche Schule verfuhr in Bestimmung beider Begriffe ziemlich sprachwidrig; denn nach ihr war der Verstand das Vermögen, zu urtheilen, und die Vernunft das Vermögen, zu schließen. Auch davon weiß der Sprachgebrauch keine Sylbe; denn er nennt mit mehr als gewöhnlicher philosophischer Consequenz das neugeborne Kind, zum Unterschied von dem neugeworfenen Thiere, ein vernünftiges Geschöpf, und hat dabei das bekannte Sprüchwort: „der Verstand kommt nicht vor den Jahren!" allen Schul-Philosophieen zum Trotz von Mund zu Munde gehen lassen. Nach dem Sprachgebrauche, der sich selbst von wirklich scharfdenkenden Philosophen durchaus keine Gesetze vorschreiben läßt, sind also Vernunft und Verstand wie angebornes Genie und ausgebildetes Talent verschieden, und nicht jene, sondern dieser ist das Höhere. — Ein Sokrates dürfte noch hinzu fügen: „Wollt ihr nun recht genau wissen, was der Verstand als ausgebildete Vernunft eigentlich ist, so macht es wie ich: umgebt die Hörsäle der Sophisten und begebt euch auf den öffentlichen Markt des Lebens!" H. H.

## Tammeamea, König der Sandwichs-Inseln.

(Fortsetzung.)

So lautete die Erzählung des Königs, für deren Wahrheit ich nur in so fern bürgen kann, als Tam-

meamea jeden Europäer, der sich bei ihm nieder läßt, bei einer guten Aufführung sehr vorzieht und allgemein als ein biederer, rechtschaffener Mann bekannt ist. — Herrn Scheffer kenne ich nicht persönlich, habe aber späterhin erfahren, auf welche Weise er auf die Sandwichs-Inseln gerieth. Er diente nämlich als Arzt auf dem, der russisch-amerikanischen Compagnie gehörigen Schiffe Suworof, das, unter Führung des Lieutenant Lasaref, im Jahr 1814 von Kronstadt nach Sitka ging. Lasaref ließ, aus mir unbekannten Gründen, Doctor Scheffer im Jahr 1815 in Sitka zurück, und trat seine Rückreise nach Europa ohne Arzt an. Herr Baranof, welcher sich als Direktor aller russisch-amerikanischen Colonieen gewöhnlich in Sitka aufhält und dessen Ruf nicht der beste ist, nahm ihn in seinen Schutz und schickte ihn nach den Sandwichs-Inseln; in welcher Absicht? das ist unbekannt. Was er dort getrieben, erfuhr ich an Ort und Stelle.

Ich betheuerte Tammeamea: daß die schlechte Aufführung der Russen hier durchaus nicht auf den Willen unsers Kaisers zu schieben sey, da dieser nie seinen Unterthanen eine unrechtmäßige That befehle; die Größe seines Reichs verhindere ihn aber, die schlechten Handlungen gleich zu erfahren, welche indeß nie unbestraft blieben, wenn sie zu seinen Ohren gelangten. Meine Versicherung: daß der Kaiser nicht gesonnen sey, seine Inseln zu erobern, erfreute den König sehr; die Gläser wurden sogleich auf die Gesundheit des Kaisers geleert; er ward auch herzlicher als zuvor, und wir konnten uns keinen angenehmeren und zuvorkommenderen Wirth wünschen. Mit einer für sein Alter bewundernswürdigen Lebhaftigkeit führte er die Unterhaltung, that allerlei Fragen über Rußland und machte Bemerkungen. Nicht immer war Cook im Stande, die Worte des Königs zu übersetzen, welche der O Waihischen Sprache eigenthümlich und so witzig waren, daß seine Minister oft in ein lautes Gelächter ausbrachen. — Eine von Tammeamea's Frauen spazierte bei unserm Hause vorbei und wünschte mir durch die Thür freundlich einen guten Tag; durfte aber nicht herein treten, da dieses des Königs Speisehaus war. Mit des Königs Erlaubniß machten wir in Cooks Begleitung einen Spaziergang, wobei uns fünf nackte Soldaten als Ehrenwache mitgegeben wurden. Wir besuchten die Favorit-Königin Kahumanna, deren Vancouver erwähnt, fanden bei ihr auch die beiden andern Frauen, und wurden von Allen freundschaftlich empfangen. Das Haus, welches Kahumanna bewohnt, ist niedlich gebaut und im Innern sehr reinlich; die Dielen, worauf die drei Frauen nach asiatischer Sitte Platz genommen, waren mit feinen, hübsch gearbeiteten Matten bedeckt; sie selbst ziemlich verhüllt in dem feinsten hiesigen Zeuge. Kahumanna saß in der Mitte, an ihren beiden Seiten hatten die andern Frauen Platz genommen und ich erhielt die ehrende Einladung, mich ihnen gegenüber auch auf die Diele zu setzen; sie thaten mehrere neugierige Fragen, die ich durch Cook zu ihrer Zufriedenheit beantwortete. Es wurden Wasser-Melonen gebracht, und Kahumanna war so artig, selbst eine zu zerschneiden und mir ein Stück davon zu reichen. — Die Hauptbeschäftigung der königlichen Frauen besteht in Tabackrauchen, sich das Haar auskämmen, mit einem Fächer die Fliegen vertreiben und im Essen. Nur Tammeamea raucht nicht; sonst aber ist dieser Gebrauch auf den Sandwichs-Inseln seit einigen Jahren so gewöhnlich, daß kleine Kinder früher rauchen als gehen, und die Erwachsenen das Rauchen so übertreiben, daß sie davon sinnlos nieder fallen und oft daran sterben. Die Tabacks-Pflanze, welche von Europäern hergebracht ist, wird mit Sorgfalt cultivirt und ist einheimisch geworden; der Geruch ist sehr angenehm, der Taback aber äußerst stark. Der Pfeifenstiele bedürfen sie hier nicht; die Pfeifenköpfe aber, welche sie nach Landessitte immer an der Seite hängen haben, machen einen Theil des königlichen Schmuckes aus; diese waren von der Größe der beträchtlichsten Meerschaum-Pfeifen, aus dunkelm Holze gearbeitet und mit Messing beschlagen, was aber nur reiche Leute haben können. Mit vielem Wohlbehagen that Kahumanna einige Züge aus der Pfeife, schluckte einen Theil des Rauchs nieder und ließ den übrigen durch die Nasenlöcher heraus; halb betäubt reichte sie mir die Pfeife, und als ich dankte, gab sie dieselbe, verwundert über meine europäische Dummheit, ihrer Nachbarin, und diese überließ sie nach einem kurzen Genuß der dritten Frau; sobald auf diese Weise die Pfeife geleert war, wurde eine neue gestopft und begann den nämlichen Kreislauf. Die zweite Beschäftigung der Damen ist das Frisiren ihres, nach der Mode kurz geschnittenen Haars; nur über der Stirn lassen sie es ein Paar Zoll lang wachsen, schmieren es mit einer weißen, klebrigten Masse ein und kämmen es in die Höhe; die schneeweißen Strahlen, die dadurch über das dunkelbraune Gesicht empor steigen, geben demselben ein abentheuerliches Ansehen. Alle drei Königinnen waren sehr große dicke Weiber, die ein halbes Jahrhundert überlebt hatten und wohl nie hübsch gewesen seyn mochten. Ihr Anzug unterschied sich von dem der übrigen Damen durch verschiedene seidene Tücher. — Vor der Thür saß auf einer Matte die Tochter des Königs, ein ziemlich hübsches Mädchen. Hinter ihr stand ein kleiner Neger-Knabe, der ihr einen seidenen Schirm über den Kopf hielt, um sie vor den Sonnenstrahlen zu schützen; ein Paar andere Knaben verscheuchten mit rothen Federbüschen die Fliegen aus ihrer Nähe; die ganze Gruppe nahm sich niedlich aus. — Als ich aufstehen wollte, hielt mich Kahumanna zurück,

um sich noch mit vieler Theilnahme nach Vancouver zu erkundigen; dieser hatte nämlich während seines dortigen Aufenthalts Tammeamea mit Kahumanna entzweit gefunden und Versöhnung gestiftet. Die Nachricht seines Todes schien sie zu betrüben. — Nachdem wir die Frauen des Königs verlassen, besuchten wir seinen Sohn. Cook erzählte mir: daß dieser Prinz, als Thronfolger, schon in die Rechte des Vaters getreten sey, welche in Erfüllung der wichtigsten Tabu's *) bestehen. Tammeamea hat dieses aus politischen Gründen so eingerichtet, damit nach seinem Tode keine Revolution entstehe; denn sobald der Sohn das wichtigste königliche Tabu vollbringt, ist er heilig, steht mit den Priestern in Verbindung und Niemand wagt es, ihm den Thron streitig zu machen. Der Prinz erhält, wenn er in die Rechte des Vaters getreten, den Namen Lio-Lio, d. h. Hund aller Hunde, und als einen solchen fanden wir ihn wirklich. Wir traten in ein reinliches Häuschen, in welchem Lio-Lio, eine lange, dicke, nackte Figur, ausgestreckt auf dem Bauche lag und nur träge den Kopf erhob, um seine Gäste an zu schauen; neben ihm saßen einige nackte Soldaten mit Gewehren, welche das Ungeheuer bewachten; ein junger hübscher Sandwichaner verscheuchte ihm mit einem rothen Federbusch die Fliegen, und ich hätte lieber diesen, seiner interessanten Physiognomie und seines anständigen Betragens wegen, für des Königs Sohn gehalten. Tammeamea, der sich durch seine weise Regierung einen Nachruhm erworben und den Grund zur Bildung und Cultur seines Volks gelegt hat, müßte einen Nachfolger haben, der das angefangene Werk des Vaters mit Eifer und Vernunft fort setzte. Für die Schiffahrt wäre es sehr wichtig, wenn die Sandwichs-Inseln mit Europa auf demselben Grad der Cultur ständen, und die Engländer, welche diese Inseln unter ihre Protektion genommen, sollten dafür sorgen: daß nach Tammeamea's Tod ein vernünftiger Mann ihm folgte und jede Revolution vermieden würde. Auch verdient Tammeamea wohl, daß man ihm hier ein Denkmal errichte. — Mit vieler Trägheit richtete sich endlich der Hund aller Hunde auf, und ein dummes nichtssagendes Gesicht gaffte uns gähnend an. Meine gestickte Uniform schien seinen Beifall zu haben, denn er sprach weitläuftig darüber mit einem Paar nackten Kammerherren. Sein Alter konnte ich nicht erfahren, da man hierüber keine Rechnung führt; ich schätzte es ohngefähr auf 22 Jahr, und glaube, daß seine ungeheure Corpulenz von der liegenden Lebensart herrührt.

Zu Mittag kehrten wir nach Tammeamea's Wohnung zurück, wo ich überrascht war, am Ufer 60 bis 70 Fuß lange Last-Boote, ganz nach europäischer Art gebaut, zu sehen, die dazu gebraucht werden, Lebensmittel von einer Insel zur andern zu transportiren. Tammeamea bemüht sich, europäische Schiffsbaumeister in sein Land zu ziehen, und bezahlt ihren Unterricht gut. — Während unsers Spazierganges waren wir immerfort von einer Menge Männer und Weiber begleitet, die viel Lärm und Spaß machten, sich aber dabei anständig betrugen. Tammeamea empfing uns freundlich, und nach einigen Fragen: wie mir der Ort gefallen? ließ er uns Wein reichen, und führte uns hierauf in ein niedliches, dicht neben dem Murai gebautes Häuschen, wo der Tisch schon, nach europäischer Art, gedeckt stand. Er gab vor: daß in dem Hause, wo wir früher gewesen, kein Schweinfleisch gegessen werden dürfe, weil seine Weiber in dessen Nähe wohnten; Jung aber, der den König ganz studirt hat, erklärte mir die Sache anders; er meinte nämlich: der König habe das Haus neben dem Murai, worin er seine Opfer-Mahlzeiten gewöhnlich hält, deshalb zu unserm Speisehaus gewählt, weil er das zu unserer Bewirthung gebackene Schwein seinen Göttern, aus Dankbarkeit für die Versöhnung mit den Russen, opfern wolle. Bei den Mahlzeiten der Männer dürfen die Weiber bei Todesstrafe nicht zugegen seyn; weshalb auch jede Familie, außer den Wohnhäusern, noch ganz andere besitzt: das Speisehaus der Männer und das der Weiber. Die Tafel war nur für uns Europäer gedeckt und der König sammt seinen Ministern genoß nichts, obgleich sie gegenwärtig waren, weil, wie er sagte: das Schweinfleisch heute für ihn Tabu (verboten) sey. Das Opferschwein, welches auf einem Palmenzweige in der Mitte des Tisches ruhte, war von einem der Minister unter verschiedenen Ceremonien zerlegt, und außer dieser Speise bewirthete man uns mit süßen Pataten, Jams und gebackenen Taro-Wurzeln. (Der Schluß folgt.)

*) Das erste Tabu des Königsohns besteht darin: daß Niemand ihn am Tage sehen darf; begegnet dieses einem Unglücklichen, so muß er seinen Frevel mit dem Tode büßen.

## Buchbinders Grimm Denkreime.

6.

Ueber's Meer ist gezogen
Gottergebenheit;
Gen Himmel geflogen
Gerechtigkeit;
Die Liebe vertrieben,
Untreue geblieben.

7.

Ich möchte wissen, wie der hieße,
Der sich vom Weib nicht narren ließe.

8.

Laßt uns Kunst und Tugend lieben,
Ja, nicht lieben nur, auch üben,
Weil die sicher sind vor Dieben.

9.

Wenn wir thäten, was wir sollten,
Thäte Gott auch, was wir wollten.

10.

Kaufe nicht bei'm Abendschein
Weib und Tuch und Edelstein.

Haug.

## Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

**Wien.** Die besseren Buchhändler Oesterreichs sind darüber einverstanden: daß es ihnen zur Ehre gereicht, wenn sie dem Nachdruck entsagen, und so entziehen sich immer Mehrere einem Geschäft, welches, wenn auch zuweilen Gewinn, immer noch sicherer Schmach einbringt. Manchem ist der Nachdruck auch dadurch verleidet: daß die österreichischen Censuren (so z. B. selbst in Schiller's und Goethe's Werken) sehr viele Stellen gestrichen, die Käufer also nur Verstümmelungen bekommen haben. Genug, es ist so weit gekommen: daß man es schon als eine Empfehlung ansieht, wenn man nicht nachdruckt und so ist gute Hoffnung für die inländische Literatur zu fassen und an zu nehmen: daß der Nachdruck bald überall für ein Handwerk gehalten wird, bei dem die Ehre mit abgesetzt wird; und davon läßt sich doch nicht leicht eine neue Auflage machen. Wie sehr haben auch die hiesigen Buchhandlungen, z. B. Gerold, Pichler, Tendler, Wallishauser, Doll u. s. w. durch eigene Verlags-Unternehmungen der inländischen Literatur schon gedient — in Wahrheit, man darf behaupten: daß, seit diese und mehrere Verleger nur an Eigenthümliches dachten, ein neuer Impuls für die Bildung gegeben worden ist. Die Masse entwickelt sich jetzt in und aus ihren eigenen Kräften, und gewiß werden nun in wenigen Jahren die Fortschritte sichtlicher, als sonst in langen Zeiträumen. — Grillparzer hat jetzt seine Trilogie: „der Gastfreund", „die Argonauten" u. s. w. beendet und sie auch schon der Hoftheater-Direktion eingereicht; man spricht viel Rühmliches davon. — Hr. und Mad. Stich setzten ihre Gastrollen mit stetem Beifall fort; sie werden zusammen bald ihre funfzig Rollen gespielt haben und in der Mitte des Dezembers von hier abreisen. Die „Jungfrau von Orleans" wurde sechs Mal gegeben und auch zuletzt noch bei ziemlich gefülltem Hause. — Hr. Wild ist (auf dem Kärnthnerthor-Theater) mit großem Beifall aufgetreten; selbst als „Otello", in welcher Rolle man seinen Vorgänger, Hrn. Forti, für unerreichbar hielt — was die Wiener übrigens sehr leicht thun — ist er ein Paar Mal heraus geklatscht worden; mich dünkt, sein Gesang hat an Umfang etwas verloren, in der Sicherheit gewonnen. Die Mehrzahl wünscht hier sehr sein Engagement, und wenn man dagegen äußert: daß sein Contrakt ihn noch lange an das Darmstädter Hoftheater binder, so ist man gleich mit der Antwort da: „Nu, aus einem Contrakt macht er sich ja halter nichts; wir haben's selber erlebt!" Es wäre aber doch besser, wenn die Contrakte mehr respektirt würden, als es leider geschieht — denn worauf soll man wohl jetzt bauen? — Die Hoftheater sind übrigens jetzt fast immer gefüllt, die täglichen Einnahmen aber dennoch nicht so bedeutend, als man muthmaßen konnte, wenn man die Volksmenge sieht. Zuerst ist die Ursach darin zu suchen: daß Militair-Personen nur ein höchst geringes Eintrittsgeld erlegen (ich glaube, etwa fünf oder sechs Kreuzer), wogegen jährlich ein namhafter, aber doch nicht im Verhältniß stehender Zuschuß von den Militair-Behörden bezahlt wird; zweitens ist die Anzahl der Freibillets hier wirklich ungeheuer. — Das „Conversations-Blatt" erscheint jetzt im Geroldischen Verlage; daß diese sehr geachtete Buchhandlung das Unternehmen zu dem ihrigen machte, ist ein guter Beweis für die Dauer dieser gern gelesenen Zeitschrift. W—.

**Leipzig.** Herr Staudacher gab, als Gastrolle, noch den „Michell" im „Wasserträger" und befriedigte allgemein. Nicht minder verdienstlich war Hr. Hoster als „Armand", an welchem braven Tenoristen die Bühne eine gute Acquisition gemacht hat. Die Darstellung von „Dienstpflicht" (am 18. November) verdiente ebenfalls höchst gelungen genannt zu werden, und Hrn. Wosenberg's Auftreten als „Baruch" erregte allgemeines Vergnügen und viele angenehme Erinnerungen an die vergangene Zeit. Wir werden den würdigen Veteran noch in einigen, hoffentlich bedeutenderen Rollen als Gast auftreten sehen; aber auch in dieser mußte man seine ausdrucksvolle Nüanzirung und seine unvergleichliche Laune bewundern. — Am 19. November starb der Besitzer der stärksten hiesigen Leihbibliothek, Carl Linke; ein überaus ordentlicher, braver Mann, der durch sein, über ein Viertel-Jahrhundert hier blühendes Lese-Institut um einen großen Theil unseres Publikums sich verdient gemacht hat. Den Tag nach seinem 60sten Geburtstage, an dem er noch Sorge getragen hatte, daß die Seinigen denselben fröhlich begehen möchten, entschlummerte er an einer auszehrenden Krankheit. Sein Geschäft wird durch seine wackere Wittwe und einen Vetter, den Pünktlichkeit und Zuvorkommenheit auszeichnen, ununterbrochen fortgesetzt. — E —.

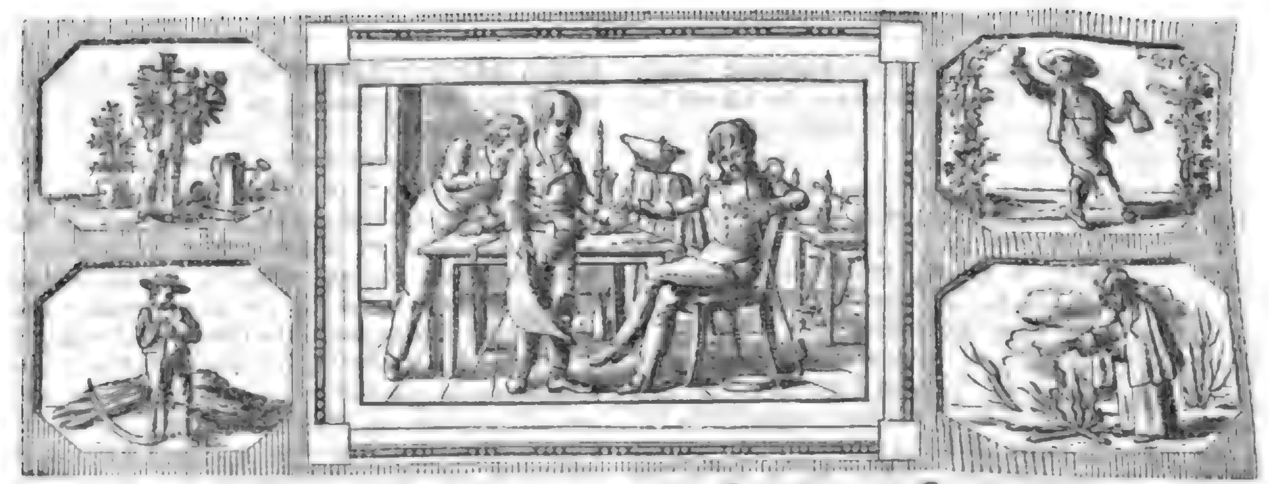
**Altena,** in der Grafschaft Mark. Dieses Städtchen liegt in einem schmalen Thale, unmittelbar unter einem steilen Felsen-Berge, auf dem das Stammhaus der Grafen von Altena und der Mark zum Theil noch steht. Es ist eine schöne Ruine, die drohend über alle Häuser ragt und wohin der Weg so beschwerlich ist, daß wohl wahrscheinlich deshalb die ehemaligen Landesherren ihren Sitz lieber nach dem in der Ebene bei Hamm liegenden Schloß Mark verlegten. Der Thurm des alten Schlosses in Altena war lange der Sitz des Schreckens; denn hier ward sonst das Criminal-Gericht für die ganze Grafschaft Mark gehalten. Hier sind die fürchterlichsten Gefängnisse, und noch alte Marter-Stühle, wo die Füße, Lenden und der Hals in besondern Löchern steckten. Die Arme wurden in viereckige starke Kasten gesteckt, wie in hölzerne Stülp-Handschuhe. Der Letzte, der darin gesessen hat, war nach drei Tagen todt. Vor 20 Jahren sind von der Höhe dieses Thurmes zwei Verbrecher glücklich entkommen, welche die kleine steinerne Fenster-Oeffnung ohne Instrumente nach und nach vergrößerten, ein Stroh-Seil verfertigten und dies mit Lappen von ihren Hemden und Kleidern umwickelten und haltbar machten. Hieran ließen sie sich 160 Fuß tief herab; auf die Höhe von 20 Fuß hatten sie sich verrechnet, das Seil war zu kurz; dennoch sind sie ohne Schaden entkommen. — Altena hat, außer seiner schauerlich schönen Gegend, sehr merkwürdige Draht- und Nähnadel-Fabriken; besonders zeichnen sich die des Bürgermeisters Rump und die Schmiemindsche aus. Die letztere liegt in einem schönen Thale, tief unter dem Wer-Berge, wo sich die Nette mit der Lenne vereinigt. Die Fabriken des Ersteren sind aber deshalb sehr merkwürdig, weil der Besitzer, um das Gefälle von fünf Fuß zu benutzen, den Felsen, um welchen die Lenne eine bedeutende Krümmung macht, mittelst zweier unterirdischen Stollen hat durchbrechen lassen. Jeder ist an 300 Fuß lang in einen so dichten Felsen hinein gearbeitet, daß 18 Menschen 4 Jahre daran mit Pulver gesprengt haben. Die Kosten betragen 14,000 Thlr.; aber sehr bedeutend ist auch der Ertrag der Fabriken, welche von diesen unterirdischen schiffbaren, 12 Fuß breiten und 6 Fuß hohen Kanälen getrieben werden. P.

Als Nelson die dänische Flotte bei Copenhagen zerstörte, sandte ihm Admiral Hyde Parker, sein Ober-General, während der Erfolg noch sehr unentschieden schien, ein Signal zum Rückzug. Nelson hielt seine Lorgnette vor sein nicht sehendes Auge (bekanntlich war er auf dem einen Auge erblindet) und rief: „Auf meine Seele, ich sehe kein Signal!" Das Feuer ward fortgesetzt und der Sieg gewonnen. Als man ihm nachher Vorstellungen machte über das Wagniß seiner Insubordination, sagte er: „Wer sich fürchtet, die Verantwortlichkeit einer entscheidenden Handlung auf sich zu nehmen und nöthigenfalls mit seinem Kopf zu bezahlen, der dient seinem Vaterlande nicht treu!" (Journ. d. Par.)

Auch im Kunst-Cabinet zu Pavia hebt man einen versteinerten menschlichen Kopf auf. Man erkennt im Abdruck deutlich die Nase, ein Auge, ein Ohr und die Schädelfugen. (Courier fr.)

**Beilage:** Bemerker No. 22. u. Bl. d. Ankündigungen No. XXIII.

Redacteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurersche Buchhandlung.



Der Gesellschafter
oder
Blätter für Geist und Herz.

1820. Mittwoch den 13. Dezember. 200tes Blatt.

## Tammeamea, König der Sandwichs-Inseln.

(Schluß.)

Der König war während der Mahlzeit sehr gesprächig, er unterhielt zuweilen mich, und dann wandte er sich wieder an seine Minister, die sich über seine Einfälle des Lachens nicht enthalten konnten. Er liebt den Wein, doch genießt er ihn nicht im Ueberfluß, und war immer besorgt, unsere Gläser zu füllen. Als er nach englischer Manier die Gesundheit aller seiner Gäste einzeln getrunken, forderte er uns auf, unsere Gläser auf das Wohl unsers Kaisers zu leeren, und nachdem dieses geschehen, überreichte mir einer seiner Minister einen bunten mit vieler Kunst gearbeiteten Federkragen, den der König an feierlichen Tagen, z. B. zu Kriegszeiten, selbst getragen. Hierauf sagte er mir durch Cook, obgleich er selbst ziemlich gut englisch spricht: „Ich habe gehört, daß euer Monarch ein gro- „ßer Held sey; ich liebe ihn darum, weil ich selbst ein „solcher bin, und schicke ihm diesen Kragen als Zeichen „meiner Liebe.“ Nachdem wir gespeist und das Haus verlassen, war der König sehr besorgt, daß auch meine Ruderer gut bewirthet werden möchten; er trug dieses einem der Chefs auf, und sogleich wurde der Tisch von Neuem gedeckt; sie mußten sich setzen, und wurden mit der nämlichen Aufmerksamkeit bedient, die man uns erwiesen. Gewiß sind die Matrosen in ihrem Leben nicht so vornehm bewirthet worden; denn eben so wie bei uns stand während des Essens hinter jedem ein Canaka mit dem Federbusch, um ihm die Fliegen ab zu wehren. Tammeamea's erster Gang war jetzt nach dem Muray: hier umfaßte er eine Statue, welche besonders reichlich mit Früchten und Stücken eines geopferten Schweins behangen war, mit den Worten: „Dieses sind unsere Götter, die ich anbete. Ob ich Recht oder Unrecht daran thue, weiß ich nicht, aber ich folge meinem Glauben, der nicht böse seyn kann, da er mir befiehlt, nie unrecht zu thun.“ Diese Aeußerung von einem Wilden, der durch eigene Kraft sich zu diesem Grade der Bildung aufgeschwungen, verräth viel gesunde Vernunft, und hatte für mich etwas sehr Rührendes. Wenn der König im Muray ist, darf Niemand hinein, und wir bewunderten, während der Zeit, die aus Holz geschnitzten, colossalen Götzenbilder, welche die furchtbarsten Karrikaturen darstellten. Bald gesellte sich Tammeamea wieder zu uns, führte uns in das Haus, wo er uns zuerst aufgenommen, und wir setzten uns wie vorher auf Stühle, während die Vornehmen ihre Plätze auf der Diele einnahmen. Jetzt kam die Zeit heran, in der Tammeamea seine Mahlzeit zu halten pflegt; er entschuldigte sich, daß er in unserer Gegenwart essen würde, und sagte: „ich habe gesehn, wie die Russen essen, jetzt könnt ihr eure Neugier befriedigen und einmal zusehen, wie Tammeamea ißt.“ Der Tisch war nicht gedeckt, sondern die Speisen standen in einem entfernten Winkel auf Bananen-Blättern, welche statt der Schüsseln dienten, bereit. Besondere Aufwärter brachten sie kriechend bis in die Nähe des Königs, wo ein Vornehmer sie in Empfang nahm, und auf den Tisch setzte. Das Mahl bestand aus gesottenen Fischen,

Jams-Taro-Wurzel, und einem gebratenen Vogel, nur wenig größer, wie ein Sperling — der sich auf den Gipfeln der Berge aufhält, sehr selten, und nur eine Speise für die königliche Tafel ist. Der König speiste sehr schnell, und mit vortrefflichem Appetit, unterhielt sich aber dabei unaufhörlich; statt des Brodtes diente der Taro-Teig, welcher, durch Wasser verdünnt, ein weicher Brei wird, der, obgleich der König recht schönes Tischgeräth besitzt, in einer Kürbisschaale zu seiner Rechten steht. In diese fährt er mit dem Zeigefinger hinein, wenn er Fisch oder Fleisch ißt, und schmiert sich eine gute Portion davon mit vieler Geschicklichkeit in den Mund, und diese unappetitliche Art zu essen wird von dem Könige bis auf den Gemeinsten beobachtet. Tammeamea, welcher sich bei der ganzen Mahlzeit nur seiner Finger bediente, und wohl merkte, daß ich seinen Bewegungen aufmerksam folgte, sagte mir: das ist Gebrauch in meinem Lande und ich will davon nicht abgehn! — Sein Spuckdosen-Träger verläßt ihn keinen Augenblick, indem er die Dose, welche aus Holz in Form einer Schnupftabacksdose gearbeitet und mit einem Deckel versehen ist, immer bereit hält. Der Deckel wird aufgehoben, wenn der König gesonnen ist, auszuspucken und dann schnell wieder zugeschlagen. Dieses sorgfältige Aufbewahren des königlichen Speichels rührt von dem Aberglauben her, daß im Besitz dieses Schatzes ihre Feinde ihnen durch Zauberei keine Krankheit zuschicken können. Nach der Mahlzeit des Königs wurde endlich beschlossen, welche Lebensmittel ich aus Wahu erhalten sollte. Diese bestanden aus 43 Schweinen, einer verhältnißmäßigen Anzahl Hühner und Gänse; aus allen Gattungen Früchte, welche die Insel hervorbringt, und Holz so viel mir selbst beliebte. Tammeamea sagte mir, er habe nach einem Vertrauten geschickt, der mich nach Wahu begleiten, und dort auf die genaue Erfüllung seiner Befehle sehn sollte; überdies sey mir ein Begleiter nöthig, um in den Hafen von Wahu einzulaufen, da dieses sonst keinem russischen Schiffe erlaubt werde. Diese auffallend großmüthige Handlungsweise eines halb wilden Monarchen übertraf meine Erwartung, und ich überzeugte mich immer mehr, daß Tammeamea als König nicht leicht zu ersetzen seyn werde, da seine Regierung sich so glänzend ausgezeichnet hat durch Gerechtigkeit, Bildung seiner Unterthanen und Einführung nützlicher Künste. Um ihm einigermaßen meine Dankbarkeit zu beweisen, schenkte ich ihm, im Namen des Kaisers, zwei metallene achtpfündige Mörser mit allem Zubehör, auf deren Laveten der Name: Rurik eingeschnitten war; ein Geschenk, das ihm sehr viel Freude machte. Ferner verehrte ich ihm, da sein Vorrath ausgegangen war, eine Viertel Pipe Wein, und versprach, ihm aus Wahu noch einige Stangen Eisen zu schicken, das er zum Bau der Boote nothwendig brauchte; es war mir sehr angenehm, seine Geschenke mit lauter ihm nützlichen Geschenken erwiedern zu können. Einige sehr schöne, große Aepfel, die ich noch aus Californien mitgebracht, aß der König zum ersten Mal; er theilte gleich seinen Ministern davon mit, und als alle sie sehr wohlschmeckend fanden, wurden die Kerne aufbewahrt, um den Versuch zu machen, ob diese Bäume hier fortkämen, woran ich gar nicht zweifle. Die Kunst unsers Malers ward, da einige der Vornehmen in der größten Geschwindigkeit sprechend ähnlich gezeichnet waren, allgemein bewundert. Selbst Tammeamea sah dem Arbeiten des Herrn Choris mit Erstaunen zu, widerstand aber lange meinen Bitten, sich, wie sie hier sagen, aufs Papier bringen zu lassen; weil er mit dieser Kunst wahrscheinlich die Vorstellung von Zauberei verband. Erst als ich ihm vorstellte, wie erfreut unser Kaiser seyn würde, wenn er sein Bild erhielte, verstand er sich dazu, und zu meiner großen Verwunderung gelang es Herrn Choris, ihn sehr zu treffen; obgleich Tammeamea, um ihm das zu erschweren, keinen Augenblick ruhig saß, und immer fort Gesichter schnitt, wogegen alle meine Bitten nichts fruchteten. Um 5 Uhr Abends verabschiedeten wir uns vom Könige, der uns noch einmal wiederholte, daß wir auf der Insel Wahu keinen Mangel leiden sollten; da unser Begleiter noch nicht angekommen war, so versprach ich, ihn unter Segel in der Nähe des Landes zu erwarten. — Ein wohlgewachsenes zahmes Pferd, das der König durch ein amerikanisches Schiff aus Amerika bekommen, hielt er als Seltenheit und ließ es frei umher laufen. Eine Menge kleiner Knaben hatten am Ufer den Sand hart getreten und zeichneten darauf vermittelst einer Ruthe, mit vieler Geschicklichkeit den Rurik unter Segel. Von Elliot de Castro, der mir versprochen hatte, mich bis Wahu zu begleiten, mußte ich mich trennen, so schwer es mir auch ward. Der König wünschte seinen Leibarzt und Naja wieder bei sich zu haben, und diese Bitte konnte ich ihm nicht abschlagen. Ohne Herrn Elliots Gegenwart wären wir vielleicht ein Opfer fremder Schuld geworden, und unstreitig danken wir ihm die freundschaftliche Aufnahme, welche uns hier zu Theil ward. — Schon hatten wir ein Paar Stunden gekreuzt, und noch war unser Begleiter nicht da. Die Sonne ging unter, und da die Nähe des Landes in der Dunkelheit uns gefährlich war, so ließ ich einige Kanonen lösen, um uns dem Könige in Erinnerung zu bringen. Endlich erschien um 8 Uhr Herr Cook mit unserem Begleiter, der, weil er tief im Lande war, nicht früher hatte kommen können. Dieser, ein lebhafter, mit natürlichem Verstande begabter Mann, Namens Manaja, gehört nicht zu den Vornehmsten des Landes, besaß aber im höchsten Grade das Vertrauen

des Königs, welches sich hauptsächlich dadurch äußerte, daß er ihm kostbare europäische Waaren aus seinem Schatz in Verwahrung gegeben. Cook erzählte mir, daß Tammeamea nie auf den Stand seiner Unterthanen Rücksicht nehme, seine Vertrauten gewöhnlich aus den niedern Classen wähle, und sich selten in seiner Wahl irre. Seine Vornehmen behandelt er zwar gerecht, doch streng; und da er ihnen wenig traut, so müssen sie ihn gewöhnlich auf seinen Reisen begleiten, wodurch er ihnen die Gelegenheit, sich durch eine Verschwörung von seiner Herrschaft zu befreien, benimmt. Sie haben nicht vergessen, daß Tammeamea der Eroberer ihrer Länder und jetzt Alleinherrscher ist, und sie würden gewiß ihr Eigenthum wieder zu erobern suchen, wenn er nicht so gut verstände, sie in seiner Gewalt zu erhalten.

## Allerlei.

Die Neugriechen rathen den Kranken, bei einer Heilquelle ein Stück ihrer Habe zu lassen, indem dann die Krankheit auch dort bliebe. Bei politischen Krankheiten scheint dies gewiß nicht der Fall; denn die Völker geben oft ein Stück nach dem andern von ihrer Habe her und werden doch nicht geheilt von den vielen Schwindeln, in denen sie befangen sind.

In den Zeitungen liest man jetzt Anzeigen von einem zusammengestoppelten Machwerk: „Der Liebesdichter," womit Liebenden ein „Hülfsbuch" gegeben seyn soll, „um bei jeder Gelegenheit ihre Gefühle auszudrücken." — Man hat eine Menge sogenannter Eselsbrücken für den Verstand; daß man sie aber auch für das Herz zusammen baut und dieses zur Lüge kultivirt, ist arg. Wenn der Zusammensucher nichts Eigenes zu liefern vermag, so sollt' er wenigstens nicht Andern die eigenthümlichen Gefühle rauben wollen: denn ein natürlich schlichtes Wort ist dem Gemüth doch vielfach wohlthuender, als ein untergeschobenes Gedicht. Jeder, der von einem solchen Gedicht den angegebenen Gebrauch gemacht hat, wird wohl eher Verachtung als Liebe erwecken.

In Athen wurde einst dem Cherispus das Bürger-Recht verliehen, weil er das Trüffel-Ragout erfand. Es sollte mich nicht wundern, wenn in unsern Tagen, wo die größte Masse von Verstand in der Kochkunst unterzugehen scheint, Ehrenstellen und Verdienst-Orden für Restaurateurs vorgeschlagen würden. In Wahrheit, der Deutsche soll nicht einmal einen eigenthümlichen Magen haben; denn heut füllt er ihn französisch, morgen englisch, dann italienisch u. s. w. und alle Völker essen auf seine Kosten mit. A. Münde.

## Aus meinem Erinnerungs-Buche.

Als Philipp, König von Frankreich, den Kaiser Otto besiegt hatte, ließ er in Paris einen prächtigen Tempel errichten, in welchem 120 Säulen, 45 Kapellen, 11 Pforten und 28 herrliche große Statuen der Könige angebracht waren; auch ließ er eine Glocke anbringen, die mit dem Namen Maria getauft wurde und von 20 Männern geläutet werden mußte. Ihren Klang hörte man bei schönem Wetter bis auf sieben deutsche Meilen weit.

Aristoteles erzählt, daß aus allen Fischen der einzige Delphin es sey, der keine Galle habe (viscera felle carent). Hättest du nicht, gütiger, großer Schöpfer, dem Menschen diese Delphins-Natur aneignen können? — wie viel Millionen frohere Secunden hätte er dann hienieden verlebt!

Auf dem Glockenthurm des H. Gotthards in Mailand sieht man eine Statue ohne Kopf; als Ursach erzählt man folgende Sage: Ein Konstabler wurde wegen eines großen Verbrechens zum Tode verurtheilt; da er aber im Scheibenschiessen sehr berühmt war, begnadigte ihn der damalige König Italiens unter der Bedingung, daß er, in weiter Entfernung von jenem Thurme, der Statue den Kopf mittelst einer Kanonenkugel und ohne alle Verletzung der übrigen Leibesglieder hinweg schieße, welches er auch zur höchsten Bewunderung mit der größten Genauigkeit ausführte. Zur Auszeichnung wurde ihm ein Zettel mit folgenden Worten um den Hals gehangen: Excellens in arte non debet mori. (Ein vorzüglicher Künstler soll und muß nicht sterben.)

Die Menschen könnte man in moralischer Hinsicht, wie die Schmetterlinge, in drei Klassen bringen, nämlich: Tag-Menschen, Dämmerungs-Menschen und Nacht-Menschen; und es wäre sehnlichst zu wünschen, daß in der Zeiten Lauf die Klasse der ersten um so viel vermehrt, als die der letzten vermindert würde. Möchte man darauf hin arbeiten!

Schön sagt Abraham a sancta Clara: „Das Haupt eines Staats soll seyn gleich dem Haupte des Menschen, in welchem das Hirn mit zwei Häutchen umwickelt ist, das obere wird genannt (mater dura) die harte Mutter, das andere aber (pia mater) die gütige."

Nach den Ansichten eines Sokrates sind wir Menschen, wenn man uns in Hinsicht unseres zeitlichen und ewigen Lebens vergleicht, nicht unähnlich der nächtlichen Mittagsblume einer afrikanischen Pflanze, die am Tage schläft und Nachts blüht.

In Langstorfs „Reisen um die Welt" wird erzählt, daß Blumenbach die Verhältnisse eines Mannes aus der Schönheits-Insel Nukahiva ganz den Verhältnissen des Apollo von Belvedere gleich gefunden; wir sehen also, daß es auch möglich wäre, das Ideal im Leben wieder zu finden.

Hirschzunge ist ein Kraut, das viele Wunden heilt; die Menschenzunge ein Unkraut, das leider nur zu viele Wunden schlägt. Hermann Bunzel.

## Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

**Ueber Allerlei in Berlin.** Die Anstalt für arme, hülflose Kinder, welche Herr Professor Wadzeck, in seinem rühmlichen Eifer von vielen Menschenfreunden unterstützt, errichtete, verdient die fortgesetzte Aufmerksamkeit derer, welche es mit der Menschheit gut meinen. In jener Stiftung empfangen Kinder, die noch in der Wiege liegen, Nahrung und Pflege, die größeren noch Unterricht; und zu nützlichen Gliedern der Gesellschaft werden dort Viele erzogen, welche, wenn sie dem Hunger und Elend entkommen wären, wahrscheinlich sich und Andere durch Verbrechen und liederliche Streiche unglücklich gemacht hätten. Der, welcher einst sagte: „Lasset die Kindlein zu mir kommen!" möge dieser Anstalt Vorbild und die Unterstützung ihr niemals fern seyn. Die Berliner sind sehr wohlthätig, obgleich eine Bitte in der Spenerschen Zeitung für einen 90jährigen Greis neulich so fruchtlos blieb, daß die Redaction(?) darüber eine Bitterkeit nicht ganz unterdrücken konnte. Sie wird gewiß durch einkommende Gaben noch widerlegt (wozu auch wir einladen); im Allgemeinen ist aber doch auch zu bedenken: daß die Zahl der zu Unterstützenden leider in der letzten Zeit so zugenommen und jeder Willige schon so viel gegeben hat: daß man es nicht übel denken kann, wenn sich zuweilen Beweise der Erschöpfung aufdrangen. Hr. Wadzeck hat, dies wohl fühlend, zu Gunsten seiner Anstalt Büchsen anfertigen lassen, die Jeder bei sich im Zimmer aufbewahren und so, wenn er sich freut, leichter derer denken kann, die ohne Beisteuer darben müßten. — Herr Justizrath Ludolf, der im Thiergarten, auf dem Wege zum Hofjäger, ein Haus besitzt, will dort eine höchst wünschenswerthe Einrichtung veranlassen, nämlich Ausstellung von Laternen. Er selbst ist damit voran gegangen; an seinem Hause ist eine vortrefliche Leuchte für den Fußgänger zu finden und er soll seinen Nachbarn sehr annehmbare Vorschläge gemacht haben, um den löblichen Plan zu realisiren. Die Wege jener Gegend sind von der Regierung, unter der Leitung des Hrn. Ober-Förster Fintelmann, so verbessert, daß sie selbst im Winter unsern hohen Personen und vielen Einwohnern in jeder Zeit zum Spaziergang dienen; deshalb schon sorgen die dortigen Hausbesitzer wahrscheinlich gern und bald für Beleuchtung. Dann werden jene Wege auch des Abends gewiß sehr besucht und die an solchen Spaziergängen nicht reichen Berliner zu stetem Dank verpflichtet. Da eine Menge öffentlicher Vergnügungs-Orte dort zu bemerken sind, so möchte die Beleuchtung sogar den Erwerb bedeutend erhöhen, mithin die Ausführung des obigen Planes noch sicherer zu hoffen seyn. — Der sehr geschätzte militairische Schriftsteller, Major von Decker (unter dem Namen Adalbert vom Thale auch im Fache der Aesthetik rühmlich bekannt), hat ein „Lesebuch für Unteroffiziere und Soldaten des Preußischen Heeres" (Berlin, bei Dieterici) heraus gegeben, welches in geschichtlichen Zügen mancherlei Art unterrichtet, den Sinn für Pflichten schärft, zur Vorsicht anmahnt u. s. w. Das Ganze besteht aus fünf und funfzig Erzählungen, zweckmäßig und deutlich vorgetragen; und gewiß werden sie Jedem gefallen, der den Standpunkt nicht verkennt, von welchem aus der Verfasser wirken will. — Von einer neuen Zeitschrift: „Der Zuschauer" (heraus gegeben von J. D. Symansky und verlegt von Trautwein) sind drei Probe-Blätter erschienen. Um darüber zu urtheilen, sind drei Blätter zu wenig; auch kann nur durch längere Dauer eine Zeitschrift zeigen, was sie ist, da die Mittel nach allen Seiten hin sich erst allmählig vermehren. Wir wünschen dem „Zuschauer" vorläufig: daß er Addisonschen Geist zeige, und bemerken nur, daß für die Zeit-Verfälle die Rubrik „Seitenblicke auf Literatur, Kunst und Leben" nicht sonderlich gewählt scheint; denn man soll so etwas gerade und scharf, nicht mit Seitenblicken betrachten. — Hr. Professor Dittmar hat seine Wetter-Verkündigungen auch auf den nächsten Winter ausgedehnt und eine Schrift darüber (bei Christiani) heraus gegeben. Mir ist immer die Art merkwürdig gewesen, wie der Mann sich und uns nach jedem Zeitraume zu beweisen sucht: daß seine Prophezeihungen pünktlich eingetroffen sind. Solch eine Ausarbeitung dreht sich um das ängstliche Motto: „Schreib' und glaube sicherlich, trifft's nicht ein, so trifft man dich!" — und da ist es am besten, Nebel und Dunst zu Hülfe zu nehmen, und mit mystischen oder nichtssagenden Redensarten das zu verhüllen, was der Meteorologie als Wissenschaft fremd ist und fremd bleiben muß. Der Verleger soll übrigens bei dem Büchlein größeren Gewinn haben, als wenn er ein Werk für gescheidte Leute druckt; und wir gönnen ihm gern seinen Vortheil, wenn wir nur gewiß sind: daß Schriften der Art wenigstens nicht schädlich wirken. — Im Theater ergötzte sich ein zahlreiches Publikum mehrmals an Hrn. Drouet, Flötenspieler aus Paris; dagegen war — mit entschiedenem Unrecht — das Haus leer, als Hr. Bärmann, Clarinettist aus München, sich hören ließ. Es ist unbegreiflich, wie dieser höchst vorzügliche Virtuos, der vor zwei Jahren in Berlin Enthusiasmus erregte, jetzt so kalt aufgenommen werden konnte! Den Künstler selbst schien es zu kränken, denn sichtlich war er befangen; er soll sich aber davon nicht irren lassen, und nicht mit der Menge rechten, die oft gar wenig eigene Urtheils-Fähigkeit zeigt und nach flüchtiger Neigung heut einen Kranz vertheilt und morgen mit Achselzucken auf den Günstling von gestern hinsieht. Hr. Bärmann wird seinen Kranz behaupten; sein Vortrag ist seelenvoll und geübt, sein Adagio besonders hat eine Kunsthöhe, wie sie selten gefunden wird. — Hr. Drouet ist ebenfalls Meister auf seinem Instrument und es scheint wirklich, als gäb' es für ihn keine Schwierigkeiten. Innigkeit hat jedoch sein Spiel nicht in dem Grade, als das Adagio Bärmann's; und wir Berliner wissen auch: daß der Ton unsers ersten Flötisten Schröck (der sich jetzt leider fast gar nicht hören läßt!) bei weitem mehr Fülle und Seele hat — aber, wie gesagt, die Fertigkeit Drouet's geht ins Ungeheure, und auch seine Compositionen — die von süddeutschen Zeitschriften sehr getadelt worden sind — haben wir besser gefunden, als die der Virtuosen eines Instruments gewöhnlich sind. (Von Mehreren.)

Im Jahr 1294 stand in Belgien überall, wo es Messen und Märkte gab, öffentlich angeschlagen: „Es soll keine Dame mehr als jährlich ein Kleid haben, keinen Stoff tragen, der mehr als die Elle 12 Sous kostete, und ferner nicht über 6 Pfennige bei sich führen in dem Gürtel, welcher zum Tragen des Busens umgeschnallt wird." (Mercure surveillante.)

Unlängst verschwand in London plötzlich ein junges liebenswürdiges Mädchen von 16 Jahren, schön wie ein Engel, in Gesellschaft eines mehr als 60jährigen silberhaarenen Greises; Beide scheinen nach Schottland gegangen zu seyn. Der Verführer soll sich für einen Pair ausgegeben haben, ist aber nur Baronet und Mitglied der Commun-Stimme für einen kleinen winzigen Flecken und hat außerdem — eine Frau von 20 Jahren, mit allem Reiz und aller Liebenswürdigkeit ihres Geschlechts, verlassen!! (Courier fr.)

## Nothwendige Erklärung.

Es sind von Paris aus, mit der Unterschrift „Gräffsche Buchhandlung in Leipzig" Circulare, den „Gesellschafter" betreffend; ferner Anzeigen und Aufforderungen an Gelehrte verbreitet worden, von denen die Unterzeichneten nichts wissen und sie durchaus als falsch erkennen. Wir erklären daher: daß der „Gesellschafter" in unveränderter Form fortwährend im Verlage der Maurerschen Buchhandlung erscheinen wird und behalten uns vor, nach eingezogenen genauen Erkundigungen über jene falschen Nachrichten das Nähere mit zu theilen. Berlin, am 6. Dezember 1820.

F. W. Gubitz. Heinrich Gräff. Carl Vetter.

Redacteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurersche Buchhandlung.



Der Gesellschafter
oder
Blätter für Geist und Herz.

1820. Freitag den 15. Dezember. 201stes Blatt.

## Theophilus Schatten.

Es glänzen Viele in der Welt,
Sie wissen von Allem zu sagen,
Und wo was reizet und wo was gefällt,
Man kann es bei ihnen erfragen;
Man dächte, hört man sie reden laut,
Sie hätten wirklich erobert die Braut. Schiller.

Theophilus, weiland Rektor an der Garnison-Schule zu S., einem kleinen Städtchen in Pommern, war ein grundgelehrtes und äußerst scharfsinniges Männchen. Er hatte ein ausgezeichnetes Talent, die feinsten Combinationen, und einen besonderen Scharfblick, die versteckteften Verhältnisse des Lebens auf zu finden und zu durchschauen; dabei war er launig, jovial und im höchsten Grade originell. Er sprach mehrentheils in Sentenzen, und hatte immer eine Menge Reflexionen in Bereitschaft, die er seinen Schülern zum Erfahrungs-Gebrauche ex officio mittheilte. — Unter allen seinen Reflexionen war mir aber keine so wenig einleuchtend, als diejenige, welche er mir bei dem Abschied mit auf den Weg gab. Er sagte nämlich: „Mein Sohn, Du wirst in der großen Welt Menschen antreffen, die trotz dem, daß sie niemals etwas Rechtes gelernt haben, trotz dem, daß sie sich von Kindesbeinen an auch nie darum bekümmert haben, irgend eine Kenntniß gründlich zu erlangen oder den Umgang mit Männern zu suchen, von denen sie ohne Mühe Vieles hätten lernen können, dennoch Alles besser wissen wollen, als jede andere ehrliche Haut, die sich von Jugend auf in dem weitläufigen Gebiete der Wissenschaften rüstig und emsig herum getummelt und bei der nächtlichen Studir-Lampe das Mark aus ihren Gebeinen zugesetzt hat. Diese sauberen Subjekte sind sehr leicht an ihrer dreisten Stirn und frechen Beurtheilung zu erkennen, womit sie Alles auf den ersten Blick penetriren, das schwerste Problem spielend lösen und in jedem Fache den Meister spielen wollen. Laß Dich ja nicht von diesen Spiegelfechtereien blenden, mein Sohn; Du wirst es bald merken, daß sie den Leuten Sand in die Augen streuen, und es nur durch ihr lautes und dreistes Geschwätz dahin bringen: daß man sie — zumalen wenn sie sich auf einen goldenen Anker, oder auf einen Vetter Minister, Onkel Staatsrath zu stützen wissen — am Ende wirklich für das hält, wofür sie sich ausgeben, nämlich für Universal-Genies."

So unbegreiflich mir damals auch diese Reflexion seyn mochte, schrieb ich sie mir dennoch zur Beachtung in meine Brieftasche, und dachte in meinem gelehrten Eigendünkel: wenn dies wirklich der Fall wäre, so wartet nur, ihr Herren Stümper, bis ich von der Akademie zurück kehre, ich will euch dann wohl beuniversalgenien! — Mit diesen Hoffnungen verließ ich das einsame S., besuchte die Universität H., erlangte nach Jahren voller Mühseligkeiten und Trübsale ein miserables Aemtchen ohnweit der P....schen Grenze, und obenein ein Weib, mit welchem nur ein Sokrates hätte friedfertig leben können. Alle meine Luftschlösser zerstiebten in diesem Neste wie die Herbstnebel bei dem ersten Strahl der Sonne; ich wurde mißmüthig, übler Laune, und verlor nach und nach alle Lust, meine

Kenntnisse mehr zu erweitern, oder auch nur das bereits Erlernte fort zu setzen: denn mein Umgang erstreckte sich einzig und allein auf schlichte und rohe Ackersleute und einfache Professionisten; ich hatte hier weiter nichts zu thun, als daß ich ganze Berge von Akten zusammen schmierte, Dienstags und Sonnabends die ankommende Zeitung in der schmutzigen Stube des Posthalters durchlas, manchem armen Schlucker, der nicht prestando leisten konnte, die Betten vom Stroh nehmen, und etwa alle Quartal einen ertappten Spitzbuben, zur Unterhaltung des gesammten Städtchens, tüchtig auswichsen ließ. Bei dieser edlen Beschäftigung mußte ich natürlicher Weise nur zu bald meinen Theophilius, seine Sentenzen und Reflexionen und Alles, was nur Bildung genannt zu werden verdient, gänzlich vergessen, und ich kümmerte mich auch wirklich bei meinem Glase Dickbier und einer Pfeife ächten Suicents wenig um Alles, was in der großen Welt geschrieben, gelesen und betrieben wurde.

Doch bald kam eine Zeit, wo Alles aus den alten morschen Fugen gerüttelt und auch meine Wenigkeit mit dem Strudel jener jüngst vergangenen Begebenheiten fortgerissen wurde. Der Kreis meiner Bekanntschaften erweiterte sich, ich kam mit vielen Menschen in nähere Berührung, fand so manche Gelegenheit, Welt und Menschen besser kennen zu lernen, als es mir bisher möglich war, und auf einmal stand der abgeschiedene Geist meines Lehrers, wie er leibte und lebte, in seinem grün kalmankenen Schlafrock, mit seiner verschmitzten Miene und allen seinen Sentenzen und Reflexionen, wieder vor meiner Seele. — „Du hast doch recht, alter Knabe!“ rief ich; „deine Beobachtung, die du mir vor zwanzig Jahren mit auf den Weg gegeben hast, und die mir damals nicht einleuchten wollte, scheint mir jetzt, wenn ich meinen Blicken trauen darf, richtig und bewährt!“ — Mich aber genauer von der Sache zu überzeugen, fing ich an, die Welt und Alles um mich her viel schärfer und aufmerksamer zu beobachten. Ich legte mich mit größerem Eifer als je auf die Wissenschaften, bemerkte mit Erstaunen die Fortschritte, welche in allen Zweigen des Wissens gemacht worden sind, und es stiegen abermals, trotz den Mißbräuchen, welche ich in diesem Gebiete wahrnahm, eine Menge Zweifel gegen die Beobachtungskunst des Theophilius in meiner Seele auf. — „Wie wäre es möglich“, sagte ich zu mir selbst, „daß man sich jetzt, wo Alles so weit vorgerückt ist, wo man so viel zu erlernen hat, so viel wissen muß, wenn man nur irgend auf wissenschaftliche Bildung Anspruch machen will; wie wär' es möglich, daß man sich von einer Legion schreibseliger Stümper täuschen und bethören lassen könnte? Würde man nicht vielmehr solche Troßbuben einer seichten Gelehrsamkeit zum Tempel hinaus jagen, um das Heiligthum der Musen vor ihrer Entweihung zu schützen? — Nein, nein, Freund Theophilius, deine Beobachtungen sind leidige Chimären; es war nur Pedanterie, was zu deiner Zeit Wissen und Gelehrsamkeit genannt wurde. Unser Zeitalter steht weit höher und weit erhabener als das deinige und ist von einem Licht- und Glanzmeer umflossen, in welchem unsere genialen Leute wie die verklärten Seelen umher schwimmen. Ueberhaupt, wie willst du es mir beweisen, daß du und deine gelehrten Zeitgenossen, welche rastlos dahin strebten, den tiefen Schacht der Sprachforschung zu durchwühlen, jede Erkenntniß bis auf die Wurzel und ihren Ursprung zu durchsuchen; ihr, die ihr euch Jahre lang bildetet und dennoch glaubtet, euch nicht genug gethan zu haben; wie willst du es mir beweisen, frag' ich: daß es von euch recht gethan war, den ebenen und blumigten Pfad, worauf wir jetzt so bequem und mit ausgespreizten Flügeln zum Tempel des Ruhmes hineilen, zu meiden, und eigensinniger Weise nur den dornenvollen, den beschwerlichen zu wandeln, auf welchem nur Einer unter Hunderten bis zur ersten Stufe gelangen konnte. Meinst du etwa, daß wir unsere schöne Lebenszeit, welche wir weit vortheilhafter auf Bällen und Assembleen, im Schauspiel und am Spieltisch, auf Promenaden und zu Landparthieen verwenden können, über deinen grämlichen und dickleibigen Folianten verprassen und unsere gesunde Gesichtsfarbe mit der Gelbsucht vertauschen werden? Nein, Theophilius, uns wird es, wie Schiller sagt, im Traume bescheert; was wir gestern gelernt, das lehren wir heute. Wir haben genug mit unsern eleganten Taschenbüchern, sauber gehefteten Broschüren, mit unsern Duodez-Formaten zu thun; wir haben, da die Mythologie bereits an Titeln für die Legion von Zeitschriften gänzlich verbraucht ist, das Reich der Flora angegriffen und besitzen unter der Firma von Rosen, Astern, Tulpen, Nelken, Cyanen und allerlei Feldblumen die unschätzbaren und allerliebsten Geistesergüsse, welche unseren literarischen Flugsand aufs bunteste befruchten. Es stehet zwar zu erwarten, daß auch dieses Reich, durch unsre Schnellschreiberei, bald so kahl da stehen wird, wie eine abgemähte Wiese; dann wenden wir uns, um diesem Mangel ab zu helfen, wie die Gastwirthe mit ihren Schildern, zu dem großen Thierreich; und es kann der Nachwelt einerlei seyn: ob sie das Geistreiche und die Quintessenz unserer feinen Bildung in der Isis, in der Latona, in einer Rose oder Nelke, oder in einem Affen, Pavian, Kalbe oder Esel finden.“

(Die Fortsetzung folgt.)

## Der König von Ratonneau.

Unter den Usurpatoren auf diesem Erdball hat der König von Ratonneau zwar keinen großen Namen in

der Geschichte gewonnen; dagegen war er durch zwei merkwürdige Umstände ausgezeichnet: es ist nämlich keinem andern Befehlshaber je so vollkommen und unbedingt gehorcht worden, als ihm; und er theilt mit Keinem den Ruhm, nicht einen einzigen Blutstropfen vergossen zu haben, obgleich seine ganze Regierung unter beständigem Kriege geführt wurde.

Unweit des Hafens von Marseille liegt die kleine Insel Ratonneau, auf welcher — zur Sicherung der Rhede gegen feindliche Angriffe — eine Schanze erbaut ist. Die Besatzung besteht aus einigen Invaliden, unter denen sich vor etwa vierzig Jahren ein alter närrischer Kerl fand, in welchem die Phantasieen eines unbegrenzten Hochmuths spukten. Er war Korporal, und als solcher höchster Befehlshaber der ganzen Insel und einer alten Burg, auf der außer ihm noch vier andere Soldaten Wache hielten. Zu seinem Verdruß murrten diese zuweilen gegen seine Befehle, und so beschloß er, sich dieser Gefährten seines Einsiedler-Lebens gänzlich zu entledigen. Der Korporal blieb wöchentlich einmal ganz allein auf der Insel, während die übrigen vier Mann nach Marseille fuhren, um Lebensmittel zu holen. Allmählig hatte Jener einen mäßigen Vorrath versteckt, und gerieth nun in Abwesenheit seiner Leute auf den großen Gedanken, unbeschränkter Herr der Insel zu werden. In dieser Absicht machte er alle Anstalten, ihren Besitz ernstlich zu vertheidigen, versah seine Kanonen mit der gehörigen Ladung, und setzte auch mehrere kleine Gewehre zum Schießen in Bereitschaft. So gerüstet, wieß er seine rückkehrenden Gefährten mit Entschlossenheit zurück, und feuerte sogar eine Kanone gegen sie ab, als sie, Scherz vermuthend, sich nähern wollten. Er fand Gelegenheit, eine Proklamation zu verbreiten, worin er sich für den freien Beherrscher und König von Ratonneau erklärte. Ganz Marseille belachte die seltsame Narrheit dieses Menschen; indessen ward seine Regierung doch, nach mehreren Tagen, als sein Vorrath bald zu Ende ging, lästig: indem er durch seine Kanonen die vorbei fahrenden Schiffe und Fischer-Boote zwang, ihm Lebensmittel an die Anfurth seines Felsens zu legen. Auf diesem Wege unternahmen ein Paar Waghälse das Abentheuer, den eigenmächtigen Selbstherrscher von Ratonneau zu entthronen. Sie steckten eine weiße Flagge auf ihr Boot, naheten der Insel mit bittenden Geberden, knieeten am Ufer nieder und riefen dem König in seinem Schlosse zu: Sie hätten aus Mißvergnügen die Stadt verlassen, und wünschten nun nichts sehnlicher, als seine Unterthanen zu werden. Der arme Tropf ließ sich verführen, in die Schlinge zu gehen; er öffnete seine Burg zum Empfang der neuen Unterthanen, wurde aber gefangen nach der Stadt gebracht und ins Narrenhaus zu St. Lazare gesperrt, wo die tolle Majestät noch mehrere Jahre, bis zu ihrem Tode, ihren eingebildeten Hofstaat fortsetzte. Sterwil.

## Bemerkungen von Abraham a Sancta Clara.

Beschaue durch ein gewisses Glas, welches die Optici Microscopium nennen, die Milch einer Säug-Amme, so wirst du dieselbe voll mit kleinen Würmlein sehen; seynd also die Wurm deine erste Speise und diese Gutheit mußt du nach dem Todt mit gleichem Tractament erwiedern.

Fünf ehrsame, sittsame, tugendsame, friedsame, wachtsame Jungfrauen kamen mit brennenden Ampeln vor'n Himmel und werden mit allgehöriger Huld und Ehrbezeigung eingelassen. Willkommen! Willkommen! Herein, da sollt ihr fröhlich nnd lustig seyn! Allegro! — Fünf andere gezierte, polierte, verschamerirte, ornierte und hübsch geschmierte Jungfrauen melden sich gleichmäßig, jedoch mit leeren, erloschenen Ampeln. Da hat's aber unverzüglich geheißen: Lirum, larum! Leere Ampeln; bleibt's drauß, ihr faulen Trampeln! Nescio vos! Warum daß fünf Jungfrauen werden complimentirt und fünf disjustirt? die Ursach dessen ist gar leicht zu ergründen. Die Fünf hatten in ihren Ampeln Oel, und also folgsamb etwas zu schmieren; die andern Fünf hatten kein Oel und also nichts von Schmiralien; denn wer auch bei'm Himmel will angesehen seyn, der muß was zu schmieren haben. Schenkst du mir etwas, setz' ich dich nieder; giebst du mir nichts, bin ich dir zuwider! R.

## Das was bleibt.

Einst hob ich zu des Ruhmes Kränzen
Voll Sehnsucht meinen Blick empor;
Hell sah ich lichte Sterne glänzen
Und aufgethan ein gold'nes Thor:
Der Lorbeer sollte mich umwinden,
Wollt' ihn in That und Liedern finden.

Ach! bald zerfloß der Nebelschleier,
Der mir des Ruhmes Bild umhüllt;
Doch kräftig regt' ich meine Leier,
Blieb auch mein Hoffen unerfüllt:
Es schwellte Liebe meinen Busen
Und höhern Schwung gab sie den Musen.

Doch ach! schnell war auch sie verschwunden,
Zerstört vom Riesenschritt der Zeit!
Verglimmt der schöne Götterfunken,
Erloschen meine Seligkeit!
Erloschen so mit ihr mein Leben —
Was kann denn Freud' und Sang noch geben?

Du bist es, du, mein fester Glaube,
Daß keine Blüthe unter geht;
Daß nicht der Zeit zum flücht'gen Raube,
Das Höchste ewig neu ersteht:
So sing' ich meine gläub'gen Lieder,
Und find' in Freud' und Leid sie wieder.

Amalie Schoppe, geb. Weise.

# Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

**Bamberg.** Herr Professor Harl, als Schriftsteller rühmlichst bekannt, hat neulich (am Vorabend des Maximilians-Festes) eine „Rede von den Zwecken der Industrie und Kultur und von den Folgen ihrer Vereinigung" gehalten, deren Inhalt überall Beherzigung verdient. Da diese Rede nicht in den Buchhandel kommt, will ich Ihnen einige Stellen für den „Gesellschafter" mittheilen. „Es ist zweifellos" — so sagt der im Staatswesen erfahrene Gelehrte — „daß ein allmähliges Fortschreiten der Menschheit von der Unwissenheit und Barbarei zur höchsten Aufklärung und Verfeinerung gewöhnlich durch Erfindungen bewirkt wird, welche dahin abzwecken, nicht bloß das Nothwendige, sondern auch Bequemlichkeiten und feinere Lebensgenüsse hervor zu bringen, und daß die Stufe der Civilisation eines Volks nach dem Verhältniß seiner Industrie und der Masse nützlicher Thätigkeit geschätzt wird und geschätzt werden muß. Die Erfahrung aller Zeiten und Länder bestätigt dies. — Alle Wohlhabenheit, aller Reichthum beruht auf nützlicher Arbeit, auf Veranlassung und eigenem und fremdem Bedürfniß. Denn Arbeit im Allgemeinen ist nichts mehr und nichts weniger als Entwickelung von Kraft zum Vortheil der Gesellschaft. Wie man auch die verschiedenen Erscheinungen in der Gesellschaft lösen mag: immer ist dies das letzte Ergebniß, und in seiner Einfachheit liegt seine Größe. Der Reichthum einer Nation steht immer mit der Menge und Geschicklichkeit ihrer Arbeiter im Verhältniß, und je größer der Werth ihrer Arbeiten ist, desto mehr können auch die National- und Staats-Einkünfte zunehmen. Aber nicht bloß der National-Reichthum, sondern auch die Aufklärung richtet sich so genau nach der Thätigkeit eines Volkes, daß es ein unleugbarer Erfahrungsgrundsatz ist: daß sich bei allen Völkern zu allen Zeiten Betriebsamkeit, Wohlstand und Aufklärung unzertrennlich finden, und eben so auch umgekehrt Unthätigkeit, Armuth und Rohheit. — Wenn ein Volk das nicht erarbeitet, wodurch es die Nichterzeugnisse kaufen kann, so muß es auch die ihm nothwendigsten Sachen entbehren. Mit der Zunahme der Kenntnisse des Menschen werden neue Hülfsquellen und Kräfte seinem Willen unterthänig gemacht, welche, in einem rohen Zustande der Gesellschaft, als Träume einer ungeregelten Einbildungskraft verlacht worden wären." — „Die Natur hat in unsern Zeiten dem Auge des Beobachters und dem Verstand des Denkers ihre Kräfte und ihre Gesetze mehr als jemals enthüllt. Wie wichtig und folgenreich können die erst seit wenigen Jahren eingerichteten Dampfboote und Dampfschiffe in der Zukunft noch werden, und welche Erscheinung bieten sie jetzt schon dar? Ein Schiff auf der See, ohne Segel, ohne Ruder, ohne Matrosen! Die am Bord desselben vorhandene Mannschaft besteht aus mehr nicht als zwei Leuten, von denen der Eine das Feuer unter dem Dampfkessel unterhält, der Andere das Steuerruder lenkt; es bewegt sich gleich einem lebendigen Geschöpf, aus eigener Kraft; wie ein Seevogel schwimmt es auf dem Wasser einher! Wie viel Pferde können nunmehr durch die Dampf-Schiffahrt erspart werden! Und, von einem höheren Standpunkt aus betrachtet, welch eine Gestalt kann der Krieg zur See dadurch erhalten, wie wird das Uebergewicht zur See, welches eine Nation gegen die andere bisher gehabt hatte, in der Folge erschüttert und verrückt werden? — Die Dampfboote und Dampfschiffe haben auch vor Kurzem zur Erfindung eines hydrostatischen Schiffes geführt, die man, bis jetzt wenigstens, als die sonderbarste des 19ten Jahrhunderts ansehen darf. Seine Construktion ist ein erweitertes Dreieck in der Basis, und läuft der gewöhnlichen Struktur, wodurch kegelförmig gesegelt wird, und durch welche bis jetzt schon so viele tausend Leben und Güter verloren gingen, schnurstracks entgegen. Es erhält seine ganze Bewegung durch hydrostatische Verrichtung, beherrscht stets seine freie Richtung, und ist vor aller Feuersgefahr durchaus gesichert. Nicht nur in der Sicherheit und Gewißheit seiner Ankunft, sondern auch in der Schnelligkeit übertrifft es Alles, was man bisher kannte. — So ist also der Mensch jetzt fast überall in die Tiefen der Körperwelt eingedrungen, ja er bezwingt selbst alle Elemente. Da trotzt Einer dem Wasser durch Schwimm-Maschinen, dort geht ein Anderer unbeschadet durch das Feuer, während ein Dritter mit einem Schiffe sicher und nach Belieben durch die Luft fährt. Vielleicht hat die künftige Generation schon die Freude, die Luft zu beschiffen, wie die gegenwärtige den Ocean! — Doch, genug hievon! Ich muß zu den noch übrigen Gegenständen meines Vortrags eilen, die Zwecke und Folgen der Industrie und Kultur näher untersuchen. — Die Industrie ist eine bessere Anwendung der körperlichen und geistigen Kräfte, verbunden mit einem sparsamen Gebrauche der Zeit. Ihr nächster und unmittelbarer Zweck ist Vervollkommnung und Vermehrung der Arbeits-Produkte durch Vergrößerung der Thätigkeit und Erhöhung der Geschicklichkeit. Die Industrie, bei deren höchstem Grad die vollkommenste, geübteste und schnellste Anwendung der Natur-Kräfte statt findet, ist keineswegs eine alltägliche Thätigkeit; sie verdient selbst vor dem Fleiß den Vorzug. Der Fleiß ist öfters mehr mechanisch, begnügt sich mit dem Nothwendigen und Gewöhnlichen; die Industrie hingegen ist intellektuell, schreitet immer fort, benützt jede Gelegenheit, ist erfinderisch, sucht immer mehrere Gegenstände hervor, vervollkommnet sie, und sucht bei der Bearbeitung derselben bald an Zeit, bald an Kräften zu gewinnen. Der Mann von Industrie eilt, wenn nicht tausend, doch hundert Jahre dem Fleißigen vor! Die wohlverstandene Industrie, die weit mehr umfaßt, als man mit dem Worte Kunstfleiß bezeichnet, besteht aber nicht bloß in der Vervollkommnung der technischen Produktion oder in der Ausdehnung derselben auf neue Gegenstände, sondern sie erstreckt sich vielmehr auf die drei großen National-Gewerbe, ja selbst auf die sogenannten persönlichen Dienstleistungen in national-ökonomischer Bedeutung. — Auf der Insel Maltha hat die Industrie auf einem nackten Felsen fruchtbares Erdreich geschaffen, und eine große Bevölkerung erzeugt. Eine würdige Schwester der Industrie ist die Landes-Kultur. Diese Kultur beschäftigt sich mit der möglichsten Erweiterung und Verbesserung des Ackerbaues. Die vollkommenste Benutzung aller Arten von Grundstücken ist die wahre Basis des National-Reichthums. In der Erzielung der Natur-Produkte liegt das Haupt- und Grund-Kapital, von dem alle übrigen Kapitale abhängen und mit dessen Zu- oder Abnahmen sie sich vermehren oder vermindern." (Schluß folgt.)

Ein Reisender, welcher unlängst die Maldiven (Inseln bei Ostindien) besuchte, erzählt Folgendes darüber: Der Sultan ist unumschränkter Monarch, geräth aber selten in den Fall, einen seiner Unterthanen zu bestrafen, weil bedeutende Verbrechen nicht vorkommen. Wenn Einer ein Unrecht begeht, pflegt man ihn in den Straßen auf und ab zu führen und ihm Sand und Wasser ins Gesicht zu werfen. Die gefährlichsten Verbrecher werden auf ein Paar Tage ins Gefängniß gesetzt. Die regulairen Truppen des Sultans bestehen aus 150 Mann; die Zahl der Inseln beträgt etwa 1200. Wieviel Einwohner alle diese Inseln haben, ist wahrscheinlich der Regierung selbst nicht bekannt; denn als einem der Minister einst vorgestellt ward: wie leicht es seyn würde, eine solche Zählung zu veranstalten, verwarf er diesen Vorschlag mit dem Bemerken: „Gottes Volk habe auch einst angefangen, in Unglück und Verderben zu gerathen, als David es zählen ließ. (Courier fr.)

An der Küste vom Departement Côtes du Nord hat man neulich 95 große Fische gefangen, eine Gattung Delphine, deren größtes Weibchen 25 Fuß maß; die jüngsten, welche noch an der Brust hingen, hatten 8 Fuß Länge. Jeder dieser Fische gab im Durchschnitt eine Tonne Thran. (Courier fr.)

Redacteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurersche Buchhandlung.



Der Gesellschafter
oder
Blätter für Geist und Herz.

1820. Sonnabend den 16. Dezember. 202tes Blatt.

## Geschichte der Päpstin Johanna.

Als Carl der Große die Sachsen besiegt und sie zur Annahme des Christenthums gezwungen hatte, kamen viele Gelehrte aus England nach Deutschland, um das Christenthum weiter aus zu breiten; der glückliche Erfolg ihrer Bemühungen ist uns Allen bekannt. — Einer dieser Gelehrten, dessen Name unbekannt ist, ließ sich in Mainz nieder — wie Jacob Curio Hofenius, Leibarzt des Erzbischofs Albert von Mainz, in seiner Chronik erzählt — und bald nach seiner Ankunft gebar ihm seine Gattin eine Tochter, welche sie Gilberta nannten. — Schon in ihrer frühesten Jugend entfaltete Gilberta so herrliche Anlagen, verbunden mit einem empfänglichen Sinn für alles Schöne und Geistige, daß mit Recht ihre Eltern die frohesten Hoffnungen von ihr für die Zukunft nährten Mit stetem Eifer und ununterbrochenem Fleiß erlernte sie die lateinische und griechische Sprache, studirte die Schriften der besten Classiker in den Originalen und machte sich mit Allem bekannt, was im Gebiete der Kunst und Wissenschaften ihren Geist entzücken und ihre Kenntnisse bereichern konnte.

Die Jahre der Jugend sind es, in denen die Eindrücke recht lebhaft auf die Seele wirken, in denen der Geist für Freundschaft und Liebe am empfänglichsten ist, und desto empfänglicher, je höher der Grad der Kräfte und Ausbildung desselben steht. Freundschaft ist jene heilige Stimmung der Seele, welche Sterbliche theilen; jene gleiche Empfänglichkeit für Alles, was Erhabenes betrifft, uns mit einem höheren Wesen inniger vereinigen und unsern Geist beseligen und veredlen kann. Gilberta fand ein Wesen, geeignet, jene erhabenen Gefühle zu theilen; doch nicht in ihrem Geschlecht. Ein Jüngling war es, der nach demselben Ziele, dem Ziel der Geistes-Vollkommenheit, mit ihr strebte. Bald war der Bund der Freundschaft geknüpft, und neue selige Gefühle verwebten sich dem geistigen Leben unserer Gilberta. Doch mag eine solche Freundschaft, wie ich sie schilderte, bei Jünglingen, bei Männern statt finden; aber wenn Jüngling und Jungfrau in der Blüthe ihrer Jahre, in der ersten und lebhaftesten Regung der Phantasie sich finden, dann kann sie, auch bei dem geistigsten Leben, nicht mehr Freundschaft allein bleiben, allmählig schleicht sich Liebe zum Herzen; so auch bei Gilberta. Nicht mehr mit der Unbefangenheit, mit der die Freundin dem Freunde sich näherte, konnte sie den Jüngling empfangen, der bald ihr Herz gerührt; ein innigeres Gefühl durchdrang sie bei seinem Anblick, und so schloß sich an die Freundschaft das Band der Liebe. — Der Sinn für das Geistige verschwand aber hierdurch nicht; vielmehr wurde er eine höhere Belebung. Beide fühlten es wohl, daß Mainz nicht der Ort seyn konnte, wo sie in den Wissenschaften den gewünschten Grad der Vollkommenheit erlangten; in Mainz fehlte es ihnen gar oft an den nöthigen Mitteln der Ausbildung, an Gelehrten, deren Erfahrungen ihren Eifer leiteten. Sie entschlossen sich daher, nach Athen zu gehen. Schwierig würde es gewesen seyn, so wie sehr auffallend, wenn Gilberta als Jungfrau mit

einem Jüngling hätte nach Athen reisen wollen; Schwierigkeiten und Hindernisse setzten sich überall der Ausführung ihres Planes entgegen. Endlich bekämpfte Gilberta ihre jungfräulichen Gefühle, kleidete sich in männliche Tracht und zog so mit dem Geliebten ihres Herzens, mit dem Freunde ihres Geistes nach Athen.

Ein neues Feld in den Wissenschaften eröffnete sich hier und Gilberta studirte mit solchem Fleiße, daß sie in einigen Jahren nach Rom ging, um Vorlesungen dort zu halten. Ihre ersten Vorlesungen waren über den Livius, und sie hatte sich bald durch ihre Gelehrsamkeit sehr viele Schüler und Zuhörer unter den angesehensten Männern erworben. Mit eben der Gelehrsamkeit las sie über die Bücher der heiligen Schrift und zeichnete sich in der Redekunst besonders aus. Oefters trat sie bei Disputationen mit so viel Kenntniß auf, daß die Schriftsteller einstimmig ihr die größte Gelehrsamkeit der damaligen Zeit beilegen. — Sie erwarb sich auf diese Weise große Hochachtung und Liebe und zugleich manches Amt; so daß sie, als der Papst Leo III. im Jahre 854 starb, einmüthig zum Papst erwählt wurde, und von den Geschichtschreibern unter dem Namen Johann VIII., auch Johannes Anglicus (weil ihre Eltern aus England nach Mainz gekommen waren), in der Reihe der Päpste aufgeführt wird.

Es ist eine bewährte Erfahrung, daß große und wichtige Veränderungen den Menschen theils erheben und zu allem Guten fähiger und entschlossener machen können; daß aber auch große Ehrenstellen und unvermuthete Glücksumstände im Gegentheil den tugendhaften Menschen oft zu Uebermuth und Vernachlässigung in der Wachsamkeit über seine Tugend verleiten. Nur allzu bald wirkte auch bei unserer Gilberta diese Erhöhung sehr nachtheilig. Den Gefühlen der reinen Liebe und Freundschaft, welche Gilberta mit dem Freund ihrer Jugend, dem Genossen ihrer Geistesbildung vereinten, mischte sich nun die Leidenschaft bei, und bald fühlte Gilberta die traurigen Folgen einer unerlaubten Umarmung. Zwar wurde es ihr leicht, dieselben zu verheimlichen, da Keinem einfallen konnte: daß sie ein Weib sey, weil sie sich so lange in Rom nicht nur als einen Mann, sondern als einen ausgezeichneten, tugendhaften und frommen Mann bewährt hatte. Aber plötzlich, bei einem feierlichen Umzuge von der St. Petrus-Kirche nach dem Lateran, wurde sie zwischen der St. Clemens-Kirche und dem Colosseum von den Geburtsschmerzen überfallen, gebar ohne alle Hülfe, starb aber sogleich mit dem Kinde und wurde mit demselben in die nahe bei jener Kirche liegende Kapelle ohne alle Feierlichkeit begraben, nachdem sie zwei Jahre, fünf Monate und vier Tage den päpstlichen Stuhl mit allgemeinem Beifall besessen hatte. — Es wurde an diesem Platz ein Denkmal dieser grauenvollen Geschichte gesetzt, welches von Marmor war und das Bildniß der Gilberta mit dem Kinde darstellte, welches noch bis zu den Zeiten der Reformation gestanden hat. Auch vermieden die Päpste in der Folge bei feierlichen Zügen diesen Platz aus Abscheu vor jenem Vorfall. Viele Geschichtschreiber erwähnen auch eines marmornen Stuhles, auf welchem nachher die Päpste, ehe sie gewählt, zuvor untersucht wurden: ob sie männlichen Geschlechts seyen, damit nicht wieder eine so greuliche Begebenheit vorfallen könnte.

An dieser Geschichte zweifelte Niemand bis zur Zeit der Reformation, und mehr als 70 Geschichtschreiber erzählen sie mit mehr oder weniger Umständen, bleiben sich aber alle in der Hauptsache gleich. Zur Zeit der Reformation aber glaubten die päpstlichen Anhänger, diese Sache könne doch dem Ansehen des päpstlichen Stuhles wichtigen Schaden thun, und es fanden sich Mehrere, welche die Wahrheit der Geschichte bestritten. Unter ihnen bekämpfte recht witzig die Sache David Blondel, ein Reformirter; doch meint Hofmann in seinem Lexicon: daß Blondel die Geschichte eigentlich nicht bezweifelt habe, sondern nur Zweifel aufgeworfen, um seinen Witz spielen zu lassen. Aber auch in neueren Zeiten halten mehrere Gelehrte die Geschichte für eine Fabel; es sey mir daher erlaubt, einige der wichtigsten Schriftsteller zu nennen, welche diese Ueberlieferung als ausgemacht wahr erzählen.

(Der Schluß folgt.)

## Theophilius Schatten.

(Fortsetzung.)

„Wir haben ja die wichtigsten Wissenschaften mit und ohne Kupfertafeln, als Physik, Astronomie, Moral, Philosophie, Aesthetik und Philologie, in Briefen an eine Freundin abgefaßt. Dies sind freilich keine Bücher für dich und dein bestäubtes Repositorium; aber desto bequemer für die winzigen Rocktaschen unserer galanthommes und kleinen Strickbeutel unserer Damen, um nach Belieben selbst auf Promenaden und in Gesellschaften darin studiren zu können. Wer wird wohl jetzt noch mit dem Grubenlicht in die Tiefe hinab steigen, um edles Erz an Tageslicht zu fördern? Das Schacht ist ja leer, das goldene Zeitalter ist verschwunden, und in jeder Hinsicht ein papiernes an dessen Stelle getreten. Haben wir nur keinen Mangel an Papier, so sind wir geborgen; dann ist nur nöthig, dasjenige, was uns eure großen Geister schon früherhin in kräftigen Gedanken und gedrängter Kürze Schönes und Gutes mitgetheilt haben, in moderne Redensarten, breit und aus einander gereckt, ein zu kleiden und als einen ausstaffirten Zierbengel in irgend einer Zeitschrift, welche mit gutem Winde segelt, in die Welt zu senden. Wir verstehen ja die Kunst, dem schlechtesten Metall das Ansehen

von Gold und Silber zu geben; so werden wir es doch auch wohl verstehen, unsere literarischen Arbeiten durch feines Velin, Radir-Nadel und sauberen Einband, wenigstens dem Aeußeren nach, den klassischen Werken aller Zeiten gleich zu stellen. Noch mehr, was zu deiner Zeit nur wenigen und einigen Auserwählten eigen war, ist jetzt allgemeiner geworden. Vom ersten Präsidenten bis zum Nachtwächter, von der Hof-Dame bis zur Kinder-Magd, ist Alles gebildet, Alles belesen, Alles von einer poetischen und gemüthlichen Begeisterung ergriffen. Man liest, reimt und schreibt jetzt mehr in einem Monat, als die Gelehrten deiner Zeit je gelesen, geschrieben und gereimt haben mögen. Und wem glaubest du, daß wir all diesen literarischen Ueberfluß zu danken haben? — lediglich den Leih-Bibliotheken. — O Heil, dreimal Heil euch, ihr Impfungs-Anstalten der populairen Gelehrsamkeit und feinen Bildung; an euren Quellen, welche, wie einst die Milch- und Honig-Ströme des gelobten Landes, überall hinfließen, erlaben und bilden sich alle Stände. O, möchtest du doch nur noch einmal deiner finsteren Gruft entsteigen, großer Theophilius, nur noch einmal den Todesschlummer aus deinen leeren Augenhöhlen rütteln können, damit du sähest, wie Gelehrsamkeit, Kunst und Talent um sich gegriffen haben! Du würdest mit Erstaunen in dem Marktkorb jener zierlich daher trippelnden, in allen Zeitungen als gebildet angekündigten Köchin, zwischen eingekauften Kartoffeln, Kohl, Rüben, Bohnen und Salat, entweder Jean Paul's „Titan", Schiller's „Jungfrau", Goethe's „Tasso" oder wenigstens zwei Almanache gewahren, aus welchen sie sich für wenige Groschen Münze monatlich die feinste Bildung an den Hals liest. Selbst jene lichtscheuen Schwestern, die nur in der Abend-Dämmerung unter dem Publikum sichtbar werden, verkürzen sich mit der modernen Aesthetik die einsamen Stunden des Tages; erwärmen sich die wüsten Seelen an gedruckten Liebes-Abentheuern und tragen solche des Abends zierlich im Arm, um ihren Kunden an zu deuten: daß sie es mit keinen ungebildeten Geschöpfen zu thun haben. Der dümmste Fat, der armseligste Wicht stoppelt aus tausend gelesenen Gedichten endlich doch eine poetische Epistel zum Geburtstage seiner Putzladen-Mamsell oder abgerissene Scenen zu einem Polter-Abend zusammen und blickt wahrlich mit größerem Stolz auf dieses Machwerk hin, als je Goethe oder Schiller auf ihre berühmten Meisterstücke geblickt haben mögen. Im eleganten Apoll- und Silber-Saal Berlins findest du nicht Einen, der in Romanen und Ritter-Geschichten nicht dermaßen bewandert wäre, daß er sich die Befugniß zutraut, außer seinem Metier auch über gelehrte und politische Gegenstände frei urtheilen zu dürfen. Ich möchte dir Kerle von Laden-Burschen zeigen, die in Bücher- und Theater-Rezensionen einen Lessing übertreffen; Tertianer, die, wenn sie die Turn-Anstalt besucht haben, die beste Verfassung für jeden Staat aus dem Aermel zu schütteln wissen und dabei immer bereit sind, Jeden, der es nur wagte, ihren unumstößlichen Maximen zu widersprechen, mit Ohrfeigen zu regaliren. Mit einem Wort, Freund Theophilius, unsere Zeit wimmelt dergestalt von großen Geistern: daß selbst Italiens Lorbeer-Haine nicht hinreichen würden, sie alle nach Verdienst zu krönen. Wo man hingreift, erfaßt man gelehrte Fragmente; wozu man sonst Löschpapier, verjährte Belege, bezahlte Rechnungen und reduzirte Aktenstücke aus vergangenen Jahrhunderten brauchte, dazu bedient man sich in unserem luminösen Zeitalter der neuesten literarischen Produkte, welche kaum drei Monate die Presse verlassen haben. In allen Instituten für Brandtweins-Liebhaber und Bier-Brüder findet man die neuesten Zeitschriften pour animer l'esprit et la conversation. So werden wir von allen Seiten gleichsam elektrisch von dem Zeitgeist und seinen Produkten durchdrungen und der leichte Blumenstaub, der wohl mitunter auch giftigen Saamen enthält, wird unter allen Ständen verbreitet. — Siehst du nun, welche Fortschritte wir gemacht haben, Freund Theophilius? — Was habt ihr dagegen mit aller eurer tiefen Gelehrsamkeit genützt und hervor gebracht? — Hast du je einen Roman, wie wir ihn jetzt haben, je eine Schicksals-Tragödie, worin die Lampenputzer und Maschinisten den größten Effekt bewirken müssen; hast du je ein Sonett, eingemachte Lese-Früchte oder Anklänge geschrieben? — Du saßest den ganzen Tag pedantisch über deinem Homer, Plato, Sophokles, Aristoteles und Plutarch; über deinem Virgil, Horaz, Thucidides und wie alle diese alten Glatzköpfe mit breiter Stirn heißen mögen; sie waren deine Muster, die Ideale, nach welchen du allein den Werth eines jeden literarischen Werkes zu würdigen verstandest. Ihr studirtet Geschichte, Geographie, Mathematik und Philosophie; dies ist Alles recht gut und nützlich, allein eure Geistesprodukte waren doch immer weiter nichts als gelehrt, scharfsinnig und witzig, keinesweges aber so leicht, so wortreich, so gemüthlich, so lyrisch unsinnig, so mystisch als die unsrigen. — Dank und Unsterblichkeit Dir, menschenfreundlicher Brockhaus! der Du die Welt durch die „Real-Encyclopädie" alles mühseligen und trockenen Studiums überhoben hast. In ihr findet man zu jeder Abhandlung, zu jedem Buche, womit man seinen literarischen Ruhm begründen will, Stoff und Materie: in ihr sind die vornehmsten Wissenschaften mit der allerleichtesten Mühe zu studiren, und es giebt kein gelehrtes Kunstwort in seinem voluminösen Umfang, das nicht in allen Ball- und Tanz-Sälen mit dem besten Erfolg angebracht wird."

(Der Schluß folgt.)

## Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

Bamberg. (Schluß) „Unter die bewährtesten und von rationellen Landwirthen als solche anerkannten Beförderungsmittel der Landes-Kultur gehören Unbedingtheit des Grund-Eigenthums, Veräußerlichkeit und Trennbarkeit der Güter jeder Art, so daß eine allgemeine Freiheit des Erwerbes und Besitzes aller Grundstücke unter den allgemeinen gesetzlichen Vorschriften und Bedingungen statt finden kann; Vertheilung der Gemeinheiten, Ablösung der Zehenten oder doch Verwandlung derselben in jährliche stehende Grund-Renten, gänzliche Aufhebung der Brache, dieser Satyre auf menschliche Trägheit und Schläfrigkeit, Einführung der Wechselwirthschaft und mit derselben Verwandlung des Weideganges in Stallfütterung. Auch Feldfrüchte- und Nutzvieh-Versicherungs-Anstalten, wovon man bereits seit längerer Zeit in und außerhalb Deutschland nachahmungswürdige Beispiele hat, sind sehr zweckmäßig und empfehlenswerth, indem sie den durch Hagel, Ueberschwemmung oder Viehseuche verunglückten Landwirthen eben das werden können und sollen, was die Landversicherungs-Institute (gleichfalls eine Erfindung unseres Zeitalters) den durch Feuer Beschädigten schon so oft und wohlthätig geworden sind. Welche Fortschritte würde die Landes-Kultur gewinnen, und welcher Wohlstand des Landvolks würde von allen Seiten in die Augen fallen, wenn die schon bestehenden Fächer der Landwirthschaft überall einen bedeutenden Grad der Vollkommenheit erreichten, wenn die landwirthschaftliche Industrie sich auch zu neuen Fächern ausdehnte, und wenn folglich nicht nur alle unangebauten Gegenden und öde Plätze kultivirt würden, sondern auch die vollkommenste Benutzung aller Arten von Grundstücken statt fände und zwar mit vorzüglicher Rücksicht auf die Viehzucht durch den Futterkräuter-Bau. — Das wahre Ziel der Vereinigung der Industrie und Kultur und der größten Beförderung beider kann nun kein anderes seyn, als das Glück der einzelnen Mitglieder der National-Gesammtheit — bewirkt durch eine weise Benutzung alles dessen, was die Natur dem Menschen darbietet — möglichst zu befördern, und dadurch auch zugleich einen großen National-Wohlstand her zu stellen. National-Industrie und Landes-Kultur sind die Quellen des Wohls der Bürger, des Reichthums der Nationen und des Einkommens der Regierungen, die Grundpfeiler des Völkerglücks und der Staatsmacht! — Da Industrie und Kultur den Wohlstand und Lebensgenuß der Einzelnen vermehren, so verbreiten sie auch Zufriedenheit und Ruhe unter allen Ständen und Volks-Klassen, geben dem Staate innere Stärke und Festigkeit, machen ihn durch Reichthum und Bevölkerung auch mächtig. Denn Industrie und Kultur wirken auch sehr wohlthätig und stark auf die Bevölkerung. Es ist nämlich ein allgemeiner Erfahrungssatz: daß die Bevölkerung mit Industrie und Kultur gleiche Schritte halte; so daß die Bewohner eines Landes in dem Grade zahlreicher werden, als bei ihnen Industrie und Kultur zunehmen. Je größer und ausgebreiteter daher in irgend einem Staate National-Industrie und Landes-Kultur werden, desto kleiner muß auch die Anzahl der nutzlosen Arbeiter oder geschäftigen Müßiggänger, der Unbeschäftigten, der Dürftigen und Armen werden. Je mehr aber bei einer Nation die Menge der bloßen Consumenten abnimmt und die der nützlichen Arbeiter zunimmt, desto größer kann und muß auch sein jährliches Total-Arbeits-Produkt werden, wovon das höchstwichtige, in Ansehung des Wohlstandes der Völker und auch der Staats-Finanzen entscheidende reine National-Einkommen abhängt. Durch letzteres ist die National-Wirthschafts-Bilanz bedingt, welche die Größe des jährlichen Ueberschusses der gesammten National-Produktion über die ganze National-Consumtion ausdrückt und das Lebens-Prinzip der Nationen ist! — Sollen also Bürgerglück und National-Wohl befördert, Individuen und Völker bereichert werden, so müssen Industrie und Kultur herrschen und immer größere Fortschritte gewinnen. Dies ist die einzig richtige und sichere Methode, viele und überflüssige Natur- und Kunst-Produkte zu gewinnen. Durch die Anhäufung dieser Güter wird aber einer Seits das Versenden des Geldes in das Ausland unnöthig, und anderer Seits fremdes Geld ins Land gezogen. — Vermehrung der Ausfuhr der Handels-Waaren und Verminderung der Einfuhr tragen dazu bei, die vaterländische Handels-Bilanz wenigstens im Allgemeinen und Ganzen günstig zu machen. Je weniger daher ein Volk vom Auslande an Natur- und Kunst-Produkten bedarf, und je mehr es dagegen von seinen rohen Erzeugnissen und von seinen Fabrikaten und Kunstwerken an Auswärtige absetzen kann, desto mehr wird auch sein Aktiv-Handel seinen Passiv-Handel übersteigen, desto größer wird seine Handels-Unabhängigkeit werden, die auf den so wichtigen Wechsel-Cours den heilsamsten Einfluß äußert." — „Freies Eigenthum, freie Industrie und Kultur! Die Freiheit des Gebrauchs des Eigenthums und der Anwendung der Kräfte, des Erwerbs und des Handels ist die Seele aller Industrie und Kultur — nach der einstimmigen Behauptung der einsichtsvollsten und erfahrensten National-Oekonomen Europens. Freies Eigenthum, freie Industrie und freie Kultur können jedes Land beglücken, überall das Blühen der National-Gewerbe, Kunst und Wohlhabenheit befordern. So lange Jedem die Freiheit gesichert ist, auf seine eigene Art für seinen Erwerb thätig zu seyn, wird Jeder das thun, was ihm Vortheil bringt; und da das gesammte National-Vermögen nur ein Aggregat des Vermögens der Einzelnen ist, so wird das ungehinderte Streben eines jeden einzelnen Mitglieds der National-Gesammtheit, sein Einkommen und Vermögen zu vermehren, zugleich auch eine Vermehrung des Reichthums des Ganzen. — Ein Staat beeinträchtigt und hemmt durch zu hohe Zölle und Accise und durch ähnliche Post-Tarife den Handel und die Industrie und wird dadurch zugleich sein eigener Feind, während er den jährlichen Total-Ertrag des National-Einkommens vermindert. Die Regierung hingegen, welche den Handel und Verkehr, die National-Betriebsamkeit möglichst fessellos sich entwickeln läßt, und daher Accise und Zölle vereinfacht und vermindert, kann zwar einen momentanen Kassen-Ausfall herbei führen; aber indirekt wird er bald sich zehnfach vergüten. Denn der Flor des Handels, der Industrie und Kultur bereichert das Volk; die Zunahme des National-Reichthums aber verbürgt auch die fortdauernde Vergrößerung der unmittelbaren und mittelbaren Staats-Erwerbsquellen, so wie der Stärke und Macht des Staates selbst; und Hobbes hatte vollkommen Recht zu sagen: „Reichthum ist Macht!"" — Indem wir diese richtige Ansicht weiter verbreiten, freuen wir uns: daß die Belebung der Industrie in Deutschland so sehr zur Sache Aller geworden ist, daß sogar im Volke fast Jeder weiß, was noth und nützlich wäre. Diesen Erfolg dürfen wir dem Bemühen derer zuschreiben, welche als Schriftsteller berufen sind, zu beleuchten und zu berichtigen; wir haben solcher Männer in Deutschland noch viele und können sie freudig denen entgegen stellen, welche aus egoistischen Antrieben meinen: daß Feder und Druckerpresse immer nur von der schädlichen und so wenig als möglich von der nützlichen Seite betrachtet werden müssen. B —.

„Die englischen Truppen" — so sagt Dupin in der Beschreibung seiner Reisen durch England — „welche die Regierung oft für's ganze Leben und daher auch theuer genug erkauft, dürfen nie darben, sondern werden stets sorgfältig beachtet. Sie erhalten Zelte, sind gut bekleidet und bestens verpflegt. Am Tage der Schlacht ist es erste Pflicht des Kommandirenden: daß er möglichst mit ihrem Blute geizt; abgesehen von der Menschlichkeit, ist er gegen die Regierung dafür förmlich verantwortlich, weil dieselbe dies Blut mit Pfunden, Schillingen oder Pencen aufgewogen hat." (Gaz. d. Fr.)

Redakteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurersche Buchhandlung.




# Der Gesellschafter
oder
# Blätter für Geist und Herz.

1820. Montag den 18. Dezember. 203tes Blatt.


## Theophilius Schatten.

(Schluß.)

„Lächeln muß ich wahrlich, wenn ich bedenke, wie stolz du war'st mit einem Haller, Klopstock, Lessing, Gleim, Herder, Schiller und Wieland, mit diesen deinen Heroen der deutschen Literatur und Dichtkunst in einem Zeitraum gelebt zu haben; wir aber lassen die Todten ruhen. Die neuere literarische Taktik kann von diesen schwer bewaffneten Veteranen keinen Gebrauch mehr machen. Wir bedürfen der winzigen, leichten Freiwilligen aus allen Ständen, die unsere kränklichen Gemüther nur ganz leise und momentan berühren. — Wohl dir also, weiser Theophilius, daß du längst im Grabe schlummerst, daß dein Mund längst verstummt ist. Hättest du es jetzt gewagt, deine Bemerkungen, deine Reflexionen wie ehemals kund werden zu lassen, es würde dir schlimm ergangen seyn. Wäre es auch unsern literarischen Rittern zu klein gewesen, mit dir altem ehrlichen Philister eine Lanze zu brechen, oder ihr Schimpf- und Schmäh-Wörterbuch über dich aus zu leeren; so hättest du doch unter den zarten Schreibfingern unserer vier Dutzend Schriftstellerinnen, die wir — mit Ausnahme einer rühmlich bekannten und geschätzten Pichler, Therese Huber, Chezy, Schopenhauer und Luise Brachmann — in Reih und Glied stellen können, ganz gewiß ein sehr schweres, wo nicht gar das Schicksal eines Orpheus erdulden müssen."

Noch immer mit diesen Gedanken beschäftigt, aber von der Last und Hitze des Tages sehr ermüdet, setzte ich mich endlich in meinen Lehnstuhl und schlummerte sanft ein. Da erschien mir abermals und zwar im Traume die Gestalt meines Lehrers. Seine Miene war finster und seine Rechte mit jenem furchtbaren Haselstock bewaffnet, womit er uns Schülern die Lexionen auf eine sehr fühlbare Art ein zu bläuen pflegte. Ich wollte ihm entgegen eilen, aber er wies mich zornig zurück und rief mit rauher Stimme: „Fort von mir, verblendeter, ausgearteter Sohn meiner Schule! Wie, du erdreistest dich, an dem zu zweifeln, was ich, dein treuer und redlicher Lehrer, dir als Hülfsmittel zur Menschenkunde mitgetheilt habe? — Du verspottest mich, verachtest jene großen Männer, welche so viele Meisterstücke geliefert haben, und versinkst schaamlos mit in dem seichten Sumpf des Zeitalters? — Du prahlst mit deinen Köchinnen, Lust-Nymphen, deinen Laden-Dienern und Tertianern, welche nach Sitz und Stimme im Reiche der Gelehrsamkeit und Bildung streben? Verdammniß euren Leih-Bibliotheken, aus denen sich jeder Schuft, jede gemeine Dirne Bildung holen will, um ihren Beruf zu vernachlässigen; aber am Ende entweder den Rest ihres Lebens in einem Hospital verseufzen oder eine ganze Familie am Stabe des Elends mit sich fortschleppen muß. Wehe eurer ausgelassenen Jugend, die durch eine zu liberale Behandlung sich den Zügel einer zweckmäßigen Schul-Disciplin abstreift und zu allen Arten von Frechheiten verleitet wird. Ihr seyd Alle verdorben; euer Geist ist schwach, euer Geschmack abgestumpft. Euch genügt elender Wischwasch, der jedem vernünftigen Menschen,

der an nahrhafte Kost gewöhnt ist, Widerwillen und Ekel erregt. Fort mit eurem wässerigen und schaalen Romanen-Plunder; fort mit euren Tragödien voller Mord-, Greuel- und Blut-Scenen! In die Hölle mit dem mystischen Klingklang, der das Hirn der Schwachen entzündet, und zu Schandthaten führt! — Wer eine Feder führen kann, will sich durch ein Gedichtchen, durch eine Charade oder Erzählung den geehrten Namen eines Schriftstellers erschreiben; jeder Laffe will reimen, und kann er dabei gut tanzen, oder irgend einem beliebten Schauspieler ähnlich deklamiren, versteht er es, in Gesellschaften durch Schnurren den bleichen Madonnen-Gesichtern eurer verbildeten Jungfrauen — die den ganzen Tag von einem Lehrmeister zum andern mit Noten-Blättern, Büchern und großen Mappen umher laufen — ein Lächeln ab zu gewinnen, so ist er talentvoll, ein Mensch von Kopf und Geist und übermorgen in der ganzen Stadt als liebenswürdiger Dichter renommirt. So wird die Wissenschaft und das Talent von Unbefugten, welche zu einem ganz andern Stande und zu einem ganz andern Berufe geboren sind, entweiht und erniedrigt!" — Ich sprang auf, wollte mich ihm nähern, wollte ihm durch Beweise seinen ungerechten Wahn benehmen; aber er wich zurück, ein aufsteigender Nebel verhüllte mir seine Gestalt, er war verschwunden und ich — erwachte. H.

## Geschichte der Päpstin Johanna.

(Schluß.)

Johannes Stella, Prediger zu Venedig, beschreibt die Geschichte von 230 Päpsten, vom Apostel Petrus an bis auf Julius II. Er hat seine Schrift dem Kardinal Dominicanus Grimanus zugeeignet, erzählt die Begebenheit ausführlich und Niemand hat ihm damals widersprochen. Auch hätte er wohl schwerlich wagen dürfen, eine solche Fabel dem Kardinal öffentlich zu erzählen, dem doch an der Ehre des päpstlichen Stuhles sehr viel liegen mußte.

Stephanus Blank, welcher kurz vor der Reformation lebte, unter Papst Alexander VI., beschreibt die Merkwürdigkeiten der Stadt Rom und erwähnt auch des Ortes, wo die Päpstin Johanna entbunden habe; auch sagt er: daß das vorhin erwähnte Denkmal noch damals gestanden. Er fügt seiner Erzählung auch folgende Legende bei: Als Johanna schwanger war, fragte sie ein Engel: ob sie ewig verdammt seyn oder öffentlich das Kind gebären wolle? — und sie wählte das letztere.

Marianus Scotus, ein Benedictiner in den Klöstern zu Mainz, Cölln und Fulda († 1086), hat eine Chronik geschrieben, wozu er die Handschriften seiner Klöster benutzte, und erzählt gleichfalls die Geschichte.

Martin Polonus, lebte im Jahr 1278 und war Beichtvater des Papstes Nicolaus III. Es stand ihm die Bibliothek des Vaticans offen, in welcher sich ein Werk von einem Mönche Richard, der im Jahr 1140 lebte, unter dem Titel „Pontificum Series" befinden soll, worin die Geschichte auch erzählt wird. Martin, der aus diesen Quellen schöpfen konnte, erzählt die Begebenheit auch, und sein Amt, so wie seine Verhältnisse zum Papst Nicolaus III., welcher gewiß eine solche Erdichtung hart gestraft haben würde, bürgen für die Wahrheit.

Wilhelm Occam, lebte unter der Regierung Ludwig des Baders im Jahr 1320, und sagt in seinem Werke, betitelt: „Opus nonaginta dierum" Cap. 12: „Diese Frau wurde zwei Jahre lang von der ganzen Kirche für einen Papst gehalten. Die Kirche aber irrt oft, indem sie einen Papst, der ein schändlicher Mann ist, für einen heiligen und guten hält." Hierauf führt er noch Beispiele an, daß sich die Kirche oft irren könne.

Bocaccius erzählt im 99sten Buche seines Werkes von berühmten Frauen auch die Geschichte der Gilberta, und seiner Beschreibung ist noch ein Holzschnitt beigefügt, welcher die Scene darstellt: wie die Päpstin in der Mitte der Kardinäle und Bischöfe entbunden wird. Auch erwähnt er des Ausweichens der Päpste bei Feierlichkeiten, wenn sie an diesen Ort kommen.

Ranulph, lebte unter Kaiser Carl IV., nach Andern im zehnten Jahrhundert, und schreibt in seiner „Polichronik": daß eine Päpstin Johanna den Stuhl des Papstes besessen, die ein Beweis sey: daß der päpstliche Stuhl wirklich jene Babylonische Hure sey, von der die Offenbarung Johannes erwähne.

Martin, lebte unter Kaiser Carl IV., schrieb eine Chronik unter dem Titel: „Flores temporum", und erzählt die Begebenheit von der Päpstin Johanna, der er folgende Legende beifügt: Johanna habe einen Besessenen gefragt: wann der Dämon ausfahren würde? darauf hatte der Dämon in lateinischen Versen geantwortet: Er fahre aus, wenn die Päpstin ein Kind gebären würde.

Anton, Erzbischof zu Florenz, erzählt gleichfalls die Geschichte Part. II. historialis Tit. 16. Cap. 1. §. 7. Er erwähnt ferner des Denkmals, und sagt: „Obgleich das Alles Thatsache ist, so hat dies doch Niemanden an seiner Seligkeit Abbruch gethan, weil die Kirche Christum zum Haupte hatte, von dem die geistlichen Güter alle herkommen. Auch die Sakramente sind von Gnadenwirkung gewesen bei denen, die sie mit Andacht gebraucht haben; ohnerachtet die Päpstin so wenig wie andere Weiber das Abendmahl reichen und ordiniren kann, weswegen auch alle von ihr Ordinirten die Weihe nachher auf's Neue empfangen mußten."

Platina, Bibliothekar im Vatican, beschreibt die Lebensgeschichte der Päpste, hat sein Werk dem Papste Sixtus IV. zugeeignet und erzählt darin die Begebenheit der Päpstin Johanna, erwähnt des Ausweichens des Papstes bei dem Orte, wo sie entbunden sey, und nennt den Stuhl, worauf Jeder, ehe er Papst würde, vom untersten Diaconus untersucht werden mußte, stella stercoraria. Wohl hätte der gute Platina auf dem Scheiterhaufen die Erzählung einer solchen Fabel bereuen sollen; er erzählt aber Alles absichtlich genau, um nicht in den Verdacht zu gerathen, als wolle er etwas für die päpstliche Würde Nachtheiliges verschweigen, was doch damals bekannt war. Um so glaubwürdiger wird seine Geschichte, zu deren Bearbeitung ihm die Quellen aus der Bibliothek des Vaticans offen standen.

Johann Nauclerus, Kanzler, Probst und erster Prorektor zu Tübingen, erzählt ebenfalls die Geschichte mit allen Umständen.

Es würde zu weitläuftig seyn, alle die Schriftsteller zu nennen, welche hierüber geschrieben haben; das Zeugniß der Vorgenannten ist authentisch genug. — Daß jenes Denkmal jetzt nicht mehr da ist, kann nicht als Beweis dienen: daß es gar nicht vorhanden gewesen sey. Da die päpstlichen Anhänger zur Zeit der Reformation Alles anwandten, um die Geschichte zu unterdrücken, ihnen aber nicht möglich war, die Zeugnisse davon, die schon in den Händen der Protestanten sich befanden, zu vernichten, so schafften sie wenigstens das Denkmal auf die Seite. — Die Geschichtschreiber erzählen auch: daß in der Hauptkirche zu Sanis unter den Bildern der Päpste sonst auch das Bild der Johanna gehangen hätte, mit der Unterschrift: „Foemina ex Anglia"; das Bild sey aber weg genommen und noch jetzt der leere Platz zu sehen, wo es gehangen habe.

Unter mehreren Einwendungen, welche man gegen die Wahrheit dieser Begebenheit macht, bemerke ich nur folgende als die erheblichste. Man sagt nämlich: Kein einziger griechischer Schriftsteller erwähnt diese Geschichte. Da nun die damalige Spannung zwischen der römischen und griechischen Kirche bekannt ist, so würde zu Constantinopel dieselbe gewiß ergriffen worden seyn und zu Beschimpfungen und Witzeleien gegen den römischen Stuhl Anlaß gegeben haben. Indessen schweigen die griechischen Schriftsteller davon, also ist die ganze Begebenheit Erdichtung. — Hiergegen glaube ich Folgendes bemerken zu können: Der gesammten christlichen Kirche, sowohl der griechischen als der römischen, mußte an der Verbreitung des Christenthums und an der Autorität der Kirche liegen, also verschwieg die griechische Kirche lieber die Geschichte ganz, welche in Italien, wo sie zu bekannt war, nicht verschwiegen werden konnte. Ferner lasen ja die griechischen Schriftsteller diese Begebenheit in den Schriften der römischen Geistlichen; daher hat es ihnen wohl nur an dem Willen gefehlt, dieselbe wieder zu erzählen. Noch mehr aber: wie wenige griechische Schriften sind bis auf unsere Zeiten gekommen, wie viele sind bei dem Untergang des morgenländischen christlichen Kaiserthums von den Türken verbrannt worden. Die große und reiche Bibliothek zu Alexandrien wurde verbrannt; mit diesem Verlust gingen sehr viele Werke ganz verloren, die wegen des Mangels der Buchdruckerkunst nicht so vervielfältigt und ausgebreitet werden konnten. Kann nicht in solchen verloren gegangenen griechischen Werken diese Geschichte auch erzählt worden seyn? — Diese Umstände halte ich für kräftig genug, den Einwurf zu beseitigen; daher glaubte ich auch, diese merkwürdige Begebenheit, aus authentischen Quellen geschöpft, dem Publiko als Thatsache mittheilen zu dürfen. Karl Haberfeld.

## Merkwürdige Dedikation.

Zu den merkwürdigen Dedikationen gehört auch die der (übrigens sehr brauchbaren) „Collectio novissima Scriptorum et Rerum Wirceburgensium" (Francof. 1741 — 1742. Tomi F.), welche „Regi Saeculorum immortali et invisibili Deo" etc. von dem „peccator" und der „creatura indignissima" Pater Ignatius Gropp, Bibliothekar im St. Stephans-Kloster zu Würzburg, gewidmet ist. L. H.

## Der Schwindel.

Ich war ein Jüngling; wohlgemuth
War noch mein Herz und frisch mein Blut,
Und unschuldsvoll mein Sinn.
Da kam das Mädel: „Sieh mich an!"
Sprach sie; „bist gar ein lieber Mann;
Gieb dich der Lieb' auch hin!" —

„Das ist wohl Sünd'! — Der Rektor spricht:
„„Man soll nur lieben im Gedicht,
Und immer auf Latein;
So macht's Catull, Tibull, Properz;
Allein ihr Lieben war nur Scherz!""
Soll's so mit uns auch seyn?" —

„Ja wohl! Zum Scherz nur küsse mich!
Gleich nach dem Kuß entlass' ich dich,
Und du — machst dein Gedicht!
Dann spricht der Rektor: „„Ey, mein Sohn!
Fürwahr! Wir profitiren schon
Bei unserm Unterricht!""

Ich — küßte sie; doch schwindelnd dreht
Sich's um mit mir, wie's etwa geht,
Drängt Rausch zum Kopfe sich.
„Das kömmt vom Nippen!" meinte sie;
„Ein derber Schluck, der schadet nie;
Der Bischof lehrt' es mich!" —

Ich, nicht zu faul, folgt' ihrem Rath,
Und küßt' in vollem Zug; da bat
Sie plötzlich: „Lieber Mann!
Halt ein! der Bischof ist nicht klug,
Ich denke fast, es ist genug;
Der Schwindel steckt mich an!" Chr. Feldmann.

## Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

**Ueber Allerlei in Berlin.** Ein böser Umstand, daß im 188sten Blatte des „Gesellschafters" so halb und halb, wie man zu sagen pflegt, versprochen ist: die Bilder an zu geben, welche von der letzten Kunst-Ausstellung gekauft worden sind; ein böser Umstand, weil die Erspähung besonders auf das Publikum zielt! Da indessen die Sache einmal so an den Tag muß, wie sie ist, wenn nicht aus einem halben Versprechen ein gänzliches Stillschweigen werden soll, so will ich füverst die Gegenstände angeben, welche von unserm allverehrten König und Personen des Königlichen Hauses gekauft sind. Se. Majestät wählten: 1) Die Harfen-Spielerinnen auf der Schlackenburg zu Teplitz; vom Hrn. Professor Hummel (Catalog Nr. 12). 2) Luthers Zimmer zu Wittenberg; nach der Natur gemalt vom Hrn. Hampe (Catalog Nr. 32). 3) Ein Marsch preußischer Kavallerie; vom Hrn. Krüger (Catalog Nr. 106). 4) Hintere Ansicht der, der Schleuse (in Berlin) gegenüber stehenden Häuser; von einem Dilettanten, dem Hrn. Geh. Sekretair Deppe (Catalog Nr. 216). 5) Mehrere Zeichnungen in Aquarell; vom Hrn. Hofrath Taubert. 6) Verschiedene gemalte und eingebrannte Glasscheiben vom Professor Kuhbell (Catalog Nr. 21). — Die Großfürstin Alexandra kaufte (ersteres als Geschenk für den Kronprinzen): 7) Eine Betende (Morgen-Beleuchtung); vom Hrn. Hampe (Catalog Nr 33). 8) Copie der antiken Statue des Dornausziehers; modellirt von dem Bildhauer-Eleven Hrn. Emil Wolf, in Metall gegossen von den Herren Lequine und Couë (Catalog Nr. 255). — Noch sind von Personen des Königlichen Hauses gekauft: 9) Zwei Engelköpfe nach Raphael; vom Hrn. Müller (im Catalog konnt' ich sie nicht gleich finden). 10) Der Erzengel Michael; aus dem Danziger Bilde copirt von Demois. Claude (Catalog Nr. 159). *) — Von Personen des Publikums aber ist gekauft (mit Ausschluß der Portraits, die Jeder für sich bestellt hatte) — nichts! Nichts? Ja, so ist es; und es wird nun wenigstens Allen einleuchten, daß unsere Künstler sich bis zu Göttern erheben können, wenn sie aus dem Nichts, was sie empfangen, Kunstwerke schaffen. Ob denn aber auch noch Werke da sind, die des Kaufens werth waren? — Sollte Jemand diese Frage einsenden, mag der Herausgeber des „Gesellschafters" mir die spezielle Beantwortung überlassen, wenn er sie nicht gleich selbst abmacht. **) Es scheint mir, als ob jeder Begüterte dahin streben müßte, etwas aufzeigen zu können, was er bei einer solchen Kunst-Ausstellung sich erwählte; denn sonst ist es unbegreiflich: wie man an die Künstler des Landes so gewaltige Prätensionen machen und eine anmaßende Kritik über sie ergehen lassen kann. Nach der Gleichgültigkeit, mit der man ihnen ihre Werke überläßt, damit sie entweder in der Polterkammer verderben oder in guter Verwahrung ihnen noch Miethe kosten, ist die Gluth, welche viele Einzelne zeigen, der Fleiß, den sie anwenden, ein halbes Wunder zu nennen. In Deutschland denkt Niemand daran, etwas Anderes malen zu lassen, als sein eigen Conterfey; und selbst der tüchtigste Künstler, der sich immerwährend mit dem Portrait beschäftigt (und leider müssen es Alle), geht verloren. Mit den Künstlern verliert aber ein Volk zugleich intellektuelle Kraft und höhere Belebung, und was etwa noch den Schein retten soll, ist Mache, Dekoration und Schauwesen, das nur vor dem Blödsichtigen die innere Hohlheit und Stumpfsinnigkeit verbirgt. — Lassen Sie doch, Herr Redacteur! den „Gesellschafter" Aufmerksamkeit erregen für den Verein, der sich zu Gunsten der Gewerbe und Künste hier in Berlin bildet. Der Hr. Geheime-Rath Beuth, der durch vielseitige Kenntnisse dazu berufen ist, hat die Leitung übernommen; und die „Staats-Zeitung" verbreitete neulich die Statuten des Vereins. Gewiß wird, durch Hinzutritt vieler Mitglieder, ein Fond entstehen, der den mitunter freilich kostspieligen Zwecken angemessen ist. Auf die Unterstützung der Regierung und der Behörden ist im höchsten Grade zu rechnen; wie dies unter Anderem auch daraus hervor geht: daß jetzt auf Kosten des Staats ein vortreffliches Werk ausgearbeitet worden ist, nämlich: „Vorbilder für Fabrikanten und Handwerker. Auf Befehl des Ministeriums für Handel, Gewerbe und Bauwesen herausgegeben von der technischen Deputation für Gewerbe." Dieses Werk wird für die angegebenen Arten der menschlichen Thätigkeit die besten Maschinen und Muster abgebildet enthalten und ist allein zur Belebung der Landes-Industrie bestimmt. Es soll von der Regierung, welche eine sehr bedeutende Summe darauf verwendete, solchen Orten geschenkt werden, wo ein Umschwung von Thätigkeit sich kund giebt. Dies ist gewiß heilbringend und den herzlichsten Dank verdient unser Monarch — der so viel thut und dabei alles Wortgepränge vermeidet — für die Opfer, welche er auch hier wieder der öffentlichen Geschäftigkeit bringt; es beweist dies zugleich: daß man die bürgerliche Thätigkeit für die Hauptstütze alles Guten im Staate erkennt. (Schluß folgt.)

*) Die Nummern 1, 2 und 7 sind Jedem als vorzügliche Bilder bekannt; Nr. 3 interessirt durch die correkte Zeichnung der Pferde und durch Portraits von Offizieren, welche in dem Zuge bemerklich sind; Nr. 4 ist eine ungemein treue Abbildung eines alten gebrechlichen Baues und wenigstens eine hübsche Kunst-Spielerei und die Glas-Malereien sind interessante Versuche. Die übrigen Gegenstände stehen nicht mehr so deutlich vor meinem Blick, daß ich darüber mir eine Aeußerung erlauben könnte. D. H.

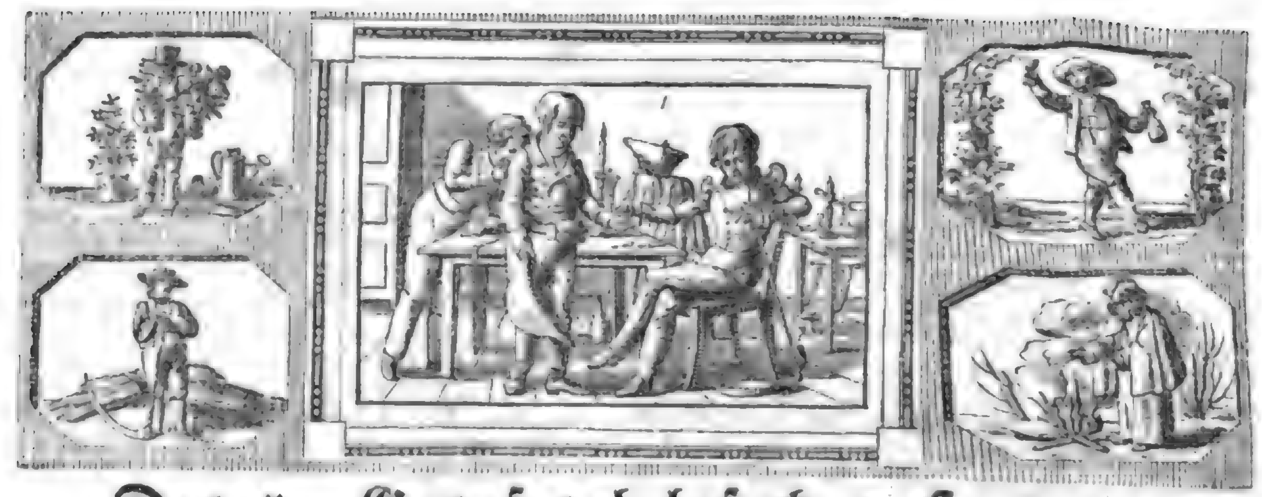
**) Es lassen sich aus dem Cataloge schnell eine nicht geringe Anzahl Kunstwerke angeben, die jeden Käufer ehren, jedes Zimmer schmücken würden. D. H.

Unter den 15,000 Gegenständen aus allen drei Naturreichen, welche der berühmte Naturforscher Lalande in Afrika vor zwei Jahren gesammelt hat und jetzt nach Paris sendet, zeichnen sich vorzüglich aus: ein zweihörniges Rhinozeros, ein Wallfisch von 75 Fuß Länge und ein noch nie gesehenes Hippopotamus (Nil-Pferd), von welchem Thiere man bis jetzt nur unvollkommene einzelne Skelett-Stücke besaß. Nachdem Laland länger als einen Monat die dortigen Fichten-Wälder durchstreift, fand er dieses Thier auf, welches 6 Fuß Höhe und 12 Fuß Länge hat. Sein Gang im Schritt machte den Lärm, als wenn vier Wäscherinnen nasse Wäsche recht hart ausklopfen; nachdem aber das Thier den ersten Schuß erhielt und nun eilend entlaufen wollte, entstand ein solcher Lärm durch dieses Laufen, daß man keinen Vergleich dafür wußte. Es rannte in seinem Grimme Alles über den Haufen; seine bluttriefenden Augen spieen Feuer und Flammen, sein krampfhaft zuckender Rachen sperrte sich weit auf und schäumte von Blut, aus seiner Nase strömten zwei breite Blutstrahlen, sein Gebrüll rollte wie ein Donner in dem Walde umher und die Erde zitterte unter seinem Tritt. Ein zweiter Schuß dicht am Ohr streckte es todt zu Boden. Zehn Paar Ochsen konnten seinen Leichnam nicht aus dem Walde heraus ziehen, und Herr Lalande mußte es auf der Stelle seciren und nur für die Nacht eine Wehr von starken Rohrstämmen umher ziehen lassen, damit andere wilde Thiere den Leichnam unversehrt ließen. (Courier fr.)

Bei der letzten Prorogation des Parlaments, am 23sten November, begleitete Zischen und Murren den Sprecher und den Minister Lord Castlereagh, als sie abgingen. Die Herren Tierney und Bennett, von der Opposition, zeichneten sich dabei aus. Letzterer traf Jenen einige Stunden nachher im Clubb und sagte: „Herr College, wir Beide haben unwiderstehlich und gemeinschaftlich gezischt!" — Herr Tierney erwiederte: „Unwiderstehlich? Ja! Gemeinschaftlich? Nein!" — „Wie so?" fragte Herr Bennett und Hrn. Tierney's köstliche Antwort war: „Sie haben gezischt wie eine Gans, ich wie eine Schlange." (Courier.)

Zu Neapel erscheint jetzt eine Flugschrift, betitelt: „Werden sie uns in Ruhe lassen oder werden sie uns bekriegen?" (Constitut.)

Redacteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurersche Buchhandlung.




# Der Gesellschafter
oder
# Blätter für Geist und Herz.

1820. Mittwoch den 20. Dezember. 204tes Blatt.


## Chinesische Höflichkeit bei Besuchen.

(Aus Remusats Reise nach China übersetzt.)

Will Jemand in China einen Andern besuchen, so schickt er einige Stunden vorher seinen Diener hin, um sich zu erkundigen: ob der Herr zu Hause und ohne Abhaltung ist, und ob er die Güte haben will, zu Hause zu bleiben und den Besuch zu empfangen? — Die Erkundigung muß durchaus voran gehen, wenn der Besucher dem Besuchten Ehre schuldig ist oder Ehre erzeigen will; sie muß ferner schriftlich seyn. Auf einem rothfarbigen, größeren oder kleineren, in größere oder kleinere Falten gelegten Bogen Papier wird mit größeren oder kleineren Buchstaben, je nachdem der Hauswirth vornehmer oder geringer ist, auf dem inneren oder zweiten Blatte etwa Folgendes geschrieben: „Ihr Schüler, Ihr jüngerer Bruder u. s. w. N. N. kommt, um sich vor Ihnen bis zur Erde zu bücken und Ihnen seine Ehrerbietung zu bezeigen.“ Die Schriftzüge sind groß, wenn der Schreiber vornehmen Standes ist; sie nehmen an Größe ab, je mehr er sich in den Augen des Andern verkleinern und demüthigen will. — Das dem Thürhüter überreichte Blatt wird dem Herrn des Hauses gebracht; ist ihm der Besuch willkommen, so giebt er die mündliche Antwort: „Es soll mir angenehm seyn; ich lasse den Herrn ersuchen, zu kommen.“ Ist er beschäftigt, kann er oder will er den Gast nicht annehmen, so lautet die Antwort: „Ich bin ihm für seine Absicht verbunden: ich danke ihm für die Mühe, die er sich geben wollte.“ Ist aber der Besucher ein Mann von Rang, so darf die Formel nicht ausbleiben: „Der gnädige Herr erzeigt mir eine Ehre, die über alle meine Erwartung geht.“ In China pflegen dergleichen Besuche selten abgelehnt zu werden. — Kommt Jemand unangemeldet zu einem Andern — welches aber gewöhnlich nur der Fall ist, wenn der Vornehmere zu dem Geringern geht, oder wenn von einem dringenden Geschäft die Rede ist — so wird er ersucht, zu verweilen, und ihm der Grund mitgetheilt, warum er nicht unverzüglich vorgelassen werden kann. Der Diener pflegt in solchen Fällen seinen Herrn zu entschuldigen: „Mein Herr läßt Sie bitten, Platz zu nehmen; er ist mit dem Anzug, mit dem Haar-Auskämmen beschäftigt u. s. w.“ Hat sich aber der Fremde schriftlich anmelden lassen, so muß der Wirth zu seinem Empfang bereit seyn, angethan mit einem besseren Kleide ihn an der Hausthür erwarten, ihm aus der Sänfte helfen und ihn mit den Worten empfangen: „Ich ersuche Sie, ein zu treten.“ Diener reißen die beiden Thürflügel des Saales auf; denn das Eintreten durch eine Seitenthür würde für eine Herabsetzung gelten. Die Vornehmen lassen sich in ihren Sänften bis an die Saalthür tragen, reiten auch wohl durch den Hausflur bis an die Treppe, die zum Fremden-Saal führt. Der Herr des Hauses stellt sich ihnen bei dem ersten Empfang einen Augenblick zur Rechten; springt aber sogleich zur Linken, bittet sie: voraus zu spazieren, und folgt ihnen in der Entfernung eines Schrittes nach.

In dem Besuch-Saal müssen die Stühle zwei gleichlaufende Reihen einnehmen und ein Stuhl im-

mer vor dem andern stehen. Kaum ist man eingetreten, so fängt man schon an, sich gegen den Gast zu verneigen, und zwar so tief, daß die zusammen gefügten Hände den Boden berühren. Im Zimmer selbst ist nicht mehr die rechte Seite die ehrenvolle; sondern in den mittäglichen Provinzen ist es die Südseite, in den mitternächtlichen die Nordseite. Will der Gast die Höflichkeit des Wirths erwiedern, so entsteht ein langer Streit. Mit zwei Worten schwenkt er sich von der höheren Stelle zur niedrigen und sagt, wenn man ihm die Südseite eingeräumt hatte: Po-li. Ich erkläre meinen Platz für die Nordseite, für den geringeren — eine Höflichkeit, die aber augenblicklich vom Wirth mit zwei andern Worten erwiedert wird: Nan-li, d. i. durchaus nicht, gnädiger Herr! Sie nehmen den Ihnen gebührenden höheren Platz an der Südseite ein! (In andern Provinzen ist es gerade der umgekehrte Fall.) — Besteht der Gast darauf, den schlechteren Platz einnehmen oder den seinigen dafür halten und erklären zu wollen, so ruft der Wirth endlich aus: „Ich darf es nicht zugeben!" Mit diesen Worten schiebt er sich an Jenem vorüber, doch so, daß er ihm ja nicht den Rücken zukehrt, und nimmt die ihm gebührende Stelle ein; aber indeß er um den Gast geht und sich gegen ihn verbeugt, macht dieser dasselbe Manöver und verbeugt sich ebenfalls. Giebt es der Besuchenden mehrere zugleich, oder findet der Besucher Verwandte und Freunde des Wirths im Zimmer, so müssen die Umsprünge und die Verneigungen für jede Person wiederholt werden. Die Ceremonie dauert oft ziemlich lange, und während der ganzen Zeit darf kein Wort gesprochen und gehört werden, als das ewige Pou-kan! (ich darf es nicht zugeben.)

Eine Höflichkeit, die man den Großen schuldig ist, die aber auch von Geringeren mit vielem Dank aufgenommen wird, ist das Bedecken der Sessel mit kleinen, besonders dazu eingerichteten und bestimmten Teppichen. Hier geht aber das Bekomplimentiren von Neuem an; der Wirth führt den Gast zu dem ersten Lehnstuhl hin, der obenan steht; diesen will er durchaus nicht annehmen. Der Wirth nöthigt ihn und wischt dabei den Sessel mit einem Rockzipfel ab; sogleich fährt der Gast mit seinem Rockschooß über den Sessel des Wirths her; dann erhält noch jeder Stuhl, ehe man sich setzt, eine Höflichkeits-Verbeugung und endlich ist man zum Sitzen gekommen. — Kaum ist dieser wichtige Punkt berichtigt, so kommen Diener mit dem Thee; sie bringen die porzellanenen Tassen auf einem schön lakirten Theebrett. Bei den Reichen giebt es keinen Theetopf; in jeder Tasse liegt schon die gehörige Menge Thee und das siedende Wasser wird darüber gegossen. Das Getränk ist stark, aromatisch; aber man thut keinen Zucker dazu. Sobald alle Tassen voll sind, tritt der Herr des Hauses zum Theebrett und wendet sich zu seinen vornehmsten Gästen mit den Worten: Tshing tchha! (d. i. trinken Sie Thee). Auf diese Einladung ergreift Jeder seine Tasse; man trinkt langsam und setzt oft ab; aber die Pausen sind so gut berechnet, daß zugleich angesetzt, geschlürft, wieder abgesetzt, die Tasse geleert und wieder auf das Theebrett gesetzt werden muß. Wie heiß auch Tassen und Thee sind, man darf es sich auf keine Weise merken lassen; dies wäre gegen die Höflichkeit und man muß sich Finger und Zunge verbrennen, ohne ein Gesicht zu schneiden oder einen Laut von sich zu geben. Bei heißem Wetter greift der Wirth, wenn der Thee getrunken ist, zum Fächer, faßt ihn mit beiden Händen, verbeugt sich tief und in die Runde gegen die Gesellschaft und sagt: Tshing-Chang (d. i. Wehen Sie sich Luft zu)! dann nimmt Jeder seinen Fächer und fächelt sich mit ernster Würde. — Man muß immer dabei anfangen, sich über gleichgültige und sogar unbedeutende Gegenstände zu unterreden; und hierin liegt freilich nicht die schwerste Bedingung der chinesischen Höflichkeit. Gewöhnlich bringen die Chinesen zwei volle Stunden mit dergleichen nichtssagenden Dingen zu; nur wenn man im Begriff ist, wieder zu gehen, spricht der Angemeldete von der Hauptsache, die ihn hergeführt, und fertigt sie in drei bis vier Worten ab; dabei muß er beobachten, nicht schnell und nicht laut zu reden, und vor Allem keine Bewegung zu machen. An ihm ist es, zuerst auf zu stehen; er pflegt dann zu sagen: Tshing-Ti (d. h. ich habe Ihnen viel Langeweile gemacht)! Von allen chinesischen Komplimenten kommt dieses der Wahrheit am nächsten! — Bei dem Abschied und dem Herausgehen aus dem Saal werden eben die Verbeugungen und Umstände gemacht, wie bei dem Hereintreten. Der Wirth begleitet den Fremden, so daß er ihm zur Linken geht und etwas zurück bleibt; er führt ihn zur Sänfte oder zum Pferde. Vor dem Ein- oder Aufsteigen ersucht ihn der Abgehende flehentlich: sich zu entfernen, weil beide Handlungen respektwidrig sind. Der Herr des Hauses, weit entfernt, der Bitte Gehör zu geben, wendet sich nur etwas abwärts, als sähe er nicht, was geschehen soll. Jetzt ruft der Besuchende vom Pferde oder aus der Sänfte sein letztes: Tshing-Liao (d. h. Leben Sie wohl)! Diese Zärtlichkeit wird ihm noch erwiedert und damit haben die chinesischen Besuchs-Höflichkeiten ein Ende. T. L. Secha.

## Historische Notizen.

Hume erzählte mir — sagt Burke — daß er aus Rousseau's eigenem Munde das Geheimniß seiner Schriftstellerei habe. Dieser scharfsinnige, aber überspannte Beobachter hatte sich überzeugt: daß man wunderbar seyn müsse, um die Aufmerksamkeit des Publikums zu

gewinnen; daß aber, weil das Wunderbare der heidnischen Mythologie schon seit lange seine Wirkung verloren habe — indem Riesen, Zauberer, Feen und all die Helden romantischer Vorwelt, die ihnen in der Reihe folgten, die Leichtgläubigkeit ihrer Zeit erschöpft hatten — einem Schriftsteller nichts übrig sey, als das Wunderbare einer andern Gattung, dem es nie an Wirkung fehlt, d. h. das Wunderbare in Sitten, Leben, Charakter und außerordentlichen Verhältnissen an zu nehmen, oder die sittliche und politische Welt mit neuen Gestalten zu bevölkern. Ich glaube, Rousseau, wenn er lebte, würde in lichten Augenblicken bei dem praktischen Wahnsinn seiner Schüler erzittern, die in ihren Paradoxen knechtische Nachahmer und selbst in ihrem Unglauben nur andächtig blinde Glaubende sind.

Nach dem im Jahr 1785 den 31sten Oktober erfolgten Tode des Landgrafen von Hessen-Kassel, Friedrich II., ließ der neue Regent, der jetzt regierende Churfürst, den Superintendenten von Rohden am 6ten November zu Weißenstein vor dem Hof predigen; seine Rede handelte zum Theil „von den wichtigen Pflichten eines Regenten", und war, worüber ihm der Fürst sein besonderes Wohlgefallen bezeigte, mit edler Freimüthigkeit abgefaßt. Vor dem Altar wurde, nach eigener Auswahl des Landgrafen, der Psalm 101 (David faßt den Vorsatz: fromm zu leben und gerecht zu regieren) gelesen. — Der Verfasser der „Briefe über Wilhelm den Neunten, Landgrafen zu Hessen u. s. w. und dessen sechs erste Regierungsjahre" (Schweiz 1792), aus welchen die obige Bemerkung genommen, fügt hinzu: „Dies war mehr, wie die noch so constitutionelle, feierliche, öffentliche Angelobung von Concordaten und Capitulationen; es war eigene, ungezwungene, freiwillige Versicherung im Angesicht Gottes und des Volks: gütig und gerecht zu regieren." — Die Schrift hat ein trefliches Motto, Worte des als Mensch, Staatsmann und Schriftsteller gleich verehrungswürdigen Grafen von Herzberg: „Jeder Staat, der seine Handlungen auf Weisheit, Kraft und Gerechtigkeit gründet, gewinnt allemal, wenn sie durch Publizität ins helle Licht für's Publikum gesetzt werden, welche nur für diejenigen Regierungen gefährlich ist, die dunkle und bedeckte Schleichwege lieben."

Der Sultan Gelaleddin, aus der Familie der Ghazneriden, hatte als Prinz mit den Kozaren, einem Volke am nördlichen Ufer des Kaspischen See's, ein Freundschafts-Bündniß errichtet und es durch die Symbole des **Brodtes** und **Salzes** bestätigt. Als er hernach auf den Thron kam, nahm er sich vor, Gurgistan zu erobern. Er stieg auf eine Anhöhe, um das feindliche Heer zu übersehen, und ward in der Avant-Garde die Kozaren gewahr. Er hoffte sie durch Erinnerung an ihr ehedem geschlossenes Bündniß auf andere Gesinnungen zu bringen und schickte ihnen Brod und Salz; und die Kozaren wurden hierdurch so gerührt: daß sie sogleich die Georgier verließen und zum Gelaleddin übergingen. H.

## Bemerkungen.

Die erste Liebe eines reinen weiblichen Gemüths ist der Sonnen-Aufgang ihres inneren Lebens.

Wissenschaft und Gelehrsamkeit können Bücher geben; das Wichtigste aber, Kenntniß der Menschen, läßt sich nur von und unter Menschen erwerben.

Möchten sich alle Herrscher im Reiche des Geistes und Herzens vor dem Zwange hüten; denn ihm fällt es zur Last, daß eine Hälfte des Menschengeschlechts in Blödsinnigkeit, die andere in Heuchelei befangen ist, und daß Treulosigkeit und Irrthümer gewißlich auch da wohnen, wo es Menschen giebt.

Einsicht ohne Muth muß entweder schädlich wirken oder sie ist, im besten Falle, als gar nicht vorhanden zu betrachten.

Ein ächtes lebendiges Herz erkauft selbst seine Freuden im Leben mit Martern; aber es findet auch leicht Augenblicke, die, wie einst der Himmel thun wird, ihm Alles ausgleichen.

Das Weib muß Kraft und Milde in sich vereinen; es muß da, nach Jean Paul, wie im Kreise der Himmelszeichen, ein Löwe neben der Jungfrau schimmern.

Wer auf Andere wirken will, muß auf sich gewirkt haben; Niemand kann in der Wahrheit etwas geben, was er nur zum Schein besitzt.

Der Scherz ist im Leben mehr beliebt, der Ernst wird mehr geachtet.

Die Ueberhöflichen geben dir nur deshalb so viele gute Worte, damit du nie etwas Rechtes und Tüchtiges von ihnen fordern sollst. C. Möllen.

## Alt-englische Gnomen.

1.

Ein Thälerchen im Sack
Wird dich vor Andern mehr erheben,
Als der Dukaten Pack,
So du für And're ausgegeben.

2.

Erfahrung nur kann uns entdecken,
Daß große Ding' in kleinen stecken.

3.

Glauben, heißt: dem Vortrag And'rer Beifall gönnen,
Wissen: And'rer Lehren auch nach Gründen kennen.

4.

Menschen, die aus Religion
Von Vernunft sich trennen,
Reißen sich die Augen aus,
Besser seh'n zu können.

Herrmann Bunzel.

# Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

**Ueber Allerlei in Berlin.** (Schluß.) „Ein Wagstück!“ so sagten — bei der Ankündigung: daß Demoiselle Franz die „Johanna d'Arc“ spielen würde — die Ton-Angeber seit acht Tagen (oder vielmehr seit acht Abenden; denn die lautesten Ton-Angeber sind Dämmerungs- und Nacht-Besucher der Restaurationen und Weinhäuser) und siehe da, das bedächtigere Publikum fand bei der Darstellung: daß es viel, aber kein Wagstück sey. Ich — es soll nicht verschwiegen seyn — war im Glauben auch nicht stark; Sie aber, Herr Redacteur, hatten mehr Vertrauen auf die junge Schauspielerin, wie ich schon vorlängst bemerkte, als dieselbe noch in ganz unbedeutenden Rollen auftrat. Die schöne Gestalt, der wohlklingende Sprachton, die natürliche angenehme Haltung — Alles war vorhanden; aber Erwärmung fehlte und da meint' ich, es würden die Mittel allein wenig durchsetzen. Und plötzlich dringt nun auch Erwärmung hervor, in einer hübschen Gestalt tritt die Seele in Thätigkeit und so hätten wir ein neues Zeugniß: daß die Art, wie ein Publikum etwas aufnimmt, über Leben und Tod entscheidet. Der Versammlung, die sich zu jener Vorstellung eingefunden hatte, müßen wir es nachsagen: daß sie zu ermuntern verstand; aber sie nahm auch gleich ihren Lohn hinweg, der in einer überraschenden Leistung dieser nicht unbedeutenden Aufgabe bestand. Der erste Beifall, der für Demois. Franz neulich, als sie „Oscar“ im „Yngurd“ gab, laut wurde, hat demnach gute Frucht getragen und nun möge die Kritik überall das ihrige thun durch gerechte Anerkennung und — Vermeidung des emphatischen Lobes; denn wir sind allzumal Sünder und auch das größeste Anpreisen deckt Fehler nicht zu. Den ersten Akt gab Demoiselle Franz ganz vorzüglich; eine richtige Deklamation, eine angenehme Modulation und Steigerung, sogar mimischer Ausdruck und recht bedachtes stummes Spiel müßen anerkannt werden. Die Scene vor dem König und mit dem englischen Herold; der Monolog „die Waffen ruhn u. s. w.“ wurden auch gut entwickelt und noch Einiges mit Wirkung vorgetragen. Dagegen waren die Scenen mit dem Lionel (worin überhaupt das Fechten vermieden, das Schwerdt der Johanna als Talisman betrachtet werden und schon durch die Berührung wirken sollte) und die der Versöhnung des Herzogs von Burgund minder gut durchgearbeitet; die Nüancen gingen meistens verloren. Ihr Lehrer (Hr. Professor Levezow, dessen Verdienst um die Bildung unserer Schauspieler und Schauspielerinnen wohl auch mehr anerkannt zu werden verdiente) wird gewiß der Schülerin die Stellen der Rede, denen Erhebung zu geben ist, nochmals beleuchten, damit nicht die erwähnten Momente wie ein Rauschen, bei dem man nicht weiß, von wannen es kommt, vorüber gehen. Nach einem glänzenden Versuche und einer Anerkennung, welche durch die Ueberraschung gesteigert wurde (man applaudirte mehrmals und schloß das Ganze mit dem vielstimmigsten Hervorruf), darf Demois. Franz nur mit Muth und Unermüdlichkeit an ihrer weiteren Bildung arbeiten und sich hüten vor den faden Lobpreisern, die so gern einem hübschen Mädchen nichts als Liebes und Zuckersüßes sagen — mit kurzen Worten: sie darf nur eher an die Aechtheit der Rüge als des Lobes glauben, dann wird sie, bei voraus gesetzter Gelegenheit, sich in bedeutenden Rollen zu zeigen, sicher vorwärts schreiten; daß es allzu rasch geschehe, wünscht nur die Eitelkeit, mithin — so weit wir in dieser Hinsicht urtheilen können — nicht Demois. Franz, deren Zierde hoffentlich auch ferner Bescheidenheit seyn wird. — Hr. Drouet hat sich nochmals hören lassen, und ich bitte Sie, in dem „Allerlei“ drucken zu lassen: daß er doch Seele hat! Er muß davon gehört haben, daß man ihn zu einer männlichen Undine hat machen wollen; denn er blies ein Adagio — besser wie das Bärmann's war es freilich nicht, aber nicht minder gut darf man wohl sagen,*) und so denk' ich, Sie lassen es den „Gesellschafter“ auch sagen, und wenn er einmal nachträgliche Anerkenntniße bringt, so kann er zugleich (was im 196sten Blatte vergessen ist) Hrn. Beschort als „Polonius“ bei der dort besprochenen Vorstellung des „Hamlet“ das verdiente Lob spenden, da er wohl nicht feiner, nicht hofmännischer gezeichnet werden kann, als dieser Künstler es thut. — Hr. Dr. St. Schütz, geschätzter belletristischer Schriftsteller und Herausgeber des „Taschenbuchs für Lieb' und Freundschaft“ ist seit ein Paar Tagen hier; seit einigen Wochen lebt auch schon bei uns Hr. Dr. Hebenstreit, als Gelehrter und durch seinen Streit mit Herrn Hofrath Müllner bekannt, um die hiesige Bibliothek zu einem literarischen Zwecke zu benutzen und der Freiherr von Houwald wird uns in diesem Jahre noch einen Besuch machen. Auch die Sängerinnen Mad. Borgondio und Mad. Bulgari sind angekommen. Wir freuen uns darüber; Menschen von Geist und Talent sehen wir gern in Berlins Mauern, deßen Bestimmung, in allem Geistigen und Guten voran zu gehen und darin immer lebenskräftiger zu werden, sich wahrscheinlich bald noch rascher und deutlicher zu erkennen giebt, als es bisher schon geschah. (B. M.)

*) Es ist noch eine Notiz eingesandt, welche das frühere, seitdem allgemeiner gewordene Urtheil bestätigt; ich habe indeßen nur die obige, sehr bedingt ausgesprochene Gegenrede abdrucken lassen, um beiden Theilen den Willen zu thun, und damit wird es genug seyn. D. H.

**Notizen.** Nach sechszehn unter großen Mühseligkeiten in den Wüsten Lybiens verlebten Tagen ist es dem italienischen Reisenden Frediani endlich gelungen, den berühmten großen Tempel des Jupiter Ammon auf zu finden, der wahrscheinlich seit Alexander dem Großen nicht besucht worden ist. Hr. Frediani hatte eine Eskorte von 2000 Mann bei sich, und er hat die Waffen brauchen müssen. — Hr. Cooke in London hat entdeckt: daß der Alcohol, deßen man sich bedient, um anatomische Präparate auf zu bewahren, durch eine Auflösung von drei Pfunden Küchensalz in vier Nößel Waßer ersetzt werden kann. Hr. Cooke hat für seine Entdeckung eine Medaille erhalten; möge sie sich in der Erfahrung vortheilhafter bestätigen, als so manche andere, neuerlichst zu demselben Zweck vorgeschlagenen Surrogate des Weingeistes. — Man druckt jetzt in Constantinopel ein großes Wörterbuch der alt- und neugriechischen Sprache, wovon der erste Band bereits erschienen ist. Es soll sechs Folio-Bände bilden, und das ganze Unternehmen wird den Philologen höchst wichtig werden. (Revue encyclop.)

Condé, Türenne, Villars und andere Generale aus dem Jahrhundert der Finsterniß, pflegten ihre Kriegs-Operations-Plane stets möglichst geheim zu halten; ganz anders handeln die Carbonari des jetzigen aufgeklärten Zeitalters! In der großen Vendita-Loge zu Neapel ist Folgendes offen festgestellt: „Die Brüderschaften vertheidigen zuerst die Abruzzo's; werden sie dort verjagt, vertheidigen sie Neapel; werden sie auch dort verjagt, vertheidigen sie Calabrien, und von dort kehren sie auf ein gegebenes Signal plötzlich angreifend zurück und zertrümmern den Feind! So ist es beschlossen!“ (Gaz. d. Fr.)

In der Grafschaft York standen neulich zwei Männer vor Gericht, weil sie ein blutfarbenes Transparent umher trugen, worauf die Worte standen: „Besiegte Despotie!“ Als man sie deshalb zur Rede stellte, erwiederte der Eine: „Sie hätten geglaubt, Despotie hieße einer der ihnen verhaßten Zeugen gegen die Königin!“ (Quotid.)

Zu den Merkwürdigkeiten, welche Capitain Parry auf seiner Expedition nach dem Nordpol angetroffen, gehört, unter Anderem, auch ein amerikanischer Bisam-Ochs, den er auf der Insel Melville fand und der einen ungeheuren breiten Kopf mit einer ganz löwenartigen Mähne hatte. Auf einer andern Insel traf er einen weißen Hasen und eine große Menge Rebhühner. (Journ. d. Par.)

Redacteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurersche Buchhandlung.




# Der Gesellschafter
oder
# Blätter für Geist und Herz.

1820. Freitag den 22. Dezember. 205tes Blatt.


## Der Vatermord.

Es giebt Verbrechen, welche das Gefühl so sehr empören, daß weise Gesetzgeber sie in einigen Staaten gar nicht erwähnt haben. So wird, zum Beispiel, in der ganzen älteren und neueren Gesetzgebung Dänemarks des Elternmordes nicht gedacht, dagegen derjenige, welcher nach vollendetem funfzehnten Jahre seinen Vater oder seine Mutter schlägt, schon dafür mit dem Tode bestraft. — Und dennoch kann es Umstände geben, wo sogar ein Vatermörder Mitleid erregen muß, wie sehr man sein Verbrechen verabscheut; wir wollen eine wahre Begebenheit der Art erzählen, auch schon deshalb, um selbst bessere Menschen, die in dem Glauben sind: nur aus tief gesunkener Sittlichkeit könne schwere Missethat hervor gehen, daran zu erinnern, daß sie sich nicht zu sicher wähnen.

Zu Vigand, einem Städtchen im südlichen Frankreich, lebte in der Mitte des vorigen Jahrhunderts ein Edelmann, ausgezeichnet durch vortheilhafte Bildung, feine Erziehung und Wohlhabenheit. Er bewarb sich lange um ein Mädchen seines Standes, und bestürmte die ungewarnte Waise mit feuriger Leidenschaft und scheinbarer Redlichkeit. Vergebens wagte er manchen schlauen Angriff auf ihre Ehre, bis er nach und nach ihre Sinne berauscht und die Flamme der Begierde in ihr geweckt hatte. Sie ward täglich vertrauter mit der Vorstellung, daß ihr Liebhaber bald ihr Gatte seyn werde und räumte ihm vorzeitig dessen Rechte ein. Nach dem unseligen Augenblick ihrer Schwäche bemerkte sie zu ihrem bittersten Gram, daß seine Liebe kälter wurde; sie machte ihm hierüber Vorwürfe, erst mit Sanftmuth und Thränen, dann mit dem Kummer und der Verzweiflung unerwiederter Leidenschaft. Er aber zog sich immer mehr von ihr zurück, und nachdem sie ihn durch die Entdeckung ihrer Schwangerschaft auf's Neue an sich zu fesseln hoffte, sah sie sich von dem Verführer gänzlich verlassen, der Schande und dem Mangel hin gegeben. Der Eidbrüchige heirathete bald darauf eine Andere, die vor der Entehrten nichts als Geld voraus hatte. — Die Betrogene gebar einen Sohn, dessen Erziehung sie selbst übernahm; zu hochherzig, um von dem Vater Unterstützung an zu nehmen. Mit ihrer Nadel erwarb sie für sich und ihr Kind einen kärglichen Unterhalt, erduldete öffentliche Verachtung und nagenden Kummer ohne Murren, ja selbst ohne laute Klagen über den Urheber ihres Unglücks. Sie führte das Leben einer Büßenden, beweinte stets ihren Fehler, und versöhnte dadurch sogar die Frauen, so daß man ihr Theilnahme und Schonung bewies.

Bei der einsamen Mutter wurde ihr Sohn zur strengen Tugend erzogen; er sah ihren immerwährenden Gram und fühlte, so wie er heran wuchs, ihr gemeinschaftliches Unglück immer bitterer. In der Schule und bei den kindlichen Spielen wurde er als ein Bastard überall verhöhnt und verjagt; jedes Vergnügen mußte er entbehren, welches er andere Kinder genießen sah, und täglich war er Zeuge der Opfer, welche ihm die mütterliche Liebe brachte. Stumme Thränen allein

antworteten ihm, wenn er fragte: warum er nie etwas von seinem Vater empfinge, da doch andere Kinder von ihren Vätern oft beschenkt würden? — Als er aber das Jünglings-Alter erreichte und ihm das furchtbare Räthsel seiner Herkunft gelöset wurde — welcher Abgrund unverdienter Schande öffnete sich da vor seiner glühenden Einbildungskraft! — Mit ganzer Ergebenheit hing er der Mutter an, aber immer heftiger wurde die Abneigung gegen den entarteten Vater; denn auch jetzt ward er überall abgewiesen, wenn er sich einen Weg eröffnen wollte, um durch seine Thätigkeit dem Mangel zu wehren, welcher die geliebte Mutter und ihn selbst so schwer beugte.

Endlich schien ihnen, nach achtzehn Jahren, ein Hoffnungsstrahl zu leuchten. Der pflichtvergessene Mann wurde Wittwer; er hatte eine unglückliche, kinderlose Ehe geführt, und Jedermann glaubte, er werde nun seinen Sohn zu sich nehmen und die Büßerin trösten; auch sie selbst gab der schmeichelnden Hoffnung Raum, ihre Ehre wieder zu erlangen, und in diesem Vertrauen waren alle ihre Leiden vergessen. — Aber Wochen und Monate vergingen, der Treulose kehrte nicht zu ihr zurück. Sie entschloß sich zu einem äußersten Versuch. „Die Bitten und Thränen des Sohnes werden das Vaterherz rühren; der Anblick des wohlgebildeten, tugendhaften, vielversprechenden Jünglings muß seinen Stolz rege machen!“ So dachte das zartfühlende Weib, und die Bewohner Vigands dachten wie sie. — Der scheue Jüngling hoffte, in Jedem einen Vertheidiger seiner gerechten Sache zu finden, und wünschte demnach Zeugen, wenn er sie dem Vater vortrug. Er sprach also diesen in Gegenwart mehrerer angesehenen Bürger auf offener Straße an. „Mein Herr!“ sagte er; „ich bin der Sohn jener Büßerin, Sie sind also mein Vater! Haben Sie Erbarmen mit Ihrem eigenen Blute! Man sieht überall in meinem Daseyn ein Verbrechen; meine Geburt ist für mich eine unauslöschliche Schmach. Sie gaben mir das Leben, machen Sie mir es auch erträglich, damit ich seinen Urheber zu segnen vermag!“ — Der Vater starrte den jungen Menschen betroffen an. — „Wie, mein Vater, Sie schweigen! Ihr Herz bleibt kalt bei den Thränen Ihres einzigen Kindes! Sprechen Sie nur ein Wort, und Sie haben einen schon erzogenen Sohn, der Sie zeitlebens ehren und lieben wird!“ — In kalter Unentschlossenheit schwieg der Stolze; gekränkte Eitelkeit verhinderte ihn, sein Kind zu erkennen, während alle Umstehenden gerührt waren. Jetzt warf sich der Unglückliche zu den Füßen des Verblendeten und sprach mit halb erstickter Stimme: „Rührt Sie das Elend Ihres Sohnes nicht, so erbarmen Sie sich wenigstens meiner unglücklichen Mutter! Seit achtzehn langen Jahren büßt sie ihre Liebe zu Ihnen; jeden Tag benetzt sie ihr mühsam erworbenes Brod mit Thränen! Noch immer hängt ihr Herz an dem Manne ihrer ersten und einzigen Liebe! Vater! Ihr zweites Band ist aufgelöst, knüpfen Sie das erste wieder an, und wir Alle werden glücklich seyn! Trocknen Sie die Thränen der Unglücklichen, welche angstvoll Ihren Entschluß erwartet, trösten Sie meine Mutter!“ — Der Verstockte sah den Augenblick kommen, wo alle Zuschauer, von Mitleid hingerissen, ihn bestürmen würden; verwirrt, nur um sich los zu machen, sagte er: „Ich will es überlegen.“ — „Er will es noch überlegen!“ rief jetzt, ganz außer sich, der Jüngling, und streckte die Arme gen Himmel. „Allmächtiger Gott! achtzehn Jahre sah er das Elend, das er über uns brachte, und jetzt, da er sein Unrecht vergüten kann, will er es noch überlegen! Er wird es also niemals thun, nie die unglückliche Mutter trösten, nie für das Schicksal des Verstoßenen sorgen!“ Er schwieg einige Sekunden und blickte wild umher, der Schmerz drohte seine Brust zu sprengen; dann umklammerte er nochmals des Vaters Kniee: „Theuerster Vater, nicht überlegen! Was ich jetzt nicht von der Bewegung Ihres Herzens gewinne, wird Ihre kalte Vernunft uns nie gewähren! Hier, im Beiseyn aller dieser Redlichen entscheiden Sie über uns und unser Schicksal! Ich kann des Lebens Last und Schande nicht länger tragen, und leben muß ich für meine gepeinigte Mutter!“ Krampfhaft schlug sich der Unglückliche an die Brust; Alle drangen jetzt mit Bitten auf den Vater ein, sich seines Kindes zu erbarmen. Diese Wirkung aber erbitterte sein rohes Herz, statt es zu erweichen, und im Zorn schwur er: „Ich werd' es der Hure vergelten, daß sie mich auf öffentlicher Straße beschimpfte!“ — „Meine Mutter eine Hure! Habt Ihr es gehört!“ schrie der wüthende Jüngling und raffte sich von der Erde empor. „Er nannte meine Mutter eine Hure! Ich kenne keinen Vater und räche an diesem Barbaren die Ehre meiner Mutter und mein eigenes Elend!“ — Mit diesen Worten riß er Einem der Umstehenden eine Pistole aus dem Gürtel, erschoß den Vater, ehe Jemand es hindern konnte und sterbend streckte nun dieser seine Arme gegen den unglücklichen Sohn aus. Jeder stand in stummer Erschütterung und der Vatermörder war schon weit hinweg, ehe man daran dachte, ihn zu ergreifen. Er entfloh aus Frankreich und nicht bekannt wurde sein ferneres Schicksal.

Vor jedem Richterstuhl würde für diese That das Schwerdt oder das Rad zuerkannt worden seyn. Und doch, wer könnte ohne Rührung den Jüngling vor seine Richter gestellt sehen, versunken in die unnennbaren Gefühle der Gewissensangst, die auf ein solches Verbrechen unausbleiblich folgen muß? — Darum ist die erste der Tugenden: Selbstbeherrschung! **Sterwil.**

## Gas-Beleuchtungen der obscuren Welt.

Die Menge von einer gewissen Art von Brücken, welche namentlich auch der Clerus jetzt über einen Arm des wissenschaftlichen Stromes, den der Beredsamkeit, baut, muß billig jeden Laien in Erstaunen setzen. Ohne Metapher gesprochen: alle Zeitungen wimmeln von Ankündigungen homiletischer Noth- und Hülfsbüchlein; da giebt's Formulare zu Tauf-, Confirmations-, Trau- und Begräbniß-Reden; da giebt's ein Heer von Predigt-Entwürfen u. s. w. Was soll der Laie dazu denken? Muß er nicht die endlosen Ankündigungen solcher Artikel für einen Beweis nehmen, daß sie recht fleißig gekauft und von den Herren Collegen benutzt werden, damit sogar die Lehrer des Volks ihren Verstand nicht zu sehr zu wecken brauchen?

Wenn Rang- und Titelsucht im Leben und in Adressen so fort wachsen, wie bisher, so wird man in Erfindung der Geborenheit auf Erden keine Zuflucht mehr finden, sondern sie in überirrdischen Regionen suchen und künftig vielleicht sagen und schreiben müssen: „Vom Himmel herab gekommen!" weil auf Erden auch das Hochgeboren seyn noch zu niedrig ist. Scheint es doch Manchem die Grenzen der Devotion nicht zu überschreiten, wenn man zu ihm sagte: „Erlauben Sie, daß ich in Ihrer Gegenwart Athem hole?"

Ist es nicht recht fade, wenn man, nach wie vor dem Reformations-Jubiläum, wissen und bestimmen will — wie in einigen Schriften unserer Zeit wirklich geschehen ist —: was Luther, wenn er jetzt unter uns auftreten sollte, über seine Reformation, seine Bibel-Uebersetzung, seinen Katechismus, seine Streitigkeiten und über die zeitigen Umstände der protestantischen Kirche sagen, meinen und urtheilen würde? — Einer spricht: „Er würde den Kopf darüber schütteln, daß man seinen Katechismus noch nicht bei Seite gelegt, seine Bibel-Uebersetzung beibehalten und in der Aufklärung noch keine größeren Fortschritte gemacht hat." Der Andere behauptet: „Luther würde der gesammten protestantischen Kirche und namentlich den Gelehrten eine derbe Strafpredigt halten, wegen ihres Unglaubens und Abfalls von der Lauterkeit seiner Lehren u. s. w." — Was doch die Leutchen Alles wissen! Mir kommt das gerade so vor, als wenn ein Rabbiner eine Abhandlung darüber schreiben wollte: was Moses über die Beschneidung der heutigen Juden oder über die Gewohnheit der Vornehmeren unter ihnen, sich zu rasiren, urtheilen würde, wenn er noch einmal erscheinen sollte? — Alles was Luther gethan, gelehrt, geschrieben und gemeint hat, das hing mit ihm und seiner ganzen Individualität, seinem Zeitalter, Wirkungskreise, mit gleichzeitigen Männern und Ereignissen, so genau zusammen: daß Alles dieses vereint gerade den Luther ausmachte, der damals nöthig war; daß er aber damals lebte, wirkt noch immer segensreich unter uns fort, ist noch immer Damm und Mauer gegen Verderben aller Art, und unsere Pflicht ist es, diese Gegenwehr im ächten Geiste zu verstärken. — Da kommen nun literarische Kleinmeister, die von einem einzigen Gedanken, von einer einzigen That, wie wir sie von Luther gewohnt sind, Convulsionen und Ohnmachten bekommen würden; die nicht im Stande sind, nur einen Schatten von dem durch zu setzen, was ein Luther that, und wollen diesem großen, kernfesten Glaubenshelden nachdichten und vorzeichnen, was er denken, reden, thun müsse, würde, wollte oder könnte, wenn er die Ehre hätte, ihr Zeitgenoß oder gar Amtsbruder zu seyn. Fragt euch lieber, ihr Herren! was ihr thun und beginnen würdet, wenn ein Reformator der Kirche an Haupt und Gliedern, dessen sie so sehr bedarf, jetzt aufträte? Würdet ihr ihn nicht vielleicht verfolgen helfen? Wenn ihr zu Luthers Zeiten gelebt hättet, ihr wäret vielleicht noch vor dem Reichstage zu Worms vor Angst wieder katholisch geworden.

Da man jetzt Surrogate, Hülfsmittel und Eselsbrücken für alle möglichen Arten von Geschäftsführung hat, so wundert mich: daß es noch keine dergleichen für Rezensenten giebt. Sollte sich denn keine mitleidige Seele finden, die ihnen ihr oft mühsames Geschäft systematisch erleichtern möchte? Mancher Rezensent wird es aus Erfahrung wissen: wie schwer es ist, eine gute Schrift verächtlich zu machen oder eine schlechte zu empfehlen, jedoch so, daß sich der Rezensent in beiden Fällen nicht compromittirt. Ich fordere daher Jeden auf, der Talent und Erfahrung genug dazu hat, ein dergleichen Werk zu schreiben; an Verlegern und Käufern wird es gewiß nicht fehlen, da es ein Hülfsbuch für Alberne gilt.

Innocenz.

## Hasen-Ritter ein Ehrentitel.

Ungeachtet man in unsern Tagen nur das Heer der Feigherzigen mit diesem Titel adelt, so läßt sich doch aus zuverlässigen historischen Gründen darthun: daß Hasen-Ritter sonst ein ächter Ehrentitel gewesen sey. Denn mit ihm wurden jene Offiziere benannt, welche im Jahre 1340 durch Veranlassung eines Hasen den Ritterschlag empfangen hatten. *) Damals nämlich standen die Armeen Philipp VI., König von Frankreich, und Eduard III., König von England, an den Grenzen der Picardie ganz nahe einander gegenüber in steter Erwartung eines Haupttreffens, und es ereignete sich, daß sich an der Spitze der französischen Armee ein Hase zeigte; die vordersten Soldaten erhoben bei dessen Erblickung, um ihn zu schrecken, ein lautes Geschrei. Als die Arriergarden dies hörten, hielten sie es für ein Signal des feindlichen Angriffs, machten sich dem zu Folge zur Schlacht gefaßt und nach derselben wurden mehrere sogenannte Ecuyers zu Rittern geschlagen, und zwar zu Hasen-Rittern.

Herrmann Bunzel.

*) S. The compleat Hist. of Engl. Vol. 1. p. 216.

# Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

Wien. Sieben Mal hat Mad. Stich bereits die „Johanna d'Arc" in Schillers „Jungfrau von Orleans" und jeder Zeit bei sehr gefülltem Hause und lautem Beifall gegeben. So verdienstlich auch die Darstellung dieser Rolle, besonders in einzelnen heroischen Momenten, gewesen ist, so möchten wir doch jene der „Julie" in „Romeo und Julie" als vollendeter vorziehen. Die Liberalität, mit welcher die Direktion diese Tragedie in die Scene gesetzt hat, und der Fleiß, den alle Mitspielenden, einige wenige Ausnahmen abgerechnet, auf die Darstellung ihrer Rollen verwendeten, verdient lobende Anerkennung. Ein überaus reizendes Schauspiel gewährte der Krönungs-Zug; die wahrhaft königliche Pracht, die eben so richtigen als geschmackvollen und reichen Anzüge, das zahlreiche Personale, dürften wohl auf keiner andern Bühne wieder gesehen werden; *) schade nur, daß der beschränkte Raum unsers Hoftheaters den Eindruck vermindert, den der Anblick dieses in seiner Art einzigen Zuges auf einer größeren Bühne hervor bringen müßte. — Mad. Stich hat auch noch die „Julie" in „Romeo und Julie" und die (Vielen zu jugendlich erscheinende) „Maria Stuart" wiederholt gegeben und erfreute sich abermals der ehrenvollsten Auszeichnung. Weniger sprach sie jedoch als „Ophelia" im „Hamlet" an. — Hr. Stich befriedigte besonders noch als „Langers" in dem Lustspiel „Welcher ist der Bräutigam?" und als „Van der Husen" in „Armuth und Edelsinn" durch lebendiges anmuthvolles Spiel. — Ein Hr. Breck, vom Karlsruher Hoftheater, gab uns, nachdem er vorher als „Papageno" und „Paul" (in der „Schweizerfamilie") ohne ausgezeichneten Erfolg aufgetreten war, den „Jabal" im „Juden" und den „Kilian" im „Besuch" zum Besten und — ging klanglos vorüber! — Für die Freunde der Musik ist jetzt bei uns eine sehr genußreiche Zeit aufgegangen. Ein alter Liebling des hiesigen Publikums, Hr. Wild, giebt auf dem Hof-Opern-Theater, und Demoif. Metzger, K. Baiersche Kammer-Sängerin aus München, im Theater an der Wien Gastrollen. Hr. Wild hat, seit wir ihn nicht hörten, nicht nur an seiner Stimme nichts verloren, sondern noch an Kraft und richtigem Spiel gewonnen; den Beweis lieferte er als „Othello", besonders im letzten Akt. Demoif. Metzger besitzt eine frische, wohlklingende, jugendliche Stimme (mezzo soprano); sie ist in der Schule Winters, der sich mit ihr hier befindet, gebildet, und macht ihrem verdienstvollen Meister Ehre. Ihr Gesang spricht zum Herzen, sie überladet ihn nicht — wie es jetzt leider Mode bei uns geworden! — mit übelangebrachten, nichtssagenden Figuren und Passagen; ihre Verzierungen sind immer am rechten Orte und mit vieler Sicherheit angebracht; dabei besitzt sie eine Deutlichkeit des Vortrags, die nicht genug zu loben ist. Wir hörten sie bisher in einem Conzert und mehrere Mal als „Röschen" in Paisiello's „Müllerin", wo sie auch ein nicht ganz unbedeutendes Schauspieler-Talent bewies; nur wäre ihren Bewegungen mehr Rundung zu wünschen. — Hr. Vogel, ehemals Schauspieler, jetzt hier privatisirend, bekannt durch mehrere Uebersetzungen und Bearbeitungen, ließ es sich (wahrscheinlich in Folge des, im Leopoldstädter Theater mit Glück gegebenen und bereits besprochenen Produkts: „die Dichter") einfallen, in einem, angeblich dem Französischen nachgebildeten Lustspiel: „Die Journalisten" betitelt, einen bekannten verdienstvollen Dichter, der sich leider, vom Dünkel verblendet, zu tadelnswerthen Abwegen verirrt, auf eine Art an den Pranger zu stellen, welche den Abscheu aller Billigdenkenden erwecken mußte. So heilsam jenem Herrn die Aufdeckung und Würdigung seiner geheimen egoistischen Umtriebe auch seyn dürfte, so verächtlich ist es, ihn auf eine so entehrende Weise verunglimpfen zu wollen. Das Machwerk ward im Theater an der Wien gegeben und mißfiel nach Verdienst, ungeachtet Hr. Küstner, durch eine schlecht gerathene Copie des seynsollenden Originals, sich vergeblich bemühte, der Hauptrolle einiges Interesse zu geben. — Außer dem, im „Gesellschafter" schon besprochenen „Taschenbuch für Schauspieler und Schauspielfreunde", von Lembert, ist hier noch erschienen: „Taschenbuch für vaterländische Geschichte", heraus gegeben vom Freiherrn von Hormayr und von Mednyansky, und der seit Jahren rühmlichst bekannte Almanach: „Aglaja". In ersterem sind wohl die Ahnentafeln mehrerer bekannten adlichen Geschlechter für den Freund der Geschichte das Anziehendste; die äußere Ausschmückung, Druck und Papier abgerechnet, könnte würdiger seyn; die nicht gerathenen lythographischen Abbildungen geben schlechten Ersatz für die sonst gebräuchlichen Kupfer. Das Taschenbuch „Aglaja" zeichnet sich, wie seit einer Reihe von Jahren, auch dieses Mal durch vortreffliche Kupfer aus: Abbildungen berühmter Gemälde, von unserm verdienstvollen John sehr fleißig und wirksam punktirt. Der Inhalt, mit geübtem Geist geordnet, ist nicht minder beachtenswerth; es finden sich hier Beiträge von unserm wackeren West, Grillparzer, Fr. Kind und andern bedeutenden Schriftstellern des In- und Auslandes. — Grillparzer hat sein neuestes Werk: „Das goldene Vließ" der Direktion des Hoftheaters übergeben und wir sehen der baldigen Aufführung mit Sehnsucht entgegen. Es ist ein Cyklus von drei Stücken, für zwei Abende berechnet; besonders das letzte derselben soll von hoher Vollendung seyn. — Reichen Stoff für die Lachlustigen bietet der begonnene Kampf zwischen dem Theater-Rezensenten der „Wiener Zeitschrift", Hrn. Friedrich Wähner, und dem mit und durch Hrn. Hofrath Müllner in Weißenfels correspondirenden, bei der berüchtigten Berliner Batterie angestellten „Kurzen". Diesem hat es beliebt, die in oben genannter Zeitschrift befindliche (in der Berliner Spenerschen Zeitung theilweise nachgedruckte) Beurtheilung des Spiels der Mad. Stich als „Donna Diana" im „Morgenblatt" eine „schuhputzende Kritik" und den Verfasser, der, wie man hier allgemein weiß und wie in Nr. 147 des „Sammlers" gedruckt steht, Hr. Friedrich Wähner ist, einen „— Quadratus" zu nennen. Diese Freimüthigkeit nimmt Hr. Wähner übel und vertheidigt sich, indem er auf eine höchst naive Weise Herrn Müllner Schuld giebt: „selbst (!) in Madam Stich verliebt zu seyn". Die Behauptung des „Kurzen" wird um so lustiger, wenn man den Anhang, welcher der nun im Druck erschienenen „Albaneserin" beigefügt ist, damit vergleicht, worin Hr. Müllner die Beurtheilung seiner Tragodie in der „Wiener Zeitschrift" einen wahren Gewinn für die Kunst-Philosophie nennt, und dem Verfasser derselben — eben jenen Herrn Wähner! — nicht genug Lobeserhebungen machen kann. Das hiesige Publikum zuckt lachend die Achseln und fragt: Ist denn jene Beurtheilung nicht in demselben Styl geschrieben, als die über das Spiel der Madam Stich? — Man sollte auch wirklich glauben: wer einmal jene Erniedrigung verdiente, wie sie, durch Hrn. Müllner, der „Kurze" Hrn. Wähner angedeihen läßt, der könnte nur von einem unbegrenzten Egoismus für gesund in seinem Urtheil gehalten werden. K.

Unlangst verschwand in London plötzlich der eine Diener eines vornehmen dort angekommenen Engländers mit seines Herrn bester Kleidung und dessen bestem Pferde. Schon wollte der Graf die Sache der Polizei anzeigen, als der Diener triumphirend und mit stolzer Miene daher kam und erzählte: er sey von einer Deputation der Radikalen zum Präsidenten erwählt, um eine Glückwünschungs-Adresse zu überbringen, und habe zu solcher Feierlichkeit nur in einem solchen Glanze erscheinen können. (Gaz. d. Fr.)

*) Auf der Berliner Bühne ist der Krönungs-Zug bekanntlich mit hoher Pracht ausgestattet; und es soll, nach mehreren Briefen, der Costümier des Wiener Hoftheaters die in Berlin (bei Wittich) heraus gegebenen Abbildungen benutzt haben. D. H.

Redacteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurersche Buchhandlung.




# Der Gesellschafter
oder
# Blätter für Geist und Herz.

1820. Sonnabend den 23. Dezember. 206tes Blatt.


## Herr Joachim Lange und seine Grammatik.

### Auch eine patriotische Phantasie.

Vergessen, aber merkwürdig ist doch jene Grammatik, merkwürdiger als Mancher denkt. — Vielleicht nennt das Dieser oder Jener eine Ansicht, welche er durch seine hohen Einsichten zu bekämpfen, zu bemitleiden oder — zu belächeln hat. Mag's drum seyn; wir werden in Demuth über uns ergehen lassen, was wir von unserer armen Haut nicht ab zu wehren im Stande sind. Also weiter im Text.

Der Oheim Toby, Schandyschen Andenkens, konnte das winzigste Geschütz nicht sehen, ohne daß ihm sogleich die ganze Belagerung von Namur dabei einfiel. Wir sind nicht vermögend, an weiland Herrn Lange's Grammatik zu denken, ohne uns dabei der glorreichen Regierung Friedrich II. oder der eigentlichen goldenen Zeit Deutschlands zu erinnern. — Deutschlands goldener Zeit? Schon wieder eine Ansicht! Gnade, Herr Inhaber der Weisheit! wir haben das heillose Unglück, nicht mehr ganz jung zu seyn, und da wißt Ihr schon, daß wir nothgedrungen unter die laudatores temporis acti gehören. — Als übrigens das genannte Buch (von dem wir beiläufig erwähnen, daß es nicht weniger als dreißig neue Auflagen, und zuletzt noch gar die ausgezeichnetste typographische Ehre erlebt hat, gleich der berühmten Cansteinschen Bibel, mit stehen bleibenden Schriften gedruckt zu werden), als diese Langesche Grammatik in unsern halb und ganz gelehrten Schulen noch überall zu finden war, da hatten unsere lieben Landsleute wenig **oder** nicht in **Rousseau's** „Emil" gelesen; da war **unter** ihnen noch von keinen Philanthropinen, von **keinem** Basedow, **keinem** Campe, keinem Salzmann, **keinem** Pestalozzi die Rede gewesen; mit einem Worte, **da künstelte** und **drechselte** man noch nicht weder an **der häuslichen, noch** an der öffentlichen Erziehung. **Alles ging** in Sachen **der** Jugendbildung seinen schlichten, **einfachen, regelmäßigen,** taktfesten Gang; und Zucht, **Disciplin** und **Ordnung,** womit man jetzt so ungeheuer **viel** Noth hat, fanden sich damals wie von selbst. — **Kein** Wunder; **die** Leute jener Zeit lasen statt des **weitschichtigen, jetzt** längst vergessenen Campeschen **Revisions**-Werkes **den einfachen** und eben deshalb unvergeßlichen Jesus Sirach, sonderlich Capitel 30, das freilich **ein** wenig grell **gegen** die durch Basedow und **Campe** in ganz Deutschland verbreiteten Grundsätze absticht. Unsere Augen **und** Ohren vertragen solch eine **Sprache** nicht mehr; und gesetzt auch, wir hielten's **aus bis** zum eilften Verse, bei dem zwölften: „Beuge **ihm den** Hals, weil er noch jung ist; bläue ihm den **Rücken,** weil er noch klein ist, auf daß er nicht halsstarrig **und** dir ungehorsam werde" — schlagen wir gewiß **voller** Verdruß das Buch zu, und rufen laut: „Ist es **denn** auch nur möglich, daß so etwas je hat gesagt und **gedruckt** werden können?" — Nebenbei ließ sich außer **diesem** kräftigen Spruche aus dem heiligen Buche auch **wohl** noch ein für uns nicht anstößiges Menschenwort **hören.** So schrieb einst der berühmte Philologe **Johann** Mathias Geßner: „Parvi debent pulsari, quia **cum** illis rationari non potest."

Jeder Anhänger Sirachs sieht hier einen wahren Zwanzigpfünder der gesunden Menschen-Vernunft vor sich; allein Herr Johann Bernhard Basedow, philantropischen Andenkens, verstand doch die Sache besser. Er, der gern den Mund voll zu nehmen pflegte, dekretirte förmlich und im Namen der ganzen werthen Menschheit: daß ein Bübchen im Klapprack eben so wohl sämmtliche Menschenrechte für sich in Anspruch zu nehmen habe, als er, der große Stifter des Philanthropinismus selbst, und daß sonach jede körperliche Züchtigung, als wahre Menschen-Entwürdigung, aus seiner vortreflichen Anstalt verbannt bleiben müsse. — Schade, daß dergleichen höchst ernsthafte Leute, die schon von Amtswegen immer wie die personifizirte Moral aussehen zu müssen glauben, nie scherzhafte und launige Schriften lesen (welches, in Parenthese gesagt, doch ein trefliches Mittel gegen ihre Apathie wäre, welche die Erforschung der Wahrheit jederzeit mehr gehindert als gefördert hat); sonst würde Herr Basedow gewußt haben: daß vor ihm Herr Lorenz Sterne schon einen mächtigen Schritt weiter als er gegangen, und des humanen Glaubens gewesen sey: daß man, wenn es auf die unverlierbaren Menschenrechte ankomme, sogar den Homunculus im Mutterleibe mit dem Lord Kanzler von England in eine und die nämliche Kathegorie zu stellen habe!

Es herrschte indessen zur Zeit der ehrsamen Langeschen Grammatik und bei dem allgemein angenommenen Grundsatz: „Wer nicht hören will, muß fühlen!" in den Schulen fürwahr eine ganz andere und bessere Disziplin als heutiges Tages, wo wir in jedem wieder auflebenden Philanthropen einen zweiten Rousseau bewundern und den schulgerechten Sirach verächtlich über die Achseln ansehen. — Ach, es war doch, bei allen ihren Mängeln, ein herrliches, ein ganz unvergleichliches Buch, diese nun vergessene Grammatik! Nicht nur starben damals und bei der Zucht, die sie mit bei Ehren erhielt, in Deutschland alljährlich ein Paar Dutzend Schulleute an der Schwindsucht weniger; sondern sie legte auch, da alle wissenschaftliche Bildung mit der lateinischen Sprache ihren Anfang nahm, bei ihrer großen Einfachheit den tüchtigsten Grund zu jener stillen und doch enthusiastischen Anhänglichkeit an das Natürliche und Ungekünstelte, ohne welche die Alten nicht unsere ewigen Muster geworden seyn würden und ohne welche bis zu den spätesten Zeiten hin in Künsten und Wissenschaften nichts Bleibendes, nichts wirklich Meisterhaftes geleistet werden kann.

Einen Vorzug haben die Tage, in welchen wir leben, der ihnen nicht ab zu streiten ist, und der besteht darin: daß man allgemein zu merken anfängt, wie sehr man sich in manchen seyn sollenden Verbesserungen, die sich vornehmlich aus der letzten Hälfte des vorigen Jahrhunderts her schreiben, und in ihren Folgen verrechnet hat. Möchte diese fürwahr nicht unwichtige Entdeckung zu dem Guten führen, das sie zu versprechen scheint; möchte man endlich einmal ernstlich darauf denken, die Methoden wieder zu vereinfachen und die Unzahl von Lehrgegenständen zu vermindern; möchte man, wie es sonst Sitte war, außer den beiden gelehrten Sprachen auf Schulen nur noch wenige Gegenstände betreiben. Wozu dienen denn auch noch eigene Universitäten, wenn aller Plunder von Wissenschaft schon auf jenen gelehrt, oder vielmehr geradebrecht werden soll? Jetzt hört man von Gleichungen des dritten Grades, von höheren Gleichungen sogar, ja — credite posteri! — selbst von der Differenzial-Rechnung auf unsern Gymnasien lallen. Kästner und Karsten klagten einst darüber: daß dergleichen tiefsinnige Herrlichkeiten den meisten jungen Leuten noch auf der Universität zu früh kämen, und wir wären unter dem heillosesten Druck der Zeitumstände, bei dem offenbar immer mehr abnehmenden Maaße geistiger und körperlicher Kräfte gegenwärtig schon in Prima, wo nicht gar in Secunda und Tertia zu so etwas reif? Nun wahrlich, dazu gehört ein forcirter Glaube; wer ihn hat, wird ein gelehrter Geck zugleich mit seinen Schülern! Weiter kann dabei nichts heraus kommen. — Leset, statt eures mystisch-tiefsinnigen Platos (den ihr doch so wenig ganz begreift, als eure Rechnung des Unendlichen), den einfachen Homer; oder müßt ihr ja einen alten griechischen Philosophen lesen, so nehmt mindestens nur den Xenophon, den einzig wahren Schüler des Sokrates, zur Hand. Vielleicht kommen dann wieder Männer wie Lessing, Wieland, Eberhard, Engel und Garve zum Vorschein, welche die Welt mit poetischen und philosophischen Ungeheuern verschonen, und in Künsten und Wissenschaften jenen von den Alten vorgezeichneten einzig richtigen Weg der Natur zu treffen wissen.

Uebrigens sind, laut den alten Nachrichten, die weiland so beliebte größere und kleinere märkische Grammatik, und die Langesche, von der eben die Rede ist, sämmtlich wie drei gelehrte Geschwister, oder, größten Theils wenigstens, als Kinder eines und eben desselben Vaters an zu sehen. — Auch ward die Langesche Grammatik zu ihrer Zeit in mehrere Sprachen übersetzt, so z. B. ins Dänische. Ein Beweis, wie sehr sich bei der Kunst, Heringe ein zu salzen, doch der Sinn für das Natürliche auf jener Halbinsel erhalten hatte. Nimmt man hierzu noch den Wink, den der deutsche Uebersetzer des Euklids über dieses Land gegeben hat, so bekommt man schon ein gutes Vorurtheil für Dänemarks Schulen, ehe man sie noch gesehen hat; und zur Wahrheit erhebt es sich durch die vielen, tief begründeten Männer, welche daraus hervor gingen. (Schluß folgt.)

## Ein Brief Mendelssohns.

Zufällig fand ich in einem, Allen, welche sich mit dem ernstlichen Studium der Brandenburgischen Geschichte beschäftigen, noch immer sehr zu empfehlenden Werke, den „Brandenburgischen historischen Münzbelustigungen" des gelehrten Anspacher Diakonus Johann Jakob Spies (Bruder des bekannten Archivarius zu Plassenburg, Philipp Ernst Spies) den Kupferstich der Münze von J. Abraham und Sohn auf Mendelssohns „Phädon" und in der beigefügten historischen Erklärung folgenden eigenhändigen Brief desselben:

Hochehrwürdiger Herr,

Insonders Hochgelahrter Herr Prediger!

Ich erkenne die Ehre, die Ew. Hochehrwürden mir zu erzeigen beschlossen, *) mit dem ergebensten Dank; allein ich bedaure, daß ich nicht im Stande bin, Ihrem Verlangen Genüge zu leisten. Meine Lebensumstände sind von so geringer Erheblichkeit, daß ich Ihren Lesern keine sonderliche Unterhaltung davon versprechen kann; mir selbst haben sie so unwichtig geschienen, daß ich nicht das Mindeste davon aufgezeichnet habe. Jetzt würde es mir unsägliche Mühe machen, verschiedene Partikularitäten meines Lebens ins Gedächtniß zurück zu rufen und gehörig vor zu tragen. Die Hauptfakta, auf die ich mich jetzt besinnen kann, sind ungefähr diese:

Ich bin im Jahre 1729 (den 12. Ellul 489 nach jüdischer Zeitrechnung) zu Dessau geboren. Mein Vater war daselbst Schulmeister und Zehngebot-Schreiber oder Sopher. Unter Rabbi Fränkel, der damals in Dessau Ober-Rabbiner war, studirte ich den Talmud. Nachdem sich dieser gelehrte Rabbi durch seinen Commentar über den Hierosolamitischen Talmud bei der jüdischen Nation großen Ruhm erworben, ward er etwa im Jahre 1743 nach Berlin berufen, wohin ich ihm noch in demselben Jahre folgte. Allhier gewann ich durch den Umgang mit dem nachherigen Doktor der Arzneigelartheit, Herrn Aron Gumperz (der vor einigen Jahren zu Hamburg verstorben), Geschmack an den Wissenschaften, darzu ich auch von demselben einige Anleitung erhielt. Ich ward hierauf in dem Hause eines reichen Juden Informator, hernach Buchhalter und endlich Aufseher über desselben seidene Waaren-Manufaktur, welches ich noch auf diese Stunde bin. In meinem drei und dreißigsten Jahr habe ich geheirathet, und seitdem sieben Kinder gezeugt, davon fünfe am Leben. Uebrigens bin ich nie auf einer Universität gewesen, habe auch in meinem Leben kein Collegium lesen hören. Dieses war eine der größten Schwierigkeiten, die ich übernommen hatte, indem ich Alles durch Anstrengung und eigenen Fleiß erzwingen mußte. In der That trieb ich es zu weit, und habe mir endlich durch Unmäßigkeit im Studiren seit drei Jahren eine Nervenschwäche zugezogen, die mich zu aller gelehrten Beschäftigung schlechterdings unfähig macht. — Selbst das Briefschreiben wird mir jetzt zu einer lästigen Arbeit, zu der ich nur selten aufgelegt bin. Dahero ich denn Ew. Hochehrwürden um Verzeihung bitten muß, daß Dero Schreiben einige Posttage unbeantwortet geblieben ist. Ich habe die Ehre, mit aufrichtiger Hochachtung und Ergebenheit zu seyn

Ew. Hochehrwürden

Berlin, den 1. März 1774. gehorsamst ergebenster

Moses Mendelssohn.

*) Spies hatte ihm nämlich angezeigt, daß er Nachrichten von seinem Leben mittheilen wollte, und ihn gebeten, selbst dazu bei zu tragen.

Dr. Hofmann.

## Wilhelm's Lied von seinem Liebchen.

Wenn Ihr in mein Dörfchen geht,
Und die Allerschönste seht,
Wißt: das ist mein Liebchen.
Seht Ihr Jugendblüthe,
Ebenmaaß der Glieder,
Sittsamkeit und Güte:
Nun — das ist Sie wieder.

Seht Ihr zaub'risch her und hin
Schweben eine Tänzerin,
Wißt: das ist mein Liebchen.
Singt ein Mädchen neue,
Eig'ne Hirtenlieder,
All' von Lieb' und Treue,
Nun — das ist Sie wieder.

Seht Ihr einer Jungfrau Fleiß
Lohnen mit dem ersten Preis,
Wißt: das ist mein Liebchen.
Höret Ihr bei'm Spinnen
Eine, deutsch und bieder,
Holden Scherz ersinnen,
Nun — das ist Sie wieder.

Wenn Ihr sanft und spiegelklar
Flimmern seht ein Augenpaar,
Wißt: das ist mein Liebchen.
Wogt des Busens Fülle,
Ungetreu dem Mieder,
Unter seid'ner Hülle,
Nun — das ist Sie wieder.

Doch weß Tugenden kein Lob
Je nach Würdigkeit erhob,
Wißt: das ist mein Liebchen.
Schlägt ein frommes Bräutchen
Bald ihr Aeuglein nieder
Am Altare — Leutchen!
Nun — das ist Sie wieder.

Haug.

## Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

Stuttgart. Welche Furcht vor dem Winter und welches Bangen der Flachheit, es könne ein einsamer Abend kommen — was dann mit sich selbst beginnen? Die Glücklichen! Sie sehen nun jeden Abend ausgefüllt: vier Mal Theater, zwei Mal Concert und ein Mal tanzende Thee-Gesellschaft im Museum — da

sind die heiligen Sieben besetzt. Um das weitere Wie? bekümmern sie sich wenig. Doch, wir gönnen ihnen die Freude gern und folgen behaglich dem Zirkeltanz, so lange wir unsere Rechnung dabei finden. — Die Theater-Abende sind uns eben nicht die erfreulichsten. Gute Stücke wurden selten (im Monat November nur „Emilia Galotti") und mittelmäßige nicht zum Besten dargestellt. Daß aber auch sehr Mittelmäßiges anzieht, beweist „Körner's Tod" von A. v. Schaden, das, wenigstens ein Mal, bei vollem Hause gegeben ward. Die Darstellung war in vollkommenster Harmonie mit dem Stücke; welche Leerheit, Geschraubtheit! Welch ein Körner! Dahin gehört auch der „zweite Pumperalkel". Herr Maurer, der als solcher viel leistete, sollte nicht schnell reden; denn er versprach sich auch diesmal zu oft und gebar greuelvolle Perioden ohne sonderliche Geburtsschmerzen. Sein Spiel war vorzüglich, ist es fast immer und zwar in mannigfachen Rollen; um so mehr bleibt es also zu bedauern, wenn er die Sprache nicht in seiner Gewalt hat. — Daß man auf dem hiesigen Theater „Fiehe-Sohn" statt: „Fliehe, Sohn" und „Höllen-Azur" statt: „hellen Azur" hört, fällt nicht auf. — Gegen die Ausführung der Opern läßt sich nichts sagen; der Kapellmeister, Hr. Lindpaintner, ein junger Mann, ist gewandt, thätig und vielgeachtet; den Demoiss. Stern, Hug, Maier ist Talent und Fleiß nicht ab zu sprechen. Hr. Pezold dürfte ein braver Bassist werden. — Die wöchentlichen Conzerte im Redouten-Saal werden zahlreich besucht und verdienen es. Die Auswahl der Musik-Stücke ist sehr gut und die Ausführung gelungen zu nennen. In demselben Saale hörten wir zwei Mal den bekannten Violinisten Alexander Boucher und seine Frau. Hr. Boucher ist gewiß ein großer Künstler; schade, daß er oder seine Violine manchmal beträchtlich toll werden; das Spiel der Mad. Boucher auf der Harfe, dem Forteplano und Beider zugleich ist meisterhaft und entzückend. — Der Donnerstag-Abend vereinigt unsere schöne Welt, auf dem Museum, zu Thee und Tanz. Der freie, heitere Ton und die Menge reizender Mädchengesichter machen diese Gesellschaft sehr anziehend und vergnüglich. — Der Architekt Gau aus Cölln, den wir im Laufe des Monats November einige Tage bei uns sahen, und dessen architektonischen Zeichnungen von nubischen und egyptischen Alterthümern wohl das Interessanteste darbieten, was neuerlich in diesem Fache geliefert worden, giebt seine ganze, und wie Referent aus eigener Ansicht rühmen kann, reiche und herrliche Sammlung bei Cotta heraus; und wir hoffen, diese Schätze bald der allgemeinen Anschauung und Bewunderung überliefert zu sehen. Ferner erscheint, in der Cottaschen Buchhandlung nun bald die Fortsetzung der Tischbeinischen Zeichnungen zum Homer. Die Erklärungen, früher Heyne's Arbeit, hat Dr. Schorn, Herausgeber des Kunstblatts, übernommen. Es scheint dieser junge Mann Alles zu vereinigen, um die schwierige Aufgabe ehrenvoll und befriedigend zu lösen. — „Wilhelm Meisters Wanderjahre", von Goethe, sind vollendet und erscheinen gleichfalls bei Cotta, so wie denn dieser ehrenwerthe Mann überhaupt fortfährt, nach allen Seiten thätig und mit Erfolg zu wirken. — Das Modell zu Dannecker's Christus ist nun fertig: eine herrliche Gestalt, voll Anmuth und Würde, ganz des verehrten Künstlers würdig, wenn sie auch nicht die beste seiner Leistungen werden sollte, was wir allerdings bezweifeln. Seine schöne Psyche ist der Vollendung nahe; sie geht, leider, nach England. D. A.

Ein Engländer, der sich vor einiger Zeit in Algier aufgehalten, giebt folgende Notizen: Ein Bewohner Algiers, Alo-Bey, galt einmal für einen großen Politiker, weil er die Soldateske sehr reich bezahlte und bei seinem Regierungs-Antritt nicht weniger als 1700 Individuen niedermachen ließ. — Ein Tyrann von Syrakus ward zu Corinth Schulmeister: vor einigen Jahren ward ein Schulmeister Dey von Algier. Aber er besaß einen zu sanftmüthigen Charakter; er liebte nur den Frieden, und — mußte den Palast wieder räumen. Bleich und zitternd bat er um Erlaubniß: den Scepter ruhig wieder mit dem Ochsenziemer vertauschen zu dürfen. „Unmöglich!" erwiederte einer der Milizen-Chefs; „Du warst Dey, hast abgedankt und Du mußt sterben!" — Die Minister werden ganz nach Zufall erwählt. Das thut auch im Grunde nichts, wenn sie nur listig und verschlagen sind. — Man kann denken, daß in einem so despotischen Lande die Leute nicht wenig abergläubisch sind. Unter Anderem darf durchaus Niemand in der Kirche gähnen, aus Furcht: der Teufel fahre in den geöffneten Schlund. — Wahnwitzige und Tolle werden dort sehr verehrt; man hält sie durch und durch für heilig. Sie haben das Vorrecht, in Läden und Gärten zu gehen und zu nehmen, was ihnen beliebt. Man kann denken, daß es unter den Wahnwitzigen eine Menge Freiwilliger giebt! Es ist ein förmlicher Handelszweig, fast so einträglich, wie in Frankreich — die Heuchelei. Außerdem dürfen diese wunderlichen Heiligen auch noch alle Weiber so behandeln, wie Tartüffe die Frau des Orgon behandeln wollte; nur daß die Algiererinnen von ihren Ehegatten gar kein Hinderniß erfahren und die dasigen Orgons sich vielmehr durch die Wahl der geehrten Wähler sehr geschmeichelt fühlen. Die Kinder der Wahnsinnigen sind kleine Heilige, und werden von allen Familien-Mitgliedern beneidet. Wenn ein benannter Heiliger sich öffentlich günstig gegen eine Frau bezeigt, so strömen haufenweise Glückwünschende herbei. (Constitut.)

Mancher weiß gewiß nicht, daß die Asche des berühmten Christoph Columbus zu Havanna ruht, in der neuen Kirche Notre-dame, wohin sie gebracht ward, als St. Domingo durch den Baseler Frieden an Frankreich kam. Folgendes ist die Inschrift des Grabmals: „Das Genie des Christoph Columbus öffnete allen Völkern mitten durch den Ozean einen bis dahin unbekannten Weg. Dem König von Castilien verschaffte er ein unermeßliches Land, reich an unendlichen Schätzen, machte eine neue Welt der bis dahin bekannten alten Welt unterthan, und starb zu Valladolid am 18. Mai 1506 an der Gicht und den Kränkungen, die man ihm bereitet. — Nach seiner eigenen Anordnung ward sein Leichnam den Karthäusern zu Sevilla anvertraut, welche die Zeit abwarten mußten, wo sie ihn in der Cathedrale zu Hispaniola beisetzen konnten. Es geschah; aber, nach fast zwei Jahrhunderten sollten seine Gebeine ferner nicht auf einem Grund und Boden ruhen, der nicht mehr an Spanien gehört, und wurden jetzt, am 17. Januar 1796, nach dieser neuen Cathedrale der heiligen und unbefleckten Jungfrau gebracht." (Courier fr.)

Als ein sonderbares Zusammentreffen wird der Umstand erwähnt: daß der Name Majochi gerade das treue Anagram des Verräthers und meineidigen Anklägers Jachimo aus Shakspeare's Trauerspiel „Cymbeline" ist. (Courier fr.)

In diesen Tagen drängte sich eine Masse Menschen um einen öffentlichen Straßen-Anschlag zu Paris, worauf mit großen Buchstaben stand: „Nehmt Euch in Acht!" — Neugierig las Jeder das Warum, und fand die wichtige Anzeige: daß, da der Kaffee das Produkt einer bitteren Bohne sey, es das beste Mittel wäre, ihn zu versüßen, wenn man recht viel Zucker des Doktor Laurent hinein schütte. (Courier fr.)

Doktor Thornton ist es, welcher den Vorschlag macht: das Schlachtvieh künftig mittelst fixer Luft (Kohlensäure) zu tödten. Diese Todesart, sagt er, ist nicht nur minder qualvoll und sicherer als die gewöhnliche, sondern das Fleisch erhält auch dadurch ein besseres Ansehen, conservirt sich besser und nährt besser, folglich würden Menschen und Thiere dabei gewinnen. Möchte dieser Vorschlag überall beherzigt und bald in Anwendung gebracht werden! (Times.)

Wenn die Magistrats-Personen Staats-Beamte sind, so sind die Gelehrten die Magistrats-Personen der öffentlichen Meinung. (Cour. fr.)

Redacteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurersche Buchhandlung.




# Der Gesellschafter
oder
# Blätter für Geist und Herz.

1820. Montag den 25. Dezember. 207tes Blatt.


## Bitte an die Göttin Freude um Protektion für meine Kinder.

Göttin Freude! meine Lieben
Weih' ich deinem Dienste hier;
Sind bei dir sie angeschrieben,
Schweigt um sie die Sorg' in mir;
Komme dann um Ehrenplätze
Nicht bei Fürsten, nicht um Schätze
Bei dem Geizhals Plutus ein —
Mögen nur an Herz und Leibe
Sie dem heiß geliebten Weibe,
Und an Sinn — mir ähnlich seyn.

Ja, ich fühl's, dein Zauberlächeln
War mir schon als Knaben hold,
Als der Weste lindes Fächeln
Buhlte mit des Haares Gold;
Als ich aus dem Flammenmeere
Hehrer Sonne deine Ehre
Majestätisch glänzen sah;
Als der Mond in Abendfrische
Mir durch sanft bewegte Büsche
Nickt: ich bin zur Freude da!

Immer hast du mich verzogen,
Wie das allereinz'ge Kind!
Kam ein Sturm daher geflogen,
Du bedecktest mich geschwind;
Du erhobest über Nebel
Mich durch deinen mächt'gen Hebel
Zu des Aethers lichten Höh'n;
Ließest mich von Bergesspitze
Unter mir des Unglücks Blitze,
Rings um mich nur Sonne seh'n!

Wie die Mutter ihre Kleinen —
Wenn sie manchmal auch sie schlägt —
Schnell bewegt von ihrem Weinen,
Weich an ihren Busen legt —
Jeden Schmerz alsbald vergütet,
Tausend Schmeichelworte bietet:
„Seht, den schönen Zucker hier!" —
So, nach jedem Lebens-Wehe,
Fand ich dich in meiner Nähe,
Ruht' ich warm am Busen dir!

Doch du hast mich nicht verdorben,
Wie die schwache Wärterin;
Liebe hast du dir erworben
Früh im weichen Knabensinn!
Wo die fromme Liebe waltet,
Merkt es, Mütter! da erkaltet
Auch so leicht das Gute nicht;
Sagt, was führt mit stärk'rem Triebe,
Als das zarte Band der Liebe,
Auf den heil'gen Pfad der Pflicht?

Wenig nützt', ich will's gestehen,
Mir die trockene Moral;
Aber liebend auf zu sehen
Zu dem heit'ren Himmelssaal;
Stets der Freude werth zu bleiben,
Das mit wahrem Ernst zu treiben,
Was zur milden Göttin führt,
Und durch tugendhaftes Leben
Meinen Dank ihr kund zu geben —
Das hat früh mein Herz gerührt!

Nur wer ihren Werth nicht fühlet,
Liegt in feiler Lüste Schooß;
Seines Herzens Sehnsucht schielet
Nach der Wollust Schatten bloß;
Aber wer, in sich zufrieden,
Frei von Wünschen, schon hienieden
Ihres Himmels Vorschmack kennt —

O was soll doch den verführen,
Daß vernunftlos er, gleich Thieren,
Nach unwürd'gen Freuden rennt?

Wer mit lebensfrohem Sinne
In der Freude Zeitmaaß geht,
Dem wird Alles zum Gewinne,
Weil auf Lust er sich versteht!
Ihm erwächset, was er säte,
Ihm gedeihet, was er mähte,
Täglich mehret sich die Kraft;
In Gesundheit sonder Ende
Rühren sich die rüst'gen Hände,
Daß er Brod und — mehr noch schafft!

Fremde Leiden zu vergüten,
Sagt, wem steht es besser an,
Als wer ächter Freuden Blüthen
Selbst im Inn'ren sammeln kann?
Wenn den Bruder Schmerzen nagen,
Sind oft sympathet'sche Klagen,
Sie zu lindern, viel zu schwach;
Doch wird durch der Freude Schimmern
Neue Kraft oft in den Trümmern
Des zerschlag'nen Herzens wach!

Wenn des Lebens Abend sinket
In der Ewigkeiten Schooß,
Göttin Freude! — o dann trinket
Gern mit dir sich Hoffnung groß!
Freude, die den Jüngling freute,
Heil'ge Freude, unbereute!
Lacht dem Greis noch liebevoll;
Und die abgeriss'nen Stücke
Unsres Seyns weiht er zur Brücke,
Die zum Schöpfer führen soll! —

Laß mich, Göttin! meine Kleinen
An der Liebe milder Hand
Früh, o früh! mit dir vereinen
Durch der Tugend festes Band;
Daß ich heil'ger Pflichten Steige
Stets in deinem Glanze zeige,
Der den Lebenspfad erhellt;
Daß ihr Knospen auf der Erde
Freudig, wie die Blüthe, werde —
Licht ihr Austritt aus der Welt!

Chr. Feldmann.

## Herr Joachim Lange und seine Grammatik.

(Schluß.)

Herrn Joachim Lange selbst beachtend, so gehörte er freilich wohl zu keiner Klasse von Männern, welche Horaz die Merkurialischen genannt hat. Nein, den Geist eines Luther oder eines Melanchthon muß man nicht bei ihm suchen. Dennoch hat er mit dem kleinen Pfunde, welches ihm die Vorsehung verlieh, dem Vaterlande sehr ersprießliche Dienste geleistet, weshalb wir uns heutiges Tages seiner immer noch dankbar erinnern dürfen, ohne auf unsern deutsch-lateinischen hohen Schulen darüber roth zu werden. — Sein Geburtsort ist Gardelegen in der Altmark, wo er den 26. Oktober 1670 geboren wurde. Der Vater, Moritz Lange, war wohlbestallter Rathsherr daselbst. Durch eine unglückliche Feuersbrunst gerieth derselbe in so dürftige Umstände, daß der Sohn Joachim Lange sich genöthigt sah, in seinem funfzehnten Jahre nach Osterwieck, im Fürstenthum Halberstadt, zu seiner Mutter Bruder auszuwandern. — Sein Oheim schickte ihn von dort im Jahr 1687 zu dem damals berühmten Rektor Samuel Schmid nach Quedlinburg, den er zwei Jahre mit angestrengtem Fleiße hörte. Von da kam er nach Magdeburg in das Haus des Buchhändlers Lüderwald, der ihn zum Mentor seiner Kinder gebrauchte. Ein Gelehrter bedarf der Bücher; wer sieht also nicht: daß Lange hier recht eigentlich in sein Element gerathen war? Gleichwohl war der Aufenthalt in Magdeburg von kurzer Dauer, weil sein älterer Bruder, der sich damals in Hamburg befand, ihn einige Zeit bei sich zu sehen wünschte. — Der Bruder untersuchte seine Fortschritte in den Wissenschaften, und da er alle Ursache hatte, mit ihnen zufrieden zu seyn, so schickte er ihn mit guten Empfehlungsschreiben zu dem bekannten und damals außerordentlich beliebten August Hermann Franke nach Leipzig. Hier machte er die Bekanntschaft mehrerer Gelehrten, und um desto besser fortkommen zu können, wurde er abermals Hauslehrer bei dem zu seiner Zeit allgemein gekannten und geachteten Christian Thomasius, der indessen wegen mancherlei Streitigkeiten bald nach Halle ging. — Als Franke nach Erfurt berufen wurde, folgte ihm unser Grammatikus dort hin; hörte bei dieser Gelegenheit den bekannten Breithaupt, der in der Gottesgelahrtheit zu den Sternen erster Größe gerechnet wurde, und verdiente sich auch hier wieder seinen nöthigen Unterhalt durch eine Hauslehrerstelle. Nicht lange nachher wurden Beide, Franke sowohl als Breithaupt, auf die Universität Halle berufen, welche aber damals noch so neu war, daß Lange, der ihnen folgte, als einer der ersten Studenten genannt wird, die sie besuchten; denn er traf noch vor ihrer Einweihung dort ein. — Hier lehrte und lernte er wechselseitig, wie bisher; und um für dieses zweifache Geschäft Zeit zu gewinnen, stand er in der Regel schon des Morgens um drei Uhr auf. Wer bewundert nicht diesen eisernen Fleiß bei so mäßigen Talenten?

Im Jahre 1693 endigte er seine akademische Laufbahn, begab sich nach Berlin und wurde hier der Hofmeister des jungen Herrn von Canitz, wahrscheinlich eines Sohnes des bekannten Dichters. Bei dieser Gelegenheit fing er an, das Rabbinische zu studiren, übte sich auch zuweilen im Predigen, benutzte Speners biblisches Collegium und half einigen Candidaten nach, die das Hora ruit auf der Universität vergessen hatten und bei dem Examen pro candidatura nicht zum Besten bestanden waren. — Mehrere Gelegenheiten, die sich ihm zeigten, nach Art der Väter ein Predigt-Amt zu

bekommen, benutzte er wenig oder nicht, und entschied sich immer für die Schule. Als ihm eine Gastpredigt zu dem erledigten Diakonat in Labes angetragen wurde, reiste er zwar dorthin, konnte aber hier so wenig, wie bei früheren Anträgen der Art, von seiner einmaligen Lieblings-Neigung abgelenkt werden, und brachte, indem er unverrichteter Sache diesen Ort wieder verließ, bei dem Herausfahren folgenden ächt Langeschen Witz an: Labes, me non habes.

Eine Merkwürdigkeit eigener Art, die sich mit unserem Lange gegen das Jahr 1696 begab, dürfen wir nicht unerwähnt lassen. Es war keine andere, als daß ihn ein Hofgerichts-Präsident zu Stargard zu sich beschied, um sich durch ihn in die Geheimnisse — der hebräischen Sprache einweihen zu lassen. So schmeichelhaft dieser Antrag für den damals ersten Grammatiker auch seyn mochte, so zog er doch eine Vocation zu dem Conrektorate in Cößlin jenem Rufe vor, und wurde, da es dem dortigen Rektor so sehr an Autorität fehlte, daß er sich schämte, einem zweiten Gallius den Vorrang streitig zu machen, im Jahre 1696 als Rektor der dasigen Schule angestellt.

Kaum ein Jahr hatte er dieses Amt mit seinem gewöhnlichen, das heißt: dem ausdauerndsten Fleiße verwaltet, als man ihn schon zum Rektor des Friedrich-Werderschen Gymnasiums nach Berlin berief. Hier lehrte er mit großem Beifall bis ins Jahr 1709, schloß die innigste Freundschaft mit dem berühmten Spener und dem weniger bekannten, aber nicht minder verdienten Schade, und gab die Gedichte des Freiherrn von Canitz, während er sich im Hause desselben aufhielt, unter dem Titel „Nebenstunden" heraus. Auch blieb er bei dem noch nicht vergessenen Baron von Canstein immer hoch angeschrieben. — Canstein erbte nach Canitz's Tode des Letzteren Bibliothek. Es erbot sich Jemand, für die ganze Sammlung von Büchern tausend Thaler zu geben, und Canstein war schon bereitwillig, die gebotene Summe dafür an zu nehmen; allein Lange versicherte: daß sie einen weit größeren Werth hätte, wie sich sogleich zeigen würde, wenn man sie öffentlich versteigern wollte. Canstein willigte nun nicht nur in die Versteigerung, sondern versprach selbst das, was über tausend Thaler heraus kommen würde, Langen zu schenken; ein Versprechen, das er auch nach der Auktion sogleich erfüllte.

Wer Lust hat, unsern Grammatiker mit unter die vorzüglichsten Theologen seiner Zeit zu zählen (was er aber offenbar nicht verdient), der muß den eigentlichen Anfang seiner glänzenden theologischen Laufbahn in das Jahr 1699 setzen; denn in diesem Jahre verlangte ihn die theologische Fakultät zu Halle zu ihrem Adjunkt. Er machte auch eine eigene Reise deshalb nach dieser damals neuen Universität, ließ sich förmlich als Adjunkt in Eid und Pflicht nehmen, und war schon Willens, gänzlich von Berlin ab zu gehen; allein der Magistrat des Friedrich-Werders berief ihn plötzlich zum zweiten Prediger auf der Friedrichsstadt. Dieses schmeichelhafte Zutrauen wollte Lange nicht von sich weisen, machte aber in seiner Antritts-Predigt die ausdrückliche Bedingung: daß ihn seine geliebten Zuhörer so viel als möglich mit den Geschäften des Beichtstuhls verschonen möchten. In diesem mit der Schule noch immer vereinigten Kirchen-Amte blieb Lange, wie schon erinnert, bis zum Jahre 1709. — Um eben diese Zeit ward Dr. Breithaupt zum Abt des Klosters Bergen zu Magdeburg erwählt. Er nicht bloß, sondern die sämmtliche theologische Fakultät zu Halle wünschte jetzt, den bereits vor zehn Jahren vereideten Adjunkt zum Professor ordinarius zu haben, und wandte sich deshalb unmittelbar an den König. Nach königlicher Genehmigung zog Lange sofort von Berlin nach Halle, trat sein neues Amt an und verwaltete selbiges bis an seinen Tod. Er starb zu Halle als Senior der theologischen Fakultät und als Direktor des theologischen Seminariums den 7. Mai 1744.

Wenn man das recht eigentliche Naturgesetz „ultra posse nemo obligatur" nicht aus der Acht läßt, so war Joachim Lange allerdings ein sehr verdienter Mann; ob auch mancher vornehme Duns von Philologen, der gegenwärtig auf seine Schultern tritt, das Näschen über ihn rümpfen möchte. H. Hermann.

## Aus meinem Erinnerungs-Buche.

Wenn es wahr ist, daß aus Schwäche Furchtsamkeit, aus Furchtsamkeit Schlauheit und aus Schlauheit Falschheit entstehe, dann ist gewiß Wahrhaftigkeit eine schätzenswerthe Tugend bei einem Weibe.

Ich bewundere die tugendhaften Frauen, wenn sie eben so beständig in der Tugend sind, als die Lasterhaften unerschrocken im Laster.

Unter den Blumen ist eine, welche Königskrone (corona imperialis) genannt wird und in deren Mitte oder Herz immer etliche Tropfen Wasser, gleich den Zähren, zu sehen sind. Eine hübsche Andeutung, daß Herrscher stets mitleidig seyn sollen!

Das Leben ist der Zwischensatz zwischen Nichtseyn und ewigem Seyn. Herrmann Bunzel.

## A n e k d o t e.

Ein alter Edelmann, der einen Schwein-Igel im Wappen führte, wurde deshalb von einem Neugeadelten geneckt, welcher dabei sein eigenes Wappen als sehr schön und geschmackvoll beschrieb. Jener erwiederte: „Hätte ich, wie Sie, mein Familien-Wappen selbst angeschafft, so würde ich es freilich im modernsten Geschmack verziert haben!" Stl.

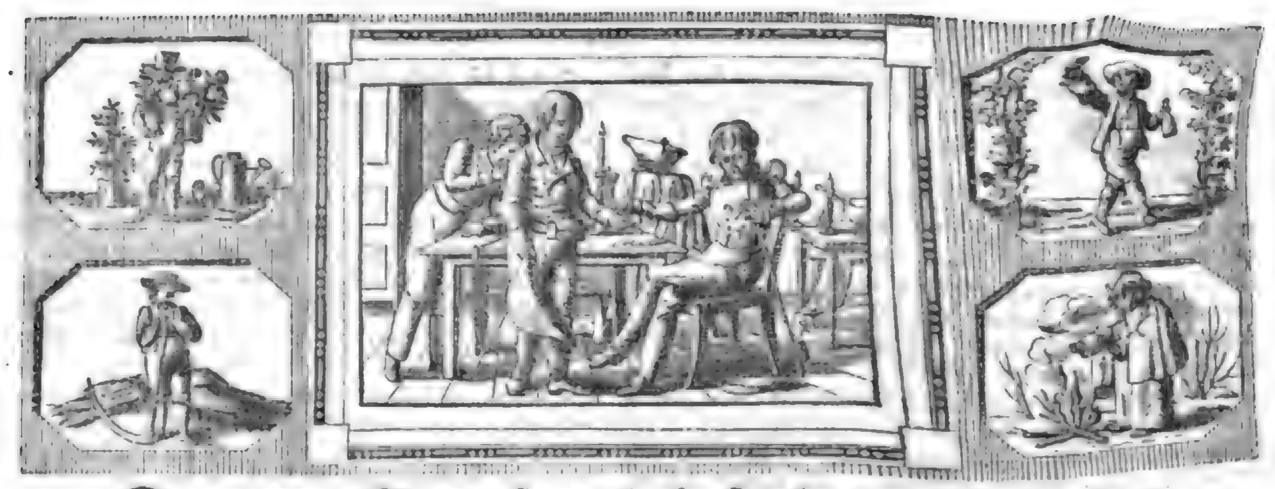
## Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

Paris. Sehr folgenreich für das Ganze der großen französischen Theater dürfte die Veränderung seyn, von der ernstlich die Rede ist: daß nämlich die königlichen Theater in Paris, die große Oper, die beiden Théâtres français und Feydeau fernerhin nicht mehr, wie alle Schauspiele, Privat-Unternehmungen seyn, sondern unter eine königliche Ober-Behörde gestellt werden sollen, wie dies in Deutschland in allen Residenzen längst der Fall ist. — Sie würden es mir schlecht danken, wenn ich Ihnen hier den Platz füllen wollte mit den Betrachtungen, welche diese Veränderung veranlaßt; ob die großen Vortheile, die sie hervor bringen muß, die großen Nachtheile überwiegen dürften, die bei ihr auch nicht ausbleiben können; ob das französische Theater bei dieser neuen Gestaltung der Dinge sich mehr heben, oder ob es sinken dürfte — dies Alles will ich hier nicht aus einander setzen, obgleich sich Ihr Correspondent wohl zutraut, das französische Theater in allen seinen Verhältnissen ein wenig zu kennen. — Von einem Vorspiel zu Veränderungen, ich meine von der Erhöhung der Preise im ersten französischen Theater, habe ich nichts erwähnt, weil diese Maaßregel wegen der vielen Unruhen, die sie bei dem Pariser Theater-Publikum veranlaßte, eher schon zurück genommen wurde, als ich meinen Brief absandte; nachträglich erzähle ich meinen Lesern aber ein Späßchen, das während jener Unruhen im Théâtre français sich ereignete. Der beliebte Komiker Faure trat auf; wie Talma, die Mars und alle ersten Künstler in diesen Tagen, so wird auch er mit Pfeifen empfangen, als einer der Zuschauer ruft: „Faure gehört nicht zum Comité!" (ist also an der Preis-Erhöhung unschuldig) und augenblicklich wiederhallt der Saal von einem „Vive Faure, qui n'est pas du comité!" das lebhafter Beifall begleitet. Endlich war es denn wohl eine feine Satyre von Seiten des Comité, daß bei einer Vorstellung des „Geizigen" die Preise wieder herab gesetzt und die Gemüther beruhigt wurden. — Das letzte Neue im „Odéon" war ein Lustspiel in drei Aufzügen: „l'Accident en voyage", das nur halb gefallen hat. Im „Vaudeville" hat ein „homme noir" Glück gemacht. Dieser schwarze Mann ist ein Räthsel für seine Umgebungen. Er verspricht, sich bei dem Minister für Jemand zu verwenden; er bekommt in demselben Augenblick eine Einladung zu einer hohen Person und vor die Polizei; man sendet ihm Bücher und Pasteten, und es erklärt sich: daß er — ein Journalist ist. Pikante Epigramme und reichliche Anspielungen erhoben den Werth der kleinen Posse, die aber gleichfalls nur Bedeutung für den heimischen Boden haben dürfte. Im „Feydeau" ist eine komische Oper, „l'Idiote" genannt, unter gewaltigem Lärm zu Grabe getragen worden; einen eben so eclatanten Fall erlebte — mirabile dictu! — eine neue Rossiniade in der italienischen Oper, nämlich „Toroaldo e Dorliska". Die Rossinisten sind wüthend, die Gegner triumphiren, und dieser Abend war ein sehr interessanter Moment in dem Kampfe, der die musikalischen Gemüther in Paris wie überall in dieser Zeit theilt. Unsers Mozarts „Don Juan" und „Cosi fan tutte", beide schon in diesen Berichten erwähnt, wechseln nun in der Opera buffa wieder mit dem „Barbiere" von Rossini, der sein Publikum noch immer entzückt. — Nun noch eine Nachricht an alle Kunstfreunde, die dies lesen. Herr Landon, der früher die Ihnen bekannten „Annales du musée de france" heraus gab, hat jetzt unternommen, einen „Choix des tableaux et Statues des plus célèbres musées et Cabinets étrangers, gravés au trait, avec des notices historiques et critiques" heraus zu geben. Der Titel bezeichnet hinlänglich die Tendenz des sehr werthvollen und wichtigen Werkes. Es soll in zwölf Lieferungen erscheinen, wovon jede 36 Platten in Octav haben wird; man findet genaue historische und kritische Angaben über die Gemälde, mit Bezeichnung des Museums, in welchem sie jetzt aufbewahrt werden u. s. w. Nur die besten Werke der Malerei und Sculptur sollen auf diese Art bekannt gemacht werden, um so der Kunst ein wahres Denkmal zu stiften. Ich bemerke, daß so eben die vierte Lieferung erschienen ist, und daß sich die einzelnen Hefte in viermonatlichen Zwischenräumen folgen sollen. Jede Lieferung kostet nur neun Franken, und man subscribirt (wenn man Lust hat) bei den deutschen Buchhändlern Treuttel und Würz, rue de Bourbon, No. 17. R.

Hamburg. Obgleich unsere Elbe völlig vom Eis frei ist, hat dies auf den Handel keinen Einfluß; er liegt fast gänzlich darnieder, und überall hört man die trostlosen Worte: „Wie will das werden?!" Durch den Fall der größesten und angesehensten Häuser ist der Kredit so durchaus gesunken, daß man fast nur gegen baares Geld kaufen kann; dabei gehen die Kornpreise — ein entschiedener Nachtheil für die merkantilische Welt — fast täglich mehr herunter, wodurch auch viele verwandte Artikel sinken und unerwartete, unermeßliche Verluste entstehen. Seit sehr vielen Jahren sind jedoch die Lebensmittel hier nicht so billig gewesen als jetzt, wodurch die Sorge für den Haushalt beträchtlich vermindert würde, wenn nicht der Luxus von Jahr zu Jahr zunähme und dieselbe vermehrte. — Das wunderbar gelinde, aber auch höchst unangenehme und ungesunde Wetter wirkt äußerst nachtheilig auf den Gesundheits-Zustand in unserer Stadt, und die Herren Aerzte haben vollauf zu thun; besonders zeigen sich viele Entzündungen und schnelle Todesfälle. — Die „Originalien" sind wieder etwas durch den Cayenne-Pfeffer eines „Kriegs-Couriers" gewürzt; das thut auch von Zeit zu Zeit noth, denn sonst müßte diese unschmackhafte Speise der lieben Leserwelt völlig zuwider werden. Die flauen Theater-Kritiken, die dies Blatt jetzt enthält, sind wahrlich nicht dazu geeignet, ihm einigen Relief zu geben; so mag denn immerhin der „literarische Kriegs-Courier" mit seinem scharfen Sporn Diesem und Jenem Schröpfköpfe setzen; uns soll es nicht anfechten, wenn wir auch selbst etwas Blut lassen müßten! Den vermummten Cavalier auf der Post-Rozinante kennt man ja recht wohl, besonders dadurch: daß er in seinem Schilde immer sein eigenes Portrait und seinen Namenszug statt eines andern Emblems führt und stets nur die Leute niederreiten möchte, die er haßt. Lassen wir ihn! — Hr. Professor Suhr hat seine Panoramen jetzt unter einem andern Namen, den der „Cosmoramen" (Weltansichten) wieder eröffnet, sobald es einem Andern einfiel, „cosmoramische Darstellungen" an zu kündigen, und zwar von Schweizer-Gegenden. Die Cosmoramen des Hrn. Karl Bertheau sind so ausgezeichnet und überraschend schön in ihrer Art, wie die Natur es selbst ist, wovon sie die Bilder liefern. — Unsere Bilder-Gallerie im Schimmelmannschen Hause ist nicht ganz eingegangen; die Direktion derselben giebt noch immer die Hoffnung nicht auf, das Interesse des Publikums für dieselbe zu gewinnen, und hat dasselbe Lokal noch auf die nächsten sechs Monate gemiethet, auch die Eintritts-Preise fast um die Hälfte herab gesetzt; möge diese Beharrlichkeit durch einen glücklicheren Erfolg, als der bisherige war, belohnt werden! — Ein Theater „St. Martin", wo physikalische Belustigungen gegeben werden, hat sich auch für die Schaulustigen aufgethan; wie gewöhnlich an solchen Orten, verbringt man hier einige Stunden recht angenehm. — Das Volks-Theater hat seinen alten Namen „Theater in der Steinstraße" wieder angenommen und giebt seitdem den „Herodes vor Bethlehem", „Rochus Pumpernickel" u. s. w. Die Herren Professoren Susky und Kruse (Unternehmer des Volks-Theaters) mußten bekanntlich ihre Zahlungen in Folge dieses Versuchs einstellen, nachdem ihre Bühne kurze Zeit bestanden hatte. Sa.

Nach offizieller Berechnung sind folgende Angaben über diejenigen erschienen, welche in Frankreich zum Tode verurtheilt worden. Im Jahre 1814: 185 Individuen; 1815: 256; 1816: 414 und 1817: 563 — also immer fortschreitend! (Quotid.)

Redakteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurersche Buchhandlung.




# Der Gesellschafter
oder
# Blätter für Geist und Herz.

1820. Mittwoch den 27. Dezember. 208tes Blatt.


## Der Sänger-Krieg auf der Wartburg.

Eine der ältesten Nachrichten von diesem merkwürdigen Wettstreit deutscher Sänger, bald nach dem Anfang des dreizehnten Jahrhunderts, findet man in dem „Leben der heiligen Elisabeth", welches Mencken für gleichzeitig und nur später rücksichtlich der Sprache für umgearbeitet hält. Es wird da, im Geiste jener Zeit und im alterthümlichen Ton, also berichtet:

Im Jahre nach Christo Geburt, da man schrieb 1207, lebten zu Wartburg in Thüringen bei Eisenach sechs Dichter, deren Vier zum Hofgesinde der Fürsten gehörten, die übrigen Zwei aber Bürger von Eisenach waren. Der Erste von Jenen war Ritter Heinrich Schreiber, der Andere hieß Walter von der Vogelweide, ebenfalls Ritter; der Dritte war der Meinhard von Zweßen und der Vierte Wolfram von Eschenbach; auch diese waren Rittermäßige und Wappner. Die Bürger von Eisenach waren Bitterolf genannt, und Heinrich von Osterdingen, der durch seinen Landsmann gefeierte Sänger. — Diese Sechs, alle Meister im Singen, geriethen bald in Wettstreit: wer von ihnen der beste Sänger wäre. Die Gedichte, welche noch vorhanden sind, führen, wie der ganze Streit, den Namen des Kriegs von der Wartburg. Sie sangen allerlei Räthsel aus der heiligen Schrift, ohngeachtet sie wenig gelehrt waren. Gott hatte es ihnen offenbart. Wer die besten der Räthsel auflösen konnte, erhielt die Ehre, der Erste unter ihnen zu seyn. Gegen Alle zusammen sang Heinrich von Osterdingen. Da zugleich Jeder der Sänger einen Fürsten lobte, so erhob Heinrich den Herzog von Oesterreich vor allen Andern und setzte ihn der Sonne, den Landgrafen aber nur dem Tage gleich. Dies Alles mißfiel den übrigen Sängern und sie haßten den siegreichen Heinrich sehr, weil er, als ein Bürger, ihnen immer mit seinem Gesange entgegen war. Deshalb, da der Streit hart wurde, suchten sie den Osterdingen um das Leben zu bringen und sie kamen überein, gegen einander zu singen um den Hals; so daß der, welcher verlöre, von dem mit einem Stricke anwesenden Henker sogleich aufgeknüpft würde, was Heinrich von Osterdingen einging. Das wollte aber der Landgraf Herrman von Thüringen, da die Sänger an seinem Hofe lebten, nicht zugeben; doch den Wettstreit gestattete er auf Schimpf, wodurch der Haß gegen Heinrich nur immer wuchs. — Sie bemüheten sich sehr, ihn auf alle Weise im Gesange zu verwirren und da sie ihm durchaus nichts angewinnen konnten, so suchten sie ihn mit List vom Hofe und vom Leben zu bringen. Deshalb spielten sie mit ihm und gewannen ihm mit ungleichen Würfen alles Geld und auch seine Meisterschaft ab, stellten ihm dann mit ihren Knechten nach auf der Reise, um ihn zu fangen, nach der Wartburg zu bringen und gemäß jener, jedoch vom Landgrafen nicht genehmigten Uebereinkunft aufhängen zu lassen. Heinrich von Osterdingen aber entfloh, und da der Landgraf nicht anwesend war, so lief er zur Landgräfin und verbarg sich unter ihrem Mantel. Etliche, die das sahen, lachten sehr darüber und machten es Heinrich zum Schimpf; aber

hätte er den Schimpf übersehen, so würde es ihm übel gegangen seyn. Die Fürstin schützte ihn also und Heinrich von Osterdingen berief sich auf das Urtheil des Meisters Klingsohr: könne er den nicht innerhalb eines Jahres nach Eisenach bringen, oder würde er durch dessen Entscheidung verlieren, so wolle er sich dem Tode unterwerfen. Klingsohr war in großer Gunst bei dem König von Ungarn und erhielt in dessen Diensten monatlich eine Mark Goldes. Er war aber auch ein wunderweiser Mann; Niemand kam ihm gleich. Er war Meister der sieben freien Künste, kannte den Lauf der Gestirne und sagte das Zukünftige voraus; auch wußte er die schwarze Kunst, die Geister mußten ihm gehorsamen; er wußte die verborgenen Schätze der Erde und konnte die heilige Schrift deuten. Um solcher Gelehrsamkeit willen hatte ihn der König immer bei sich. Klingsohr war dabei ein stattlicher Mann, sehr reich und hielt einen Hof wie ein Bischof.

Zu Klingsohr zog nun Heinrich von Osterdingen. Die andern Sänger sahen gern, daß er ging; denn so kam er doch vom Hof weg und mußte, wenn er Klingsohr nicht mitbrachte oder besiegt wurde, das Leben lassen. — Heinrich kam zum Herzog von Oesterreich, klagte diesem sein Leid, und wie er den Herzog der Sonne, dessen Widersacher aber, den Landgrafen, mit dem Tage verglichen hätte. Der Herzog von Oesterreich fertigte dem Heinrich auf dessen Bitten Briefe aus an Klingsohr nach Ungarn, und hielt ihn wohl und gab ihm reichliche Zehrung auf den Weg. In Siebenbürgen traf Heinrich von Osterdingen den Klingsohr, trug ihm seine Angelegenheit vor und übergab die Briefe. Klingsohr sah die Bitte des Herzogs von Oesterreich, hieß den Osterdingen getrost seyn und verlangte dessen Lieder zu hören. So mußte Heinrich ihm alle seine Lieder singen, welche dem Klingsohr so behagten, daß er den Heinrich mit allerlei Vergnügungen bei sich fast bis an den Tag aufhielt, der zur Entscheidung bestimmt war. Das that dem Osterdingen leid, und er fürchtete betrogen zu werden und bat den Klingsohr, ihn nicht so zu verlassen, da er nie wieder würde heim kehren dürfen und große Schande und Schmach ihn erwarte. Betrübt wollte sich Heinrich allein auf den Weg machen, als Klingsohr ihn gütig fragte: „Wie? willst Du ohne mich reisen?" — Heinrich antwortete: „Ich darf keinen Tag länger verweilen, wenn ich mein Leben erhalten will; denn es kann wohl seyn, daß ich errettet werde, wenn ich zurück kehre, indem sie sehen, wie viele Mühe ich mir gegeben habe, Euch mit zu bringen." — Klingsohr sprach: „Wir kommen noch zur rechten Zeit; wir haben starke Pferde und einen leichten Wagen. Verzage nicht, ich werde Dich nicht betrügen." — Heinrich konnte dennoch vor Angst in der Nacht nicht schlafen und rief mehrere Male überlaut: „O daß ich nach Ungarn kommen mußte!" — Das hörte Klingsohr, bat ihn den folgenden Tag zum Essen, gab ihm Abends darauf einen Schlaftrunk, ließ ihn auf ein Bett tragen, in eine lederne Decke wickeln, legte sich zu ihm und befahl seinen Geistern, Beide sanft nach Eisenach zu führen zu dem besten Wirth, der in der Stadt wäre. Als der Tag anbrach, da weckte Klingsohr den Heinrich auf, wie eben der Thürmer blies und Mette zu St. Georgen geläutet wurde. Da sprach Heinrich: „Das klingt, als wenn ich in Eisenach wäre!" — „Du träumst wohl!" antwortete Klingsohr. Osterdingen richtete sich auf, sah verwundert umher und befand sich in Eisenach. — In der Stadt und zur Wartburg lief schnell die Nachricht umher: daß Heinrich von Osterdingen angekommen wäre und den Meister Klingsohr mitgebracht hätte. Es entstand ein großer Zulauf und die Herren kamen von der Wartburg, empfingen den Meister mit großen Ehren und beschenkten ihn reichlich.

Innerhalb der ersten acht Tage sah Klingsohr die Sterne an und verkündete aus ihnen die Geburt einer Tochter des Königs von Ungarn, welche Gemahlin des Sohnes vom Landgrafen Herrmann werden und wegen ihrer Heiligkeit und großen Tugend das Land zu Ehren bringen würde (die heilige Elisabeth). Das erfreute den Landgrafen, als er es vernahm; er stieg zu Pferde, das Hofgesinde ging zu Fuße neben ihm; so empfing er den Klingsohr feierlich. Auch die Pfaffen hielten den Meister in großen Ehren, als wenn er ein Bischof wäre. Der Landgraf lud den Klingsohr ein, die Wartburg zu besehen und mit ihm zu speisen. Dieses geschah. Der Landgraf hielt den Klingsohr sehr hoch und als sie gegessen hatten, ging dieser mit dem Landgrafen und dessen Großen und Herren in das Ritterhaus auf der Wartburg, wo der Wettstreit vor sich gehen sollte, um nach des Landgrafen Verlangen den Zwist zu entscheiden. — Klingsohr sprach für Heinrich von Osterdingen: wie der Tag käme von der Sonnen und wenn die Sonne das Erdreich nicht beleuchtete, so würde kein Tag seyn und legte mit vielen hübschen Reden den Sänger-Krieg bei, also daß Heinrich Recht behielt. Vorzüglich erbittert war darüber Wolfram von Eschenbach, der fing an, in Gedichten mit Klingsohr zu streiten. Als dieser ihn nicht überwinden konnte, da mußte der Teufel, welchen Klingsohr einlud, in eines Jünglings Gestalt mit Wolfram streiten; doch auch dieser konnte demselben nichts anhaben. — Meister Klingsohr aber verschmähte die Sänger und wollte nicht länger bleiben. Der Landgraf beschenkte ihn reichlich mit köstlichen Kleidern. Klingsohr beurlaubte sich mit großem Danke von dem Landgrafen Herrmann und den andern Herren, schlug sich mit seinen Knechten in das Bett und fuhr fort, wie er hergekommen war. Bertram.

## Warnung vor dem jetzt allgemein herrschenden Laster: vortreflich zu seyn.

Es ist gar nicht rühmlich von uns, mein theures Zeitalter, daß wir so vortreflich sind. Das ist mir gestern eingefallen, als ich nicht schlafen konnte, und ich hatte ordentliche Gewissensbisse. Bekanntlich geben es alle vernünftigen Leute zu: daß jedes Volk einmal den Gipfel seiner Hoheit, seiner Herrlichkeit erreicht; und von da, weil es sich nicht lange auf der Spitze im Gleichgewicht erhalten kann, mit Nothwendigkeit wieder herab sinkt. — Ist nun aber ein solcher unbedachtsamer Mensch — wie es ihrer neulich Viele gab — der dazu beitragen will, das Volk auf den höchsten Gipfel der Vortreflichkeit zu erheben, nicht daran Schuld, wenn es vor der Zeit auf der andern Seite wieder hinab sinkt? Hat denn ein Solcher gar kein Gewissen, daß er sich nicht scheut, dem theuren Lande, das ihn genährt und gepflegt, den Todesstoß zu geben, da es doch in seiner Macht steht, seinen allzu schnellen Lauf zur Vortreflichkeit, das ist: zum Untergange, in etwas auf zu halten und zwar bloß dadurch, daß er weniger glänzt und sich auszeichnet? — Ich bitte dich um Himmelswillen, mein theures Zeitalter, verschlimmere dich in etwas, damit es nicht allzu schnell mit dir aus sey! Selbst am Untergang dieser schönen Erde bist du dann nicht ganz unschuldig, wenn es wahr ist: daß die Erde, sobald sie das von den Weltweisen vorgeschriebene Ziel erreicht hat, wie eine Pistole los geht und ihre Ladung gleichsam aus zwei Mündungen, theils in den Himmel, theils in die Hölle feuern wird. Denn was ist jenes vorgesteckte Ziel anders als Vollkommenheit? Und mir graust in der That, wenn ich bedenke, wie vollkommen wir gegenwärtig sind! — so daß ich uns gern um ein Viertheil unsrer Vortreflichkeiten bevortheilen möchte, um nur den jüngsten Tag noch etwas hinaus zu schieben. Nicht nur sich selber, sondern allen seinen Mitbrüdern ist man es schuldig, das herein brechende Verderben auf zu halten, und, dem Himmel sey Dank! noch ist es möglich, wenn man meinen Aufsatz beherziget und unsern Fortschritten Hemm-Schuhe anlegt, um uns auf dem Wege zum Besseren recht geschwind wieder marode zu machen. **Ludwig Stahlpanzer.**

## H i n d e u t u n g e n.

In dem höchst interessanten Buche: „C. M. Wielands Briefe an Sophie von La Roche", herausgegeben von Franz Horn (verlegt von Christiani in Berlin), ist im Anhange ein Brief Gellerts mitgetheilt, der folgenden Ausspruch über Richardson enthält: „Ebert hat wohl nicht unrecht. Wenn er, spricht er, den Grandison gemacht hätte, so glaube er gewiß, daß er selig werden müßte. Gott vergebe mir's! Könnte der Himmel durch Verstand und Kunst, durch Witz und Herz, durch göttliche Moral verdient werden, nun, so hätte ihn Grandison überverdient. Heben Sie diesen Brief auf, und wenn ich bald sterbe, so lassen Sie ihn mit meinem ganzen Namen, zur Ehre eines Richardson (denn sobald ich todt bin, bin ich groß genug, ihn zu ehren) und folgende Stelle groß drucken: Zween meiner vergnügtesten Tage, soll die Nachwelt wissen, sind die gewesen, da ich den siebenten Theil der „Clarissa" und den fünften des „Grandison" gelesen habe.

Die eben (bei Ackermann in Dessau) erschienenen „Sieben und siebzig Gedichte" von Wilhelm Müller (dem Verfasser von „Rom, Römer und Römerinnen") haben viel Ansprechendes; unter dem, was mir davon gefiel, bezeichne ich besonders folgende Verse aus einem „Gebet in der Christnacht":

> O Liebe, die am Kreuze rang,
> O Liebe, die den Tod bezwang
> Für alle Menschenkinder,
> Gedenk' in dieser sel'gen Nacht,
> Die dich zu uns herab gebracht,
> Der Seelen, die dir fehlen!
>
> O Liebe, die den Stern gesandt
> Hinaus in's ferne Morgenland,
> Die Könige zu rufen;
> Die laut durch ihres Boten Mund
> Sich gab den armen Hirten kund,
> Wie bist du still geworden.

Piron hat außer seiner sehr bekannten kurzen Grabschrift — die schwer in gleicher Kürze zu übersetzen seyn möchte — eine längere für sich geschrieben, die im Deutschen sich etwa so geben läßt:

> Hier ruht — wer? was? Nichts! Niemand! Doch ein Wesen,
> Das weder Herr, noch Diener, auch nicht Advokat,
> Handwerker, Landmann, Magistrat,
> Freimaurer, Priester, Handelsmann, Soldat,
> Sogar nicht Akademiker gewesen.
> Nichts wollt' es seyn — und that sehr wohl daran!
> Der Mensch, zu Nichts bestimmt, aus Nichts geboren,
> Gehört, wenn ihn ein Dünkel fassen kann,
> Nicht in das Grab — nein, in das Haus der Thoren.

**Ed. Rolle.**

## Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

Ueber Allerlei in Berlin. Foote's Lustspiel: „Der Mäzen" hat einen neuen Bearbeiter gefunden, der das benannte Stück unter dem Titel: „Der Theater-Dichter" am 15ten Dezember auf die hiesige Bühne brachte. Der Stoff ist pikant genug. Ein eingebildeter reicher Thor hat sich zum Mäzen aufgeworfen; da er seine Dummheit nicht entdecken kann, so glaubt er, sein Gehirn wär' ein Magazin aller Weisheit, die jemals erforderlich sey und neben vielem Andern hat er auch Theater-Dichterei getrieben. Sein Werk soll endlich auf die Bühne kommen; aber der Direktor, welcher die Erfahrung machte: daß alle Stücke, deren Verfasser sich verheimlichen wollen, ihm zugeschrieben werden, hat die Einrichtung getroffen: daß jedesmal vor Aufführung eines neuen Stückes der Verfasser genannt werden muß. Er verlangt dies auch hier; den Mäzen aber befällt ein

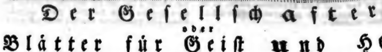
Fieber, wenn er daran denkt: daß sein Geistesprodukt, statt auf Kopf und Herz der Zuhörer, auf ihre Füße wirken könne; und deshalb muß ein junger Mann, der die Nichte des Mäzens liebt, es sich gefallen lassen, daß er als Verfasser vorgeschoben wird. Das Stück mißfällt im höchsten Grade, und damit nun der Mäzen bei Ehren bleibe, giebt er dem Theater-Dichter wider Willen als Preis seines Schweigens die Nichte. Das Lustigste im Ganzen sollen die Charaktere seyn, die der Mäzen um sich versammelt hat und wovon ein Alterthümler, ein Dichter, ein Buchhändler und ein Gourmand die hervorstechendsten sind. Foote hatte damit Karrikaturen seiner Zeit, die bei jeder Vorstellung mit neuen Anspielungen kamen, bezeichnet und den Alterthümler mit vielem Beifall selbst gespielt. In der Bearbeitung ist für diese Nebenpersonen wenig gethan; und wie sie sind mußten sie für uns, da sie Foote auf Lokalität berechnete, gar viel an Interesse verlieren, ohne daß die Hauptpersonen dadurch Vortheil haben. Wie manche Beziehungen hätten unsere Tage für jene Gestalten geboten, ohne daß geradezu Persönlichkeiten nöthig gewesen wären! Das Einzige, womit der Bearbeiter das Stück zu würzen gedachte, sind Ausfälle auf kritische Partheien; es erlaubt indessen eine eigene logische Schlußfolge, wenn man sich frühzeitig mit sichtbarer Heftigkeit von dem Parthei-Wesen so sehr berühren und mit hinein ziehen läßt. Um nun meine Ansicht kurz dar zu legen, so sage ich: das Stück konnte für seinen zwar pikanten, aber doch mageren Stoff (Foote hat nie Lust gezeigt, eine bedeutende Intrigue zu erfinden) mit höchstens zwei Akten geendet seyn. So ist z. B. der „Junger" eine völlig unnütze Person, und wenn die Introduktions-Scene durch das Liebespärchen und den verschmähten Rost gegeben war, konnte sogleich die Versammlung der gelehrten Gesellschaft (die ebenfalls Parodie des heutigen Treibens seyn mußte) das Stück rascher fortführen. Unnütz ist auch der erste Diener, der nur zu verkünden hat: daß eben im Theater das dramatische Produkt des Mäzens begonnen habe. Trotz aller Rügen, die noch gemacht werden könnten, bezeugt der Bearbeiter (Adalbert vom Thale) doch auch hier wieder Talent: nur muß er sich angewöhnen, mehr zu verwerfen, als er bis jetzt gethan hat; denn hoffentlich wird er sich, wenn selbst die besonnenen Beurtheiler Manches abweisen müssen, nicht mit dem „Mäzen" trösten wollen, den Foote äußern läßt: „Alles, was sie ihm nachsagen können, ist, daß es mit dem Witz nicht fort will, und an dem Uebel leiden ja jetzt so viele Schriftsteller." Die Darstellung war gut; Gelegenheit zu glänzen hatte jedoch keiner der Mitspielenden. Hinsichtlich der Aufnahme wurde eine Opposition laut. — „Fluch und Segen", Drama in zwei Akten vom Freiherrn von Houwald, wurde am 19ten Dezember zum ersten Mal gegeben. Allerdings hat sich der dramatische Faden hier wieder an einer Schicksals-Verkettung gesponnen; aber diese ist doch eigentlich der Zusammenhalt des Lebens, nur soll der Grund derselben göttlicher Ehre und menschlicher Erleuchtung würdig seyn, und das ist bei diesem kleinen Drama der Fall. Vielleicht urtheilen Viele: Nun kommt der Pietismus auf die Bühne! — und auch mir schaudert, wenn ich daran denke, daß so etwas Genre werden könnte durch die Nachahmungssucht der Deutschen; aber es ist nicht zu fürchten.*) Dieses eine gute Stück der Art hat eine geschickte Abrundung im Benutzen des Stoffs; die Charaktere sind folgerichtig in edler psychologischer Bewegung; die Sprache ist, trotz der gereimten Verse, leicht und natürlich und die erschütternde Wirkung zeigte sich in der, leider nicht zahlreichen Versammlung. Bei der Darstellung war Hr. Wolff als „Pachter" meisterhaft; der Ausbruch seines Zornes, womit er seine Frau gegen den Amtmann schützen will, schien mir, in der sonst herrlichen Nüancirung, etwas zu polternd, oder der innere Kampf vor dem Zorn entbehrte hinlängliche Andeutung. Mad. Wolff stand als „Pachterin" ihrem Gatten rühmlich zur Seite; obwohl die Bewegungen immer zu großartig werden wollten und die Momente, wo sie ihrem Manne das Herz rühret, Lücken ließen, da doch, bis zur stillen Umarmung, die fromme Gluth sich überschwenglich zeigen muß, wenn der Effekt (wie es in der Scene wohl seyn kann) unausbleiblich seyn soll. Auch Demoiſ. Mariane Wolff (Moritz) verdiente sich öffentliche Aufmunterung, die vielleicht sie freier hinstellen wird; bis jetzt ist Manches noch zu studirt, die äußere Erscheinung nicht gelenk genug. Ueberhaupt war es aber eine recht gelungene Vorstellung, die ich gern mit Extase erwähnt hätte, wenn ich nicht wüßte, daß die nichts sagt und zu gar nichts nutz ist. — Hr. Arnold hat sich in einem Conzert, was er auf der Bühne spielte, als Meister auf dem Pianoforte und auch als guter Componist bewährt; und Demoiſ. Kisting (jetzt Mad. Arnold) trug zwei Gesangstücke mit guter Schule vor. — Am 17ten ließ sich auch Mad. Bulgari hören, die, von Stettin aus, als zweite Catalani empfohlen war; man findet aber in keinem Punkte Aehnlichkeit mit ihr, als etwa in dem des i am Schlusse von beiden Namen, und das Publikum gab ihr zu erkennen, daß man hier nicht gewohnt ist, auf's Wort zu glauben. Sie soll auch von Warschau aus, wo sie ihr Domicilium hat, sehr empfohlen worden seyn; wünschen aber die Empfehlenden, daß ihr nichts Uebles geschehe, so werden sie wohl thun, ihre zweite Catalani schnell wieder zurück kommen zu lassen; denn sie reiset sonst in der Welt umher, zu verkünden: daß in Warschau ein monstroser Kunstgeschmack herrscht. — Madam Seidler hat die „Emmeline" gegeben. Der Rezensent in der Spenerschen Zeitung (der übrigens voraus genau zu wissen scheint, was er belobpreisen will und was nicht) sagt mit Emphase: „Sie paßt so sehr, sie trifft so glücklich, sie greift so den Kern der musikalischen Charakteristik, daß die Rolle für sie und sie für die Rolle ist" — der Rezensent in der Vossischen Zeitung sagt dagegen: „Der Hauptfehler in dieser Leistung war, daß Madam S. kein künstlerisches Ganze in ihr aufgestellt hatte und wieder gab, sondern nur den Text jedesmal beim Buchstaben festhielt, wodurch im Spiel, wie im Gesange, nur unverbundene Momente von Schmerz und Freude gegeben wurden, die besonders in der berühmten Cavatine etwas grell neben einander standen." Wir stimmen mit der Meinung in der Vossischen Zeitung und überlassen es Jedem, ein anderes Urtheil vor sich selbst zu rechtfertigen. Uebrigens aber sang Mad. Seidler Einiges im rechten Gefühl und war, wie immer, eine liebliche Erscheinung, obgleich ihr Talent für die Darstellung auch diesmal fast nur auf dem hübschen Aeußerlichen concentrirt blieb. — Jetzt ist Hr. Staudacher, vom Münchener Hoftheater, als Gast hier und nach den ersten Leistungen („Jakob" in „Joseph in Egypten" und „Richard Boll" in der „Schweizerfamilie") erscheint er als achtungswerther Künstler, dessen fernere Gastrollen wir mit Aufmerksamkeit beachten werden. — Die Bliesenerschen Abonnements-Conzerte haben auch begonnen. Mit großer Thätigkeit, die bei dem geringen Gewinn, mit welchem die Unternehmer zufrieden sind, noch löblicher ist, wird hier für Musik-Liebhaber gesorgt. In dem ersten dieser Conzerte spielte Hr. Henning die Violine mit bekannter Virtuosität; Demoiſ. Minna Bach sang zwei Arien, von ihrem Vater componirt, und gefiel sich in einer gewaltigen Höhe. Unter den Musikstücken, die das Orchester recht löblich ausführte, interessirte besonders eine (bei Schlesinger in Berlin schon gedruckt erschienene) Jubiläums-Ouvertüre für den König von Sachsen, componirt von Maria v. Weber. (B. M.)

*) Das geist- und gemüthvolle Drama „Fluch und Segen" ist von dem Dichter bearbeitet worden als Geschenk zu einem Werke, welches heraus gegeben wird, um den Fond des Pirnaer Waisenhauses zu vermehren; eine solche Bestimmung rechtfertigt die Tendenz schon hinlänglich, wenn sie überhaupt einer Rechtfertigung bedürfte, was ich, nach meiner Ansicht, nicht glaube. D. H.

Beilage: Bemerker No. 23. u. Bl. d. Ankündigungen No. XXIV.

Redacteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurersche Buchhandlung.






# Der Gesellschafter
oder
# Blätter für Geist und Herz.

1820. Freitag den 29. Dezember. 209tes Blatt.


## Die Schul-Freunde.

(Frei nach dem Französischen.)

Es war das erste Mal in meinem Leben, daß ich, der nicht sehr wohlhabende Gutsbesitzer Harcour, Paris besuchte. Nachdem ich einige Tage den Fremden gespielt und mit unermüdetem Erstaunen das Palais-Royal, die Tuillerieen, den Palast Luxembourg, die Theater, die Museen beschaut hatte, erinnerte ich mich meiner beiden ehemaligen Mitschüler Dumont und Dupre, welche, nachdem sie die hohe Schule verlassen, ihr Glück in Paris zu machen gedachten, und von denen ich seitdem nie wieder etwas gehört hatte. Dumont, so viel ich mich erinnerte, war in seiner früheren Zeit nie ein lumen mundi gewesen; nicht deshalb, weil er die Arbeit scheute: allein sein etwas langsames Fassungs-Vermögen hielt seinen guten Willen stets unwillkührlich auf. Aber Jeder war ihm gut und wußte sein einfaches sanftes Gemüth zu würdigen. Seine Kameraden verbesserten ihm, diktirten ihm auch wohl zuweilen seine Aufsätze; und seine Lehrer, die es nicht über ihr Herz gewinnen konnten, einen so guten Knaben zu strafen, drückten ein Auge zu, so daß er es recht eigentlich seinen liebenswürdigen Eigenschaften verdankte, daß er der unwissendste Schüler des ganzen Königreichs blieb. Dupre dagegen war der Adler unseres Fluges. Lebhaft, rasch, ungestüm, hellsehend, wußte er immer schon, was er erst hören sollte; was aller andern Schüler angespannte Aufmerksamkeit erforderte, konnte seine Wißbegierde kaum befriedigen; er studirte die lebenden Sprachen, die freien Künste, dichtete allerliebste Gelegenheits-Verse, sprach schon von Theologie, Politik und Finanzen. Große Thaten, berühmte Namen machten ihn allzeit durch und durch rege; übrigens zeigte er kein schlechtes Herz und war der beste Spielkamerad.

Diese Beiden sucht' ich nun in dem großen Paris; aber Niemand wußte etwas von einem Dumont oder Dupre, und ich verlor schon alle Hoffnung, jemals die ersten Freunde meiner Kindheit wieder zu finden. Da befand ich mich eines Tages im Théâtre Feydeau — ich hatte einen Platz auf der Gallerie — und höre plötzlich mit großem Lärmen eine Logenthür hinter mir öffnen; das Publikum sieht sich, wie es Sitte ist, neugierig um — zwei hübsche Damen, elegant geputzt, nehmen Platz, ein Herr in Hofkleidung setzt sich hinter sie, ich sehe ihn durch meine Lorgnette an — es ist Dupre! — Davon eilen und an die Thür der Loge klopfen war bei mir das Werk eines Augenblicks. Ein weibliches Wesen sprang herbei. „Gehören der Herr etwa zu der Gesellschaft Sr. Excellenz?" — „Was, Sr. Excellenz? ich gehöre zu der Gesellschaft meines Freundes Dupre; schließen Sie auf, schließen Sie auf!" — „Ein Herr Dupre ist mir gar nicht bekannt, mein Herr!" — „Ey, Madam, er befindet sich ja in dieser Loge mit zwei Damen; machen Sie auf, sage ich Ihnen!" — „Sie irren, mein Herr! das ist der Herr Baron Courville, welcher sich hier in der Loge Sr. Excellenz befindet, und mir ausdrücklich befohlen hat, Niemand als die Bekannten des Ministers ein zu lassen." — Bei dem Namen Courville fiel mir ein, daß Dupre's Vater oder

Großvater wirklich einmal eine Art Aktuarius in dem Dorfe Courville gewesen war und daß in jenem Ort seit einiger Zeit mehrere Güter verkauft wurden; ich konnte es mir nun bald zusammen denken: wie der böse Dämon, der alle großen Städte beherrscht, auch Dupre den Kopf verdreht hatte. „Nun gut, Madam!“ erwiederte ich der Logen-Schließerin; „wo wohnt der Baron Courville?“ — „Kann nicht sagen, mein Herr! Sie finden ihn am sichersten auf dem Ministerial-Bureau, wo er eine sehr wichtige Stelle verwaltet. Wenn Sie sein Freund sind, desto besser für Sie!“ — „Wie so, Madam?“ — „O, er steht bei dem Minister in hoher Gunst; man sagt, er ist seine rechte Hand. Se. Excellenz wird ihn nächstens bei Hofe präsentiren; der Baron hat sich dazu eine neue Equipage bestellt; o, ich weiß Alles ganz genau, ich habe es durch den Lakaien einer meiner Freunde.“

Mit der tiefsten Hochachtung vor der glänzenden Würdigung von Dupre's Talenten kehrte ich wieder nach meiner Gallerie zurück, wo ich deutlich jedes Wort verstehen konnte, was in der Loge gesprochen wurde. Dupre war ziemlich still; er schien nur auf das Schauspiel zu achten. Bei dem zweiten Stück hörte ich eine der Damen bald laut sagen: „Baron, dort sieht Jemand Sie unverwandt an.“ — Er sah flüchtig auf mich hin und entgegnete dann: „Das Stück gefällt mir nicht; ich dächte, wir brächten den Abend noch bei Sr. Excellenz zu?“ — „Recht gern!“ riefen die Damen, und man ging wieder mit demselben Lärm, wie man gekommen war.

Am nächsten Morgen um 9 Uhr befand ich mich schon im Ministerial-Bureau. „Wo denken Sie hin?“ sagte der Kastellan. „Um 9 Uhr sollen die Expedienten und Canzlisten kommen, die Canzlei-Chefs um 10 Uhr, die Räthe um 11, die Direktoren um 12 Uhr, eher niemals. Je höher das Ansehen im Departement, je später kommen die Herren und je weniger thun sie; es giebt sogar Tage, z. B. Sonnabends, wo die Chefs sich gar nicht sehen lassen.“ — Um 12 Uhr war ich im Departements-Vorzimmer Dupre's. Ein Canzlei-Diener fragte: wohin ich wollte? „Zum Baron Courville!“ — „Hat der Herr eine Meldungs-Anweisung?“ — „Ich, eine Meldungs-Anweisung?“ — „Ja wohl; das heißt: ob der Herr Baron Ihnen Audienz geben will.“ — „Audienz? ich bin einer seiner Freunde, melden Sie mich!“ — Bewahre, mein Herr!“ — „Warum nicht?“ — „Weil die Thür des Herrn Barons heut nur denen geöffnet wird, welche eine Meldungs-Anweisung haben. Kommen Sie Freitag, zwischen 2 und 4 Uhr, wenn Sie ihn sprechen wollen; das ist der einzige Tag in der Woche, wo Jeder Zutritt hat.“ — Ich wollte mich von einem Canzlei-Diener nicht abweisen lassen und ward heftiger, um nicht das Ansehen zu haben, als bäte ich um etwas; allein sieben oder acht Canzlei-Diener, der Castellan und ein Paar Gensdarmen waren sogleich da; einige Beamtete kamen auch herzu und der Freund des Herrn Barons Courville wurde ohne Rücksicht aus der Thür gewiesen!

Bei solchen Vorfällen erkaltet in der Regel selbst die wahrhafteste Freundschaft; ich fand indessen Entschuldigungs-Gründe und war Freitag, Schlag 2 Uhr, abermals im Ministerial-Bureau. Ich trat in einen prachtvollen Vorsaal; etwa vierzig Personen warteten mit mir und Alles ging nach der Reihe; auch ich erhielt meine Stelle angewiesen. Der verdammte Canzlei-Diener war wieder da, und so an keinen Vorrang zu denken. Die Audienzen gingen sehr langsam; es war beinahe 4 Uhr und erst etwa acht oder neun Personen höchstens hatten den Herrn Baron gesprochen. Einige arme Supplikanten flüsterten unter sich, und ich merkte wohl, daß sie eben nicht Panegyriker der Behörde waren. Endlich verlor auch ich die Geduld, da es kurz vor dem Schluß der Audienz war; ich konnte mich nicht mehr halten, trat aus der Reihe und öffnete mir ohne Umstände selbst die Thür. In dem Augenblick stand Dupre eben an derselben; er mußte eine vornehme Person gesprochen haben, der er bis hieher gefolgt war. Ich benutzte diesen günstigen Zufall, drängte den Canzlei-Diener, der mich wieder aufhalten wollte, zurück, und mit einem lauten Freudenruf hing ich an Dupre's Halse. Der Baron erkannte mich und schien entzückt; er machte die Thür sorgsam wieder zu, umarmte mich wiederholt, ließ mich nieder setzen, setzte sich gegenüber auf einen großen Lehnsessel und fragte nach meinem Anliegen. „Du scherzest wohl!“ sagte ich, „Ich bin kein Supplikant; ich bin Dein alter Freund, Dein Mitschüler, komme Dich zu sehen, an mein Herz zu drücken und Dich meiner reinsten, wärmsten Freundschaft zu versichern.“ — Ich war wirklich so freudig, indem ich dies sprach, daß ich alles Vorhergegangene vergaß: die Scene in der Oper und die Auftritte mit dem Canzlei-Diener, so wie alle Mühe, die ich gehabt, bis hieher zu dringen. Dupre selbst ward lebhafter. „Freund!“ sagte er mit überredender Herzlichkeit, „ich bin davon gerührt, Dich zu sehen. Bist Du glücklich, bist Du Etwas? Ich, wie Du siehst, habe eine rasche und brillante Carriere gemacht; ganz Paris sieht auf mich. Aber leider! die Hofgunst, das Vertrauen der Minister, die Ehrentitel, Belohnungen, Alles das macht nicht glücklich; es ist eine Qual, protegirt zu werden und Andere protegiren zu müssen, und wer sich da nicht Allem fügt, alle Segel aufspannt, alle Leidenschaften benutzt, alle Zwecke durchschaut, nicht jedes Interesse der Andern unbeschädigt läßt, der ist heute Etwas und morgen Nichts! Ich, für meine Person, hege keinen Ehrgeiz, möchte am liebsten den Künsten und der Phi-

losophie leben. Die Welt, in der ich jetzt bin, ist mir so verhaßt, wie sie es zu seyn verdient, und ich will mich auch bald auf das Land zurück ziehen." — „Wohl nach Courville?" fiel ich ein. — „Sehr möglich!" erwiederte Dupre, etwas erröthend; „ich würde mich indeß allenthalben wohl befinden. Apropos!" — er klingelte — „Ist der Fremde da, den der Präsident des Staatsraths an mich gewiesen hat?" — „Ja, Herr Baron!" — „Er soll herein kommen, und für die Andern ist die Audienz heut geschlossen! — Es thut mir leid, Freund! aber Du siehst, meine Zeit ist kostbar — Sonntag sollst Du jedoch bei mir zu Mittag essen; rue de Bourgogne; keine Ausflucht, ich will es haben; ich muß Dich der Frau von Courville und meiner Tochter vorstellen; Du wirst bei mir Alles bescheiden und in höchster Einfachheit finden; für heute leb' wohl, es thut mir unendlich wehe —!" Bei diesen Worten hatte Dupre mich Willenlosen bis an die Thür geleitet; ich ging stillschweigend fort und machte einstweilen über das Geschehene gar nicht nachdenken; empfand aber wenigstens für jetzt den Stolz, daß der fatale Canzlei-Diener mich hatte an dem Halse des Herrn Barons hängen sehen. Er machte mir jetzt den tiefsten Bückling.

(Der Schluß folgt.)

## Otto des Großen Königs-Krönung.

Nach Rath und Wunsch seines großen Vaters hatten die deutschen Herzoge Otto den Ersten, später mit Recht der Große genannt, zu ihrem Herrscher erkohren. Diese Wahl sollte zu Achen, welche Stadt seit Karl dem Großen als Krönungs-Ort bezeichnet ist, durch den Segen der Kirche geheiligt werden. Wie dies geschah, hat uns Wittechind, der etwa vierzig Jahre nachher schrieb, näher berichtet. Seine Darstellung ist als Beitrag zu der Sitten-Geschichte der damaligen Zeit um so mehr zu beachten, da sie zugleich zeigt: wie sich schon damals zwischen den Herzogen und dem deutschen König dasselbe Verhältniß gestaltet hatte, welches sich nachmals in den Hof- und Reichs-Aemtern der Churfürsten deutlicher aussprach.

„In der Halle, welche mit der von Karl dem Großen erbauten Kirche zusammen hängt" — so erzählt Wittechind — „empfing der König, vom Thron herab, Eid und Handschlag der Herzoge, Großen und Ritter des Reichs. Unterdeß harrte Priesterschaft und Volk an des Tempels Pforten der Ankunft des neuen Herrschers. Sobald dieser sich zeigte, trat der Erzbischof von Mainz, festlich angethan, ihm entgegen und führte ihn, mit der Linken seine Rechte ergreifend, in die Mitte des Tempels; dann sich zum umstehenden Volke wendend, das den König von rings errichteten Erhöhungen überall sehen konnte, begann er: „Seht hier in diesem Otto den gottgeweihten Mann, der, schon früher vom König Heinrich als Herrscher bezeichnet, jetzt von allen Fürsten zum König erwählt ist. Hat diese Wahl Euern Beifall, so erhebt Eure Rechte zum Himmel!" Und unter lautem Segensruf that das Volk seine Genehmigung kund. Hierauf schritt der Erzbischof mit dem König, welchen, nach fränkischer Sitte, ein enges Obergewand umgab, zum Altar, auf welchem die Zeichen der königlichen Würde — Schwerdt und Wehrgehenk, Königsmantel und Armbänder, Bischofsstab, Scepter und Krone — glänzten. Und Schwerdt und Wehrgehenk ergreifend, sprach der Erzbischof also zum König: „Nimm dies Schwerdt, bekämpfe damit alle Feinde Christi, die durch That und Gesinnung ihn anfechten, und bewahre, vermöge der Dir von Gott verliehenen Gewalt, den Frieden aller Christen. Dieses Gewand des Friedens aber" — fuhr er fort, Königsmantel und Armbänder dem König anthuend — „mahne Dich stets daran, zu glühen im Eifer des Glaubens und den Frieden im Reiche nach Kräften zu bewahren. Durch diese Zeichen endlich" — so schloß er, Scepter und Bischofsstab dem König reichend — „wirst Du ermahnt, Dein Volk mit väterlicher Zucht zu leiten, vor Allem aber den Dienern des Herrn, so wie Wittwen und Waisen die Hand Deiner Milde zu reichen, und nie das Oehl des Mitleids von Deinem Haupte schwinden zu lassen, auf daß Du jetzt und immerdar den ewigen Lohn davon tragest!" — Von zwei Erzbischöfen mit dem heiligen Oehl gesalbt und mit der goldenen Krone geschmückt, ward der König hierauf zu einem Thron geführt, der, zwischen zwei Marmorsäulen von hoher Schönheit errichtet, von Allen gesehen werden konnte. Nach feierlichem Lobgesang und Meßopfer begab sich der König in den Palast zurück und setzte sich mit den Erzbischöfen, Bischöfen und dem ganzen Volke (cum omni populo) zu dem Gastmahl nieder, das auf marmornen, königlich geschmückten Tafeln bereitet war. Dabei verwalteten die Herzoge ihre Hofämter. Der Herzog von Lothringen, in dessen Verwaltungs-Bezirk Achen lag, besorgte, als Erzkämmerer, die allgemeine Verpflegung (omnia procurabat); der Herzog von Franken, als Erztruchseß, die Tafel; der Herzog von Schwaben, als Erzmundschenk, das Getränk; der Herzog von Baiern endlich, als Erzmarschall, die Anordnung der Ritterübungen und des Lustlagers. Siegfried von Sachsen, der Erste nach dem Könige, war abwesend, weil er die Grenzen gegen feindliche Einfälle sichern mußte. — Zum Beschluß der Feier beehrte der König noch jeden der Herzoge mit ansehnlichen Geschenken und entließ, unter allgemeiner Fröhlichkeit, die Versammlung." A. D. Blumenthal.

## Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

Hamburg. Unter den letzten Bühnen-Neuigkeiten, die wir hier hatten, bezeichne ich Ihnen Houwald's „Bild" als eine seltene und erfreuliche Erscheinung. Nachdem es fünf Mal dargestellt und mit dem höchsten Beifall aufgenommen wurde, muß es für einige Zeit ruhen, da nun auch eine zweite, sehr beliebte Künstlerin, die in der Rolle der „Camilla" darin auftreten sollte, krank geworden ist. Zuerst hatte die Direktion diese eben so schwierige als schöne Rolle der Mad. Unzer übergeben, die sich auch derselben sehr gefreut haben soll, aber nicht verm.

gend war, ihr Meisterspiel darin vor dem Publikum zu entwickeln, indem sie kurz vor der ersten Aufführung so krank ward, daß ihre zahlreichen Freunde und Verehrer ängstliche Besorgnisse um sie hegen durften, die aber nun, Gottlob! durch die Genesung zerstreut sind. Darauf übernahm die junge Mad. Lebrün (geb. Steiger) die „Camilla" und führte sie in solcher Vortrefflichkeit aus, daß auch ich, nicht immer zufrieden mit den Leistungen dieser jungen Künstlerin, meine laute und ungetheilte Bewunderung ihr nicht versagen kann. Die Klippen dieser schweren Rolle werden so glücklich, mit solcher Zartheit von ihr umschifft, daß sie schwer zu übertreffen seyn möchte. Auf gleicher Kunststufe mit ihr steht in eben diesem Stück Hr. Jacoby als „Maler Lenz". Was ich so oft an Herrn Jacoby's Spiel zu bemerken glaubte, bestätigte sich mir auch in dieser Rolle auf's vollständigste. Herr Jacoby scheint mir durchaus ein Kunstgenie, ein Naturkind der Bühne: denn er spielt alle Rollen im höchsten Grade vortreflich, worin er sich selbst gefällt; dagegen ist er mittelmäßig oder gar schlecht, wenn man ihm Rollen aufgedrungen hat, die ihm nicht behagen; daher sein durchaus ungleiches Spiel, das Schwanken zwischen höchster Vollkommenheit und der, mit Recht verachteten Mittelmäßigkeit; daher selbst die wunderbare Erscheinung, daß er eine und dieselbe Rolle ganz verschieden spielt. Ob der Künstler aber nicht größer zu nennen sey, näher dem Ziele wahrer Kunstvollendung stehe, der sich jede Rolle so an zu eignen versteht, daß er sie, wie aus seinem Inneren kommend, in Harmonie mit seinem übrigen Wesen zu bringen weiß, wollen wir unerörtert lassen: genug, die Natur ist immer schön, wo man sie erblickt — sie soll uns auch noch ferner im Spiel des Hrn. J. erfreuen. Die übrigen Rollen in Houwald's herrlichem Trauerspiele sind ebenfalls gut besetzt, und das Ganze bietet eine so treffliche und gewählte Zusammenstellung von ausgezeichneten Künstlern dar, daß kein gerechter Wunsch in Hinsicht dieser Darstellung unbefriedigt bleiben kann. Hr. Kühne als „Gottfried", Hr. Schwartz als „Marchese", Hr. Weiß als „Kastellan" und Mad. Reinhold als Jüngling „Leonardo" waren durchaus an ihrer Stelle; selbst die Sängerin Mad. Mädel, als Vertraute „Julia", muß lobend und anerkennend bemerkt werden. Ueber den Inhalt des Stückes selbst ist schon öfter beurtheilend verhandelt worden; daher begnüge ich mich, an zu zeigen: daß es hier bei dem gebildeten Theil des Publikums allgemein nur eine Empfindung erregt hat, nämlich die der bewundernden Theilnahme. — Eine entgegen gesetzte Wirkung machte ein anderes neues Stück der hiesigen Bühne; ich meine den „Tagsbefehl", vom Hofschauspieler Töpfer in Wien; obgleich ich weiß, daß es in Wien selbst, wo es zuerst aufgeführt worden, großen Beifall gefunden haben soll, kann ich nicht umhin, mißbilligend mich über dasselbe zu äußern. Es ist eines jener halb flachen, halb weinerlichen Schauspiele, wie wir schon viele — vergessen haben; die Handlung dreht sich um nichts Anderes, als um die Vereinigung eines liebenden Paares, und in der Behandlung ist einige Theater-Kenntniß das Höchste, was man loben kann. — Hr. Direktor Schmidt, als „König", hatte natürlich den Anzug und die Manieren des verstorbenen großen Brennen-Fürsten sich an zu eignen gesucht, welches ihm, nach den Gemälden und Beschreibungen, die wir von ihm besitzen, überaus wohl gelungen war. Hr. Schäfer, als Papa der Henriette, machte aus seiner steifen unbedeutenden Rolle, was daraus zu machen war, nämlich nichts; aber die Damen Jacoby, als „Mama", und von der Klogen, als „Henriette", waren ziemlich unerträglich. Erstere hatte ein so unkleidsames Costüm erwählt, daß es ein Jammer war, die sonst recht hübsche Frau so entstellt zu sehen; auch erfoderte ihre Rolle — oder legte sie dies nur in dieselbe? — so viele hohle Jammertöne, daß man kaum zu sich selbst kommen konnte. Frau v. d. Klogen aber war so affektirt und unnatürlich, daß ich zur Stunde nicht begreife: wie sich irgend Jemand in sie verlieben konnte, geschweige denn ein Paar so hübsche, wackere Männer, als Hr. Jacoby (Rittmeister) und Hr. Lebrün (Graf Bennewitz). — Frau v. d. Klogen hat übrigens Zwiespalt in unser Parterre gebracht; es erhob sich großer Streit über ihre Person und ihre Leistungen, und dies bewog sogar einen wackeren und sehr hochgehaltenen Mann, das Nesselfeld der Theater-Kritik nicht mehr zu betreten. Nach meiner Ansicht, die freilich sehr irrig seyn kann, aber doch nach innerer Ueberzeugung ausgesprochen ist, verdient Frau v. d. Klogen es in keiner Hinsicht, daß sich Hader um sie entzünde; denn sie gehört so ganz und gar der Mittelmäßigkeit in Spiel und Aeußerem an, daß ich nicht begreife, wie die Meinungen über sie getheilt seyn können. *) — Die „Zauberflöte" ist kürzlich zwei Mal mit ganz neuen und sehr schönen Maschinerieen und Dekorationen auf die Bühne gebracht, die wir zum Theil dem bekannten Dekorations-Maler, Herrn Beuther, zum Theil unserm geschickten Theater-Maler Maubert verdanken. — Unsere beiden ersten Sängerinnen — über dieses „beiden" stand folgendes Räthsel in unsern Zeitungen: „P ist die erste? — B ist die erste? Wer ist die erste?" — also unsere beiden ersten Sängerinnen, um es mit Keiner dieser Damen zu verderben, entzweien ebenfalls unser Publikum. Es ist natürlich, daß man sich jetzt auch hier mehr als sonst um dergleichen Geringfügigkeiten bekümmert, da die Geschäfte fast ganz darnieder liegen und der Mensch doch irgend eine Beschäftigung haben will. Die Sache soll so zusammen hängen: Die Eine unserer ersten Sängerinnen, Demoiss. Pohlmann, ward ersucht, für einen bestimmten Ehrensold in dem Conzert der „Harmonie" (einer Privat-Gesellschaft) zu singen, welches sie aber ablehnte, weil man ihr nicht mehr bot als der Demoiss. Braun, die sie nun einmal für die zweite Sängerin hält. Sie fügte jedoch dieser abschläglichen Antwort das Erbieten hinzu: mit Vergnügen unentgeldlich zu singen, welches aber entrüstet von den Mitgliedern der „Harmonie" verworfen ward. Bald darauf gab Demoiss. P. ihr Conzert; dies ward so zahlreich besucht, daß, als spät erst diejenigen Herren und Damen erschienen, die wegen des von ihnen gemachten Abonnements sich gesichert glaubten, sie ihre Plätze schon alle — durch ein Versehen des Kassirers — besetzt fanden. Das war ein neues Unglück für die arme Künstlerin, und es half ihr nichts, daß sie sich darüber sehr gut und sogar demüthig in öffentlichen Blättern entschuldigte. Man fing jetzt an, ihre Nebenbuhlerin, Demoiss. Braun, auf alle Weise an zu preisen und diese auf zu fordern, auch ein Conzert zu geben, vermuthlich um sich durch noch zahlreicheren Besuch desselben an der armen P. zu rächen. Demoiss. B. hat es jedoch abgelehnt, ein Conzert zu geben; warum? weiß ich nicht; als man aber neulich von der B—schen Seite mit der Absicht ins Theater ging, die P. zu pfeifen, siegte die Parthei, die sich der edlen Billigkeit befleißigte, und man rief beide Künstlerinnen heraus.

Sa.

*) Diese, von mir schon gekürzten Aussprüche scheinen in jeder Hinsicht etwas zu rasch und gewagt. So viel ich weiß, ist Frau von der Klogen nur erst kurze Zeit Schauspielerin, und in solchem Falle muß wohl die Kritik Nachsicht üben, es sey denn, daß unbescheidene Ansprüche ein strengeres Wort nothwendig machen. Ob dem so ist — eine hübsche Frau, was sie doch seyn muß, wenn ein nordisches Parterre so lebendig Parthei nimmt, läßt sich allerdings leicht dazu verleiten — kann ich in der Ferne freilich nicht entscheiden. Wenn aber ein „wackerer und sehr hochgehaltener Kritiker" von so kleinem Hader allein Veranlassung nahm, das „Nesselfeld der Theater-Kritik nicht mehr zu betreten", so hätte er sich schwach gezeigt; er mußte ja längst wissen, daß die partheiloseste Beurtheilung zwar nicht am meisten befehdet — dazu steht sie in sich zu fest — wohl aber am meisten gehaßt wird, weil endlich die gewöhnlichen Menschen alle sich davon verletzt wähnen, indem sie gar zu leicht an ihre Vollkommenheit glauben, wenn die Menge sie einmal anjubelt.

D. H.

Redakteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurersche Buchhandlung.




# Der Gesellschafter
oder
# Blätter für Geist und Herz.

1820. Sonnabend den 30. Dezember. 210tes Blatt.


## Aus einer Chronik.

Pastor Sebaldus, der in Belitz lebte, erzählt in seinem „Historischen kurzen Extrakt" (Wittenberg Anno 1655) allerlei Kurioses und Derbes; wir wollen Einiges davon mittheilen:

Im 1535sten Jahre ist die wunderliche Geschicht vorgegangen mit der Magd zu Frankfurt an der Oder, welche, wo sie nur an die Wand oder anderswo hin griff mit der Hand, dieselbe voll Geld bekommen, von allerlei, auch ausländischer Münze, welche sie ins Maul genommen, mit den Zähnen darauf gebissen und verschlungen. Zuletzt hat sie gar Nadeln gefressen, wie bei unterschiedlichen Historicis gelesen wird, maßen Dr. Luther hierüber sein Judicium auch von sich gegeben.

Churfürst Joachim II. hat sich gegen den Dr. Luther vernehmen lassen: er wolle zwar das Evangelium annehmen, aber die Prozessiones nicht fahren lassen; worauf sich Lutherus erklärt: Ihro Durchlaucht sollten nur das Wort Gottes annehmen; hätten Sie nicht genug an der Prozessions-Fahnen, möchte er wohl leiden, daß Churf. Durchlaucht auch die Hosen an die Stang hingen.

Im Jahr 1630 entstand an vielen Orten Pest, daß auch hier (in Belitz) an die 430 Personen hinweg gestorben; aber der Soldat blieb leben und die Contribution möcht' auch nicht sterben!

Es hat einst der Papst zum Wallensteiner geschickt und ihn lassen animiren, sich ritterlich zu halten, mit allerhand Verheißungen, wie denn zu geschehen pflegt, wenn man die **Leute will muth**ig machen. Es soll aber der Herzog **dem Papst durch** den Legaten haben entbieten lassen: **man solle** mit **dem** Reformiren in Teutschland anstehen, **denn** die Teutschen könnten das nicht leiden; wo **nicht, so würde** der Teufel den Papst, Kaiser und auch **den Wallensteiner** wegholen. Gott behüt vor dem **Teufel und** der Höllen!

Da die **Schlacht** bei Lützen vorgangen, fand sich am Himmel ei**ne eigene** hellglänzende Strale des Abends, die krumm **herum ging** und eben den Strich hielt, den der Königl. **Cörper** (Gustav Adolphs) durch Sachsen auf Brandenb**urg und** ferner nach Spandow geführt ward.

Es hat **hiesigen** Orts (in Belitz) ein Katholischer, als man einen **Pfarrer** wieder befreiete, bekannt: daß er habe im **Bayerland** seinem Beichtvater zugesagt, 7 lutherische **Prediger** zu tödten, seyen aber bishero nur 3 oder 4 ersch**lagen**.

Im Jah**re 1626** hat zu Leipzig das Bild des Herzogs Moritz **Blut** geschwitzet.

Im **Martio** 1648 ist zu Drayton in den Niederlanden ein **starker** Aufstand worden wegen der neuen Accise; denn **es** haben sich an die 200 Weiber zusammen geschlag**en und** sind mit Bratspießen und anderem Gewe**hr über** 50 Mußquetirer (so der Accise-Meister zu **seinem** Vortheil gebraucht) dermaßen hergewesen, **daß sie** gute Puffe und Klopf-Confekt bekommen; **haben** die Weiber auch durch Transfaction so viel er**halten**, daß man ihnen noch Geld zu müssen geben.

In Bäumen hat man bisweilen Kriegsknechte gesehen, als wären sie eingedrückt; wie denn Anno 1592 im Lande Cleve zu Emmerich ein Bürger einen Baum fällen und heim führen lassen, da man den zersäget, hat man im Herzen des Baumes gesehen wunderbarliche Bilder, große Haufen Kriegesleute, Fähnriche, Trommelschläger, Hakenschützen, Musquetirer u. s. w., so in Schlachtordnung standen.

Kallmäuser ist ein Wort, so zwar in Verachtung kommen beim Schulstande, aber es ist ein gut Wort und kommt aus der Ebräischen Sprache von Kall und Musar und heißt ein Kall oder Kallmäuser so viel als ein Allkünstler, ein durchtriebener in allerlei Künsten und Sprachen.

Tschufft ist gar ein verachtet Wörtlein worden, da es doch köstlich gut ist; denn Tschufft kommt vom Hebräischen Schophet, das ist ein Richter oder Verweser der Gerechtigkeit.

Copuliren kommt vom lateinischen Copula, ein Koppel oder Joch, da zween in ein Ehejoch gespannt werden.

Türke heißt ein Verstörer.

Zu Commotha in Böhmen hat Anno 1625 ein papistischer Pfaff auf der Canzel die beständigen Christen weidlich geranzerseget, sagend: „Ihr Lutherischen Ketzer, was hemmt euch doch, daß ihr zum Weinberg des heiligen Vaters euch nicht wollet begeben; worauf verlasset ihr euch, vermeinet ihr etwa, der geflogene König Friedrich werde wieder kommen und euch helfen? O nein; so wenig das Crucifix, so in der Kirche hanget, herab fällt, so wenig wird auch derselbe wieder kommen.“ Ehe kaum das Wort heraus, fällt das Crucifix herab und erwecket ein Gelächter; der Pfaff aber erschrickt, schlägt mit der Hand auf die Kanzel und sagt: „Bei'm Sacrament, der Friedrich dürfte doch wohl wieder kommen!“ — steigt darauf herunter, gehet zur Thür hinaus und lässet Meß und Gottesdienst anstehen.

Als Kaiser Sigismund einst gefragt wurde, warum er seine Räthe aus den Bürgerlichen, nicht aus Adel und Ritterschaft wählte, antwortete er: „Ich muß die Weisheit suchen, wo sie zu finden ist.“

Kaiser Sigismund hatte einen Diener, der beklagte sich: daß sein Herr die Glücksgüter dahin gebe, wo ihrer schon wären. „Ey!“ sagte der Kaiser, „Du denk'st an Dich! So wollen wir doch sehen: ob meine Milde oder Dein Geschick die Ursach ist, warum Du nichts hast.“ Und er ließ zwei ganz gleiche Büchsen fertigen, füllete die eine mit Gold, die andere mit Blei; ließ also den Diener wählen. Dieser aber ergriff die mit dem Blei und der Kaiser sprach nun: „Siehest Du, ich habe auch Milde für Dich, Du aber hast kein Glück!“ C. Möllen.

# Die Schul-Freunde.

(Schluß.)

Zwar ohne Groll, aber nicht ganz ohne Mißmuth fand ich mich pünktlich zum bestimmten Tage ein; es sollte mich freuen, meinen Freund Dupre in seiner bescheidenen Häuslichkeit zu sehen. — Ein Lokale ohne Ende, das ausgesuchteste Ameublement, schöne Gemälde, Bronzen, prachtvolle Zierrathen, blitzende Cristalle — Alles belehrte mich bald, was ich von dem philosophischen Geschmack meines Mitschülers Dupre zu denken hatte. Zwanzig Personen, größtentheils bebändert und mit ausgezeichneten Talenten für Verbeugungen begabt, füllten schon den Saal; zwei Damen saßen am Fenster. Dupre trat zu mir: „Komm, alter Freund! jetzt laß uns zu Tische gehen. Meine Herren, ich stelle Ihnen hier meinen ehemaligen Mitschüler vor; Sie kennen Alle die heiligen Bande einer solchen Kameradschaft, die man nie vergessen muß!“ — Das Kompliment machte mich ganz verwirrt, und verwirrter ward ich noch, als ich bemerkte, daß die beugsamen Herren jetzt kaum mit dem Kopf nicken konnten; ich stammelte ich weiß nicht mehr was, und zog mich zurück. Es kamen noch mehr Gäste; Dupre stellte sie den Damen vor und ich erfuhr nun, daß die eine Dame seine Gebieterin, die andere seine Tochter war. Jetzt wurden die Speisen aufgetragen. Die Tafel war glänzend besetzt; allein ich hatte keinen sonderlichen Appetit.

An einer Ecke des Tisches, zwischen einem Oberst auf halben Sold und einem Millionair ohne Titel placirt, lernte ich von diesem, der durch sein Geld sich über alle Rücksichten erhaben fühlte, die wahre Lage Dupre's kennen. „Ihr Freund“ — sagte er — „ist rasch empor gekommen; aber er steht auf so schlüpfrigem Boden, daß die Gunst des Ministers allein ihn hält. In einem Jahr stieg er vom Supernumerarius zum Rath, Direktor und Mitglied von — ich weiß nicht, wie viel Comite's. Er hat ungeheure Einkünfte, bezieht die Gehalte von wenigstens zehen Aemtern, aber — seine Ausgaben an das Heer seiner Vergötterer, die er halten muß, übersteigt alle Einnahmen. Ich fürchte, unser werther Herr Baron wird doch am Ende dabei zu Grunde gehen, er mag es noch so geschickt anfangen. Der Ehrgeiz macht ihn blind; jetzt möchte er gar zu gern Staatsrath und Mitglied der Deputirten-Kammer werden; man hat ihm auch wirklich bei der nächsten Wahl einige Stimmen versprochen; zugleich supplizirt er eben wieder um einige Orden und daher geht jetzt in seiner Küche das Feuer nicht aus, damit seine Gönner ihn auch feurig empfehlen.“

Das Mittagsmahl war ohne Ende und höchst langweilig; da war kein Frohsinn, keine gesellige Unterhaltung! — Dupre hatte nur Sinn für seinen Nachbar zur Rechten

— eines der einflußreichsten Mitglieder der Kammer — und kümmerte sich nicht um seine übrigen Gäste. Die Frau vom Hause plauderte mit einem, durch den politischen Wechsel eben wieder in Gunst kommenden Ex-Minister, der neben ihr saß. Die Tochter des Hauses mußte einige Mal hinter der Serviette gähnen, während sie sich Mühe gab, mit den freundlichsten Mienen die freundlichsten Worte nach rechts und links zu versenden. Jetzt war das Desert abgegessen und man begab sich in einen Nebensaal, den Kaffee ein zu nehmen. Es pflegt dies in der Regel die geselligste Zeit zu seyn für Freundschaft und familiaire Unterhaltung. Man plauderte auch, ward sogar etwas laut; aber die Politik war und blieb der einzige Gegenstand der Unterhaltung. Einige Gäste bestritten mit Heftigkeit ihre Ansichten. Dupre, mitten inne, hatte Mühe und mußte alle Beredsamkeit aufbieten, um die Mißverständnisse bei zu legen, Frieden und Anstand zu erhalten und — sich dabei keine Blöße zu geben. Um sich endlich aus der Verlegenheit zu ziehen, wollte er einige Spielpartbieen arrangiren; allein Jeder war zu sehr an sein Thema gebannt, Niemand wollte auf seinen Vorschlag hören und vergebens versuchten die beiden Damen, den Sturm durch die neueste Opern-Musik zu dämpfen. Ich aber achtete jetzt weder auf Musik noch auf die Politik, und wäre gern still davon gegangen, hätte ich nicht noch eine Frage an Dupre gehabt, an deren Beantwortung mir sehr viel lag. Ich konnte seiner nur gar nicht habhaft werden, denn mein Freund würdigte mich auch nicht eines einzigen Blickes mehr! Endlich nach Verlauf von noch einer Stunde fand sich Gelegenheit. Ich benutzte den Augenblick, wo ein Diener Limonade darbot, um Dupre an zu reden. „Herr Baron!“ sagte ich kalt; „wollten Sie mir wohl die Gunst erzeigen, mir Auskunft über unsern alten Schulfreund Dumont zu geben?“ — „Dumont?“ erwiederte er verlegen; „er ist mir ganz aus der Acht gekommen.“ — „Er ist doch in Paris?“ — „O ja, ich glaube! Ach, fürwahr! jetzt fällt es mir ein, ich glaube gar, er steht bei unserm Ministerium.“ — „Bei Ihrem Ministerium, Herr Baron? und Sie sollten nicht mehr von ihm wissen?“ — „Ach Gott, ich kann unmöglich Jedermann sehen; ich bin so sehr von Ueberläufigen geplagt, und Dumont überdies ist ein Original, etwas verschroben, nicht zu gebrauchen, ein armer Teufel —.“ Zorn und Erstaunen fesselten meine Zunge; schon hatte ich eine Bewegung gemacht, zu gehen: da hört' ich dicht neben mir meinen Namen mit sonderbarem Ton rufen. Ich wandte mich; der Diener stand vor mir, um Limonade zu präsentiren, und wie ich eben danken wollte, bemerkte ich, daß die Hände des Menschen zitterten — ich sah ihn an, Thränen standen in seinen Augen. „Dumont!“ rief ich überrascht, und vor Schreck entfiel seinen Händen das Brett mit den Gläsern. Es war Dumont! — der Herr Baron hatten die Gnade gehabt, den Armen, dem es an Muth zu Prätensionen fehlte und der mit seiner Gutmüthigkeit sich nicht zu der Höhe der hohen Zirkel hinauf experimentiren konnte, zu seinem Domestiken zu machen; an alte Verhältnisse hatte er wohl nie gedacht und fand sich jetzt sehr unangenehm daran erinnert. Ich umarmte meinen alten Freund Dumont, der sich bescheiden los zu winden suchte, sagte zu der Gesellschaft: „Der Herr Baron und ich haben da noch einen Schul-Kameraden gefunden, den ich auf meinem Gütchen aber besser gebrauchen kann!“ — und dann schritt ich, den erschütterten Dumont an der Hand, zum Hotel des Herrn Barons hinaus und hoffe, es nie wieder zu betreten, obwohl ich mich nicht davor scheue, daß die vornehme Gesellschaft mir wird nachgesagt haben: ich hätte mich lächerlich gemacht.

Allemand.

## Fündlinge.

In Aufsätzen über Cometen von den Jahren 1650 bis 1700 werden dieselben auch Ruth-, Haar-, Strauß- und Strobel-Sterne genannt.

Als einst der Priester in der Messe die Hostie aufhob, schlug der Herzog Erich der Aeltere zu Braunschweig an seine Brust und sprach: „O allmächtiger Gott, sey mir armen Sünder gnädig!“ — „Nein!“ rief ein alter Diener, so laut, daß es der Herzog und Andere wohl hören konnten; „o allmächtiger Gott! sey ihm nicht, sondern mir gnädig, denn ich bedarf es am nöthigsten und bin ein guter armer Bruder. Er hat mir vor langer Zeit viel zugesagt, viel versprochen, hält und giebt mir aber nicht allein nicht ein wenig, sondern gar nichts; darum gieb ihm auch wieder nichts!“ — Der Herzog nahm solches also zu Herzen, daß er noch desselben Tages die Klage des treuen Dieners stillte und ihn herrlich begabte. (Wendunmuth, 1563, S. 52.)

Ein Edelmann ließ an sein Gartenthor Folgendes anschlagen: „Kund und zu wissen sey Allen, die bisher von meinen Pallisaden zu stehlen gewohnt waren: daß, wenn es Ihnen anders gefällig ist, Sie mir einen Dienst erweisen, wenn Sie künftig lieber von meinem Holzstoße sich versehen und meine Umzäunung verschonen mögen. Falls Ihnen übrigens das Steigen über den Zaun lästig fallen sollte, so wird zu Ihrer Bequemlichkeit das Gartenthor offen gelassen.“ S. Swift.

Im Reimspiel wurd' ein Poet aufgefordert, aus dem Stegreif in die Sylben: „Di, Do, Dum“ Verstand zu bringen, und er reimte sogleich:

Frau Dido lebte froh;  
Doch brachte sie sich um,  
So bald Aeneas floh:  
Das war von Dido dumm!

Haug.

# Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

Literarische Notizen. Ehe wir von dem Jahre scheiden, sollten wir uns wohl besonders noch einige der zierlichen Büchlein schärfer ansehen, die, für das nächste Jahr bestimmt, diesmal wieder schon eine Weile vor der Zeit, auf welche ihr Leben angewiesen ist, erschienen, und mit einem falschen Geburtsschein, nämlich mit der Jahrzahl 1821, zur Welt gekommen sind. Indessen hat man sie schon vorläufig in allen Unterhaltung-Schriften empfohlen oder, wie dies z. B. jetzt mit der „Urania" herkömmlich ist im Müllnerschen „Literatur-Blatt," — auch nicht empfohlen. Da nun in Blättern, die dem Mannigfaltigen Raum schaffen sollen, breitspurige Kritiken außer dem Charakter des Ganzen liegen — so könnten wir nur die flachen Dutzend-Rezensionen vermehren, die schon in Menge über die Taschenbücher — zu denen man nicht Taschen genug haben wird — vorhanden sind. Wir wollen statt dessen nur sagen, daß die „Urania" uns, trotz der Weißenfelser Protestation, als das solideste derselben erschien, obwohl wir mit dem Accessit-Gedicht am wenigsten zufrieden sind, weil die Allegorie erschrecklich dünn versponnen ist. Von denen, die uns zu Gesicht kamen, sind besonders noch zu empfehlen: die beiden Taschenbücher zum geselligen Vergnügen (herausgegeben von Kind und Wendt bei Göschen und Gleditsch) die „Penelope" (herausgegeben von Th. Hell) die „Cornelia" (herausgegeben von Schreiber) das „Taschenbuch für Lieb' und Freundschaft" (herausgegeben von St. Schütz) die „Aglaja" (herausgegeben von Weil) und „Vergißmeinnicht" (von Clauren). Auch der „Wintergarten" (von St. Schütz) dessen fünf Jahrgänge an ausgezeichneten Beiträgen von geistvollen Schriftstellern sehr reich sind; ferner die „Jährlichen Mittheilungen" (von Rochlitz herausgegeben) schließen sich hier glücklich an und wir freuen uns, daß in allen den genannten Büchlein sich vortreffliche Einzelheiten finden, die ihren Werth auch über ein Jahr hinaus behaupten werden. — Von den Zeit-Geburten anderer Art ist es besonders der Prozeß der Königinn von England, welcher die Federn in Bewegung setzt. Die in England und Frankreich entstandenen Schriften darüber haben in Deutschland auch schon mehrere Uebersetzungen veranlaßt, von denen die unter dem Titel: „Historische Denkwürdigkeiten über die Königinn von England" bei Brockhaus in Leipzig erschienene, wohl die vorzüglichere ist. Bei einer andern Uebersetzung erschreckte mich gleich ein Bildniß der Königinn, ein höchst klägliches Produkt des Steindrucks. Es ist eine herrliche Erfindung, dieser Steindruck; aber daß er leider durch die Leichtigkeit der Manipulation die Sudeleien vermehrt, muß als ein Unglück betrachtet werden. — In jenen „Denkwürdigkeiten" ist auch der Prozeß, der im Jahr 1806 gegen die genannte Prinzessinn geführt wurde, aktenmäßig dargestellt und er möchte wohl für die Lesewelt beinahe noch anlockender seyn als der jetzige. — Ermunterung verdient auch, um nun von allgemeinen Gegenständen zu reden, die „deutsche Anthologie" welche der fleißige und geschickte Compilator Fr. Raßmann bei den Gebrüdern Schumann in Zwickau herausgiebt. Bis jetzt sind vier Bändchen versandt. Das erste giebt Proben aus den Minnesängern; das zweite Fabeln von Boner und eine Erzählung von Hartmann von Aue; das dritte die Niebelungen; das vierte Reinecke Fuchs; Alles lesbarer gemacht. Jene Verleger scheinen darauf hin zu arbeiten, daß die Bücher-Preise in Deutschland sich ermäßigen: denn jedes dieser Bändchen (aus 200 eng bedruckten Seiten bestehend) kostet im Subscriptions-Preise nicht mehr als — 8 Groschen, wofür noch ein Kupferstich beigegeben ist, der es freilich zuweilen deutlich merken läßt, daß er spottwohlfeil verkauft wird. Nun, es mag den Gebrüdern Schumann auch leichter werden, so billige Preise zu stellen, als es z. B. der Cottaschen Buchhandlung möglich ist. Jetzt wundern sich, um etwas zu erwähnen, gar Viele, wenn sie hören, daß man für die „Albaneserin" 2 Thlr. 6 Gr. bezahlen soll. Die Verlagshandlung hat das Manuscript mit 3000 Thlr. honorirt, mußte die Druckkosten tragen und hat nun $33\frac{1}{3}$ Prozent Rabatt zu geben. Wer dies genau berechnet, und dabei auch an Expeditions-Kosten, Verlust und Zinsen für das Capital denkt, wird finden, daß, trotz des theuern Preises, beinahe 3000 (für Deutschland eine große Zahl!!) Exemplare abgesetzt werden müssen, ehe der Verleger so weit kommt, auch etwas für sich dabei zu erwerben. — Die Gebrüder Schumann geben übrigens die Classiker der Engländer, Franzosen und Italiener zu gleichen wohlfeilen Preisen heraus und so darf Niemand mehr klagen: er könne nicht auf die billigste Weise zu einer Bibliothek kommen. — Von den „Bildern der Liebe, ein Geschenk für schöne Seelen" von August Gebauer, ist (bei Schaub in Düsseldorf) eine zweite, vermehrte Auflage erschienen. Der Dichter hat seine Eigenthümlichkeit, das ist lobenswerth; er macht sichs damit aber manchmal sehr bequem — nun man muß es doch auch lobenswerth finden, das beweist die zweite Auflage — ziehe dich also zurück, Kritik, und freue dich im Stillen, daß Viele an der hier waltenden oft wohlthuenden Gemüthlichkeit Gefallen finden. Mit Vergnügen erwähne ich zugleich ein anderes Werk, welches von demselben Dichter unter dem Titel: „die Morgenröthe" bei Büschler in Elberfeld herausgegeben worden ist und wozu er Beiträge von geachteten Schriftstellern sammelte. Das Ganze athmet innig-frommen Sinn und soll auch diesen erwecken. F. Wl.

Leipzig. Spohr's Schüler, der achtzehnjährige Eduard Grund, aus Hamburg, berechtigte durch das schöne, aber wenig besuchte Concert, das er am 11. Dezember, im Saale des Gewandhauses gab, zu großen Erwartungen. Er entlockt der Geige einen vortrefflichen Silberton, spielt ganz rein und mit bedeutender Fertigkeit. Sein Talent zur Composition bewies er durch ein selbst gesetztes, mühsam gearbeitetes Violin-Concert, das recht schöne Melodieen hat, und von ihm, mit verdientem Beifalle, vorgetragen ward. — Auf unsrer Bühne trat Hr. Schmidt (von der Waltherschen Gesellschaft,) ein geborner Leipziger, als Gast auf. Er gab den „Phaon" in „Sappho", und war besonders hinsichtlich des mündlichen Vortrags lobenswerth; weshalb er sich auch eines ausgezeichneten Beifalls zu erfreuen hatte. Die Natur hat ihn mit einem glücklichen Aeußern ausgestattet; und sehr gewinnen würde er durch eine weniger gezwungene Haltung. Mad. Miedtke, als Heldin des Stücks, ward sehr applaudirt; die Darstellung konnte auch im Ganzen gelungen genannt werden; aber das Haus war leer. — Das zum ersten Male gegebene Drama: „Großmuth und Liebe", in welchem von Seiten der Künstler rühmlichst Alles geleistet ward, um es zu erhalten, fiel durch. — Am 19. Dezember ergötzte uns „das Zauberglöckchen" Oper in 3 Akten, componirt von Herold. Diese neue Zauber-Oper, hier zum ersten Male aufgeführt, wird, wegen der leichten, gefälligen, melodienreichen Musik und der nicht minder mannigfaltigen Scenerei in derselben, unstreitig auf der Bühne Glück machen. Das Publikum ist einer Direction, wie die hiesige, welche nichts spart, dergleichen Stücke so glänzend als möglich zu geben, gewiß Dank schuldig. Die Aufführung befriedigte sehr. Die Herren Heller (Azzolin), Fischer (Bedur) und Gay (Sultan), der sich ohne Zweifel noch den Ruhm eines ganz vorzüglichen Bassisten erwerben wird, so wie Dem. Bohler (Lucifer) und Dem. Mollard (Azzolin's — freilich etwas zu junge — Mutter) spielten und sangen recht brav. Die Aufzüge und Tänze waren von Hrn. Gärtner sehr geschickt geordnet, und die in der Luft schwebenden Genieen, so wie die Decorationen überhaupt, gewährten einen imposanten Anblick. E.

Eine englische Zeitung berichtet, daß Shakespeare's auserwählte Werke 105,972 Reihen Verse enthalten. Er lieferte 36 Stücke; es hat also jedes Stück, im Durchschnitt etwa 3000 Verse oder Zeilen. (Courier fr.)

Redakteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurersche Buchhandlung.

**Bemerker.** No. 1. 1820.



Beilage zum 7ten Blatte des Gesellschafters.

## Zweiter Beitrag zur Charakteristik des Dr. Witte d. Aelt. Als Würdigung der neuesten Fechterstreiche desselben. Von A. G. Eberhard.

Der Dr. Witte d. Aelt. hat abermals seine Stimme gegen mich erhoben (S. „Bemerker" Nr. 16. zum „Gesellschafter" Bl. 185), und theils durch Scheingründe, theils durch bloßes Geschwätz mir gerade die Sünden Schuld zu geben versucht, deren Begehen ich ihm (in der Beilage zu Nr. 213 der Allg. Liter.-Zeitung und im Intelligenz-Blatt Nr. 23 zu der Zeit. f. d. eleg. Welt) mit vollgültigen Zeugnissen bewiesen habe.

Wollte ich mich darauf einlassen, Schritt vor Schritt ins Licht zu stellen, wie er sich dreht und wendet, um auch da, wo er am entschiedensten geschlagen ist, noch das Ansehen des Rechthabenden zu behalten, und Alles, was ihm unter die Feder kommt, zu verunstalten — wollte ich umständlich zeigen, wie er sich, gleich einem gefangenen Fuchse, geberdet, der durch krampfhaftes Kratzen mit den Pfoten vergeblich den eingeklammerten Leib frei, und den Zuschauern weiß zu machen sucht, daß er nicht gefangen sey: so gäbe das freilich die Grundlinien zu einem recht kniffig-pfiffigen System; allein es würde doch ein zu weitläuftiger Commentar zu einem gar zu verächtlichen Texte. Nur auf Einiges dieser Art will ich also hinweisen.

Da er, in Folge meiner Widerlegung, die Lüge fallen lassen muß, daß er sich habe von mir an Eidesstatt versprechen lassen: der Frau von Hoffmann nichts zu sagen oder sagen zu lassen, nichts zu schreiben oder schreiben zu lassen, wendet er sich nun plötzlich auf die entgegen gesetzte Seite und sagt: „Schwören mochte ich ihn nicht lassen." (In diesem Geiste würde ein aufschneiderischer Bramarbas, der sich erst gerühmt, seinen Feind im Duell gedemüthigt zu haben, nachdem ihm bewiesen, daß er sich gar nicht duellirt, mit vornehmer Miene sagen können: „Mit einem solchen Menschen duellire ich mich auch nicht.")

Nachdem er in seinem Buche sehr weitläuftig und umständlich gelogen, wie er, durch ein wahres Schulmeister-Examen, mir das Geständniß: bei der Frau v. Hoffmann gewesen zu seyn, habe ablisten müssen, und nachdem ich hiegegen dargethan, daß ich diesen Schritt, als vollkommen rechtlich, ihm ganz von selbst unbefangen mitgetheilt, sagt er jetzt: er habe mir die Unverschämtheit nicht zugetraut, den Verrath freiwillig gestanden zu haben. (Also aus wahrer Hochsinnigkeit hatte der brave Mann sich die Mühe gegeben, eine ganze dramatische Scene zusammen zu bringen! Nun verachte ihn Einer noch wegen seiner Lügen.) Doch nein! Lügen sind es ja gar nicht! Wie Goldoni's „Lügner" die seinigen nur sinnreiche Erfindungen nennt, so nennt Hr. Witte die seinigen bloß Irrthümer in Nebensachen. Alle Justiz muß da die Segel streichen, wie vor Herrn Witte die Göttin der Wahrheit, wenn sie auch mit den schlagendsten Beweisen und Zeugnissen gegen ihn ausgerüstet ist.

Den Vorwurf: daß er bei den Tauschverhandlungen keinen beglaubigten Kontrakt, sondern nur ein Geschreibsel von seiner Hand vorgelegt habe, beantwortet er folgendermaßen: „ich hätte keinen beglaubigten Pachtkontrakt gehabt. — Er ist gerichtlich, und noch da." — Das soll klingen wie eine Rechtfertigung, und ist gerade das Gegentheil. Denn das gereicht ihm ja eben zum Vorwurf, daß er bloß ein Geschreibsel von seiner Hand vorlegte, während er einen ordentlich beglaubigten Kontrakt hatte u. dergl. m. Aus diesen wenigen Proben ergiebt es sich, wie er seinen Lesern Sand in die Augen zu streuen sucht, und sich darauf verläßt, daß den wenigsten noch klar im Gedächtniß seyn werde, um was sich eigentlich der Streit drehe.

Um mich als einen Wortbrüchigen zu schildern, führt er aus einem Briefe von mir folgende Worte an: „Bei allen Mittheilungen, an deren Verschweigung Ihnen liegt, können Sie der pflichtmäßigsten Discretion im Voraus versichert seyn." — Aber wohl gemerkt, dies schrieb ich am 2. August 1803, als die Unterhandlungen wegen des Pfarrtausches erst eingeleitet wurden und, wegen der Ungewißheit des Erfolgs, ein unnützes lautes Geschwätz darüber noch vermieden werden mußte. Ein Anderes war es aber anderthalb Monate später, als beide Tauschlustige so weit mit einander einig waren, daß schon nicht mehr gefragt werden war: ob — sondern wie der Frau v. Hoffmann das Projekt vorgetragen werden sollte, um sich ihrer Einwilligung zu versichern. Als ich ihr da die Sache einfach und offen vortrug, und hierauf sogleich auf die Pfarre eilte, um die frohe Nachricht der erhaltenen Einwilligung laut zu verkündigen; that ich da etwas Wortbrüchiges, Verrätherisches? Nur ein Mann, wie Hr. Witte, dem ich dadurch, ohne mein Wissen und Willen, eine Geld-Spekulation verderben hatte — ein Mann, dem weder Wahrheit noch Recht heilig sind, wenn er seinem Gegner nur etwas Böses anschuldigen kann — nur ein solcher Mann ist im Stande, in einem solchen Falle von Wortbruch zu sprechen.

Ich glaube, daß sich dies nicht klarer ins Licht stellen läßt, als durch das folgende Beispiel:

Wenn Jemand ein Paar heirathslustige Leute mit einander bekannt macht, um eine Verbindung zwischen ihnen einzuleiten: so ist er ihnen für's Erste unstreitig ein discretes Geheimhalten seines Planes und ihrer Annäherungen schuldig. Sind die beiden Ehestands-Candidaten aber in ihren Unterhandlungen so weit vorgerückt, daß vorzüglich nur noch davon die Rede ist, wie der Vormund des einen Theils zur Einwilligung zu bereden sey, und derjenige, welcher den ganzen Plan entwarf und einleitete, entdeckt diesen Plan nun dem Vormund, und zwar auf eine so gerade und zweckmäßige Weise, daß die unbedingteste Einwilligung von Seiten des Vormundes auf das Erwünschteste zugesagt wird, und der Unterhändler eilt nun selbst in voller Unbefangenheit, die frohe Neuigkeit den beiden betheiligten Personen zu verkündigen: wäre es da nicht Unsinn oder Bos-

heit, den Unterhändler einen wortbrüchigen Verräther zu nennen? Höchstens, wenn der ganze Plan durch jenen Schritt an der Laune des Vormundes gescheitert wäre, würde der Unmuth des getrennten Paares dem unglücklichen Unterhändler haben Voreiligkeit oder Ungeschicktheit vorwerfen dürfen; aber wahrlich nicht Wortbruch und Verrath; dagegen das Gelingen der Unterhandlung nicht Schmähung, sondern dankbare Anerkennung verdiente.

Dies Beispiel paßt vollkommen auf das, was ich that, und auf Hrn. Witte's gehässige Aeußerungen darüber. Verständige Leser mögen hiernach über mich und ihn ein Urtheil fallen.

In gleicher Art gegen mich zu kämpfen treibt Hrn. Witte sein alter Groll überall in diesem Streite. Er wirft mir als Lüge und Heuchelei vor, daß ich in meiner ersten Rechtfertigung gesagt habe: ich wäre mit dem sel. Schiff darüber einig gewesen, Hrn. Winkler, aus Schonung, die Wittesche Drohung zu verschweigen, erst jetzt (im vergangenen Juli) habe ich sie Hrn. Winkler mitgetheilt, und auch er habe ihr keine andere Deutung zu geben gewußt, als die böse, welche Schiff und ich darin fanden. Dies Alles betheure ich auch noch heute aufs heiligste; denn es ist die reinste, unverstellteste Wahrheit. Was Schiff an Witte als Deutung jener Drohung schrieb, war nicht seine Meinung. Seine wahre Meinung, sowohl über jene Stelle, als auch über den ganzen Brief und den Schreiber desselben, hielt er — auf Zureden von mir — zurück, um wenigstens sich noch in einem friedlichen Verhältniß mit Hrn. Witte zu erhalten, weil er nun wünschte, wo möglich, die abgebrochenen Tausch-Verhandlungen über kurz oder lang aufs Neue anzuknüpfen, da ich dies, nach der gehabten stürmischen Scene in Lochau, nicht mehr konnte. Dies ist, mit wenigen Worten, die Auflösung des Räthsels, die ich, bereits im Julius und jetzt wieder, umständlich niedergeschrieben habe, aber wegen Mangel an Raum bei dem Abdruck, und um die Geduld der Leser zu schonen, wenigstens für jetzt noch zurück behalte. — Hat Schiff über die Wittesche Drohung an Winkler geschrieben, so ist dies gewiß nur etwas sehr Allgemeines und Schonendes gewesen, so daß Hr. Winkler damals ganz gewiß nicht dahinter kam, wovon eigentlich die Rede seyn sollte. Den Witteschen Brief im Original übergab Schiff mir, gleich nach dem Empfange, weil ich es übernahm, ihn ohne Rückhalt zu beantworten, indem mein Verhältniß zu Witte doch einmal verdorben war. So ist jener Brief 16 Jahre lang in meinen Händen gewesen; erst im vorigen Julius habe ich ihn, zur Erklärung der ehr- und gewissenlosesten Stelle in Witte's Buche, nothgedrungen Hrn. Winkler mitgetheilt; und auch er wußte, nach ruhiger Ueberlegung, der drohenden Stelle keinen andern Sinn beizulegen, als den, welchen Schiff und ich vor 16 Jahren darin fanden. — Daß er im Jahre 1809 schrieb, ein solches Geklätsch habe erst später statt finden können, beweist weiter nichts, als daß er entweder vom Anfange an hierüber im Irrthum, oder daß ihm nach 6 Jahren Manches nicht mehr erinnerlich war.

Hiemit fallen alle die Beschuldigungen von Lügen, die ich begangen haben soll, zu Boden. Pfui! wie wenig müßte ich mich auch selbst achten, wenn ich um Herrn Witte's willen ein Lügner werden konnte! Böse Gesellschaft verdirbt zwar oft gute Sitten; allein so viel Hr. Witte mir auch bei diesem Federkriege vorlügt, so soll er mich doch wahrlich nie zum Nachlügen verführen.

Zum Zeugniß zwischen mir und ihm, der mich auch als einen Verläumder darstellen möchte, theile ich hier noch Einiges mit, was ich ihm unterm 19. September 1803 in Beziehung auf seine Drohung vom 17ten September schrieb: „Ich begreife nicht, womit Sie den guten P. Wr. (wie Sie ihn selbst bei dieser Gelegenheit nennen) drohen können; aber das weiß ich, daß keinem rechtlichen Manne eine solche Drohung unter solchen Umständen in den Sinn kommen darf. — Sie drohen, etwas thun zu wollen, daß Sie selbst unrecht nennen; und dieses ist so bös, daß Sie selbst deswegen den P. Wr. bedauern. — Und warum wollen Sie sich dieses Unrecht erlauben? — Weil erst ich allein, und dann der P. Wr. mit mir, zu der Frau Kanzlerin ging, um sie zu fragen, ob sie ihre Einwilligung geben werde u. s. w. Sie wissen, daß er nur auf meine Vorstellungen endlich mit mir ging, um nur, da ich ihn einmal angemeldet hatte, keine Unhöflichkeit zu begehen. Das alles wissen Sie — — und gleichwohl wollen Sie gegen den gutmüthigsten Mann von der Welt — — etwas unternehmen, das Sie selbst für unrecht erkennen, und weswegen Sie ihn bedauern! Ein Dolchstich in der Hitze des Streites ist, in moralischer Hinsicht, hundertmal verzeihlicher, als diese raffinirte Rachsucht, die kaltblütig ihre Waffen gegen den schuldlosen Nachbar ihres Beleidigers zückt. — — Wenn Ihnen wirklich an der Meinung rechtlicher Leute etwas liegt: so rechtfertigen Sie sich gegen Schiff mündlich oder schriftlich. Geschicht es auf eine befriedigende Art, so nehme ich mit Freuden jedes bittre Wort, welches mir mein empörtes Gefühl abgedrungen hat, zurück. Es giebt keine ärgere Häßlichkeit, als die moralische; und ich will Ihnen daher, als für eine erzeigte Wohlthat, danken, wenn Sie machen, daß ich diese in ihren Briefen nicht mehr sehe. — — Sobald Sie sich vor Schiff befriedigend gerechtfertigt haben, sollen Sie von mir, unaufgefordert, einen Widerruf meiner obigen Aeußerungen haben. Aber bis dahin behalten sie ihre Gültigkeit."

Dies ist das Hauptsächlichste, was ich damals an Hr. Witte schrieb. Tadle man es als zu leidenschaftlich — meine man, daß ich in der Deutung seiner Drohung irrte: doch wird jeder Unpartheiische sagen müssen, daß ich schrieb, nicht wie ein Verläumder, sondern wie ein ehrlicher Mann, der von einer Besorgniß für einen Dritten wirklich aufs lebhafteste ergriffen ist; und dem nicht etwa daran liegt, seinem Gegner eine Beschuldigung aufzubürden, um ihn dadurch weh zu thun, sondern der aufs lebhafteste wünscht, von ihm eine weniger schlimme Ansicht nehmen zu können, und ihm in diesem Falle gern eine gebührende Genugthuung zu geben bereit ist.

Herr Witte rechtfertigte sich nicht, trotz meiner dringenden Aufforderung dazu. So wie nun er selbst es verschuldet hatte, daß wir seiner dunkeln Drohung eine so böse Deutung geben mußten, so hat er es also auch sich selbst zuzuschreiben, daß er bei mir in dem bösen Verdachte blieb, und daß ich, um meine Meinung über ihn befragt, Herrn Mahlmann ohne Rückhalt die Pfarrtauschgeschichte und den Inhalt der erwähnten Briefe mittheilte. Dies kann ich vor Gott und Menschen als rechtlich verantworten. Was späterhin vielleicht von einem Dritten hieraus gefolgert ist, habe ich nicht zu vertreten; doch glaube ich, unbedingt versichern zu können: daß Niemand Herrn Witte in dieser Sache hat verläumden wollen. —

Wie sehr Hr. Witte aber das Beschuldigen liebt und übt, davon stellt sein neuester Aufsatz gegen mich wieder ein Paar starke Proben auf. Man höre!

Nachdem ich vollgültig in meinem ersten Aufsatze dargethan, daß sein erster Groll gegen mich bloß davon herrührt: daß mein gerades, redliches Verfahren gegen Frau v. Hoffmann ihm den Schleichweg verdarb, auf welchem er ein Stück Geld von ihr lucriren wollte, sucht er nun mich in den Verdacht zu bringen, eine so verächtliche Absicht gehabt zu haben. Bravo! — Les extrêmes se touchent. Der geschlagene Held von Moskau predigte die Lehre: daß es nur ein Schritt vom Erhabenen zum Lächerlichen sey; und so predigt jetzt der geschlagene Held von Lochau: daß es auch nur ein Schritt vom Boshaften zum Lächerlichen ist. Jeder tragische Affekt, wenn er sich selbst überspringt, wird lächerlich; und so kann ich betheuern: daß jener Salto mortale des Ueberführten mir nur Lachen erregt hat. Zu widerlegen brauche ich eine solche Anschuldigung nicht. Ich kann

mit Zuversicht sagen: daß mein ganzes Leben die beste Widerlegung derselben ist.

So auch auf den Nothschuß, daß das von mir beigebrachte Zeugniß des Herrn Winkler ein abgelistetes sey, brauche ich nichts zu erwiedern, als daß Nothschüsse dieser Art bloß dazu dienen, die Niederlage und Ohnmacht des Schießenden zu bestätigen, denn der Kämpfer muß wirklich in einer miserablen Lage seyn, der seine Ehre durch solche Wendungen zu retten sucht.

Auch das Zeugniß des Herrn Superintendent Fulda ist durch einen solchen Nothschuß angefochten, denn er soll, nach Herrn Witte's neuster Erklärung, das Anekdotchen von der pädagogischen Charlatanerie des Herrn Dekters erdichtet haben, und zwar soll „Neid aus Eitelkeit" die Triebfeder hiervon seyn. — Bravissimo, Herr Witte! — Hr. Witte wirft dem anspruchlosesten Manne von der Welt Neid aus Eitelkeit vor!! Wahrlich, es ist nur ein Schritt vom Boshaften zum Lächerlichen! Um was hätte Hr. Fulda wohl den Hrn. Witte beneiden sollen? Etwa um die Ehre, ein Wunderkind appretirt zu haben? Aber Hrn. Fulda's ganzes Erziehungswesen steuerte, wie ganz Halle ihm bezeugen kann, nie auf ein solches Ziel im mindesten los. — Oder sollte er Hrn. Witte um seine anderweitige Berühmtheit beneidet haben? Aber die war in Halle und der Umgegend wahrhaftig längst von einer Art, daß ihn schwerlich irgend Jemand darum beneiden konnte. — Uebrigens erklärt Herr Fulda hiermit durch mich ernst und feierlich, daß er, erforderlichen Falles, bereit sey, „vor Gericht mit einem Eide als wahr zu bekräftigen, was er, als mit Herrn Witte erlebt, in der Salina erzählt hat." — Zu einer gleichen Bekräftigung dessen, was ich hier zu meiner Rechtfertigung ausgesagt habe, erkläre auch ich mich, nöthigen Falls, bereit.

Ich hoffe, Hr. Witte wird wissen, was dies sagen will, und endlich begreifen, daß er durch seine unwürdigen Schmähungen rechtlicher Leute allen verständigen Zuschauern ein sehr schlechtes Schauspiel bereitet, durch das er nicht Ehre erwerben kann.

## Nachschrift.

Ich habe bei meinem Streite mit Hrn. Witte auf mehr als eine wichtige Waffe gegen ihn Verzicht gethan, um nur Lebendige und Todte so wenig als möglich seinen gehässigen Anfallen auszusetzen. So mochte ich auch Hrn. Hofrath Mahlmann nicht weiter mit ihm in Berührung bringen, und überging in dem vorstehenden Aufsatze die pausbackige, ächt Wittesche Erläuterung, wie „grausig" meine Mittheilungen über ihn an Hrn. Mahlmann gewesen, so daß dieser ihn für ein „Scheusal" habe halten müssen u. s. w., mit Stillschweigen, wie ich so Manches übergangen habe, was ich auf das Entschiedenste hätte widerlegen können.

Da ich aber so eben von Hrn. Mahlmann ausdrücklich berechtigt werde, eine Erklärung von ihm über jene Wittesche Anklage bekannt zu machen: so stehe hier ein Brief, den ich unerwartet erhielt, nachdem der vorstehende Aufsatz bereits im „Freimüthigen für Deutschland" in Umlauf gebracht, hier aber eben erst in der Druckerei gesetzt war. Er lautet wörtlich also:

„Lieber Eberhard.

In der Antwort des Hrn. Dr. Witte gegen Ihre Rechtfertigung, die mir zufällig, auf ein besonderes Quartblatt abgedruckt, in die Hände kommt, befinden sich, rücksichtlich dessen, was ihm von mir zu sagen beliebt, lauter Unwahrheiten. Er versichert, ich habe ihn für ein Scheusal gehalten, meinen schon fertigen schönen Bau zum Glück seines Sohnes eingerissen und seine Ehre in den Familien der Grafen von H—l preis gegeben. Darauf dient zur Antwort:

1. „Ich halte keinen Menschen für ein Scheusal, auch dann nicht, wenn mich Gründe bestimmen, jede nähere Berührung zu vermeiden.

2. „Ich habe für seinen Sohn, den ich als das geistreichste Kind, das ich in meinem Leben gesehen habe, herzlich lieb gewonnen hatte, das gethan, was der Vater wünschte, nämlich eine kurze Prüfung seiner frühzeitigen Sprachkenntnisse und geistigen Entwickelung angestellt und das Resultat derselben öffentlich bekannt gemacht.

3. „Ich habe diese Empfehlung des trefflichen Knaben weder öffentlich noch privatim zurück genommen; wenn also Hr. Witte diese Empfehlung meinen Bau nennt, so kann er nicht von Niederreißen sprechen.

4. „Die hochachtungswürdigen Familien der Grafen von H. haben mit mir kein Wort über Hrn. Witte und seinen Sohn gesprochen. Was er von Preisgebung seiner Ehre in diesen Familien sagt, ist aus der Luft gegriffene Unwahrheit.

5. „Ich bin Hrn. Witte in Ausführung seiner Plane auf keine Weise hinderlich gewesen; nur habe ich sein Verlangen, daß ich dabei die Mittelsperson seyn sollte, aus Gründen abgelehnt, die ich ihm unverhohlen gesagt habe.

„Sollten Sie etwas auf die Wittesche Vertheidigung erwiedern, so können Sie diese Berichtigung mit aufnehmen. Schreiben Sie mir doch, was Sie zu thun willens sind. Von Herzen

Ihr Mahlmann."

Aus diesem Briefe ergiebt sich abermals, wie voll Hr. Witte seine Backen nimmt, um sich als einen Gemißhandelten und Andere als seine Verfolger darzustellen, wenn es auch Niemandem eingefallen ist, ihm schaden zu wollen. — Fährt er fort, in seiner bisherigen Manier gegen mich zu fechten: so wird er wieder ausschreien, daß ich diesen Brief Hrn. Mahlmann abgelistet habe, so wie er das Winklersche Zeugniß in meinem ersten Aufsatze ein abgelistetes nennt. Er möge dies thun, um wenigstens den Ruhm der Consequenz in seiner schlechten Manier zu behaupten. Aber für jeden Leser, welchen die eigene Redlichkeit auch an fremde, intriguenlose Redlichkeit glauben läßt, stehe hier die Versicherung: daß ich seit dem Erscheinen der Witteschen Vertheidigung nicht eine Zeile an Hrn. Mahlmann geschrieben, auch ihn seit der Ostermesse nicht gesprochen habe, daß er mir also, ganz ohne meine Veranlassung, aus freiem Antriebe, den obigen Brief, zur Steuer der Wahrheit, geschrieben hat. *)

*) Mit dieser Rechtfertigung Eberhard's schließe ich, hinsichtlich meiner Zeitschrift, jede weitere Erörterung in der hier abgehandelten Streitsache, indem ich überzeugt bin: daß aufmerksame Leser, nachdem beide Theile gesprochen haben, selbst zu erkennen vermögen: auf wessen Seite das Recht ist. F. W. Gubitz.

## Bemerkungen über einen Aufsatz in Nr. 151 (1819) der Berliner Spenerschen Zeitung.

Dem Verfasser jenes Aufsatzes (v. F. unterzeichnet) ist zu erwiedern: Daß „König Yngurd" die zweite Auflage erlebt hat, könnte weniger für die Güte des Werks, als für die Nichtgüte des heutigen Geschmacks in Deutschland beweisen; doch auch dies ist nicht einmal die Ursache. Die Art, wie Hr. Müllner allwöchentlich von seinen Arbeiten zu reden weiß und zu reden macht, gab eine Weile den gewünschten Erfolg. — Daß Hr. Vanderbourg — kein Deutsch kann, glaubt weder v. F. noch selbst Hr. Müllner im Ernste; giebt Ersterer doch zu, daß die Scene zwischen Yngurd und Irma Hrn. V's vollkommenen Beifall hat, welches von keinem Gewicht seyn würde, wenn Hr. V. nicht deutsch konnte. Daß Hr. V. die Scene „mitten in die Schlacht, in den entscheidendsten Augenblick derselben" versetzt, folgt daraus: daß (wie v. F. deutlich angiebt) Yngurd auf dem Rückzuge ist, Egresund den Feind aufhalten, Erichson dem Y. melden soll, wenn es Zeit sey, zu kommen, und Y. erst in dem Augenblicke kommen will, wenn es gilt. — Wenn dies nicht die Mitte einer Schlacht ist, so ist es noch weniger der Anfang

und das Ende; wenn dies nicht der entscheidende Augenblick ist, so müßte schon ein Waffenstillstand geschlossen seyn. — Daß aber v. F. kein Französisch verstehen will, folgt daraus: daß er nicht einmal W's Haupteinwurf zu bemerken scheint, den nämlich: Ynguyd hält mit Irma eine sechszehn Seiten lange Unterredung (qui occupe seize pages), welche, selbst im tiefsten Frieden und im ruhigsten Zweigespräch auf dem Sopha, um mehr als die Hälfte zu lang ist. Doch wo Asla einen ganzen Akt hindurch unbeweglich der Schlacht zusieht, darf ja Y. wohl einen halben Akt mit seinem Weibe sprechen. Ernstlich: hier verfällt der Verfasser (wie so oft) in seinen Lieblingsfehler: selbst zu sprechen, und seine Reden zur Unzeit an zu bringen, welche Sucht ihn freilich in mancherlei Unfälle verwickelt. — Uebrigens aber wird man, bei unbefangener Betrachtung, wohl finden: daß Hr. Vanderbourg manches Treffliche über das genannte Stück äußerte, und hätte er nur zu Gunsten desselben gesprochen, würde der Verfasser, da er uns doch überall so viel vorredet, gewiß schon mit eitler Hinweisung dies als eine Ehre gepriesen haben, wie er es ja mit demselben Hrn. Vanderbourg, bei Gelegenheit von dessen Rezension der „Schuld", gethan hat. Damals hatte Hr. Vanderbourg „schärfer gedacht" als deutsche Rezensenten, und jetzt — kann er kein Deutsch!! L.

1820. No. I.

# Blatt der Ankündigungen.



Bei J. F. Gleditsch in Leipzig ist erschienen und wurde versandt:

## Allgemeine Encyclopädie der Wissenschaften und Künste

von Ersch und Gruber.

Dritter Theil. Mit 9 Kupfertafeln. gr. 4.

Alc — Anax.

Der 4te Theil wird im Januar beendigt, und es sind ausführliche Ankündigungen in allen Buchhandlungen und bei dem Verleger zu erlangen.

Der Subscriptions-Preis für den 1sten bis 8ten Theil ist auf weiß Druckpapier 30 Thlr. 16 Gr., auf groß Velinpap. 40 Thlr. sächsisch. Bei direkter Bestellung von vier Exemplaren erhält der Besteller das 5te Exemplar gratis, welches für diejenigen Orte gilt, wo sich keine Buchhandlungen befinden.

## K. W. Ramlers kurzgefaßte Mythologie,

oder:

Lehre von den fabelhaften

## Göttern, Halbgöttern und Helden des Alterthums.

In zwei Theilen, nebst einem Anhange, welcher die Allegorie und ein vollständiges Register enthält.

Mit 14 Kupfern. Vierte verbesserte Auflage.

8. Berlin, Maurersche Buchhandlung. Preis 1 Thlr. 4 Gr.

Diese Mythologie behauptet noch immer den ersten Platz unter allen Mythologien. Sie ist so faßlich und fließend geschrieben, daß sie sich gleich einem Roman liest. Ihres angenehmen Vortrags und ihrer Vollständigkeit wegen hat sie auch fast auf allen hohen Schulen Eingang gefunden. — Der ursprünglich wohlfeile Preis (37 Bogen Text und 14 Kupfertafeln für 1 Thaler 4 Gr.), welcher auch jetzt noch, da Alles, Papier und Druck, bedeutend theurer ist, beibehalten wird, ist nicht unbeachtet zu lassen; ja, wenn Schulen 12 und mehrere Exemplare von uns, der Maurerschen Buchhandlung, unmittelbar beziehen, so sollen sie das Exemplar für 20 Gr. preuß. Cour. bekommen; diesen Vortheil kann ihnen aber keine andere Handlung gewähren.

## Der Märkische Bote,

welcher seit dem 1sten Januar 1819 im Verlage des Buchhändlers, Herrn Leopold Wilhelm Krause, erschien, wird auch in diesem Jahre in der bisherigen Art, nämlich: mit der politischen Beilage „Der Brandenburger Erzähler" regelmäßig fortgesetzt werden. Der Unterzeichnete, welcher den Verlag des gedachten Wochenblatts nunmehro selbst übernommen und durch einige neuerdings hinzugetretene Mitarbeiter für mehr Mannigfachheit desselben gesorgt hat, bemerkt nur noch: daß solches, gegen vierteljährige Vorausbezahlung von 12 Gr. Cour., Hiesige in der unten bemerkten Wohnung, und Auswärtige durch die zunächst gelegenen Königl. Postämter gefälligst bestellen können.

Berlin, im Januar 1820.

Wilhelm Scheerer.
Neue Grünstraße Nr. 23.

So eben ist die 2te verbesserte Auflage des mit allgemeinem Beifall aufgenommenen Werks erschienen:

## Deutliche und vollständige Anweisung,

ohne

Winkel-Meß-Instrumente

nicht nur Aecker, Gärten, Wiesen, Waldungen, Flüsse u. s. w., sondern auch ganze Feldmarken zu vermessen und zu berechnen; desgleichen Grundstücke zu theilen, Höhen auszumessen und überhaupt alles, was zur gewöhnlichen praktischen Feld-Meßkunst gehört, zu verrichten.

Zum Gebrauch

für Oekonomen, Forstbediente, Gärtner und alle diejenigen, welche keine geometrischen Kenntnisse besitzen, entworfen

von

F. A. Hegenberg.

Mit 9 Kupfertafeln.

Preis 1 Thlr. 8 Gr. und gebunden 1 Thlr. 12 Gr.

Berlin, 1819. Maurersche Buchhandlung.

# Bemerker. No. 2. 1820.



Beilage zum 14ten Blatte des Gesellschafters.


## Die Inschrift am Berliner Schauspielhause.

„Welch schönes Gebäude! Es ist eine Zierde der Hauptstadt!" — so sprach Gustav zu seinem Freund Adolph, als sie das neu erbaute Schauspielhaus in Berlin mit Wohlgefallen betrachteten. — „Fällt dir dabei nichts ein?" fragte Adolph seinen Freund. — „Nun ja, es ist ein herrliches Gebäude, und zeugt von der Wohlhabenheit einer großen Zahl der Einwohner dieser Stadt und noch mehr von der Kunstliebe eines Beherrschers, welcher Alles anwendet, um seine Residenz zu verschönern." — „Dies ist Alles wahr; aber wie geschah es: daß das vorige durch den Brand vernichtete Schauspielhaus — welches bei allen Fehlern, die man dabei, sowohl im Inneren als Aeußeren, auffinden wollte, immer eines der besten in seiner Art war — nie eine Inschrift bekommen hat? Der Raum dazu war an der Seite des scheinbaren Haupt-Einganges durch ein leeres Feld abgeschlossen, und es wurde nicht ausgefüllt. In einer Stadt, wo so viele Männer leben, denen es an Ideen dazu nicht fehlen konnte und die gewiß auch Willen hatten, solche auf Verlangen vor zu schlagen, ist dies auffallend!" — „Nun ja! Was willst du aber bei dem neuen Gebäude mit deiner Bemerkung? Hast du etwa eine Inschrift im Sinne?" — „Ja!" — „Du? Laß doch hören!" — „Tempel des Argus" soll sie heißen." — „Tempel des Argus? Wie kommst du dazu?" — „Auf die allernatürlichste Art. Erstlich ist es ein Schauspielhaus, und man schaut mit den Augen, durch welche sich der Argus doch nur berühmt gemacht hat. — Wenn nun die Augen des Menschen die Fenster des Gesichts genannt werden, so darf man auch die Fenster eines Hauses die Augen desselben nennen. Nun sieh und zähle die vielen Fenster oben an diesem Berliner Schauspielhause — ich habe sie nicht gezählt — werden solche nicht die Anzahl der Augen (wenn du namentlich die zugemauerten als seine geschlossenen betrachtest) des Argus fast erreichen? — Daß unter diesen Augen an jedem Abend und, wenn man die Proben dazu nimmt, auch an jedem Tage eine Geliebte, auf eine oder die andere Art, ihr Wesen treibt, ist nicht zu leugnen. — Wenn die Kaufmannschaft als Repräsentant der Wohlhabenheit angenommen wird und werden muß, so kann wohl nur unter Einwirkung des Merkur (bekanntlich im Conflict mit Argus), als Gott der Kaufmannschaft, eine so prachtvolle Anstalt bestehen. — Daß Merkur, der auch Gott der Diebe ist, hier überhaupt nicht unthätig bleibt, habe ich durch den Verlust einiger Schnupftücher schon erfahren; daß durch die Töne der Instrumente mancher Vater, manche Mutter, mancher Vormund oder sonstiger Beschützer einer Schönen von der Aufmerksamkeit nachläßt, wie es Argus bei Merkurs Flöte that, ist wohl nicht zu leugnen. Nun denke noch an die Argus-Augen der Rezensenten, welche genau bemerken: ob eine Schauspielerin den Arm mehr wagerecht oder senkrecht hätte halten sollen; ob sie ihr Busentuch ein oder zwei Zoll höher oder tiefer hätte stecken müssen; ob sie ihre Drapperie in mehr oder weniger Falten zu legen hatte; und ob dieser oder jener Schauspieler in diesem oder jenem Schritt auftreten, und sein Gesicht bei dieser oder jener Scene ganz oder im Profil den Zuschauern zeigen mußte — so wirst du finden, daß meine Inschrift für dieses Haus paßt!" — „Ja, nach deiner Ansicht hast du recht; aber ich bin überzeugt, daß deine Inschrift nicht gewählt wird!" — „Das glaube ich selbst; aber anwendbar ist sie doch!" ...9

## Auffindung eines bisher unbekannten Ueberrestes aus dem Alterthume.

Ich bin so glücklich gewesen, in einer alten Handschrift ein griechisches Gedicht auf zu finden, das in keiner der bisherigen Sammlungen steht. Es führt die Ueberschrift: „Apollo der Leukopeträer" (zu deutsch: „Der Weißenfelser Apollo", da Leukopetra bekanntlich einen weißfelsigen Ort bedeutet), und die Handschrift sagt: es sey ein Klaggesang auf den Tod eines Dichters in einer kleinen Landstadt bei Athen, der keinen Tadel vertragen konnte und daher in allen Zeitschriften (deren es also schon damals gab) Lärm schlug, wenn man ihn nicht lobte. Ich behalte mir vor, die Urschrift selbst mit einer ausführlichen Erklärung in einem besonderen Werke (das ich einem benachbarten Freunde widmen werde, damit er als Mitarbeiter an verschiedenen Zeitschriften es darin gehörig würdige) bekannt zu machen, und gebe hier nur vorläufig eine deutsche Uebersetzung, mit der ich es jedoch nicht allzu genau zu nehmen bitte, da ich nichts von deutscher Sprache und Dichtkunst verstehe:

Weinet, ihr Musen! ach weint! denn Apollo der Leukopeträer<br>
Ward zum Hades hinab durch Psychopompos*) gesandt.<br>
Werft auf den Leichnam euch hin und küsset in Thränen die Hände!<br>
Doch nehmt wohl euch in Acht, daß ihr beträchtlich nicht weint!<br>
Denn der Göttliche hat ein großes Gesetz uns verkündet,<br>
Und mit schrecklichem Fluch jeden Verleger bedroht:<br>
„Wird in Thränen geküßt, so laß zwei Tröpfchen nur laufen!<br>
Fügst du ein drittes hinzu, bist du auf ewig verdammt."

*) Beiname des „Hermes", zu deutsch: Seelenführer.

Krug.

Leipzig, den 14. Januar 1820.

## Ueber das Denkmal, welches Schiller — noch nicht hat.

Im „Literarischen Wochenblatt" (5ter Band, Nr. 5) ist über die Angabe im „Gesellschafter" (Bl. 195. 1819): „Schillers Leichnam liege in einem verfallenen Häuschen u. s. w." geäußert: „Der selige Schiller ist in dem herrschaftlichen sogenannten Kassengewölbe (nämlich der Landschafts-Kasse gehörig) standesmäßig beigesetzt worden, so lange bis die Frau Wittwe anderweit über den Leichnam verfügen wird. Der unbedeutende in eine Spitze auslaufende Leichenstein, den jener Reisende einen

„Obelisk" nennt, bezeichnet die Grabstätte eines Zimmergesellen aus Ilmenau, der bei dem Weimarer Schloßbrande im J. 1774 während der Rettungs-Arbeit sein Leben verlor." — Ob dies eine Berichtigung ist? — läßt sich nicht entscheiden, denn das Kassengewölbe könnte ja ein verfallenes Häuschen seyn und der „in eine Spitze auslaufende Leichenstein" ist wohl ein Obelisk zu nennen, indem das griechische Wort dafür (ὀβελίσκος) Spitzsäule bedeutet. — Ich glaube jedoch gern, daß dem Verfasser jener „Reise-Erinnerungen" bei seinem Enthusiasmus für den verewigten Dichter das, für einen Zimmergesellen errichtete Denkmal (welches übrigens seine That allerdings verdiente) in der Betrachtung: daß Schiller gar keines hat, etwas zu bedeutend vorgekommen ist. Man sollte aber doch nicht warten, bis die „Frau Wittwe" (welche Bezeichnung drollig klingt, fast wie — Jungfrau Frau) ihrem verstorbenen Gatten ein Denkmal errichtet; sind es doch Tausende, die den Wunsch hegen: daß dem Dichter Achtung bezeugt werde; und seit Goethe in Weimar sang „denn er war unser!" — selbst hinzu setzend: es sey ein stolzes Wort — ist Zeit genug verflossen, in welcher die Weimarer dieses unser dankbar hätten bethätigen können.

Ein Weimarer, jetzt in Berlin.

## Wunsch für ein literarisches Unternehmen.

Es erscheint, wie die „Abend-Zeitung" gemeldet hat, von dem berühmten Porzellan-Erfinder, Baron Böttger, eine aus Archiven geschöpfte Biographie, verfaßt von dem Finanz-Sekretair Engelhardt (der Leserwelt unter dem Namen „Richard Roos" als geschätzter Schriftsteller bekannt). Sollten diesem vaterländischen Historiker zu jenem Behuf nicht auch in Berlin archivarische Quellen eröffnet werden können, da Böttger im Anfange des 18ten Jahrhunderts als Apotheker in Berlin lebte, dort, seiner vermeintlichen Goldmacherkunst wegen, großes Aufsehen machte, deshalb verhaftet werden sollte und bekanntlich, nachdem er entwischt war, einen lebhaften Briefwechsel zwischen Friedrich Wilhelm von Preußen und Friedrich August von Sachsen veranlaßte; welcher sich doch wohl im Königl. Preuß. Geheimen Kabinet zu Berlin finden muß. Da Hr. Engelhardt öffentlich in der Dresdener „Abend-Zeitung" um Beiträge zu Böttgers Biographie gebeten hat, so ist von der Liberalität der preuß. Regierung gewiß zu erwarten: daß sie ihn, Behufs der genaueren Darstellung einer historisch so wichtigen Person, wie Böttger zu seiner Zeit war, gern unterstützen werde.

v. K — t.

1820. No. II.

# Blatt der Ankündigungen.



## Literarische Anzeige.

### Eos, Zeitschrift aus Baiern, zur Erheiterung und Belehrung. Jahrgang 1820.

Der Herausgeber dieser, bisher in München erschienenen Zeitschrift hat sich mit andern, dem Publikum bereits bekannten Männern vereinigt, und sie wird nun mit erneutem und verstärktem Leben im Verlage des Unterzeichneten hervor treten. Der Zweck der „Eos" spricht sich durch ihren Titel aus — er ist Erheiterung und Belehrung. Sie wird deswegen, ihrer bisherigen Tendenz getreu, die Verschiedenartigkeit des Geschmacks einer an Kenntniß und Bildung immer vorschreitenden Lesewelt, in soweit dieser schweren Forderung nur irgend Genüge gethan werden kann, auf das sorgfältigste zu befriedigen streben. Durch vorzügliche Original-Aufsätze deutscher Schriftsteller aus dem Fache der schönen Literatur, der Geschichte, der Alterthums- und der Völker- und Länder-Kunde, wird sie nicht nur ferner ihre Leser unterhalten, sondern auch über das, was Natur und Kunst Merkwürdiges im Laufe der neuesten Entdeckungen und Fortschritte entfaltet, und was die Wissenschaft Interessantes darbietet, zu belehren trachten. Gleich ihrem Vorbild, von dem sie den Namen entlehnt, wird sie mit immer heiterem Antlitze ihre Bahn gehen, und Ernst und Scherz sollen sich in ihrem Gefolge freundlich die Hand reichen.

Wöchentlich erscheinen von der „Eos" zwei halbe Bogen, an welche sich noch ein halber Bogen, unter dem Titel: „Kunst- und Literatur-Blatt", anreihet. Es wird sich dieses im Allgemeinen über Kunst und Literatur verbreiten, vorzugsweise aber Alles, was Baiern hierin vermag und leistet, mit Genauigkeit und Unpartheilichkeit dem Publikum darstellen. Dieses „Kunst- und Literatur-Blatt" wird zu dem Ende *nicht nur alle* in und über Baiern erscheinenden Werke und Aufsätze anzeigen und würdigen, sondern auch die merkwürdigen Verhandlungen der K. Akademie, alle Denk- und Merkwürdigkeiten der Münchner Kunst- und Naturalien-Sammlungen, der Kunst- und Industrie-Ausstellungen, so der übrigen gelehrten und artistischen Institute des Inlandes anzeigen und beschreiben, und insbesondere fortlaufende Notizen über das Münchner Theater, über merkwürdige Personen und Künstler Baierns ertheilen, so daß dasselbe dem In- und Auslande „eine fortlaufende und möglichst vollständige Darstellung des artistischen Zustandes von Baiern gewähren soll".

Der Jahrgang der „Eos" kostet 6 Thlr. 16 Gr. sächs. oder 12 Fl. rheinl., in halbjähriger Vorauszahlung. Die Hauptspedition hat das K. Ober-Postamt in Nürnberg übernommen, an welches sich alle auswärtigen Postämter und Zeitungs-Expeditionen mit ihren Bestellungen zu wenden belieben. Briefe und Beiträge, die „Eos" betreffend, werden unter der Adresse: „An die Redaction der Eos zu München", oder durch den Unterzeichneten erbeten.

Joh. Leonh. Schrag
in Nürnberg.

## Das literarische Wochenblatt

wird auf das Jahr 1820 ununterbrochen fortgesetzt. Es hebt da mit dem fünften Bande an, von welchem schon mehrere Stücke erschienen und versendet sind. Der Preis bleibt für jeden Band wie bisher 4 Thlr. sächs., wofür es sowohl Buchhandlungen als Postämter wo-

chentlich zu zwei Stücken liefern. Für letztere ist das Großherzogl. Sächs. Fürstl. Th. und Tax. Postamt in Weimar, das Königl. Preuß. Grenz-Postamt in Erfurt und die Königl. Sächs. Zeitungs-Expedition in Leipzig unmittelbar von uns beauftragt.

Das „literarische Wochenblatt" ist wohl unter den Blättern seiner Gattung das gelesenste. Es ist mehr als zu sehr bekannt, als daß wir nöthig hätten, dasselbe erst zu empfehlen oder von Neuem zu empfehlen; doch müssen wir sagen: interessanter muß es nothwendig werden, ohne immer die gesetzmäßigen Schranken zu überschreiten, weil uns nunmehr einige der ausgezeichnetsten Köpfe Deutschlands als Mitarbeiter zugethan worden sind, welche wir bei Kotzebue's Tode nicht sogleich erhalten und aus ihren Verhältnissen heraus reißen konnten.

Kaum giebt es etwas Anziehenderes als die bereits erschienenen Bände zu lesen und wieder zu lesen, besonders jetzt in den Winterabenden. Eine Menge Zuschriften sagen uns: wir schafften sie gerne an, allein der Preis ist uns zu hoch. Nun, wir wollen gern nach Möglichkeit nachgeben, und die ersten vier Bände, so weit der kleine Lager-Vorrath reicht, im Ladenpreise zu 16 Thlr. sächs., bis Ostern 1820 auf die Hälfte, auf 8 Thlr. sächs. baare Zahlung hierdurch herab setzen; jedoch ist dieses keinesweges von einzelnen Bänden, sondern von einem completten Exemplar von vier Bänden zu verstehen. Jeder einzelne Theil behält seinen Ladenpreis von 4 Thlr. sächs. Den Termin bis Ostern würden wir nur in so fern nicht halten können, als die vorräthigen Exemplare sich früher vergriffen hätten, daher ein Jeder wohl thut, wenn er sich bald meldet.

---

In unserm Verlag ist ferner erschienen:

Almanach und Taschenbuch für Scheidekünstler und Apotheker auf das Jahr 1820. Herausgegeben von dem Herrn Hofrath Trommsdorf. Taschen-Format 1 Thlr. 4 Gr.

Herder's Briefe über das Studium der Theologie. 2 Bände. Vierte Ausgabe. 2 Thlr.

August v. Kotzebue's magnetisirtes Scheidewasser. gr. 8. 1819. 12 Gr.

August v. Kotzebue aus seinen eigenen schriftlichen Mittheilungen wahrhaft und treu dargestellt von einem seiner Jugendfreunde. 8. brosch. 6 Gr.

Moritz v. Kotzebue Reise nach Persien mit der Russisch-kaiserlichen Gesandtschaft im Jahr 1817. Mit 9 ausgemalten und schwarzen Kupfern. gr. 8. 2 Thlr. 21 Gr.

J. B. Trommsdorfs Taschenbuch für Chemiker und Apotheker auf das Jahr 1820. Erster Jahrgang, Taschen-Format 1 Thlr. 4 Gr. (Ist das Taschenbuch für Scheidekünstler und Apotheker auf das Jahr 1820.)

Xenophons vier Bücher sokratischer Denkwürdigkeiten. Aus dem Griechischen mit Anmerkungen von J. M. Heinze. Dritte verbesserte Aufl. 8. 16 Gr.

Weimar, den 1. Januar 1820.

**Gebrüder Hoffmann.**

---

## Nützliche Festgabe für junge Leute.

So eben ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu haben:

**Anweisung zum perspectivischen Zeichnen für Kunstschulen und Kunstfreunde, mit 25 Kupfertafeln, von F. Kleinknecht. gr. 4. Ansbach, bei Gassert 1819.**

Geheftet 1 Thlr. 8 Gr.

Durch diese Anweisung wird man auf dem leichtesten und kürzesten Wege zu den nöthigsten Kenntnissen der Perspective gelangen, um Alles, was sie erfordert, leisten zu können.

(Zu haben in der Maurerschen Buchhandlung in Berlin, Poststraße Nr. 29.)

---

Ein höchst nützliches Buch für den Kaufmann und jeden Geschäftsmann ist das so eben erschienene Werk:

## Die Kunst
## in drei Stunden ein Buchhalter zu werden.

Ein kurzer und deutlicher Unterricht
für
unbemittelte Handlungs-Lehrlinge, Handlungs-Diener und angehende Kaufleute,
die
doppelte, italienische, englische und neue deutsche
Buchhalterei
in einem äußerst kurzen Zeitraume
ohne Hülfe eines Lehrmeisters
gründlich zu erlernen.
Herausgegeben
von
S. G. Meisner,
Kaufmann und Königl. Direktor.
Zweite verbesserte und mit einer Vorbereitungsstunde versehene Auflage.

1820. Preis: sauber geheftet 20 Gr.

Jeder sich dem Kaufmannsstande Widmende, so wie jeder Geschäftsmann, der mit Ordnung und Genauigkeit seine Bücher führen will, unterlasse nicht, sich obiges Buch an zu schaffen; man wird hier in kurzer Zeit dahin gelangen, wohin praktische Erlernung erst nach Jahren führt.

Berlin. Maurersche Buchhandlung. Poststraße Nr. 29.

---

Bei W. Engelmann in Leipzig ist so eben erschienen:

## Die
## Produktionskraft der Erde
oder
## die Entstehung des Menschengeschlechts aus Naturkräften

von
C. F. Werner.
Zweite verbesserte und vermehrte Auflage.
gr. 8. Preis 1 Thlr. 12 Gr.

Ansichten und Ideen über die Natur, insbesondere über den Menschen, seine Entstehung, Unsterblichkeit

und Fortdauer nach dem Tode, hergeleitet aus Naturkräften — machen den Inhalt dieses interessanten Buches aus, dessen erste Auflage mit so viel Beifall aufgenommen wurde. Diese zweite Auflage ist um die Hälfte vermehrt, gänzlich umgearbeitet und darf desselben Beifalls gewiß seyn.

Ein nothwendiges Buch für Jedermann ist folgendes so eben erschienene:

Der vollkommene

**Haushalter und Kaufmann,**

oder

**Sammlung von**

**Haushaltungs-, Holz-, Intereß-, Rabatt-, Münz-, Maaß- und Gewichts-Tabellen,**

vermittelst welcher man

**auf eine leichte Art**

1) den Preis jeder Menge von Dingen und für jeden Werth derselben;
2) den Cubik-Inhalt des Holzes in behauenen Bäumen;
3) die Interessen jeder Summe vom Capital von 1 bis 6 pro Cent, für Jahre, Monate und Tage;
4) den Rabatt a 4⅔ und 8⅔ Monat;
5) die Arten und den Werth der mancherlei Münzen,

zu finden im Stande ist, nebst den

**Quadrat- und Cubik-Zahlen der Wurzeln von 1 bis 1000,**

und der Resolution aller Arten von Brüchen eines Thlr. u. d. gl.

vom

**Professor Michelsen.**

2te verbesserte Auflage.

Preis sauber geheftet 1 Thlr. 6 Gr.

Dieses Werk sollte in keiner Haushaltung fehlen, denn man wird täglich dessen bedürfen, sich in demselben Raths erholen, und dadurch nicht nur viel Zeit sparen, sondern auch durch das Vermeiden des Verrechnens manchem Verlust entgehen.

Berlin. Maurersche Buchhandlung.

---

Neue Verlagsbücher von 1819, bei W. G. Gassert in Ansbach, und durch alle Buchhandlungen zu haben:

Gabler's Wünsche und Hoffnungen der protestantischen Geistlichkeit in Baiern. gr. 8. 4 Gr.

Lampert's liturgische Blätter aus meiner Amtsführung. gr. 8. 1 Thlr.

Mayer's (Fr. Lud.) christliches Andachts- und Gebetbuch. gr. 8. 1 Thlr. 8 Gr.

Stiller's (Heinr. Theod.) Betrachtungen über die Sonn- und Festtags-Episteln des ganzen Jahres. 3 Thlr. gr. 8. 2 Thlr. 12 Gr.

Stadelmann's Lehrsätze aus der Schule ewiger Wahrheiten. 8. 4 Gr.

Faber's historischer Katechismus für Schulen. 8. 6 Gr.

---

So eben ist die 2te verbesserte Auflage des mit allgemeinem Beifall aufgenommenen Werks erschienen:

**Deutliche**

und

**vollständige Anweisung,**

ohne

Winkel-Meß-Instrumente

nicht nur Aecker, Gärten, Wiesen, Waldungen, Flüsse u. s. w., sondern auch ganze Feldmarken zu vermessen und zu berechnen; desgleichen Grundstücke zu theilen, Höhen auszumessen und überhaupt alles, was zur gewöhnlichen praktischen Feld-Meßkunst gehört, zu verrichten.

Zum Gebrauch

für Oekonomen, Forstbediente, Gärtner und alle diejenigen, welche keine geometrischen Kenntnisse besitzen, entworfen

von

F. A. Hegenberg.

Mit 9 Kupfertafeln.

Preis 1 Thlr. 8 Gr. und gebunden 1 Thlr. 12 Gr.

Berlin, 1819. Maurersche Buchhandlung.

---

Im Verlage der D. R. Marxschen Buchhandlung in Karlsruhe und Baden ist erschienen und in allen deutschen Buchhandlungen zu haben:

I.

Historische genealogische Nachrichten

von der

**Familie Maler.**

Herausgegeben

von

Dr. Fr. Wilh. Maler,

Oberhofrath und Leibarzt.

broch. 9 Gr.

II.

**Diatribe anatomico-physiologica**

de

**Structura atque vita venarum**

a

Medicorum ordine Heidelbergensi

Praemio proposito ornata.

Autore

Henrico Marx

cum figuris aeri incisis coloratis.

22 Gr.

III.

**Traduzione italiana de dialoghi utili molto ed instruttivi**

ch'esistono dall' Anno 1815.

1 Thlr. 12 Gr.

IV.

**Vorschlag**

zu

**einem Sieges-Denkmal**

von

Fr. Weinbrenner,

Großherzogl. Bad. Ober-Baudirektor.

1 Thlr. 3 Gr.

(Sämmtliche angezeigte Bücher sind durch die Maurersche Buchhandlung in Berlin, Poststraße Nr. 29, und durch die Gräffsche Buchhandlung in Leipzig zu bekommen.)

Bemerker. No. 3. 1820.



Beilage zum 20sten Blatte des Gesellschafters.

# Eine Verhandlung über einen Bericht im „Gesellschafter".

Veranlaßt durch den Willen des Herrn Probst Taube bringe ich (der Herausgeber) einen Briefwechsel zwischen uns zur öffentlichen Kenntniß. Es sandte mir derselbe folgende Erklärung:

Berlin, den 16. Januar 1820.

Im siebenten Blatte des „Gesellschafters" von diesem Jahre befindet sich unter Würzburg ein mit T. unterzeichneter Artikel, in welchem aus einem angeblichen Aktenstücke entnommen seyn sollende Sätze eines sogenannten Glaubensbekenntnisses enthalten sind, das, wie angegeben wird, ein „Evangelischer, der sich zum Katholiken weihen läßt", ablegt. Jeder mit der Lehre der katholischen Kirche nur etwas Vertraute weiß es sehr gut, wie gänzlich fremd ihr diese Sätze sind, und die baare Ungereimtheit derselben ist so auffallend, daß dieser Artikel selbst für den billigen und unterrichteten Gegner dieser Kirche keiner Widerlegung bedarf. Wenn dem Einsender desselben jenes angebliche Aktenstück wirklich als ein abgelegtes Glaubensbekenntniß mitgetheilt worden ist, was vorläufig zur Ehre seiner Wahrheitsliebe angenommen wird, so darf von seiner Rechtlichkeit erwartet werden, daß er dasselbe vollständig, mit Angabe des Namens, Ortes und Tages bekannt machen, und von einer öffentlichen Autorität beglaubigen lassen werde, daß jenes schändliche Glaubensbekenntniß von einer dasigen katholisch geistlichen Behörde abgefordert worden, und, wie der Artikel behauptet, in einem Kirchenbuche eingetragen sey. Nur dadurch kann der Urheber einer so schmählichen Verunglimpfung der katholischen Kirche ans Licht gezogen werden.

Der Probst Taube.

Empfangen habe ich jene „Erklärung" mit diesen Zeilen:

Die Redaktion des „Gesellschafters" hat im 7ten Blatte von diesem Jahre einen Artikel aus Würzburg aufgenommen, der gegen die katholische Kirche höchst beleidigend ist. Von Ihrer bekannten Unpartheilichkeit und Gerechtigkeit darf ich erbitten, daß beifolgende Erklärung eben so bereitwillig und unverändert in einer der nächsten Nummern des „Gesellschafters" aufgenommen werden wird. — Mit der vollkommensten Hochachtung habe ich die Ehre zu seyn

Berlin,
den 16. Januar 1820.

Ders ergebenster Diener
der Probst zu St. Hedwig Taube.

Meine Antwort war:

Ew. Hochwürden

haben mir gegen den Correspondenz-Artikel „Würzburg" (Gesellschafter 1820, Bl. 7) eine Anzeige geschickt, zu deren Abdruck ich ohne Weigerung die Anordnung geben will; es scheint mir aber Pflicht der Humanität, Ihnen vorher ganz offenherzig Gründe zu sagen, weshalb ich glaube: daß Sie Sich in einen Streit verwickeln, der mir, um des Thema's willen, selbst nicht angenehm ist, obwohl leider in jetziger Zeit die meisten Redaktoren jeden Kampf begünstigen. — Mein Correspondent ist ein sehr achtbarer Mann, hat mir, neben seinem Berichte, das ganze Glaubensbekenntniß gedruckt eingeschickt und dennoch habe ich sechs Wochen hindurch den Abdruck jenes Berichtes verzögert. — Da aber in dem zuletzt angekommenen Hefte der „Theologischen Annalen" (herausgegeben vom Ober-Consistorialrath Dr. Ludwig Wachler), und zwar im November-Monate 1819 bei den angehängten „theologischen Nachrichten" Seite 527 u. f., alle 21 Artikel jenes Glaubensbekenntnisses ebenfalls abgedruckt sind *), und diese, welche der Artikel „Würzburg" enthält, wörtlich also lauten, so überwand ich mein Bedenken. — Auch in einer Zeitschrift, die in München erscheint, ist die Existenz jenes Aktenstückes erwähnt, und wenn Sie Sich jene Zeitschrift (die „Theologischen Annalen") verschaffen, werden Sie es finden, noch mit einem Schema begleitet, welches der Bischof aus zu stellen hat. Ich begebe mich des Urtheils in dieser Sache, indem ich, jedem Rechtlichen zugethan, allem Vernünftigen verpflichtet und von keinem Glauben gestört, es recht innig wünsche: daß jenes Glaubensbekenntniß untergeschoben sey; aber bitten muß ich Sie, mir noch einmal zu sagen: daß ich die mir eingesandte Erklärung soll abdrucken lassen. — Bei Ihrem „Ja" behalte ich mir eine Note vor, in der ich etwa Obiges aussprechen und hinsichtlich Ihrer Zweifel aus den „Theologischen Annalen" die nöthigen Stellen noch allegiren will. — Ich wünsche: daß Sie diese Zeilen als einen Beweis der Achtung annehmen, die Ihr Ruf mir einflößte; denn nach den Ihnen gegebenen Aufschlüssen kann es mir, als Redakteur, der mit der Sache nicht verwickelt und noch obenein (durch die ganze Mittheilung des Glaubensbekenntnisses in einer Zeitschrift, welche in dieser Angelegenheit bestimmt völlige Autorität haben sollte) den Abdruck motivirt sieht, gleich seyn, welche Wendung aus Rede und Gegenrede sich ergiebt. — Nochmals bitte ich, mir Ihren Entschluß an zu zeigen und habe die Ehre, mich zu nennen

Ew. Hochwürden

Berlin,
den 20. Januar 1820.

ergebensten
F. W. Gubitz,
Professor der Königl. Akademie der Künste.

*) Die Ueberschrift benennt es: „Glaubensbekenntniß eines evangel. Christen, der in die kathol. päbstl. Kirche (zu Augsburg) sich weihen läßt" und fügt die Jahrzahl „1818" bei. D. H.

Darauf ist mir folgende Antwort gegeben:

Ew. Wohlgeboren

bin ich für das gefällige Schreiben von gestern aufrichtig verpflichtet. Die Gesinnungen der Humanität, aus denen es geflossen, können nur die Achtung vermehren, die ich für Sie schon hatte. Wenn es hinsichtlich des besprochenen Artikels aus Würzburg nur um die Sache eines persönlichen Streites zu thun wäre, so würde ich, Ihren mir empfohlenen Rücksichten folgend, die von

mir eingeschickte Erklärung augenblicklich zurück nehmen; ja ich würde sie gar nicht abgefaßt haben. Nie, darauf gebe ich Ihnen mein Wort, werde ich mich auf einen solchen Streit einlassen, eben so wenig, als ich bei meiner Erklärung die Persönlichkeit des T. im Auge habe. Es handelt sich hier um die Aufhellung einer Thatsache, wozu mit zu wirken ich meiner Stellung als erster katholischer Geistlicher in Berlin — der Ehre der Kirche, deren Beamter und Wortführer ich hier bin — der Wahrheit selbst schuldig bin. Das schändliche Glaubensbekenntniß, aus welchem der Artikel Würzburg mehrere Sätze mittheilt, ist entweder untergeschoben, oder von einem katholischen Geistlichen wirklich abgenommen. Ist ersteres, so darf ich von der Pflicht Ihrer Humanität, die Sie mir selbst entgegen halten, mit Zuversicht hoffen, daß Sie eilen werden, eine solche Handlung mit dem Namen zu bezeichnen, den sie verdient. Ist letzteres, so muß der unwissende und frevelnde Priester, der sich eines so schreienden Unfugs schuldig gemacht, genannt, und von seiner gesetzlichen geistlichen Behörde zur Ehrenrettung der katholischen Kirche gebührendermaßen zur Verantwortung und Bestrafung gezogen werden, und dann werde ich mit jedem seiner Kirche redlich zugethanen Katholiken Ihnen und Ihrem Correspondenten aufrichtig dankbar seyn, daß Sie die Sache zur Sprache gebracht haben. Aber eben darum muß sie auch jetzt, einmal angeregt, die größte Oeffentlichkeit erhalten, und ich habe deshalb bereits einem der ersten Gottesgelehrten der katholischen Kirche in Würzburg Ihr Blatt zugeschickt, um dort an Ort und Stelle die genaueste Untersuchung zu veranlassen, und mir das Resultat davon zur weiteren Bekanntmachung unverzüglich mit zu theilen. Ihr Correspondent beruft sich auf ein in ein Kirchenbuch eingetragenes Aktenstück. Ich habe ihn aufgefordert, dasselbe auf eine beglaubigte Weise mit zu theilen. Es ergebe sich dann, was da wolle, so kann die Wahrheit nur gewinnen, und es muß sich zeigen, daß die katholische Kirche nicht Lehrsätze vertheidigt, die nur ein Unsinniger die seinigen nennen kann.

Daß das Glaubensbekenntniß im November-Hefte der „Theologischen Annalen", von rc. Wachler, vollständig abgedruckt ist, kann in meiner Erklärung keine Aenderung bewirken. Was von der Glaubwürdigkeit dieser Zeitschrift in Betreff der Artikel zu halten ist, die sie über katholische Kirchen-Angelegenheiten mittheilt, ist mir nur zuwohl bekannt, und es wird am allerwenigsten einem mit dem Geiste derselben nicht Unvertrauten einfallen, ihr bei solchen eine völlige Autorität bei zu legen. Ueberdies hat dieselbe, als für Gelehrte bestimmt, nur einen beschränkten Kreis von Lesern, und dies gerade von solchen, die durch ihre theologische Bildung eher im Stande sind, ein richtiges Urtheil über die Glaubwürdigkeit des in Rede stehenden Aktenstückes zu fällen. Ihre Zeitschrift hingegen, zunächst für ein Publikum von bloß allgemeiner bald höherer, bald niederer Bildung geschrieben, hat größtentheils Leser, denen es nicht so leicht ist, Wahrheit von Unwahrheit gerade in Beziehung auf unsern Gegenstand zu unterscheiden, und höchstens kann es der unbefangenen Güte ihres Herzens unmöglich scheinen, daß die Katholiken, von denen ihnen vielleicht selbst mehrere von hellem Geiste und redlichem Gemüthe bekannt sind, von ihrer Kirche in einer so schändlichen Lehre unterrichtet werden. Auch aus Achtung für diese Leser selbst, und noch mehr, weil Ihr Blatt in Berlin erscheint, muß auch hier ein entscheidender Schritt zur Berichtigung dieser Angelegenheit geschehen, und ich ersuche Euer Wohlgeboren nochmals ergebenst, meine Erklärung unverändert abdrucken zu lassen. Was die Note betrifft, mit der Sie solche begleiten wollen, so muß ich mir die Bemerkung erlauben: daß, da der Artikel aus Würzburg ohne mildernden oder zweifelnden Beisatz abgedruckt ist, auch meine Erklärung entweder ganz einfach und ohne weitere Bemerkung aufgenommen, oder daß unser Briefwechsel von gestern und heute vollständig mit abgedruckt werde. Dies ist es, was ich wiederholt von Ihrer Billigkeit erbitte. Der ich die Ehre habe, mit vollkommenster Hochachtung zu seyn

Euer Wohlgebern

Berlin, ergebenster
den 21. Januar 1820. der Probst Taube.

Nach obigen Aeußerungen des Herrn Probst Taube, dessen Trieb zur Aufhellung dieser Angelegenheit sehr verdienstlich zu nennen ist, blieb mir keine Wahl; ich mußte, bei der gegebenen Alternative, mich für den letzten Punkt, den Abdruck des Briefwechsels, entscheiden, und habe nun noch Folgendes zu sagen:

Daß ich zu dem Bericht aus „Würzburg" keine Note schreiben konnte, ist wohl begreiflich: ich vermag weder für noch gegen die, als faktisch hingestellten Angaben zu zeugen, und unsere Zeit hat der wunderlichen Erscheinungen zu viele, als daß man nicht, so wie mit dem Glauben, so auch mit dem Bezweifeln sparsam seyn müßte. — Die Persönlichkeit des Correspondenten kann aber bei der jetzigen und etwaigen künftigen Verhandlung gar nicht in Berührung kommen, indem es unmöglich ist, das Glaubensbekenntniß als nicht vorhanden zu betrachten. Er legte es seinem Berichte gedruckt bei; dies und die Mittheilung in den „Theologischen Annalen" (wo es die Bezeichnung „Augsburg" hat) beweiset mindestens: daß es irgendwo im baierschen Staate im Umlauf ist, möge es nun untergeschoben seyn oder ein Einzelner sich dessen bedienen. Ich würde freilich jenes, wie dieses, mit dem rechten Namen bezeichnen; nur wird man einsehen: daß ich nicht im Stande bin, hier ein Urtheil zu fällen. Der Abdruck jenes Glaubensbekenntnisses gab aber dem Correspondenten das Recht: seine Meinung darüber zu äußern, und nur sein Gefühl kann und muß ihm die Verpflichtung auferlegen: Alles zu thun, um über die Aechtheit oder Unächtheit des eminsten theologischen Produktes Andern die bestimmteste Kenntniß verschaffen zu helfen, nachdem Zweifel darüber entstanden sind. Ich werde ihm mit diesem Blatte alles Nöthige zur Anmahnung senden.

Der Correspondent — als solcher — beruft sich übrigens nicht „auf ein in ein Kirchenbuch eingetragenes Aktenstück"; er gab nur, unter den Auszügen von jenem Glaubensbekenntniß, auch folgenden Satz: „Zur Bekräftigung meines Eides empfange ich das heilige Abendmahl, und lasse auch dieses mein schriftliches Bekenntniß, welches ich eigenhändig (ge- und *) unterschrieben habe, in dem heiligen Kirchenbuch aufnehmen" **) und darauf bezieht sich eine nachfolgende Bemerkung. — Dem Abdruck des Ganzen ist noch dieses Schema angehängt:

„Allen und jeden, die gegenwärtigen Brief sehen, hören und lesen werden, thun wir zu wissen und bezeugen, daß der (die) aus aller Ketzerei und Sünden, kraft der uns ertheilten päbstlichen Macht und Gewalt, von uns absolviret worden, und nachdem er (sie) zuvor, vermöge des Tridentinischen Concilii, dem Lutherthume entsaget und sein (ihr) Glaubensbekenntniß abgelegt, die römisch katholische und allein seeligmachende Religion angenommen, ingleichen das heilige Abendmahl mit gebührender Ehrerbietung genossen, so haben wir dieses, zu mehrerer Bekräftigung, eigenhändig unterschrieben.

Name des Bischofs."

Der unterzeichnete Herausgeber des „Gesellschafters" kann nun der Mittheilung dieser Verhandlung nichts weiter hinzu fügen, als die herzliche Versicherung: daß ihm gültige Beweise für die Unächtheit jenes Glaubensbekenntnisses so angenehm seyn werden, als dem eifrigsten Katholiken; indem es hier den Menschenwerth im Allgemeinen gilt, der durch die Aechtheit eines solchen Machwerks schmerzlich gefährdet wäre. F. W. Gubitz.

*) Diese Sylben stehen in den „Theologischen Annalen" noch voran. D. Herausg.

**) Im Originale liest man — für aufnehmen — „aufheben". D. Herausg.

## Zusatz zu Nr. 6. des „literarischen Wochenblatts“.

Was Herr Hofrath Müllner dort (S. 45. Sp. 2 in der Mitte) andeutet, vergleiche man mit folgenden Worten eines Schreibens von mir an den hiesigen Herrn Censor, als derselbe sich weigerte, einer vom Hrn. Hofr. M. für das „Intelligenz-Blatt“ der „Leipziger Literatur-Zeitung“, das ich selbst redigire, eingesandten Erklärung gegen mich das Imprimatur zu ertheilen:

„Obwohl jene Erklärung manches Beleidigende für mich enthält, so glaub' ich doch, daß, nach Grundsätzen des Rechts und der Billigkeit, das Audiatur et altera pars hier seine volle Anwendung finde und also der Abdruck um so weniger zu verweigern sey, da Hr. M. seinen Aufsatz diesmal unterschrieben hat.“

Der Hr. Censor fand diese Bemerkung gegründet und ertheilte nun das Imprimatur. Man wird mir also wohl zutrauen, daß ich nicht Schuld daran bin, wenn der Hr. Censor einem andern, für die „elegante Zeitung“ bestimmten Aufsatze des Hrn. Hofr. M. das Imprimatur versagen zu müssen glaubte. Auch wird derselbe es gern amtlich bezeugen, wenn irgend ein Mißtrauischer es der Mühe werth halten sollte, ihn darum zu befragen.

Auf alles übrige dort Gesagte hab' ich nichts zu erwiedern, da es sich für besonnene Leser von selbst erledigt. Leipzig, den 10. Januar 1820. Krug.

## Bestätigung.

Die in Nr. 11. des „Gesellschafters“ bezweifelte Behauptung von mir und Hrn. Brockhaus: daß die „zweite unveränderte Ausgabe von Müllner's Elementarlehre der richterlichen Entscheidungskunde“ kein neues, sondern ein altes, nur von neuem ausgebotenes Buch sey, ist buchstäblich wahr, wie Jeden der Augenschein belehren wird, wenn er die erste Ausgabe mit der angeblichen zweiten vergleichen will. Es ist an diesem Buche nichts neu als S. I — XIV l. Schon das Papier beweist dies; denn von S. XV. bis zu Ende des Buchs ist das Papier ein anderes und schlechteres, als von S. I — XIV l. Damit sich nun der alte Druck dem neuen in der Seitenzahl anschlösse, ist von S. XIV. an nicht gerade fort gezählt, sondern es sind einige mit Buchstaben über der Zahl bezeichnete Seiten (XIV b — XIV l) eingeschoben, welche die Vorerinnerung zur angeblichen „zweiten Ausgabe“ und einen Theil der Inhalts-Anzeige enthalten. Darum sagt nun auch der Verfasser in dieser Vorerinnerung S. XIV c.: er habe in dem ganzen Buche keine Zeile zu ändern, weg zu lassen oder hinzu zu setzen gewußt, was, wenn das Buch wirklich eine neue Ausgabe wäre, beweisen würde: daß der Verfasser entweder seit 1811, wo die erste Ausgabe erschien, auf demselben Punkte seiner Einsicht und Darstellungsgabe stehen geblieben, oder Alles in seinem Buche für absolut vollkommen gehalten oder zu bequem gewesen, die bessernde Hand an zu legen. Darum nennt er ferner diese Ausgabe auf dem Titel eine unveränderte. Und darum endlich nennt er es eine Ausgabe, nicht Auflage. Er will nämlich damit sagen, oder hat sich doch vorbehalten, sagen zu können: das Buch sey nicht neu aufgelegt, sondern nur von neuem ausgegeben, d. h. ausgeboten worden, weil ihm als Selbstverleger eine gute Anzahl Exemplare liegen geblieben waren, die er unter der neuen Firma noch an Mann zu bringen hoffte. Denn leider wendet man jetzt oft den Kunstgriff an, alte Ladenhüter flott zu machen: daß man nur einen neuen Titel drucken läßt, mit dem Vorwande: es sey bloß eine neue Ausgabe, nicht Auflage, da doch das Wort „Ausgabe“ (editio) ohnfehlbar weit mehr als das Wort „Auflage“ bedeutet. Eine „neue Ausgabe“ einer Schrift ist eigentlich eine neue Bearbeitung, eine „neue Auflage“ aber nur ein neuer Abdruck derselben. Ungeachtet nun obgenanntes Buch weder neu bearbeitet, noch neu abgedruckt, sondern bloß von neuem ausgeboten worden, so schrieb doch der Verfasser unterm 7. Juni 1819 an Hrn. Brockhaus: „Es würde mir angenehm seyn, wenn Hr. Professor Krug sich entschließen könnte, beiliegendes Buch (die „zweite unveränderte Ausgabe“ der Elementarlehre u. s. w.) zu lesen und seine Meinung darüber öffentlich aus zu sprechen.“ — Ich konnte mich aber nicht dazu entschließen, das Buch im „Hermes“ an zu zeigen, worauf es abgesehen war, weil ich den Verf. gern mit Aufdeckung jenes literarischen Falsi verschonen wollte. Diese Schonung vergilt er mir jetzt damit, daß er Schriften von mir, die er früher gebilligt hatte, herunter reißt, meine Moralität verdächtig macht u. s. w. Wie soll man dies Betragen nennen? — —

Leipzig, den 19. Januar 1820. Krug.

## Das Nichts einer Rezension.

Ein den Sinn entstellender Druckfehler in meiner Romanze: „Der Engel und das Kind“, die im diesjährigen „Frauentaschenbuch“ erschienen ist, wo es heißt:

„Wenn du sie milde segtest“,
statt: „Wenn du sie milde hegtest“

hat den Rezens. des „Frauentaschenbuches“ im „literar. Wochenblatte“ Nr. 1. veranlaßt, viel Galle über das Wörtlein „segen“ aus zu gießen. In Folge obigen Irrthums löst sich der ganze Spaß des Hrn. Anonymus in ein schaales — Nichts auf.

Dr. Hermann.

1820. No. III.

# Blatt der Ankündigungen.



## Literarische Anzeige.

### Die Geschichte Jesu

für denkende und gemüthvolle Leser, von Dr. J. A. Jacobi, Superintendent zu Walthershausen. 1ster Band. Mit 5 Kupfern und 1 Landcharte. Zweite Aufl. Preis 1 Thlr. oder 1 Fl. 48 Kr.

Wenn das große und edle Leben, was einst zu Bethlehem begann und auf Golgatha endete, die bessere Natur des Menschen immer in sanften Tönen anspricht; wenn der unverzogene Verstand zugleich mit dem unentweihten Gemüthe hier unter allen Umständen viel Anregendes, Begeisterndes und Erquickendes findet, so dürfte wohl eine Darstellung dieses Lebens, die recht eigentlich das Höhere in uns meint und begreift, auf eine freundliche Aufnahme in unserm, wie aus einem

tiefen Schlafe erwachenden Zeitalter rechnen, wie sie auch die erste Auflage von 6000 Exemplaren, die sich in wenig Monden vergriffen, gefunden hat. Ein so reißender Absatz konnte nur einem Werke von diesem Werthe zu Theil werden. Es drängt sich dasselbe weder unter die vielen Erbauungsbücher, die wir besitzen, noch unter die exegetischen Schriften ein, womit man uns ebenfalls schon reichlich beschenkte; eben so wenig vermehrt es die Summe trockener Erzählungen und frommer Dichtungen, sondern es enthält die Schicksale des unvergeßlichen Weisen, umflossen von einem in den Tiefen des menschlichen Wesens gegründeten Lichte und begleitet von minder bekannten Andeutungen, und gewährt folglich jedem Menschen, der sich über das Gemeine zu erheben vermag, besonders aber den edleren Töchtern unsers Vaterlandes eine wohlthuende Unterhaltung. Sechs Kupferstiche, von Meisterhand nach der Natur gezeichnet und gestochen, welche die merkwürdigsten Gegenden, wo Jesus lebte und wirkte, darstellen, dienen dem Inhalte der Schrift zur Erläuterung.

---

## Die Apostelgeschichte

für denkende und gemüthvolle Leser, von demselben würdigen Verfasser, mit 3 Kupfern. Preis 1 Thlr. oder 1 Fl. 48 Kr. — Führt auch den Titel eines zweiten Theils der vorher angezeigten „Geschichte Jesu" und spinnt den dort abgerissenen Faden der biblischen Geschichte fort.

Die lieblichen, Geist und Gemüth erquickenden Amaranthen, die dem Leben des göttlichen Meisters entblüht waren, nahmen seine, der Meisterschaft würdig gewordene Jünger und trugen sie in fester Hand über stürmische Meere und unwirthbare Einöden, weit hinaus unter die Völker der Erde, pflanzten sie unter Schmerzen und Thränen auf fremden Boden, pflegten mit Christusmuth und Christuskraft der neuen Pflanzungen und befruchteten sie, nach dem Vorbilde des Gekreuzigten, mit ihrem Blute. Wohl sind also diese Männer es ebenfalls werth, daß sie in unseren Zeiten, wo man überall die alternden Kronen des Verdienstes erneuern zu wollen scheint, in dem Lichtglanze, der ursprünglich auf ihre Gestalten fiel, und vor den nur das Gewölk der Jahrhunderte trat, wieder vor unserm inneren Auge vorüber geführt werden.

(Diese Bücher sind in allen Buchhandlungen zu haben, in Berlin in der Maurerschen Buchhandlung.)

---

Den von allen Seiten eingegangenen vielen Nachfragen dient zur Antwort, daß nachstehende begierig erwartete Schrift nun die Presse verlassen hat und an alle Buchhandlungen versendet ist:

## Anti=Brennecke

oder biblischer Beweis, daß es mit dem biblischen Beweise des Herrn Brennecke für Jesu sieben und zwanzigjähriges leibhaftiges Leben auf Erden nach seiner Auferstehung nichts ist. Zur Ehre der Wahrheit ans Licht gestellt von G. H. Haumann.

Preis, in Umschlag geheftet 12 Gr.

Allen Verehrern der Christus-Religion und allen Freunden der heiligen Schrift in und außer den Bibelgesellschaften können wir dieses kleine gehaltreiche Werkchen als die gründliche Zurückweisung eines hämischen, auf das Buch der Bücher, seine Urheber und seine Lehren gemachten Angriffes gewissenhaft empfehlen. — Der Verfasser, gleich weit von altväterlichem Vorurtheil und von neusüchtiger aufklärender Sophisterei entfernt, geht bei dieser Widerlegung des Herrn Brennecke von den lautersten Grundsätzen einer vernünftigen Hermeneutik aus, und stellt, indem er nebenbei über manche dunkle Stelle der heil. Schrift Licht verbreitet, auch anständigen Scherz und Ironie nicht verschmäht, wo sie sich freiwillig darboten, des Herrn Brennecke's aus der Bibel geschöpft seyn sollendes Vorgeben bloß durch die Aussprüche der Bibel selbst in seiner ganzen Unhaltbarkeit und Blöße dar. Vorzüglich nimmt er auch auf Solche Rücksicht, welche mit der Grundsprache der Bibel gar nicht, oder doch nicht sattsam bekannt sind, um den Brenneckeschen Beweis gebührend zu würdigen, und setzt sie durch seine Auslegung in den Stand, dieses selbst zu können. — Kein Leser der Brenneckeschen Schrift, dem es um Erkenntniß der Wahrheit in dieser Sache zu thun ist, wird diese kernhafte Gegenschrift unbefriedigt aus der Hand legen.

---

In der Maurerschen Buchhandlung sind die „Schriften von F. W. Gubitz". Zwei Bände, wieder zu bekommen, nachdem die Holzschnitte dazu (in der Colorit- und Tusch Manier) von neuem gedruckt sind. Jene Bände haben auch die Titel:

## Was mir einfiel!

Unterhaltung-Blätter für Denk- und Lachlust,

und

## Theater-Spiele

von

## F. W. Gubitz.

Inhalt des ersten Bandes: Der Verschlossene. Die Rezension und der Ball-Anzug. Der Stein im Schutzhause. Gluth- und Wuthrede vom Geiste des Paters Abraham a Sancta Clara. Die Drachenbändiger. Der Freiheit-Apostel. Alswith und Singa. Die Temperamente bei dem Verluste der Geliebten. Das stumme Kind. Aufruf zum Trinken. Der Kampf für Wahrheit. Der Liebe Vergänglichkeit. Swend und Edda. Raths-Dekret. Böse Launen. Der Jüngling und die Sprode. Entschuldigung eines Trinkers. Bild der Sinne. Hans Dampf. Weiblicher Reiz. Volkslied für gute Fürsten. Fried' und Unschuld. Als ein Stand weniger zahlen wollte. Sinn-Blüthe. Erry von Schlins. Gesellschaftlied. An Gott. Lied der Zigeunerin für ein krankes Mädchen. Frühlinglied. Sommerlied. Der reiche Bürgermeister. Herbstlied. Avar. Winterlied. Einem schenklustigen kleinen Fürsten. Der Liebssüchtige. Philosophie. Bild der Seele. Kampfruf. Der Engel auf dem Schlachtfelde. Als Blanda über Augenschwäche klagte. Trinklied. Bemerkung eines alten Schulmeisters. Des Küsters Abentheuer. Bei eines Mädchens Frage über „mir und mich". Die Schlacht bei Sempach. Lied des Schmachtenden. Pachter Kurios. Beruf zum Trinken. Grabschrift eines bösen Ministers. Innere Stimme. Lieb' und Wein. An die Allmacht. Das Mädchen und der König. Woher das? Hymnus an die Freiheit. Grabschrift eines Selbstmörders. Der graue Thurm am See. An manche Forscher. Bei dem Tode eines frommen Mädchens. An den versammelten Kriegsrath zu ***. Der brave Offizier. Zwölf Epigramme gegen die Frauen. Die Gebote der Liebe. — Inhalt des zweiten Bandes: Die Prinzessin, Lustspiel in 5 Akten. Sappho, Monodrama. Die seltge Frau, Lustspiel in 1 Akt. Lieb' und Friede, Schauspiel in 1 Akt. — Preis 4 Thlr.

(Sämmtliche angezeigte Bücher sind durch die Maurersche Buchhandlung in Berlin, Poststraße Nr. 29, und durch die Gräffsche Buchhandlung in Leipzig zu bekommen.)

# Bemerker.  No. 4. 1820.

Beilage zum 31sten Blatte des Gesellschafters.


Dresden. Aus dem Gebiete der Literatur läßt sich von hier durchaus nichts Neues melden, was nicht schon in den beiden hier rivalisirenden Blättern, der „Abendzeitung" und dem „Literarischen Merkur", berichtet wird. Die erstere consolidirt sich immer mehr, indem sie Ernst und Scherz gehörig verbindet, in ihrem Beiwagen die neuesten Erscheinungen für Theater und Literatur anzeigt und übrigens auf die Kläffer nicht achtet, welche aus diesem und jenem Winkel sie anbellen. Der „Literarische Merkur" fängt an, lebendiger zu werden, strebt besonders nach Reichthum in kleinen witzigen Aufsätzen und kann ja auch recht füglich neben der „Abendzeitung" bestehen. Nur sollte er seine Lebendigkeit nicht auch durch Seitenhiebe der Art äußern, womit er in das neue Jahr getreten ist; die ehrliche Jungfrau Vespertina, welcher offenbar jene Hiebe gelten sollten, steht auf zu unverwundbaren Füßen, als daß sie deshalb vor Angst und Schmerz in die Höhe springen oder Noth-Capriolen schneiden sollte. Am allerwenigsten aber ist sie deshalb bei dem Publikum klagbar geworden. Warum nun aber nicht ruhig neben einander gehen — absonderlich ein großer Gott neben der bürgerlichen Jungfrau Vespertina, die keinen größeren Reichthum hat, als ihren ehrlichen Namen. Auch dürfte es in so mancher Hinsicht nicht gerathen seyn: daß ein angehender Schriftsteller, wie der Redakteur des „Literarischen Merkurs" zu seyn scheint, nach einem Redakteur, wie Theodor Hell, haut, der seit einer ziemlichen Reihe von Jahren schon, und durch viel treffliche Leistungen im Gebiete der schönen Literatur, sich ausgezeichnet hat. Ueberdem thut Hr. Arnold, der Verleger der „Abendzeitung", mehr für diese Zeitschrift (und kann jetzt auch mehr dafür thun), als der Verleger des „Literarischen Merkurs" zu thun Lust oder Muth hat, und wer bei einer neuen Zeitschrift Opfer scheut, der wird auch wenig Segen finden! — Auf alle Fälle ist es besser, wenn man Frieden hält, denn im Nothfalle wäre dann wenigstens im Tode Ruhe zu finden und — die Zeitschriften kommen und gehen, wohl öfter als sie bestehen! — G. T. —

## Bru und belle-fille.

Hr. Müllner zeigt eine entschiedene Unkunde des Französischen sehr offen, wenn er (Siehe „Müllneriana" S. 58) behaupten will: daß bru und belle-fille eines für das andere gelten können. Eine Stieftochter, belle-fille, ist niemals von ihren Stiefeltern „ma bru" genannt worden; wohl aber umgekehrt eine bru aus Artigkeit oder Zärtlichkeit belle fille. Wer sieht nicht, daß der Zusatz belle in belle-fille*) wie bonne maman eine Artigkeit, ein Liebkosungswort zwischen Stiefeltern und Stiefkindern ist; gleich dem beau in beau-fils. Späterhin ist es mit bru und gendre auch so gekommen; statt bru und gendre kalt hin zu sagen, hat man lieber beau-fils, belle-fille gesagt; aber zu einem Stiefsohn gendre und zu einer Stieftochter bru zu sagen, kann, neben Hrn. Müllner, nur solchen Menschen einfallen, die das Französische nicht verstehen. Eben so lächerlich und unfranzösisch ist seine Erklärung, wenn er meint: „en larmes" bedeute nur ein Paar Thränen. Je l'ai trouvé en larmes**) bedeutet immer: ich habe ihn in Thränen gebadet, oder tout en larmes oder in Thränen gefunden; denn auch im Deutschen ist das Bild ja dasselbe. Je l'ai trouvé pleurant sagt weit weniger, als je l'ai trouvé en larmes. Also sind die Rezensenten en larmes, beträchtlich weinende Herren. Wenn man sagt: il étoit en eau, oder tout en eau, heißt dieses nicht: er hat ein Paar Schweißtropfen auf der Stirn, sondern: er schwitzte über und über! — Eben so ist es mit dem en larmes. Mit dem Französischen kann sich Hr. Müllner nicht aufhelfen; er bleibe, wenn ihm heiß gemacht wird und er tout en eau geräth, consequent in der Anmaßung, die sagt ihm besser zu. Sa.

*) S. Dictionnaire de l'Académie bei dem Worte bru. La femme du fils, par rapport au père et à la mère de ce fils. On la nomme aussi belle-fille. Aber die belle-fille nennt man nicht bru.

**) Das Dictionnaire de l'Académie françoise führt bei dem Worte larme auch das Beispiel an: Il étoit tout en larmes, fondre en larmes und zuletzt rire aux larmes. Sollte dieses letztere nicht auf die grande colère des Hrn. Müllner's passen? Sollte man nicht den Lesern empfehlen, über Manches, was er schreibt, zu lachen, bis ihnen die Thränen aus den Augen kommen? O des beträchtlich Eitlen! S.

## An die Herausgeber des „Oppositionsblatts."

Meine Herren!

Eine längere persönliche Abwesenheit von Hause ist Ursache, daß ich erst jetzt, durch Freunde davon benachrichtigt, Kenntniß von einem mich betreffenden Aufsatze des Herrn Müllner in Weißenfels erhalte, welcher sich in der Nr. vom 11. Januar Ihrer geschätzten Blätter befindet.

Herr Müllner, nach seiner Gewohnheit mit kleinstädtischem Vornehmthun Belehrung und Mäßigung predigend, während er die studirtesten Beleidigungen und Persönlichkeiten ausstößt, hat in diesem Aufsatz einen an mich geschriebenen Brief wieder abdrucken lassen, welcher zuerst von mir selbst in den „Müllnerianis" öffentlich als Beleg einer auf's Aeußerste getriebenen Rohheit mitgetheilt wurde, und eben das Document war, über welches Herr L. A. T. in dem dort gleichfalls befindlichen Gutachten das Urtheil aussprach:

„Wer sich so aus zu drücken beliebt, gehört — bei allen Musen! — dem Pöbel an, und verdient die Verachtung jedes Gebildeten; wer ferner, wie Herr Müllner, eine Sprache wie in seinem Schlußbriefe „(es ist dies dieser im Oppositions-Blatte wieder abgedruckte)" sich gegen Personen erlaubt, die ihn zuvorkommend und mit Achtung behandelt, ja mit ihm „(eine Reihe von Jahren lang)" in freundlichem Verkehr gestanden haben, der ist unwürdig, je die Segnung der Musen genossen zu haben!"

Da ich diese Ansicht meines Freundes T. vollkommen theile — (und welcher Mensch von Bildung und Lebenssitte wird es

nicht?) — und da ich mit des Herrn Müllner Waffen aus Koth und Galle (von ihm bald Humor, bald Critik genannt), mit welchen er gewöhnlich zu kämpfen pflegt, nicht wieder dienen mag, so enthalte ich mich aus Achtung gegen mich selbst, gegen den würdigen Charakter Ihrer Blätter und gegen Ihre Leser aller und jeder Erwiederung auf die rohen Ausfälle und kostbaren Seitenblicke desselben in diesem ganzen Aufsatze, und verweise diejenigen, welche ein näheres Interesse fühlen, dieses ganze von Herrn Müllner allein angefangene literarische Scandal in seinem Zusammenhange kennen zu lernen, auf die „Müllneriana" (Nr. I.), wo sich alles aktenmäßig und vollständig erzählt und belegt findet.

Als Beitrag zur Characteristik des literarischen Verkehrs und des Zustandes der Critik in Deutschland im Jahr 1820, und zur Kenntniß der petits grands hommes und Wortführer unserer Tage, werde ich diese Sammlung „Müllneriana", so lange sich Stoff dafür darbietet, mit diplomatischer und historischer Treue fortsetzen, da ich, wenn einmal in dieser ernsten Zeit um solche Lumpereien gestritten werden muß, um doch zu einigen Resultaten dabei zu kommen, den Kampf in geschlossenen Reihen der Müllnerschen Koiakentaktik vorziehe, zu der ich auch weder „gelehrt" noch gelehrig genug und dafür zu alt und schwerbeweglig geworden bin, dabei auch gegen einen Vorfenser, der immer — obgleich er ebenfalls schon seine oder gar meine Jahre zählt — noch sein entrechat à trois macht *), stets den Kürzern ziehen müßte. — Zugleich lassen mir die Geschäfte meines „Buchladens" dazu nicht gut die Zeit, da dieser viele Kunden hat, und mehr als ein gewisser „Buchladenhalter" in Leukopetra, der mit gewissen „Elementen" Jahre lang feil hielt, bis sie endlich schimmlig oder, wie man zu sagen pflegt, Makulatur wurden, und nun neugebacken als 2te Ausgabe den stutzigen Kunden angeboten und auf den Märkten als frische Waare empfohlen und ausgeschrieen werden. (Man vergleiche den Umschlag zu den „Müllnerianis" Nr. I.).

Ich muß jedoch noch, der historischen Treue zu Ehren, die Müllnersche Anführung im „Oppositions-Blatte", daß er mich wegen jener, hier aber getreuer als in seinem Aufsatze wieder gegebenen Worte meines Freundes T. bei meiner Obrigkeit injuriarum belangt, oder auf die Edition des quaest. Briefes gerichtlich angetragen habe (ich citire aus dem Gedächtniß, da ich das „Oppositions-Blatt" nicht zur Hand habe und daher den gebrauchten Ausdruck nicht diplomatisch genau angeben kann), um im Müllnerschen Style zu reden („et le style est l'homme" hat Büffon gesagt), förmlich Lügen strafen, indem mir bis heute, den 9. Februar, keine Klage deshalb insinuirt worden. (Andere Leute und auch ich würden nur sagen: „daß die gerichtliche Klage des Herrn Hofraths Müllner mir bis zum 9. Februar noch nicht zugekommen sey.")

Ich schließe diese kleine Nothwehr mit dem Motto zu den „Müllnerianis" (Nr. I.).

„Treulich den Künsten obliegen, — mildert die Sitten, duldet nicht rohe Gesinnung!"

und dem Weisheitsspruch Apollo's des Leukopetraers:

„Wer zuerst bös wird, hat die Parthie verloren; wird er gar grob, so wird er doppelt böse!"

Genehmigen Sie, meine Herren, die Versicherung meiner ausgezeichnetsten Hochachtung. Leipzig, den 9. Februar 1820.

Brockhaus.

*) Bezieht sich auf eine eigene Versicherung Müllners in der „Isis".

## Noten.

I. Der Recensent im Literatur-Blatte, welches dem „Morgen-Blatte" beigegeben wird, hat eine Idiosynkrasie gegen Gedichte von kleinerem Umfang. Er nennt sie „winzige Produkte" und lobt an dem Taschenbuche „Urania": daß der Herausgeber durch Aufnahme längerer Gedichte das Bestreben zeige, dieses Taschenbuch zur Litteratur zu erheben. — Also wird die Literatur nach der Elle gemessen? und ein einaktiges Lustspiel, das Hr. Müllner nach dem Französischen mit Gewandtheit bearbeitet hat, müßte einem fünfaktigen Riesen von Ziegler in der Literatur Platz machen! Ist ein Gedicht gut, so kann es durch Kleinheit nicht verlieren; ist es mittelmäßig, so kann es durch Kürze gewinnen; und ist es schlecht, so sollte man dem Autor wenigstens diese Kürze Dank wissen. Ein langes Epos sieht nach etwas Großem aus; aber wie viele nehmen sich die Mühe, eine „Tunisias Numantias", und wie die neuesten Produkte dieser Art heißen, nur bis ans Ende durch zu lesen? Die Recensenten am wenigsten; außer sie müßten eine Dupel- oder Tripel-Recension daraus schneidern wollen. Ein lyrisches Gedicht wird vollends durch die Länge unerträglich. Welch Unglück aber unsre neuen Dramatiker mit langen Tragödien haben, ist ja wohl dem Recensenten bekannt. Darum empfehle ich die Kürze!!

II. Ein Schalk von Kritiker, welcher jetzt im Literatur-Blatt des „Morgen-Blattes" haust, wünscht zu wissen: wie eine Kritik ein Buch schlecht machen könne? Die Antwort giebt seine eigene Recension des dort kritisirten „Taschenbuches zum geselligen Vergnügen" (Leipzig, bei Gleditsch), und sie ist folgende: Wenn man aus angestammter Malevolenz Gedichte, wie die treffliche Romanzenreihe von Wetzel, Gedichte von Rückert, Falk und andern, welche jedes Taschenbuch als Mitarbeiter zu besitzen sich Glück wünschen muß, nicht erwähnt, und, Kleinigkeiten ausgenommen, alles in Bausch und Bogen Wässerigkeiten nennt.

J. Sch...

1820. No. IV.

# Blatt der Ankündigungen.



### Literarische Anzeige.

So eben ist erschienen und geheftet für 10 Gr. zu haben:

### Meine Ahnungen und Träume.

In 25 Thatsachen dargestellt.

Ein Beitrag zur Erfahrungs-Seelenkunde.

Unter die Gegenstände, welche jeden Menschen innig

anziehen, gehört gewiß Obiges. Die wahre, gemüthvolle und ergreifende Darstellung des Verfassers wird gewiß das höchste Interesse jedes gefühlvollen Lesers erregen.

Ernst Kleins literarisches Comptoir in Leipzig. (In Berlin in der Neuen Berlinischen Buchhandlung, Petri-Platz Nr. 4. zu haben.)

---

In der Maurerschen Buchhandlung sind die „Schriften von F. W. Gubitz". Zwei Bände, wieder zu bekommen, nachdem die Holzschnitte dazu (in der Colorit- und Tusch Manier) von neuem gedruckt sind. Jene Bände haben auch die Titel:

## Was mir einfiel!

### Unterhaltung-Blätter für Denk- und Lachlust, und Theater-Spiele von F. W. Gubitz.

Inhalt des ersten Bandes: Der Verschlossene. Die Rezension und der Ball-Anzug. Der Stein im Schatzhause. Gluth- und Wuthrede vom Geiste des Paters Abraham a Sancta Clara. Die Drachenbändiger. Der Freiheit-Apostel. Alswith und Singa. Die Temperamente bei dem Verluste der Geliebten. Das stumme Kind. Aufruf zum Trinken. Der Kampf für Wahrheit. Der Liebe Vergänglichkeit. Swend und Edda. Raths-Dekret. Böse Launen. Der Jüngling und die Sprode. Entschuldigung eines Trinkers. Bild der Sinne. Hans Dampf. Weiblicher Reiz. Volkslied für gute Fürsten. Fried' und Unschuld. Als ein Stand weniger zahlen wollte. Sinn-Blüthe. Erry von Schlins. Gesellschaftlied. An Gott. Lied der Zigeunerin für ein krankes Mädchen. Frühlinglied. Sommerlied. Der reiche Bürgermeister. Herbstlied. Avar. Winterlied. Einem schenklustigen kleinen Fürsten. Der Liebsüchtige. Philosophie. Bild der Seele. Kampfruf. Der Engel auf dem Schlachtfelde. Als Bianda über Augenschwäche klagte. Trinklied. Bemerkung eines alten Schulmeisters. Des Küsters Abentheuer. Bei eines Mädchens Frage über „mir und mich". Die Schlacht bei Sempach. Lied des Schmachtenden. Pachter Kurios. Beruf zum Trinken. Grabschrift eines bösen Ministers. Innere Stimme. Lieb' und Wein. An die Allmacht. Das Mädchen und der König. Woher das? Hymnus an die Freiheit. Grabschrift eines Selbstmörders. Der graue Thurm am See. An manche Forscher. Bei dem Tode eines frommen Mädchens. An den versammelten Kriegsrath zu ***. Der brave Offizier. Zwölf Epigramme gegen die Frauen. Die Gebote der Liebe. — Inhalt des zweiten Bandes: Die Prinzessin, Lustspiel in 5 Akten. Sappho, Monodrama. Die selige Frau, Lustspiel in 1 Akt. Lieb' und Friede, Schauspiel in 1 Akt.

Preis 4 Thlr.

---

Im Verlage von F. A. Brockhaus in Leipzig ist so eben erschienen:

## Schutzschrift für die evangelische Kirche,

### mit besonderer Rücksicht auf die Weimarschen Landtags-Verhandlungen.

Von Dr. Fr. Aug. Köthe.

Preis 1 Thlr. 8 Gr. (2 Fl. 24 Xr.)

Im 1sten Abschnitt wird das Verhältniß zwischen Staat und Kirche historisch, wie beide sich als Gegensätze entwickelt haben, und philosophisch, wie der Gegensatz aufzuheben und ein vernunftmäßiges Verhältniß zwischen beiden, durch Zurückführung auf einfache Grundsätze, herzustellen ist, anschaulich gemacht. Der 2te Abschnitt vertheidigt die Rechtsansprüche der Kirche und der Geistlichkeit auf Vertretung bei den Landtagen. Der 3te Abschnitt stellt ächtprotestantische Grundsätze über die Grenzen der landständischen Befugniß zu Beschlüssen hinsichtlich kirchlicher Angelegenheiten auf, was um so nöthiger scheint, als ein sicheres und wohlbegründetes Urtheil darüber sich noch nicht gebildet haben mag, ohne dieses aber die Freiheit der evangelischen Kirche selbst durch das ehrwürdige Institut der landschaftlichen Verfassung gefährdet werden könnte.

In allen drei Abschnitten ist Veranlassung gewesen, die wichtigsten Zeitangelegenheiten der evangelischen Kirche theils zu berühren, theils zu erörtern, und so scheint diese Schrift auch als ein Beitrag zur Verständigung über die wichtigsten Verhältnisse, nicht bloß Theologen und Geistlichen, sondern auch Staatsmännern und Rechtsgelehrten, überhaupt allen Gebildeten, welche für die öffentlichen Angelegenheiten überhaupt, und für die kirchlichen insbesondere Sinn haben, zur Prüfung empfohlen werden zu dürfen. Zum Schluß sind die Weimarschen Landtags-Verhandlungen über kirchliche Angelegenheiten einer freimüthigen, aber bescheidenen Prüfung unterworfen worden.

(Zu erhalten in allen Buchhandlungen.)

---

Ein höchst nützliches Buch für den Kaufmann und jeden Geschäftsmann ist das so eben erschienene Werk:

## Die Kunst in drei Stunden ein Buchhalter zu werden.

### Ein kurzer und deutlicher Unterricht für unbemittelte Handlungs-Lehrlinge, Handlungs-Diener und angehende Kaufleute, die doppelte, italienische, englische und neue deutsche Buchhalterei in einem äußerst kurzen Zeitraume ohne Hülfe eines Lehrmeisters gründlich zu erlernen.

Herausgegeben von G. G. Meisner, Kaufmann und Königl. Direktor.

Zweite verbesserte und mit einer Vorbereitungsstunde versehene Auflage.

1820. Preis: sauber geheftet 20 Gr.

Jeder sich dem Kaufmannsstande Widmende, so wie jeder Geschäftsmann, der mit Ordnung und Genauigkeit seine Bücher führen will, unterlasse nicht, sich obiges Buch an zu schaffen; man wird hier in kurzer Zeit dahin gelangen, wohin praktische Erlernung erst nach Jahren führt.

Berlin. Maurersche Buchhandlung. Poststraße Nr. 29

---

So eben ist erschienen und in allen Buchhandlungen in ganz Deutschland zu erhalten:

## Müllneriana,

Verhandlungen über eine Rezension des „Yngurd" im

dritten Stück des „Hermes“ zwischen Herrn Hofrath Müllner in Weißenfels, als Verfasser des „Yngurd“, Herrn Professor Krug, als Redakteur, und Herrn Brockhaus, als Unternehmer des „Hermes“.

Motto:

— — didicisse fideliter artes
Emollit mores nec sinit esse feros.
— — den Künsten emsig sich weihen,
Schmeidigt die Sitten, erlaubt nimmer ein Roher zu seyn.

Preis 8 Gr. (36 Kr.)

Leipzig, im Dezember 1819.

F. A. Brockhaus.

---

In der Maurerschen Buchhandlung in Berlin ist zu haben:

## Der Zimmer- und Fenstergarten, oder

kurze und deutliche Anleitung, die beliebtesten Blumen und Zierpflanzen in Zimmern und an Fenstern ziehen, pflegen und überwintern zu können. Nebst einer Anweisung zur Blumentreiberei und zu einer für alle Monate geordneten Behandlung der in diesem Werke vorkommenden Gewächse.

Von
C. P. Bouché,
Kunstgärtner in Berlin.

Dritte, verbesserte und vermehrte Auflage. 8.
Preis 1 Thlr.

Jedem Blumenfreunde, und wer ist das nicht? ein angenehmes Geschenk. Daß so kurz auf einander drei Auflagen erschienen sind, mag für den Werth des Buches sprechen. Herr B. hat bei dieser dritten Auflage keinen Fleiß, keine Aufmerksamkeit gespart, alles, wodurch dieses Buch Allen und Jeden recht verständlich werde, an zu wenden, wie Herr B. in einer gedrängten Vorrede angiebt.

---

## Nachricht und 2te Probe von Krafts deutsch-lateinischem Lexicon

ist so eben an alle Buchhandlungen und Pränumeranten von Parthieen versandt worden, kann auch auf portofreie Briefe bezogen werden.

Der Pränumerationspreis auf dies wichtige Werk von 5 Thlr. 12 Gr. gilt noch bis Ende März k. J., jetzt halb zahlbar.

Leipzig und Merseburg, im Dezember 1819.

Ernst Kleins Buch- und Kunsthandlung.
(In Berlin in der Neuen Berlinischen Buchhandlung, Petri-Platz Nr. 4, zu haben.)

---

K. W. Ramlers
## kurzgefaßte Mythologie, oder: Lehre von den fabelhaften Göttern, Halbgöttern und Helden des Alterthums.

In zwei Theilen, nebst einem Anhange, welcher die Allegorie und ein vollständiges Register enthält.

Mit 14 Kupfern. Vierte verbesserte Auflage.

8. Berlin, Maurersche Buchhandlung.
Preis 1 Thlr. 4 Gr.

Diese Mythologie behauptet noch immer den ersten Platz unter allen Mythologien. Sie ist so faßlich und fließend geschrieben, daß sie sich gleich einem Roman liest. Ihres angenehmen Vortrags und ihrer Vollständigkeit wegen hat sie auch fast auf allen hohen Schulen Eingang gefunden. — Der ursprünglich wohlfeile Preis (37 Bogen Text und 14 Kupfertafeln für 1 Thaler 4 Gr.), welcher auch jetzt noch, da Alles, Papier und Druck, bedeutend theurer ist, beibehalten wird, ist nicht unbeachtet zu lassen; ja, wenn Schulen 12 und mehrere Exemplare von uns, der Maurerschen Buchhandlung, unmittelbar beziehen, so sollen sie das Exemplar für 20 Gr. preuß. Cour. bekommen; diesen Vortheil kann ihnen aber keine andere Handlung gewähren.

---

In der Crökerschen Buchhandlung zu Jena ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu haben:

## Sehnsucht und eine Reise an das Ende der Welt. Eine Arabeske von Jac. Fr. Fries.

Preis 12 Gr. Sächs.

---

So eben ist die 2te verbesserte Auflage des mit allgemeinem Beifall aufgenommenen Werks erschienen:

## Deutliche und vollständige Anweisung, ohne Winkel-Meß-Instrumente

nicht nur Aecker, Gärten, Wiesen, Waldungen, Flüsse u. s. w, sondern auch ganze Feldmarken zu vermessen und zu berechnen; desgleichen Grundstücke zu theilen, Höhen auszumessen und überhaupt alles, was zur gewöhnlichen praktischen Feld-Meßkunst gehört, zu verrichten.

Zum Gebrauch
für Oekonomen, Forstbediente, Gärtner und alle diejenigen, welche keine geometrischen Kenntnisse besitzen, entworfen

von
F. A. Hegenberg.
Mit 9 Kupfertafeln.

Preis 1 Thlr 8 Gr. und gebunden 1 Thlr. 12 Gr.
Berlin, 1819. Maurersche Buchhandlung.

---

So eben ist bei F. A. Brockhaus in Leipzig erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

## Die Spanische Constitution der Cortes und Die provisorische Constitution

der Vereinigten Provinzen von Südamerika; aus den Urkunden übersetzt und mit historisch statistischen Einleitungen.

Preis 1 Thlr. 12 Gr. (2 Fl. 42 Kr.)

(Sämmtliche angezeigte Bücher sind durch die Maurersche Buchhandlung in Berlin, Poststraße Nr. 29, und durch die Gräffsche Buchhandlung in Leipzig zu bekommen.)

Bemerker. No. 5. 1820.



Beilage zum 36sten Blatte des Gesellschafters.

## An den Herausgeber.

Ihre Schreiben und die Einlage (Bemerker Nr. 3), welche mir Ihren Briefwechsel mit Herrn Probst Taube, über meinen Bericht von „Würzburg" aus, mittheilt, habe ich hier empfangen, wo ich mich eben aufhalte, in einigen Wochen aber nach Würzburg zurück zu kehren gedenke. Ich werde, nach Ihrem Willen und meinem eigenen Trieb, über das famöse „Glaubensbekenntniß" alle möglichen Erkundigungen einziehen und Alles, was ich erfahre, Ihnen sogleich melden. Vorläufig zeige ich Ihnen an: daß ich das gedruckte Exemplar von einem Reisenden bekommen habe, der es in Rotenburg (zwischen Würzburg und Augsburg) gekauft hat, und ich werde damit weiter nachspüren. Uebrigens sind hier und in der Gegend Viele mit der Existenz dieses Glaubensbekenntnisses (als Druckschrift) bekannt; natürlich aber werden Layen nicht dazu gerufen, wenn es Jemand ablegt, und gern glaube ich: daß es vielleicht nur von Jesuiten oder einem andern katholischen Orden gebraucht wird. Das verändert aber in meiner Ansicht darüber nichts, und welche freventliche Behauptungen über erhellte Religion, Aufklärung und Fortschreiten überhaupt gemacht werden, das kann man in der „Landshuter Literatur-Zeitung" und in zahlreichen Schriften, die man geflissentlich verbreitet, lesen. Baiern ist der Punkt, von welchem aus die Hierarchie sich in Deutschland wieder fest zu setzen gedenkt; Herr Taube scheint davon nicht unterrichtet oder nicht daran zu glauben; auf jeden Fall macht es ihm aber Ehre, daß er zweifelt und mit Eifer sich dagegen äußert.

Frankfurt am Mayn, den 19. Februar 1820. T.

## An den Herausgeber.

In Bezug auf Ihren im „Bemerker" Nr. 3. abgedruckten Briefwechsel mit Hrn. Taube glaube ich Ihnen einen Dienst zu erweisen, wenn ich Sie daran erinnere: daß schon vor Jahr und Tag ein Aufsatz über Biester's Uebertritt zur katholischen Kirche in einem Journale (ich denke, es waren Voß „Zeiten" oder die „elegante Zeitung" *) abgedruckt war, worin ebenfalls ein von Biester abgelegtes Glaubensbekenntniß befindlich ist, bei dessen Lesung mir die Haare zu Berge standen. — Ich halte es für verdienstlich, die Sache recht umständlich zur Sprache zu bringen, damit entweder eine Lüge als solche widerlegt oder eine gräßliche Wahrheit vor den Richterstuhl aller protestantischen Höfe Europa's gezogen werde. Hs.

*) Dem Herrn Einsender dankend, bitte ich Jeden, der mir die Zeitschrift, worin das hier erwähnte Glaubensbekenntniß abgedruckt ist, genau angeben kann, es gefälligst zu thun. D. H.

---

Dresden. Bei meiner Abreise von hier will ich den Reisenden, welche in dem schönen Dresden verweilen wollen, die reisebrüderliche Warnung hinterlassen: ja nicht etwa um die Neujahrszeit dort ein zu sprechen — denn, ob auch die Glückwünschenden um jene Zeit überall, troz des gefrornen Erdbodens, wie Pilze hervor schossen, solche Wolken von Gratulanten, als in Dresden, fliegen wohl niergends herum. Wenn sich selbige nur mit guten Wünschen entladeten, bei welchen es mit einem freundlichen Nicken — wie gegen den Klingelbeutel, wenn man ihm nichts spenden kann oder will — abgethan wäre, so möcht' es immer seyn; allein diese Chöre von 3 — 4 Schulen, diese Küster von 12 — 14 Kirchen, diese Zettel-, Zeitungs-, Wochenzettel-, Anzeiger- und Journal-Träger, diese Stadtpfeifer und Thürmer, diese Amts- und Rathsboten, diese Tag- und Nacht-, diese Hof- und Amts- und Raths- und Kanzlei- und Theater- und Schloßthurm-Feuerwächter, diese Schornsteinfeger- und Bettelvogte, diese Lampenputzer und Todtengräber, diese fliegenden Kapellen und wie die Gutherzigen weiter heißen, welche steinfremden Menschen eine glückliche Zukunft wünschen, wollen natürlich weder etwas Genicktes, noch Gutes gegen Gutes gewünscht, sondern ihre guten Wünsche gut versilbert haben. Nimmt man nun noch dazu: daß mehrere jener Gratulanten in duplo kommen, weil auch das unfruchtbarste Jahr an Betrügern noch fruchtbar ist, die unter irgend einer der genannten Firmen und Masken den eigentlich privilegirten Gratulanten den Rang ab zu laufen suchen, so kann man wohl glauben: daß — so um die Zeit der Neujahrswende — Klingelzüge, Geldbeutel und milde Hände nicht in Ruhe kommen. Doch wer möchte wohl hartherzig genug seyn, ein kleines Sümmchen jährlich diesen guten Leuten nicht zu opfern, die gewiß zum Theil gern mit ihren Gratulationen zu Hause blieben, wenn das Versilbernlassen derselben für sie nicht pars salarii wäre! Darum, eingedenk des Sprüchleins: „Geben ist seliger als nehmen!" — wollen wir bei unserer Abreise von Dresden die vorhin zum Scherz ausgesprochene Warnung hier im Ernst zurück nehmen, und allen den genannten Gratulanten (die betrügerischen ausgenommen) vom Herzen wünschen: daß sie nie vor Thüren kommen mögen, wo die Eiszapfen-Worte ertönen: „Die Herrschaft ist nicht zu Hause!" oder: „Hier wird nichts gegeben!" — Ich aber habe mich so ausbeuteln müssen, daß ich in den ersten fünf Jahren vor der Neujahrszeit in Dresden die gehörige Scheu behalte. v. K k.

## Anzeigen über anonyme Einsendungen.

Ein Brief aus Dessau kann nur aus Versehen an den Herausgeber des „Gesellschafters" adressirt worden seyn, denn das bezeichnete Räthsel ist wahrscheinlich in einer andern Zeitschrift abgedruckt.

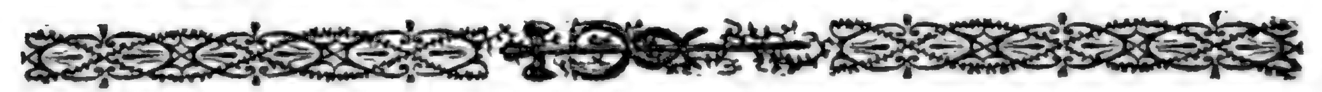
Den Aufsatz über ein Gesellschafts-Theater in W. und den Streit darüber würd' ich auch dann nicht aufnehmen, wenn der Einsender sich mir nennen wollte. Er enthält nur Persönlichkeiten, und da müßte der Verfasser bei dem Abdruck im „Bemerker" ihn mit seinem Namen verbürgen.

Die Aufsätze gegen die „neue Breslauer Zeitung" und gegen die Theater-Verwaltung zu Breslau (unterzeichnet Bw.) liegen zum Abfordern bereit. Hätte der Verfasser sich auch nicht verheimlicht, ich ließe sie doch nicht abdrucken, da Animosität sich in jeder Zeile aufdrängt.

Einen Bericht aus Leipzig, unterzeichnet — f —, will ich zum Druck einordnen, wenn der Einsender sich mir bekannt macht. Es versteht sich dann von selbst, daß kein Anderer seinen Namen erfährt. Der Herausgeber.

1820. No. V.

# Blatt der Ankündigungen.



## Vortheilhaftes Anerbieten für Lesegesellschaften, Leihbibliotheken und Freunde einer angenehmen Unterhaltung.

Von mehreren Seiten aufgefordert, haben wir den Preis der beliebten Zeitschrift:

**Der Gesellschafter oder Blätter für Geist und Herz,**
herausgegeben vom Professor Gubitz,
(Preis des Jahrgangs mit Kupfern und Beilagen 8 Thlr.)

in den drei Jahrgängen 1817, 1818 und 1819 von 24 Thlr. auf 10 Thlr. herab gesetzt, um es Jedem (so weit die Exemplare reichen) leicht möglich zu machen, das Ganze complett zu erhalten. — Es befinden sich in diesen drei Jahrgängen allein über

**180 Erzählungen**

größtentheils der beliebtesten Schriftsteller, die Menge anderer treflicher Aufsätze, Satyren, Gedichte, Anekdoten u. s. w. ungerechnet. — Daher machen wir besonders die Bewohner kleiner Städte, so wie des Landes, auf diese drei Jahrgänge aufmerksam; sie können sich für diesen höchst billigen Preis eine sehr angenehme und unterhaltende Lektüre verschaffen. — Der Jahrgang für 1820 wird regelmäßig fortgesetzt und kostet 8 Thlr. jährlich, wofür er durch alle Postämter und Buchhandlungen zu bekommen ist.

Berlin. Maurersche Buchhandlung. Poststraße Nr. 29.

---

## Neue Verlags-Bücher von Ernst Heinrich Georg Christiani, in Berlin,

Schloßplatz und Breitestraßen-Ecke Nr. 1.

---

Couard, C. L., drei Predigten bei außerordentlichen Gelegenheiten gehalten. Geheftet 10 Gr.

Dittmar, Prof., die Zonalwitterung von Europa. 8. 10 Gr.

— — allgemeine Witterungskarte von Europa, nebst Text. 4. 10 Gr.

Dittmar, Prof., die bevorstehende Winterwitterung vom 15ten November 1819 an bis den 15ten März 1820. Geheftet 10 Gr.

Förster, Dr. Fr., Einleitung in die allgemeine Erdkunde, mit einer Vorschule der Feldkunde. Nebst 12 Bildern und einer Fluß- und Gebirgskarte von Europa. gr. 4. (Steindruck) 2te Auflage. 2 Thlr.

Frambach, C. H., Hamburger Preis-Courant mit seinen Usancen, als Rabatt, Thara, Gutgewicht, Courtage, nebst Stadter Zoll, in 4to geheftet. 8 Gr.

Der Hühnerhof, oder die ökonomische Benutzung des Federviehes, durch seine Erziehung, Wartung und Pflege, in allen Krankheiten. 178 Seiten. Mit einem Kupfer. Geheftet 12 Gr.

Spaniens Staats-Verfassung durch die Cortes, aus der Urschrift übertragen von Friedrich von Grunenthal und Karl Gustav Dengel. Geheftet 14 Gr.

Stenzel, Dr. G. A., Versuch einer Geschichte der Kriegsverfassung Deutschlands, vorzüglich im Mittelalter. gr. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

Ziegler, J. F., über Gewerbefreiheit und deren Folgen. Mit besonderer Rücksicht auf den preußischen Staat. gr. 8. 14 Gr.

Wagner, J. P., Beiträge zur Kenntniß und Behandlung der Wolle und Schafe, in Hinsicht auf Wolle. Nebst einem Verzeichniß mehrerer Schäfereien. gr. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

Loeben, Otto Heinr. Graf von, Ritterehr' und Minnedienst. Alte romantische Geschichten. 8. 1 Thlr. 6 Gr.

Calderon de la Barca, Don Pedro, die Verwickelungen des Zufalls. Lustspiel in 5 Abtheilungen. Uebersetzt von C. F. G. Otto von der Malsburg. 8. Geheftet 18 Gr.

Mährchen und Erzählungen für Kindheit und Jugend. Herausgegeben von K. F. Lehr, mit schönen illuminirten Kupfern. Gebunden 1 Thlr. 12 Gr.

Coup d'Oeil Geognostique sur le nord de l'Europe en général de particulièrement de la Russie par le Comte de Razoumowsky, seconde Edition fort augmentée. Broch. 16 Gr.

---

In der Maurerschen Buchhandlung in Berlin ist erschienen und zu haben:

## Der deutsche Obst- und Fruchtgärtner, oder Anweisung,

wie man Obstbäume aus dem Kern erziehen und sie in der Folge warten soll,

aus vieljähriger praktischer Erfahrung mitgetheilt.

Nebst Anweisung zur vortheilhaftesten Anlegung von Glashäusern und zur Treiberei von Baum- und andern Fruchtgewächsen, wie auch einige Bemerkungen

über Vertilgung der Raupen und anderer Insekten, und von Zubereitung des Düngers und Anlegung von Mistbeeten.
Von
A. W. Manteuffel,
Kunstgärtner in Berlin.
Mit 3 Kupfern. Preis 23 Gr. Cour.

Für jeden Gartenfreund wird dieses Werk von nicht unbedeutendem Nutzen seyn, und es wird ihm in allen Fällen bei Erziehung und Wartung der Obstbäume ein treuer Rathgeber bleiben.

## Bücher-Anzeige.

In unserm Verlage ist fertig geworden und durch alle Buchhandlungen zu bekommen:

1) Pöllnitz, G. L. von, militairische Reitschule, oder praktische Anweisung alles dessen, was ein Unteroffizier der Kavallerie wissen muß, um junge Soldaten nach richtigen Grundsätzen anzuweisen und selbst Remonten reiten und reiten zu lehren. gr. 8. broch. 12 Gr.

Da die Werke eines Hünersdorf, Andreä, von Tennecker und Anderer wegen ihrer höheren Preise nicht in Aller Händen seyn können, so ist es gewiß ein verdienstliches Unternehmen des Herrn Verfassers, die Grundsätze der hier in Rede stehenden Kunst in diesen wenigen Bogen auch denen, deren Vermögensumstände die Anschaffung theurer Werke nicht gestatten, in die Hände zu liefern. Man findet sie hier gemeinverständlich und durch eigne Erfahrung und Ausübung geläutert vorgetragen, wobei zugleich auf die Kenntniß des Pferdehufs, dessen Beschlag und die diätetische Behandlung der Pferde hingeführt ist.

2) Pöllnitz, G. L. von, das fehlerhafte Pferd, oder Darstellung aller an einem Pferde sichtbaren Mängel und Gebrechen, nebst kurzer Beschreibung und Heilung derselben. Mit 1 Kupfer. gr. 8. br. 8 Gr.

Dies sehr kurz gefaßte und doch über alle möglichen, auch den Augen leicht entgehenden Fehler der Pferde, Belehrung ertheilende Büchelchen, ist gewiß allen denen, welche sich, ohne eigentlich Kenner zu seyn, Pferde halten, willkommen und nützlich, um theils entstehende Krankheiten früh genug zu bemerken und ihnen mit geringer Mühe abhelfen zu können, theils bei dem Ankaufe der Pferde vor Betrug sich zu hüten. — Das Kupfer stellt alle Krankheiten dem Auge sehr erkennbar vor.

3) Niemann, J. F., Taschenbuch für Hausthier-Aerzte und Oekonomen. 2 Thle. Neue Ausgabe. Mit Kupfern. 8. br. 1 Thlr. 8 Gr.

4) Tabelle: Anzeige der Rettungsmittel in allen Arten von Scheintod oder Zufällen, welche mit großer und schnell eintretender Lebensgefahr verbunden sind. Fol. 4 Gr.

5) Röver, F., Taschenbuch für Hausväter und Hausmütter. Enthaltend eine ausgesuchte Sammlung erprobter Rathschläge und Mittel zur eigenen Berathung und Selbsthülfe. Mit 1 Kupfer. gr. 8. broch. 1 Thlr. 8 Gr.

Es empfiehlt sich dies Taschenbuch durch die mannigfaltigsten bewährten Rathschläge und Mittel für Alle, welche in der Gesundheitspflege, besonders wo schleunige Hülfe nöthig ist, in der Haushaltung, Garten- und Ackerwirthschaft Rath und Hülfe suchen, und enthält viele wenig oder gar noch nicht bekannte Anweisungen, sich sehr wichtige Vortheile zu verschaffen. Auch verbürgt der durch andere ähnliche Anweisungen schon rühmlich bekannte Name des Herrn Verfassers die Gründlichkeit der gegenwärtigen.

H. Vogler's Buch- und Kunsthandlung in Halberstadt.

(Obige Bücher sind auch in der Hof-, Buch- und Musikhandlung des Herrn Voigt in Sondershausen und in Berlin in der Maurerschen Buchhandlung zu haben.)

Bei A. H. Köchly und in allen Buchhandlungen sind zu haben:

## Bilder aus dem inneren Leben.

Von dem Verfasser von „Wahl und Führung.“
2 Bände. Preis 3 Thlr.

Die bis jetzt erschienenen Beurtheilungen sind für dieses Werk so vortheilhaft, daß es keiner weiteren Empfehlung bedarf.

Auch ist daselbst erschienen:

## Wahl und Führung.

2 Bände. 4 Thlr.

Es ist keines der kritischen Blätter, welches nicht günstig über diesen, von den Gebildeten überall so antheilsvoll aufgenommenen lehrreichen Roman geurtheilt hätte. Die drei Literatur-Zeitungen, die „Heidelberger Jahrbücher“, der „Hermes“ u. s. w. haben sämmtlich, und größtentheils in sehr ausführlichen Rezensionen, dieses Werk Jedem lebhaft empfohlen, dem die deutsche Literatur werth ist.

## Den Herren Buchhändlern und Buchdruckern.

Auf der folgenden Seite finden sich wieder (wie im „Blatt der Ankündigungen“ Nr. I. 1817 und Nr. III. 1818) die Abdrücke von Vignetten (theils von mir, theils von meinen Schülern), welche in guten Metall-Abgüssen für die beigesetzten Preise zu haben sind. Ich ließ sie auf der gewöhnlichen Buchdrucker-Presse (in der G. Haynschen Offizin) abdrucken, damit Jeder sie gleich so sehe: wie er sich Abdrücke in großer Anzahl selbst liefern kann. — Das ganze Sortiment (aus mehr als 400 Nummern bestehend) ist jetzt so vollständig, daß bei einer Bezeichnung der Gegenstände, für welche man Vignetten oder Einfassungen (nach zu bestimmenden Formaten) zu haben wünscht, ich sie sogleich senden kann. In diesen Blättern gebe ich nur zuweilen Abdrücke von Sachen, womit das Sortiment eben vermehrt ist. — Alle Briefe erwarte ich postfrei.

F. W. Gubitz, Professor.


1. 1 Thlr. 12 Gr.
2. 2 Thlr. 12 Gr.
3. 1 Thlr. 12 Gr.
4. 2 Thlr. 12 Gr.
5. 2 Thlr. 12 Gr.
6. 2 Thlr. 12 Gr.
7. 1 Thlr.
8. 20 Gr.
9. 1 Thlr.
14. 1 Thlr.
10. 16 Gr.
11. 16 Gr.
12. 16 Gr.
13. 16 Gr.
15. 2 Thlr. 12 Gr.
17. 16 Gr.
2 Thlr. 12 Gr.

Bemerker. No. 6. 1820.



Beilage zum 51sten Blatte des Gesellschafters.

## Letzte Erklärung über die Rezension von Müllner's „Yngurd" im „Hermes", mit Bezug auf den „Gesellschafter" Bl. 51.

Allerdings ist im „literarischen Wochenblatt" (Nr. 11) „ohne ein zweifelndes Beiwörtchen" behauptet worden: jene Rezension sey vom verstorbenen Dichter Wetzel abgefaßt. Diese Behauptung ist aber eine bloße Vermuthung, wie die frühere: daß Hr. Professor Clodius deren Verfasser sey. Uebrigens kommt nichts darauf an, von wem die Rezension herrühre, sondern nur: ob sie gut sey. Nun ist aber gegen dieselbe im Ganzen und Wesentlichen (denn die Schnur und das Küssen in Thränen sind ja bloß unbedeutende Nebensachen) nicht das Mindeste eingewendet worden. Also darf ich wohl annehmen: daß man deren Güte im Ganzen und Wesentlichen allgemein anerkannt habe. Darum werd' ich auch von nun an über diesen Gegenstand kein Wort weiter verlieren, weder bejahend noch verneinend, weder in Prosa noch in Versen. Alle Fehde muß doch ein Ende haben, sonst wird sie langweilig, und ich habe zu viel Achtung gegen das Publikum, als daß ich es länger mit dieser schon zu viel besprochenen Angelegenheit behelligen sollte.

Leipzig. Krug.

## Ansichten der Franzosen über Herrn Hofrath Müllner.

Der Hr. Hofrath Dr. Müllner will augenscheinlich die Lesewelt stets mit sich beschäftigen. Er thut dies durch zahllose, in jegliche Gestalt und Form verhüllte Notizen von und über sich, in Zeitschriften, die seinen Querzügen dienstbar sind, entweder wegen der Furcht, von welcher die Redaktoren noch nicht ganz los kommen können, oder in dem ehrenrührigen Glauben, daß die Leser am liebsten sich mit seinen Malicen unterhalten lassen. Darum ist es wohl nicht unrecht, dem Bilde, das er mit saurer Mühe von sich geben möchte, andere Urtheile, welche er weislich nur dann vorführt, wenn sie schmeichelhaft sind, entgegen zu halten. — So möge denn hier die Mittheilung dessen stehen, was die „Revue encyclopédique" (Fortsetzung von Millins lange mit Achtung bestandenem „Magasin encyclopédique") in ihrem neuesten Hefte über Hrn. Müllners „Yngurd" sagt. Es heißt da:

„Nichts beweist mehr den Verfall der dramatischen Kunst in Deutschland, als die Begier, mit der Müllner's Stücke sind aufgenommen worden." (Auch Yngurd?!) „Vergeblich haben die besseren Kritiker dargethan: was diese Dichtungen Fehlerhaftes und Abgeschmacktes (absurde) haben. Herr Müllner bleibt dabei: daß er der Wiederhersteller des deutschen Theaters sey, und seine ungezähmten Bewunderer glauben Schiller und Goethe viel Ehre zu bezeigen, wenn sie dieselben nicht zu tief unter diesen, von ihnen sogenannten zweiten Shakspeare stellen. Einem so lächerlichen Mißgriff wird die Zeit hoffentlich bald ihr Recht widerfahren und nach einem kurzen Traum die Deutschen, vermöge ihres gesunden Gefühls, wieder die Vortrefflichkeit und gewaltige Ueberlegenheit ihrer großen Muster empfinden lassen. Wir wollen unsere Leser nicht mit einer Auseinandersetzung der Tragödie „Yngurd" ermüden, diesem wunderlichen Gemisch, dem man immerfort es ansieht, wie der Verfasser sich abquält, um Shakspeare nach zu ahmen, und wie so ganz unvermögend er ist, diesen schönen Genius zu erreichen. Begebenheiten ohne Wahrscheinlichkeit, verwirrter Plan, übertriebene und haltungslose Charaktere, Schwulst und Affektation im Styl: dies ist, nach dem Urtheil der gescheidtesten deutschen Kunstrichter, der Gehalt dieses Produkts." (S. 337.)

Ph.

---

Lübeck. Auch über diese Stadt, in der man den „Gesellschafter" gern liest, will ich zuweilen Einiges sagen, und fange damit an: das Aufhören unsers Theaters zu melden. Wenn ein Greis nach und nach alle seine Kräfte und Fähigkeiten verlor, wie unser Theater das Vermögen: zu belustigen, zu rühren oder zu unterhalten, und mit diesem seine besseren Schauspieler, so setzt es nicht in Verwunderung, wenn er plötzlich einmal als Leiche gefunden wird; und in solchem Sinne überraschte es nicht: daß unser Stadt-Theater nun auch für Jedermann todt ist. Der in mehreren Rollen gern gesehene Schauspieler, Hr. Hinze, als Direkteur, versuchte in der letzten Zeit Alles, was nur an Theater-Coups und Pfiffen erdenklich ist, ja er brachte sogar Pferde auf die Bühne, um einigen Effekt zu machen, und eine seiner Schauspielerinnen mußte geschickt auf- und absteigen lernen; aber auch mit den vierfüßigen Thieren stand das Ganze auf schlechten Füßen. Die gastspielende Reitbande zog wohl ein Paar Mal, aber bald hatte es auch die Menge begriffen: daß außerhalb des Theaters bessere Pferde umsonst zu sehen waren. — Am 5. März endlich war es, wenn ich nicht irre, da kündigte Hr. Hinze „Hedwig die Banditenbraut" an und einen neuen Schauspieler vom „Berliner Hof-Theater" und wirklich ließ sich das gutmüthige Lübecker Publikum, obgleich schon oft getäuscht, nochmals anführen; es gab ein volles Haus. — Aber schon im zweiten Akt mußte der Herr Hof-Schauspieler — unter einem wahren Furore — abtreten; nichts war augenscheinlicher, als daß dieser Mensch noch nie die Bühne betreten hatte. Ein anderer Schauspieler, Herr Kunze, der sich als Zuschauer im Parterre befand, besaß so viel Gegenwart des Geistes, daß er sich schnell in die Garderobe begab, den Hof-Schauspieler seiner Ehren und Würden, selbst seines Anzuges entkleidete, und fortspielte. Die Geduld war aber dem sonst so nachsichtigen Publikum aufgegangen und das furchtbar tönende Zischen, Pfeifen, Poltern und Lärmen erhob sich so laut, nur durch: Direktion heraus! Hinze heraus! unterbrochen, daß an kein Spielen mehr zu denken war. Aber der Herr Direktor waren zu voll Entsetzen, als daß sie sich einem Kriegsgericht hätten stellen können, das den Stab über sie brechen und ihn vielleicht in ihr geehrtes Antlitz werfen wollte; daher nahmen sie — nach dem Beispiel des Herrn Lavalette — die Flucht und schickten endlich, wie dieser, nicht die eigene, aber eine andere Frau, Demoiss. R., auf die Bühne, um dem ersten

Sturm eine andere Richtung zu geben. — Man hätte jedoch bedenken sollen: daß man ein ernstes deutsches und kein französisches Publikum vor sich habe, welches letztere bekanntlich den witzigen Streich Lavalette's bewunderte, belachte, ja sogar beklatschte und das Corpus delicti dabei vergaß. Hier ging es anders; Demois. N. mußte abtreten und es gab wieder eine Pause auf der Bühne, aber wahrlich nicht im Parterre. Das „Direktion heraus!“ vermischt mit musikalischer Begleitung, hörte nicht auf, und endlich erschien — der Herr Direktor? — Nein! der Schauspieler Herr M.; er räusperte sich und sagte: Man habe in der Zwischenzeit (es war über eine halbe Stunde verflossen) nach dem Herrn Direktor geschickt (muß der nicht während der Aufführung im Theater seyn?); der sey aber, besonders da die Dunkelheit des Abends ihn verschleiere, im Weichbilde des ganzen Lübecks nicht zu finden. Que faire? Wollte man sein Geld nicht ganz umsonst ausgegeben haben, so mußte man sich Herrn M's Vorschlag: ein anderes Stück zu geben, gefallen lassen; aber dies war der Todesstoß für das hiesige Theater, das nun zu völligem Stillstande gekommen ist. Rg.

## Bemerkung.

Leipzig. Die „Leipziger Fama“, welche der Briefsteller („Gesellschafter“ Bl. 38. S. 172) persifflirt, ist in ihrer Art ein sehr nützliches Volksblatt, das von dem hiesigen Zeitungschreiber, Hrn. Gretschel, einem sehr braven Mann — der sonst Mancherlei unter dem Namen „Johannes Eremita“ zur „Zeitung für die eleg. Welt“ lieferte — zusammen getragen wird und wohl eine bessere Beachtung verdient als jene an erwähnter Stelle. E.

## Warnung.

Es sind zu Ende des vorigen Jahres, im Verlage des Herrn G. Basse in Quedlinburg, zwei Romane erschienen („Künstlerfahrt“ 2 Bändchen, und „Nino oder die Täuschung der Liebe“), auf denen als Verfasser Ernst Schulze genannt wird.

Da sich nun Manche durch diese Namen-Angabe möchten verleiten lassen, gedachte Romane in der Voraussetzung zu kaufen, es sey dieser Ernst Schulze der Verfasser der „bezauberten Rose“ und „Cäcilie“, so sehen sich die Unterzeichneten veranlaßt, zur Beantwortung ergangener Anfragen und zur Verhütung von Irrungen, an zu zeigen: daß von Ernst Schulze, dem Dichter der „bezauberten Rose“ und der „Cäcilie“, so wie der im Verlage des zweiten Unterzeichneten erschienenen „sämmtlichen poetischen Schriften in vier Bänden“ außer den in diesen vier Bänden enthaltenen poetischen Schriften, nichts weiter gedichtet oder verfaßt worden; er also auch nicht Verfasser der gedachten Romane, vielmehr zu vermuthen ist: es sey der angebliche Name Ernst Schulze nur zur Anlockung von Käufern bei jenen Romanen gebraucht. Sollten wir uns in dieser Annahme irren, so wird der Verfasser der Romane sich wohl weiter erklären und näher legitimiren.

Die poetischen Schriften Ernst Schulze's, in 4 Bänden, kosten zusammen 8 Thlr. (14 Fl. 24 Kr.) Einzeln sind daraus abgedruckt: 1) Cäcilie, 2 Bände, 4 Thlr. (7 Fl. 12 Kr.) 2) Die bezauberte Rose, 3te Auflage, kl. 8. 1820. (Nr. 1.) ohne Kupfer 1 Thlr. (1 Fl. 48 Kr.) (Nr. 2.) Mit den ersten 6 Kupfern 1 Thlr. 8 Gr. (2 Fl. 24 Kr.) (Nr. 3.) Mit 7 neuen Kupfern auf franz. Schreibpapier 2 Thlr. (3 Fl. 36 Kr.) (Nr. 4.) Auf Velinpapier 2 Thlr. 12 Gr. (4 Fl. 30 Kr.) (Nr. 5.) Auf Median Velinpapier mit Kupfern vor der Schrift 3 Thlr. (5 Fl. 24 Kr.) 3) Psyche, ein griechisches Mährchen, 1 Thlr. (1 Fl. 48 Kr. 4) Vermischte Gedichte, 1 Thlr. 12 Gr. (2 Fl. 42 Kr.); und sind diese Schriften und Ausgaben in allen deutschen Buchhandlungen zu erhalten.

Celle, den 1. Febr. 1820. Bürgermeister Schulze.

Leipzig, im Febr. 1820. Brockhaus.

1820. No. VI.

# Blatt der Ankündigungen.

## Literarische Anzeige.

**Vortheilhaftes Anerbieten für Lesegesellschaften, Leihbibliotheken und Freunde einer angenehmen Unterhaltung.**

Von mehreren Seiten aufgefordert, haben wir den Preis der beliebten Zeitschrift:

**Der Gesellschafter oder Blätter für Geist und Herz,**
herausgegeben vom Professor Gubitz,
(Preis des Jahrgangs mit Kupfern und Beilagen 8 Thlr.)

in den drei Jahrgängen 1817, 1818 und 1819 von 24 Thlr. auf 10 Thlr. herab gesetzt, um es Jedem (so weit die Exemplare reichen) leicht möglich zu machen, das Ganze complett zu erhalten. — Es befinden sich in diesen drei Jahrgängen allein über

**180 Erzählungen**

größtentheils der beliebtesten Schriftsteller, die Menge anderer trefflicher Aufsätze, Satyren, Gedichte, Anekdoten u. s. w. ungerechnet. — Daher machen wir besonders die Bewohner kleiner Städte, so wie des Landes, auf diese drei Jahrgänge aufmerksam; sie können sich für diesen höchst billigen Preis eine sehr angenehme und unterhaltende Lektüre verschaffen. — Der Jahrgang für 1820 wird regelmäßig fortgesetzt und kostet 8 Thlr. jährlich, wofür er durch alle Postämter und Buchhandlungen zu bekommen ist.

Berlin. Maurersche Buchhandlung.
Poststraße Nr. 29.

In allen Buchhandlungen ist zu haben:

Karl von Dalberg (ehemaliger Großherzog von Frankfurt) Betrachtungen über das Universum. 6te Aufl. 8. Mannheim, bei Tobias Löffler.

Preis 12 Gr.

Die oft wiederholten Auflagen dieses ersten und wohl vorzüglichsten Werkes des geistreichen Herrn Verfassers, welches scharfsinnige Ideen über die Welt, Gott, Religion und den Menschen enthält, sprechen zu viel dafür, als daß es zu seiner Empfehlung mehr wie der bloßen Anzeige bedürfe, und, daß dieser neue Abdruck von der Verlagshandlung auf geleimtem Papier sauber gedruckt und dennoch der Preis nicht erhöhet worden ist.

---

In der Maurerschen Buchhandlung in Berlin ist erschienen und zu haben:

Der
deutsche Obst- und Fruchtgärtner,
oder
Anweisung,
wie man Obstbäume aus dem Kern erziehen und sie in der Folge warten soll,
aus vieljähriger praktischer Erfahrung mitgetheilt.

Nebst Anweisung zur vortheilhaftesten Anlegung von Glashäusern und zur Treiberei von Baum- und andern Fruchtgewächsen, wie auch einige Bemerkungen über Vertilgung der Raupen und anderer Insekten, und von Zubereitung des Düngers und Anlegung von Mistbeeten.

Von
A. W. Manteuffel,
Kunstgärtner in Berlin.

Mit 3 Kupfern. Preis 23 Gr. Cour.

Für jeden Gartenfreund wird dieses Werk von nicht unbedeutendem Nutzen seyn, und es wird ihm in allen Fällen bei Erziehung und Wartung der Obstbäume ein treuer Rathgeber bleiben.

---

Neue Romane und Schauspiele von 1819 und 1820, welche als interessante Lektüre empfohlen werden können:

Laun, Fr., der Traum von 4 Wochen und so weiter. Kleinigkeiten. 1 Thlr. 16 Gr.
Doro Caro, Neueste Novellen. 1) Die Gespensterstunde. 2) Die schwarze Frau im Walde. 3) Das Toccadiglio. 2 Thlr.
Burdach, Dr. H., der Sohn der Natur oder der neue Achilles. Romantische Erzählung 18 Gr.
Launen des Schicksals, ein Roman von H. v. Halle. 1 Thlr. 8 Gr.
Albanus, Opiate für Kopf und Herz, in unterhaltenden Erzählungen. 1ster Bd. 21 Gr.
Desselben Buches 2ter Bd. 1 Thlr 6 Gr.
Gersdorf, W. v., der Eichwald oder die Ruinen der Odenburg. 2 Thle. 1 Thlr. 20 Gr.
Zahlhas, v., Thassilo, Herzog von Baiern, Trauerspiel in 5 Aufzügen. 1 Thlr. 8 Gr.
Cervantes in Algier, Schauspiel v. C. Kuffner. 18 Gr.
Frobberg, Regine, Stolz und Liebe, ein Roman. 2 Thle. 2 Thlr. 8 Gr.
Die Kinder in den Vogesen, oder merkwürdige Schicksale eines alten Elsassers während den Schreckenszeiten Frankreichs. 8. 2 Thle. broch. 20 Gr.
Wyast, Tragödie in 4 Aufzügen von Heinrich König. 8. broch. 12 Gr.

C. H. F. Hartmann in Leipzig.

---

Kirch, J. Ph., die letzten Worte des sterbenden Jesus in sieben Fastenpredigten. 8. Mannheim, bei Tobias Löffler.

Preis 12 Gr.

Es kann nicht anders als eine erfreuliche Erscheinung seyn, von dem allgemein verehrten und durch seine früheren trefflichen Predigten und andere Religionsschriften bekannten Herrn Verfasser etwas Neues zu erhalten, um so mehr, da derselbe sich bemühte, auch in diesen Vorträgen in einer kräftigen, warmen und gefühlvollen Sprache zu zeigen: wie sehr es ihm am Herzen liegt, seine Zuhörer durch Erweckung eines rein moralischen Sinnes und Beförderung vernünftiger Religions-Grundsätze dem Ziele, wornach wir Alle streben, näher zu bringen.

---

Ein nothwendiges Buch für Jedermann ist folgendes so eben erschienene:

Der vollkommene
Haushalter und Kaufmann,
oder
Sammlung von
Haushaltungs-, Holz-, Intereß-, Rabatt-, Münz-, Maaß- und Gewichts-Tabellen,
vermittelst welcher man
auf eine leichte Art

1) den Preis jeder Menge von Dingen und für jeden Werth derselben;
2) den Cubik-Inhalt des Holzes in behauenen Bäumen;
3) die Interessen jeder Summe vom Capital von 1 bis 6 pro Cent, für Jahre, Monate und Tage;
4) den Rabatt à 4⅙ und 8⅓ Monat;
5) die Arten und den Werth der mancherlei Münzen,

zu finden im Stande ist, nebst den
Quadrat- und Cubik-Zahlen der Wurzeln von 1 bis 1000,
und der Resolution aller Arten von Brüchen eines Thlr. u. d. gl.
vom
Professor Michelsen.
2te verbesserte Auflage.
Preis sauber geheftet 1 Thlr. 6 Gr.

Dieses Werk sollte in keiner Haushaltung fehlen, denn man wird täglich dessen bedürfen, sich in demselben Raths erholen, und dadurch nicht nur viel Zeit sparen, sondern auch durch das Vermeiden des Verrechnens manchem Verlust entgehen.

Berlin. Maurersche Buchhandlung.

---

Bei W. Engelmann in Leipzig ist so eben erschienen:

Bemerker. No. 7. 1820.



Beilage zum 56sten Blatte des Gesellschafters.

## Aus Hamburg.

In Nr. 297 und 298 des „Morgenblatts" vom vorigen Jahre befindet sich ein Aufsatz des Freiherrn von Thumb über unser liebes Hamburg, der wenig Interessantes, wohl aber etwas Irriges darüber sagt. Er schreibt nämlich so: „Endlich dann nahmen uns die Ringmauern" (Hamburg hat an keiner einzigen Seite solche!) „Hamburgs auf, und somit befanden wir uns auch in dessen eigenem dicken Dunstkreise, dessen Entstehung die Größe und Lage der Stadt an dem bedeutenden Strome, so wie die Nähe der Ost- und Nordsee, bewirkt haben mag; auch verbreiten die Steinkohlen, deren man sich hier zur Feuerung" (doch nur in den Fabriken, die leider! jetzt zum Theil völlig eingegangen sind, und nur in sehr wenigen Häusern) „bedient, einen ziemlich starken Geruch, sogar in den Straßen, der mir indeß (fügt der Herr Freiherr beruhigend für uns hinzu) nicht eben unangenehm ist." — Jeder Fremde, der einigermaßen andere große Städte besuchte, hat noch eingestehen müssen: daß Hamburg im Ganzen eine sehr gesunde Lage und nach Verhältniß reine Luft habe, und das mag wohl eben daher kommen: daß es zwischen der Ost- und Nordsee und an einem breiten schönen Flusse liegt, da bekanntlich die Nähe bedeutender Flüsse oder des Meeres dazu beiträgt, die Luft rein zu erhalten, wie dies alle Inseln beweisen. Es war vielleicht ein sehr trüber herbstlicher Tag, da Herr v. Th. uns die Ehre seines Besuches gönnte, denn Steinkohlen kann er unmöglich in den Straßen gerochen haben, da der vorjährige September noch so warm und schön war, daß nur Der das Einheizen vertragen konnte, der am kalten Fieber litt; auch heizt man im September hier fast noch nie. Es ist vielleicht sogar zu bewundern, daß Hamburg eine so reine Luft hat, als man darin findet, indem die Stadt von vielen Kanälen (hier Flethen genannt) durchschnitten ist; sie werden aber möglichst rein gehalten und stehen mit der Elbe unmittelbar in Verbindung, deshalb schaden selbst diese der Atmosphäre nicht. Ich habe von jeher die reinste Luft eingeathmet, die nur ein zu athmen ist, ich meine die einer Insel des Oceans, und nie die hiesige beschwerlich oder dick gefunden; also irrten der Herr Freiherr sich wohl. — Ferner wird in eben diesem Aufsatz behauptet: „Keine anständige Dame könne sich am Arm eines Begleiters Abends im Jungfernstieg zeigen." Was würde aus unserer armen Stadt werden (das heißt in der Meinung der Ausländer), wenn wir oft solchen Besuch wie den des Herrn v. Th. hätten, der alle Frauen, die er nothwendig im Jungfernstieg, begleitet von ihren Männern, Gatten, Brüdern, Freunden u. s. w. antraf, für Priesterinnen der Schaamlosigkeit hielt! So häufig sind diese, Gottlob! hier nicht, daß sie sich zu Hunderten im Jungfernstieg versammeln könnten, denn so viele Damen — der anständigsten Art — faßt an schönen Abenden die genannte Promenade. Diese ist vielmehr die gewöhnliche Zuflucht aller Derer, die nicht so glücklich sind, ein Landhaus zu besitzen, und man ist an schönen Abenden fast sicher, seine Bekannten daselbst an zu treffen, ohne sie der Unanständigkeit an zu klagen, noch von ihnen derselben angeklagt zu werden. Es ist wahr, daß auch von unanständigen Frauen dieser Ort besucht wird; diese schleichen aber dann ohne Begleitung einher und ihre Freunde unterscheiden sie leicht an ihren kleinen Eigenthümlichkeiten; ein begleitetes, anständiges Frauenzimmer ist dort vor aller Mißdeutung sicher, weil sich Jeder sorglos dem Vergnügen überläßt, in der Kühle des Abends die frische Luft zu genießen. — Ueberhaupt muß der Freiherr von Thumb fataler Weise eben sehr unangenehmen Menschen begegnet seyn, indem er unsere Damen für Priesterinnen der Venus hielt, und Männer — nicht etwa einen ungezogenen Mann — sah, „die ihren Damen den Tabacksrauch ins Gesicht bliesen", indem sie dieselben aus dem Schauspielhause begleiteten. Anständige, gebildete Männer werden sich das nie gegen Damen erlauben, denen sie einigermaßen Achtung schuldig sind. In den niederen Klassen ist das freilich häufig — aber wo wären diese gesittet? — Diese Berichtigung, welche weder bös noch feindselig gemeint ist, und dem Freiherren von Thumb sein sonstiges Beobachtungs-Talent keinesweges absprechen will, mag dazu dienen, abermals darauf hin zu deuten: wie wenig man von einer Stadt wissen und berichten kann, in welche man eben hinein blickt. Was er vom Alster-Pavillon sagt, ist auch nur halb richtig; es giebt nämlich zwei am Jungfernstieg, und der eine, neu und sehr geschmackvoll eingerichtet, wird von anständigen Damen und Herren zugleich besucht; der andere ist freilich nur für Herren, und dort spielen die dem Freiherrn verhaßten Glimmstengel eine große Rolle — aber, warum sollten sie das auch nicht? — Um genügend über eine Stadt zu urtheilen, muß man entweder daselbst ansäßig seyn und alle Lokalitäten derselben kennen, oder sich wenigstens lange darin aufhalten und von erfahrenen Freunden über die Eigenthümlichkeiten des Orts genau unterrichtet werden: ein flüchtiger Durchmarsch giebt auch nur Flüchtiges und höchstens Halbwahres.

***.

## Berichtigung zum 145sten Blatte des „Gesellschafters" (1819).

„Sich betrinken" und „sterben", wie reich die Sprache an Worten und Redensarten sey, welche diese Begriffe ausdrücken, ist durch Lichtenberg dargethan worden" — so steht dort. — Allein Lichtenberg hat nur vom „Betrinken" gesprochen. Ueber „Sterben" in obiger Hinsicht steht ein kleiner Aufsatz von mir in der „Zeitung für die elegante Welt" 1816; die Nummer ist mir nicht zur Hand.

Richard Roos.

## Miszelle aus Ungarn.

Motto: Das eben ist der Fluch der bösen That,
Daß sie, fortzeugend, Böses muß gebären. Schiller.

Dieser goldene Spruch hat sich abermals bewährt, denn die Ermordung des Grafen Stephan von Belesnay durch seinen eigenen Sohn, welcher am 21. Juni 1819 hingerichtet wurde, hat

ein ganz abscheulisches Gedicht hervor gebracht, und ich kann mich nicht enthalten, ein Pröbchen davon mit zu theilen. — Der Dichter schildert zuerst den Vater, welchen er den grausamen, seinen Sohn aber den unmenschlichen Grafen nennt, und sagt von Jenem:

> Nur schaden und nur morden
> Wollt' er an allen Orten.

Nun heirathet er ein gemeines Mädchen, die ihm den Grafen Franz gebar, welcher schon im 19ten Jahr des Vaters Todfeind und der Mörder seines Jägers ward, und dann heißt es:

> Durch Urtheil und durch Waffenmacht
> Ward er bald in Arrest gebracht.
> Hier mußt' er lange büßen
> Und achtzehn Monat schließen.
>
> Einst kam der Wütherich, sprach um Geld
> Den Vater an. — „Nichts geben!
> Verschwender bist du in der Welt,
> Ich hab' gespart im Leben!"

Der Sohn schießt nach dem Vater, trifft ihn nicht; aber:

> Ein zweites Ziel'n und Krachen!
> Und aus war's mit dem Schwachen!

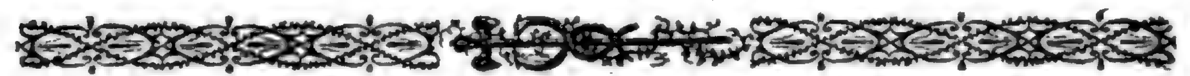
Beliebt Einem noch mehr von diesem unsterblichen Werke? — Könnte uns doch irgend eine Censur vor solchem Unsinne schützen! Eg.

## Berichtigung.

Bei der, im 31sten Bl. des „Gesellschafters" abgedruckten Ansicht über die letzte Schrift des Grafen Stolberg ist Agnes als eine Tochter desselben angegeben; es ist aber seine erste Gattin gemeint. Dies zur Berichtigung, obwohl der Irrthum von keiner Bedeutung ist hinsichtlich der kleinen Abhandlung. Eg.

1820. No. VII.

# Blatt der Ankündigungen.



## Interessante Anzeige für Zeit-Beobachter.

Durch alle Buchhandlungen ist folgendes Werk zu haben:

**Die alten und neuen Spanier.**
**Ein Völker-Spiegel.**
Von
**Dr. Ignatius Feßler.**
Mit Kupfern und einer Charte.
Preis 4 Thlr. 8 Gr.

In diesen Tagen, wo eine neue Umstaltung in Spanien die Blicke aller Denkenden auf dieses Land richtet, ist das genannte Werk angelegentlich zu empfehlen, indem es über die Geschichte und die Bildung des spanischen Volkes in jeder Hinsicht eine vollständige Ansicht und über Vieles hellen Aufschluß giebt.

Berlin. Maurersche Buchhandlung.

---

**Dietzsch, Chr. Fr., christliches Erbauungsbuch in Predigten, hauptsächlich auf die Passions- und Osterzeit. 8. 12 Gr. Heidelberg, bei August Oswald.**

Der wichtige Moment unserer christlichen Religions-Geschichte, dessen Feier wir in dieser Zeit beginnen, verbunden mit den Eindrücken der sich allmählig wieder belebenden Natur, wirken mehr als jeder andere Zeitpunkt auf eine religiöse Stimmung der Gemüther. Ein gewisser Drang will uns nach dem Höheren ziehen und wir fühlen ganz besonders das Bedürfniß der Erbauung. Mit warmer Theilnahme hören und lesen wir die Abschnitte aus der Leidens-Geschichte des Erlösers, und die Betrachtungen darüber beschäftigen Geist und Herz. Wie angenehm muß es also für Jeden seyn, in einem guten Erbauungsbuch seine Ideen weiter entwickeln oder sich das wiederholen zu können, was er in der Kirche gehört. Das vorliegende Erbauungsbuch erfüllt diesen Zweck aufs vollkommenste, und wir dürfen dies um so vertrauensvoller aussprechen, als die Arbeiten des geehrten Hrn. Verfassers schon so vielfache Anerkennung gefunden haben. Hier hat er einfach und gemüthlich an jedes Christenherz gesprochen, und jedes wird sich von ihm erbaut finden. Damit dies Jedem erleichtert sey, ist das Buch im kleineren Umfange hauptsächlich nur für die jetzige Jahrszeit verfaßt, und dadurch auch der geringe Preis möglich geworden. Doch sind auch noch einige Predigten über andere Gegenstände angehängt, welche in jeder Zeit großes Interesse gewähren.

---

## Den Herren Buchhändlern und Buchdruckern.

Auf der folgenden Seite finden sich wieder (wie im „Blatt d. Ankündigungen" Nr. I. 1817, Nr. III. 1818 u. Nr. V. 1819) die Abdrücke von Vignetten (theils von mir, theils von meinen Schülern), welche in guten Metall-Abgüssen für die beigesetzten Preise zu haben sind. Ich ließ sie auf der gewöhnlichen Buchdrucker-Presse (in der G. Haynschen Offizin) abdrucken, damit Jeder sie gleich so sehe: wie er sich Abdrücke in großer Anzahl (man darf bei jedem Abguß auf 20,000 rechnen) selbst liefern kann. Das ganze Sortiment (aus mehr als 400 Nummern bestehend) ist jetzt so vollständig, daß bei einer Bezeichnung der Gegenstände, für welche man Vignetten oder Einfassungen (nach zu bestimmenden Formaten) zu haben wünscht, ich sie sogleich senden kann. In diesen Blättern gebe ich nur zuweilen Abdrücke von Sachen, womit das Sortiment eben vermehrt ist. — Alle Briefe erwarte ich postfrei.

F. W. Gubitz, Professor.


19. 1 Thlr. 16 Gr.
20. 1 Thlr. 16 Gr.
18. 1 Thlr. 16 Gr.
22. 2 Thlr.
23. 1 Thlr. 12 Gr.
21. 2 Thlr.
25. 16 Gr.
28. 10 Gr.
27. 10 Gr.
26. 10 Gr.
24. 20 Gr.
30. 2 Thlr.
31. 2 Thlr.
29. 2 Thlr.
33. 2 Thlr.
34. 2 Thlr. 12 Gr.
32. 2 Thlr.

Bei G. Hayn in Berlin ist erschienen, und sowohl bei ihm als in allen guten Buchhandlungen Deutschlands zu haben:

## Die Gerichtsverfassung

und das gerichtliche Verfahren in den Königl. Preuß. Rhein-Provinzen. Aus authentischer Quelle. Preis 12 Gr.

In den Königl. Preuß. Rheinlanden besteht gegenwärtig eine dreifache Gerichtsverfassung: die wieder eingeführte alte preußische, die beibehaltene deutsche und die beibehaltene französische Gerichtsverfassung; in welchen Bezirken, durch welche Behörden und nach welchen Formen die eine und die andere dieser Verfassungen verwaltet werden, erfahren wir aus dieser kurzen, jedoch vollständigen Darstellung. Die Competenz und der Instanzenzug dieser Gerichte wird überall nachgewiesen. In Civil-Sachen bestehen: Friedensgerichte, Tribunale erster Instanz, Handelsgerichte, Appellationshöfe und der Cassationshof. In Criminal-Sachen: die Assisen- oder Geschwornen-Gerichte und die Special-Gerichte. Auch lernen wir hier die merkwürdige Einrichtung des öffentlichen Ministeriums, das Verfahren bei Gegenständen der freiwilligen Gerichtsbarkeit und das Institut der Gerichtsvollzieher kennen. Allgemeine Bemerkungen machen den Beschluß dieser interessanten Schrift, in welcher uns über die rheinische Rechtsverfassung eben so gründliche als zuverlässige Belehrungen mitgetheilt werden.

Ferner eben daselbst:

## Das Whist-, Boston-, Casino- und Imperial-Spiel

nach den geprüftesten Regeln und allgemein geltenden Gesetzen zum Selbstunterricht. Abgedruckt aus Abendsteins Spielalmanach 2ter verb. Ausgabe. Preis 6 Gr.

---

Durch alle Buchhandlungen ist zu haben:

**Q. Horatii Flacci Opera curavit Fr. H. Bothe, edit. alterae emendatior 2. Vol. 8. Manhemii, T. Löffler.**

10 Gr. Schreibpap. 14 Gr. Postpap. 22 Gr.

Nicht minder, als die neuen Ausgaben des Sallustius und Ovids Metamorphosen ist auch die vorstehende des Horatius mit allem Fleiße und Sorgfalt von dem Herrn Herausgeber revidirt und hat viele Vorzüge vor der alten Auflage. Druck und Papier ist gut und der Preis sehr billig.

---

**Ewald, Joh. Ludw., Bibelgeschichte, das einzig wahre Bildungsmittel zu christlicher Religiosität. Briefe an Eltern, Prediger, Lehrer und Lehrerinnen und die es werden wollen. 8. Heidelberg, bei August Oswald.**

In Umschlag geheftet 22 Gr.

Wenn es in unserer Zeit allgemeiner als je gefühlt wird: daß die Bibel die wichtigste Grundlage der Religion, das entschiedenste Bedürfniß ist, sie zu befestigen und zu verbreiten, so ist es um so interessanter, diese Ueberzeugung auch in die allgemeine Lebensansicht übertragen und auf einen Punkt gestellt zu sehen, von dem aus sich die Wirkung am sichersten bewähren muß. Im Ganzen ist uns schon der Name des berühmten Herrn Verfassers für seine Ansicht Bürge, und die von ihm gewählte Form in Briefen bei seinem anziehenden Styl dafür: daß jeder Leser es mit hohem Interesse aufnehmen und, nach Maaßgabe seines Bedürfnisses, mit Befriedigung anwenden wird.

---

In allen Buchhandlungen ist zu haben:

**Sallusti, C. Crispi, Opera curavit Fr. H. Bothe, edit. 2. emendatior. 8. Manhemii, T. Löffler.**

8 Gr. Schreibpap. 10 Gr. Postpap. 16 Gr.

Diese neue, schöne und sorgfältig gedruckte wohlfeile Auflage des Sallust kann nicht anders als eine angenehme Erscheinung seyn, da sie mit Fleiß und Sorgfalt von dem dermaligen bekannten und gelehrten Herrn Herausgeber besorgt worden ist, und somit den ausgezeichneten langjährigen guten Ruf der beliebten Manheimer lateinischen Autoren noch mehr begründet.

---

Anzeige eines empfehlungswerthen Werks über Mathematik für Schulen.

In der Maurerschen Buchhandlung in Berlin ist erschienen und zu haben:

## Elementar-Geometrie und Trigonometrie,

zunächst für Preußens Schulen bestimmt.

Von

Dr. M. Ohm,

Ober-Lehrer der Mathematik und Physik am Gymnasium zu Thorn.

Preis 12 Gr.

Zur Empfehlung dieses Werks setzen wir hier den Schluß der Rezension in der „kritischen Bibliothek für Deutschlands Schul- und Unterrichtswesen" her:

„Das Ganze giebt eine vortrefliche Uebersicht über alle Gegenstände der Geometrie und Trigonometrie, aus ihren Grundsätzen abgeleitet; wobei wir nur hin und wieder eine kleine Abänderung in der Folge der Sätze zweckmäßig finden. Uebrigens können wir dies Werk aus voller Ueberzeugung von seiner Brauchbarkeit empfehlen."

---

## Literarische Anzeige.

In einer bekannten Buchhandlung erscheint nächstens eine deutsche Uebersetzung von

**Brera, De' Contagi e della cura de' loro effetti,**

welches zur Vermeidung unangenehmer Collisionen hiermit bekannt gemacht wird.

(Sämmtliche angezeigte Bücher sind durch die Maurersche Buchhandlung in Berlin, Poststraße Nr. 29, und durch die Gräffsche Buchhandlung in Leipzig zu bekommen.)

# Bemerker. No. 8. 1820.





Beilage zum 66sten Blatte des Gesellschafters.


## Die österreichische National-Bank.

Vom Mayn, den 11. April 1820.

Je mehr Gesellschafter zu unterhalten, d. i. Nahrung für Geist und Herz dar zu bieten vermögen, desto mehr sind sie auch berufen und im Stande, gleichsam spielend zu belehren, ihren Angaben Glauben und ihren Urtheilen gewichtigen Einfluß zu verschaffen.

Eben daher scheint es nöthig, auf eine, im Bl. 47. S. 208 des „Gesellschafters" befindliche Nachricht einen prüfenden Blick zu werfen, weil sie noch dazu einen Correspondenten zum Urheber hat, der sich abwechselnd im „Gebiete des Merkurs und in den Tempeln Thaliens und Melpomenens" umsieht, und alsdann verkündigt, was er in dem ersten — ohne den Tag genau an zu geben, an welchem es geschehen — bemerkt zu haben glaubt.

Jedermann wird und muß gern in das, einer unabhängigen National-Bank — deren wohlthätige Wirkungen auf Jahrhunderte hinaus berechnet sind — ertheilte Lob einstimmen, wenn er auch nicht vermögend seyn sollte, solches Lob auf die Nachrichten zu begründen, welche der Wiener Correspondent des „Gesellschafters" (am 22sten März d. J.) ertheilt hat. — Denn diese Nachrichten stimmen weder mit dem, was der halb amtliche „Oesterreichische Beobachter", noch mit dem, was die Bank-Direktoren bekannt gemacht haben, noch mit dem überein, was die Wiener Cours-Zettel aussagen:

1) Der „Oesterreichische Beobachter" führt aus dem Bericht (vom 17ten Januar 1820) des Gouverneurs der privilegirten österreichischen National-Bank an: daß im Laufe des Jahres 1819 die Zahl der Aktien-Einlagen, die den Bank-Fonds bilden, sich bis auf 50,621 vermehrt habe, ungeachtet bis zu Ende des Jahres 1818 nur 22,985 erfolgt seyen. [1])

2) Am 9ten März 1820 erließ die privilegirte österreichische National-Bank selbst eine Bekanntmachung, mittelst welcher sie dem Publikum wörtlich anzeigte: „daß die hohe Staats-Verwaltung die, bis dahin noch nicht abgesetzten Bank-Aktien, gegen Erlegung des statutenmäßigen Einlagewerthes, übernommen habe; daß mithin die 100,000 Aktien vollzählig seyen und keine fernere Aktien-Einlage statt finden könne." [2])

3) Am 11ten März 1820 (zwei Tage nach der angeführten Bekanntmachung und als das Conventions-Geld mit 250 notirt wurde) standen die Bank-Aktien noch 680. [3]) Hierauf fielen sie fort und fort, und zwar am 15ten März auf 644$\frac{3}{5}$; [4]) am 18ten auf 640$\frac{4}{5}$, [5]) und am 24sten auf 622. [6]) Mithin erlitten sie vom 11ten bis 24sten März — also in 13 Tagen, und zwar gerade in dem Zeitpunkte, in welchem der „Gesellschafter" die Nachricht des Wiener Correspondenten mittheilte — einen nominellen von Verlust $\frac{58}{1000}$ oder 5$\frac{4}{5}$ Prozent, welcher in der That etwas mehr als 8 Prozent ausmacht, wenn man nämlich den Cours der Aktien zur Grundlage und als Hauptstock annimmt. — Eben so verloren — unter gleichen Verhältnissen und Voraussetzungen — die, mit der National-Bank in genauer Verbindung stehenden Staats-Schuldverschreibungen (welche am ersten der genannten Tage zu 77$\frac{3}{8}$ und am letzteren zu 74$\frac{1}{2}$ standen) nominell 2$\frac{7}{8}$, oder in der That und im Ganzen etwas mehr, als 7 Prozent. [7])

1) S. Allgem. Zeitung v. 1820. Nr. 87. S. 348.
2) S. ebendaselbst Nr. 77. S. 308.
3) S. ebendaselbst Nr. 77. S. 308.
4) S. ebendaselbst Nr. 87. S. 348.
5) S. ebendaselbst Nr. 84. S. 336.
6) S. ebendaselbst Nr. 91. S. 364.
7) S. ebendaselbst die schon angeführten Cours-Zettel.

## Ueber ein Epigramm im „Gesellschafter".

Vorwort. Im 55sten Blatte des „Gesellschafters" unter dem Artikel „Zehen Kleinigkeiten" ist ein Epigramm mitgetheilt, welches — wie ich nach dem Abdrucke und durch mehrere Aeußerungen und Briefe erfuhr — in Leipzig eine allgemein aufgefaßte Deutung veranlaßte, und ich muß glauben: daß der geehrte Einsender wirklich auf ein Ereigniß zielte. Unter den mir zugekommenen Briefen ist einer, welcher sich über den besprochenen Fall weitläuftig ausspricht, und da er von einem geachteten Manne unterzeichnet und am Schluße mir gesagt ist: „Wollen Ew. Wohlgeboren von meinen Bemerkungen in Ihrer — — Zeitschrift gelegentlich einen zweckmäßigen Gebrauch machen, würden Sie mich sehr verbinden" — so gebe ich den hier folgenden Auszug des Schreibens. Der Herausgeber.

Leipzig, den 8ten April 1820.

In Ihrer — — Zeitschrift, dem „Gesellschafter" Bl. 55. (5. April 1820. S. 243) wird eine Beerdigung erwähnt, wobei der Consul B. in einem höchst nachtheiligen Lichte erscheint. — Hier konnte natürlich sogleich Jedermann errathen: daß daselbst von dem Königl. Preuß. General-Consul B—r die Rede sey. Ew. Wohlgeboren sind ein zu inniger Freund der Wahrheit, als daß Sie es ungütig aufnehmen sollten, wenn ich Ihnen gestehe: daß ich glaube, man thue ihm unrecht. B—r hat sich durch Thätigkeit und Einsicht ein bedeutendes, ja vielleicht großes Vermögen erworben, und das Glück begünstigte ihn bei seinen Unternehmungen, weil er immer richtig spekulirte. Zum Reichthum sind nun auch noch bürgerliche Ehrenbezeugungen gekommen, welche vielen Menschen Neid und Eifersucht gegen ihn erregt haben. Es kann daher nicht fehlen, daß man ihn nicht bloß streng, sondern auch ungerecht beurtheilt. — Bei dem Leichenbegängniß des Hofraths Rosenmüller kam er in den zwanzigsten Wagen, wohin man ihn als Doctor juris zu setzen meinte. Man nahm keine Rücksicht auf seine General-Consuls-Würde, und zwar, wie man sagt, auf Anrathen des hiesigen Bürgermeisters, Ober-Hofgerichts-Rath Dr. S—, der behauptete: als General-Consul habe er gar keinen Rang. Dies schien nun Vielen nicht ganz glaublich; denn jede vom Staate ertheilte Würde weiset doch Jemandem eine Stelle an in den bürgerlichen Verhältnissen. Alle Rangstreitigkeiten sind lächerlich; doch glaube ich: daß es der Dr. B—r

der Königl. Preuß. Regierung schuldig war, seine Würde nicht vergessen zu lassen, die ja auch von seiner Regierung anerkannt ist. Aber so sind die Menschen; sie geben sich mit Kleinlichkeiten ab und machen sich kein Bedenken, die wichtigsten Pflichten zu übertreten. — Dr. B—r hat als Königl. Preuß. General-Consul einen schwierigen Standpunkt, weil er von Vielen mit scheelen Augen betrachtet wird, ob er sich schon nichts zu Schulden kommen läßt, was den Pflichten eines sächsischen Unterthans entgegen ist; doch bin ich auch überzeugt, daß er seinen Posten als General-Consul ebenfalls getreulich verwaltet. Daß er Verstand hat, beweisen seine Unternehmungen seit fast dreißig Jahren; um die Vervollkommnung der Manufakturen und Fabriken, so wie der Gewerbe überhaupt, hat er sich große Verdienste erworben, und wer weiß nicht: daß man außerhalb der Bücher auch noch Geist zeigen kann? — Der Einsender obiger Nachricht mag es ehrlich gemeint haben; aber er hat sich übereilt und diesmal dem Dr. B—r nicht das gehörige Recht widerfahren lassen. —v—

## Aus Hamburg.

Bei dem bekannten hiesigen Buchhändler Herold jun. erscheint jetzt ein neues Journal: „Nordalbingische Blätter", welches den unter dem Dichternamen „Winfried" bekannten Senator Hinsche in Bergedorf zum Redakteur hat. — Hoffnungsvoll ist der Umschlag dieser Zeitschrift — hellgrün — geziert mit lieblichen Emblemen, und hat man diesen hinter sich, ich meine umgewendet, so findet man die freundliche Verheißung: „Zeitschrift für Gebildete", der das Motto: „Blandum e ruinis suscitare sonorem" folgt. Den Eingang macht ein recht anmuthiges Gedicht, dessen Ueberschrift: „Was wir bringen?" ist, und das uns, wie auch schon die Ankündigung besagte, „Altes und Neues" verheißt. Wozu aber Altes? Giebt's denn hier nicht genug Zusammengeleimtes und Gepapptes, Gedruckdiebtes, Nachgeschriebenes und Nachgedachtes? und brauchen so würdig auftretende Veteranen unserer Literatur, die hier, wie ich wähne, ihre Zusammenkünfte halten wollen, die Manuscripte oder gar das Gedruckte Anderer aus der Tasche zu ziehen, wenn sie sich einmal etwas vorlesen und vorsingen wollen? Das nur tadle ich, und gewiß mit Recht, und über sonst nichts will ich so laut meine Stimme erheben. — Ein prosaischer Aufsatz von Schmidt von Lübeck, über die Dichterin Roswitha, hat ein sehr großes Interesse und unterhält angenehm, wenn man gleich kein tiefes Forschen darin suchen, sondern sich meist mit Vermuthungen begnügen muß; was aber damit entschuldigt werden kann: daß ein ungeheurer Zeitaufwand, und mehr noch eine günstige Gelegenheit dazu gehören würde, tiefer zu gehen und genau und genügend zu werden. Ein Verzeichniß von den Werken der merkwürdigen Dichterin ist angehängt. Den eigentlichen Werth der Uebersetzung von Roswithens lateinischem Gedichte: „über die Gründung des Klosters zu Gandersheim" kann Referent nicht beurtheilen, da das Original ihm zwar bekannt, aber nicht in seinem Besitz ist. Was hier zu Tage gefordert wurde, liest sich — die natürliche Trockenheit, welche Roswithens Original eigenthümlich besitzt, abgerechnet — recht gut, ob auch poetische Licenzen dabei benutzt werden mußten. — Der dritte Aufsatz, mit R. B. bezeichnet, ist durchaus gehaltlos und ohne jegliches Interesse; es ist eine Art von langweiliger Anekdote über einen Staatsmann Carl I. von England, der Julius Cäsar hieß, und führt den Titel: „das böse Gewissen". — Ein nun folgendes Gedicht „der Schleier" von G. W. O. von Ries, hat sich dadurch für jetzt jeglicher Beurtheilung entzogen: daß von den mehreren Abtheilungen hier nur die Einleitung erst gegeben ward. Wenn die Erzählung nicht für die stolpernden Verse entschädigt, so wird die Kritik etwas scharf verfahren müssen. — Die Briefe eines reisenden Hamburgers in den Jahren 1753 und 1754 können nicht interessiren, da sie so oft abgehaspelte Dinge enthalten, daß man schon nach wenigen Einblicken zu Weiterem eilen wird, wenn man nicht ex officio lesen und fortfahren muß. — Winfried selbst hat die „Einsamkeit" lieblich besungen und L. M. Holm nicht minder erfreulich „Doberan". — Im „Mancherlei" dieses Heftes wird Herr Franz Horn zu gleicher Zeit bezuckert und bepfeffert; dieser ist es ja aber schon gewohnt, hie und da auf Polemiken aller Gattung zu stoßen; es ist doch zum Erstaunen, wie solches Thorengeschlecht wuchert! Der liebe Kotzebue — Gott hab' ihn selig! — hat, wie ich glaube, die Sitte eingeführt, von ihm bekrittelte Aufsätze mit einem (?) zu begleiten, die da eigentlich reden sollen, statt zu fragen, und dieser Gebrauch hat zahlreiche Nachahmer gefunden; so auch hier, wo eingeklammerte Fragezeichen, nur zum Theil mit Worten erklärt, sich dem Auge präsentiren. — Wir wollen diesen Bericht über das Heftlein mit seinem eigenen Schluße schließen, indem wir ein sehr auffälliges Distichen hersetzen, welches die Ueberschrift hat:

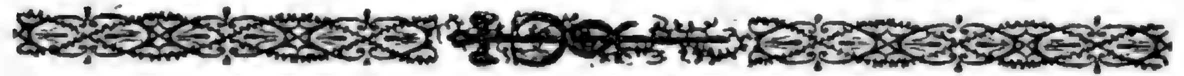
„Bei Gelegenheit.

Irrte Stollberg? Es sey! Doch tönt sein Schwanenlied Liebe;
Da des Irrens Bericht widrig, wie Staupenschlag, schwirrt."

X.

1820. No. VIII.

# Blatt der Ankündigungen.



## Literarische Anzeige.

### Neue National-Chronik der Teutschen.

Herausgegeben von Johann Gottfried Pahl.

Diese Zeitschrift, deren Andenken in dem großen und achtungswürdigen Kreise ihrer Leser noch immer nicht erloschen ist, wird mit dem Anfange des künftigen Jahres, nach einer langen Unterbrechung, ihren Lauf wieder beginnen. Sie reihte sich im Jahr 1801 an die politischen Journale des Vaterlandes an, erwarb sich, bei großer Ungunst der äußeren Umstände, durch eifriges Streben auf Gediegenheit des inneren Gehalts, ein zahlreiches Publikum, folgte darstellend, beurtheilend und mit Erweckung und Trost die Gemüther ansprechend, der immer düsterer und demüthigender erscheinenden vaterländischen Tagsgeschichte, und wand sich lange mühsam, und mannigfaltig beschränkt und bedrückt, durch die Gefahren einer alle Selbständigkeit und Wahrheit niedertretenden Zeit, bis endlich die siegende Gewalt auch über sie das Urtheil der Vernichtung aussprach. Dies Schicksal eines weit verbreiteten

und mit Liebe gelesenen Blattes, in dem noch immer die Laute des verhöhnten und verfolgten teutschen Gemeinsinns ertönten, erregte den allgemeinsten Unwillen; aber der Herausgeber ertrug dasselbe um so leichter, da bereits die Zeit so tief im Argen lag, daß dem politischen Schriftsteller nur noch die Alternative übrig blieb, entweder ein Verräther an der Wahrheit zu werden, oder ein Märtyrer.

Indessen trieb die in wildem Trotze einherfahrende Tyrannei ihr Werk, bis es endlich der Eintracht der Fürsten und der Treue der Völker gelang, sie zu stürzen und die Selbstständigkeit des Vaterlandes, die Unabhängigkeit der Regenten und die tief verletzte Würde der Nation wieder herzustellen. In jenen schönen Tagen des gerechtesten Sieges und der erhebendsten Hoffnungen ergingen der Erinnerungen unzähliche: daß es nun wieder Zeit sey, daß die „National-Chronik der Teutschen“ in ihrer Weise ausspreche: wie in diesem großen Akte der Erneuerung der vaterländischen Verhältnisse unser Volk seinen alten Charakter bewähren, und wie es verständig und besonnen, und geleitet durch seine nie verläugnete Scheu für Wahrheit und Recht, den Grund zu einer vollkommenen bürgerlichen Ordnung legen und befestigen müsse. Es gingen aber Jahre dahin, während immer wiederkehrende äußere Hindernisse es dem Herausgeber unmöglich machten, die Wünsche seiner alten Leser zu erfüllen. Erst jetzt sind diese Hindernisse beseitigt, und so tritt die „National-Chronik der Teutschen“ in die zweite Periode ihres Lebens ein.

Ueber den Plan und den Zweck dieses Blattes viel zu sagen, wird nicht nöthig seyn, da dasjenige, was in den früher erschienenen acht Jahrgängen geleistet worden, in Ansehung des Stoffs und der Form, den künftigen zum Vorbilde dienen wird. Man weiß, daß hier von keiner Zeitung im eigentlichen Sinne die Rede ist, und daß auf das Verdienst, welchs durch einfache Aufzählung der Thatsachen, durch Neuheit und durch Reichthum des Details erworben wird, kein Anspruch gemacht werden darf. Dagegen löst dieses Blatt seine Aufgabe, indem es die vaterländische Tagesgeschichte auf einem höheren, allgemeine Ansichten gewährenden Standpunkte betrachtet, ihre Erscheinungen in leichten Umrissen, in charakteristischen Zeichnungen und in ausgeführten Gemälden darstellt, die Entwickelung des Gegenwärtigen aus der Vergangenheit nachweist, durch historische, geographische und statistische Bemerkungen und Schilderungen den Gesichtskreis des Lesers erhellt und erweitert, die Charaktere, die Ereignisse und die Staats-Verhandlungen auf der Wagschaale der Politik und der Sittlichkeit prüft und also einen Reichthum von Materialien anhäuft, in dessen Besitz es dem denkenden Leser leichter wird, den Geist zu fassen, der in dem menschlichen und bürgerlichen Leben dieser Zeit waltet, und den Sinn zu deuten, der in seinen Erscheinungen sich offenbart.

Von dem neuen Jahre an erscheint denn von dieser Zeitschrift, in dem Verlage des Unterzeichneten, wöchentlich ein Stück von einem Bogen, in 4to, welches öfters mit einer Beilage begleitet seyn wird. Am Schlusse des Jahrs werden Titel, Vorrede und Register nachgeliefert, so daß das Ganze, das keine Trennung erträgt, gebunden werden kann. Der jährliche Preis ist, mit Einschluß der Stempeltaxe, auf 5 fl. rheinl. oder 3 Thlr. sächs. gesetzt, welcher Betrag bei Empfang der ersten Nummer entrichtet wird. Die Haupt-Spedition hat die Königl. Löbl. Haupt-Ober-Postamts-Zeitungs-Expedition in Stuttgart übernommen, die Bestellungen können also bei allen Löbl. in- und ausländischen Postämtern gemacht werden. In allen Buchhandlungen Teutschlands ist dies Journal monatlich um obigen Preis zu erhalten. — Für ganz Sachsen nimmt Herr Carl Cnobloch, Buchhändler in Leipzig, monatliche Bestellungen an. Die allernächstgelegenen Abnehmer belieben sich an den Verleger zu wenden.

Ellwangen und Gmünd, im Königreich Würtemberg, im Oktober 1819.

Rittersche Buchhandlung.

---

Durch alle Buchhandlungen ist folgendes so eben erschienene höchst merkwürdige Werk zu haben:

**Deutschland und der Gottesfriede.**

Sendschreiben

an H. Görres gegen seine letzte Schrift, mit Auszügen aus derselben,

von

P. F. Stuhr.

Preis: 1 Thlr. 12 Gr.

Berlin. Maurersche Buchhandlung.
Poststraße Nr. 29.

---

So eben ist erschienen:

**Archiv der Teutschen Landwirthschaft.**

Herausgegeben im Verein der Thüringischen Landwirthschafts-Gesellschaft zu Langensalza

von

Dr. Friedrich Pohl,

Ordentlicher Professor der Oekonomie und Technologie zu Leipzig.

1820. Januar.

Inhalt. Blicke auf das Wirthschafts-Jahr 1819. — Noch einige Worte über die höchste Benutzung der Ritter- und Kammergüter. — Ueber das Säen des Getreides. — Ueber das dichte und dünne Säen. — Bemerkungen über den Baumkrebs. — Bekanntmachung einer wichtigen landwirthschaftlichen Erfindung. — Anzeigen.

Den aus 12 Monatsheften bestehenden Jahrgang dieses nützlichen Journals, welches jedem Landwirth, der mit der Zeit fortschreiten will, zu empfehlen ist, kann man durch sämmtliche Buchhandlungen und Postämter für den Preis von 4 Thlr. 12 Gr. beziehen.

Berlin und Leipzig.

---

Bei Tendler et Comp. in Wien ist erschienen und an alle Buchhandlungen versandt:

**Bühnen-Spiele**

von

F. Grafen von Riesch.

Erster und zweiter Band. 1820.

In Umschlag broschirt 2 Thlr.

Davon sind auch einzeln zu haben: der erste Band unter dem besonderen Titel:

## Lustspiele von F. Grafen von Riesch.

Erster Band, broch. 1 Thlr.

Enthaltend:

Polybius, Lustspiel in 2 Aufzügen.
Die Werbung, in 1 Aufzug.
Der Zaubergürtel, in 2 Aufzügen.
Die Nebenbuhlerin, in 1 Aufzug.
Die Fürstin von Astrachan, in 2 Aufzügen.
Die treuen Ungetreuen, in 1 Aufzug.
Wer bin ich? — in 2 Aufzügen.

Aus dem zweiten Bande sind einzeln zu haben:

### Der Sturz in den Abgrund,

Drama in drei Aufzügen, broch. 14 Gr.

### Gabriele,

Trauerspiel in fünf Aufzügen, broch. 16 Gr.

Der bereits durch frühere Arbeiten, besonders durch die vor einigen Jahren in Berlin erschienene und mit dem größten Beifall aufgenommene metrische Bearbeitung des „Germanicus" von Arnault, ferner durch seine „Blüthenkränze der Phantasie" u. s. w. der gebildeten Lesewelt auf das Vortheilhafteste bekannt gewordene geistreiche Dichter befestigt durch vorstehendes Werk aufs Neue seinen schon früher gegründeten literarischen Ruf, indem er durch obige Blätter eine gewiß allen Bühnen willkommene Gabe liefert.

Für möglichst korrekten und gefälligen Druck, auch schönes Papier haben wir gesorgt und durch wohlfeilen Preis auch Unbemittelten den Ankauf erleichtert.

Die Verlagshandlung.

---

## Anzeige eines empfehlungswerthen Werks über Mathematik für Schulen.

In der Maurerschen Buchhandlung in Berlin ist erschienen und zu haben:

### Elementar-Geometrie und Trigonometrie, zunächst für Preußens Schulen bestimmt.

Von

Dr. M. Ohm,

Ober-Lehrer der Mathematik und Physik am Gymnasium zu Thorn.

Preis 12 Gr.

Zur Empfehlung dieses Werks setzen wir hier den Schluß der Rezension in der „kritischen Bibliothek für Deutschlands Schul- und Unterrichtswesen" her:

„Das Ganze giebt eine vortrefliche Uebersicht über alle Gegenstände der Geometrie und Trigonometrie, aus ihren Grundsätzen abgeleitet; wobei wir nur hin und wieder eine kleine Abänderung in der Folge der Sätze zweckmäßig finden. Uebrigens können wir dies Werk aus voller Ueberzeugung von seiner Brauchbarkeit empfehlen."

---

In der Maurerschen Buchhandlung sind die „Schriften von F. W. Gubitz". Zwei Bände, wieder zu bekommen, nachdem die Holzschnitte dazu (in der Colorit- und Tusch-Manier) von neuem gedruckt sind. Jene Bände haben auch die Titel:

## Was mir einfiel!

Unterhaltung-Blätter für Denk- und Lachlust,

und

## Theater-Spiele

von

F. W. Gubitz.

Inhalt des ersten Bandes: Der Verschlossene. Die Rezension und der Ball-Anzug. Der Stein im Schatzhause. Gluth- und Wuthrede vom Geiste des Paters Abraham a Sancta Clara. Die Drachenbändiger. Der Freiheit-Apostel. Alswith und Singa. Die Temperamente bei dem Verluste der Geliebten. Das stumme Kind. Aufruf zum Trinken. Der Kampf für Wahrheit. Der Liebe Vergänglichkeit. Swend und Edda. Raths-Dekret. Böse Launen. Der Jüngling und die Sprode. Entschuldigung eines Trinkers. Bild der Sinne. Hans Dampf. Weiblicher Reiz. Volkslied für gute Fürsten. Fried' und Unschuld. Als ein Stand weniger zahlen wollte. Sinn-Blüthe. Erro von Schlins. Gesellschaftslied. An Gott. Lied der Zigeunerin für ein krankes Mädchen. Frühlinglied. Sommerlied. Der reiche Bürgermeister. Herbstlied. Avar. Winterlied. Einem schenklustigen kleinen Fürsten. Der Liebsüchtige. Philosophie. Bild der Seele. Kampfruf. Der Engel auf dem Schlachtfelde. Als Blanda über Augenschwäche klagte. Trinklied. Bemerkung eines alten Schulmeisters. Des Küsters Abentheuer. Bei eines Mädchens Frage über „mir und mich". Die Schlacht bei Sempach. Lied des Schmachtenden. Pachter Kurios. Beruf zum Trinken. Grabschrift eines bösen Ministers. Innere Stimme. Lieb' und Wein. An die Allmacht. Das Mädchen und der König. Woher das? Hymnus an die Freiheit. Grabschrift eines Selbstmörders. Der graue Thurm am See. An manche Forscher. Bei dem Tode eines frommen Mädchens. An den versammelten Kriegsrath zu ***. Der brave Offizier. Zwölf Epigramme gegen die Frauen. Die Gebote der Liebe. — Inhalt des zweiten Bandes: Die Prinzessin, Lustspiel in 5 Akten. Sappho, Monodrama. Die selige Frau, Lustspiel in 1 Akt. Lieb' und Friede, Schauspiel in 1 Akt.

Preis 4 Thlr.

---

## Interessante Anzeige für Zeit-Beobachter.

Durch alle Buchhandlungen ist folgendes Werk zu haben:

### Die alten und neuen Spanier.

Ein Völker-Spiegel.

Von

Dr. Ignatius Feßler.

Mit Kupfern und einer Charte.

Preis 4 Thlr. 8 Gr.

In diesen Tagen, wo eine neue Umgestaltung in Spanien die Blicke aller Denkenden auf dieses Land richtet, ist das genannte Werk angelegentlich zu empfehlen, indem es über die Geschichte und die Bildung des spanischen Volkes in jeder Hinsicht eine vollständige Ansicht und über Vieles hellen Aufschluß giebt.

Berlin. Maurersche Buchhandlung.

---

## Gesammelte Briefe von Julie.

Vier Bände. 2te verbesserte Auflage. Mit Kupfern. 8. Leipzig, in der Gräffschen Buchhandlung.

Preis 5 Thlr., sauber geheftet 5 Thlr. 4 Gr.

(Sämmtliche angezeigte Bücher sind durch die Maurersche Buchhandlung in Berlin, Poststraße Nr. 29, und durch die Gräffsche Buchhandlung in Leipzig zu bekommen.)

# Bemerker.  No. 9. 1820

Beilage zum 72sten Blatte des Gesellschafters.

## Antwort auf Herrn Philippi's Suum cuique in Nr. 36 des „Literarischen Merkurs".

Daß hinsichtlich des Erfinders wie der Tendenz der, im 40sten Blatte des „Gesellschafters" besprochenen Maskengruppe in ganz Dresden einst nur eine Stimme gewesen sey, ergiebt sich nun selbst aus Hrn. Philippi's Suum cuique, indem er sagt: daß er die Ehre jener Erfindung nun auch öffentlich gebührend zurück weisen müsse. Der Correspondent war also kein absichtlicher Lügner, am allerwenigsten aber ein Lügner aus dem FF; und in ganz Dresden mußten doch wohl Gründe walten: warum man die Erfindung und Veranstaltung jener Masken-Gruppe gerade dem Redakteur des „Literarischen Merkurs" zutraute. — Aus demselben Philippischen Suum cuique ergiebt sich aber auch: daß der Correspondent das Spötteln und Häkeln des „Literarischen Merkurs" gegen die „Abendzeitung" nicht aus der Luft gegriffen, indem Hr. Ph. selbst gesteht: daß es, durch Nothwehr veranlaßt (?), wirklich einige Mal statt gefunden habe. Hätte Letzterer aber auch etwas, das zu seiner Zeit zeitungkundig geworden, ableugnen wollen, nun so müßte er gewesen seyn, was er gewiß so wenig ist und seyn will, als der Correspondent, nämlich — ein Lügner aus dem FF. — Wenn aber dem Correspondenten, im Betreff jener hämischen Maske, die Galle ein wenig überlief, so lag dies einzig in dem wohl gerechten Unwillen über den bösen Willen: auf die boshafteste Art, vor einer ganzen Stadt, drei Manner lächerlich zu machen, deren literarische Verdienste in Deutschland ehrenvoll anerkannt sind, und er freut sich innig, aus dem Suum cuique öffentlich zu hören: daß Herr Philippi weder mit Erfindung noch Darstellung jener Maske sich befleckte. Daß übrigens — wer auch letztere erfunden oder dargestellt habe — die literarischen Sadrach, Mesach und Abednego, nebst Vespertinen, aus dem Feuerofen des Spottes, gleich ihren Flammengenossen im alten Testamente, unversehrt hervor gehen würden, das konnte der, welcher sie hinein schickte, wohl voraus sehen. Was anders mochte er also damit bezwecken, als — einen Gallen-Erguß. Nun, hat er damit vielleicht einem Gallenfieber — wohl gar einem theatralischen — das ihn bedroht, vorgebeugt, so werden jene drei Männer ihm gewiß gern verzeihen, daß er sie auf ein Paar Tage — denn länger wird in Residenzen nichts besprochen — in den Feuerofen des Spottes drängte. F.

## Berichtigung.

Im 60sten Blatte des „Gesellschafters" befindet sich ein Aufsatz über einige Conzerte und das Theater in Breslau, der mit einer Erwähnung des durch Herrn Löwe's Gastspiel veranlaßten kleinen Federkriegs schließt, und indem der Verfasser mit wunderlicher Wichtigkeit den guten Absatz der Oktav-Blättchen rühmt, die der Herr Dr. Hermann bei dieser Gelegenheit auf die Straße warf, vermeint er zugleich den vollkommnen Sieg des genannten Herrn Doktors dargethan zu haben. In Breslau hat man eine andere Meinung über diese Sache, und da Schreiber dieses (der ad perpetuum silentium gebracht seyn sollende Jüngling und Schauspieler Karl von Holtei) selbst in die Händel verwickelt war, so steht ihm keine Aufzählung der Stimmen für und wider zu. Er will nur versichern: daß sein silentium nicht länger gedauert hat, als vom Mittwoch, wo Dr. Hermann's Rüge erschien, bis zum nächsten Sonnabend, wo das 41ste Blatt der neuen Breslauer Zeitung eine Abfertigung des Herrn Dr. H. enthielt, die derselbe bis heute noch nicht beantwortet hat; das heißt: in und mit seinem Namen. Man sagt: daß er ungenannte und unbekannte Freunde haben soll, die es über sich nehmen, ihm das Wort zu reden und schonungslose Urtheile über mich und andere seiner Gegner aus zu sprechen; aber das kann für keine Widerlegung meiner Anklagen, sondern nur für die schmerzhafte Wirkung derselben angesehen werden. Die Beilage der „Abendzeitung" (Wegweiser im Gebiete der Künste und Wissenschaften Nr. 13, Sonnabend den 1. April) enthält eine ergebene Bitte an deutsche Redaktionen, die sich darauf bezieht. — Daß ich es nur gestehe: wir glauben an die ungenannten und unbekannten Freunde nicht, und rufen dem Verfasser der verschiedenen Aufsätze ein Paar Zeilen aus einem hier von Hand zu Hand gehenden Gedicht zu:

> Du Ungenannter, sag' uns an:
> Bist du ein Herr, bist du ein Mann?

Worauf wir seine Antwort vernehmen:

> Ein Mann zwar bin ich, doch kein Herr,
> Ich schreib' mich nur mit einem R.

Breslau, am 20. April 1820.

## Ueber den Nachdrucker Herrn Dr. Pappe in Hamburg.

Sollte Herr Dr. Pappe, berühmt durch sein Spicilegium auf fremden Aeckern, selbst den Witz aufgestapelt haben, der im 32sten Blatte dieses Jahrgangs seiner „Lesefrüchte" steht? — Wie nennt er das Ding doch gleich bei dem rechten Namen! Lesefrüchte! — wer liest emsiger Früchte auf den Aeckern Anderer als er! Es ist nur der Unterschied zwischen dem Aehren-Lesen des Herrn Doktors und dem anderer armen Leute: daß Letztere sich damit begnügen, einzelne nachgebliebene Aehren auf zu lesen, Ersterer aber nicht allein ganze Garbenbündel, sondern gar Wagen voll in seinen acquirirten Speicher bringt. Es ist dies für die Leser freilich besser, als wenn er sein eigenes leeres Stroh drischt, oder Hexel aus dem Theile des Körpers, der auch bei ihm — ohne Grund — Kopf heißt, heraus giebt; aber für Die, denen er in aller Schnelligkeit das Gute ihrer Zeitschriften, Almanache u. s. w. entwendet, ist dies schlimm; und es wäre endlich Zeit: daß der Senat den Hrn. Doktor zwänge, das siebente Gebot auch einmal als Lesefrucht auf zu finden; wobei die Väter dieser Stadt sie ihm so gepfeffert einmachen müßten, daß ihm der Appetit nach den fremden Früchten ganz und gar verginge. — Besagter Aufsatz in Nr. 32 greift die „schrift-

stellernden Frauen" an, oder sucht dies zu thun. Schon viele Männer vor dem Herrn Doktor, jedoch mit besserem Erfolge, wollten den Frauen die Feder aus der Hand nehmen, und diese bloß mit der Spindel bewaffnen, indem sie die Schriftstellerei derselben lächerlich machten; wie kann aber Herr Doktor Pappe!! einen gleichen Versuch wagen? Weiß der gute Mann denn noch nicht: daß der Nymbus seiner eigenen Lächerlichkeit so groß und blendend ist, daß jeder andere, den er in die Nähe desselben bringt, unscheinbarer davon wird, als der Merkur in der Sonnennähe? — Ganz gemüthlich nennt er die Schriftstellerinnen sämmtlich bei den vertraulichsten Namen, als: Lieschen, Tinchen, Malchen, Lotte u. s. w.; sollte man daraus nicht den Schluß ziehen: der Herr Doktor sey der Hausfreund dieser Damen? Und trotz dem bedruckbiebt er auch diese seine guten Freundinnen nach der Reihe! Welch ein Mißbrauch der Gastfreundschaft! Wahrlich, in diesem Punkte beschämen ihn selbst die rohen Beduinen-Araber, mit denen er doch sonst so viele Aehnlichkeit hat; d. h. er und sie nehmen, wo sie's kriegen können. Aber welch vergebliches Bemühen, den Herrn Doktor Pappe zur Ehrbarkeit und Pflicht zurück führen zu wollen! Gleich der Camille blüht und duftet er um so mehr — Einige nennen den Duft der Camille Gestank — je mehr man ihn tritt. Nun, getreten wird der Herr Doktor aller Orten genug; man sollte fast glauben, er habe seinen Namen — Pappe — davon abgeleitet! Aber — das Schlegelsche Wort: „Von der Ente lernt' ich unterducken!" — wie half es ihm bisher aus der Noth! Welcher Steinwurf, er sey auch noch so grob, vermöchte ihn von der Pfütze zu vertreiben, die ihn mästet? Er duckt unter! Selbst dieses Manoeuvre ist zu seinem Vortheil, denn sicher findet er auf dem Grunde irgend ein Nahrungsmittel, das er aus seiner schmutzigen Tiefe mit herauf bringt und sich vor den Augen seiner, mit Recht entrüsteten Ankläger damit nährt. Aber freilich bei allen glücklichen Acquisitionen wird er doch nicht fett; die Sünde, die ihn füttert, scheint ihn auch wieder ab zu zehren; und wenn Falstaf im „König Heinrich" sagt: „Die viele Sorge, der Kummer sind es, die mich so aufblasen!" so ist auf den Herrn Doktor vielleicht der entgegen gesetzte Satz an zu wenden: die Freude des Gelingens giebt ihm ein sehr betrübtes Ansehen. — Doch für jetzt wieder einmal genug hiervon! Ich wende mich nur noch mit einer höflichen Reverenz zu den schriftstellernden Damen, um bei ihnen an zu fragen: ob sie nicht eine solche Erwiederung auf einen plumpen Angriff des Herrn Doktors gerecht finden? Ein solcher Mensch will sich über ehrliche Schriftstellerinnen lustig machen, da er doch seinem Schutzpatron, dem Merkur, danken sollte, will man es vergessen, daß er in der Welt ist: welches auch geschehen soll, außer wenn er bei diebischen Nachdruckern erwähnt werden muß.

***.

1820. No. IX.

# Blatt der Ankündigungen.



## Iduna, Schriften deutscher Frauen, gewidmet den Frauen.

Herausgegeben

von Helmina von Chezy und Fanny Tarnow.

Der Gedanke einer Zeitschrift für Frauen, von Frauen verfaßt, ist zu natürlich und zweckmäßig, um ganz neu zu seyn; indeß scheint es uns wichtig, und wir möchten sagen, nothwendig, ihn in unserer Zeit von Neuem zu ergreifen. Die Theilnahme der geehrtesten vaterländischen Schriftstellerinnen wird uns unterstützen, und so dürfen wir hoffen, des Guten und Schönen viel dar zu bringen und durch ein ruhiges ausdauerndes Streben ein rühmliches Ziel zu erreichen. Gern wird die sorgsame Mutter der Tochter diese Schrift zu lesen geben, und so manches ernste Wort der Zeit wird mit Liebe aufgenommen werden, weil Ernst und Wahrheit in Frauenherz und Munde Liebe sind. — Unsere Schrift umfaßt solche Gegenstände, womit sich edle Frauen gern beschäftigen, weil sie zur höheren Ausbildung des weiblichen Sinnes und Wesens gehören. Möge sie durch frischen und heiteren Schmuck erfreuen, wie der Frühling durch seine Blüthengaben, und möge sie die Liebe finden, aus der sie hervor geht! — Dresden, im Frühling 1820.

Die „Iduna" erscheint im Verlage des Unterzeichneten, in zwanglosen Heften von 18—20 Bogen gr. 8. von Johannis 1820 an. Der Preis des halben Jahrgangs, aus zwei Heften bestehend, ist 3 Thaler. Die Zierden des Umschlags, Druck und Papier werden dies Werk auch äußerlich seiner Bestimmung würdig erscheinen lassen. — (Bestellungen auf die „Iduna" nimmt die Maurersche Buchhandlung in Berlin an.)

Chemnitz, 1820. C. G. Kretschmar.

---

## Den Herren Buchhändlern und Buchdruckern.

Auf der folgenden Seite finden sich wieder (wie im „Blatt d. Ankündigungen" Nr. I. 1817, Nr. III. 1818, Nr. V. u. VII. 1819) Abdrücke von Vignetten (theils von mir, theils von meinen Schülern), welche in guten Metall-Abgüssen für die beigesetzten Preise zu haben sind. Ich ließ sie auf der gewöhnlichen Buchdrucker-Presse (in der G. Haynschen Offizin) abdrucken, damit Jeder sie gleich so sehe: wie er sich Abdrücke in großer Anzahl (man darf bei jedem Abguß auf 20,000 rechnen) selbst liefern kann. Das ganze Sortiment (aus mehr als 400 Nummern bestehend) ist jetzt so vollständig, daß bei einer Bezeichnung der Gegenstände, für welche man Vignetten oder Einfassungen (nach zu bestimmenden Formaten) zu haben wünscht, ich sie sogleich senden kann. In diesen Blättern gebe ich nur zuweilen Abdrücke von Sachen, womit das Sortiment eben vermehrt ist. — Alle Briefe erwarte ich postfrei.

F. W. Gubitz, Professor.


35. 2 Thlr.
36. 2 Thlr.
37. 2 Thlr.
38. 1 Thlr. 12 Gr.
39. 1 Thlr. 12 Gr.
41. 1 Thlr.
42. 1 Thlr.
43. 1 Thlr. 12 Gr.
44. 20 Gr.
45. 20 Gr.
46. 1 Thlr.
47. 1 Thlr.
48. 2 Thlr.
49. 2 Thlr.
50. 2 Thlr.
51. 2 Thlr.

## Literarische Anzeige.

Bei J. F. Gleditsch in Leipzig ist erschienen und wurde versandt:

### Allgemeine Encyclopädie der Wissenschaften und Künste

von Ersch und Gruber.

Dritter Theil. Mit 9 Kupfertafeln. gr. 4.

Ale — Anax.

Der 4te Theil wird nächstens beendigt, und es sind ausführliche Ankündigungen in allen Buchhandlungen und bei dem Verleger zu erlangen.

Der Subscriptions-Preis für den 1sten bis 8ten Theil ist auf weiss Druckpap. 30 Thlr. 16 Gr., auf groß Velinpap. 40 Thlr. sächs. Bei direkter Bestellung von 4 Exemplaren erhält der Besteller das 5te Exemplar gratis, welches für diejenigen Orte gilt, wo sich keine Buchhandlungen befinden.

---

So eben ist die 2te Auflage von folgendem, mit Beifall aufgenommenen Werke erschienen:

### Das Ganze der Taschenspielerkunst

ohne großen Apparat und Kosten die seltensten und auffallendsten Zauberstücke zu machen.

Zum geselligen Vergnügen

von

Eckartshausen, Goget und Pinetti.

Herausgegeben

von

Agrippa von Nettesheim.

Mit Kupfern.

Geheftet 20 Gr.

Dieses Buch giebt einen vollständigen Unterricht in den vorzüglichsten Kunststücken aller Art, die im geselligen Kreise viel Vergnügen und Aufheiterung schaffen werden.

Berlin. Maurersche Buchhandlung. Poststraße Nr. 29.

---

In unten genannter Buchhandlung ist kürzlich erschienen, neu oder in neuen verbesserten Auflagen:

Klügel, Anfangsgründe der Arithmetik, Geometrie, Trigonometrie. 6te Aufl., verbessert von C. G. Zimmermann, mit 3 Kupfern. gr. 8. 12 Gr.

Theod. Heinsius, die Sprachschule oder geordneter Stoff zu deutschen Sprachübungen für Schule und Haus. 2te Aufl. 10 Gr.

Wilmsen, Vorübungen zum Briefschreiben für die Jugend. 3te Aufl. 8. 20 Gr.

Dr. Stein, teutsch-griechisches Handwörterbuch. gr. 8. 1 Thlr. 8 Gr.

F. Rambach, Odeum, eine Sammlung deutscher Gedichte aus unterschiedenen Gattungen, zum Behuf des Unterrichts und Uebung in der Declamation, 1ster Theil 12 Gr. 2ter 18 Gr. 3ter und 4ter 1 Thlr. 18 Gr., alle 4 Theile also 3 Thlr.

Eschenburg, Handbuch der klassischen Literatur. 6te verb. Aufl. gr. 8. 2 Thlr.

— Entwurf einer Theorie und Literatur der schönen Redekünste. 4te verb. Aufl. 1 Thlr. 6 Gr.

— Lehrbuch der Wissenschaftskunde. 3te verb. Auflage. gr. 8. 1 Thlr. 6 Gr.

A. Hartung, Anleitung zum richtigen Gebrauch der deutschen Sprache, in erläuternden Beispielen. 8. 14 Gr.

Dessen Lesebuch für die ersten Anfänger zur Beförderung des Nachdenkens und Bildung des Herzens. 3te verm. Aufl. 8. 20 Gr.

J. G. Sulzer, Vorübungen zur Erweckung der Aufmerksamkeit und des Nachdenkens. 1ster Thl. 4 Gr. 2ter Thl. 10 Gr. 3ter Thl. 8 Gr. 4ter Thl. (für den Lehrer) 6 Gr.

J. M. Schröckh, Lehrbuch der allgemeinen Weltgeschichte. 6te Aufl. von Pölitz. Mit einem Anhang der sächsischen und brandenburgischen Geschichte. 8. 12 Gr. (44 Bogen.)

C. H. Giesel, Leitfaden zu dem Religions-Unterricht für Confirmanden, nach Anleitung des Lutherschen Catechismus.

F. W. V. Schmidt, Sammlung französischer Schriftsteller aus dem 19ten bis zum 13ten Jahrhundert zurück. Mit einem Wörterbuch für die verschollenen alten Wörter. Für den gelehrten Unterricht. 8. 16 Gr.

A. Hartung, Anleitung zum Gedankenrechnen, in erläuternden Beispielen. 8. 10 Gr.

Alle kritischen Blätter sind über den Werth dieser Schulbücher einverstanden, in vielen Anstalten sind sie seit langer Zeit mit Nutzen eingeführt. Sollten Schul-Directoren vielleicht noch zu bevorstehenden Cursus-Veränderungen auf eines oder das andere Rücksicht nehmen wollen, so erbietet sich die Verlagshandlung, in Parthien einen noch billigeren Preis zu machen, auch auf Verlangen zur Prüfung 1 Exemplar ohnentgeldlich ein zu reichen.

Nicolaische Buchhandlung in Berlin und Stettin.

---

## Interessante Anzeige für Zeit-Beobachter.

Durch alle Buchhandlungen ist folgendes Werk zu haben:

### Die alten und neuen Spanier.

Ein Völker-Spiegel.

Von

Dr. Ignatius Feßler.

Mit Kupfern und einer Charte.

Preis 4 Thlr. 8 Gr.

In diesen Tagen, wo eine neue Umstaltung in Spanien die Blicke aller Denkenden auf dieses Land richtet, ist das genannte Werk angelegentlich zu empfehlen, indem es über die Geschichte und die Bildung des spanischen Volkes in jeder Hinsicht eine vollständige Ansicht und über Vieles hellen Ausschluß giebt.

Berlin. Maurersche Buchhandlung.

(Sämmtliche angezeigte Bücher sind durch die Maurersche Buchhandlung in Berlin, Poststraße Nr. 29, und durch die Gräffsche Buchhandlung in Leipzig zu bekommen.)

Bemerker.  No. 10. 1820.

Beilage zum 88sten Blatte des Gesellschafters.

## Ueber Einsendungen zum „Gesellschafter".

Nach einer mir übersandten Widerlegung steht in einer Hamburger Zeitschrift, welche nicht in meine Hände kommt, ein, auch gegen mich gerichteter Aufsatz über einen, im vorjährigen „Gesellschafter" abgedruckten Bericht aus Copenhagen, das dänische Volkslied betreffend. Jene Widerlegung will das Vergeltungsrecht üben; in meiner Gleichgültigkeit bei dergleichen scheelsüchtigen Angriffen halte ich es aber für gut, die lange Gegenrede zurück zu senden. Ist jedoch, wie ich bei dieser Gelegenheit las, dort behauptet: jener Bericht sey von keinem Dänen, sondern wohl gar von mir selbst geschrieben, so erkläre ich hiemit eine solche Behauptung für alberne Lüge und bedauere den, dem dies nicht sogleich einleuchtete.

Die kleine Abhandlung „über die homöopathische Heil-Methode" werde ich abdrucken lassen, sobald sich der, wahrscheinlich in Berlin lebende Verfasser mir wird genannt haben. G z.

## An den Herausgeber des „Gesellschafters".

Im 48sten Blatte des „Gesellschafters" wird, von Dresden aus, gemeldet: es gehe dort das Gerücht, daß eine Dame, die vor einigen Jahren in Dresden Aufsehen gemacht, nach Hayti gekommen sey und jetzt mit König Heinrich I. den Thron theile. Es ist dies wohl ein Schwank, wie jener von der Krone, die vor 3 oder 4 Jahren ein Leipziger Juwelier für denselben Fürsten verfertigt haben soll, nur daß dieser der moralischen Würde eines strengsittlichen Mannes, der auch dafür bekannt ist, nahe tritt, während der letzt erwähnte ganz unschuldiger Natur war. König Heinrich ist seit dem Jahre 1793 vermählt, und haßt, da er selbst in einer höchst glücklichen Ehe lebt, nichts mehr als Geringachtung ehelicher Bande; darum es auch (was freilich mit den Sitten der vormaligen französischen Kolonisten im Widerspruch steht und in Europa etwas altmodisch klingen mag) den Rittern des von ihm gestifteten Ordens vom heil. Heinrich zur besonderen Pflicht gemacht ist: „brave und treue Gatten zu seyn." Ein Mann, welcher den Hof von Sans-Souci genau kennt, schrieb mir vor einiger Zeit in Beziehung auf das eheliche Leben des Königs Folgendes: „...dans ses moeurs privées il est bon père, bon mari, époux délicate et attentionné; pendant vingt-cinq ans d'union, la Reine, son auguste épouse, a toujours été l'object de sa plus tendre affection et il a pour ses enfans un attachement et une amitié vraimant paternelle." — Auch dürfte Marie Louise den Haytischen Thron mit schöneren Tugenden schmücken, als eine verlaufene Europäerin, „die in Dresden Aufsehen gemacht hat". „La Reine", schrieb mir derselbe Mann, „...portant l'empreinte de la douceur et de la bonté; épouse sage et vertueuse, bonne mère de famille, douée d'une âme sensible, humaine, charitable et compatissante, digne en un mot du trône et du haut rang qu'elle occupe par ses vertus." — Ueberzeugt, daß der „Gesellschafter" da, wo er zu sehr den Charakter der Gesellschaft gezeigt und die Ehre eines Dritten medisirend angetastet hat, sich beeilen wird, den Fehler wieder gut zu machen, wollte ich Ihnen dazu Gelegenheit geben. Dr. Pfeilschifter.

## Ein Beitrag zur Charakteristik der neuesten deutschen Journal-Kritik.

Auf Anlaß der neuerlich statt gehabten Aufführung des „Don Gutierre" in Berlin hat Hr. Müllner (im „Morgenblatt" Nr. 82, 83 und 84) über die deutsche Bearbeitung dieses Trauerspiels verschiedene Stimmen gesammelt, besonders aber unter dem anmuthigen Charakter des „Dramaturgen Sauerampfer" ein sehr scharfes Urtheil ausgesprochen, welches sich das Ansehen giebt, aus einer sorgfältigen Vergleichung des Originals mit der Bearbeitung geschöpft zu seyn. Daß dieses Urtheil, was den Hauptpunkt, nämlich die veränderte Katastrophe betrifft, mit Hrn. Müllners früheren Urtheilen (in der „eleganten Zeitung" z. B., wo er die neue Katastrophe für vollkommen befriedigend erklärte) in geradem Widerspruch steht, ist eben nichts Besonderes; denn die journalistische Kritik fordert, bei der Veränderlichkeit ihrer Absichten, auch eine gewiße Biegsamkeit der Grundsätze, und wer Herrn Müllners Bericht bis ans Ende liest, findet in dem, aus der „Aglaja" mitgetheilten Epigramm hinlänglichen Aufschluß über die veränderte Stimmung und Absicht des Kunstrichters. Hingegen verdient bemerkt zu werden: daß die angebliche Grund-Idee der spanischen Tragödie, wie der Dramaturg Sauerampfer sie darstellt, keinesweges aus dem Original, welches er gar nicht kennt, sondern aus einem kleinen Aufsatz genommen ist, den West — bald nach der ersten Aufführung des „Don Gutierre" in Wien — im „Sammler" (v. J. 1818, Nr. 15) abdrucken ließ, und daß also das Feuer, worin Hr. Sauerampfer die deutsche Bearbeitung, so Gott will! in Rauch aufgehen läßt, mit dem Licht angesteckt ist, das der Ehrenmann von West selbst geborgt hat. Ob dem Dramaturgen sein Vorhaben gelungen und was von seiner etwas willkührlichen Darstellung der saracenisch-spanischen Tragödie überhaupt zu halten sey, wird sich füglicher beurtheilen lassen, wenn West's „Gutierre", mit den das Original und die Bearbeitung erläuternden Bemerkungen, gedruckt seyn wird, welches vermuthlich bald geschieht. Inzwischen mag sich der Bearbeiter damit trösten: daß Hr. Sauerampfer selbst nicht an zu geben weiß, wie man die Sache, um sie ihm recht zu machen, hätte anfangen sollen; denn wenn er hinzu setzt: er wisse nur, Corneille habe es bei dem „Cid" (seinem vorzüglichsten Werke) anders und besser gemacht, so ist das von einer bloßen Theater-Arbeit noch immer ehrenwerth genug gesprochen; nichts davon zu erwähnen, daß es dem Dramaturgen auch nicht leichter werden möchte, an zu geben: „wie es Corneille mit seinem „Cid", in Bezug auf das spanische Original, denn eigentlich gemacht habe?"

Nach dieser dramaturgischen Ergötzlichkeit folgt nun, in einem Briefe der humoristischen Dame Jeanne Pauline, das oben erwähnte Epigramm. Es ist die Inschrift zu Müllners Bildniß, welche Hr. J. K. Bernard, nebst andern Inschriften unter

Bildniße deutscher Dichter, verfertigt, und West, wie Madam Pauline wißen will, in die „Aglaja" aufgenommen hat. Die Inschrift lautet, wie folgt:

Heiß erglühe der Kampf, daß reich belohne der Lorbeer;
Und versagt ihn der Gott, schaffe die Hölle den Sieg!

Man hat dieses Epigramm treffend gefunden, weil es, außer der Beziehung auf den „König Yngurd", das ganze literarische Treiben des Dichters mit wenigen Zügen richtig und scharf bezeichnet. Dr. Müllner selbst muß das Treffende davon empfunden haben, denn er beantwortet es auf der Stelle mit einigen Gegen-Epigrammen, vorläufig in Prosa, woran zwar nicht der Witz, wohl aber die edle Gesinnung zu bewundern ist. Müllner denkt bei dem „reich belohnenden Lorbeer" zuerst an das Wiener Theater-Honorar, spricht dann mit liebenswürdiger Schalkhaftigkeit von den Prozenten, die er dem Wiener Theater-Kritiker (Hrn. Bernard nämlich) hätte offeriren sollen, um nicht in die Hölle zu kommen; plötzlich aber fällt ihm ein: „daß Hr. Bernard ein achtbarer Literator sey, den vielleicht nur die unvermeidliche Berührung mit dem Infernalischen des inneren Theater-Wesens zu einem Ausfall auf seinen persönlichen Charakter vermocht hat." — Wir glauben nicht, daß ihm Dr. Bernard für diese entschuldigende Wendung danken wird. Läßt ein Literator, der auf Achtung Anspruch macht, sich zu einem solchen Ausfall vermögen? Ist die Niederträchtigkeit, welche einer fremden Leidenschaft dient, weniger verächtlich, als die, welche ihre eigene befriedigt? Wo ist in obigem Distichen übrigens das Persönliche? Der literarische Charakter, den es so treffend bezeichnet, liegt in einigen hundert Tageblättern, worin Dr. Müllner, mit Nebenbuhlern, Gegnern und Freunden, um die gloriola des Zeitungslobes kämpft, offen vor den Augen der Lesewelt. Bedarf es einer Verschwörung, oder so niedriger Antriebe, als Dr. M. voraus setzt, damit Jemand sein Mißfallen an solchem Thun und Treiben laut werden lasse? Ein Mann, der auf alle Welt Epigramme macht, sollte es sich doch erklären können: wie es zugeht, daß endlich auch eines auf ihn gemacht wird.

Doch das bisher Angeführte ist noch nicht die Spitze der epigrammatischen Schalkheit, womit Dr. Müllner den Scherz eines unbefangenen Beobachters über seine journalistischen Zänkereien vergelten zu dürfen glaubt. Die wahre Pointe kommt erst: — er nennt zum Schluße den Mann, dessen uneigennütziger, freundschaftlicher Verwendung er die ausgezeichnete, von ihm selbst gerühmte Behandlung großentheils zu danken hat, welche er von Seiten des Wiener Theaters erfuhr; er nennt diesen Mann und erwähnt seiner Amtsverhältnisse, mit einer mehr als zweideutigen Beziehung auf die elende Insinuation, die er zuvor gegen den Theater-Kritiker gebraucht hatte! — Die Zumuthung ist zu auffallend abgeschmackt, um ehrenrührig zu seyn. Aber wie gefällt den Lesern dieses Pröbchen von Yngurdischem Witz und Humor? Was sagen sie zu dieser edlen Handlungsweise? Ist sie nicht des großherzigen Dichters würdig, der vor Kurzem noch sich selbst mit dem Löwen und seine Gegner mit Schlangen verglich, welche im Hinterhalt der Journale seinen Weg belauern, während es leider! an Rittern fehlt, den König der Thiere aus den Umschlingungen des niederen Gewürms zu befreien?

Wien. ***.

## Noch ein Brief über das Epigramm im 55sten Blatte des „Gesellschafters".

Sr. Wohlgeboren, Herrn Professor Gubitz, Herausgeber der Zeitschrift: „der Gesellschafter".

Ew. Wohlgeboren

haben im „Bemerker" Nr. 8, der Beilage zum 66sten Blatte des „Gesellschafters" unter der Aufschrift: „Ueber ein Epigramm im Gesellschafter" einen Brief aus Leipzig vom 8ten April, im Auszuge mitgetheilt, den ein geachteter Mann unterzeichnet haben soll. — Dieser Mann schreibt nun unter Anderem: „Man nahm keine Rücksicht auf des Dr. B—r General-Consuls-Würde, und zwar, wie man sagt, auf Anrathen des hiesigen Bürgermeisters, Ober-Hofgerichts-Rath Dr. S—, der behauptete: als General-Consul habe er gar keinen Rang." — Wenn ich Ew. Wohlgeboren aber — was der hiesigen ganzen Stadt bekannt ist — betheure: daß der Bürgermeister, Ober-Hofgerichts-Rath Dr. S—, bei dem Leichenbegängniß des Hofrath Dr. Rosenmüller gar nicht gegenwärtig war; wenn ich ferner mit Zuverläßigkeit und bei meiner Amtspflicht hinzu füge: daß der Bürgermeister davon, der General-Consul Dr. B—r werde diesem Leichenbegängniß beiwohnen, eben so wenig vorher etwas wußte, als über den Platz, der dem Dr. B—r dabei an zu weisen seyn möchte? irgend eine Anfrage bei dem Bürgermeister oder sonst Jemanden bei hiesigem Rathhause vorher geschehen war, so werden Ew. Wohlgeboren, ohne alles weitere Erinnern, sich selbst überzeugen: daß der General-Consul Dr. B—r unmöglich auf Anrathen des Bürgermeisters von dem Leichenbitter in den zwanzigsten Wagen gesetzt werden konnte.

Als gegen den Leichenbitter deßhalb, wenigstens acht Tage und vielleicht noch später nach jenem Leichenbegängniß, Beschwerde geführt wurde, mußte nothwendig zur Sprache kommen: daß, wie selbst im „Conversations-Lexicon" unter dem Artikel: „Consul" nach zu lesen ist, die diesfallsigen Ansichten verschieden sind, welches auch weiter nach zu weisen ist. So sagt der bekannte Staatsrechts-Lehrer Moser in den „Beiträgen zum europäischen Völkerrecht" im 7ten Theile S. 843 und 844 Folgendes: „Die Consuls der verschiedenen Nationen nehmen ihren Rang nach dem Range ihrer Souverains; gegen die Landes-Einwohner aber, nach dem es der Landes-Souverain gut findet." — Im Monat August 1763 ließ der König in Dänemark durch eine Verordnung fest stellen: daß die an dem Hofe Ihro Majestät von auswärtigen Mächten accreditirten Consuls den Rang vor den eigenen Königlich Dänischen Commerzien-Räthen haben sollen. — Bis jetzt aber ist nicht beigebracht: welcher Grad des Ranges dem Dr. B—r zugestanden ist? deshalb konnte auch vom hiesigen Magistrat, der, Rangordnungen vor zu schreiben, weder ein Recht hat, noch sich heraus nehmen wird, der Leichenbitter zur Zeit weder wegen des denuncirten Vorfalles zurecht gewiesen, noch für künftige Fälle beschieden werden.

Dies ist der wahre Verlauf der Sache, und hätte der Verfasser des Briefes vom 8ten April die oben gerügte Nachricht nicht noch mit ziemlich hämischen Nebenbemerkungen begleitet, wollte ich ihn gern für einen bloßen Klätscher halten, der — sollte auch ein ganz Unschuldiger dadurch beleidigt werden — ohne Prüfung Alles in die Welt hinein schreibt, was er sich aufbinden zu laßen gutmüthig genug war. Aber diese Bemerkungen stempeln ihn wirklich zum Verläumder.

Ew. Wohlgeboren erlaube ich nicht nur: diesen meinen Brief, mit meines Namens-Unterschrift, in Ihrer Zeitschrift: „der Gesellschafter" auf zu nehmen, sondern es glaubt dies, als einen Akt der Gerechtigkeit, den Sie der Wahrheit schuldig sind, verlangen zu dürfen

Ew. Wohlgeboren

Leipzig, am 28. April 1820.

ergebenster
Werner, Ober-Stadtschreiber.

## Ein Vorwort an den Herausgeber des „Gesellschafters" und ein Correspondenz-Artikel zur „Zeitung für die elegante Welt".

Leipzig, den 4. Mai 1820.

Verehrter Herr!

Es muß Sie wundern, daß ich Ihnen von hier eine Correspondenz schicke, die ich von Berlin aus für Leipzig schrieb; es

ist mir damit aber sonderbar ergangen. Thun Sie mir den Gefallen, den Spätling im „Bemerker" auf zu nehmen und sagen Sie dabei: diese Correspondenz, von einem mehrjährigen Mitarbeiter an der „Eleganten Zeitung", ist von diesem Institut erst zurück gehalten, dann zurück gewiesen worden, ohne daß die Redaktion erhebliche Gründe der Weigerung an zu führen gewußt hätte. — Es ist doch ein kurioses Ding mit den persönlichen Rücksichten, denn daß diese hier wirkten, sehe ich nun wohl ein; da ich aber glaube, voraus setzen zu können: daß Sie nicht in gleicher Art partheilich und furchtsam sind, halte ich mich des Abdrucks versichert, so wie der Nothwendigkeit, zuweilen das kritische Uebereinkommen in unsern Zeitschriften stören zu müssen. Hochachtungsvoll empfiehlt sich Ihnen —r.

Aus Berlin, vom 26. Februar.

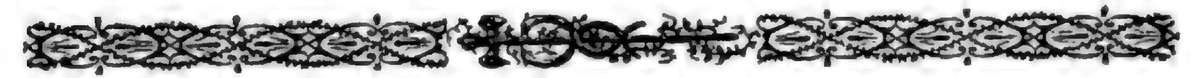
Unsere Zeitungen enthalten jetzt in Excerpten aus der „Staatszeitung" die aktenmäßigen Nachrichten über die revolutionairen Umtriebe in Deutschland. Man weiß in der That nicht: ob man lächeln oder — schaudern soll, wenn man hier Briefe und Auszüge aus Tagebüchern von Tertianern, Handlungsburschen, Seminaristen u. s. w. findet, die, voll fanatischen Unsinns, sprechende Beweise eines durch lange geschürte Gluth verbrannten Gehirnes abgeben. Scheint die Sache wirklich bei'm ersten Anblick nur mitleidiges Lächeln zu erregen, so gewinnt sie doch bei näherer Untersuchung eine sehr ernste Seite, und Jeder, der vielleicht (wie auch Schreiber dieses) einmal Gelegenheit hatte, die Ausbrüche einer exaltirten Phantasie in Jugend-Gemüthern zu beobachten, wird der wachsamen Regierung gewiß herzlichen Dank wissen: daß sie einem Verderben drohenden Feuer zu rechter Zeit zu begegnen verstand. Giebt doch der empörende Mord in Frankreich ganz neuerlichst wieder einen recht lebendigen (oder vielmehr todten) Beweis für die Zweckmäßigkeit ihres ernsten Verfahrens! In einer Zeit, wo die Politik so unmittelbar ins Leben greift, wo die Zeit mit jedem Tage neue und größere Begebenheiten gebiert, ist es kein Wunder, wenn das Interesse an den Zeitereignissen für den Moment jedes andere zurückdrängt; daher hört man auch in allen Zirkeln der Hauptstadt jetzt selbst die Damen eifrig politisiren, und der Stand der Dinge in Spanien scheint — mirabile dictu — bei Vielen sogar wichtiger, als das neuste Pariser Modejournal; kein Wunder daher ferner, daß unsere Zeitungen, die sonst im Auslande ein wenig anrüchig sind, jetzt ein regeres Leben zeigen. — Fortwährend suchen sie das Interesse ihrer Leser auch durch die Rezensionen unserer Bühne zu reitzen, die in der That in der neuesten Zeit eine nicht unwichtige Rolle spielen. Die Rezensenten, die ihre Anonymität gut zu bewahren wissen, stehen in durchaus keinem Connex mit der Bühne, und frei, wahr und piquant scheint ihr gemeinschaftliches Motto zu seyn, von denen sie das: „wahr" leider! nur öfter verletzen als die beiden andern. Scharfsinn, Witz und Geistreichthum lassen sich den Verfassern dieser Kritiken nicht absprechen; ob sie nützen? ist eine andere Frage. Ein Uebelstand bei der Sache ist der, daß das Publikum förmlich amüsirt seyn will durch die Theater-Rezensionen, was auch wirklich der Fall ist: so kann es aber auch nicht fehlen, daß der Rezensent zuweilen, um einen guten Einfall nicht zu unterdrücken, die Wahrheitsliebe ein wenig verletzt, und von der einen Seite eben so viele Galle und Kränkung, als von der andern Vergnügen erregt. Außer diesen beiden politischen Zeitungen erscheinen bei uns noch eine Anzahl anderer öffentlicher Blätter, die in Vergleich mit Paris, London und Wien zwar sehr gering, aber, wenn Sie von mehreren die Verleger befragten, immer noch viel zu groß ist. Von allgemeinerem Interesse steht unter diesen die „Staatszeitung" obenan: ein officielles Blatt, das wichtige, hörenswerthe Organ der Regierung. Außer den aus andern Zeitungen entlehnten interessantesten politischen Artikeln giebt sie eine fortlaufende officielle Chronik des Tages, und längere Aufsätze über Themata der Zeit; Berichtigungen von gegen Preußen ausgesprochenen Unwahrheiten u. s. w. Mit der Politik beschäftigen sich noch das: „Journal für Deutschland", das ein für die Politik wahrhaft begeisterter Schriftsteller, Prof. Buchholz, redigirt, und mehr oder weniger auch die: „Neuen literarischen Blätter" des Herrn v. Cölln, die sich ihr Publikum eben bilden. Eine erst mit diesem Jahre begonnene: „Allgemeine Preuß. Personal-Chronik", deren Tendenz der Titel bezeichnet, dürfte eine bedeutende Lücke ausfüllen. Das „militärische Wochenblatt", bloß für die Armee bestimmt, wird in dieser stark gelesen; ich erlaube mir kein Urtheil darüber. Unser: „Berliner Intelligenzblatt" erhält sich sehr gut von den Austern, Würsten, Neunaugen, Schinken, Talglichtern, Honigkuchen u. s. w. die darin ausgeboten werden; es nimmt aber auch Schnürleiber, zweisitzige Chaisen, Dienstsuchende Hausmädchen, Todte und Gerichtssachen in sich auf, und ist ein nützliches und wichtiges Unternehmen. Mit Uebergehung der streng wissenschaftlichen Zeitschriften, die in unserem heutigen gelehrten Berlin erscheinen, und zu denen so eben ein neues: „Journal für Chirurgie und Augenheilkunde", bei Dunker und Humblot herausgegeben, von Gräfe und Walther gekommen ist, von dem man sich bei der bekannten Thätigkeit der Verleger und der Berühmtheit der Herausgeber sehr viel versprechen darf — werden wir uns zu den lieben Unterhaltungsblättern, auf welche denn wohl besonders unser obiger Ausspruch anwendbar seyn dürfte. In jedem Betracht, sowohl in Hinsicht auf Mannigfaltigkeit und Interesse der Gegenstände, als auf zierliches Aeußere steht hier: Der „Gesellschafter", von Gubitz herausgegeben, obenan. Er hat neuerlichst einige ehrenvolle Zeugnisse erhalten, welche die Verlagshandlung in seltsamer Verbindung bekannt gemacht hat. Sie nannte nämlich in den öffentlichen Ankündigungen des neuen Jahrganges Göthe, — Kotzebue, — Franz Horn, die verdientes Lob über diese Zeitschrift aussprachen. Kam es darauf an, Autoritäten anzugeben, so dachten wir, konnte es bei der ersten allein seyn Bewenden haben! Der „Freimüthige" erhält sein Leben durch sein Alter; das Publikum ist ein Gewohnheitsthier! ist ein alter Ausspruch, der sich auch hier wieder bewährt; man hat den Freimüthigen viele Jahre gelesen, und will ihn nun nicht gern entbehren. Daß dem wirklich so sey, und daß die Firma etwas mache, beweist schon das junge Etablissement eines: „Freimüthigen für Deutschland" (Red. Symanski), obgleich Kuhn auch nicht eben für Nord-Amerika schreibt. Die zum Theil seichten Theater-Kritiken, die dieses Blatt angefangen hat zu liefern, als quasi — Opposition gegen die oben berührten der politischen Zeitungen, — wo nur die gegenüberstehenden Kräfte doch gar zu ungleich sind — und die noch sehr dürftigen Correspondenzen werden diesem Blatte in der ungeheuern Fluth der Journale kein dauerndes Leben gewähren, wenn es sich nicht bemüht, durch die übrigen Artikel Interesse zu erregen. Die Titel-Spekulation ist gut; lebte ich in Leipzig, ich gäbe eine „Zeitung für die elegante Welt für — die elegante Welt" heraus! Sprechen Sie, Geehrtester, darüber gefälligst ein Wörtchen mit dem Verleger Ihres Blattes, vielleicht läßt sich die Sache von hier aus in's Werk setzen. — Ferner hat man hier einen: „Thee- und Caffee-Zeitvertreib für Herren und Damen", nicht einen beliebigen, den sich die Herren und Damen überall machen können, sondern einen gedruckten, der sich hier und da in den Winkeln der Boudoirs versteckt, und nicht recht an's Tageslicht kommt. Schon seit langer Zeit giebt der Prof. Wadzeck ein: „Berlinisches Wochenblatt für den Bürger und Landmann" heraus, das in dem bezeichneten Kreise sein Publikum hat, und Nutzen stiftet. Von unserm alten berühmten: „Beobachter an der Spree" werden Sie und unsere Leser wohl schon gehört haben; es ist die „elegante Zeitung", das „Morgenblatt" der untern Volksklasse, das in den Schenken und Speise- — Kellern immer noch tüchtig zerlesen wird. Haben sich Zwei in einer Kneipe geprügelt, so erzählt der Beobachter es am andern Sonnabend seinen Lesern zu Nutz' und Frommen mit derber Kraftsprache. Nach diesem Muster haben sich in der neuesten Zeit noch,

wenn ich nicht irre, eine „Beobachterin an der Spree und Havel u. s. w. etablirt, die aber ganz im Dunkeln vegetiren, wenn sie noch leben. — Mein Bericht ist schon zu lang, daher über unsre Bühne diesmal nur von einer sehr interessanten Neuigkeit. Wir haben nun endlich (bis heute zweimal) auch die berühmte Oper: „Emma von Roxburg" von unserm Berliner Landsmann Meyerbeer gehört, die, wie auch Ihre geschätzten Blätter erzählten, in Italien so ungewöhnliche Sensation gemacht hat. In der That zeugt die Oper von einem schönen, schätzenswerthen Talent, und hat auch bei uns die Freunde der italienischen Musik entzückt. Eine Fülle der lieblichsten Melodien, eine angenehme, bunte Instrumentirung, stetes Herrschen des Sängers über das Orchester bezeichnen diese Oper, wie das Genre, dem sie angehört. Dabei beweist der Componist in vielen Einzelnheiten mehr Tiefe als sein Nebenmann Rossini, und wir sind begierig geworden, mehr von dem, wir glauben noch sehr jungen Tonsetzer zu hören. Die Berliner sind nicht so enthusiastisch für einheimisches Talent als etwa die Wiener; der Componist hatte es daher auch mit einer Gegenpartheì zu thun: dessen ungeachtet ist der Erfolg seiner Oper äußerst günstig zu nennen, da besonders bei der zweiten, viel mehr gerundeten Vorstellung jedes Musikstück lebhaft empfangen wurde, wozu freilich auch die treffliche Ausführung der Parthieen der „Emma" und des „Norcest", durch Mad. Seidler und Hrn. Stümer, Vieles beitrug.

°.

1820. No. X.

# Blatt der Ankündigungen.



Bei Tendler et Comp. in Wien ist erschienen und an alle Buchhandlungen Deutschlands versandt:

## Erzählungen

von

**Caroline Stahl.**

8. In Umschlag broschirt: 20 Gr.

Die geistreiche Verfasserin ist der gebildeten Lesewelt schon durch mehrere der gelesensten Journale (besonders auch durch den „Gesellschafter") als angenehme und unterhaltende Erzählerin bekannt. Dieses Bändchen umfaßt des Interessanten und Anziehenden sehr viel, und jeder Leser wird es gewiß mit Vergnügen aus der Hand legen. — Es enthält: „Die Wahl der Vertrauten" in zwei Erzählungen. — „Jakob oder die Liebe einer edlen Seele." — „Wer hätte das gedacht?" — „Der räthselhafte Fremde." — „Der verlorne Sohn." — „Die Gewalt der Liebe."

## Aehrenlese,

**Sammlung von Bruchstücken zur älteren und neueren Geschichte, Literatur und Völkerkunde.**

8. In Umschlag cartonirt: 1 Thlr.

Ein Rezensent in der „Chronik der österreichischen Literatur" äußert sich folgendermaßen über dieses Werk: „Diese Zusammenstellung unterhaltender und belehrender Begebenheiten enthält keine alltäglichen und abgedroschenen Gegenstände. Das ganze Werk giebt einen Beweis von dem richtigen Geschmack des Bearbeiters, der manches völlig Unbekannte und zum Theil Vergessene wieder ans Tageslicht fördert" — und schließt mit dem Wunsche: „daß der Herausgeber fortfahren möge, durch Auszüge merkwürdiger Stellen aus größeren Werken die müßigen Stunden den Lesern angenehm aus zu füllen."

---

Durch alle Buchhandlungen ist folgendes so eben erschienene höchst merkwürdige Werk zu haben:

## Deutschland und der Gottesfriede.

**Sendschreiben**

an H. Görres gegen seine letzte Schrift, mit Auszügen aus derselben,

von

**P. F. Stuhr.**

Preis: 1 Thlr. 12 Gr.

Berlin. Maurersche Buchhandlung.

---

## Neueste Geographie, oder kurze und faßliche Darstellung der mathematischen, physischen und politischen Erdbeschreibung.

**Für Schulen und den Selbstunterricht.**

Von

**Johann Heinrich Müller,**

Rektor der Stadtschule in Lennep.

gr. 8. 135 Seiten, Preis: 9 Gr.

Diese Geographie unterscheidet sich sehr merklich von der Unzahl ihrer seit dem Umschwunge der Dinge ans Licht getretenen Geschwister. Von dem Grundsatz ausgehend: daß das der Erde, als Weltkörper, Eigenthümliche und Bleibende der wichtigste und bildendste Theil der Erdkunde sey, giebt der Verfasser statt der wenigen Bruchstücke der allgemeinen Geographie, die man in den meisten Lehrbüchern dieser Art findet, eine vollständige, lichtvolle Uebersicht der mathematischen und physischen Erdbeschreibung in kurzen für sich verständlichen Abschnitten. In der besonderen Geographie werden die einzelnen Erdtheile, ohne alle Zerstückelung, in Hinsicht auf Lage, Grenzen, Gebirgszug, Gewässer, Ländereintheilung und dergleichen betrachtet; eine Art der Darstellung, durch welche, der Erfahrung zu Folge, die Auffassung und Ansicht des Ganzen ungemein erleichtert und ein fester Grund zum ausführlichen Studium der Erdkunde gelegt wird.

(Sämmtliche angezeigte Bücher sind durch die Maurersche Buchhandlung in Berlin, Poststraße Nr. 29, und durch die Gräffsche Buchhandlung in Leipzig zu bekommen.)

Bemerker.  No. 11. 1820.

Beilage zum 100ten Blatte des Gesellschafters.

## Entgegnung.

Meine jüngst im „Literarischen Wochenblatt“ (Nr. 26 d. J.) besprochene „Dichter-Gallerie“ (in deren erstem Verzeichniß die dort vermißten Namen, bis auf einen einzigen, doch wirklich vorkommen!) soll, ihrem Plane zufolge, zu einer bloßen Uebersicht dienen, wie sie etwa vormals Christian Heinrich Schmid in seinem „Almanach der deutschen Musen“ gab, wo indeß Jahr, Tag und Ort der Geburt der Schriftsteller unberücksichtigt blieb. Demnächst würde die Angabe der Erzeugnisse, deren Kunde gewissermaßen im Allgemeinen voraus gesetzt wird, hier zu weit führen, und die Bogen, die obendrein auch dem „Taschenbuch für's Geschäftsleben“ eingereiht werden, zu sehr anschwellen, obgleich bereits der Anfang gemacht worden ist, minder bekannte oder neuerdings aufgetretene Dichter u. s. w. mit einer kurzen literarischen Nachweisung zu begleiten. Es liegt in der Natur eines solchen, möglichste Vollständigkeit beabsichtigenden und die allerjüngste Zeit mit berührenden Verzeichnisses: daß dasselbe, zumal in Betreff verschollener oder erst debitirender Schriftsteller, unmöglich gleich anfangs von Mängeln, von schwankenden, ja falschen Notizen frei seyn kann; hoffentlich wird aber bei einer wahrscheinlich jährlichen Fortsetzung die Zahl jener Gebrechen allmählig abnehmen, und der auf dieser Flur mit Liebe Wandernde es allenfalls wohl noch zu einem „Bewanderten“ bringen. Eine bloße Compilation habe ich jetzt schon nicht überall geliefert; insonderheit glaube ich die Meldung so manches, noch nirgend (es müßte denn kurz vorher in meinen „Sonetten der Deutschen“ geschehen seyn) verlautbarten Geburtsjahrs, auch wohl Geburtstags, als einen dem Literator nicht unwillkommenen Fund ansetzen zu dürfen: Notizen, die ich auf dem Wege der Privat-Correspondenz theils von mehreren in der Gallerie aufgeführten Schriftstellern selbst, theils von einigen, meinem Unternehmen nicht abholden Literaten, auf mein Ersuchen und auch zuweilen aus freiem Antrieb, erhielt. Da diese Behauptung einigen Beweis erheischt, so sey es mir hier vergönnt, unter den auf gedachte chronologische Art von mir erweiterten Namen aus beiden Listen nur folgende aus zu heben: v. Blomberg (2), W. Blumenhagen, Carové, Castelli, F. Cramer, Deinhardstein, H. Döring, K. Förster, de la Motte Fouqué, Freudentheil, A. Gebauer, K. und L. Giesebrecht, C. Gittermann, J. Gleich, v. Hammer, Hellmann, J. A. G. Heinroth, Hinsche, Elise v. Hohenhausen, v. Holtei, Franz Horn, J. P. v. Hornthal, G. W. Keßler, Klingemann, W. Korte, Krug v. Nidda, Kuffner, Laube, Graf v. Loeben, Loest, Lotz, v. d. Malsburg, G. F. Merkel, N. Meyer, A. W. Möller, W. Müller, v. Münchhausen, K. Nicolai, C. Niemeyer, G. J. F. Neideke, Rese, Rottmanner, W. v. Schütz, St. Schütze, G. Schwab, Seuffert, Smets, Karoline Stahl, Karl Stein, Steuber, Streckfuß, Th. v. Sydow, Symanski, Uhland, Wahlert, Christine Westphalen, Zeune, F. Ziegler. — Auch in der nächsten zweiten Fortsetzung dieser Gallerie wird man z. B. bei den Namen: E. M. Arndt, Castner, Lindenmeyer, Passy, Riemer, Fanny Tarnow u. m. A. das bis dahin unbekannt gewesene Geburtsjahr bemerkt finden. Münster, im Mai 1820. Fr. Raßmann.

## Erwiederung auf die Bitte an die Redaktoren der deutschen Zeitschriften, im „Wegweiser“ Nr. 13 der „Abend-Zeitung“.

Ein gewisser Anonymus H. C. v. Holtei hat die lächerliche Aufforderung an die Redaktionen ergehen lassen: „von mir keinen anonymen Bericht über das Breslauer Theater auf zu nehmen“, risum teneatis amici! Jene Redaktionen, deren Mitarbeiter ich nun schon mehrere Jahre bin, werden dies Gesuch als läppische Anmaßung unbedenklich verwerfen. Ich will es nicht bergen, wie sehr es mich überraschte, das achtstimmige Chor der hiesigen Schauspieler unter jenem unwahren Bericht unterschrieben zu finden, in denen ich Keinen in meiner Fehde gegen Holtei und Consorten tadelnd aufführte. Anschütz nannte ich nur als Kriegsminister im „Spieler“ sehr lau. Und war es nicht so? Und wie kann ihn solch ein schonender Tadel gegen mich aufbringen? Mit welchem Fug konnte aber das Siebengestirn jener übrigen Schauspieler gegen mich auftreten, was mir von Seiten des Stawinsky um so mehr auffällt, da ich ihm in der kleinen Schrift: „Ueber Löwe's Gastspiel“ über seinen originell dargestellten „Poser“, als auch über „Kooke“ und „Merkutio“ viel Rühmliches sagte? So auch über Fischer! Das ist in der That sonderbar! Durch welche Ueberredungskünste hat er die guten Leute beschwatzt und übertölpelt, da er doch eben, wie wir Alle wissen, in der Redekunst so ungewandt ist? Aha! Er wollte durch eine Masse von Personal mich in die Flucht schlagen, da er es allein nicht vermag. — Der wohlweise Junker hat die Fehdesache vor das Publikum der „Abend-Zeitung“ gebracht; ich muß dasselbe doch über Hergang der Sache etwas Weniges unterrichten. Dieser liebenswürdige Jüngling, von dem ich nie einige Notiz nahm, da er mir überhaupt sehr gleichgültig war als Mensch und mehr als Schauspieler, den ich selbst nicht persönlich kannte, den ich nie beleidigte, fällt mich in seiner verworrenen obstrusen Clairvoyance wie ein wüthender Leu gleichsam auf offener Straße an, und zwar aus dem Beweggrund seiner hämischen Scheelsucht: daß ich Löwe's verdienstlichem Spiel gehuldigt. Der gute Junker wollte zwar die Stelle in jener Schrift über Lowe auf sich beziehen, wo es heißt: „Wohl sollten angehende theatralische Künstler den Hrn. L. studiren“; aber wie kann er so blöde in seinem Eigendünkel seyn, dieß, was von „angehenden Künstlern“ gesagt ist, auf seine theatralische Stümperei beziehen zu wollen? denn nicht einmal deutlich sprechen kann er. Ich habe daher sein seltsames Gemisch von niederschlesischem und ostpreußischem Volksdialekt mit allem Fug rügen können, was im Publikum gang und gäbe ist, und das schon lange über das treffliche Talent des Darstellers und Redners und über unsere Fehde entschieden hat. Erst, als er mich durch sein superfeines Sendschreiben etwas weniges humoristisch gemacht, hab' ich ihm mein Gutachten

über seine treflichen dramatischen Werke offen dargelegt. Er, der erst kürzlich die Prima verlassen, spricht viel Fades über meine „dramatischen Nibelungen" und sogar über mein künftig erscheinendes Werkchen: „Ideen über das antike, romantische und deutsche Schauspiel", wovon er noch keinen Buchstaben gelesen. Auf seine andern derben Unwahrheiten nehm' ich mir nicht die Mühe, erst zu antworten, und ersuche den wohlweisen Junker, mich ganz ungeschoren mit seinen Scribeleien zu lassen, da mir die Zeit, die ich darauf verschwenden müßte, zu kostbar ist.

Breslau, den 29. April 1820. Dr. Hermann.

## Herrn Professor Gubitz, Redakteur des „Gesellschafters".

Ew. Wohlgeboren

anerkannte Unpartheilichkeit, mit der Sie bei der Aufnahme von Arbeiten in der von Ihnen heraus gegebenen Zeitschrift verfahren; besonders aber die sorgfältige Erwägung: daß bei literarischen Angriffen auch die Widerlegungen derselben, im Fall ihrer Zulänglichkeit, beachtet und aufgenommen werden müssen, lassen auch mich hoffen, nachstehende Erwiederung auf die im 72sten Blatte des „Gesellschafters" (Freitag den 5. Mai) mich betreffende Correspondenz-Nachricht aus Hamburg, in Ihrem Blatte eingerückt zu sehen.

Ich finde nämlich in derselben eine Bemerkung über das Nichterscheinen des von mir angekündigten „Abendblattes", die witzig seyn soll, nichts weniger aber, als das ist, indem sie einen Theils das wiederholt, was in einem hieselbst für die niedrigere Volksklasse geschriebenen Blatte (den „Beobachter", der noch immer zum Nachtheil der Sittlichkeit existirt) über diesen Gegenstand, mit faden Witzeleien (doch ohne Nennung meines Namens) gesagt ist. Correspondent, der sich zur öffentlichen Rüge berechtigt glaubt, hat jedoch die Ankündigungen der beabsichtigten Herausgabe des „Abendblattes" übersehen, worin es heißt: „Diese mit dem 1sten April, wöchentlich am Dienstag und Freitag, in zwei gr. 8.-Bogen erscheinende Zeitschrift u. s. w." Hat er nun den Kalender „genau genug" angesehn, so wird er finden, daß der erste April weder auf den Dienstag, noch Freitag, sondern auf den Sonnabend fiel: folglich das „Abendblatt" schon aus dieser Rücksicht nicht an diesem Tage erscheinen konnte; am Dienstage aber (den 4ten April), da es, nach der Voraussetzung des Publikums, erscheinen mußte, eine öffentliche Ankündigung die Gründe des Nichterscheinens (die nicht allein in dem eingetretenen Osterfeste bestanden) aus einander setzte und den Termin zur Herausgabe auf den ersten Mai bestimmte. Ungeachtet nun dieses Blatt schon in den Ankündigungen von vielen mißgünstigen und neidischen Hexchen (nein! Koboldeen!) viel erleiden mußte, und die damit in der Mai-Nacht (wie ich's gerne zugeben will) nur zu bereitwillig „zum — Gott sey bei uns!" gefahren wären —: so erschien das erste Stück desselben dennoch am Dienstage, den 2ten Mai, das ich zu Ihrer gütigen Durchsicht und zur Erwägung der darin eröffneten Gründe*) (die das Für und Wider des „Abendblatts", um Weitläuftigkeiten in Ihrem Blatte zu vermeiden, auf's deutlichste erortern) hier bei zu legen mir die Ehre nehme.

Hamburg, im Mai 1820. J. Taillefas.

*) Diese Gründe beruhen auf der steten Erfahrung: daß eine neue Zeitschrift nur allmählig sich Theilnahme gewinnen kann; möge Hr. Taillefas sie durch eigenes und seiner Mitarbeiter geistiges Vermögen an zu regen wissen. G z.

1820. No. XI.

# Blatt der Ankündigungen.



## Empfehlungswerthe Romane,

welche in der Schüppelschen Buchhandlung in Berlin so eben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben sind:

Langbein, A. F. E., Magister Himpels Brautfahrt und andere scherzhafte Erzählungen. Mit Kupfern von Ramberg und Jury. 8. 1 Thlr. 16 Gr.

Laun, Fr., Des Pastors Liebesgeschichte. Ein komischer Roman. 8. 1 Thlr. 8 Gr.

Schaden, Adolf von, Der deutsche Don Juan. Ein Original-Roman. 8. 1 Thlr. 16 Gr.

Derselbe, Die spanische Johanna. Ein Original-Roman, als Gegenstück zum deutschen Don Juan. 8. 1 Thlr. 8 Gr.

Stein, Hofr. u. Prof. Carl, Abend-Erheiterungen. Kleine Romane, Erzählungen und Schwänke. 8 1 Thlr. 6 Gr.

Voß, Julius von, Das feindliche Brautpaar. Ein komischer Roman. 8 1 Thlr. 6 Gr.

Derselbe, Das schöne Gespenst in funfzigjährigen Wirkungen. Ein romantisches Familien-Gemälde in 2 Bänden. 8. 2 Thlr. 12 Gr.

---

## Den Herren Buchhändlern und Buchdruckern.

Auf der folgenden Seite finden sich wieder (wie im „Bl. d. Ankündig." Nr. I. 1817, Nr. III. 1818, Nr. V., VII. u. IX. 1820) Abdrücke von Vignetten (theils von mir, theils von meinen Schülern), welche in guten Metall-Abgüssen für die beigesetzten Preise zu haben sind. Ich ließ sie auf der gewöhnlichen Buchdrucker-Presse (in der G. Haynschen Offizin) abdrucken, damit Jeder sie gleich so sehe: wie er sich Abdrücke in großer Anzahl (man darf bei jedem Abguß auf 20,000 rechnen) selbst liefern kann. Das ganze Sortiment (aus mehr als 400 Nummern bestehend) ist jetzt so vollständig, daß bei einer Bezeichnung der Gegenstände, für welche man Vignetten oder Einfassungen (nach zu bestimmenden Formaten) zu haben wünscht, ich sie sogleich senden kann. In diesen Blättern gebe ich nur zuweilen Abdrücke von Sachen, womit das Sortiment eben vermehrt ist. — Briefe und Geld-Sendungen erwarte ich postfrei.

F. W. Gubitz, Professor.


82. 1 Thlr.
84. 2 Thlr. 12 Gr.
85. 1 Thlr.
86. 2 Thlr.
88. 2 Thlr.
90. 2 Thlr.
91. 1 Thlr.
92. 1 Thlr.
93. 12 Gr.
94. 12 Gr.
95. 20 Gr.
96. 1 Thlr.
97. 18 Gr.
98. 18 Gr.
99. 18 Gr.
100. 18 Gr.
101. 20 Gr.
102. 2 Thlr.

## Literarische Anzeige.

In allen Buchhandlungen ist zu haben:

**Helons Wallfahrt nach Jerusalem, Hundert neun Jahr vor der Geburt unsers Herrn, vom Verf. der Glockentöne. 1stes u. 2tes Bändchen. 8. 1 Thlr. 20 Gr.**

Ein Werk, dessen Absicht sey, eine anschauliche Erkenntniß des jüdischen Alterthums in darstellender Weise dem Leser zu entwickeln, fehlte bisher unsrer Sprache. Wer aber hätte sich nicht oft, und vornehmlich zu einem genügenden Verständniß dessen, was aus dem Judenthum ins Christenthum hinüber spiegelt, nach einer Darstellung der hebräischen Welt gesehnt, die, in frischen und lebendigen Zügen aufgefaßt, für jeden Gebildeten zugänglich und anziehend, der treue Spiegel eines Geistes sey, der noch jetzt in tausend Beziehungen zu der christlichen Welt redet? Wenn nun eine ernste Forschung der Geschichte dieses Wundervolks, ein glückliches Auffinden derjenigen Punkte, von welchen sich ein helles Licht über seine ganze Führung verbreitet; wenn ein anziehendes Wandern über die Berge, Fluren, Flüsse und Seen dieses Landes selbst; wenn die beredte Schilderung der begeisternden Feste und die Klänge der Psalmen, die durch dieselben tönen; wenn die Gemälde der häuslichen Einrichtungen und die Hindeutung auf die Kraft eines Volkssinnes, welcher in der schönen Hyrcanischen Zeit auf dem letzten, glänzenden Punkt seiner Höhe leuchtete; — wenn Alles dies vermag, das Bild einer großen Eigenthümlichkeit bis in seine einzelnen Züge sprechend aus zu führen, so brauchen wir nur hinzu zu fügen, daß dies Alles von einem Schriftsteller angewandt ist, dessen darstellende Gabe und tiefe Innigkeit, womit die Erscheinungen eines so ausgezeichneten Volkes nothwendig aufgefaßt werden müssen, längst anerkannt sind.

---

So eben ist folgendes Buch fertig geworden, dem lange mit gespannter Erwartung, die es zur Freude der zahlreichen Pränumeranten erfüllen wird, entgegen gesehen wurde:

**F. C. Kraft's**

**deutsch-lateinisches Lexikon.**

Aus den

Classikern zusammen getragen und nach den neuesten und besten Hülfsmitteln bearbeitet.

Erster Theil. A — Jod.

(66½ Bogen größtes Lexikons-Format.)

2ter Pränumerations-Preis für beide Theile 4 Thlr. 8 Gr.

Dem bisherigen Mangel eines guten deutsch-lateinischen Lexikons, das für Gymnasien, Studirende und auch geübtere Stylisten brauchbar sey, hilft nun dieses Lexikon ab. Es zeichnet sich vorzüglich aus: durch Zurückführen der lateinischen Phraseologie auf klassische Autorität; durch bessere Anordnung der deutschen Artikel und durch größere Reichhaltigkeit derselben (so sind allein im ersten Theile 2000 nöthige Artikel mehr als in Schellers und Bauers Wörterbüchern.) — Daß der Verfasser der Mann sey, der vorzügliche Fähigkeit zu einem so höchst mühsamen Unternehmen besitze, haben die competentesten Richter erklärt, hat das gelehrte Publikum in den ausgegebenen Proben erkannt und das Werk bis jetzt durch mehr als 1000 Pränumerationen unterstützt; noch mehr wird man es in dem vorliegenden Theil erkennen. Der ein solches Werk ehrende correkte Druck, für den, so wie für ganz neue schöne Didotsche Lettern der Verleger keine Kosten sparte, gereichen dem Werke bei dem billigen Pränumerations-Preise, der bis zur Beendigung des zweiten Theils gilt, gewiß sehr zur Empfehlung.

Ausführlichere Nachricht findet man in der an alle Buchhandlungen versandten Pränumerations-Anzeige mit Probe, so wie man mehrere und andere Proben erhalten kann. Wer sich mit baarer Zahlung direkt an den Verleger wendet, erhält auf 5 Exemplare das 6te frei.

Ernst Kleins literar. Comptoir in Leipzig am Grimm. Thor 676. und in Merseburg.

---

In meinem Verlage sind folgende Bücher erschienen:

- Hanstein, Dr. G. A. L., Leben und Tod. Fünf Predigten vor der St. Petri-Gemeinde gehalten und auf Vieler Verlangen dem Druck überlassen. 1820. Sauber geheftet 16 Gr.
- Kirche, Schule und Haus. 1820. geh. 8 Gr.
- Deutsche Vorschriften für fleißige Kinder, 8 Blätter in Steindruck, geh. 2 Gr. 100 Exemplare auf einmal genommen 7 Thlr. 8 Gr.
- Hohe, Charl. v., Nordische Blüthen. Gedichte. 8. 18 Gr.
- Küster (Sup.), Dr. Martin Luther; eine lebensgeschichtliche Darstellung im einfachen Volkston. 8. 8 Gr.
- Luise, Preußens Schutzgeist; gefeiert von J. F. Schink. gr. 8. geh. 8 Gr.

Berlin, 1820. F. L. Albanus.

(Obige Bücher liefert auch die Maurersche Buchhandlung hieselbst, so wie alle übrigen Buchhandlungen.)

---

**Christliches Religionsbuch**

zum

Gebrauch in Schulen, zum Unterricht für Confirmanden und zur häuslichen Erbauung für Erwachsene.

Von

**C. Friedr. Bunge.**

Zweite verbesserte Auflage.

8. 280 Seiten. Preis: 16 Gr.

Bei J. E. Schaub in Elberfeld in Comm.

Ein wirklich christliches Handbuch (wovon die erste Auflage mit allgemeinem Beifall aufgenommen würde), nicht allein für die Jugend, sondern auch für Erwachsene. Es ist darin Alles in der Kürze enthalten, was Glaube und Moral unter allen Verhältnissen des Lebens dem Menschen zur Pflicht machen. Jede Familie sollte damit versehen seyn, um daraus immer Erbauung, Rath und Trost zu schöpfen, den Kindern das Nöthige von der Religion selbst bei zu bringen und darin zu befestigen, wozu sich dieses Werk durch Faßlichkeit, Deutlichkeit und Vollständigkeit vorzüglich eignet.

(Sämmtliche angezeigte Bücher sind durch die Maurersche Buchhandlung in Berlin, Poststraße Nr. 29, und durch die Gräffsche Buchhandlung in Leipzig zu bekommen.)

Bemerker.  No. 12. 1820.

Beilage zum 107ten Blatte des Gesellschafters.

## Aus Halle.

Hier hat die reisende Schauspieler-Gesellschaft der Madam Walther, die bekannte Ex-Directrice des Braunschweiger Theaters, am 14ten April ihre Vorstellungen auf der Bühne der hiesigen Bade-Anstalt wiederum eröffnet, nachdem sie seither in Dessau spielte, wo sie aber diesmal so wenig Beifall erhielt, daß sie nicht mehr dahin zurück kehren wird. In der That ist sie auch gegenwärtig ungleich schlechter zusammen gestellt als früher, da sie ihre zwei bedeutendsten Mitglieder, Mad. Schulz (jetzt am Hof-Theater zu Weimar) und Hrn. Köster (jetzt am National-Theater zu Braunschweig) verloren hat, ohne ihre Stellen ersetzen zu können, und das brave neuengagirte Künstler-Paar, Hr. und Mad. David (er der beste erste Tenorist, den sie noch gehabt hat; sie, eine durch Talent, Bildung, Schönheit und Bescheidenheit gleich liebenswürdige Frau, die in Dessau allgemeinen Beifall fand), in diesen Tagen auch schon wieder verliert, da Beide einem sehr vortheilhaften anderweitigen Rufe folgen. Der Regisseur dieser Gesellschaft, für den Mad. Walther eine ganz besonderliche Vorliebe hegt, ist Hr. Hartmann sen., früher Mitglied (in untergeordneten Rollen) des Stuttgarter Theaters, von dem er, wie aus mehreren Theater-Blättern bekannt ist, zur Mad. Walther durchging. Er ist ein Schauspieler, der ein gutes Talent für tragische Rollen, die mehr Reflexion als Leidenschaft und ästhetische Kraft erfordern, besitzt (in jugendlichen Liebhaber-Rollen und Bonvivants ist er unleidlich fade und geziert, z. B. im „Don Juan"), dem es als Regisseur aber an höherer Bildung und theoretischen Einsichten und Kenntnissen mangelt. Da er nun überdem von der grenzenlosesten Rollensucht (die ihn verleitet, Alles, auch sogar den „Don Juan" zu spielen, obgleich er keine Note von Musik und Gesang versteht, und eine häßlich hohle dumpfe Stimme hat), von einem eben so großen Rollen-Neid, weshalb er keinen guten zweiten Held und Liebhaber neben sich duldet, und einem ganz außerordentlichen Eigendünkel besessen ist: so richtet er die besten Darstellungen dadurch zu Grunde, so daß Mad. Walther nicht mehr im Stande ist, eine gelungene würdige Darstellung höherer dramatischen Dichtungen von Goethe, Schiller, Müllner, Klingemann, Oelenschläger u. s. w. zu geben. Um hier nur ein Paar Pröbchen seiner nicht selten bis ins Lächerliche gehenden Anmaßung mit zu theilen, so hat er es gewagt, außer einem „Don Juan", ohne singen zu können, auch einen „Theodor Körner" (in dem Schauspiel des Herrn von Schaden), ohne reiten zu können (denn er fiel vor der Aufführung schon vom Pferde, ohne den Muth zu haben, es wieder zu besteigen, und Theodor Körner erschien nun hier zum ersten Mal als Infanterist), dar zu stellen; so daß ihn einige Kunstfreunde in der hiesigen Zeitung aufforderten: sich doch nächstens auch als „Cherubin" in „Figaro's Hochzeit" oder als „Gurli" (weil er sogar auch die „Jule" in den „Berliner Damenhüten" spielte) bewundern zu lassen, und künftig im „Don Juan" in der beliebten Arie: „Treibt der Champagner das Blut erst im Kreise" (zumal da ihm der Champagner selbst ermangelte) lieber den alten bekannten Text: „Schuster, o bleibe doch ja bei dem Leisten!" mit den ihm eigenthümlichen mannigfaltigen Variationen auf dieses Sprüchlein vor zu tragen. So wollte er auch einen seiner Mitspielenden als „Manuel" in der „Braut von Messina" nöthigen, mit einer Glatze zu erscheinen, weil Schiller den Manuel sagen läßt: „Frei trag' ich meine Stirn, wie mein Gemüth!" — da sich denn diese Regisseurs-Weisheit in allem Ernste einbildete: Schiller habe bei diesen Worten vorsorglich sogleich auch an die Theater-Perücke gedacht. Wie sehr es ihm an aller feinen Bildung fehlt, haben unter Anderem auch ein Paar ächt comödiantische marktschreierische Schauspiel-Zettel, die er verfaßt hat, gezeigt, z. B. von Klingemanns „Luther", wo das ganze Scenarium, sogar das Elsterthor vor Wittenberg, angegeben ist, und von Clauren's „Vogelschießen", wo es gar auf diesem Zettel heißt: „Die Bauern bringen dem Fürsten zum Morgenständchen das Lied: „Willkommen, o seliger Abend!" mit Instrumenten, die nicht stimmen — die Schützenfahne wird mit Musik eingeholt; — Straße einer kleinen Stadt wie Schilda — vor dem Hause des Schützenkönigs Ehrenwache — Trommelwirbel; — über der Thüre das Bild der Großmutter, das Herr v. Standen herunter schießt. — Ein gedeckter Tisch" (der muß doch wohl Appetit machen!) — „Merkurs Göttersitz bricht beim Aufsteigen durch; — die Prinzessin empfängt Staats-Visiten; — es wird nach dem Vogel auf der Stange geschossen, Bärentanz, Guckkasten, Tanzmusik, Trommelwirbel, Janitscharen-Musik, Zelte mit Verkäufern, Schützen, Fremde, Volk und Kinder füllen die Bühne bis zu Ende." — Und diesen, ganz im Styl eines Seiltänzer-Prinzipals verfaßten Zeddul hat Hr. Hartmann sich nicht entblödet, an dem Herzoglichen Hof-Theater zu Dessau drucken zu lassen! — Daß die Mad. Schulz, eine hier so beliebte Künstlerin, von dieser Bühne verdrängt worden, ist lediglich seine Schuld; bei keiner Gelegenheit aber noch hat sich die unbeschreibliche Arroganz und Aufgeblasenheit dieses Regisseurs in solchem Grade dargethan, wie erst kürzlich hier bei der, am 18ten Mai gegebenen Darstellung der „Sappho"; ein Fall, der die strengste Rüge verdiente, die ihm denn auch, zu hoffentlicher Besserung jenes Eigendünkels, geworden ist. Die Mad. Walther — die ohnehin mit ökonomischen Schwierigkeiten, aus Mangel an hinreichender Einnahme, sehr zu kämpfen hat — besitzt nämlich keine eigene Theater-Garderobe für die weiblichen Mitglieder ihres Vereins, die all ihre Theater-Anzüge sich selbst auf ihre Kosten herbei schaffen müssen, und daher schon oft, besonders bei Darstellung antiker Trauerspiele, unsre berühmte Kennerin des antiken Costüms (die es bekanntlich in seiner ächten Gestalt sogar erst auf der deutschen Scene eingeführt hat, wie in mehreren dramaturgischen Schriften, als z. B. den Artikeln: „Attitüde", „Costüm", „Mimik", „Mimische Tableaux" und „Hendel-Schütz" in dem bekannten „Conversations-Lexicon" zu lesen ist), unsere Frau Professorin Hendel-Schütz ersucht haben, ihnen die erforderlichen Costümes an zu geben, ja selbst aus ihrer eigenen Garderobe dar zu leihen, was diese, die Kunst so gern und thätig befördernde Frau, zum

allgemeinen Besten des hiesigen Theater-Publikums, auch stets mit der größten Bereitwilligkeit (ihrer vielen andern Gefälligkeiten gegen das hiesige Theater, als Einstudiren bedeutender Rollen, Unterstützung des vorjährigen Benefize's der Sängerin, Demoiselle Erhard, durch eine große, mit dem ausgezeichnetsten Beifall gegebene Pantomime u. s. w. hier nicht zu erwähnen) gethan, und dafür auch schon oft die herzlichsten Danksagungen von der Directrice, den Schauspielern und dem Publikum empfangen hat. Zu der am 18ten Mai hier gegebenen Darstellung des antiken Trauerspiels „Sappho", von Grillparzer, wurde sie nun von der Dame, welcher die Rolle der „Eucharis" zugetheilt war, um ein Costüm ersucht, das, wie sich von einer solchen gründlichen Kennerin des antiken Costümes nicht anders erwarten ließ, den strengsten Forderungen desselben vollkommen gemäß, aber eben dadurch ein, gegen die auffallenden Mängel und Fehler aller übrigen, freilich nur allzu vortheilhaft *abstechendes* war. Statt indeß auf diesen *letzten* Grund (der hier *allein* eine eigenmächtige Abänderung des Anzugs einigermaßen hätte entschuldigen können) sich mit Bescheidenheit *gegen* dieses wahrhaft, und zwar im schönsten Sinne des Worts *antike* Costüm zu erklären, beging der Regisseur der Mad. Walther, Hr. Hartmann sen., die unbegreifliche Unbesonnenheit und Anmaßung, diesen Anzug nicht nur: schlecht, fehlerhaft, geschmacklos u. s. w. zu nennen, sondern sogar die Eucharis zu nöthigen, den von einer Künstlerin und Kunstkennerin, wie Mad. Hendel-Schütz, angeordneten, verhüllenden antiken Mantel (hier das Epiblema) ab zu legen, indem er erklärte: daß bloß seiner Frau, als „Sappho", ein Mantel gebühre, die Eucharis aber nur eine Sklavin sey, und Sklavinnen „nie mit einem Umwurf auf antiken Bildwerken vorgestellt würden"; so daß die Eucharis nun bloß in dem Chiton oder der Tunica vor dem Publikum erscheinen mußte. Mad. Hendel-Schütz schrieb daher ein kurzes Billet an Hrn. Hartmann sen., worin sie ihn *höflichst* ersuchte: „ihr die Fehler dieses Anzuges nach zu weisen, indem es ihr nicht anders als interessant seyn könne, im Fache des antiken Costüms von ihm noch belehrt zu werden." Zugleich erbot sie sich: die ihm dazu dienlichen archäologischen Werke und Kupfer-Sammlungen sogar selber aus ihrer eigenen Bibliothek dar zu leihen. — Statt ihr nun wieder mit Artigkeit und entschuldigend zu antworten, schrieb Hr. Hartmann sen. jetzt einen Brief an Herrn Professor Schütz, worin er sich gleich im Eingange einen *Ungebildeten*, welches Wort er noch dazu zwei Mal unterstrichen hatte, nennt; gleich darauf aber mit einer neuen und nun um so auffallenderen Anmaßung fortfuhr, jenes Costüm nicht nur als *unrichtig*, sondern selbst als — *unsittlich* (wozu er selbst es doch nur durch das Abnehmen des verhüllenden antiken Mantels hätte machen müssen!) zu tadeln, und bei dieser Gelegenheit alle Antiken, überaus naiv, für „Schandbilder, Gräuel u. s. w." zu erklären. Gesetzt nun, dieses Costüm der Eucharis hätte *ohne* Mantel als ein unziemliches erscheinen können, so wäre dies ja lediglich und allein eben nur des Hrn. Regisseurs, der den Mantel wegnahm, eigene Schuld gewesen; aber auch so war es nichts weniger als ein solches, indem es aus dem langen über das Unterkleid angelegten und hoch über der Brust (wie die Antike es erfordert) zugehenden Chiton poderes (also nicht einmal das eigentliche kurze Sklavenhemd oder Himation) bestand, über das der Mantel, hier ein Epiblema, geschlagen war. Nur die *Arme* waren bloß (da das Chiton hier nothwendig als exomis, d. h. ohne Aermel und nicht als epomis, d. h. mit Aermeln, statt finden konnte) und hier waren überdem auch noch die Arme durch den Mantel verhüllt, den eben der Regisseur eigenmächtig wieder abnahm.*) Sogar die Directrice, ungeachtet ihrer Vorliebe für ihren Regisseur, erklärte doch selbst Herrn Professor Schütz schriftlich: daß jener Tadel dieses Costüms „jede Rüge verdiene, die eine so wissenschaftlich gebildete Frau, als Mad. Hendel-Schütz, darüber ausspräche." — Man konnte nun zwar die Ignoranz allerdings bloß stillschweigend bemitleiden, so lange sie wenigstens noch in den Schranken der Bescheidenheit bleibt; wird sie aber gar frech und brutal, wie in dem vorliegenden Fall, so muß man sie auf die Finger klopfen. Herr Professor Schütz war sich daher eine öffentliche Rüge dieses Vorfalls *selbst* um so mehr schuldig, als der besagte Regisseur diese feine Verunglimpfung jenes Costüms der Eucharis und die Beleidigung gegen Hrn. Professor Schütz, ein unsittliches Costüm vertheidigt zu haben, sich *öffentlich* erlaubt hatte, und Herr Professor Schütz sich längst als dramaturgischer Schriftsteller (wie er denn bekanntlich auch Mitarbeiter in diesem Fach an der „Allgem. Literatur-Zeitung", der großen Ersch-Gruberschen Encyclopädie und mehreren Zeitschriften ist) bekannt gemacht hat, und gerade in dem gegenwärtigen Semester die *Aesthetik* vor einem sehr zahlreichen Auditorium von mehr als 100 Zuhörern vorträgt. Er ließ daher einen für eine auswärtige Zeitschrift bestimmten Aufsatz in einigen Exemplaren für mehrere seiner hiesigen Freunde, an deren Urtheil ihm hauptsächlich gelegen war, noch besonders abdrucken, dessen hier folgende Mittheilung auch den Lesern dieser Blätter nicht unwillkommen seyn wird:

*) Bekanntlich spielen auf dem Théâtre françois zu Paris jetzt auch die Männer, vor Allen *Talma*, antike Rollen mit bloßen Armen.

## Gelegentliche Bemerkungen über das antike Costüm.

Die in diesen Tagen auf unserer hiesigen Bühne statt gehabte Aufführung des bekannten metrischen Trauerspiels „Sappho", vom Herrn Grillparzer, bestätigte von Neuem, was schon öfter von Kunstrichtern, wie Goethe, Schlegel, Müllner, Lerezow u. A. bemerkt worden und auch ich bereits in mehreren meiner dramaturgischen Abhandlungen ausgesprochen habe: daß der künstlerische Zweck der theatralischen Darstellung einer *antiken* Tragödie, nur wenn sie auch in wahrhaft *antikem* Sinn und Styl (wie früher bekanntlich zu Weimar unter Goethe's Leitung) geleistet wird, erreicht werden kann. Um Vieles aber wird diese Anforderung noch erhöht bei einer dramatischen Dichtung wie die, fast nur durch rhetorische Schönheiten sich auszeichnende genannte — zumal wenn es keine *Wolff* oder *Schröder* ist, die sich als Sappho dem Aug' und Ohr des Zuschauers darstellt — und der den hiesigen Theaterfreunden schon aus der vorjährigen Aufführung der „Sappho", wie anderer antiken Trauerspiele, auf unserer jetzigen Bühne bekannte Mangel an sorgfältiger und einsichtiger Behandlung in dieser Hinsicht, war daher auch unstreitig der Hauptgrund, warum dieser Darstellung nur ein so kleines Publikum und eine so gar kalte Aufnahme, als sie gefunden, zu Theil geworden ist. In der Schauspielkunst sollen freilich nicht bloß die Kleider die Leute machen, sondern der darstellende Künstler soll sich, dem jedesmaligen Charakter seines Costüms analog, vor Allem auch so in demselben zu tragen, bewegen und zu geberden verstehen, daß er ihm eben *dadurch* erst die wahre geschichtliche und ästhetische Bedeutung giebt. Da nun aber *hier* an eine *solche* Haltung in Spiel und Recitation, wie in Stellungen und Gruppirungen, so wenig zu denken war, daß es nicht nur an aller richtigen Charakteristik und einer fehlerfreien rhythmischen Deklamation gebrach, sondern sogar die im Stück vorkommenden griechischen Namen nicht einmal durchgängig recht betont wurden, so mußte es um so widriger stören, daß hier auch nicht einmal die *Kleider* wenigstens die Leute machten. Die ganze Darstellung war in dieser Beziehung, zumal für ein akademisches Publikum, unverantwortlich vernachlässigt, und zeugte von der auffallendsten Unwissenheit in aller Kenntniß des *antiken* Costüms. Der Directrice, einer gewiß gebildeten und achtungswerthen Frau, kann deshalb kein Vorwurf gemacht werden, da ihre anderweitigen Geschäfte ihr nicht gestatten, sich mit

den scenischen Anordnungen zu befassen; aber um so mehr ist sie zu bedauern, daß sie die **Regie** in die Hände eines Schauspielers gelegt, der das Zutrauen, womit sie ihn dadurch beehrt hat, nicht besser rechtfertigt, und indem er sich selbst für einen **Ungebildeten** erklärt, sein eignes Amt, und dadurch die Direction selber, prostituirt. Die strengste Rüge verdiente die moderne Hofdamen-Frisur der Sappho selbst, da der Kopf der Sappho, mit der sogenannten Sapphischen Binde (einem der schönsten antiken Haarschmucke), durch mehrere, gerade der **reizendsten** auf uns gekommene Bildwerke des Alterthums, allgemein bekannt ist, wie denn z. B. auch der, jetzt in unserer Mitte lebende geistreiche Künstler, Herr Dr. **Bauer**, ein solches in der sehr schätzbaren Sammlung seiner, den Lippertischen weit vorzuziehenden Gemmen-Abdrücke besitzt. Der Mantel des Phaon war halbzirkelförmig in lange spitze Zipfel auslaufend, die er meist in der Hand haltend — nach einem Ausdruck unsers verewigten Iffland — wie ein Eselsohr, bald der Sappho, bald der Melitta präsentirte, zugeschnitten; da doch die Palla der Griechen, wie uns die Bildwerke des Alterthums, die Zeugnisse der alten Schriftsteller und die Untersuchungen der bedeutendsten unserer Archäologen, die über antikes Costüm geschrieben, als: Winkelmann, Lens, Böttiger, Hirt, Levezow, Genelli u. s. w. einstimmig beweisen, ein längliches Viereck gebildet hat. Eben so durchaus fehlerhaft war das **Peplon** oder Pallium Himation, Chlaneys, Chlaina, Agrenon, Chlanis, Pharos oder was dieser Mantel sonst vorstellen sollte, so wie der Chiton oder Xystis, Tunica oder was sie sich sonst dabei gedacht haben mochte, wenn sie überhaupt etwas dabei dachte — der Sappho, und die Melitta vollends sah im ersten Akt, in ihrer grauen Kutte, gar wie eine Aschenbrödel, in den folgenden wie eine mit Guirlanden geschmückte Balletttänzerin (die Haare à l'Enfant mit langhängenden Locken und modernen Seitenkämmchen coiffirt) aus. Die einzige Eucharis hatte so viel Verstand, Kunstsinn und Achtung für das Publikum gehabt, sich um einen richtigen und zwar im **schönsten** Sinne des Worts, **antiken** Anzug zu bekümmern, den nur leider die liebe Einfalt und um so lächerlichere Naseweisheit des Regisseurs dadurch wieder fehlerhaft zu machen wußte, daß er sie nöthigte, den diesem Anzug wohlweislich zugeordneten Mantel wieder ab zu legen. Es ist überhaupt eine höchst unverständige und ächtcomödiantische Ansicht vom antiken Costüm, die sich jedoch seit den großen Fortschritten, welche die Costümkenntniß überhaupt, auch auf unserm vaterländischen National-Theater unter den Leitungen eines Iffland, Goethe, Hirt, Graf Brühl u. s. w. gemacht hat, jetzt wohl nur noch auf Winkelbühnen und bei herum ziehenden Truppen findet, daß der antike Mantel bloß ein Gegenstand des **Putzes** sey, und daher auch, wie in dem vorliegenden Fall, von Schauspielern, bei denen die Eitelkeit und der Eigendünkel den Sinn für Kunst und das Talent überwiegt, als ein Gegenstand des erbärmlichsten **Neides** betrachtet wird. Denn der Mantel war bekanntlich eine **allgemeine**, nicht von dem Zweck des Schmückens, sondern aus der Nothwendigkeit einer schützenden Bekleidung hervorgegangene Tracht der Alten, für beide Geschlechter, für Freie und Sklaven, und namentlich war das **Pallium** nach dem einhelligen Zeugniß der Schriftsteller des Alterthums, das recht eigentliche Unterscheidungsgewand der Griechen. Man vergleiche hierüber z. B. nur: **Petronii** Satyric. p. 54. **Sueton** in Tib. c. 19. p. 371. **Deuteron.** XXII. v. 12. Appian. Alex. Civil. Bell. I. V. p. 349. **Tertullian** lib. de Pallio p. 2. und die Stelle bei dem **Livius** l. XXIX c. 19., wo dem Scipio, der sich in Sicilien aufhielt, zum Vorwurf gemacht wird, „cum **pallio** crepidisque inambulare in gymnasio etc.“ Was nun aber die eigentlichen Sklavenbekleidung der Griechen betrifft, so wollen wir uns hier nicht erst, da der Raum dazu fehlt, auf die zahlreichen bekannten Bildwerke des Alterthums, in denen Sklavinnen, mit dem Mantel bekleidet, dargestellt sind; nicht erst auf die einstimmigen Resultate der Alterthumsforschung von unsern berühmtesten Archäologen in diesem Fache, wie Winkelmann, Lens, Gothe, Böttiger, Hirt, Meyer, Levezow, Millin u. s. w., oder auf die bekannten großen Costüme-Kupferwerke der Bühnen zu Berlin und Paris, wo bekanntlich Kunstkenner, wie ein Graf Brühl, und ein Talma, die Gesetzgeber in Sachen des Costüm's sind, berufen; sondern lieber gleich nur die **neueste** und unverwerflichste Autorität, nämlich unsern gelehrten Genelli, in seinem neuesten und berühmtesten Werke: „Das Theater zu Athen,“ Berlin 1818. 4. hier mit seinen eigenen Worten dafür sprechen lassen, daß auch die Sklaven der Griechen Mäntel getragen haben. Herr **Genelli** sagt nämlich in dem höchst lehrreichen Abschnitt seiner Schrift, über das Scenische **Costüm** des griechischen Theaters Seite 94 ausdrücklich Folgendes: „Der „Umwurf dessen sich das Sklavenvolk bediente, wurde Enkomboma „('Εγκόμβωμα) oder auch Epiblema ('Επίβλημα) genannt. „Für die männlichen Sklaven scheint dies nichts als ein geringes „wollenes Tuch gewesen zu sein, welches sie um Brust und Schultern schlugen. Bei dem weiblichen Geschlechte aber muß unter „dem Namen Epiblema auch jenes Doppeltuch (Mantel) verstanden werden, welches, auf den Schultern zusammen geheftet, „den Rücken deckte, und wenn es unter der Brust durch den „Gürtel zusammen gehalten wurde, einen Rock zuließ, der, nur „von den Hüften herabfallend, den Oberleib übrigens unbekleidet ließ. Dieses **nicht unzierliche** Costüm finden wir in „alten Bildwerken häufig wieder, oft selbst bei himmlischen Wesen, obwohl immer nur von einer untergeordneten Klaße u. s. „w.“ Soweit Genelli gegen Hartmann senior! von dessen uns bei dieser Gelegenheit entwickelten Kenntnissen und Ansichten von griechischer Kunst überhaupt wir nächstens an einem andern Orte ein überaus ergötzliches Pröbchen mittheilen werden. In Bezug auf die Rolle der Eucharis aber, die sich genau mit einem solchen Enkomboma bekleidet hatte, war der antike Mantel um so erforderlicher, da sie, dem nicht zu verkennenden Sinne des Dichters zu Folge, nicht einmal in dem niedrigen Begriff eine gemeine Sklavin, sondern vielmehr die Aufseherin der Dienerinnen der Sappho ist, wie sie auch gleich in ihrer ersten Rede im zweiten Aufzug als solche erscheint, und selbst der vom Dichter gewählte Name (Εὔχαρις heißt: „in Gunst und Ansehen stehend“) andeutet; ja man hat sie der ganzen Anlage der Dichtung nach — in welcher der Verfasser eben den schon anderwärts von mir gerügten Fehler begangen hat, einen **antiken** Stoff **modern**, und zwar ziemlich nach den, wie Lessing und A. W. Schlegel längst zur Gnüge dargethan haben, durchaus irrigen Grundsätzen der französischen **Tragödie** behandelt zu haben — gerade als eine solche Vertraute, wie die „**Oenone**“ in der „Phädra,“ die „**Ismenia**“ in der „Merope“ u. s. w. ist, zu betrachten. Wäre übrigens das ganze Personale in jener verpfuschten Darstellung der Sappho so richtig antik costümirt dargestellt worden, als es hier, bis auf den durch Meister Ballhorns Verbesserung nun fehlenden Mantel, die einzige Eucharis war, so würde diese freilich nicht so hervorstechend erschienen sein, als es nun aus Schuld eines ignoranten Regisseurs geschehen mußte, und das Ganze den an Schönheit der Formen und Draperieen mit Nichts zu vergleichenden Anblick eines belebten antiken Bas-Reliefs gewährt haben. Denn **das** ist eben der große Vorzug, den eine in wahrhaft antikem Sinn und Geist angeordnete Darstellung einer antiken dramatischen Dichtung vor jeder andern in rein künstlerischer Hinsicht voraus hat, daß in ihr die Hauptaufgabe aller Schauspielkunst: das Plastische mit dem Rhetorischen auf das Innigste zu verbinden, am vollständigsten und zur höchsten ästhetischen Wirksamkeit gelöst werden kann, weil die Formen der griechischen Antike für alle Zeiten die vollendetsten und bewunderungswürdigsten bleiben werden, wie sie es bisher durch zwei Jahrtausende gewesen sind, und weil auch hier das Wort unseres unsterblichen Schiller's gilt:

Nichts Schön'res finde ich, wie lang' ich wähle,
Als in der schönen Form die schöne Seele!

Halle, den 25. Mai 1820. Schütz.

Das hier ganz einfach dargestellte Betragen des Regisseurs Hartmann war nun um so unverzeihlicher, als es gerade Herr Professor Schütz allein ist, der ihn in mehreren früheren Aufsätzen über die hiesige Bühne als Schauspieler nach Verdienst gelobt hat, da ihm von andern Kunstrichtern, wie z. B. vom Herrn Regierungs-Rath Plümicke in Dessau, bisher nur strenger, bitterer Tadel zu Theil geworden ist. Hoffentlich wird er es nun künftig bleiben lassen, einen akademischen Lehrer, der die Sache besser versteht, belehren zu wollen, und endlich anfangen, nach wirklicher Bildung zu streben, da es gewiß Schade wäre, wenn seine natürlichen guten Anlagen in gemeiner Comödianterei untergehen sollten. Zu bedauern bei diesem ganzen Vorfall ist aber für unser hiesiges Theater-Publikum der Umstand: daß Mad. Hendel-Schütz, die bisher so viel zum allgemeinen Besten für dies Theater gethan, und erst kürzlich noch, durch ihre Bitten, den berühmten Verfasser der „Albaneserin" vermocht hat, dieses neueste Werk seines ächt tragischen Genius der Madam Walther unentgeldlich mit zu theilen, jetzt ihre Hand von der hiesigen Bühne ganz abgezogen hat. —**.

## Der frostige Offizier.

In dem bei Hilscher in Dresden erscheinenden „Literarischen Merkur" steht unter Anderem eine, leider! durch viele Blätter laufende Erzählung: „Liebe und Lohn" betitelt, welche mir vorkommt, wie ein Kuchen von Mittelmehl ohne Rosinen. Eine — und zwar eine recht große — Rosine hab' ich indeß doch darin gefunden, und zwar in Nr. 18; denn da klettert ein verliebter Sohn des Mars, seine in einem brennenden Hause noch weilende Coeur-Dame zu retten, in einem Offiziers-Mantel eine Feuer-Leiter hinan, findet die in Liebe bereits Lodernde und nun fast auch körperlich lichterloh Brennende in einem Cabinet, nimmt sie in seinen Mantel und eilt nun so die Feuer-Leiter zurück. — Wie frostig muß ein Offizier seyn, der, in Liebe brennend, eine in Liebe brennende Dame aus einem brennenden Hause zu retten, erst einen Mantel umnimmt — und welche Gewandtheit muß ein Offizier haben, der im Mantel Feuer-Leitern hinan und, mit seinem in den Mantel gewickelten Engel, herab klettern kann, wie einst die lieben Engelchen auf Jakobs Traum-Leiter. Wäre ich der Redacteur des „Literarischen Merkurs", dem verliebten Offizier hätte ich den Mantel genommen, eh' er zu klettern anfing, nicht einmal den Kragen hätt' ich ihm gelassen. Auch wenn er nicht für die zu Rettende glühte, in einem brennenden Hause wäre er gewiß nicht erfroren. K.

## Rüge.

Die in Bremen heraus gekommene Uebersetzung der „redenden Thiere" des Giambattista Casti ist im Ganzen sehr nachlässig; der feine Witz ist größtentheils verwischt, der rechte Ton nur selten getroffen und manchmal der Sinn gänzlich verfehlt. Hier nur eine Probe aus dem 5ten Gesange, Nr. 100:

„Doch außer dem Hofkratzer für den König,
Hielt auch, der Sage nach, die Königin —
Denn mannigmal war sie verschämt ein wenig —
Für sich auch eine eig'ne Kratzerin,
Und als Hofdame stellte dazu man
Ein schönes weibliches Eichhörnchen an."

Im Original heißt es:

„Oltre il pubblico regio Grattatore,
La Lionessa (almen così si dice)
*Perchè in lei più frequente era il prudore etc.*"

Die Cursiv gedruckte Stelle im Italienischen heißt wörtlich: „Weil bei ihr (der Königin) das Jucken öfter statt fand." — Der Uebersetzer hat statt prudore, Jucken — pudore, Schamhaftigkeit, gelesen. Das heißt sich mit leichter Mühe aus der Sache ziehen! — — r.

## Aus Wien.

Wir freuen uns hier über den „Gesellschafter" auch besonders deshalb, weil er furchtlos, aber dennoch mit geziemendem Anstande gegen die Arroganz und muthig für das Bessere wirkt, auch wenn dieses eben nicht das Begünstigte ist. — Nun kennen wir hier einen Jemand, der oft den Niemand spielt, und sich mit Gegengewichten helfen will, wenn man ihm nicht Gewicht genug giebt; ich meine den Leukoperräer. Neuerlichst hat er angefangen, in mehreren Zeitschriften gut gemeinte Gedichte auf sich selbst zu verbreiten, um manches Urtheil über ihn, was nicht gedichtet ist, außer Werth und Kraft zu setzen, und da wär' es ja wohl recht und billig, ihn mit gleichen Waffen zu bedienen!? Lassen Sie deshalb folgendes Sonett abdrucken, welches hier in einem bekannten Abend-Cirkel entstanden und schon sehr verbreitet ist. Der Abdruck kann um so weniger Bedenken haben, da der Ton des Anstandes, dessen man auch Herr seyn muß, wenn man Ursache zu haben glaubt, sich zu rüsten, nicht verletzt ist. Es folge demnach das Sonett:

„An Müllner; nach der Vorstellung der „Albaneserin".

So will Dir nimmer denn ein Ganzes glücken! —
Nur Deine Schuld ist ganz, wie Viele meinen;
Dein Geist ermattet sich in steten Tücken,
Die Kraft verschrumpft im Niedrigen und Kleinen.

Nur falsche Freunde, die gar leicht sich bücken,
Sie lügen Hoheit Deinem trüben Scheinen;
Mit vielen Bied'ren kehret Dir den Rücken
Die Muse selbst; — sie ist mit Dir im Reinen.

„Nein!" spricht sie laut, „er strebt nicht nach dem Hohen,
Das Höchste selber will er nur bedrohen,
Statt Gott und Engel will er Marionetten.

Mit Wehmuth bin auch ich ihm jetzt entflohen,
Und tief im Mark ergriffen von dem Rohen,
Erlieg' er nun in seinen eig'nen Ketten." — St —.

Das wollen wir nun keineswegs wünschen, vielmehr hoffen: daß er sich die Muse und seine Freunde versöhne durch — Selbsterkenntniß. R.

## Berichtigung

Im 17ten Bl. des „Gesellschafters" wird der Dichter und Raths-Consulent Hohlfeld in Dresden als „Redacteur der Gesetz-Sammlung für das Königreich Sachsen" aufgeführt. Diese Redaction ist aber dem, unter dem Namen „Richard Roos" bekannten Kriegs-Archivar Engelhard schon seit dem Jahr 1818 übertragen. — Auch heißt der in den Berichten aus Dresden mehrmals als trefflicher Deklamator im komischen Genre erwähnte Elleritz nicht also, sondern Nieritz, und ist bei dem Kriegs-Zahlamte angestellt. — Wenn übrigens von einem gemüthlichen Apotheken-Provisor Engelbrecht in genannten Berichten die Rede ist und dessen Geistes-Produkte angezogen werden, so ist dies wohl nur Scherz — denn auf Schriftsteller-Ehre macht dieser übrigens wackere, nur nicht dichterische Mann keinen Anspruch — oder es waltet hier vielleicht eine Verwechselung mit dem vorgenannten Engelhard. — o —.

## Zur Antwort.

Die Satyre: „Der literarische Pabst" liegt zum Abholen bereit; schon die anonyme Zusendung macht den Abdruck unmöglich. D. Herausgeber.

# Bemerker.



**No. 13. 1820.**

Beilage zum 115ten Blatte des Gesellschafters.


## An das verehrungswürdigste Publikum Berlins.

Da ich, hier fremd und unbekannt, mich keines gütigen Vertreters zu erfreuen haben werde, so sehe ich mich genöthigt, eine Erklärung meines Benehmens während der Vorstellung des Trauerspiels „Emilia Galotti", welchem bereits die bitterste, mißgünstigste Deutung gegeben worden ist, dem verehrungswürdigsten Publikum vor zu legen, um meine bürgerliche Ehre zu retten, welche man auf die empfindlichste Weise zu kränken sich bemühet hat.

Nachdem ich meine erste Gastrolle, den „Hofmarschall" in „Kabale und Liebe" mit glücklichem Erfolg gegeben hatte, wurde mir von der General-Intendantur der königlichen Schauspiele eine zweite gütig bewilligt; ich wählte den „Marinelli" in „Emilia Galotti" und wähnte eine zweckmäßige Wahl getroffen zu haben, da ich diese Rolle auf mehreren bedeutenden Bühnen mit Glück dargestellt hatte, da Kunstblätter und Publikum über diese Leistung ein günstiges, jenem des Herrn Referenten im 8[illegible]sten Blatte der „Vossischen Zeitung" ganz entgegen laufendes Urtheil ausgesprochen hatten. Ich glaubte auch hier wagen zu dürfen, was ich auf andern Bühnen zur Zufriedenheit des Publikums ausgeführt hatte, um so eher, als ja auch in Berlin mir in meiner ersten Gastrolle unzweideutige und ungetheilte Beweise des gütigsten Wohlwollens gegeben wurden, und ich in der, wegen plötzlicher Unpäßlichkeit des königlichen Schauspielers Herrn Devrient übernommenen Rolle des „Grafen Balken" in der „Schachmaschine", mit Nachsicht und Güte behandelt worden bin. — Dieser Rückblick war es, welcher mich bewog, die Darstellung des „Marinelli" zu unternehmen, da ich ja nicht vermuthen konnte: daß ich schon bei meinem ersten Erscheinen, ehe ich noch zu einem bedeutenden Moment der Rolle gelangt war, unterbrochen, weil ich nicht ahnen konnte, daß ich ungehört verurtheilt werden würde.

Die unfreundliche Deutung in der „Spenerschen Zeitung" in Rücksicht meines Benehmens glaube ich hinlänglich entkräften zu können, indem ich erwähne: daß, da die Ausbrüche des Mißfallens stets durch gütige Beweise der Theilnahme, der Ermunterung unterbrochen, ja auch unterdrückt wurden, ich durch diesen Umstand wohl genöthigt war, zu „schweigen"; „auf einem Flecke" aber blieb ich nur, um dem gütigen, wohlwollenden Theile des Publikums die Gefühle meines Dankes zu erkennen zu geben.

Fremd, schutzlos, konnte ich nur Strenge fürchten, nicht auf schonende Nachsicht hoffen: mußte ich daher nicht sorgsam über mich wachen, daß die Vorstellung nicht unterbrochen werde; daß, trotz dem, was in meinem Innersten vorging, keine meiner Mienen Gelegenheit gebe, mich verletzter Achtung an zu klagen, mußte ich daher „die abgebrochne Rede nicht wieder anfangen", um, so schwer es mir wurde, die Rolle durch zu führen, und wird unter solchen Umständen der Herr Referent meine mühevoll errungene Fassung tadeln können, welche allein mich zu retten vermochte? — doch war es keine, wie Herr Referent andeutet, „vielgeübte", sondern eine durch den Drang der harten Verhältnisse erzeugte Fassung. — Die Bühnen von Prag, Brünn, Pesth, Ofen, an welchen ich eine Reihe von Jahren als Regisseur angestellt war; die Hofbühnen von Wien, auf denen ich in verschiedenen Zeiträumen Gastrollen gab, die königliche privilegirte Bühne von Breslau und viele deutsche Kunstblätter können den Herrn Referenten vollkommen überzeugen: daß ich niemals Gelegenheit hatte, in ähnlichen Fällen meine Fassung zu üben.

Habe ich nun das verehrungswürdigste Publikum von der dringenden Nothwendigkeit meines so übel gedeuteten Benehmens überzeugt; gelang es mir vielleicht, auch dem Herrn Referenten billigere Gesinnungen ein zu flößen, so bleibt mir nur noch die angenehme Pflicht zu erfüllen, jenen verehrten Theil des Publikums, welcher mir in meinen ersten Darstellungen gütiges Wohlwollen und Nachsicht schenkte, in der letzten aber durch menschenfreundliche Theilnahme mich stärkte, erhob, und die bittersten Stunden meines Lebens ertragen machte, meines wärmsten Dankes zu versichern; jenen Theil aber, dessen Mißfallen ich zu erregen das Unglück hatte, der verlornen Stunden wegen um Vergebung zu bitten. Berlin, den 6. Juli 1820.

A. Fiet, Schauspieler.

## Erklärung.

Ein Correspondenz-Artikel im „Morgenblatt" Nr. 145, angeblich aus Wien, enthält, auf den übel gewählten Anlaß der in Wien, wie überall, ohne besondere Theilnahme des Publikums aufgeführten „Albaneserin", eine Schilderung des vorgeblichen Zustandes und der gegenwärtigen Verwaltung des Wiener Burgtheaters, worin namentlich auch meiner gedacht ist. Ich finde mich bewogen, diesen Artikel für eine elende, vom Anfang bis zum Ende lügenhafte Klatscherei, und den Verfasser oder Einsender, in Betracht der daraus hervor gehenden Absicht, für einen boshaften Verläumder zu erklären. Die Redaktion des „Morgenblattes" wird den Vorwurf der Theilnahme an dieser nichtswürdigen Klatscherei nur dadurch von sich ablehnen können, daß sie den Mann nennt, der sich erkühnt hat, die Verwaltung eines der ersten Theater Deutschlands und ihre öffentlichen Beamten auf eine so tückische Weise zu verunglimpfen. Wenn dieser Mann seine ihn schlecht verhüllende Maske ablegt, werde ich nicht ermangeln, über mehrere Punkte seiner Schmähschrift und über die wahrscheinliche Veranlassung derselben, die Aufklärungen zu geben, welche für das Publikum ein Interesse haben können; verkappten Angriffen so niedriger Art wird es genug seyn, diese offene Erklärung entgegen zu setzen. Wien, den 24. Juni 1820.

Schreyvogel, genannt West,
k. k. Hoftheater-Sekretair.

## Anzeige.

Der Dr. Franz Rudolph Hermann hat seine Art, mich an zu greifen und gegen mich zu schreiben, in einen so

niedrigen Ton gestimmt, daß ich mich selbst beflecken würde, wenn ich ihm darauf antwortete. Deshalb gönn' ich ihm von ganzem Herzen den Triumph, mich besiegt zu haben, und werde von seinen künftigen Angriffen, er mag sie offen oder verkappt thun, keine Notiz nehmen. Breslau, im Juni 1820.

Carl von Holtei.

## Aus Wien.

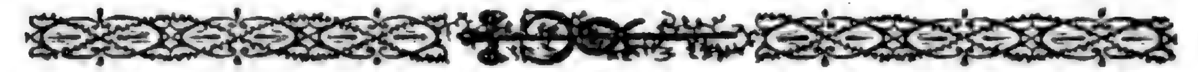
Erlauben Sie, daß ich über einen bereits vielbesprochenen Gegenstand, nämlich die Aufführung der Müllnerschen „Albaneserin" auf hiesigem Hoftheater Einiges sage. Die Erwartung des Publikums war aus begreiflichen Ursachen sehr hoch gespannt; theils weil man von einem Dichter, der schon Bedeutendes geleistet und auf diese Leistungen bei jeder Gelegenheit, mehr als der Bescheidenheit geziemt, pocht, etwas Vollendetes erwartete; theils weil verlauten wollte, Herr Müllner habe vor Beendigung seiner Tragödie gelegentlich geäußert: er werde ein Stück schreiben, welches die Schauspieler nicht zu spielen im Stande seyn sollten. Dieses Stück ward endlich am 1sten Mai hier gegeben und hatte das sonderbare Unglück: — daß die Schauspieler gefielen, das Stück aber, einzelne Stellen abgerechnet, ohne Wirkung vorüber ging! — Es ist hier mit vieler Leidenschaftlichkeit dafür und dagegen geschrieben worden, die Wahrheit liegt in der Mitte. Bei vielem Vortreflichen hat es große Mängel, den größten Nachtheil aber bringt der Mangel an innerer Wahrheit. So kam es denn, daß die Akt-Schlüsse kalt und mit der „einer Tragödie geziemenden Ruhe" (wie der Referent der „Leipziger Zeitung für die elegante Welt" über die erste Vorstellung derselben auf dem Braunschweiger Theater etwas naiv sich ausdrückt) aufgenommen, am Schluß des letzten aber einige übelwollende Zischer laut wurden, welche, als die Wiederholung des Trauerspiels durch den Schauspieler, welcher die Rolle des „Herzogs von Camastro" gespielt hatte, für den folgenden Tag angekündigt ward, in unbegreiflicher Geschwindigkeit sich so sehr vermehrt hatten, daß die wenigen Klatscher bald überstimmt waren. Das hat der hiesige (?) Referent des „Morgenblattes" dem armen Camastro gewaltig übel genommen; es ist aber auch unverzeihlich: daß ein Publikum, und obendrein ein von Herrn Müllner besungenes Publikum, sich so vergessen konnte, einen Schauspieler, der nach Beendigung eines solchen Meisterwerks hervor tritt, zu beklatschen, die Ankündigung der Wiederholung dieses Meisterwerkes aber aus zu zischen! Zwar wurde das Unglück, welches die „Albaneserin" hier betroffen, in einer späteren Nummer des „Morgenblattes" auch der Direktion der Hoftheater und der Regie- und Kanzlei-Kabale zugeschrieben; die Wahrheit aber, mit welcher es jener Bericht-Erstatter nicht genau zu nehmen scheint und welche das sämmtliche unbefangene Theater-Publikum Wiens zu bezeugen nicht anstehen wird, ist: daß die Direktion der Hoftheater Müllners Tragödie sehr liberal honorirt und mit Sorgfalt und Pracht auf die Scene gebracht, die Schauspieler ihre Rollen mit möglichster Anstrengung, wenn auch nicht mit gleichem Glück, gegeben, das Stück selbst aber nicht gefallen hat und die Ankündigung der Wiederholung förmlich ausgezischt ward. Das ist ein nicht ab zu leugnendes Faktum, und wenn auch jenen bereits im „Morgenblatt" abgedruckten, sich auffallend widersprechenden drei Rezensionen noch hundert folgen und wenn sie auch alle aus einer und derselben Feder fließen sollten!! —*—.

## Für den „Bemerker".

Damit die im 74sten Blatte des „Gesellschafters" gegebene und übrigens der strengsten Wahrheit gemäße Nachricht von der Einweihung der Schönefelder Kirche ganz richtig sey, muß es Spalte 2, Zeile 18, statt: „gewünscht hatte", heißen: gewünscht haben sollte. Der Herr Pastor war eben diese Ursache, daß an diesem Tage die Kirche eingeweihet ward, weil er an demselben sein funfzigjähriges Jubelfest als Prediger beging, und er betrieb deshalb die Angelegenheit mit so großem Eifer. Leipzig, den 25. Mai 1820. D.

1820. No. XII.

# Blatt der Ankündigungen.



## Aufruf.

In unserer Zeit ergehen so viele und mannigfache Einladungen an die Dichter Deutschlands, um sie für literarische Unternehmungen zu gewinnen, daß man fast Bedenken tragen sollte, ihre Theilnahme auf's neue zu verlangen. Dennoch darf dieser Aufruf an sie nicht fehlen, denn die wahren Dichter, welche die Welt in ihrem Inneren tragen, und sie mit dem Glanze ihrer Liebe überstrahlen, haben Alle ein heiliges Recht auf eine Unternehmung, die der Liebe geweiht seyn, und reiche Früchte für die Welt tragen soll.

In der bangen Kriegsnacht, die auf Deutschlands Fluren lag, hat man zu Pirna, im Königreich Sachsen, ein Waisenhaus errichtet. Es zeichnet sich vor ähnlichen Anstalten dadurch aus, daß es das treue Bild einer großen arbeitsamen und frommen Familie darstellt, nur durch sich selbst besteht, und fast keinen weiteren Fond hat als die öffentliche Wohlthätigkeit und seine Kinderkräfte. Alle, welche diese Anstalt gesehen, waren ergriffen von ihrer einfachen Zweckmäßigkeit, gerührt von dem Geiste, der sie belebt und haben sie im Stillen gesegnet. Für diese Freistatt, für dieses Vaterhaus verlaßner elternloser Kinder gedenken wir nun zu sammeln. Nicht aber Gold, welches der Reiche leicht entbehren mag, nein, wir heischen edlere Gaben, die rein und gediegen aus der reichen Seele quellen; wir wollen ein Buch heraus geben, welches zum Besten dieses Waisenhauses verlegt werden soll, und hierzu fordern wir Beiträge. Sein Inhalt soll der Belehrung und Unterhaltung aller guten Eltern und Kinder gewidmet und deshalb mannigfaltig seyn. Passende wissenschaftliche Aufsätze, Gedichte, Fabeln, Erzählungen, Mährchen und kleine dramatische Arbeiten mögen darin wechseln. Nur ein Band soll alljährlich davon erscheinen, damit die Sammlung desto ausgezeichneter sey.

Zu diesem guten Werke haben wir uns verbunden, zu diesem heiligen Unternehmen fordern wir auch Euch alle auf, die Ihr das Herz und die Kraft dazu habt. Das Reich der Liebe und der Poesie kennt keine Grenzen; darum gelte dieser Aufruf für alle Gleichgesinnte, so

weit er dringt. Wir nehmen Eure Beiträge als ein auf den Altar der Liebe gelegtes Geschenk; mögen glückliche Eltern und Kinder uns Eure reichen Gaben abtauschen, damit jenes Haus der Waisen künftig auf sichrerem Grunde stehe.

Um das erste Bändchen baldmöglichst erscheinen lassen zu können, bitten wir um Einsendung der ersten Beiträge noch vor Michaelis dieses Jahres. Sie sind zu adressiren an den Kreishauptmann von Zeschau in Dresden, oder an Ernst von Houwald in Sellendorf bei Luckau in der Niederlausitz.

Dresden, am 30. April 1820.

C. W. Contessa, Hasse, Th. Hell, Ernst von Houwald, Fr. Kind, Fr. Kuhn, Tiedge, Zeschau.

## Uebersetzung-Anzeige.

Eine Verdeutschung des berühmten Romans:

**Waverley, von Walter Scott,**

bearbeitet von W. A. Lindau,

erscheint in kurzer Zeit in der Arnoldischen Buchhandlung in Dresden.

## Anzeige eines wichtigen Werkes.

In unserm Verlage ist erschienen und durch alle solide Buchhandlungen um den Preis von 1 Thlr. 4 Gr. zu erhalten:

**Hygiastik**
oder
**die Kunst**
**die Gesundheit der Menschen**
**zu erhalten, zu befördern**
**und**
**die Lebensdauer zu verlängern,**
von
**Dr. C. F. L. Wildberg,**
Ober-Medicinal-Rath und praktischer Arzt in Berlin.

Das Interesse, mit welchem das Publikum dies Werk aufgenommen, wird vielleicht für die Einwohner Berlins erhöht, seit sein würdiger Hr. Verfasser in ihrer Mitte lebt. Mit gewohntem Scharfsinn hat derselbe hier über die Erhaltung und Beförderung der Gesundheit in allen Perioden und Verhältnissen des menschlichen Lebens und über Alles, was auf dieselbe Einfluß hat, mit besonderer Rücksicht auf die Erhaltung einzelner wichtiger Organe, die so häufigen Leiden, namentlich der Augen, der Zähne, gehandelt und die zweckmäßigsten Vorschläge über physische Erziehung, über die Ehe, über die Benutzung der ärztlichen Kunst, über die Pflege der Armen und der Wöchnerinnen, beigefügt.

C. G. Flittnersche Buchhandlung in Berlin (Jägerstraße Nr. 51) und Frankfurt a. d. O.

Bei J. A. Mayer, Buchhändler in Achen, erschien so eben und ist in allen guten Buchhandlungen zu haben:

**Stunden der Einsamkeit. Für Frohe und Trauernde. Von August Gebauer.**

8. Elegant geheftet. Preis 1 Thlr. Preuß. Cour.

Inhaltverzeichniß: Zueignung — Dem freundlichen Leser — An die Einsamkeit — Blüthen aus dem Hausbuche einer gemüthlichen Frau — Zinzendorfs Jugendjahre — Blumen-Andacht — Unter Blumen — Auf dem Drachenfels — Psalm — Lied an Fanny Tarnow — Menschensehnsucht — Spruch — Der Liebe Sehnsucht und Gewährung — Blumen in Eulalias Brautkranz — Die letzten Tage eines Liebenden — Die sterbende Braut — Freuden und Leiden — An F. von W. — Lebensregel — Bei Sonnenaufgang — Im Schatten eines Baumes — Dichters Wiedergeburt — An Friedrich Leopold Grafen zu Stolberg — Ode im antiken Versmaaß — Bild des Herzens — Erinnerungen — Schlußwort.

Für diejenigen, welche den gemüthvollen Verfasser schon aus früheren Schriften kennen, brauchen wir weiter nichts zu sagen, als daß diese da ist. Wer ihn noch nicht kennt, wird ihn durch die Stunden der Einsamkeit lieb gewinnen, und, sey er ein Froher oder Trauernder, hohen Genuß darin finden. Uebrigens schließt sich diese Schrift an die von Ehrenberg, Strauß und Schubert durch frommen milden Sinn, tiefe Gemüthlichkeit und sanft ergreifende Herzenspoesie, was sie dem Publiko wohl am besten empfiehlt.

## An Freunde einer heiteren Unterhaltung, Badende, Lesegesellschaften, Leih-Anstalten, auch Geschichts-Freunde 2c.

Laun, Fr., das Leben in Licht und im Schatten, in einer Reihe von romantischen Erzählungen dargestellt. 3r Bd. 8. 1 Thlr 4 Gr. oder 2 Fl. 6 Kr.
Auch unter dem Titel:
Die Nonne, brittische Launen 2c., Erzählungen 2c.

Miltitz, Carl Borromäus Freiherrn v., Ausstellungen in vermischten Erzählungen. 2s Bdchn. mit einem Titelkupfer. 8. 1 Thlr. 8 Gr. oder 2 Fl. 24 Kr.

Sydow, Fr. v. (Kön. Preuß. Hauptmann), Silberblüthen (Novellen, poetische Erzählungen und Gedichte). 2s Bdchn. mit einem Titelkupfer. 8.
1 Thlr. 12 Gr. oder 2 Fl. 42 Kr.

Uebersicht, kurze, der Geschichte der Schenken von Tautenburg. Aus Original-Dokumenten, Akten, Handschriften und Nachrichten der bewährtesten Schriftsteller gezogen. (Besonderer Abdruck aus „Der Vorzeit" 4ten Bandes 1stes Stück.) Mit dem Wappen der Schenken von Tautenburg. gr. 8.
geh. 6 Gr. oder 27 Kr.

Vorzeit, die. Ein Journal für Geschichte, Dichtung, Kunst und Literatur des Mittelalters. Mit vielen colorirten und schwarzen Kupfern. 4r Bd. in allegor. Umschlage. gr. 8. 3 Thlr. oder 5 Fl. 24 Kr.

Wer den vorhergehenden Theil obiger Werke gelesen hat, wird sich über das Erscheinen dieser Fortsetzung freuen und keinen Augenblick zögern, sich auch diese anzuschaffen. Jede Anpreisung würde daher überflüssig seyn, besonders da die früheren Theile in den beurtheilenden Blättern nach Verdienst gewürdigt sind.

G. A. Keyser's Buchhandlung
in Erfurt.

So eben hat die Presse verlassen (Preis 1 Thlr. 12 Gr.):

# Gedichte
von
## Friedrich Krug von Nidda.

„Willkommen" — sagt der Redacteur einer schon lange beliebten belletristischen Zeitschrift, indem er die Leser auf das künftige Erscheinen aufmerksam macht — „willkommen wird den Verehrern und Freunden der Muse des Verfassers diese Sammlung seyn." Auch in den Uebersichten der literarischen Ausbeute dieser Messe ist auszeichnende ehrende Erwähnung derselben geschehen. Und gewiß wird das Publikum bei dem Genuß dieser lieblichen, gemüthlichen lyrischen Gedichte, dieser treffenden Distichas, dieser herrlichen kräftigen Romanzen aus der Feder des in den besten belletristischen Zeitschriften und Taschenbüchern mit Freuden aufgenommenen und angetroffenen Dichters eben so empfinden und urtheilen. Auch das Vorwort des zwar von Manchen bekämpften, von Vielen aber verehrten Dichters, de la Motte Fouqué, über die neueste Literatur, wird gewiß Jeden interessiren.

Ernst Kleins literarisches Comptoir in Leipzig.

---

Bei W. Starke in Chemnitz ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

**Kindervater, C. V., Natur- und Erndte-Predigten. 2te Aufl. gr. 8. 1 Thlr.**

Der Werth dieser Predigt-Sammlung ist anerkannt, und sie bedarf daher keiner weiteren Empfehlung. Wer wahre Erbauung sucht, wird sie hier reichlich finden, und von dem so anziehenden Inhalte dieser Kanzel-Vorträge sich eben so sehr erhoben, als von der herrlichen, faßlichen und eindringenden Darstellung wohlthuend angesprochen fühlen.

---

So eben ist die 2te Auflage von folgendem, mit Beifall aufgenommenen Werke erschienen:

Das Ganze
der
## Taschenspielerkunst
ohne großen Apparat und Kosten die seltensten und auffallendsten Zauberstücke zu machen.
Zum geselligen Vergnügen
von
Eckartshausen, Goger und Pinetti.
Herausgegeben
von
Agrippa von Nettesheim.
Mit Kupfern.
Gehestet 20 Gr.

Dieses Buch giebt einen vollständigen Unterricht in den vorzüglichsten Kunststücken aller Art, die im geselligen Kreise viel Vergnügen und Aufheiterung schaffen werden.

Berlin. Maurersche Buchhandlung.
Poststraße Nr. 29.

---

Bei Tobias Loeffler in Mannheim und durch alle Buchhandlungen ist zu haben:

Die Brüder des großen Bundes. 8. Persepolis. 20 Gr.

Otto Graf von Nordheim, Herzog von Baiern; eine Geschichte aus dem eilften Jahrhundert, dramatisch bearbeitet. 8. 16 Gr.

und sind beide auch besonders Besitzern von Lesebibliotheken zu empfehlen.

---

### Anzeige eines empfehlungswerthen Werks über Mathematik für Schulen.

In der Maurerschen Buchhandlung in Berlin ist erschienen und zu haben:

**Elementar-Geometrie und Trigonometrie, zunächst für Preußens Schulen bestimmt.**
Von
Dr. M. Ohm,
Ober-Lehrer der Mathematik und Physik am Gymnasium zu Thorn.
Preis 12 Gr.

Zur Empfehlung dieses Werks setzen wir hier den Schluß der Rezension in der „kritischen Bibliothek für Deutschlands Schul- und Unterrichtswesen" her:

„Das Ganze giebt eine vortrefliche Uebersicht über alle Gegenstände der Geometrie und Trigonometrie, aus ihren Grundsätzen abgeleitet; wobei wir nur hin und wieder eine kleine Abänderung in der Folge der Sätze zweckmäßig finden. Uebrigens können wir dies Werk aus voller Ueberzeugung von seiner Brauchbarkeit empfehlen."

---

So eben ist fertig geworden, an alle Buchhandlungen versandt und für 16 Gr. geheftet zu haben:

**Satyrisch-humoristische Gedichte,**
vorzüglich in Bezug auf neuere Zeitereignisse.
Von
Heinrich Döring.

In einer Zeit, die der Satyre manchen Stoff beut und welche der Erheiterung so sehr bedarf, wird man gern dies Werkchen in die Hand nehmen und es wohlbefriedigt weglegen.

Ernst Kleins literarisches Comptoir in Leipzig.

---

Durch alle Buchhandlungen ist folgendes so eben erschienene höchst merkwürdige Werk zu haben:

**Deutschland und der Gottesfriede.**
Sendschreiben
an H. Görres gegen seine letzte Schrift, mit Auszügen aus derselben,
von
P. F. Stuhr.
Preis: 1 Thlr. 12 Gr.

Berlin. Maurersche Buchhandlung.

---

**Gesammelte Briefe von Julie.**
Vier Bände. 2te verbesserte Auflage. Mit Kupfern. 8. Leipzig, in der Gräffschen Buchhandlung.
Preis 5 Thlr., sauber geheftet 5 Thlr. 4 Gr.

(Sämmtliche angezeigte Bücher sind durch die Maurersche Buchhandlung in Berlin, Poststraße Nr. 29, und durch die Gräffsche Buchhandlung in Leipzig zu bekommen.)

Bemerker. No. 14. 1820.



Beilage zum 123sten Blatte des Gesellschafters.

# E r k l ä r u n g.

Im Intelligenzblatt des „Morgenblatts" ist folgende Anzeige abgedruckt:

„Die in Nr. 85 des Berliner „Gesellschafters" eingerückte Probe-Scene aus meinem Drama „Scanderberg oder die Befreiung Griechenlands" ist von dem Herren Herausgeber und Redacteur jenes Blattes eigenmächtig so verkürzt und durchaus verändert worden: daß ich sie in dieser Gestalt nicht mehr für meine Arbeit erkennen kann.

Weimar, den 2. Juni 1820. Dr. Sondershausen."

Diese, schnell öffentlich gezeigte Empfindlichkeit legt mir die Verpflichtung auf, durch Angabe der Kürzungen und geringen Veränderungen Hrn. Dr. Sondershausen die Genugthuung zu geben, welche er wünschen konnte, indem dadurch seine Arbeit wieder ergänzt wird; nothwendig muß ich dabei auch meine Gründe wenigstens andeuten.

Die ersten zwanzig Jamben sind ohne Unterbrechung abgedruckt, dann hat das Manuscript folgende, hier in strenger Genauigkeit mitgetheilte Stelle:

„Du hast das Leben mir erhalten, Sultan!
Das heißt, du hast es grausam nicht genommen,
Als deine Teufel schon die Brüder, Schwestern
Auf dein Geheiß mir hingewürget hatten;
Was mein war, ließest du, ich sollte sie,
Allein von allen übrig, sterben sehn —

Es schien mir in den letzten Zeilen (ich dachte an einen Fehler bei dem Abschreiben) Unklarheit zu herrschen; ich gab deßhalb die vier letzten Jamben in diesen dreien:

Als deine Teufel schon die Brüder, Schwestern,
Auf dein Geheiß mir hingewürgt; ich mußte,
Allein verschont, sie Alle sterben seh'n —

Die Zeilen:

Du hast mich reich beschenkt und hoch erhoben,
Das heißt: von meinem Gut, das du geraubt,
Hast du mir eine Gabe hingeworfen;
Groß, wie du selbst, und herrlich ausgestattet,
Bin ich dir gleich, zum Diener nicht geboren,
Wer zweifelt dran? mein Schwerdt soll ihn belehren!
Du selber? — wohl! Dir selber will ich's wehren!

sind im Manuscripte so:

Du hast mich reich beschenkt und hoch erhoben,
Das heißt von seinem Gut, das du geraubt,
Dem Bettler eine Gabe hingeworfen;
Groß wie du selbst und herrlich ausgestattet,
Bin ich dir gleich, zum Diener nicht geboren;
Wer zweifelt dran? mein Schwerdt soll ihn belehren!
Du selber? — wohl! Du sollst mich besser ehren.

Hieran schließt Dr. S. sogleich Folgendes:

„(Zwei von seinen (Scanderberg's) Feinden gedungene Meuchelmörder zeigen sich in der Ferne und schleichen zu ihm heran.)

(Scanderberg zieht ein Kruzifix aus dem Busen)

Komm du hervor, du stiller Freund der Seele!
Was auch mich drücke, was mich immer quäle,
Du tröpfelst Balsam in das wunde Herz!
Du darfst nicht fehlen an dem Scheidewege —
Hab Dank! hab' Dank! (er küßt es) O bleib auch fürder mein!
Laß jetzt auch auf dem langen, sauren Wege
Mein Thun und Lassen dir empfohlen seyn!
Verlaß mich nicht! ich bin ein Mensch in Nöthen!
Die Seele nimm, wenn sie den Geist mir tödten.

(Er sinkt betend auf die Knie. Die beiden Mörder, die Miene machten, auf ihn ein zu stürzen, bleiben mit gezückten Dolchen, wie gefesselt stehen. (Man hört in der Ferne kriegerische Musik) Scanderberg springt auf, die Mörder entfliehen.)

Sie naht, sie naht, die große Lebensstunde,
Die Lüfte jauchzen siegreich unter ihr!
Ade, Willkommen klingen in dem Ton!
Die Schlachten alle, Lust und Tod gepaart,
Was mir das Schicksal mischt in buntem Chaos!
Wohlan! So sey denn Fehde zwischen uns u. s. w."

Ich habe diese Einschaltung weg gelassen und gleich angefangen mit:

„So sey denn, Sultan, Fehde zwischen uns" —

Die Erinnerung in der ersten Zeile an: „Komm du hervor, du Bringer bittrer Schmerzen" im „Tell", ferner der falsche Reim mit Wege (Scheidewege) und Wege, waren geringe Gründe; mehr wurde diese Kürzung dadurch motivirt: daß es wohl schwerlich eine ernste Wirkung machen kann, wenn zwei Meuchelmörder — Rollen, die ohnehin sehr untergeordneten Schauspielern zugetheilt werden — erscheinen, um sogleich wieder davon zu laufen, wenn der, den sie morden wollten, sich rasch erhebt, um einen Monolog fort zu setzen. Auch in jeder andern Beziehung möchte jene Stelle nicht bedeutend genannt werden können.

Statt „Leidtragend sey's in ungeschwächter Trauer" steht im Manuscript: „tiefer, tiefer Trauer"; nach der Zeile: „So lange noch die Braut ihm fehlet, Freiheit!" ist im Abdruck weg gelassen: „Korsaren, die sie raubten, Preis gegeben", und die Zeile: „Und felsenfest erstarret ist mein Wille!" heißt im Manuscript: „Und felsenfest geronnen steht mein Wille." — Aus „Voran! und ging's zur Hölle, folg ich dir!" — ist im Druck entstanden: „Voran! und ging's zur Höll', ich folge dir!" — und vor den Worten Scanderberg's:

„Drum, wer die Ruhe liebt und Gut und Leben
Der scheide jetzt (im Manuscript: „Der gehe fort")! ich kann ihm das nicht geben!"

sollte Moses noch sagen:

„Hei! hei! nur aufgespielt! ein lust'ger Tanz!
Ich tanze mit! ich halte aus! hei! hei!"

Geschlossen habe ich die Scene mit Scanderberg's Ruf:

„So kommt! Musik! Musik! zum Hochzeitskranze!
Zur wilden Braut im blut'gen Lorbeerkranze!" —

aber es sagen noch „Moses und Ballaban": „Musik! Musik!" — und „Alle" rufen dann: „Es lebe Scanderberg!"

Sorgfältig habe ich nun den Abdruck nach dem Manuscript berichtigt und wünsche: daß dem Ganzen ein solcher Werth zukomme, als der Herr Verfasser auf eine Scene zu legen scheint. Ich habe ihm früher nicht verhehlt: daß ich nur ungern den Raum dazu hergab; mein Wort verband mich jedoch und als in dem letzten erinnernden Briefe Hr. Dr. Sondershausen bemerkte: daß er hoffe, ich würde mein Versprechen nun endlich in den nächsten Blättern erfüllen, so erlaubte ich mir die Kürzungen u. s. w., in guter Meinung, über welche ich, gleich nach dem Abdruck, an Hrn. S. schrieb und die sich auch wohl rechtfertigt. Gern aber will ich nun weiter nichts in dieser Angelegenheit sagen, um nicht noch mehr Raum über einen unangenehmen Gegenstand zu verlieren.

F. W. Gubitz.

## Bemerkung.

In Nr. 111 des „Hamburger unpartheilschen Correspondenten" ist gemeldet: „Die philosophische Fakultät der Berliner Studenten habe dem verdienstvollen dramatischen Künstler, Herrn Wolff, einen silbernen Ehrenbecher und einen Lorbeerkranz mit einem Gedicht überreicht." — Diese Nachricht ist gegründet bis auf den Umstand: daß Kunstfreunde unter den Studenten aus allen Fakultäten es waren, welche dem genannten Künstler ihre Achtung bezeigen wollten und diese auch in dem hier folgenden Gedicht aussprachen:

„Dem Mimen Ph. A. Wolff einige seiner Verehrer.

Wenn in der Dichtung holdem Zauberkreise
Der Sänger nie Geschautes uns enthüllt,
Wenn seines Liedes ewig frische Weise
Mit nie gefühlten Wonnen uns erfüllt:
Dann eilt der Dank, die Herzen zu erschließen,
Den trauten Sänger freundlich zu begrüßen.

Doch wenn des Mimen Kunst dem todten Worte,
Dem unbewegten, neues Leben schenkt,
Dann erst eröffnet sich die heil'ge Pforte,
Die glanzumstrahlt das Heiligthum umfängt;
Und was der Sänger schwach nur konnte zeigen —
Es muß des Mimen mächt'ger Kunst sich beugen.

Drum Heil dem Manne, der in heit'rem Glanze,
Wie Du, das schöne hehre Ziel errang,
Der, siegsgekrönet mit dem Doppelkranze,
Des Mimen Kunst vereinet mit Gesang!
Ihm ist des Lebens Frühling aufgegangen,
Ihm huldigt, wen sein Zauber mild umfangen!

So nimm mit Liebe nun, Du hoher Meister,
Den Ehrenkranz, in Liebe Dir gesandt;
Ist's nicht die Huldigung verwandter Geister,
Macht unser Streben doch uns Dir verwandt:
Die Huld der Musen soll ja den beglücken,
Der ihren Priester würdig strebt zu schmücken!"

— • • —.

## Aus Hamburg.

Einliegend sende ich Ihnen, mit der Bitte um Verbreitung durch den Abdruck, ein, dem Capitain Kohler (welcher, mit dem Hamburger Schiff Daphne und auf Kosten der portugiesischen Regierung, 200 Schweizer-Colonisten, in der außerordentlich kurzen Zeit von 47 Tagen, von Rotterdam nach Rio-Janeiro brachte) ertheiltes Attest. Der Capitain erfreute sich bei seiner Ankunft der ehrenvollsten Aufnahme von Seiten des Königs, welcher sich persönlich zu ihm an Bord begab, und dem Vernehmen nach ihn mit einem Orden und einem Stück Land beschenkte. — Es ist Freude, die Pflichterfüllung überall anerkannt zu sehen; in dieser Betrachtung bin ich überzeugt, Sie werden dem Attest ein Plätzchen gonnen und es hier anfügen:

Intimement persuadé, que tous les chefs de famille, qui occupent la Daphné, se joindront à nous pour rendre hommage au bon et brave Capitaine de ce navire, la Daphné, arrivée dans le port en 47 jours de Rotterdam. Nous soussignés, Pierre Louis de Porcelet, Colonel, decoré de divers ordres royaux et militaires et commissair représentant ici le louable Canton de Fribourg, Charles Quirremont, chef militaire, et Pierre Verneur, agent comptable, offrons ici le tribut de nos sentimens de gratitude à Mr. Köhler pour ses actes de bonté et de sollicitudes ainsi que pour tout ce qu'il a fait dans l'interet des colons Suisses, qui montoient son batimens. Nous ajouterons avec verité comme avec plaisir, qu'on ne peut apporter plus de vigilance, d'exactitude, de zèle et de talens dans l'exercice de son art, en témoignage de quoi nous l'avons prié d'en accepter un acte dans la forme la plus authentique, qu'il nous a été possible de le donner.

Fait à bord de la Daphné et en vue du Capt.

Fris le 5. Novembre 1819. Le Chevalier de Porcelet.
Quirremont. Verneur.

## Aus Dresden.

Die neulich im „Gesellschafter" scherzhaft mitgetheilte Neuigkeit: die Damen Helmina v. Chezy und Fanny Tarnow hätten in Schandau einen Congreß gehalten, wegen Herausgabe der Monatsschrift „Iduna", muß nun den Nachsatz bekommen: daß dieser Congreß, wie mancher andere in der Geschichte, zu Mißhelligkeiten führte; indem Frau v. Chezy sich in ihren Rechten gekränkt glaubt und der Allianz sich entzieht. So hat die Göttin Iduna, welche, nach der nordischen Mythologie, die Aepfel der Unsterblichkeit im Gewahrsam hat, zuerst nur einen Zankapfel ausgeworfen. Fanny Tarnow will nun allein Pflegemutter der „Iduna" werden; ob Frau v. Chezy sich dagegen mit dem Schwager der Iduna (dem Tyr, Gott der Unerschrockenheit und Feind jeder Schlichtung in Güte) verbinden wird, kann nur die Zeit lehren.

— Hf —.

## Ueber Anonymität.

Hr. Hofrath Müllner hat in seinem „Literatur-Blatt" gegen Hrn. Kind gesprochen, der (was auch uns wünschenswerth scheint) es rechtlich findet, daß Beurtheiler sich nennen. Dagegen stimmt er (freilich wieder ein Beispiel zu Gunsten seiner eigenen Persönlichkeit anführend) ihm bei, wenn er nach dem Unwesen der Correspondenzelei und der Notizenschreiberei in den Conversations-Blättern schlägt. Da heißt es zuletzt (mit einem Nachsatze, der ein eigenes verdammliches Treiben entschuldigen soll): „Kakle, klatsche, lüge, verschreie wer will; doch wer ertappt wird, an dem werd' ein Exempel statuirt — ja, nach Befinden, kaste sogar der Hehler! Für den entwischten Ehrendieb büße der mitschuldige Wirth (auch wenn er es nur allmählig erfährt, daß er es mit einem Ehrendieb zu thun hatte?)! Der Sitz des Schadens ist in den Maximen der Redacteurs zu suchen." — Da hebt eines das andere auf. Eben weil die Redacteurs den Schaden möglichst verhüten wollen, müssen sie die Verbannung der Anonymität wünschen, die ihnen, wenn der Verfasser strenge darauf besteht, allein eine unfreiwillige Verantwortlichkeit auferlegt; denn wo der Verfasser genannt ist, steht er ja schon selbst seinen Mann. Ein Redacteur erfährt doch auch nicht Alles; Achtung für den Verfasser oder Einsender (versteht sich, daß der Letztere den Verfasser nennen oder selbst alle Verantwortlichkeit übernehmen

muß); die allgemeinere Sage, die anscheinende Unverfänglichkeit eines Artikels, dessen geheime Beziehungen vielleicht der Redacteur nicht auf zu finden vermag, Alles dies kann ihn zur Aufnahme bestimmen, ohne daß eine Befugniß vorhanden ist, ihm eine Schuld auf zu bürden. Daß aber die Rechtlichen mit Hrn. Hofrath Kind die Verbannung der Anonymität gern möglich gemacht sähen, ist gewiß; nur kann sie bei einigen Gegenständen nicht eher vermieden werden, bis die Deutschen feste Gesetze haben über die Freiheit der Presse und über den Schutz, welcher öffentlich ausgesprochenen Wahrheiten zu verleihen ist. Was die Beschränkung der Presse und die Strafen betrifft, das hat schon mehr als zuviel Beachtung gefunden und darin eben sind die Gründe zu suchen, wenn auch die Redactionen, denen das Gute am Herzen liegt, nicht mit Entschiedenheit solchen Schriftstellern, die anonym bleiben wollen, diese Bedingung versagen. — Obwohl unter diesen Umständen die Verbannung der Anonymität noch zu den frommen Wünschen gehört, die dem Geiste der Zeit nicht erfüllt werden, so darf man doch nie aufhören, den Gedanken daran zu unterstützen.

Dresden. Wl.

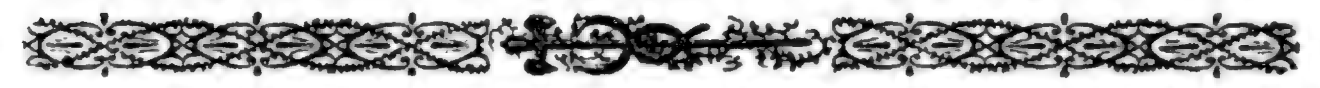
## Ueber Nachahmerei auf der Berliner Bühne in der Bäuerle-Voßischen Posse: „Die falsche Prima Donna in Krähwinkel."

In der Berliner Voßischen Zeitung hat sich ein Streit erhoben über eine von Hrn. Blume auf dem Theater versuchte Nachahmung, und mit vollem Recht ist es gerügt: daß es erlaubt wurde, ein geschätztes Mitglied bei der Bühne auf derselben zu persifliren und zwar in höchst unbedeutenden Nebendingen. Davon abgesehen, daß es eine mißrathene Copie werden mußte und so auch isolirt dem Tadel unterliegt, darf man wohl fragen: Sah denn die Regie die Unschicklichkeit nicht ein? Wir wissen nicht: ob Hr. v. Voß jenes Copiren gebilligt hat, aber wenn dies auch wäre, dennoch bliebe die Regie verantwortlich; sie hatte diesen Mangel an Gefühl für Schicklichkeit zu hindern und nur in dem Falle ist sie, hinsichtlich der ersten Vorstellung (welche übrigens sonderbarer, ich will nicht sagen heimtückischer Weise, am Abend des Tages statt fand, dessen Morgen uns die Nachgeahmte auf einige Zeit entführte) außer Schuld, wenn etwa der Schauspieler seine unerlaubte Nachahmerei in den Proben verheimlichte. Diese gemeine Art, von der Gemeinheit Beifall zu erzwingen, erscheint so offenbar verwerflich: daß mit dem, der es nicht empfindet, über Schicklichkeit gar nicht zu reden ist; denn daß auch die Catalani copirt wird, ist Bedingung des Stoffes und keinesweges so widerlich, als die versuchte Hinstellung einer Künstlerin, die fortwährend auf derselben Stelle um die Achtung des Publikums sich bewirbt und der man die schon erworbene Achtung nicht verletzen muß, um Erbärmlichkeiten, die heute von dem Gelächter der Menschen niederer Art begleitet und vier Wochen später selbst von diesen verworfen sind. Wer auf den Beifall aus solchen Regionen, und wenn sie zwanzig Mal das Haus füllten, einen Werth setzt, stellt seine Nichtigkeit zur Schau; den, der mit Ernst eine Kunst umfaßt, kann nur solcher Beifall erfreuen, der aus einem gründlich gebildeten Urtheil, nicht aus frivoler Stimmung des Augenblicks hervor geht; und selbst diejenigen Schauspiele, welche nur zur Erheiterung dienen sollen, müssen nicht auf so wetterwendische Dinge gebaut seyn. — Wir hoffen von der Regie: daß sie, die Ehre des Instituts höher achtend, künftig vorsichtiger vermeidet, was den Geschmack der Berliner in den üblen Ruf bringen könnte, der nur dem Theil zur Last fällt, der Alles mitmacht, nur das Gute nicht; und der Alles vortreflich findet, was nicht besser seyn will, als er ist. Würden sich aber die Beispiele vermehren, von denen eines hier besprochen ist, so wäre es sehr symbolisch bezeichnend: daß auf dem neuen Schauspielhause, als höchstes Standbild, ein Apoll in einem Wagen, gezogen von einem Greif und einem Leoparden, aufgestellt wird. Des Greifes Zusammensetzung ist bekanntlich in jeder Einzelheit Nachahmung eines andern Thieres und der Leopard gehört zum Katzengeschlecht; es ist demnach sehr rathsam, daß man nicht zu dem Glauben verführt: die Kunst solle hier von Nachahmerei und Katzenhaftigkeit (welche sich in dem gerügten Falle dadurch argumentiren ließe, daß man einer Künstlerin weh that, sobald sie Berlins Thore hinter sich hatte) fort gezogen werden.

— D —.

1820. No. XIII.

# Blatt der Ankündigungen.



## Literarische Anzeige.

### Indische Bibliothek.

Eine Zeitschrift

von

Aug. Wilh. von Schlegel.

1sten Bandes 1stes Heft. gr. 8. Preis 21 Gr.

Die in philologischer und philosophischer Hinsicht schon längst zur universalhistorischen Bedeutung erhobenen Schätze des indischen Alterthums, ganz vorzüglich aber die großartigen Gestaltungen der indischen Weisheit und Poesie, welche wir bisher nur Bruchstückweise und in sehr unvollkommenen Gestalten kannten, völlig und ganz zu öffnen, klar und heiter zu machen und zu gewissem, wahrhaft philologischen Besitz und erquicklichem Genuß zuzubereiten, ist der Zweck der obigen Zeitschrift, deren erstes Heft so eben in meinem Verlage erschien. Der nicht bloß in Deutschland, sondern auch unter den benachbarten Völkern mit Recht berühmte Name des Herrn Verfassers, auf dessen poetisch-kritisches und historisches Genie die deutsche Literatur mit Recht stolz ist, bürgt für das ausgezeichnete Gelingen der hier unternommenen Leistungen, und überhebt uns jeder weiteren Anpreisung dieser, für alle Alterthumsforscher gleich interessanten Zeitschrift.

Der Inhalt dieses Heftes ist: I. Ueber den gegenwärtigen Zustand der indischen Philologie. II. Indische Dichtungen. Voran gehen hier nebst philologischen und kritischen Bemerkungen, Abhandlungen: Von dem epischen Sylbenmaaße der Indier; vom deutschen Hexameter; von der Schreibung und Aussprache der indischen Namen; dann folgt in 425 Hexametern ein Gedicht in zwei Gesängen: „Die Herabkunft der Göttin Ganga", begleitet von erläuternden Bemerkungen, die

sich auf die indische Sprache, Geschichte und Mythologie beziehen. Den Beschluß macht: III. Eine Kritik der vor Kurzem veranstalteten Ausgabe des „Nalus, carmen sanscritum e Mahâbhârato edid. fr. Bopp."

Es erscheint diese Bibliothek in zwanglosen Heften, doch so, daß im Jahre vier zu einem Bande geliefert werden. Druck und Papier werden immer gleich schön gehalten werden.

---

Für Naturforscher, insbesondere für Mineralogen, erschien ferner so eben folgende höchst interessante Schrift:

**Nose's, K. W., historische Symbola, die Basalt-Genese betreffend. Zur Einigung der Partheien. gr. 8. 12 Gr.**

E. Weber,
Buchhändler in Bonn.

---

Bei uns ist zu haben:

**April-Launen des Gesellschafters.**

Mit Beiträgen ernsten, scherzhaften und satyrischen Inhalts von Bertram, M. Bondi, Gerle, F. W. Gubitz, Th. Laurin, Leander, W. A. Lindau, Wilh. Müller, Richard Roos, Karl Seidel, Amalie von Helt, Seyfried, Karl Stein und L. Zunz; nach siebenzehn beigedruckten Vignetten. Aus dem Aprilheft der Zeitschrift: „Der Gesellschafter oder Blätter für Geist und Herz.

Preis 1 Thlr. 8 Gr.

Wir begnügen uns, bei diesem, von Vielen gewünschten besonderen Abdruck auf die Beurtheilung aufmerksam zu machen, welche neulich die „Allgem. Literatur-Zeitung" (Ergänzungs-Blätter Nr. 70) gab und die es bestätigt, daß dies Büchlein sich zu angenehmer Unterhaltung eignet.

Berlin. Maurersche Buchhandlung.
Poststraße Nr. 29.

---

So eben ist neu erschienen:

**Blumenkränze**

von

**Hartwig von Hundt-Radowsky.**

Zweiter und letzter Kranz, mit Vignette Preis 1 Thlr.

Angenehm wechseln ernsthafte und komische Erzählungen mit ernsten Gedichten und Liedern der Liebe und des Scherzes. Jeder Leser wird sich erheitert und unterhalten finden. Von kritischen Blättern ist in dem ersten Bande vorzüglich das Gedicht „Hölle und Himmel" ausgezeichnet worden.

Der billige Preis dient gleichfalls zu seiner Empfehlung und es sollte daher keiner Lese-Bibliothek fehlen.

Ernst Kleins literarisches Comptoir in Leipzig.

---

In der Maurerschen Buchhandlung sind die „Schriften von F. W. Gubitz". Zwei Bände, wieder zu bekommen, nachdem die Holzschnitte dazu (in der Colorit- und Tusch-Manier) von neuem gedruckt sind. Jene Bände haben auch die Titel:

**Was mir einfiel!**

**Unterhaltung-Blätter für Denk- und Lachlust,**

und

**Theater-Spiele**

von

**F. W. Gubitz.**

Inhalt des ersten Bandes: Der Verschlossene. Die Rezension und der Ball-Anzug. Der Stein im Schatzhause. Gluth- und Wuthrede vom Geiste des Paters Abraham a Sancta Clara. Die Drachenbändiger. Der Freiheit-Apostel. Allwitz und Singa. Die Temperamente bei dem Verluste der Geliebten. Das stumme Kind. Aufruf zum Trinken. Der Kampf für Wahrheit. Der Liebe Vergänglichkeit. Swend und Edda. Raths-Dekret. Böse Launen. Der Jüngling und die Spröde. Entschuldigung eines Trinkers. Bild der Sinne. Hans Dampf. Weiblicher Reiz. Volkslied für gute Fürsten. Fried' und Unschuld. Als ein Stand weniger zahlen wollte. Sian-Blüthe. Erry von Schlins. Gesellschaftlied. An Gott. Lied der Zigeunerin für ein krankes Mädchen. Frühlinglied. Sommerlied. Der reiche Bürgermeister. Herbstlied. Avar. Winterlied: Einem schenklustigen kleinen Fürsten. Der Liebsüchtige. Philosophie. Bild der Seele. Kampfruf. Der Engel auf dem Schlachtfelde. Als Blanda über Augenschwäche klagte. Trinklied. Bemerkung eines alten Schulmeisters. Des Küsters Abentheuer. Bei eines Mädchens Frage über „mir und mich". Die Schlacht bei Sempach. Lied des Schmachtenden. Pachter Kurios. Beruf zum Trinken. Grabschrift eines bösen Ministers. Innere Stimme. Lieb' und Wein. An die Allmacht. Das Mädchen und der König. Woher das? Hymnus an die Freiheit. Grabschrift eines Selbstmörders. Der graue Thurm am See. An manche Forscher. Bei dem Tode eines frommen Mädchens. An den versammelten Kriegsrath zu ***. Der brave Offizier. Zwölf Epigramme gegen die Frauen. Die Gebote der Liebe. — Inhalt des zweiten Bandes: Die Prinzessin, Lustspiel in 5 Akten. Sappho, Monodrama. Die selige Frau, Lustspiel in 1 Akt. Lieb' und Friede, Schauspiel in 1 Akt.

Preis 4 Thlr.

---

**Bitte.**

Der Unterzeichnete bittet wiederholt um Verschonung mit Beiträgen für das „Morgenblatt", dessen Redacteur er nicht ist und nie war, und an welchem er überhaupt, wie das Blatt selbst am unzweideutigsten beurkundet, seit mehreren Jahren nicht den entferntesten Antheil mehr hat.

Stuttgart, den 17. Juni 1820.

Friedrich Weisser.

---

Durch alle Buchhandlungen ist folgendes so eben erschienene höchst merkwürdige Werk zu haben:

**Deutschland und der Gottesfriede.**

**Sendschreiben**

an H. Görres gegen seine letzte Schrift, mit Auszügen aus derselben,

von

**P. F. Stuhr.**

Preis: 1 Thlr. 12 Gr.

Berlin. Maurersche Buchhandlung.

(Sämmtliche angezeigte Bücher sind durch die Maurersche Buchhandlung in Berlin, Poststraße Nr. 29, und durch die Gräffsche Buchhandlung in Leipzig zu bekommen.)

# Blatt der Ankündigungen.

## Literarische Anzeige.

Bei Bernh. Friedr. Voigt in Sondershausen und Nordhausen ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

### Der medicinische Rathgeber auf dem Lande oder die bewährtesten Mittel der berühmtesten Aerzte bei den gewöhnlichsten Krankheitszufällen des Menschen.

In alphabetischer Ordnung.

Preis 16 Gr. oder 1 Fl. 12 Kr.

Dies gemeinnützige Büchlein wird jede Familie, die entfernt von ärztlicher Hülfe lebt, der Gefahr überheben, sich den Rathschlägen der Quacksalber, Nachrichter und anderer Pfuscher Preis zu geben und sollte als treuer Rathgeber in keiner Bücher-Sammlung eines Hausvaters auf dem Lande fehlen, der darin in den mehresten Krankheitsfällen genügende Belehrung finden wird, wie aus nachfolgendem Inhalts-Auszuge, in alphabetischer Ordnung, ersichtlich ist: a) Allgemeine Gesundheitsregeln. b) Besondere Krankheitsfälle. Mittel gegen den Abortus oder das Unzeitigniederkommen, Mittel wider die Ascariden (Eingeweide-Würmer), Mittel wider übelriechenden Athem, bei Augenkrankheiten, wider Bandwurm, offene Beinschäden, Biß giftiger Thiere, Blasen- und Nierenstein, Blutungen, Brand-, Bruchschäden, Brustbeschwerden, wunde Brustwarzen, heutige Bräune, Durchlauf, Durchliegen der Kranken, Verfahrungsart bei Erfrorenen, Erstickten, Ertrunkenen, Mittel gegen namhafte Fieber, Frostschäden, zur Herstellung der Ausdünstung ehemals schweißiger Füße, bei Gehörkrankheiten, Gelbsucht, Gichtschmerz, für und wider das Wachsthum der Haare, bösen Hals und geschwollene Drüsen, Hühneraugen, Hypochondrie, Insektenstich, Kinderkrankheiten, Kopfschmerzen, Krätze, Krebsschäden, Läuse, Magenkrampf, Podagra, Quetschungen und Wunden, Ruhr, Schlucken, Schnupfen, Sommerflecken, Sodbrennen, Ueberbeine, Vergiftungen, Verrenkungen, Verschluckung spitziger Körper, Warzen, Würmer, Wurm am Finger, Zahnschmerz.

Nebst der Bereitungsart von Mandelmilch, Kirschwasser, Gerstenwasser, Graupenschleim, Thee-, Salbei-, China und Molkentrank, isländischem Moos, Blasenpflaster, Essenzen und Balsame.

---

## Neue Verlags-Bücher von Ferdinand Rubach in Magdeburg. Oster Messe 1820.

Brumley, J. H., Beichtreden. 8. 190 S. 18 Gr.

Hahnzog's, A. G., Lehrbuch der Militär-Geographie von Europa. Eine Grundlage bei dem Unterricht in deutschen Kriegsschulen. 1ster Theil: Deutschland. 8. 1 Thlr.

Jugenderholungen. Beiträge zu nützlichen und angenehmen Beschäftigungen in den Freistunden. Deutschlands Söhnen und Töchtern gewidmet. Im Verein mit mehreren Schriftstellern, Erziehern und Jugendfreunden, herausgegeben von F. A. Winkelmann und L. Wagner. 2ter Band. Mit Kpf. und Musikbeilagen. gr. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

Liweb, C. F., neues System der doppelten Buchhaltung. 2te durchaus verbesserte und umgearbeitete Auflage. 4. Schreibpap. 2 Thlr. 12 Gr.

Schulvorschriften für den ersten Unterricht im Schönschreiben. 16 Blatt. Steindruck. Zweite Auflage. Fol. 9 Gr.

Veilchen von Caroline Behrend's. 8. br. 18 Gr.

Willberg's, A. H., Exempeltafeln, zu dessen Anleitung zum Kopf- und Tafelrechnen gehörig. 8. 18 Gr.

Im Jahre 1819 waren neu:

Bannstrahl des H. Claus Harms, gegen die Vernunftreligion und ihre Freunde. 10 Gr.

Plattdeutsche Gedichte. 1r, 2r Bd. à 16 Gr.

Hellwig, L. L., die Organisation der Israeliten in Deutschland. 12 Gr.

Jugenderholungen. 1ster Bd. 1 Thlr. 12 Gr.

Portefeuille von Gelegenheits-Gedichten, in sauberem Umschlag. 1 Thlr.

Puzzle-Spiel, chinesisches. 12 Gr.

Versuch einer Theorie der Schwere und einer Elementar-Theorie der Welt. 1 Thlr.

Willberg's, A. H., methodisch bearbeitete und mit hinreichenden Uebungs-Aufgaben versehene Anleitung zum Kopf- und Tafelrechnen. 2 Bände.
1r Theil. Kopfrechnen. 18 Gr.
2r „ Tafelrechnen. 1 Thlr. 12 Gr.

Romane.

Albina. Gemälde aus dem Gebiete des Lebens und der Dichtung. 1 Thlr. 16 Gr.

Ebers, E. F., die Brieftasche. 1 Thlr. 8 Gr.

Büschenthal, L. M., Gebilde der Wahrheit und Phantasie. 1 Thlr. 20 Gr.

Nicolai, E., Rosenlaunen. 1 Thlr. 6 Gr.

---

In der zweiten Hälfte des Septembers erscheint in unserem Verlage ein „Allgemeiner deutscher Theater-Almanach" unter dem Titel:

### Taschenbuch für Schauspieler und Schauspielfreunde auf das Jahr 1821. Herausgegeben von Lembert.

Mit Beiträgen von Castelli, Haug, v. Mosel, Grillparzer, August West, Graf v. Riesch und Andern;

und wird Anfangs Oktober in allen Buchhandlungen Deutschlands zu haben seyn.

Wien, im July 1820. Tendler et Comp.

Bei B. Fr. Voigt in Sondershausen und Nordhausen ist eben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

## Gallerie der Verbrecher.

2 Bände. Mit Kupfer.

Preis 2 Thlr. oder 3 Fl. 36 Xr.

Wenn die Verworfenheiten und Frevelthaten der hier aufgestellten Charaktere einer Seits das menschliche Gefühl mit Schauder erfüllen und empören, so ist anderer Seits die gut geschriebene Erzählung der zahllosen und außerordentlichen Abentheuer, Gefahren und Wagestücke solcher Ungeheuer ganz zu einer höchst interessanten Unterhaltung geeignet und darf deshalb dieses Buch in keiner guten Leihbibliothek fehlen. — Der erste Band enthält: Schinderhannes, Damian Hessel, Streitmatter, Dodd, Siblis, Spadolino, Price, Nadir Kouli, Ravaillac, Morgan, Cunningham. — Der zweite Band: Moring oder der Hundsfattler, die Mörder des Fualdes, Simon Dibbins, Flora Bellano, Cartouche. Beide Bände werden nicht getrennt.

---

In der Jägerschen Buchhandlung in Frankfurt am Mayn ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

## Gemälde häuslicher Glückseligkeiten für Jungfrauen, von Wilhelmine Halberstadt. 1stes Bändchen. 8. geh. 18 Gr. sächs. oder 1 Fl. 21 Xr. rheinl.

Man erwartet hier nicht bloße Aufmunterungen oder Ermahnungen für das Erwerben und Anwenden dessen, was zu jenem schönen Ziele führt, sondern ein, in einfach gemüthlicher Sprache dargestelltes, schönes, aber erreichbares Familiengemälde, in dem Alle, im Charakter des Zweckes handelnd, das junge Gemüth ergreifen und so von Stufe zu Stufe zur Beachtung und Erlernung jedes Wissenswürdigen führen. In diesem ersten Bändchen wird der naturgemäße Gang weiblicher Bildung — in so weit dies nach der skizzirten Darstellung der häuslichen Scene im Plane der braven Verfasserin lag — klar und einfach entwickelt. Anziehend schön ist das Verhältniß zwischen Eltern und Kindern, wenn gleich hin und wieder etwas idealisch gehalten, ohne deswegen romanhaft zu seyn. Nicht minder vortheilhaft spricht die Parthie vom Christfest, und die Erzählung vom Jesuskinde und die richtige Ansicht über Deklamation in Absicht auf weibliche Bildung an. Höchst bedeutend ist überhaupt der Gegenstand der physischen und psychischen Pflege des neuen Menschen, den wir mit dem Wort Erziehungskunst bezeichnen, weil sich aus ihm jede Gemüthsvortreflichkeit im Verhältniß zu Allem, was dem Menschen heilig und ehrwürdig ist, herrlich entwickelt und weil diese Pflege eine der vorzüglichsten, vom Schöpfer selbst bedingte weibliche Berufspflicht ist.

Das ganze Werk soll in vier Bändchen erscheinen und stufenweis Alles enthalten, wofür das weibliche Gemüth, seiner naturgemäßen Bestimmung zufolge, mit weiser Liebe und Einsicht erfüllt seyn muß. — Das zweite Bändchen, mit dem Kupfer zum ersten, erscheint zur Michaelis-Messe; das dritte und vierte Bändchen in der Oster-Messe des nächsten Jahres.

---

## Das vollständigste Reisebuch,

unter dem Titel:

„Der Passagier auf der Reise in Deutschland (wobei die Badereisen), in der Schweiz, zu Paris und Petersburg, ein Reisehandbuch für Jedermann, vom Geheimen Kriegsrath Reichard, nebst zwei Reisekarten, 1820.“

ist nun wieder in einer fünften, neu umgearbeiteten und neu verbesserten Auflage (worinnen unter vielem Anderen 103 Reiserouten) zu haben. Diese Auflage ist auf Schreibpapier und wieder, so wie die ersten drei Ausgaben, zum bequemeren Gebrauch in einem Band gedruckt. Preis nebst Einband in zwei Berliner Prospekten 3 Thlr. 22 Gr. oder 6 Fl. 18 Xr. rheinl. sowohl bei den unterzeichneten Verlegern, als auch in allen auswärtigen Buchhandlungen. — Da wo keine Buchhandlung, aber doch ein Postamt ist, kann man dies Werk von dem hiesigen Königl. Hof-Postamt verschreiben lassen.

Buchhändler Gebrüder Gädicke
in Berlin.

---

In der Maurerschen Buchhandlung sind die „Schriften von F. W. Gubitz“. Zwei Bände, wieder zu bekommen, nachdem die Holzschnitte dazu (in der Colorit- und Tusch-Manier) von neuem gedruckt sind. Jene Bände haben auch die Titel:

## Was mir einfiel!

Unterhaltung-Blätter für Denk- und Lachlust,

und

## Theater-Spiele

von

## F. W. Gubitz.

Inhalt des ersten Bandes: Der Verschlossene. Die Rezensenten und der Ball-Anzug. Der Stein im Schatzhause. Gluth- und Wuthrede vom Geiste des Paters Abraham a Sancta Clara. Die Drachenbändiger. Der Freiheit-Apostel. Alswith und Singa. Die Temperamente bei dem Verluste der Geliebten. Das stumme Kind. Aufruf zum Trinken. Der Kampf für Wahrheit. Der Liebe Vergänglichkeit. Erwend und Edda. Raths-Dekret. Böse Launen. Der Jüngling und die Spröde. Entschuldigung eines Trinkers. Bild der Sinne. Hans Dampf. Weiblicher Reiz. Volkslied für gute Fürsten. Fried' und Unschuld. Als ein Stand weniger zahlen wollte. Sinn-Blüthe. Erry von Schlins. Gesellschaftlied. An Gott. Lied der Zigeunerin für ein krankes Mädchen. Frühlinglied. Sommerlied. Der reiche Bürgermeister. Herbstlied. Avar. Winterlied. Einem schenklustigen kleinen Fürsten. Der Liebsüchtige. Philosophie. Bild der Seele. Kampfruf. Der Engel auf dem Schlachtfelde. Als Blanda über Augenschwäche klagte. Trinklied. Bemerkung eines alten Schulmeisters. Des Küsters Abentheuer. Bei eines Mädchens Frage über „mir und mich“. Die Schlacht bei Sempach. Lied des Schmachtenden. Pachter Kurlos. Beruf zum Trinken. Grabschrift eines bösen Ministers. Innere Stimme. Lieb' und Wein. An die Allmacht. Das Mädchen und der König. Woher das? Hymnus an die Freiheit. Grabschrift eines Selbstmörders. Der graue Thurm am See. An manche Forscher. Bei dem Tode eines frommen Mädchens. An den versammelten Kriegsrath zu***. Der brave Offizier. Zwölf Epigramme gegen die Frauen. Die Gebote der Liebe. — Inhalt des zweiten Bandes: Die Prinzessin, Lustspiel in 5 Akten. Sappho, Monodrama. Die selige Frau, Lustspiel in 1 Akt. Lieb' und Friede, Schauspiel in 1 Akt.

Preis 4 Thlr.

Bei B. Fr. Voigt in Sondershausen und Nordhausen ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen zu bekommen:

## Die Kunst, Bücher zu binden,

für

Buchbinder und Freunde dieser Kunst, welche Bücher aller Art selbst binden, vergolden, marmoriren und lakiren wollen, nebst einem Anhange, das sogenannte türkische Papier auf das vollkommenste zu verfertigen, Zeichnungen, Kupfer, Landcharten u. s. w. auf Pappe oder Leinwand zu ziehen und allerhand runde, ovale eckigte Gegenstände, sowohl mit Untersatz und Deckel, als auch Schrauben geschmackvoll aus Pappe zu arbeiten und zu lakiren.

Von

C. F. G. Thon.

8. Preis. 1 Thlr. oder 1 Fl. 48 Kr.

Diese praktische Anweisung wird sowohl befriedigend und durch ihre mancherlei neuen Vorschriften höchst vortheilbringend für Männer vom Fach, als auch für Dilettanten seyn, um so mehr, als der Gegenstand noch in keinem vorhandenen Werke genügend bearbeitet ist. Jeder Liebhaber dieser Kunst wird es durch aufmerksames Studium obiger Schrift bald dahin bringen, seine Bücher selbst einbinden zu können, welches ihm besonders in eiligen Fällen oder an Orten, wo kein Buchbinder in der Nähe ist, von vielem Nutzen seyn wird, da ohnehin diese Kunst eine der angenehmsten und unterhaltendsten Zeitvertreibe ist, und als Nebenbeschäftigung vieles Vergnügen macht. Die Schrift erschöpft in 15 Capiteln Alles, was zur Belehrung über die hierher gehörigen Gegenstände nöthig ist, als: über die nöthigen Werkzeuge, Materialien, Bereitung der Bindemittel, Pappen, des starken Papieres, der Farben, Beizen, Firnisse. Vom Collationiren, Schlagen, Falzen, Heften, Beschneiden, Behandlung des Rückens, Verzierung der Schnitte, Verarbeitung des Bandes, Ueberzug, Vergoldung, Lakirung, von Corduan- und Saffian-, Pergament- und Lederbänden überhaupt, als von ganzen und halben Franzbänden insbesondere u. s. w.

---

Bei Donat Hartmann, Buchhändler in Prag, ist erschienen und in allen soliden Buchhandlungen Deutschlands zu haben:

## Morgenröthe der verschönerten Gattenliebe.

Ein Roman von G. M.

Die Tendenz dieses Buches ist schon durch den Titel hinlänglich angedeutet, und der innere Gehalt desselben dadurch keineswegs überboten. — In eine äußerst anziehende romantische Erzählung, welche die reinsten Empfindungen erweckt, hat der Verfasser die erhabensten Begriffe über Gattenliebe verwebt, welche er eine Morgenröthe nennt, obwohl sie ein helles Licht über den, in mancher Hinsicht noch immer dunkel gebliebenen Horizont der Gatten verbreiten. Abgesehen von dem Werthe, welchen dieser Roman als Unterhaltungsbuch hat, sichern ihm diese Begriffe, die man in einem andern Buche umsonst suchen würde, auch einen bleibenden — Aus diesen wenigen Worten läßt sich schon der Schluß ziehen, daß dieses Werk sowohl für Jünglinge und Jungfrauen, welche einst glückliche Gatten werden wollen, als auch für Eheleute selbst, die nach erhabenen Vorbildern ihr eheliches Glück vervollkommnen wollen, eine willkommene Erscheinung seyn müsse.

Der Preis ist auf Schreibpapier 22 Gr.
" Druckpapier 18 Gr.

Broschirt im eleganten farbigen Umschlag kostet es 2 Gr. mehr.

---

Durch alle Buchhandlungen ist folgendes so eben erschienene höchst merkwürdige Werk zu haben:

## Deutschland und der Gottesfriede.

Sendschreiben an H. Görres gegen seine letzte Schrift, mit Auszügen aus derselben,

von

P. F. Stuhr.

Preis: 1 Thlr. 12 Gr.

Berlin. Maurersche Buchhandlung.

---

Bei B. Fr. Voigt in Sondershausen und Nordhausen ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Ueber

## höhere, geheime und Sicherheits-Polizei

von

Dr. Grävell.

Für die zahlreichen Verehrer des Herrn Verfassers, welche sich bereits durch seine früheren Werke: „Der Mensch" u. s. w., mit dessen tiefen und scharfsinnigen Ideen bekannt gemacht haben, wird sein bloßer Name hinreichend seyn, ihre Aufmerksamkeit auf dessen vorstehendes neuestes Werk rege zu machen, von dem man sich begnügt, die bloße Inhalts-Anzeige mit zu theilen: I. Nothwendigkeit der Sicherheits- und geheimen Polizei und ihrer Controllen. II. Organisation der Polizeibehörden. III. Gensdarmerie. IV. Quellen der Unsicherheit. V. Nahrungslosigkeit. VI. Getraidemagazine. VII. Vagabonden und Bettler. VIII. Straf-, Besserungs- und Versorgungs-Anstalten. IX. Die höhere Polizei. X. Formeller Geschäftskreis der Polizei überhaupt.

---

Bei uns ist zu haben:

## April-Launen des Gesellschafters.

Mit Beiträgen ernsten, scherzhaften und satyrischen Inhalts von Bertram, M. Bondi, Gerle, F. W. Gubitz, Th. Laurin, Leander, W. A. Lindau, Wilh. Müller, Richard Roos, Karl Seidel, Amalie von Helt, Seyfried, Karl Stein und L. Zunz; nach siebenzehn beigedruckten Vignetten. Aus dem Aprilheft der Zeitschrift: „Der Gesellschafter oder Blätter für Geist und Herz.

Preis 1 Thlr. 8 Gr.

Wir begnügen uns, bei diesem, von Vielen gewünsch-

ten besonderen Abdruck auf die Beurtheilung aufmerksam zu machen, welche neulich die „Allgem. Literatur-Zeitung" (Ergänzungs-Blätter Nr. 70) gab und die es bestätigt, daß dies Büchlein sich zu angenehmer Unterhaltung eignet.

Berlin. Maurersche Buchhandlung. Poststraße Nr. 29.

---

Bei W. Starke in Chemnitz sind in der Oster-Messe erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Biographien, neue, der Wahnsinnigen, aus der wirklichen Welt, dargestellt im romantischen Gewande. Neue Ausg. 8. 1 Thlr.

Homeri Odyssea, graece et latine, opera I. G. Hageri Vol. 2. editio quarta recens. Wolfianae adcommodata. 8. 1 Thlr.

Materialien zu Religionsvorträgen bei Begräbnissen, in Auszügen aus den Werken deutscher Kanzelredner, angefangen von Bertsche, fortgesetzt von Weikert. 3ten Bandes 2tes Stück. gr. 4. 19 Gr. oder neue Materialien 1ster Bd. 2tes Stück.

Paris wie es war, oder Gemälde dieser Hauptstadt und ihrer Umgebungen in den Jahren 1806 und 1807. Zweite wohlfeilere Ausg. 8. 1 Thlr. 4 Gr.

---

## Anzeige eines empfehlungswerthen Werks über Mathematik für Schulen.

In der Maurerschen Buchhandlung in Berlin ist erschienen und zu haben:

**Elementar-Geometrie und Trigonometrie, zunächst für Preußens Schulen bestimmt.**

Von

Dr. M. Ohm,

Ober-Lehrer der Mathematik und Physik am Gymnasium zu Thorn.

Preis 12 Gr.

Zur Empfehlung dieses Werks setzen wir hier den Schluß der Rezension in der „kritischen Bibliothek für Deutschlands Schul- und Unterrichtswesen" her:

„Das Ganze giebt eine vortrefliche Uebersicht über alle Gegenstände der Geometrie und Trigonometrie, aus ihren Grundsätzen abgeleitet; wobei wir nur hin und wieder eine kleine Abänderung in der Folge der Sätze zweckmäßig finden. Uebrigens können wir dies Werk aus voller Ueberzeugung von seiner Brauchbarkeit empfehlen."

---

Bei B. Fr. Voigt in Sondershausen und Nordhausen ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen zu erhalten:

**Anweisung zur gründlichen und leichten Erlernung des ganz neuen Boston-Hombre-Spieles.**

Preis: geheftet 4 Gr. oder 18 Kr.

Wie das Kartenspiel nun einmal in Gesellschaften ein nothwendiges Uebel geworden und wie fast alles Uebrige dem Wechsel der Mode unterworfen ist, so scheint das Boston-Hombre jetzt an der Reihe zu seyn, da es in den mehresten großen Städten ein Lieblingsspiel zu werden anfängt, und wirklich durch die Unterhaltung und das Interesse, so es gewährt, den Vorzug vor den mehresten Kartenspielen verdient. Durch obige Anweisung ist es ein Leichtes, dies Spiel ohne alle Beihülfe in weniger Zeit selbst zu erlernen.

---

Literarische Anzeige.

## Indische Bibliothek.

Eine Zeitschrift

von

Aug. Wilh. von Schlegel.

1sten Bandes 1stes Heft gr. 8 Preis 21 Gr.

Die in philologischer und philosophischer Hinsicht schon längst zur universalhistorischen Bedeutung erhobenen Schätze des indischen Alterthums, ganz vorzüglich aber die großartigen Gestaltungen der indischen Weisheit und Poesie, welche wir bisher nur Bruchstückweise und in sehr unvollkommenen Gestalten kannten, völlig und ganz zu öffnen, klar und heiter zu machen und zu gewissem, wahrhaft philologischen Besitz und erquicklichem Genuß zuzubereiten, ist der Zweck der obigen Zeitschrift, deren erstes Heft so eben in meinem Verlage erschien. Der nicht bloß in Deutschland, sondern auch unter den benachbarten Völkern mit Recht berühmte Name des Herrn Verfassers, auf dessen poetisch-kritisches und historisches Genie die deutsche Literatur mit Recht stolz ist, bürgt für das ausgezeichnete Gelingen der hier unternommenen Leistungen, und überhebt uns jeder weiteren Anpreisung dieser, für alle Alterthumsforscher gleich interessanten Zeitschrift.

Der Inhalt dieses Heftes ist: I. Ueber den gegenwärtigen Zustand der indischen Philologie. II. Indische Dichtungen. Voran gehen hier nebst philologischen und kritischen Bemerkungen, Abhandlungen: Von dem epischen Sylbenmaaße der Indier; vom deutschen Hexameter: von der Schreibung und Aussprache der indischen Namen; dann folgt in 425 Hexametern ein Gedicht in zwei Gesängen: „Die Herabkunft der Göttin Ganga", begleitet von erläuternden Bemerkungen, die sich auf die indische Sprache, Geschichte und Mythologie beziehen. Den Beschluß macht: III. Eine Kritik der vor Kurzem veranstalteten Ausgabe des „Nalus, carmen sanscritum e Mahâbhârato edid. fr. Bopp."

Es erscheint diese Bibliothek in zwanglosen Heften, doch so, daß im Jahre vier zu einem Bande geliefert werden. Druck und Papier werden immer gleich schön gehalten werden.

---

Für Naturforscher, insbesondere für Mineralogen, erschien ferner so eben folgende höchst interessante Schrift:

**Nose's, K. W., historische Symbola, die Basalt-Genese betreffend. Zur Einigung der Partheien. gr. 8. 12 Gr.**

E. Weber, Buchhändler in Bonn.

---

## Gesammelte Briefe von Julie.

Vier Bände. 2te verbesserte Auflage. Mit Kupfern. 8. Leipzig, in der Gräffschen Buchhandlung.

Preis 5 Thlr., sauber geheftet 5 Thlr. 4 Gr.

(Sämmtliche angezeigte Bücher sind durch die Maurersche Buchhandlung in Berlin, Poststraße Nr. 29, und durch die Gräffsche Buchhandlung in Leipzig zu bekommen.)

Bemerker.  No. 15. 1820.

Beilage zum 136sten Blatte des Gesellschafters.

## An alle Redaktoren solcher Zeitschriften, welche schmähsüchtigen oder beleidigenden Theater-Kritiken Zutritt zu ihren Blättern gestatten.

Es haben mehrere geachtete Schriftsteller neuerdings die Feder gegen das jetzige Rezensions-Unwesen — Theaterkritiken, Korrespondenzartikel u. s. w. ergriffen, und dankbar erkennt es der bessergesinnte Theil des Publikums, dem wahrlich mit jenen gehässigen und mitunter anstößigen Theater-Aufsätzen nicht gedient ist. Gern schließt sich ihnen der rechtliche, unpartheiische Mann an, und trägt — wenn der Zufall ihn in die Lage setzte, besser unterrichtet zu seyn als der Kritiker — sein Scherflein dazu bei.

Der Unwerth des Rezensions-Wesens, wie es sich in der letzten Zeit gestaltet hat, ist gegenwärtig bereits anerkannt, und im In- und Auslande herrscht darüber nur eine Stimme, wenn auch neulich Jemand sich bemühte, dar zu thun,*) daß es in frühern Zeiten eben so arg getrieben worden sey. Nein; zur Ehre unsrer älteren Literatur sey es gesagt, — so arg war es früher nicht. Oeffentliche Kritik fand statt und muß statt finden, so lange es öffentliche Kunstwerke gab und geben wird; allein unter dem Schutze der Anonymität den frei auf dem Eise dastehenden Künstler boshaft und hinterrücks anfallen, seinen Charakter in seine Kunstleistungen hämisch verweben, ihn schonungslos zur Zielscheibe des verwundenden, oft so flachen Witzes machen, — dieses ehrlose Handwerk ist ein Erzeugniß der neuern verderbten Zeit, der beinahe nichts mehr heilig ist.

Und eben, weil jeder rechtliche Mann von dieser Wahrheit durchdrungen ist, hält er ein ferneres Ankämpfen gegen jene Unbilden unter seiner Würde; — Gottlob, sie und ihre Abfasser sind dem Richter der allgemeinen Stimme verfallen! — Desto ernstlicher soll die Aufforderung an alle Redaktoren der Zeitschriften ergehen. Sie entweihen das ehrenwerthe Amt, wenn sie Aufsätze der angedeuteten Art nicht nur dulden, sondern sogar gierig nach ihnen haschen; milde, gerecht und anständig abgefaßte aber zurückweisen, weil sie — nicht Salz genug enthalten. Fühlen sie es denn nicht, daß sie dadurch nicht nur sich selbst, sondern auch zugleich das lesende Publikum und ehrlich ihre eigenen Mitarbeiter herabwürdigen? Welcher biedere Schriftsteller möchte wohl einem öffentlichen Blatte noch Beiträge einsenden, das sich zur Schandsäule erniedrigt, an welcher anonyme Pasquillanten die Ausgeburten ihrer üblen Laune, ihres persönlichen Hasses oder ihres gallsüchtigen Witzes frei und nach Gefallen aufhängen dürfen! — Von allen öffentlichen Blättern in Berlin erscheinende Zeitungen haben sich in dieser Beziehung bisher auch beide besonders ausgezeichnet. Es schien zwar seit einigen Monden, als sey die giftige Brut erstorben, oder als habe sich ihr Zahn abgestumpft; allein die neuesten Nummern bezeugen leider das Gegentheil, und fast sollte man glauben, als habe sie absichtlich eingehalten, um dem Gifte Zeit zum Gähren zu gönnen.

Eine neuere Rezension über „Rothkäppchen“ sagt z. B. „Ja „wenn das Rothkäppchen ein Zierpüppchen seyn soll, dann ist „unser Rothkäppchen allerliebst und verdient ein Zuckerbrödchen!“ — Ist das eine Kritik? Ist das ein Ton, in welchem eine Kritik abgefaßt werden darf? — In der That, wer dies nicht fühlt, müßte nicht die Redaktion eines Blattes führen, welches sich eines so großen Publikums zu erfreuen hat. Angenommen, die hier persiflirte Künstlerin entferne sich in der benannten Rolle wirklich von der Natürlichkeit — und welcher Unpartheiische mag das läugnen? — geziemt einer öffentlichen Beurtheilung diese schonungslose Sprache, und wird die Künstlerin durch solch einen boshaften Ausfall gebessert werden? Noch hat Spott keinen Irrenden gebessert! — Darum wollen wir auch die Witzbolde nicht mit gleichen Waffen bekämpfen, sondern die Sache auf eine schlichte Weise hier zur Sprache bringen, auf daß die Redaktoren endlich lernen, was sie den Künstlern — besonders den Künstlerinnen, ihren eigenen Blättern und dem Publikum schuldig sind, und ähnliche Kritiken zurückweisen, damit ihre sonst achtbare Zeitschriften nicht länger mit ihnen besudelt werden.

Ferner wundert sich die Rezension, wie eine Frau eine Obscönität wie „Rothkäppchen“ übersetzen konnte. Daß das Sujet wirklich diesen Namen verdient, kann man nicht läugnen, auch wollen wir dem elenden Original keinesweges das Wort reden; aber die Uebersetzerin muß ein Jeder in Schutz nehmen, der von der Sache näher und besser unterrichtet ist. Nicht freier

*) Im Manuscript stand: „wenn auch die „Abendzeitung“ durch einen Aufsatz dar zu thun sich bemühte“ u. s. w. Zufällig erfuhr ich aber: daß der Verfasser dieser Rüge einen Aufsatz im „Gesellschafter“ Bl. 187, überschrieben „Theater-Kritik“, meint und sich nur in Angabe der Zeitschrift geirrt hatte. Dort sind Broschüren aus älterer Zeit erwähnt und zwar in einem Fall, wo eine Warnung gegen Schauspiele in kurzer Zeit sogleich noch fünf Streitschriften mit barocken Titeln für und wider jene Warnung veranlaßte. Auch ich bin übrigens der Meinung: daß sonst nicht minder als jetzt in der Literatur ein schmähsüchtiger Kampfsinn sich gezeigt hat, sowohl hinsichtlich des Theaters als anderer Gegenstände der Aesthetik; und wer sich Gelegenheit verschafft, die polemischen Schriften des 18ten Jahrhunderts kennen zu lernen, wird dies zugestehen müssen. Aber es kann sich keine Zeit mit der andern entschuldigen; denn daß Tausende unrecht und unschicklich handelten, giebt noch nicht Einem die Erlaubniß, ein Gleiches zu thun, noch entzieht es ihn der individuellen Verantwortlichkeit. Statt diese auf zu rufen, sollen aber auch die Getroffenen oder Gereizten nicht mit dem Verdammungs-Urtheil anfangen, sondern, wenn sie sich der Oeffentlichkeit bedienen, lieber denen ein Muster werden, die sie zu bekämpfen sich angeregt fühlen; eine solche Aufgabe scheint sich jedoch der sehr geschätzte Verfasser des hier abgedruckten Aufsatzes in seinem Eifer diesmal nicht überall gemacht zu haben. D. Herausgeber.

Antrieb oder eigne Wahl leitete sie auf den unsaubern Stoff; sie unternahm, so viel uns bekannt ist, die Arbeit einem Auftrage zufolge, den sie in ihrem Verhältniß — und das beherrscht ja doch den Menschen — nicht wohl ablehnen durfte. Vieles hat sie bei der Uebersetzung gemildert, aber das Unreine vermochte sie freilich nicht rein zu waschen, da es Bedingung war, das französische Rothkäppchen treu ins Deutsche zu übertragen.

In dieser nämlichen Rezension wird eine andere junge Künstlerin auf nicht minder boshafte Weise angefallen, und Dinge werden ihr vorgeworfen, die mehr ihren Charakter als ihr Spiel angreifen. Tadle man an ihr eine gewisse Kälte — es sey darum! aber Muthwille, Spott und Selbstgefallen kann ihr nur der andichten, der nicht die Leistungen der Künstlerin rügen, sondern ihre Person beleidigen wollte. Wie tief aber jeder anonyme Beleidiger eines Wehrlosen steht, wird auch dem Stumpfsinnigsten bekannt seyn. Die „Abendzeitung" bewundert bei dieser jungen Künstlerin den Muth, die Rolle der „Zerline" nach einer in eben dieser Rolle hochgefeierten Vorgängerin übernommen zu haben. Hätte der Korrespondent nur einigermaßen die Verhältnisse der Berliner Bühne gekannt, oder wäre ihm nicht alle Billigkeit ganz fremd, so würde er seine Verwunderung, welche die junge Künstlerin mindestens kränken muß, nicht ausgesprochen haben. Ueberhaupt scheint es, als glauben die Korrespondenten, den Weihrauch, den sie ihren Favoritinnen fast allzuverschwenderisch streuen, noch durch Verkleinerung anderer Mitbewerberinnen würzen zu müssen. — Jene Künstlerin hat sich nicht, wie der Berichterstatter vielleicht irrig glaubt, zu der Rolle der „Zerline" gedrängt, sondern sie ist ihr auf dem gewöhnlichen Wege amtlich zugetheilt worden. Der Vorwurf trifft also mehr die Behörde, als die Folgeleistende. Geht übrigens die Rolle der „Zerline" über ihre Kräfte? Wir glauben nicht; allein angenommen, es wäre dies wirklich in diesem Augenblicke noch der Fall, welche Mittel sind denn dem angehenden Künstler gegeben, um sich für größere Parthien aus zu bilden? Die Schauspielkunst hat nur wenige Theorien, aber desto mehr Praktisches, und alles Praktische muß doch wirklich auf den Brettern ausgeführt und ins Leben gesetzt werden. So lange also nur noch ein Fortschreiten bemerkbar ist, darf dem angehenden Künstler der Weg zu den höheren Stufen nicht verschlossen werden, oder mit andern Worten: er muß sie irgend einmal versuchsweise betreten. Das Publikum hat überdies entschieden, und ist mit jener „Zerline" zufrieden gewesen; wie wenig an seinem Orte steht daher jener Ausfall. Aehnlich verhielt es sich mit der Rolle der „Emmeline." Auch dazu hat sich jene junge Künstlerin nicht gedrängt; sie mußte sie vielmehr in Abwesenheit ihrer freilich in der Singparthie glänzenderen Vorgängerin übernehmen, und wir wünschen der Direktion zu dieser Doublette Glück. Jeder billigdenkende Richter wird eingestehen müssen, daß reger Fleiß und eifriges Studium die Leistungen der Künstlerin als „Emmeline" bezeichneten — sie verdient also weit eher Aufmunterung, auf keinerlei Weise aber Kränkung, besonders wenn sie die Bescheidenheit beibehält, welche sie bis jetzt auszeichnete, und was wir ihr bei dieser Gelegenheit freundschaftlich anrathen wollen.

Möchten doch die Kunstrichter — die boshaften nämlich — sich selbst einmal fragen: mit welchem Gefühle sie dergleichen bittere Ausfälle gegen sich lesen würden, wenn ihnen reger Eifer für ihr Fach, guter Wille und unermüdliches Streben nach Ausbildung inwohnte! — Außerdem bringen diese Ausfälle der Kunst wahrhaften Schaden; denn was wochenlanger Fleiß mühsam erbaute, das donnert ein einziges solches Schmähwort nieder; der Bescheidenste wird erbittert, der Aufgeblasene zum starrsinnigsten Egoisten. Kann der edlere Zweck der Kritik ärger verfehlt werden?

Nicht an die Abfasser solcher beleidigenden Aufsätze — denn Beurtheilungen dürfen sie nicht genannt werden — muß sich das gut und billig denkende Publikum wenden; denn sie haben sich selbst zu tief gestellt. Wohl aber an die Redaktoren der öffentlichen Blätter darf und muß es appelliren, und sie um ihrer eigenen Ehre willen ersuchen, jene unwürdige Sprache ganz aus den Theater-Aufsätzen zu verbannen, weil sie den rechtlichen Leser wirklich empört, und höchstens dem Ohr einzelner Verwahrlosten schmeichelt, dem jeder Witz auf Kosten eines Dritten ein wohlthuender Kitzel ist; — und um den Beifall solcher Leute wird es doch wohl keinem biederen Redakteur zu thun seyn. —l—.

## Berichtigung.

Ein berichtigendes Wort bedarf die zweite im 111ten Blatte des „Gesellschafters" abgedruckte Mittheilung aus Hamburg (unterzeichnet L.). Es ist nämlich nur Nacherzählung eines grundlosen Gerüchts: daß der wackere Major v. S einen Kameraden im Zweikampf erschossen. Eine vorgefallene Irrung in Dienst-Angelegenheiten wurde, auf eine, beiden Offizieren ehrenvolle Weise, ohne Duell beigelegt. — Herr Salomon Heine soll fünf und zwanzig Tausend Mark für den Bau des neuen Krankenhauses unterzeichnet haben. Diese Angabe ist übertrieben, obgleich Herr Heine sich auch bei dieser ihm dargebotenen Gelegenheit als edler Wohlthäter der Leidenden bewährt hat, wie er denn überhaupt den Wohlthätigkeitssinn der Hamburger theilt, und des Guten viel thut, auch da, wo es nicht zur öffentlichen Kunde kommen kann. —o—.

## Aus Wesel.

Der vor Kurzem in der Cölnischen Zeitung zuerst und dann in andern Zeitungen erzählte tragische Tod eines Offiziers, der sich selbst erschoß, nachdem er seiner Geliebten mit dem ersten Pistol die Brust zerschmettert hatte, macht hier und überall am Rhein das größte Aufsehen und den Gegenstand beinahe jeder Unterhaltung. Zuerst war dies wieder eine Veranlassung mehr, dem Militair eins an zu hängen, welches am Rhein nicht sehr geliebt wird, da man hier einen wahren Widerwillen gegen alle Uniformen zeigt. Denn man hatte ganz in diesem Geiste den Vorfall so erzählt, wie vor einiger Zeit einen unruhigen Auftritt zwischen Militair und den Bauern in einem Dorfe bei Bonn; wonach man glauben mußte, es wären Menschen von der Elbe oder Oder — die man sich hier in der Kultur noch weit zurückstehend denkt — in die schönen Gefilde am Rhein gekommen, um die Freude des Landmanns zu stören. Die Sache ist untersucht und die Schuldigen sind bestraft worden; wobei sich ergab: daß Alle Eingeborne aus der Gegend waren. So ist es auch bei diesem unglücklichen Vorfall. Der Adjutant, welcher sich in die Schwester seines Chefs, eine Fürstin, verliebte, ist aus der Gegend selbst gebürtig, wo die That geschehen. Wie schauderhaft auch das Unternehmen erscheint: der Macht der Verhältnisse auf eine solche Art Trotz zu bieten und eine Vereinigung im Tode zu bewirken, die im Leben nicht thunlich war, dennoch muß man staunen über die Festigkeit und die sichere Hand, womit der Unglückliche, in Gegenwart der Verwandten, erst seine Geliebte und dann sich selbst tödtlich traf. — Die Standes-Verhältnisse fordern von Zeit zu Zeit ihre Märtyrer; so schrecklich wie im vorliegenden Falle aber wohl selten. Beide waren ausgezeichnet durch Eigenschaften, die unter andern Verhältnissen ihr Glück begründet hätten; jetzt war eine Vereinigung kaum denkbar. Denn, ob auch die an dem Ort der That geltenden französischen Gesetze keine Mißheirath kennen, so war es doch nach allgemeinen Ansichten eine solche, selbst wenn im besten Fall der unglückliche Liebhaber in den Adelstand erhoben worden wäre.

Einer unserer aristokratischen Dichter, Max v. Schenkendorf, pries die dunklen Zeiten der Ritterwelt und des Mittelalters

als die glücklichsten, und nach ihm sollte erst dann wieder Glück für Deutschland zurück kehren, wenn wir auf's Neue Burgen und Klöster aufsteigen sahen. Der Held des erwähnten tragischen Vorfalls hat Schenkendorff gewiß Recht gegeben; denn zu jener Zeit, wo jeder Freigeborne den Stand des Ritters wählen konnte, so wie den des Geistlichen, des Kaufmanns u. s. w., würde er nach kurzem Waffendienst als Knappe eben so schnell den Ritterschlag erhalten haben, als er es jetzt bis zum Offizier gebracht hatte. Der tapfere Ritter konnte dann zur Geliebten seines Herzens die Augen erheben, selbst wenn es die Tochter des regierenden Fürsten war. Allein seit sich das Zunftwesen ausbildete, seit man im 15ten Jahrhundert anfing, nur Söhne von Rittern zum Waffendienst zuzulassen und alle andere Freigeborne ausschloß, so wie man in mancher Zunft nur Söhne der Meister aufnehmen wollte — da ergab sich das Mißverhältniß, das jetzt überall im bürgerlichen Leben eintritt. Nur England hat sich davon frei gehalten, dort ist es noch wie in alter Zeit; durch Verdienst kann Jeder Pair werden. So konnte auch nach der Napoleonischen Adels-Einrichtung Jeder dem ältesten Hause gleich werden. Allein in Deutschland ist der Stand des Adels geschlossen; der Neu-Geadelte wird dem Alt-Adlichen hier nicht gleich. In Rußland ist dies Mißverhältniß durch das Rang-Gesetz ausgeglichen; vielleicht findet sich endlich auch in Deutschland eine Vermittelung.

P. B....

## Für den „Bemerker" des „Gesellschafters".

Obgleich es eigentlich gegen meine Grundsätze streitet, mich je in Antikritiken ein zu lassen, ich auch alles Andere, was Herr J. Taillefas im „Bemerker" Nr. 11 des Jahres 1820 über die von mir eingeschickte Correspondenz-Nachricht, in Betreff seines angekündigten Blattes, erwidert, unberührt lassen will, indem eigentlich Nichts dadurch gesagt ist, so darf ich doch den Punkt nicht ungerügt lassen: daß ich das wiederholt habe, was im Hamburger „Beobachter" über diesen Gegenstand mit faden Witzeleien gesagt ist. — Jenes Blatt liegt, vermöge seiner ganzen Tendenz und Unsittlichkeit, so ganz und gar außer meiner Sphäre, daß es mir nie anders zu Gesicht kömmt, als etwa in Aushängebogen an den Zeitungs-Laden; darin zu lesen, oder gar etwas daraus zu citiren, ist so sehr unter der Würde eines jeden gesitteten Menschen, daß ich mit Bedauern bei dieser Gelegenheit erfahren muß: daß Herr J. Taillefas anders darüber denkt, der es emsig zu studiren scheint. Nun, Gott segne seine Studien! Was den Werth des angekündigten „Abendblatts" betrifft, so wird der Probebogen desselben, der wirklich erschienen ist, und den auch ich so glücklich bin, als Reliquie zu besitzen, genugsam darthun, was man von dem Unternehmen zu erwarten hatte. Mein Urtheil ward im Voraus durch eine Schrift geleitet, welche Herr Taillefas früher heraus gab, und wozu er — wovon ich Beweise in Händen habe — Subscribenten auf eben die zudringliche Art sammelte, wie zu seiner Zeitschrift. — Jene Schrift, eine Reise durch Holstein beschreibend, ist so fade und gehaltlos, daß man sich unmöglich Gutes von dem Herausgeber derselben versprechen konnte; die Erscheinung des streitigen Produkts hat bewiesen: daß dieses Urtheil kein voreiliges war. Und nun genug von einer so geringen Sache!

Der Einsender des von Hrn. Taillefas angegriffenen Artikels im „Gesellschafter".

## An den Herausgeber des „Gesellschafters".

Sie haben im 24sten Blatte S. 107 Ihrer —— Zeitschrift (von diesem Jahre) das Fragment eines Glückwunsches mitgetheilt, welchen der Zettelträger zu Dresden, bei dem Antritt des neuen Jahres, unter das dortige Publikum vertheilt hat, und der aus den vorgestellten Theaterstücken des abgelaufenen Jahres zusammen gesetzt wurde. So angenehm und witzig auch dieses Produkt ist, finde ich doch den Inhalt und die Zusammenstellung eines, vor 18 oder 20 Jahren in Dresden bei ähnlicher Gelegenheit ausgegebenen, und ebenfalls aus den statt gefundenen Vorstellungen zusammen gesetzten Gedichts anziehender und zierlicher und erlaube mir daher, Ihnen denselben, zur gefälligen Mittheilung in Ihrer Zeitschrift, nach einer von mir genommenen Abschrift, zuzusenden.

Waldenburg, in Nieder-Schlesien. — h —.

## Der Zettelträger in Dresden an das Publikum.

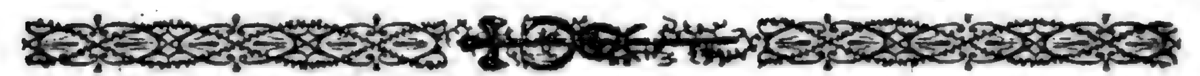
Ein Vorhang fällt, ein and'rer rauschet auf;
So wechseln heute Alt' und neue Zeit,
Und mir gebieten mächtig Lieb' und Pflicht
Bei des Vergangenen Erinnerung,
Daß ich den ersten Dank nicht schuldig bleibe.
Heil Friedrich August! dem Gerechten Heil!
Ihn zieret Fürsten-Größe, Vater-Freude,
Ihn liebt und segnet jeder Unterthan:
Denn Bürger-Glück ist seiner Sorgen Frucht;
Drum trüg' auch, wie den Grafen von Burgund,
Auf Händen Ihn — bedürft' Er's je, Sein Volk.
Dienstpflicht begeistert seine Räthe; sie
Täuscht nimmer Vorurtheil noch Schein-Verdienst.
Des Ruhmes Lorbeer-Kranz und Lohn der Wahrheit
Sey ihres Denkens, ihres Thuns Erfolg.
Hausfriede werde jedem meiner Gönner,
Und Selbstgefühl und Selbstbeherrschung sei ihr.
Trifft eine Wendung unvermuthet ein,
So laß ihn eigenes Bewußtseyn nicht
Im Wirrwarr unberathen kraftlos steh'n;
Und wenn der Herbsttag seines Lebens naht,
So bleiche das Gewissen nicht die Rosen,
Die, zu der Silber-Hochzeit froher Feier,
Der Kinder Schaar um seine Schläfe kränzt.
Der Menschheit Losungswort sey Lieb' um Liebe!
Verzweiflung und Rache, Haß und T[ä]uschung
Verschwinde von der Welt; die edle Lüg[e]
Sey ein verbot'nes Gift, den Weisen nur
Im Nothfall und zum guten Zweck vergönnt.
Giebt's dann noch Elend, so bewaffne Hoffnung
Und frohe Laune die Unglücklichen.
Die Sitten der Voreltern zu erhalten,
Sey jede Hütte, jeglicher Palast
Ein Vaterhaus; Haus-Ehre, Ehrenwort,
Sey stets der Takt in unsrer Zeiten Ton,
Und weit verbannt die fade Sucht zu glänzen.
Hieronymus Knicker mög' in seiner Zeit
Das Muster unsrer Reichen werden; denn
Kein Dienst bleibt unbelohnt; und Victorine
Belehret uns, daß Wohlthun Zinsen trägt.
Ein selt'ner Fall sey stets der Undankbare;
Und findet Einer sich, so mach' er ja [illegible]
Geschwind eh' Jemand es erfährt,
Es wieder gut durch Reue und Ersatz.
Der Wildfang werde zahm; von Schadenfreude
Sey die Satyre frey; der Schwätzer scheu'
Den Afterruhm: Er mengt in Alles sich!
Versöhnung folge jedem Bruder-Zwist!
Erbschleichern aber, und dem ganzen Troß
Der Spekulanten sey der Strich
Durch ihre Rechnung schnell gemacht.
Man halte Frauenstand in Ehren; gleich
Emilia Galotti — zur Elternfreude
Sey jede Tochter — Tochter der Natur,
Es wird nicht eine kluge Frau allein,

Und nicht im Walde nur, ihr Wesen treiben,
Und streichen wird der Hagestolz die Segel.
Die Herzens-Ehen, die der Ring geknüpft,
Verbitt're nicht Delikatesse, die
An Thorheit grenzt; es stelle nur die Bühne
Nicht das Parterre, die Eifersüchtigen
Zum Lachen bald, und bald zum Mitleid aus.
Aussteuer aller Mädchen bleibe Zucht
Und Häuslichkeit; die Wiederbellerin,
Die Lästerschule, sey forten nicht mehr. —

Das Räuschchen sollte doch nun billig wie
Auf's Wohl der Gönner vorbehalten seyn;
Ich tränk' es gern, denn Durst und falsche Schaam
Sind — ich gesteh' es — meiner Neigung fremd.
Allein der Wasserträger führt nicht Wein,
Und die Kartoffeln sind nicht Martins Gänse;
Drum kann ich Alter Ueberall und Nirgends
Mit fargem Schlaftrunk nur den ersten Tag
Des Jahrs, und meinen letzten einst mit Dank
Für meiner Gönner Gnad' und Gütigkeit,
Wie's Edelsinn und Armuth ziemt, beschließen.

1820. No. XV.

# Blatt der Ankündigungen.



## Literarische Anzeige.

Durch alle Buchhandlungen ist folgendes so eben erschienene Werk zu haben:

**Praktische Anleitung**
zur
Kenntniß und Beurtheilung der wichtigsten Operationen
in der
**Bierbrauerei und Brandtweinbrennerei**
mit besonderer Berücksichtigung
der
**Kartoffel-Brandtweinbrennerei.**
Auf
Befehl der höheren Verwaltungs-Behörden ausgearbeitet
von
**Johann Fr. Dorn,**
Königl. Fabriken-Commissarius.
Zweite völlig umgearbeitete und vermehrte Auflage.
Mit 6 erläuternden Kupfertafeln.
Preis geheftet 22 Gr.

Dieses Werk wird jedem Besitzer einer Bierbrauerei und Brandtweinbrennerei höchst willkommen seyn. Es enthält dasselbe alle bis auf die neuesten Zeiten gemachten Verbesserungen in diesen Fächern, so wie die Beschreibung und Abbildung der zweckmäßigsten Brenngeräthe und der übrigen nöthigen Geräthschaften. Der Verfasser, seit einer Reihe von Jahren mit dem Betriebe einer Brandtweinbrennerei beschäftigt, sah sich genöthigt, die frühere Auflage gänzlich um zu arbeiten, da seit dieser Zeit in der Brandtweinbrennerei bedeutende Fortschritte gemacht worden sind, so daß dieses Werk in seiner früheren Ausgabe für den jetzigen Stand der Brandtweinbrennerei nicht mehr brauchbar ist. — Daher werden die Besitzer der früheren Auflagen sehr wohl thun, sich diese neue Ausgabe an zu schaffen.

Für alle Steuer-Beamtete ist dieses Werk besonders wichtig, weil in demselben das „Verfahren der hiesigen Königl. Regierung zu Erhebung des Blasen-Zinses beschrieben worden ist.

Berlin. Maurersche Buchhandlung.

## Anzeige eines empfehlungswerthen Werks über Mathematik für Schulen.

In der Maurerschen Buchhandlung in Berlin ist erschienen und zu haben:

**Elementar-Geometrie und Trigonometrie,**
zunächst für Preußens Schulen bestimmt.
Von
**Dr. M. Ohm,**
Ober-Lehrer der Mathematik und Physik am Gymnasium zu Thorn.
Preis 12 Gr.

Zur Empfehlung dieses Werks setzen wir hier den Schluß der Rezension in der „kritischen Bibliothek für Deutschlands Schul- und Unterrichtswesen“ her:

„Das Ganze giebt eine vortreffliche Uebersicht über alle Gegenstände der Geometrie und Trigonometrie, aus ihren Grundsätzen abgeleitet; wobei wir nur hin und wieder eine kleine Abänderung in der Folge der Sätze zweckmäßig finden. Uebrigens können wir dies Werk aus voller Ueberzeugung von seiner Brauchbarkeit empfehlen.“

---

Bei uns ist zu haben:

**April-Launen des Gesellschafters.**

Mit Beiträgen ernsten, scherzhaften und satyrischen Inhalts von Bertram, M. Bondi, Gerle, F. W. Gubitz, Th. Laurin, Leander, W. A. Lindau, Wilh. Müller, Richard Roos, Karl Seidel, Amalie von Helt, Seyfried, Karl Stein und L. Zunz; nach siebenzehn beigedruckten Vignetten. Aus dem Aprilheft der Zeitschrift: „Der Gesellschafter oder Blätter für Geist und Herz.

Preis 1 Thlr. 8 Gr.

Wir begnügen uns, bei diesem, von Vielen gewünschten besonderen Abdruck auf die Beurtheilung aufmerksam zu machen, welche neulich die „Allgem. Literatur-Zeitung“ (Ergänzungs-Blätter Nr. 70) gab und die es bestätigt, daß dies Büchlein sich zu angenehmer Unterhaltung eignet.

Berlin. Maurersche Buchhandlung.
Poststraße Nr. 29.

Bemerker.



No. 16. 1820.

Beilage zum 143sten Blatte des Gesellschafters.

## Erklärung.

Aufgefordert von den Herren Vorstehern mehrerer vielgelesenen und geschätzten Zeitschriften Deutschlands, habe ich von Zeit zu Zeit einige Notizen über die Berliner Schaubühne geschrieben, und — im Bewußtseyn der Wahrheitsliebe und einiger Sachkunde — damit zu nützen geglaubt; da ich jedoch erfahre: daß man mich hie und da irriger Weise auch für den Verfasser von solchen theater-kritischen Aufsätzen hält, die ich nicht schrieb, so erkläre ich hiemit, um jeder möglichen Mißdeutung für die Zukunft zu entgehen:

daß ich von jetzt an keinen Buchstaben mehr über das hiesige Königliche Theater und dessen Darstellungen, weder in den Berliner noch auswärtigen Blättern, abdrucken lassen werde.

Zugleich danke ich den Herren Redaktoren, mit denen ich in dieser Hinsicht in Verbindung stand, für das mir bewiesene schätzbare Zutrauen ganz ergebenst.

Berlin, den 1. September 1820. Karl Stein.

## Berichtigung.

Im „Bemerker" Nr. 15. ist in einem Briefe aus Wesel die unglückliche Geschichte erzählt, welche sich im Monat Juni auf dem Hause Dyk ereignete: wo nämlich der Lieutenant Althof erst die verwittwete Obristin Frank, eine Mutter von drei Kindern, und darauf sich selbst erschoß. — Die Sache ist so dargestellt, als ob eine unglückliche Liebe die Ursach, und die hohe Geburt der Geliebten das unübersteigliche Hinderniß gewesen sey, welches die Vereinigung unmöglich machte. Dieses ist aber unrichtig. Der Lieutenant Althof war nicht adelig, sondern der Sohn eines ehmaligen Bürgermeisters in Crefeld; die Wittwe Frank war ebenfalls nicht adelig, sondern die Tochter eines Arztes in Paris. Ihre Mutter, eine sehr geistreiche und gelehrte Frau, heirathete in zweiter Ehe den Grafen von Salm, welcher am Rhein begütert ist, und der damals Direktor des Pflanzen-Gartens in Paris war; er ist ein großer Pflanzenkenner und besitzt auf dem Hause Dyk selbst sehr schöne botanische Gärten. — Aus der ersten Ehe hat der Graf keine Kinder, aus der zweiten ebenfalls nicht, und die weiten Lehne, die ihm gehören, fallen bei seinem Tode an seinen Bruder; der König hat ihn im Jahr 1816 in den Fürstenstand erhoben.

Madam Frank hatte einen Offizier geheirathet, von dem sie den Namen und den Titel trug. Sie selber war, wie schon bemerkt, nicht von Adel und auch nicht Schwester des Fürsten Salm, wie irriger Weise in dem Briefe aus Wesel steht. Sie zählte 30 Jahre; der junge Mensch (der dasjenige war, was man einen Fat nennt) erst 23. Bei seinem letzten Aufenthalt in Düsseldorf sagte er zu seinem Wirth: er käme entweder gar nicht wieder, oder er würde mit vier Pferden vorfahren. Es war natürlich, daß eine verständige Frau nicht einen Menschen heirathen wollte, welchen ein lächerlicher Stolz zu einem halben Narren gemacht. — Er hatte durch unnützen Aufwand bedeutende Schulden; dies und daß Fürst Salm ihn vom Schloß verwiesen, scheinen den Entschluß der That hervor gebracht zu haben, in welche er die unglückliche Wittwe mit verwickelte, und die in der Gegend allgemeinen Abscheu erregt hat. Jeder sagte mit Recht: „Wenn der Narr sich todt schießen wollte, konnte er es allein thun, ohne die Mutter von drei Kindern mit in das Grab zu reißen!" — Auch hat er sie nicht in die Brust geschossen, wie in dem Weseler Briefe steht, sondern in das Ohr, da er hinter ihr stand und sie am Klavier saß. Die unglückliche Frau war nicht gleich todt; sie wollte noch reden — allein sie vermochte es nicht mehr, da ihr die Kugel die Zungenwurzel abgerissen hatte. — Den abscheulichen Morder ließ der Fürst so gleich vom Schloß hinweg bringen; auch er war noch nicht gleich todt. Seine beiden Pistolen vermachte er seinem Wirth, bei dem er Kostgeld schuldig war; der eingebildete Thor hatte ihm dazu geschrieben: daß er hoffe, sie würden, wenn man sie versauktioniren, so hoch bezahlt werden, daß sie zur Tilgung seiner Schulden hinreichten. — r. —

## Eine Gegenrede.

Schandau, den 21. August 1820.

In einem verspäteten Briefe vom 10ten August, von einem 60 Meilen weit entfernten Correspondenten, lese ich eben folgende Worte: „Haben Sie gelesen, was in dem Berliner „Gesellschafter" *) über eine Entzweiung zwischen Ihnen und Fanny Tarnow steht? Ist es wahr, daß die „Iduna" die erste Veranlassung zu einer Streitigkeit zwischen Ihnen war? Wollen Sie nicht darauf antworten? Sie sind übrigens keinesweges darin angegriffen." — Im Augenblick des Postabgangs habe ich keine genügenden Worte, mein Befremden und meinen tiefen Schmerz über diese Nachricht aus zu drücken. Es ist Angriffs genug für Fanny Tarnow und für mich, so wie nur unsre Namen in einer andern Beziehung als in der einzigen, in der sie vor das Publikum gehören, öffentlich genannt werden! Somit erkläre ich förmlich:

1) Daß die Herausgabe der „Iduna" keinen Anlaß zu einer Streitigkeit zwischen Fanny Tarnow und mir gegeben hat.

2) Daß wir uns nie gestritten haben.

3) Daß ich meinerseits für jedes Wort, das künftig in irgend einem öffentlichen Blatt über diese Angelegenheit verlauten, und mir, die ich leider noch immer Wenige lese, zur Kenntniß kommen sollte, den Schutz der Gesetze anrufen werde, und in der festen Zuversicht: daß Regierungen in unsrer ernsten großen Zeit minder als je Skandale dulden und stets bereit seyn werden, die Rechte der Frauen zu schützen, Redakteure sowohl als Correspondenten im Voraus dafür verantwortlich mache. Jeder Unbefangene wird mit mir darin einverstanden seyn: daß Privatansichten und Verhältnisse zweier Schriftstellerinnen nicht vor den Richterstuhl des Publikums gehören, und ich setze es zur Ehre von Fanny

*) Muß heißen „Bemerker" Nr. 14.

Tarnow voraus: daß sie so wenig als ich Lust hat, die Theilnahme und Aufmerksamkeit, womit das Publikum unsere Schriften beehrt, von diesen ab auf uns selbst zu richten, da der innere Richter, das Bewußtseyn einer rechtlichen und reinen Handlungsweise für das Leben den Frauen hinreichend ist, wenn sie auch die Oeffentlichkeit nicht scheuen dürfen.

Helmina v. Chezy, geb. v. Klencke.

### Anfügung.

Wenn eine Frau als Schriftstellerin öffentlich spricht, kann sie auch nichts dagegen haben, wenn öffentlich über sie gesprochen wird. Frau v. Chezy aber möchte wohl thun, künftig das, was über sie gedruckt wird, selbst zu lesen, um nicht in Voreiligkeit zu urtheilen; denn, will man die Gesetze anrufen, muß man doch erst den Beweis geben: daß sie verletzt sind. Ich, für meine Person, lasse es hier gern als Frauenrecht gelten: daß man jene Voreiligkeit vergessen, den Beweis nicht fordern muß; alles Uebrige bleibt dem Einsender der besprochenen Notiz überlassen.

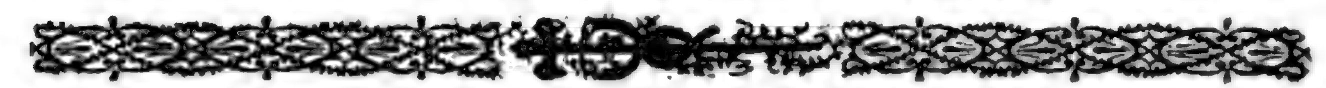
D. Herausgeber.

### Bemerkung.

In der Leipziger Zeitung ward neulich ausgeboten: Gesucht von Tenneckers Chur- und Beschlage-Schmidt. — Was mag das für Einer seyn; denn Churfürstenthümer giebt es nicht mehr, Männer des Namens Schmidt aber wie Sand am Meer. Sollte in jener Anzeige vielleicht ein Cur- oder Kur- und Beschlage-Schmid (so schreibt Adelung) gemeint seyn? — s.

1820. No. XVI.

# Blatt der Ankündigungen.



## W. G. Becker's

## Taschenbuch zum geselligen Vergnügen, herausgegeben von Friedrich Kind. Auf das Jahr 1821. Mit königl. sächs. allergnäd. Privilegio. Leipzig, bei G. J. Göschen.

Preis der gewöhnl. Ausgabe 1 Thlr. 20 Gr. sächs.
— — Pracht-Ausgabe 3 Thlr. —

Der neue Jahrgang dieses Taschenbuches wird den Freunden desselben gewiß eben so willkommen seyn, als irgend einer der vorigen in der langen Reihe seiner Brüder, und man wird der Erklärung des von den Beckerschen Erben authorisirten Herrn Herausgebers beistimmen, wenn er sagt: daß dieser neue Jahrgang zur Genüge für die ernstliche Bemühung bürge, diesem Taschenbuche jede Vollkommenheit zu erhalten und zu erwerben, welche man von Sammlungen dieser Art gerechter Weise erwarten darf.

### Inhalt:

I. Dramatisches Idyll. II. Erzählungen von Kind u. a. III. Gedichte von 35 Verfassern, welche fast alle zu den gefeierten Dichtern unseres Zeitalters gehören. IV. Lieder Compositionen von Dotzauer, Gyrowetz, Methfessel, Fr. Schubert, Minna Schütz, Maria von Weber. V. Charaden und Räthsel von verschiedenen Dichtern. VI. Eine Charade in 5 Blättern geistreicher Umrisse von Ramberg. VII. Auflösung der Räthsel im vorigen Jahrgange. (Die Auflösung des Räthsel-Alphabets ist in Distichen gegeben.) VIII. Gesellschaftliche Tänze (mit der Musik) von Lauchery, königl. Balletmeister in Berlin.

Der Verleger hofft, daß er die Kunstfertigkeit der jetzigen Zeit zu diesem Taschenbuche benutzt hat, wie es ihr verfeinerter Kunstsinn verlangt. Die 10 historischen Kupfer nach Ramberg sind gestochen von Böhm, Fleischmann, Schwerdtgeburt, Stölzel und von einem englischen Meister, die 4 interessanten amerikanischen Landschaften von Frenzel und Hössel. Die Einfassung des Umschlags der gewöhnlichen Ausgabe ist eine Arabeske aus den Bädern des Titus; den Umschlag der Prachtausgabe zieren die 4 Jahreszeiten von Raphael nach dem Originale colorirt.

Sobald die Buchbinder mit allen Exemplaren fertig sind, werden sie in ganz Deutschland versandt.

---

## Literarische Anzeige.

---

## Roland's Abentheuer in hundert romantischen Bildern, nach dem Italienischen des Grafen Bojardo. *Herausgegeben vom* Prof. F. W. *Val.* Schmidt, d. S.

3 Bände. 894 Seiten in 8. 3 Thlr. 20 Gr.

Aller Reichthum der Erfindung, alle Pracht der Ausstattung, die in des Bojardo Gedichte herrscht, findet sich in diesen Bildern wieder, und im Ganzen so wie im Einzelnen des Ausdrucks der schönen Sprache schimmert die Poesie des Urbildes hindurch. Wir machen hier besonders auf Falerina's Garten (Bild. 28. B. 50—54.) und Morgana's Grotte (B. 57—60) aufmerksam. — Erfreuen werden diese Erzählungen, von der Verfasserin Bilder genannt, jeden Leser, Jung und Alt, der ein Freund ist heiterer und sinnreicher Wundermährchen, die zugleich edel und rein sind, und sich zu einem angenehmen Geschenk eignen. Der Herausgeber, Prof. Schmidt, hat nun auch sein Versprechen erfüllt und im dritten Bande eine beurtheilende Geschichte der italienischen Dichter aus dem Sagekreise Karls des Großen geliefert.

Berlin. Nauck's Buchhandlung.

---

Bei Tobias Löffler in Mannheim, so wie durch alle Buchhandlungen Deutschlands ist zu haben:

Aline, oder kleines Lesebuch für die oberen Klassen der Mädchen-Schulen. 8. 8 Gr.

Cammerer, A. A., praktische Anleitung zum Uebersetzen aus dem Deutschen ins Lateinische, mit fortlaufender Hinweisung auf die Regeln der kleinen und großen

Bröderschen, wie auch Wankschen und Grotefand. verbesserten Grammatik. 3te vermehrte und verbesserte Auflage. 8. 16 Gr.

Cammerer, A. A., das Königreich Baiern nach seiner neuesten Eintheilung in 8 Kreise, für die Schulen dies- und jenseits des Rheins. 2te verm. und verb. Auflage. 12. 4 Gr.

— — Lehrbuch der Erdbeschreibung für Schulen und zum Selbst-Unterricht. 3te verm. und verb. Auflage. 8. 1 Thlr.

— — Magazin für Gedächtnißübung und Deklamation in Schulen, nach den Bedürfnissen der verschiedenen Alter und Klassen stufenweise geordnet. 2te Auflage. 12. 9 Gr.

Bei den vielen ähnlichen Werkchen kann man wohl das vorstehende, wovon die erste schnell vergriffene Auflage beinahe nicht in den Buchhandel kam, als eine vorzüglich gelungene und mit vieler Umsicht und Sorgfalt ausgewählte Sammlung zur Deklamation und Verstandes-Uebung empfehlen, und sie ohne Bedenken in die Hände der Jugend geben, wie sich dies von dem durch die obigen trefflichen Lehrbücher bekannten Herrn Verfasser nicht anders erwarten läßt.

Grieser, Prof. G., neues deutsches ortographisches Wörterbuch, nebst einleitenden Bemerkungen über einige Hauptpunkte der deutschen Rechtsprech- und Rechtschreib-Lehre, zum Gebrauch in Schulen. 8. 16 Gr.

---

Im Industrie-Comptoir in Leipzig ist erschienen, und in allen Buchhandlungen zu haben:

**Allgemeines Alphabet der Blumensprache,**

oder leicht deutbare Blumenschrift. Allen Freunden des Sinnvollen gewidmet; mit 25 illuminirten Kupfern. In Etui. 18 Gr.

Nicht ein Schlüssel zu einer eigenen Blumenschrift, wo diese ohne den Schlüssel nicht zu deuten wäre, ist hier gegeben, sondern eine Darstellung einer ansprechenden Schrift durch Blumen, welche bei allgemeiner Verständlichkeit doch das Anziehende des Deutbaren behält, und welche den Werth der Blumen für Malerei, Stickerei und Decorationen erhöhet. Die beigefügten Abbildungen von 24 Blumen geben zugleich Musterblätter.

**Geographisches Frag- und Antwort-Spiel.**

Erste Abtheilung. Europa; in drei Spielen, mit 150 Karten und 1 Spielplan, deutsch und französisch. In Etui. 1 Thlr. 4 Gr.

**Hieroglyphen oder Bildersprache.**

Ein sinnreiches Spiel für gesellige Unterhaltung. Mit 100 illuminirten Kärtchen. In Etui. 1 Thlr. 8 Gr.

Zur Empfehlung dieses Spiels dürfte nur die mit Gründen erhellte Kritik in der Wiener Zeitschrift für Kunst, Literatur u. s. w. No. 52 von diesem Jahre angeführt werden: daß es noch höher stehe als ein Gesellschafts-Spiel, welches den Verstand angenehm beschäftiget, indem dieses Hieroglyphen-Spiel der Phantasie Nahrung gäbe, und so zu sagen, einen poetischen Charakter habe; ja daß es eine Schrift bilde, jener Blumenschrift ähnlich, deren die Liebenden im Oriente zu ihren Selams sich bedienen.

**Spaziergänge zu verschiedenen Völkern des Erdbodens;** 2te verbesserte Auflage; mit 25 illuminirten Kupfern. 12. gebunden 1 Thlr. 12 Gr.

Dieses Buch enthält eine getreue Schilderung vieler Völker der Erde nach den neuesten und besten Quellen kurz und faßlich vorgetragen, so daß ein Jeder auf die leichteste Art eine genaue Kenntniß derselben erlangt. Alles Eigenthümliche und Merkwürdige eines jeden Volkes ist herausgehoben, und die beigefügten Abbildungen richtig, so daß dieses Büchlein Eltern und Erziehern mit Recht empfohlen werden kann.

J. G. Wendel,

**Beschreibung einer einfachen und holzersparenden Einrichtung von Oefen und Kochheerden.**

2te Auflage, mit 1 Kupfer. 8. broch. 12 Gr.

**Jüdische Expectorationen**

über raffinirtes Makeln, und über die Kunst eine Messe kapores machen zu helfen. Belehrend und warnend für Fabrikanten, Käufer und Verkäufer, so wie für jeden braven christlichen und jüdischen Staatsbürger überhaupt. 12. broch. 8 Gr.

M. L. Fournier's,

**Handbuch der Syphilis,**

oder Bemerkungen über das Gift, die Wirkungen, Ansteckung, Behandlung, Schutzmittel und irrigen Ansichten der venerischen Krankheit; mit Tabellen versehen; aus dem Französischen übersetzt von Dr. G. Wendt. 8. broch. 18 Gr.

---

In der J. B. Streng'schen Buchhandlung in Frankfurt am Mayn ist erschienen:

**Allgemeines Post- und Reisebuch von Deutschland und dessen angrenzenden Ländern. Mit einer Karte. 7te viel veränderte Auflage.**

Gebunden 1 Thlr. 3 Gr.

Bei Anzeige der siebenten Auflage des seiner zweckmäßigen Einrichtung und Richtigkeit wegen längst als vorzüglich bekannten Reisebuchs, halten wir es für überflüssig mehr zu sagen, als daß es größtentheils nach offiziellen Mittheilungen bearbeitet ist. Auf guten Druck und Papier hat die Verlagshandlung die größtmöglichste Sorgfalt verwandt.

In jeder guten Buchhandlung vorräthig.

---

So eben hat die Presse verlassen und ist in allen Buchhandlungen zu haben:

**Virgilii Publ. Mar. Opera, denuo curavit F. H. Bothe 8. Mannhemii, T. Loeffler.**

18 Gr. Schreibpap. 1 Thlr. Postpap. 1 Thlr. 12 Gr.

So sorgfältig, als die neueste Ausgabe des Horatius, Ovid's Metamorphosen und Sallustius, von Herrn

Dr. Bothe, in den geschätzten Mannheimer lateinischen Autoren bearbeitet sind, eben so fleißig revidirt erscheint hier der Virgil, dessen Werth sich durch die, auch der früheren Ausgabe beigegebenen Lebensbeschreibung von Heyne, und einem vollständigen Register noch mehr erhöht.

---

Durch alle Buchhandlungen ist folgendes so eben erschienene Werk zu haben:

**Praktische Anleitung**
**zur**
**Kenntniß und Beurtheilung der wichtigsten Operationen**
**in der**
## Bierbrauerei und Brandtweinbrennerei
**mit besonderer Berücksichtigung**
**der**
**Kartoffel-Brandtweinbrennerei.**
**Auf**
**Befehl der höheren Verwaltungs-Behörden ausgearbeitet**
von
**Johann Fr. Dorn,**
Königl. Fabriken-Commissarius.
**Zweite völlig umgearbeitete und vermehrte Auflage.**
**Mit 6 erläuternden Kupfertafeln.**
Preis geheftet 22 Gr.

Dieses Werk wird jedem Besitzer einer Bierbrauerei und Brandtweinbrennerei höchst willkommen seyn. Es enthält dasselbe alle bis auf die neuesten Zeiten gemachten Verbesserungen in diesen Fächern, so wie die Beschreibung und Abbildung der zweckmäßigsten Brenngeräthe und der übrigen nöthigen Geräthschaften. Der Verfasser, seit einer Reihe von Jahren mit dem Betriebe einer Brandtweinbrennerei beschäftigt, sah sich genöthigt, die frühere Auflage gänzlich um zu arbeiten, da seit dieser Zeit in der Brandtweinbrennerei bedeutende Fortschritte gemacht worden sind, so daß dieses Werk in seiner früheren Ausgabe für den jetzigen Stand der Brandtweinbrennerei nicht mehr brauchbar ist. — Daher werden die Besitzer der früheren Auflagen sehr wohl thun, sich diese neue Ausgabe an zu schaffen.

Für alle Steuer-Beamtete ist dieses Werk besonders wichtig, weil in demselben das „Verfahren der hiesigen Königl. Regierung zu Erhebung des Blasen-Zinses beschrieben worden ist.

Berlin. Maurersche Buchhandlung.

---

In alle solide Buchhandlungen habe ich versandt:

## Wahrheit und Lüge.

**Eine Reihe politisch-militairischer Betrachtungen in Bezug auf den Vendee-Krieg, nach dem Werke:**
Mémoires de Madame la Marquise de Laroche-Jaquelin ecrits par elle même A Paris 1816.
von
**Fr. Baron de la Motte Fouqué.**
Preis: geh. 2 Thlr.

Was innere und äußere Erfahrung in den verhängnißvollen Jahren seit dem Ausbruch der französischen Revolution — vorzüglich aber seit dem Jahre 1806 — dem Verfasser gelehrt haben mag, sucht er hier an dem Faden einer überaus wichtigen Begebenheit klar und offen seinen Zeitgenossen dar zu legen. Er scheuet es nicht, gegen manches Truggebilde des sogenannten Zeitgeistes feindlich auf zu treten, aber Feindlichkeit gegen irgend einen Einzelnen ist ihm fremd, denn er bestrebt sich, die Wahrheit unbedingt zu vertheidigen, und — wie er es auch am Schlusse seines Werkes ausgesprochen hat — „Wahrheit und Liebe sind Eins."

Leipzig, im August 1820.

Carl Cnobloch.

---

Bei uns ist zu haben:

## April-Launen des Gesellschafters.

**Mit Beiträgen ernsten, scherzhaften und satyrischen Inhalts von Bertram, M. Bondi, Gerle, F. W. Gubitz, Th. Laurin, Leander, W. A. Lindau, Wilh. Müller, Richard Roos, Karl Seidel, Amalie von Selt, Seyfried, Karl Stein und L. Zunz; nach siebenzehn beigedruckten Vignetten. Aus dem Aprilheft der Zeitschrift: „Der Gesellschafter oder Blätter für Geist und Herz.**
Preis 1 Thlr. 8 Gr.

Wir begnügen uns, bei diesem, von Vielen gewünschten besonderen Abdruck auf die Beurtheilung aufmerksam zu machen, welche neulich die „Allgem. Literatur-Zeitung" (Ergänzungs-Blätter Nr. 70) gab und die es bestätigt, daß dies Büchlein sich zu angenehmer Unterhaltung eignet.

Berlin. Maurersche Buchhandlung.
Poststraße Nr. 29.

---

## C. F. Jägermann's neueste Weltgeschichte, vom Anfang der französischen Revolution bis zum allgemeinen Frieden.

**Zweite Ausgabe, worin die Begebenheiten der vornehmsten europäischen Staaten besonders vorgetragen sind.**
428 Seiten in 8. Preis 1 Thlr. 12 Gr.

Es war ein glücklicher Gedanke des Verfassers, in kurzer, gedrängter Darstellung eine Uebersicht der wichtigen Begebenheiten der letzten 30 Jahre zu geben, von denen man — außer in größeren Werken, die schon ihres Preises wegen nicht in viele Hände kommen können — bis jetzt keine zusammenhängende Geschichte hatte. Daß man, sowohl mit diesem Gedanken als mit der hier vorliegenden Ausführung desselben zufrieden war, beweist der schnelle Absatz der ersten Auflage von 2000 Exemplaren. Diese zweite ist eine völlig umgearbeitete und erweiterte Geschichte der neuesten Zeit, die mit der ersten wenig mehr gemein hat, und — indem sie die Geschichte der einzelnen europäischen Staaten ausführlich behandelt — auch als zweiter Theil der ersten Ausgabe angesehen werden kann und jedem Besitzer derselben, der etwas Ganzes und Vollständiges zu haben wünscht, unentbehrlich ist. — Druck und Papier sind gut und der Preis billig.

(Sämmtliche angezeigte Bücher sind durch die Maurersche Buchhandlung in Berlin, Poststraße Nr. 29, und durch die Gräffsche Buchhandlung in Leipzig zu bekommen.)

Bemerker.  No. 17. 1820.

Beilage zum 153sten Blatte des Gesellschafters.

## Ueber eine Beurtheilung im „Literarischen Wochenblatt".

Die Redaktion des „Literarischen Wochenblatts" hatte im 2ten Stück des 6ten Bandes dieser Zeitschrift ein, von einem Ungenannten halb im Schlaf abgefaßtes Fragment eines Registers über meine Schrift: „Deutschland und der Gottesfriede" abdrucken lassen. Bald nach der Erscheinung dieses Stücks schickte ich, mit Unterzeichnung meines Namens, folgende Bemerkungen über den Inhalt meiner Schrift zur Ergänzung jenes angegebenen Fragments an die genannte Redaktion zum Abdruck in jenem Blatte. Man hat diese Bemerkungen nicht aufnehmen wollen; vielmehr sind sie, nach monatlanger Vorenthaltung, mir erst jetzt zurück geschickt. So habe ich mich denn genöthigt gesehen, sie hier abdrucken zu lassen und den Leser zu bitten, sie gefälligst mit dem erwähnten Fragment des Ungenannten vergleichen zu wollen:

Bemerkungen über den Inhalt der Schrift: „Deutschland und der Gottesfriede" von Stuhr. (Berlin, Maurersche Buchhandlung.)

Ein ungenannter edler Menschenfreund hat sich durch die Gutmüthigkeit seiner Gesinnung und durch hochherzige Nächstenliebe bewegen lassen, halb im Schlaf mein dickleibiges Buch gegen Görres nicht nur durch zu lesen, sondern auch ein Fragment eines ermangelnden Registers über den Inhalt desselben ab zu fassen und es in dem 2ten Stück des 6ten Bandes des „Literarischen Wochenblatts" zum beliebigen Gebrauch abdrucken zu lassen. Da jedoch diesem fragmentarischen Register Manches zur Vollständigkeit abgeht, halte ich es für nützlich, demselben einige Zusätze bei zu fügen.

Zusätze zu dem Fragment eines Registers:

Wie der Verfasser in seiner Jugend unter die Deutschen gerathen und zu Görres gekommen sey, und wie er den Teufel und Alles, wodurch die Seele Schaden nimmt, mehr als den Tod zu fürchten gelernt habe S. 1—7.
Wie das deutsche Volk kein Talent habe zu Revolutionen, und auch kein Verlangen darnach trage S. 12. 13.
Wie Friedrich der Zweite mit seinem Volke umgegangen und was von dem Preußenthum zu halten sey S. 14.
Wie der römisch-gallische Geist der Franzosen den Samen des Unfriedens in Deutschland ausgestreut habe S. 15.
Von verschmitzten Umtrieben S. 24.
Wie durch öffentlich ausgestreute Meinungen nichts Wirkliches zu Stande kommen könne in der Geschichte S. 33—37.
Wie der Verfasser, als er in der Bibel gelesen habe, an dem Beispiel Sauls und sonst noch ersehen: daß auch die Könige die Stimme Gottes mehr fürchten müßten, als die Stimme des Volks S. 58—66.
Wie der Verfasser dafür halte: daß der Friede das höchste Gut des Menschen sey, und wie ein solcher im Volk, Staat oder Reiche zu Stande komme S. 66.
Was sich zugetragen habe auf der Wartburg, und wie der Verfasser, da er selbst nicht habe hinkommen können, eine gedruckte Rede hin geschickt habe, die aber ohne sonderlichen Erfolg geblieben zu seyn scheine S. 147—162.
Wie in alten Zeiten fromme Männer, als Luther und Melanchthon, über den Geist des Unfriedens und über Aufruhr gedacht und gepredigt hätten S. 166—185.
Wie zu unserer Zeit weise Männer redeten S. 185—198.
Was davon zu halten sey, daß Sand den Kotzebue ermordet S. 198—206.
Was der Könige Amt sey S. 227.
Von der Treue, womit man dem König anhängen müsse, und wodurch ein wahrer Friede zu Stande käme, ohne den das Volk nur wie Heu zu achten sey S. 229—296.
Was von dem Gesetz und von der Freiheit zu halten sey S. 341—349.
Wie in den uralten Zeiten der Friede geherrscht habe auf Erden, aber gestört worden sey durch den Juden Jason und gleichfalls durch den Griechen Jason S. 350—357.
Wie nach einem großen Friedensbruch die alten Germanen gesungen hätten von der Wiederkehr des Friedens unter den Menschen, und wie solches auch enthalten wäre in der Offenbarung Johannes S. 359—374.

Alles ist hübsch erläutert mit schönen Geschichten aus vergangenen Zeiten, und mag also dem Leser wohl eine Ergötzlichkeit gewähren, wenn er sich nur die Mühe geben will, wach zu seyn und auf zu merken. Auch ist es gut, daß in diesem Blatte mehrere Menschenfreunde ihre Stimmen über mein ausführliches Buch erheben, da es sonst leicht wieder in Vergessenheit gerathen könnte. Stuhr.

## Aus Hamburg.

Man hat schon öfterer (?) die Erfahrung (?) gemacht: daß Schlangen, Nattern und andere Amphibien längere Zeit, ja selbst Jahre, im Inneren des Menschen zu leben vermögen; natürlich erregen diese unnatürlichen schädlichen Gäste aber stets Krankheiten oder doch Unbehagen bei denen, welche sie zu beherbergen gezwungen sind, und öfterer mögen sie, ohne daß man es ahnet, Ursache eines langsamen Hinwelkens und unerklärlichen Todes bei sonst gesunden und gut organisirten Personen seyn. Ein ähnlicher Fall hat sich vor einiger Zeit auch in Hamburg ereignet. Ein Arbeiter in der hiesigen lythographischen Anstalt, vor ungefähr zwei Jahren aus München hieher gekommen, befand sich seit längerer Zeit immer unwohl, ohne daß man den Grund seines

Uebelbefindens ergründen konnte. In der letzten Zeit nahm dieses so sehr zu, daß er einen Arzt annehmen mußte, der vergebens seine Kunst eine Zeitlang an dem Patienten ausbot, bis dieser endlich — ich weiß nicht: ob auf Veranstaltung seines Arztes oder durch bloße Hülfe der Natur — ein Erbrechen bekam, wobei er eine lebendige, ziemlich große Natter oder ähnliches Thier von sich gab; er ist jetzt wieder vollkommen wohl und versieht seine Arbeiten als Drucker in der lythographischen Anstalt. Da wir in hiesiger Gegend, wegen der geringen Waldungen in der Nähe der Stadt, wenige oder fast gar keine Schlangen und Nattern haben, so ist mit Wahrscheinlichkeit (?) an zu nehmen: daß jener Drucker die Natter schon in seinem Vaterlande, also wenigstens vor zwei Jahren, in sich aufgenommen und solche die ganze Zeit lebendig mit sich umher getragen habe. Noch immer ist aber das Räthsel nicht gelöste auf welche Weise ein Mensch so unglücklich seyn könne, der Wohnsitz eines solchen Ungethüms zu werden, obgleich Beispiele der Art häufig (?) vorkommen. — W —.

1820. No. XVII.

# Blatt der Ankündigungen.



## Literarische Anzeige.

Von der Zeitschrift:

**Der Gesellschafter**
oder
**Blätter für Geist und Herz,**
herausgegeben von F. W. Gubitz,

ist der jetzige Jahrgang (1820) völlig vergriffen, so daß wir den noch immer eingehenden Nachbestellungen nicht mehr genügen können. Deshalb wird Jeder die Nothwendigkeit einsehen, die neuen Bestellungen für 1821 sobald als möglich zu machen, und namentlich bis zur Mitte Dezembers; sonst sind wir außer Schuld, wenn, wie jetzt, auch im nächsten Jahre nicht Alle befriedigt werden können. Der Preis des Jahrgangs (wöchentlich vier Blätter, nebst literarischen und artistischen Beilagen) ist 8 Thlr. und Bestellungen nehmen die hochlöblichen Postämter und alle gute Buchhandlungen an.

Berlin. Maurersche Buchhandlung.

## Neue Schriften

### für Aerzte, Chemiker, Mineralogen, Forstmänner, Technologen, Akademieen und Schulen,

sind in der Arnoldischen Buchhandlung in Dresden erschienen und durch alle andere namhafte Buchhandlungen zu bekommen:

D. J. J. Berzelius, Versuch über die Theorie der chemischen Proportionen und über die chemischen Wirkungen der Electricität. Nebst Tabellen über die Atomengewichte der meisten unorganischen Stoffe und deren Zusammensetzungen. Nach den schwedischen und französ. Originalausgaben bearb. von K. A. Blöde. gr. 8. à 2 Thlr. 8 Gr.

D. J. J. Berzelius, Lehrbuch der Chemie, nach der zweiten schwed. Originalausgabe u. den eigenhändigen Zusätzen und Berichtigungen des Verfassers übersetzt und bearb. von K. A. Blode. 1ster Band in zwei Abtheilungen, mit 4 Kupfern. gr. 8. à 5 Thlr. 16 Gr.

D. H. Ficinus, Uebersicht des gesammten Thierreichs, nach den neuesten Beobachtungen Lamarl's, Dumerils, Illigers, Oken's, Rudolphi's, als Hülfsmittel des Unterrichts u. zur Selbstbelehrung. Tabellenform. Fol. à 5 Gr.

Zeitschrift für Natur- und Heilkunde, herausgegeben von Brosche, Carus, Ficinus, Franke, Kreysig, Raschig, Seiler rc. 2ter Heft mit 2 Kupfern, gr. 8. broch. à 1 Thlr. Deren 3ter Heft mit 1 Kupfer, gr. 8. broch. à 1 Thlr. (3 Hefte machen den ersten Band aus.)

H. Cotta, Anweisung zur Waldwerthberechnung. 2te sehr verm. und verbess. Aufl. gr. 8. broch. à 1 Thlr.

H. Cotta, die Verbindung des Feldbaues mit dem Waldbau, od. die Baumfeldwirthschaft. 1. Forts. gr. 8. à 16 Gr.

H. Cotta, Anweisung zur Forst-Einrichtung und Abschätzung. gr. 8. à 1 Thlr. 4 Gr.

D. J. A. Reum, die deutschen Forstkräuter. Ein Versuch, sie kennen, benutzen u. vertilgen zu lernen. Für Forstmänner und Waldeigenthümer. gr. 8. à 15 Gr.

K. L. Krutzsch, auch einige Worte über forstwissenschaftliche Bildung und Unterricht. Abgenöthiget durch Hrn. Pfeils Schrift über diesen Gegenstand. 8. à 6 Gr.

F. Mohs, die Charaktere der Klassen, Ordnungen, Geschlechter und Arten, oder die Charakteristik des naturhistorischen Mineral-Systemes. gr. 8. à 16 Gr.

## Den Herren Buchhändlern und Buchdruckern.

Auf der folgenden Seite finden sich wieder (wie im „Bl. d. Ankündig.“ Nr. I. 1817, Nr. III. 1818, Nr. V., VII., IX. u. XI. 1820) Abdrücke von Vignetten (theils von mir, theils von meinen Schülern), welche in guten Metall-Abgüssen für die beigesetzten Preise zu haben sind. Ich ließ sie auf der gewöhnlichen Buchdrucker-Presse (in der G. Haynschen Offizin) abdrucken, damit Jeder sie gleich so sehe: wie er sich Abdrücke in großer Anzahl (man darf bei jedem Abguß auf 20,000 rechnen) selbst liefern kann. Das ganze Sortiment (aus mehr als 450 Nummern bestehend) ist jetzt so vollständig, daß bei einer Bezeichnung der Gegenstände, für welche man Vignetten oder Einfassungen (nach zu bestimmenden Formaten) zu haben wünscht, ich sie sogleich senden kann. In diesen Blättern gebe ich nur zuweilen Abdrücke von Sachen, womit das Sortiment eben vermehrt ist. — Briefe und Geld-Sendungen erwarte ich postfrei.

F. W. Gubitz, Professor.

**Einfassungen**, in jedem, bei der Bestellung genau zu bestimmenden Format zu haben. In Folio 10 Thlr.; in Quart 6 Thlr.; in Octa und Duodez 4 Thlr., noch kleiner 3 Thlr.

422. 423.

424. 425.

426. 427.

**Ecken**, in Einfassungen zu setzen. Nr. 428 — 431. 18 Gr. das Stück; Nr. 432 — 435. 12 Gr. das Stück.

428. 429. 430. 431. 432. 433. 434. 435.

436. 1 Thlr.

438. 2 Thlr.

437. 1 Thlr.

439. 20 Gr. 440. 20 Gr.

441. 20 Gr. 442. 20 Gr.

443. 2 Thlr.

445. 2 Thlr.

444. 1 Thlr. 16 Gr.

446. 20 Gr.

447. 20 Gr.

450. 2 Thlr. 12 Gr.

448. 1 Thlr. 12 Gr.

449. 1 Thlr. 12 Gr.

## Neue vorzügliche Schriften für Krieger und höhere Kriegsschulen,

welche so eben in der Arnoldischen Buchhandlung in Dresden erschienen und durch alle namhafte Buchhandlungen zu bekommen sind:

O. v. Odeleben, die Umgegend von Bautzen, mit Beziehung auf die Schlacht vom 20. und 21. Mai 1813 und im Sinne des Lehmannschen Systems dargestellt, mit einem großen Plan in zwei Blättern. 4. Schreibpap. à 3 Thlr.

Der Plan in zwei Blättern allein (als Vorlegeblätter für Militairschulen) Fol. à 2 Thlr. 6 Gr.

G. C. Otto, Lehrbuch der niederen Arithmetik, ein vollständiges Rechenbuch, welches alle Fundamentalregeln mit 1775 Uebungsbeispielen aufstellt. Dem Gebrauch in allen Lehranstalten gewidmet. gr. 8. à 18 Gr. (Commission.)

Plan der Schlacht bei Kesselsdorf am 15. Dec. 1745, und Plan von dem Gefecht bei Kathol. Hennersdorf am 23. Nov. 1745, aufgenommen, gezeichnet und mit Erklärungen von J. G. Lehmann, gestochen von Bach, 2 Blatt Landkartenformat (Vorlegeblätter für Militairschulen). à 2 Thlr.

L. B. v. Rottenburg, Ansichten von verschiedenen Gegenständen der Kriegskunst, besonders der Reiterei. gr. 8. à 20 Gr.

C. A. Aster, die Lehre vom Festungkriege. Niederer Theil mit 1 Band Kupfer, gr. 8. à 4 Thlr. 18 Gr.

C. A. Aster, die Lehre vom Festungkriege, höherer (2ter Theil) mit 1 Band Kupfer, gr. 8. à 4 Thlr. 6 Gr.

F. G. Rouvroy, das kleine Feuergewehr, sowohl für das Fußvolk als für die Reiterei. Mit 1 Kupf. gr. 8. à 21 Gr.

J. G. Lehmann, die Lehre der Situationzeichnung, oder Anweisung zum richtigen Erkennen und genauen Abbilden der Erdoberfläche in topographischen Charten und Situationplanen. 2 Theile mit 21 Kupfertafeln. Dritte verbesserte und vermehrte Auflage. 4. Velinpap. à 10 Thlr.

J. G. Wiemann, Anleitung zum Höhenmessen mit dem Barometer, anwendbar bei topographischen Vermessungen, Nivellements, Entwerfung der Profile rc. nebst den aus dem Französ. übertragenen Oltmannischen hypsometrischen Tafeln und einer Reductionstafel. Aus der 3ten Auflage von Lehmann's Situationzeichnung für die Besitzer der 1sten u. 2ten Aufl. besonders abgedruckt, mit 1 Kupfer, 4. à 1 Thlr.

K. A. Förster, Sammlung auserlesener Gedichte, für Gedächtniß- und Deklamationübungen und nach einer fünffachen Abstufung vom Leichtern zum Schwerern. 8. Velinpap. à 1 Thlr. 12 Gr.

M. Fredau, statistische Uebersicht der europäischen Staaten. Tabellenformat. à 4 Gr.

Fr. Beauval, Gespräche für das gesellschaftliche Leben, zur Erlernung der Umgangssprache im Deutschen und Französischen. 3 Theile. Dritte verbess. Aufl. 8. broch. à 1 Thlr. 18 Gr.

---

## Anzeige.

Freunden einer unterhaltenden Lektüre sind folgende Romane zu empfehlen:

Ida von Athen. Nach dem Englischen von L. von Wedell. 2 Bände. 2 Thlr.

Nicolai, C., Rosenlaunen. 1 Thlr. 6 Gr.

Büschenthal, L. M., Gebilde der Wahrheit und Phantasie, in Erzählungen. 1 Thlr. 20 Gr.

Ebers, C. F., die Brieftasche, oder Fresco-Gemälde, aus dem Leben gegriffen. 1 Thlr. 8 Gr.

Albina. Gemälde aus dem Gebiete des Lebens und der Dichtung. 1 Thlr. 18 Gr.

Ferner:

Plattdeutsche Gedichte. 2 Bände. 1 Thlr. 8 Gr.

Veilchen, von Caroline Behrends. 18 Gr.

---

So eben ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

May, Fr. A., die Kunst, die blühende Gesundheit zu erhalten und die verlorne durch zweckmäßige Krankenpflege wieder herzustellen. Eine Anleitung zu Vorlesungen über die Gesundheit-Erhaltungs-Lehre und vernünftige Krankenpflege 1ster Theil. Die Kunst, die verlorne Gesundheit durch zweckmäßige Krankenpflege wieder herzustellen 2ter Theil. 3te vermehrte und verbesserte Auflage des Gesundheit-Catechismus und Krankenwärter-Unterrichts. gr. 8. Mannheim, bei Tobias Löffler.

Preis beider Theile 12 Gr.

Von einem erfahrenen, selbst im hohen Alter für die Menschheit zu früh verstorbenen praktischen Arzt erscheint hier die dritte Auflage von zwei in Eines gebrachten, mit vieler Gründlichkeit abgefaßten und allgemein geschätzten Werkchens, das sich nicht allein als ein treffliches Unterrichtsbuch für die Jugend, so wie zum Krankenwärter-Unterricht bewährt hat, sondern auch jedem Alter und aus allen Ständen als ein gemeinnütziges, in jeder Haushaltung unentbehrlich nützliches Hausbüchlein empfehlen läßt, wozu bei ausgezeichnet schönem Druck und Papier auch der äußerst wohlfeile Preis berechtigt.

---

Für Kleidermacher:

J. S. Bernhardt, Anleitung, den menschlichen Körper, besonders aber den weiblichen, seinen verschiedenen Abweichungen gemäß, zu kleiden und zu verschönern. Ein Handbuch für die, welche Damenkleider und Schnürleiber, auch Beinkleider, zu dem Verhältniß des Körpers nach dem Maaß zeichnen und fertigen wollen. Zwei Theile in 1 Bande, mit 15 Kupfertafeln in 1 Hefte und mehreren Tabellen, um das Verhältniß von 49 verschiedenen Zeugbreiten nach Quadratvierteln zu vergleichen und das richtige Ebenmaaß daraus zu finden. 2te wohlfeilere Ausgabe. gr. 8. broch. Dresden, in der Arnoldischen Buchhandl. à 2 Thlr. 8 Gr. (Ist in allen Buchhandlungen zu haben.)

---

## Anzeige.

Portefeuille von Gelegenheits-Gedichten. In sauberem Umschlag. 1 Thlr.

Chinesisches Puzzle-Spiel, bestehend in 307 Figuren und 7 Holztäfelchen. 12 Gr.

Bei Rubach in Magdeburg erschienen und in allen Buch- und Kunsthandlungen zu haben.

(Sämmtliche angezeigte Bücher sind durch die Maurersche Buchhandlung in Berlin, Poststraße Nr. 29, und durch die Gräffsche Buchhandlung in Leipzig zu bekommen.)

Bemerker.  No. 18. 1820.

Beilage zum 157sten Blatte des Gesellschafters.

## E r k l ä r u n g.

Nur mir kann es unangenehm fallen, wenn ein Scherz, wie der im „Bemerker" Nr. 14 — der so ganz harmlos ist und dem nur zwei Sylben fehlen, um tadellos zu seyn, nämlich das erläuternde: „Man sagt" — mir zu so bitterem Ernste Anlaß gab; doch erklärt sich der Unwille in meiner Erklärung aus den Worten meines Correspondenten, die ich treulich berichtete, und von denen aus ich auf etwas Anderes schließen mußte, als ich fand, da der „Bemerker" mir zu Händen kam. Ich erkläre indeß noch einmal, was ich schon gethan habe; denn in Frieden erscheint die „Iduna", die bereits in den Händen der meisten Leser seyn muß, und das Vorwort, das ich dem Pflegekinde so vieler geehrten und liebevollen Mütter mitgegeben, zeugt nicht von einer Lossagung von dieser Unternehmung, die von mir ausging und mir werth ist. Das zweite Heft, als Weihnachtgabe, ist schon unter der Presse; es ist schön ausgestattet durch die geneigte Huld einer Fürstin, die ganz Deutschland verehrt, und durch die liebreichen Gaben einer Friederike Brun, Cäcilia (Verfasserin mehrerer schönen Arbeiten im „Rheinischen Taschenbuch"), Ernestine (Verfasserin der „Erna"), Elise Ehrhardt (Dichterin der „Wunderblume"), Th. H. Frau v. — z, Julie Northeim, Caroline Still, Elise v. Hohenhausen, Amalie Schoppe, Theophania u. m. A. Zu meinem Beitrag gab mein Aufenthalt in diesem friedlichen Thale und eine Episode aus dem Leben König August I. Anlaß; außerdem habe ich noch manche kleine Blume in den Kranz gewebt; ich wünschte, es fehlte darin von Keiner der zarten Frauenhände, die Deutschland als Schriftstellerinnen ehrt und liebt, eine Blüthe; dankbar werde ich sie empfangen, als einen Beweis des Vertrauens, der wohlwollenden Theilnahme für eine gute Sache. Weder Fanny Tarnow noch ich konnten die „Iduna" als unser ausschließliches Eigenthum betrachten, und sind Beide überein gekommen, sie, als gemeinsame Gabe aller Theilnehmerinnen, der Lesewelt noch willkommener zu empfehlen; sie trägt daher den Titel: herausgegeben von einem Verein deutscher Schriftstellerinnen. Nie hat die arme Kleine einen Zankapfel ausgestreut und weiß nichts von bösen Schwähern; sie bringt nicht Götterkost, wohl aber frische Blüthen und deutschen Bodens Früchte; möge „Was wir bringen" willkommen seyn!

Schandau, den 11. September 1820.

Helmine v. Chezy.

## A u s W i e n.

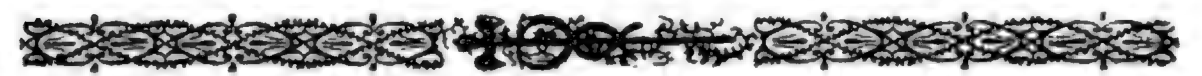
Der Prager „Hesperus", der seit einiger Zeit dadurch zu gewinnen glaubt, daß er Pfeile versendet, denen nichts fehlt als die Spitze, hat in Nr. 25 (Juli), in einem Bericht aus Wien, sich hören lassen, wie folgt: „Ein Correspondent des Berliner „Gesellschafter" fand die Mittelklasse in Wien noch weit zurück, weil er in einem Kramladen eine alte Gans zu einem Gänschen sagen hörte: ein kleines Kind wäre von der Drud erdrückt worden. Auch hat er die scharfsinnige, leider nicht neue Bemerkung gemacht, daß man in Wien gern esse. Um dieser, von eßlustigen Fremden so oft schon gemachten Bemerkung einigen Reiz der Neuheit zu geben, würde er klug gethan haben, das Land an zu zeigen, wo man das Speisen unter die Odiosa zählt. Wären gegenwärtig Mozart's Opern nicht auf dem Repertoir, würden wir leider, wenn auch von keinem Alp, doch von der langen Weile erdrückt werden." — Ich (nämlich der Wiener Correspondent des „Gesellschafters", der jenen Artikel einsandte, welchen der Prager „Hesperus" verunstaltete) habe unter manchem Fall auch den erwähnt: daß die Mittelklasse noch an dem crassesten Aberglauben hängt, daß man oft Sachen nach dem Leihhause trägt, um nur an einem Festtage schwelgen zu können u. s. w. So etwas gehört allerdings unter die Odiosa, und daß es ein flacher Kopf nicht merkt, wohl aber mit verfälschten Worten zu prunken gedenkt, rechnen wir gleich mit darunter, so wie wir überhaupt von einem Menschen, der durch Langeweile erdrückt würde, wenn er nicht Mozart's Opern hätte, leicht wissen, nicht weß Geistes, sondern welches Zeitsinnes Kind er ist. Die Beweise: daß die Mittelklasse in der Bildung noch lange nicht so weit vorwärts ging, als in manchen andern Staaten, ist für den, der mehrere Länder als Oesterreich sah, so augenscheinlich: daß man eine Widerrede gar nicht für möglich hält; es sey denn, der Gegner gehöre eben zu der Klasse, an welcher ein Mangel der Bildung auffallend ist. — Naiv genug berichtet derselbe Correspondent des Prager „Hesperus" allerlei, was den Satz bewährt, welchen er anfangs bestreitet. Er sagt unter Anderem: das Wiener Intelligenz-Blatt verbreite Anzeigen, die nur Unwissenheit hervor bringen könne — er erzählt: es wolle sich im Regenwetter sein Barbier nicht des ihm gehörigen Regenschirms bedienen, „weil er noch ganz neu wäre und im Regen den Glanz verlieren könne"; und in einer Nummer weiter findet man die Bemerkungen: daß die Wiener, um ein stark gebautes Mädchen zu bezeichnen, den Lieblings-Ausdruck „Mordstück" haben; daß sie mit dem Ausdruck „Kerl" einen Lobspruch verbinden; daß es in Wien Väter giebt, welche die jüngsten Kinder zum Tabackrauchen zwingen, wovon jedem Leser „gleich zehn Beispiele einfallen müßten" und — Nota bene — der Einsender verwahrt sich bei diesen Rügen dagegen: daß von Pöbel die Rede sey; er meint gebildetere Klassen! Auch meldet er über Mad. Reichard, die Luftschifferin: „Man versichert mich, sie verstehe mehr Physik als zehn Universitäts-Professoren" — wofür sich diese bedanken mögen. — Man darf übrigens im Allgemeinen nur die Sprache in den öffentlichen Verhandlungen hier und in den nahen Ländern beachten, um zu wünschen, daß der Bildung von Wien aus ein Impuls gegeben werde; sind doch selbst Redakteren sorglos genug, närrische Dinge sagen zu lassen; so liest man z. B. (Hesperus Nr. 5. S. 34) statt: er hatte den Kopf auf die Brust gesenkt — „er hatte den Kopf in die Brust geworfen" — und ich könnte aus der genannten Zeitschrift gar viel Veraltetes und Verschollenes in der Sprache mittheilen, wenn ich nicht fände: daß dergleichen ein ziemlich allgemeines Uebel der österreichischen Tagesblätter ist; weshalb sich auch einige neuere, hier

erscheinende Zeitschriften, die in edlerem Deutsch zu unterhalten wissen, so sehr auszeichnen. Möge man sich bemühen, die Bildung eindringlicher zu machen, damit, will es nicht fruchten, man wenigstens mit Cicero sagen darf: „Magna culpa saepe est temporum, non dominorum.“

Ein Wiener Correspondent des „Gesellschafters.“

1820. No. XVIII.

# Blatt der Ankündigungen.



## Literarische Anzeige.

### Zur freundlichen Erinnerung an Dresden und seine reizenden Umgebungen

ist so eben bei uns erschienen und durch alle Buch- und Kunsthandlungen zu haben:

W. A. Lindau, neues Gemälde von Dresden, in Hinsicht auf Geschichte, Oertlichkeit, Kultur, Kunst und Gewerbe. 2te sehr verbesserte Auflage. Mit einem neuen Plan von der Stadt und deren Umgebungen, von F. G. Lehmann. 8. geb. à 1 Thlr. 16 Gr.

Dazu

Dreißig An- und Aussichten von Dresden und der Umgegend, vom Prof. C. A. Richter, in 4. geb. à 2 Thlr. 12 Gr.

Diese Kupfer kolorirt, 9 Thlr.

W. A. Lindau, Rundgemälde der Gegend um Dresden (des neuen Gemäldes von Dresden 2ter Theil), oder neuer Wegweiser durch das meißnische Hochland oder die sächsische Schweiz und das böhmische Grenzgebirge, die Gegenden von Pirna, Königstein und Giesbübel bis Görlitz, von Dohna, Altenberg, Freiberg, Chemnitz, Meißen, Hayn, Elsterwerda, Camenz, Bautzen, Herrnhut und Zittau. 8. geb. à 1 Thlr. 4 Gr.

Dazu

Siebzig An- und Aussichten vom Prof. C. A. Richter, in 4. geb. à 5 Thlr.

Diese Kupfer kolorirt, 20 Thlr.

Arnoldische Buchhandlung.

---

Bei Rubach in Magdeburg erschien so eben:

Der
**Damenfreund,**
oder
**kleines Hand- und Hülfsbuch**
für
**das schöne Geschlecht.**

46 Seiten sauber brochirt 9 Gr.

Inhalt: Stroh- und Spatterie-Hüte zu waschen. — Strohhüte schwarz zu färben. — Hutfedern zu waschen und wieder kraus zu machen. — Dänische Handschuhe zu waschen. — Glacee-Handschuhe zu waschen. — Flor und Krepp zu waschen. — Kanten zu waschen. — Baumwolle sehr weiß zu bleichen. — Seidene Strümpfe zu waschen. — Anweisung, ächte Perlen vom Schmutz zu reinigen. — Englische Handschuhe zu waschen. — Abgeschossenen Tuchkleidern die verlorne Farbe wieder zu geben. — Motten zu vertreiben. — Oelflecke aus dem Papier zu bringen. — Vertreibung der Tintenflecke aus dem Fußboden; — desgleichen aus Leinewand. — Flecke aus allen Arten von Zeugen, ohne Nachtheil der Farbe, zu bringen. — Fettflecke aus den Kleidern und der Wäsche zu bringen. — Flecke, welche durch Kaffee, Thee oder dergleichen farbige Flüssigkeiten entstanden sind, zu vertreiben. — Flecke, durch harzige Materien, als Pech, Theer rc. veranlaßt, aus den Zeugen zu bringen. — Rost- und Eisenflecke aus den Zeugen zu bringen. — Stock-, Wein- oder Obstflecke aus seidenen und leinenen Zeugen zu bringen. — Vertilgung der Essig- und Weinflecke aus wollenen und seidenen Zeugen. — Flecke von rothem Wein oder Kirschen aus dem Tischzeuge zu bringen. — Vertilgung der Tintenflecke aus seidenen Zeugen. — Weinflecke aus farbigem Tuche zu bringen. — Regenflecke aus neuen Kleidern zu bringen. — Schmutzflecke aus Sammet zu bringen. — Wachsflecke aus farbigem Sammet zu bringen. — Fettflecke aus Sammet zu bringen. — Fettflecke aus Atlas zu bringen. — Baumwollen- und Leinen-Zeug rosa und blau zu färben. — Baumwollen- und Leinen-Zeug eine dauerhafte Nankinfarbe zu geben. — Verfertigung der türkischen Rosenperlen. — Handpomade, zur Beförderung einer geschmeidigen Haut und gegen das Aufspringen der Haut.

---

## Den Herren Buchhändlern und Buchdruckern.

Auf der folgenden Seite finden sich wieder (wie im „Bl. d. Ank.“ Nr. I. 1817, Nr. III. 1818, Nr. V. VII. IX. XI. u. XVII. 1820) Abdrücke von Vignetten (theils von mir, theils von meinen Schülern), welche in guten Metall-Abgüssen für die beigesetzten Preise zu haben sind. Ich ließ sie auf der gewöhnlichen Buchdrucker-Presse (in der G. Haynschen Offizin) abdrucken, damit Jeder sie gleich so sehe: wie er sich Abdrücke in großer Anzahl (man darf bei jedem Abguß auf 20,000 rechnen) selbst liefern kann. Das ganze Sortiment (aus mehr als 450 Nummern bestehend) ist jetzt so vollständig, daß bei einer Bezeichnung der Gegenstände, für welche man Vignetten oder Einfassungen (nach zu bestimmenden Formaten) zu haben wünscht, ich sie sogleich senden kann. In diesen Blättern gebe ich nur zuweilen Abdrücke von Sachen, womit das Sortiment eben vermehrt ist. — Briefe und Geld-Sendungen erwarte ich postfrei.

F. W. Gubitz, Professor.


451 — 454. Einzelne Stücke zu Einfassungen für kaufmännische Annoncen u. s. w. Zusammengesetzt in Folio 12 Thlr.; in Quart 8 Thlr.; in Octav 5 Thlr., noch kleiner 3 Thlr.
451.
452.
453.
455. 16 Gr.
454.
456. 5 Thlr.
457. 1 Thlr.
459. 1 Thlr. 12 Gr.
460. 1 Thlr. 12 Gr.
458. 1 Thlr. 12 Gr.
461. 1 Thlr. 8 Gr.
463. 2 Thlr.
462. 1 Thlr. 8 Gr.
464. 8 Gr.
465. 10 Gr.
466. 12 Gr.
467. 12 Gr.
468. 12 Gr.
469. 16 Gr.
L.S.
472. 4 Thlr.
470. 12 Gr.
471. 12 Gr.
473. 12 Gr.
474. 16 Gr.
L.S.
L.S.

## Neue vorzügliche schöngeistige Schriften der Arnoldischen Buchhandlung in Dresden,

welche durch alle namhafte Buchhandlungen zu bekommen sind:

H. Clauren, das Pfänderspiel. 8. Velinp. à 1 Thlr. 6 Gr.
H. Clauren, Scherz und Ernst, 5ter und 6ter Theil. à 2 Thlr.
H. Clauren, Scherz und Ernst, 6 Theile, 2te verbess. Aufl. geb. 6 Thlr.
E. Gehe, der Tod Heinrichs IV. von Frankreich, Trauerspiel. 8. à 16 Gr.
Die Geheimnißvolle, oder die Charade, Lustspiel für die Jugend von O. 8. broch. à 4 Gr.
Th. Hell, Bühne der Ausländer, 3ter Band, enthält: 1) den Besuch im Narrenhause. 2) Bellamira. 3) Lully rc. 1 Thlr.
Fr. Laun, der wilde Jäger. 8. à 1 Thlr. 6 Gr.
W. A. Lindau, die Braut, ein romantisches Gemälde nach Walter Scott, 3 Theile. à 2 Thlr. 21 Gr.
Richard Roos, Erzählungen. 8. à 1 Thlr. 3 Gr.
Richard Roos, Gedichte. 8. geb. à 1 Thlr.
G. Schilling, Schriften. Zweite Sammlung, 1ster bis 10ter Band. à 10 Thlr. Pränum. Pr. 8 Thlr.
Dieselben unter einzelnem Titel:
G. Schilling, der Mann wie er ist. 2te verbesserte Auflage. à 1 Thlr. 6 Gr.
G. Schilling, Verkümmerung. 3 Theile. à 3 Thlr. 6 Gr.
G. Schilling, Heimchen. à 21 Gr.
G. Schilling, Stoffe. 2 Theile. 8. à 1 Thlr. 21 Gr.
G. Schilling, die Familie Bürger. 3 Theile. à 3 Thlr. 4 Gr.
Die erste Sammlung von 50 Bänden ist noch im Pränum.-Preise von 33 Thlr. statt 50 Thlr. Ladenpreis zu bekommen.
J. Taillefas, Schreckensscenen aus dem Norden. 8. à 1 Thlr.
C. F. van der Velde, Prinz Friedrich. à 1 Thlr. 12 Gr.

---

So eben ist in der Biedermannischen Hof-Buchhandlung zu Koburg erschienen und durch alle Buchhandlungen Deutschlands zu haben:

**Hermanns des frommen Schäfers Erscheinungen zu Frankenthal, oder Gründung der Wallfahrts-Kirche Vierzehn-Heiligen,**

nach einer Legende in 4 Gesängen bearbeitet von J. A. Koch.

Mit 7 Kupfern, gezeichnet von Heideloff, gestochen von Hartmann und Adam.

Preis 1 Thlr. sächs. oder 1 Fl. 48 Xr. rheinl.

Das Format dieses in jeder Hinsicht sich empfehlenden kunst- und gehaltreichen Werkchens ist quer 4to. In der kräftigen Zeichnung der Kupfer, deren erste Platte als Titelkupfer die der Natur ganz treue Ansicht der Wallfahrts-Kirche Vierzehn-Heiligen, die 2te bis 5te Platte die erfolgten Erscheinungen, und die 6te und 7te, auf farbiges Papier abgedruckt, den äußerst geschmackvollen Umschlag bilden, ist die herrliche lebende Manier des rühmlichst bekannten Künstlers unverkennbar; so wie vom geschätzten Dichter die Erklärung derselben mit gleicher Wärme bearbeitet worden ist, und jeden gebildeten Leser durch den höchst anziehenden Vortrag ansprechen wird.

Die Verlagshandlung hat nicht verfehlt, dem Werkchen, ungeachtet des billigen Preises, durch Besorgung sehr guten weißen Papiers, reiner Kupfer-Abdrücke und schönen Drucks des Textes, ein sehr elegantes Aeußere zu geben.

---

Im Verlage der D. R. Marxschen Buchhandlung in Carlsruhe und Baden ist so eben erschienen:

**Die Mineral-Quellen im Großherzogthum Baden,**

deren Heilkräfte und Heilanstalten, in einer Sammlung medizinisch-theoretischer und praktischer Abhandlungen, zur Förderung für Wissenschaft und Kunst in diesem Theile der Heilkunde, und zum Leitfaden und Nutzen für Kranke, die an diesen Quellen Hülfe suchen.

Herausgegeben von

W. L. Kölreuter,

Großherzogl. Badischen Hof-Medicus, der Medizin und Chirurgie Doktor, mehrerer gelehrten Gesellschaften für Naturkunde und Medizin Mitgliede.

Erster Jahrgang 1820.

Mit einem Kupfer, einem Stein-Abdrucke und einer systematischen tabellarischen Darstellung der Mineral-Wasser.

In einem eleganten Umschlag broch. 22 Gr.

---

## Neue Verlags-Schriften der Arnoldischen Buchhandlung in Dresden,

welche in allen andern Buchhandlungen zu haben sind:

Fr. Brun, geb. Münter, Briefe aus Rom, über die Verfolgung, Gefangenschaft und Entführung des Pabstes Pius VII. Neue mit dem Bildniß des Pabstes vermehrte Ausgabe. 8 broch. à 14 Gr.
K. Ch. Fr. Krause, die drei ältesten Kunsturkunden der Freimaurerbrüderschaft, mitgetheilt und in einem Lehrfragstücke vergeistiget. Zweite verbesserte Aufl. 1ster Band mit Kupfern, geb. à 8 Thlr.
Abendzeitung, herausgegeben von Th. Hell und Fr. Kind, Jahrgang 1820. 2te Hälfte, Julius bis Decbr. (täglich, Sonn- und Feiertage nicht ausgenommen, 1 Bogen). à 4 Thlr. 12 Gr.

(Sämmtliche angezeigte Bücher sind durch die Maurersche Buchhandlung in Berlin, Poststraße Nr. 29, und durch die Gräffsche Buchhandlung in Leipzig zu bekommen.)

# Bemerker. No. 19. 1820.



Beilage zum 168sten Blatte des Gesellschafters.


## Erklärung.

In einigen Blättern — ich habe es in der Magdeburger Zeitung gelesen — ist berichtet: ein Privatmann in London habe mir den Antrag gemacht, dorthin zu kommen, meine Maschinen mit zu bringen und sie ihm nach fünf Jahren zu überlassen, wogegen ich während der Zeit jährlich 3000 Pf. empfangen solle. In einem Nachsatze wird geäußert: ich würde wahrscheinlich diesen Antrag ablehnen, weil die Herausgabe des „Gesellschafters" mich in Berlin hielte, die Unruhen in England mich abschreckten. Daß von diesen eine ruhige Familie gefährdet seyn würde, glaube ich nicht; aber meine Zeitschrift ist mir werth, da ich immermehr unzweideutige Zeugnisse der günstigen Aufnahme und einer festeren Begründung empfange, welche mich auch unterstützt bei den mancherlei Kunstzwecken, die ich im Sinne trage, ohne daß ich sie bis jetzt in den, Deutschlands Künstlern nicht vortheilhaften Zeit-Umständen ausführen konnte. — Was jenen Antrag betrifft, so ist er allerdings gemacht, aber gar nicht so glänzend, als er anfangs scheint, wie dies aus den näheren Bedingungen und möglichen Wendungen leicht hervor geht, denen ich nur die Ursachen zu jenem Antrage andeutend voraus schicke:

Schon seit Jahren haben einige Buch- und Kunsthändler in London — namentlich Ackermann, Bagley u. s. w. — Abdrücke von meinen Holzschnitt-Arbeiten in bedeutender Anzahl sich gelegentlich hinüber schicken lassen, und es gefielen davon besonders meine Versuche in der Colorit- und Tusch-Manier (mit mehreren Platten), die den Engländern im Holzschnitt noch fast gänzlich neu waren und sind. Dies gab schon im Jahr 1816 Veranlassung, daß mir Hr. William Savage den Vorschlag machte, in einem Werk über Typographie (betitelt: „Practical Hints on Decorative Printing; with Specimens in Colours, Engraved on Wood. Containing Instructions for forming Black and Coloured Printing Incks etc. By William Savage, Printer; Secretary to the Royal Institution of Great Britain") den Artikel über den Farbendruck mit Holzschnitten zu bearbeiten und dazu einige Platten zu liefern. Die Bedingungen waren für den einzelnen Fall gut; da aber der schriftstellerische Theil des Geschäfts natürlich alle meine mühevollen und kostspieligen Vor-Arbeiten zu einem Allgemeingut gemacht hätte, so ging ich nicht darauf ein. — Indessen haben sich für meine Holzschnitte in England Abnehmer gefunden; der Impost ist aber dort bekanntlich bei Kunstsachen so hoch gestellt, daß auf geradem Wege die Abdrücke ungeheuer im Preise steigen, und deshalb wurde mir, nach mancherlei früheren, zum Theil sehr sonderbaren Zumuthungen, jetzt ein neuer Antrag gemacht. Ich soll nämlich auf fünf Jahre nach London kommen, und alle Platten mitbringen, auch die Matrizen zu den Sachen, die zum Druck auf der gewöhnlichen Buchdrucker-Presse bestimmt sind. Beides — wenn ich die Zeit, welche, neben mir, meine Schüler darauf verwendeten, mit in Anschlag bringe — ist eine zwanzigjährige Arbeit zu nennen, welches schon dadurch motivirt wird: daß ich mit meinen ersten Holzschnitt-Arbeiten — damals mehr von der Nothwendigkeit als von freiem Willen getrieben — schon einigen Ruf erwarb, als ich noch nicht fünfzehn Jahr alt war. Ferner soll ich alle meine Maschinen, die zur Manipulation nothwendig sind, nach London schaffen, sowohl die zum Abdruck, als die zu den Matrizen und Abgüssen, auf deren Erfindung und Aufstellung schon mein Vater seine Lebenszeit verwendete, was rasch meine Thätigkeit fördern mußte, nachdem ich endlich eine jugendliche Neigung für ein anderes Studium, aus Mangel an Mitteln, überwunden und die Holzschneidekunst als meinen Beruf erwählt hatte. — Alle benannten Gegenstände soll ich endlich denen zum Eigenthum überlassen, die mir fünf Jahre hindurch 3000 Pf. jährlich zahlen wollen; aber es wäre auch noch meine Verpflichtung, für diese Summe zwei Arbeiter zum Druck und einen zur Anfertigung der Abgüsse u. s. w. zu ernähren, ferner die Kosten zur Anfertigung zweier neuen Maschinen und zur Reise zu übernehmen. Wenn man dies Alles bedenkt, es besonders beachtet: daß ich all mein Eigenthum dabei verlore und ohnfehlbar — da mir, bei vielen gern geübten Familien-Pflichten, ein bedeutender Bedarf, den ich bisher mit artistischen und literarischen Arbeiten gewann, nothwendig ist — von jener Summe schon in England, wo Alles in einem vierfachen Preise stehen soll, einen großen Theil verbrauchen würde, so sieht wohl Jeder ein: daß der Antrag reifliche Ueberlegung erfordert, nach welcher ich ihn jetzt ablehnte. Habe ich doch auch bei einer sonstigen Anerbietung — über die ich einst auch nicht schweigen werde — schon erfahren müssen: daß Täuschung in solchen Dingen oft mit im Plane liegt, sobald man nur sich wahrhaft fähig zeigt. — Ich glaube endlich, so weit zu seyn: daß ich mir allmählig überall bei meinen Kunstzwecken selbst durchhelfen kann, und sollte man nicht die Hoffnung hegen dürfen: es werde ein anderes Verhältniß zwischen Deutschland und England sich ergeben, wonach die Deutschen im Verkehr mit den Britten dieselben Rechte bekommen, als die Letzteren in Deutschland haben? — Wäre dies aber auch nicht: dennoch denke ich im Vaterlande auf meiner Bahn fort zu schreiten. Obwohl ich es schwer fühle: daß die Künste in Deutschland nicht für vielen Antheil zu danken haben, so gehöre ich doch nicht zu denen, die es den Deutschen zur Last legen; es sind die Richtungen, die man ihnen giebt, und die zwangvollen Umstände, die hier gebieten; denn daß der Deutsche des Sinnes für jede Kunst in hohem Grade fähig ist, das werden wohl Alle glauben, welche nicht einseitig prüfen und urtheilen. Doch ich wollte ja keine Abhandlung schreiben, sondern mich nur über den öffentlich berührten Punkt aussprechen, was hiermit geschehen ist.

F. W. Gubitz

## Schaukünste bei den Alten.

Herr Hofrath Böttiger in Dresden hat im diesjährigen Juni-Heft der „Abendzeitung" mit gewohntem Fleiß, bei Gelegenheit des in Dresden sich zeigenden indischen Jongleurs, aus den Alten nach zu weisen gesucht: wie viel weiter es diese noch in jenen halsbrechenden Künsten gebracht, als die Neueren. —

Eine hieher gehörige, von ihm übergangene Stelle, erscheint zu merkwürdig, als daß es nicht der Mühe werth erschiene, sie mit zu theilen. — Bei Apulejus Metamorph, sive de Asino aureo. L. 1. p. 3. ed. Vulcanius 1594, erzählt ein Reisender Folgendes, das, wenn auch in einem Roman jener Zeit befindlich, doch auf Thatsachen gegründet scheint: „Habe ich doch selbst“ — so beginnt der eine von drei Reisenden, um die Andern von dem Unglauben an wunderbar scheinende Dinge zurück zu führen — „nahe bei Athen, vor dem Porticus Poecile, mit diesen meinen Augen, einen Kunstreiter gesehen, der einen ganz spitzen Degen mit eingekehrter Spitze verschlungen hat. Bald darauf sah ich ihn, für das Versprechen geringen Geldlohns, eine Jagd-Lanze, von der Seite, wo sie todtbringend ist, tief in die Eingeweide hinab lassen.“ — Die darauf folgende Stelle ist nicht deutlich und schon von den Erklärern nicht verstanden. Es scheint aber, als könne man sie so erklären: daß auf dem heraus stehenden Stab der im Schlunde steckenden Lanze ein Knabe balancirt und getanzt habe. Dann fähet der Verfasser fort: „Man hätte sagen mögen: auf dem Stabe des Gottes der Arznei-Wissenschaft, welchen er mit halb abgeschnittenen Zweigen knotig trägt, hänge eine schöne Schlange in schlüpfrigen Wendungen.“ — Ueberhaupt ist das Buch des Apulejus für die Sitten und Gebräuche jener verdorbenen, an Gauklern, Zauberern und mannigfach ähnlichem Getriebe so reichen Zeit, noch lange nicht genug benutzt.

Siegmund J.

## Die Zwischenträger.

Habt Ihr's gehört? Es hat ein kleiner Zwist
Sich zwischen Hinz und Kunz durch Mißverstand entsponnen;
Geschwind herbei, benutzt die kurze Frist!
Nur brav gehetzt, so haben wir gewonnen.
Ihr könnt auf Hinzens Kosten wohlfeil Euch verbessern,
Ihr dürft nur Hinzens Schuld bei Kunzen schnell vergrößern.
Wenn unter Freunden Zwiespalt sich entzündet,
Versäumt die Gunst des Augenblickes nicht.
Sorgt, daß es nicht an Nahrungsstoff gebricht,
Und fehlt's daran? Ey, Leutchen! so — erfindet;
Denn ein gereizt Gemüth — Ihr wißt's — glaubt nur zu leicht,
Was ihm bei kaltem Blut nicht eingefallen wäre;
Drum Oehl ins Feuer nur, daß sich die Flamme mehre!
Oft ist's genug, wenn Ihr — die Achseln zuckend — schweigt;
Ihr laßt, ganz absichtlos, ein leises Wörtchen fallen,
Verwahrt Euch hoch dabei, daß Ihr's recht treulich meint;
Bedeutet, tröstet, meint: es sey vor Allen
Doch dies und jen's zu arg für einen Freund:
Und wenn man wirklich Nachsicht üben wollte,
So wär's doch grade dies, was Hinz nicht sagen sollte;
Das hieße doch die Achtung aus den Augen setzen,
Die Kunz verdient, und Hinz nicht darf verletzen;
Ihr wüßtet Manches noch, doch wolltet Ihr nicht hetzen. —
Man dringt in Euch; Ihr laßt Euch quälen, bitten,
Und unvermerkt entwischt Euch plötzlich mitten
In Eurer Red' ein feinstudirtes Wort.
Für heute ist's genug, Ihr macht Euch fort,
Und morgen, übermorgen, täglich kommt Ihr wieder,
Singt abermals die angefang'nen Lieder,
Bis sich der Bruch zur Riesenkluft gespalten,
Und Kunz den Hinz für — Gott weiß, was! — gehalten.
Genug, versteht Ihr's recht, und wollt Ihr Meister heißen,
So muß das stärkste Band in kleine Stücke reißen.

Betrog'ner Kunz, sieh'st du den Kniff nicht ein?
Wie kannst du so verblendet seyn!
Ein Gang zu Hinz, und Alles ist geschlichtet,
Des Zwischenträgers Werk in einem Nu vernichtet!

Adalbert vom Thale.

## Berichtigung.

In Nr. 174 des „Morgenblatts für gebildete Stände“ von d. J. steht in der Correspondenz-Nachricht aus Berlin, S. 700 mit Bezug auf die über das hiesige Theater gefällten Urtheile: „Ich muß glauben, daß sie“ (die sogenannte kritische Batterie) „nicht einmal Schaden anrichtet, und daß alle unsere Schüsse der tapferen Theater-Garnison (auf gut Berlinisch zu reden) wie Pomade sind.“ — Einem Berliner wird man es nicht verargen, wenn er einer solchen öffentlichen, in einem, den gebildeten Ständen gewidmeten Blatte ausgesprochenen Verunglimpfung öffentlich widerspricht. Wer nur irgend Gelegenheit gehabt hat, in Berlin in Gesellschaft gebildeter Personen zu kommen, wird einen solchen Ausdruck — der höchstens nur im Munde der niedrigsten Volksklasse ist — nie gehört haben, und es ist daher offenbar eine Unziemlichkeit, den Ausdruck des Pöbels gut Berlinisch zu nennen. Sich seiner in gedruckten Aufsätzen zu bedienen, erlaubt man hier allenfalls dem, für die niedere Volksklasse berechneten „Beobachter an der Spree“, und man muß wünschen: daß künftig die von Weißenfels abgeschossene Batterie nicht solche grobe Fehlschüsse thun möge.

Ein Berliner.

1820. No. XIX.

# Blatt der Ankündigungen.

## Einige Fragen
und noch mehr unläugbare Wahrheiten,
## Juden- und Menschen-Natur, Juden- und Menschen-Bildung
betreffend,
von
**Johann Ludwig Ewald.**

Homo sum, nihil humani a me alienum sit.

Preis broch. 3 Gr.

Diese kleine Schrift soll die, in der Carlsruher Zeitung vom 11. August d. J. aufgestellten, der angebornen Menschen-Natur widersprechenden und in der Anwendung auf Juden-Duldung und Juden-Bildung empörenden Grundsätze, sowohl aus der Natur des Menschen als aus unläugbaren Thatsachen, widerlegen und widerlegt sie wirklich. Das Motto: Homo sum etc. ist hier an seiner Stelle. Die Art der Darstellung des Verfassers ist dem Publikum hinlänglich bekannt.

---

Bei Adolph Marcus in Bonn erschienen zur Michaelis-Messe 1820 und wurden an alle Buchhandlungen versandt:

Brun, Friderike, neueste Gedichte (der Verfasserin sämmtliche Gedichte 3tes Bändchen). Mit einem fac simile der Handschrift Friedrich Leopolds Grafen zu Stolberg. 8. geh. 1 Thlr. oder 1 Fl. 48 Xr.

Mittermaier, Dr. C. J. A., der gemeine deutsche bürgerliche Prozeß in Vergleichung mit dem preußischen und französischen Civil-Verfahren und mit den neuesten Fortschritten der Prozeß-Gesetzgebung. gr. 8. geh. 18 Gr. oder 1 Fl. 21 Xr.

Nees von Esenbeck, Dr. C. G., Entwickelungs-Geschichte des magnetischen Schlafs und Traumes in Vorlesungen. gr. 8. 20 Gr. oder 1 Fl. 21 Xr.

Regnum Saahd Aldaulae in oppido Halebo, e codice Arabico editum, versum et adnotationibus illustratum. Regierung des Saahd Aldaula zu Aleppo, aus einer arabischen Handschrift herausgegeben, übersetzt und durch Anmerkungen erklärt von Dr. G. W. Freytag. gr. 4. 1 Thlr. 4 Gr. oder 2 Fl.

Stein, Dr G. W., der Unterschied zwischen Mensch und Thier im Gebären, zur Aufklärung über das Bedürfniss der Geburtshülfe für den Menschen. gr. 8. 12 Gr. oder 54 Xr.

Durch obige Buchhandlung ist auch zu beziehen:

Nees ab Esenbeck, Dr. H. S. B., de muscorum propagatione, commentatio, cum tab. aenea picta. gr. 4. 12 Gr. oder 54 Xr.

so wie auch alle übrigen auf der Rhein-Universität zu Bonn bis jetzt erschienenen medizinischen und juristischen Dissertationen, wie sie in den, diesen Wissenschaften speciell gewidmeten gelesensten Zeitschriften ausführlicher angezeigt sind.

---

Von der Zeitschrift:

## Der Gesellschafter
oder
## Blätter für Geist und Herz,
herausgegeben von F. W. Gubitz,

ist der jetzige Jahrgang (1820) völlig vergriffen, so daß wir den noch immer eingehenden Nachbestellungen nicht mehr genügen können. Deshalb wird Jeder die Nothwendigkeit einsehen, die neuen Bestellungen für 1821 sobald als möglich zu machen, und namentlich bis zur Mitte Dezembers; sonst sind wir außer Schuld, wenn, wie jetzt, auch im nächsten Jahre nicht Alle befriedigt werden können. Der Preis des Jahrganges (wöchentlich vier Blätter, nebst literarischen und artistischen Beilagen) ist 8 Thlr. und Bestellungen nehmen die hochlöblichen Postämter und alle guten Buchhandlungen an.

Berlin. Maurersche Buchhandlung.

---

## Subscriptions-Anzeige.

---

## Joachim Nettelbeck, Bürger zu Colberg.
### Eine Lebensbeschreibung,
von ihm selbst aufgezeichnet.
Herausgegeben vom Verfasser der „Grauen Mappe".
Mit dem Bildnisse des Verfassers.

Der Name Nettelbeck ist, seit der, zum Heil von Deutschland fruchtlos gebliebenen Belagerung Colbergs, im Jahre 1807, wohl keinem deutschen Ohr ganz fremd geblieben; und er gilt so sehr als Inbegriff von Bürgertugend und ächtem Patriotismus, von schlichtem Biedersinn und ruhiger, sich selbst bewußter Thatkraft, daß ihm eine Celebrität zu Theil geworden, an welcher selbst die, an den außerordentlichen Erscheinungen so überreiche Folgezeit seither kaum etwas vermindert hat.

Wie und wodurch ihm ein so ausgezeichneter Ruf zu Theil geworden? — wie viel Antheil an diesem Erwerb sein inneres gediegenes Seyn und Wesen — wie viel sein Handeln und Wirken — wie viel aber auch vielleicht eine zeitgemäße Politik, das Bedürfniß des Augenblicks und das Zuthun berufener und unberufener Lobpreiser sich anzurechnen habe? — diese Entwickelung kann nur das Resultat einer sachkundigen geschichtlichen Darstellung jenes folgenreichen Ereignisses seyn, zu dessen glücklichem Ausgange Nettelbeck so thätig mitwirkte. Noch besitzen wir eine solche pragmatische Geschichte von Colbergs dritter Belagerung nicht: aber es fehlt nicht an Hoffnung, sie aus einer kundigen und geschickten Feder vielleicht binnen kurzem zu erhalten.

Bis dahin darf man es als einen glücklichen Umstand betrachten, daß Nettelbeck dazu auf eine Weise vorgearbeitet hat, die ihm eine neue und seltene Merkwürdigkeit zutheilt. Schon seit mehreren Jahren war der, jetzt in sein 83stes Jahr getretene, aber noch einer seltenen Kraft und Munterkeit genießende Greis damit beschäftigt, die denkwürdigsten Ereignisse seines früheren Seelebens, selbst niederzuschreiben, und hat sich so der Welt treffender geschildert, als eine fremde Hand es vermöchte. Hier ist er ganz er selbst. Er giebt sich, wie er ist; und sein Leben ist so wunderbar reich ausgestattet vom Schicksal und gleichwohl bei den sprechendsten Merkmalen innerer Glaubwürdigkeit, dennoch so sehr einem Romane, daß es, indem es die flüchtige Neugier vergnügt, zugleich auch in seinem äußern Thun und Treiben, wie in einem vielseitig geschliffenen Glase, den innern Menschen wundervoll und erfreulich zurückspiegelt.

Vielleicht ist es nicht allgemein bekannt, daß der wackre Greis, der nichts weniger, als reich, aber in seinem genügsamen Sinn um so ehrwürdiger ist und mäßiges Königliches Gnadengehalt genießt, noch im hohen Alter Vater einer Tochter geworden, deren künftiges Geschick ihm zärtlich am Herzen liegt; und als er die Feder zu Aufzeichnung seiner Lebens-Schicksale ergriff, war es ihm Wunsch und Absicht, eine Handschrift zu hinterlassen, deren dereinstige Verbreitung durch den Druck vielleicht ein kleines Kapital zum Brautschatz für ein geliebtes Kind vermitteln könnte. Ein zufälliges Zusammentreffen mit dem Verf. der grünen Mappe, der Amaranthen und einiger andern historischen Schriften hat in diesem Plane insofern einige Abänderung bewirkt, daß er Demselben gestattete, aus seiner Handschrift einige Fragmente in die, seit Anfang dieses Jahres erscheinenden „Pommerschen Provinzial-Blätter" aufzunehmen. Diese Proben haben überall einen so unzweideutigen Beifall gefunden, daß es nur Nachgiebigkeit gegen einen allgemein ausgedrückten Wunsch geworden, wenn der Biograph eingewilligt hat, daß das Ganze noch bei seinem Leben erscheine. Eben so gerne auch hat der jetzige Herausgeber dem Vertrauen zu entsprechen gesucht, welches ihn mit diesem Geschäft und der Vorbereitung der Handschrift zum Druck beauftragte.

Nach seiner individuellen Ansicht ist er des Glaubens, daß an Originalität, Lebendigkeit, Abwechselung und körniger Kraft, neben der höchsten Einfachheit, in unsrer Sprache kaum etwas Aehnliches vorhanden ist, als diese Lebensbeschreibung; etwa die des Schweizers J. Plater ausgenommen. Es ist überall die Darstellung des Pommerschen biedern, aber welterfahrnen und weltklugen Bürgersmannes, welcher, die kleinen Künste des Vortrags nicht kennend oder verschmähend, nur dem Bedürfniß und Drang der Mittheilung folgt; der froh und behäglich in die Vergangenheit, die ihm ein frisches Gestern dünkt, zurückschaut, sich an seinen Kindheitsspielen, seinen jugendlichen Abentheuern, seinen Mannesthaten sonnt und erwärmt und, ohne es selbst zu wissen und zu wollen, uns so den Schlüssel dazu giebt, wie er der tüchtige Kern-Mensch geworden, den wir in ihm zu lieben und zu achten uns gedrungen fühlen.

Von der ihm gegebenen Befugniß, an der Handschrift nach Gutdünken zu ändern, hat der Herausgeber nur insofern einen sparsamen und bescheidenen Gebrauch gemacht, als das Bedürfniß eines geordneten Vortrags bei einer solchen öffentlichen Vorstellung es unumgänglich nothwendig machte. Auch erstrecken sich diese kleinen Nachhülfen mehr auf die innere Oekonomie des Werks und die Stellung der Begebenheiten, als auf den wörtlichen Ausdruck, welcher dessen minder bedurfte und woran daher absichtlich so wenig, als möglich, geändert worden, um den Eindruck seiner Originalität in nichts zu verkümmern. Hoffentlich werden ihm dies die Leser um so bessern Dank wissen.

Um dem Wunsche, welcher dieser Lebensbeschreibung ihre Entstehung gab, auf die angemessenste Weise zu entsprechen, ist zu deren Erscheinung im Publikum der Weg der Subscription gewählt, wozu hiermit alle und jede ächt deutsche Männer und Frauen, die unserm Nettelbeck verwandten Geistes sind, geziemend eingeladen werden.

Seine Handschrift wird etwa 40 gedruckte Bogen füllen und, mit seinem sprechend ähnlichen Bildnisse, als Titelkupfer, verziert, zu Ostern 1821 in einem saubern gefälligen Druck auf englischem Druckpapier erscheinen. Man unterzeichnet darauf mit zwei Thaler sächs. Courant; auch wird eine Anzahl von Exemplaren auf feinem Schreibpapier zu dem Subscriptions-Preise von zwei Thaler zwölf Groschen abgezogen; der spätere Laden-Preis aber (wofern dies Werk überhaupt in den Buchhandel kömmt) um ein Drittel höher gesetzt werden. Die Namen der Beförderer werden vorgedruckt und die fertigen Exemplare bis Berlin und Leipzig frei geliefert.

Nicht nur ist der unterzeichnete Herausgeber zur Annahme von Subscriptionen, die in portofreien Briefen an ihn eingehen, erbötig: sondern auch alle Löbl. Postämter, Buchhandlungen und anderweitige geneigte Freunde und Beförderer des Unternehmens werden ersucht, dergleichen Unterzeichnungen anzunehmen und die Namen Listen an ihn einzusenden. Den gefälligen Sammlern von Subscribenten wird das zehnte Exemplar als ein unentgeldliches, oder ein Rabatt von 20 Procent an den Subscriptions-Geldern zugesichert. Die Unterzeichnung bleibt offen bis zu Erscheinung des Werks; doch wird eine frühzeitige Mittheilung der Listen gewünscht, um desto sicherer über die erforderliche Stärke der Auflage zu verfügen.

Treptow an der Rega in Pommern, im September 1820.

J. C. L. Haken,
Superintendent.

---

Durch alle Buchhandlungen ist folgendes so eben erschienene Werk zu haben:

**Praktische Anleitung**
zur
**Kenntniß und Beurtheilung der wichtigsten Operationen**
in der
**Bierbrauerei und Brandtweinbrennerei**
mit besonderer Berücksichtigung
der **Kartoffel-Brandtweinbrennerei.**
Auf
Befehl der höheren Verwaltungs-Behörden ausgearbeitet
von
**Johann Fr. Dorn,**
Königl. Fabriken-Commissarius.
Zweite völlig umgearbeitete und vermehrte Auflage.
Mit 6 erläuternden Kupfertafeln.
Preis geheftet 22 Gr.

Dieses Werk wird jedem Besitzer einer Bierbrauerei und Brandtweinbrennerei höchst willkommen seyn. Es enthält dasselbe alle bis auf die neuesten Zeiten gemachten Verbesserungen in diesen Fächern, so wie die Beschreibung und Abbildung der zweckmäßigsten Brenngeräthe und der übrigen nöthigen Geräthschaften. Der Verfasser, seit einer Reihe von Jahren mit dem Betriebe einer Brandtweinbrennerei beschäftigt, sah sich genöthigt, die frühere Auflage gänzlich um zu arbeiten, da seit dieser Zeit in der Brandtweinbrennerei bedeutende Fortschritte gemacht worden sind, so daß dieses Werk in seiner früheren Ausgabe für den jetzigen Stand der Brandtweinbrennerei nicht mehr brauchbar ist. — Daher werden die Besitzer der früheren Auflagen sehr wohl thun, sich diese neue Ausgabe an zu schaffen.

Für alle Steuer-Beamtete ist dieses Werk besonders wichtig, weil in demselben das „Verfahren der hiesigen Königl. Regierung zu Erhebung des Blasen-Zinses" beschrieben worden ist.

Berlin. Maurersche Buchhandlung.

# Bemerker.



No. 20. 1820.

Beilage zum 180sten Blatte des Gesellschafters.

## Eine kritische Unvorsichtigkeit.

Das „Literatur-Blatt" des „Morgenblatts" hat in Nr. 80 eine Meinung mitgetheilt über das Büchlein: „April-Launen des Gesellschafters", worin bekanntlich ältere Monats-Vignetten dieser Zeitschrift zu neuen Auflagen benutzt sind. Ueber jene Meinung selbst mag ich nichts äußern, da dies einer Antikritik ähnlich sähe, die ich nicht liebe und die mir besonders diesmal gar nicht der Mühe werth scheint. Getreu aber meiner Gewohnheit, Erlogenes als solches kund zu geben, mache ich hier etwas der Art bemerklich. Es wird nämlich im benannten „Literatur-Blatt" über die Veranlassung zu jenen Kleinigkeiten gesagt: „Das war freilich nicht übel für den Herausgeber, insofern es ihm einige neue Holzschnitte für seine Zeitschrift ersparte." — Es hat jedoch auch der April-Monat seine neue Vignette und dies ist in dem Büchlein auf der ersten Seite deutlich zu lesen in dem Satze: „Muß doch der April auch seine neue Vignette haben, sonst meint wohl gar ein Berliner Bemerker in der Ferne" (jener Kritikus war gemeint!): „ich hätte mit dem Herbeisuchen des alten Ueberflusses nur eine Kargheit verbergen wollen." Der Herr Rezensent durfte also von dem Buch, das er auf seine Weise beurtheilte, nur die ersten zwanzig Zeilen lesen, um sich vor einer offenbaren Lüge zu hüten. F. W. Gubitz.

## Bruchstück eines Briefes an Herrn Ludwig Stahlpanzer.

Höre, Stahlpanzer, ich möchte, die Welt wäre 's „Morgenblatt" und ich ein Stück Redacteur. Nicht eben um viel aus zu merzen (nämlich in der Welt); denn ich denk' immer, wenn ich einen Narren sehe: „Haben wir doch Beide Platz in der Welt!" sondern darum, weil ich alsdann den Klopstockichen Wahlspruch ausstreichen und aus dem Shakspeare über das Zeitalter sagen würde: „Ist dies eine Welt darnach, Tugenden unter den Scheffel zu stellen?" Die Tugenden, der Edelmuth und alles Heilige ist dem Zeitalter, wie manchmal Wöchnerinnen die Milch, in den Kopf getreten, d. h. auf die Zungenspitze. Wer jetzt göttliche Menschen sucht, der muß nicht etwa die Leuchte des Diogenes anzünden und im stillen Wirkekreis der Leute umher leuchten — ich fürchte, daß ihm da selber die Leuchte nichts hälfe — sondern wo sich ein edler Kreis um die Schüssel schlingt oder die Flasche, dahin begeb' er sich und höre, wie man denkt. Das Zeitalter kann jetzt, zu seiner Stärkung, beinahe keinen Tropfen von dem aller Orten fabrizirten Eau de Cologne nehmen, ohne von seiner Vortreflichkeit zu sprechen. — Sonst waren viele vernünftige Leute der Meinung — was freilich auf unsere Zeit nicht mehr paßt — nichts sey zerstörender und aushöhlender für das Herz, als das ewige Schwatzen vom Heiligen; diese Schweigerei mit Gefühlen, dies Schau.pielen. Sonst wagte man kaum, in der verschämten Hülle der Dichtung das tiefe Leben des Gemüths aus zu sprechen. Diese stillen Veilchen, meinte man, konnten das harte Licht des Tages nicht ertragen. Allein jetzt ist man gescheidter; man hat seine Veilchen ellenhoch empor gestengelt, die Kelche sind so groß, wie eine Bratenschüssel, und der Duft eines einzigen kann ein ganzes Gesellschaft-Zimmer, ja den größten Ballsaal erfüllen. Man denke, wie stark er wird, wenn erst viele auf ein Mal zu duften anfangen. Es nimmt Einem ordentlich den Kopf ein. — Sonst warf man den Helden der französischen Bühne vor: sie wären bloße Maulhelden und das taugte doch nichts; ich will hoffen, daß die nächste Geschichte der Kunst Urtheile zurück nimmt, die so wenig zeitgemäß und volksthümlich sind!! —

## An den Herausgeber des „Gesellschafters".

Da muß ich nun doch wieder über die „Iduna" sprechen und diesmal nicht in der besten Laune! — Sie haben, mit abschriftlicher Mittheilung der, nachmals im „Bemerker" Nr. 18 abgedruckten „Erklärung" der Frau von Chezy, mir einen Aufsatz, die erste etwas aufgeblasene Entgegnung derselben Dame betreffend, zurück geschickt; wobei Sie es als Wunsch aufstellten: ich möchte nun die Angelegenheit für beseitigt halten und den Aufsatz nicht abdrucken lassen. Ich willigte ein und Alles wäre vergessen, da die zweite Erklärung der Frau von Chezy ihre Uebereilung zugesteht. Unterdessen hat sie aber in den Intelligenzblättern der „Abendzeitung" und des „Morgenblatts" einrücken lassen: „daß die Ihnen damals gegebene Berichtigung in allen ihren Theilen unwahr sey." Da muß ich nun Frau von Chezy vorläufig bitten, diese ihre Nachricht auch für einen Scherz zu erklären — wie sie es mit der Berichtigung gethan hat — damit die Sache nicht dennoch eine ernsthafte Seite bekommt, die mir schon vorhanden scheint, indem ich für meine, an sich unbedeutende, nur durch die Gegenreden auffallend gewordene Behauptung: daß sich Fanny Tarnow und Helmina von Chezy über die Herausgabe der „Iduna" vereinigten, wohl werde einige Beweise und Gründe beibringen können. Ich ersuche Sie, diese Zeilen so schleunig als möglich abdrucken zu lassen. Dresden. **.

## Programm über die Preis-Aufgaben zur „Urania" auf das Jahr 1822.

Das Bestreben, der „Urania" durch Aussetzung gewisser Preise einen gediegenern Inhalt, und zugleich dem vielleicht noch schüchternen Talent eine bestimmte Aufforderung nebst der Gewähr unpartheiischer Würdigung zu geben, ist nicht ohne Erfolg geblieben.

Ein Gedicht, das von Seiten des Wohllauts und duftiger Haltung schwerlich von einem ähnlichen überboten wird, *) und mehrere theils anmuthige, theils sinnreiche poetische Versuche sind auf diesem Wege zur Kenntniß des Publikums gelangt und nicht ohne Theilnahme von demselben empfangen worden. **) Dennoch darf die Redaction mit reinstem Bewußtseyn versichern: daß

sie ihre Wünsche bei weitem nicht ganz erfüllt gesehen hat. Sie würde ihren schönsten Lohn darin gefunden haben, eben so viel Preise vertheilen zu können, als sie in frohen Hoffnungen versprach, und die Gewißheit, das Beste der Kunst nicht nur gewollt, sondern auch gefördert zu haben, würde ihr das sicherste Gegengift gegen die unrühmlichen und unredlichen Kämpfe gewesen seyn, in welche sie der hämische Geist des Widerspruchs, der alles Gute verfolgt, zu verflechten gesucht hat. Konnte sie neben einem edlen Zwecke einer merkantilischen Rücksicht Raum lassen, so würde ihr Gewinn offenbar um desto höher gestiegen seyn, je höhere Preise zu zahlen ihr vergönnt gewesen wäre, denn der äußere Vortheil steht mit dem inneren Werthe stets im Wechselverhältniß.

In anderem Betracht waren die Versuche der Redaction, die Aufgaben über das Gebiet der poetischen Erzählung hinaus zu erweitern, nicht von dem gewünschten Gelingen begleitet. Die didaktischen Poesien haben überdem ihrem Wesen, die dramatischen Gedichte ihrer verengten Ausdehnung nach Widerspruch erfahren, Uebersetzungen und historische Aufsätze gar keine Ausbeute geliefert, und die Redaction ist dadurch auf die Betrachtung geleitet worden: daß die Erzählung, deren Zuschnitt willkührlicher bleibt und zu welcher eine solche Vorliebe in dieser Zeit herrscht, daß sie ein Erblühen des Vortreflichen hoffen läßt, für die Schranken eines Taschenbuches immer die geeignetste Aufgabe sey. Die Redaction beschränkt sich daher hinsichtlich der Preis-Aufgabe für den Jahrgang 1822 auf die Erzählung, bestimmt jedoch die Preise nicht nur für die poetische, sondern auch für die prosaische Erzählung oder Novelle, und zwar in beiden Gattungen ohne Unterschied des Ernsten, Komischen oder Gemischten.

Demnach setze ich für das nächste Jahr (oder für die „Urania 1822") zwei Preise aus;

den ersten von dreißig Friedrichsd'or für die beste poetische Erzählung;

den zweiten von fünf und zwanzig Friedrichsd'or für die beste prosaische Erzählung;

beide von einem Umfang von 4 bis 5 gedruckten Bogen in der Form und Art, als dieser Jahrgang der „Urania" gedruckt ist. Ich behalte mir, im Fall ich mich auch zum besonderen Abdruck entschließe, das Verlagsrecht auf 5 Jahre vor, nach deren Verlauf sie an ihre Verfasser als reines Eigenthum zurück fallen. Veranstalte ich innerhalb des ersten Jahrs keinen besonderen Abdruck, so kann der Verfasser gleich nachher frei darüber verfügen.

Die zur Concurrenz bestimmten poetischen und prosaischen Erzählungen erbitte ich unter meiner Adresse, mit Beobachtung der bei Preisbewerbungen üblichen Formen (d. h. mit einem Motto bezeichnet, das auf einem besonderen den Namen des Verfassers enthaltenden versiegelten Zettel wiederholt ist), sobald als möglich und spätestens bis zum 1. März 1821.

Um allen lästigen Anfragen der Neugierde über den Erfolg der Einsendungen vor zu beugen, bemerke ich hier ausdrücklich: daß vor der wirklichen Erscheinung der „Urania" auf das Jahr 1822 ich keine Auskunft über die Vertheilung der Preise oder über die Aufnahme geben werde.

* * *

Solche Einsendungen, welche zwar keinen Preis erhalten, aber doch in die „Urania" aufgenommen werden, honorire ich mit 4, sage vier Friedrichsd'or den gedruckten Bogen.

* * *

Die Redaction ersucht die etwaigen Herren Einsender oder die Einsenderinnen, neben sorgfältiger Prüfung und Erwägung ihrer eigenen Kraft, die Winke in Betracht zu nehmen, welche der diesjährige und zum Theil der vorjährige Bericht der Herren Beurtheiler enthalten, und erlaubt sich, was namentlich die Erzählung in Prosa betrifft, vorzugsweise auf die großen Muster als Maaßstab zu verweisen, welche wir (eine Kenntniß des Boccaccio und Cervantes nicht allgemein voraus setzend) unter uns von Goethe, Tieck, Kind und einigen Andern aufgestellt sehen.

Abgesehen von diesen Preis-Aufgaben werden mir aber auch Gedichte und prosaische Aufsätze jeder andern Art für die „Urania", wenn sie dem Geist und der Tendenz dieses Taschenbuches entsprechen, willkommen seyn, und die Einsender dürfen sich der sorgfältigsten Beachtung derselben und, wenn ihre Beiträge aufgenommen werden, meiner Dankbarkeit dafür versichert halten.

Leipzig, den 15. August 1820.

F. A. Brockhaus,
Unternehmer und Eigenthümer des Taschenbuchs „Urania".

*) Von der „bezauberten Rose", von Ernst Schulze, dem ersten Preisgedicht in der „Urania" 1818, erschien 1820 die dritte besondere Auflage in fünf verschiedenen Ausgaben: No. I. ohne Kupfer zu 1 Thlr. No. II. mit den 6 Kupfern zur ersten Auflage zu 1 Thlr. 8 Gr. No. III. mit sieben neuen in Paris gestochenen Kupfern zu 2 Thlr. No. IV. mit denselben Kupfern auf Velinpapier zu 2 Thlr. 12 Gr. No. V. mit denselben Kupfern avant la lettre auf Median-Velinpapier zu 3 Thlr.

**) Von „Saladin", dem Preisgedicht in der „Urania" 1819, erschien 1819 ebenfalls ein besonderer Abdruck mit 4 Kupfern von Eßlinger. Preis 1 Thlr. 12 Gr.

1820. No. XX.

# Blatt der Ankündigungen.

## Literarische Anzeige.

### Die Muse.

Unter diesem Namen erscheint mit Anfange des Jahres 1821 eine von mir besorgte „Monatschrift für Freunde der Poesie und der mit ihr verschwisterten Künste". Sie tritt an die Stelle der mit dem 8ten Bändchen beschlossenen Sammlung: „Die Harfe", und darf um so gewisser auf günstige Aufnahme hoffen, da sie sich nicht nur, mit geringer Ausnahme, der Unterstützung derselben Mitarbeiter, sondern auch des sehr zahlreichen Beitritts mehrerer, gleich berühmter und beliebter Schriftsteller zu erfreuen hat. Die neue Monatschrift wird enthalten: Gedichte, Erzählungen, kleine Theaterstücke, biographische Skizzen, dichterische Reise-Beschreibungen, Reliquien, Denkmale u. s. w.; zum Theil aber auch wird sie theoretische und polemische Abhandlungen über Gegenstände der schönen Wissenschaften und Künste, so wie Beurtheilungen, Anzeigen,

Berichtigungen über die neuesten und wichtigsten Erscheinungen der Literatur, der Musik, der Malerei, der Schauspielkunst u. s. w. mit freimüthiger Unpartheilichkeit, doch stets ohne Verletzung des für Gebildete und Gelehrte ziemenden Anstandes, liefern. Keine Art der Einkleidung ist hiebei ausgeschlossen, und so wie sich die Herren Mitarbeiter, wo es die Sache erfordert, jederzeit der Gründlichkeit und des Ernstes befleißigen werden, so soll es auch hoffentlich an angenehmer und belustigender Unterhaltung für Freunde des Scherzes, der Laune und der Satyre nicht mangeln.

Das erste Heft wird zu Ende d. J. zu haben seyn, und unter Anderem eine Uebersetzung aus „Ritter Haralds Wanderungen" (nach dem Englischen des Lord Byron), von Arthur vom Nordstern, und Bruchstücke aus „Tonkünstlers Leben", von Carl Maria von Weber, enthalten. Dresden, im August 1820.

F. Kind.

Vorstehend angekündigte Monatschrift kommt in meinem Verlage heraus. Um mit der eilenden Zeit gleichen Fortschritt zu halten, wird zu Anfang jedes Monats ein Heft von 8 Octav-Bogen (in einem geschmackvollen Umschlage) ausgegeben. Drei Hefte bilden ein Bändchen.

Georg Joachim Göschen.

## Anzeige.

Das „Centralblatt u. s. w." hat sich eines solchen Beifalls zu erfreuen, daß kürzlich schon der fünfte Band seinen Anfang genommen hat. Eine ausführlichere Anzeige von diesem Blatte ist im literarischen Central-Comptoir in Leipzig, in den vorzüglichsten Buchhandlungen und auf den meisten Post- und Zeitungs-Expeditionen unentgeldlich zu haben.

## Elementarbuch der Harmonie und Tonsetzkunst.

Ein Leitfaden beim Unterricht und Hülfsbuch zum Selbststudium der musikalischen Composition.

Von

Friedrich Schneider,

Musik-Direktor und Organist in Leipzig.

(Preis 2 Thlr. 12 Gr. oder 4 Fl. 30 Kr.)

Dieses sehr empfehlungswerthe Werk ist nun im Bureau de Musique von C. F. Peters in Leipzig erschienen und in allen guten Musik- und Buchhandlungen zu haben.

So viele Generalbaß-Schulen auch bis jetzt heraus gekommen sind, so fehlt es doch noch gänzlich an einem Werke wie dieses; dasselbe enthält in einer möglichst faßlichen Darstellung und systematischen Zusammenhange das Wissenswertheste der ersten Elemente der Harmonie, als auch der musikalischen Composition überhaupt, hinsichtlich des Standpunktes unsrer jetzigen Musik. Es gewährt zur Selbstbelehrung eine leichte deutliche Uebersicht des ganzen Systems der Harmonie und dient als Vorschule der Composition, so wie es auch als Leitfaden bei dem Unterricht dem Lehrer willkommene Dienste leisten wird. So wird sich dieses Elementarbuch von den meisten sogenannten Generalbaß-Schulen vortheilhaft unterscheiden, und als ein bisher noch entbehrtes Hülfsmittel zum Studium der Tonkunst sich eine günstige Aufnahme versprechen dürfen, übrigens kann man von dem erfahrnen Autor die gelungenste Ausführung mit Recht erwarten.

Bei W. Engelmann in Leipzig ist erschienen:

## Fr. Ehrenbergs Andachtsbuch für die Gebildeten des weiblichen Geschlechts.

Dritte verbesserte Auflage.

Druckpapier 2 Thlr. 12 Gr. Holländ. Papier 4 Thlr. Velin-Papier 5 Thlr.

Die Erscheinung einer 3ten Auflage und des Verfassers Name sind Bürge, daß dieses Buch zu den besten gehört, die über diesen Gegenstand erschienen sind. Zunächst für das Herz schrieb der Verfasser und bemühte sich, die heiligen Lehren der Religion so dar zu stellen, wie es ihm die Bedürfnisse, die Stimmung, die Empfänglichkeit, die Bildungsfähigkeit des weiblichen Herzens zu verlangen schienen. Aber auch Männer, welchen der Sinn für das Eine, was Noth ist, nicht verloren ging, werden darin einen angemeßnen Stoff zu ihrer Erbauung finden.

## Anzeige.

Der erste Band der „Amalthea oder des Museums der Kunstmythologie und der bildlichen Alterthumskunde", in Verein mit mehreren Freunden herausgegeben vom Hofrath Böttiger in Dresden, ist erschienen, Leipzig, bei Göschen 1820. XLIV und 366 S. in gr. 8. mit 6 Kupfertafeln, und ist nun geheftet in farbigem Umschlag zu 2 Thlr. 12 Gr. ausgegeben worden. — Der Herausgeber, selbst Aufseher einer der ersten Antiken-Sammlungen in Deutschland, suchte durch diese archäologische Zeitschrift eine Lücke in unserer Literatur auszufüllen und einen Vereinigungspunkt für die Forscher und Freunde des bildlichen Alterthums aufzustellen. Es gelang ihm, mehrere durch gleiches Studium mit ihm verbundene Freunde zu Beiträgen zu bewegen; noch viel Andere im In- und Auslande werden in der Folge beitreten, von welchen am Schluß des Vorberichts genauere Nachricht ertheilt wird. Da eine eigene Abtheilung den egyptischen und persischen Denkmalen gewidmet wurde, so findet man hier gleich bei dem Eingang Bemerkungen von Spohn und Grotefend über egyptische Hieroglyphen und persisch babylonische Cylinder. Mehrere vorher so noch nicht bekannt gewordene alte Denkmale haben hier Erläuterungen erhalten. Hirt erklärt ein in Rom wiedergefundenes Relief, die Töchter des Pelias vorstellend; Levezow das Marmorbild eines Eros des Knöchelspielers im Königl. Schloß zu Charlottenburg; Fr. Jacobs eine alte Münze in Zankle; F. Osann eine in Pompeji ausgegrabene Hermaphroditen-Statue. Zwei derselben sind durch beigefügte Kupferstiche erläutert. Ottfr. Müller giebt einen Stammbaum der heiligen Tripoden; Fr. Thiersch spricht von der wahren Ausdeutung der äginetischen Statuen, im Besitz des Kronprinzen von Baiern, auf beiden Giebelfeldern. Hirt giebt die Geschichte der al-

ten Plastik; Heinr. Meyer eine Kritik der alten Denkmale in der Florentinischen Gallerie; Köhler warnende Bemerkungen über die Ausgabe der Werke des Visconti, mit einer erläuternden Kupfertafel. Von dem vormaligen Borgianischen Museum in Velletri berichtet als vertrauter Augenzeuge Heeren; eine vorläufige Beschreibung der Münchner Glyptothek ertheilt Schlichtegroll. Der Herausgeber hat in einer ausführlichen Abhandlung, zur Erläuterung des Titels „Amalthea" und eines darauf sich beziehenden als Titelkupfer nachgestochenen Reliefs, seine Ideen über den kretensischen Zeus entwickelt, zu mehreren fremden Aufsätzen Zugaben und Belege angefügt, und eine genaue Nachricht von den Ausgrabungen der alten Stadt Velleja, im Herzogthum Piacenza, mitgetheilt. — Zur Ostermesse 1821 wird unausbleiblich der zweite Band ausgegeben werden, da die Materialien dazu bereits alle vorhanden sind. Möge das uneigennützige Unternehmen, bei welchem weder Mitarbeiter noch Verleger auf großen Erwerb rechnen konnten, freundliche Würdigung und Aufmunterung finden. Unser Eifer soll nicht erkalten!

---

Ueber die zweite, vermehrte Auflage der Schrift:

**Zur Beurtheilung Goethe's, mit Beziehung auf verwandte Literatur und Kunst, von K. E. Schubarth. 2 Bände. 8. 1820. Verlag von Josef Max in Breslau. Wien, bei Karl Gerold. Preis: Weiß-Druckpapier 3 Thlr. 12 Gr. Schweizer-Papier 5 Thlr.**

äußert sich Goethe in einem seiner Schreiben (9. Juli d. J.) an den Verfasser: „Er komme sich vor, als ob er durch einen Doppelspath seine Persönlichkeit in zwei Bildern gewahre, wobei es ihm schwer sey, das Ursprüngliche und Abgeleitete zu unterscheiden. Für das eine könnten seine eigenen Werke gelten, für das andere die unternommene Schubarthsche Auslegung. Mit Ungeduld erwarte er den zweiten Band, um das aufgeregte Interesse zu stillen."

Ein neues Schreiben Goethe's enthält in Bezug auf den zweiten Band: „Die freudige Anerkennung eines, über Alles, was den menschlichen Geist überhaupt nur interessiren könne, gleichmäßig sich verbreitenden Bestrebens."

Außer der Betrachtung über Goethe's Werke verbreitet sich der Verfasser noch über sämmtliche Zweige der neueren Literatur, indem er nach den verschiedensten Richtungen jenen allgemeinen Mittelpunkt menschlichen Strebens nach zu weisen sucht, von dessen Festhaltung oder Abweichung sowohl das erfreuliche Gedeihen von Literatur und Kunst, wie ihr Sinken und endlicher Untergang allein sich ableiten läßt.

Eine ausführliche Uebersicht des gesammten Inhalts, welche zugleich zur Absicht hat, auf das eigentliche Haupt- und Grund-Thema, welches in den beiden Bänden verarbeitet worden, hin zu weisen, ist, zur Erleichterung des Lesers, dem ersten Bande beigegeben.

---

An alle Buchhandlungen Deutschlands habe ich jetzo versandt:

**Jährliche Mittheilungen, in Verbindung mit Böttiger d. Jüng., Bührlen, de la Motte Fouque, Heinroth (gen. Wellentreter), Jacobs und von Miltitz, herausgegeben von Friedrich Rochlitz. Zugleich als Fortsetzung des Leipziger Almanachs für Frauenzimmer zum Nutzen und Vergnügen von 1821.**

Preis 1 Thlr. 12 Gr.

Es ist allgemein mit Hochachtung und Dank anerkannt worden, was der geehrte Herausgeber der letzteren Jahrgänge des genannten Almanachs mit Unterstützung seiner Freunde gethan hat; und da er sich nun bei diesem neuen Jahrgange nennt, so wird wohl Jedermann, auch ohne meine Versicherung, voraus setzen: er werde für diesen nicht weniger gethan haben. Er hat aber noch mehr gethan; so daß dieser Jahrgang offenbar der bedeutendste und gehaltvollste von allen geworden ist. Schon die Anzeige des Inhalts wird die Leser von der Wahrheit obiger Behauptung überzeugen. Zur Einleitung: ein einfaches „Neujahrslied" von Fink. Dann: „Churfürst Moritz von Sachsen", aus historischen Quellen bearbeitet vom Hrn. Professor Böttiger (das Portrait dieses Fürsten, von Fleischmann, nach einem alten Original schön gezeichnet und gestochen, ziert das Buch). — „Mancherlei in Versen", heiter und meistens volksmäßig, von Hrn. Bührlen. — „Das Leben im Geist und in der Wahrheit", aus dem Gebiete der Seelengesundheits-Kunde, von Hrn. Dr. Heinroth, edel, ans Herz dringend und religiös. — „Girolamo della Finestra", Erzählung vom Baron von Fouqué. — „Der Ritter und sein Hund", nach Hans Sachs und zwar mit seinen eigenen treuherzigen Worten zusammen gestellt von Hrn. Hofrath Rochlitz. — „Vorrede ohne Buch", von demselben; das stille Leben eines heiteren, originellen, frommen Hausvaters in seiner glücklichen Beschränktheit; dem Zweck und der Wirkung nach den Scenen aus dem Leben des „alten Müßiggängers", in früheren Jahrgängen dieses Büchleins, ähnlich, nur noch freundlicher und bezüglicher. — „Der König und die Maid", scherzhaft; „der Wandersmann", gefühlvoll, von demselben. — „Reflexionen", von Hrn. Bührlen, so sinnig und fein, wie die früheren. — „Die Seufzerbrücke", Erzählung vom Freiherrn von Miltitz, sehr anziehend auf eine Anekdote aus der Geschichte der Staats-Inquisition in Venedig gebaut. — „Frauenziel und Zartgefühl", kleine historisch eingekleidete Wegweiser, von Hrn. Hofrath Jacobs. — „Die Freunde", ein kleines Schauspiel von Hrn. Hofrath Rochlitz, auf die lebendigste und anschaulichste Weise gewisse, keineswegs gewöhnliche Verhältnisse der jetzigen sittigen, gesellschaftlichen und häuslichen Lage gebildeter Stände vor das Auge führend. — Das Buch wird elegant gebunden ausgegeben.

Leipzig, im Oktober 1820.

Carl Cnobloch.

---

(Sämmtliche angezeigte Bücher sind durch die Maurersche Buchhandlung in Berlin, Poststraße Nr. 29, und durch die Gräffsche Buchhandlung in Leipzig zu bekommen.)

1820. No. XXII.

# Blatt der Ankündigungen.



## Empfehlung.

Une dame d'une éducation distinguée se propose de donner chez elle des Conversations françaises pour compléter l'instruction des jeunes demoiselles, qui desireront surtout acquérir de la facilité à parler avec correction en français. Elle y fera entrer des leçons d'histoire, de mythologie, de fortepiano et de chant d'après la méthode de Crescentini. Elle a envoyé son adresse à Monsieur le Professeur Gubitz.

Eine Frau von ausgezeichneter Bildung wünscht durch Conversations-Stunden in französischer (verknüpft mit deutscher) Sprache nützlich zu werden, womit sie wissenschaftlichen Unterricht in Geschichte, Mythologie, Musik und Gesang nach Crescentinischer Schule zu verbinden geneigt ist. — Hr. Professor Gubitz weiß ihre Wohnung, und noch mehrere Personen von Einsicht dürfen von den ganz vorzüglichen Talenten und Kenntnissen, dem trefflichen Geist, Gefühl und Charakter dieser Frau einen eben so belehrenden und geistreichen Unterricht, als hohe sittliche Bildung der ihr Anvertrauten versprechen. Berlin, im November 1820.

## Literarische Anzeige.

Von der Zeitschrift:

### Der Gesellschafter
oder
### Blätter für Geist und Herz,
herausgegeben von F. W. Gubitz,

ist der jetzige Jahrgang (1820) völlig vergriffen, so daß wir den noch immer eingehenden Nachbestellungen nicht mehr genügen können. Deshalb wird Jeder die Nothwendigkeit einsehen, die neuen Bestellungen für 1821 sobald als möglich zu machen, und namentlich bis zur Mitte Dezembers; sonst sind wir außer Schuld, wenn, wie jetzt, auch im nächsten Jahre nicht Alle befriedigt werden können. Der Preis des Jahrgangs (wöchentlich vier Blätter, nebst literarischen und artistischen Beilagen) ist 8 Thlr. und Bestellungen nehmen die hochlöblichen Postämter und alle guten Buchhandlungen an.

Berlin. Maurersche Buchhandlung.

Bei Johann Friedrich Gleditsch in Leipzig ist erschienen:

**Taschenbuch zum geselligen Vergnügen auf das Jahr 1821. Mit Königl. Sächs. allergnädigstem Privilegio. Neue Folge. Erster Jahrgang.**

Diese neue Folge schließt sich durch gleiche Form, Plan und wo möglich noch gesteigertes Interesse des Inhalts an die ältere von 30 Jahrgängen an, deren Herausgabe früher dem Herrn Hofrath Becker und später dem Herrn Hofrath Fr. Kind von dem Verleger übertragen ward. Der vorliegende Jahrgang enthält 6 Erzählungen von Achim von Arnim, Bräkel, Treitschke, Fr. Laun, Fr. von Houwald, F. L. A. Hoffmann und Original-Gedichte von vier und zwanzig der beliebtesten Dichter. Ueber den Werth der Kupfer haben Kenner höchst beifällig entschieden.

Preis der besten Ausgabe in Seide und reich vergoldet 4 Thlr.
der ord. Ausgabe mit Goldschnitt 1 Thlr. 20 Gr.

Bei mir ist jetzt fertig geworden:

**Löhr, J. A. C., mancherlei Begebenheiten und Geschichten aus dem Leben des kleinen Andreas.** Ein Büchlein für Kinder mit 2 Kupfern. geb. 1 Thlr.

Recht bescheiden und anspruchlos tritt der kleine Bursche daher und wünscht gleichjährige Kameraden, denen er gern Leid und Freud seiner frühesten und frühern Kindheit erzählen möchte. Es, wenn sie ihm recht zuhören wollten, so würde ihnen gewiß auch Manches sehr wohl gefallen und zudem könnten sie sich auch wohl mancherlei nützliche Warnung sowohl als Mahnung, manchen Antrieb zum fleißigen Lernen, mancherlei Vorsichtsregeln — o und noch viel Gutes mehr aus den Erzählungen nehmen, und ganz insonderheit daraus ersehen, wie sie es gegen ihn und seine damalige Zeit so sehr gut haben und so viel mehr und leichter lernen können! — Nun, was solche Kameraden sind, die ohngefähr ein Herz und einen Sinn haben, wie er, die werden gewiß die Erzählungen nicht vergebens lesen und es dem kleinen Andreas wohl noch obenein ein wenig Dank wissen. — Ich habe zwei recht sehr hübsche Kupfer beigefügt, ihn auch übrigens recht niedlich ausgestattet, so daß er auch in Hinsicht seines Aeußeren gewiß gefallen wird. Leipzig, im Oktober 1820.

Carl Cnobloch.

Anzeige zweier neuen, sehr nützlichen Jugendschriften

## als Weihnachts-Geschenk.

**Völker- und Sitten-Gemälde,** in einer Darstellung merkwürdiger Länder und Völker, deren Gebräuche und Sitten; nach des Capitain von Krusenstern, Lichtenstein, Langsdorf, Roß, des Prinzen Wied von Neuwied und andern Entdeckungs-Reisen, für die Jugend bearbeitet von Fr. Heyne. 434 Seiten Text mit 7 sauber illuminirten Kupfern. Gut gebunden 2 Thlr. 12 Gr.

**Die sieben Abende,** ein belehrendes Unterhaltungsbuch für die Jugend, von demselben Verfasser. 264 Seiten Text mit 6 schönen in getuschter Manier ge-

arbeiteten Kupfern. Gebunden in farbigem Umschlag 1 Thlr. 21 Gr.

Berlin, in der Nauckschen, so wie in allen auswärtigen Buchhandlungen zu haben.

---

Bei H. J. Hölscher in Coblenz ist erschienen und an alle Buchhandlungen versandt:

## Geographisch-statistische Darstellung der deutschen Rheinlande

nach dem Bestande vom 1sten August 1820

von

**J. A. Demian.**

624 Seiten. gr. 8. Preis 4 Fl. 30 Kr.

Endlich erhalten wir und zwar von einem, durch viele statistischen Schriften rühmlichst bekannten Verfasser eine zusammenhängende Darstellung der sämmtlichen Rheinufer-Staaten. Dieses für die Geographie und Statistik dieser Länder so wichtige Werk füllt eine bisher nur zu sehr gefühlte Lücke vollkommen aus, und ist daher Jedem, welcher mit der Beschaffenheit von Rhein-Deutschland genauer bekannt zu werden wünscht, sehr zu empfehlen.

---

Bei Tendler und v. Manstein, Buchhändler in Wien, ist erschienen und in allen Buchhandlungen Deutschlands zu haben:

## Bühnen-Spiele

von

**Franz Grafen von Riesch.**

**Dritter Band.**

Enthaltend 8 Lustspiele: 1) Wie Du mir, so ich Dir. 2) Ich bin nicht ich. 3) Die Ueberlisteten. 4) Das Gespenst im Keller. 5) Nichts. 6) Ein Scherz des Schicksals. 7) Die Abentheuer einer Ballnacht. 8) Der Schellenbaum. — Preis in Umschlag broschirt 1 Thlr.

Dieser Band ist auch unter dem Titel: „Lustspiele von Fr. Gr. v. Riesch 2ter Band" zu haben.

Desselben Werkes 4ter Band, enthaltend: 1) Der Freischütz, Trauerspiel in 5 Aufzügen 2) Die Bleikammern von Venedig, Drama in 5 Aufzügen. 3) Scherz, Gefahr und Liebe, romantisches Schauspiel in 3 Aufzügen. — Preis in Umschlag brosch. 1 Thlr.

Diese drei Stücke sind auch einzeln zu haben.

Die gute Aufnahme, welcher sich die früher erschienenen beiden ersten Bände dieser Bühnen-Spiele zu erfreuen hatten, veranlaßte den Herrn Verfasser schon jetzt, die Fortsetzung folgen zu lassen, in der Hoffnung, daß sie den Anforderungen der gebildeten Lesewelt ebenfalls entsprechen werden.

---

So eben ist erschienen:

G. C. B. Busch,
Superintendent und Consistorial-Rath zu Arnstadt,

## Agende für evangelische Kirchen.

Preis 2 Thlr. 12 Gr. oder 4 Fl. 30 Kr.

Von dem rühmlichst bekannten Herrn Verfasser, der im Jahre 1811 für die Stadt und Herrschaft Arnstadt ein neues Gesangbuch besorgte, welches mit Recht zu den vorzüglichsten Deutschlands gezählt wird, läßt sich wohl mit Grund erwarten, daß er bei der Auswahl der zu einer Agende gehörenden Stücke mit gleichem Geschmacke und mit gleicher Sorgfalt zu Werke gegangen seyn werde, wofür schon der gute Ruf bürgt, in dem die von ihm herausgegebene neue Arnstädtische Agende steht, welche jedoch von der hier angezeigten an Vollständigkeit weit übertroffen wird; diese zeichnet sich noch in mehrerer Hinsicht aus. In den Kirchengebeten findet man auch die Fürbitte für den Bundestag zu Frankfurt, wie solche ehedem für den Reichstag zu Regensburg geschah, ferner ein Gebet zur kirchlichen Feier des 18. Okt., ein Gebet an einem Siegesfeste, Gebete bei Eröffnung und am Schlusse des Landtages; eine neue Composition der Einsetzungsworte, Formulare zu Krankenkommunionen, Materialien zur Unterhaltung mit Kranken und Formulare zur Einsegnung der Kranken, die besonders angehenden Predigern sehr nützlich seyn werden. Was das Aeußere anbetrifft, so ist dazu ein sehr schönes, weißes Papier genommen und die Lettern sind von solcher Größe, daß sie selbst in dunklen Kirchen gebraucht werden kann.

---

In der Maurerschen Buchhandlung sind die „Schriften von F. W. Gubitz". Zwei Bände, wieder zu bekommen, nachdem die Holzschnitte dazu (in der Colorit- und Tusch-Manier) von neuem gedruckt sind. Jene Bände haben auch die Titel:

## Was mir einfiel!

**Unterhaltung-Blätter für Denk- und Lachlust,**

und

## Theater-Spiele

von

**F. W. Gubitz.**

Inhalt des ersten Bandes: Der Verschlossene. Die Rezensten und der Ball-Anzug. Der Stein im Schatzhause. Gluth- und Wuthrede vom Geiste des Paters Abraham a Sancta Clara. Die Drachenbändiger. Der Freiheit-Apostel. Altwith und Singa. Die Temperamente bei dem Verluste der Geliebten. Das stumme Kind. Aufruf zum Trinken. Der Kampf für Wahrheit. Der Liebe Vergänglichkeit. Elwend und Edda. Raths-Dekret. Böse Launen. Der Jüngling und die Spröde. Entschuldigung eines Trinkers. Bild der Sinne. Hans Dampf. Weiblicher Reiz Volkslied für gute Fürsten. Fried' und Unschuld. Als ein Stand weniger zahlen wollte. Sinn-Blüthe. Erry von Sclins. Gesellschaftlied. An Gott. Lied der Zigeunerin für ein krankes Mädchen. Frühlinglied. Sommerlied Der reiche Bürgermeister. Herbstlied. Avar. Winterlied. Einem schenklustigen kleinen Fürsten. Der Liebsüchtige. Philosophie. Bild der Seele. Kampfruf Der Engel auf dem Schlachtfelde. Als Blanda über Augenschwäche klagte. Trinklied. Bemerkung eines alten Schulmeisters. Des Küsters Abentheuer. Bei eines Mädchens Frage über „mir und mich". Die Schlacht bei Sempach. Lied des Schmachtenden. Pachter Kurios. Beruf zum Trinken. Grabschrift eines bösen Ministers. Innere Stimme. Lieb' und Wein. An die Allmacht. Das Mädchen und der König. Woher das? Hymnus an die Freiheit. Grabschrift eines Selbstmörders. Der graue Thurm am See. An manche Forscher. Bei dem Tode eines frommen Mädchens. An den versammelten Kriegsrath zu***. Der brave Offizier. Zwölf Epigramme gegen die Frauen. Die Gebote der Liebe. — Inhalt des zweiten Bandes: Die Prinzessin, Lustspiel in 5 Akten. Sappho, Monodrama. Die selige Frau, Lustspiel in 1 Akt. Lieb' und Friede, Schauspiel in 1 Akt.

Preis 4 Thlr.

Bei Johann Friedrich Gleditsch in Leipzig ist erschienen:

**Kronos. Historisch-genealogisches Jahrbuch auf 1821.**

Preis 1 Thlr. 8 Gr.

Zum fünften Mal erhalten hiermit die Behörden die vollständigste gedruckte europäische Genealogie, das Resultat der sorgfältigsten Notizen und Sammlungen bis zum Anfang des Druckes. Bei den Familien ist stets die Confession angezeigt, die Ehrenämter, militairischen Chargen, die Orden und die statistischen Angaben der Besitzungen, Volksmenge, Einkünfte und des Militair-Etats sind berichtigt. — Außerdem enthält dieses Jahrbuch Verzeichnisse aller gegenwärtigen Botschafter, Gesandten, Minister, Residenten, Geschäftsträger, Agenten und Consuln, der Bundestags-Gesandtschaften u. s. w. Das Portrait Sr. Durchlaucht des Fürsten Metternich ziert das Ganze.

---

## Weihnachts-Gabe.

---

**Amor und Hymen,**

ein

idyllisches Gedicht in zwölf Gesängen

von

Dr. K. L. Kannegießer.

Mit einer in Kupfer gestochenen Titel-Vignette.

8. In einem sauberen Umschlag geb. 20 Gr.
Auf Velinpapier 1 Thlr.

Das „Repertorium der neuesten Literatur" urtheilt über obiges Werk folgendermaßen: „Der Verfasser hat schon mehrere trefliche Gedichte geliefert. Die gegenwärtigen sind Idyllen der Liebe, für jeden Monat eines bestimmt. Edles Zartgefühl, mannigfaltige Situationen, reine Dichtersprache, Sorgfalt im Bau des Hexameters (worüber der Verfasser die befolgten strengen Regeln angiebt), Anspielungen auf das klassische Alterthum (in Noten erläutert) empfehlen diese Idyllen." — Diesem Urtheil noch etwas zum Lobe dieser Schrift hinzu zu fügen, halten wir für überflüssig, sondern bemerken nur: daß sie sich zu einem sehr willkommenen Weihnachts-Geschenk eignet.

---

Bei mir ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

**Witzfunken und Lichtleiter, oder neue geordnete Auswahl von Gegenständen des Scherzes, der Laune, des Witzes und Scharfsinns. Zur Erheiterung, Belustigung und Belehrung. Des 4ten Bandes 2ter Cyclus oder 8tes Heft.**

So leicht dürfte es keine angenehmere und zugleich gehaltvollere Lektüre geben, vorzüglich für Männer, denen Romane und ähnliche Schriften nicht genügen, als diese Witzfunken sind; indem sie eine mit vielem Geschmack gemachte Sammlung des vielfältig Zerstreuten aus dem gesammten Gebiet des Scherzes und Witzes in seinen so mannigfaltigen Gestaltungen enthalten. Jedes Heft kostet 1 Thlr. Das neunte Heft wird in Kurzem erscheinen. Leipzig, im November 1820.

Carl Cnobloch.

---

Durch alle Buchhandlungen ist folgendes so eben erschienene Werk zu haben:

**Praktische Anleitung**

zur

**Kenntniß und Beurtheilung der wichtigsten Operationen**

in der

**Bierbrauerei und Brandtweinbrennerei**

mit besonderer Berücksichtigung

der

**Kartoffel-Brandtweinbrennerei.**

Auf

Befehl der höheren Verwaltungs-Behörden ausgearbeitet

von

Johann Fr. Dorn,

Königl. Fabriken-Commissarius.

Zweite völlig umgearbeitete und vermehrte Auflage.
Mit 6 erläuternden Kupfertafeln.

Preis geheftet 22 Gr.

Dieses Werk wird jedem Besitzer einer Bierbrauerei und Brandtweinbrennerei höchst willkommen seyn. Es enthält dasselbe alle bis auf die neuesten Zeiten gemachten Verbesserungen in diesen Fächern, so wie die Beschreibung und Abbildung der zweckmäßigsten Brenngeräthe und der übrigen nöthigen Geräthschaften. Der Verfasser, seit einer Reihe von Jahren mit dem Betriebe einer Brandtweinbrennerei beschäftigt, sah sich genöthigt, die frühere Auflage gänzlich um zu arbeiten, da seit dieser Zeit in der Brandtweinbrennerei bedeutende Fortschritte gemacht worden sind, so daß dieses Werk in seiner früheren Ausgabe für den jetzigen Stand der Brandtweinbrennerei nicht mehr brauchbar ist. — Daher werden die Besitzer der früheren Auflagen sehr wohl thun, sich diese neue Ausgabe an zu schaffen.

Für alle Steuer-Beamtete ist dieses Werk besonders wichtig, weil in demselben das „Verfahren der hiesigen Königl. Regierung zu Erhebung des Blasen-Zinses" beschrieben worden ist.

Berlin. Maurersche Buchhandlung.

---

## Ankündigung.

Joh. Carl Wilhelm Voigts
(Großherzogl. Weimar. Bergrath und Mitglied vieler gelehrten Gesellschaften)

**Geschichte des Ilmenauischen Bergbaues,**

nebst

einer geognostischen Darstellung der dasigen Gegend und einem Plane, wie dies Werk mit Vortheil wieder an zu greifen.

Nebst dem Portrait des Verfassers, einer petrographischen Charte und drei Steindrücken.

In Quart, geheftet. Preis 2 Thlr. 8 Gr.

Wenn dieses Werk des bekannten Verfassers, womit er seine mehr als 40jährige der Mineralogie gewidmete literärische Thätigkeit beschließen will, für die

Kenner und gewesenen zahlreichen Theilnehmer des Ilmenauischen Bergbaues von dem größten Interesse seyn muß, wenn es der Nachwelt die Wege vorzeichnet, auf denen sie die ungeheuern Arbeiten der Alten benutzen und mit Sicherheit die vorhandenen reichen Erzniederlagen wieder auffinden kann, so möchte ein so merkwürdiger Beitrag zur Geschichte des Bergbaues in Deutschland (welche in unserer Literatur noch vermißt wird) auch für jeden wissenschaftlichen Mineralogen und praktischen Bergmann, von Nutzen und großem Werthe seyn. Hier findet er die Schilderung der unglaublichen Anstrengungen und höchst wichtigen Erfahrungen auf wenige Bogen zusammengedrängt, welche man in einer Zeit von fast tausend Jahren an einem der wichtigsten Bergwerke Europa's machte, das Millionen verschlang und wiedergab, und welche der Verfasser theils aus dreißig großen Aktenfolianten und andern Quellen, theils (was er über den neuern Bergbau sagt, dessen Führer er war) aus eigener Erfahrung niedergeschrieben. Das Werk zerfällt in folgende Abschnitte I. Geschichte des ältern-, II. Geschichte des neuern Ilmenauischen Bergbaues. III. Natürliche Beschaffenheit des Ilmenauischen Flötzgebirges. IV. Von den Grundwassern. V. Suitensammlungen der Ilmenauischen und Rodaischen Werke. VI. Plan zum dereinstigen Wiederangriff des Ilmenauischen Bergbaues.

Auf den Wunsch vieler wohlwollenden Freunde des Verfassers ist die Einrichtung getroffen, daß dessen hierzu gehöriges, sehr wohlgetroffenes Portrait in Quarto für 8 Gr. auch einzeln zu haben ist.

## Gedichte
von
## Friedrich Krug von Nidda.

Preis 1 Thlr. 12 Gr.

Außer früheren sehr ehrenden Kritiken über dieses Werk sagt das „Repertorium der Literatur" IV. 2tes Stück: „Ein Vorwort des Herrn Baron Fr. de la Motte Fouque an den Verfasser führt diese Sammlung ein, wenn sie anders einer solchen Einführung, wenn die Poesieen eines Kr. v. N. einer Vertheidigung oder Empfehlung an unser Zeitalter bedurften. Mit eben der Liebe und dem Beifall nimmt es diese Sammlung von 51 Liedern und vermischten Gedichten, 49 Sinngedichten und Ueberschriften, 18 Romanzen und Legenden auf, womit es früher die einzelnen Gedichte empfangen hat, und wir hoffen, daß der Abschied vom Leser am Schlusse nicht ernstlich gemeint sey, vielmehr wünschen wir: daß der Verfasser uns noch viele schöne Früchte des höheren Alters schenke, wie er duftende Blüthen eines nie verwelkenden Kranzes der Jugend gegeben hat."

Ernst Kleins literarisches Comptoir in Leipzig.

Von dem Consistorial-Rath und Superintendent C. Thierbach zu Frankenhausen sind folgende Schriften erschienen:

1) **Kinderbuch zum Unterricht im Buchstabiren** oder Lautiren und Lesen für öffentliche Schulen und den Privat-Unterricht, nach einer durch Erfahrung bewährten Methode. 8 Bogen. Ladenpreis 4 Gr. oder 18 Kr. Parthiepreis für 25 Exemplare 2 Thlr. 12 Gr. oder 4 Fl. 30 Kr.

2) **Wandfibel in fortgehender Verbindung** mit dem Kinderbuche zu gebrauchen. Fol. 8 Gr. oder 36 Kr.

3) **Anweisung zum Gebrauch des Kinderbuchs** und der Wandfibel. 8. 6 Gr. oder 27 Kr.

Der Herr Verfasser, welcher dadurch, daß er seit einer Reihe von Jahren die Aufsicht über Stadt- und Landschulen geführt und jungen Leuten, welche in den Landschullehrerstand treten wollten, Unterricht und Anleitung zu diesem Behuf gegeben hat, — die Bedürfnisse und Erfordernisse des Elementarunterrichts in ihrem ganzen Umfange kennen lernte, bietet in diesen drei Schriften, die ein unzertrennbares Ganze ausmachen, die Hülfsmittel dar, um das Lesenlernen in einer richtigen Stufenfolge sicher und gründlich und ganz der jugendlichen Fassungskraft angemessen zu lehren und zugleich einige Grundsteine zum künftigen Sprach- und Rechtschreibeunterricht zu legen. Die letzte der drei kleinen Schriften zeichnet sich dadurch vor andern ähnlichen Inhalts aus, daß den, in derselben zum Gebrauch des Kinderbuchs und der Wandfibel ertheilten Vorschriften, überall, wo es nur im mindesten erforderlich zu seyn schien, die Gründe sind hinzugefügt worden, so daß ein jeder Lehrer hierdurch in Stand gesetzt wird, über den Werth derselben selbst zu urtheilen, ganz im Geiste derselben zu verfahren, und als Lohn der Treue und Beharrlichkeit in ihrer Befolgung, das gesteckte Ziel leicht und schnell für die Kinder und zugleich unterhaltend und belehrend für diese und sich selbst zu erreichen. Daß noch außerdem eine solche Anleitung zum Lesen, bei welcher Schüler und Lehrer alles mit einem deutlichen Bewußtseyn dessen, was sie wollen und sollen, thun, wesentlich zu der Entwickelung, Uebung und Ausbildung der Seelenvermögen des Kindes beitrage, leuchtet wohl ohne alle weitere Ausführung von selbst ein. Uebrigens empfiehlt sowohl der niedrige Preis des Kinderbuches als der Wandfibel, bei deren Anwendung alle kostspielige Lesetafeln und Maschinen ganz überflüssig sind, beide Schriften zur Einführung in öffentliche Schulen. Findet das Unternehmen allgemein den Beifall und die Aufmunterung, die ihm bereits im Vaterlande dadurch wurde, daß die Landesregierung die Einführung dieser Schulbücher in allen Elementarschulen verfügte, so wird der Verfasser ein zweites Lesebuch für den öffentlichen und Privatunterricht der Jugend nachfolgen lassen, und auch dieses mit einer Anweisung für den Lehrer begleiten.

Bei Tendler und v. Manstein, Buchhändler in Wien, ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen Deutschlands zu haben:

### Der Mensch in der Ewigkeit,

nach christlich philosophischen Grundsätzen. Als Gegenschrift zu dem Werke: „Der Mensch", vom Herrn Regierungs-Rath Grävell. Verfaßt von Engel Ulrich Wiser, k. k. Benefiziaten im Belvedere. gr. 8. broschirt 12 Gr.

(Sämmtliche angezeigte Bücher sind durch die Maurersche Buchhandlung in Berlin, Poststraße Nr. 29, und durch die Gräffsche Buchhandlung in Leipzig zu bekommen.)

# Bemerker. No. 22. 1820.





Beilage zum 199sten Blatte des Gesellschafters.


## Gluck's Opern in Berlin.

Eine glanzvolle Periode in der musikalischen Kunstgeschichte Berlins beginnt unbestreitbar mit dem Erscheinen der Gluckschen Opern auf der Bühne. Und wie wir dies allein nur unserem wackern Kapellmeister B. A. Weber zu danken haben, so sey er auch freudig und dankbar schon deshalb von uns geehrt, so lange wir Gluck nicht vergessen lernen; um so mehr, als wir eben hier, höchst wahrscheinlich mehr noch als in Paris, jene großen Werke im Geiste ihres Schöpfers hören. — Während nämlich wir Deutschen unseres Landsmannes „Iphigenien", „Armide", „Alceste" und „Orpheus" beinahe zwanzig Jahre nach dessen Tode kaum erst dem Namen nach kannten, wurden sie in Stockholm — zu Ende der Achtziger Jahre — insbesondere unter der Direktion des Kapellmeisters Joseph Kraus, mit der größten Pracht und bei dem ungetheiltesten Beifall, schon aufgeführt. Kraus war mehrjähriger Schüler Gluck's und daher so mit dem innersten Wesen der in sich unendlichen Kunstwerke desselben befreundet, daß er sie nicht nur überall treu in der Idee ihres Urhebers wieder zu geben vermochte, sondern selbst Mehreres in derselben Art, namentlich die Oper „Dido", welche König Gustav III. gedichtet haben soll, componirte. — So hörte denn unser B. A. Weber, als er mit seinem Lehrer, dem Abbé Vogler, im Jahre 1791 nach Stockholm kam, „Iphigenia in Tauris". Die Kraft dieser Harmonieen, der süße Zauber solchen Gesanges, ergriff ihm das junge, nur für die himmlischen Reize der Tonkunst glühende Gemüth so mit Allgewalt, daß von nun an er nur Gluck hörte, das Erfassen dieses hohen Geistes sein Ziel ward. Freundliche Hülfe fand er dazu später noch in Salieri, einem zweiten Schüler des erhabenen Meisters. — So ausgerüstet mit Kraft und unbesiegbarer Liebe für sein Höchstes brachte — bei geringen Hülfsmitteln, besonders in Hinsicht des Orchesters — Bernhard Anselm Weber, im Winter 1795, „Iphigenia in Tauris" hier auf die Bühne, und seinem kräftigen Streben danken wir es, dies und Anderes von Gluck gehört zu haben und manchmal noch zu hören. — Wie in dem allgemeinen Beifall, mit welchem Gluck's Werke hier gehört werden, sich klar ausspricht: daß unser Weber uns wenigstens zu der Geschmacks-Bildung erhoben hat, die solches Genießen mit Entzücken bedingt, so waren es auch jene Werke, die, nächst Iffland, die hohen Talente unserer unvergeßlichen Schick für diesen Genre entwickelten, so wie wir sie in Madam Milder erblühen gesehen haben und noch in Freuden genießen.

St....l.

## An den Verfasser der in Nr. 283 der „Leipziger Literatur-Zeitung" befindlichen Rezension der Schrift: „Deutschland und der Gottesfriede. Sendschreiben an Görres, von Stuhr."

Wenn Jemand etwas wirklich nicht versteht oder vielleicht auch nicht verstehen will, so kann er sich freilich dadurch am leichtesten helfen: daß er die Schuld seines Nichtverstehens zurück wirft auf den in Frage stehenden Gegenstand, und — anstatt seine Vernunft demüthig gefangen zu nehmen und bescheiden zu zweifeln an der absoluten Fähigkeit derselben, zu erkennen — die Unklarheit seiner eigenen Seele überträgt auf das, was nicht verstanden ward. So hat man es seit jeher gemacht, wie in den neuesten Zeiten die Gegner Goethe's, Kant's, Schelling's und Fichte's. Besonders aber sind die leidigen Aufklärer stets bereit gewesen, die Schuld der Beschränktheit des eigenen Verstandes von sich ab zu wälzen; indem sie Alles, was sie mit ihrer endlichen Vernunft und menschlichen Erkenntniß nicht zu ermessen vermochten, keck von sich abthaten, und alle göttliche Erkenntniß als dunkel und unklar verwarfen. Was ein heller, wasserklarer Verstand nicht zu begreifen vermochte, sollte überall keine Wirklichkeit haben; und das Streben nach höherer, göttlicher Erkenntniß ward mit dem Stempel der Unklarheit bezeichnet. So ist es geschehen, daß die göttlichen Wahrheiten der heiligen Schrift als dunkel und unklar in unsern Tagen öffentlich haben verhöhnt werden dürfen, und das tiefe Geheimniß der Liebe und Erlösung verkehrt worden ist in ein erbarmungswerthes Sittengesetz menschlicher Tugend und moralischer Pflichten.

Der Jammer aber einer irrdischen Wissenschaft, welche Dinge solcher Art lehrt, und einer solchen Tugend, mag doch wohl jedes christliche Gemüth erschrecken; und eine solche Wissenschaft und eine solche Tugend mag vor Gott doch wohl nichtig zu nennen seyn. Mit Paulus spricht jeder Christ: „Der Friede Gottes ist höher, denn alle Vernunft" — und wer mag es leugnen, daß in diesem Spruche die höchste Klarheit göttlicher Erkenntniß sich kund thue? Wer dagegen die Vernunft oder die Erkenntniß und Anschauung der Urbilder der Dinge des Weltalls höher als den Frieden, oder demselben nur gleich setzt, in dessen Erkenntniß muß wohl ein jeder Christ die Klarheit und den göttlichen Verstand vermissen. Milde jedoch zu verschweigen ist, was von dem zu urtheilen wäre, der unter einem christlichen Volke geboren, aufgewachsen und erzogen, dessenungeachtet der Ahnung der Heiligkeit des Friedens in dem Maaße ermangelt, daß er, wo mit frischem und lebendigem Sinne, mit Lust und Kraft der Friede gepredigt wird, er nicht einmal weiß noch in Erfahrung zu bringen im Stande ist: wovon die Rede sey?

Stuhr.

## Journal-Gensdarmerie.

Zeitschriften sind die Straßen der Literatur, auf welchen Alles einher schreitet, oder in Relations- und Recensions-Wagen, Schlitten und Karren gefahren wird, was nur einigermaßen zur literarischen Welt gehört. — Jene Straßen aber theilen sich wieder in große Heer- und Landstraßen, welche alle Länder deutscher Zunge in jeder literarischen Hinsicht verbinden, oder in bloße Communikations-Wege, welche nur einzelne Provinzen durchschneiden, einzelne Disciplinen umfassen. Zu den ersteren gehören z. B. das weiland Kotzebuesche, jetzt Brockhausische „literarische Wochenblatt", wo jeder literarische Reisende, jeder literarische Artikel willkommen ist, wenn jener nur die gehörigen

Päſſe, dieſer die erforderlichen Certifikate in Hinſicht auf Güte der Waare hat; ferner der „allgemeine Anzeiger der Deutſchen“, die „National-Zeitung“, das „Morgenblatt“ mit ſeinem „Kunſt- und Literatur-Blatt“, die „Abendzeitung“ mit ihrem „literariſchen Wegweiſer“, die „Zeitung für die elegante Welt“, der „Hesperus“ u. ſ. w.; zu den Communikations-Wegen die „geographiſchen Ephemeriden“, das „Journal der Reiſen“, die „öſterreichiſchen Provinzial-Blätter“ u. ſ. w.

Wie es aber, nach den jetzigen, trefflichen polizeilichen Einrichtungen, in den meiſten deutſchen Staaten Gensdarmen giebt, welche alle Haupt- und Nebenſtraßen beſtändig bereiten oder begehen, an zu halten oder auf zu greifen alles verdächtige leichte und Lumpen-Geſindel, alle Reiſenden ohne Päſſe, alle Hauſirer mit ſchlechter oder verbotener Waare — ſo ſollten dergleichen polizeiliche Einrichtungen auch auf den Journal-Straßen ſtatt finden. — Unſere Literatur-Zeitungen thun zwar etwas, aber bei weitem nicht ſo viel, als Noth thut; auch iſt ihnen, wegen ihrer allgemeinen Ein- und Aufſicht über den geſammten literariſchen Verkehr, ein Mehreres nicht an zu muthen. Zwar giebt es hie und da ſo einen einzelnen literariſchen Gensdarmen, der manches Geſindel auf den Journal-Straßen packt, manche ſchlechte Waare verruft oder confiszirt; allein zuerſt kann ein Solcher nicht überall ſeyn und dann — man weiß ja wohl, wie es in der lieben literariſchen Welt zuweilen zu gehen pflegt — packt er auch vielleicht nur ſolche Reiſende, die er nicht leiden kann, die ihm einmal in den Weg getreten ſind, ihm nicht gehuldigt haben u. ſ. w. — In einem, die ganze Literatur umfaſſenden Journal aber, vielleicht im „literariſchen Wochenblatt“ von Brockhaus, ſollte ſich förmlich eine Art von literariſchem Gensdarmerie-Corps bilden, deſſen Zweck einzig dahin ginge, auf den großen und kleinen Journal-Straßen alles leichte, verdächtige, erbärmliche, Paß- und Kundſchaft nicht habende, ſchlechte oder verdächtige Waare führende Geſindel auf zu greifen und dem allgemeinen Kenntniß- und Geſchmacks-Polizei-Collegio des Publikums, jedoch mit kurzer und ſcharfer Darlegung der Gründe des Aufgreifens, an zu zeigen. Daß ein ſolches Corps gehörig organiſirt ſeyn, nur tüchtige und erprobte Männer aufnehmen und beſonders dem Geſetz der ſtrengſten Unpartheilichkeit huldigen müßte, verſteht ſich eben ſo von ſelbſt, als daß jeder Gensdarme nur auf eine Art von Ordnung und Zucht auf den Journal-Straßen beſonders zu ſehen hätte. Dem zu Folge würde es alſo belletriſtiſche, hiſtoriſche, geographiſche, ſtaatswiſſenſchaftliche und mehr dergleichen Gensdarmen geben. Da indeß die Organiſation eines ſolchen Corps wohl mit ſo manchen, kaum zu beſeitigenden Schwierigkeiten verbunden ſeyn dürfte, es auch noch eine große Frage wäre: ob Herr Brockhaus demſelben Quartier-Billets auf ſein Wochenblatt — wohin es doch recht eigentlich gehörte — geben würde: wie, wenn einſtweilen nur ein belletriſtiſches Journal-Gensdarmerie-Corps ſich bildete, in dem allgemein geleſenen „Geſellſchafter“ ſein Hauptquartier aufſchlüge und dann — in Gedicht-, in Erzählungs-, in Anekdoten-, in Theater-Gensdarmen u. ſ. w. ſich theilend — jedes auf den Journal-Straßen ſicht- und hörbar werdende erbärmliche Gedicht, jede Erzählung ohne Salz und Schmalz, jede triviale oder tauſendmal ſchon erzählte Anekdote, jede nichtsſagende Theater-Notiz faßte und gehörig ſchüttelte — ey! wie würden die Journal-Straßen am Ende geſäubert erſcheinen von dergleichen Lumpen-Geſindel! — Um indeß nicht gar zu oft mit ſolchen Jüngen auf zu treten — denn wie viel giebt es z. B. erbärmliche Gedichte und Erzählungen — könnte ſo ein Gensdarme dann und wann eine ganze Bande zuſammen nehmen und ohne Weiteres an den Pranger des ſchlechten Geſchmacks ſtellen. — Uebrigens müßten — das verſteht ſich auch von ſelbſt — nicht bloß die Lumpen und Buben auf den genannten Heer- und Landſtraßen, ſondern auch die Straßen-Inſpektoren ſelbſt — wir meinen die Journal-Redakteren — gezüchtigt werden, daß ſie dergleichen Geſindel paſſiren ließen. Wenn man ihnen aber alſo auf dem Dache wäre, ſo würden ſie ſich bald nicht mehr entſchuldigen können mit „amtlichen“, „geſelligen“, „freundſchaftlichen“, „Stand und Rang berückſichtigenden“ Rückſichten, aus welchen ſie vor dieſem und jenem erbärmlichen Wicht den Schlagbaum auf der Journal-Straße nicht hätten nieder laſſen können.

Ueberzeugt, daß die Einführung einer ſolchen, einſtweilen nur belletriſtiſchen Journal-Gensdarmerie die Journal-Straßen bald rein halten würde vom Schofel der Reiſenden und Schofel der Waare — daß man endlich dort nur rechtlichen Leuten, d. h. in dem Gebiete der Zeitſchriften ſo viel, als Leuten von Kenntniß und Geſchmack begegnen würde — bitte ich, die Sache ad deliberandum zu nehmen. N. N.

### Anfügung.

Dieſer, von einem geachteten Schriftſteller eingeſandte Aufſatz mag eine recht heilſame Idee ausſprechen — aber für den „Geſellſchafter“, der über ſo Mannigfaltiges ſich verbreiten ſoll, iſt das Geſchäft zu umfaſſend, wenn wir auch in unerlaubter Eitelkeit annehmen wollten, daß er nicht auf mancherlei Weiſe von literariſchen Vagabonden und Kabuliſten zu Tode chikanirt, ſondern ſieghaft widerſtehen würde. Mir iſt nicht daran gelegen, der Polemik ein weiteres Feld zu eröffnen; denn dabei Schranken zu halten, das kann wohl der Einzelne für ſich, nicht aber für Viele verbürgen. Ich habe dieſen „Bemerker“ eigentlich dazu beſtimmt: daß er dem „Geſellſchafter“ folge, ihn berichtige und rechtfertige; ich mußte aber ſchon Manches nachgeben, was nicht in meinem Plan liegt. Auf jeden Fall iſt aber für dieſe Zeitſchrift die oben aufgeſtellte Idee ſchon ausgeführt; ihr größere Freiheit und bedeutenderen Raum zu geſtatten, das kann und will ich nicht; überlaß' es vielmehr gern einer andern Zeitſchrift, eine ſolche Aufgabe als Hauptzweck zu behandeln. F. W. Gubitz.

1820. No. XXIII.

# Blatt der Ankündigungen.



Peyrsberg, eine Erzählung von C. B. v. Miltitz. — Gothrich der Däne, Heldensage in Romanzen von Fr. Krug v. Nidda. — Bilderleben, eine Erzählung aus dem Tagebuche eines reisenden Kunstfreundes, von Fr. Mosengeil. — Erotische Elegien. — Tamayo und Yolande, von F. R. Herrmann. — Romanzen, von K. Sondershausen. — Der Tigerkampf, von Fr. Treitschke. — König Frode, ein dramatisches Gedicht von F. R. Hermann.

Zweites Bändchen. Mit 3 Kupfern. Gebunden.

Inhalt: Erzählungen von Fr. Laun: Die Büßende. — Das Haupt des Holofernes. — Die unsichtbare Prinzessin.

Preis des 1sten und 2ten Bändchens: 3 Thlr. 8 Gr.

Diese Sammlung von Original-Aufsätzen wird fortgesetzt, und verdient die Aufmerksamkeit aller Freunde einer angenehmen Lektüre.

---

Von dem, durch Beurtheilungen hinlänglich als vortrefliches Werk bekannten didaktischen Roman:

**Wahl und Führung**
oder
**Religion und Fanatismus**

sind noch, für den Preis von 4 Thlr., Exemplare in allen Buchhandlungen (Leipzig, bei Köchly) zu haben.

---

So eben sind erschienen und durch alle Buchhandlungen zu haben:

**Dr. Aug. Herm. Niemeyer's Beobachtungen auf Reisen in und außer Deutschland. Nebst Erinnerungen an denkwürdige Lebenserfahrungen und Zeitgenossen in den letzten funfzig Jahren. Erster Band. Mit Kupfern und Vignetten.**

Preis: 1 Thlr. 12 Gr.

Er enthält die Reise nach England. Den Beschluß, so wie des Herrn Verfassers Deportations-Reise nach Frankreich im Jahr 1807 werden die bald nachfolgenden Bände enthalten.

Buchhandlung des Hallischen Waisenhauses zu Halle und Berlin.

---

Beantwortung vieler Anfragen, betreffend den wohlfeilen Pränumerations-Preis von

J. G. Sommer's
**Gemälde**
der
**physischen Welt.**

Prag 1820. Mit Kupfern und Charten.

Von diesem, durch das Urtheil der bedeutendsten kritischen Institute (die Literatur-Zeitungen von Jena und Leipzig) als treflich anerkannten Buch, welches in keiner Bibliothek gebildeter Familien fehlen sollte, ist so eben das 9te Heft an alle soliden Buchhandlungen versandt worden.

Für das 2te und 3te Abonnement oder die Hefte 5 bis 8 und 9 bis 12, besteht noch der Pränumerations-Preis von 1 Thlr. 16 Gr. sächs. (2 fl. 30 kr. Conv. M.) für jedes Abonnement von 4 Heften, welche 24 Bogen Text und die nöthigen Kupfer fassen.

Für das 1ste Abonnement (Heft 1 bis 4) konnte aber eine Verlängerung des Pränumerations-Termins nicht statt finden, weil zu diesen Heften 11, sage eilf Kupfertafeln gehören, von denen die meisten ungemein kostspielig sind; dennoch ist der Preis nur um 8 Gr. erhöht worden, und das Werk kostet jetzt also:

1stes Abonnement, oder Heft 1 bis 4. 2 Thlr.
(mit 11 Kupfern.)
2tes Abonnement, oder Heft 5 bis 8. 1 Thlr. 16 Gr.
(mit 7 Kupfern.)
3tes Abonnement, oder Heft 9 bis 12. 1 Thlr. 16 Gr.
(wird wenigstens auch 7 Kupfer haben.)

Summa: 5 Thlr. 8 Gr.
sächs. oder 8 fl. Conv. M.

Das 9te Heft enthält: Höhlen in Amerika. Höhlen in Asien und Afrika. Etwas über Entstehung der Höhlen. Erdfälle, Bergstürze, Erdschlüpfe. Niederungen, Ebenen, Steppen, Wüsten. Von dem Seegrunde. Einzelne Theile und Tiefen desselben. Die Erhöhungen des Seegrundes. Bänke, Dünen, Riffe, Klippen. Von der Erdrinde im Allgemeinen. Weitere Betrachtungen der Erdrinde. Von den Versteinerungen. Versteinerungen aus dem Thierreiche. Schlüsse aus dem Vorigen auf die frühere Geschichte der Erdoberfläche. Eintheilung aller Gebirgsarten. Uebersicht der Urgebirge. Granit. Gneuß. Glimmerschiefer, Thonschiefer, Porphyr, Sienit. Urkalkstein. Urgyps. Kieselschiefer. Serpentin.

Auf den Kupfertafeln des 9ten Heftes ist vorgestellt: Tab. VIII. Fig. 1. ein Granitfelsen. Fig. 2. ein Sandfelsen. 3. Querdurchschnitt eines Theils der Alpen von den lombardischen Ebenen bis zum St. Gotthardt. Tab. IX. Ein Steinbruch im Grauwacken-Gebirge.

(Man erhält dieses Werk auf Bestellung in allen soliden Buchhandlungen Deutschlands.)

---

Bei Johann Friedrich Gleditsch in Leipzig ist erschienen:

**Wellentreter's, Treumund, gesammelte Blätter. 3 Theile in 8. 5 Thlr.**

Wenig neuere Schriften verdienen so sehr die Aufmerksamkeit der Lesewelt und der geist- und gemüthvolle Verfasser hat dadurch der höheren und edleren Lektüre einen Beitrag geliefert, der sich von selbst über die Menge empor hebt. Der Inhalt des ersten Bandes besteht aus didaktischen, epigrammatischen und lyrischen Gedichten. Der zweite und dritte Band geben prosaische Aufsätze von dem größten Gehalt, über deren Werth das öffentliche Urtheil entschieden hat.

---

## Für Schulen und Gymnasien.

Heinrich Brosenius
**Wegweiser durch das Gebiet der Künste und Handwerker, für die Jugend.**

8. Leipzig, in der Gräffschen Buchhandlung. (21 Bogen) 18 Gr. Auch unter dem Titel:

**Lehrbuch der Technologie für Schulen.**

Schon in mehreren Schulen ist dieses Buch eingeführt und mehrere werden diesem Beispiel folgen, wenn sie es kennen lernen.

Heinrich Brosenius

## Waarenkunde für Töchter, mit Beziehung auf den Haushalt.

8. Ebendaselbst, auf holl. Pap. sauber geheftet 1 Thlr., auf Druckpapier uneingebunden 18 Gr.

Was obiger Wegweiser für den Knaben ist, das ist diese Waarenkunde für das Mädchen. Der Mann soll erwerben, das Weib soll erhalten. Wenn beide Theile das ihrige thun, so erfolgt, was Doctor Martin Luther sagt: „Ein Jeder lerne seine Lektion, so wird es wohl im Hause stehn."

Dr. Ernst Tillich's

## Allgemeines Handbuch der Arithmetik, oder Anleitung zur Rechenkunst für Jedermann.

Zweite völlig umgearbeitete und mit einem praktischen Theil vermehrte Auflage v. Prof. Fr. W. Lindner. 8. Leipzig, in der Gräffschen Buchhandlung. (38½ Bogen) 1 Thlr.

Seite 162 im 2ten Theil sagt Hr. Prof. Lindner, nachdem er Alles angeführt hat, was dieses Rechenbuch vor allen auszeichnet: „Diese Uebersicht ist hinreichend, um diesem Rechenbuche in allen Schulen Eingang zu verschaffen; denn sie enthält das Nothwendigste der praktischen Arithmetik für alle Verhältnisse des Lebens; das Bedürfniß der Volksschulen und Bürgerschulen ist dadurch ganz beschwichtigt; für Handlungs-Schüler enthält es das, was im Allgemeinen jeder Zögling derselben wissen muß; für den Elementar-Unterricht auf gelehrten Schulen ist Alles gegeben, was verlangt werden kann."

Um es nun allen Schul-Anstalten leichter zu machen, es in denselben ein zu führen, so will die Verlagshandlung, wenn 25 und mehr Exemplare auf einmal genommen werden, das Exemplar für 16 Gr. geben, mithin kommt der Bogen 5 Pf. zu stehen. Bei einem solchen Werke etwas Seltenes in unsern Tagen. Diese Vortheile können aber nur von der Gräffschen Buchhandlung in Leipzig oder von der Maurerschen Buchhandlung in Berlin unmittelbar an Schulen gegeben werden.

Karl Wilhelm Ramler's

## kurzgefaßte Mythologie

oder Lehre von den fabelhaften Göttern, Halbgöttern und Helden des Alterthums. Vierte verb. Aufl. Mit 14 Kupfert. enthaltend 59 mythologische Darstellungen; dazu 37 Bogen Text für den äußerst billigen Preis von 1 Thlr. 4 Gr. 8. Berlin. Maurersche Buchhandlung.

Bedingungen für Schulen wie bei Tillichs Rechenbuch, bei 25 Exempl. à 20 Gr.

G. C. Claudius

## allgemeiner Briefsteller.

Nebst einer kurzen Anweisung zu den nöthigsten schriftlichen Aufsätzen für das gemeine bürgerliche Geschäftsleben. Ein Handbuch zum Selbstunterricht für die mittlern und niedern Stände. Siebente verbesserte und vollständigere Aufl. 8. Leipzig in der Gräffschen Buchhandlung. (45 Bogen) 21 Gr.

Für Schulen bei 25 Exempl. à 18 Gr. Bedingungen wie bei Tillichs Rechenbuch.

P. Terentii Afri

## Comoediae

E Recensione Reichardii Bentleii. Ictus per Accentus acutos expressi sunt, discentium commodo. 12mo. Berolini e libraria Maureriana. 16 Gr.

Für Schulen bei 25 Exemplaren à 12 Gr., Bedingungen wie bei Tillichs Rechenbuch.

Otto Schulz

## Aufgaben zur Einübung der lateinischen Grammatik.

Nach der (seiner) lateinischen Grammatik (davon die 3te Aufl. unter der Presse ist.) 8. Berlin in der Maurerschen Buchhandlung (10½ Bogen) 8 Gr.

Für Schulen bei 25 Exempl. à 6 Gr., Bedingungen wie bei Tillichs Rechenbuch.

(Obige Bücher sind in allen soliden Buchhandlungen für den Ladenpreis zu bekommen.)

Berlin. Maurersche Buchhandlung.

---

Die

## Abendzeitung,

herausgegeben von Th. Hell und Fr. Kind,

welche sich einer allgemeinen Theilnahme in und außer Deutschland erfreut, wird auch im künftigen Jahre täglich, mit der einzigen Abänderung erscheinen: daß statt des beigegebenen „Wegweisers im Gebiete der Künste und Wissenschaften" jedesmal zwei Nummern statt einer, also jährlich 52 Nummern mehr erscheinen werden, und zwar ohne die mindeste Preiserhöhung, die zu 9 Thlr. für den Jahrgang in halbjährlichen Vorausbezahlungen festgesetzt ist, und wofür solche in allen Post- und Zeitungs-Expeditionen posttäglich und durch alle Buchhandlungen wöchentlich regelmäßig zu bekommen ist. Dresden, im Dezember 1820.

Arnoldische Buchhandlung.

---

Bei F. A. Helm in Halberstadt ist erschienen und in allen Buchhandlungen vorräthig:

Das

## liebenswürdige Mädchen.

Eine

moralische Zeichnung zum Anschauen

für

Deutschlands zur sittlichen Bildung gestimmte Töchter

von

W. D. Fuhrmann,

evangel. Prediger.

Brosch. Preis: 1 Thlr.

Der schon durch mehrere Schriften bekannte Verfasser übergiebt hier dem jüngeren schönen Geschlecht eine höchst nützliche und lehrreiche Schrift, welche in den Händen eines jeden liebenswürdigen Mädchens seyn müßte, und verdient dieses Buch um so mehr alle Empfehlung.

(Sämmtliche angezeigte Bücher sind durch die Maurersche Buchhandlung in Berlin, Poststraße Nr. 29, und durch die Gräffsche Buchhandlung in Leipzig zu bekommen.)

Bemerker.  No. 23. 1820.

Beilage zum 208ten Blatte des Gesellschafters.

## Zurechtweisung.

In der „Zeitung für die elegante Welt“ (Nr. 242 und 243) ist ein Bericht aus Berlin abgedruckt, der (auf Veranlassung ungeschickter und übertreibender Panegyriker) unter Anderem auch gegen Mad. Stich sich so gehässig ausspricht, wie es wohl nur der zu thun vermag, der den Sinn für Schicklichkeit verloren und von der Achtung, die man dem Talent und Fleiß einer geschätzten Künstlerin schuldig ist, keine Ahnung hat. Wir wollen das Geschwätz jenes Bericht-Erstatters nicht wiederholen, sondern nur erwähnen, daß die ganze Aeußerung darauf hinaus geht: Mad. Stich könne sich neben Mad. Schröder nicht halten; wir hätten bemerkt, wie sie als „Beatrice“ und „Aegisth“ sogleich nieder gedrückt werden sey, als Mad. Schröder in Berlin die „Isabella“ und „Merope“ gespielt habe. Daß hier Mad. Stich mit dem Besten, was wir jetzt in der deutschen Schauspielkunst haben, mit Mad. Schröder in Parallele gestellt ist, zeugt schon ohne Widerrede für sie. Wir geben indessen gern zu, daß „Beatrice“ nicht für die beste Rolle der Künstlerin gilt; mit dem „Aegisth“ aber stand sie würdig neben der Gefeierten, obwohl wir von Mad. Stich, die noch in voller Jugend ist, ohnmöglich mit Recht ein so reiches Kunststudium, welches allein durch längere Erfahrung gründlich zu gewinnen ist, verlangen dürfen. Bei einer Parallele ist jedoch der Zeitraum der Lehre (die bekanntlich bei dem Künstler so lange dauert, als sein Leben) ein Hauptpunkt der Beachtung; nächstdem müßten wohl die besten Leistungen (alle in gleicher Vorzüglichkeit sind sie selbst bei Mad. Schröder nicht) herbei gezogen werden, und da hat Mad. Stich zum Maaßstabe noch andere Rollen zu bieten, wenn nicht überhaupt Bescheidenheit es begehrte, daß sie eine solche Parallele für jetzt noch völlig von sich weiset.

Wie flüchtig übrigens jener Correspondent, nicht allein in dem einen Falle, sondern überhaupt ist, das wird Jedem noch durch folgende Irrthümer deutlich. Er sagt: Der „Leuchtthurm“ von Houwald, wurde während der Anwesenheit des Dichters in Scene gesetzt und gegeben — Houwald aber war bei der Aufführung nicht in Berlin. — Herrn Lebrün (den Verfasser der „Pommerschen Intriguen“) bezeichnet er als „einen Deutschen, der in Berlin lebt“ — Hr. Lebrün ist Schauspieler in Hamburg. Es ist auch sonst noch Unwahres und Halbwahres in seinem Bericht; es sey aber genug der Rüge, da seine Unzuverlässigkeit schon mit dem Wenigen dargethan ist.

## Erklärung wegen der Aufforderung in Nr. 20 des „Bemerkers“.

Wenn ich gleich keine Verpflichtung habe, auf anonyme Aufforderungen etwas zu entgegnen, glaube ich dennoch, mir schuldig zu seyn, auch nicht den leisesten Zweifel an der Aechtheit einer Behauptung, von mir selbst unterzeichnet, haften zu lassen.

Ohne Absicht, die Wahrheitsliebe und Rechtlichkeit Ihres Correspondenten angreifen zu wollen, und in der bloßen Voraussetzung: daß er selbst falsch berichtet sey, mußte ich einen öffentlich ausgesprochenen Irrthum auch öffentlich berichtigen. Meinem Verleger war ich dies schuldig, damit das Publikum nicht glaubte, ich hätte mich seiner, mit ihm von mir begründeten Unternehmung — zu der Demoiselle Tarnow, nach vollkommen zwischen uns abgeschlossenem Geschäft, bloß hinzu trat — entzogen. Der wichtigere Punkt, der mich persönlich betrifft, der einer Entzweiung wegen dieser Herausgabe, mußte gleichfalls erörtert werden. Ursachen einer Entzweiung zwischen zwei Frauen, die sich achten, müßten tiefer liegen, als in Kleinlichkeit oder Eigennutz, oder Eigensinn; und mir und Mamsell Tarnow Schuld geben: wir hätten uns wegen der „Iduna“ gestritten, heißt: ein Licht auf Eine von uns Beiden werfen, wobei Jede in Nachtheil kommt, da dieser Verdacht auf Keine allein fällt. Doch versichere ich: daß es nicht in der Natur der Sache lag, daß Demoiss. Tarnow und ich, selbst wenn Eine von uns niedrig gedacht hätte, uns wegen dieses Geschäftes entzweien konnten; denn es stand beschlossen und begründet, ehe sie nur ein Wort davon wußte, und ihr Zutritt, theils erboten, theils erbeten, würde mir angenehm gewesen seyn, wenn wir nicht einmüthig beschlossen hätten: die „Iduna“ als gemeinsame Gabe „aller würdigen Frauen“, die sie befördern helfen, der Lesewelt dar zu bieten. Irrthum und falsche Gerüchte können den Unbefangensten und Einsichtsvollsten irre leiten; das Unglück, bekannt zu seyn, ist oft noch mit dem verkannt zu seyn verbunden. Ein falsches Gerücht mag Ihren Herrn Correspondenten getäuscht haben, und seine Uebereilung, dies aus zu breiten, die er nicht gesteht, war gewiß so groß, als meine eingestandene. Genügt ihm diese freimüthige und wohlgemeinte Erklärung nicht, so steht es ihm frei, die Gründe, die er für seine Behauptungen zu haben glaubt, auf zu stellen; nur werde ich mich auf keine Entgegnung einlassen, wenn er sie anonym in das Publikum bringt, denn dagegen genügt, so darf ich hoffen, mein Wort und mein Name, um so mehr, da die Erscheinung der zwei ersten Hefte der „Iduna“, mit vielen Beiträgen von mir, bereits eine seiner Behauptungen: daß ich mich davon los gesagt, vollkommen widerlegt.

Helmina v. Chezy, geb. v. Klenke.

### Anfügung.

Der Zwist scheint sich, in der hier so geringen Hauptsache, um ein Ereigniß zu drehen, welches wohl überhaupt nicht dazu geeignet ist, es in der Oeffentlichkeit mit so vielen Reden und Gegenreden zu verhandeln. Es würde demnach recht und mir lieb seyn, wenn der Einsender der ersten Nachricht daran denken wollte: daß man mit Damen sich rascher versöhnen als streiten soll; diesmal, wo eine Dame schon früher und unaufgefordert eine Uebereilung zugestand, ist es ja so leicht, alles Andere mit Schweigen zu übergehen.

Der Herausgeber.

## Neujahrs-Anfragen aus Braunschweig.

1.

Siehe „Morgenblatt“ Nr. 252: „Warum glauben dramatische Künstlerinnen, die sich im Lustspiel einen bedeutenden

Namen erwarben, auf einmal durch tragische Rollen auf eine bedeutendere Kunsthöhe zu gelangen? Wenn diese tragische Sucht (?) überhand nimmt, so werden wir bald eben so viele (?) Sappho's, Orsina's u. s. w. haben, als vor einigen Jahren Gurli's und Margarethen."

Frage I. Hat das Tragische höhern poetischen, das Komische höhern sinnlichen Werth?

Frage II. Ist die Natur-Anlage zum Komischen, wenn bedeutend, seltener, als die zum bedeutend Tragischen?

Frage III. Die Bethmann? Antwort: Die Bethmann.

Frage IV. Wenn sich's erweisen ließe, daß die Bethmann die höchste, dramatische Natur ihrer Zeit war, welches Denkmal verdient sie?

2.

S. „Morgenblatt" Nr. 254: „So ist es mir in der That bei Mad. S. (Schröder) ergangen, das weiß ich erst jetzt, nach mehr als einem Jahre völlig gewiß: denn ich finde in meinem Gedächtniß (?!) nur noch Momente ihres Spiels, keine ganze Rolle aufbewahrt u. s. w."

Fragen im Gleichniß. Wenn der Geschichtsforscher große Zeiträume ergreift, was sieht er? Der Adler, wenn er ruhig schwebt, ist groß; soll ich ihn tadeln, wenn er auch jagt und zuweilen seine Kraft zu feurig wird, bis dieses Feuer dem Andenken der Geschichte zum Leitfaden dient?

Dr. G. Frhr. v. Seckendorff.

## Der Titel und der Rock.

### Eine Fabel.

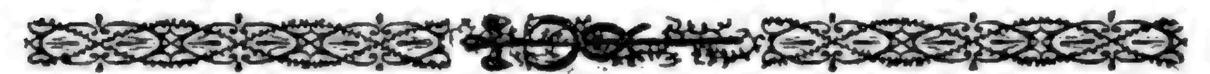
Es stritten weiland um die Ehre
Signor, der Titel und der Rock.
Zu zeigen, wer der Beß're wäre,
Reiht man die Gründe Schock an Schock
Von dieser wie von jener Seite;
Allein das Ende von dem Streite
War, wie bei jeder Disputation —
Man überzeugt nur sich und spricht dem Gegner Hohn!
Vergebens ruft das Gallakleid mit Hitze:
„Wie? Weiß nicht Jedermann,
Daß ich der Venus Gunst besitze,
Daß Mars mich nicht entbehren kann?"
Der Titel, nach der neu'sten Weise
Tiefsinniger Gelehrsamkeit,
Bringt durch Sophismen erst aus seinem Gleise
Das arme unstudirte Kleid,
Und schreit zuletzt, von neuem Muth beseelt,
Weil ihm zum Redner nicht das Mind'ste fehlt:
„Daß hier kein Streit dem Gegner nütze,
Da ihn Minerva selbst beschütze!"
„Gemach!" ruft d'rauf vom nahen Ast
Die hochgelahrte Eule —
Der Göttin Lieblings-Vögelchen — „ich theile
Minervens Gunst mit den Sokraten,
Weiß also, was sie liebt und haßt,
Und kann euch hier am besten rathen
Sie schätzt nichts höher, als den edlen Frieden;
Und euer Streit ist auch gar bald entschieden,
Drum schämt euch, da zu stehn wie Bock und Bock!
Seht dort, begabt mit Auge, Stirn und Nase,
Der Einfalt Sinnbild, jenen Haubenstock,
Heraus geputzt von einer alten Base;
Wer, was ihm fehlt, dem Köpfchen kann verleih'n,
Wird mir, so wie der Welt, von euch der Größ're seyn!"

* * *

Und nun, wo bleibt zur Fabel denn die Lehre?
Man dächte kaum — daß eine nöthig wäre? H. H.

1820. No. XXIV.

# Blatt der Ankündigungen.



## Literarische Anzeige.

Die

### Heidelberger Jahrbücher der Literatur,

welche sich seit dreizehn Jahren eines ununterbrochenen Fortgangs erfreuen, werden auch im nächsten Jahre fortgesetzt werden. Diejenigen Professoren aus den verschiedenen Fakultäten der hiesigen Universität, welche die Redaktion seither übernommen hatten, werden dieselbe in Verbindung einiger neuerdings hierzu beigetretener mit warmen Eifer auch ferner besorgen, und dadurch das dem Institute in seiner bisherigen Dauer begründete Vertrauen auch für die Zukunft fortpflanzen. Ohne von dem bestandenen Plane im Wesentlichen abzuweichen, werden künftig, statt der bisherigen deutschen Typen, lateinische gewählt, um die mannigfach gesuchte Lektüre im Auslande zu erleichtern. Außerdem wird durch ausgedehnteres Format und durch compresseren Druck der Inhalt vermehrt, und nun außer den bisherigen ausführlichen Rezensionen für jedes Heft verhältnißmäßig auch kürzere Anzeigen aufgenommen werden, um dadurch eine möglichst vollständige Uebersicht der gesammten neuesten Literatur zu geben.

Das Intelligenz-Blatt wird ferner wie bisher, außer der Chronik der Universität: 1) literarische Nachrichten jeder Art, 2) Antikritiken, 3) Anzeigen des Buch- und Kunsthandels, aufnehmen, um auch von dieser Seite den Ansprüchen an ein

„Allgemeines literarisches Institut"

möglichst zu genügen.

Die unter Nr. 1, 2, 3 erwähnten Gegenstände des Intelligenz-Blattes bezahlen für die mit kleiner Schrift gedruckte Zeile 1 Gr. sächs. oder 4½ Kr. rheinisch.

Sollten Schriftsteller oder Verleger, einer baldigen beurtheilenden Anzeige wegen, die neuerschienenen Werke einsenden wollen, so wird gebeten, dieselben vermittelst Buchhändler-Gelegenheit unter der Adresse:

An die Redaction
der
Jahrbücher der Literatur
in Heidelberg

der unterzeichneten Verlagshandlung gefälligst zugehen zu lassen.

Der Druck und die Expedition werden prompt und pünktlich besorgt, und letztere vostäglich durch die hiesige Löbliche Zeitungs-Expedition an alle Löblichen Postämter und monatlich durch alle Buchhandlungen statt finden.

Der Preis bleibt, der gedachten Erweiterung ungeachtet, für den Jahrgang

11 Fl. rhein. oder 6 Thlr. 16 Gr. sächs.

Vorausbezahlung, und bitten wir, die Bestellungen für das nächste Jahr möglichst zu beschleunigen, da das erste Heft schon mit Anfang Januar wird versendet werden. Heidelberg, den 1. Dezember 1820.

August Oswald's
Universitäts-Buchhandlung.

## Für Schulen und Gymnasien.

Heinrich Brosenius

### Wegweiser durch das Gebiet der Künste und Handwerker, für die Jugend.

8. Leipzig, in der Gräffschen Buchhandlung. (21 Bogen) 18 Gr. Auch unter dem Titel:

### Lehrbuch der Technologie für Schulen.

Schon in mehreren Schulen ist dieses Buch eingeführt und mehrere werden diesem Beispiel folgen, wenn sie es kennen lernen.

Heinrich Brosenius

### Waarenkunde für Töchter, mit Beziehung auf den Haushalt.

8. Ebendaselbst, auf holl. Pap. sauber geheftet 1 Thlr., auf Druckpapier uneingebunden 18 Gr.

Was obiger Wegweiser für den Knaben ist, das ist diese Waarenkunde für das Mädchen. Der Mann soll erwerben, das Weib soll erhalten. Wenn beide Theile das ihrige thun, so erfolgt, was Doctor Martin Luther sagt: „Ein Jeder lerne seine Lektion, so wird es wohl im Hause stohn."

Dr. Ernst Tillich's

### Allgemeines Handbuch der Arithmetik, oder Anleitung zur Rechenkunst für Jedermann.

Zweite völlig umgearbeitete und mit einem praktischen Theil vermehrte Auflage v. Prof. Fr. W. Lindner. 8. Leipzig, in der Gräffschen Buchhandlung. (38½ Bogen) 1 Thlr.

Seite 162 im 2ten Theil sagt Hr. Prof. Lindner, nachdem er Alles angeführt hat, was dieses Rechenbuch vor allen auszeichnet: „Diese Uebersicht ist hinreichend, um diesem Rechenbuche in allen Schulen Eingang zu verschaffen; denn sie enthält das Nothwendigste der praktischen Arithmetik für alle Verhältnisse des Lebens; das Bedürfniß der Volksschulen und Bürgerschulen ist dadurch ganz beschwichtigt; für Handlungs-Schüler enthält es das, was im Allgemeinen jeder Zögling derselben wissen muß; für den Elementar-Unterricht auf gelehrten Schulen ist Alles gegeben, was verlangt werden kann."

Um es nun allen Schul-Anstalten leichter zu machen, es in denselben ein zu führen, so will die Verlagshandlung, wenn 25 und mehr Exemplare auf einmal genommen werden, das Exemplar für 16 Gr. geben, mithin kommt der Bogen 5 Pf. zu stehen. Bei einem solchen Werke etwas Seltenes in unsern Tagen. Diese Vortheile können aber nur von der Gräffschen Buchhandlung in Leipzig oder von der Maurerschen Buchhandlung in Berlin unmittelbar an Schulen gegeben werden.

Karl Wilhelm Ramler's

### Kurzgefaßte Mythologie

oder Lehre von den fabelhaften Göttern, Halbgöttern und Helden des Alterthums. Vierte verb. Aufl. Mit 14 Kupfern, enthaltend 59 mythologische Darstellungen; dazu 37 Bogen Text für den äußerst billigen Preis von 1 Thlr. 4 Gr. 8. Berlin. Maurersche Buchhandlung.

Bedingungen für Schulen wie bei Tillichs Rechenbuch, bei 25 Exempl. à 20 Gr.

G. C. Claudius

### Allgemeiner Briefsteller.

Nebst einer kurzen Anweisung zu den nöthigsten schriftlichen Aufsätzen für das gemeine bürgerliche Geschäftsleben. Ein Handbuch zum Selbstunterricht für die mittlern und niedern Stände. Siebente verbesserte und vollständigere Aufl. 8. Leipzig in der Gräffschen Buchhandlung. (45 Bogen) 21 Gr.

Für Schulen bei 25 Exempl. à 18 Gr. Bedingungen wie bei Tillichs Rechenbuch.

P. Terentii Afri

### Comoediae

E Recensione Reichardii Bentleii. Ictus per Accentus acutos expressi sunt, discentium commodo. 12mo. Berolini e libraria Maureriana. 16 Gr.

Für Schulen bei 25 Exemplaren à 12 Gr., Bedingungen wie bei Tillichs Rechenbuch.

Otto Schulz

### Aufgaben zur Einübung der lateinischen Grammatik.

Nach der (seiner) lateinischen Grammatik (davon die 3te Aufl. unter der Presse ist.) 8. Berlin in der Maurerschen Buchhandlung (10½ Bogen) 8 Gr.

Für Schulen bei 25 Exempl. à 6 Gr., Bedingungen wie bei Tillichs Rechenbuch.

(Obige Bücher sind in allen soliden Buchhandlungen für den Ladenpreis zu bekommen.)

Berlin. Maurersche Buchhandlung.

## Für Journal-Zirkel.

### Conversations-Blatt.

Eine allgemeine Zeitschrift für Leben, Wissenschaft, Kunst, Gewerbwesen und Erheiterung; für Natur-, Länder-, und Völkerkunde, Geschichte, Literatur und Kritik; für Theater, Musik u. s. w.

Preis des Jahrganges: 8 Thlr.

Diese bereits einen entschiedenen vortheilhaften Ruf genießende encyclopädische Zeitschrift erscheint vom 1sten Oktober 1820 an in unserm Verlage. Auch haben wir die ersten drei Quartale übernommen, welche nun allein bei uns zu haben sind. Der künftige Jahrgang, bedeutend erweitert und vervollständigt (unter Anderem mit literarisch-artistischen Beilagen vermehrt), über welchen ein ausführlicher Prospektus in allen

Buchhandlungen gratis zu haben ist, kommt gleichfalls in unserem Verlage heraus.

Carl Geroldsche Buchhandlung in Wien.

---

Bei Adolph Marcus in Bonn sind erschienen und durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

**Neueste Gedichte**

von

**Friderike Brun, geb. Münter.**

(Der sämmtlichen Gedichte der Verfasserin 3s Bändchen.)

Mit einem lythographirten fac simile der Handschrift Friedrich Leopolds Grafen zu Stolberg.

Sauber geheftet. Preis: 1 Thlr.

Den zahlreichen Freunden der verehrten Verfasserin wird diese kurze Anzeige genügen, um diesem, durch des Verlegers Sorge würdig ausgestatteten jüngsten Geschenk ihrer Muse, die verdiente willkommene Aufnahme zu sichern.

---

Bei uns ist zu haben:

**April-Launen des Gesellschafters.**

Mit Beiträgen ernsten, scherzhaften und satyrischen Inhalts von Bertram, M. Bondi, Gerle, F. W. Gubitz, Th. Laurin, Leander, W. A. Lindau, Wilh. Müller, Richard Roos, Karl Seidel, Amalie von Selt, Seyfried, Karl Stein und L. Zunz; nach siebenzehn beigedruckten Vignetten. Aus dem Aprilheft der Zeitschrift: „Der Gesellschafter oder Blätter für Geist und Herz.

Preis 1 Thlr. 8 Gr.

Wir begnügen uns, bei diesem, von Vielen gewünschten besonderen Abdruck auf die Beurtheilung aufmerksam zu machen, welche neulich die „Allgem. Literatur-Zeitung" (Ergänzungs-Blätter Nr. 70) gab und die es bestätigt, daß dies Büchlein sich zu angenehmer Unterhaltung eignet.

Berlin. Maurersche Buchhandlung. Poststraße Nr. 29.

---

Bei mir ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen zu erhalten:

**Dittmar,**

**die bevorstehende Winter-Witterung,**

von der Mitte des Novembers 1820 bis Frühlings-Anfang 1821.

Inhalt:

1) Naturgeschichte der vergangenen Sommer-Witterung. 2) Gedanken über klimatische Witterung 3) Die Vertilgung der Wickel-Raupe. 4) Die Reisen der Wolkenzüge nach dem Zenith von Berlin (Lokalwetter). 5) Die bevorstehende Winter-Witterung.

Preis: geh. 6 Gr.

E. H. G. Christiani, Buchhändler in Berlin.

---

Allen teutschen Lese-Gesellschaften wird hiemit empfohlen:

**Die Zeitschrift Eos.**

(Vierter Jahrgang 1821.)

Tendenz und Inhalt der nun wieder in München erscheinenden, von einem literarischen Vereine herausgegebenen Zeitschrift „Eos" sind hinlänglich bekannt.

Der im In- und Ausland ihr zu Theil gewordene Beifall der Gebildeten hat derselben einen würdigen Rang unter den teutschen Unterhaltungs-Blättern angewiesen.

Erheiternde Original-Aufsätze aus dem Gebiete des Schönen und Belehrenden werden auch in diesem Jahre durch eine erhöhte Mannigfaltigkeit anziehen; nicht minder hat der wissenschaftliche Kreis des damit vereinten Kunst- und Literatur-Blattes durch die vermehrte Anzahl der Mitarbeiter eine bedeutende Erweiterung gewonnen. Es wird immer die neuesten und interessantesten Erscheinungen des Vaterlandes in diesen Fächern schnell anzuzeigen bemüht seyn.

Jede Woche erscheinen drei halbe Bogen. Man pränumerirt halbjährig mit sechs, vierteljährig mit drei Gulden rheinisch. Das Königl. Ober-Postamt München übernimmt die Expedition an alle Postämter des In- und Auslandes.

Für die Buchhandlungen des nördlichen Teutschlands besorgt Herr Buchhändler Lauffer in Leipzig die Versendung in monatlichen Heften.

Alle Freunde der schönen Literatur in der Nähe und Ferne werden daher zur Theilnahme und Mitwirkung eingeladen. Wir hoffen, daß diese Unterhaltungsschrift, sowohl in allen Lesezirkeln, als insbesondere in gebildeten Familien der ihr bisher gewordenen günstigen Aufnahme sich auch fortan erfreuen möge.

München, im Dezember 1820.

Die Redaction der „Eos".

---

Von dem, durch Beurtheilungen hinlänglich als vortrefliches Werk bekannten didaktischen Roman:

**Wahl und Führung**

oder

**Religion und Fanatismus**

sind noch, für den Preis von 4 Thlr., Exemplare in allen Buchhandlungen (Leipzig, bei Köhler) zu haben.

---

**Anzeige.**

Unterzeichnete kaufen alte und neue Oelgemälde, Antiken aller Art, vorzüglich in Holz und Elfenbein geschnitzte Kunstsachen, sowohl im Einzelnen als in Quantitäten. Zugleich empfehlen sie sich zu Aufträgen sowohl im Ein- als Verkauf.

Burgheim et Comp., Commissionärs, Neustädter Fuhlentwite Nr. 20. in Hamburg.

(Sämmtliche angezeigte Bücher sind durch die Maurersche Buchhandlung in Berlin, Poststraße Nr. 29, und durch die Gräffsche Buchhandlung in Leipzig zu bekommen.)

# Ausserordentliche Literarische Beilage

zu den Gesellschafter.

## Taschenbuch zum geselligen Vergnügen auf das Jahr 1821.

Mit Königl. Sächs. allergnäd. Privilegio.

Neue Folge. Erster Jahrgang.

Ausgabe in Seide und reich vergoldet 4 Rthlr.
Gewöhnliche Ausgabe mit goldnen Schnitt 1 Thlr. 20 Gr.

Leipzig, bei Joh. Friedr. Gleditsch.

## Inhalt.

### Erzählungen.

Owen Tudor. Eine Reisegeschichte von Lud. Achim v. Arnim.
Der Schwedenkeller. Erzählung von K. G. Prätzel.
Der gefundene Sohn. Komische Erzählung von Fr. Treitschke.
Lolo und Muri. Ein Mährchen von Fr. Laun.
Jacob Thau der Hofnarr. Erzählung von E. von Houwald.
Die Marquise de la Pivardiere. Erzählung von E. T. A. Hoffmann.

### Gedichte.

Bernhardi, K., Frühlings-Betrachtung. Warnung, die Trösterin.
Bromigk, Epigramme, 1) Größe der Liebe. 2) auf eine anonyme Broschüre.
Castelli, J. F., der Leichenwagen.
Deinhardstein, leichter Sinn, mit Melodie von Fr. Schneider. Auf dem Maskenballe. Rechte Weise.
Eberhard, A. G., der Peter auf Freiersfüßen.
Falk, Joh., Abendständchen. Die Unentschlossene. Der verlorne Schlüssel, mit Melodie v. C. Schulz.
Fink, G. W. Vaterfreuden. Kleobis und Biton oder die Glücklichen.
Gittermann, J. C. H. Der Wassertropfen. Alte und neue Zeit.
Heilmann, M. L. Am Sylvester-Abend.
Herrmann, F. R. Nachbildungen 1) Madrigal von Louis Martin, Narziß von Bojardo.
Hesekiel, G. F. Wiegenlied, mit Melodie von C. Schulz.
Jeitteles, Dr. Aloysius. Sängers Frühlingslied.
Kannegießer, K. L. Die Mutter bei der allgemeinen Todtenfeier.
Laun, Fr. Romanze.
Mosengeil, Fr. Sonettenkranz in drei Bildern: 1) Amor im Käfig. 2) Amor von den Grazien in einem Rosenkörbchen emporgehoben. 3) Amor vereinigt ein liebendes Paar, das einen Kranz auf der Aeltern Haupt drückt.
Niemeyer, Chr. Warnung für Antinarziß.
Rückart, Fr. Mutter Sonne. Frühling Liebster.
Roos, R. Ed. Kleiner Unterschied. Sängers Epistel aus dem Himmel an die Sanggenossen der Erde. Die Krone der Freundschaft.
Schäfer, L. Frühlingslied in Tivoli von deutschen Künstlern gesungen. Tassos Tod. Sonett an seinem Denkmale geschrieben. Vom Künstler. Die Nacht in der Gallerie. Die Nachtwandlerin. Ewige Klage.
Tieck, L. Prolog zur Magelona.
Treitschke, Fr. Die Wellen. Lebenslauf eines Verdrüßlichen.
Wendt, A. Frühlingsgruß. Vor der Reise. Jägers Lied. Die Wiedervereinigung. Romanze. Schlaf und Erwachen.
Wetzel, K. G. Weihnachten. Vorgefühl. Erstes Scheiden. Erinnerung. Sängers Schwanenlied und Sängers Liebeleben (nach Horaz). Fräge.

Räthsel, Charaden und Logogryphen, von J. P. Hebel.

Melodien, von Fr. Schneider und C. Schulz.

Kupfer. 1. Titelblatt mit Vignette die geflügelte Victoria. 2. Titelkupfer. Magdalena nach Correggio und Anderloni von Schwerdtgeburt. 3. Johannes nach Domenichino von Prof. Bitthäuser. 4. Madonna mit dem Kinde nach Titian von Schwerdtgeburt. 5. 6. 7. 8. Darstellungen denkwürd. Gebäude des Mittelalters nach Dom. Quaglio's Zeichnungen, von Aubert, Richter und Frosch gestochen. 9. 10. 11. liefern Darstellungen aus dem Inhalte des Taschenbuchs nach Ramberg von W. Böhm, Bolt und Jury.

Da die Blätter No. 2. 3. 4. besondern Kunstwerth haben, so sind einige wenige Abdrücke auf groß Papier avant la lettre à 16 Gr. jedes Blatt zu erlangen.

---

Wenn der Verleeger sich mit der bloßen Anzeige des Inhalts begnügt und mit Vermeidung alles Eigenlobs diese, seit 1791 jährlich mit Beifall wiederkehrende Erscheinung ankündigt, so kann der Werth derselben dadurch nicht vermindert werden, und bleibt den vieljährigen Freunden dieses Taschenbuches, umsomehr bei veränderten Herausgeber und Mitarbeitern ihr eigenes Urtheil über solches. Wegen verspätigter Beendigung einiger der vorzüglichsten Kupferplatten, wird erst bis Mitte Oktobers, die Versendung an die zahlreichen Besteller beendigt werden können, und wird hiermit auf vielfältige Anfragen erwiedert, daß die ersten dreyßig Jahrgänge mit mehr als 300 Kupfern für den verminderten Preis von 22 Thlr. zu erlangen sind.

---

ten aus; und so wenig leicht es auch ist, die Vorzüge dieses Verfassers von den andern bekannten geogr. Autoren zu erkennen, so spricht die Einführung in vielen Gymnasien und Schulen schon hinlänglich dafür.

**Bergmanns** Taschen-Etui rc. der Schönschreibekunst, deutsche, englische, italienische, französische, russische, polnische, griechische und hebräische Vorschriften. 50 Blätter. 12. 18 Gr.

Durch den Besitz dieses kleinen Vorschriften-Buches erhält der Käufer beinahe alle mögliche Schriftarten, und zwar genau so wie man in den verschiedenen Sprachen den Duktus angenommen hat.

**Ludwigs**, C., vollständiges Taschenwörterbuch, Englisch-Deutsch und Deutsch-Englisch, mit Accenten versehen und einer Einleitung die Grundregeln der Aussprache enthaltend. Zweite vermehrte und verb. Auflage. 8. Zwei Theile in einen gebunden.
Fein Druckpap. 2 Thlr. 8 Gr. Engl. Velinpapier 3 Thlr.

Ueber diese zweite Auflage, welche große Vorzüge vor der frühern hat, vorzüglich was die Abhandlung über die Aussprache betrifft, werden alle Kenner bei einer nähern Prüfung das günstigste Urtheil fällen.

**Schmalz**, Fr., Erfahrungen aus dem Gebiete der Landwirthschaft. gr. 8. 4 Bände.
4 Thlr. 14 Gr.

**Mittheilungen** aus dem Gebiete der Landwirthschaft von Koppe, Schweizer, Schmalz und Teichmann. gr. 8. 1r Theil. 1 Thlr. 8 Gr. 2r Theil mit 1 illum. Kupfer. 1 Thlr. 16 Gr.

Der denkende und immer weiter strebende Landwirth ist durch die Erfahrungen und Mittheilungen (welche beide nur immer dann fortgesetzt werden, wenn die Herren Verfasser, sämmtlich Praktiker in ihrem Fache, hinlängliche Materialien haben) nach dem Urtheile Aller, durch ein Paar werthvolle Sammlungen bereichert worden.

**Hochheimer's**, C. F. A., allgemein praktisches Haus- und Handwörterbuch für Hausväter, Oekonomen, Künstler, Fabrikanten und Handwerker aller Art, enthaltend in alphabetischer Ordnung, eine nützliche und auserlesene Sammlung der gemeinnützigsten Vorschriften aus der Oekonomie, Chemie, Technologie und Gewerbskunde. Dritte neu verbesserte Ausgabe. gr. 8.
1 Thlr. 8 Gr.

In der dritten vom Herrn J. C. Hofmann, Prof. der Technologie in Warschau, beinahe ganz umgearbeiteten Auflage, befindet sich solch ein Reichthum von Zusätzen, daß schon viele ähnliche Schriftsteller Gelegenheit nahmen, solche ein wenig zu stark zu benutzen, wie man solches hinlänglich nachweisen konnte.

**Meckel**, J. F., Tabulae anatomico pathologicae modos omnes, quibus partium corporis humani omnium forma externa atque interna a norma recedit exhibentes. Fasciculus I et II. cum Tab. aeneis. Fol.
12 Thlr.

Das Ganze wird mit 7 oder 8 Heften beschlossen seyn, und die Bibliothek des Anatom und Arztes erhält durch dieses kostbare Buch einen Beitrag, wie solchen nur Herr Prof. Meckel vermöge seiner schönen Sammlungen liefern konnte.

**Weise**, Dr. A., Albrecht Dürer und sein Zeitalter. gr. 4. Mit Portrait. Geheftet. 1819.
1 Thlr. 12 Gr.

Den Freunden der teutschen Kunstgeschichte war diese Erscheinung sehr willkommen. Das Portrait Dürers ist auch besonders für 12 Gr. zu erhalten.

**Wellentreter**, Tr., Gesammelte Blätter. 3 Theile. 8.
5 Thlr.

Ueber dieses gehaltvolle Buch ist bei dem Verleger eine besondere ausführliche Anzeige zu erhalten.

**Wichmann**, B. v., Urkunde über die Wahl Michael Romanow's zum Czar des Russ. Reichs im Jahr 1613. Ein Beytrag zur Geschichte des Russ. Staatsrechts. Mit 1 Kupfer. gr. 4. Geheftet. 1819.
1 Thlr. 12 Gr.

Der geehrte Herr Verf. wird in Kurzem dieser interessanten Schrift sein chronolog. Handbuch der Russischen Geschichte von 1672—1820 folgen lassen.

Zinkens, G. H., ökonomisches Lexikon, darin alle zum Acker- und Gartenbau, Viehzucht, Wiesewachs und andere zu einer Haushaltung gehörige Sachen in alphabet. Ordnung durch kurze Beschreibungen erklärt werden. Neue vermehrte und verbess. Auflage, von E. A. Leich. Mit Kupfern. gr. 8. 2 Thlr.

Die mehrfachen Nachdrücke dieses äusserst brauchbaren ökonomischen Lexikons, haben den Verleger bestimmt, den Preis von 3 Thlr. 16 Gr. auf 2 Thlr. herabzusetzen, wofür solches in allen Buchhandlungen zu erlangen ist.

---

Auf Verlangen ist gratis (so weit die Auflage reicht) bei J. F. Gleditsch in Leipzig folgende Brochüre, gr. 8. 114 Seiten, zu bekommen, betitelt:

Nachweisungen über die merkwürdigsten Veränderungen, die in den Fabrik-, Manufaktur- und Handlungswissenschaften zwischen den Jahren 1791—1811 Statt gefunden haben.

---

Die Verlagshandlung der Allgem. Encyclopädie der W. u. K. von Ersch und Gruber hat in Erfahrung gebracht, daß es Buchhandlungen giebt, die aus zweideutigen Absichten den Absatz dieses geschätzten Werkes zu schaden versuchen; dieselbe ladet deshalb sowohl ältere als neuere Subscribenten ein, sich für Schlesien an Herrn W. G. Korn in Breslau; für Baiern an Herrn Krüll in Landshut; für Würtemberg an Herrn Ebner in Ulm, Löflund u. Metzler in Stuttgardt; für die Schweiz an Herrn Ziegler und Söhne in Zürich, Sauerländer in Aarau; für die Main- und Rheingegend an die Andräische Buchhandlung und Herrn Varrentrapp in Frankfurt a. M.; für Nord-Teutschland an die Herren Perthes und Besser, Hoffmann und Campe in Hamburg, Gebrüder Hahns und Helwings in Hannover, die löbl. Schulbuchhandlung in Braunschweig, Nicolaische Buchhandlung und Herrn Dümmler in Berlin. Ferner an die Herren Calve, Enders und Krauß in Prag und Gerold in Wien. Für Thüringen an Herrn Voigt in Sondershausen, oder an jede beliebige Buchhandlung zu wenden, von der dergleichen nicht zu erwarten steht; der 5te und 6te Theil sind ihrer Beendigung nahe.

---



